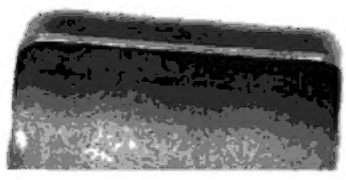
MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebzehnter Jahrgang.

1823.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen im Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzuwenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

Digitized by Google

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geschichte und geschichtliche Sagen.

Colombo-Amerikanische Urkundensammlung. 113.

Erzählungen.

Fortsetzung des Romans von Börne. 104. 105.
Frau und Magd; ein Mährchen von Raupach. 109. 110. 111. 112. 115. 116. 117. 120. 121.
Quentin Durvard. 118. 119. 122. Dessen Erlösung vom Strange. 125. 126. 127. 128.
Ein Blick auf den jetzigen Zustand Irlands. 129. 130.
Tanz der Wilden von den Oto- und Jowav-Völkern am Missouri, vor einem Kongreß von Weißen. 129.

Länder- und Völkerkunde.

Fortsetzung von Cailland. 104.
Indianische Großmuth. 104.
Fortsetzung der Harmonie-Gesellschaft. 105. 106. 107. 108.
Ueber Egypten und den Thierkreis von Denderah. 114.
Etwas über die nordamerikanischen Indianer. 127.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Pariser Estaminets. 106. 107.
Erhaltung von Fischen durch Zucker. 109.
Parachute Rackete. 109.
Ueber die Wärme von Schubert. 112. 113. 114. 115. 117. 118. 119. 120.
Neues Trauerspiel von Derszen. 112.
Anekdote 113.
Schlittschuhlauf. 116.
Der Garten der Tuillerien. 122. 123. 124.
Der deutsche Improvisator. 130.
Literarische Festschüsse. 130.

Biographien.

Bruchstücke aus dem fünften Band von Lascases Tagebuch von St. Helena. 108. 109. 111.
Bruchstücke aus dem sechsten Band von Lascases Tagebuch von St. Helena. 121. 123. 124. 125. 126. 128.

Parabeln.

Sympathie-Vögel. 110.

Gedichte.

Charade. Adelheid. 106.
Die Arche Griechenlands. v. Sondershausen. 111.
Palindrom. Gras. Sarg. 112.
Des Schiffers Lied. Adrian. 114.
Das Schlacht-Roß der Hellenen. Sondershausen. 115.
Sonett von Filicaja. 117.
Charade. Milchstraße. 118.
Jugendflucht. 119.
Des Frühlings Triumph. 121.
An W. Müller. 123.
Charade. Federmesser. 124.
Die wandernden Künstler. 126.
Sonett von Adrian. 127.
Douglas-Tragödie. Conz. 128.

Korrespondenz.

Berlin. 104. 110. 111. 117. 118. 119. 121. 122. 123. 125. — Dresden. 118. 122. 123. 130. — Genf. 126. — Leipzig.

Digitized by Google

120. 121. — London. 105. 106. — München. 112. 113. — Paris. 108. 109. 114. 115. 116. 127. — Aus der Schweiz. 115. 125. — Stuttgart. 124. — Weimar. 126. — Wien. 106. 107. 128. 129.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Kunstnachrichten aus der Schweiz. — Aus London.

Nro. 36.

Nachrichten über die neuesten Ausgrabungen in Pompeji. (Aus einem Schreiben an Hrn. Geh. Hofr. Creuzer in Heidelberg, vom Herausgeber.) — Kunstnachricht aus Leipzig.

Nro. 37.

Das Tragen der Kränze im Mittelalter. (Bruchstück aus Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen.) Von Büsching. — Alterthumskunde. Bilder des griechischen Alterthums, oder Darstellung der berühmtesten Gegenden und der wichtigsten Kunstwerke des alten Griechenlandes. Herausgegeben von J. Horner. 18 bis 38 Heft.

Nro. 38.

Etwas über Antonio Canova. An Friedrich von Matthisson. Von Friederike Brun, geb. Münter. — Kunstnachrichten aus Paris. Malerey.

Nro. 39.

Ueber einige Gemälde von altdeutschen und altneapolitanischen Meistern in Neapel. — Kunstnachrichten aus Paris. (Beschluß.) Kupferstecherkunst. Baukunst.

Nro. 40.

Ueber einige Gemälde von altdeutschen und altneapolitanischen Meistern in Neapel. (Beschluß.) Von Schorn. — Rom, den 19. April 1823. — Aus London.

Nro. 41.

Altgriechisches Basrelief in Medaillons-Form, den Besuch der Venus bey dem Achilles vorstellend. — Gallizische Bauern fangen ein wildes Pferd. Oelgemälde auf Holz von Peter Heß. Von B. Speth. — Nachrichten aus Breslau.

Nro. 42.

Kunstnachrichten aus Paris. Bildhauerkunst. — Neue Kupferstiche und lithographirte Blätter. — Die entführte Europa, auf alten Gortynischen Münzen.

Nro. 43.

Kunstliteratur. Die Kunst in Italien von B. Speth. 1r — 3r Theil. München bey J. A. Finsterlin 1819 bis 1823. 8. — Die Chapelle ronde zu Nancy. Von Adrian. — Breslau. April.

Literatur-Blatt.

Nro. 35.

Wunder-Literatur. Ueber die Wunder des Christenthums und deren Verhältniß zum thierischen Magnetismus mit Berücksichtigung der neuesten Wunderheilungen nach römisch-katholischen Principien, von Carl Phil. Eduard Lilloopp. 1ster Th. — Natur-Wissenschaft. Flugkunst. Fluges Beginnen und Fluges Fortgang, von M. A. W. Zachariä. — Geschichte der Luftschwimmkunst von 1783 bis zu den ersten Wendelsteiner Fallversuchen. — Das Glasbäntchen. Eine Schrift zur Belehrung für Landwirthe von M. A. W. Zachariä. Nebst einer Probe des Glasbäntchens. — Vergiß es nicht. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Februar 1823.

Nro. 36.

Taschenliteratur für 1823. Eibora. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Februar 1823. (Beschluß.)

Nro. 37.

Dramatische Dichtkunst. 1. Guilt or the Anniversary a tragedy in four acts from the German of Adolphus Müllner. 2. Vetek' súlya, Szomoru Játék. (Das Trauerspiel, die Schuld.) In Döbrentei Gábor' Külföldi Szinjátékai, Elsö Kötet. — Liturgie. Worte eines protestantischen Predigers über die Liturgie an Sonn- und Festtagen und zur Abendmahlsfeyer für die Hof- und Domkirche in Berlin. — Alte Literatur. Sammlung der römischen Klassiker in einer neuen deutschen Uebersetzung und mit kurzen Anmerkungen. Von einem deutschen Gelehrtenvereine. Auch unter dem Titel: Des Marcus Tullius Cicero drey Bücher von den Pflichten. Uebersetzt und erläutert von M. Karl Lud. Chrstn. Hauff.

Nro. 38.

Dramatische Dichtkunst. (Beschluß.) 3. Die Schuld. Trauerspiel in vier Akten von Müllner. Vierte Auflage. — Unterhaltungs-Literatur. Bilder des Herzens und der Welt. In Erzählungen von Henriette Hanke. Erstes Bändchen. — Luise Brachmann und Herr Anaust Kuhn. Von Müllner. — Das Bestehende. Das Beste. Von Müllner.

Nro. 39.

Dramatische Dichtkunst. Weimarisches dramatisches Taschenbuch für größere und kleinere Bühnen. Herausgegeben von Theodor Hell. Erster Jahrgang 1823. Mit Clarens Portrait und 3 kolorirten Kupfern. — Dramatische Dichtkunst. Der Liebe Wirken, oder: die Heiden von Granada. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Von Ferdinand Freyherrn von Biedenfeld. — Finanz-Wissenschaft. L'art de faire des dettes et de promener ses creanciers; par un homme comme il faut.

Nro. 40.

Kunstphilosophie. Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beylagen von Karl Immermann. — Dramatische Literatur. Le Corrupteur, comédie en cinq actes en vers; précédée de Dame Censure, Tragi-Comédie en un acte et en prose; par Lemercier. 1. Dame Censure. 2. Corrupteur. — Unterhaltungs-Literatur. Ivanhoe. Ein Roman vom Verfasser des Waverley. Aus dem Engl. übersetzt von Elise von Hohenhausen. Vier Theile. — Zeitgeschichte. Minister Londonderry und sein Federmesser.

Nro. 41.

Dramatische Dichtkunst. Saul; tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet. — Dichtkunst. Virgils Aeneide. In deutschen Jamben (gereimten Stanzen) von Dr. (Philos.) Joseph Nürnberger. Vier Bändchen. — Geschichte. Geschichte der Inquisition von Spanien und Portugal von ihrer Entstehung an unter Pabst Innocentius III. Nach dem Engl.

Nro. 42.

Dichtkunst. Le Roi des Aulnes. Elégie. — Unterhaltungs-Literatur. Eduard, ein romantisches Gemälde nach Walter Scotts Waverley, bearbeitet von W. A. Lindau. Vier Theile.

Nro. 43.

Statistik. Vollständige specielle topographisch-statistische Beschreibung des jetzigen Königreichs Sachsen, bearbeitet von Carl Mertel. Erster Band. (Erstes Heft.) — Zeitgeschichte. 1. Denkschriften über die geheimen Gesellschaften im mittäglichen Italien, und insbesondere über die Carbonari. Mit 12 Kpfr. und einem Holzschnitt. 2. Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unter-Italien, insbesondere der Carbonari. Aus dem Original übersetzt von Heinrich Doering. Mit 12 Kupfern und einem Holzschnitt.

Digitized by Google

Nro. 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Mai 1823.

Geh fort, du Lufthauch, geh!
Stichst nimmer doch so weh
Als Hohn für Gutthat sticht.
Du hauchst zwar Wass'r in Eis,
Doch ist's mir Paradeis
Für: „Freund, ich kenn dich nicht.“

Shakespear.

Der Roman.

(Fortsetzung.)

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, Ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückische Verläumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen, und Recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh... Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die alten Fledermäuse, die mir so lange um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber!.. Verloren, verrathen, betrogen!..

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grams zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder, stand ihm längst zur Seite. Bravo! — rief dieser, in die Hände klatschend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Hast Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bey deiner gnädigen Mama? — Die Komödie ist aus, erwiederte Karl. — Schon geschehen? Schade, wäre gern dabey gewesen. Hast Beyfall gefunden? Hat die gnädige Sippschaft dich gelobt? Hat die hohe Götterschaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibst mir noch. — Karl sank mit thränenden Augen an die Brust seines Freundes. — Was ist das Charles, was bedeutet das? Das ist nicht Spiel, rede, was ist geschehen? — Karl sprach und weinte sich aus. — Das ist Alles? Weil du ein Jude bist? frug Corre zwischen Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott sey Dank! mein Name steht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die sich geduldig schlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre besser zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerrissen. — Alles, seufzte Karl, Alles ist verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und diese Narbe ist dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du sie trägst, rechnest du für Nichts? — Mit tausend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und so zurückgestoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles, du hast ein Mädchen verloren, und dich gewonnen. Da es da-

Digitized by Google

bin gekommen, darf ich offen mit dir sprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges seyn, was meinen Charles besiegte. Doch hättest du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die schielende Alison, die liebliche Tochter unserer Marketenderin gewesen; ich hätte Mondnächte mit dir durchseufzt und durchwacht, und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeschlecht ist meiner Seele verhaßt. Du kennst sie nicht, Charles, ich kenne sie besser. Den Hund verachten wir nicht so, wie sie uns verachten. Die übermüthigen Verdorbenen, ob ich sie kenne! Sie haben uns alle unsere Siege vorgebahnt. Fürst und Land und Volk haben sie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen besiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieses Glas leeren. Es lebe die Freyheit! — Es lebe die Freyheit! rief Karl begeistert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgestoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, stürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erst an seiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, spizbübischer Jude! Hab' ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieser suchte seinen Degen, und da er ihn nicht fand, drängte er sich an Corre, ihm den seinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre stieß ihn zurück. Wag' es nicht, sagte er; dieser Degen ist mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — schrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zusammen, das steht Eines für das Andere. — Zieh! schrie Corre, wahr' dein Rosenblut, Page! Sie fielen aus, beym zweyten Gange stürzte der Hauptmann nieder und badete sich in seinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre bekommen. — Schick zum Pfaffen, sprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

(Der Beschluß folgt.)

Vorläufiger Bericht und Uebersicht der zweyten Reise nach Nubien und in's Königreich Sennaar von Herrn Frédéric Cailliaud, in den Jahren 1819 bis 1822.

(Beschluß.)

Nachdem er die Ruinen von Soba, den Confluent von Rahad (das alte Astosaba), denjenigen des Dender, die Stadt Sennaar, den Lauf des Gologo, die Landschaft Fazoele, den Jabousse und den Tomat, weitere Zuflüsse des Nils, besucht hatte, gelangte Herr Cailliaud endlich im Hornung 1822 in die Landschaft Singué, welche zwischen beyden Flußarmen gelegen und von Muselmännern bewohnt ist, obgleich Heidenvölker, oder Anbeter von Bäumen, Mond und Sternen, fünfzig Meilen weiter nordwärts, im Königreich Bertät leben. Singue war das Ziel der Reise des Prinzen Ismail, und weiterhin sind auch unsere Reisenden nicht gelangt. Eine bösartige Seuche richtete große Verwüstungen im Heere an; auch acht Europäer waren bereits durch sie hingerafft; es mußten Berge überstiegen und dichte Waldungen durchwandert werden, wo mitunter wilde Thiere hausten, und wo die nicht minder wilden Bewohner den Egyptern stets neue Hindernisse in den Weg legten. Von Egypten war man über fünfhundert Meilen entfernt, und die Fahrzeuge der Expedition mußten fünfzig Meilen eines Katarakten-Weges zurücklegen. Bey den angehäuften Schwierigkeiten glaubte Ismail Pascha auf jede weitere Verfolgung seiner Plane, zu ferneren westlichen Eroberungen und höherer Auffahrt des weißen Flusses, verzichten zu müssen.

Auf diesem lezteren Reiseausflug befand sich Herr Cailliaud von Meroae eben so weit entfernt, als Meroae von Egypten entfernt ist. Kein europäischer Reisender hatte sich von dieser Seite her dem Aequator so viel genähert; Brown war bis zu 16° 10', und Bruce bis zu 11° gelangt.

Die ganze durchreiste Landschaft ist von den französischen Begleitern des egyptischen Heeres aus allen für die Erdbeschreibung wichtigen Gesichtspunkten erörtert worden. Herr Cailliaud hat, mit Hülfe seines eifrigen Gefährten, und mittelst guter astronomischer und physikalischer Werkzeuge, vielfältige Beobachtungen der Polhöhen und Längenbestimmungen gemacht; er hat gleich sorgfältig die Abweichungen der Magnetnadel, die Natur des Bodens, das Klima und die Temperatur beobachtet; den Lauf des Nilstroms Schritt vor Schritt verfolgend, hat er seine vielen Katarakten genau angegeben, unter andern den der Landschaft Chagny, welcher selbst hinwieder aus einer langen, 45 Meilen weit ausgedehnten, Reihenfolge von Kaskaden besteht; er hat endlich auch die Gebirge beschrieben, und die Thiere sowol als die Pflanzen dieser Landschaften gesammelt.

Noch anderweitiges Verdienst mehr hat sich Herr Cailliaud um die Erdbeschreibung und die Alterthümer erworben. Er hat von allen oberhalb des zweyten Katarakts gelegenen Denkmälern Plane aufgenommen: zwischen Chendy und Gerry, in der Entfernung vom Flusse, hat er ganz neuerlich weitläufige Ruinen, von 2500 Fuß Umfang, entdeckt; entfernter die Ruinen von Naka, und noch entfernter diejenigen von Soba: alle sind durch ihn vermessen und beschrieben worden. Das Reich von Meroae scheint demnach viele den Griechen unbekannt gebliebene blühende Städte besessen zu haben. Die neuen Entdeckungen werden uns bessere Belehrung geben, als was bisher bey den Schriftstellern gefunden ward. Jezt, bey besserer Kenntniß des Landes, ist man im Stande, die 3000 Stadien

Digitized by Google

der Insel Meroae, zwischen den Strömen des Astosaba, des Astapus und des Astaboras zu vermessen.

Die Herren Caillaud und Letorzec hatten diesen bedeutsamen Entdeckungen einen kühnen Reiseausflug nach der Oase von Spouah vorangehen lassen. Mit kleinem Gefolge waren sie zu Ende des Jahres 1819 von Fayoum abgereist. Nach vierzehntägiger Wanderung durch die Sandwüsten Libyens mußte von ihnen ein Kampf mit den Arabern bestanden werden, dessen Ausgang glücklich war. Beym Tempel von Omm-Beydah eingetroffen, bestimmten die Reisenden, wie vor ihnen Browne gethan hatte, seine Länge und Breite, und nahmen überdieß noch alle Vermessungen desselben vor. Seither ist diese abgelegene und merkwürdige Gegend der Schauplatz eines Kriegszuges gewesen, und man verdankt dem Herrn Drovetti, der daran Theil nahm, schätzbare Nachrichten über die Oasis und den Ammonstempel, die sich in seiner wirklich unter der Presse befindlichen Reisebeschreibung finden. Statt nach Cairo zurückzukehren, begab sich Herr Caillaud unmittelbar nach der kleinen Oase, nach denen von Farâfre und Dakel, und hernach auf die Oase von Theben, wo er zwey Jahre früher eine schöne Entdeckung gemacht hatte, und endlich traf er, nachdem er, ohne auszuruhen, über dreyhundert Meilen Wegs durch die Wüste zurückgelegt hatte, in Ober-Egypten ein. Herr Caillaud ist demnach der einzige Reisende, welcher alle bekannten Oasen besucht und ihre Lage genau angegeben hätte. Seine frühere Reise, auf welcher er die Smaragdgruben und die alte Handelsstraße von Berenice wieder aufgefunden hat, ist sattsam bekannt*), so daß überflüssig wäre, die Ansprüche auf die Achtung und den Dank der Erdbeschreiber, welche der Nanteser Reisende sich vorhin erworben hatte, hier zu wiederholen.

*) Voyage a l'Oasis de Thebes, etc. Ein Folioband mit 50 Kupfertafeln.

Indianische Großmuth.

Als vor ungefähr fünfzehn oder achtzehn Jahren die Pawnees auf den Zederhügeln an der Platte sich niedergelassen hatten, waren die Otos, ungeachtet ihrer weit geringern Anzahl, oft mit denselben im Kriege verwickelt. Einmal aber folgten einige Otos in Friedenszeit den Pawnees, welche eben ihr Dorf auf einem allgemeinen Jagdzug verlassen hatten, und stahlen zwey Pferde. Diese Beleidigung brachte den Wasamrujah in die höchste Wuth: „Wenn ihr Krieg haben wollt, sagte er zu den Dieben, indem er sein Pferd bestieg, so sollt ihr ihn haben;" und in seiner Wuth ritt er sogleich zu dem verlassenen Dorfe jener Nation, und brannte es bis auf den Grund ab. Als die Pawnees bey ihrer Heimkehr ihr Dorf verheert fanden, marschirten sie in Masse gegen die Otos, und forderten Genugthuung für den zugefügten Schaden. Wasamrujah, welcher wahrscheinlich seine rasche That bereute, und jezt den Krieg zu verhindern wünschte, den er herbeygeführt hatte, trat auf einmal hervor und rief: „Ich bin es, der eure Stadt verbrannt; tödtet mich, wenn ihr wollt." Dieß aber wollten die Pawnees nicht, und ließen sich endlich durch Geschenke von Pferden und Waaren besänftigen. Sie entfernten sich hierauf von den Otos, und errichteten ihr jetziges Dorf an einer andern Stelle der Platte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im März.

(Beschluß.)

Ueber das Stück selbst — wie schwierig es ist, Eifersucht, die so oft komisch behandelte Eifersucht, als tragisches Motiv zu gebrauchen, wie schon der englische Dichter der südlichen Glut (eines Mohren) bedurfte und wie weise der spanische noch überdieß den mächtigen Hebel der Ehre anlegt, wie klar und scharf die Charaktere sich von einander abheben, durch Gegensätze, wie der Monarch und der Prinz, die Herrin und die Sklavin; wie unwiderstehlich das Kolorit des Gemähldes uns in ferne Fremde versezt und wie der Dichter uns das verwirrte Treiben einer großen Stadt und eine Nacht darstellt, die fröhliche Lust und namenloses Leid, sorglose Völlerey und grause Bluthat nachbarlich in ihrem Schatten birgt — über dieses Alles uns zu verbreiten, ist hier der Ort nicht, wo wir, nicht das Werk des Dichters, sondern die Darstellung zu entwickeln versprachen. Wir fürchten aber zu viel versprochen zu haben und es dürfte uns das begegnen, was wir selbst und vielfältig in den allzuhäufigen Nachrichten über Schauspielkunst getadelt haben, wir dürften hergebrachte Ausdrücke, stereotype Phrasen gebrauchen, die durchaus nichts Individuelles ausdrücken und kein anschauliches Bild einer bestimmten Darstellung geben. Denn reicht das Wort schon nicht dahin, ein Werk der bildenden Kunst vor das Auge des Lesers zu führen, um wie viel schwerer ist es, ein transitorisches Gebilde, die flüchtige Bewegung, den verhallenden Ton festzuhalten. Wenn wir Madam Wolff früherhin nicht unbedingt loben konnten, so gebührt ihr hier in der Rolle der Donna Gutierre der Preis der Vollendung. Von jener Expositions-Scene, wo sie: die Gattin eines Ehemannes, unerwartet den Gegenstand ihrer ersten jugendlichen Liebe wieder gewahrt und von da aufsteigend zu den immer greller werdenden Farbentönen, zum Kampf der Pflichttreue und der Neigung, zum Stolz des Ehrgefühls, zum tiefgekränkten Bewußtseyn der Schuldlosigkeit, zum angsterpreßten Geständniß unerlaubter unseliger Heimlichkeiten, bey Betheurung ihrer Reinheit, bis zu der Scene des Entsetzens, wo sie ihr blutiges Urtheil liest und wo sie in Raserey der Todesangst umsonst einen Ausweg aus dem verschlossenen Gemach sucht, umsonst nach Hülfe in dem menschenleeren Hause schreit — in allen diesen Scenen, in jeder dieser Steigerungen, erschien Madam Wolff als so vollendete Meisterin, und alle Künstlichkeit, ja die Kunst selbst, verschwand so ganz in der Lußfülle der Wahrheit, daß der Zuschauer fest auf jenem

Digitized by Google

Standpunkt des Anschauens gezaubert blieb, wo das siegende Gefühl der Befriedigung weder Reflexion noch Urtheil gestattet. Was wir aber noch als höchst merkwürdig hier anderen müssen, obwohl wir es nicht beschreiben können, das ist die Lokalfarbe, welche die Künstlerin dieser Darstellung zu geben wußte. Wir meinen hiemit nicht sowohl das südliche, das spanische Kolorit, als vielmehr das Festhalten an überhaupt moderne Tragik, im Gegensatz der heroisch-antiken. Die gewaltigen Scenen dieses Trauerspiels hätten wohl zu dieser Verwechslung Anlaß geben können und bey weitem die meisten unserer Schauspieler ahnen nichts von der himmelweiten Verschiedenheit dieser Sphären und spielen auf's Gerathewohl von einer in die andere hinüber. — Herr Beschort, als König, ist hinsichtlich seines vollendeten Spiels auf gleiche Höhe mit der erwähnten Künstlerin zu stellen. Wie im König Johann, so füllte er auch hier seinen Platz vollkommen aus. Die großartige Würde eines Monarchen, der Ueberblick und die Ruhe eines Fürsten, der, von seinem erhabenen Standpunkt aus, hinab auf die Wogen des bewegten Lebens schaut, die nicht zu ihm empor reichen, die an dem Felsgrund des Thrones sich brechen; die Weisheit und Gewalt eines Herrschers, oder auch seine Schwäche und Unzulänglichkeit, die wenigstens des edeln Erscheinens nicht entbehren können; das ist eine der Sphären, in welchen sich unser Künstler, mit reizender Freyheit, wie in seinem Erbeigenthume bewegt. Wir würden also nur Bekanntes und vielfach Gesagtes wiederholen, wenn wir sein Spiel der hier in Rede stehenden Rollen entwickeln wollten. Herr Beschort ist seit länger als zwanzig Jahren eine der ersten Zierden des Berliner Theaters und sein Name in ganz Deutschland rühmlich bekannt. — Was aber nicht bekannt ist und was uns höchlich wundert, daß es noch nicht öffentlich gesagt wurde; das ist der eminente Aufschwung, den dieser Künstler in schon so gereiftem Alter genommen hat, und der eine Kraft und eine Gunst des Schicksals erfordert, die Staunen erregen muß. Nicht mit Unrecht tadelte man sonst unsern Künstler, ob eines flüchtigen flatterigen Wesens, das selbst seiner Stimme Eintrag that und sie verwischte und verblies; man sahe die stete Bemühung gewandt zu erscheinen, und diese mühevolle Absicht ward nicht selten zu Manier, der die natürliche Grazie mangelte. Alle diese Mängel sind zu eben so viel Vollkommenheiten geworden und nicht allein, daß unser Künstler jezt als ein Muster des wahrhaften, nicht konventionellen — Anstandes und der nicht vornehmen Würde erscheint, so hat auch seine Stimme eine Tiefe, eine Fülle, eine Kräftigkeit erreicht, die sie nie vorher besaß und die der seltenen Erscheinung gleichkommt: im späten Herbst einen fruchtbeladenen Baum in voller Blüthe zu sehen. Wir behaupten und sind der vollen Ueberzeugung, daß, wie Herr Wolff, so auch Herr Beschort seit einiger, seit kurzer Zeit, auf einer Stufe seiner Kunst steht, von der er auf das, was er früher geleistet, mit Stolz und Freude hinabsehen kann. Unrecht thaten wir vielleicht, neben der hohen Erscheinung des Königs Johann irgend einer andern Person, außer der Konstanze und dem Könige von Frankreich, zu erwähnen; Unrecht aber würden wir gewißlich thun, neben Madam Wolff und Herrn Beschort hier irgend einen der Mitspielenden besonders hervorzuheben und nur von dem Ganzen der Darstellung müssen wir noch sagen, daß sie den zweyten Preis der Einheit und Abrundung anzusprechen hat. — Was nun das Publikum betrifft, so gibt es deren verschiedene in unserer Stadt. Dasjenige, welches den Vorstellungen des Königs Johann und des Arztes seiner Ehre beywohnte, können wir füglich, im Gegensatz der Olympiadischen, Nurmahalischen und Saltomortalischen Zuschauermassen, das Auditorium nennen. Das Auditorium aber füllt unser großes Haus, oder vielmehr großes Theater; denn das Haus, worin das kleine Theater zu suchen ist, ist ebenfalls groß — das Auditorium, sagen wir, füllt unser großes Theater bey weitem nicht aus; es scheint eine besondere Abneigung gegen die erste Logen und erste Gallerie zu haben, auch zu den gesperrten Sitzen sich nicht sehr zu drängen. Um so größeren Dank verdient die Intendanz, daß sie von dem meisterhaft dargestellten Meisterwerke Shakespears drey Vorstellungen günstig gewährte. Denn wahrlich eine Gunst ist, den Namen des großen Dichters und der geringen Zahl seiner Verehrer ein so kostspieliges Opfer zu bringen und dem längstverstorbenen ausländischen Meister, mit den theuren leeren Plätzen, gewissermaßen noch immer eine tantième zu zahlen. Außerdem aber muß es rühmlich anerkannt werden, daß unsere Intendanz, so oft klassische Stücke ersterer Art dargestellt werden, wo sie demnach keinen Andrang zu befürchten hat, daß sie alsdann dem Vorstande hiesiger Universität eine nahmhafte Anzahl Billette zukommen läßt, um diese unter den unbemittelten Studirenden zu vertheilen: eine Einrichtung, die eben so viel Zartsinn als eine würdige Ansicht von dem Schönen und Guten der Kunst darthut. Möge uns in einer Folgereihe seiner historischen Dramen die Welt und das Leben vorgeführt werden, wie sie Shakespear in dem Zauberspiegel der Dichtung zeigt! Vielleicht, bey öfterer Wiederholung, befreundet sich auch das gemischtere Publikum mit dem ihm jezt noch fremdartigen, vielleicht erbebt sich die Mode des Tages von ihrer lyrisch-sentimentalen Liebhaberey zu dem kräftigeren Sinn für die höhere tragische Handlung! —

Zum Schlusse dieses Aufsatzes wenden wir uns an diejenigen unser Leser, die uns nicht den Vorwurf der Weitläufigkeit machen werden, indem sie von einer Bühnenkritik mehr verlangen, als eine nackte Theaterchronik mit einigen Lumpen dürftigen Spaßes und persönlicher Anekdoten umhangen; wir wenden uns an diese, wie an wohlwollende Bekannte und kündigen ihnen einen Bericht an, den wir über das Gastspiel der Demoiselle Pfeifer in diesen Blättern nächstens geben werden. Man pflegt sonst nicht dergleichen anzukündigen; aber uns drängen zwey Ursachen es zu thun — erstlich: weil wir uns bey der Beurtheilung jenes neuen und höchst ausgezeichneten tragischen Talentes auf so Manches beziehen werden, was in dem vorliegenden Aufsatz gesagt ist — und zweytens: weil wir schon jezt dem auswärtigen Publikum den Standpunkt zeigen möchten, von dem es die Urtheile unserer städtischen Zeitblätter über jene Künstlerin anzusehen hat. Der nahmhafteste unserer Kritiker ist jezt unstreitig jener Kenner der Bühne, den Goethe selbst als einen solchen öffentlich anerkennt. Wie sehr demnach auch wir das Urtheil jedes Kunstverständigen achten, glauben wir jüngst in diesen Blättern dargethan zu haben, als wir ihn zu einer Geschichte der Berliner Bühne freundlich aufforderten. Kraft dieser Achtung steht uns nun das Recht zu, seinen ungünstigen Aeußerungen über das Spiel der Demoiselle Pfeifer schon vorläufig zu begegnen; aber nur in so fern wir ihn ersuchen wollen, sein gerechtes Eingenommensyn für Madam Stich nicht bis zur ungerechten Vorliebe zu steigern, die, ihrer Natur nach, blind gegen jedes andere Verdienst ist. So hat z. B. das Theaterpublikum bemerkt, daß er der gelungensten Darstellung der erwähnten Künstlerin, der Sappho, nur fünf Minuten beywohnte und sich dann gleichgültig entfernte. Wir bitten ihn also, z. B. über diese Rolle nur dann zu urtheilen, wenn man über seine Entfernung aus dem Theater im Irrthum seyn sollte, uns aber diese nothgedrungene Erklärung, aus der eigenen, ihm in hohem Grade beywohnenden Liebe zur Kunst, nicht übel, nicht als eine Persönlichkeit deuten zu wollen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 35.

Digitized by Google

– Nr. 35.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. Mai 1823.

Kunstnachrichten aus der Schweiz.

Bern, März 1822.

. . . . Mit Vergnügen folge ich Ihrer Einladung, nach bestem Vermögen Sie mit Kunstnachrichten aus der Schweiz bedenken zu helfen. — Zu helfen, denn öfter schon haben Sie aus andern und sehr guten Quellen dergleichen in Ihr Kunstblatt eingerückt. Aber wahrlich, so klein unsere Schweiz ist, sie macht doch in ihren Kunstbestrebungen so wenig ein zusammenwirkendes Ganzes aus, daß wohl auch der emsigste und umsichtigste Kunstfreund nicht Alles zu berichten vermag, was Neues und Beachtenswerthes in den verschiedenen Kantonen durch die Künstler ans Licht gebracht wird. Nur aus gesammelten Beyträgen, zumal von den Städten Zürich, Basel, Bern, Luzern, Schaffhausen, Neuenburg, Genf, erwächst allmählich eine Gesammt-Uebersicht der schweizerischen Kunstleistungen; aber selbst in unserem einheimischen Kunsthandel ist nicht Wechselwirkung und Mittheilung genug, um durch denselben alle bedeutenden Producte schnell und lückenlos sich zur Einsicht verschaffen zu können.

Doch freylich hat unsere Kunstwelt auch ihre Vorzüge und Bequemlichkeiten, wohin wir namentlich die gestifteten Künstlervereine und die öftern Kunstausstellungen rechnen, die, bey dem mäßigen Umfange der Schweiz, ein Zusammentreffen von Künstlern und Kunstwerken aus jedem Theile ganz ungemein erleichtern. So haben wir alljährlich in Zofingen die allgemeine schweizerische Künstler-Gesellschaft in trauter Festlichkeit beysammen, und haben alljährlich eine regelmäßige Kunstausstellung in Zürich; dieses Jahr aber eine außerordentliche zu Genf, und aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahr 1824 eine solche zu Bern. Schade, daß nicht die eidgenössische Tagsatzung selbst auf eine fördernde Weise sich Zeit, Ort und Zwecke solcher Ausstellungen näher zu Herzen nimmt!

Dermal indessen will ich Ihnen kein Gemälde des gesammten schweizerischen Kunstwesens vorlegen. Es ist hier weder Raum noch Befugniß dazu; denn es bescheiden sich unsere Künstler selbst, nur als Glied eines größern, theils deutschen, theils französischen Kunstpublikums angesehen zu werden, und in einem allgemeinen Kunstblatte verhältnißmäßig kürzer bedacht zu werden, als in einem schweizerischen der Fall seyn könnte.

Soll ich demnach nur einige der neuern Kunstbemühungen vereinzelt berücksichtigen, mit dem Vorbehalte, gelegentlich wieder von andern Meldung zu thun; so beschränke ich mich vorerst auf Kunsterzeugnisse, die dem ganz kunstliebenden Publikum zugänglich sind, und übergehe, was für den ausschließenden Besitz des Einzelnen hervorgebracht worden.

Die Lithographie mit ihren leichten Truppen eröffne den Zug, und ihr folge der Kupferstich, folge das kunstreich vollendete, schön colorirte Blatt! —

Ungemein rasch hat die Lithographie bey uns, von ihrem ersten geräuschlosen Auftreten in Lausanne und Schaffhausen hinweg, sich über mehrere Schweizerstädte verbreitet, und den Flug von Musicalien, Scripturen und Rechnungen empor zu den Regionen der malerischen Darstellung gewagt. In Zürich erscheinen durch und bey Brodtmann verdienstliche Bilder, einstweilen vorzugsweise nach Mind, dem Katzen- und Bären-Raphael, wie man ihn scherzweise fortfährt zu nennen. In Bern sind drey lithographische Anstalten zugleich beschäftiget. Doch scheint die jüngste sich einstweilen blos der Musik zu weihen. Mit ihr wetteifert hierin die älteste, gestiftet von Frey, und nun geführt von Haag und Compagnie. Aber jetzt gerade versucht eben dieselbe, durch bildliche Darstellungen schweizerischer Alterthümer und Merkwürdigkeiten von historischem Gehalt ihren Schwung in ein höheres Gebiet zu nehmen. Mit Anfang Aprils wird sie ein erstes Heft solcher Darstellungen herausgeben, und schon ist das zweyte Blatt dazu besser als das erste gelungen, was dem Eifer des Künstlers Ehre macht. Durch beygefügte kurze Notizen und Erläuterungen soll versucht werden, ein noch größeres geschichtliches Interesse für diese Blätter anzuregen. — In der Haller'schen Lithographie sind schon mehrere höchstgelungene Blätter, zumal im Landschaftfache, herausgekommen, und einige von unsern ersten Künstlern, wie Lory, König, Juillerat, da-

den hier ihre Talente versucht. Namentlich erschienen ganz neulich in dieser Anstalt zwey Hefte von Anfangsgründen und Vorbildern, die reinlich, zart, geschmackvoll, den Zöglingen landschaftlicher Zeichnung und den Lehrern in Zeichnungsschulen gar sehr verdienen empfohlen zu werden. Früher sind in dieser Anstalt ebenfalls Zeichnungen von Mind lithographirt worden; und Hr. Legrand, ein geschickter Porträt- und Genre-Maler in Bern, hat einige sehr weich gearbeitete Köpfe durch dieselbe herausgegeben. Dermal ist Hr. König beschäftigt, eine ganz neue Sammlung von Schweizer-Costümen auf Stein zu grundiren, und findet seine Mühe glücklich belohnt, welches um so eher zu erwarten war, da derselbe vor wenigen Monaten erst in Paris den dort bestehenden lithographischen Instituten eine sorgfältige Beobachtung gewidmet, und besonders über das Verfahren Engelmanns sich achtsam belehrt hat.

Im Fache des Kupferstiches stellt fortwährend Zürich die zahlreichsten und geschicktesten Künstler auf. Doch Amsler, aus dem Aargau gebürtig, hat sich ihnen bekanntlich auf das Würdigste angeschlossen. Bern entbehrte während geraumer Zeit eines tüchtigen Kupferstechers, wenn gleich in geätzten Blättern König bis auf die neueste Zeit sich hervorgethan hat. Endlich ist der Grabstichel auch hier wieder zu Ehren gekommen, und, ohne hoffnungsvoller Lehrlinge Meldung zu thun, mag doch Hr. Dan. Burgdorfer genannt werden, der seine Lehrjahre zu Genf und zu Nürnberg mit erfolgreichem Fleiße beendigte, um in Bern, als seiner Vaterstadt, sich festzusetzen. Das erste selbstständige Werk, womit er jüngstdin aufgetreten, sind 6 Blätter Katzen (4.), Bären (1.) und (1.) ein Kinderspiel nach Gottfried Mind, mit einem eigenen Titelblatt (schön gestochene Schrift, sammt Vignette), Bern, bey J. J. Burgdorfer. Diese Blätter — nach den seltner gewordenen Original-Zeichnungen — mit Auswahl gestochen, sind sehr lobenswerth, und zeigen bald jene sammtene Zartheit, die man in so vielen Zeichnungen Minds bemerkt, bald jenen kräftigern Strich, der meist nur in den frühern Arbeiten dieses Künstlers wahrzunehmen ist. Besonders scheinen uns die flimmernden Blicke des Katzengeschlechts lebendig wiedergegeben. Am gelungensten aber kömmt uns das zweyte Blatt vor, eine schreitende, weiß und bunt gezeichnete Katze mit drey Jungen, die sehr gut zu der Alten gruppirt sind. Ueber die Natürlichkeit der zwey jungen gaukelnden Bären kann in Bern, wo dieses Schauspiel oft in der Natur erblickt wird, nur eine Stimme des Beyfalls sich vernehmen lassen. Wer hingegen an die Bären gewöhnlicher Bilderbücher gewohnt ist, der wird in die Zeichnung der patzigen Thiere sich nicht sogleich ergeben wollen, und thut doch Unrecht daran.

Gegenwärtig ist Hr. Dan. Burgdorfer beschäftigt, so weit es Bestellungen ihm erlauben, ein Paar Pferde nach trefflichen Original-Zeichnungen von Klein in Nürnberg zu stechen; und so versucht er sein Talent mit einiger Vorliebe an Thiergestalten, ohne doch der Landschaft, sonst seinem Hauptfache, darum untreu zu werden.

Noch erwähnen wir im Vorbeygehen der Anfangsgründe zur Landschaft-Zeichnung, welche Herr Weibel in radierten wohlbearbeiteten Platten demnächst vollenden wird. Es sind durchweg Studien aus der so reichen Schweizernatur, und dürften wohl das Beste seyn unter demjenigen, was dieser Künstler bisher geliefert hat. Vielleicht wundert man sich, daß immer neue Anfangsgründe und Musterblätter in unserm Kunsthandel erscheinen. Aber die Liebhaberey zur Zeichnung nimmt in der Schweiz beträchtlich zu, und selbst Ausländer, Durchreisende, ja sogar Frauen, die während einiger Monate in der Schweiz verweilen, sind [illegible]fig, wie befallen von einer romantischen Influenza, recht eifrige Schülerinnen unsrer ausgezeichnetern Landschaftmaler, und fangen in Bescheidenheit wieder von den ersten Grundsätzen an.

Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß fortwährend die schweizerische Kunst sich in ihren Erzeugnissen mannichfaltig nach den Bedürfnissen der Fremdlinge richtet, und, bey dem Mangel inländischer vermöglicher Kunstliebhaber, das wohl mit allem Fuge thut. Entstehen Mißbräuche daraus, so werden sie gerade wieder in der Schweiz selbst mit Lebhaftigkeit gerügt; aber es entspringt auch Gutes und Hübsches daraus.

So bemächtigten sich zwar nicht selten die allererbärmlichsten Schmierer und Nachstecher des abträglichen Gebietes der Schweizer-Costüme; allein die König, die Volmar, die Lory, die Moritz, und andere der schätzbarsten Künstler halten wiederum schadlos dafür, wenn auch sie sich endlich veranlaßt sehen, die Nachfrage der Kunstsinnigen in diesem Fache zu befriedigen. Kaum wäre jedoch für thunlich gehalten worden, was jezt eben Lory der Sohn und Moritz in Neuenburg (Neuchatel) gewagt haben: eine Sammlung von 55 Costümblättern ganz neu zu bearbeiten, und durch aufgewandten Fleiß in Zeichnung und Färbung sogar den Preis von 21 Louisd'or für das Ganze nicht unbillig finden zu machen. In der That hat diese Sammlung bey ihrer Nettigkeit und Originalität an Trachten, Stellungen und Gruppirungen ungemein viel Verdienst; sie wiederholt nichts Veraltetes; sie gibt die Costüme nach ganz neuen Zeichnungen, an Ort und Stelle aufgenommen, wobey mitunter die glücklichsten kleinen Nationalzüge sich belohnend herzugefunden.

Das Werk, gr. 8., ist mit einem gestochenen Titel, einer gemalten Vignette und einer Dedication an Seine königl. Hoheit den Kronprinzen von Preußen ausgestattet; aber auch einzelne Blätter sind im Kunsthandel zu bekommen. Mit dem laufenden Frühjahr soll ein französischer

Text dazu erscheinen, und alsdann wird auch eine wohlfeilere Ausgabe der Bilder herauskommen, welche nicht von den Künstlern selbst, wiewohl unter ihrer Aufsicht, colorirt seyn werden; der Preis ist noch unbestimmt.

Doch mit dieser gefälligen Sammlung (zu welcher auch ein Text in Arbeit ist), finden wir uns bereits in das Fach der colorirten Blätter versetzt, aus welchem wir zum Beschluß einige Notizen hier anreihen wollen.

Beständig herrscht in denselben mit mehr oder weniger Variation, die Manier der gestochenen und allenfalls in den Schattenpartieen etwas grundirten Umrisse, wie sie von Aberli aufgebracht wurden, und wie sie z. B. in den Schweizerseen von Wetzel so schön vervollkommnet ist. Leichtere Umrisse hat König in zwey neuen Blättern, einer zweyfachen Ansicht von St. Gallen, wieder in Anwendung gebracht. Doch sind diese Blätter noch nicht so vollendet, daß der Künstler sie schon dem Publikum vorlegen möchte.

Hinwieder ist mehr in Tuschmanier, mit bläulichen Tinten durch Hürlimann, grundirt, was von Lory's des Sohnes Meisterhand, mit Zuziehung einiger Studien seines so geschätzten Vaters, und einiger Blätter von Wilh. Moritz, jezt eben zur vollständigen Herausgabe reift. Wir sprechen von dem schönen Kunstwerke, das unter dem Titel: Voyage pittoresque de l'Oberland Bernois, publié par G. Lory fils, Paris 1822, in Folio bereits vor ein Paar Monaten angefangen hat. Dieses Werk, das sich würdig an die Simplonstraße der Herren Lory anschließt, und sie vielleicht übertrifft, ist auf 5 Hefte, jedes zu 6 Ansichten berechnet, wozu noch ein Titelblatt und ein gedrängter französischer Text kömmt, den Didot's Presse mit großer typographischer Schönheit liefert. Ja, zum Ueberflusse gibt jedes Heft eine Platte von zartgestochenen Umrissen in etwas verjüngtem Maaßstabe, wo die Hauptpunkte der Ansichten numerirt, und durch ein anderes beygelegtes Blatt erklärt sind; so daß historisch-typographische Genauigkeit hier schön mit ästhetischer Vollendung zusammentrifft.

Eine zweyfache Ausgabe des Werkes hat einen zweyfachen Preis zur Folge. Wohlfeiler kostet es mit Text und allem Zugehör 15 Louisd'or, was also für jedes der 30 Blätter 8 Schweizerfranken betrüge, wenn alles Andre wie eine unentgeldliche Zugabe berechnet wäre. Theurer — auf sehr großes Papier abgezogen und noch sorgfältiger colorirt, — wird das Ganze den Preis von 25 Louisd'or erreichen.

Wohl sieht man, daß hier auf den Troß der Kunst- und Reise-Dilettanten nicht speculirt ist. Der Herausgeber wünschte, den Portefeuillen höherer Kunstliebhaber auch der vornehmsten Welt etwas Befriedigendes darzubieten. Und in der That, die 22 Blätter, die wir vollendet eben vor uns sehen, überraschen bald durch Neuheit der Standpunkte, bald durch Reichthum des Dargestellten, bald durch idyllisch-poetische Wahl; und schwerlich findet sich irgend ein Blatt, das nicht von einer bestimmten Seite her ein besonderes Lob verdiente. Alle zusammen sind ein geschlossener Cyclus voll der schönsten Abwechslung. Mit der Ansicht Berns, in wohlbebauter reicher Umgebung, wird begonnen; mit dem Grimsel-Hospitium in seiner unwirthbaren Wildniß wird der Schluß gemacht. Die Reise geht von Bern nach Thun, Interlachen, Lauterbrunnen, Grindelwald, Oberhasli, bis eben auf die Höhen des Grimselpasses, wobey selten betretene Standpunkte, die des Aufsuchens werth sind, mit bekannten, aber niemals genug besuchten, sich angenehm vermischen.

Daß in solch einer Sammlung schlechterdings jedes Blatt so gefällig sey, als das andere, wird kein Billiger gewärtigen, und sogar können wir uns denken, daß, wer die Reise gemacht, solche vorziehen mag, die er zu Hause nicht vorgezogen hatte. Da sind Wasserfälle, wie Staubbach (der untere und obere), Gießbach, Schmadribach, Dorfbach und Alpbach zu Meyringen, Aarensturz bey der Handeck, und noch versprochen zwey Fälle des Reichenbaches. — Da sind hohe Gletscher- und Felsengebiete, wie die beyden Scheidecken, die schon erwähnte Ansicht des Schmadribachs, der untere Grindelwald-Gletscher, und die fünf noch unbeendigten Blätter von den Grimselhöhen, dem Aaren-Gletscher, dem obern Grindelwald-Gletscher, und dem Finsteraarhorn. — Da sind ländliche Wohnungen von malerischer Ansicht aus den Gegenden von Bern, von Thun, von Interlachen, von Lauterbrunnen und Oberhasli. — Da sind weite Seeflächen mit romantischen Ufern, zwey vom Thunersee, und eines vom Brienzersee. — Da sind freundliche Bilder auf den Spaziergängen bey Bern, bey Thun, bey Interlachen (am Hohbühl) aufgefaßt. — Da fehlen auch weite, lachende Thalgründe, zum Theil im Contraste mit majestätischen Eisgebürgen nicht; bey Unterseen, und vorn in Lauterbrunnen, in Grindelwald und bey Hasli im Grund aufgenommen. — Endlich fehlt es nirgends an ländlichen und wohlangebrachten Staffirungen, welche der Künstler, auch der Figuren-Zeichnung vollkommen mächtig, mit freygebiger Hand und in großer Abwechslung uns bescheert.

Kurz, wir versprechen dem Kunstfreunde hier einen so reichlichen und ächten Genuß, daß wir noch keinen schönern Ersatz für denjenigen kennen, der die Reise nach dem Berner-Oberlande nicht selbst vornehmen kann; und kein getreueres Erinnerungsbuch für denjenigen, der sie glücklich zurückgelegt. Obendrein ist auf all diesen Blättern und Standpunkten heiteres, sonnenbeglänztes Wetter, derweil die leibhafte Reise so gar häufig mit Ungewittern, Stürmen, und Gewölke zu kämpfen hat. X. Y.

Aus London.

Unter den anziehenden Erzeugnissen im Felde der schönen Kunst, die hier der Erwähnung werth gefunden werden können, nehmen Westalls Kupfer zu Crabbe's Gedichten eine ausgezeichnete Stelle ein. Der vor uns liegenden Blätter sind ein und dreyßig an der Zahl: um die Leser nicht zu sehr in die Einzelnheiten einzuführen, die zu einer ausgedehnten Abhandlung anwachsen würden, weil wir die Gedichte im Ganzen anführen müßten; ziehen wir es vor, solche Darstellungen auszuheben, die der Berücksichtigung der Kunstfreunde am würdigsten sind. Westall erscheint häufig ein wenig manierirt, und wenn wir an die Menge seiner Erfindungen von Zeichnungen zu Kupferstichen denken, so sind wir vielmehr erstaunt, daß er sich nicht öfter wiederholte, denn daß er durch gelegentliche Uebereinstimmungen beleidigte. Hier aber hat die Mannichfaltigkeit der Charakter und Bilder des Dichters dem Zeichner zu keiner Einförmigkeit und Wiederholung Raum gelassen, und wir bemerken mit Vergnügen, daß Westall in der Mannichfaltigkeit sowohl als in der Anordnung und Darstellung nie so viel Geist und Urtheil gezeigt hat, als in diesem Werke. Gefühl und Pathos wechseln mit Laune und Witz und wir wenden uns von all der traurigen Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens voll Qual und Schmerz ab und zu den komischen und erheiternden Bildern des Frohsinns und Scherzes. Z. B. aus dem Gedicht: „Der Burgflecken."

Er sprach zu ihr: „ich gehe!" Und sie fand
Die Stimme bebend, kälter seine Hand:
Sie sah erschreckt sein Auge schwächer, trüber —
Ein Blick der Liebe noch — und alles war vorüber.

Der Sterbende sitzt auf seinem Stuhle, der Tod schließt seine Augen und spricht aus allen seinen Zügen, während sein unglückliches Weib in krampfhafter Verzweiflung die Hände ringt. Das üppige Laubwerk um die niedrige Hütte bildet einen wehmüthigen Kontrast mit der lezten traurigen Scene menschlicher Hinfälligkeit. Einen ähnlichen Gegenstand bildet die holdselige Dulderin in der achten Erzählung. Einen freundlichen Wechsel bietet der groteske Doctor und sein verstörter Patient dar, der Arzney nimmt:

„Es hilft nicht." — „„Nun so nimm nur mehr von Saft!""
„Er macht mich schlimmer." — „„Gut, dann zeigt er seine Kraft!""

Ein anderes Kupfer aus dem genannten Gedicht stellt einen sterbenden Trinker dar, der eben seinen Humpen aufhebt; ein lustiger Genosse raucht zufrieden seine Pfeife neben ihm, ein anderer Zechbruder erhebt sich in unbekümmerter Fröhlichkeit, während die erstaunte Krankenwärterin die Arzney in der größten Bangigkeit darreicht und der Kranke sagt:

Ich scheid' — und sagen sollen jene dort:
„Er starb als Mann — er schlich nicht feig uns fort!
„Des ersten Zechers Ruhm er sich erwarb;
„Kommt, füllt mein Glas! So sprach er, trank und starb."

Der Gegenstand ist sehr glücklich aufgefaßt; der abnehmende Mond durch den Fensterflügel blickend und die Details überhaupt wirken zusammen, den Eindruck zu heben: auch ist der Stich hier bewundernswerth, so wie alle von E. Heath's Hand.

Noch heiterer ist „die Karten-Parthie:"

Da, da ist euer Gold, doch all mein Leben
Werd' ich das Spiel mit Euch zu fliehen streben.

Wir erinnern uns nicht, daß Westall etwas so Komisches geliefert hätte, das zugleich so viel charakteristischen Eindruck und alle Wirkung des Karikirten und Naturgetreuen gehabt hätte. Die „Schulmeisterin" ist ein anderes vortreffliches Blatt. Die Ruthe ist bereit, ihre Wirkung fühlen zu lassen, und während der Junge in komischem Schmerz die gewisse Strafe anticipirt, ist es bewundernswerth, mit welchem Fleiß seine Kameraden ihre Lection einstudiren. Der Knabe (Tales of the Hall) der seine lateinischen Exercitien dem Kellner und Koche vorliest, ist ein Gegenstück zu dem vorhergehenden. Am schwierigsten war vielleicht der Ausdruck folgender Stelle in einer Zeichnung wieder zu geben:

Kein Blick je meines Vaters Lächeln glich,
Er schloß nicht Freude, schloß nicht Furcht in sich;
Er glich dem Lächeln, das verachtend kalt
Vom Munde galleschwangern Witzes schallt.

So schwer die Aufgabe war, so hat Westall sie dennoch vollkommen gelöst, die beyden Figuren sind so geistreich erfunden, als ausgeführt.

* * *

Unter Thomas Lawrence's Arbeiten in seinem Hause in Russell-Square ist ein lebensgroßes Gemälde, den verstorbenen J. P. Kemble, in der Rolle des Cato darstellend, welches Herr Thomas vor ungefähr zwölf Jahren machte. Man sieht Kemble hier im vollen Kostüme seiner Rolle, auf einem antiken Sessel sitzend und im Begriff, Addison's berühmtes Selbstgespräch über die Unsterblichkeit der Seele zu deklamiren. Das Gemälde ist sehr ausgeführt und gibt eine erhabene Vorstellung von dem Schauspielertalent und der äußern Erscheinung des berühmten Histrionen, und zwar in einem der edelsten Charaktere, welche er auf der Bühne darstellte. Kemble, der, wie seine ganze Familie, mit dem Präsidenten im innigsten Verhältnisse stand, saß ihm gewöhnlich von Abends acht Uhr an und blieb, bis das Nachtessen vorüber war, bis ein oder zwey Uhr des Morgens. Das Gemälde wurde auf diese Weise ganz beym Kerzenlicht vollendet und ist daher fast in demselben Tone gemalt, wie man Kemble als Cato auf der Bühne zu sehen gewohnt war. A.

Nro. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Mai 1823.

Scheut des Lebens irre, düstre Pfade nicht,
Wenn ihr ernstlich wollt nach Wahrheit ringen;
Eh' der Adler sich erhebt zum Sonnenlicht,
Senkt er, oft geblendet, seine starken Schwingen.

Adrian.

Die neuesten Nachrichten von der Harmonie-Gesellschaft in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Von dem Vorsteher der Gemeinde, Johann Georg Rapp, sprachen die beyden Abgeordneten mit hoher Achtung, und schienen tief gekränkt, daß diesem Mann Böses aufgebürdet werde. Sie wiederholten immer, daß er nur durch freye Wahl seine Stelle erhalten, und daß er — jezt 65 Jahr alt — öfter schon, aber vergeblich, um Enthebung des beschwerlichen Amtes gebeten habe. (Nach dieser Angabe müßte er 45 bis 46 Jahr alt gewesen seyn, als er seinen frühern Wohnsiz zu Iptingen, einem Pfarrdorf in dem würtemberg'schen Oberamt Vaihingen, verließ, wo er sich meist mit dem Feldbau beschäftiget, und das Weberhandwerk getrieben hatte.) Das Zeugniß dieser Männer am entfernten Ort, und ohne alle Rücksichten vertraulich abgelegt, scheint durchaus unverdächtig zu seyn, zumal da sie sich nicht als Untergebene, sondern nur als freywillig der allgemeinen Ordnung Gehorchende ansehen. Ihre Achtung beruht also auf besondern Gründen, und diese können nur in den Vorzügen des geachteten Individuums liegen. Der Mann ist es gewiß werth, daß wir uns näher mit ihm bekannt machen. Die widerstrebenden Nachrichten haben ihn uns bald als einen herrschsüchtigen Despoten und Unterdrücker, bald als einen grossen Schwärmer geschildert: die Nachrichten aus seiner Heerde schildern ihn als einen kräftigen und geistvollen, aber auch als uneigennüzigen, sanften und guten Hirten. Wir haben also irgend einen eigenen Charakter vor uns.

Wir wollen es nicht verhehlen, daß er in seinem ehemaligen Vaterlande auch für einen Schwärmer galt, und für ein Haupt der Separatisten-Sekte, die, nach der gewöhnlichen Meinung, damit anfängt, daß sie sich von der landesüblichen Kirchenzucht lossagt, und am Ende auch der weltlichen Ordnung Troz bietet. Eine solche Sekte kann in einem geregelten europäischen Staate nicht gleichgültig angesehen werden, weil sie Unordnung und Verwirrung in das Bestehende bringt: überdieß pflanzt sie sich in den niedersten Volksklassen am leichtesten fort, weil diese meist nur der Neuerung, ohne Ueberlegung und bestimmte Ansichten, folgen. Bey uns muß man also froh seyn, wenn sich solche Leute, wofern sie sich nicht zurückbringen lassen wollen, entfernen; was in Würtemberg, wo jedem der Abzug frey stehet, ohne allen Anstand geschehen kann.

Angenommen nun, daß Rapp unter solchen Umständen sein Vaterland verlassen, und viele Anhänger von der Art, wie sie eben geschildert wurden, mit sich weggeführt habe; so folgt daraus noch nicht, daß auch er, und vielleicht mancher Andere, ohne Ueberlegung und Absicht, gehandelt habe. Nach seinen frühern äußerst beschränkten Verhältnissen konnte er freylich das, was er jezt ausgeführt hat, nicht bestimmt voraussehen: ihn trieb aber ein gewisser Geist, der sich erst durch die nachfolgenden Umstände, durch die Reise, durch die Noth, thätig entwickelte, und durch innere Kraft neue Resultate erzwang. Die Geschichte der al-

ten Welt kennt die Namen, die sich auf ähnliche Weise und in größerem Maßstabe zu Anführern und Alleinherrschern emporgeschwungen, oder doch im Kleinern sich und ihre Familien auf Jahrhunderte zu Herren Anderer gemacht hatten: der Geschichte der neuen Welt scheint es aber vorbehalten zu seyn, auch friedliche Leiter zu nennen, die, wie William Penn, freye Wesen einem rohen Boden zuführen, und, dem Allgemeinen sich selbst aufopfernd, nur durch Rath und That wirken wollen.

Mit dieser Vorstellung fällt auf einmal viel von dem Gehässigen, das an der scheinbaren Veranlassung zu der Rapp'schen Auswanderung kleben möchte; — und nun wollen wir dem Mann auf den neuen Schauplatz folgen, wo das, was an dem heimischen Heerd als unzulässig nicht geduldet werden konnte, Raum und Freyheit ohne Anstoß fand.

Nach der beschwerlichen und ungewohnten Seereise steht er in einem fremden Lande, das solchen Ankömmlingen gewöhnlich keine Aufmerksamkeit schenkt, mitten unter fünfzig Familien oder beyläufig zweyhundert Köpfen, die ohne Welt- und Menschenkenntniß, sich weder zu helfen noch zu rathen wissen; deren Gesammt-Vermögen nach möglicher Schätzung kaum noch in 50,000 Gulden besteht, und nach gewöhnlich rechtlicher Weise nur Eigenthum von Einzelnen ist. Die übrigen hatten sich bereits aufgezehrt, und mußten nun dem Sklavenjoche anheimfallen, und wie so viele Auswanderer ihr übriges Leben mühsam dahinschleppen. So steht dieser Einzelne (ihn müssen wir dafür annehmen) und schafft Einigkeit, schafft Verbrüderung, schafft Entsagung der Vermöglichern auf ihr Eigenthum, und führt seine Schaar noch über hundert Stunden weiter, in eine wilde und ungebaute Gegend. Hier wirkt gleich Ordnung und Fleiß, wandelt düstere Wälder in fruchtbares Feld um, und baut sich geregelte freundliche Häuser.

Diese Niederlassung wird bald als Gegenstand der Bewunderung erkannt und besucht. Aber kaum steht sie fest und wohlbegründet da, kaum ist das lezte von den vorhandnen Mitteln für das Gemeinsame verwendet, so fällt sie schon der Dämon der Zwietracht an, und verführt mehrere der Vermöglichgewesenen, (vermuthlich von dem Bilde der vorübergehenden Entbehrung geschreckt,) dem Bunde zu entsagen und ihre Einlagen zurückzufordern.

Hier sehen wir wieder den Mann: keinen Zwang übend, aber nur mit Hülfe der gesetzlichen Obrigkeit sich die Wohlthat der allmähligen Erstattung, nach dem Ertrage, sichernd. Und die Niederlassung, in ihrem Grundstock geschwächt, erhält sich doch an neun Jahre lang in steigendem Wohlstand, nährt alle Bewohner, und steigert ihren innern Werth auf das Fünffache der anfänglichen Kosten.

Dabey würde wol Mancher sich beruhigt, und auf Lorbeeren zu schlafen gewähnt haben: nicht so der immer sinnende und thätige Mann, der jezt von besser gelegenen, ganz ungebauten Ländereyen hört, und sich im zunehmenden Alter noch entschließt, auf die beschwerliche Untersuchung auszugehen. Er reist mit zwey Männern aus der Gemeinde, und findet, in der Entfernung von fünfhundert Meilen, was er suchte: milderes Klima, besseren Boden, günstigere Lage und edlere Natur-Produkte, doch Alles noch in dem primitiven Zustande, denn weit und breit gab es noch keine Kultur. Er erkennt die Stätte, als sollte er hier mit den Seinen wohnen, und veranlaßt diese aufs Neue, ihm zu folgen, ihren freundlichen, kaum entstandenen, Wohnsitz zu verkaufen, um noch einmal Wälder auszuroden, und abermals mit Entbehrung zu kämpfen. —

Alles geräth; Alles nimmt von jezt an erst einen ganz unglaublichen Schwung, und nun möchte man das Bild, wo es in seiner glänzenden Lichtseite steht, ganz ausmalen. Es ist aber Pflicht, der einfachen Erzählung jener beyden Abgeordneten nicht allzuweit vorzugreifen. Wir liefern diese theils als Bestätigung des Gesagten, theils zur Ergänzung, und überlassen es Jedem, selbst zu urtheilen, was dem Gründer und Beförderer und Erhalter dieser Niederlassung gebühre. Nur kürzlich müssen wir berühren, daß sie jezt, statt der frühern 6000 Acres Land, deren 25,000 besitzt; eine regelmäßige Stadt, Dampfmaschinen, berühmtes Mühlwerk, Manufakturen und Fabriken, starken Verschluß ihrer Erzeugnisse, und aus dem Wabash-Fluß einen bequemen Wasserweg in den Ohio und Mississipi bis nach Neu-Orleans ꝛc. hat. —

Und was waren diese Leute vor neunzehn Jahren, als sie ihr Vaterland verließen? Welchen Gang hat ihre rasch vorschreitende Kultur genommen? Man frägt und erstaunt! Ist nur so viel Platz nöthig, oder diese edle Einfachheit? Vielleicht beides! Könnten wir aber nichts daraus lernen? Eines ist unläugbar, daß die Geistesbildung des Landvolks in dem Mutterlande dieser Ausgewanderten schon so hoch steht, daß sie nur Raum zur Entwicklung fordert, und einen leitenden Genius, der die Körper- und Geisteskraft richtig zu verwenden weiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Roman.

(Beschluß.)

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergessen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück ist mir nur mein Leid geblieben, und das ist leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Gestern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter gestorben, ich

weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltsam den schlummernden Zorn in seiner Brust auf; am Abend warf er Blut aus und war sehr krank. Ach wie schrecklich sind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu hassen. Es ist keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Trost entgegen kam, ehe ich ihn suchte. Die Stichwunde, die er in der Brust erhalten, hat ihn unheilbar verlezt. Alle unsere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberst getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlassen. Nachdem uns das Unglück getroffen, sahen sie uns mit schadenfrohen Augen an, und jezt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einsam ist doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen stets engern, einen stets süßern Kreis um Sie schließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, sich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Obersten habe ich nichts gehört. Neulich sagten sie, er sey in Gefangenschaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchste Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Mensch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wol an mich denkt? Er ist ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anstalt zu kommen suchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder sehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern gesellen, denken, sie wären auch verlassene Waisen, und ihre ältere Schwester seyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4

Oberst W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich sagen: Du liebst die Freyheit, und kannst der Tyranney nicht dienen? Nicht über Alles liebst du sie. Brutus hat den Blödsinnigen gespielt — ich vermochte mehr als dieser. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, stecke Gold ein wie ein Bube, und schließe mit allen Kutten-Brüderschaft. Wol manchmal am Abend sinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann lasse ich mich in das Meer hinausschiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre gestärkt nach Hause. Du frägst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieses umpanzerte Herz geöffnet, und da haben sie mich schnell und gut getroffen. Es geschieht nicht wieder.

Alles ist gerüstet, die Winde sind günstig, in wenigen Tagen wölbt sich ein schönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sprechen, aber wisse, der Tag, an dem du diesen Brief erhältst, war der glücklichste in dem Leben deines Freundes.

D. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 24. März.

Thomas Moore's neues satyrisches Gedicht hat den Titel: The age of Bronze, und wird in wenigen Tagen erscheinen. Man ist allgemein gespannt auf die Erscheinung dieses Werkes, das aber leicht im Ausland mehr Freunde finden dürfte als in England. — Bowring's Russische Anthologie verdient das Lob, welches unsere öffentlichen Blätter ihr geben. Der zweyte Band ist eben erschienen und die Vorrede spricht sehr anziehend über das Wesen des Volksliedes. Wir heben eine Stelle aus. „National-Lieder erregen immer eine Art Aufmerksamkeit. Sie sind die Poesie des Volks; sie sind Bruchstücke, deren Verfasser nie aus dem Dunkel der Vergessenheit heraustreten; sie sind die Freude der Landleute, ihr Trost in düstern Winternächten und pflanzen sich so von Geschlecht zu Geschlecht fort. Sie sind kein Gegenstand der Kritik, welche die Jünglinge und Mädchen des Dorfes nie überreden wird, das Versmaaß sey falsch, oder die Musik nicht regelrecht. Die Formen der Versifikation war ich nicht bemüht beyzubehalten, da diese einen Theil der eigenthümlichen Reize dieser Lieder ausmachen. Ich hörte sie in den hölzernen Hütten der Bauern singen; sie haben mich entzückt, wenn der Schnee mich unter das Dach einsamer Familien trieb. Die rauhe Weise, oft klagend und mild verklingend, tönt noch in meiner Seele wieder. — The Trials of Margaret Lyndsay, (die Prüfungen der Margaretha Lyndsay) von dem Verfasser der Lichter und Schatten des Schottischen Lebens (Wilson). Wir haben in diesem neuesten Romane des in Schottland sehr beliebten Verfassers eine patwetische oder vielleicht richtiger, eine melancholische Erzählung vor uns. Da Wilson in Deutschland noch nicht bekannt ist, werden wir etwas ausführlicher in der Beurtheilung dieses Romans seyn. — Wie in dem größern Theil der schönen Skizzen „Lights and Shadows of Scottish Life" betitelt, sind auch hier die Schatten fast durchgehends irdischer Natur und jedes Licht wird nur aus der Kraft und Tröstung der Religion hergeleitet. Eine solche Darstellung ist ohne Zweifel lobenswerth; ob sie ästhetisch wirke, ist eine andere Frage. Den Frommen und Tugendhaften in einem steten Zustand von Dulden, überwältigt von jedem möglichen Mißgeschick, das „des Fleisches Erbe ist," zu zeigen Prüfungen, durch welche er sich eines zukünftigen Lebens würdig machen soll, ist keine Kunstaufgabe, und verfehlt in unsern Zeiten den Zweck, zur Tugend und Frömmigkeit zu ermuntern. Wir theilen in dieser Hinsicht nicht die Bewunderung der düstern Calvinistischen Ansichten von der menschlichen Natur, wie die

meiſten Kritiker thun; obgleich wir uns von dem Pathos mancher ſeiner Beſchreibungen tief ergriffen fühlen. Wahrſcheinlich wäre dieſer Eindruck noch größer, ſowohl im Kunſt- als im moraliſchen Sinne, wenn der Verfaſſer weniger verſchwenderiſch mit Elend, Krankheit, Todtenbetten wäre. Aber er iſt ein wilder Mörder ſeiner Charaktere und läßt kaum jemand übrig, der die Todten begraben kann; ein wahrer literariſcher Vampir. Man hat bemerkt, daß Homers Krieger durch die mannigfaltigſten Arten von Wunden umkommen; Wilſon, der im Frieden ſo Viele fallen läßt, wie der Griechiſche Barde im Kriege, iſt eben ſo reich im Erfinden von Todesarten. Die Werkzeuge ſind nicht dieſelben, aber die Wirkungen ſind es. Homer gebraucht Steine, Pfeile, Speere u. ſ. w. und zerſchmettert den Kopf oder durchbohrt das Herz: unſer Verfaſſer ruft alle Arten von äußerm und innerm Weh herbey, um ſeinen Zweck zu erreichen. Wenn das über 400 Seiten durch geht, iſt es zu viel, wenn wir nach unſern Empfindungen ſprechen ſollen. Dennoch iſt die ganze Erzählung von einem mächtigen Intereſſe; die Leidenſchaften ſind wahr und kräftig gezeichnet, und die Darſtellung des Ganzen iſt ſo lebendig, daß es ſeinen Eindruck nirgends verfehlen wird. Noch müſſen wir den häufigen Gebrauch bibliſcher Stellen tadeln, den wir faſt einen Mißbrauch nennen möchten; außerdem wird der Styl dadurch manierirt und geziert. —

Wilſon ſchreibt mit einer ſchwarzen Feder auf Trauerpapier; er widerſetzt ſich mit aller Kraft dem engliſchen Anakreon, der ſingt:

Man ſagt, die Welt ſey voll von Pein?
Ich läugne ſolches Mißgeſchick!
Kann Gram in vollen Bechern ſeyn?
Und Kummer in der Schönheit Blick?

Im Gegentheile, ſeine Becher ſind voller Bitterkeit; ſie mag zuweilen eine gute Arzney ſeyn, aber doch nicht immer; und ſeine Schönheiten ſind in der That höchſt beklagenswerthe Perſonen, in deren Augen aber ſtets nur Thränen glänzen. Der Plan des vorliegenden Romans iſt kurz folgender: Die Lyndſay ſind eine achtungswerthe Familie aus dem Mittelſtande, die in dem Dorfe Brachend bey Edinburgh wohnen. Walter, der Vater, iſt Vorſteher einer Druckerey und gleicht dieſer Klaſſe von Menſchen, welche im Allgemeinen männlichen Sinn und höhere Geiſteskraft beſitzen. Sein Weib, Alice Craig, liebenswürdig und gut in allen Verhältniſſen des Lebens; jung an den Mann ihres Herzens verheyrathet, ſchenkte ſie ihm vier Kinder: Margarethe (die Heldin, ein vollendetes Muſter der Klugheit, Entſagung und Tugend); Laurence, ein braver Matroſe; Eſther, ein ſanftes Weſen, blind von Kindheit an und eine ſchöne Tonkünſtlerin; und Marion, ein durch Krankheit wahnſinnig gewordenes Mädchen, ein Zuſtand, den man, wie wir ſchon aus Scotts Werken wiſſen, in Schottland mit dem Namen der „Unſchuldigen" belegt. Walters betagte Mutter vollendet dieſen Familienkreis, der mehrere Jahre in ſtillem Glücke lebt, bis in einer ſchlimmen Stunde der Vater, von Paine's Schriften ergriffen, dem Plane einer ſchändlichen Verſchwörung ſich hingibt. Die Folge deſſen ſind die Entfernung von ſeinem Hauſe und die Verbindung mit einem ehrvergeſſenen Weibe, endlich Entfernung und Verhör wegen des Verbrechens des Aufruhrs. Man kann ihn deſſen aber nicht überführen und er entſchließt ſich, nach ſeiner Losſprechung, mit ſeiner irrenden Gefährtin zu fliehen, zuvor aber ſeiner ehemals ſo theuern kleinen Wohnung das letzte Lebewohl zu ſagen. Er flieht und ſeine Familie iſt gezwungen, ihre ländliche Wohnung zu verlaſſen, um ihren Lebensunterhalt in einem der kleinen Gäßchen Edinburghs zu ſuchen: die Frömmigkeit und der Fleiß der Familie macht ſie ihren Bekannten ſchätzbar und ihr ſtilles Glück ſcheint ſich vermehren zu wollen, denn Laurence kehrt aus Weſtindien zurück und bringt einen jungen engliſchen Seemann mit, Namens Heinrich Needham, und es folgt eine Neigung zwiſchen ihm und Margarethe. Heinrich ertrinkt unglücklicherweiſe an einem Sabbathstage, an welchem er, von Margaritha verleitet, in einem Boote auf dem Frith des Forth fuhr; von dieſer Zeit an „fliegen des Todes Pfeile dicht nieder." Walter ſtirbt elend in Glasgow: Eſther und Marion rafft ein Nervenfieber weg; ihnen folgt die Mutter bald; kurz, alle Lyndſay's ſterben, bis auf Laurence, der im Auslande iſt, und Margarethe, die in dem Hauſe der Mrs. Webberburne freundlich aufgenommen und die Erzieherin ihrer jüngern Tochter wird. In dieſer Familie wird Margarethe ſchleunig eben ſo verfeinert und elegant, als ſie vorher vorurtheilsvoll und empfindlich war. Richard Webberburne, der Erbe eines alten Stammes, verliebt ſich in ſie und bietet ihr ſeine Hand an, aber ihre Dankbarkeit und guten Grundſätze ſiegen: ſie weiſt Rang und Auszeichnung von ſich und verläßt heimlich den Aufenthaltsort ihrer Wohlthäterin, ihrer Freunde und Zöglinge und ihres Liebhabers. Sie ſuchte eine Zuflucht im weſtlichen Schottland bey Daniel Craig, einem Oheim ihrer Mutter, der aber nicht in Verbindung mit ſeiner Familie geweſen war. Sein Charakter iſt gut gezeichnet: er empfängt die Waiſe liebevoll und ſie beglückt ſeine letzten Tage ſo, daß er nach ſeinem Tode ihr ein unabhängiges Gut hinterläßt. Nun ſtrömen die Frever herbey; wir machen unter andern die Bekanntſchaft des Ehrwürden Aeneas M'Taggart von Drumlake, der zu einer komiſchen Scene Veranlaſſung gibt, aber von Margarethe nicht als glücklicher Frever behandelt wird. Der rechte Mann erſcheint endlich in der Perſon des Ludwig Oswald, und erwirbt ſich des Mädchens Hand, ſo ſehr man ſie auch vor Oswald warnte, deſſen erſte Frau und ein Kind von vier Jahren ſich bald einfinden. Dieſe Prüfung iſt ſchrecklich; aber Margarethe erträgt ſie, wie gewöhnlich. Oswalds erſte Frau ſtirbt; er kömmt reuig zu unſrer Heldin zurück und ihre Ehe ſegnet ein Sohn und eine Tochter. Er ſtirbt und die Erzählung ſchließt ſo, daß der Wittwe baldiger Tod zu vermuthen ſteht. — Durchaus iſt der ſchottiſche Charakter und das Nationalgefühl wahr und treu gezeichnet, der Styl edel und die Moral rein und erhaben. — The Fudge Family in England. (Die flüchtige Familie in England). Ein flüchtiges Werkchen, eine ärmliche Nachahmung von Moore's ärmlicher Satyre: The Fudge Family etc. — Die „German Popular Stories" deutſche Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm, die wir als überſetzt früher ankündigten, haben eben eine zweyte Auflage erlebt und finden ein ſtets zahlreicheres Publikum. — Love, a Poem. The Giaour, a Satirical Poem. By E. Elliott. (Liebe. Ein Gedicht. — Der Ungläubige, ein ſatyriſches Gedicht.) Elliott hat ein gutes Gedicht geſchrieben, das „die Nacht" betitelt iſt, und ein ſchlechtes, nämlich: Peter Faultless. Seine zwey neueſten Werke beweiſen, daß es ihm an Talent nicht ſowohl, als an Geſchmack fehlt: in dem erſten ſind furchtbare Mord- und Jammer-Scenen; in dem zweyten, das eine Satyre auf Lord Byron ſeyn ſoll, findet man Grimm und Erbitterung. Härte und Gröbheiten, Schimpf und ſchlechte Nachrede ſtatt des Witzes. Wir ſetzen hier einige Zeilen im Original her, denn der Ueberſetzung iſt ſo etwas nicht werth:

Thou vain, malignant Instinct! Thou Enigma
And Contradiction! Britain's Boast, and stigma!
Thou passing rich in soul, with none at all,
The king of copyists, yet Original
Thou Lord of Pindus, with no rival shared,
Without imagination, yet a Bard.

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. Mai 1823.

Wunder-Literatur.

Ueber die Wunder des Christenthums und deren Verhältniß zum thierischen Magnetismus mit Berücksichtigung der neuesten Wunderheilungen nach römisch-katholischen Principien, von Carl Phil. Eduard Lillopp. 1ster Th. Mainz 1822. in der Müllerschen Buchhandl. 225 S.

Quälend ist es für einen armen Recensenten auf die Schrift eines Mannes zu stoßen, dem er nach vielem, was er von ihm liest, nicht absprechen kann, derselbe sey wenigstens fähig, auf einen guten Weg gebracht zu werden, wenn er nach mehrerm auf der andern Seite einsieht, der Mann sey von Führern umringt, die ihn überall hin, nur nicht auf den rechten Weg bringen können. Der gute Herr Lillopp scheint zu solchen Leuten zu gehören. Er gehört nicht zu denen, die den lieben Gott mit Abraham ein Stück Kalbsbraten verzehren lassen. Sogar der Engel Raphael, der den Tobias begleitet, war nur ein Gesicht, und den Betrüger Gaßner hält er für einen Betrüger. Heißt das nicht die Möglichkeit verrathen, daß man noch weiter kommen kann? Ja aber auf der andern Seite hat er sich wieder den Weg selbst versperrt, denn er nimmt alles für wahr an, was ihm seine Kirche als wahr schildert, und meynt, nur ein Nestor könne alle die Wunderheilungen aufzählen, welche in ihr seit Christus bewirkt worden wären. Es sey daher ein böses Zeichen der Zeit, die des Herrn Fürsten v. Hohenlohe und des Bauer Martin in Zweifel zu ziehen. Man müsse sie alle nach den unwandelbaren Kriterien der Kirche beurtheilen, (S. 10. 11.) Ja freylich — wer nach dieser gehen will, wird im Leben nicht unbefangen urtheilen, und nun darf es uns nicht wundern, daß der Herr Lillopp seinen Zuhörern — das ganze Büchelchen zerfällt in Vorlesungen, statt daß andere Abschnitte haben — demonstrirt, wie ein Wunder über die Naturkräfte gehen könne; oder gegen diese streite, oder in der Form des Erscheinens von ihnen verschieden sey. Wenn z. B. Josua der Sonne still zu stehen gebietet, damit seine Rotte oder Horde noch einige Tausend fliehende Bewohner Canaans niedermetzeln kann, so ist das ein Wunder contra naturam. Läßt aber der heilige Mann Elisa ein Paar Bären aus dem Walde kommen, um vierzig Knaben fressen zu lassen, weil sie den Kahlkopf aus Muthwillen — Kahlkopf geheißen hatten, so ist das — præter naturam. (S. 23—25.) Wer solche Ansichten mit sich herumträgt, muß freylich für den Apfelbiß im Paradiese alle Ehrfurcht haben und in dem Baume, an welchem der fatale Apfel hing, schon das Kreuz sehen, durch welches 4000 Jahre darauf alles gut gemacht worden seyn soll. Mit solchen Wundern haben aber die Visionen der Somnambulen nichts zu thun, (S. 95.) und wenn der König von Frankreich noch einen Kropf heilen kann, so gehört das auch nicht hierher. Wie es mit Bileams Eselin steht, deren Abentheuer S. 105 weitläuftig zergliedert wird, scheint von der Kirche nicht recht bestimmt zu seyn. Herr Lillopp läßt dies Miraculum contra naturam annoch in dubio. Daß so ein Mann an die Gabe des Geistersehens, des Leichensehens und Leichenriechens (S. 110 und 111) glaubt, darf auch nicht wundern. Eher müßte man darüber staunen, daß ein solcher gläubiger Jünger wiederum (S. 119) Himmel, Hölle und Fegfeuer für bloße Bilder nimmt! Ey, da bleibt die Kirche gewaltig links liegen! Indessen hier sieht man doch, daß der Mann dazu geeignet wäre, auf den rechten Weg zu kommen. Aber freylich S. 124 plagt ihn wieder der — Teufel, oder vielmehr er plagt sich mit dem Teufel, um zu beweisen, daß der Unhold noch immer besonders in den und durch die französischen Naturalisten wirke. Ja — das ist es eben wenn Herr Lillopp sich mit den Leutchen besser bekannt gemacht hätte, so würden die acht Vorlesungen, aus denen sein Schriftchen besteht, ganz anders geworden seyn. Sie lehren denken und dann glauben. Die Kirche lehrt erst glauben und dann so viel denken, als nöthig ist, dem Köhlerglauben ein Flormäntelchen umzuhängen, das aber der leiseste Hauch wegbläst.

Natur-Wissenschaft.

Flugluſt, Fluges Beginnen und Fluges Fortgang, von M. A. W. Zachariä, Lehrer an der Schule Kloſter Roßleben. Leipzig 1822 b. Cnobloch.

Der V. verbachtete Jahre lang das Schwimmen der Fiſche und den Vogelflug, erklärte, auf eine Reihe hydroſtatiſcher Wahrheiten ſich ſtützend, beydes aus dem Baue der Schwimm- und Flugwerkzeuge jener Thiere mit einem Scharfſinne, wie vor ihm noch kein Schriftſteller, und gelangte ſo zu der feſten Ueberzeugung, daß es dem Menſchen noch einmal gelingen werde, entweder wie die blaſenloſen Fiſche und die Vögel, (als Bleyfiſch,) oder, wie die mit einer Schwimmblaſe verſehenen Fiſche, mittelſt des Luftballs, (als Korkfiſch,) das Luftmeer zu durchſchwimmen, und ſeine Fahrt mit ſicherer Hand über See und Land hin nach den entfernteſten Zonen zu ſteuern. Dieſe feſte Ueberzeugung trieb ihn unwiderſtehlich an, die erſtere Art des Luftſchwimmens, (denn die zweyte mittelſt eines vom V. angegebene korkfiſchartigen Gebäudes iſt ziemlich koſtſpielig,) wirklich zu verſuchen, und er fing natürlich mit dem Leichteſten an, mit dem paſſiven Fluge, mit einem geſchickten und ſichern Herabſchweben oder Fallen, indem er ſeinen Flugkahn erfand. Dieſen beſchrieb er ſowohl in einer größern, ſeine Schwimm- und Flugtheorie enthaltenden Schrift, nämlich in den Elementen der Luftſchwimmkunſt, als auch in einer kleinen Schrift, die den Titel Flugluſt und Fluges Beginnen führt. Leztere iſt in Nr. 54 des Literat. Bl. v. 1821 angezeigt, und nach Verdienſt gerühmt worden; jedoch äußerten die Ref., daß es hauptſächlich vor der Hand auf gelungene Verſuche mit großen (leeren, oder mit lebloſem Gewicht beſchwerten) Flugkähnen ankomme. Mit dieſen Verſuchen iſt nun der Anfang gemacht worden. Der Flugkahn hat ſeinen Namen in den am 17ten Sept. vorigen Jahres zu Wendelſtein in Thüringen angeſtellten Fallverſuchen gerechtfertiget, wie man dieſes des Breitern in der kleinen Schrift finden wird, die wir hiemit haben anzeigen, und als eine neue, mit Beſchreibung der erſten Wendelſteiner Fallverſuche vermehrte Ausgabe von Flugeslust und Fluges Beginnen dem flugluſtigen Publikum empfehlen wollen.

Es wäre zu wünſchen, daß der ſeinen Zweck mit Kraft, Eifer und Beharrlichkeit verfolgende Verfaſſer von reichen Privatperſonen oder irgend einer großmüthigen Regierung in ſeinen ſo koſtſpieligen Unternehmungen unterſtüzt würde. Er thut indeſſen, was in ſeinen Kräften ſteht, um ſeine Erfindung zu vervollkommnen, und die Koſten zu Verſuchen von größerer Ausdehnung zu erſchwingen. So hat er ein Werk: Ueber den Vogelflug — auf Subſcription angekündiget, wodurch, dem einen Capitel (über den Federbeſatz) nach zu urtheilen, welches Ref. im Manuſcript geleſen hat, die Wiſſenſchaft nicht wenig gefördert werden wird. So iſt ferner dieſe Oſtermeſſe erſchienen ſeine

Geſchichte der Luftſchwimmkunſt von 1783 an bis zu den erſten Wendelſteiner Fallverſuchen

ein belehrendes, unterhaltendes, mit der dem V. eigenen ergözlichen Laune geſchriebenes Buch.

Da die Fallhöhe, welche dem V. bey den Wendelſteiner Verſuchen zu Gebot ſtand, (127 rh. Fuß,) obſchon mittelſt derſelben eine Laſt von 25 Pfund durch ihre bloße Geſtalt, ohne Wurf, Stoß und Schwung, ſogar gegen den Wind über 158 Fuß weit von der Perpendikulare des Auslaufpunktes mit ſchönem, ſtetigem Zuge ins Thal hinabſchwamm, dennoch immer noch nicht bedeutend genug war, um mit größern und ſchwerern Flugkähnen Verſuche zu machen: ſo kommt der V. ſtets wieder auf den ſchon oft geäußerten Wunſch zurück, einen immer gefüllten, luftdichten, ſteigfertigen und gefeſſelten Luftball zu ſeiner Verfügung zu haben, um aus großen Höhen Flugkähne von Stapel laufen laſſen zu können, und zu erproben, ob ſie, wie es der Theorie zufolge geſchehen muß, im Stande ſind, Centnerlaſten, ja einen oder mehrere ſteuernde und rudernde Menſchen in krummer Bahn auf große Weiten hinfort zu tragen. Er bleibt jedoch nicht bey dem Wunſche müßig ſtehen, ſondern legt Hand ans Werk, und bereitet die Ausführung vor. Daß ein Luftball von einer Füllung wenigſtens Monate lang dienſtfähig und flugfertig bleibe, hofft er durch Futter und Ueberzug deſſelben mit der zarten und durchſichtigen, jedoch feſten und luftdichten innern Fruchthülle unſrer landwirthſchaftlichen Thiere, der Pferde, Kühe, Ziegen und Schafe, dem Amnium nämlich, von ihm Glashäutchen genannt, zu bewerkſtelligen. Er hat zu dieſem Behufe eine ordentliche Fabrik angelegt, und bereits große Vorräthe dieſes Häutchens zuſammengebracht. Ueber die Zubereitung und verſchiedene Brauchbarkeit deſſelben ſpricht er ſich in einer kleinen Schrift aus, betitelt

Das Glashäutchen. Eine Schrift zur Belehrung für Landwirthe von M. A. W. Zachariä. Nebſt einer Probe des Glashäutchens. Leipzig 1822. bey Cnobloch.

Nun iſt zwar die Benutzung des Amniums zu kleinen Luftbällen nicht neu (Gehler ſah in Göttingen bey Lichtenberg eine aus Amnium bereitete Kugel von 2 bis 3 Schuh im Durchmeſſer, und in Paris bedienten ſich der Maler Deschamps und der Baron von Beaumanoir gleich nach Erfindung der Montgolfièren und Charlièren kleiner aus Goldſchlägerhaut verfertigter Aëroſtate, ſ. Gehlers phyſ. Wörterb. 1 Th. S. 66.): noch niemand hat aber die Zubereitung dieſes Häutchens ſo genau gelehrt, (Gütle in

seinem Wörterb. gemeinnütz. Wissensch. und Künste handelt die Sache sehr kurz ab.) noch niemand so große Stücke davon verfertiget, noch niemand dessen vielfältigen Nutzen so schön dargethan, als unser V. Er sezt davon einfache, doppelte, drey- und mehrfache Teppiche von 5 Ellen Länge und 2½ Elle Breite zusammen, die sich sehr schön ausnehmen, und als durchsichtige, höchst vollkommne Staubdecken über seines Hausgeräthe, z. B. Klaviere, Betten ꝛc. dienen können. Daß von dem Glashäutchen und den daraus verfertigten wohlfeilen Wundbindchen das theure sogenannte englische Pflaster, welches frische Wunden schädlicher Weise reizt, ganz werde überflüssig gemacht und verdrängt werden, leidet, den Erfahrungen zufolge, die damit schon häufig angestellt worden sind, keinen Zweifel, *) und Ref. wünscht nur, daß dieses so nützliche Häutchen sich in eine Flughaut für den Hrn. M. Zachariä verwandeln, oder doch wenigstens, die Kosten seiner interessanten Flugversuche decken möge. S.

*) Wie ich höre, wird es bereits in den preußischen Apotheken eingeführt. M.

Vergiß es nicht.

Es scheint, daß mißlungene poetische Versuche auf die poetische Schwäche eben so wirken, wie Meisterstücke auf die poetische Kraft: anregend, ermuthigend zur Prüfung der Flügel in derselben Region. Seitdem ein sonst verdienstvoller Schulmann so mühselig als holprig einen deutschen Horaz zusammen gereimt hat, wimmeln alle belletristischen Zeitblätter von gereimten Uebersetzungen horazischer Oden. Die meisten davon sind freylich, so viel Ref. sich entsinnt, die Schulversuche Eines soi-disant Dichters, der aus Schonung für die krankhafte Empfindlichkeit seiner überspannten Selbstschätzung ungenannt bleiben mag; aber auch diese ungereimten Reimereyen scheinen auf andere Reimer nach dem oben bemerkten Gesetze zu wirken: denn Ref. findet im Merkur (einer außer Dresden wenig gekannten Dresdener Zeitschrift) einen Herrn Seifried, der mit jenem tageblättrigen Horaz-Reimer um die Wette reimt. In Nr. 152 Jahrg. 1822. steht die Ode an Dellius (II, 3), und gleich der Anfang macht lachen. Aequam memento rebus in arduis servare mentem etc., ist wiedergegeben durch:

Vergiß es nicht! Erhalt in schlimmen Lagen
Dein Herz gefaßt, so wie in bösen Tagen
Gemäßigt, frey von überspannter Lust,
Weil, Dellius, du sterben mußt.

Ey wer wollte denn memento durch eben die triviale Redensart übersetzen, deren sich Kinder zu bedienen pflegen, wenn der Vater zum Jahrmarkte geht: „Vergiß es nicht, Vater, bring' mir auch was mit!" Memento mori heißt: Lerne sterben, und memento canere bedeutet vielmehr: Lerne dichten, als: Vergiß es nicht, zu dichten. Und wo hat denn unser Uebersetzer hingedacht, als er die beyden Gegensätze des Originals: rebus in arduis — non secus ac bonis, zu tautologischen Seitenstücken machte: in schlimmen Lagen — in bösen Tagen." *) Noch lächerlicher ist die dritte Strophe gerathen.

Wo Silberpappeln ihren Labeschatten
Dem Dunkel hoher Fichten liebend gatten,
Und sich verzweigen; wo die Welle jach
Sich zitternd drängt im schrägen Bach.

Umbram consociare amant ramis — das soll heißen: sie gatten liebend ihren Schatten und verzweigen sich? Obliquo laborat lympha fugax trepidare rivo — das soll heißen: die Welle drängt sich jach zitternd im schrägen Bach? Nun freylich heißt obliquus auch schräg oder schief; aber ein schräger Bach ist eine schiefe Vorstellung. Wie ganz anders hat Ernst Günther diese Strophe, vielleicht die schönste des Originals, übertragen:

Dorthin, wo zum belaubten Schattendach
Vertraulich sich der Pinie Zweige gatten
Mit Silberpappeln, wo ein kühler Bach
Sich zitternd windet durch die Matten. **)

Nicht viel minder schräg ist die vierte Strophe des Herrn S.

Dahin schick Salben, Wein, die holde Rose,
Die nur zu bald verblüht — bis deine Loose,
Die Jahr', und der drey Schwestern Faden dir
Gebieten: Bleib nicht länger hier!

Dum res (die Loose) et aetas et sororum fila trium atra patiuntur. Wie einfach und klar! und wie verschroben dagegen das Gebot der Loose, der Jahre und der Parzen: Bleib nicht länger hier. Das ist ja ein Verbot. Aber vollends die letzte Strophe!

Wir müssen all' dahin! Früh oder späte
Kömmt Aller Loos durch die umhergedrehte
Urne heraus, und bringt im Kahn an's Ziel
Uns in ein ewiges Exil.

Solche Verse kommen aus der umhergedrehten Urne unserer Sprache heraus; aber sie kommen offenbar zu späte, wenn schon Uebersetzungen da sind, wie die angezogene Günther'sche, die hier so lautet:

Wir alle wandern hin nach Einem Ziel;
Wann auch das schwarze Loos der Urn' entfalle,
Ob früh, ob spät — der Nachen trägt uns alle
Hinab zum ewigen Exil.

*) Wird wohl heißen sollen: in bessern Tagen; wird ein Sey- kein Uebersey-Pudel seyn. M.

**) Sehr schön! Man glaubt ein Original von Matthisson zu lesen. Aber warum ein kühler Bach, wo bey Horaz ein rascher (fugax) ist? Die Kühlung giebt schon der Schatten, die lebhafte Bewegung soll der Bach geben. M.

Die Redaction des Lit. Bl. scheint es für ersprießlich zu halten, daß dergleichen ausgestellte Proben geprüft werden, *) daher dieser Beytrag. B.

*) Ersprießlich? Für wen? Göthe singt, im Divan wenn mir recht ist:

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein.

Von allem Uebel, welches ein Poet in der Welt hervorbringen kann, sind mißrathene Verse immer das geringste. Auch beweist eine mißrathene, gereimte Uebersetzung eines römischen Dichters wenig gegen das Daseyn poetischen Talents.

In der That aber ist die jetzige Reimfluth, welche über den Horaz sich in den Tagesblättern ergießt, so stark, daß man es der Kritik nicht verargen kann, wenn sie Salz hineinwirft, um das Gefrieren zu befördern. Eine drollige Einkleidung solch' einer Kritik findet sich in der neuen Zeitschrift Prometheus Nr. 11. unter dem Titel: Das Stellbichein und Dr. Nürnbergers Ode. Ein Verliebter begeht einen Fehler in Abwartung eines Rendezvous, und die Geliebte legt ihm auf, denselben durch eine Uebersetzung der 9ten Ode, Buch 3, abzubüßen, deren Inhalt bekanntlich eine Versöhnungsscene zwischen zwey Liebenden ist. Der Liebhaber will ein Plagiat an der Abendzeitung begehen, und Herrn Nürnbergers Uebersetzung dieser Ode in Nr. 150. 1822.) benutzen. Bey der Gelegenheit kritisirt er sie ad hominem, wirft sie weg, und macht eine andere, die zwar ungleich treuer und dichterischer, aber freylich reimlos ist. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Februar 1823.

3. Febr. Ein Schreiben des Hrn. Séguin erörtert seine bisherigen Arbeiten und gründet darauf das Verlangen, unter die Candidaten für die in der chemischen Section erledigte Stelle aufgenommen zu werden. Hr. Bose liest einen Commissionalbericht über die handschriftliche Arbeit des Hrn. Delisle: Histoire des lichens du genre sticta. Es ist diese Denkschrift ein Probeheft der allgemeinen Geschichte der Flechten, welche dieser vormalige Bataillonschef, welcher jetzt zu Vire im Calvados-Departement privatisirt, zu bearbeiten und herauszugeben gesinnet ist. Er hat davon über 1000 Arten bereits beschrieben und geordnet. Der Bericht ist beyfällig, und er rühmt insbesondere die vortrefflichen Zeichnungen, welche das Werk begleiten. Man schreitet zur Wahl eines Akademikers der Section der Chemie, wobey sich die Stimmen zwischen die Herren Darcet und Chevreul theilen, und der erstere mit 32 gegen 23 Stimmen gewählt wird. Hr. de Montferrand liest eine Abhandlung über die electro-dynamischen Erscheinungen. Hr. Turban liest einen Aufsatz über die Rettung der in einem brennenden Haus eingeschlossenen Personen, und Hr. Girod erstattet einen belobenden Commissionalbericht über die vom Graf de Bucquoy handschriftlich eingereichte Abhandlung von der Reibung der Zähne bey dem Getriebe der Räder.

10. Febr. Hr. Dupetit-Thouars liest eine Abhandlung des Hrn. Dutrochet mit der Aufschrift: Beobachtungen über einen wulstförmigen Ring, welcher durch die vollständige Abschälung der Rinde vom Ast eines Apfelbaums erzeugt ward. Hr. Moreau de Jonnés liest eine Denkschrift, über die Herkunft der durch Naturwirkungen (agens naturel) nach den Antillen-Eilanden gebrachten Pflanzen. Die Verwaltungs Committée der Akademie legt ein neues Reglement für die Einrichtung der öffentlichen Sitzungen vor, und ihrem Antrag gemäß wird künftighin der erste Montag im Junius für dieselben festgesetzt. Sie zeigt auch an, daß die Liquidation der Verlassenschaft des Hrn. de Montyon bereits die Summe von 1,637,749 Franken eingebracht hat, wovon der Akademie der Wissenschaften 204,718 Fr. zufallen.

17. Febr. Hr. Paulet übersendet eine handschriftliche Homonymie und Synonymie der Pflanzen bey Theophrast und Linné. Hr. Girard, welcher die Ergebnisse der am 8 Febr. in der Baumwollenspinnerey des Hrn. Ferap in Essonne eingetretenen Explosion einer seit dem 25 August 1822 zur Bewegung der Spinnerey gebrauchten Dampfmaschine, die etlichen Arbeitern tödtlich ward, untersucht hat, erstattet darüber Bericht, und der Vorstand der Akademie bringt in Erinnerung, daß eine Commission mit Prüfung der Sicherheitsmaßnahmen zu Verhütung ähnlicher Unglücksfälle beauftragt ist: er wünscht, daß sie so bald möglich ihren Bericht erstatte. Hr. de Jussieu liest einen Commissionalbericht über die Resultate von Hrn. Leschenault's ostindischer Reise. Zu den bedeutsamsten dieser Ergebnisse gehören über einhundert verschiedene Pflanzenarten, welche auf die Insel Bourbon eingebracht worden sind, und worunter sich folgende befinden: der Zimmtbaum; ein Sauerdorn, der einen gelben Färbestoff liefert; ein Mispelbaum, dessen eßbare Frucht die Größe einer Pflaume hat; zwey Arten vom Zuckerrohr; sechs Arten der Baumwollstaude, die dieser Kultur auf der Insel einen Schwung gaben; die Mohnart, welche das beste Opium liefert; eine Nessel (Urtica tenacissima), die mit Vortheil statt des Hanfes gebraucht wird; der Sanguerus oder die Palmart, welche den Sagon liefert; eine Cassienart mit dreieckten Saamen; die Ficus elastica, welche das elastische Harz liefert, u. a. m. Auch die für's Museum eingetroffnen Sammlungen verdienen rühmliche Meldung. Das Herbarium, zum Beyspiel, enthält ungefähr 1200 Arten, deren die meisten in Paris nur noch durch Beschreibungen und Abbildungen bekannt waren. Die Zoologische Gallerie des Museum hat durch diese Reise einen Zuwachs von 31 Säugthieren erhalten, welche 19 Arten befassen, worunter der Bär vom Gatesgebirge und eine neue Affenart vorkommen; von 530 Vögeln, die zu 171 Arten gehören, von schönen Insekten, mehreren Crustaceen und verschiedenen lebendigen Thieren, unter denen sich ein junger Elephant befindet. Die Fossilien-Sammlung befaßt 650 Stücke, meist aus Ostindien und Ceylan. Sie thun dar, daß die inneren Berge dieses Eilands Urgebirg sind. In der Entfernung etlicher Meilen von Kandy entdeckte Hr. Leschenault den perlmutterartigen Feldspath von Ceylan, der unter der Benennung Mondstein (pierre de lune) von Steinschneidern gesucht ist und den bisher niemand in seinem Gangstein gefunden hatte. An den Ufern des Kaverystroms traf er 10 bis 12 Fuß unter dem Boden, Demantspathe (corindons) von verschiedener Farbe in ihren Gangsteinen an. Von den Sittenzügen, welche die Reisebeschreibung meldet, will man einzig nur desjenigen erwähnen, den der Verfasser von einem das Nellygary-Gebirg (eine Abtheilung der Gatekette) bewohnenden Volksstamms angiebt, bey welchem, im Gegensatz morgenländischer Sitte, die Vielmännerey den Weibern gesetzlich erlaubt ist. Es werden zwey Briefe des Oberst Lambton verlesen, worin er über den Fortgang seiner Landmessungen in Ostindien Nachricht giebt. Hr. Magendie erstattet Bericht über einen Aufsatz des Hrn. Edwards, von der Ausdünstung und Einsaugung des Stickstoffs beym Athmen, worauf hin die Akademie den Arbeiten des Hrn. Edwards aufmunternde Belobung ertheilt. (D. B. f.)

Nro. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Mai 1823.

Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Goethe.

Aus Paris.

Die Estaminets.

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „Estaminet ist ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ Dürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, was ihm in Paris ein Estaminet ist. Ihr müßt ein deutsches Herz aufschlagen; darin findet Ihr die bessere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser — sie sind aber auch darnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münster zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu seyn, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib seyn, ein Deutscher oder ein Franzose? Wo ist die goldne Mitte, wo ist das schöne Rheinthal, in dem Ernst und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Ossians Lust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wanderaden Kopf, wie ein Paß-Aussteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich, von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Grenzstadt den kleinen Rest holländischen, den ich kühn und listig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Grenze seines Landes den stärksten Patriotismus hat — den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Grenze, und darum gröber und rauchsüchtiger als je. Die Wirthin des Gasthauses — oder war es die Tochter der Wirthin, sie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte sich auf französischer Grenze, und hatte gegen Tabak den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose, und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksasche entflog dem Kopfe. „„Monsieur!““ sagte die Taube, und der Schmerz erstickte ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeygeschrien; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaschen; die un-

glückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sey. Dann wurden alle Fenster geöffnet und tausend Winde herbeygefleht. Ich aber war voll abergläubischer Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehrere Monate in Paris gewesen, entdeckte ich eine der Freystätten, wo das sittenverbrecherische Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt man eben Estaminet. Ich stieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich sah Rauch, ich sah Deutschland wieder. Da war nicht die schwüle Stille, die man in andern Kaffeehäusern findet; da wurde geschwatzt, geschrien, da knallten die Stöpsel der Bierflaschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschenausgaben von Stereotypen-Physiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leserliche Folio-Gesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengesindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdische Lieferanten, die aus Deutschland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochsen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denselben Korkziehern aus, mit welchen sie die Flaschen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordisch und deutsch gewesen; durch den Schleyer der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit genug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Oele französischer Klassicität im gehörigen Maße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fasces-Bündeln malerisch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und habe Spiegel rings umher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen, und er zahlt gern doppelt, für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

Zu seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dichtsten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist euere Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh" — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" ließ den Handschuh liegen, und verließe sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: „Hier, da ist ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!"

(Der Beschluß folgt.)

Die neuesten Nachrichten von der Harmonie-Gesellschaft in Nordamerika.

(Fortsezung.)

3.

Was die mündlichen, kurzen und abgebrochenen Unterhaltungen mit den Abgeordneten der Harmonie-Gesellschaft nicht gewähren konnten, hoffte der Berichterstatter dadurch zu erhalten, daß er um eine schriftliche Mittheilung bat, über das, was sie etwa noch weiter bekannt werden lassen wollten. Es wurde ihm zugesagt; und als biedere Männer von Wort übergaben sie den Tag vor ihrer Rückreise aus dem alten Vaterlande einen Aufsatz von mehrern Bogen, durch Herrn Gottlieb Laugenbacher (dem Kaufmann) verfaßt, und von Beyden unterschrieben. Diese Schrift, als ein für sich Bestehendes behandelt, enthält Manches, was bereits gesagt ist, und hätte deßwegen hie und da abgekürzt werden können; da sie aber in verschiedener Zeit von dem früher Geschriebenen und Gesprochenen aufgesezt wurde, und doch die gleichen Gegenstände immer auf die nämliche Weise beschreibt, so erhöht sie die Glaubwürdigkeit. Ueberdieß ist sie als die erste officielle Nachricht von einer neuen Volks-Verbindung, deren künftige Wichtigkeit wir noch gar nicht beurtheilen können, anzusehen, und so sey es erlaubt, dieselbe ganz und mit diplomatischer Genauigkeit in diesem Blatt abdrucken zu lassen. Dem aufmerksamen Beobachter wird es angenehm seyn, zugleich zu sehen, wie gut sich nach so langer Abwesenheit die deutsche Sprache in dieser Kolonie erhalten, oder vielmehr, dem frühern Standpunkt der Kolonisten nach, verfeinert, und wie sich ihre Logik geschärft hat. Das Original, mit männlich-schönen Schriftzügen geschrieben, soll als würtemberg-amerikanische Merkwürdigkeit in dem Archiv des würtembergischen Vereins für Vaterlands-Kunde niedergelegt werden.

Etwas Weniges von der Harmonie-Gesellschaft im Staat Indiana Nordamerika.

„Da so manche verschiedene Gerüchte von dieser Gesellschaft hier in Würtemberg im Umlauf sind, und beynahe jeder Reisender, der aus Amerika zurückkommt, etwas von derselben zu wissen vorgibt, im Grunde aber sehr Wenige

bestimmte und zuverlässige Nachrichten davon zu geben im Stande sind, entweder weil sie die Gegenden, wo sich die besagte Kolonie befindet, nie gesehen, oder ihre Kenntnisse davon nur auf Hörensagen gründen, (wobey eines Jeden Einbildungskraft noch dazu oder davon thut, je nachdem ihn seine Ansichten leiten, oder die Verstandeskräfte fähig sind, um sich Begriffe von einem solchen Verein zu machen,) und diese Gesellschaft aus bemeldten Gründen oft sehr mißrepräsentirt und unrichtig geschildert wird; so unterstehen wir uns aus Veranlassung einiger Freunde, die Verhältnisse dieser Gesellschaft unpartheyisch an den Tag zu legen, wie sie sich nach der Wahrheit befinden, indem wir beyde Unterzeichnete Mitglieder davon gewesen sind seit ihrer Existenz, und noch sind, und Folgendes blos um derentwillen melden, welche am Wohlergehen ihrer ausgewanderten Landsleute ein Interesse finden.

„Die Harmonie-Gesellschaft, jezt ansässig am Flusse Wabash im Staate Indiana in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, besteht hauptsächlich aus würtembergischen Auswanderern, welche meistentheils im Jahr 1804 emigrirt sind.

„Nach ihrer Ankunft in Philadelphia machten sie noch eine Landreise von etwa hundert Stunden, und kauften acht Stunden von der Stadt Pittsburgh in Pensylvanien, etwa sechstausend Acres oder Morgen unkultivirten Landes, der Acre für drey Dollars. Da aber viele ganz unbemittelte Familien darunter gewesen, welche nichts Eigenes hätten kaufen können, vereinigte sich, aus besondern religiösen Gesinnungen überzeugt, Reich und Arm dahin, freywillig ihr Vermögen alles zusammen zu legen, und den Armen als wie den Reichen in gleiche Rechte eintreten zu lassen, das Land gemeinschaftlich zu kultiviren, und in dem Fall, daß mit der Zeit Einer oder der Andere wieder auszutreten gedächte, derselbe blos seinen eingelegten Vermögens-Antheil wieder an sich zu ziehen im Stande seyn soll.

„Es waren etwa fünfzig Familien, welche diese Vereinigung am 15. Febr. 1805 mit einander gemacht haben; obgleich die Zahl gegenwärtig schon zu 150 Familien gestiegen ist.

„Wie bey jedem Verein oder bey jeder Gesellschaft Vorgesezte nöthig sind, so sah man auch hier zum voraus die Nothwendigkeit ein, daß ohne dergleichen die Ordnung und Rechte nicht füglich gehandhabt werden könnten. Man schritt daher zu einer öffentlichen Wahl, und wählte Johann Georg Rapp von Ipptingen, einen Mann von Religion, Verstand, Erfahrung und Festigkeit, fast ganz einstimmig zum ersten Vorsteher, und noch andere sieben Männer zu Aeltesten der Gesellschaft, welche mit einander sowol im Geistlichen als Leiblichen über den Wohlstand der Gemeinde zu wachen, und die Ordnungen und Rechte, welche die Gemeindeglieder selbst freywillig verfaßten und aufstellten, zu verwalten hatten. Da nun die vollziehende Gewalt nach dem ausdrücklichen Willen der Mitglieder auf den Vorsteher und die Aeltesten gelegt ist; nämlich zu Unterdrückung aller Untugenden und Laster, die dem Worte Gottes und der Religion zuwider sind; zum Wachen, daß Ueppigkeit und Luxus sowol in der Kleidung als übrigen Lebensart keineswegs einen höhern Grad erreichen dürfen, als es die von den Mitgliedern selbst verfaßten Verordnungen billigen und die Umstände es erlauben: so hat sich schon mancher eingeschränkte Beobachter, der die Grundlage der Verfassung nicht versteht, sehr getäuscht, und diese Handhabung auf den Vorsteher als selbst angemaßt und unumschränkt legen wollen, ja beynahe zu verstehen gegeben, als formire sich bey uns allmählig eine Despotie. Wer aber unbefangener und natürlicher zu urtheilen im Stande ist, und das Band, das diesen Verein zusammenhält, besser versteht, dem darf nicht erst gesagt werden, daß so etwas in den Frey-Staaten nicht statt finden kann, wo nur die Stimme des Volks regiert und die Vorgesezten immer nur durch die Stimmen-Mehrheit erwählt werden. Ohne den Willen und Beyfall der Mitglieder begleitet bey uns Niemand ein Amt, und derjenige, welcher sich zu einem solchen selbst aufzudringen anheischig machte, würde es gerade am wenigsten erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortsetzung.)

Von unsern Botokuden war längst schon keine Rede mehr. Der Mann konnte die Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht bezwingen, man hat ihn daher unlängst nach Brasilien zurückgeschickt. Wie wird er sich freuen, wenn er den Fuß auf das heimathliche Ufer sezt, oder wenn die Schauer der unendlichen Wälder ihr umwehen! Sennora Francesca gefällt sich dagegen ungemein in Wien und will es nimmermehr verlassen, obgleich ihre Reize ein wahrhaft exotisches Produkt sind. Ein türner Kriegsmann, niedern Ranges, soll doch den Muth gehabt haben, die eiserne Jungfrau zu umfangen, und seine Kühnheit hat wenigstens keine verderbliche Frucht hervorgebracht.

Am dreyzehnten dieses wurde die Eröffnung des hier errichteten allgemeinen Pensions-Instituts für Wittwen und Waisen gefeyert. Die Handlung begann mit einem Hochamt, worauf die Messe von Haydn folgte. Nach dem Gottesdienst verfügte sich der Fürst Joseph von Schwarzenberg, als Protektor des Instituts, von dem Stellvertreter Hofrath Meyer von Grafenegg, und den Proponenten begleitet, in den Pallast zurück. Dort wurde vor dem Bild des Monarchen die dem Unternehmen ertheilte allerhöchste Bestätigung und Begünstigung abgelesen, worauf der provisorische Institutsdirektor in einer Rede die Huld des Kaisers pries, dann die Verdienste der Schwarzenbergischen Fürstenreute unbefangen würdigte, und zulezt die Wünsche für das Gedeihen der Anstalt aussprach. Nach diesem wurde ein lautes Lebehoch dem Monarchen dargebracht, und der erste Stifter und vorzüglichste Beförderer der wohlthätigen Anstalt, der Hof- und Präsidialkanzellist, Leopold Kaukol dem Fürsten vorgestellt.

Einige unsrer Elegants, die nicht wissen, was sie anfangen sollen, um Aufsehen genug zu machen, haben angefangen, Mäntel von gegattertem Zeug zu tragen, wie die Frauenzimmer vor einiger Zeit zu Kleidern und ebenfalls zu Mänteln trugen, worüber ein gelehrter Archäologe eine kleine Abhandlung geschrieben hat,

und von gleichem Zeug ein humoristischer Kavalier den Einfall hatte, seinen Pferden Decken verfertigen zu lassen. Diese Mäntel sind mit einem Kragen besetzt und mit Seide von französlauer Farbe gefüttert, hinten ohne Falten. Die Wiener haben eine eigene Weise, diejenigen zu behandeln, die recht eigentlich sich durch etwas Närrisches auszeichnen wollen: sie nehmen keine Notiz von ihnen; höchstens murmelt Einer dem Andern im Stillen zu: Den werden sie bald einführen lassen! (nämlich in den Narrenthurm). Zuweilen bleiben doch einige aus der lustigen Zunft der Schusterbuben stehen, und schlagen herzlich vor sich hinlachend auf das Schurfell.

Auf dem Operntheater wurde als Neuigkeit gegeben: Die eiserne Pforte. Romantische Oper in drey Akten von J. Ritter von Seyfried. Musik von J. Weigl. Alle stimmen so ziemlich darüber ein, daß, ungeachtet des darin vorkommenden Geistes, das Textbuch weder historisches noch dramatisches Interesse hat. Die Begebenheiten folgen aufeinander, ohne daß sich eine anschauliche Handlung oder eine anziehende Situation bildet. Leider mischte sich bey der ersten Vorstellung auch gleich Anfangs mancher Unfall mit ins Spiel, der den Eindruck vorhinein schon schwächte. In dem harmonischen Theil der Musik erkennt man die Gründlichkeit des Tonsetzers der Schweizerfamilie, des Waisenhauses u. s. w. allerdings wieder, aber dem melodischen Theil fehlt Frische, Neuheit, Reiz und Phantasie. Wenige Stücke sprachen theilweise an. Die Chöre sind am besten gelungen. Der Erfolg dieser Oper war nicht sehr günstig. Meister, die ihren Ruhm dahin haben, sollten, wenn die Zeit ihnen voreilt, auf ihren Lorbeern ruhen. Seltsam ist es, zu bemerken, wie zuweilen Referenten sich anstellen, um, je nachdem sie Diesen oder Jenen zu schonen sich geneigt fühlen, mit vielen Umschweifen bald dem Dichter, bald dem Komponisten alle Schuld aufzubürden. Diesmal mögen beyde schätzbare Produzenten Unrecht, und das Publikum allein Recht haben.

Auf dem Theater an der Wien ist wieder eine neue Pantomime in Gang gekommen, betitelt: Schwarzbart, melodramatische Pantomime in zwey Akten mit Chören, Tänzen, Gefechten u. dgl. nach dem Englischen des Lewin und von demselben in die Scene gesetzt. Musik von verschiedenen Meistern. In diesem Produkt ist abermals Alles auf Dekorationen und Maschinerie berechnet. Aber hier gibt es auch wieder etwas zu sehen! Ein großes Korsarenschiff mitten im Ozean (die See ist dreyhundert Faden tief). Sturm und Fluthen toben fürchterlich, das Takelwerk wird zerfammettert, das Schiff versinkt. Einige retten sich in einem Boot auf die nächste Felsenküste. Einige durch Schwimmen. Andere gehen unter. Dieß der Schluß des ersten Akts. Am Ende des zweyten wird ein Korsarenschiff verbrannt, das im Gefecht mit einem englischen Linienschiff Feuer fängt. Die Handlung, den Helden Almansor, genannt Schwarzbart, mit eingerechnet, ist es nicht einen Schuß Pulver werth. Die handelnden Individuen zerfallen in sprechende und stumme. Erstere singen auch, letztere tanzen und gestikuliren. Unter den Tanzstücken wirkte ein Pas de deux mit Variationen, welche die Tänzer Samengo und Demoiselle Ramanelini (Ersterer erinnert an Duport's Schule) mit Schritten und Bewegungen gleichsam versinnlichend begleiteten, vorzüglich.

Auf dem Volkstheater: Wien, Paris, London und Constantinopel. Zauberspiel mit Gesang in drey Akten von dem Herausgeber der Theaterzeitung. Musik von W. Müller. Der Verfasser kündigt an, er habe dieses Spiel abermals auf eine patriotische Tendenz gegründet: „Bleib' im Lande und nähre dich redlich." Darüber wollen wir keine Diskussion anstellen. Aber vergriffen hat er sich in dieser Tendenz, und zugleich in der vaterländischen Charakteristik gewaltig. Seine drey Handwerker, die von dem Schutzgeist des Landes begünstigt, (wer ihn kennen lernen will, sein Name ist Arilla) die genannten Städte in etlichen Theaterstunden bereisen, ergießen sich in ungeheuren Rodomontaden über ihr Vaterland und ihre Vaterstadt, und zwar auf Kosten der fremden Länder und Städte, daß den Zuschauern selbst nicht wohl dabey zu Muthe wurde; einige meinten es gleiche einer Persiflage. Gegen den Charakter ist es darum, weil man den Wienern wohl nicht den Vorwurf machen kann, daß sie im Ausland immer ihre Heimath panegyrisiren, am wenigsten auf solche Art. Vielmehr lächelt man hier darüber, wenn Ausländer oft um's dritte Wort sich laut vernehmen lassen: „Das ist bey uns man ganz anders; wenn diese Oper bey uns gegeben wird, so kann ich mir gar nicht satt daran sehen." — Darin machten Einige doch zu weit gehen, wenn sie in diesem Zauberspiel ganz und gar nichts Witziges, Humoristisches, tief aus dem Leben Gegriffenes, höchst Genialeß finden wollten, vielmehr sich über mehrere ganz triviale Schnaken ein wenig ärgerten. So z. B. fragt ein Landsmann den andern, um seine Nationalität zu konstatiren, ob er die Redensart verstehe: „Want der Lew' a?" (Weint der Löwe auch?) bezieht sich auf eine Anekdote und gleicht dem Obersächsischen Späßchen: „Mähen die Aerzte auch Heu?" (nämlich korrumpirt ausgesprochen). Dieser „Witzspruch" wollte nicht behagen. Das Publikum wußte überhaupt nicht, ob es dießmal seine Stimmung nach englischer oder türkischer Art zu erkennen geben sollte. Sechs neue Dekorationen, Ansichten der genannten Städte darstellend, machten große Sensation, und der Mahler wurde einmal über das andre gerufen. Das Stück ist beynoch fortgegeben worden; dieß ist nichts Ungewöhnliches. Viele wollten sich verwundern, daß auf den Zetteln immer stand: Das beliebte Stück, so und so oft bey vollem Hause schon gegeben worden, die beliebten Lieder u. s. w. Ein hiesiges Blatt, das sich sonst durch milde Beurtheilungen auszeichnet — bis auf kleine Ausnahmen, wie etwa die zweyte Recension des „Bräutigams aus Mexiko," die ein wenig stark gebeizt war, (die Censur dieser Theaterblätter ist jezt verändert, wie bekannt) sagte unter vielen Höflichkeitsbezeigungen: „Das Produkt wurde schon zu Grabe getragen, eh' es gestorben war." — „Die Leistungen der Schauspieler konnten wohl sie selbst, nicht aber das Werkchen über Wasser halten." — Sonst heißt es freylich oft: laudamus, ut laudemur! Späterhin erschien in demselben Blatte eine lobpreisende Kritik; das Motiv leuchtet Jedem ein; Niemand nimmt sich die Mühe, diesem Unfug zu steuern. Unser Litterator Fr. W., ehemals Redakteur des Janus, wäre der Mann dazu, und hatte sich einmal entschlossen, scheint aber jezt auch die Lust verloren zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 100:

Solothurn.

Charade.

An *.

Wer bey dem ersten Erblicken des Lichts, im Schooße der Wiege,
Ohne irgend Verdienst, durch die Geburt nur allein,
Schon vom Väter ererbt die erste Hälfte des Wortes.
Das mein Räthsel dir nennt, viele beneiden ihn drum;
Aber wirbt er voll Muth, durch edle und herrliche Thaten
Um die Krone des Ruhms, dann erst verehren wir ihn.
Wer nicht strebt nach dem Reich, das unser Lehrer verkündet,
Wird mit dem Zweyten benannt, trotz aller Orthographie.
Was das Ganze bedeute? Es ist der Name der Freundin,
Die uns alle entzückt durch ihren munteren Geist;
Ueberall, wo wir sind, beym Spiel oder ländlichen Feste
Stimmt sie uns, froh, wie sie ist, immer zu Freude und Scherz.

C. H. W.

Nro. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Mai 1823.

Und Minerva, hoch vor Allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Schiller.

Die neuesten Nachrichten von der Harmonie-Gesellschaft in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

„Nach dieser Vereinigung wurde ein Stadtplatz ausgesucht, ausgemessen und Häuser darauf gebaut; der Wald zu Feldern und Wiesen umgeschaffen, nach und nach Mühlen und Fabriken errichtet, und was sonst für Einrichtungen nöthig waren.

„Anfangs währte es nicht lange, bis einige Familien sich von uns zu trennen Lust bezeugten, weil ihnen das gemeinschaftliche Leben nicht im Augenblick das gewährte, was sie sich eingebildet hatten; denn aller Anfang ist schwer, und so ging es auch uns. Der Verein war zwar im Aeußern gebildet, aber bis sich so Vieler Willen auch praktisch im täglichen Leben zu einem Zweck vereinigte, gab's noch manchen Knoten zu lösen, der bey dem Grundlegen des Plans nicht so ganz bey allen Gliedern vermuthet wurde; und hatte hier Niemand mehr Mühe und Sorgen, als der Vorsteher und die Aeltesten, um das rechte Tempo zu treffen und dem neuorganisirten Körper die richtige Lenkung zu geben. Die obenbemeldten Familien trennten sich wirklich, als die Gemeinschaft etwa ein halbes Jahr existirt haben mochte, und verlangten auf der Stelle all ihr eingelegtes Vermögen zurück. Weil aber beynahe alles Geld für Land, Vieh u. dergl. auch mit ihrem Willen ausgelegt worden, und die Gesellschaft derzeit noch keine Einkünfte hatte, folglich außer Stand war, Alles auf einmal anzuschaffen, so wurden ihnen von der Obrigkeit, unter welcher wir stehen, gesetzliche Termine gesprochen. Aus diesem Umstand haben sich schon Einige, jedoch ganz irrig erkühnt, auszusagen, als könnte uns Niemand verlassen, ohne sich seines Vermögens ganz verlustig zu machen. Die Thoren wollen aber nicht wissen, daß wir durchaus keine gezwungenen Mitglieder haben; denn wem's nicht da behagt, der mag frey hingehen, wohin er will. Das wäre traurig, wenn man in einem freyen Lande gegen seinen freyen Willen an einen Ort gebunden wäre. Seit späterer Zeit, da die Gesellschaft in bessern Umständen ist, wird ein Jeder, der austreten will, sogleich mit seinem Vermögen abgefertigt, jedoch ohne Zuwachs, welcher erst alsdann vertheilt werden kann, wann die Mehrheit der Mitglieder für die Auflösung stimmen würde.

„Als wir nun nach dem Verfluß von einigen Jahren in der Landwirthschaft, in der Viehzucht, in sonst nöthigen Einrichtungen, sogar in Anpflanzung von Wein- und Obstgärten bedeutende Fortschritte gemacht hatten, strömten von allen Seiten viele Landeseingeborne herbey, um zu sehen und zu bewundern, was würtembergischer Fleiß mit vereinten Kräften in kurzen Perioden zu bewerkstelligen im Stande gewesen, und die Gesellschaft wurde wirklich weit und breit berühmt.

„Als wir aber die Erfahrung gemacht, daß das dortige Klima für Obst und Wein äußerst ungünstig sey, und wir aus unsern mit vieler Mühe angelegten Weinbergen wegen häufigem Spätfrost nie viel zu erwarten haben wür-

den, auch der Boden etwas magerer gewesen, als man es hätte wünschen sollen, überdieß alle überflüssigen Produkte eine bedeutende Strecke weit auf der Achse zu Markte gebracht werden müßten: sahen wir uns veranlaßt, im Frühjahr 1814 drey Männer aus unserer Mitte zu wählen, und dieselben nach dem Staat Indiana, welcher wärmer gelegen, als Kundschafter auszusenden, um einen Ort ausfindig zu machen, der für unsern Betrieb tauglicher wäre. Als die gedachten Männer wieder zurückkamen, und die Verhältnisse des Staates Indiana erzählten, so beschloß die Gesellschaft nach reiflicher Ueberlegung, den ersten Ort: Harmonie zu verkaufen, und nach Indiana zu ziehen. Da aber alle Kaufbriefe im Namen der Gesellschaft ausgefertigt gewesen, so mußte dieselbe auch Jemanden speziell dazu bevollmächtigen. Dieses geschah; und bemeldter Ort mit 6000 Morgen Landes ward verkauft an zwey Amerikaner für 100,000 spanische Dollars oder 250,000 Gulden rheinisch, jedoch auf zehnjährige Ziele. Die Pflanzung hatte sich also in zehn Jahren um 400 Procent gebessert.

„Der Wegzug, welcher auf dem Ohioﬂuß statt fand, begann im Juni 1814, und währte transportweise bis im Mai 1815, zu welcher Zeit die Gesellschaft wieder ganz beysammen war, auf dem von der Regierung um fünf Gulden für den Acre gekauften Land, welches auf der östlichen Seite des Flusses Wabash, im 38sten Grad 30 Minuten nördlicher Breite, und etwa 90 Minuten der Länge, westlich von London liegt.

„Die Grundfläche beträgt 25,000 Acres oder Morgen vom besten und fettesten Land, das zu finden ist. Dasselbe ist mit sehr starken Hölzern gesegnet, bestehend aus Eichen, Buchen, Eschen, drey verschiedenen Arten von wilden Nußbäumen, welche in der Dicke zu drey bis vier, und zu einer Höhe von fünfzig bis sechszig Fuß im Stamm wachsen, und für allerley Schreinwerk vortrefflich zu benutzen sind; ferner Gommen (Gummibäume), Heckberrys (Stachelbeeren), Sicamore (wilde Feigen), eine Art Sperbelbäume, Presimont genannt, wilde Kirschen-, Aepfel- und Pflaumenbäume, nebst wilden Reben von ungeheurer Dicke und Höhe, welche sämmtlich Früchte tragen. Auch ist der Möbel- und Zuckerbaum (Zucker-Ahorn) sehr häufig, aus dessen Saft alle Frühjahr große Quantitäten braunen Sandzuckers gesotten werden; der Sassafrasbaum, von zwey bis drey Fuß dick, nebst noch vielen andern Gattungen, wie z. B. eine Art wilder Pappelbäume, die ein sehr festes Holz haben, und zu Brettern und Wandholz häufig gebraucht werden; in den Gründen findet man auch sehr große Cypressen, aus welchen Küfergeschirr und Dachschindeln gemacht werden.

„In den Waldungen findet man Hirsche, Rehe, Bären, Wölfe, Dachse, Hasen, wilde Katzen, Eichhasen (Eichhörnchen?), Schlangen, wilde Welsch-Hühner, wovon der Hahn (der kalekutische Hahn) öfters 25 Pfund wiegt, nebst noch vielen andern Vögeln.

„Auf einer schönen Ebene, unweit dem Wabash-Fluß, doch so, daß ein ausgedehntes Wiesenthal dazwischen liegt, legten wir unsere (neue) Stadt Harmonie an. Die Straßen sind breit und alle winkelrecht, direkt von Mittag gegen Mitternacht, und von Morgen gegen Abend, gerade und räumig ausgemessen. Bey jedem Haus ist ein Garten, so, daß jedesmal ein Haus an des Nachbars Garten grenzt, um bey Ausbruch von Feuer gesichert zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Paris.

(Beschluß.)

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Tabak liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tisch, die Deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch — „Landsleute!“ rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verdutzt an — sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbey. Ich warf meine Cigarre mit gespieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, sprach ich, das schlechte französische Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Tabak, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so lüstern! Ich streckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!“ sagte der Eigenthümer, und wälzte seine Hand über die meinige; die Hand war saftig und schwer, und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Ueberfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verständiger Mensch; wir sprachen über Allerley. „Sehen Sie, sagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freyheit nicht sehr bold gemacht; er sprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.“ — „Freund, erwiederte ich, thun Sie diesem Manne und thun Sie der Freyheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Gesundheit; die erworbene ist schön, aber die angeborne ist gut. Die Freyheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freyheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu schei-

nen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an seine Freyheit tasten, und Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greift, wie ein katalonischer Jüngling! Das Paradies selbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit." . . . „Also wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — sprach der Arzt. Aber diesen höllischen Tabak, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt." — „O still davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist deine Erde so reich, wie ist deine Luft so milde! Wie wohlschmeckend ist dein Brod, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie sind sie so süß! Und Alles, was der Mensch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend ist Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe gestellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menschenkunst verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieses Eine unter allen Erzeugnissen, das verdorben, theuer und ungenießbar ist, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es ist der Tabak!" — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die französische Regierung jährlich sechzig Millionen am Tabak gewinnt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden." — „Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Tabak beträgt sechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabaksbauer, Tabaksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabaks frey gäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabaksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stieffönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das lezte Wort nicht entgangen seyn. „Seyen Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeykommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch, und wie will er Stieflönige übersetzen?" — „Er kann das nennen: Les Rois beau paternels." — „O, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizey, ob zwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor Allem Französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich, auf ein Gutachten der französischen Akademie, wegen meiner linguistischen Umtriebe in Charenton eingesperrt werde... Ach ja, Charenton! Sie sind ein Arzt, und waren gewiß schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie klassische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantisch-toll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten." — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen." — „Es bleibt dabey; auf Wiedersehen in Charenton!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Beschluß.)

Die gymnastische Gesellschaft des weltberühmten und inkomparablen Herrn Gärtner hat nur eine kurze Reihe von Produktionen geliefert. Während dessen produzirte sich der Optikus Weiß aus Breslau, der früher schon Kunststücke seiner natürlichen Magie und Eskamotage in dem großen Saal eines Gasthofs präsentirt hatte, auf dem Theater an der Wien. Auf's Neue findet man Gelegenheit, die Intelligenz der Thiere zu bewundern, die sich sehen so oft auf dieser Bühne dargeboten: kluge Pferde, tapfre Hunde, weiße Kanarienvögel, reizende Gänschen (in einem Zauberspiel von Gleich, wenn mir recht ist) u. s. w. Man will behaupten, eine jezt besonders viel besprochene Schauspielerin habe bey einer der ersten hiesigen Bühnen Unterhandlungen anknüpfen wollen, sie wären aber abgeschlagen worden. Sehr vermuthlich! Dagegen glaubt man, daß ein andres bedeutendes Theater hier auf diese Virtuosin spekulirt. Wahr oder nicht, die Spekulation wäre nicht zu tadeln.

In der Josephsstadt kam wieder ein Produkt von Gleich vor: Der Herr Wetter aus der Unterwelt, oder der rosenrothe Kirchtag. Lokale Geisterposse in 2 Akten mit Gesängen, Tänzen, Tableaux ꝛc. Ein Geist besucht die Oberwelt in allerley bekannten Possen-Charakteren; da er Alles schlechter und verkehrter als in der Unterwelt findet, so kehrt er schleunigst zurück. Die ganze Geisterwelt feyert zulezt den Kirchtag (Kirmeßtag) mit Tänzen und Juchzen. Die Schlußdekoration — eine offene Gegend — ist rosenroth statt grün gemahlt! Diese hundert und fünfzig Scherzstücke sind nur dem Titel nach verschieden. Zuschauer vom höchsten Rang besuchen häufig dieses Schauspielhaus. Es gibt aber auch schon öfter mehr Applaus, als baaren Profit. Eine Schnurre mit Gesang und Tanz und Zauberey: Capriciosa, oder Hütchen dreh dich, aus einem Märchen von Wieland (Prinzessin Eigensinn) und der Zauberposse: Pervonte zusammengeflickt, läßt die fleißige Musik bedauern, die daran verschwendet worden. Eine auf dem Theater an der Wien neu aufgeführte Posse: Malvina, oder Purzerls Abentheuer, Zauberspiel in zwey Akten von Pfeiffer (?), führ' ich der Musik wegen an, die von Fr. A. Kanne, dem Herausgeber der werthvollen musikalischen Zeitung ist, dessen tiefe theoretische Einsicht und praktische Fertigkeit, die er mit Geschmack und Fleiß verwendet, immer eines bessern Stoffes würdig sind. Der wackere Tenorist Jäger hat hier seine Abschieds-Vorstellung gehabt, und wird nach

Ostern schon in Stuttgart seyn, wo er bey dem Hoftheater angestellt ist. Ein bedeutender Verlust für die hiesigen vereinigten Theater! Die junge Sängerin W. Schröder wird um die nämliche Zeit bereits in Dresden eingetroffen seyn.

Auf dem Hoftheater nächst der Burg sahen wir: Gabriele. Drama in drey Akten nach der Valeria der Herrn Scribe und Melesville, von J. F. Castelli. Das Original, welches auf dem Theater français vorzüglich durch das kunstvolle Spiel der Mlle. Mars viel Glück gemacht hat, ist sehr sentimental, doch mit eben so gut ausgeführten, als gut berechneten Situationen ausgestattet. Die Uebersetzung ist in Prosa, aber leicht und gefällig. Die Besetzung war vortrefflich: Gabriele, die Müller, Witwe Salden, die Löwe — außerdem Korn, Koberwein u. s. w. Das Stück gefiel auch hier. In Paris sind eine Menge Blinde als Parodien gleich erschienen, wie es vorher an Blinden überhaupt nicht mangelte; sollten unsre Possenschreiber und Parodisten sich den Spaß entgehen lassen? — Nur Eins ist zu bemerken: Es fehlt nirgends an Leuten, die mit Blindheit geschlagen sind, wo sie am deutlichsten sehen sollten; Viele aber haben deßwegen gerade keine Lust, sich den Staar operiren zu lassen. An demselben Abend wurde noch eine Kleinigkeit von Costenoble aufgeführt: Drey Erben und Keiner. Schwank in einem Akt. Zwey Leute werden mystificirt. Jeder hält den Andern für todt, und hofft, ihn zu beerben; ein Dritter stellt sich auch noch ein — und Alles war nur Spaß. Der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, den Dialog in kurzen gereimten Versen zu schreiben, das ist lobenswerth. Neu in die Scene gesetzt wurde der Schutzgeist, und man bemerkte als eine seltene Erscheinung auf dieser Bühne, daß der Genius sich zuletzt in einer Glorie von bengalischem Feuer präsentirte.

Der Herausgeber der Theaterzeitung und Verfasser des weiland jüngsten Eipeldauers führt in seinem Kunst- und Litteraturblatt ein Verzeichniß der milden Beyträge an, die seine Aufforderungs-Beylagen den Verunglückten seit einiger Zeit verschafft haben, und schlägt ein cynisches Geschrey auf über die Verunglimpfer dieser edlen Handlungen. Jeder fragt: was tobt der geniale, menschenfreundliche Mann? Wer hat je gezweifelt, daß seine Aufforderungen viel eingetragen haben? Man darf jedoch behaupten, daß jeder andre Aufruf Aehnliches bewirkt haben würde. Hier in Wien heißt es: klopfet an, so wird euch aufgethan! Viele wollen aber lieber ihrem eignen Antrieb folgen; und so ereignete sich's vor einiger Zeit, daß ein löbliches Gremium des hiesigen Handelsstandes gegen Herrn A. B. eine nachdrückliche Rüge ergehen ließ (im östreichischen Beobachter), weil er sich gerühmt hatte, daß die Nothleidenden seiner Verwendung die reichliche Beysteuer jenes schätzbaren Vereins zu danken hätten, und sie äußerten sich ziemlich klar, daß sie des genannten Organs keineswegs bedürften. Mir ist bey dieser Gelegenheit versichert worden — und ich sage nicht leicht: relata refero, wenn ich meine Quelle nicht schon kenne — daß die Aufforderungs-Beylagen aufhören würden, und zwar aus Gründen, die ich der Artigkeit wegen vor der Hand nicht wiederholen will, außer wenn unser Pseudo-Aristophanes (wie er in der Wiener Zeitschrift einst genannt wurde) seine geniale Ungezogenheit noch weiter treibt, daß er jede Gelegenheit ergreift, sich Selbstlos ins Gesicht zu dampfen, kann ihm in dem erwähnten Fall am wenigsten verargt werden; nur muß eine Theaterzeitung, die von jeher zu der Meinung Anlaß gab und immerwährend gibt, daß sie in einer Stadt wie Wien ein besseres dramaturgisches Blatt leicht neben sich ertragen könnte, doch nicht gar so ungeschliffen, und so vorlaut in den Tag hineinschreyen!

Endlich ist die dießjährige italienische Oper, die, verschiedener Hindernisse wegen, Anfangs des Monats noch nicht Statt haben konnte, eröffnet worden, und zwar mit einer befriedigenden Aufführung des Othello. Das Personal besteht aus fünf Individuen, und deutsche Sänger werden, so wie ehedem, fleißig mitwirken. Unter jenen befinden sich willkommene Bekannte, David und Ambrogi; die uns bisher fremden Mitglieder sind: Signora Fodor-Mainville, Sign. Donzelli und Sign. Ciccimarra. Ersterer wurde als Rodrigo mit einem Sturme des Beyfalls empfangen, der die Vorstellung eine Weile unterbrach; der Zweyte erhielt als Elmiro eine seinem Talent nicht minder angemessene Auszeichnung. Die Fodor (eine Liefländerin von Geburt, wie man sagt, doch in Italien erzogen) bewährte in der Parthie der Desdemona ihren Ruhm. Sie vereinigt Kraft des Tones, reine Intonation mit Beweglichkeit der Stimme und einer seltenen Kunstschule. Ihre sinnreichen Intentionen überraschen, ihr Rezitativ ist vorzüglich; auch als mimische Künstlerin tritt sie hervor. Im dritten Akt zeigte sie sich in ihrem vollen Glanze. Donzelli besitzt eine sonore, kräftige Stimme, die noch mit dem frischen Schmelz der Jugend prangt. (Also ein Tenor, wie wir ihn ungefähr vor Kurzem wünschten!) Ciccimarra ließ in der Rolle des Jago eine angenehme Stimme und eine feine Bildung hören. (Er soll ein sehr vorzüglicher Singmeister seyn. Wird Händevoll zu thun bekommen!) Der dritte Akt wirkte besonders auf das übermäßig zahlreich versammelte Auditorium; doch kam der Enthusiasmus am Ende der Vorstellung dem im verflossenen Jahre nicht gleich. Sehr erklärbar! Damals erschien nach langer Zeit die erste italienische Oper, Alles war neu. Zelmira bezauberte, und der Tonsetzer war selbst zugegen. Dießmal kommt weder er, noch seine Frau. — Bey der Wiederholung des Othello ereignete sich ein Unfall. Die Fodor wurde gleich Anfangs von einer Unpäßlichkeit befallen, die immer zunahm, so daß der Vorhang endlich fallen mußte. Man vertröstete die Zuschauer auf eine mögliche Erholung. Erst nach einer ziemlich langen Pause, während welcher sich ein Theil auf seine eigene Hand zu unterhalten suchte, wobey die Stimmung selten günstig bleibt, wurden die baar Bezahlenden an die Casse verwiesen, weil die Vorstellung nicht beendigt werden könnte, und man auf eine andere nicht vorbereitet wäre. Die Verwirrung war groß. Keine Wagen, keine Lakaien, weder Mäntel noch Etwas bey der Hand! Die Zuhörer zeigten am folgenden Tag einen ziemlich unfreundlichen Humor. Wenige Tage später wurde die Oper dennoch wiederholt, und Signora Fodor, obgleich noch sehr erschöpft, deßhalb auch auf dem Ankündigungszettel entschuldigt, leistete mehr, als ihre Kräfte schon erlaubten.

Auf dem Hoftheater der rezitirten Schauspiele wurde kurz vor dem Schluß sämmtlicher Bühnen während der Charwoche noch zum Erstenmal dargestellt: Die Oper, oder das Quartett im Hause. Lustspiel in zwey Akten von Contessa. Mit geringem Erfolg! Man fand es zu gedehnt, zu didaktisch, zu wenig unterhaltend. Das ist nicht meine Schuld. Dem wackern Dichter ist wohl auch ein Mal begegnet, was Freund Horaz vom Altvater Homer sagt. Der Eindruck des ersten Akts verdarb schon die Wirkung des folgenden, so ausgezeichnet auch die Darstellung war. — Großen Beyfall erhielt dagegen ein sogenanntes anakreontisches Ballet: Paris, oder der Triumph der Schönheit, von dem fruchtbaren Balletmeister Henry, in einem Akt. Des verbrauchten Stoffes ungeachtet, hat der Meister die Handlung mit anziehenden Episoden zu durchflechten gewußt. Vorzüglich hat ein Schawltanz, vom Herrn Taglioni als Adonis, und Mlle. Heberle als Venus ausgeführt, Jung und Alt, Freunde der bildenden Künste, wie Kenner der Moden und des Geschmacks beyderley Geschlechts, bezaubert. Man schätzt dieses Tanzstück den besten Gaben gleich, die jemals auf derselben Bühne (am Kärnthnerthor) von der choreographischen Kunst dargeboten wurden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Nr. 36.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. Mai 1823.

Nachrichten über die neuesten Ausgrabungen in Pompeji.

(Aus einem Schreiben an Hrn. Geh. Hofr. Creuzer in Heidelberg, vom Herausgeber.)

Neapel, den 8. März 1823.

— Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, verehrtester Herr und Freund, wenn ich Ihnen etwas über Pompeji sage. Die Regierung läßt mit vielem Eifer die Aufgrabungen fortsetzen, so daß im leztvergangenen Sommer gegen 700 Menschen täglich daran gearbeitet haben sollen, eine Anstrengung, die auch durch einen glänzenden Erfolg belohnt wurde.

Ueber die neuesten etwa vor acht Monaten gemachten Entdeckungen ist bis jezt weder im Druck noch in Kupferstich etwas erschienen; der lezte Plan von Pompeji, der hier in der Stamperia della Guerra herausgekommen, ist vom Jahr 1821 und enthält nur etwas mehr als der verkleinerte Grundriß, welchen Reichard seinem Guide des Voyageurs en Italie 1819 beygegeben hat, oder der in William Gell's Pompejana, die beyde weit genauer und besser sind, als einer von ungefähr gleicher Größe, der sich bey Romanelli's Viaggio a Pompej, Pesto, Ercolano e Pozzuoli Nep. 1817 befindet. Legen Sie einen dieser Umrisse umgekehrt vor sich, und folgen Sie mir am Hause des M. Arrius Diomedes vorbey durch die Straße der Grabmäler auf der Via consularis, durch das Thor und die erste häuserreiche Abtheilung der Stadt, die schon seit längerer Zeit aufgedeckt steht, nach dem Forum, das zur Unterscheidung von dem weiter unten an den Theatern gelegenen foro nundinario, forum civile genannt wird. Die beyden Eingänge führen rechts und links am Tempel des Jupiter vorbey, welcher an die Mauer zwischen ihnen angelehnt, gleichsam als Haupt das ganze lange Oblongum des Forums dominirt. An der rechten Seite hin, zwischen der Säulenreihe hindurch, welche hier, wie gegenüber das Forum regelmäßig umschließt, gelangen Sie sodann in den Tempel der Venus, der 1817 aufgegraben ward und worin man, außer mehreren Malereyen und Fragmenten von Venusstatuen, die schöne jezt im Museum der Studj aufgestellte Hermaphroditenstatue fand, worüber Osann im ersten Theil von Böttiger's Amalthea Nachricht gegeben. An den Venustempel schließt sich die Basilika, indem sie den übrigen Theil der rechten Seite des Forums begränzt, an dessen schmaler Seite, dem Zeustempel gegenüber, sich viele Fußgestelle von Monumenten erheben, die hier die dankbaren Pompejaner errichtet, von denen aber an Arbeiten der Sculptur uns fast nichts erhalten ist. Hinter diesen finden Sie die schmale Seite des Forums durch drey kleine, wie alles übrige aus Backsteinen erbaute Tempelchen oder Kapellen abgeschlossen, über deren Bestimmung man keine Andeutung gefunden hat. — Diese drey Seiten des Forums waren seit 1817 vollständig aufgedeckt; von der zweyten langen Seite aber, zur Linken, nur die Reihe von Säulenpostamenten, die sie regelmäßig bezeichnet, und in der Mitte anstoßend ein kleines viereckiges Sacellum, worin eine Ara aus weißem Marmor steht, an der ein Stieropfer in Basrelief abgebildet ist. (bey Gell Pompejana Pl. 62.) — Man sezte daher zunächst unterhalb dieses Sacellums die Ausgrabung fort, wo hinter den Säulen eine Mauer mit nischenförmigen Einbiegungen, das Daseyn eines bedeutenden Werks verrieth. Das Resultat dieser Ausgrabung war ein großes oblonges Gebäude, oder vielmehr der Platz desselben und der unterste Theil seiner Säulen und Mauern. Die Façade desselben war eben die gegen das Forum gewendete, der Basilika gegenüberstehende Seite; in der Mitte des Innern umschloß ein Viereck von 18 Säulen auf jeder langen und acht auf jeder schmalen Seite ein großes viereckiges Wasserbehältniß, dem Eingang gegenüber fanden sich eine große mittlere und zwey kleinere Seitennischen, und die äußere Einfassung bildete ein bedeckter Gang mit Fenstern nach dem innern Porticus zu. Der Haupteingang war vom Forum aus, ein zweyter kleinerer führte auf der mittäglichen Seite von einer Seitenstraße herauf, in die der Façade gegenüber gelegene bedeckte Halle. Ueber beyden Eingängen waren Inschriften angebracht, wovon die des ersteren nur in Stücken, die des lezteren ganz erhalten ist; beyde scheinen gleichlautend. Die vollständige ist folgende:

EVMACHIA. L. F. SACERD. PVB. NOMINE. SVO. ET M. NVMISTRI. FRONTONIS. FILI. CHALCIDICVM. CRYPTAM. PORTICVS. CONCORDIAE. AVGVSTAE. PIETATI. SVA. PECVNIA. FECIT. EADEMQVE. DEDICAVIT.

In der Mitte der hintern Seite des bedeckten Gangs fand sich eine viereckige Nische, worin eine weibliche bekleidete Statue von ziemlich guter Arbeit stand, eine schöne Matrone mit weitem über das Haupt gezogenem Mantel; am Fußgestell die Inschrift:

EVMACHIAE. L. F.
SACERD. PVB.
EVLLONES.

Die Länge des Gebäudes ohne den äußern gegen das Forum gerichteten Porticus beträgt 185, die Breite 120 Pariser Fuß. Die Höhe der Statue ohne Plinthe und Fußgestell 5 Fuß. Doch will ich diese Maaße nicht verbürgen, da sie nicht selbst vermessen, sondern aus einer Schrift genommen sind, die auf Anlaß dieser Aufgrabung im vorigen Jahre in der hiesigen Tipografia del Deposito della Guerra erschien unter dem Titel: Del Calcidico e della Cripta di Eumachia, scavati nel foro di Pompeja l'anno 1820. Di Guglielmo Bechi, Tenente aggiunto alle stato maggiore. gr. 4. mit sechs Kupfern. Der Verf. sucht mit großer Weitläufigkeit und Aufwand von Gelehrsamkeit zu beweisen, daß das Chalcidicum die äußere, vor dem Eingang befindliche gegen das Forum gekehrte Halle von 18 Säulen gewesen, und unter Crypta der bedeckte, mit Fenstern versehene, um den innern Porticus herumlaufende Gang für Spaziergänger zu verstehen sey. Die Inschrift an der Statue der Erbauerin Eumachia beweise, daß diese das große Impluvium in Mitten des innern Porticus, worin sich Waschsteine von derselben Form fanden, die noch jezt in Italien gewöhnlich, zum Gebrauch der Wollwäscher, entweder geschenks- oder miethweise bestimmt gehabt, wofür die Statue von der Zunft aus Dankbarkeit errichtet worden.

Wollen Sie mich nun aus dem Chalcidicum an dem kleinen Sacellum vorbey begleiten, so treffen wir auf derselben Seite, dem Zeustempel gegenüber, die Façade eines noch größern viereckigen Gebäudes, das erst im vergangenen Jahr aufgedeckt worden ist. Es hat zwey Eingänge vom Forum, und einen auf der langen Seite zur Linken von der Straße aus. In der Mitte finden wir, etwas erhöht, ein regelmäßiges Zwölfeck, worauf 12 Postamente im Kreis herumstehen und eines in der Mitte; eine weitere Einfassung mit einem eigenen, den zwey Hauptthüren zugewendeten Aufgang umschließt das Zwölfeck; an der rechten langen Seite stehen 12 gleiche kleine Kammern oder Zellen, durch Mauern gesondert; und auf der schmalen Seite, den Eingängen gegenüber, tritt in der Mitte eine viereckige erhöhte Zelle hervor, zu der man durch eine Treppe gelangt. Diese Zelle hat an der hintern Wand ein Postament für eine Bildsäule, an jeder der beyden Nebenwände zwey Nischen. Hier fand man zwey Porträtstatuen aus weißem Marmor, etwas über Lebensgröße: die eine männliche mit kurzem Haar und Bart, um Hüften und Schenkel mit einem Gewand bekleidet, das roth gefärbt und zum Theil vergoldet war: die weibliche drapirt mit Unter- und Obergewand, das gelockte Haupt mit einem Kranz umgeben, in der Linken ein Büchschen, wie ein Salbengefäß haltend. Beyden Statuen fehlt der rechte Arm, sie sind von ziemlich guter römischer Arbeit. Inschriften, die über die vorgestellten Personen, oder über Erbauung und Zweck des Gebäudes hätten Aufschluß geben können, fand ich gar nicht. Neben der Zelle zur Rechten läuft den Wänden parallel ein dreystöckiges Gemäuer wie zu einem Triclinium herum; zur Linken finden Sie eine kleine Abtheilung durch Mauerwerk bezeichnet, und eben so an der langen Seite links, nicht weit vom Eingang. Da man über die Bestimmung des Gebäudes weiter gar keine Andeutung gefunden, so ist es von dem Cavalier Arditi, Direktor der königlichen Museen und Ausgrabungen, einstweilen Pantheon genannt worden, weil er glaubt, die zwölf Postamente möchten für die zwölf Gottheiten bestimmt gewesen seyn.

Wie durch die Anordnung, so wird das Gebäude aber auch durch die Gemälde interessant, die sich an den Einfassungswänden erhalten haben, und nicht abgenommen, sondern nur mit einem leichten Dach bedeckt worden sind. Die besterhaltenste Stelle ist in der Ecke zur Rechten des Eingangs von der Straße; die Malerey ganz im gewöhnlichen Style, Figuren in schwarzen Feldern mit leichter Architektur abwechselnd, aber mit besonderm Geschmack, Geschick und Geist behandelt. Man erhält einen hohen Begriff von der Malerey der Alten, wenn man diese Tapetenarbeiten zum Theil so geistreich findet, daß sie als Skizzen dem besten Meister keine Schande machen würden. Um Ihnen vom Reichthum der Verzierung auf dieser Wand eine Vorstellung zu geben, setze ich Ihnen das Verzeichniß der Gegenstände her, wie sie von der Rechten nach der Linken einander folgen: 1. Kleines Landschäftchen mit einer Galeere. 2. Schwarzes Feld mit einer schwebenden Figur. 3. Architektur mit goldnen Säulen, eine Muse, die goldne Leyer haltend, steht dazwischen, eine schön geistreich gezeichnete Figur. Oben über der Antike ist eine bronzene Victoria auf einer Biga vorgestellt, und dahinter in blasser Ferne zeigt sich noch der Architrav eines Tempels, an welchem Waffen aufgehängt sind. Zu beyden Seiten dieses Bildes 4. 5. zwey kleine Landschäftchen. 6. Großes schwarzes Feld, in der Mitte ein viereckiges Gemälde: Ulyß und Penelope. Dieß ist das besterhaltenste und anziehendste Bild unter allen. Ulyß in weißer Tunika mit Halbärmeln, Brust und Schultern mit einer gelben

Chlamys bedeckt, die auf der Achsel geknüpft ist, auf dem Haupt die gewöhnliche Mütze, sizt auf einem liegenden Säulentrunk; er hält einen Stab in der Hand und schaut wie sprechend zu Penelope empor, die sinnend, das Haupt in die Rechte stützend, vor ihm steht; in der Linken hält sie zwey Spindeln. Ihre Kleidung ist ein violettes Untergewand und ein weisser Schleyer, der vom Haupt weit hinabfällt, eine sehr schön drapirte, würdige, ausdrucksvolle Figur. Die Scene geht im innern Hofraum vor, denn im Hintergrund erblickt man eine Thür mit Pfeilern und daneben ein Fenster, aus welchem eine Magd (zu jung, um Eurykleia zu seyn) nach den Gebietern heraussieht. Zweyte Wand. 7. Schwarzes Feld, in dessen Mitte eine schwebende Figur, ein Ruder und eine Schüssel mit Früchten, tragend, über ihr ist eine weibliche Figur mit halbem Leibe sichtbar, die von ihr emporgetragen scheint. 8. Architektur mit Säulen, dazwischen ein junger Mann in rother Toga aufrecht, hält Kräuter in beyden Händen. Auf beyden Seiten zwey kleine Landschaften. Ueber den Säulen eine Victoria auf der Biga, der vorigen ähnlich, Waffen über ihr aufgehängt. 9. Schwarzes Feld, in der Mitte ein viereckiges Bild mit weißem Grund: Theseus der den Felsen gehoben, eine weibliche Figur sizt vor ihm; weniger gut erhalten, der Fels sieht aus wie eine Wolke. 10. Säulenarchitektur, dazwischen eine weibliche Figur, stehend und schön bekleidet, in der einen Hand eine Palette, ganz wie die unsrigen, in der andern Hand Pinsel haltend. Auf beyden Seiten zwey kleine Landschaften mit Galeeren. 11. Schwarzes Feld, in der Mitte ein schwebender Genius, eine Patera tragend, über ihm, wie von ihm emporgehoben, eine weibliche Figur mit einem Kind. Ich weiß nicht ob eine ähnliche Vorstellung sonst wo vorkommt? 12. Architektur mit Säulen, dazwischen eine Viktoria die einen Krieger krönt, beyde Figuren sehr geschwärzt.

Unter dieser Bilderreihe läuft ein Lambris herum, ebenfalls gemalt, mit schwarzem Grund, in Abtheilungen nach den oberen Feldern getheilt, worin verschiedene Geräthe und Figuren, unter andern eine sehr schöne sitzende weibliche mit der Leyer, angebracht sind.

Oben über dem Mittelfeld bis zur Decke befinden sich ebenfalls gemalte Felder, worin theils große Vasen, theils Arabesken zu sehen, z. B. eine nackte Figur in blauem Feld, auf einer Blume stehend.

Andere weniger kenntliche Gemälde finden Sie an der Wand zur andern Seite der Thür gegen das Forum zu. Besser erhalten sind die zu beyden Seiten des Eingangs von der Straße aus, Amorinenspiele darstellend, dann an den übrigen Wänden: Phrynus auf dem Widder, Thalia ꝛc. Ein großes Bild, wo drey Götter zur Erde herabzuschweben scheinen, ist fast unkenntlich.

Um Sie nun mit den übrigen Ausgrabungen bekannt zu machen, führe ich Sie aus dem Pantheon auf die Straße hinaus, die oberhalb desselben hinläuft; auch hier hat man eine Wand mit Gemälden entdeckt, die durch ein Dach geschüzt, jedoch von geringerer Bedeutung sind. Die Straße läuft um das Pantheon herum an der hintern Seite des Gebäudes der Eumachia vorbey, und vereinigt sich mit der großen Straße, die nach den Theatern führt; alle diese Häuser sind seit Kurzem aufgegraben worden, bieten aber nicht viel Merkwürdiges dar. Zu dem Bedeutendsten, was man darin gefunden, gehört eine kleine Venusstatue, die bereits in den Studj im Zimmer des Hermaphroditen aufgestellt ist. Sie mag etwa 2½ Fuß Höhe haben, ist aus weißem Marmor und bis auf die Mitte des Leibes nackt, von wo ein Gewand, mit einem Knoten geschlungen, die Beine verhüllt und nur die Vorderfüße noch sichtbar läßt. Dieß Gewand ist noch ganz rosenroth gefärbt; und die dunkleren Spuren in der Tiefe der Falten geben noch seine ursprüngliche Farbe an. Die Haltung der Gestalt ist etwas vorwärts gebeugt; sie faßt mit beyden Händen das getheilte Haar, wie um die Feuchtigkeit herauszudrücken oder es zu flechten; auf dem Nacken ist es schon in einen Knoten gebunden; es ist mit leichten Meisselhieben gearbeitet und trägt doch deutlich die Spuren der Vergoldung. Die Augen sind ausgehöhlt und waren, trotz ihrer Kleinheit, wahrscheinlich eingesezt. Was das Verdienst der Arbeit betrifft, so ist die Statue in guter griechischer Art, jedoch mit einiger Nachlässigkeit behandelt, mag auch wohl von zwey verschiedenen Händen und Perioden herrühren; denn der obere nackte Theil ist von dem untern bekleideten abgesondert und war mittels eines Eisens in denselben eingelassen, das jezt durch Holz ersezt ist, so daß man beyde Theile leicht auseinander nehmen kann. Der untere ist weniger gut gearbeitet.

Wenn ich nicht irre, so ist auch ein schöner kolossaler Zeuskopf, an welchem aber der größte Theil des Haars fehlte, vor Kurzem in Pompeji gefunden. Er steht jezt im Saal des Antinous in den Studj und das Abgebrochene ist mit Stucco ergänzt worden.

Wie viel Schönes und Merkwürdiges haben wir noch zu erwarten, wenn mit Eifer fortgefahren wird, die verschüttete Stadt auszugraben, von der bis jezt wohl kaum ein Viertel aufgedeckt ist. Die Säle der Studj sind reich an schönen Kunstwerken und Geräthen, die dorther stammen, und noch liegt ein ungezählter Vorrath in den Magazinen, weil es bisher am Raum zur Aufstellung fehlte. Besonders ist von den Terracotta's noch fast gar nichts geordnet. Dem Saal der ägyptischen und etrurischen Alterthümer ist vor Kurzem ein neues Zimmer zugegeben worden, worin meist etrurische Werke, jedoch auch einige altgriechische oder dem altgriechischen Style nachgeahmte, die man unter jenen Namen begriffen hat, zu sehen sind. Es gilt namentlich von den hier aufgestellten Vasen, deren schwarze Figuren auf gelbem Grund wohl der griechischen

Kunst in ihrer frühern rohen Art weit eher angehören als der etrurischen. — Man hat hier im Museum und bey dem durch häufige Ausgrabungen immerfort thätig geförderten Verkauf antiker Vasen eine eigene Klasse ägyptischer Vasen angenommen. Diese zeigen rohe Figuren mit rother, schwarzer und weißer Farbe gemalt, auf dem unglasirten gelblichen Thongrund, und haben durch Rohheit und die häufig angebrachten weißen Striche, Aehnlichkeit mit den ägyptischen Malereyen, finden sich aber in denselben Gräbern mit den übrigen besserer Art; so daß man wohl annehmen darf: die älteste Weise bemalte Vasen zu fertigen, die wohl von den Aegyptern auf die Griechen überkommen seyn kann, sey auch später noch geübt und zu eigenen Zwecken gepflegt worden.

Sehr erfreut war ich bey Besichtigung der großen Vase des Vivenzio, worauf die Zerstörung der Familie des Priamus abgebildet ist, im lezten Zimmer der Vasensammlung. Die Zeichnung Hrn. Tischbeins, die im 9ten Heft seines Homer nach Antiken erscheint, ist sehr getreu, sowohl dem Styl, als den Details nach. Nur das Einzige habe ich zu bedauern, daß ich im Steindruck das aus den Wunden fließende Blut, und einige Verzierungen an Gewändern und Waffen schwarz angeben ließ, da diese Gegenstände auf der Vase mit rother Farbe gemalt sind. Auch ist der Rand des Bildes im Steindruck etwas zu groß. Im Uebrigen ist Alles vollkommen richtig. Die Vase ist ohne Widerrede eine der schönsten, die existiren. Sie ist von bauchiger Form mit engerer Mündung und mit Henkeln versehen, der Firniß sehr bräunlich, und das Gemälde ist oben über den Henkeln gegen den Hals zu angebracht, und oben und unten mit schönen Verzierungen umgeben. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Zeichnung von einem vortrefflichen Künstler selbst auf die Vase gebracht seyn möchte, denn nicht nur gewahrt man darin Geist und Geschick in weit höherem Grad als gewöhnlich, sondern man sieht auch noch die flüchtigen Striche der ersten Anlage, die der Künstler nachher in der Ausführung berichtigt und modellirt hat. Man bemerkt ferner einen mitten durchs Bild laufenden aus drey eingegrabenen Linien bestehenden, kreisförmigen Rand, ein Beweis, daß die Vase ursprünglich eine andere Verzierung erhalten sollte, und erst zufällig vom Künstler zur Aufnahme seiner Zeichnung bestimmt ward. Wie man endlich schon in alter Zeit dieß Gefäß als eine kostbare Seltenheit in Ehren gehalten, geht daraus hervor, daß es in ein gröberes irdenes Gefäß eingeschlossen, und dadurch vollkommen erhalten gefunden wurde.

Die einzige unter allen mir bekannten Vasen, die an Schönheit der Ausführung dieser gleichgestellt werden kann, ist die ihr gegenüberstehende, noch unedirte. Hier ist im spätern freyen, üppigen Styl eine bacchische Scene gemalt, worin besonders einige weibliche bekleidete Figuren zu den schönsten gehören, die die antike Kunst aufzuweisen hat, und dem Geiste nach, der in der Zeichnung herrscht, darf man sie wohl raphaelisch nennen. — Beyde Vasen sind vollkommen erhalten, ein seltenes Glück, wiewohl die Liebhaberey jezt weniger durch die Zertrümmerung leidet, da man in Neapel die Fertigkeit erlangt hat, die Stücke aufs schönste zusammenzusetzen, und selbst das Fehlende auf eine Art zu ergänzen, daß es durch den bloßen Anblick unmöglich ist, Neues von Altem zu unterscheiden. Das Schlimme dabey ist, daß die Restaurationen bisher durch Feuchtigkeit Schaden litten, doch soll Hr. Gargiuli, einer der thätigsten Restauratoren, und als solcher bey den Studj angestellt, nun auch das Mittel gefunden haben, seinen Restaurationen Haltbarkeit zu geben.

Kunstnachricht aus Leipzig.

Wir hatten Gelegenheit in diesen Tagen ein kleines Oelbild zu sehen, durch welches wir einen sehr talentvollen jungen Maler kennen lernten. Das Bild zeigt uns Maria, welche die Kinder, Jesus und Johannes liebevoll unterrichtet. Sie sizt, eine holde Gestalt, in einer einfachen Pergola (Laube), aus welcher man in eine heitere, mit Landhäusern besezte Landschaft blickt, durch welche sich ein Fluß nach dem bergigten Hintergrunde zu windet. Auf ihrem Schooße liegt das aufgeschlagene Buch, aus welchem sie die Kinder lehrt; sie senkt mit dem Ausdruck frommer Liebe ihr Haupt nach dem Jesuskinde zu, das ihr zur Rechten aufmerksam zu ihr hinaufgewendet sizt. Zur Linken steht der kleine Johannes, der ebenfalls hörend zu ihr emporblickt. Der schöne Gedanke spricht sich sogleich aus und zieht den Betrachtenden immerfort an. Der Mittelpunkt des Ganzen ist, wie natürlich, die holdselige Mutter; bey dem sprechenden Ausdruck ihres Gesichts, ihrer Haltung, vergißt man die Mängel der Kinderfiguren. Sie trägt ein einfaches, rothes Gewand, das ihre schlanke Gestalt sittig verhüllt; an dasselbe schließt sich ein leichter Schleyer an, der von dem Hinterhaupte herabfällt. Das blonde Haar ist einfach geordnet und durch eine Flechte, die über das Vorderhaupt geht, zusammengehalten. Bey dem Jesuskinde finden sich an Hals und Schulter einige Verzeichnungen; besser gezeichnet ist der kleine derbe Johannes; aber das Streben, in demselben einen Gegensatz anzubringen, hat den jungen Künstler in der Physiognomie desselben der niederländischen Schule nahgebracht. Die Landschaft ist mehr angedeutet, als ausgeführt, was Ref. nicht für tadelnswerth hält. Die Färbung ist besser, aber dürfte noch ein wenig kräftiger seyn. Das Ganze macht, auch wenn man die angeführten Mängel nicht übersieht, einen sehr erfreulichen Eindruck auf das Gemüth. Der Künstler heißt Hermann, ist aus Dresden gebürtig, und 21 Jahr alt. Er erwarb sich durch einige gelungene Copien, die er nach Bildern der Dresdner Gallerie machte, so viel, daß er nach München reisen konnte, wo er sich gegenwärtig befindet, und auch das obige Bild gemalt hat. Kunstfreunden wäre die Unterstützung dieses talentvollen Jünglings, der für die Kunst viel Treffliches verspricht, recht sehr ans Herz zu legen. A. W.

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Mai 1823.

Wie Cäsar? wolltest du nicht eine Welt
Fast dieser gleich? Ein Wille über alle,
Ein Geist in Millionen Menschenbildern?

Werl.

Bruchstück aus dem fünften Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Gedanken Napoleons über Religion.

Aus Gelegenheit der Unterhaltung über Priester und Religion sagte der Kaiser Folgendes: „Der in das Leben geschleuderte Mensch fragt sich: Woher komme ich? Wer bin ich? Wohin gehe ich? Dieß sind eben so viele geheimnißvolle Fragen, die uns auf die Religion hindrängen. Wir fühlen uns zu ihr gezogen; unser Naturgefühl treibt uns dazu an. Dann kommt der Unterricht, der uns auf einmal aufhält. Wissenschaften und Geschichte, dieß sind die großen Feinde der wahren durch die Unvollkommenheiten der Menschen entstellten Religion. Warum, fragt man sich, ist die Religion von Paris nicht die gleiche mit der von London, mit der von Berlin? Warum, unterscheidet sich die Religion von Petersburg von der in Konstantinopel? die leztere von der in Persien, am Ganges und in China? Warum ist die Religion des Alterthums nicht die Religion unserer Zeit? Alsdann geht die Vernunft mit schmerzhaftem Gefühl in sich zurück, sie ruft aus: Religionen! Religionen! O Kinder der Menschen! ..... Man glaubt wol an Gott, weil Alles um uns her sein Daseyn ausruft, und weil die größten Geister daran geglaubt haben; nicht allein Bossuet, bey dem es zu seinem Amte gehörte, sondern auch Newton, Leibnitz, die nur ihre Ueberzeugung auszudrücken brauchten. Aus der Lehre, die man uns vorträgt, weiß man aber nicht, was man machen soll, und es ergibt sich, daß wir die Uhr sind, die geht, ohne ihren Uhrmacher zu kennen. ..... Und bedenken Sie einmal die Ungeschicklichkeit derer, die uns bilden; sie sollten die Vorstellung des Heidenthums und des Götzendienstes von uns entfernen, weil die Ungereimtheit derselben unsere erste Urtheile hervorruft, und uns dazu vorbereitet, dem passiven Glauben zu widerstehen; und doch erziehen sie uns mitten unter Griechen und Römern, mit ihren Myriaden von Gottheiten. Dieß war wenigstens bey mir buchstäblich der Gang meines Geistes. Ich hatte das Bedürfniß zu glauben und ich glaubte; aber so wie ich anfing zu wissen und zu denken, so fand mein Glaube Anstoß, Ungewißheit; und dieß war bey mir schon im dreyzehnten Jahre der Fall. Vielleicht werde ich wieder einmal blind glauben, Gott gebe es! Ich habe nichts dagegen, und wünsche es sogar; denn ich fühle, daß ein großes und wahres Glück darin liegen muß.

„Gleichwol darf ich versichern, daß bey den großen Stürmen, bey den zufälligen Eingebungen der Immoralität selbst, der Mangel an diesem religiösen Glauben nie irgend einen Einfluß auf mich gehabt hat, und daß ich nie an dem Daseyn Gottes zweifelte. Denn hätte meine Vernunft nicht hingereicht, ihn zu begreifen, so würde ihn mein Inneres nichts desto weniger aufgenommen haben. Meine Nerven waren in Sympathie mit diesem Gefühl.

„Als ich die Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, hatte ich schon meine feste und geordnete Ansichten

über die großen Elemente, welche die Gesellschaft zusammenhalten; ich hatte die ganze Wichtigkeit der Religion erwogen; ich war überzeugt, und entschlossen, sie wieder herzustellen. Man kann sich aber kaum einen Begriff von dem Widerstande machen, den ich zur Wieder-Einführung des Katholicismus zu überwinden hatte. Man würde mir weit gutwilliger gefolgt seyn, wenn ich die Fahne des Protestantismus aufgesteckt hätte. Dieß ging so weit, daß im Staatsrathe, wo ich die größte Mühe hatte, die Annahme des Concordats durchzusetzen, mehrere sich blos in der Absicht ergaben, ein Complot zu machen, demselben zu entgehen. Wohlan! sagte einer zu dem Andern, wir wollen uns zu Protestanten machen, und dieß alles wird uns dann nichts angehen. Gewiß ist, daß bey der Unordnung, auf welche ich folgte, bey den Trümmern, auf welche ich mich gestellt sah, mir die Wahl zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus blieb. Eben so wahr ist, daß die augenblickliche Stimmung allgemein für lezteren war. Außerdem aber, daß ich in der That für meine Geburtsreligion Anhänglichkeit fühlte, hatte ich noch die höchsten Beweggründe zu meiner Entscheidung. Was dürfte ich bey Ausrufung des Protestantismus erhalten haben? Ich würde die Entstehung von zwey ungefähr gleich großen Parteyen veranlaßt haben, da doch mein Hauptzweck aller Entzweyung entgegen war; ich würde die Wuth einer Religionsstreitigkeit wieder herbeygeführt haben, da doch die Aufklärung des Jahrhunderts und mein Wille darauf hinzielten, diese völlig verschwinden zu machen. Diese zwey Parteyen würden gegen einander gewüthet, Frankreich ohnmächtig und zum Sclaven Europas gemacht haben, da doch mein Ehrgeiz darin bestand, ihm die Herrschaft Desselben zu verschaffen. Mit dem Katholicismus gelangte ich weit sicherer zu allen meinen großen Resultaten; im Innern Frankreichs verschwand die kleine Anzahl ganz unter der großen, und ich hatte mir fest vorgenommen, jene mit einer solchen Gleichheit zu behandeln, daß bald kein Beweggrund mehr vorhanden seyn sollte, eine Verschiedenheit derselben zu erkennen. Im Ausland gewann mir der Katholicismus den Papst; und mit meinem Einfluß und unserer Macht in Italien verzweifelte ich nicht, früher oder später, durch irgend ein Mittel, am Ende dahin zu gelangen, die Leitung dieses Papsts in meiner Hand zu haben! Welcher Hebel der Meinung zur Bewegung der Last der übrigen Welt! u. s. w., u. s. w.; dann endigte er mit den Worten: „Franz I. befand sich wahrhaft in der Stellung, den Protestantismus bey seiner Entstehung anzunehmen, und sich als das Oberhaupt desselben in Europa zu erklären. Carl V., sein Nebenbuhler, ergriff lebhaft die römische Partey, weil er hierin ein weiteres Mittel zum Ziele der Unterjochung von Europa zu erblicken glaubte. War dieß allein nicht hinreichend, um Franz I. die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, die Vertheidigung seiner Unabhängigkeit auf sich zu nehmen; allein er ließ das größere fahren, um nach dem kleineren zu greifen. Er beharrte bey seinem heillosen Verfahren in Italien; und verbrannte, um dem Papst den Hof zu machen, die Reformirten in Paris."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Nachrichten von der Harmonie-Gesellschaft in Nordamerika.

(Beschluß.)

„Das angebaute Land beträgt jezt dreytausend Morgen, welches für Weizen, Roggen, Gerste, Welschkorn (Mais), Haber, Hanf, Flachs und Repps sehr gut und tauglich ist. Zum Weinbau sind etwa fünfzehn Morgen angelegt, die schon einige Jahre her bedeutende Quantitäten ertragen. Die Qualität ist ungefähr wie bey dem würtemberg'schen Wein. (Neckar-Wein, der aber freylich sehr verschieden ist.)

„Das Feld wird gemeinschaftlich gebauet. Das Verhältniß der Feldarbeiter ist ungefähr die Hälfte der Einwohner; die andere Hälfte besteht aus allen Arten von Handwerksleuten.

„Der Feldertrag wird in Kommun-Scheuern eingeführt. Die Halmenfrüchte werden auf einer Maschine ausgedroschen, von welcher wir schon in einem Tage 75 würtemberg'sche Scheffel reinen Weizens aufgehoben haben, und in ein Magazin gebracht, aus dem es der Müller empfängt und nach dem Bedürfniß der Gesellschaft mahlt, jeder Familie aber nach Verhältniß der Seelenzahl das ihrige übergibt.

„Die Mühle, die Walke, eine Schleifmaschine, vier Kartmaschinen für Wolle, und zwey für Baumwolle, nebst zwey großen Spinnmaschinen für Baumwolle, werden alle durch ein Dampfwerk getrieben, welches am süd-östlichen Ende der Stadt stehet, und ungefähr 25,000 Dollars (67,500 Gulden rheinisch) gekostet hat.

„Wir ziehen selbst ziemlich viel Schafwolle; die übrige tauschen wir von den Amerikanern ein für Tücher. Auch gedeiht die Baumwollen-Pflanze ziemlich gut bey uns, jedoch bey weitem nicht so gut, als in der Provinz Tennessee oder Louisiana.

„Wir haben Spinner, Weber, Färber, und überhaupt jede Art von Arbeitern, welche zur Fabrikation von grobem und feinem Tuch erforderlich sind; wie auch alle Handwerker, welche zum allgemeinen bürgerlichen Leben nöthig sind.

„Wer ein Paar Schuhe oder Stiefeln braucht, geht zum Schuster und erhält dieselben unentgeldlich; deßgleichen werden Hüte, Rock, Hosen oder andere Kleidungsstücke, wie alle und jede Bedürfnisse, unentgeldlich ausgegeben. Hingegen bekommt der Ackersmann auch keinen Lohn für seine Arbeit, sondern es dient Einer dem Andern

mit der Gabe, die ihm Gott gegeben hat, aus Liebe, als Glieder Eines Leibes oder als Kinder Eines Vaters. Es ist jedoch bey jedem Handwerk ein Vormann erwählt, an den sich derjenige, der etwas braucht, zu wenden hat, und der von der Gesellschaft den Auftrag hat, auf seinem Posten zu wachen, daß er in seinem Fach nicht mehr noch weniger thut, als die Nothwendigkeit und die Verordnungen erlauben, auf daß durch schlechte Amtsführung kein Mitglied auf keinerley Weise verkürzt werde oder Mangel leide; hingegen auch denjenigen, welche Neigung zum Luxus oder zur Verschwendung haben, in ihrem Wesen Einhalt gethan werde, und Alles wohl und ordentlich zugehen möge.

„Alle Produkte unsers Landes, die wir übrig haben, werden, wie die übrigen Fabrikwaaren, als Leder, Schuhe, Hüte, oder auch Vieh und andere Artikel, zum Nutzen des Ganzen verkauft, und der Erlös wieder für solche Artikel, die wir nicht selbst haben oder machen, ausgelegt; wie z. B. Eisen, Stahl, Salz, Glas, Papier, Farbestoffe oder sonstige rohe Materialien. Auch werden jezt noch viele Gelder auf allerley Verbesserungen der Gebäude, Mühlen, Straßen und sonstige Einrichtungen verwendet.

„Zur Kassen-Verwaltung ist ein eigener Mann aufgestellt, der von Zeit zu Zeit Rechnung zu stellen hat, und mit noch einigen Gehülfen die auswärtigen Geschäfte der Gesellschaft besorgt.

„Für Reisende ist ein großer und bequemer Gasthof errichtet, wo man gut und billig logiren kann, und von fünf Personen bedient wird.

„Auch ist ein großes Kaufhaus erbaut, wohin die benachbarten Amerikaner ihre überflüssigen Produkte zum Verkauf oder Tausch bringen, und auch Fabrikate, Schuhe, Hüte ꝛc. oder auch ausländische Waaren einlegen, und auf diese Art auch unsere Nachbarn, zu unserm und ihrem Vortheil, von Nutzen sind.

„Eine vortreffliche Wassermühle mit drey Paar Steinen, aber Raum zu sechs Paaren, ist an einem Arm des Wabash-Fluß, etwa eine halbe Stunde unterhalb der Stadt, errichtet worden, worin ein Paar französische Mühlsteine sind, die eine Summe von tausend Gulden gekostet haben, und worauf für den Orleans-Markt sehr viel außerordentlich feines Mehl gemacht wird. Auch ist starke Kundschaft von Amerikanern, denen für das achte Simri, nach den Gesetzen, gemahlen wird.

„In Sachen von Wichtigkeit, die über des Vorstehers und der Aeltesten Gewalt gehen, entscheidet die Mehrheit der Stimmen von den Gemeinde-Gliedern: und die mehrsten Vergehungen von Einzelnen werden vor einem gewissen Convent oder Brudergericht ausgemacht. Da aber bey uns keine Geldstrafen statt finden, so werden die Schuldigen zur Strafe auf einige Zeit aus der Versammlung gestochen, und macht Niemand mit einem solchen während der Ausschließung Gemeinschaft oder Kompagnie, bis die Strafzeit vorbey oder derselbe auf Verneuung des Begangenen, und Verspruch, sich in Zukunft zu bessern, wieder angenommen worden ist. Würde Jemand einen gröblichen Frevel begehen, welches jedoch bisher noch nie der Fall gewesen ist, so fiele ein solcher Verbrecher der Justiz des Kantons anheim, in dem wir leben und zu welchem unser Bezirk gehört. Uebrigens aber kann kein roher, frecher Sünder, und eben so wenig ein Heuchler bey uns aushalten, den sie finden nicht ihres Gleichen und trennen sich bald von selbst, da ihnen der Raum zu enge wird und sie nicht existiren können. Dieses ist jedoch in der Natur gegründet, und jeder gesunde, gut organisirte Körper muß seine untauglichen Bestandtheile von sich schaffen.

„Frieden und Einigkeit halten wir köstlicher als Kleinode, und um dieselben zu erhalten, liegt uns nichts daran, jederzeit unsern eigenen Willen zu verlieren, und denselben dem Willen der Gemeinde zu unterwerfen; durch welches wir auch am besten zu unserm Zweck gelangen.

„Hier wollen wir noch etwas anmerken, welches im Volksfreund vom 1. Sept. 1821 Nr. 70. wegen der Harmonie-Gesellschaft mit Recht angegeben ist:

„„Diejenigen, welche in der Erscheinung dieser Gesellschaft nichts anderes, als bloßen Sektengeist erkennen wollen, mögen ihren Ansichten folgen, deren Gehalt für den denkenden Menschen von wenig Bedeutung seyn kann. Dem Philosophen aber und dem Staatsmanne, die sich um solche gehaltlose Ideen weniger bekümmern, als um die Erforschung der Wege, wodurch ein glücklicher Zustand für die Menschheit erzweckt werden kann, wird dieser Verein Stoff zu den reichhaltigsten Betrachtungen darbieten. — Es ist keine Geburt neuerer Schwindeleyen, sondern gestiftet durch einen Mann, dessen Erkenntniß über sein Jahrhundert hervorragt, den keine niedrige Gewinnsucht bey seinen Handlungen leitet, und der seit achtzehn Jahren die augenscheinlichsten Beweise seiner reinen Absichten an den Tag gelegt hat. Seine Idee, eine Gemeinschaft der Güter nach einem ausgedehnten Maßstab zu erzwecken, ist sowol in politischer als moralischer Hinsicht eine der erhabensten Ansichten, die unser Geschlecht verewigen. Dadurch wird das Princip der Selbstverläugnung, das wir als erstes moralisches Gesetz anerkennen müssen, wieder ins Leben gerufen, und der Gemeingeist gestärkt, dessen segenreiche Folgen durch die Selbstsucht nicht untergraben werden. Daher findet man auch unter den Harmonitern jene innere Ruhe, die sich nur auf das Bewußtseyn eines glücklichen Zustandes gründet, und daher fallen auch in diesem Vereine alle jene Leidenschaften weg, die aus dem Mein und Dein in andern bürgerlichen Gesellschaften entspringen.““

„Aus Obigem ist also zu vernehmen, wie auch bisweilen ein vernünftiger unparthepischer Beobachter etwas tiefer, als nur oberflächlich urtheilt; der die Wichtigkeit eines solchen Vereins zu schätzen versteht, und nicht aus anderer Alltagsleute Mund ungeprüft nachspricht, wie etwa der Herausgeber von dem Büchlein, betitelt: Das neueste Gemälde von den nordamerikanischen Freystaaten, bey Osiander in Tübingen gedruckt, — welcher ganz mit Vorurtheilen über uns geschrieben, und nichts als Unwahrheiten wegen der Gesellschaft ausgestreut hat: da auch aus seinen Ausdrücken gut zu vernehmen ist, daß er die westlichen Staaten von Amerika gar nicht gesehen hat. Doch ein Jeder wird für seine Werke zur Rechenschaft gezogen, und für seine Mühe belohnt werden."

„Ueberzeugt, daß wir die reine Wahrheit hierin gemeldet haben, scheuen wir uns nicht zu unterzeichnen, was geschrieben ist." Stuttgart am 20. Februar 1823.

Johannes Reichert, von Endersbach*).
Gottlieb Langenbacher, aus Knittlingen*), Oberamt Maulbronn.

*) Ihre vormaligen Wohnorte in Würtemberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 10. April.

Den Monat März hindurch hatte man unbedachtsamer Weise der öffentlichen Meinung Anlaß gegeben, sich auf unverholene und sogar feyerliche Weise zu äußern; es folgte ein Geschenk, eine Lobrede und Danksagung auf die andere zu Gunsten Manuels und des Sergeants der Nationalgarde Mercier, dessen Bildniß bey allen Kupferstichhändlern zu schauen ist. Die Ultrablätter ließen es freylich weder an Schimpfreden noch an Witzeleyen fehlen, um beyde Männer herabzuwürdigen; allein solche feyerliche Ehrenbezeugungen, als Manuel und Mercier von ihren Mitbürgern erhalten haben, sind über Schimpf und Spott erhaben; auch wußten die liberalen Blätter sehr gut ihren Witz bey dieser Gelegenheit zu gebrauchen und ihre Gegner auszustechen. So z. B. hatte ein Ultrablatt die Nachricht gebracht, die Kuchenbäcker zu Reims wollten aus patriotischer Dankbarkeit dem Sergeant Mercier einen Säbel aus Pfefferkuchen backen. Ein anderes Blatt dieses Gelichters, das gehört hatte, eine Gesellschaft von Freunden der konstitutionellen Freyheit wolle dem Mercier eine goldene Tabaksdose zum Geschenk machen, bemerkte witzelnd, daran thue man recht, da Mercier bald aux prises (mit der Gerechtigkeit) seyn werde. Allein Mercier hat die Tabaksdose bekommen, und hat es nur mit Tabaks*priesen* zu thun gehabt, da man es nicht gewagt hat, ihn seines Betragens wegen zur Verantwortung zu ziehen. Es ist nun die Rede davon, ihm eine schöne Boutike im Palais royal einzurichten; aus allen Gegenden Frankreichs erhielt er Glückwünschungen und Aufmunterungen. In den ersten Tagen bekam der Mann Besuche aus allen Ständen, und er gab fast eben so viele Audienzen als die Minister. Ein Wunder ist es, daß dem schlichten Manne bey allen den Ehrenbezeugungen kein Eitelkeitsschwindel angewandelt hat. Als ein Beyspiel des Witzes der liberalen Blätter bey diesen öffentlichen Begebenheiten will ich nur folgendes Bon mot anführen. Ein Fischweib, das von dem Ausmerzen Manuels aus der Deputirtenkammer hörte, rief aus: „Aber in jener Kammer geht es ja wie bey der Lotterie, wo nur die guten Nummern herausfallen!" Dieser Einfall dünkt mich etwas besser als der Pfefferkuchensäbel der Servilen-Blätter. Nach und nach besänftigt sich die allgemeine Aufwallung doch wieder, und das Pariser Publikum fängt an sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen; auch ziehen die Begebenheiten an den Pyrenäen auf eine traurige Art die Aufmerksamkeit auf diese Gegend hin. Während dieses großen und gewagten Spieles gibt es indessen allerley kleine Intermezzos und Zerstreuungen. So war neulich ein sonderbarer Prozeß vor Gerichte, zwischen der Familie Erol-Soire und der Familie Erel-Chanal, und zwar über einen Gegenstand, um den man sich seit der Revolution in Frankreich wenig mehr bekümmert, nämlich über ihr Familienwappen. Erstere Familie wollte der zweyten nicht zugeben, daß sie dasselbe Wappen führe und suchte aus alt vermoderten Akten zu beweisen, daß sie allein das Recht habe, diese und jene Figur im Schilde zu führen, weil sie, wie sie behauptet, von den Königen von Ungarn herstamme. Da sollten nun die Pariser Richter entscheiden, ob sie wirklich davon abstamme. Das war ein schweres Stück Arbeit für Leute, die sich um die alten Könige Ungarns und die alten Wappen niemals graues Haar haben wachsen lassen, und ich weiß wahrlich nicht, wie sie sich aus der Verlegenheit würden gezogen haben, wenn nicht zuletzt ein Vergleich zwischen beyden Familien getroffen worden wäre, Kraft welches die Erel-Chanal ein Stück aus ihrem gevierthellten Wappen nehmen müssen. Die Frage über die Herkunft von den ungarischen Königen bleibt also unentschieden, und Jeder kann davon halten was er will. Indessen ist es doch merkwürdig, daß sich in Frankreich eine Sprosse, wahre oder vorgebliche, eines längst verdorrten Königsstammes vorfindet. Was doch nicht Alles im Stillen fortwährt, ohne daß Jemand darum weiß! Es wurde um dieselbe Zeit noch ein Prozeß geschlichtet, der, obschon von Vergiftung die Rede war, doch ziemlich ins Komische fiel. Der angeklagte Giftmischer war ein Musikmeister Namens Kretschmer, vermuthlich ein Deutscher; allein seine Schlachtopfer waren glücklicher Weise — nur Hunde. Der arme Tonkünstler, den vermuthlich die Hunde und Hündchen der Nachbarn und Nachbarinnen in seinen tiefsinnigen Kompositionen störten, und durch ihr Bellen Dissonanzen in seine Harmonie brachten, hatte kein anderes Mittel gewußt, sich dieser Musikfeinde zu entledigen, als sie mit vor seiner Thüre gelegtem Gifte aus der Welt zu schaffen. Dieser grausame Entschluß hatte allgemeine Trauer, Wehklagen und Seufzer in der Nachbarschaft zur Folge gehabt. Eine Dame forderte von ihm ihren geliebten Mops, eine andere ihren langhaarigten Fidèle zurück; allein sie waren todt, und der Mörder war der einzige, der sich in der Gegend hören ließ. Nun vereinigten sich alle diese Damen, die ihren Ehegatten schon ihren Schmerz und ihre Wuth mitgetheilt hatten, und klagten den Verfolger ihrer Schooßhündchen vor Gericht an. Der arme Herr Kretschmer mußte einem Halbdutzend schöner oder schön gewesener oder schön seyn wollender Damen gegenüber, seiner Vergiftung halber Rede stehen und konnte natürlich nur dieß zur Entschuldigung vorbringen, daß die Hunde die unangenehmsten Nachbarn für ihn gewesen und ihn täglich beunruhigt hätten. Allein die untröstlichen Damen und ihre mitleidigen Gatten wollten nicht nachgeben, und die Richter, welche durchgreifen zu müssen glaubten, um ein Exempel zu statuiren, verurtheilten den Musikmeister zu hundert Franken Geldbuße und zehntägigem Gefängnisse; letztere Strafe ist ihm jedoch bey der Appellation nachgelassen worden. Wer gibt aber den schönen Nachbarinnen ihre Mops, ihre Fidèle wieder? Was nützt ihnen die vortrefflichste Musik des Herrn Kretschmer, seitdem ihre heulenden Gefährten verstummt sind? Künftighin wird keine Hundeliebhaberin mehr neben dem Musikmeister wohnen wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. Mai 1823.

Taschenliteratur für 1823.

Eidora,

ein neu begonnenes Taschenbuch von H. Gardthausen (Schleswig im Taubstummen-Institut) führt mit Unrecht, jedoch mit dem verzeihlichen Unrechte der Bescheidenheit, den Namen einer Najade (nämlich einer germanisch-scandinavischen); denn es enthält ungleich mehr Dichtungen von Werth, als irgend einer unserer alten, beliebten Almanache. Wir nennen zum Beleg die schön versificirte Ballade von Lindenhan, die Gewande; das Gedicht, der Bergstrom, aus dem Dänischen des Herrn von Schack-Staffeldt von Gardthausen übersezt, die zwölf Monate von Aschenfeldt, Niobe von B. S. Franzen, Neuber's Kodrus, und dessen „verschiedene Ansichten." Unter den Aufsätzen in ungebundener Rede zeichnet sich besonders die Mythe, Napoleon Bonaparte, aus. Es ist eine sehr geistreiche Ironie, ursprünglich dänisch geschrieben vom Prediger Grundtwig zu Persloë auf Seeland, und von Gardthausen übersezt. Der Gegenstand ist die Verwirrung, welche die liebe Naturphilosophie in der Geschichte anzurichten pflegt. Der Verf. parodirt die Naturphilosophen, welche alle Ueberlieferungen der Geschichte, von den Dichtern ihrer Folgezeit zum Unwahrscheinlichen gestaltet, für reine Dichtungen ansehen, um darinnen eine sinnbildliche Darstellung ihrer Natur-Anschauung zu finden. Er denkt sich, wie unglaublich die miraculöse Geschichte Napoleons und seiner Zeit der Nachwelt erscheinen könne, und läßt nun einen naturphilosophischen Historiker unserer Zeit diese erklären, wie folgt:

„Die Neufranken, heißt es, setzten in einer Na„tional-Versammlung ihren König, Ludewig den Sechs„zehnten, ab, enthaupteten ihn, ließen seinen Sohn in „einem Gefängnisse verschmachten, schlossen alle Tempel, „außer denen der Vernunft und der Freyheit, führten „Krieg mit dem ganzen übrigen Europa, gerieten, nach „unglaublichen Thaten, in Noth, wurden aber plözlich „durch einen Corsen, Napoleon, gerettet, der nicht nur „fast alle Mächte Europa's zum Frieden zwang, sondern „auch Malta und Egypten einnahm, und bis nach Acre „in Palästina vordrang. Wieder brach ein Krieg in seiner „Abwesenheit aus, Frankreich ward bedrängt, Napoleon „kam auf einem einzelnen Schiffe über's Meer, alles wich „vor ihm; er ward Consul, Kaiser, Europa zitterte, Thro„nen fielen, Thronen erhoben sich auf seinen Wink; er „schloß die Küsten des festen Landes der Königin des Meers, „seine siegreichen Legionen pflanzten ihre Adler auf am „Cap Finisterre, auf den jütländischen Haiden und auf „Moskwas Ruinen. Endlich fällt er, fast alle verlassen „ihn, und mit einigen hundert Gefährten muß er sich auf „eine kleine Insel, zwischen Corsika und Italien, begeben. „Doch plözlich entwich er, stieg mit seinen wenigen alten „Kriegern in Frankreich ans Land, Heer auf Heer ward „ihm von Ludewig dem Achtzehnten, Bruder des enthaupteten Königs, entgegen geschickt, aber, ohne Schwerdt„schlag ward er Aller Herr, und sezte sich abermals die „Kaiserkrone auf. Aus allen Enden wälzten sich nun wie„derum die Heere ihm entgegen, siegreich kämpfte er mit „ihnen bey la belle Alliance, allein auf einmal überfiel „seine Legionen ein panischer Schrecken, er mußte fliehen, „die Heere des festen Landes zogen in seine Hauptstadt ein, „er selbst übergab sich in Englands Gewalt, und ward „nach St. Helena geführt, um allda als Staatsgefange„ner seine Tage zu endigen."

„Dieses ist der Abriß der nur zu wohlbekannten Mythe, „die ohne Zweifel mit manchen abentheuerlichen Zusäzen „auf die Nachwelt kommen wird. Alle diese Thaten sollen „die Thaten Eines Mannes, und in einem Zeitraume von „weniger als zwanzig Jahren vorgefallen seyn, und die „ganze Reihe von kolossalen Begebenheiten, die offenbar „Ausdruck mächtiger Gährung und großen Kampfes von „Jahrhunderten ist, soll in kaum dreyßig Jahren sich „entwickelt und der halben Welt eine veränderte Gestalt „gegeben haben! Freylich, so wird der Chronoscop des „dreyßigsten Jahrhunderts sagen, bleibt es für den Natur„philosophen stets ein merkwürdiges, vielleicht nie ganz „zu lösendes Räthsel, wie man von diesen Begebenheiten „in den alten Schriften mit einer zu verwundernden Ue„bereinstimmung spricht, und sich sogar auf eigene Augen „und Ohren beruft. Aber abgerechnet, wie viel man da„von auf Rechnung der häufigen Interpolationen und „spätern Zusäze schreiben muß, so beweiset alles dieses

„doch nichts mehr und nichts minder, als den Betrug der „Sinne, welcher zu ausgemacht ist, um eines Beweises „zu bedürfen. Wohl mögen wir einen Augenblick stutzen, „wenn wir auf eine solche Leichtgläubigkeit in einem Zeit„alter stoßen, das sich selber den Zunamen des vernünfti„gen und aufgeklärten beylegte. Wer zweifelt indeß daran, „daß dieses nur die schwache Morgendämmerung der Auf„klärung war, und daß die Vernunft, aus dem wunder„vollen heiligen Somnambulism, bekanntlich das Merk„zeichen der grauen Vorzeit, kaum erwacht, nicht warten „konnte, bis auch das innere Auge sich aufschloß, und „das mystische Licht aufging, in welchem das Ewige und „Endliche zusammen schmelzen, oder gleichsam in der blo„ßen sinnlichen Anschauung versteinern, und daß man da„her die mystischen Gestalten, theils Schatten der längst „vergangenen, theils Andeutungen der neuen, sich nun „erst entwickelnden Zeit, für wirklich objective, vernünftige „Geschöpfe nahm. Fern sey es von uns, jenem Zeit„alter seinen Standpunkt auf einer Stufe, die es mit „ewiger Nothwendigkeit fesselte, vorwerfen zu wollen. „Indeß lächeln müssen wir über das Vornehmthun der „Menschen dieses Alters, mit welchem sie auf sich selber „und auf die frühern Zeiten blicken, oder, was sich vie„leicht am besten schickt, sie bedauern, weil sie, vom „Lichte träumend, in Finsterniß tappten, und vor ihrem „eigenen Schatten zitterten. Doch, lieber beneiden wir „sie, denen es noch vergönnt ward, den Nachglanz jener „colossalen Figuren zu sehen, die in den Tagen des leben„digen Phantasos, wie Göttergestalten über die Erde „wandelten, und, da das Verschwundene sich nicht wie„der hervorrufen läßt, bestreben uns, den Vorzug, den „eine gerechte Gottheit uns in der klaren Erkenntniß „schenkte, dazu anzuwenden, Licht in diese große, wun„dervolle Mythe zu bringen."

„Man weiß, daß auf die starken, furchtbar majestä„tischen Bewegungen der Natur ein Schlummer folgt, „worin die Ruhe durch einen Nachhall und Nachglanz, die, „so zu sagen die Träume des Weltgeistes sind, weniger „unterbrochen, als verherrlicht wird. Auf gleiche Weise „zeigt es sich in der Zeit und ihren Veränderungen. Denn „der Geist der Zeit ist nichts anders, als der Zeiger auf „der dunklen Scheibe der großen Weltenuhr, der, getrieben „und geleitet von verborgenen Kräften, genau den Gang „des heiligen Siegeswerks angiebt, dessen innerste Bewe„gung kein Auge gesehn, kein Ohr gehöret, und die in „keines Menschen Herz gekommen ist, und von dem Geiste „nur denjenigen geoffenbart wird, die ihn lieb haben. Da„her finden wir denn auch, daß nach der eigentlichen Zeit „der Erscheinungen, oder dem Phantasiealter „— dessen Werk die unvergänglichen epischen Töne sind, „die von Griechenlands sonnigen Fluren, kräftiger aber „von Palästina's dunklen, wolkenbedeckten Höhen, noch „immer dem Menschengeschlecht erklingen — eine Traum„zeit, oder ein Gefühlsalter folgte; ein Sabbath, „an welchem der Gekreuzigte im Grabe ruht. In dieser „Zeit suchte der menschliche Geist im Traume nach der ver„schwundenen Herrlichkeit. Er dichtete daher die große „Mythe von einem Statthalter Christi, der mit seinem „Hirtenstabe die Heerde bewacht, und jeden Feind, der „die Ruhe zu stören, das Grab zu beschimpfen, und die „Schlüssel, durch die es dereinst geöffnet werden soll, zu „rauben sich erfrecht, mit dem Schwerdt züchtigte; dichtete „die Mythe von der Wanderung Europa's gegen Süden „und Osten, unter dem Banner des Kreuzes, der Erobe„rung Jerusalems und Constantinopels. Lauter colossale „herrliche Träume, deren Wirklichkeit sowohl als des Her„zens innige Sehnsucht nach der Gegenwart des Himmli„schen und Heiligen, die romantische Dichtung und Ma„lerey hinreißend beurkunden, indem sie, wie durch Zau„berkunst, jene strahlenden Bilder des Unsichtbaren her„vorriefen, die es noch jezt verdienen, als das ewig un„vergängliche Werk des Mittel-Alters angestaunt zu wer„den. Endlich, als der Sabbath vergangen war, erwachte „die Menschheit zu einem vernünftigen Leben, und unter „einem Erdbeben ward der Stein vom Grabe gewälzt. „Aber, gleichwie wir lesen in der großen Auferstehungs„mythe, es war noch finster. Einige glaubten an die Auf„erstehung; andre leugneten sie; keiner wollte glauben, „außer was er mit offenen Augen zu sehen sich einbildete. „Und so entstand der große Streit und die gewaltige Gäh„rung, die in der Mythe von Napoleon Bonaparte darge„stellt wird. Sie ist demnach gewisse, unvergängliche „Wahrheit, ohne deswegen eine Erzählung von den Begeben„heiten Eines Menschen und Eines Menschenalters zu seyn."

„Nach diesen Bemerkungen, die, eben so unfehlbar „sind, als die Natur, deren ewige Gesetze sie klar und ein„fach aussprechen, kann es nicht schwer fallen, die Mythe „im Ganzen zu erklären, wenn auch die Bedeutung ein„zelner Züge sich jezt noch nicht vollständig entwickeln „lassen sollte."

„Deutliche Erkenntniß und eigenmächtige „Bewegung, oder, wie man in den alten Zeiten minder „bestimmt sich ausdrückte: Vernunft und Freyheit „sind die unleugbaren Elemente des wahren, ewigen Ver„nunftlebens. Sie äußern sich aber bey ihrem ersten Er„wachen — in der Dämmerung — entweder getrennt, oder „in einer unrichtigen Verbindung (die Streit erzeugen muß, „wie jedes Zusammensein, das kein Vereinigtseyn ist), „und richtig verbunden in dem vollkommensten Gegensatz „zur Traumzeit, als solche. Wenn wir nun von dem „Aufstande der Neufranken, und dem Rufen nach Ver„nunft und Freyheit hören, so müssen wir nicht an ein „eigenes Volk denken, obgleich es wohl möglich ist, daß es „ein solches gegeben haben kann, sondern allein an die ersten,

„großen Kraftäußerungen des neuen Geistes. Denn es ist „genugsam bekannt, daß das Wort: Franken eine all„gemeine Benennung für sämmtliche Europäer, nördlich „von Griechenland, gewesen ist. Auch findet man in den „Schriften aus jenen Tagen, die in deutscher Sprache ver„faßt sind, einer Sprache, die in dem Lande, das vor„zugsweise Frankreich geheißen haben soll, gar nicht ge„sprochen ward, den Ausdruck: altfränkisch oft als „gleichbedeutend mit: altväterisch. Darum sind es „in der Mythe auch Franken, die Jerusalem und Con„stantinopel einnahmen, und es ist also klar, daß das ganze „Gerede von der sogenannten französischen Revolution blos „den Streit zwischen dem altfränkischen und neufränkischen „Geiste, zwischen der weichenden Nacht und dem herauf „dämmernden Morgen, bezeichnet, und die Enthauptung „des Königs ist ein malerisches Bild für das Hervorbrechen „der Lichtstrahlen, durch welche die Dunkelheit als ein „kopfloses Ungeheuer dargestellt wird. Der Aufstand der „Neufranken bedeutet demnach den ersten großen Versuch, „sich in Masse mit Vernunft und Freyheit zu bewegen, „und der mit Recht sogenannte Revolutionskrieg be„zeichnet den Kampf: theils der Vernunft und Freyheit „vereinigt, gegen die Traumzeit, das alte Chaos: König, „Adel, Priesterschaft, Mönchswesen, Russen und Türken, „theils der Vernunft und Freyheit unter sich, als welche „in der Zusammenschmelzung ihre Selbstständigkeit zu ver„lieren fürchteten, oder, wie die alles personifizirende My„the sich ausdrückt: der Deutschen und Engländer. „Denn Deutsch, von deuten, ist der Ausdruck für das „rein Vernünftige, so wie Englisch, verwandt mit Engel, „der Ausdruck für das Freye, Ungebundene ist, weshalb „England in allen Mythen auch als Königin des Meeres „geschildert wird, die frey und gebietend über die brau„sende, himmelhohe Woge daher schwebt."

„Die Nothwendigkeit eines solchen Kampfes begreift „sich leicht, wenn man die Gesetze der menschlichen Na„tur erwägt. Aus einem langen, traumvollen Schlum„mer erwachend, suchen einige das Blendwerk mit ver„schlossenen Augen festzuhalten, andere verwerfen mit die„sem zugleich alle höhere Erscheinungen, und lassen nur „die äußern Formen der Sinnenwelt als alleinige Wirklich„keit gelten, noch andere wählen zwischen den Traum„bildern, und wollen darnach alles gestalten und ordnen, „und so ferner. Nur einzelne, mit Seherblick Begabte, „erkennen in der frühen Morgenstunde die Verhältnisse „klarer, und können sie auch die tiefe Conjunction in ih„rem innern Wesen nicht anschauen, so begreifen sie doch „die Nothwendigkeit der Societät, streben ein vernünf„tiges Ganze zu organisiren, das sein Wesen in einer all„gemeinen, entsprechenden Symbolik frey ausdrückt, und „machen solchergestalt unleugbar den guten Geist der Zeit „aus, oder, um den Ausdruck der Mythe zu gebrauchen, „der in Hinsicht auf die Gegensätze bestimmter ist, den gu„ten Theil, (bon-a-parte) Bonaparte, von dem es „daher auch heißt, daß er die Kirchen und Thronen wie„der errichtete, und in einem Föderativsystem alle Staa„ten in einen zu vereinigen suchte. Daß er als ein ge„waltsamer Tyrann geschildert wird, muß uns nicht wun„dern, denn, wie geschrieben stehet: er soll herrschen mit „eisernem Scepter, und sie zerbrechen, wie irdene Töpfe. „Wo die Vernunft als ordnender und verbindender Welt„geist hervortritt, da werden natürlich alle Bande der Ein„zelnheit zerrissen, und alle Schranken der Trennung „zertrümmert. —"

„Warum Napoleon Bonaparte in der Mythe ein „Corse heißt, ist freylich nicht so leicht zu sagen; daß er „aber als ein Inselgeborner, als ein Sohn des Meeres „vorgestellt wird, ist ganz in der mythischen Ordnung; „denn aus dem erdumgürteten Meere steigt beständig „Aphrodite empor, die mit geheimer Kraft das Getrennte „verknüpft und das Streitende in Liebe zusammenschmilzt. „Und so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß man „dereinst, wenn man tiefer in die Geheimnisse der Natur „eingedrungen ist, befriedigende Gründe wird angeben „können, warum die ahnungsvolle Poesie jener Zeit den „guten Geist gerade einen Corsen genannt hat."

„Daß nun dieser Held kämpfend in Egypten und auf „einem Zuge nach Palästina vorgestellt wird, ist höchst „natürlich. Wie ein zweyter Moses sollte er die Zauberey „zu Schanden machen, und Israel einführen in das ge„lobte Land. Und daß er, wie Moses in den Mythen der „Ebräer, und der heilige Ludwig in denen der Altfran„ken, an der Gränze des Landes stehen blieb, ist ein Be„weis von dem richtigen Gefühl jener Zeiten, daß das „Ende noch nicht gekommen, und daß das, was sie sahen, „oder zu sehen wähnten, nur ein Schatten sey von dem, „was in der Fülle der Zeit geoffenbaret werden sollte; „daß sie eines Josua's harrten, das Werk zu vollenden. „Ungeachtet sie daher Bonaparte als einen siegreichen Kai„ser schildern, der mit dem Emblem des Weltreichs, dem „Adler, seinem Panier, eine Zeitlang Europa beherrschte, „mußte sie ihn doch fallen sehen. Im Westen, auf Elba, „sinkt er, wie die Sonne für eine Sommernacht, ins „Meer. Plötzlich steigt er wieder herauf. Doch abermals „verschwindet er auf St. Helena, auf der andern Halb„kugel, um daselbst in der Winterzeit, wie Zeus bey den „Aethiopiern, neue Kräfte zu sammeln, und dann, in „der Gestalt der Frühlingssonne, herauf zu glänzen und „sein angefangenes Werk zu Ende zu führen. Das erste „Mal, sagt die Mythe, ward Bonaparte von den Russen „überwunden, der letzten Kraft der alten Traumzeit; das „zweyte Mal bey la belle Alliance — ein Wort, das seinen „mythischen Ursprung an der Stirne trägt — von Deutschen „und Engländern in Vereinigung, von Wellington

„und Blücher, die klärlich auf Wellen und Blicke, „Bilder der Freyheit und der Vernunft hindeuten.“

„So ungefähr dürfte die Nachwelt diese Mythe, und „mit hohem Genuß, betrachten, obwohl auch mit tieferm „und vollständigerm Blick. Denn alle Mythen streben „nach epischer Ründung, gemäß dem Arrondirungs„system, welches die Mythologen Napoleon beylegen „werden, und worüber wir die jämmerlichsten und lächer„lichsten Klagen gehört haben. Und wer weiß, zu wel„chen Zusätzen man sich sonst noch veranlaßt finden wird. —“

„Die ganze Mythe ist also eine buchstäbliche Dar„stellung der wahren Vernunftgeschichte, wie wir sie gleich „anfangs in der Mythe von Zevs und Kronos andeute„teten, und alles, was man von Revolutionen und Na„poleon erzählt, nichts anders, als der matte, sichtbare „Schatten des großen Natur-Epos, das wir fast zu vol„lenden im Begriffe stehen, und in dem die Vernunft, „zum göttlichen Selbstbewußtseyn im Naturgeist er„wacht, sich die Geschichte, das alte Königshaus, un„terwirft, und ihr tausendjähriges Reich auf „Erden mit großer Majestät beginnt.“

Schwerlich kann die Naturphilosophie, welche der Uebersetzer in der Anmerkung S. 459. eine Mischung von Scharfsinn und Blindheit, Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lüze nennet, treffender parodirt werden, als hier geschehen ist. Und keine Zeit taugte zu diesem Zwecke besser, als eben die von dem Ausbruche der französischen Revolution bis auf unsere Tage, wo es in der That das Ansehen hat, als ob nicht mehr Fürsten und Fürsten, Völker und Völker um persönlich-egoistische Interessen mit einander rechten und fechten, sondern die Principien verschiedener staatsphilosophischen Systeme einander mit Bajonetten und Kanonen aufreiben wollten. Wann wirst du endlich, unglückseeliger Versuch, den natürlichen, unvergänglichen Widerstreit der Philosophien über die bürgerliche Gesellschaft wie einen gemeinen Faustkampf zu entscheiden? Wann wird man einsehen lernen, daß in solchem Conflicte von Ideen, deren Verbreitung nicht mehr aufzuhalten ist, kein Friede seyn kann, als in dem wechselseitigen Anerkenntnisse, in der wechselseitigen Emancipation der actuell herrschenden Mächte? Zwey Individuen von verschiedenen Grundsäzen können allenfalls den Versuch machen, eines das andere zu bekehren, um sich desto leichter mit einander zu vertragen; aber wenn die Völkermassen Millionenweis' in den Begriffen von Gesammtwohl und Freyheit dissentiren; dann ist keine Aussicht dazu! Dann bleibt kein Ausweg, als der, daß eine Masse die andere auf ihrem Gebiete schalten lasse nach ihrer eignen Philosophie, und daß alle mit einander umgehen lernen, ohne sich ihre Grundsäze anzutasten. Giebt es denn nicht im geselligen Leben eine Convention, vermöge deren Menschen von den verschiedensten Ansichten der moralischen Welt in Frieden und sogar in Freude mit einander leben? Und wie? es sollte kein Völkerrecht zu ersinnen seyn, welches den Staaten eines gesitteten Welttheiles ungefähr die nämlichen Dienste leistete?

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Februar 1823.

(Beschluß.)

24. Febr. Hr. Bowditch übersendet aus Madera eine Flora dieser Insel. Hr. Walsh sendet eine neue Abhandlung über Newtons binomische Größe. Hr. Dumas bittet um Commissarien, welchen er die von ihm erfundenen oder vervollkommneten basses guerrières zur Prüfung vorlegen will. Hr. Moreau de Jonnès liest eine Notiz über einen auf Martinique am 19. December lezthin statt gefundenen Windstoß. Hr. Dumeril erstattet einen Commissionalbericht über Hr. Cateron's Abhandlung des hydatides acéphalocystes. Der Verfasser will darthun, daß diese Erscheinung nicht auf bloßen häutigen Säcken beruht, sondern auf Thieren, welche verschiedene Organe entbehren. Er erzählt umständlich eine anatomisch-pathologische Wahrnehmung, worin ein unter dem linken Leberrand und in der Dicke des gastro-hepatischen Netzes entwickelter fibroser Sack gefunden ward. Derselbe enthielt bey fünfzig hydatides acéphalocystes, die alle mit einer hellen und durchsichtigen Flüssigkeit angefüllt waren, während die sämmtlichen übrigen festen und flüssigen Theile der Leiche und insbesondere auch der fibröse Sack, worin jene enthalten waren, die dunkelste gelbe Farbe zeigten. Die Beobachtung des Hrn. Carteron trifft mit andern neuerlich gemachten zusammen, und der Verfasser ward eingeladen, dieselbe bekannt zu machen. Die Herren Fourier und Ampère erstatten Bericht über die Abhandlungen der Herren Savary und de Montferrand über die electro-dynamischen Erscheinungen. Hr Desfontaines liest einen Commissionalbericht über den durch Hr. Paulet eingesandten Commentar zu Erläuterung der bey Virgil vorkommenden Pflanzen- und Thiernamen, worin die Arbeit sehr belobt und die ertheilten Aufschlüsse gründlich genannt werden. Aus einem über die Abhandlungen des Hrn. Walsh, die binomische Größe betreffenden Bericht geht hervor, daß sie der Aufmerksamkeit der Akademie unwerth sind.

Verbesserungen.

Nr. 26. Sp. 1. Note Z. 1. l. Wunderliche st. Wunderlich. Ibid. S. 102. Sp. 1. Z. 19. ist das Wort Regiestern (Registern) eine Erfindung des Copisten oder des Setzers. S. 103. Z. 25. v. u. steht gegen allen Sprachgebrauch um die Sache offen herzusagen (herauszusagen). Ebendas. steht: den Krebs könnte mit der Nase. st. den Krebs mit der Nase könnte. (Der Setzer dürfte hier zu entschuldigen seyn, der Herr Recensent liefert häufig eine liederliche Mosaik, aus welcher schwer klug zu werden ist.)

Nr. 27. Sp. 1. im zweyten Alinéa Z. 1. l. Recensien statt Recensionen, u. Z. 6. l. eine (ist. ein) tief gefühlte Empfurcht. Ebendas. S. 106. Sp. 1. Z. 12. ist der Sinn brouillirt durch ein sie statt sich.

D. Red.

Nro. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Mai 1823.

Nicht aus dem Grab allein
Ist kein Ausweg: auch die Sünde
Lockt durch den Irrlichtschein
Süßer Lust in Irrgewinde,
Wo dich nichts mehr kann befreyn.

Raupach.

Frau und Magd.

Ein Mährchen von Raupach.

Winfried war zwanzig Jahr alt, und hatte bis jezt fröhlich gelebt auf dem Schlosse seiner Mutter. Diese war eine reiche, weit gebietende Herrin, und ihre Burg lag in einem großen Garten, wo die Natur selbst Gärtnerin war, und der nur um so üppiger blühte. Winfried hatte die Hälfte des Lebens, die dem Menschen nach Entrichtung dessen, was er der Thierheit schuldig ist, zum freyen menschlichen Gebrauche übrig bleibt, zwischen seiner immer freundlichen Mutter und jener ewig jungen Gärtnerin getheilt, und hätte auch wol noch lange froh und zufrieden, wie bisher, fortträumen können, bis aus Tagen, Monden und Jahren ein ganzes Menschenleben geworden wäre, wenn es das Schicksal nicht verhindert hätte. Aber wo ist das Haus, das der Mensch seine Heimath nennen dürfte? Und höhlt er einen Felsen dazu aus, und thürmt er künstliche Gebirge dazu auf; das Haus wird lange bleiben, und Viele werden vielleicht nach ihm darin wohnen; aber für Keinen wird es eine feste Stätte werden: und wie möchte es auch, da der Mensch nicht einmal weiß, ob sein lezes Haus auch wirklich das lezte werde seyn? Darum sind wir Keiner glücklich: der gewöhnliche Mensch hält die Scholle, auf der er lebt, das Haus, in dem er ißt, schläft und Kinder zeugt, für seine Heimath, und hängt sein Herz daran, daß ihm nun bangt vor der unvermeidlichen Scheidestunde; der höhere Mensch irrt unstät umher, sucht eine Heimath, und findet sie nicht, findet sie nirgends und nimmer.

Schon früher hatte eine Zauberschwester, welche im nahen Gebirge mächtig war, den Knaben Winfried auf der Schmetterlingsjagd getroffen, ihn lieb gewonnen, und deßhalb Freundschaft mit seiner Mutter geschlossen. Wann die neuen Freundinnen sich sahen, war natürlich der kleine Winfried der Gegenstand ihres Gesprächs, und vorzüglich und eben so natürlich des Knaben künftiges Geschick, denn wovon sollte eine Mutter lieber sprechen, als von ihrem Kinde, und mit wem lieber von dessen Zukunft, als mit der Zauberin, die der Zukunft kundig ist? Allein die Wissende wollte, weil Zauberer viel eigensinniger als Menschen sind, ihr Licht nicht leuchten lassen vor den Leuten: wie dringend auch die Mutter um Aufschlüsse über das einstige Schicksal ihres Sohnes bat, so blieben doch ihre Antworten immer unbestimmt und dunkel. Als aber vollends die Mutter von der Freundin verlangte, sie möchte dem Sohne Gaben verleihen oder ihn mit einem Talisman beschenken, der sein künftiges Glück sichere, brach diese in laute Klagen über die unweise Mutterliebe aus. Unverdientes Glück, sprach sie, ist niemals Glück; ja der Mensch, den es trifft, hat von Glück zu sagen, wenn es ihm nicht zum Unglück gereicht: denn es gebiert gleich der Fürstengunst Uebermuth, und Uebermuth führt zum Falle. Aber eines will ich dir sagen: laß deinen Sohn nicht in deinem Hause bleiben, wann er das zwanzigste Jahre erreicht hat;

es wäre ihm nicht gut. Sende ihn dann hinaus zu mir in die blauen Berge, die des Schlosses Gesichtskreis nach Abend zu begrenzen; dort soll er das Glück erwerben, wenn er weise ist; er wird mich dort finden und leicht erkennen an diesem goldnen Stern. Bey diesen Worten strich sie die braunen Locken aus dem schönen jugendlichen Antlitz, und mild und bescheiden glänzte auf der Stirn das goldene Sternchen, wie in des Himmels Höhe der Angelstern.

So schieden die beyden Freundinnen von einander, und sahen sich seit der Zeit nie wieder. Winfrieds Mutter beschloß in ihrem, wie sie glaubte, gerechten Aerger über den Eigensinn und die Liebloßigkeit der Fee, deren Weisung nie zu befolgen, und ihr dadurch die verdiente Geringschätzung zu beweisen. Als aber nun der Jüngling sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, änderte sie doch ihren Entschluß: denn Furcht und Hoffnung, deren jede allein schon den Menschen zum Unglaublichen vermag, wirkten hier vereint so kräftig, daß sie leicht den alten Groll besiegten. Sie machte daher Winfried mit Allem bekannt, was einst in Bezug auf ihn zwischen ihr und der Zauberin vorgegangen war; sie ermunterte ihn zu dem Zuge ins Gebirge, und rüstete ihn dazu mit allen nöthigen Vorschriften aus, ließ es auch an den gehörigen mütterlichen Ermahnungen nicht fehlen. Besonders legte sie es ihm ans Herz, weise zu seyn wie Salomo wenigstens, ohne ihm gerade sagen zu können, worin die Weisheit in diesem Falle bestehen möchte.

Wohlgemuth zog Winfried den blauen Bergen zu, und vertrieb sich die Zeit der Reise mit Gedanken an die Fee, deren holde Gestalt noch wie ein Traumbild vor seinen geistigen Augen schwebte, an die Weisheit, die er im Gebirge üben, vorzüglich aber an das Glück, das er dort finden sollte. Das Gebirge schien dem Jüngling ziemlich rauh, und wenig seinen rosefarbenen Hoffnungen entsprechend; doch die Jugend ist, wie in allem, so auch in ihrem Hoffen muthig; auch Winfried ließ sich daher nicht niederschlagen, sondern zog vom Aufgang der Sonne bis zu ihrer Himmelshöhe fröhlich immer tiefer ins Gebirge hinein, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Endlich stieß er in einem etwas minder wilden Thale auf rüstige Hirten, die an einer Quelle ihr mäßiges Mittagsmahl hielten. Froh über diese Erscheinung gesellte sich Winfried zu ihnen, und that ein Gleiches. Nach beendigtem Mahle, das sie durch mancherley Scherzreden nach solcher Naturkinder Art gewürzt hatten, fragte sie Winfried, ob sie die Fee Rogenia kennten und wüßten, wo sie wohnte. O ja, junger Herr, erwiederte der eine, wer kennt die nicht? Wenn Ihr dort links zwischen den beyden Felsen durch seyd, so seht Ihr eine Reihe nicht hoher waldiger Hügel; wenn Ihr immer von einem zum andern zieht, und weder links noch rechts ausbiegt, so kommt Ihr unfehlbar in das Thal, wo sie wohnt. Was du doch redest! Melchior, versetzte ein Anderer. Nein, Herr, da rechts zwischen den beyden Bergen müßt Ihr durch: im nächsten Thale stößt Euch ein Bach auf, dem folgt nur getrost, er mag sich winden, wie er will, er führt Euch ins Thal, wo sie sich aufhält. Ihr seyd mir schöne Wegweiser, sagte ein Dritter, das Wort nehmend. Nein, Herr, Ihr müßt weder rechts noch links, sondern gerade aus auf der Straße, die Ihr gekommen seyd; noch zwey Bergrücken habt Ihr zu übersteigen; auf dem dritten, dem höchsten von allen, hauset sie auf der höchsten immer mit Schnee bedeckten Spitze. Du bist wohl nicht bey Troste, Balthasar? versetzte ein Vierter. Gerade aus müßt Ihr freylich, Herr; aber nicht nur über zwey Bergrücken, sondern auch über den höchsten, und dann noch über drey andere; seyd Ihr über den lezten hinüber, und also ganz am Ausgange des Gebirges, so wohnt am jenseitigen Abhange die Fee mitten in einem Buchenwalde. Ueber diese verschiedenen Meinungen geriethen die Wegweiser in einen heftigen Wortwechsel; aber Winfried unterbrach ihre vierstimmige Unterhaltung mit seinem Danke für die freundliche Zurechtweisung, und verließ, von den Streitenden unbeachtet, den Ort seiner Mittagsruhe. Sich nach den empfangenen Belehrungen zu richten, sah er wohl, würde eben so vergeblich seyn, als es unmöglich wäre; er überließ sich also dem Ungefähr, dem gewöhnlichen Wegweiser im Leben, wie sehr sich auch der menschliche Stolz sträubt, ihn anzuerkennen, wie undankbar er ihn auch verleumdet. Unter dieses Führers Leitung zog Winfried wohlgemuth und mit dem Gedanken sich tröstend, daß doch jeder Weg irgendwohin führe, der gegenüber liegenden Bergreihe zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem fünften Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

(Fortsetzung.)

„Hätte Franz I. den der königlichen Suprematie so günstigen Protestantismus angenommen, so würde er Frankreich die schauderhaften religiösen Zuckungen erspart haben, die später durch die Kalvinisten herbeygeführt wurden, deren ganz republikanischer Eingriff beynahe den Thron umgestürzt, und unsere schöne Monarchie aufgelöst hätte. Unglücklicherweise verstand Franz I. von Allem dem nichts, denn er konnte seine Gewissensbedenklichkeiten nicht als Entschuldigung anführen, er, der sich mit den Türken verbündete, und sie in unsere Mitte herbeyführte. Der Grund lag ganz einfach darin, daß er nicht so weit sah. Unsinn der Zeit: Feudalverstand. Franz I. war ein bloßer Turnierheld, ein schöner Mann für die Salons, einer von jenen großen Männern, die Zwerge sind.“

„Der Bischof von Nantes (de Boissins), sagte der Kaiser ferner, machte mich durch die Weisheit seiner Urtheile, seine treffliche Moral und seine aufgeklärte Toleranz wahrhaft katholisch. Marie Louise, deren Beichtvater er war, befragte ihn eines Tags über die Verpflichtung des Fastens am Freytag. — An welcher Tafel speisen Sie, sagte ihr der Bischof? — An der des Kaisers. — Haben Sie an derselben zu befehlen? — Nein. — Sie können also nichts dabey thun; würde er es aber vielleicht selbst thun? — Wahrscheinlich nicht. — Dann unterwerfen Sie sich, und geben Sie keinen Anlaß zum Aergerniß. Ihre erste Pflicht besteht darin, ihm zu gehorchen und ihm Achtung zu verschaffen; Sie werden schon andere Mittel finden, sich eine Buße aufzulegen, um in den Augen Gottes eine Entsagung zu zeigen.

„Eben so ging es mit einer öffentlichen Kommunion, welche einige Personen der Marie Louise auf Ostern in den Kopf sezten. Sie wollte sich doch nicht darüber entscheiden, ohne den Rath ihres weisen Beichtvaters eingeholt zu haben, der ihr aus den gleichen Gründen davon abrieth. Wie ganz anders wäre es doch gewesen, sagte der Kaiser, wenn sie von einem Fanatiker bearbeitet worden wäre! Welchen Streit, welche Zwietracht hätte dieß nicht unter uns herbeyführen können! Welcher Schade hätte daraus unter den Umständen, in welchen ich mich befand, erwachsen können!

„Der Bischof von Nantes, bemerkte uns der Kaiser, hatte mit Diderot, mitten unter den Ungläubigen, gelebt, und hatte sich immer gut mit ihnen vertragen. Auch war er auf Alles mit einer Antwort gefaßt; vorzüglich hatte er den guten Takt, alles das preis zu geben, was nun einmal nicht zu halten war, und die Religion von Allem zurückzuziehen, was er nicht zu vertheidigen wußte. — Hat ein Thier, das sich bewegt, kombinirt und denkt, nicht eine Seele? fragte man ihn. — Warum nicht, antwortete er. — Wo geht sie aber hin? denn sie ist der unsern nicht gleich. — Was liegt Euch daran, vielleicht verweilt sie in dem Vorhimmel. — Er zog sich daher in die lezten Verschanzungen, in die Festung selbst zurück, und wußte sich immer auf diese Art ein treffliches Feld zu bewahren. Auch waren seine Schlußfolgen weit besser, als die des Papsts, und er brachte diesen oft ganz in Verzweiflung. Unter unsern Bischöfen war er die festeste Stütze der gallikanischen Freyheiten. Er war mein Orakel, mein Leitstern, und in religiösen Materien sezte ich in ihn blind mein Vertrauen. Denn bey meinen Streitigkeiten mit dem Papst war immer, was auch Intrikanten und geistliche Leibröcke sagen mögen, meine erste Sorge, nie das Dogma zu berühren. Dieß ging so weit, daß, so wie dieser gute und ehrwürdige Bischof von Nantes mir sagte, nehmen Sie sich in Acht, Sie haben hier das Dogma vor sich, ich, ohne mich in Streit mit ihm einzulassen, ohne sogar zu suchen, ihn zu verstehen, sogleich von meinem Wege abging, um durch andere Pfade wieder darauf zurückzukommen. Da er nun mein Geheimniß nicht kannte, wie sehr mußte er über meine Umwege erstaunt seyn! Wie seltsam, hartnäckig, eigensinnig, inconsequent mußte ich ihm nicht erschienen seyn! Dieß kam daher, daß ich einen Zweck hatte, den er nicht kannte."

„Die Päpste konnten uns unsere Freyheiten der gallikanischen Kirche nicht verzeihen; vorzüglich waren sie gegen die vier berühmten Propositionen des Bossuet aufgebracht; dieß wäre, nach ihrer Aeußerung, ein wahres Kriegsmanifest, auch sahen sie uns außer dem Schooße der Kirche, und wenigstens eben so sehr, wie die Protestanten, an. Sie fanden uns eben so strafbar, und vielleicht noch strafbarer, und wenn sie uns nicht mit ostensiblen Bannstrahlen verfolgten, so war es wahrscheinlich nur die Furcht vor den Folgen, welche sie daran verhinderte, nämlich unsere Trennung. Sie hatten schon das Beyspiel von England vor sich. Sie hatten sich daher nicht ihren rechten Arm mit eigener Hand abschneiden wollen, aber sie lauerten unaufhörlich auf eine günstige Gelegenheit; sie warteten nur auf die Zeit. Ohne Zweifel halten sie diese jetzo für gekommen. Doch werden die Aufklärung des Jahrhunderts und die neuern Sitten ihnen wiederum Hindernisse in den Weg legen.

(Der Beschluß folgt.)

Entdeckungen.

Erhaltung von Fischen durch Zucker.

Diese Methode wird von Doktor Manuloch dem Salzen derselben vorgezogen. Er erklärt, er habe damit Salme, Kabeljau und andere Fische lange Zeit frisch erhalten. Frische Fische lassen sich mehrere Tage dadurch erhalten, und zeigen, wenn sie gekocht sind, keinen Unterschied von eben gefangenen Fischen. Wenn man sie trocknet und von Schimmel frey hält, scheint die Dauer ihrer Erhaltung unbegränzt zu seyn, und sind weit besser als gesalzen, weil der Zucker ihnen keinen unangenehmen Geschmack gibt. Besonders ist diese Behandlungsart für die Zubereitung von gekippertem Salm empfohlen, indem derselbe weit schmackhafter wird, als wenn man ihn sulzet oder räuchert. Zu der Zubereitung bedarf es nichts weiter als den Fisch zu öffnen, und die Muskeltheile desselben mit Zucker einzureiben, und denselben flach liegen zu lassen, damit der Zucker eindringen könne, worauf man ihn trocknet; nur muß er dann und wann abgewischt und in die Luft gehängt werden, um das Schimmeln zu verhindern. Ein Eßlöffel voll Zucker ist hinlänglich für einen Salm von fünf bis sechs Pfund.

Parachüte-Rackete.

Eine neu erfundene Rakete von sehr besonderer Art ist vor kurzem zu Chatham in der Gegenwart der Offiziere der Garnison losgelassen worden. Nachdem sie zu einer bedeutenden Höhe emporgestiegen, zerplazt sie, und es erscheint eine Parachüte, an welcher ein Feuerballen von bedeutender Größe hängt, welcher so viel Licht gibt, daß er die Gegend auf eine englische Meile umher erhellet, und da die Parachüte sich beym Platzen der Rakete sogleich öffnet, so verhindert sie den Ballon am Fallen. Die Absicht dieser Rakete ist, um die Bewegungen oder Stellung eines feindlichen Heeres bey Nacht zu erkennen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. März.

(Beschluß.)

Eine literarische Neuigkeit ganz anderer Art ist die kleine Reise nach Brüssel und Koblenz im Jahre 1791, dessen Verfasser bekanntlich der König ist, und aus dem Tagebuche, das S. M. während der Emigration gehalten haben, gezogen ist. Wenn Könige Schriftsteller werden, so gerathen die Schriftsteller von Profession in Verlegenheit: loben sie die Königlichen Versuche, so sieht ihr Lob immer als eine Schmeicheley aus, und wollen sie tadeln, so steht ihnen die Majestät des Verfassers entgegen. Hier ist es also besser, das Publikum richten zu lassen, das allen Schriftstellern, Königen und Unterthanen, allmählig die ihnen in der gelehrten Welt gebührende Stelle anweist. Etwas, das mir besser am jetzigen Könige von Frankreich gefällt, als die Reise nach Brüssel und Koblenz, ist, daß er neulich den zum Tode verurtheilten Collard begnadigt hat, und daß er überhaupt noch keinen Falschmünzer oder Nachahmer von Banknoten hat hinrichten lassen. Die über dieses Verbrechen verhängte Todesstrafe scheint mit Recht den Menschenfreunden zu hart; leider ist sie aber durch das Kriminalgesetzbuch festgesezt, und unter Bonaparte, dem an dem Leben eines Einzelnen wenig gelegen war, wurde sie auch immer vollzogen. Unter dem jetzigen Könige hingegen ist dieß harte unmenschliche Gesez zwar von den Richtern und der Jury einigemal angewandt, aber jedesmal die Strafe vom Könige gemildert worden. Jener Collard war ein Gemäldehändler, der eine Familie zu unterstützen hatte, und dem es nicht allzuwohl in seinem Handel zu gehen schien. In seiner bedrängten Lage war dieser Mann, der sich bisher wohl aufgeführt hatte, auf den unglücklichen Vorsatz gekommen, die Bankzettel nachzumachen. Wegen der künstlichen Verzierungen und Zubereitungen der französischen Bankzettel war dieß ein äußerst schwieriges Unternehmen, besonders für einen einzelnen Mann; Collard hatte sich aber durch nichts abschrecken lassen. In einem einsamen Kämmerchen hatte er sich lange zu seinem Vorgeben vorbereitet, ohne daß irgend Jemand, sogar seine Frau nicht, das Geringste von seiner Beschäftigung wußte; und als er endlich mit seinen nachgeahmten Bankzetteln fertig geworden war, und einige abgedruckt hatte, war er selbst zu den Wechslern gegangen, um sie gegen baares Geld umzusetzen, welches Geld er dann ebenfalls in seinem Kämmerchen verborgen hatte. Allein die falschen Bankzettel waren nicht gut genug nachgeahmt worden, um die feinen Kennerangen der Wechsler und Bankagenten lange zu täuschen; die Polizey war auf den Mann, der dieselben bey den Wechslern anbrachte, aufmerksam geworden, und als sich dieser wieder bey einem derselben zeigte, um einen falschen Bankzettel umzusetzen, wurde er verhaftet; man fand in seinem Kämmerchen alle Beweise seines Vergehens, und er wurde vom Kriminalgerichte zum Tode verurtheilt. Der Minister des Innern hat sich etwas darauf zu gute gethan, daß die Polizey das Verbrechen entdeckt habe, und hat neulich bey der Erörterung des diesjährigen Budjets in der Deputirtenkammer, als eine Veränderung der Ausgaben für geheime Polizey in Vorschlag gebracht worden war, Collard's Beyspiel als einen Beweis angeführt, wie nüzlich die geheimen Polizey-Agenten in Paris seyen. Freylich, wenn sie nichts weiter thäten, als dem die Verborgenheit suchenden Laster nachzuspüren, und die ungestraften Missethäter in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern! Allein seit langer Zeit sind sie dazu abgerichtet, den sogenannten politischen Vergehen auf die Spur zu geben, und um diese herauszufinden, müssen sie selbst zur politischen Widersezlichkeit anreizen; dieß ist der große furchtbare Schaden dieser Spione, wie London, unter Castlereaghs Ministerium, die gehässigsten Beyspiele davon gegeben hat. Erst neulich, als solche Späher vor Gericht als Zeugen aufgefordert wurden, um Zeugnisse über die unruhigen Vorfälle bey Manuels gewaltsamer Verstoßung aus der Deputirtenkammer abzulegen, widersezten sich die Beklagten dem Verhöre derselben, weil solche Menschen nicht Achtung genug verdienten, um gegen rechtliche Bürger als Zeugen zu dienen. Zu einer etwas freyern Zeit hatte das Gericht auch wirklich anerkannt, daß die heimlichen Späher nicht als eigentliche Zeugen auftreten könnten; da sich aber die Umstände sehr geändert haben, so hat das Gericht dießmal keinen Anstand genommen, solche von der Polizey heimlich besoldete Leute förmlich zu verhören und ihr Zeugniß als gültig anzuerkennen, ohne sich an die öffentliche Meinung zu kehren, welche den Spähern stets mit Verachtung begegnet. Also muß das Späheramt sich wohl veredelt haben, das Publikum will aber diese Veredlung nicht anerkennen, und benennt die Leute immer mit dem in Paris üblichen Namen Mouchards, welches unter dem Pöbel eins der ärgsten Schimpfwörter geworden ist. Wenn ein Taglöhner oder ein Lastträger den andern einen Mouchard schilt, so läuft der Streit selten ohne einige Rippenstöße oder einen Faustkampf aus. — Ungefähr um dieselbe Zeit, als der unglückliche Collard in seinen Kriminalprozeß verwickelt war, hatte die Bank, ebenfalls wegen Bankzettel, einen bekannten Zahnarzt, Namens Desiradode vor Gericht belangt; doch war die Sache eben keiner ernsthaften Natur. Ich weiß nicht, warum fast alle Pariser Zahnärzte etwas Charlatanerie treiben, um Kunden zu bekommen; vermuthlich gehört viel Mühe dazu, um die Leute zu bewegen, sich auf den Zahn fühlen zu lassen. Der Herr Desiradode, der schon allerley prunkende Ankündigungen auf weißem und buntem Papier und sogar auch auf Seide drucken lassen, und ganz Paris damit überschwemmt hatte, war auf den sonderbaren Einfall gekommen, seine Ankündigungen in Gestalt von Bankzetteln verfertigen zu lassen, und mit seinen Pseudo-Geldnoten das Publikum zu überraschen. Dieser Dentisteneinfall, der ursprünglich aus England herrühren soll, war auch gut ausgeführt worden, ist aber dem Herrn Desiradode übel bekommen. Denn die Bank hat darin eine Verfälschung ihrer Zettel zu erblicken geglaubt, und den armen Zahnarzt, der wahrscheinlich über seine Erfindung sehr froh war, angeklagt. Er hat sich in einer Schrift vertheidigen müssen; was weiter aus der Sache geworden, habe ich nicht erfahren. Spaßvögel behaupten, Herr Desiradode habe seitdem une dent contre messieurs de la banque.

— De.

Nro. 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Mai 1823.

Wer sagt dir, eigennütz'ger Herz,
Daß dieser Erde Bau in Trümmer falle,
Weil dir dein kleines Glück zu Trümmern ward?
Edwin. Trauerspiel von Immermann.

Die Sympathie-Vögel.

Traurig klagte im Hain ein einsamer Vogel — fern von ihr war der Geliebte — er ward durch einen Pfeil getödtet.

Umsonst erhob die Welten-Beglückerin ihr rosiges Antlitz aus den thauigen Wellen, weckend in aller Vögel Kehlen die Hymnen des Morgens — sie vermochte nicht mit ihrem Zauberstrahl den Schmerz der Trauernden zu lösen: bang entfloh sie dem fröhlichen Gewühl der andern Vögel, und nur in dem verborgensten Dunkel des Waldes, dort wo einsam eine Quelle vom bemoosten Felsen rauscht, klagt sie das Leid ihrer treuen Brust — sie, der sonst still die Vögel des Waldes lauschten, wenn ihre melodischen Gesänge, im süßen Wettstreit mit ihrem treuen Gefährten, kühn die Lüfte durchschnitten, und hineilten in das ew'ge Reich des Großen und Unendlichen — dorthin, wo Alles, was vom Licht und Leben abstammt, zurückeilt in seine Heimath.

Selbst die Götter in ihren hohen Wohnungen horchten entzückt der süßen Lieder.

Jezt klagte sie bang um das verlorne Herz — das Echo ihrer zarten Seele war verstummt.

Einst, als der Mond seine blassen Strahlen ausbreitete, und mit silbernem Duft die Zweige umhüllte, in denen die frohen Sänger des Tages in ihren traulichen Nestern ruhten — da ertönten noch ihre Seufzer, und der Felsen sprach sie traurig wieder:

„Fern ist die Seele meines Lebens, und nirgends find' ich sie wieder! Grausame Götter! — Was that ich, daß ihr mir nahmt ihn, mit dem ich, in immer höher sich steigernder Begeist'rung, euch täglich unsre Morgenhymne brachte — treue Sprache unsers vollen, seligen Herzens. — Freundlich theilten sich die Wolken am bedeckten Himmel ob unsrer Töne — und es schien, als lächeltet ihr dankbar zu uns hernieder und freutet euch unsers Glücks. — O falscher Wahn! — Die Götter, so sagt man, auf ihren kalten Höhen haben kein Gefühl für den Werth des Daseyns, in und mit dem Andern zu leben! — Armer, bethörter Vogel! —

„Was sollen mir jezt noch die Töne — er hört sie nimmer wieder. — Ach könnte ich dich, Geliebter, mit den Gesängen meiner Kehle erkaufen, wie gern tauscht' ich sie um dich! — Auch stumm werde ich dir durch Blick und Geberde sagen können — wie ich dich liebe!" —

Ihre treuen Seufzer zitterten vom Felsen herüber und drangen durch die Wolken zu den Herzen der Götter.

Und er kehrte zurück, der Heißgeliebte, aus den Gefilden des Todes. — Nur noch der Ton der höchsten Freude und Liebe, als sie sich wiedersahen, ward ihnen vergönnt — dann schwanden die Lieder ihrer Kehle auf immer. —

Aber jener Klang, der in zwey verwandten, innig verstandenen Gemüthern herüber und hinüber weht — jener reine Accord der höchsten Liebe — er blieb ihnen stärker und stärker.

Nur der beredte Blick — das Nie-einander-verlassen — unzertrennlich — dieß blieb der Außenwelt. —

Reich haben die Götter ihre Treue belohnt:
Sie sterben mit einander! —

Frau und Magd.

(Fortsetzung.)

Schon beleuchtete die Sonne nur noch die Abendseite der Hügel, die Winfried eben herabgestiegen war, als er sich unerwartet in einem anmuthigen Thale erblickte, das gegen die Wildheit des übrigen Gebirges höchst erfreulich abstach. Kaum hatte der Jüngling den Reichthum des Thales überschaut, als ein fröhlicher und lieblicher Gesang sich in der Ferne hören ließ, und den angenehmen Eindruck vollendete, den die freundliche Gegend schon auf unsern Wanderer gemacht hatte. Daß es eine Frauenstimme wäre, schien ihm nicht zweifelhaft; und welchem Leitsterne, und glänzte er heller als der Sirius, folgt der Jüngling lieber, als einer süßen Frauenstimme? So zog auch Winfried den lockenden Tönen nach, und fand nicht Ursache, es zu bereuen, als er, fast am Ausgange eines Wäldchens angelangt, jenseits des Baches, der sich an dem Rande des Gebüsches hinschlängelte, die Sängerin gewahrte. Groß und schlank von Gestalt, schwarzgelockt, in hellen Purpur gekleidet, saß sie am Rande des Baches, wand Blumen zu einem Kranze, und begleitete das freundliche Geschäft mit freundlichem Liede. Der Jüngling vernahm nur das Ende desselben, das also lautete:

Ich fahr' auf der Wolken purpurnem Kahn
Im Cyanenmeere zu Welten fern;
Ich wandl' auf der himmlischen Lichter Bahn
Mit Riesenschritten von Stern zu Stern,
Und baue geschickt aus Morgenrothschaum
Ein Paradies in den leeren Raum.
O, zehnmal beglückt
Wem ich reiche den Kranz!
Wen ich führe zum Tanz,
Der hat die blumigste Blume gepflückt.

Da hier die Sängerin schwieg, so trat Winfried aus dem Gebüsche, und stand ihr gegenüber am Bache. Darf ein Wanderer dir nahen, holdseliges und mächtiges Wesen? fragte Winfried. Schade, daß der tiefe und nicht schmale Bach uns trennt, erwiederte sie, und hielt den Kranz entgegen. Der Duft der Blumen, der ihn erreichte, und der Feuerblick des glühenden Auges, der ihn traf, begeisterten plötzlich den Jüngling, und ein kühner Sprung brachte ihn an das jenseitige Ufer, wo er zu ihren Füßen sank. Ihre Gestalt, verbunden mit den Umgebungen, in denen er sie erblickt, noch mehr aber der Inhalt ihres Liedes, hatten ihn schon in ihr die gesuchte Fee vermuthen lassen, jezt erhoben die Züge, die er wieder zu erkennen glaubte, und der goldene Stern, der heller als irgend einer am Himmel durch ihre dunkeln Locken strahlte, seine Vermuthung zur Gewißheit. Du bist ein muthiger Jüngling, sagte die Fee, indem sie ihm den Kranz aufsezte, und hast diesen Lohn wohl verdient; hättest du klüglich den Umweg um die Quelle des Baches gewählt, so hättest du mich nicht mehr hier, und wahrscheinlich nirgends mehr gefunden. Heil mir, Beschützerin meiner Kindheit, rief Winfried, daß ich so bald dich angetroffen habe; ich bin gekommen auf die freundliche Weisung von dir, die du einst meiner Mutter für meine Zukunft zurückließest. Und was suchst du bey mir? fragte die Fee. Das verheißene Glück, antwortete Winfried. Wohl, versezte sie, das Glück besteht in der Erfüllung unserer Wünsche: was für Wünsche hast du also? Keinen, erwiederte der Jüngling, als den, glücklich zu seyn. Nun freylich, lächelte die Fee, dieser eine schließt alle übrigen möglichen in sich; es kommt nur noch darauf an, sie aus ihm zu entwickeln, und dann wollen wir sehen, ob sie zu erfüllen sind. Jezt, mein kecker Springer, folge mir nach meiner Wohnung. Bey diesen Worten stand sie auf, reichte dem Jüngling die Hand, und trat mit ihm den Weg zu ihrer Behausung an.

Schon war der Nacht die Dämmerung näher, als dem Tage, da erreichten sie am Ende des Thales das auf einer sanften Höhe gelegene Schloß der Zauberin; ein wundersam Gebäude, aus eitel Krystall aufgeführt von der äußersten Mauer bis zum innersten Gemache. Schon erleuchteten es tausend und abermal tausend Kerzen, deren Glanz weit ins Thal hinein Klarheit verbreitete. Bey dem Lichte dieser Kerzen sah Winfried eine zahlreiche Gesellschaft in den durchsichtigen Gemächern versammelt, die sich gruppenweise hier mit Spiel, dort mit Tanz vergnügte, hier einem Sänger zuzuhören, dort an den Künsten eines Seiltänzers sich zu ergötzen schien. Am sonderbarsten däuchte es dem Jüngling, daß mitten unter dieser Gesellschaft allerley wilde Thiere, Löwen und Tieger, Wölfe und Bären theils umhergingen, theils ruhend am Boden lagen, ja sogar von freundlichen Mädchen geliebkoset wurden, und daß über den Häuptern der Versammelten farbenreiche, ihm unbekannte Vögel schwebten. Noch ungleich mehr nahm es ihn Wunder, bey seiner Annäherung statt des lautesten Lebens, das er erwartete, die tiefste Todtenstille zu finden, und bey seinem endlichen Eintritt die eben nur so bunt bevölkerten Gemächer völlig leer zu sehen. Erst bey genauerer Besichtigung lösete sich ihm das Räthsel, indem er erkannte, die fröhliche Gesellschaft, sowol Menschen als ihre Vormänner auf der Wesenleiter, hätte eben so wenig Wesenheit, wie der Regenbogen oder die Thiergestalten der Wolken, sondern Alles wäre nur auf die krystallenen Wände gemalt. Du siehst, sprach die Fee zu dem Verwunderten, Alles ist hier zum Empfange Vieler bereitet, und doch ist Alles noch leer; ich denke, das ist ein ziemlich treues Bild deines Herzens, dieses noch leeren Raumes, der auch noch auf die

Wünsche und Begierden hegt, die ihr ausfüllen sollen, und zu deren Empfange er bereit ist. Du bist jung, und folglich wol ein Freund der Gesellschaft, denn die Jugend ist zu stark und zu schwach für die Einsamkeit: wir müssen wol also damit beginnen, diesen öden Ort zu beleben? Meinst du nicht? Winfried bejahte die Frage, ohne eigentlich recht zu wissen, was die Fee im Sinne hätte.

Während dessen waren sie in den mittelsten und geräumigsten Saal des Schlosses gelangt, wo rings an der Wand smaragdene Rauchfässer auf goldenen Dreyfüßen standen. Die Zauberin zündete sogleich überall Feuer an, und warf dann hier rosenfarbenes, dort veilchenblaues Holz in die Gluth. Alsbald wallte gleichfarbiger Rauch in sich kräuselnden Wolken empor; diese Wolken nahmen allmählig menschliche Gestalt an, verdichteten sich immer mehr, und wurden zuletzt wirklich die veilchenblauen zu Jünglingen, die rosenfarbenen zu Mädchen; oder es schien vielmehr, als habe das menschliche Wesen unsichtbar in der Dampfsäule geschwebt, trete nun in die Sichtbarkeit hervor, und der Rauch lege sich als gleichfarbiges Gewand um die Gestalt. Alle, Jünglinge sowol als Mädchen, waren schön und lieblich, obgleich unendlich verschieden an Größe, Gestalt, Gesichtsbildung und Farbe der Locken und Augen. Bald war der weite Saal mit dieser duftgebornen Bevölkerung angefüllt; die Jünglinge drängten sich gleich alten Bekannten um Winfried mit freundlichen Bewillkommnungen, die aber von dem Erstaunten nicht mit sonderlicher Herzlichkeit erwiedert wurden; selbst einige Mädchen waren dreist genug, als einmal die Begrüßungen zwischen den Blauen und Rothen begonnen hatten, sich mit scherzendem Gruße an Winfried zu wenden. Unterdessen hatte die Fee, wiewol aus minder edelm Stoffe, doch auf dieselbe Weise, Spielleute, Diener und Dienerinnen hervorgebracht. Eine rauschende Musik erscholl plötzlich durch den Saal; jeder Jüngling ergriff ein Mädchen, und dahin flog Alles paarweise im fröhlichen Wirbel des Tanzes. Auch Winfried, wie neu ihm immer diese Belustigung war, und wie befremdend anfangs, fühlte doch bald eine gewisse Unruhe, die, nach und nach zum heftigen Triebe gesteigert, sein ganzes Wesen überwältigte, und ihn zur Theilnahme drängte; und als eine Blondgelockte ihm schelmisch und mit einem auffordernden Blick die Hand entgegenstreckte, ergriff er sie hastig und stürzte sich mit der Freundlichen in den rollenden Strom. Einmal eingeweiht in das Geheimniß dieses Taumels, fand er ihn so süß, daß er an keine Ruhe dachte, nur Athem schöpfte, wenn er die Genossin seines Fluges wechselte, bis, als schon lange der Tag sich von der Nacht geschieden hatte, die Musik verstummte, und die bewirthende Fee die Versammlung zur Abendmahlzeit lud. Hier stand auf krystallenen Tafeln, in achatenen Schüsseln und Bechern Alles, was der lüsterne, verwöhnteste Sinn wünschen und übernatürliche Macht gewähren kann, Früchte, wie kein Gärtner im üppigsten Boden und unter dem mildesten Himmel sie zieht, Wein, wie ihn kein König trinkt, und alles Uebrige war im Einklange mit diesem. Wie der Tanz zuletzt die Fröhlichen gepaart hatte, so nahmen sie an den Tafeln Platz, Scherzreden flogen wie Pfeile hin und her, und Lachen und Becherklang mischten sich zu den sanften Flötentönen, welche aus dem nahen Saale herüberdrangen, damit kein Sinn unbefriedigt bliebe. Zuletzt, nach fast beendigtem Mahle, ward die Musik wieder rauschender, und die Gesellschaft stimmte Lieder dazu an, deren Inhalt Winfried räthselhaft und meist unverständlich war. Als die Tafel aufgehoben war, kehrte der größere Theil der lustigen Gesellschaft, trotz der schon mit dem Kerzenlicht ringenden Morgendämmerung, wieder zum Tanze zurück; dem irdischeren Winfried aber verbot es die Wirkung des rosenfarbenen oder goldenen Weines, und er fuhr mit einigen fröhlichen Gesellen fort zu zechen, bis er in seinem Sessel entschlief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, am 8. April.

Wir haben in unserm lezten Schreiben einen Bericht über das Gastspiel der Demoiselle **Pfeiffer** und zwar in zwiefacher Absicht angekündigt: erstlich weil wir uns in dem heutigen auf jenes Schreiben beziehen werden; und dann, um dem auswärtigen Publikum den Standpunkt anzudeuten, von dem aus es die Urtheile unserer städtischen Zeitblätter über die erwähnte Künstlerin anzusehen hat. Wir berufen uns also sogleich auf das, was wir über die Schwierigkeit gesagt haben, ein transitorisches Werk der Kunst, durch Beschreibung und für den Begriff zu reproduziren; und beginnen demnach vor allem Andern mit dem, was die hiesigen Zeitschriften mit Stillschweigen übergehen: mit der Wirkung, welche diese Schauspielerin, theils auf die Gesammtheit des Publikums, theils auf einzelne Zuschauer hervorbrachte. Obgleich man es dem Berliner nicht nachsagen kann, daß er seine Liebe zum Vaterlande auf die beim geborenen neu erzogenen Künstler hinüberträgt, ja wenn man selbst nachweisen kann, daß er meistens gegen **diese** eine höchst polemische Stellung annimmt, so üben doch, trotz dieser Anstrengung, bald das Uebergewicht des Talentes, bald die Macht der Gewohnheit ihr natürliches Recht aus; so daß, wie Paris und Wien, auch unsere Stadt ihre Lieblings-Schauspieler hat, die in der Gunst des Publikums so hoch stehen, daß es schon als strafbare Kühnheit angesehen wird, sich mit ihnen messen zu wollen. Ist nun ein solches Lieblingstalent überdieß eine schöne Frau, ja eine reizende, die in jener Kunst, ihre Anmuth geltend zu machen, so gewandt ist, daß man keine störende Absicht dabey gewahrt, so wird ihr eine Vorliebe, eine Anhänglichkeit zu Theil werden, die zwar eine neue reizende Erscheinung, (wir erinnern hier an Madam **Neumann**) für den Moment ihr streitig machen kann, gegen die aber eine fremde Schauspielerin, die sich streng auf die Sphäre der Kunst beschränkt, einen äußerst schweren Kampf zu bestehen hat. Je dieser Kampf gegen die Fremde wird um so heftiger entbrennen, je höher sie sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, die man nur deßhalb gern erträgt, weil sie nichts als erträglich ist, und die man nur deßhalb ein-

deutendes Talent nennt, um den einheimischen Liebling für ein Alles überfliegendes Genie auszugeben; gerade wie ein Feldherr in einem kurzen Schlachtbericht, den schwachen flüchtigen Feind ob seiner Tapferkeit und Stärke zu loben und zu preisen weiß. Ueberdieß aber sind bey weitem die meisten Rollen — und wir nehmen nur einige der tiefsten Charakterschilderung aus, so wie einige roh und grell gemahlte Portraits — dermaßen beschaffen, daß sie auf sehr verschiedene Weise dargestellt werden können. In allen diesen Rollen entscheidet nun das der Zeit nach erste, lebendige Bild, welches dem Zuschauer vorgeführt wird, indem es sich seiner Imagination so fest einprägt, daß ein zweytes Bild — selbst ein besseres — ihm schon deßhalb als störend und feindlich erscheinen wird, weil es den ersten bestehenden Eindruck vernichten will. Um sich von diesem Vorurtheil los zu machen, gehört nicht nur ein sehr beweglicher, wir möchten sagen: selbstschaffender Kunstsinn, sondern auch eine vielfältig fortgesetzte Uebung desselben; man sehe nur, um gleich das prägnanteste Beyspiel zu wählen, einen recht eingefleischten, einen nie über sein Weichbild der Stadt hinausgekommenen Pariser, wie er Alles für lächerlich oder für barbarisch hält, was außer seinem Paris, außer seinem eingebildeten Mittelpunkte der Welt geschieht oder entsteht; man sehe aber auch, wie schwer es dem vielseitigen Deutschen wird, sich auf den fremdartigen Standpunkt zu stellen, von dem aus die Darstellung der französischen Tragödie zu würdigen ist. Was sich immer wiederholt, ruhig und ausdauernd immer wiederkehrt, wird endlich für die Wahrheit selbst gehalten, und so ist die Gewohnheit eine mächtige Usurpatorin; daher wird es uns als Krankheit, ja als Verläumdung ausgelegt werden, wenn wir von unserer tragischen Bühne behaupten, daß sie von einer gewissen zahmen Kraftlosigkeit beherrscht wird, die sich für Gemessenheit, für feine Zurückhaltung, für baare natürliche Wahrheit ausgibt und angesehen wird: die Leidenschaft verblaßt sie zur Sentimentalität, das Unheil zu Mißgeschick, die Zornwuth zu häuslichem Aerger, wilden verderblichen Sinnentrieb zu leichtumflorter Lüsternheit, den heroischen Schicksalskampf auf Tod und Leben zu einem regelrechten Rapiren mit dem Fechtmeister, schwere martervolle Aufopferung zu selbstgefälliger Pflichterfüllung und ein von den Furien gepeitschtes Gewissen, zu einer reuigen schönen Seele. Setzen wir noch hinzu, daß es selbst den in unserm vorigen Schreiben so hochbelobten Meistern an physischen Mitteln gebricht, um das Heroisch-Tragische in seiner ganzen Kraft darzustellen, und daß sie uns daher — was schon Iffland mußte — statt einer überwallenden Fülle, das Surrogat einer ökonomischen Weisheit geben müssen, wodurch sie, widerwillen, jener kraftlosen Zahmheit Vorschub leisten und zu der Macht der Gewohnheit noch die Macht der Autorität fügen, so werden wir gewiß auch mit dieser Behauptung anstoßen und verwunden. — Und doch mußten wir dieses und alles Vorhergehende unumwunden sagen und unseres Publikums Entwöhnung von allem Naturkräftigen einer tragischen Darstellung nachweisen, damit man den tiefen Eindruck würdigen möge, den, trotz aller Vor- und Nachurtheile, das Spiel der uns fremdartigen Künstlerin allgemein bewirkte. Daß Demoiselle Pfeiffer sich vielfachen und rauschenden Beyfall erwarb, das kann man ihr verkümmern, behauptend, daß sie die rohe Masse mit Knalleffekten dahingerissen; daß sie stets hervorgerufen wurde, kann man für eine hergebrachte Höflichkeit des Publikums gegen fremde Künstlerinnen ausgeben — nicht so die feyerliche Stille, die nur dann eintrat, wann sie sich zeigte, fortwährend herrschte, so lange sie sprach und die nur von einzelnen, unwillkührlichen Beyfallszeichen unterbrochen wurde — nicht so, was wir selbst erlebt haben, daß unsre Nachbarn im Schauspielhause erst sich freundlich mit den Worten zusprachen: „Nein, unsere Stich ist doch viel sanfter, viel weiblicher!“ und einen Augenblick nachher, überwältigt von der tiefen Wahrheit und Kraftfülle der fremden Künstlerin, in einen unwillkührlichen Ruf des Lobes ausbrachen. Freylich waren zu Ende jedes Aufzugs doch immer wieder unsere einheimischen Heldinnen bey weitem der fremden vorzuziehen, und weniger ist dieses dem feurigen Patrioten anzurechnen, als der Schreck, den der Bossische und den Stich ins Herz, den der Spenerische Zeitungsrezensent, zwey kalt seyn sollende Kunstrichter, ob dem Spiel der Demoiselle Pfeiffer an den Tag legen. Doch wir wollen nicht selbst in den Ton jener Rezensionen fallen, deren aufgereizte Unruhe schon allein für das hohe Talent der fremden Künstlerin bürgen könnte, wenn auch in denselben die Anbetung ihrer körperlichen Liebreizes nicht spukte — wir wollen die einnehmenden Vorzüge unserer tragischen Heldinnen (und wie könnten wir unser Vertrauen auf sie achtungsvoller darthun) ganz auf sich selbst beruhen lassen und von der fremden Künstlerin, als von einer abgeschlossenen und für sich bestehenden Erscheinung Bericht erstatten. Um mit der Gestalt zu beginnen, so ist sie weder nach der neuesten Mode gebaut, noch geschnürt und so fehlt ihr, ach! jene beliebte, wespenartige Weiblichkeit, die wir jetzt sogar an Männern bewundern; dagegen ist sie im vollen Sinne das, was die Franzosen une belle femme nennen, das heißt: eine hohe, imposante Gestalt; richtig und verhältnißmäßig gegliedert, der Oberleib nicht zu lang, der Fuß zierlich und klein, der Arm rund, die Hand wohlgebaut, der Hals nicht zu kurz und mit Kopf und Schultern im Ebenmaße. Das Gesicht ist nicht schön, aber eben so wenig unschön zu nennen und obgleich ihre Augen zu den negativen gehören und nicht einmal eine bezihrte Farbe haben, so ist sie doch genugsam Herrin derselben, um sie positiv zu gebrauchen und jedes erhabene Gefühl, jede heftige Leidenschaft damit auszudrücken. Eine solche Gestalt sieht nun zwar nicht mädchenhaft aus, riskirt aber auch nicht, in die höhere Tragödie, gleich einer Mamsell aus der Gesellschaft, hinein zu kommen; sondern erscheint stets würdig und heimisch in jener erhabenen Sphäre. Ihre Stimme wird Manchem auch nicht mädchenhaft genug seyn, ist aber eben deßhalb dem Heroisch-Tragischen um so angemessener; sie ist eine von Natur tiefliegende, die aber nichts weniger als beschränkt ist, sondern einen eminenten Umfang hat und der höheren Töne durchaus nicht entbehrt; davon ist sie kräftig, vollständig und wird niemals, weder auf dem Kulminationspunkt der Stärke schreiend, noch im klanglosen Ersterben unverständlich; und diese letztere schöne, ja unentbehrliche Eigenschaft geht aus einer ungemein richtigen Artikulation (Sylbenaussprache und Sylbenverbindung) hervor, die früh geübt und zur andern Natur werden muß, wenn der Schauspieler zwey gefährliche Klippen vermeiden will, nämlich die, gänzlich unverständlich zu werden, oder die, uns die Sylben schülerhaft zuzuzählen. Fügen wir nun hinzu, daß Demoiselle Pfeiffer in jeder ihrer Bewegungen Würde und Erhabenheit darstellt, und daß sie sich — um uns eines beliebten Ausdrucks zu bedienen — stets und ohne vorbereitende Mühe plastisch gestaltet, so haben wir mit den Gaben, die ihr die Natur gewährt, auch die Sphäre der Kunst angezeigt, auf die sie so glücklich als bestimmt hingewiesen ist. Es ist die der heroischen Tragödie; aber nicht das Fach der Liebhaberinnen in derselben, die, ihrer negativen Natur halber, sich stets in die Region der Sentimentalität begeben müssen, in welche weder die Gestalt der fremden Künstlerin, noch der Ton ihrer Stimme, noch das Positive ihrer Darstellungsweise hingehören.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 37.

Nr. 37.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Mai 1823.

Das Tragen der Kränze im Mittelalter.

(Bruchstück aus Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen.)

Von Büsching.

In einer altdeutschen Erzählung, der Port genannt, finden wir die Schilderung einer Frau, welche als Ritter gekleidet ging und aus der hervorgeht, daß auch andere Ritter und Männer so gegangen seyn müssen, da sonst ihre Tracht aufgefallen und ihr Geschlecht leicht entdeckt worden wäre. Wir werden dadurch auf eine Tracht geleitet, über die etwas weitläuftiger gesprochen werden muß. „Dieser Frauenritter führte nun einen Scharlach (d. h., wie wir schon gesehen haben, einen Mantel von scharlachenem Sammt oder Tuche), mit güldenen Borten aller Orten durchwirkt. Das darunter und darangesezte Pelzwerk war Hermelin und eine leuchtende Borte, die ihn umgürtete, gab lichten Glanz. (Alles Schilderungen, die wir bereits kennen). Ein löblicher Kranz zierte das blanke Haar. So mochte in der Rittergesellschaft — sagt der Dichter — dieser weibliche Ritter den besten gleich erscheinen." Wir sehen also hier nicht allein eine Frau, sondern einen Mann, einen Ritter, der auf seinem Kopfe ein Kränzchen trägt, und finden diese Sitte weit im Mittelalter, besonders in Deutschland, verbreitet und sich durch viele Jahrhunderte ziehend. Diese Kränze mögen verschiedene Gestalten gehabt haben, meist aber waren sie von Drath geflochten, dichter oder dünner, wie es die Sitte des Jahrhunderts verlangte, mit gemachten Blumen, auch wohl zu Zeiten mit frischen Blumen, durchflochten, und mit Flittergold, unächtem Gesteine, Perlen, so wie auch wieder mit ächtem Golde und ächten Steinen geziert und reich geschmückt. Solche Kränze finden wir nun bey Männern und Frauen von früher Zeit an, die Nibelungen und das Heldenbuch lehren uns ihr Daseyn, sie gehen bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, indem ich selbst zwey Gemälde von Lukas Kranach besitze, ein Mädchen und einen Knaben, von 1529, welche beyde ein Drathkränzlein tragen, und eine Nachricht im Leben des Hans von Schweinichen zeigt ihren Gebrauch bey Jünglingen noch im Jahr 1575. Denn als Herzog Heinrich den Churfürsten von der Pfalz in Heidelberg besucht, schenkt der Churfürst bey der Abreise dem Hans von Schweinichen „und den andern Junkern einem jeden einen Kranz von Gold und Silber und einen Ring daran, welcher einer über 30 Rthlr. würdig." Ja Männer selbst, nicht blos Edelknaben, bekamen Kränze zum Geschenk. (S. Bd. I. von Schweinichens Leben S. 399) als Herzog Heinrich mit Schweinichen aus Güstrow scheiden will, heißt es: „Nach gehaltenem Tanze schicket die Frau Herzogin meinem Herrn einen Perlenkranz und ein Kleinod daran, war über 100 Rthlr. werth, und mir beyneben einen Kranz und Ring 18 Rthlr. würdig." Im Altdeutschen heißt ein solcher Kranz Schapel, *) von dem Französischen chapelet. Zuerst finden wir solche Kränze schon in den Nibelungen. Vers 2363 heißt es, als Brunhilde und Chriemhild sich zuerst freundlich empfangen, da Brunhild nach Worms kommt, vereint mit ihren Hofgesinden:

Man sah da Schapel rücken mit lichten Händen dann,

d. h. sie umarmten sich so freundlich und herzlich, daß die Kränze auf ihrem Kopfe in Unordnung gerückt wurden.

Ferner Nibel. 7450 ff. beweiset, daß auch schon, damals Männer solche Kränzlein trugen und sie reich mit Steinen besezt waren:

Nun traget für die Rosen die Waffen in der Hand,
Für Schapel wohl gesteinet die lichten Helme gut,
Seit daß wir wohl erkennen der argen Chriemhild Muth.

Auch die Rosenkränzlein, um die im Rosengartenlied des Heldenbuches im Rosengarten bey Worms gekämpft wird, sind gewiß solche Kränzlein gewesen und auch dieser Kampf um Kränze zeigt ihre Beliebtheit an. Daß Männer bey Frühlingsfesten-Rosenkränze trugen, geht aus der Sammlung der Minnesinger Thl. 2. S. 68. Sp. 1. hervor:

*) Und in einem Theil von Schwaben, namentlich in der Gegend von Bahlingen, noch heutzutage. Dort dienen sie zum Brautschmuck und bestehen auch aus Drathkränzen mit gold- und silberdurchwirkten Bändern.

Red.

Man darf auch niemand zeihen von Rosen Schapel tragen,
Man darf auch mein nicht warten
Da steht der grüne Klee,
Noch suchen in dem Garten
Bey wohlgethanen Kunden,
Ich schwebe auf der See.

So auch im Parzifal von Männern, bey Gelegenheit eines Festes. V. 23197.

Da strich mancher Ritter wohl sein Haar,
Darauf Blumen Schapel.

Eben so im Tristan des Gottfried von Strasburg. V. 10700.

Also viel daß Tristan
Ihm selber davon nahm:
Einen Gürtel der ihm recht kam
Ein Schapel und ein Spängelein,
Die ihm erwünscht mogten seyn.

Und in der Fortsetzung des Tristan von Fribert. V. 1176.

Der Rock sich an die Länge bot
Nicht weiter bis auf an die Knie;
Desselben Tuches waren die
Hosen, die der Knappe trug.
Roth seine Schuh und hübsch genug.
Des Linden Laubes ein Schapel
Hatte auf seinem Haupt der Knappe schnell.
Gesetzet sehr stolziglich.

Und zulezt nun noch eine Stelle aus dem Ritter Pontus und Sidonia, einer alten Erzählung in ungebundener Rede, die sich neu abgedruckt in dem Buche der Liebe, herausgegeben von mir und von d. Hagen findet, wo es so heißt: die vorgenannten Freien (welche sich in Begleitung des Königs von England fanden) waren alle gekleidet in Sammetröck', die waren unterzogen (gefüttert) mit Hermelin und hatten auch schöne Kränzlein auf mit Perlen und Edelgesteinen. So finden wir denn auch auf alten Bildern, Kupfern und Holzschnitten, gar viele Ritter mit Kränzen in den Haaren, und im Weiskunig z. B., zu dem Hanns Burgmaier die zum Theil schönen Holzschnitte verfertigte, wird Maximilian meist immer, wenigstens in seiner frühern Jugend, mit einem Kränzlein in den Haaren abgebildet. Wie gewöhnlich solche Kränzlein waren, und daß sie oft aus Salvei und Raute geflochten wurden, geht aus einer Stelle Hornecks (in seinem Zeitbuche Oesterreichs) hervor, wo erzählt wird, was wenige Stunden vor der Ermordung Kaisers Albrecht geschehen sey, indem ihn Johann (sein Neffe und bald nun sein Mörder) um Herausgabe seines Gutes wiederholt gemahnt hatte, heißt es: „Albrecht, nichts weiter antwortend, sezte sich zu Tische. Der Mainzer (Bischof) saß ihm zur Seite. Nun geschah es, daß ein Junker mit dem Wasser, welches der Kaiser begehrt hatte, auch Kränzlein brachte, von Salvey und Rauten. Deren nahm der Kaiser mehrere, und ging, seine Gäste damit bekränzend, um den Tisch. Dem Neffen sezte er den schönsten auf, ließ ihm auch die besten Stücken von Wildbrett und Fischen reichen." In frühster Zeit war dieß Tragen der Kränzlein bey Frauen das Zeichen einer Jungfrau. So heißt es z. B. in den Jahrbüchern der Stadt Breslau Bd. 1., die ich herausgegeben: Im Jahre 977 ist zu Gnesen verstorben die Herzogin Dambrowka, die zu Aufrichtung und Beförderung des christlichen Glaubens in Polen und Schlesien viel geholfen. In ihrem Ehestande hat sie ihr Haupt nicht mit einer Haube oder Schleyer bedeckt, sondern wie eine Jungfrau mit einem schönen Kranze gezieret.

Für die Worte Schapel und Kranz wird auch oft in den Gedichten Gebände gesagt, womit Borte gleich bedeutend genommen wird, ein Band, eine Borte, um den Kopf geschlagen, wodurch Haare und Flechten zusammen gehalten wurden. So heißt es in den Nibelungen. V. 2289.

Sechs und achtzig Frauen die sah herfürgeb'n man,
Die Gebände trugen; zu Chriemhilden dann
Kamen die viel schönen und trugen reiche Kleid;
Da kam auch wohl gezieret viel manche maidliche Maid,
Funfzig und viere, aus Burigundenland,
Es waren auch die besten, die man irgend fand,
Den'n sah man gelbe Locken unter lichten Borten geb'n.

Besonders geht aus V. 6622 der Nibelungen hervor, daß beydes gleich war, obgleich dort nur Band steht, bey dem aber allein die Vorschlagsylbe Ge fehlt, und das mit Gebände gleichbedeutend ist:

Sie trugen auf ihrem Haupte von Golde lichte Band
Das waren Schapel (Kränze) reiche, daß ihn'n ihr schönes Haar
Zerführten nicht (nicht unordentlich machten) die Winde. —

Bisweilen unterscheidet aber auch der Sprachgebrauch Gebände von Kranz und nimmt Gebände blos für das um die Haare gewundene Band, um diese zusammen zu halten, worüber dann noch eine Krone oder ein Kranz getragen wurde. Dafür sprechen zwey Stellen des Tristan. V. 4502. wird von Isalde gesagt:

Was ich von Gebände
Jemals hörte oder laß,
Noch reicher ihr Gebände was,
Das sie da trug die Reine,
Mit edelem Gesteine
Gezieret und durchwirkt genug.
Ihr Haupt eine Krone trug
Ob dem Gebende.

Und V. 3760 heißt es von derselben Isalde oder Miot, der Gemalin des Königs Mark und der Geliebten Tristans:

Vfot alſo geſittet was,
Und was ir ouch gezeme gnuc,
Doch ſie ſtetes truc
Ein vriſches Blumen krenzelin
Uf dem gebende ſrdin.

Da hier von Frauenbekleidung die Rede iſt, ſo mögen noch eine paar andere Stellen über Frauentracht hier ihren Platz finden. Im Wigolais beſchreibt der Dichter V. 786 und folgende die Tracht einer Jungfrau gar anmuthig: die edle Magd trug einen weiten Rock, von zweyerley Sammt (aber in gleichen Streifen) geſchnitten, von grünem und rothen Sammt, mit Gold geſtickt und mit Hermelinfellen durchweg gefüttert. Darunter trug ſie ein feines ſchneeweißes Hemde von Seide, mit goldenen Näthen. Mit einem Gürtel hatte ſie ihren Rock umſchloſſen, der ſich zu ſolcher Reichheit ziemte. Es war eine Borte mit edlem Geſteine beſezt. Aus einem ſchönen grünen Smaragd war zur Seite eine Rinke (Schnalle), auf der von Gold ein Mar wohl erhaben gearbeitet, auf eingeſchmelztem Grunde. Was als Spängel (Haken) davon dienen ſollten, waren Thiere, mit großem Fleiße von Gold gearbeitet. Zwiſchen den Edelſteinen waren Perlen gemiſcht und in der Mitte des Gürtels war ein Rubin, deſſen Kraft, Anblick und Schein wirkten, daß ihr alles Leid, was ſie nur fühlte, verſchwand, wenn ſie ihn anblickte.

In einer andern Beſchreibung heißt es: Der Rock, den ſie (die Markgräfin von Braudenburg, Nichte König Ottokars von Böhmen bey ihrer Vermählung zu Wien mit König Bela von Ungarn) an hatte — erzählt Hornek beym Jahre 1261 — war ein Pfellel von Tyrant (Seidenſtoff aus Tyrus); manch Thierlein klein wie ein Glaim (Glühwürmchen) war von arabiſchem Golde auf das Pfellel geſtreut, welches die Augen alſo blendete, daß niemand lange auf den Rock der Markgräfin zu ſehen vermochte. Ihre vielen falben und krauſen Locken bedeckte ein ſchönes Schapel, theurer geachtet, dann die Königskrone von England. Ihre Bruſt deckte eine Fürſpange, die war von ſolcher Reichheit, daß, wenn man die Gewohnheit hätte, wie in Ungarn, wo Kleinodien und Jungfrauen: Gut nach Länderwerth abgeſchäzt werden, ſo hätte man die Fürſpange der Holdſeligen wohl zweyen großen Landen gleichſtellen können. Der Mantel der Männiglichen war zu Nachſitz (?) gewirkt; er gab einen ſolchen Glanz und das Gold daran blinkte ſo, daß es dem Auge faſt wehe that, auch waren mancherley Bilder recht nach dem Leben hineingewoben, die einen koſtbaren Schein von ſich gaben. Darunter war federweißes Hermelin gefurret (gefuttert) und eine lange und nicht ſchmale Leiſte, mit Perlen beſezt, woran auch mancher Edelſtein lag, lief daran hinunter. Schwarzbrauner Zobel ſchimmerte um die blanke Weiße ihres Nackens. An der Dünnung war ſie mit einem Gurt umfangen, der an manchen goldnen Spangen reich war.

Alterthumskunde.

Bilder des griechiſchen Alterthums oder Darſtellung der berühmteſten Gegenden und der wichtigſten Kunſtwerke des alten Griechenlandes. Herausgegeben von J. Horner, Profeſſor am Gymnaſium zu Zürich. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1823. I — III Heft. Achtzehn Steindruckblätter und 48 Seiten Text in gr. 4.

Wenn es bey der unter den Deutſchen weit verbreiteten Kenntniß des alten Griechenlands an bequemen Hülfsmitteln zum gründlichen Studium deſſelben, in Hand- und Wörterbüchern, Ueberſichten, Einleitungen u. ſ. w. keineswegs fehlt, ſo fehlten hingegen die ſinnlichen Anknüpfungspunkte der unmittelbaren Anſchauung dafür allerdings, indem ältere Arbeiten ſchon durch den Reichthum der Entdeckungen neuerer Zeiten unbrauchbar geworden ſind, ſpätere hingegen umfaſſend und dem Bedürfniſſe angepaßt noch keine zu Stande gebracht wurden. Der Zürcherſche Profeſſor und Bibliothekar Hr. Horner fühlte ſich, durch ſeine Stellung und im Beſiz aller koſtbaren Werke, die als Quellen zu benuzen waren, berufen, jenem Mangel abzuhelfen, zumal er, in Verbindung mit einem ausgezeichneten Künſtler, dem trefflichen Lithographen Brodtmann und einem Verleger, der keine Koſten ſparte, etwas Gelungenes zu liefern hoffen konnte. „Unſere Abſicht war (ſagt die Vorrede), den Freunden des Alterthums, und vorzüglich jüngern Philologen, eine nicht koſtbare Sammlung von Blättern in die Hände zu geben, durch welche ſie zu anſchaulichen Vorſtellungen der Schauplätze großer Thaten, der Entwicklungspunkte griechiſcher Kultur und der Erzeugniſſe derſelben gelangen könnten. Bey unſern Erklärungen der Blätter ſezen wir ſolche Leſer voraus, die, wenn auch nicht durch eigene Kenntniß der Originalſchriftſteller, doch wenigſtens durch Ueberſezungen oder das Funkiſche Real-Lexicon, oder die ſehr verſtändig geordnete Encyclopädie der Alterthums-Wiſſenſchaft von Schaaf, oder ein anderes Werk dieſer Art, ſich die unentbehrlichſten Vorkenntniſſe erworben haben. Wir hoffen aber, daß ſelbſt den mit dem bildlichen Alterthume Bekannten eine Sammlung nicht unwillkommen ſeyn werde, welche eine Auswahl aus ſo vielen, höchſt koſtbaren Werken enthält, und die Erzeugniſſe griechiſcher Kunſt meiſtens in geſchichtlicher Stufenfolge, und zwar abſichtlich aus ſehr verſchiedenen, von einander entfernten Gegenden darſtellt, um ſo die weite Verbreitung griechiſcher Kultur deſto anſchaulicher zu machen.“ Nach Vollendung dieſes Muſeums griechiſcher Archäologie verheißt Hr. Horner ein ähnliches für die römiſchen Alterthümer zu bearbeiten.

Die zwey und ſiebenzig Blätter, auf welche dieſe Sammlung griechiſcher Alterthümer, um dieſelbe in mäßigem

Preise liefern zu können, beschränkt bleibt, vertheilen sich auf die sechs Abtheilungen: der topographischen Plane denkwürdiger Städte und Gegenden; der malerischen Ansichten classisch berühmter Orte; der Werke der Baukunst, der Bildnisse berühmter Männer; der übrigen Bildhauerkunstwerke und endlich der Geräthschaften und Münzen. Aus allen sechs Abtheilungen finden sich in den bisher ausgegebenen drey Heften, welche den vierten Theil des Ganzen enthalten, sehr gelungene Tafeln, die durch richtige und geistvolle Zeichnung, wie durch kräftigen und reinen Abdruck ausnehmend empfehlenswerth sind, und, insbesondere auch die Landschaften und Bildnisse, den besten lithographischen Arbeiten Deutschlands und Frankreichs nicht nachstehen. Aus Choiseul-Gouffier sind die Plane von Alt-Ilion wie vom Schauplatz des trojanischen Krieges, und von Leake ist der Grundriß der Stadt Athen entnommen; die Ansicht dieser Hauptstadt des alten Griechenlands füllt ein schönes Doppelblatt; nochmals aus Choiseul-Gouffiers Reise sind die Vorstellungen der Grabhügel des Ajax und des Festus entlehnt. Die Bilder der Baukunst stellen die Ueberreste der ältesten Periode, mit der cyclopischen Mauer den Anfang machend, dar; sie geben die Form der griechischen Tempel, ein Bild vom größern Tempel zu Posidonia und die griechischen Säulenordnungen. Nach Visconti sind die Bildnisse gezeichnet, welche den berühmten Namen von Lykurgos, Solon, Periander, Thales, Miltiades, Themistokles, Perikles und Aspasia entsprechen. Bildhauerey wird in ihrer stufenweisen Entwicklung nach Reliefs, aus Zoega dargestellt; ein Vasenbild, das den Hermes und die drey Göttinnen begreift, welche er dem Paris zuführt, ist der Cogbill'schen Sammlung von Millingen, und acht der ältesten griechischen Münzen sind dem Mionnet'schen Münzwerke enthoben.

Um vom Texte eine kleine Probe zu geben, wählen wir den Eingang zur Erläuterung der ersten der Baukunst gewidmeten Tafel: „Die ältesten Ueberbleibsel griechischer Bauwerke gehen über die Zeiten des trojanischen Krieges hinauf; was die Griechen kyklopische Mauern nannten, bestund aus unregelmäßig vieleckigen, meistens gewaltig großen Steinmassen, die ohne Mörtel, nur durch sorgfältige Ineinanderfügung und Ausfüllung der Lücken mit kleinen Steinen, durch ihre eigne Schwere verbunden und befestigt sind. Man findet Mauern dieser Art überall im südlichen Griechenland, auch auf den Inseln und im mittlern Italien; nur möchten wir daraus weder auf eine Verwandtschaft aller dieser Völker unter einander, noch viel weniger aus dem mythischen Namen der Kyklopen auf ein an allen diesen Orten verbreitetes, vorgeschichtliches Urvolk schließen, sondern lieber annehmen, daß man überall, wo feste Mauern gebaut werden sollten, Arbeiter derselben Gattung dazu brauchte, und zwar vorzüglich solche, die des Bergbaues und der Metallarbeiten kundig waren. Die fabelhaften Kyklopen waren wohl ursprünglich Bergleute, die in den Stollen und Gruben eine Lampe vor der Stirne trugen. Obgleich sie daher einäugig hießen, so wurden sie doch in Bildern stets mit zwey Augen vorgestellt, und in der Mitte der Stirn hatten sie das dritte Aug als symbolisches Bild der leuchtenden Lampe. Daß man die Bausteine häufig aus unterirdischen Brüchen zu Tage fördern mußte, beweisen die vielen sogenannten Labyrinthe, die ebenfalls für Werke der Kyklopen angegeben werden, und meistens nur Steinbrüche sind. Nun läßt sich wohl begreifen, daß Arbeiter dieser Gattung, wo sie entweder einheimisch waren, oder zur Erbauung der Mauern hinberufen wurden, überall das gleiche Verfahren anwandten. Aus einer spätern Zeit mag die Bauart der Mauer und des Thores von Mykenä, so wie des Schatzhauses des Atreus herrühren. Hier ist das Material weniger geschont, die Steine sind überall winkelrecht behauen, und wenn man sich auf die Treue der von dem Engländer Sir William Gell gegebenen Abbildungen verlassen darf, so kommen an dem Schatzhause eigentliche, genau gearbeitete Quadersteine zum Vorschein. Man verstand also nicht nur, die Steine in sehr großen Massen zu brechen, und kunstgerecht zu behauen, sondern auch so große Lasten zu bewegen, und an ihre gehörige Stelle hinzusetzen. Es zeugt ferner von verständiger Anordnung, daß man die Pfosten oder Seitengewände solcher Thüren, die eine bedeutende Oeffnung hatten, schräge stellte, wodurch der Eingang oben enger und der darüber liegende Sturz desto besser unterstützt wurde, ja um diesen wegen seiner Länge leichter zerbrechlichen Stein von oben her zu entlasten, ließ man eine große dreyeckige Lücke über demselben offen, und verkleidete diese Oeffnung mit einer dünnern Steinplatte. Auf dieselbe Art, wie man diese hohlen Dreyecke durch immer weiter über einander vorgeschobene Steine bildete, verfuhr man auch, wenn ein bedeckter Gang oder eine Brücke zu bauen war, wie aus dem noch vorhandenen Ueberreste einer solchen bey Mykenä zu sehen ist; und auf gleiche Weise ist auch das runde Gebäude verfertigt, das man für die Schatzkammer des Atreus hielt. Sie hat kein eigentliches sondern nur ein sogenanntes böhmisches Gewölbe, wo die Steine alle wagrecht über einander liegen, und gegen die Spitze hin immer weiter vorgeschoben sind, bis ein einzelner Stein das Ganze schließt. Es kommen mehrere Nachrichten von solchen Schatzhäusern bey den Alten vor, und vermuthlich bezieht sich die mit abenteuerlichen Ausschmückungen wiederholte Erzählung von dem Steine, welchen die Baumeister zum Herausheben und Bestehlen des Schatzes angebracht hatten, gerade auf einen solchen Deckelstein des Gewölbes, oder auch auf die dreyeckige, durch eine vorgeschobene Platte versteckte Lücke über dem Eingange."

U.

Nro. III.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Mai 1823.

Ein unausgeübtes Recht, auch noch so heilig, wird sich bald verlieren.

König Alonso. Schauspiel von Deresenx.

Bruchstück aus dem fünften Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

(Beschluß.)

„Einige Zeit vor meiner Krönung, sagte der Kaiser, wollte der Papst mich sprechen, und kam sehr angelegentlich zu mir. Er hatte Vieles zugestanden. Er war nach Paris gekommen, mich zu krönen, ließ es sich gefallen, mir die Krone nicht aufzusetzen, dispensirte mich von der öffentlichen Kommunion vor der Ceremonie; und er hatte demnach, seiner Ansicht nach, manche Vergünstigungen von meiner Seite dafür zu erwarten; auch hatte ihm anfangs von der Romagna, den Legationen, geträumt, und er fing an zu ahnen, daß er auf alles dieß verzichten müßte. Er beschränkte sich hierauf, wie er sagte, auf eine ganz kleine Gnade, nämlich ihm nur einen kleinen Anspruch zu unterzeichnen, einen uralten Lappen von Ludwig XIV. her. — Machen Sie mir diese Freude, sagte er, im Grunde will die Sache gar nichts sagen. — Recht gerne, heiliger Vater, und die Sache soll geschehen, wenn sie ausführbar ist. — Dieß war nun eine Erklärung, worin Ludwig XIV., gegen das Ende seiner Tage, von Madame Maintenon verführt, oder durch seine Beichtväter gewonnen, die berühmten Artikel vom Jahr 1682, die Grundlagen der Freyheiten der gallikanischen Kirche widerrief. Der Kaiser antwortete boshaft, er für seinen Theil hätte persönlich gar nichts dagegen einzuwenden; in jedem Fall aber müßte er, der Ordnung halber, mit den Bischöfen sprechen; worauf sich der Papst alle mögliche Mühe gab, ihm beständig zu wiederholen, daß dieß ganz unnöthig sey, und durchaus nicht so viel Geräusch bedürfe. „Ich werde diese Unterzeichnung niemals vorzeigen, sagte er, so wenig, als man die von Ludwig XIV. vorgezeigt hat.“ — Wenn dieß aber nichts zu bedeuten hat, sagte Napoleon, wozu soll also meine Unterschrift dienen? Und wenn es etwas zu bedeuten haben kann, so muß ich wol schicklicherweise meine Doktoren um Rath frazen.“

Um nun aber doch nicht unaufhörlich abzuschlagen, wollte der Kaiser so erscheinen, als sey er nicht ganz abgeneigt. Hierauf eilten der Bischof von Nantes und die wahren französischen Bischöfe sogleich herbey. „Sie waren wüthend, und hüteten mich, sagte der Kaiser, eben so wie sie Ludwig XIV. auf dem Todtenbette gehütet haben würden, um ihn abzuhalten, kein Protestant zu werden. Die Sulpicianer wurden herbeygerufen, diese waren die Jesuiten auf kleinem Fuß, sie suchten meine Gedanken auszuforschen, und verlangten nur das zu thun, was ich gewollt haben würde.“

Der Kaiser endigte mit der Aeußerung: „Der Papst hatte mich von der öffentlichen Kommunion dispensirt, und aus dieser Entscheidung von seiner Seite beurtheile ich die Aufrichtigkeit seines religiösen Glaubens. Er hatte eine Kongregation der Kardinäle zur Bestimmung des Ceremoniels gehalten. Der größte Theil war fest darauf bestanden, daß ich öffentlich kommuniciren sollte, und behauptete,

dieſes Beyſpiel würde von großem Gewicht für die Völker ſeyn, und ich müßte mich entſchließen, dieſes Beyſpiel zu geben. Der Papſt im Gegentheil fürchtete, ich möchte dieſe Handlung nur etwa ſo begehen, wie einen der Artikel des Programms des Herrn v. Segur, ſah eine Entheiligung darin, und ſetzte ſich unbeugſam dagegen. Napoleon glaubt vielleicht gegenwärtig nicht daran, ſagte der Papſt; ohne Zweifel aber wird eine Zeit kommen, wo er daran glauben wird; indeſſen wollen wir weder ſein noch unſer Gewiſſen belaſten.

„In ſeiner chriſtlichen Liebe, denn er iſt in der That ein guter, ſanfter und rechtſchaffener Mann, ſagte der Kaiſer, verzweifelte er doch nie daran, mich einmal reuevoll an ſeinem Richterſtuhl zu finden; dieſe Hoffnung und dieſen Gedanken gab er ſogar mehrmals zu verſtehen. Wir ſprachen zuweilen heiter und in beſter Freundſchaft darüber. Sie werden früher oder ſpäter dahin kommen, ſagte er mit einer unſchuldigen Milde zu mir; ich werde Sie daran mahnen, oder Andere, wenn ich es nicht bin, und Sie werden alsdann finden, welche Zufriedenheit, welche innere Ruhe Ihnen dadurch zu Theil werden wird, u. ſ. w., u. ſ. w. Indeſſen war mein Einfluß auf ihn ſo groß, daß ich ihm durch die bloße Macht meiner Privatunterhaltung jenes berühmte Konkordat von Fontainebleau abdrang, worin er auf die zeitliche Souveränität Verzicht leiſtete, eine Handlung, wegen welcher er ſpäter zu erkennen gab, daß er das Urtheil der Nachwelt darüber, oder vielmehr den Tadel ſeiner Nachfolger fürchte. Er hatte kaum unterzeichnet, ſo befiel ihn die Reue. Er ſollte am folgenden Tage öffentlich mit mir ſpeiſen; in der Nacht wurde er aber krank, oder ſtellte ſich ſo. Unmittelbar darauf nämlich, als ich ihn verlaſſen hatte, fiel er wieder in die Hände ſeiner gewöhnlichen Räthe, die ihm einen Schrecken über ſeinen Beſchluß einflößten. Wären wir Beyde allein geblieben, ich würde aus ihm gemacht haben, was ich gewollt hätte; alsdann würde ich die religiöſe Welt mit eben der Leichtigkeit regiert haben, wie ich die politiſche regierte. Er war wahrhaftig ein Lamm, ein durchaus guter Mann, voll Redlichkeit, ein Mann, den ich ſchätze und liebe, und der ſeiner Seits, ich bin es überzeugt, dieſe Gefühle gegen mich erwiedert. Sie werden ſicher keine beſondere Beſchwerde aus ſeinem Munde gegen mich vernehmen, noch weniger irgend eine unmittelbare oder perſönliche Anklage, eben ſo wenig wie von den andern Souveräns. Vielleicht unbeſtimmte und abgedroſchene Deklamationen von Ehrgeiz und Wortbrüchigkeit, aber ſicher nichts Beſtimmtes und Unmittelbares. Denn die Staatsmänner wiſſen recht gut, daß, wenn einmal die Zeit der Schmähſchriften vorüber iſt, man ſich keine öffentliche Anklage mehr, ohne beſtimmte Beweiſe, erlauben kann, und ſie würden ſicher nichts dieſer Art vorlegen können. So wird die Geſchichte entſcheiden. Nichts dürfte ſich noch entgegenſtemmen, als höchſtens einige ſchlechte und beſchränkte Chronikenſchreiber, welche das Geſchwätz alter Weiber oder Intriken für authentiſche Thatſachen halten, oder auch Verfaſſer von Denkſchriften, welche, durch augenblickliche Irrthümer getäuſcht, geſtorben ſind, ehe ſie dieſelben berichtigen konnten, u. ſ. w., u. ſ. w.

Frau und Magd.

(Fortſetzung.)

Als Winfried am folgenden Mittag von tiefem und erquickendem Schlaf erwachte, befand er ſich auf einem reichen Lager in einem Gemache, deſſen Kryſtallwände ringsum mit grüner Seide verhangen waren, die dem Lichte den Zugang nicht verſperrte, ſondern nur ſeinen Glanz zur ſanften Frühlingsdämmerung milderte. Sein erſter deutlicher Gedanke war natürlich der vorige Tag, und er hätte leicht die Begebenheiten deſſelben für einen Traum gehalten, wäre er nicht durch ſeine Umgebungen von dem Gegentheil überzeugt worden. Der zweyte Gedanke war die an ſich ſelbſt gerichtete Frage: Bin ich denn nun glücklich? Er dachte lange im Stillen darüber nach, fand aber zuletzt, daß er, trotz allem Nachdenken, vor der Hand noch die Antwort auf dieſe Frage ſchuldig bleiben müßte. Allerdings war er am vergangenen Abend ſehr fröhlich geweſen, war auch in dieſem Augenblick ſehr heiter; aber doch dünkte ihm, er habe nie mehr unerfüllte Wünſche in ſeinem Herzen getragen, als eben jetzt, wenn er auch nicht anzugeben wiſſe, worin ſie eigentlich beſtänden: war nun aber Glück, wie die Fee ſelbſt behauptet hatte, die Erfüllung aller Wünſche, ſo konnte er ſich unmöglich ſchon glücklich nennen. Während dieſer Selbſtbetrachtungen hatte er das Lager verlaſſen, und ſobald er die Thüre ſeines Gemaches öffnete, traten zwey niedliche Dienerinnen mit dem Imbiß herein, und blieben, ihn bey ſeinem Frühmahle zu bedienen. Das gefiel ihm ausnehmend wohl, und ihn däuchte, als wäre einer der räthſelhaften Wünſche erfüllt, und er ſelbſt alſo ſeinem geſuchten Ziele, wenn auch nur um einen winzigen Schritt, näher gekommen.

Nach dem Imbiß begab ſich Winfried zu ſeiner gütigen Wirthin. Als ein wohlerzogener Jüngling dankte er ihr für die freundliche Aufnahme; die Fee aber lachte, und belehrte ihn, ſie verdiene keinen Dank, denn ſie thue nur, was ihr Vergnügen mache, weil ihre Natur dieſe Handlungsweiſe mit ſich bringe. Als er aber auf ihre Frage: ob er glücklich ſey? erwiederte, daß er es zu werden hoffe, ſagte ſie: Erinnere dich, daß ich von Anfang an dein Weiſeſeyn als die unerläßliche Bedingung deines Glückes aufgeſtellt habe. Worin aber beſteht die Weisheit des Men-

schen, der nicht Herr ist über den Lauf der Dinge, von dem er doch Alles erwarten muß? Einzig darin, daß er den Augenblick, wo der Stand der Dinge den Genuß möglich macht, zu benutzen weiß. Willst du also glücklich seyn, so sey weise, das heißt, spähe nach der Gelegenheit des Genusses, und wo du sie gefunden hast, da säume nicht. Nachdem die Fee ihren Pfleglng mit dieser weisen Lehre ausgerüstet hatte, führte sie ihn hinab in den Garten, der sich hinter dem Schlosse über Hügel und durch Thäler weit hin dehnte, dem waldigen Theile nach aus Bäumen gebildet, die alle bekannten an Schönheit übertrafen, von Sängern belebt, die Winfried nie so lieblich gehört zu haben sich erinnerte, und umschlossen von der kystallenen Mauer.

Hier im Garten fand der Glück Suchende die lustige Gesellschaft von gestern wieder, was er aber nur im Ganzen erkannte, denn im Einzelnen erinnerte er sich keines einzigen Gesichtes. Sich zu ergötzen, war die alleinige Beschäftigung Aller; nur hatte die Verschiedenheit des Geschmacks sie verschiedene Mittel wählen lassen. Hier vergnügten sich Jünglinge mit Spielen, die einen Wettstreit der Geschicklichkeit bezwecken, und Mädchen standen als Zeuginnen und Richterinnen umher; dort trieben Jünglinge und Mädchen in bunter Mischung Spiele, die nur den Scherz zum Ziele haben; hier führten Mädchen künstliche Tänze aus, und Jünglinge umringten sie als Zuschauer und Bewunderer; dort fuhren sie wieder gemischt zu drey und vier Paaren in vergoldeten von Schwänen gezogenen Nachen auf Teichen von Rosenwasser. Winfried gesellte sich zu den Erstern, weil er an Spiele, die auf Kraftübung abzielen, am meisten gewöhnt war, und trug den lautesten Beyfall der rosenfarbenen Zuschauerinnen davon. Als er sich ermüdet fühlte, suchte er Kühlung im Schatten der nahen Gebüsche, und verlor sich bald in ihren Irrgewinden, da er, nur mit sich selbst beschäftigt, des Weges wenig achtete. Bald aber riß ihn ein unerwarteter Anblick aus seiner Träumerey. Abseits vom Wege im Gebüsche saßen hier und da auf dem blumigen Rasen ein Jüngling mit einem Mädchen in so innigem Gespräch, daß sie sein Vorübergehen nicht gewahrten. Dieses erinnerte ihn, er wußte selbst nicht warum, an die gestrigen Gesänge, die allerley Wunderbares von einer ihm unbekannten Liebe aussagten; und er ahnete, wieder ohne zu wissen warum, einen Zusammenhang zwischen jener Liebe und diesem traulichen Verein der Blauen und der Rosenfarbenen. Mit diesem Ahnen noch beschäftigt stieß er auf einen der lustigen Zechbrüder von gestern, knüpfte ein Gespräch mit ihm an, und fragte ihn, was denn die Liebe wäre, von der sie gestern so viel gesungen hätten? Der lustige Gesell aber erwiederte lachend, darauf könnte er ihm keine Antwort geben, sondern müßte ihn an die erste die beste Rosenfarbene verweisen, die ihm begegnen würde; und als sie zufällig kurz darauf eine Schwarzgelockte einsam daher wandelnd erblickten, sagte Winfrieds Begleiter: Sieh, da kommt eben eine, die dich belehren kann; und mit diesen Worten verließ er unsern lernbegierigen Jüngling.

Winfried bot sich nun in der That der heran gekommenen Schönen zum Gefährten an, und sein Anerbieten fand Genehmigung. Nach einem kurzen Gespräch über Gestern und Heute legte er ihr die Frage vor, die wohl kaum in derselben Absicht je ein Mann einem Mädchen vorgelegt hat, die allerdings kitzliche Frage, was Liebe sey. Auch rief die Schwarzgelockte, vor Erstaunen ihre Schritte hemmend, fast erschrocken aus: Bist du ein Jüngling, und weißt das nicht? Auf das treuherzige Bekenntniß seiner, wenn ihm auch schimpflichen Unwissenheit, schützte sie eine ähnliche vor, legte dann ihren Arm in den seinigen, und führte ihn, ein anderes Gespräch anhebend, tiefer in das einsame Thal hinein. Ich bin müde, sagte sie nach einiger Zeit; siehst du dort im Gebüsche die Rosenlaube, die uns den Rücken zukehrt? da muß es sich angenehm ruhen: hast du nicht auch Lust, dich einen Augenblick zu erholen? Ohne seine Antwort abzuwarten, bog sie vom Wege ab nach dem angedeuteten Orte hin, den die Einsamkeit und das Schweigen, die ihn umgaben, das Halbdunkel, das in der Laube herrschte, und der Duft, der sie erfüllte, zur Erörterung jener Frage ganz zu eignen schienen. Als sie nach einigen Stunden die Laube verließen, schien Winfrieds Lernbegier gestillt, und die Schwarzgelockte mit ihrem Schüler zufrieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Arche Griechenlands.

Deiner gedachte der Herr, erbarmend beschwor er die Sündflut,
Daß die Gewässer entflieh'n, grause Zerstörung versiegt.
Sonnig entheben sich schon chaotischen Wüsten die Gipfel,
Helikon ragt empor und der befreyte Olymp.
Sende die Taube hinaus, gewiß mit dem lieblichen Oehlzweig
Kehrt sie vertraulich zurück, hat ihn zum Lorbeer gefügt.

L. Sondershausen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, am 10. März.

(Beschluß.)

Alles Kräftige aber und Kühne, der Ausdruck jeder heftigen Leidenschaft, unheilsvolle innere Zerrissenheit, großartiger Zorn, glühende Liebespein, kriegerischer Muth, Stolz, Zerknirschung, Verzweiflung, Angstgebet — dieses und jedes diese Sphäre der Kunst Berührende gelingt jener Künstlerin auf bewundernswürdige Weise. „Gelingt" sagen wir, und obwohl wir diesen Ausdruck nicht völlig rechtfertigen können, so haben wir ihn doch mit Bedacht gewählt, um, hier anknüpfend, die Bildungsstufe anzuzeigen, auf welcher sich die junge vierundzwanzigjährige Künstlerin dermalen befindet. Wir lassen es dahingestellt, ob die wahre Kunstleistung etwas so durchaus und nur Dämonisches seyn müsse, daß ihr einzig und allein das Prädikat des unfreyen Gelingens zukomme. So viel aber ist gewiß, daß die moderne Kunst aus jenem Boden der Unfreyheit — und sollte er auch ihr ursprüngliches Mutterland seyn — in eine andere Region verpflanzt ist. Nach unserer heutigen Denkweise bezieht sich das Gelingen auf einen mehr oder minder rohen, wenn auch begeisterten Naturalismus; das Können aber auf Sicherheit: durch Uebung, Urtheil und selbstbewußte Reflexion erworben — und die Verschmelzung, die konträrische Einheit dieser beyden Gegensätze wird als das Höchste betrachtet, was der moderne Künstler zu leisten vermag. Dieses sind nun die drey Stufen oder Perioden des Künstlerlebens, von denen bereits in unserm vorigen Schreiben die Rede war und auf denen sich die verschiedenen Individualitäten unendlich verschieden gestalten. — Auf die hier zu beurtheilende Künstlerin angewendet, so darf man zwar das Höchste in ihren Darstellungen, in so fern man sich auf das Innere und Aeußere ihrer glücklichen Naturgaben bezieht, gelungen nennen, und dennoch ist dieser Ausdruck nicht erschöpfend, da man ihr weder Uebung, noch Urtheil, noch Reflexion absprechen kann. Auf welcher Stufe der Kunstbildung steht nun die junge Schauspielerin? Auf der dritten höchsten, wo alle Gegensätze sich in vollendete Einheit auflösen? Dieß nein: dann würde diese reichbegabte Natur das Höchste leisten, was die heutige Kunst der tragischen Darstellung zu leisten vermag. Aber auch die zweyte Stufe hat sie noch nicht völlig erstiegen; denn noch ist ihr der Stoff nicht immer gehorsam, noch ist sie nicht vollende Meisterin der Technik nicht unumschränkte Herrin ihrer selbst. So oft sie es aber ist — und sie ist es oft — reißt sie augenblicklich zu Begeisterung hin und läßt bey späterer Erwägung ahnen, wie viel Größeres noch sie einst leisten wird. Aus diesem Allen geht hervor, daß sie sich zwischen der ersten und zweyten Periode ihres Künstlerlebens befindet; und dieses ihr selbst mit unumwundener Freymüthigkeit anzudeuten, halten wir für Recht und wohlgethan, auf daß sie sich weder durch oberflächliche Kritteley entmuthigen, noch von übertriebenen Lobpreisungen blenden lasse, sondern auf der begonnenen Bahn thatkräftig dem Ziel der Vollendung entgegenschreite. Damit man uns aber nicht den Vorwurf mache, nur ins Blaue hinein theoretisirt zu haben, so wollen wir zwey Mängel deutlich bezeichnen, auf die, nach unserm Erachten die treffliche Künstlerin zuerst ihr Augenmerk richten dürfte. Der erste dieser Mängel ist nur eine leicht abzulegende schlimme Angewöhnung, die ihren Ursprung in dem allerersten Deklamationsunterricht zu haben scheint, und besteht darin, statt eines Punktes ein ganzes oder doch ein halbes Fragezeichen hören zu lassen. Die schlimmere Kehrseite dieses Mangels ist das tonlose Verschlucken der Endworte, und eben, um diesen letzten Fehler zu meiden, verfällt man, wenn man nicht vorsichtig ist, in den ersten. Zu Ende, besonders eines langen, Perioden gebricht es nämlich an Athem; will man nun die letzten Sylben nicht verschlucken, sondern sie ausklingen lassen und ihnen den vollen kräftigen Werth geben, so geschieht es leicht, daß man ihnen, außer der Tonkraft, auch die Tonhöhe gibt, und zwar aus der natürlichen Ursache, weil zu einem hohen Tone nur eine dünne, wenig Athem enthaltende, Luftsäule, zu einem tiefen und starken Tone aber ein größerer Aufwand von Luft erfordert wird. Hiergegen gibt es nun kein anderes Mittel, als ein unvermerktes, kurz vor dem Schlusse des Perioden einzutretendes Athemnehmen, damit man genugsame Luft zu einem starken, tiefenschließenden Ton habe. Unserer Künstlerin gebricht es sehr selten an Athem, aber sie hat sich dieses Fragezeichen nun einmal angewöhnt und wir bitten Sie um so mehr aufmerksam auf sich zu seyn, da diese immer wiederkehrende Tonhöhe, besonders in lyrischen Stellen, jene gang und gäbe Melodie hervorbringt, die übelwollende Kritiker als einen Vorwand gebrauchen könnten, ihre Originalität in Schatten zu stellen und sie für ein geringes kopirendes Talent auszugeben. Was den andern Mangel betrifft, so ist er schwerer zu bewältigen, da er nicht so oberflächlich und örtlich ist, sondern das Innere und Ganze der Darstellung durchdringt. Die Künstlerin nämlich verschwäbt es, mit dem Reichthum ihrer Kräfte hauszuhalten, und gibt sich so unbedingt und gleich der überwallenden Begeisterung hin, daß sie nicht immer Herrin des eigenen Wertes bleiben kann, sondern von diesem wider Willen beherrscht wird. Nun besitzt sie zwar eine so seltene Kraftfülle, daß sie stets und bis zu Ende der Darstellung damit ausreicht; dessen ungeachtet wird sie, eben von dem Bewußtseyn ihrer Kraft, verleitet, die unerläßlichen Ton- und Farbenabstufungen hin und wieder ganz unbeachtet zu lassen. Es gibt eine Oekonomie der Darstellung, die an Geiz gränzt: Iffland, bey dem gänzlichen Mangel an Naturgaben für die tragische Tragödie, war zu diesem Geiz gezwungen, mußte über ganze Scenen, über ganze Akte eine negative Kargheit verbreiten, um eine oder zwey Lichtstellen seiner Rolle blendend hervorzuheben; seine uns zurückgelassene Schule thut ihm das, ohne Noth, nach; daher es uns, dicht neben der obenerwähnten Zahmheit unserer Tragödie, nicht an sich überstürzendem Geschrey fehlt. Diese nothgedrungene Kargheit ist es nicht, was wir der reichbegabten Künstlerin empfehlen; wohl aber dürfte sie, in dieser Hinsicht, das meisterhaft gemessene und abgestufte Spiel eines Beschort, eines Wolff beachten, und besonders sich das zurufen, was Madam Wolff, in vollendeter Herrschaft über sich selbst und in weiser Vertheilung ihrer Mittel und Kräfte, leistet.

Wir halten Demoiselle Pfeiffer für eine ächte, das heißt: für eine solche Künstlerin, die die Kunst mehr als sich selbst liebt, und so glauben wir nicht, daß sie empfindlich seyn wird, wenn wir das Mangelhafte ihrer Darstellungen im Allgemeinen nachweisen und längstbewährte vollendete Meister ihren seltenen und schönen, aber glücklicherweise noch nicht geschlossenen Kunstbestrebungen entgegenstellten. Ihre einzelne Darstellungen: Phädra, Sappho, Laon Milfort, Donna-Diana, Margarethe, Johanna d'Arc und andere wollen wir nicht zergliedern; wir glauben, durch unsere allgemeine Betrachtung, dem einsichtigen Leser dargethan zu haben, was ihr in jeder dieser Rollen eminent gelingen mußte und was sie noch zu wünschen und hoffen läßt; auch wird nun der entfernte Leser (unsere Stadt ist darüber im Klaren) die Geheimschrift der über diese Künstlerinn hier erschienenen Rezensionen zu entziffern wissen; und das in den Staub ziehen alles Erhabenen, den ingrimmigen Tadel und das widerwillige Lob gehörig würdigen. Uebrigens wird Demoiselle Pfeiffer noch stets spielen, entzücken und hinreißen, wann jene Rezensionen und auch diese Kritik längst vergessen seyn werden; so wie Shakespear nicht allein Voltaire's Tadel überlebt hat, sondern auch Franz Horns Lobpreisungen; und so wie das Berliner Theater noch immer existirt, nachdem man bereits vergessen hat, daß es einstmals in einem eigens dazu bestimmten Blatte von einem Herrn Professor Lewezow kritisirt wurde.

Nro. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Mai 1823.

Warum ich zulezt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer Recht hat, und der Irrthum blos auf meiner Seite seyn kann. Verhandle ich hingegen mit Menschen, so irren sie, dann ich, auch sie wieder und immer so fort, da kommt nichts aufs Reine. Weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist Alles gethan.

Goethe. Zur Naturwissenschaft und Morphologie.

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

Die unzähligen einander widersprechenden Hypothesen, welche die Physiker von Aristoteles bis auf unsere Zeiten, über das Feuer und den Wärmestoff ersonnen haben, beweisen blos, daß wir nicht wissen, was es ist. So viel scheint indessen ausgemacht, daß Wärme nicht eine bloße Eigenschaft der warmen Körper, wie z. B. ihre Härte oder Elasticität ist, sondern daß es wirklich in der Natur einen besonderen Wärmestoff, eine eigene Materie gibt, welche die Empfindungen und Erscheinungen, die wir Wärme nennen, hervorbringt. Allein was ist dieser Stoff eigentlich? Wir kennen nur seine Wirkungen; aber auch diese lassen sich aus so verschiedenen Gesichtspunkten ansehen, daß man fast geneigt ist, verschiedene Kräfte anzunehmen, die die Ursachen dieser Wirkungen sind. Der Dichter denkt sich unter Wärme die Alles belebende, Alles verjüngende Kraft der Natur, die das Murmelthier aus seinem langen Winterschlaf erweckt, die ganze animalische Schöpfung mit Wonne erfüllt, und selbst den denkenden Geist erheitert; die unsere Wiesen mit Blumen, unsere Aecker mit Korn, unsere Bäume mit Früchten bedeckt, und unsere Meere schiffbar macht. Der Physiker sieht in ihr nur eine mechanische Kraft, die alle Körper in einen größeren Raum ausdehnt, bey einem höheren Grade erweicht, flüssig macht und endlich in Dünste auflöset oder ganz verzehrt. Jener betrachtet die schwer zu bestimmende Wirkung, welche die Wärme auf unser Gefühl äußert, dieser ihre Wirkungen, die in die Augen fallen, und daher gemessen werden können.

Auf diese ausdehnende Kraft der Wärme gründen sich ohne Ausnahme alle Methoden, deren man sich bedient, die Wärme zu messen. Irgend eine Flüssigkeit in einer gläsernen Röhre zeigt, wenn sie von der Wärme ausgedehnt oder von der Kälte zusammengezogen wird, diesen höheren oder geringeren Grad der Temperatur auf einer an der Röhre befestigten Skale an. Bey stärkerer Hitze, wodurch das Glas zersprengt oder die Flüssigkeit in Dünste aufgelöset werden würde, dient dazu eine metallene Stange, die, wenn sie durch das Feuer verlängert wird, ein Räderwerk in Bewegung sezt, welches vermittelst eines Zeigers auf einem Zifferblatte jeden Grad der Hitze anzeigt, oder auch Kugeln, deren Erhitzung oder Vergrößerung durch die Größe der Höhlung bestimmt wird, in welche sie genau passen. Die ersteren Werkzeuge heißen Thermometer (Wärmemesser), die leztern Pyrometer (Feuermesser). Zu jenen gebraucht man entweder Quecksilber oder Weingeist, der, um deutlicher gesehen zu werden, gefärbt wird. Die gewöhnlichsten Thermometer haben die Reaumür'sche Skale, auf welcher der Stand des Weingeistes oder des Quecksilbers bey der Temperatur des schmelzenden Eises oder Schnees — der Grenze zwischen dem harten und dem flüssigen Zustande des Wassers — mit Null bezeichnet, und der Raum, durch den sich der Weingeist von diesem Punkte bis zur Hitze des siedenden Wassers — der Grenze zwischen dem tropfbaren und dem dunstförmigen Zustande

des Wassers — ausdehnt, in achtzig gleiche Theile getheilt wird, welche Grade genannt werden. Eben diese Graduirung wird unterhalb Null oder dem Gefrierpunkt fortgesezt, und zeigt die Grade des eigentlichen Frostes an: die oberen Grade werden durch das Zeichen +, die unteren durch — bezeichnet. In England folgt man noch immer der alten Eintheilung von Fahrenheit, in Frankreich hat man eine ganz neue Mode erfunden, und fast jedes Land oder jeder Physiker hat seine Lieblings-Skale, wie seinen ersten Meridian; so daß es mit den Thermometern nicht viel besser aussieht, als mit den Maßen und Gewichten. In diesem ganzen Aufsatze werden die Grade der Wärme und Kälte immer nach einem mit Queckſilber gefüllten Thermometer, mit der Reaumür'schen Skale, angegeben werden.

Der Wärmestoff, als eine besondere Materie betrachtet, hat viele Eigenschaften mit den übrigen Körpern gemein, aber auch manche eigenthümliche. Er ist eine sehr feine, vollkommen flüssige, höchst elastische Materie, wahrscheinlich ohne Schwere, die alle Körper durchdringt, sich mit ihnen auf mancherley Arten und in mancherley Verhältnissen, nach den verschiedenen chymischen Verwandtschaften mit ihnen, verbindet, und vielleicht in allen Körpern als wirklicher Bestandtheil enthalten ist, ohne sich uns durch das Gefühl der Wärme zu entdecken: so wie das Gas, das nicht etwa in den Poren der Körper befindlich ist, sondern wirkliche Bestandtheile von ihnen ausmacht, keine von den Eigenschaften der atmosphärischen Luft zeigt. Sobald aber dieser fixe oder gebundene Wärmestoff durch irgend eine Ursache von seinen Banden befreyet wird, so entsteht das, was die Physiker freye oder fühlbare Wärme nennen, die auf den thierischen Körper durch eines der angenehmsten Gefühle, auf alle übrigen Körper aber, wie auf das Thermometer, durch Ausdehnung wirket. Diese freye Wärme breitet sich nun, vermöge ihrer Elasticität, durch alle benachbarten Körper aus, und wird nicht eher ruhig, als bis sie allen eine gleiche Temperatur mitgetheilt, oder das Gleichgewicht hergestellt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frau und Magd.

(Fortsetzung.)

Nun däuchte Winfried, daß auf einmal seine noch übrigen Wünsche aus der Mondnacht der Ahnung an das helle Tageslicht des Bewußtseyns getreten wären, und zugleich auch glücklicherweise ihre Erfüllung gefunden hätten. Seine Zeit war von nun an getheilt zwischen den Spielen und dem Tanze, der Lust des Mahles und des Bechers und den Freuden der Liebe: und freylich, wäre das Leben des Menschen fester und der Tod vollständiger, so ließe sich gegen eine solche Zeiteintheilung nichts Erhebliches einwenden. Daß sich aber der Jüngling für jezt ganz wohl dabey befand, läßt sich leicht denken, und es war kein Wunder, daß er, als ihn die Fee am Abende des siebenten Tages fragte, ob er nun glücklich wäre, ihr mit einem „Vollkommen glücklich" antwortete. Freylich, die Schwarzgelockte kam ihm schon nach abermal sieben Tagen bey weitem nicht mehr so reizend vor; sie hatte sich, dünkte ihm, in der kurzen Zeit unglaublich verändert; aber diesem Uebelstande war leicht abzuhelfen: es fand sich bald eine Blonde, die noch Alles besaß, was jener schon fehlte, und nach der Blonden eine Braune, und nach der Braunen eine Goldgelockte, und wann der Farbenkreis durchgegangen war, stand nichts im Wege, ihn mit andern Gegenständen wieder von vorn anzufangen.

Doch, da das Feenschloß mit seinen Gärten unter der Sonne lag, und unter diesem Gestirne bekanntlich nichts vollkommen ist, so fand sich auch bald ein Umstand, der dem Glück des Jünglings etwas an seiner Vollkommenheit abbrach. Die Schönen, mit denen er nach und nach in ein zärtliches Verhältniß gerathen war, bezeigten sich keineswegs so bereitwillig, sich aufgeben zu lassen, wie er leicht entschlossen, sie aufzugeben, sobald die Blüthezeit der liebenden Zuneigung einmal vorüber war, die bey ihm allerdings je länger desto kürzer wurde. Der irdische Jüngling gefiel den Rosenfarbenen ungleich mehr, als ihre Brüder, die aus Duft, wie sie selbst, entstanden waren; so wenig daher sich eine grämte, von diesem oder jenem der luftigen Gesellen gegen eine andere vertauscht zu werden, so schwer ertrug sie dieß von Winfried. Er war kaum bey der siebenten angelangt in seinem Rundgange, so fühlte er schon das Drückende des Vorzuges, den ihm der weibliche Theil dieses sylphenartigen Geschlechtes vor seinen Gesellschaftern gab. Die abgedankten Schönen wurden nun eben so viele ämsige Späherinnen aus Eifersucht, und tückische Freudenstörerinnen aus Rachbegierde. Bald ward ihm jede Zusammenkunft mit der, die nun eben die Erkohrne seines Herzens oder vielmehr seines Auges war, unmöglich gemacht: im dichtesten Gebüsch, im tiefsten Thale, auf dem höchsten Hügel, in den einsamsten Gängen des Schlosses, die er mit seiner Erwählten betreten konnte, kreuzten die abgesezten Königinnen seines Herzens, und verscheuchten mit ihren giftigen Blicken, auch wol mit krampfhaften Bewegungen ihrer Lilienhände, die regierende. Wer nun weiß, daß dem zwanzigjährigen Jüngling der Einsturz des Himmels — vorausgesezt, er bliebe mit der Geliebten auf einem Brette des zertrümmerten Erdschiffes lebendig — ein geringeres Unglück scheinen würde, als solch ein Vereiteln seiner Liebes-, oder, was in der Zeit gleichbedeutend damit ist, seiner Lebenspläne; wer das weiß, den wird es nicht Wunder nehmen, daß sich Winfried darob bitter bey der Fee beklagte, und es ihr als die rabenschwarze Nacht schilderte,

die den hellen Tag seines Glücks gänzlich verschlungen hätte. Da ist leicht zu helfen, sagte lächelnd die Zauberin; wenn dir eine dieser Lästigen begegnet, so stelle dich, als hättest du ihr deine Neigung wieder zugewandt, und gibt sie dir im Entzücken darüber den ersten Kuß, so sprich Vaol Lodai, und sie wird auf immer verschwinden. Dieselbe Vorsicht rathe ich dir auch stets anzuwenden, so oft du einer Geliebten den Abschied zugedacht hast, und ihr den lezten Kuß gibst, den du ihr bestimmst.

Winfried ermangelte nicht, bey der ersten Gelegenheit die Güte des angegebenen Mittels zu prüfen, und fand es zu seinem Schrecken bewährt: denn kaum waren die verhängnißvollen Worte ausgesprochen, so verwandelte sich die Schöne in etwas sehr Garstiges, nämlich in eine Kröte. Mit mächtigen Sprüngen entfernte sich nun die Verwandelte, und eilte über die Mauer aus dem Bezirk des Schlosses. Schauder über diese Umgestaltung und Mitleid mit der Entwürdigten bewegten anfangs des Jünglings Herz: doch wozu entschließt sich der Mensch nicht, um den Weg zu einem ersehnten Ziele frey zu machen! Auch Winfried entschloß sich bald zu einem zweyten, dann zu einem dritten Versuche, und so weiter. Als er seine Widersacherinnen alle auf diese Weise verbannt hatte, blieb er der gegenwärtigen Geliebten etwas länger als gewöhnlich treu, weil er es mehrere Tage hindurch nicht über sich gewinnen konnte, sie zum gleichen Schicksal zu verdammen. Aber endlich gelang ihm das; auch über diese sprach er, als sie noch ganz vertrauensvoll in seinen Armen lag, die fürchterlichen Worte aus, und auch ihr geschah wie den andern. Nun gewöhnte er sich bald so sehr an dieß Verfahren, daß er nicht nur weder Schauder noch Mitleid mehr fühlte, sondern sich endlich sogar an den gewaltigen Sätzen der Verwandelten weiden konnte, vorzüglich an ihrem Sprunge über die Mauer, bey dem das Bild der Springerin in dem wiederspiegelnden Krystalle einen gar wunderlichen Anblick gewährte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Trauerspiel.

Ein junger Unger, **Paul Dereseny von Derszen**, der, wie man sagt, schon ein Schauspiel: „Alonso," dichtete, hat so eben ein zweytes: „König Stephan," beendigt. Beyde sind in deutscher Sprache verfaßt, was ihm seine Landsleute mit Recht verdenken mögen, da sie, mit eben so viel Recht, ihre Sprache hoch halten. Uns Deutschen muß es aber interessant seyn, daß ein Unger, der, wie wir aus sicherer Kunde wissen, in seiner, der unsern gar nicht verwandten, Sprache aufgezogen, das Deutsche mit Gewandtheit und Kraft gebraucht, und, wahrscheinlich weil er durch keine trügende Analogie mit seiner Muttersprache gestört wird, viel richtiger sich darin ausdrückt, als unser deutscher Stammverwandter, der geniale Oehlenschläger, es thut. Er hat zum Gegenstand seines Schauspiels die Episode in König Stephans Leben ausgehoben, wo es diesem kräftigen Menschen gelang, durch seinen Edelmuth und sein kaltes Blut einige bis zur Empörung unzufriedene Magnaten zu seinen Anhängern und Verehrern zu machen. Zum Beleg des oben Gesagten theilen wir den Lesern die Charakter-Schilderung seines Helden mit. D. R.

Ungarischer Magnat. Mich nimmt es nur Wunder, daß der Fürst, überdrüßig der Hindernisse, die ohne Unterlaß sich ihm entgegenthürmen, nicht Alles beym Alten, das sich selbst so gemächlich fortschleppt, bewenden läßt.

Peter. Aechten Muth und wahren Eifer steigert jeder Widerstand.

Ungarischer Magnat. Was kann ihm aber seine unendliche Müde lohnen, da er mit dem Bewirkten kaum halb zufrieden ist?

Peter. Die Mühe selbst. Sie allein gibt uns das selige Bewußtseyn, redlich das Unsere gethan zu haben. Er handelt so, weil er nicht anders handeln kann, ohne sein ganzes Wesen zu verläugnen. Das zarte, richtige Gefühl seiner edeln Seele, gepaart mit tiefer Einsicht, nährt in ihm der Tugend und der Wahrheit Flamme, die, mit jedem beschränkten Orte unzufrieden, ihr ewiges Licht auch von ihm aus zu verbreiten trachtet.

Theodat. So ist es. Die Quelle, welche die Dichter uns so reizend beschreiben, die dem Geweihten, der einmal sie gefunden, ewige Jugend schenkt, ist keine Fabel, erscheint sie euch auch noch so fabelhaft. Sie ist, sie fließt, und sie wird nie versiegen. Wer einmal ihren Nektar trank, der hat neben der göttlich höheren Kraft auch den Trieb, ihn ewig Andern mitzutheilen. Die Geschichte nennt so manchen unsterblichen Mann, der an dem Ursprung dieser Wunderquelle war. Glaubt ihr aber, sie hätten in weit entfernten Ländern sie gefunden, so irrt ihr euch. Wem sie in der eigenen Brust nicht quillt, der sucht sie in der ganzen unbegrenzten Welt vergebens. Auch Stephan ist der wenigen Geweihten Einer. Sein großes Herz und seine seltenen Geistieskräfte breiten sich über Alles aus, was dem Menschen irgend dienlich ist, oder ihn vergnügen kann; und obschon er sich so leicht bewegt, als schritte er auf der Dinge Oberfläche hinweg, so ist es doch nicht so. Ergreift er etwas, so faßt ers ganz und läßt es nimmer, als bis er es ergründet hat in seinem tiefsten Grunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

München. April.

Unser dießjähriger Carnaval war traurig und todt; das Entsetzen, welches der Brand des Schauspielhauses eingeprägt hatte, scheint antritisch auf die Glieder gewirkt zu haben. Nur in den lezten Tagen verlor sich die Lähmung, wo dann auch eine dithyrambische Wuth an ihre Stelle trat. Diese Tage trugen hier einen eigenen Charakter. Ein Fremder, der am Faschingsmontag Vormittags in unsere Stadt kommt, muß nothwendig glauben, unter Leute gerathen zu seyn, die nicht wohl bey Sinnen sind. Auf dem Marktplatze springen nemlich Junggen in eiskaltes Wasser, und werden durch diese alte Gewohnheit im Brunnen zu Metzgern (Fleischern) gradirt. Auch die Schäffler (Böttcher) bielten dieses Jahr wieder ihren Umzug. Es ziehen nämlich einige zwanzig Genossen dieser Innung jeden Tag des Faschings in rothen Jacken und beschenkt durch die Straßen, und tanzen vor den Häusern ihrer Gönner und Kun-

den eine Art von Cotillon; der Gebrauch schreibt sich von dem Umstande her, daß einst nach einer Pest diese Handwerker durch Tanz und Musik wieder Muth und Frohsinn unter ihren Mitbürgern weckten, für welches Verdienst sie denn von ihrem gnädigen Herzog die Vergunst erhielten, alle sieben Jahre — sich närrisch zu gebärden. Es ist ein eigner Anblick, diese Leute bey Regen und Schnee stundenlang herumspringen zu sehen, als wären sie von der Tarantel gestochen, und dieses gerade zu einer Zeit, wo alle Welt an Catharren und Entzündungen darniederliegt — und doch hat man nicht gehört, daß einer dieser Kerle gestorben wäre; ein Argument für die Anhänger des homöopathischen Heilverfahrens.

Während der Fasten boten uns die abonnirten Konzerte wieder manchen herrlichen Kunstgenuß. Sie wurden dießmal in Abwesenheit des Veteranen Fränzl von dem kräftig-thätigen Moralt dirigirt. Man konnte in dieser zweyten Abtheilung mit der Wahl der Stücke sehr zufrieden seyn. Es würde zu weit führen, hier alles Lobenswerthe zu erwähnen. Enthusiasmus erregte Herr Metigue in einem Violin-Konzert von Spohr. Demoiselle Sial in einer Arie mit obligater Violine, und Herr Böhm in einem Flötenkonzert von Drouet. Letzterer kam in Kunstfertigkeit seinem Vorbilde bewundernswerth nahe. Allein einen zweyten Drouet wird die Natur sobald nicht wieder hervorbringen, vielleicht eher noch der Mechanikus Mälzl in Wien. Dagegen liegt in Herr Böhm's Tönen Seele und Gefühl, die jenem Hexenmeister fehlen. — Von großen Konzertstücken erhielt eine große Symphonie in A von dem musikalischen Görres, Beethoven, ein Festgesang von Spontini, und die Ouvertüre des Freyschützen ungemessenen Beyfall; letztere mußte — ein hier unerhörter Fall — auf stürmisches Verlangen wiederholt werden. Am Palmsonntag wurde Schneiders „Weltgericht" aufgeführt. Die musikalische Akademie dachte mit diesem berühmten Werke dem Publikum einen großen Genuß zu bereiten, und verdient für diese Aufmerksamkeit, so wie für ihr treffliches Zusammenwirken allen Dank, wenn sie auch nicht für gerathen halten möchte, die Aufführung zu wiederholen. Die Musik dieses Oratoriums ist in technischer Hinsicht ein wirkliches Meisterwerk. Man verkennt in keiner Stelle den verständigen, korrekten und tiefgelehrten Leipziger Meister; allein bey allem dem wollte sie im Ganzen nicht sonderlich ansprechen. Meinem Nachbar kam sie etwas lutherisch vor. Man tadle ihn nicht wegen dieser Aeußerung. Es gibt ja einen katholischen Carneval, warum kann es nicht auch eine lutherische Musik geben. —

Auch die heilige Woche gewährte wieder den Freunden klassischer Kirchenmusik manchen schönen Genuß. Ein Miserere von Leo († 1535) in der Michaelskirche fand vor allen verdiente Würdigung, und bewies aufs neue die treffliche Chorführung dieser Hofkirche. Die milde Frühlingswitterung am Charfreytag, der übrigens bey uns ein Werktag ist, machte des Nachmittags die Straßen überaus lebhaft. Die halbe Bevölkerung Münchens war auf den Beinen, um die sogenannten heiligen Gräber zu besuchen, und

„An aller Kirchen Pforten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen darf."

standen Schaaren befreundeter Süßherren und Hagestolzen, die Vorübergehenden musternd, und ihre Kenntnisse in der Töchterkunde berichtigend. — Am grünen Donnerstage hatte bey Hofe die gewöhnliche Fußwaschung statt; unter den zwölf Greisen befanden sich ein hundertzweyjähriger mit mehreren rüstigen Neunzigern.

Von dieser heiligen Gedächtnißfeyer will ich zu einer profanen übergehen, nämlich zu jener der Stiftung unserer Akademie der Wissenschaften, welche Feyer, wie gewöhnlich, in einer öffentlichen Sitzung am 2. d. M. bestand. Der würdige Westenrieder, als Vorstand funktionirend, verlas vorerst die Liste der Namen, welche die Akademie in diesem Jahre in das Verzeichniß ihrer Ehrenmitglieder eintrug, darunter befinden sich unter andern jene des Cardinal Gonsalvi und des Patriarchen von Venedig, Ladislaus Pyrker. Ob dem Dichter der Tunisias diese Auszeichnung einstimmig zuerkannt wurde, ist uns nicht bekannt, wohl aber, daß der freysinnige römische Staatssekretär bey der Abstimmung der Akademiker, unter welchen eben fünf Protestanten anwesend waren, fünf verneinende Kugeln bekam. Thatsachen der Art dürfen billig bekannt werden in einer Zeit, wo man immer nur von der Unduldsamkeit der Katholiken spricht. Hierauf wurde die Entscheidung der historischen Klasse über die auf ihre Preisaufgabe (Darstellung der altdeutschen, besonders der altbayerischen Rechtspflege) eingekommenen Schriften bekannt gemacht. Drey derselben wurden als so vortrefflich erkannt, daß die Akademie für gut fand, den ausgesetzten Preiß von hundert Dukaten zu theilen. Eine hierauf von dem gelehrten Obermedizinalrath von Grossi abgelesene Abhandlung „über die vergleichende Naturgeschichte" konnte wohl nur für Aerzte von großem Interesse seyn. Den Beschluß machte eine Denkrede des Direktor von Weiller auf seinen verstorbenen Freund Schmittgrell (hier bey Finsterlin gedruckt). Der Zuhörer waren dießmal weniger als gewöhnlich, auch können aus sachgelehrten Vorträgen natürlich nicht viele Menschen Nutzen und Vergnügen ziehen. Ich weiß nicht, ob es Andern geht, wie mir, allein mich ergreift beym Eintritt in den akademischen Hörsaal eine eigene Empfindung, jener vergleichbar, die mir das Anschauen von Gegenständen einer Schatzkammer unergötzlich macht. Ich denke hier nämlich: wenn dieses Gold gemünzt wäre, und diese Edelsteine verwerthet, welch ein Segen könnte von hier ausströmen! So auch dort, wo ohne Zweifel ein Schatz von Kenntnissen, ein Reichthum des Wissens aufgehäuft ist, wäre dieses Wissen nur nicht größtentheils ein todtes, ein kaltes, ein verschlossenes Wissen, das nicht übergeht in die große Masse bildungsfähiger Menschen! — Doch lassen Sie uns die ernsten Hallen der Forschung verlassen, und in die heitern Räume der Künste übergehen, wo der Genius schafft, und sich mittheilt und sich fortpflanzt. Unsre Akademie der bildenden Künste gewinnt sich im Publikum ungleich mehr Antheil als ihre gelehrte Schwester, und muß dieß schon ihrer Natur nach, denn ihr Wirken und ihre Hervorbringungen sind sichtbar. Man ist allgemein sehr gespannt auf die Ausbeute der diesjährigen Ausstellung, die ohne Zweifel Vieles und Gediegenes liefern wird. Eine nicht geringe Zierde dieser Ausstellung dürfte ein bereits fertiges Bild des Herrn Professor Robert Langer seyn: „Die Anbetung der drey Weisen" zum Geschenke für seine Vaterstadt Düsseldorf bestimmt, in welchen man eben so den technischen Meister als den verständigen Künstler bewundert. Wir werden seiner Zeit auf dieses Bild zurückkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 106:
Adelheid.

Palindrom.

Ich bekleide Thal und Höhen,
Bin den Hirten wohl bekannt;
Mich kannst du im Haine sehen,
An des Baches Uferrand.
Hast du rückwärts mich genommen,
So bin ich ein düstres Haus:
Wer als Wohnung mich bekommen,
Trat wohl selten nur hinaus.

H. W.

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 10. Mai 1823.

Dramatiſche Dichtkunſt.

I. Guilt or the Anniversary a tragedy in four acts from the German of Adolphus Müllner. Edinburgh printed by James Ballantyne and C. 1819. 103 pag. 4to.

Es iſt gewiß erfreulich zu bemerken, daß ein Werk der Dichtkunſt, worinnen ſich die Tiefe und Kraft des deutſchen Genius in ſo ergreifenden Zügen kund giebt, auch bey dem uns ſtammverwandten Volke jenſeits des Canals Anerkennung und einen Ueberſetzer gefunden hat, der es durch ſeine größten Theils wohlgelungene Arbeit, wenigſtens den Geiſt empfinden laſſen wird, der das Original belebt. Wir haben die Ueberſetzung der Schuld, welche hier vor uns liegt, gelungen genannt, nicht weil wir ſie für ganz makellos halten, oder glauben, es könne vieles nicht noch weit mehr der Urſchrift nahe gebracht werden, ſondern weil wir wenigſtens durch eine ſorgfältige Zuſammenhaltung des Originals mit der Ueberſetzung zu der Ueberzeugung gelangt ſind, daß der Verf. der leztern den Sinn und Geiſt des Dichters nicht nur überall verſtanden und ergriffen hat, ja von ihm recht eigentlich durchdrungen worden zu ſeyn ſcheint, ſondern auch in der Geſtaltung des Aeußern, der Rede und des Ausdrucks ſelbſt viel Dichtergeiſt entfaltet und dem Gedanken eine angemeſſene und wirkſame Form zu geben ſich ernſtlich beſtrebt hat. Freylich iſt nicht zu verkennen, daß er ſich ſeine Arbeit dadurch gar ſehr erleichtert hat, daß er ſtatt treuer Ueberſetzung der Urſchrift oft nur eine — wenn auch ſelten mißlungene — Paraphraſe des Inhalts giebt, wodurch denn freylich die oft ſo charakteriſtiſche prägnante Kürze des Ausdrucks ganz verloren geht und mit derſelben ein Hauptreiz des Originals verlöſcht wird. Nicht minder tadelnswerth haben wir es auch gefunden, daß der Ueberſetzer kleine, aber bedeutſame Züge zu wenig beachtet, und ſie nicht genug nüancirt hervortreten läßt. Um unſer hier ausgeſprochenes Urtheil zu belegen, mögen erſt einige gelungene Stellen hier Platz finden, worauf wir auch durch andere unſern Tadel zu begründen denken. Die Schilderung des Altars, worauf Entſündigung des Brudermords nach Hugo's Anſicht allein zu hoffen iſt, des Schaffot's, lautet S. 66. alſo:

Hugo.

Jam an christian and a man. To well
I know that words alone may not efface
The stain of fratricide.
But to the sinner
Remains another dome, a broader vault
Then ought that Rome can boast, and this to all
Who trust in God, whatever be their creed,
Is open. Proudly arch'd, and sapphire blue
Rises this vault magnificent on high
And there, even in the dark hour you behold
Pictures, with sparkling diamonds surrounded.
Five of those look down on me, and present
Of my own life the portraiture; for there
I find a Bull, two Brothers, and a Woman
(Sovereign ni charms) an Archer and a Scorpion.
In mornings early beams, those symbols fade
And in a wide Area there is risen
An altar for a sacrifice. Then come
The pious crowd assembling to behold
(While solemn dirges sound) the victim wait
His final doom. Knowst thou this altar? Pools
Name it a Scaffold. There and only there
A blessing can be gain'd. The axe alone
Can reconcile me with myself — or heaven.

Und dann die Schilderung des Gemüthszuſtandes von Hugo, nachdem er den Vorſchlag ſeiner Schweſter erfahren, daß er, um ſeine Selbſtverſöhnung zu bewirken, ein Heer gegen den Feind des Landes anführen ſolle, ſo wie deſſen Erklärung der Leichtigkeit der Sünde. S. 77.

Hugo.

Crimes whilst they but exist in thought are nothing
And when in silent darkness perpetrated
They still are nothing, while the heart and lips
Con guard the secret.
Mark you, these are snares
That hell employs. Because man has the power
In sinful thoughts to revel uncontroll'd
The devil draws him on to realize them
Believing in the breasts obscurity
To veil his actions, as he veiled his thoughts.
Then patiently must he endured the load
On thine own shoulders by thyself imposed.
But weaker grow thy steps and heavier still
At every step thy burden, till at last

The bearers limbs are broken, and he falls
And tears with him to the profound abyss
Wife, father! etc.

Unſer Tadel trifft beſonders, wie bemerkt, den Mangel an treuer Ausführung des Einzelnen, wo dieſe recht wohl möglich war, und durchaus Statt finden mußte, um dem Gedanken nichts von ſeiner Eigenthümlichkeit zu nehmen. So iſt gleich zu Anfange Elvirens Wunſch: Wie ein Ton zu verklingen, oder wie der Kreis, den ein fallender Tropfen im Waſſer erregt, ſanft und leiſe zu verſchweben in das beſſere Leben, nur unvollkommen ausgedrückt durch

Fate's welcome hand stretched forth to lead me home.

Scene 2. 1. Akt. Rächt es aus dem Reich der Todten
Schon im Zwielicht eure Sinne?

iſt gegeben durch:

Did some ghost mock at your music from sepulcral realms?

Hier iſt das Zwielicht ganz übergangen, worauf doch viel ankommt. *)

S. 15. heißt es:

Men praised him as a warrior that would grace Imperial rank etc.

ſtatt: Männer prieſen laut den Krieger

Stark zu halten einen Thron.

Das Original iſt hier weit kräftiger als die Nachbildung, die etwas ganz anderes ſagt.

Die Stelle hingegen in derſelben Scene: Singend flieht der weiße Schwan u. ſ. w., iſt recht gut wieder gegeben, wenn man gleich den lieblichen Rhythmus des ſchönen trochäiſchen Verſes nebſt dem hier dem Ohre ſo wohlthuenden Reime vermißt.

S. 17. ſind die bedeutenden Worte: Glück iſt ohne Frieden nicht, viel ſchwächer ausgedrückt durch:

That (happiness) cannot live unless where it is fed
By calm repose and peace.

S. 30. ſind die Nachbarblüthen eines Stieles, ſehr umſchrieben, durch zwey lange Verſe.

S. 34. Hätte das Spiel mit dem Ausdrucke: Jungfrau beybehalten werden ſollen und können.

S. 34 wo Elvire ſagt: Hugo müſſe ihr ganz und allein gehören, und ſonſt keines Menſchen ſeyn,

Gottes ſelbſt nicht,

iſt heaven ſtatt Gott, bey weitem nicht dichteriſch genug.

S. 36. ſagt Hugo zu Elviren:

Mich durchſtoß in der Umarmung
Mit dem Stahle den Du trägſt,
Und, wahrhaft mich zu beſitzen,
Saug das Blut mir aus der Bruſt,
Daß es wie die Milch der Mutter
Dich durchdring im tiefſten Leben.

Dieſes iſt allein durch

Drain my hearts last blood for nourishment wieder gegeben, mit der Note unterm Texte: a few touches have here been intentionally left out. Warum denn das? die Verſe des Originals ſind zu bedeutſam, um eine Aenderung zu geſtatten.

S. 37. Wo Hugo glaubt des Ermordeten Schatten zu ſehen, und gleich darauf Waleros eintritt, fehlt in der Ueberſetzung das bedeutungsvolle: Jetzt.

Die Erzählung des Waleros in der folgenden Scene gehört unter die Stellen, wo der Ueberſetzer zu ſehr umſchrieben hat. Er hätte ſich treuer an die Urſchrift halten ſollen, und können, denn ſie iſt deutlich und ſchwerlich zu verbeſſern.

S. 47 iſt der Kugel Weg durchs Herz matt wieder gegeben durch which caused his death.

So könnten wir leicht noch mehrere ähnliche Stellen anführen, wo entweder der Urſchrift ihr Recht gar nicht wiederfahren, oder dieſe durch eine proſaiſche Umſtändlichkeit um die ſie ſo vortheilhaft bezeichnende gedankenreiche Kürze und Energie gebracht worden iſt. Indeſſen, da doch im Ganzen der Geiſt des Originals wahr aufgefaßt und treu wieder gegeben iſt, auch die meiſten Stellen glücklich im Einzelnen nachgebildet worden ſind, glaubt Rec. ſein oben ausgeſprochenes Urtheil wohl vertheidigen zu können. Es ſtehen dieſer Ueberſ. vor Stanza's introductory, welche nicht unpoetiſch ſind, und ſich recht angenehm leſen laſſen, am Schluſſe aber befindet ſich ein Sonnet valedictory an den Verf. der Schuld, worinnen das „no prophet in his native land" nicht auf ihn angewandt werden kann, *) denn Deutſchland weiß recht wohl, was es einem Talente, wie dem ſeinigen, zu danken hat, **) wenn auch hier und da Stimmen laut werden, welche gern dem Verdienſte ſeine Krone entziehen möchten, weil ſie ſich über kleinliche Privatverhältniſſe nicht zu erheben vermögen. ***) Wie auf

*) Ich denke, nicht viel. Iferta erwähnt es nur, weil es eben da iſt, ſie exponirt die Tageszeit. M.

*) O doch! Der Ueberſetzer hat mein Vaterland recht gut gekannt, und wahrſcheinlich gewußt, daß der vormalige Theaterintendant zu Dresden das Stück feyerlich von ſeinem Repertoire geſtrichen hat. Mich wundert, daß er noch keine Nachfolge gefunden. M.

**) Was denn? Einen lächerlichen Krieg um die Schickſalsidee, das iſt das Hauptſächlichſte, was die Schuld in Deutſchland bewirkt hat. M.

***) Rec. iſt auf gutem Wege, ſie zu vermehren. Für Eine Freundlichkeit, die mir geſagt worden iſt, daß ich immer hundert Sottiſen einzuſtecken gehabt. „Das iſt ſo Tax bey uns," ſagt Schillers Geiger Miller. M.

dieſes dramatiſche Gedicht laſſen ſich auf jedes Werk des Genius die Schlußzeilen anwenden:

From laws of time and space his numbers freed
On their own wings from pole to pole are borne.

X. r.

II. Vetek' súlya, Szomoru Játék. (Das Trauerſpiel, die Schuld.) In Döbrentei Gábor' Külföldi Színjátékai, Elsö Kötet. (Gedruckt in Wien, Kaschauer Buchhandlung von Otto Wigand. 1821. 215 S. 8.)

Dieſen erſten Band einer projectirten Sammlung ausländiſcher Schauſpiele für die Freunde der dramatiſchen Kunſt in Ungarn füllt eine Ueberſetzung der Schuld in ungariſcher Proſa, eine Ueberdichtung des erſten Aktes in Verſen, ein Aufſatz über Müllner's Leben und Schriften, einer über ungariſche Schauſpiele und Schauſpieler, eine kurze Betrachtung über die deutſche Schauſpielkunſt, und endlich eine eben ſo kurze Abhandlung über deutſche Bühnenkünſtler, namentlich über die Neuberin, Eckhof, Brockmann und Stephanie.

In der Vorrede erzählt der Ueberſetzer, (Gabriel Döbrentei,) daß die Schuld nach ſeiner Uebertragung zuerſt von Siebenbürgiſchen Schauſpielern in dem Flecken Maros, und bald darauf in Clauſenburg aufgeführt worden ſey. Mit den Schauſpielern ſcheint er nicht ſehr zufrieden geweſen zu ſeyn, denn er ſagt unter andern: „Diejenigen, die im Dialog vom wahren Style abweichen, bedachten nicht, daß der Stellvertreter ſchlecht ſey, wenn er die darzuſtellende Perſon nicht in urſprünglicher Farbe und in den allerkleinſten Zügen nachzuahmen ſucht. Müllner ſchrieb ſein Werk in gedrängter und gewählter Kürze, daher bleibt zu wünſchen, daß ſich der Sprecher zu der Einbildungskraft des Verfaſſers erhebe, denn die ernſte Muſe befiehlt eine ſolche Sprache. Wann wird denn nun einmal die, gleich den Winden unſtäte, kraftleere Schreibart unter uns und in unſeren Schulen ihrer Wiege entſteigen? Vergleichen wir Müllner's jetzige Sprache mit der deutſchen Dichterſprache von 1740; ſo iſt leicht zu beurtheilen, ob unſer Tinodi-ſche und Heltai-ſche Styl zu dieſer Ueberſetzung ſchicklich und nothwendig war." Dieſe Vorwürfe für ſeine Nation mildert er durch die Entſchuldigung, daß die Dichterſprache bey den Ungarn erſt ſeit kurzer Zeit angefangen habe, von der Proſa ſich zu unterſcheiden. Er ermuntert zur Fortbildung derſelben, und bezeichnet im Allgemeinen den Weg, der zu wandeln ſeyn dürfte. Charakteriſtiſch iſt ſeine Aeußerung über die metriſche Uebertragung des erſten Aktes. „Daß ich die Schuld in Proſa herausgeben mußte," ſagt er, deshalb muß ich vor den Nachkommen erröthen. Aber dann werden auch unſere Schauſpieler gewandter ſeyn, als die jetzigen, die, einen bis zwey ausgenommen, es nicht wagten, die Versdeclamation auf ſich zu nehmen. Dann werden auch unſere Leſer den, aus dem nothwendigen Vers-Mechanismus entſpringenden Reiz mehr fühlen. Dieſe zur muſicaliſchen Schönheit ſich hinneigende Sprechart ſey jetzt nur denjenigen geweiht, die das Original beſitzen und verſtehen, und an den melodiſchen Ton der ausländiſchen Werke gewöhnt ſind. Für jetzt iſt mir kaum ſo viel zu ſagen erlaubt: denn ſie (die Kenner des Originals) werden es mit mir glauben: daß eine gereimte, trochäiſche Ueberſetzung auch unſerer Sprache neues Gedeihen hätte geben können, aufſchließend eine Kraft, deren Klang bey uns noch nicht gehört worden iſt. Aber ſie werden gerecht ſeyn, wenn ſie vernehmen, daß ich Herrn Trattner meine Ueberſetzung in Verſen anbot; allein ungeachtet unſerer Freundſchaft hat ſie derſelbe mit der Erwiederung abgelehnt, daß bey ihm Versarbeiten weniger Abgang fänden, als proſaiſche Schriften." — Helas! c'est tout comme chez-nous. — So trug ſich's zu, daß die metriſche Ueberſetzung unvollendet blieb, und als ein anderer Verleger das Mſpt. von ihm verlangte, mangelte ihm die Zeit, weil derſelbe die Bedingung machte, daß eben die Schuld gleich in dem erſten Bande der Sammlung gegeben würde. Mit der Ueberſetzung des Titels iſt er ungefähr in der Verlegenheit der Franzoſen geweſen. „Bünnek" ſagt er, „kann man nicht gebrauchen, das wäre peccatum die Sünde, welche mehr der Glaubenslehre angehört. Der franzöſiſche Ueberſetzer (des Titels, meynt er, denn ſo viel Rec. weiß, iſt eine franz. Ueberſ. des Stückes noch nicht verſucht worden) wählte auch nicht le péché, ſondern le crime, aber auch dies iſt nicht gut."

Rec. darf nicht vorausſetzen, daß viele Leſer des Lit. Bl. Ungariſch verſtehen, mithin würde eine in's Detail gehende Beleuchtung der Ueberſetzung hier nicht am Platze ſeyn. So weit aber ſeine eigne Kenntniß dieſer, außer Ungarn ſo ſchwer zu erlernenden Sprache geht, muß er bekennen, daß Herr Döbrentei Wunder damit gethan, und ſie zu einer Kraft geſteigert hat, welche ihn überraſcht, und begierig gemacht hat, deſſen Macbeth zu leſen, den er in der Vorrede ankündiget. Selbſt die Proſa behauptet hier eine ungewöhnliche Würde, und die metriſche Sprache erhebt ſich zum Fluge mit melodiſch tönendem Fittig. Die Rede der Jerta: „Singend zieht der weiße Schwan" u. ſ. f.; die er ſelbſt in der Vorrede denjenigen Stellen beyzählt, deren Reiz in Proſa nicht von fern erreicht werden konnte, ſtehn hier als Probe.

A' hattyu békés mejjel, a' mihelyt
Gyanitja jöni a' sanyar telet
Vigan repül az éther higjain
'S midön elémosolyg a' szép tavasz
A' messze földröl fenyesülve tér,
'Súgy énckelget mint mikor buczázott.

Hugo nem igy. — Bár vígan költözék
Az éggel egybe játszó tengeren,
Erőt mutatva mint az ifju sólyom.
De vissza jövé a' szülői ház
Rémülve nézte benne a' hanyallót.
Titkos sebéért nem magad remegsz?
'S miért zajong lelkében háború?
Miért szemében a' bús lankadás?
Miért to révedezve nyugtalan?
Hogy hágyadottan, pillantásotok
Találkozástól félve tévedez,
Bár mint heviljön egyik más iránt;
Hogy a' tüz igy magában mind tojúl
Fogyasztva járva csenton és velön,
'Sö fut, felejtni, a' vadak közé —
Mind ez nyugalmat épen nem jelent,
'S nem boldog a' kinek nyugalma nincs.

Die oben gedachten biographischen Nachrichten sind meistens aus dem Conversations-Lexikon genommen. Auch der famöse, Brockhausische Nachartikel war bereits dem Uebersetzer bekannt, und er drückt sich darüber mit großer Mißbilligung aus. Es sey klar, meynt er, daß Brockhaus und sein Lohnscribent (megfizetett Irója) hier mit einer blinden Leidenschaftlichkeit gebrauset, die gebildeten und gelehrten Männern übel anstehe.

Auch die Aufsätze über deutsche Schauspieler sind aus derselben Quelle geschöpft, mithin unzuverlässig. Der prosaischen Uebersetzung ist noch ein kleiner Anhang über den Charakter der Elvire beygegeben, welcher durch den wunderlichen, in Wiener Journalen aufgeworfenen Zweifel entstanden ist: Ob sie Hugo's That vor dem Geständnisse gewußt habe. Rec. begreift nicht, wie dieser Zweifel hat entstehen können, da ihr ganzes Benehmen bey der Erscheinung des Valeros und bey dem Geständnisse selbst, welches sie zu Boden wirft, für ihre Unbekanntschaft mit dem Verbrechen Bürgschaft leistet.

(Der Beschluß folgt.)

Liturgie.

Worte eines protestantischen Predigers über die Liturgie an Sonn- und Festtagen und zur Abendmahlsfeyer für die Hof- und Domkirche in Berlin. Leipz. b. J. C. Hinrichs 1822. 28 S.

Eine kleine Schrift; aber nicht ohne Werth. Die Liturgie an der Berliner Hofkirche scheint auch andern preuß. Kirchen als Muster aufgestellt zu seyn. Ist sie aber auch musterhaft? Diese Frage beantwortet unser Verf. mit „Nein." Sie, ein Menschenwerk, rühmt sich 1) eine Quintessenz und über jeden Zeitwechsel erhaben zu seyn! (S. 7.) Darum soll 2) (S. 10.) von ihr fast durchaus nicht abgewichen werden. Und doch müssen 3) ihre, kaum wenige Zeilen enthaltenden Gebete bald gedankenloses Plapperwerk werden, weil sie immer und immer wiederkehren, während der Prediger, der nur eine halbe Stunde reden darf, 4) nicht Zeit hat, einen gründlichen Vortrag zu halten. (S. 14.) Zollikofer, Reinhard und solche Redner könnten an jene Hofkirche also nicht berufen werden. Die Feyer des 18ten Octobers, des Siegs bey Paris ꝛc. hat ein Gebet von achtzehn Zeilen; alle Kirchenfeste sind mit 5—6 Zeilen abgemacht. Jene Tage scheinen also (S. 18) wichtiger, als alle Feste. Der Glaube an die Genugthuung Christi für alle Menschen spielt eine ärgerliche Hauptrolle darin. Von Lebensbesserung ist nicht mit einem Worte die Rede. (S. 25.) Man sieht, an der Quintessenz aller Liturgien ist viel auszusetzen! *)

*) Es ist eine militärische Liturgie, daher muß sie nicht theologisch beurtheilt werden. M.

Alte Literatur.

Sammlung der römischen Klassiker in einer neuen deutschen Uebersetzung und mit kurzen Anmerkungen. Von einem deutschen Gelehrtenvereine.

Auch unter dem Titel:

Des Markus Tullius Cicero drey Bücher von den Pflichten. Uebersezt und erläutert von M. Karl Lud. Christ. Hauff, Diakonus zu Nürtingen im Würtembergischen. München, 1823. Druck und Verlag von E. A. Fleischmann. X und 379 S. 8.

Nach den Uebersetzungen von Garve und Hottinger hätte etwas Besseres geliefert werden sollen. Hr. H. weiß nicht einmal, wovon das von ihm übertragene Werk handelt, und sagt (S. V. Einleitung): „Gegenstand der Schrift sind die gesellschaftlichen Pflichten," über welche sich bekanntlich nur der vierte Theil des ersten Buchs verbreitet. Die Uebersetzung ist pedantisch, steif und im Schulmeistertone gehalten; und wenn man nicht den lateinischen Text vergleicht, oft unverständlich. Trivial und armselig sind die jedem Buche angehängten Anmerkungen, welche fast nichts weiter als historische Erklärungen enthalten, die Auszüge aus den bekannten Commentaren sind. Uebrigens dürfte diese Uebersetzung nicht selten von faulen Schülern benuzt werden, ihre Lehrer hinter das Licht zu führen und den Mangel an Vorbereitung zu verbergen. Druck und Papier sind gut; aber das Titelkupfer (Cicero's Kopf) ist eine Sudeley.

Nro. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Mai 1823.

Wenn du der Sonne Licht empfindest, wenn sie dich wärmt, umgeben von tausend Izeds, dann ergießt sie, wie Regen, Strahlen des Lichts, überströmend schenkt sie der Erde den Glanz, den Ormuzd gegeben. Schenkt Ueberfluß der reinen Welt, den reinen Körpern, überströmend ergießt sie sich, diese Sonne, die nicht stirbt, glänzend wie ein mächtiger Läufer.

Zend Aveſta.

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Außer diesem gewöhnlichsten Mittel, die Körper dadurch zu erwärmen, daß man sie mit warmen Körpern in Berührung bringt, wie es der Fall mit dem Anzünden an einer Flamme ist, gibt es noch andere Wege, den gebundenen Wärmestoff zu entbinden, oder freye, auf das Gefühl wirkende Wärme hervorzubringen. Die bekanntesten sind folgende:

1) Die Wirkung der Sonnenstrahlen, die wahrscheinlich darin besteht, daß die an sich selbst nicht warmen Strahlen, welche der leuchtende, aber der kalte Sonnenkörper ausschießt, den in den Körpern befindlichen Wärmestoff entbinden, oder in Thätigkeit setzen. Diese Wirkung bringt, durch Brennspiegel und Brenngläser verdichtet, den größten bekannten Grad von Hitze hervor.

2) Die Reibung zweyer harter und entzündbarer Körper an einander, wie Holz; eine Methode, die bey den Alten sehr gebräuchlich war, der sich noch jetzt die Wilden bedienen, um Feuer anzumachen, und bey uns die Drechsler, um Holz schwarz zu brennen. Daß durch bloße Reibung in einem Augenblick sogar Glühhitze hervorgebracht werden kann, beweist unser gewöhnliches Feuerzeug, vermittelst dessen, durch einen einzigen Schlag, glühende, auch wol mit Theilchen des Steins zusammengeschmolzene, Stückchen Stahl fortgerissen werden, die wir Funken nennen.

3) Chemische Vermischungen ungleichartiger Materien, z. B. des Wassers mit Kalk, der Oele mit mineralischen Säuren u. s. w. Auch ein sehr hoher Grad von Kälte wird auf diese Art erzeugt, z. B. durch die Mischung von Schnee mit rauchendem Salpetergeist. Was auf diese Art hervorgebracht wird, nennt man besonders künstliche Wärme und Kälte.

4) Zusammendrückung oder Verdichtung elastischer Flüssigkeiten, wie der Luft. Die Luftpumpe zeigte zuerst, daß das Thermometer sehr schnell steigt oder fällt, wenn die Luft verdichtet oder verdünnt wird, und daß, wenn man die Luft zweymal verdichtet, oder in den halben Raum zusammendrückt, eine Wärme von mehr als 25 Grad hervorgebracht wird. Die unter dem Namen der Kondensatoren bekannten Feuerzeuge sind nichts anders, als metallene Röhren, in denen die Luft plötzlich so sehr zusammengedrückt wird, daß eine Flamme entsteht. Es scheint hier wirklich der Wärmestoff aus der Luft, wie das Wasser aus einem Schwamme, mechanisch ausgepreßt zu werden.

Bey allen diesen vier Methoden wird wahrscheinlich nicht, wie bey der vorhergehenden Methode, Wärme von einem fremden Körper mitgetheilt, sondern blos der in den Körpern selbst eingeschlossene Wärmestoff herausgerissen oder entbunden.

Diese künstlichen Mittel der Erwärmung sind vielleicht nur ein sehr kleiner Theil der Mittel, welche die Natur täglich im Verborgenen anwendet; und unter allen Progressen, wodurch diese große Künstlerin fühlbare Wärme hervorbringt, ist der merkwürdigste und unerklärlichste derjenige, der bey allen Thiergattungen, welche aus diesem Grunde warmblütige Thiere genannt werden, nämlich bey den Quadrupeden oder Säugethieren und den Vögeln, unaufhörlich vorgeht, in einem geringeren Grade auch bey den kaltblütigen Thieren, den Amphibien und den Fischen. Jene Thiere bringen, so lange sie leben, aus sich selbst einen sehr hohen Grad von Wärme hervor, und erhalten ihre inneren Theile in einer beständigen Temperatur, welche die Wärme der sie umgebenden Luft weit übersteigt. Diese thierische Wärme, die ihren eigentlichen Sitz im Blute hat, und sich den übrigen Theilen des Körpers nur durch die weise Einrichtung des Kreislaufes mittheilet, ist bey dem Menschen im gesunden Zustande dreyßig Grad, und ändert sich bis zum Tode nur wenig, so daß sie bey der stärksten Fieberhitze nur um drey Grad zunimmt: man kann sie daher als die eigentliche Quelle des thierischen Lebens ansehen. Es war deßwegen zur Erhaltung des Lebens nothwendig, daß durch irgend eine Einrichtung selbst hohe Grade von äußerer Kälte oder Hitze jene innere Temperatur nur sehr wenig ändern können; und die Natur hat hiefür auf eine wirklich ganz unbegreifliche Art gesorgt. Im Innern jedes Thieres befindet sich ein chymisches Laboratorium, in welchem fleißiger gearbeitet wird, als in manchem von Menschenhänden gebaueten, und was eben das Unbegreifliche ist — in dem nach Maßgabe der umgebenden Luft, oder im Verhältnisse des Bedürfnisses, bald mehr bald weniger Luft bearbeitet wird. In einer Kälte von 17 Grad behält das Blut in unserm Körper noch lange die Wärme von 30 Grad: es wird also in unserm Innern eine Wärme von 47 Grad erzeugt. Dieser Zustand kann indessen nicht lange dauern; das innere Laboratorium ist nicht unerschöpflich, es geht ihm wie mancher kleinstädtischen Apotheke, wenn die Zahl der Kranken zu sehr zunimmt: die innere warme Quelle versiegt endlich, und wenn der thierische Körper zu lange einer heftigen Kälte ausgesezt ist, besonders ohne Bewegung, welche die Erzeugung der inneren Wärme durch Beschleunigung des Athmens und des Blutumlaufes zu erleichtern scheint, so erfolgt allmählig Erstarrung und endlich der Tod. Dieses Erfrieren fängt natürlich bey den Händen, Füßen und den übrigen äußeren Theilen an, die von dem Herzen, als der eigentlichen Quelle der Wärme, am entferntesten, und der äußeren kalten Luft am nächsten sind. Kurze Zeit aber kann der Mensch, und mehrere Thiere, eine Kälte von mehr als 30 Grad, bey der das Quecksilber friert, aushalten, ohne daß die Wärme des Blutes merklich abnimmt. — Auch gegen die äußere Hitze hat uns die Natur durch diese weise und geheimnißvolle Einrichtung geschüzt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Mensch in einer Luft, deren Wärme die Hitze des siedenden Wassers übersteigt, z. B. in einem Backofen, lange ausdauern kann, ohne daß seine innere Wärme sich ändert, wenn gleich das Metall, welches er an sich trägt, fast glühend wird; und es ist merkwürdig, daß diese hohen Grade der Hitze dem bekleideten Körper leichter zu ertragen sind, als dem unbekleideten.

Was diese Lebensquelle eigentlich ist, und durch was für Mittel jene innere Wärme erzeugt wird, das ist eines der Geheimnisse, welche die Natur sich vorbehalten zu haben scheint, und wovon es uns wahrscheinlich nie gelingen wird, den undurchdringlichen Schleyer, der es bedeckt, wegzuziehen, so viel auch die Physiker und die Physiologen bald an diesem, bald an jenem Zipfel gezupft haben. Es ist ein wichtiger Theil des thierischen Organismus, der für uns ein vollkommenes Geheimniß ist. Unstreitig ist es wol, daß nicht blos die Lunge, sondern auch der Magen bey diesem ganzen Prozeß eine wichtige Rolle spielt: erstere, indem sie durch das Athemholen die Luft ihres Wärmestoffs beraubt und ihn dem Blute mittheilt, lezterer, indem durch die Verdauung und Mischung verschiedenartiger Säfte u. s. w. Gährungen entstehen, woraus sich, wie bey andern Gährungen und Selbstentzündungen, Wärme entwickelt: daher dann die zunehmende Hitze bey schnellerem Athmen, die große Wärme in der Gegend des Magens, und die Krankheiten, die aus zu großer innerer Hitze entstehen, welche durch unmäßigen Genuß nahrhafter Speisen, selbst bey vollkommen guter Verdauung, erzeugt wird.

Bey allen vierfüßigen Thieren ist die Wärme des Blutes fast dieselbe, wie bey den Menschen, nämlich 30 Grad. Das Blut der Vögel ist um einige Grade wärmer. Die Fische haben ein Blut, dessen Wärme die gewöhnliche Temperatur des Wassers oder der Luft nur um 3 bis 4 Grad übertrifft. Die Insekten nehmen ganz die Temperatur der Atmosphäre an; indessen scheint hier eine höchst sonderbare Ausnahme Statt zu finden, nämlich bey der Biene, welche die innere Wärme der warmblütigen Thiere zu haben scheint.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Colombo-amerikanische Urkundensammlung.

Was den berühmten Entdecker eines neuen Welttheils berührt (so drückt sich der Freyherr v. Zach im jüngsten Heft seiner Correspondence astronomique aus), kann der guten Aufnahme versichert seyn, und muß nicht blos Theilnahme finden, in Genua seinem Vaterlande, in Italien seiner Wiege, in Europa seiner Heimath, sondern in bey-

den Hälften des Erdballs, deren die eine ihm so zu sagen ihr Daseyn verdankt.

Was ließe sich aber von Christoforo Colombo, dem großen Seefahrer, noch sagen, das nicht längst schon in allen Sprachen und Mundarten, von einem Pole zum andern, bereits wäre gesagt worden?

Vieles ist allerdings gesagt worden, und man glaubte auch Alles gesagt zu haben, während noch sehr viel Ungesagtes zurückblieb, welches, verborgen, vergessen oder vernachlässigt, zur öffentlichen Kunde nicht gelangt ist.

So wären es denn wirklich bisher unbekannte und ungedruckte Urkunden über den großen Mann und seine unsterbliche Entdeckung, die nun bekannt gemacht werden sollen? Allerdings wird dieß, zum Erstaunen und ohne Zweifel auch zur großen Freude des Publikums, allernächst in Genua, seiner Vaterstadt, geschehen. Es sind diese Papiere bisher den Geschichtschreibern unbekannt geblieben, sie werden manchen Irrthum aufdecken, viele Zweifel lösen und neues Licht über ein der menschlichen Gesellschaft höchst wichtiges Ereigniß verbreiten. Von gewagten Voraussetzungen, von willkürlichen Vermuthungen, von verkappten Uebergehungen und von nationellen Vorurtheilen wird hier weiter nicht die Rede seyn; Thatsachen werden einzig nur sprechen, und die Wahrheit wird in vollem Lichte glänzen.

Die Sammlung erscheint auf Geheiß der Decurionen des Magistrats der Stadt Genua, und sie wird den Titel führen:

Codice diplomatico Colombo-americano, ossia Raccolta di documenti originali e inediti spettanti a Cristoforo Colombo, alla scoperta ed al governo dell' amonica, pubblicato per ordine degl. Illustrissimi Decurioni della città di Genova.

Die Ausgabe des Werks ist einem würdigen und sachkundigen Mann übertragen, welcher der Urkundensammlung eine historisch-kritische Einleitung vorsetzen wird.

Der Colombo-amerikanische Codex wird enthalten: Die zwischen den Monarchen Hispaniens und Colombo geschlossenen Verträge; die ihm und seiner Familie ertheilten Privilegien; die demselben zum Behuf der Bevölkerung und Kolonisirung der neu entdeckten Länder bewilligten Subsidien; die vom spanischen Kabinete an seine in der neuen Welt aufgestellten königlichen Behörden erlassenen Schreiben; die gegen Colombo geführten Beschuldigungen und Klagen; die Verletzung der ihm zustehenden Rechte und die neuen von den spanischen Monarchen ihm gethanen Verheißungen, nachdem seine Unschuld zu Tage gekommen war; die Bulle von Alexander dem Sechsten; drey von Colombo selbst verfaßte Denkschriften zu Rechtfertigung seines Betragens und zu Vertheidigung seiner Ehre; zwey von ihm eigenhändig erlassene Schreiben an einen seiner Mitbürger in Genua vom Geschlecht der Oderico; die ihm vom Magistrat von St. Georg in Genua ertheilte Antwort u. s. w.

Alle diese in spanischer Sprache verfaßten Schriften sollen in der Urschrift mit diplomatischer Genauigkeit und unveränderter Rechtschreibung, von einer gegenüberstehenden wörtlichen italienischen Uebersetzung begleitet, abgedruckt werden.

Die typographische Ausstattung endlich soll dem innern Werthe des Werkes entsprechen. Der Quartband wird mit dem Bildniß Colombo's geziert seyn, das nicht wie alle bisherigen ein Idealbild ist, sondern dem marmornen Brustbilde enthoben ward, welches auf seinem Denkmale in der Stadt Genua befindlich ist. Zwey Facsimile's seiner Handschrift sollen hier zum Erstenmal, nach den Originalbriefen an Oderico zu Genua, in Steindruck geliefert werden, und die Ausgabe des Werks ist um die Mitte des Jahres (1823) verheißen.

Anekdote.

Ein Londoner Arzt, Dr. Jebb, besuchte einen Edelmann, von dem er fünf Guineen für jeden Besuch erwartete; er empfing aber nur drey. Da er vermuthete, daß es ein Betrug des Haushofmeisters gewesen, aus dessen Händen er das Geld empfangen, ließ er bey dem nächsten Besuch die drey Guineen vorsätzlich fallen. Man hob sie auf und gab sie ihm auf's neue. Er aber behielt noch immer die Augen auf den Teppich gerichtet. Der Lord fragte demnach, ob alle die Guineen gefunden worden. „Es müssen deren noch zwey am Boden liegen," erwiederte der Arzt, „denn ich habe nur drey." Der Wink ward verstanden, und der Doktor erhielt seine fünf Guineen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Beschluß.)

Unser Kupferstichkabinet hat durch seinen neuen Conservator, den in der Kunstliteratur hinlänglich bekannten Herrn Brewillet, schon bedeutend gewonnen. Der Saal, in welchem sich diese Sammlung befindet, ist nach seiner neuen Herstellung wahrhaft herrlich, so wie die Einrichtung musterhaft. Möge nun auch bald manchem innern Gebrechen abgeholfen werden. Wir wollen hier nur anführen, daß mehrere Blätter von Rembrandt, wie die Verspottung und Kreuzabnehmung, auffallend schlecht, so wie alle Blätter dieses Meisters auf äußerst steifen Cartons, geschmacklos aufgezogen sind. Ein weiterer Uebelstand ist es, daß die Musées, die voyages pittoresques und ähnliche kostspielige Werke nicht eingebunden vorgezeigt, folglich vor der Zeit abgenützt und verdorben werden. Die vielen Copien endlich durch Originale zu ersetzen, ist eine Hauptaufgabe der Direktion, allein, wie wir wohl wissen, nicht das Werk von Monaten. — Noch müssen wir einer in-

kreſſanten Sammlung erwähnen, nämlich des (für ſich ſelbſt beſtehenden) Cabinets der Original-Handzeichnungen, das reich und vollſtändig die Arbeiten der Meiſter aller italiäniſchen und deutſchen Schulen bis auf die neueſte Zeit enthält. Dieſer Sammlung iſt (etwas ſeltſam) auch jene der elfenbeinernen Schnitzwerke einverleibt, die in ihrer Art auch merkwürdig iſt, und die Werke von Michael Angelo, Fiamingo ꝛc., ſo wie der deutſchen Künſtler: Bettel, Angermayer, Odelbaſen, der Churfürſten Max I. und III. ꝛc. enthält. Man ſtaunt über die Maſſen von Elfenbein, deren Werth als rohes Material auf vierhunderttauſend Gulden geſchätzt wird. Beyde Sammlungen wurden ſeit geraumer Zeit in einigen feuchten Zimmern des Erdgeſchoſſes der Maxburg aufbewahrt, wo bereits Moder und Schimmel die Kunſtwerke zu benagen anfing, bis ihnen vor Kurzem ein ſchönes Lokal im erſten Stocke eingeräumt wurde. Dieſe Verfügung iſt größtentheils das Werk des neuen Conſervators, Herrn Profeſſors Hofnaß, der eben damit beſchäftigt iſt, die ihm anvertrauten Kunſtgegenſtände mit Sinn und Geſchmack zu ordnen, und ſo das Publikum, dem bis jetzt von dem Daſeyn dieſer Sammlungen nur wenig bekannt war, mit einem neuen Genuß zu überraſchen. — Ich kann dieſe Abtheilung meines Berichtes nicht ſchließen, ohne ihnen die Nachricht beyzufügen, daß unſer wackerer Stieler, der eben erſt das Portrait der mit dem Kronprinzen von Schweden verſprochenen Prinzeſſin Joſephine von Leuchtenberg gefertigt, nunmehr beſchäftigt iſt, das Bildniß der hochverehrten Königin von Würtemberg zu vollenden.

Die Wiederaufbauung unſers großen Hoftheaters wird nächſtens beginnen, man ſieht bereits Anſtalt dazu machen. Da es weder an Geld noch an Händen fehlt, ſo dürfte binnen Jahresfriſt der Bau vollendet ſeyn. Die Cabinetsordre des Königs, kurz vor ſeiner Abreiſe erlaſſen, daß, was architektoniſche Formen betrifft, der Bauplan des verſtorbenen Fiſcher beybehalten werden ſoll, hat im Publikum viel Vergnügen erregt. Wie freut ſich nicht mancher Theaterfreund, in jenem herrlichen Tempel ſeinen alten Platz wieder einzunehmen, als hätte er ihn geſtern erſt verlaſſen. Um Mitte Februar haben die Darſtellungen im alten Hoftheater, das bald wieder hergeſtellt war, begonnen. Da Garderobe, Dekorationen, Balletpartituren ꝛc. ein Raub der Flammen geworden, und ſolche nachzuſchaffen nicht das Werk von Monaten iſt, wenn auch der Anſtalt größere Fonds zu Gebote ſtünden, ſo mußte das Publikum nothwendig Anfangs auf Diät reduzirt werden. Daſſelbe fand ſich ſehr bald in die bürgerliche Koſt, auch ſind ja ſechs Schüſſeln, ſchmackhaft zubereitet, den koſtbaren Schaugerichten vorzuziehen, welche nur die Sinnen reizen, ohne Nahrung zu geben. Das Kernluſtſpiel: „die deutſchen Kleinſtädter," ſo wie Goethe's ewigherrlicher „Clavigo," auch mehrere Iffland'ſche Rührſpiele, mit Fleiß und Liebe dargeſtellt, fanden im kleinen Hauſe vielen Beyfall, bis ſpäter Albano, Phädra, Reguins Schillers Braut und der Wittelsbacher Otto in zeitgemäßem Gewande würdig über die Bühne ſchritten. Wir müſſen hier unparteyiſch der Thätigkeit der Intendanz Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die, von allen Seiten beengt, Alles that, den billigen Forderungen des Publikums zu genügen. Ihr Wirken wurde um ſo ſchwieriger, als ſie über die erſten Talente der deutſchen Oper nicht verfügen konnte, denn Madam Veſpermann lag in den Wochen und Demoiſelle Sigl langwierig krank darnieder. — Ein neues Ballet: Die Portraits, von dem ſinnigen Horſcelt, fand zu drey neumalen ausgezeichneten Beyfall. Die Erfindung iſt ohne Aufwand von äußern Mitteln, ungemein artig und die Anordnung des Meiſters würdig. Die italieniſche Oper gab als Neuigkeit: „la testa maravigliosa" mit Muſik von Generali. Einzelne Stücke fanden Beyfall, das Ganze ließ kalt. Dagegen wurden wieder Roſſinis Moſe mit neuer, überaus geſchmackvoller Ausſtattung, und Riccardo e Zoraide deſſelben Meiſters, mit ſeinen ſchwelgeriſchen Melodien, enthuſiaſtiſch aufgenommen. — Mit dem Fortgang des Iſarthortheaters ſcheint das Publikum, das abonnirte wenigſtens, nicht ſehr zufrieden zu ſeyn. Es herrſcht zwar bey dieſer Bühne unläugbar eine große Thätigkeit, aber dieſe Thätigkeit treibt mehr in Blätter, als ſie Früchte trägt. Die Schuld liegt nun wohl nicht im Perſonal, das außer dem trefflichen Komiker Herrn Carl, (Unternehmer und Direktor dieſes Theaters) und ſeiner verdienſtvollen Gattin, mehrere brave Schauſpieler zu den ſeinigen zählt, die Fleiß und guten Willen, und den Satz bewahrheiten, „daß der Menſch Alles (wenigſtens entſetzlich Vieles) auswendig lernen kann." Aber die Direktion ſcheint nicht ſelten ihre Stellung zum Hoftheater, die billigen Forderungen des Publikums, und ihren eignen Vortheil außer Auge zu laſſen. Stücke, die im Hoftheater bey beſſerer Beſetzung niemand mehr ſehen mag, wie z. B. „Fridolin," können noch weniger hier anziehen, und Poſſen, wenn ſie albern und obſcön ſind, wie „das neue Aſchenbrödel" (ein bieſiges Machwerk), müſſen Jeden widern, der nicht roh iſt. Das Reſultat eines ſolchen Verfahrens iſt — ein leeres Haus. Das Publikum iſt mißtrauiſch gegen jede neue Produktion. Die Hebel, mit denen man es ins Theater zu ziehen verſucht, haben ihre Wirkſamkeit verloren. Mag man immer leſen: „Das geſtrige Stück war vortrefflich, das morgige wird noch vortrefflicher ſeyn." Die Leute wiſſen, was ſie davon zu halten haben. — In neueſter Zeit hat das Stück: „Die Flucht nach Kenilworth" (Lembert'ſche Bearbeitung), getheilten Beyfall erhalten, großen und allgemeinen hingegen eine Wiener Zauberpoſſe: „Zemir und Azor" durch Carls gewandtes Spiel als Waberl- (Frauenzimmerfächer) Macker. Ueberhaupt wäre, nach unſrer Meinung, die Zauber- und Teufelsoper das Feld, welches gut bebaut der Direktion reichen Segen bringen würde.

Am 30. März hatte ein intereſſantes Feſt in München ſtatt; es hielt nämlich der alte ehrwürdige Graf Törring-Guttenzell ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum. Von Seite des Hofes konnte dem Feyernden, außer einem herzlichen Glückwunſch ſeines Monarchen, keine Auszeichnung zu Theil werden, denn was Verdienſt, Glück und Geburt gewähren können, iſt ihm längſt geworden. Er iſt Miniſter, Präſident des Staatsraths, Reichsrath, Großkreuz verſchiedener Orden, Majoratsherr ꝛc. Der Staatsrath aber ließ zur Feyer ſeines verehrten Präſidenten eine große goldene Denkmünze prägen, die auf der einen Seite eine paſſende lateiniſche Inſchrift, auf der andern aber — das Wappen des Gefeyerten enthält. Da das Feſt dem ergrauten Staatsmann und nicht dem ahnenbewährten Grafen galt, ſo tadelte man es, daß nicht das Kopfbild des Grafen die Medaille ziere; doch freylich verdient auch dieſes Wappen, eines der älteſten in Deutſchland, die Ehre der Präconiſation. Das Geſchlecht der Törring blüht, wie erwieſen werden will, elf Jahrhunderte in Bayern. Der Stammvater Allwig Thorringer war um das Jahr 735 Stallmeiſter des Herzogs Taſſilo II. — Der Miniſter Graf Törring iſt wegen ſeines ſtreng rechtlichen Charakters, ſeiner ſeltnen Kenntniſſe (vorzüglich im Finanzfache) und ſeiner warmen Anhänglichkeit an König und Vaterland allgemein hochverehrt. Auch der dramatiſchen Welt hat er ſich denkwürdig gemacht, denn er iſt der ungenannte Verfaſſer zweyer Schauſpiele, die ſeit vierzig Jahren auf den Repertoires ſtehen: „Caſpar der Thorringer," und „Agnes Bernauer."

Beylage: Kunſtblatt Nr. 38.

Nr. 38.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. Mai 1823.

Etwas über Antonio Canova.

An Friedrich von Matthisson.

Klein wird der Kreis, die Abendwolken senken
Sich tief herein;
Wer übrig blieb muß manchem Angedenken
Schon Seufzer weihn.

Salis.

Auch Canova ist hinüber ins Land der schönen Seelen! Groß als Wiedererwecker der bildenden Kunst, unvergeßlich liebenswürdig als Mensch, begleitet in das hehre Jenseits, vom lauten Segensruf, und den Wehmuthsthränen Unzähliger, denen er väterlicher Freund und Wohlthäter war. *) Lieber Matthisson, Rom, das Rom aller Zeiten ist für mich im besonderen Sinne die geweihte Stätte der Erinnerung geworden: Wie manches heilige Grab hätte ich dort zu bekränzen, würde es mir vergönnt, noch einmal die immer grünen Auen zu begrüßen, „wo Lethe's Frieden um stille Fremdlingsgräber schwebt."

Fernow, den ich nur in Rom kannte, mir nur dort denken kann, wo er einzig lebte: Angelika die Holdselige! Zoega der Unvergeßliche! der Unersetzliche! der Engelgreis d'Agincourt, Gmelin der an gediegenem Werthe so Unerschöpfliche! und nun Canova!!

Da du diesen lezteren persönlich weniger kanntest und er so sehr gekannt zu seyn verdiente, gerade in dem, was dich, den feinen Kenner moralischer Grazie, tief angesprochen haben würde, so will ich dir aus der Erinnerung glücklicher Stunden entwerfen, das Bild des Menschen Canova im leichten Umrisse darzustellen suchen, so wie er mir erschien, umgeben von milden Lüften der heitersten Humanität und einer naiven Anmuth voll, welche ich nur in diesem unverderbbarem Sohne der Natur, so vereint fand.

Ich hatte im Winter 1802 — 1803 die Freude, Canova persönlich kennen zu lernen; allein vom ersten Anblicke an neigte ein sympathetischer Zug Bonstetten ihn und mich schneller zu einander, als dieß vielleicht sonst mit ihm, und der Mehrzahl der Fremden, die dem Hochgefeyerten zu huldigen kamen, der Fall seyn mochte. Wir liebten ihn, und meine neunjährige Ida, schon in der frühaufbrechenden Knospe, gehörte, wie immer, zu jedem Herzensvereine deines Freundes und ihrer Mutter.

Canova stand damals in voller reifer Lebenskraft und auf dem Gipfel seines Ruhmes. Seine Gestalt war eher klein zu nennen, von etwas untersetztem kräftigem Bau; hellbrauner von Farbe, wie Italiener es gewöhnlich sind, blaß, aber gesund aussehend; scharfbezeichnete allein nicht gerade ausgezeichnete Gesichtzüge, belebt von einer außerordentlich beweglichen und feinen Physionomie; die hohe Stirn und das tiefliegende schwarze Feuerauge, Gedankenfülle verkündend, und Genie ausstrahlend: leicht und behende in den Bewegungen, und über alles frey und hingebend im ganzen Wesen. Jede mit ihm verlebte Stunde war ein Fest der Seele; er mochte uns nun in einem seiner Studien empfangen, oder uns in unserer romantischen Wohnung der Villa di Malta besuchen, immer war seine Unterhaltung, gleich willig gebend und empfangend, höchst genährt, frey und interessant: denn angenehm und unterrichtend konnte man sich mit ihm über alle Gegenstände der Geschichte, Literatur und Kunst unterhalten, da er sehr gebildet, freysinnig und voll der edelsten Unpartheylichkeit war.

Von dieser lezteren und von jeder Abwesenheit einer kränklichen reizbaren Persönlichkeit bey ihm, werde ich dir einige flüchtige Züge entwerfen, und dir die offne großartige Schönheit seines Charakters so enthüllen, wie er es mir gethan, und dabey unser Wiedersehn und die fortgesezte Freundschaft, während der Jahre 1807 bis 1810, mit der ersten Bekanntschaft zusammenverschmelzen, indem Personen und Verhältnisse dieselben waren.

*) Canova's gütige wohlwollende Sinnesart, so wie seine königliche Großmuth sind allgemein bekannt. — Allein er war außerdem der treue Rathgeber und die Stütze junger Künstler, und überhaupt unermüdet in jeder Wohlthätigkeits-Uebung.

Anm. der Verf.

Ich war oft, sehr oft, bald in diesem bald in jenem seiner verschiedenen Studien, allein oder begleitet von meinen Freunden unter den römischen Künstlern: — frey redete man über das Vorstehende, und seine so äußerst mannichfaltigen und vielseitigen Arbeiten zogen mich an, entzückten mich, indem andere mich abstießen oder auch unbefriedigt ließen.

So hatte ich mit tiefer Bewunderung seine erste Porträtbüste des damals ersten Konsuls gesehen, welche ich jeder von den Alten gleichstellte: Ein Meisterstück der Charakteristik, der Physionomik und der feinsten Kunst des Modellirens. Als nun die heroische Statue des Kaisers (im Jahre 1807 glaube ich) aus seiner Hand hervorgegangen war, hatte Canova die auszeichnende Güte mich einzuladen, das noch nasse Modell zu sehen. Dieß ist immer ein wahres Fest für mich, denn der warme Anhauch des Gefühls, der Gedanke des Bildners scheint ein solches Modell noch zu umschweben, und dieses geistige Leben erstirbt auch im vollendetsten Gypsabgusse. Die Statue schien mir im Ganzen überblickt harmonisch, grandios und schön, doch hatte ich einige Zweifel: Er sehr fein beobachtend, bemerkte das: „Ma parlate" sagte er aufmunternd, „ditemi tutto quel che pensate." Da sagte ich ihm: „der Arm, der die Weltkugel trüge, schiene mir etwas ärmlich an Muskeln." Régardez à présent bien attentivement (antwortete er, wie immer, abwechselnd französisch redend) und ließ die Statue vor mir rund um drehen, „le trouvez vous encore"? Ich bejahete es: „J'y penserais" war seine Antwort. Darf ich zu seiner Ehre und nicht zur Befriedigung einer kleinlichen Eitelkeit hinzusetzen, daß er nach einigen Tagen kam mir zu sagen: „avete avuto ragione, ho mutato quel braccio." Fernow hatte mir im Zeitraum von 1803 bis 1805, während ich in Kopenhagen schwer und lange krank danieder lag, seine Abhandlung über Canova zugeschrieben, ich aber nichts davon erfahren; einsmals (es mag wohl auch im Jahre 1807 gewesen seyn) als ich bey Canova im Studium bin, sagt er mir beym Weggehen mit einem Ausdrucke freundlich-wehmüthigen Vorwurfs: „Mais comment avez vous permis à votre ami Fernow de vous adresser une telle lettre sur mon compte"? Aeußerst überrascht, erwiederte ich ihm: „in diesem „Augenblicke das erste Wort zu erfahren; daß ich ihm aber zu „vorsagen wollte: daß ich mit Fernow oft in den Grundsätzen, „seltener in der Anwendung derselben, noch seltener aber „mit seiner Art seine Meinungen zu äußern, übereinstim„mend sey." Als ich Fernow's Abhandlung las, fand ich obiges vollkommen bestätigt, redete aber nicht wieder mit Canova über eine Sache, welche ihn tief verwundet haben mußte, obgleich er unverändert derselbe für mich blieb, und selbst zu wahrhaft war, um in meine Wahrhaftigkeit selbst hier, wo sie problematisch erscheinen konnte, den mindesten Zweifel zu setzen.

Nie war Canova liebenswürdiger, als wenn er lebhaft erzählend, oder in der Fülle des Herzens, in das angenehmste aller Patois, seinen vaterländischen venetianischen Dialekt ausbrach. Das künstlerische Wohlgefallen, die väterliche Freude an meiner Ida Wohlgestalt, ihr Gesang, und ihre Pantomime begeisterten ihn oft hiezu und brachten ihn zu den drolligsten Exklamationen.

Eines Tages führte er mich allein durch sein größtes Studium: Ich hatte mein ganzes inniges Entzücken vor Amor und Psyche, der Hebe, einigen herrlichen Porträtstatuen, den isolirten Figuren zum Grabmale der Erzherzogin Christine, den ersten Tänzerinnen u. s. w. ausgesprochen, und glitt nun schweigend, unter den colossalen Gruppen, des wüthenden Herkules und Lichas, und des Theseus und Minotaurus hin: da sagte er lächelnd: „Je vois bien que vous n'aimez pas mes Colosses" und ich: „franchement avoué, je préfère vos Hebes, vos Psyches, vos Amours, et vos Venus": Er schwieg freundlich milde. Seine Colossen aber waren ihm sehr ans Herz gewachsen. Allein seine büßende Magdalena war nun gar sein Liebling. Vor diese führte er mich ein anderesmal. Ich aber hatte dieß äußerst sonderbare Kunstwerk schon öfter gesehen, und meiner Ueberzeugung nach gewürdigt. Schweigend stand ich mit ihm davor, und er dießmal ein bischen pikirt sagte: „Eh bene, non vi piace"? „Cher Canova, il me parait que vous avez là peint avec le Ciseau, comme Raphaël Mengs à souvent sculpté avec le Pinceau." Er konnte das Lachen nicht lassen, und lachend rief er aus: „Per bacco, potrebb' essere che avreste ragione!" Ueber Thorwaldsens erste Statue, den herrlichen Jason, sagte er mir bey deren erster überraschender Erscheinung (1803) Quest' opera di quel giovane Danese, è fatta in uno stilo nuovo e grandioso.

Als ich einstmals unvermuthet in Canova's Werkstatt trat, fand ich ihn ämsig an der Vollendung eines seiner gelungensten Venusbilder meißelnd. — Er trat mir entgegen mit einer Art von Unmuth in der Geberde, den ich für Unwillen über die Störung hielt, und gleich wieder gehen wollte; nó, non è questo (sagte er freundlich) ma son già quattordici giorni ch'io sudo intorno à quel maladetto Giuocchio — sarebbe pure stato meglio ch'io mi fosse fatto pittore!" lachend antwortete ich, ob er denn das je versucht hätte? „Signora sì: (antwortete er) e domani vi mostrerò gli miei quadri."

Wie ein Liebhaber den Freund zum Bilde der Jugendgeliebten, führte er uns Tages darauf in seine bescheidene Wohnung, wo er die vor zwölf Jahren bey einem Aufenthalte in der Gegend seiner Geburt *) verfertigten Ge-

*) (Possagno) heißt das Dorf wo er geboren ward, aber er hielt sich, glaube ich, damals in Bassano bey seinem Freunde und Beschützer dem edlen Senator Rezzonico auf.
Anm. der Verf.

mälde aufbewahrte, und vor denſelben erzählte er uns wie ſolche entſtanden.

„Ich hatte nichts zu thun, und es ſtand mir ein ſehr ſchönes Modell zu Gebot, allein ich verſtand nicht zu malen: Mehreremale hatte ich Luſt gehabt es zu verſuchen, aber die Herren von der Kunſt, welche ich um Rath fragte no facevano il mistero della santissima trinità! Das machte mich ungeduldig, ich kaufte Leinen, Farbe, Palette und Pinſel, und malte, was Sie hier ſehen: Aber den Grund verſtand ich nicht zu untermalen, daher Sie überall den Faden der Leinwand durchſehen werden, wenn Sie acht geben.“

Dieſe Gemälde (es ſind die Wände eines mäßigen Zimmers damit bedeckt) meiſt in oder ein wenig unter Lebensgröße leicht und wie alla prima hingemalt, ſind dem Farbentone und ſelbſt der Carnation nach, etwas von dem Wahrſten und Reizendſten, welches zu unſern Zeiten gemalt worden: Und in dieſem Pinſel durch dieß venetianiſche Auge für Farbe geleitet, wären vielleicht Titians Kraft der Farbe, und Correggio's Reiz zuſammengefloſſen, wenn nicht der frühe Trieb zur Plaſtik vorgewaltet hätte;— und ſo ward aus dem von der Natur hoch begünſtigten Maler der große, aber nur zu oft malende Bildhauer.

Dieſe anmuthig geſtellten und gruppirten Figuren; und liegenden und ſitzenden Geſtalten ſind gleichſam (wie höchſt bemerkenswerth iſt dieß!) ohne Umriß wie aus Lilien und Roſen und etwas geiſtigem Schatten zuſammengeblaſen, ſo daß ſie mehr den Erſcheinungen eines wollüſtig träumenden Dichters, als der Wirklichkeit ähneln; doch ſind alle voll Unſchuld. Die Venus iſt eine zärtliche Mutter mit ihrem holden Kinde, als Venus; die Grazien ſind liebend ſich umfangende Schweſtern, als Grazien: bey einem Mägdlein, welches ſich das Hemdchen überwirft, iſt der Zauber der Tinten im Contraſt des Leinens mit der zarten Haut, zum Bewundern wahr und reizend. Ein Greiſenkopf aber und ein Held, zeigen alles Leben der venetianiſchen Schule, in kraftvoller Carnation. Zu bemerken iſt: daß dieſe Gemälde nach zwölf Jahren noch friſch waren, wie von der Palette, und alſo nur an Harmonie gewonnen haben.

Auch liebte Canova ſeinen Pinſel, und es hieng ſein Feuerauge an dieſen Bildern mit dem vollen Liebesblick einer Jugenderinnerung.*)

*) Während ich dieß niederſchrieb, ward mir von einem jüngſt aus Italien zurückkehrenden Freunde (und welcher Antonio Canova dort gekannt, das heißt geliebt hatte) erzählt: er habe das Altarblatt der von ihm an ſeinem Geburtsorte nach eignem Plane erbauten Kirche auch ſelbſt gemalt. Chriſtus vom Kreuz abgenommen, zwiſchen den Frauen und Jüngern, und oben der ewige Vater aus den Wolken herabſchauend und im himmliſchem Lichte ſtrahlend. Die grandioſe Darſtellung, die der Künſtler malte!

Im Frühlinge 1809 hatte Canova das Modell zu der equeſtren Statue Bonaparte's vollendet, und ich hatte den Genuß, daſſelbe mit ihm zu ſehen. Das Pferd war noch nicht fertig, und die Statue auf einer künſtlichen Vorrichtung placirt. Es war eine allerliebſte Arbeit, nur zu allerliebſt! Denn alle angenehmen Züge der ſehr wohlgebildeten, und ſich untereinander ſehr ähnlichen Familie, hatte er im Ausdrucke vom Geſichte des Imperators zuſammengetragen. „Mais mon cher Canova vous rendrez donc la Posterité amoureuse de ce cruel Conquerant! ce n'est pas là l'expression du premier Buste!“ Raſch antwortete er „ah quest' occhi de pesce morto, metteranno paura ai nostri nipoti!“ *) Er konnte ſich mit einem Worte nicht entſchließen das trocken-ernſte herrſchend-gebietende Bild, ſeiner ganzen Wahrheit nach, ſo oft zu wiederholen. Allein vielleicht ſpricht nichts genauer aus, und bezeichnet eigenthümlicher ſeinen ganzen Charakter als Menſch und Künſtler zugleich, als die folgende Anekdote.

Wir bewohnten im Sommer 1808 die kühle Berghöhe von Albano. Im Frühling des Jahrs hatte Thorwaldſen ſeinen Mars modellirt; und während des Sommers die Statue des Adonis. Eines Morgens früh wurden wir aufs angenehmſte, in unſerer Einſamkeit durch einen Beſuch unſers lieben Canova überraſcht, welcher uns ſagte den Tag mit uns zubringen zu wollen. Es war noch früh und wir gingen hinab in die romantiſche Villa Doria und wandelten langſam durch die duftigen Schatten. Auf einmal ſtand Canova ſtill, und fragte: „avete veduto quell' ultima Statuetta del vostre Compatriota“? Ich antwortete ich ſey durch die Hitze davon abgehalten worden. Mit großer Lebhaftigkeit erwiederte er: „Questa Statua è bella, è nobile, è piena di Sentimento; el vostro Amico davvéro è un Uomo divino! Darauf hielt er einen Augenblick inne, und fügte auf franzöſiſch hinzu“: Il est pourtant dommage que je ne sois plus jeune. **)

Welch' ein deiner würdige Gedanke, war dieſe vielleicht letzte deiner irrdiſchen Beſtrebungen!

Anm. der Verf.

*) So beſchrieb er mir ſchon 1802, als er vom Modelliren der Büſte aus Paris zurückkam, den todtkalten Blick, und das glanzloſe Auge Napoleons, ſobald er in ſich ſelbſt verſank, während er vor ihm ſaß.

Anm. der Verf.

**) Wie verſchieden von dieſer freymüthigen, großartigen Anerkennung des Verdienſtes von dem Künſtler, welcher Canova ſo unmittelbar auf der Bahn zur Unſterblichkeit folgte, daß nur der Erſte geweſen zu ſeyn, ihm die errungene Palme ſicherte, iſt der Geiſt, in welchem der verdienſtvolle Graf Cicognara ſein klaſſiſches Werk durch den folgenden Paragraphen entſtellte; und einem Gefühle der höchſten Parthevlichkeit Raum gebend, ſich auf eine Weiſe äußerte, ſo wenig entſprechend dem reinen wahr-

Ich war so tief bewegt, so entzückt von der Seelenschönheit, die diese Worte, (so einfach und beynahe bewußtlos hingeworfen) offenbarten; daß ich mein Auge voll Thränen fühlte, und nur den Arm, an dem er mich führte, schweigend an mein Herz drücken konnte! Es gibt Empfindungen so zart, so rein, daß sie auch nicht die Verkörperung ins Wort ertragen. Canova verstand mich vollkommen.

Ich wende zum Schlusse dieser Züge aus Canova's mir so unaussprechlich liebgewordenem Charakter noch folgende Worte des unsterblichen Sängers der Messiade auf den geliebten Verklärten an:

Er war
Reines Herzens, vom Stolz nicht entehrt, die menschlichste Seele.

Friederike Brun, geb. Münter.

---

heitliebendem Sinne seines edlen Freundes Canova, zu dessen Ehre doch diese diktatorische Erklärung wider eine Anzahl bedeutender Künstler ausfallen sollte, und das verächtliche Beyseiteschieben desjenigen unter ihnen, welchen man der bewundernden Mitwelt doch nicht als einen, di fiacchissima lena bezeichnen konnte.

Cicognara Storia della scultura Vol. 2. pag. 110 — 111. Se Michel Angelo dominò nel suo secolo sù perche gli altri, singolarmente nella scultura, avevano assai meno ingegno di lui: ne però tanto poco che non si sentissero vigore e ardire di andargli dietro. Sì vedrà egualmente che nel nostro secolo *) Canova non ha un imperio eguale a quello ch'ebbe Michel Angelo perchè la superiorità sua è tanta che agli altre non basta pur l'animo di seguirlo. Buonarotti abusò forse dei mezzi dell' energia, della forza che trovò in tutti più o meno sparsa e della quale possedeva gran dose, Canova trovò l'arte affievolita languida corrotta, e fiacchissima lena avevano *tutti quelli* che pur s'accingevano a seguirlo." Des Herrn Grafen Cicognara Werk aber ward vollendet, zwischen den Jahren 1810 (in welchem ich das Vergnügen hatte ihn zu Rom zu kennen) und 1816 gerade in der Epoche, in welcher Thorwaldsens Genie sich am glänzendsten entwickelnd und vom bewundernden Europa laut anerkannt, im vollen Mittagsglanze strahlte.

Anm. der Verf.

---

a) In welchem? In der letzten Hälfte des 18ten lebten Sergel, Wiedewelt, Trippel. Im 19ten traten Danneker, Schadow, Thorwaldsen und Rauch auf.

Malerey.

Paris, den 23. März 1823.

Hr. Ternite, ein junger preußischer Offizier, verließ kürzlich Paris, wo er sich ungefähr zehn Jahre lang aufgehalten hat, um das Studium der Malerey zu treiben. Er hielt sich mit vielem Erfolg zur Schule des Hrn. Gros. Im Laufe seiner Studien erfüllte ihn ein Gemälde des Johann von Fiesole mit solcher Bewunderung, daß er seine Bekanntmachung beschloß. Es ist die Krönung der Jungfrau Maria, unter welcher der Maler in einer horizontalen Linie die Auferstehung Christi und die Wunder des heil. Dominikus in sieben kleinen Bildern nebeneinander darstellte. Dieses Gemälde, früher als die Oelmalerey, welches von dem Meister für eine der Kirchen seines Vaterlandes ausgeführt wurde, hat auch nie die Kirche des heil. Dominikus zu Fiesole, wie ich glaube, verlassen, außer um nach Frankreich zu wandern. Es zeichnet sich durch das Einfache und Natürliche, so wie durch die große Mannichfaltigkeit des Ausdrucks der Figuren durchgängig aus. Hr. T. machte funfzehn Zeichnungen in der Größe des Originals, welche sodann von Hrn. Forsell in Umrissen gestochen wurden. Hr. Aug. Schlegel, ein Mann von Geist, Geschmack und Talent, verband damit sehr anziehende Bemerkungen über das Leben des Johann von Fiesole und den Gegenstand des Gemäldes.

Hr. T., auf welchen durch diese Unternehmung bereits die Blicke der Kenner gerichtet wurden, beendigte seine Studien in Frankreich durch die Ausführung eines Johannes in der Wüste, welchen er seinem Könige, als einen Beweis seiner Ehrerbietung, übergeben will. Die Figur ist in Lebensgröße und bis zur Mitte des Schenkels dargestellt. Der Heilige, in einer Bewegung voll begeisterter Liebe, erhebt seine Augen zum Himmel, und kreuzt die Arme entzückt über der Brust, gegen welche er das Crucifix drückt. Der Kopf hat einen edlen Charakter, das Nackte ist im Allgemeinen gut studiert, und von schöner Farbe. Das Ganze fällt gut in die Augen, weil alle Theile sich gehörig verbinden und die Figur des Johannes sehr hervorheben.

In meinem Bericht über die ersten Gemälde, welche im Diorama ausgestellt waren (Kunstblatt vom 3. Febr. 1823. Nr. 10.), drückte ich den Wunsch aus, es möchten die Künstler, welche diese Anstalt gegründet haben, auch französische Orte und Denkmäler wählen. Was ich gewünscht habe, ist kürzlich durch die Darstellung des Hafens von Brest geschehen, welcher an die Stelle des Thals von Sarnen kam. Der Hafen, die Schiffe, welche er enthält, die Bauten, die ihn rings umgeben, bilden verschiedene Theile einer Aussicht, deren Begränzung der Horizont und zum Theil auch die Stadt ist, welche sich amphitheatralisch erhebt und rechts den alten Wällen nähert, neben denen der Zuschauer steht.

Die Verfertiger dieses Gemäldes haben, um die Täuschung zu vermehren, aus einem der entfernteren Theile einen Rauch aufsteigen lassen. Wirklich brachte auch dieses Kunstwerk bey seiner pünktlichen Ausführung eine herrliche Wirkung hervor. Dessenungeachtet zieht dieses Gemälde, wenn schon sehr gut ausgeführt, weder so sehr an, noch versetzt es so gut in die Wirklichkeit, als das, welches eine Capelle der Cathedrale in Canterbury vorstellt. Die Täuschung ist nicht so vollkommen, die Natur nicht mit gleichgroßer Wahrheit wiedergegeben, man vergißt nicht so leicht, daß man vor einem Gemälde steht, und doch, ich muß es wiederholen, erforderte seine Ausführung sehr viel Talent und Geschick.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Mai 1823.

Sprichst du von der Liebe Leiden?
Denk' auch an der Liebe Glück!
Wird dir schwer das letzte Scheiden?
Denke nur, du kehrst zurück!
Wiedersehn! der Augenblick
Lohnt für langes Mißgeschick.

Des Schiffers Lied.

Dir, Liebchen, tönt des Schiffers Sang;
Den Kahn mag Wind und Welle treiben,
Durch Strudel und durch Klippen bang,
Dir, Liebchen, tönt des Schiffers Sang.
Er träumt von dir wol Nächtelang,
Wird ewig treu der Liebe bleiben:
Dir, Liebchen, tönt des Schiffers Sang,
Den Kahn mag Wind und Welle treiben.

Dir, Liebchen, tönt des Schiffers Sang;
Wenn Stürme wild den Nachen heben,
Wenn um ihn spielt der Wellen Klang,
Tönt, Liebchen, dir des Schiffers Sang.
Des Erdenlebens Qual und Drang
Steht er vor deinem Bild entschweben:
Dir, Liebchen, tönt des Schiffers Sang,
Sein Herz bleibt ewig dir ergeben.

Dir, Liebchen, tönt des Schiffers Sang;
Zum Strande fliegt sein Kahn bald wieder,
Dann tönt hinauf zum Felsenhang
Dir, Liebchen, deines Schiffers Sang.
Du bliebst ihm treu, du harrtest bang,
Du eilst zum Blüthenstrande nieder:
Dann, Liebchen, schweigt des Schiffers Sang,
Im Glück versiegt der Strom der Lieder.

Adrian.

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Eine der wunderbarsten Erscheinungen in der animalischen Schöpfung, die der bisherigen Theorie der thierischen Wärme zu widersprechen scheint, und wodurch sich der unerschöpfliche Reichthum der Natur auf eine merkwürdige Art zeigt, ist der dem Tode ähnliche Winterschlaf des Murmelthiers, der Schwalbe und anderer warmblütigen Thiere. Die Murmelthiere verkriechen sich zu Anfange des Winters in ihren unterirdischen Wohnungen, die sie mit der größten Sorgfalt für ihre Bequemlichkeit einrichten, mit Lebensmitteln für den Fall eines zu frühen Erwachens versorgen, und gegen das Eindringen der äußeren Luft verstopfen. Hier bringen sie die kalte Jahreszeit, ohne alle Nahrung, in einem tiefen Schlafe zu, während dessen das Athemholen und der Umlauf des Blutes allmählig aufhört, und die innere Wärme bis auf einen Grad über dem Gefrierpunkt abnimmt. Dieser eine Grad scheint gleichsam als ein Unterpfand zurückzubleiben, so daß der völlige Tod nicht da ist, sondern daß ihnen eine Auferweckung bevorsteht: denn alle übrigen Zeichen des Lebens hören auf. Selbst die Empfindung verlieren sie, und der Siebenschläfer läßt sich verbrennen und zerschneiden, ohne

ein Zeichen des Lebens oder des Schmerzens von sich zu geben. Es hören also alle Handlungen bey ihnen auf, die das thierische Leben ausmachen; und doch scheint dieser Schlaf sogar ein Mittel zu seyn, wodurch das Leben dieser Thiere erhalten und selbst über die natürliche Grenze verlängert wird. Der eigentliche Zweck, den die Natur hiebey hat, ist noch ein Geheimniß, wiewol es wahrscheinlich ist, daß diese Thiere durch diese Einrichtung vom Hungertode gerettet werden, dem sie sonst, aus Mangel an Nahrung, in der kalten Jahreszeit ausgesezt seyn würden. Sobald sie durch die rückkehrende Wärme aus ihrem Winterschlaf erweckt werden, stellt sich Gefühl, Athemholen, innere Wärme, Kreislauf des Blutes und Hunger wieder ein, und das thierische Leben fängt mit erneuerter Kraft an. Bey plözlich einfallenden warmen Tagen im Winter erwacht das Murmelthier zwar, verläßt aber seine Höhle nicht, weil es draußen keine Nahrung finden würde, sondern nährt sich von dem für diesen Fall gesammelten Vorrath, bis es bey rückkehrendem Froste wieder einschlummert. Ein ähnlicher, doch weit leichterer Schlummer, fast ein Zustand zwischen Wachen und Schlafen, findet bey den Hamstern, Dächsen und Bären Statt, welche lezere sich die Zeit des Winters, wenn sie nicht schlafen, mit Saugen auf ihren Pfoten verkürzen.

Auch im Innern der Bäume und Pflanzen erzeugt die Natur eine Wärme, welche die Temperatur der äußern Luft weit übertrifft, und die Pflanzen gegen den Frost des Winters schüzt. Allein auch diese innere Wärme wird nach und nach erschöpft, wenn die Pflanzen einer zu strengen Kälte lange ausgesezt sind. Es findet in dieser Rücksicht unter den Pflanzen eine weit größere Verschiedenheit Statt, als unter den Thieren. Jede Pflanze erfodert eine gewisse Temperatur, bey der sie sich am besten befindet: und durch dieses Mittel allein ist die Erde, vom glühenden afrikanischen Himmel, bis zum Eise Lapplands, mit der unendlichen Mannigfaltigkeit nüzlicher Thiere, so wie heilsamer und schmackhafter Kräuter und Früchte bedeckt. Allein wegen der häufigen Abwechselungen der Temperatur der Luft, selbst in demselben Klima, war es zur Erhaltung dieser organischen Körper nothwendig, daß sie wenigstens einige Zeit sehr verschiedene Grade der Hize und Kälte ertragen können; sie mußten folglich so eingerichtet seyn, daß sie aus sich selbst, nach dem jedesmaligen Bedürfnisse, mehr oder weniger Wärme erzeugen. Weil dieß aber nothwendig seine Grenzen hat, und jede gewaltsame Anstrengung schwächt, so muß es für jede Gattung ein gewisses Klima, eine gewisse mittlere Temperatur geben, bey der sie am besten gedeihet: so ist Stockholm die Grenze, wo die Buche aufhört fortzukommen, die stärkere Eiche hört erst in dem Klima von St. Petersburg auf. Unter mittlerer Temperatur eines Ortes versteht man nämlich denjenigen Grad des Thermometers, der sich ergibt, wenn man annimmt, daß der Thermometer-Stand das ganze Jahr hindurch immer unverändert gewesen sey, und doch am Ende des Jahres dieselbe Summe von Graden gegeben habe, die das Thermometer wirklich angezeigt hat: man findet sie also, wenn man alle im Laufe des Jahres beobachteten Grade addirt, und die ganze Summe durch die Anzahl der Beobachtungen dividirt. Diese mittlere Temperatur ist der eigentliche Maßstab, nach dem man ein Klima beurtheilen muß. Die heißen Sommertage in Petersburg übertreffen vielleicht die größte Hize, die man in Rom kennt, und die größte Kälte ist in Moskau gewöhnlich stärker, als in Petersburg; dennoch ist das Klima von Petersburg im Ganzen weit rauher, als von jenen beyden Städten: die mittlere Temperatur ist dort nämlich nur zwey Grad über dem Gefrierpunkt, in Rom dreyzehn Grad. Folgende Tafel zeigt die mittlere Temperatur in einigen der bekanntesten Oerter.

Grade des Reaumür'schen Thermometers über Null.

St. Petersburg	2½	Rom	13
Stockholm	4	Montpellier	15
Berlin	7½	Marseille	13½
Wien	8½	Quito	13½
London	9	Algier	18
Paris	9	Kairo	18
Padua	9	Kanton	19
Philadelphia	9	Manilla	20½
Pekin	10½	Jamaika	21½
Bordeaux	11½	Pondicheri	24½

Hiedurch findet man leicht, welche mittlere Temperatur jede Art von Gewächsen erfordert, indem man nämlich das kälteste Land aufsucht, wo dieses Gewächs im Freyen fortkommt; oder umgekehrt, man findet den Erdstrich, der die Grenze eines Gewächses ausmacht, wenn man die Temperatur kennt, die es erfordert. So verlangt z. B. das Zuckerrohr eine mittlere Temperatur von wenigstens 18 Grad, der Kaffeebaum 14 bis 15, die Orange 13 bis 14, der Oelbaum 10 bis 11, die Kastanie 7 bis 8, trinkbarer Wein 7 Grad u. s. w. Der Zucker kommt also in Egypten und Afrika, im südlichen China, in Ost- und West-Indien fort, der Kaffee außerdem im nördlichen Afrika, die Orangen im südlichen Frankreich und Italien; Wein läßt sich schon in der Gegend von Berlin bauen, wenn es gleich kein Tokaier ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Egypten und den Thierkreis von Denderah *).

Vom Freyherrn v. Zach.

Den Griechen und Römern waren Egypten und Indien nicht beſſer bekannt, als uns heutzutage das Innere von Afrika bekannt iſt. Strabo drückt ſich darüber im ſiebzehnten Buch ſeiner Erdbeſchreibung alſo aus:

„Indien, ſagt er, iſt weit von hier entfernt, und nur wenig Römer haben es geſehen; die, welche dort geweſen ſind, ſahen nur einen Theil davon, und was ſie darüber melden, beruht meiſt auf Hörenſagen; ſie haben das Geſehene auch nur flüchtig, nach Art der Kriegsleute, beobachtet. Eben darum berichten ſie nicht das Nämliche von den nämlichen Orten, obgleich ſie über Indien als über ſorgſam geſehene und unterſuchte Gegenſtände geſchrieben haben. Andere, fährt Strabo fort, obſchon ſie dem gleichen Feldzug beygewohnt haben, wie die Begleiter Alexanders für die Eroberung Indiens, widerſprechen ſich einander darum nicht weniger in den Thatſachen, die ſie erzählen.“

Es verhält ſich alſo damit gerade wie bey uns! Die Menſchen bleiben ſich immer gleich. Man will Alles kennen und Alles erklären. Man wird auch den Thierkreis von Denderah erklären; aber nach Weiſe der alten Römer, das will ſagen, widerſprechend; die einen werden ſein Alter auf mehrere Tauſende von Jahren zurückſchieben. Andere werden es auf wenige Jahrhunderte beſchränken. Es mag darum nöthig ſeyn, ſie an das zu erinnern, was ſeiner Zeit der beſtändige und geiſtvolle Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris geſagt hat **), als dieſer Verein im Jahr 1705 von Bianchini die Zeichnung eines in Rom gefundenen marmornen Bruchſtücks einer Himmelskarte, welches dieſer für egyptiſch und griechiſch ausgab, erhalten hatte. Nachdem Fontenelle das Denkmal genau unterſucht und beſchrieben hat, ſchließt er ſeinen Bericht etwas ſchalkhaft, wie er zu thun pflegte, alſo: „Das Uebrige der Himmelskarte iſt im nämlichen Geſchmack verfertigt (Menſchenleiber mit Thierköpfen, egyptiſche Larven), es ſind z. B. Planetenbilder, die beſtimmten Abtheilungen der Thierkreiszeichen entſprechen, zwiſchen denen die alten Sterndeuter angebliche Verwandtſchaften träumten. Ueberhaupt iſt die Himmelskarte ungleich mehr aſtrologiſch, als aſtronomiſch, und deßhalb dann auch außer dem Bereich der Akademie. Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, daß die Geſchichte der menſchlichen Thorheiten nicht ein bedeutſamer Theil unſers Wiſſens ſey, und daß ſich nicht leider manches Fach unſerer Kenntniſſe auf dieſe beſchränke, aber die Akademie hat nützlichere Dinge zu thun.“

Es wird ſich zeigen, ob die kluge Mahnung des Neſtors der akademiſchen Sekretäre Eingang findet. Gewiß und zuverläſſig iſt es leider, daß in dem Kampfe ſeltſamer Meinungen über das Alterthum dieſer Denkmäler nichts Gedeihliches herauskommt, weder für die Wiſſenſchaft, noch für die Erweiterung unſerer Kenntniſſe über die Geſchichte dieſes Volkes, bey welchem wir völlig grundlos einen ſo großen Schatz von Kenntniſſen vorausſetzen. Es wäre Zeit, einzulenken. Wir glauben mit dem beſtändigen Sekretär, daß dieß müßige, eitle, chimäriſche und unnütze Aufgaben ſind, die zu löſen unmöglich iſt und allzeit unmöglich bleiben wird. Wenn jedoch wahr iſt, wie der ſchalkhafte Sekretär meint, daß manches Fach unſers Wiſſens ſich auf die Geſchichte menſchlicher Thorheiten und Irrthümer beſchränkt, ſo erhält die Sache, für den Augenblick wenigſtens, ein verſchiedentliches Intereſſe, indem dadurch neuen Thorheiten entgegen gewirkt und zugleich gezeigt werden kann, daß ſelbſt die Wiſſenſchaften, welche für die erhabenſten gelten, uns nicht allzeit vor Verirrungen ſchützen.

*) Corr. astron. 1812. Vol. 6. p. 446.

**) Memoires de l'Acad. des sciences de Paris. Année 1708, p. 110.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, am 25. April.

Die Oſtertage wollte ich, fern vom Getümmel der großen Hauptſtadt, bey einem Freunde im Aisne-Departement zubringen, und beſtellte daher einen Platz auf einer der drey oder vier Diligencen, die täglich nach Meaux fahren. Durch die Konkurrenz der Spekulanten iſt das Reiſen auf den großen Landſtraßen Frankreichs ſo wohlfeil geworden, daß auch die untern Volksklaſſen dieſer Wohlthat genießen können; daher trifft man in den Diligencen auf jenen Straßen zwar keine ſehr gebildete Reiſegefährten; indeſſen finden ſich immer unter den zwölf oder fünfzehn Perſonen, die zuſammen eingepreßt werden, einige, die ſich miteinander verſtändigen können. Auf dem Wege nach Meaux ſind zwey bis drey Säugammen faſt obligate Perſonen in der Diligence; bey dem Rückwege eben ſo, und die Conducteurs ſind auf dieſe Klaſſe von Reiſenden ſo gefaßt, daß ſie faſt ganz maſchinenmäßig beym Abſteigen ſich anſchicken, die Windelkinder herabzulangen, ehe es ans Anlegen geht. Das Säugen der Kinder iſt zwölf bis zwanzig Stunden um Paris ein großes Erwerbsmittel für die Bauern. Sobald als eine junge und geſunde Bauersfrau in der Gegend aus den Wochen aufſteht, ſo begibt ſie ſich nach Paris, meldet ſich am Ammenbüreau; hier verſchafft man ihr einen Säugling, und iſt der Kontrakt mit den Eltern geſchloſſen, ſo begibt ſie ſich mit ihrem Säugling auf den Weg zu ihrem Dorfe, und wenn das Säugen aufgehört hat, und die Eltern das Monatgeld richtig gezahlt haben, ſo bringt ſie das Kind mit der Diligence wieder zurück. Man hat es Rouſſeau zum großen Verdienſte angerechnet, daß er die Pariſerinnen wieder an das Selbſtſäugen ihrer Kinder gewöhnt habe; eine Zeitlang mag der Genfer Philoſoph dieſes Selbſtſäugen wieder in Mode gebracht haben; allein wie alle Moden, iſt auch dieſe vorübergegangen, und heut zu Tage werden beynahe zwey Drittheile aller in Paris gebornen Kinder auf dem Lande geſäugt. Dieß hat ſein Gutes und ſein Schlimmes. Die Kinder werden in beſſerer Luft erzogen, und den

Bauern zahlt die Pariser Unreinigkeit dadurch einen Zoll, welcher ihren Zustand merklich verbessert; auch die Bevölkerung gewinnt dadurch, indem der Bauer ein eigenes Kind als ein Mittel betrachten muß, ein Pariser Kind in Pension zu bekommen. Anderseits aber kann es nicht fehlen, daß manche Kinder von ihren Ammen, besonders von solchen, die weit von Paris wohnen, und folglich von den Eltern selten oder gar nicht besucht werden, vernachlässigt werden, und daß mancher Bauersfrau weit mehr an dem Monatsgelde als an der erforderlichen Pflege ihres Säuglings liegt. Man erzählte mir von einer solchen Säugamme, die vor einiger Zeit auf der Diligence mit einem Säuglinge von Paris zurückgekommen sey und sich mitten auf dem Wege erinnert habe, daß sie ihr Pflegekind im letzten Wirthshause, wo der Wagen angehalten, liegen gelassen hatte, und daher allein zurückeilen mußte, um das Kind wieder zu holen. — Zu Meaux war es seit zwey Jahren, als ich das letztemal durchgereist war, sehr stille geworden. Es lag sonst beständig ein beträchtlicher Kriegsdepot mit sechszig bis achtzig Offizieren dort, und es wurde jährlich über eine halbe Million Franken von Offizieren und Gemeinen dortin Umlauf gesetzt; allein da die Stadt Meaux vor einigen Monaten den berühmten Lafayette zum Deputirten gewählt und den ministeriellen Kandidaten bey Seite gelassen hat, so haben die Minister der Stadt eine Art von Strafe oder kleiner Rache auflegen wollen, und daher das Kriegsdepot hinweggezogen und in eine andere Stadt verlegt, die vermuthlich einen Deputirten nach dem Sinne der Herrn Minister gewählt, oder sich hatte auferlegen lassen. Da nun durch diese sonderbare Bestrafung die Heu- und Strohhändler und die Eigenthümer der Stadt Meaux zu royal sticken Gesinnungen können bekehrt werden, und ob die Wahlherrn auf den Gedanken können gebracht werden, daß sie nicht den Kandidaten, der ihr Zutrauen verdient, und der ihnen am tauglichsten scheint, um die Volksinteressen zu verfechten, sondern denjenigen, welcher die größte Ergebenheit in den Willen und die Vorschläge der Minister beweist, zu wählen verpflichtet sind, muß sich bey einer folgenden Wahl zeigen. Dem sey wie ihm wolle, so gibt das Beyspiel der Stadt Meaux einen ziemlich deutlichen Begriff von den sonderbaren Anmaßungen des jetzigen französischen Ministeriums, und von den eben so sonderbaren Mitteln, die es anwendet, um zu seinem Zwecke zu gelangen. In der Gegend von Meaux wird viel von einem wunderlichen Manne gesprochen, welchen das Volk, aus Erinnerung an einen berüchtigten Mann aus dem Mittelalter, Robert-le-Diable genannt hat. Dieser Mann hat sich in der Revolution durch Ankauf von Nationalgütern bereichert, und seitdem immer fortgefahren zu kaufen, um mit Vortheil wieder zu verkaufen. Bey diesen Spekulationen ist er steinreich geworden, hat aber beständig seine bisherige einfache und schlichte Lebensart beybehalten. Gegen seine Spekulationen würde das Volk nichts zu sagen haben, wenn er nicht auch sehr prozeßsüchtig wäre, und wenn er immer die rechten Mittel gebrauchte, um seine Güter zu vermehren. Er hat sich daher viele Feinde zugezogen, auch mehrere Prozesse verloren, und dadurch beträchtliche Summen eingebüßt, ohne daß ihn dieser Schaden klüger macht. Gegenwärtig soll sich sein Vermögen nur noch auf zwey Millionen Franken belaufen. Er reist immer nur des Nachts, und selbst sein Bedienter erfährt erst auf dem Wege, wohin die Reise geht. Dieß soll er thun, damit seine Feinde ihm nicht auflauern können. Von seinem Spekulationsgeiste hörte ich folgende Anekdote: Robert-le-Diable befand sich einmal, seiner Geschäfte wegen, in Paris, und ging gerade vor dem Hôtel-de-Ville vorbey, als die Unternehmung der Stadtbeleuchtung sollte versteigert werden. Er ging ans Neugierde hinein und wohnte der Versteigerung bey. Da die gewöhnlichen Lieferanten, welche sich bey solchen Gelegenheiten in Paris wie anderswo untereinander verstehen, fast gar kein Aufgebot thun wollten, und ihm die Unternehmung doch wohlfeil vorkam, so bot er auch und ihm ward dieselbe zugeschlagen, weil die Lieferanten meinten, er gehöre zu den ihrigen. Sie erkannten ihren Irrthum erst, als die Versteigerung vorbey war, und suchten den unbekannten Herrn auf, der ihnen das vortheilhafte Unternehmen vor der Nase weggenommen hatte, und gaben ihm zu verstehen, wie erkenntlich sie seyn würden, wenn er ihnen dasselbe wieder abtreten wollte. Robert, der in große Verlegenheit gerathen wäre, wenn er hätte die Stadt Paris erleuchten sollen, zeigte sich dennoch hartnäckig, und hielt selbst eine Art von Versteigerung, wobey er zuletzt gegen 40.000 Franken das Unternehmen dem Lieferanten wieder abtrat; diese mußten ihm sogleich ausbezahlt werden, und schon vier und zwanzig Stunden nach der Versteigerung im Hôtel-de-Ville war er mit seinem Gelde unterwegs. Die Leute in der Gegend bedauerten, er bezahle Niemand, und dennoch habe er so viele Arbeiter, als er nur wolle; sie begriffen nicht, wie das zugehe. Herr solcher Robert-le-Diable gibt es heut zu Tage viele: sieht man nicht Regierungen, die desto mehr Kredit haben, je mehr sie borgen? Eine niedliche Anekdote, die sich vor einiger Zeit auf der Gränze zugetragen haben soll, hörte ich von einem Reisenden erzählen. Eine Diligence, welche sich der Gränzstadt näherte, enthält mehrere Reisende, die sich über das Visitiren der Mauthbeamten unterhielten. Eine etwas verlaute Dame, welche auf die Versammlungsheit ihrer Mitgefährten reagiren zu können glaubte, gestand, daß sie einen neuen Kaschemir-Schawl bey sich habe, denselben auf dem bloßen Leibe trage, und auf diese Art den Späherblicken der Douaniers zu entgehen hoffe. Die Mitgefährten fanden die Vorsicht sehr klug ausgedacht und lachten schon im voraus über das Einschwärzen des Schawls; nur ein einziger Reisender nahm an der muntern Unterhaltung keinen Antheil, und als die Diligence an der Mauth angekommen war, stieg er zuerst aus, und ging ins Mauthhaus hinein, anstatt die Douaniers zu erwarten. Diese kamen sogleich darauf hinaus und begannen das Unternehmen mit der Dame, welche sie baten, ins Haus hineinzugehen, und sich von daselbst befindlichen Frauen untersuchen zu lassen; vergebens bestand die Dame darauf, man sehe ja wohl, daß sie keine Contrebandewaaren besäße; sie mußte hinein, der Schawl wurde sogleich aufgesucht und gefunden. Die Koffer der Reisenden wurden darauf einer nach dem andern untersucht, nur als man an denjenigen des stillschweigenden Reisenden kam, machten die Douaniers eine höfliche Verbeugung und ließen ihn unangerührt. Dann stiegen die Reisenden alle wieder ein. Die Dame war sehr mürrisch, und bezeigte sich sehr unwillig gegen den stillen Reisenden; dieser schwieg immerfort: erst als sie zwey Stationen hinter der Mauth zurückgelegt hatten, begann er endlich zu sprechen. Madam, sagte er ganz freundlich, Sie haben mich gewiß im Verdacht, als ob ich Sie bey der Mauth angegeben, und dadurch das Konfiziren ihres Schawls bewirkt habe. Ja, ich gestehe es, ich bin der Schuldige, ich habe Sie angegeben. Die Reisenden wollten alle wieder ihn losfahren; sachte, sachte, fuhr er fort, und winkte mit der Hand, hören Sie mich bis zu Ende. Ich hatte selbst zehn Schawls bey mir, die ich in Frankreich hineinbringen wollte, und dazu habe ich kein besseres Mittel gefunden, als Sie anzugeben. Die andern Reisenden wollten wieder auf ihn zufahren. Sachte, sachte, fuhr der stille Reisende immer gleich kaltblütig fort, hören Sie mich zu Ende. Da ich nun an ihrem Unglücke schuld bin, Madam, so will ich dasselbe wieder gut machen und ersuche Sie also, sich den schönsten Schawl aus meinen zehn auszuwählen. Schön, schön, riefen nun die Reisenden einstimmig, und die noch übrige Reise wurde mit vieler Munterkeit fortgesetzt, an welcher diesmal auch der nicht mehr stille Reisende lebhaften Antheil nahm.

Dg.

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. Mai 1823.

Dramatische Dichtkunst.

(Beschluß von Nr. 37.)

Ungefähr gleichzeitig mit dieser ungarischen Schuld erschien auch in Deutschland

III. Die Schuld. Trauerspiel in vier Akten von Müllner. Vierte Auflage. Stuttg. und Tüb. in der Cotta'schen Buchhandlung 1821 XVIII und 245 S. 8.

Es sey dem Rec. erlaubt, jezt — 10 volle Jahre nach der Erscheinung dieses Werkes auf der Bühne — einige Worte darüber zu äußern, die gerade durch den Ort, wo er sie sagen will, einiges Interesse gewinnen können, indem sie hier unter der Controle des Dichters stehen, und von ihm berichtiget werden können.

Rec. gehört nicht zu denjenigen, welche — vielleicht von dem Bühnenerfolge oder von dem Reize des spanischen Theatermetrum bestochen — diese Tragödie für seine vorzüglichste halten. Er bekennt offen, daß der Riesenkampf der Leidenschaft mit der Tugend in der Albaneserin ihn tiefer rührt und höher erhebt, als das ohnmächtige Ringen des Glückseeligkeitstriebes mit dem belasteten Bewußtseyn in der Schuld. Er bekennt offen, daß das Walten eines gereizten Verhältnisses im Yugurd, wie es über zwey Reiche, zwey Königshäuser und drey Generationen sich erstreckt, ihm erhabener scheint, als in der Schuld und in der Albaneserin, wo es seine Opfer, in den engen Raum eines Schlosses, eines Pallastes zusammendrängt, sich selbst zu tödten zwingt, und außer dem Falle dieser Opfer von der Welt uns wenig oder nichts anschaulich macht, nichts wenigstens, was uns erheben könnte über den Schmerz, indem es uns deren Nichtigkeit vorhält. Indessen hat er darum den Werth jener Dichtung niemals verkannt, und je anhaltender dieselbe die Theilnahme der Leser im Auslande wie im Inlande gefesselt, während an dieser Fessel die Kritik und die Quasikritik, das Philisterthum und der Neid, all' ihre Waffen stumpf gehauen haben; um so neugieriger war er zu sehen, ob irgend eine der laut gewordenen kritischen Ansichten den Dichter selbst wankend machen, ihn zu irgend einer bedeutenden Abänderung bestimmen würde. Die vorliegende vierte Auflage beantwortet die Frage mit Nein!*) Schiller hatte in der Braut eine Schicksalsidee dargestellt, die gegen den Vorwurf einer ungerechten und blinden Fatalität schwerlich gerechtfertiget werden kann. **) Müllner wollte diesem Vorwurfe entgehen. Er gab der Voraussagung den Charakter der Spiegelfechterey, die fremdem Aberglauben imponiren will. Er stellte die Zigeunerprophezeihung so, daß die Begebenheit ihren lezten Theil (das Dahinfahren der Laura in Sünden) Lügen strafte, während er die Erfüllung des ersten Theils als ein Product des Aberglaubens und der Leidenschaft erscheinen ließ. Aber er wurde dennoch nicht verstanden, weil — vielleicht weil eben dieser lezte Theil zu unbedeutend war, als daß neben der Erfüllung des ersten seine Nichterfüllung Aufmerksamkeit erregen, auffallen konnte. War diesem Uebel nicht mit wenig Zügen abzuhelfen? ***)

*) Wie billig. Die Herausgabe solch eines Versuchs ist ein Schuß: hat er einmal gemacht, so hat der Schüze vollbracht. Getroffen oder gefehlt; die Kugel läßt sich nicht lenken und nicht zurückrufen. Auch sind die Anweiser, selbst die ehrlichen, nie einig. M.

**) Warum nicht? Weil die unglückliche Isabelle darüber klagt? Weil aus der Feindseligkeit tyrannisch erzogener Brüder auf natürliche Weise hervorgeht, was mit ausserordentlicher Wunderbarkeit vorausgesagt, geträumt worden? Erfüllung einer wunderbaren Vorhersagung oder Andeutung — auch wenn diese Erfüllung selbst sich ein wenig wunderbar gestaltet — macht die Vorhersagung noch nicht zum Organ eines eisernen Fatum, einer unabwendbaren Nothwendigkeit. M.

***) O ja! Die Zigeunerin dürfte nur prophezeihen, daß Laura von der Inquisition auf dem Roste gebraten werden würde, und wenn Hugo seine freye That für eine eiserne Vorherbestimmung ausgeben wollte, so dürfte ihm Jerta nur vorhalten, daß seine Mutter nicht auf dem Roste gebraten worden. Aber was würde das geholfen haben? Wer einmal schließt: Weil Hugo that, wie die Zigeunerin vorausgesagt hatte; so mußte er es thun; nun, der würde auch schließen: Weil die Prophezeihung halb in Erfüllung gegangen; so muß ihr Inhalt wenigstens halb ein Beschluß des Fatum gewesen seyn. M.

Ref. will demnächst nicht behaupten, daß das drückende, anhaltende Pathos im lezten Akte fehlerhaft wirke auf das Gemüth der Leser; aber die Schauspieler sinken gewöhnlich, wo der Dichter in steigem Fluge in die Region des unerkannten Uebersinnlichen sich erhebt, und ein schneller, überraschender Entschluß des Hugo, den unauflöslichen Knoten der Verhältnisse durch seinen Tod zu zerreißen, würde theatralischer gewesen seyn. *)

Genug, der Verf. hat nirgends Hand an den Hauptbau gelegt, und im Vorberichte S. XXII führt er als Hauptgrund dafür die schnelle Ausdehnung der Publizität des Stücks auf das Ausland an. „Wenn auch, den meisten Erfahrungen entgegen, eine Umarbeitung glückte; so würde sie doch schwerlich dem ersten Gusse in seiner so schnellen Verbreitung nachkommen.“ Die im Vorberichte angeführten zwey englischen Uebersetzungen (von Frye und Gillies), eine dänische, und die oben angezeigte ungarische, von deren Existenz er schon Kunde hatte, scheinen zwar diese Ansicht einigermaaßen zu unterstützen; aber sprechen sie nicht in der That für das Gegentheil? Je ausgebreiteter der Ruhm des Werkes, desto stärker die Veranlassung, es zu vervollkommnen. **)

Im Einzelnen, in Sprache und Versbau, hat er diese Ansicht ausdrücklich anerkannt und befolgt. Aber hier möchte Rec. doch um Einiges mit ihm rechten.

Alte Lesart.

Ja! Sie ist ein Engel! — So
Stand sie vormals mir zur Seite,
Daß sie mich zum Himmel leite.

Neue Lesart.

In der Triebe wildem Streite.

Was ist hier gewonnen? ***)

Otto. Aber hat er mir gesagt.
Daß er sey (neue Lesart: ist) aus unserm Land.

Regiert daß nicht den Subjunctiv? †)

Hugo. Barg ich es der Aelternlosen.
Daß sie keinen Bruder habe. N. Lesart: hatte.

Rec. sieht für diese Aenderung keinen Grund, und nur ein härteres Wort für ein weicheres. *) Dagegen billigt er sehr, daß viele Anmerkungen für die Schauspieler verschwunden sind, daß nicht mehr das „Theater“ dunkel wird, sondern das Zimmer und dergl. mehr. Auch hat der Verf. selbst eine, wenn Rec. nicht irrt, von seinem Leipziger König Claudius herrührende Rüge geachtet:

Alte Lesart.

Andre Diener, die den Schlüssel
Nicht zu seinem Zustand haben.

Neue Lesart.

Diener, die zu seines Zustands's
Räthsel nicht den Schlüssel haben.

Dagegen in der Stelle:

Wenn ihr's für unmöglich haltet.
Daß mich's aufklärt, was ihr wißt.

scheint der Verf. anerkannt zu haben, daß auf ein daß der Subjunctiv folgen muß, er hat geändert:

Daß mich aufklär' eure Kunde. **)

Rec. fühlt die Geringfügigkeit seiner Ausstellungen gegen geringfügige Varianten, und hofft, durch seine Bemerkungen über das Wesentliche den Dichter nicht unangenehm berührt zu haben. ***) Uebrigens ist diese Ausgabe ungemein sauber und correct gedruckt, nur in die Widmungs-Terzinen S. XXVI. hat sich statt eines Bildes ein Bild eingeschlichen.

---

*) Zugestanden. Aber wenn einmal Psychologie und die Moral des Stücks dem Theatralischen aufgeopfert werden sollte; so mußt' er sich — mit Pulver in die Luft sprengen. Wie? M.

**) Geschossen ist geschossen! Vide supra. M.

***) Wegfall einer bedenklichen consecutio temporum, und vielleicht eine natürlichere Gedankenfolge. Nur der figürliche Engel brachte den Himmel mit; den Gedanken an den Streit der Triebe weckt die Situation. M.

†) Der seel. Kronenlöter, wie er leibt und lebt! Der Zweifel regiert mit dem daß den Subjunctiv, nicht die Gewißheit. Otto glaubt, was der Fremde sagte, und das Einmaleins lehrt nicht, daß 2 mal 2 4 sey, sondern daß es 4 ist.

*) Consecutio temporum!

**) Hugo's Zweifel regiert ihn hier. Vide supra. M.

***) Im Gegentheil. Ich dank' ihm dafür, im Namen derer, denen sie noch nützen können; für mich sind sie leider moutarde après dîner. Ich bin von der Theatertafel aufgestanden, und denke nicht gern daran, daß ich dort noch bisweilen gelaut werde. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Bilder des Herzens und der Welt. In Erzählungen von Henriette Hanke, geborne Arndt, Verfasserin der Pflegetöchter. Erstes Bändchen. Liegnitz bey J. F. Kuhlmey. 1822. 215 S.

Zwey Erzählungen, die Verlobung und der Hut; einfach, aber ungemein anziehend; die Charaktere, wie in Isflands häuslichen Gemälden, zum Sprechen getroffen. In der Verlobung finden wir den Prediger Hesper am Trauerhause, wie er so gern die sanfte Emmy, die Tochter des gegenüber wohnenden Inspektors, heimgeführt hätte. Es hätte auch dieser nichts gegen die Liebe

beyder gebabt, wenn Hesper nicht Prediger und armer Prediger gewesen wäre, und er sein Wort nicht bereits dem Sohne des reichen Kaufmanns Rellnau gegeben hätte. Doch am Tage, der zur Verlobung angesezt war, bricht dieser das Bein. Sie muß darum ausgesezt werden. Als sie nach fünf Wochen vor sich gehen soll, rührt den Inspektor selbst ein Schlagfluß. Das scheint ihm ein Wink des Himmels zu seyn. Eine trauernde Fürstin hört den jungen Prediger. Sein Wort ging vom Herzen und zu dem Ihrigen. Sie beruft ihn als ihren Hofprediger. So wird das herrliche Paar glücklich vereint. Der Hut ist faß noch einfacher. Die gute, sanfte Nanny hat sich, ohne daß ihr zukünftiger Gatte etwas davon weiß, ein hübsches Hütchen bestellt, und er, eifersüchtig, mißtrauisch, mißhandelt sie so, daß sie daran zweifelt, je mit ihm glücklich werden zu können. Das Hütchen gefällt aber, als sie es im Putzladen in Empfang nehmen will, einer Fremden, die gleich fortreisen muß, so sehr, daß sie es ihr gern abtritt, und auf eine Copie pränumerirt. Der Bruder der Fremden weiß seine Freude über diesen Beweis von Gefälligkeit kaum genug auszudrücken, und dies läßt Nannys zukünftigen Gatten, als sie es ihm erzählt, jede Mäßigung so sehr vergessen, daß sie gänzlich mit ihm abbricht. Das Herz blutet freylich. Zeit und Vernunft lindern den Schmerz, und das verhängnißvolle Hütchen ersezt den Verlust reichlich. Als sie die Copie davon auf dem Lande bey einer Freundin ihrer Mutter trägt, und eine Rose brechen will, umarmt sie ein junger Mann. Es ist der Bruder der Fremden, der sie den Hut abtrat; er hielt sie für seine Schwester; er ist derselbe, den die Freundin ihrer Mutter aus der Stadt hatte kommen lassen, um, wo möglich, aus ihm und Nanny ein Pärchen zu machen. Dieß kostete keine Mühe. Der Hut hatte die Herzen vereint, und, unscheinbar geworden, war er auch noch nach Jahren ein theures, sorgsam aufbewahrtes Andenken. Rec. wüßte wenig Erzählungen aus dem häuslichen Leben, die ihn so angesprochen hätten.

Luise Brachmann und Herr August Kuhn.

Eine erhabene Verehrerin der unglücklichen Dichterin hat mir zwey Nummern von der halb verschollenen Zeitschrift, der Freymüthige, (168 und 169 vom vor. Jahre) zugesendet, worinnen Herr August Kuhn von den Verhältnissen, in welchen er mit derselben gestanden, und von einem Besuche, den er ihr im Jahre 1804 gemacht haben will, auf eine Art spricht, die meine hochverehrte Correspondentin empörend, — „empörend für jedes echt weibliche Gemüth" gefunden hat. Sie hat mich aufgefordert, die Manen meiner verewigten Landsmännin, die ich durch meine Darstellung der Motiven ihres Sapphotodes so kräftig gegen die religiösen Zeloten in Schuz genommen haben soll, (wenn es geschehen ist, so ist es sehr unwillkührlich geschehen; an die Zeloten hab' ich dabey fürwahr nicht gedacht), auch gegen den Unglimpf zu vertreten, womit dieser „verdienstlose Tageblättler „die Person der Unglücklichen bis auf ihre körperlichen „Mängel herab, dem Spotte derer preiß gegeben, welche „sie nicht persönlich gekannt haben." Sie hat mir dieses Geschäft sogar dadurch zu erleichtern gesucht, daß sie in Bezug auf die Aeußerungen, welche ihr Gemüth verwundet haben, Fragen aufgeworfen hat, die ich öffentlich beantworten soll. Dennoch gehe ich zagend an die Arbeit; denn ich muß gestehen, daß auf mich die Diatribe des Freymüthigen ganz anders gewirkt hat. Ich habe gelacht, und es wird mir daher schwerlich gelingen, das Strafamt hier so zu üben, wie es gewünscht zu werden scheint. Aber es sey darum!

Herr August Kuhn beginnt sein Werk damit, daß er sich rühmt, am Schluße des Jahres 1803 Luisen zuerst in dem Freymüthigen empfohlen zu haben, indem sie ihn darum gebeten, das Publikum auf ihre Arbeiten aufmerksam zu machen. „Ist das schicklich?" fragt meine zartfühlende Correspondentin. Ich glaube nicht; aber es ist üblich. Aehnliches ist mir selbst schon begegnet. Ein Wiener Journalist, der mir zur Zeit, wo die Schuld auf der Bühne erschien, selbst bis auf den Namen (Herr Wilhelm Hebenstreit) unbekannt war, rückte mir einige Jahre darauf öffentlich vor, daß er es gewesen, der den Ruf meines Versuchs gegründet, indem er gleich bey dessen Eintritt in die Welt, alle Einwendungen der Gegner niedergeschlagen hätte.

Herr August Kuhn erzählt ferner, sein Freund Harder hab' immer über seinen Enthusiasmus für Luisen gelacht, ihm dieselbe vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihr als eine Verwachsene beschrieben, und oft auf die Gesundheit seiner buckligen Geliebten ihm zugetrunken. Endlich im Sommer 1803 habe er von Leipzig aus Luisen einen Besuch in Weißenfels gemacht, wozu sie ihn eingeladen. Empfindsam beschreibt er seine Reise über Lüzen, und sagt unter andern: „Als ich bey Weißenfels über die Brücke fuhr, links freundliche Häuser schauend, überragt vom churfürstlichen Schlosse, rechts in der Tiefe die Saale, die sich schäumend an grünen Hügeln entlang zog — da ward meine Erwartung zum krankhaften Herzklopfen." — „Was sagen Sie zu dieser Rohheit und zu dieser Verhöhnung?" fragt meine verwundete Correspondentin. Nichts; aber ich bewundere die Genialität von Herrn Kuhns Landschaftsmalerey. Er ist der erste und einzige Reisende, welcher auf dem Wege von Lüzen nach Weißenfels, bey Weißenfels über die Brücke gefahren ist. Ich begreife kaum, wie er das möglich gemacht hat, da sowohl Lüzen als Weißenfels auf dem rechten Ufer der Saale liegen. Nach jeder Leipziger Messe

machen Tausende diesen Weg (die große Frankfurter Straße geht durch Weißenfels), und wenn darunter Einer ist, der über eine andere Saalbrücke fährt, als die in Kösen, (2½ Meile weiter nach Westen), so geht es nicht mit rechten Dingen zu.

Herr Kuhn kommt bey Luisen an. „Ich fand eine etwas korpulente, schiefe Gestalt, mit ziemlich breiten Schultern, einem großen Kopfe und breitem Gesichte, worinn ein Paar große matte blaue Augen das vorzüglichste waren." — „Empört Sie dieses indiscrete Portrait der Sängerin nicht?" fragt meine reizbare Correspondentin. Aufrichtig: nein! mich amüsirt der Pinsel, der es gemalt, und ich möchte wünschen, er malte mich. Ich bin leider etwas korpulenter, als mir lieb ist, da hätt' ich Hoffnung, hager zu werden. Luise war, so lange ich sie gekannt (seit 1793 ungefähr), stets etwas magerer, als recht ist; wenn ihr Kopf zu groß war, so war er es in der Länge, und daher ihr Gesicht eher zu schmal als zu breit. Blau waren ihre Augen, aber nicht groß, schwärmerisch aber nicht matt, und nicht sowohl ihre Gestalt war schief als ihre Haltung: ursprünglich eine Folge ihres ersten Sapphosprungs, später eine Angewöhnung, eine Nachlässigkeit; von Verwachsenheit, von Buckel, kein Gedanke.

Herr Kuhn geht nun mit Luisen spazieren, und zwar auf dem Platz vor dem kurfürstlichen Schloße. „Das Schloß, sagt er, sah ziemlich wüste aus; denn es hatte als Militairhospital gedient, und zwischen den Gesträuchen, welche den Rand des Amphitheaters umgränzten, lagen gar häßliche Souvenirs an die Patienten, die hier in frischer Luft sich's bequem gemacht hatten. Luise B. hüpfte mit ihrem Stuartskragen und einem großen grünen Shwal, was sie beydes in meiner Gegenwart anlegte, recht munter über diese Dinge hinweg. Ich folgte springend der Dichterin." — „Ist das nicht abscheulich?" fragt meine edle Correspondentin. Das Abscheuliche liegt blos in Herrn K's Phantasie. Ob Luise im Jahre 1804 einen Stuartskragen und einen grünen Shwal getragen, dessen kann ich mich nicht entsinnen. Aber daß das Schloß damals noch kein Militair-Hospital war, sondern unter der Aufsicht eines Castellans sehr reinlich gehalten wurde, dafür bürg' ich mit meinem Kopfe; denn gerade in diesem Zeitpunkte diente es einer geschlossenen Gesellschaft der Ortshonoratioren zum Versammlungsorte, der Vorplatz zum Garten, und ein Saal darin zum Ballsaale. Die Franzosen richteten es zum Militairhospital ein, nachdem sie bey Jena gesiegt hatten, welches bekanntlich erst im Herbst 1806 geschah.

Endlich erzählt Herr K., daß ihn die Dichterin mit Chokolade regalirt, welcher der Zucker gemangelt, was sie auch selbst gefühlt, ohne dem Mangel abzuhelfen. „Was halten Sie von dieser öffentlichen Diskretion eines Gastes gegen seine Wirthin?" fragt meine diskrete Correspondentin. Sie ist ganz im Geiste des Orts. Wer hier irgend Gäste bittet, kann darauf rechnen, daß wenigstens Einer unter Zehnen ist, welcher Tags darauf Conversationsweise Küch' und Keller hinter seinem Rücken kritisirt. Daß übrigens die Dichterin wirklich den Zucker vergessen habe, davon werden die Einwohner von Weißenfels weit eher zu überreden seyn, als davon, daß ein Reisender von Lützen aus nach Weißenfels über die Brücke gefahren sey, eine korpulente Luise Brachmann mit breitem Gesichte besucht habe, und 1804 mit ihr durch die Unreinlichkeiten des Militairhospitals auf dem kurfürstlichen Schlosse gegangen sey. Das ist Kuhnsche Poesie, die hier so unbekannt als wirkungslos ist.

Noch gedenkt der freymüthige Poet, daß er eine Sammlung von ungefähr 50 Briefen der Verstorbenen besessen, die ihm aber verloren gegangen, und noch obendrein, jedoch ohne sein Verschulden, in recht schmutzige Hände gekommen seyn sollen. Wenn daran mehr Wahres ist, als an der Brücke, an der Korpulenz und an dem Militärhospitale; so wird die Dichterin sich in der andern Welt freuen, daß sie nur aus seinen Händen heraus sind. Ich meines Theils glaube daran so wenig, als an den ganzen Besuch: denn ich entsinne mich nicht, daß Luise, mit der ich doch über so manchen Schriftsteller ihrer persönlichen Bekanntschaft gesprochen, jemals seiner gedacht hätte, obschon von seinem Namensverwandten, Friedrich Kuhn, den sie sehr schätzte, häufig die Rede war.

Ihr Tod hatte Aufsehen gemacht, Herr Kuhn wollte auch etwas über sie in seinen Freymüthigen einrücken — das ist vielleicht die ganze Veranlassung dieser Journalistenpoesie. Hat sie es wohl verdient, daß meine verehrte Gönnerin ein Aergerniß daran nahm? Müllner.

Das Bestehende.

Für das Bestehende wollt ihr ewig im Kampfe vereint stehn?
Ritter, da muß ich gestehn, daß ich nur halb euch versteh'.
Weil ihr, wie stätische Pferd', auf dem, was bestehet, bestehet,
Darum, je fester ihr steht, desto nur sinket der Stand.

Das Beste.

Die Herren.

Glücklich machet, o Volk, dich nur das Bestehende, welches
Wir zu erhalten uns müh'n; göttlich verehre das Wort!

Das Volk.

Herren, mir gnügt von dem Worte die vordere Hälfte: das Beste,
Sinnlos dünkt mich der Rest, laßt ihn verfallen, ihr Herr'n!

Müllner.

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Mai 1823.

Ist deiner holden Jugendkraft
In öde Lust verhauchet,
Verdüftet die Blüthe, Lebenskraft
Auf immer mißgebrauchet —
Und wächst und wächst nicht jeder That
Der Keim so tief verborgen?
Wer gibt, wer schafft da neuen Rath?
Noch einen Jugendmorgen!

Herders Volkslieder.

Frau und Magd.

(Fortsetzung.)

So hatte Winfried schon eine geraume Zeit im Schlosse gelebt, wie lange, wußte er selbst nicht, denn ringsum gewahrte man keinen Wechsel der Jahreszeiten, und die Tage, wie hätte er die bey Spiel, Tanz, Wein und Liebe zählen können? Daß es aber eine geraume Zeit seyn müßte, spürte er an mancher Veränderung an sich selbst. Allerdings waren die Schönen schön, und folglich ungemein reizend; wer hätte das läugnen können? Aber sie waren doch, trotz aller Verschiedenheit in den Nebendingen, d. h. in äußerer und innerer Gestalt, in der Hauptsache einander gar zu ähnlich. Da war immer derselbe Verlauf des Liebesabenteuers, Anfang, Mittel und Ende bey der Einen, wie bey der Andern; allezeit derselbe Genuß an Umfang, wie an Inhalt. Knüpfte er mit Einer sein Spiel an, so wußte er schon auswendig, was sie sagen, thun und wie sie sich geberden würde, kannte im voraus die Reihenfolge ihrer Blicke, und die allmählige Steigerung ihrer Liebkosungen. Welcher Mann, und sey er noch so gemäßigt in seinen Wünschen und Forderungen, kann bey solcher Einförmigkeit ausdauern? Unserm Jüngling wurde es wenigstens sehr schwer: oft, wenn er eine Geliebte, jetzt mehr aus Gewohnheit, denn aus Furcht vor ihrer lästigen Eifersucht, mit dem verhängnißvollen Vaol Lodai verabschiedet hatte, blieb er jetzt vier bis fünf Tage lang ohne eine neue Wahl zu treffen; traf er endlich eine, so geschah es mehr aus Bedürfniß des Zeitvertreibs, denn aus Neigung, und daher kam es meist schon nach etlichen Tagen wieder zur Trennung. Gern hätte er die Fee von seiner betrübten Lage unterrichtet, und sich ihren Rath ausgebeten; allein theils war diese jetzt selten zu finden und meistens auswärts beschäftigt, theils schämte er sich vor ihr. Denn hatte er ihr nicht selbst gestanden, daß er vollkommen glücklich wäre? Und was hatte sich denn seit der Zeit geändert? War nicht die Pracht des Schlosses und seiner Umgebungen noch immer dieselbe? Nicht Alles noch im Ueberflusse vorhanden, was ihn einst entzückt? Nicht immer noch die Gesellschaft um ihn her froh und glücklich? Es fehlte ihm also offenbar nur an der unerläßlichen Bedingung, welche die Fee von jeher gefordert hatte, an der Weisheit: und wie hätte er sich zu einem so demüthigenden Geständniß entschließen können? Mit dem Geschmack an den Schönen verschwand natürlich auch das Vergnügen am Tanze; die verschiedenerley Spiele, Lustfahrten und dergleichen waren theils nie etwas Anderes gewesen, als Lückenbüßer, mit denen man die Zeit ausfüllte, die doch zwischen den Hauptauftritten des Lebens verlebt seyn wollte, theils verloren sie nun ihren Reiz, denn es sind Bilder in der Zauberlaterne, wo die Liebe das Licht ist; die Freuden des Mahles sind für den Jüngling nicht bedeutend und überhaupt in aller Hinsicht beschränkt: was blieb also dem nach und nach verarmten Winfried übrig, als der Wein?

Aha! lachten die Zecher, als sie bemerkten, daß der Erdensohn sich vorzüglich zu ihnen zu halten anfing, will es nicht mehr fort? Munden die süßen Tändeleyen und die geckenhaften Vergnügen nicht mehr? Gut, hieß es dann, daß der Becher ein Mann und kein hochmüthiges Weib ist, deren Gunst, wenn man sie einen Augenblick versäumt hat, man ewig nicht mehr gewinnen kann. So spotteten sie zwar über ihn, nahmen ihn aber doch willig auf in ihren Kreis. Winfried war nun abermals eine Weile fröhlich mit den Fröhlichen, denn der Zauberwein hatte die glückliche Eigenschaft, daß er nur bis zu dem Grade berauschte, wo sich alles einförmig Feststehende, Berge, Wälder und Gebäude zum muntern Tanze erhebt, und daß er das Wachen sowol als den Schlaf nur mit heitern Träumen füllte. Aber auch dieses Glück dauerte nicht lange. Winfried fing an sich so matt zu fühlen, als hätte er eben das ganze Gebirge ohne auszuruhen überstiegen, und auch der längste Schlaf konnte ihn nicht mehr erquicken; seine Lebenskraft schien aufgezehrt. Jünglinge und Mädchen um ihn her schienen ihm immer blasser und hagerer, ja zulezt halb durchsichtig zu werden; die Pracht der Blumen, so wie die Gemälde an den Wänden, erloschen; die dicken Krystallmauern verdünnten sich je mehr und mehr, und däuchten ihm bald nicht mehr dicker, als die Fensterscheiben im Schlosse seiner Mutter. Die fürchterlichste Plage des Menschen, die man sich wundert unter den egyptischen nicht zu finden, die lange Weile, kam über ihn. Vor den Mädchen empfand er jezt ein wahrhaftes Grauen; zu Tanz und Spiel war er viel zu schwach; selbst das Lustwandeln ermüdete ihn: er zwang sich also noch dann und wann zum Weine, wodurch aber freylich nur Uebel ärger wurde. Endlich konnte er sein Gemach, und bald auch sein Lager nicht mehr verlassen. Da erschien zu seiner Bedienung ein grauer Zwerg von sehr finsterm Ansehen, den er sonst nie im Schlosse bemerkt hatte, und dieses grämliche Wesen, das nichts Anderes von sich hören ließ, als die Worte: „Ja, so geht es!" war seine einzige Gesellschaft, denn Niemand von seinen vorigen Gesellen ließ sich blicken. Nur die Fee besuchte ihn zuweilen; aber ihre Gegenwart war eben nicht tröstlich. Sie schalt ihn thöricht, daß er sich der Muthlosigkeit so hingebe, und ermunterte ihn, ohne Rücksicht auf seinen Zustand, zu den alten Ergözlichkeiten zurückzukehren, die sie ihm so reizend schilderte, wie er sie einst wirklich gefunden hatte, wodurch sie jezt aber nur seinen Gram vermehrte. Einst saß sie auch, so thöricht ermahnend, an seinem Lager; schärfer als gewöhnlich heftete er den Blick auf sie, und zu seinem Erstaunen vermißte er den sonst so hell leuchtenden Stern auf ihrer Stirne. Da fiel es ihm plözlich wie Schuppen von den Augen; du bist nicht Rogenia, rief er unwillkürlich aus; und kaum war das Wort über seine Lippen, als die Fee verschwand, und der Palast mit Allem, was darin und darum war, wie Nebel zerstob: doch das gewahrte der Jüngling kaum mehr, denn in demselben Augenblick fiel er in einen tiefen Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Das, was oben bemerkt ist, daß nämlich jeder Körper seine Wärme den benachbarten Körpern mittheilt, oder sie von ihnen empfängt, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, könnte leicht zu einem Mißverständniß Anlaß geben. Dieses Gleichgewicht erfordert nicht, daß alle Körper gleich stark, sondern daß jeder nach dem Maße seiner Empfänglichkeit erwärmt werde: denn in demselben Grade fühlbarer Wärme nimmt jede Gattung von Körpern eine sehr verschiedene Menge von Wärmestoff an, oder, wie man es gewöhnlich ausdrückt, jeder Körper hat eine verschiedene Kapacität für die Wärme. Ein Pfund Wasser, wenn es bis auf zehn Grad erwärmt wird, nimmt mehr als zwanzigmal so viel Wärmestoff in sich, als ein Pfund Quecksilber in derselben Wärme. Eben so verschieden sind die Körper auch in Absicht auf die Mittheilung der Wärme: einige sind gleichsam zäher, oder halten die Wärme fester, als andere. Es gibt welche, die die Wärme benachbarter Körper sehr leicht und schnell annehmen und weiter verbreiten; andere, die hiezu fast ganz ungeschickt sind: jene heißen gute, diese schlechte Wärmeleiter, und es ist merkwürdig, daß sie mit den guten und den schlechten Elektricitätsleitern einerley sind. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle, die schlechtesten Glas und Luft. Unter jenen sind wieder die besten Silber und Kupfer, der schlechteste Platina. Feuchte Luft leitet die Wärme viermal stärker oder schneller ab, als trockne, und Quecksilber zwölfmal stärker als diese. Bey feuchter Luft ist uns daher die Kälte weit empfindlicher, als bey trockener Luft, weil uns mehr von unserer inneren Wärme entzogen wird, oder weil unser Inneres sich mehr anstrengen muß, um den Abgang zu ersezen. Pelzwerke, Federbetten u. s. w. sind sehr schlechte Wärmeleiter, und sie scheinen uns zu erwärmen, weil der damit bekleidete Körper nichts von seiner eigenen Wärme verliert, folglich gegen die Kälte der Luft geschüzt wird. Ein silberner Löffel, in die Flamme gehalten, wird bald so erhizt, daß er die Hand verbrennt, wenn man gleich ein eben so langes, am andern Ende brennendes Stück Holz halten kann, ohne etwas von der Hize zu leiden.

Außer der Mittheilung in gerader Linie durch unmittelbare Berührung, oder durch eine große Annäherung, verbreitet sich die Wärme auch durch eine Art von Umherstrahlung nach allen Seiten, der man eine andere Richtung geben kann. Hiedurch allein wird es möglich, die Wärme mit einem Spiegel aufzufangen und zurückzuwerfen, ohne daß der auffangende Spiegel selbst erwärmt wird. Auch die unsichtbare und nicht leuchtende Wärme eines Ofens, ja sogar die Kälte einer Eismasse, kann, auf diese Art reflektirt, ein weit entferntes Thermometer zum Steigen oder Fallen bringen: welches zugleich beweist, daß Licht und Wärme ganz verschiedene Substanzen sind. Eben dieß erhellt noch deutlicher aus den Versuchen, die man in neuern Zeiten über die durch das Prisma in verschiedene Farben gebrochenen Sonnenstrahlen angestellt hat, und die das merkwürdige Resultat geben, daß jeder Strahl einen andern Grad von Wärme oder vielmehr von Erwärmungskraft hat, daß die größte Erleuchtung und die größte Erwärmung weit von einander fallen, daß die blauen Strahlen am wenigsten wärmen und leuchten, daß die grünen und gelben Strahlen das stärkste Licht, aber wenig Wärme geben, daß die rothen Strahlen unter allen am meisten erwärmen, und daß sogar die größte Wärme außerhalb des vom Prisma dargestellten Farbenbildes der Sonne fällt, folglich die für das Gefühl empfindlichsten Wärmestrahlen für unser Auge ganz unsichtbar sind. Roth gefärbtes Glas läßt daher die meiste Wärme durch, ist folglich zu Sonnenbeobachtungen das ungeschickteste, weil es das Auge zu sehr erhizt, dient aber am nüzlichsten zu Bedeckung der Treibhäuser; so wie grünes oder gelbes Glas zu ersterem Gebrauche das vorzüglichste, zum lezteren aber wenig tauglich ist.

Auch zwischen der Sonnenwärme und der irdischen Wärme, oder dem sogenannten Küchenfeuer, findet nicht allein in der Empfindung, welche beyde erregen, sondern auch in der Art der Mittheilung ein auffallender Unterschied Statt. Das Sonnenlicht erweckt den schlummernden Wärmestoff in uns, das Küchenfeuer theilt uns Wärme mit; jenes erwärmt unser Inneres, dieses unser Aeußeres; jenes verjüngt den Greis, dieses wirft ihm einen Pelz um. Daraus wird es dann begreiflich, was wol Jeder von uns erfahren hat, daß die Sonnenwärme ein weit angenehmeres Gefühl gewährt, als das Kaminfeuer; daß sie den Gesunden noch froher macht, den Kranken aufheitert, und selbst den Tod versüßet: und wenn der Engländer nur neben seinem lieben fire-side Frohsinn und Gesprächigkeit findet, so kommt dieß vielleicht nur daher, weil er die Sonne so selten sieht oder fühlt. — Nicht weniger verschieden ist die Art der Mittheilung. Die Sonnenhize dringt z. B. ungehindert durch Luft, Wasser, Eis, Glas u. s. w., ohne diese Körper selbst merklich zu erwärmen, wodurch sie so mächtig auf die Pflanzen in den Treibhäusern wirkt, da hingegen das Ofenfeuer eine Glasscheibe sehr schnell erhizt, aber nur wenig durchdringt: daher man gläserne Schirme sehr wohl gegen das Kaminfeuer, aber nicht gegen die Sonnenstrahlen gebrauchen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Schlachtroß der Hellenen.

Romanze.

Rubia, mit umfloss'nen, silbergrauen Mähnen,
Geht Poseidons stolz verjüngtes Roß,
Spielend trägt es, glatt und zierlich den Hellenen
Und sein leichtes, kühn vertrautes Floß;
Eh'rner Klang,
Felsentlang,
In der alten, tiefgefurchten Bahn,
Mittagwärts gen Ipsara hinan.

Grundauf plötzlich, angespornt von dumpfem Rufe,
Struppt sich's, stöhnt und schnaubet Dampf und Schaum,
Bäumt sich, wühlt und mit des Jähzorns Donnerhufe
Schlägts den Abgrund und den Wolkensaum;
Wie's erbebt,
Drängt und strebt,
Knirschend an Europa's Zügel auf und nieder,
Brüllen dumpf die Mauern Asiens wieder.

Welch gewalt'gem, roßwildtummelnden Orkane
Bäumt sich's? Spornt der Dreizack dich zur Wuth?
Schau, dort nahet schmachvoll der Osmane
Mit gespreizt erneutem Zornesmuth;
Groß und schwer,
Ragt ein Heer
Buntbeschwingter Schiffe hoch hervor,
Schwingt von fern die Geißel schon empor.

Der Hellene, meidend überlegne Menge,
Lenkt erfahren seitwärts vom Koloß;
Doch umsonst, gerad' in's größte Schiffsgedränge
Reißt ihn trotzig sein empörtes Roß;
Schleudert doch
Mann und Joch;
Ehe beyde noch den Angriff wagen,
Liegt am Felsen schon der Feind, zerschlagen.

Rubig, mit umfloßnen, silbergrauen Mähnen,
Geht Poseidons stolz verjüngtes Roß,
Spielend trägt es, glatt und zierlich den Hellenen
Und sein leichtes, kühn vertrautes Floß;
Ehr'ner Klang,
Felsentlang,
In der alten, tiefgefurchten Bahn,
Mittagwärts gen Ipsara hinan.

K. Sondershausen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 18. April.

Mit der Andacht der Pariser, an deren Aufnahme die Klerisey so emsig arbeitet, will es noch nicht recht gehen, oder sie erscheint in Begleitung des Luxus und anderer weltlichen Gefährten, die sehr wenig Erbauliches an sich haben. So z. B. sollen die Damen jezt wieder Gebetbücher haben; allein das Modejournal macht aus diesem Zubehör einer eleganten Dame einen verwünscht theuern Artikel. Das Gebetbuch, das den alten Namen Lucologe wieder angenommen hat, soll nämlich zu den Hochzeitgeschenken gehören, welche der Bräutigam der Braut in der Corbeille de noce zuschickt. es soll, der Vorschrift des Modejournals zufolge, in blauem Saffian eingebunden, mit silber-

nen und vergoldeten Beschlägen versehen und sogar mit kostbaren Edelsteinen besetzt seyn, und in diesem Zustande wird es den Schawls und dem übrigen Hochzeitschmucke beygelegt. Wenn ein so kostbares Encologe an die Stelle des ehrlein Brautschmuckes in der Kord gelegt würde, so ginge es noch an; allein nunmehr soll der Bräutigam nicht nur für den Prunk der Braut sich zu Grunde richten, sondern auch noch für ihre Andacht. Vermuthlich sollen diese Eucologes zu den sonderbaren Andachtsübungen dienen, die seit einiger Zeit in Aufnahme gebracht werden. Neulich um acht Uhr Abends sahe man das Innere der St. Rochuskirche prächtig erleuchtet; allein die Thüren waren verschlossen und es standen Schildwachen davor, die das Drängen des Volkes abwehren sollten, aber keine Auskunft über dasjenige geben konnten, was in der Kirche verging. Ein Ultrablatt gab am folgenden Tage Nachricht über die sonderbare Andachtsfeyung. Eine Versammlung von frommen Leuten habe unter Anleitung eines Abbé eine mehrmalige Prozession in der Kirche umher angestellt, und bey jedwedem Gange habe der Abbé eine Anrede gehalten und die Leute gefragt, ob sie ihren Feinden verzeihen, worauf dann die Leute einstimmig ausgerufen hätten: Ja wir verzeihen ihnen! und darauf hätte man die Prozession fortgesetzt. Was für Feinde hier gemeint waren, hat das Ultrablatt nicht ausgesagt; man sollte glauben, alle die frommen Leute, die da versammelt waren, hätten es mit einer Legion Schelme zu thun, die ihnen beständig nachstellten. Sollte nicht mancher, der bisher keine Feinde hatte, und auch an keine Feinde dachte, durch die Andachtsübungen des Herrn Abbé auf den Gedanken kommen, er müsse doch wohl Feinde haben, da er ihnen ja verzeihen solle, und diese Feinde unter denjenigen aufsuchen, die nicht so denken als er, oder welche der Prozession des Herrn Abbé nicht beywohnen. Sollte er nicht sogar dadurch selbst zu ihrem Feinde werden, und sich von seinen andersdenkenden Mitbürgern ganz absondern, um nicht durch ihr böses Beyspiel angesteckt zu werden? An diese Folge des frommen Feinderverzeihens haben wohl bisher weder die Abbés noch die Ultrablätter, welche solche abendliche sonderbare Zusammenkünfte rühmen, gedacht. Aber sie vergessen ja so manches Andere, daß man sich darüber nicht verwundern darf. Die Charwoche bot auch ein solches Gemisch von Andacht und Luxus dar, als der blausatsianene Encologe im Brautkorbe. Die Schauspiele waren geschlossen, aber die ärgste Verschwendung herrschte auf dem Spaziergange nach Longchamp, wo der Regel nach die Reichen mit lauter Neuen erscheinen müssen, an Wagen, Geschirre, Livreen und Schmucke; die sogenannten Concerts spirituels sollten das Publikum einigermaßen erbauen; aber was für eine Erbauung? Wollüstige Rossinische Arien mit Pergolese's Stabat Mater und dem Oratorium Christus am Oelberge vermengt und mit der Ouvertüre aus der Zauberflöte begonnen! indeß die Logen vom reichsten Demensschmucke glänzten! Was für eine erbauliche Charwoche, die manchen Pariser, der den andern an Glanz nicht nachstehen will, zu Grunde richtet! Um den Unsinn voll zu machen, hatte die Universität, die nun beynahe unter das Regiment der Geistlichkeit gebracht ist, angekündigt, bey den diesjährigen Osterexamen der Schüler würde sie hauptsächlich über das Latein und Griechisch des neuen Testaments examiniren, was dann auch geschehen ist. Die Klassiker laufen große Gefahr, ihrer Profanität halber bey Seite gelegt zu werden, wenn die Abbés Frayssinous und Nicole noch lange ihr Wesen treiben. Die Journalisten, welche sich bey der herrschenden Partey beliebt machen wollen, nehmen auch den frömmelnden Ton an, und dieser oder jener, der bisher nur Farzen für ein kleines Boulevard-Theater geschrieben hat, wirft sich zum Prediger auf, und schimpft über Aufklärung, so wie andrerseits Bischöfe in ihren Mandemens Politiker werden und wider die Verderbtheit des jetzigen Geschlechtes losziehen, das verfassungsmäßig regiert seyn will. Es ist ein wahrer Wirrwarr, in welchem Keiner den Andern zu verstehen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz.

Verhältnißmäßig finden sich wohl in keinem andern Lande die Griechenvereine so zahlreich und verbreitet unter allen Ständen und Volksklassen, so eifrig und zweckmäßig und beharrlich wirksam, als in der Schweiz, wo sie aus den reformirten Kantonen auch in die katholischen und aus den großen aristokratischen hinwieder in die kleinen und demokratischen übergegangen sind. In dem kleinsten der zwey und zwanzig Kantonen, zu Zug, hat am 16. Februar der dortige Verein zu Gunsten der Griechen eine Aufführung der Operette: „Der Eremit auf Formentera" veranstaltet; aus dem in Form und Inhalt ausgezeichneten, der Aufführung des Stückes vorausgehenden Prolog, will man etliche Stellen hier ausheben.

. . . . . .

Dieß Ziel *) im Auge laßt uns vorwärts schreiten;
Wir sind der Freyheit Söhne, uns geziemts,
Mit Wunsch, und Wort und Werken beyzutragen,
Daß sich ihr Reich verbreite auf der Erde.
Das Sinnbild unsers Glaubens ist das Kreuz,
Und um des Kreuzes willen kämpft und blutet,
Und für des Kreuzes Ehre stirbt der Grieche:
So laßt uns denn des heilgen Kreuzes Sieg
Mit Wunsch und Handlung und Gebet befördern;
Verzagt nicht ob der Unbedeutenheit
Des kleinen Scherflein's, welches Jeder beut;
Wenn Jeder beut, wird doch die Summe groß.
Blickt rings umher in unserer Natur,
Was groß und herrlich ist, es ward's
Durch der Atomen innigen Verband.

. . . . . .

Und wo ein Volk in heil'gen Krieg für Recht
Und für den Glauben zieht, da kämpfen Gott,
Und seine Himmelsscharen mit; so steht's
Geschrieben auf den Blättern der Geschichte.
War es die Zahl, die an Morgartens Höhen,
Die dort bey Sempach, die bey Murten siegte?
Kleinmüth'ge Zweiflerseele, frag die Mauen
Des stolzen Leopold, des kühnen Karl,
Wo ihre Hunderttausende geblieben?
Sieh, die hat unsrer Väter kleines Heer
In Grabesnacht versenkt, und ihr Gebein
Zur Warnung aufgethürmt dem kommenden Geschlecht.
Daß Heeresmenge, daß Tyrannenwuth
Nach Willkühr nicht des Volkes Schicksal lenkt.

. . . . . .

Und die Schlußstelle:
Und kämen gleich empörten Meereswogen
Von Nord und Ost die Feinde hergezogen,
Und schlängen um den Erdball Sklavenketten,
Verzaget nicht, verlieret nie den Muth;
Zur rechten Zeit wird euch ein Gott erretten.
Denn wie die Frucht im Keim verborgen ruht,
Und spät hervorbricht in des Sommers Tagen,
Und wächst und stärket an der Sonne Gluth;
So wird durch lange Müh' und Kampf und Wagen
Zum Ziele doch die Menschheit sich erschwingen;
In's Reich der Nacht wird einst die Klarheit dringen,
Die Tyrannei, der Irrthum muß erliegen,
Und Wahrheit wird, und Recht und Freyheit siegen!

*) Der Schweizerischen Hülfsvereine für die Griechen.

Nro. 10.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung von Würtemberg, nebst einer Uebersicht seiner Geschichte. Von J. D. G. Memminger. Zweyte, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. gr. 8. 47 Bogen.

Diese neue Ausgabe ist in gewisser Art ein ganz neues Werk. Nicht nur ist, dem allgemeinen Wunsche gemäß, der topographische Theil ansehnlich und um mehr als das Doppelte erweitert, sondern es ist die ganze Schrift völlig umgearbeitet und überall der neueste Zustand dargestellt. Sowohl der Beyfall, welchen diese Schrift schon in ihrer ersten Gestalt gefunden, als auch insbesondere die amtliche Stellung, worin der Verfasser als Mitglied des Königl. stat. top. Bureau diese neue Ausgabe bearbeitet hat, überheben uns jeder weitern Empfehlung. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, wird die Verlagshandlung dasselbe, ungeachtet es in dieser neuen Ausgabe um 12 Bogen stärker ist, dennoch in dem alten Preise erlassen.

Inhalt.

Erste Abtheilung. Geschichte. 1. Würtemberg unter den Grafen; 2. das Herzogthum Würtemberg; 3. das Königreich Würtemberg. Rückblick auf den bürgerlichen und Cultur-Zustand. Uebersicht der Erwerbungen und Abtretungen.

Zweyte Abtheilung. Landeskunde. I. Geographische Verhältnisse: Lage, Gränzen, Größe, Gestalt ꝛc. II. Natürliche Beschaffenheit. 1. Oberfläche: Gebirge, Thäler, Ebenen, Erdfälle und Höhlen; Gewässer (mit Tabellen über den Fall des Neckars und der Donau); Abdachung des Landes, Wasserscheide, Höhenverzeichniß ꝛc. 2. Gebirgsarten. 3. Versteinerungen. 4. Boden. 5. Witterung. III. Naturerzeugnisse: 1. Mineralreich (mit Tabellen über den Gehalt der Mineralquellen); 2. Pflanzenreich; 3. Thierreich. IV. Denkmäler des Alterthums. 1. Röm. Alterthümer; 2. Deutsche Alterthümer.

Dritte Abtheilung. Volkskunde. I. Einwohner. 1. Bevölkerung. 2. Abstammung und Sprache. 3. Körperliche Beschaffenheit. 4. Charakter. 5. Lebensweise und Sitten. 6. Bildung. II. Wohnplätze. 1. Orte. 2. Gebäude. III. Wirthschaft. A. Privatwirthschaft. 1. Landbau: a. Pflanzenbau und Viehzucht nebst Jagd und Fischerey; b. Gewinnung von Mineralien. 2. Kunst- und Gewerbsfleiß. 3. Handel; I. Zustand; II. Hülfsmittel und Hindernisse; III. Münze, Maß und Gewicht. B. Nationalwirthschaft. 1. Nationalvermögen. 2. National-Einkommen.

Vierte Abtheilung. Staatskunde. I. Verfassung. A. Staatsverfassung. B. Standesverhältnisse. (Namensliste der Standesherrlichen und Ritterschaftlichen Familien.) C. Staatsdienstverhältnisse. II. Regierung. A. Der König: a. Person und Residenz; b. Titel und Wappen; c. Kön. Haus; d. Kön. Hofstaat; e. K. Hofdomänenkammer; f. Hofanstalten; g. Orden ꝛc. B. Geheime Kanzley des Königs. C. Geheimer Rath. III. Staatsverwaltung. 1. Rückblick auf den früheren Zustand. 2. Jetzige Einrichtung. A. Auswärtige Verhältnisse. B. Innere Verhältnisse: I. Rechtspflege. II. Verwaltung des Innern und des Kirchen- und Schulwesens (nebst den öffentlichen Anstalten). III. Kriegswesen. IV. Finanzverwaltung. (Staatsvermögen; Staats-Schulden; Staatseinkünfte und Ausgaben. Haupt-Finanz-Etat für 1823.)

Fünfte Abtheilung, Ortsbeschreibung. A. Allgemeine Uebersicht (mit topogr. stat. Tabellen.) B. Besondere Beschreibung.

Archives diplomatiques pour l'Histoire du tems et des états. 3e volume. 5 fl.

Dieser Band, 36 Bogen stark, enthält zunächst das Königreich Spanien mit 227 Urkunden, und zwar:

1. Konstitution vom Jahre 1812 und Erklärung des Königs bey seiner Rückkehr nach Spanien im J. 1814.
2. Die Revolution vom J. 1820 bis zur Annahme der Konstitution.
3. Die weitern Angelegenheiten des Innern bis Ende 1821.
4. Die auswärtigen Verhältnisse, vom Jahre 1820 bis zum März 1823, mithin auch die neuesten auf den Kongreß von Verona Bezug habenden Aktenstücke.

Hierauf folgt unter dem Titel: Europäische Kongresse, die vollständige Sammlung der öffentlichen Erklärungen, welche seit dem letzten Frieden von den Zusammenkünften europäischer Höfe ausgegangen sind, nebst einigen andern dahin gehörigen Aktenstücken, bis auf die gegenwärtige Zeit.

Der 4te Band, an welchem bereits gedruckt wird, enthält den deutschen Bund.

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Jahrgang, 1823. 3tes Heft.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. April 1823.

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1823. IX. Bd. 2tes Heft.

Allgemeine deutsche Justiz-Cameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Theod. Hartleben. April 1823.

Für Aerzte und Apotheker.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Vorschriften für die Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneimittel, als der Krähenaugen, des Morphins, der Blausäure, des Strychnins, des Veratrins, der China-Alkalien, der Jodine u. m. a. Aus dem Französ. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Gr.

Anzeige

Das Publikum wird hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß in Betreff des Werks: „Athen mit seinen Denkmahlen von F. Heger, H. Hübsch und Joh. Thürmer" die Theilnehmer sich wegen der genauen Behandlung der Platten trennen.

Unter dem Titel Malerische Ansichten von Athen, setzen nun F. Heger und H. Hübsch das Werk in derselben Art fort, wie die bereits erschienene Platte (westliche Ansicht von Athen gestochen von Schilbach) zeigt, so daß es also ganz ausgeführte Kupferstiche enthalten wird.

Dieser Trennung wegen muß nun zuerst das Werk in kleinern Abtheilungen erscheinen, damit das Publikum nicht zu lange hingehalten werde. Die erste Lieferung, welche die westliche Ansicht von Athen, und die Acropolis von Westen nebst der Erklärung (deutsch und französisch) enthält, ist bereits an die Kunsthandlungen, denen ein billiger Rabat zugesichert wird, versendet worden. Außerdem nehmen die neue akademische Buchhandlung von Carl Groos in Heidelberg und Baumeister Heger in Darmstadt direkte Bestellungen an.

Nach dem früher bestimmten Verhältniß stellt sich der Preis der aus zwey Platten bestehenden Lieferung auf 5 fl 30 kr rheinisch.

Da eigentlich jedes Blatt für sich ein Ganzes ausmacht, so sollen, um den Liebhabern so wenig als möglich Schranken zu setzen, die Abtheilungen auch einzeln verkauft werden. Doch bleibt bey den folgenden nur für die Subscribenten der gegenwärtige Preis.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Vom alten und neuen Hellas.

Worte an die griechische Nation gesprochen

von

Adamantios Korai.

Zugleich als Einleitungsschrift zur Politik des Aristoteles.

Aus dem Alt- und Neugriechischen übersetzt von

Dr. Carl Iken.

Nebst einem Anhang, einen Auszug aus der Politik des Aristoteles enthaltend. 8. Broschirt. Preis 1 Rthlr.

Diese vom klassischen Hauche der Vorzeit, und dem lebendigen Geiste einer thatenreichen Gegenwart durchdrungene Schrift, und insbesondere die feurigen Worte eines achtzigjährigen Griechengreises an seine ihn kindlich-ehrenden Landsleute gerichtet, werden schon allein hinreichen, dem Buche einen Ehrenplatz unter den zahlreichen Neuigkeiten der griechischen Tagesgeschichte zu verschaffen.

Der Stein

der Nieren, Harnblase und Gallenblase in genetischer, chemischer, diagnostischer und therapeutischer Hinsicht nach den verschiedenen Theorien älterer und neuerer Aerzte betrachtet, nebst einer vollständigen Beschreibung aller alten und neuen dahin gehörigen Operationsmethoden.

Von

Dr. Carl Caspari.

8. Broschirt. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Ueber diese, dem denkenden Arzte so wichtige Krankheit, liefert der Herr Verfasser eine höchst verdienstliche Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Kur- und Operationsmethoden, und es wird durch dieses Werk eine fühlbare Lücke in der medizinisch-chirurgischen Literatur ausgefüllt.

Der Freyschütz.

Eine Volkssage

von

A. Apel.

Aus dem ersten Bande von Apel's und Laun's Gespensterbuch (Leipzig, bei G. J. Göschen) besonders abgedruckt. 8. Broschirt. 8. Gr.

Den zahlreichen Verehrern des seel. Apel, so wie jedem Huldiger der gefeyerten Oper gleichen Namens, dürfte der besondere Abdruck dieser geistreichen Novelle gewiß willkommen seyn.

Peveril of the Peak.

By the Author of „Waverley, Kenilworth" etc.

In four Volumes.

8. Cartonirt. Preis 3 Rthlr. 16 Gr.

Dieser neueste Roman von Walter Scott stellt abermals ein reichbegabtes Gemählde des nordischen Meisters vor Augen, und wird die Freunde seiner herrlichen Muse noch enger an ihn schließen, bei denen vorliegende, äußerst correcte und zugleich elegante Ausgabe, die im vaterländischen Geschmacke auf schönem Velinpapier mit scharfen Lettern gedruckt ist, sicher Beyfall finden wird.

Herabgesetzter Preis.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Cramer, C. G., Zoar der Auserwählte, Roman in 2 Theilen, 3te unv. Aufl. früherer Preis 3 Rthlr., jetzt 2 Rthlr.

Dieser Roman bedarf wohl nicht erst noch einer besonderen Empfehlung, da der Name des Verfassers und eine dritte Aufl. hinlänglich dafür bürgen. Um indeß Leih-Bibliotheken und Romanfreunden den Ankauf desselben zu erleichtern, habe ich den Preis von 3 Rthlr. auf 2 Rthlr. herabgesetzt.

Berlin im April 1823.

Heinrich Burchhardt.

Für Katholiken und Protestanten.

So eben ist bei Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Die Päpste

als Fürsten eines Staates und Oberhäupter der Kirche. Von der Begründung des heiligen Stuhles an bis 1822.

Aus dem Französischen des

Juan Antonio Llorente,

Mit einigen Anmerkungen von **r.**

Zwey Theile in 8. Preis 3 Thlr.

Die Wahrheit ist so ein achtungswerthes und göttliches Ding, daß Christus selbst sagte: ich bin die Wahrheit und der Weg des Lebens. Wer nicht der Wahrheit folgt, kann nicht dem Heiland folgen. Wer eine der Wahrheit widersprechende Geschichte schreibt, handelt Christus entgegen. Er will es nicht haben, daß man ihm mit Hülfe von Lügen dient, und die christliche Religion würde weder gut noch wahr seyn, wenn sie, um sich zu erhalten, den Betrug zur Stütze haben müßte. Mit diesem Grundsatz bearbeitete der ehrwürdige 68jährige, besonders durch seine Geschichte der spanischen Inquisition als kritischer historischer Schriftsteller aufs rühmlichste bekannte Katholik Llorente obige Geschichte der Päpste, und ward ein Märtyrer der Wahrheit, denn auf Antrag des päpstlichen Nuntius, wie man sagt, wurde ihm befohlen, nach 24 Stunden, in den harten Tagen des vergangenen Winters, Paris zu verlassen.

Schöne Literatur.

In der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Erzählungen am Kamine, von Albert Grafen von Pappenheim, königl. baierischen Obersten ꝛc. 1stes Bändchen. Mit einem Kupfer. gr. 8.

Ein lieblicher Blumenkranz aus dem Garten der Romantik, gewunden aus sechs Erzählungen wirklicher Ereignisse aus dem Leben, und geschmückt mit allen Reizen einer kräftig blühenden Sprache. Der edle Verfasser, bekannt durch mehrere mit vielem Beyfall aufgenommene Aufsätze im Morgenblatt, versammelt eine Gesellschaft an einem stürmischen Herbsttage am wohlthätigen Kamin, so wie einst Boccaz die Erzähler seiner herrlichen Novellen auf einem Landsitze bey Florenz, und nun beginnt der Herr des Hauses die Vorlesungen einiger Scenen aus seinem erfahrungsreichen Leben. Manche derselben haben Beziehung auf die jetzige erfolgreiche Zeit, alle tragen das Gepräge der schönsten Gefühle eines reichen Gemüthes.

Das Buch ist J. königl. Hoh. der Kronprinzessin von Baiern gewidmet. Das Kupfer, von der Meisterhand des Hrn. Fleischmann in Nürnberg gestochen, stellt eine Eiche dar, deren Aeste die Bildnisse der durchlauchtigsten Familie Sr. k. Hoh. des Kronprinzen nach der Folge des Alters tragen. Das baierische Wappen, mit der Königskrone geschmückt, wird am Fuße der Eiche von einem Löwen bewacht; Papier und Druck sind ausgezeichnet; zur Bequemlichkeit der Liebhaber sind die Exemplare sämmtlich in farbigem Umschlag geheftet. Preis 3 fl. 36 kr. Das Kupfer, das für jeden Bürger Baierns großes Interesse hat, wird in allen Kunst- und Buchhandlungen auch ohne das Buch verkauft.

Bey Carl Busch in Altona sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harms, Claus, drey Reformationspredigten, gehalten an den jährlichen Reformationsfesten 1820, 1821 und 1822. 4/4 Bogen gr. 8. geheftet 12 gr.

Von folgenden so eben in Paris erschienenen Schriften sind deutsche Ausgaben unter der Presse:

Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblenz en 1791.

Pradt, M. de, parallèle de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe, suivi d'un aperçu sur la Grèce.

Geschenk für erwachsene Töchter.

So eben ist bei Leopold Voß in Leipzig erschienen: die dritte rechtmäßige, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage von

Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände.

Herausgegeben von

Dr. C. W. Spieker.

Auf Velinpapier in elegantem Umschlag mit einem Titelkupfer von F. W. Meyer nach Schnorr. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die freundliche Aufnahme, welche die beyden ersten Auflagen überall gefunden, läßt auch für diese dritte ein günstiges Urtheil und einen segensreichen Gebrauch hoffen.

Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, für das Jahr 1823. Redigirt von Edmund Ost und Stephan Schütze. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern, gr. 8. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Der Jahrgang 8 Thlr. S. od. 14 fl. 24 kr.

Von Anfang dieses Jahres an erscheint dieß Journal unter einer neuen Redaction, in einer veränderten und mehrfach verbesserten Gestalt. Es werden wöchentlich 2 Stücke, von einem halben oder ganzen Bogen, ausgegeben und an die Postämter und Buchhandlungen versendet. Bis jetzt (den 1. April) sind bereits 32 Nummern erschienen; nebst 10 Kupfertafeln, wovon 8 ausgemalte Modetafeln, mit kurzen Reimen begleitet, die 2 schwarzen geben getreue Abbildungen von Schiller's und Goethe's Wohnungen.

Die Erscheinung und Versendung erfolgt wöchentlich sehr regelmäßig, und die Bestellungen können bey allen

Postämtern und Buchhandlungen gemacht werden, wo auch die ausführliche Ankündigung und die vier ersten Nummern als Probeblätter gratis zu haben sind.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von der in London herauskommenden:

an Encyclopaedia of Agriculture nach dem Plane von London's Garten-Encyklopädie,

liefern wir eine deutsche Bearbeitung.

Weimar, den 14. April 1823.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Bei B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber das Mästen des Rindviehes, insonderheit der Kälber u. Schweine, über das Einsalzen des Fleisches und der Butter in England u. Irland und über die Räucherungsmethode des Rindfleisches in Hamburg.

Zum nützlichen Gebrauch für Marinebeamte, Haushaltungen, Oekonomen, Gerber und Fleischer. Eine gekrönte Preisschrift. Von Christ. Martfeld. Preis geheftet 12 gGr. oder 54 Kr.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigen wir an, daß von

Narrative of a Journey in the Morea by W. Gell. London 1823.

bey uns nächstens eine gelungene Uebersetzung erscheinen wird.

Reinsche Buchhandlung.

Anzeige.

Die Leser und insonderheit die Besitzer der allgemeinen musikalischen Zeitung machen wir hierdurch wiederholt auf das in unserm Verlag herausgekommene

Register zu den ersten zwanzig Jahrgängen der allgemeinen musikalischen Zeitung, in Quart, Preis 2 Thlr.

aufmerksam, durch welches das außerdem mühsame Nachschlagen dieser Zeitung und das Auffinden der so mannichfaltigen, in derselben abgehandelten Gegenstände sehr erleichtert wird, und bemerken, daß davon nur eine kleine Anzahl Exemplare abgedruckt worden ist.

Breitkopf und Härtel.

Für Aerzte und Chirurgen.

Bey Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Ueber Harnverhaltungen, welche durch Verengerung der Harnröhre verursacht werden, und von den Mitteln, durch welche man die Obstruktionen dieses Kanals vollkommen zerstören kann. Von Dr. Theodor Ducamp. Aus dem Französischen. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat in diesem Werke einen Zweig der Wundarzneikunst auf eine Stufe der Vollkommenheit erhoben, die es bis jetzt den angesehensten Wundärzten, alles rühmlichen Strebens ungeachtet, nicht geglückt hat, zu erreichen. Die vom königl. französ. Institut zur Beurtheilung des Werkes ernannte Kommission hat dasselbe für klassisch erklärt, und mehrere deutsche kritische Blätter haben bey der Beurtheilung des Originals diesen Ausspruch bestätigt.

So eben ist wieder versandt:

Walter Scotts Ivanhoe. Nach dem Englischen von K. B. Meth. Müller. Dritte verbesserte Aufl. in 2 Thln. 8. auf weiß Druckp. (mit größrer Schrift als die 2te Aufl.) 1823. 2 Thlr.

Leipzig im März 1823.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Bei A. Wienbrak in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Moda libneh vinah. Ein Lehr- und Lesebuch für Liebhaber der Hebr. Sprache. Von Moses Philippssohn. 2te stark vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Theil. —

Auch unter dem Titel.

Hebräisches Elementarwerk, oder gründliche Anweisung das Hebr. zu erlernen. Für künftige Theologen und zunächst für die ist. Schulen bearbeitet. 2te verbesserte und verm. Auflage. Erster Theil, den ersten Kursus enthaltend. 8. Preis 20 gr.

Da dieß Werk bereits in seiner ersten Gestalt den Beyfall spruchbefugter Richter, namentlich der Herren Rosenmüller, Fränkel, Salomon und Wolf, davon getragen (Leipz. Liter. Zeit. v. 1808.), so hoffen wir, diese neue, von P. Philippssohn, dem Sohne des verstorbenen Verf., verbesserte und stark vermehrte, und von J. Wolf revidirte Auflage, werde ein nicht minder günstiges Loos treffen. Außer einer Anleitung, so wohl das Hebr. als das Deutsche mit hebr. Lettern, richtig zu lesen, enthält dieser Theil noch faßliche und leichte Lesestücke in Sätzen, Erzählungen, Fabeln und Gedichten mit untergelegten Vokabeln, die Grundregeln der hebr. Grammatik und die jüdische Geschichte. Der zweyte Theil, den 2ten Kursus enthaltend, wird im August d. J. erscheinen. Die Verlagshandlung will gern Schulen den Ankauf erleichtern, und giebt denselben, wenn sie das Werk in Partien anschaffen, das Ex. dieses ersten Theils für 15 gr.

Leipzig im April 1823.

A. Wienbrak.

Nro. 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15 Mai 1823.

Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkrystallen dahin und daher:
Der Stadt ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig und schirmen uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf ehrner Tiefe das Leben dahin.

Volkslieder.

Schlittschuhlauf.

In den holländischen Zeitungen hat man einen kurzen Bericht gefunden von zwey Schlittschuhläufern, die am 29. December 1822 in der Zeit von vier und zwanzig Stunden zwölf holländische Städte besucht haben. Es möchte für den deutschen Leser vielleicht nicht uninteressant seyn, eine etwas ausführlichere Nachricht über diese Schlittschuhreise zu erhalten. Folgendes ist dem eigenen Berichte, den die Schlittschuhläufer selber darüber im Kunst- und Literatur-Boten (Konst- en Letterbode), der wöchentlich in Harlem bey Loopès herauskommt, mitgetheilt haben, entlehnt.

Veranlassung gab dazu eine dergleichen Reise, welche vier Einwohner vom Dorfe Koog an der Zaan den 19. December 1676 unternommen und glücklich zu Stande gebracht hatten. Der eigenhändige Bericht dieser vor 146 Jahren gemachten Reise, von einem der Theilnehmer daran verfaßt, wird noch nebst vielen andern merkwürdigen Handschriften in der Familie des Herrn Honig aufbewahrt, der sie dem Berichterstatter in der Letterbode mitgetheilt hat. Die Reise wurde damals den 19. December 1676 an einem Sonnabende, Tags vor dem Vollmonde, gemacht, von Claas Aris Caiskooper, Maindert Arents, Jakob Blaei und Jakob Buur. Diese vier Männer gingen des Morgens um vier Uhr, bey Mondschein, über das Y auf Schlittschuhen nach Harlem, von da nach Amsterdam, dann nach Weesp, Muiden und Naarden; von dort über den Pampus nach Monnikendam, dann nach Edam, Purmerend Hoorn, Enkhuizen und Medenblik; von da nach Alkmaar, und endlich im Schneegestöber wieder nach Koog zu Hause, wo sie des Abends um halb neun Uhr ankamen. An dem einen Tage hatten sie also zwölf Städte besucht. Seit 1676 scheint solch ein Zug weder von dorther, noch von irgend einem andern zaanländischen Orte, nicht wieder unternommen worden zu seyn; man findet zum wenigsten keine Nachrichten darüber. Und darüber braucht man sich nicht zu wundern, wenn man bedenkt, wie viele günstige Umstände dazu mitwirken müssen, damit solch ein Unternehmen gut gelinge. Die Haupterfordernisse sind: große Schnelligkeit im Schlittschuhlaufen, eine starke Konstitution, um die Strapatzen aushalten zu können, und endlich sehr gutes, glattes Eis und heller Mondschein. — Jeder strenge Winter gab Veranlassung, um von der Reise von 1676 zu sprechen, und machte den Wunsch rege, einmal etwas dergleichen versuchen zu können.

Die zwey Brüder, Klaas und Willem Dostindie, sehr flinke Schlittschuhläufer, stark und von gesunder Konstitution, und in der kräftigsten Blüthe des Lebens, schmeichelten sich beym Anfange dieses Winters, als der starke Frost ohne Schnee anhielt, mit der Hoffnung, daß diese so oft besprochene Reise doch endlich einmal sollte vor sich gehen können, und sie machten den Versuch am 29. December v. J., Tags nach dem Vollmonde. Sie wußten im Voraus, daß sie einen größern Umweg würden zu machen haben, als ihre Vorgänger im Jahr 1676, indem

man die Süderſee (den Pampus) noch nicht zu Eiſe paſſiren konnte. Ueberdem fanden ſie an vielen Stellen ſehr ſchlechtes Eis, das ſie zwang, den Weg, oft ziemliche Strecken lang, zu Fuße zu machen, und es wehte den ganzen Tag, beſonders des Nachmittags und gegen Abend, ein ſtarker Oſt-Süd-Oſtwind. Man braucht ſich alſo nicht zu wundern, daß, da ſie durch ſo viele Hinderniſſe aufgehalten wurden, ihre Reiſe um einige Stunden länger gedauert hat, als die ihrer Vorgänger. Hier folgt nun ein Auszug aus ihrem wörtlichen eigenen Berichte.

Den 29. December 1822 des Morgens um 2½ Uhr gingen ſie vom ſüdlichen Ende des Dorfes Koog ab, über die Zaan und einige andere kleinere Kanäle und Gräben nach Alkmaar, wo ſie gegen vier Uhr ankamen. Zwiſchen hier und Medenblik fanden ſie an verſchiedenen Stellen das Eis offen, und oft ſo ſchlecht, daß ſie es verlaſſen und einmal ſelbſt eine ganze Viertelſtunde zu Fuß gehen mußten. Sie kamen alſo erſt um ſieben Uhr in Medenblik an; von da gings nach Enkhuizen, dann nach Hoorn, wo es bey ihrer Ankunft 10½ Uhr war. Hier hielten ſie ſich Dreyviertelſtunden auf, und gingen um halb zwölf Uhr weiter nach Edam, wo ſie um halb ein Uhr, und nach Monnikendam, wo ſie um halb zwey Uhr ankamen. Von hier aus machten ſie, weil man ihnen einen unrechten Weg gezeigt hatte, einen ziemlichen Umweg nach Purmerend, und nun liefen ſie bis nach dem Zollhaus, gegenüber Amſterdam, wo ſie ſich bis vier Uhr aufhielten. Von hier gingen ſie zu Fuß bis Amſterdam, dieſe Stadt durch, und banden draußen vor dem Muider Thore ihre Schlittſchuhe wieder an. Bey der ſogenannten Diemer Bruck mußten ſie, indem es dunkel geworden war, etwa eine halbe Stunde warten, bis der Mond aufging, weil weiter hin das Eis noch wenig gebraucht war. Bey einer folgenden Brücke mußten ſie die Schlittſchuhe wieder abbinden, weil das Eis offen war, und eine Strecke von fünf Minuten zu Lande marſchiren. Um 6½ Uhr hatten ſie Weeſp paſſirt, und kamen von dort nach Muiden. Bis zur ſogenannten Halfelaarbrücke blieben ſie auf dem Kanal, und dann abwechſelnd auf kleinern Gräben bis Naarden. Von da kehrten ſie denſelben Weg nach Muiden zurück, und dann auf dem Kanal nach Amſterdam. Eine große Viertelſtunde vor der Stadt zerbrach dem älteſten Bruder ein Schlittſchuh, ſie waren alſo genöthigt, bis und durch Amſterdam zu Fuße zu gehen, womit gewiß eine Stunde verlief. In Amſterdam borgte der Eine ſich andere Schlittſchuhe, und um 10½ Uhr machten ſie ſich wieder auf dem Harlemer Kanal auf den Weg, und kamen vor zwölf Uhr Mitternachts in Harlem an. Von hier bis Sparendaur war das Eis ſehr gut, als ſie dort aber wieder das Y betraten, fanden ſie das Eis ſo ſchlecht, daß ſie eine große Strecke zu Fuß gehen mußten. Und ſo kamen ſie um drey Uhr des Nachts wieder zu Hauſe. Dieſe beyden Brüder hatten alſo, indem ſie vor zwölf Uhr in Harlem ankamen, auch an einem Tage zwölf Städte beſucht.

Frau und Magd.

(Fortſetzung.)

Als Winfried aus ſeinem feſten und langen Schlafe erwachte, fühlte er ſich, trotz vielerley unruhigen Träumen, zwar bedeutend geſtärkt, aber zu ſeinem Schrecken bemerkte er, daß er ſich in einer völlig wüſten Gegend befand, deren traurige Einförmigkeit nur hin und wieder durch Dornſträucher unterbrochen wurde. Noch ſitzend auf dem kleinen Mooshügel, auf dem er geruht hatte, ſpähte er mit forſchendem Blicke in der weiten Fläche umher, ob ſich nirgends eine heitere Ausſicht eröffnete: o Himmel! da ſah er in der Ferne ein unüberſehbares Heer Kröten in großen Sprüngen auf ſich zukommen. Daß dieß die weiland durch ſeinen Zauberſpruch verwandelten Schönen wären, die nun kämen, ſich an ihm zu rächen, blieb ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Wie ein geſcheuchtes Reh raffte er ſich auf, und floh nicht minder behend nach der entgegengeſetzten Seite über ſteinigen Boden, der ſeine Füße verwundete, durch tiefen Sand, der ſeine Kraft erſchöpfte, durch Dornenhecken, die ſeine Kleidung und ſeinen Leib zerriſſen. Aber es ſchien, als verdoppelten die Kröten ihre Sprünge, denn jeder Blick, den er unwillkürlich rückwärts warf, zeigte ihm die Verfolgerinnen immer näher, als der vorige. Lange ließ ihn die Angſt keine Müdigkeit ſpüren; aber endlich fühlte er ſich der gänzlichen Erſchöpfung und folglich dem Augenblicke nahe, wo das Heer ſeiner kalten Feindinnen, vor denen er jetzt einen unglaublichen Schauder empfand, ihn erreichen und erdrücken würde, denn an Widerſtand war nicht zu denken, da die Verwandelten wol ihre Geſtalt, aber nichts an Maſſe verloren hatten. Schon wollte Winfried, von ſeiner Mattigkeit und dieſem gräßlichen Gedanken überwältigt, ſinken, als er ſeitwärts einen Hügel erblickte. Freudig raffte er noch alle übrige Kraft zuſammen, und richtete ſeinen Lauf dorthin, denn konnte ihn auch der Hügel ſelbſt nicht ſchützen, ſo fand ſich doch vielleicht jenſeits ein Zufluchtsort. Bald ſah er auch in der That über den Abhang des Hügels Baumwipfel hervorragen, und er lenkte ſeine Flucht auf dieſe willkommene Erſcheinung zu. Schon dicht hinter ihm war das Heer der Verfolgerinnen; er glaubte ſchon die von ihnen ausſtrömende Kälte zu ſpüren; mit der letzten angeſtrengten Kraft ſuchte er das bergende Gehölz zu erreichen: aber da berührte ihn ſchon die eiskalte Pfote einer Springerin. In dieſem Augenblicke gewahrte er eine ſchwarz gekleidete Frau, die am Eingang des Gehölzes ſaß, und mit dem Angſtruf: „Rette! rette!“ warf er ſich in ihre Arme.

Die schwarze Frau hielt den Herandringenden ihren Zauberstab entgegen, und alle flohen erschrocken zurück, ohne jedoch sich gänzlich zu entfernen. Jezt erhob, von seiner Angst sich erholend, Winfried den Blick, um seine großmüthige Beschützerin zu betrachten. Die Jugend war verblüht in ihren Zügen, tiefer Ernst, ja sogar düstere Strenge lag darin gepaart mit mancher Spur des Grames: groß und hager war die Gestalt, blaß das Antlitz, schwarz wie die Kleidung Auge und Haar, aber roth und golden, wie Mars am Himmel, glänzte der Stern durch ihre Locken. Mächtige und gütige Fee, rief Winfried aus, denn du bist Rogenia, die ich suchte, und an deren Statt ich ein betrügerisches Wesen fand, das mich in dieß Unglück stürzte, erhabene Fee, großmüthige Retterin, wie soll ich dir danken? Stehe auf, erwiederte sie, und folge mir; für diesen Augenblick gerettet, ist noch nicht für die Ewigkeit gerettet. Sie führte nun den Jüngling ins Gebüsch, das sich immer mehr und mehr zum dichten Tannenwald verdüsterte, in dessen finsterer Mitte das Schloß der Zauberin lag. Auch das Gebäude trug die Farbe seiner Herrin: aus schwarzem Marmor war es aufgebaut, vom Grunde bis zu den Zinnen; aus schwarzem Erz waren die Thore, aus Ebenholz die Thüren, und selbst die Fenster aus schwarzgrauem Glase, so daß ewige Dämmerung, wie sie nach einem trüben Tage zu seyn pflegt, im Innern herrschte. Doch auf Winfried machte dieß alles keinen Eindruck, denn er fühlte nur die Freude, von seinen abscheulichen Verfolgerinnen befreyt zu seyn.

Als sie im Schlosse angelangt waren, ließ sich die Fee von dem Jüngling erzählen, was ihm seit seinem Eintritt in das Gebirge geschehen war; und nachdem sie Alles vernommen hatte, sprach sie mit wehmüthiger Stimme: O du Unglückseliger! in welche Hände bist du gefallen! Ja, ich kenne diese Betrügerin wohl, die nur Lust hat am Verderben der armen Erdenkinder, die sie fangen kann in ihren Netzen. O du unglückseliger Verlorner! Was hilft es dir, daß ich dich jezt gerettet habe, vielleicht auf die kurze Frist des Lebens dich retten kann von der gerechten Rache derer, die du mehr als vernichtet hast: was hilft es dir? Wisse, daß du die grenzenlose Zeit nach dem Tode in der kalten, feuchten Umklammerung dieser Verwandelten zubringen, und ihre geifernden Liebkosungen erdulden mußt. Vom tiefsten Grausen wie von einem Gespenst ergriffen, stürzte Winfried zu den Füßen der Fee, umschlang ihre Knie und rief in der größten Verzweiflung: O rette mich von diesem Schreckniß, du Gütige! Schwer ist meine Schuld, doch so Gräßliches habe ich nicht verdient; es muß eine Rettung seyn; o, rede, rede, Mächtige! kannst du mich, willst du mich retten? Vielleicht vermag ich es, entgegnete die Fee nach einigem Bedenken; aber willst du mir folgen? Willst du büßen? Willst du jedes vormalige Lächeln mit tausend Thränen, jedes schlüpfrige Wort mit tausend Seufzern, jede verschwelgte Stunde mit tausend qualvollen Stunden zurück erkaufen? Ich will, ich will, rief Winfried; o mit Freuden will ich Jegliches thun, was du gebeutst. Wohl, sprach die Fee, steh' auf; was ich vermag, soll zu deinen Gunsten geschehen.

Es war Abend geworden; geh jezt zur Ruh, sagte die Fee; und alsbald erschien ein altes zusammengeschrumpftes Weiblein, von allen Häßlichen ihrer Art die Häßlichste, und führte den Jüngling durch hohe Bogengänge, die der schwarze Marmor nur noch schauerlicher machte, zu einer engen aber hoch gewölbten Zelle, die ihm zum Schlafgemache bestimmt war. Als die graue Führerin ihn verlassen hatte, musterte Winfried beym Scheine einer hochroth brennenden Ampel seine neue Wohnung. Mit Grausen erblickte er rings umher auf dem schwarzen Grunde der Wand in erhabener Arbeit aus weißem Marmor nichts als Kröten bald in dieser, bald in jener Verbindung mit einem Jünglinge. Hier befand er sich auf der Flucht vor diesen Scheußlichen, dort mitten in dem umringenden Kreise der Grinsenden; weiterhin umschlang ihn ein solches Unthier mit den ekelhaften Pfoten, und noch weiter ruhte er mit einer solchen Genossin auf einem Lager von, wie es schien, todten Ottern und Schlangen: und überall sprach das furchtbarste Entsetzen, im Beschauer gleiches Entsetzen erregend, aus des Jünglings Zügen. Außer einem hölzernen Tische und einem ähnlichen Schemel befand sich kein Geräth in der Zelle, und ein schmaler Filzteppich mußte Winfrieden zum Lager dienen, dessen Härte ihn jedoch die Angst und Ermüdung des Tages bald nicht mehr fühlen ließ, weil er in tiefen Schlaf versank. Es mochte Mitternacht seyn, da erweckte ihn ein dumpfer aber doch durchdringender Gesang, als er die Augen aufschlug, standen Phantome, von denen er nicht wußte, ob er sie für weiblich oder für männlich halten sollte, und deren Einige schwefelblau brennende Fackeln trugen, singend um sein Lager her. Winfried hörte unbeweglich vor Schrecken zu, verstand aber nichts als die wiederkehrende Schlußworte: „Zeuch uns aus dem Sündenmeere: Miserere! miserere!" Nach beendigtem Gesange fielen die Gespenster über ihn her, entkleideten mit Blitzesschnelle den Erschrockenen und zu jedem Widerstande unfähigen, und huben an, ihn mit Nesseln eifrig zu peitschen. Als sie dieß vollbracht hatten, verschwanden sie, und der Gegeißelte brachte, vom Schmerz wach erhalten, mehrere traurige Stunden auf dem kalten und harten Lager zu, ehe er den Schlaf wiederfinden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. April.

(Beschluß.)

Zu der Andachtsrubrik in der lezten Zeit gehört noch die überraschende Bekehrung des Rabbiners Drach, welche am Ostertage auf Betreiben der Pariser Klerisey mit einiger Feyerlichkeit vor sich ging. Da die Juden in Frankreich alle bürgerlichen Rechte genießen, so hat man lange kein Beyspiel von einem

Uebertritt zur katholischen Religion aus Eigennutz gesehen. Von dem jungen Rabbiner Drach erwartet man es um desto weniger, da derselbe als Aufseher der jüdischen Schule in Paris sich ziemlich aufgeklärt zeigte, und dem bessern Theile seiner Religionsgenossen Hoffnung gab, er werde zur Veredlung und Versittlichung der aufwachsenden israelitischen Jugend viel beytragen und einer der Wohlthäter seiner Nation werden, wofern man die Juden in Frankreich noch als eine besondere Nation betrachten kann. Es ist schlimm, daß sich um diese Veredlung keine Obrigkeit bekümmert. Die katholische Geistlichkeit will nichts anders als bekehren, wo keine Bekehrung zu erwarten steht, da thut sie nichts; die Regierung mischt sich vielleicht aus vernünftiger Zurückhaltung nicht in die sittliche Erziehung und in die religiösen Angelegenheiten der Juden; somit bleibt Alles einem Konsistorium überlassen, das aus den angesehensten israelitischen Bürgern besteht; hierunter gehören einige Rabbiner, Bankiere, Handelsleute u. s. w. Die ältern Rabbiner sind meistens noch voll Vorurtheile; die Bankiers und Handelsleute verstehen sich (Ausnahmen abgerechnet) besser auf klingende Münze als auf Veredlung ihrer Mitbürger; andererseits äußert sich der Drang nach Verbesserung der sittlichen und religiösen Einrichtungen, der eine allgemeine Erscheinung unsrer aufgeklärten Zeit ist, auch bey einem Theile der jüdischen Gemeinde, besonders bey der Jugend; somit sind zwey Partheyen entstanden: die eine will nichts von dem alten fahren lassen, die andere möchte je eher die alten Mißbräuche wegfegen, und der Vernunft Raum schaffen. Ein dritter Theil möchte gern nach und nach die veralteten und nicht mehr passenden Meinungen und Gebräuche bey Seite schaffen. Zu dieser Klasse scheint der junge Drach gehört zu haben, und dieß hatte ihn in seinem Lehramte in seine betrübte Mittellage versetzt, wovon Montesquieu irgendwo spricht, und die er mit den Miethbewohnern des zweyten Geschosses vergleicht, welche durch den Rauch von unten und den Lärm von oben belästigt werden. Herr Drach wurde nämlich von den beschränkten Geistern als ein Neuerer, vielleicht gar als ein Carbonaro, und von den ungestümern als ein allzu vorurtheilvoller Rabbiner getadelt, wozu noch kam, daß sich Leute, die, Gott weiß wie, reich geworden sind, in ihre Eigenschaft als Mitglieder des Konsistoriums das Ansehen geben, als ob sie das Erziehungswesen leiten wollten, wiewohl sie selbst wenig Erziehung erhalten und in ihrem Komptoir wohl selten über Erziehung nachgedacht haben. Es entstand dadurch bey dem jungen Rabbiner eine mißmuthige Stimmung, die wol noch durch Ehrgeiz vermehrt wurde. Er wollte emporkommen, nicht mehr von den Handelsleuten im Konsistorium abhängen und seiner Familie eine glänzendere Lage verschaffen. Am Ministerium des Innern, wo er, wie es scheint, um eine Anstellung angesucht hat, ließ man ihm verlauten, daß ohne Bekehrung sein Gesuch schwerlich Gehör finden, nach der Bekehrung aber ohne alle Schwierigkeit angenommen werden würde, ohne von den weitern glücklichen Folgen zu reden, welche dieser Schritt für ihn haben würde. Er hatte eine Auslegung der hebräischen Bibel verfertigt; man nahm seine Autor-Eigenliebe in Anspruch und ließ ihn hoffen, man würde dieß Werk auf Kosten der Regierung in der königlichen Druckerey drucken, wenn der Herr Drach nur erst ein Katholik geworden seyn würde. Allen diesen Versuchungen konnte der junge Rabbiner nicht widerstehen; er gab sich den Abbés hin; diese führten ihn triumphirend bey Hofe ein, es wurde eine Kollekte für ihn veranstaltet, die sehr beträchtlich ausgefallen seyn soll, und wozu alle Hofleute beygetragen haben; eine Stelle an der Bibliothek des königlichen Schlosses ward ihm heimlich zugesichert; sogar für seine Kinder versprach man zu sorgen, seine Frau hat sich aber mit ihren Kindern in den Schutz ihrer jüdischen Verwandten begeben. In Rom sind dergleichem Auftritte etwas sehr Gewöhnliches; in Frankreich aber ist dieß seit der Revolution das erste Beyspiel dieser Art von Proselitismus der Klerisey, die nunmehr überall angreift, überall rege wird. Die Bekehrung des Herrn Drach soll in Allem 80.000 Franken gekostet haben, welches jedoch nicht heißen soll, daß sich der Rabbiner um diese Summe bekehrt habe, sondern blos, daß alle die Opfer, welche die frommen Seelen gebracht haben, um ein Schaf mehr in den katholischen Schafstall zu verlocken, sich auf so viel belaufen haben. Die „Gesellschaft der christlichen Moral," welche sich nicht mit Bekehrungen, sondern mit Verbreitung christlicher Duldsamkeit und Friedfertigkeit abgibt, hatte vor einiger Zeit, als noch von keinem Kriege die Rede war, eine auf Kosten der englischen Friedensgesellschaft gedruckte Broschüre in Umlauf gesetzt, nämlich eine französische Uebersetzung der Erasmischen Schrift vom Kriege, worin das Gehässige und sogar das Abscheuliche des Krieges gezeigt wird, mit allen den schädlichen Folgen, die der Krieg überall nach sich zieht. In jetzigen Augenblicken würden sich die wohlmeinenden Mitglieder besagter Gesellschaft üble Händel mit ihrer friedfertigen Broschüre zuziehen. Der rüstige Generalprokurator Bellart würde sie vor Gericht belangen und revolutionärer Gesinnungen beschuldigen, wie er es mit einigen Zeitungen gethan hat, die auch beständig zum Frieden gerathen hatten. Obschon die liberalen Blätter mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und der härtesten Beschuldigungen von Seiten der Minister gewärtig seyn müssen, so finden sie doch in der Volksgunst eine hinreichende Entschuldigung, und lassen sich durch die vielen Prozesse, die man wider sie verhängt, und die nicht alle zu ihrem Gunsten ausfallen so wenig abschrecken, daß ein neues Blatt aufs andere folgt. So beginnt jetzt eben ein Merkur des neunzehnten Jahrhunderts, von der bekannten Gesellschaft Jay, Tissot u. a., welche bereits zehn bis zwölf Journale in Aufnahme gebracht hat; ein Unternehmen, wozu in Paris sehr viel gehört. Daß auch neue antiliberale Blätter erscheinen, ist nicht zu verwundern, da solche auf Unterstützung von Seiten des Ministeriums rechnen können und noch dazu von gerichtlichen Verfolgungen wenig zu befürchten haben, so arg sie sich auch ausdrücken mögen; man verzeiht ihnen ihre Vergehen in Hinsicht auf ihre gute Absicht, und diese gute Absicht geht dahin aus, ihre Gegner, das heißt die Freysinnigen, so verächtlich und gehässig zu schildern, als nur immer möglich ist. Vermuthlich gehört zu dieser Klasse auch ein eben begonnenes Journal, das den Titel: die eiserne Feder führt, und mit einer Taxe des Gewissens und literarischen Werthes der in Paris erscheinenden Tagesblätter anbrebt. Da in dieser Taxe die freysinnigen Blätter herabgewürdigt werden, so gibt sich dadurch der Geist der Verfasser schon zu erkennen. Indeß haben sie im ersten Hefte unter der Rubrik: „Gedanken" einiges, das eben nicht servil klingt, und anzeigt, daß sie doch auch denken, anstatt nachzubeten, was ihnen höheren Ortes eingegeben wird. So befinden sich unter ihren Gedanken folgende: „Mit unsern Urtheilen geht es wie mit unsern Uhren; kaum zeigt eine die Stunden und Minuten wie die andere; dennoch zieht Jedermann nur seine eigene zu rathe. — Der Erbadel würde das legitimste der Vorrechte seyn, wenn der Sohn die Tugenden seines Vaters wie sein Schloß erbte. — Die Adelichen sind wie die Bücher; manche glänzen nur durch ihre Titel. — So hoch die Pforten der Paläste auch seyn mögen, so muß man sich doch immer bücken, um hindurch zu gehen. — Der Hof ist ein beschwerlicher Boden, auf welchem man durch Gleiten und Kriechen vorwärts kömmt. — Um in der Welt voran zu kommen, muß man Sanftmuth in den Augen, Honig im Munde, und Baumwolle in den Ohren haben."

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Nr. 39.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. Mai 1823.

Ueber einige Gemälde von altdeutschen und altneapolitanischen Meistern in Neapel.

Antonello da Messina, so erzählt Vasari, ward durch den Anblick einiger Gemälde des Johann van Eyck, welche der König Alfons I. von Neapel besaß, zum Entschluß gebracht, selbst nach Brügge zu reisen, um das Geheimniß der verbesserten Oelmalerey vom Erfinder zu lernen. Den Inhalt einiger dieser Bilder berichtet Bartolomäus Facius: es war eine Verkündigung, Johannes der Täufer, Hieronymus, eine Bibliothek u. s. w. *) Im 15ten Jahrhundert war der Handelsverkehr zwischen den Niederlanden und Neapel sehr lebendig, und bey der Kunstliebhaberey des Königs läßt sich begreifen, wie nicht blos für ihn, sondern auch für Kirchen der Stadt Gemälde des berühmten Meisters bestellt wurden. In der Kapelle des Castello nuovo hinter dem Altar zeigt man ein Bild, welches das erste gewesen seyn soll, das von Eyck's Hand nach Neapel gekommen — vielleicht ist es mit einem andern vertauscht und die Sage auf das spätere übergegangen — ich konnte den Styl des van Eyck nicht darin erkennen. Dagegen findet sich in dem Museum der Studj, in den Sälen der neapolitanischen Schule noch unaufgestellt, und in den Restaurations-Kammern daselbst, eine Anzahl sehr verderbener Tafeln, die namenlos und von niemanden erkannt aus Kirchen und Klöstern dahin gebracht wurden, aber dem, welcher andere Werke von Eyck gesehen, ihre Abkunft nicht verläugnen können, obgleich sie keineswegs mit der Vollendung gearbeitet sind, die seine lezten Werke auszeichnet, auch keines darunter die von Facius benannten Gegenstände enthält. So wie ich sie zerstreut zusammengesucht, glaube ich sie folgendermaßen ordnen zu können:

1. Eine Pietà etwa 5½ Fuß hoch und 5 Fuß breit. Der todte Christus liegt im Arm der Maria, die trauernd auf ihn blickt, die Seitenwunde blutet; Johannes zur Linken, in rothem Gewand, hält weinend Christi Haupt; zur Rechten hinter dem Leichnam kniet Magdalena, in goldstoffenem Gewand und rothem Mantel, ein weißes Tuch über dem Haupt, eine sehr ausdrucksvolle Figur. Im Hintergrund Christi Grab.

Hiezu gehören als Seitenflügel.

2. Links: eine reichgekleidete weibliche Figur, knieend gegen die Mittelgruppe gewendet, hinter ihr ein Heiliger oder Bischoff stehend, im Hintergrund eine Landschaft.

3. Rechts: ähnliche Vorstellung. Die Knieende ist eben so nach der Mittelgruppe gewendet und hält ein Salbengefäß in der Hand, hinter ihr der Heilige. Das Mittelbild, und wahrscheinlich auch die Flügel, waren in der Kirche Monte Oliveto.

4. Anbetung der Hirten, von gleicher Größe mit Nr. 1. Maria kniet vor dem sehr kleinen Kind; Joseph mit der Lampe, steht dahinter, er ist in derselben Art gekleidet, wie auf der Anbetung der Könige in der Boisserée'schen Sammlung, zur Linken sehen drey Hirten durch die Thüre des Gebäudes herein, das in Ruinen liegt und hinten eine Landschaft sichtbar läßt.

5. Flügel dazu, links: Besuch der Maria bey Elisabeth, diese in rothem Gewand, hat viele Aehnlichkeit mit der Maria auf der Darstellung im Tempel in der Boisserée'schen Sammlung. Den Hintergrund bilden viele Gebäude.

6. Flügel rechts: Die Flucht nach Aegypten. Im Hintergrund die suchenden Kriegsknechte.

7. Anbetung der Könige, ungefähr eben so groß wie Nr. 1. und 4. Maria das Kind haltend, sizt unter einem Baldachin von Goldstoff, wie gewöhnlich bey van Eyck; das weiße Tuch über dem Haupt ist sehr gefaltet, der Mantel ist schwarz geworden. Ein König kniet vor ihr anbetend, in Goldstoff gekleidet, wie Karl der Kühne auf auf dem Boisserée'schen Bild. Links S. Joseph in rothem Gewand, den Krückenstock und einen goldnen Becher haltend. Ochs und Esel sind im Hintergrund.

8. Hiezu gehört wohl als linker Flügel: die Figur des zweyten Königs, hinter welchem ein dienender Ritter steht, und

*) S. den Aufsatz: Ueber die Gemälde des Joh. v. Eyck in der Sammlung der HH. Boisserée und Bertram im Kunstblatt 1820. Nr. 57. ff.

9. als rechter Flügel: die Figur des Mohrenkönigs, ebenfalls von einem Ritter begleitet. Beyde Flügel sind oben abgerundet, und unten ungefähr um einen halben Fuß abgesägt, so daß den Figuren die Füße fehlen. Wo und weßhalb diese Barbarey verübt worden, ist mir unbekannt. Auf den Außenseiten dieser beyden Flügel sind zwey große Figuren grau in grau, die Verkündigung darstellend, auf Nr. 8. der Engel, sehr ähnlich dem auf der Verkündigung in der Boisserée'schen Sammlung, auf Nr. 9. Maria in einer etwas verdrehten Stellung, die Lilie ohne Staubfäden neben ihr, ein großes Spruchband zieht sich über sie hin. Beyde Figuren sind in einer grandiosen, breiten, aber dennoch sehr bestimmten Art gemalt, wie es der geübten Hand eines Meisters, wenn er etwas flüchtig und doch nach der Strenge seines Styls behandeln will, möglich ist.

Alle bisher angeführten Tafeln, welche zusammen drey große Altarbilder mit Flügeln ausmachen, sind im traurigsten Zustand, so daß man sie nicht ohne Bedauern ansehen kann, und es wird die Hand eines sehr geschickten Restaurators erforderlich seyn, um das schwarz und unkenntlich gewordene zu reinigen und die abgesprungenen Stellen zu ergänzen.

Außer diesen sind aber noch 10. 11. zwey längliche Tafeln vorhanden, die bedeutend größer und fast durchaus gut erhalten sind. Auf jeder erblicken wir wieder einen König, ein goldenes Gefäß haltend, mit einem dienenden Ritter hinter ihm. Die Kleidung ist eine etwas bizarre Tracht jener Zeit, vorzüglich fallen die rothen zugespitzten Stiefeln des einen auf, den Grund macht bey beyden eine Landschaft, und unten nah am Rand steht mit rother Farbe in lateinischen Cursiv-Buchstaben angeschrieben: unter dem einen Robertvs Rex Sycilye, unter dem andern: Carolvs Dvx Calabrye. Ich kann nicht verschweigen, daß mir diese Bilder beym ersten Anblick unter allen am wenigsten von der Art des Eyck zu haben schienen und es wäre möglich, daß sie von einem Schüler herrührten. Behandlung und Styl sind im Ganzen dieselben, aber die Köpfe sind weniger modellirt und alles etwas greller gefärbt. Trotz den untergesetzten Namen, darf man wohl beyde Bilder als Flügel eines verloren gegangenen Mittelbildes annehmen, worauf, wie beym vorigen, die heilige Familie und der dritte König anbetend dargestellt war.

Es ist zu hoffen, daß der Direktor der königlichen Museen, Cavaliere Arditi, unter dessen Leitung auch die Restauration der Gemälde geschieht, diese lang und unverantwortlich vernachläßigten Werke wird so viel als möglich reinigen und in guter Ordnung aufstellen lassen. Man hat bereits die zerbrochenen Tafeln zusammengefügt, und es kommt nun darauf an, durch einen guten Restaurator das an Farben noch Uebrige zu erhalten und aufzufrischen.

Diese Gemälde hier in Neapel zu sehen, ist umso merkwürdiger, da sie einen Vergleichungspunkt mit den Meistern der altneapolitanischen Schule abgeben, der gerade in Bezug auf die Geschichte der Malerey von Wichtigkeit ist. Bekanntlich haben die neapolitanischen Kunstschriftsteller das Verdienst des Johann van Eyck um die Erfindung der Oelmalerey schon früher bestritten, als es ausgemacht war, daß Eyck die Oelmalerey nicht ganz neu erfunden, sondern nur durch Anwendung besserer Materiale und einer ganz neuen zweckmäßigern Methode wesentlich verbessert habe. Sie führen an, daß Colantonio del Fiore, dessen Tod ins Jahr 1444 gesetzt wird, bereits in Oel gemalt, folglich die Erfindung selbst gemacht haben müsse, da er Neapel nicht verlassen, und Antonello von Messina, der zwischen 1447 und 1496 gelebt, viel später das von Eyck erlernte Geheimniß nach Italien gebracht habe.

Von Colantonio del Fiore werden drey Gemälde in S. Antonio Abbate zu Neapel gezeigt, die ursprünglich ein Flügelbild ausmachten, nun aber abgesondert, in die Wand hinter dem Hauptaltar eingelassen sind. Das mittlere stellt den heil. Anton zwischen zwey Engeln, die beyden äußeren jedes zwey stehende Heilige dar. Die Gründe sind Gold und der Fußboden in der Art eines Teppichs behandelt, die ganze Art der Malerey ist völlig der des Giotto ähnlich, sowohl in der Anwendung der Temperafarben, als in der Zeichnung der Gesichter und Extremitäten. — Ein zweytes, das berühmteste Bild dieses Meisters, einen heiligen Hieronymus, sonst in S. Lorenzo befindlich, sieht man nun in der Gallerie der neapolitanischen Schule in den Studj. Zwar ist es restaurirt; wenn dadurch aber auch wirklich der Farbenauftrag einen etwas andern Charakter erhalten hätte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es nicht in Tempera, sondern wirklich nach Art der Oelmalerey behandelt ist. Noch auffallender jedoch erscheint die Composition selbst, die durchaus nichts mehr von der einfachen, symbolischen Art des Giotto hat, vielmehr der der niederländischen Meister in einem Grad ähnlich ist, daß man eine etwas weichere Copie nach Quintin Messys vor sich zu sehen glaubt. Hieronymus in ganzer Figur, sizt in seinem Gemach, beschäftigt, seinem Löwen, der sich an ihn schmiegt, einen Dorn aus der Tatze zu ziehen. Vor ihm ist ein Schreibtisch mit Tintenfaß und Stundenglas, darüber und auf einem Gestell, das an der Wand hinläuft, viele Bücher, ein Papier, das mit gothischen Lettern beschrieben scheint, aber unleßbar, ist an den Schreibtisch angeheftet, hinter dem Stuhle des Heiligen nagt eine Maus an einem Stückchen Papier. Die ganze Anordnung und die Lebendigkeit der Ausführung sind vollkommen niederländisch, und man muß voraus bemerken, daß dieß Bild von alten Zeugnissen einstimmig ein Werk des Colantonio genannt wird, sonst würde man wohl eher an den Hieronymus und die Bibliothek, welche Facius unter Eycks Werken anführt, zu den-

ten geneigt seyn, obwohl weder der eigenthümliche strenge Styl, noch dasselbe System des Farbenauftrags, noch die Klarheit der Haltung darin zu erkennen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Malerey.

Paris, den 23. März 1823.

(Beschluß.)

Die Unternehmer des Diorama haben sich durch ihre Anstalt eine schöne Laufbahn eröffnet. Denn das Panorama hat darin etwas Unbequemes, daß der Zuschauer die Orte unter dem am wenigsten gewöhnlichen Gesichtspunkte sieht. Im Diorama dagegen sieht er sie so, wie bey einem Spaziergang, der von einem malerischen Geschmack geleitet wurde, sie sich ihm wohl zehnmal darbieten könnten.

Ueberdieß scheint diese Art viel geeigneter, eine richtige Vorstellung der Orte zu geben, und wohl auch leichter in der Ausführung, sich noch dadurch zu empfehlen, daß sie eine größere Anzahl von Gegenständen umfaßt, so wie die innere und äußere Ansicht der Bauwerke, ferne Ansichten berühmter Städte und Dörfer, eine schöne Landschaft umher u. s. w. Das Panorama aber ist nothwendig mehr beschränkt in der Anwendung; jedoch da es einen andern Zweck als das Diorama hat, und es durch dieses nicht ersezt werden kann, so muß man fortfahren die Panorama-Malerey zu üben. Wir verdanken ihr eine große Menge anziehender Ansichten, welche der größte Theil der Zuschauer nie würde ohne die Mühe genossen haben, die der unermüdliche Hr. Prevot über sich genommen hat, um sich den Beyfall des einsichtsvollen Publikums zu erwerben.

Kupferstecherkunst. Baukunst.

Der jüngere Plinius hat uns in einem berühmt gewordenen Briefe an Tacitus (VI, 16.) einen Bericht von dem ersten Ausbruch des Vesuv *) hinterlassen, der unter seinem Auswurf von Asche und Lava drey Städte, die an seinem Fuße lagen, verschüttete, und wobey der ältere Plinius den Eifer, dieses außerordentliche Schauspiel des Jahrs 79 n. Chr. recht in der Nähe zu sehen, mit dem Tode büßen mußte.

Sechszehn Jahrhunderte gingen vorüber, ehe man eine dieser Städte wieder entdeckte. Capaccio und Pellegrini dachten zuerst, daß Civita, ein mit Pappeln und Weingärten besezter Hügel, die Stelle einer alten Stadt seyn müsse. Sie vermutheten Taurania, weil sie sich nicht einbilden konnten, daß Pompeji, einst ein Seehafen, so weit vom gegenwärtigen Ufer entfernt seyn könne. Uebrigens fand man doch erst im Jahr 1689 die ersten Spuren von Herkulanum, als man für Torre dell' Annunziata eine Wasserleitung graben wollte, wobey man, wie in den Gängen einer Mine, auf den Grund von Gebäuden stieß.

Gegen 1748 wurde von Landleuten ein Priap und ein bronzener Dreyfuß gefunden. Nun befahl Carl III. regelmäßige Ausgrabungen. Sie kamen aber sobald nicht zur Ausführung. Erst im Jahr 1757 wurden sie so, wie es nun geschieht, bewerkstelligt. Pompeji erstand jezt. Die Gebäude, eingedrückt in ihren obern Theilen, waren im Uebrigen vollkommen erhalten, die Zimmer- und Haus-Geräthe und andere kleine Gegenstände an derselben Stelle geblieben, welche sie mehr als 16 Jahrhunderte zuvor eingenommen hatten, Brod, Getraide, Obst und andere Früchte, wenn schon ausgetrocknet oder leicht mit Kalk überzogen, waren doch noch zu erkennen, ja man fand sogar Leichname von einer großen Anzahl Personen, und in der Stellung, in welcher der Tod sie überrascht hatte. Sie trugen ihren Schmuck an sich, wie an ihren lezten Tagen, an welchen sie noch mit ihren Kostbarkeiten entfliehen oder sie in abgelegene Orte verbergen wollten; die einen wurden über der Tafel, die andern im Bade überfallen.

Diese Entdeckung, welche in jedem Fall allerley Kunstbilder, Aufklärungen über dunkle Punkte der Alterthumskunde und merkwürdige Angaben für das Privatleben der Alten versprach, ist in Europa mit freudiger Hoffnung, die nicht getäuscht wurde, aufgenommen worden. Nachdem die Arbeit oft verlassen und wieder angefangen und endlich in Pompeji ein Theil wieder um den andern an das Licht gebracht wurde, fand man eine Menge kostbarer Gegenstände aller Art. Die Academie von Neapel machte sie bekannt. Sie finden sich aufgestellt in dem dortigen neuen Museum, gli Studj genannt. Dessenungeachtet mangelte noch eine vollständige und systematische Beschreibung dieser Stadt. Zwar hatten die Engländer eine bekannt gemacht, allein sie ist blos malerisch, und wenn schon mit viel Talent ausgeführt, doch nur von untergeordnetem Werthe, da sie nicht zum Zweck hat, die Wissenschaft oder eine historische Schwierigkeit aufzuklären. *)

Hr. Mazois, ein französischer Baukünstler, welchem ein günstiges Zusammentreffen von Umständen das Abzeichnen und Messen der Ruinen von Pompeji gestattete,

*) Die alte Lava, welche man in den Mauern und dem Pflaster von Pompeji findet, weisen auf frühere Ausbrüche hin. Winckelmanns Sendschreiben an den Grafen Brühl. Werke. 2 B. S. 22.

*) Der Verf. meynt hier offenbar das Werk, welches W. Gell und J. P. Gandy in den Jahren 1817 — 1819 unter dem Titel: Topography Edifices et Ornaments of Pompeji in einem Octav-Band herausgegeben haben, und welches das vollständigste ist, das wir bis jezt über diesen Gegenstand besitzen. Wir zweifeln nicht, daß das Werk des Hrn. Mazois in seiner Fortsetzung noch Vorzüge vor dem der Hrn. Gell und Gandy haben wird, aber wir glauben es der Billigkeit schuldig zu seyn, zu bemerken, daß wir das über dieß lezteres gefällte Urtheil viel zu parteyisch finden.

Red.

und der schon seit zwölf Jahren fortwährend damit beschäftigt ist, unternahm, lange vor Erscheinung des genannten englischen Werks, eine vollständige Beschreibung der Ruinen. Sein Werk begreift die Entdeckungen bis 1821 in sich und läßt sich mit Recht wegen der sorgfältigen Genauigkeit und der Pracht der Kupferstiche mit der Beschreibung vergleichen, welche Stuart und Revett von Athen geliefert haben. Es wird aus 30 Lieferungen und in 5 Abtheilungen bestehen, nämlich: 1. die Grabmale, Thore und Mauern der Stadt, 2. die öffentlichen Brunnen, Straßen und die Privatwohnungen, 3. den Porticus und insbesondere das Forum, 4. die Tempel, 5. die Theater und das Amphitheater. Jede Lieferung enthält 6 Kupferstiche und einen erklärenden Text, in welchem man den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit wieder finden wird, von welcher Hr. M. kürzlich Proben in der Beschreibung des Pallastes des Scaurus gegeben hat.

Die Ereignisse von 1814 und 15, welche Europa erschüttert und so viele Personen und Gegenstände von ihrer Stelle versezt haben, unterbrachen auch die Erscheinung dieses Werks, von welchem bis dahin nur 13 Lieferungen ans Licht gekommen waren. Seit es wieder fortgesezt wird, folgten, was ein gutes Zeichen ist, die 14te und 15te Lieferung sehr schnell aufeinander. Die Gelehrten, und wer sich noch sonst mit diesem schönen Alterthum beschäftigt, aus welchem wir Vorbilder aller Art entnehmen können, dürfen sich vertrauensvoll der Hoffnung überlassen, daß dieses Werk — ein getreues und mit wahrem Forschergeist entworfenes Abbild der alten Stadt, wie sie vor achtzehn Jahrhunderten war — schnell vollendet seyn wird. *)

Kupferstecherkunst. Seit 1808 hat der Maler Landon bey jeder Kunstausstellung eine Sammlung von Kupferstichen im Umriß erscheinen lassen, welche die Hauptwerke der Malerey und Bildhauerkunst derselben darstellten, und damit Künstlern und Kunstliebhabern aller Länder einen wahren Dienst erwiesen. Mit Sorgfalt gemachte Beschreibungen geben wohl eine Vorstellung von dem Charakter der Composition, aber nie können sie dieselbe auf eine vollständige Art der Einbildungskraft darstellen, noch überhaupt alle Einzelnheiten der Anordnung und des Costüme, nach welchem Künstler, als nach einem Gegenstand steten Studiums, so sehr begierig sind, hinreichend umfassen. Hier nun erhält man z. B. durch einen Umriß von dem Gemälde der Corinna in Betreff der ganzen Anlage der Handlung, der besondern Stellung jeder Person, der Anwendung und dem Styl des Costüms und des Faltenwurfs, eine bestimmte materielle Vorstellung, welche die genaueste Beschreibung nicht zu geben im Stande ist. Freylich ist nicht Alles dargestellt, denn einen wichtigen Punkt kann der Umriß unmöglich wieder geben, ich meyne die Ausführung, welche von vielen Kennern, als das höchste der Nachahmungskunst angesehen wird. Diesem Bedürfniß wird aber auch zum Theil dadurch abgeholfen, daß Hr. L. zu jedem Kupfer einen Text gibt, der zum Zweck hat, mit dem besondern Verdienst eines jeden Werks und den Ausstellungen, zu welchen es Veranlassung geben kann, bekannt zu machen. Seine Bemerkungen sind einsichtsvoll und wohlwollend. Dieß allein würde beweisen, daß er von etwas spricht, das er kennt, und daß er den Werth seiner Kunstgenossen zu schätzen weiß, denn es ist nur zu wahr, daß Bitterkeit im Vortrag, in diesem Fache, die gewöhnliche Begleiterin der Unwissenheit und des Neides ist.

Der Salon von 1822 enthielt die Abbildung von 99 Gemälden, 11 Zeichnungen und 12 Stücken Bildhauer-Arbeit, nämlich Statuen, Gruppen und Basreliefs. Ich glaube, daß unter den 99 Gemälden einige sind, die ich nicht in die Sammlung aufgenommen hätte, allein man muß auch etwas auf die Rechnung der Zudringlichkeit anderer und der Nachsicht aus Freundschaft sezen. Ueberdieß trifft diese Bemerkung nur einen sehr kleinen Theil der Sammlung, denn im Ganzen enthält sie das Beste der lezten Kunstausstellung.

Mit Vergnügen bemerke ich, daß die herrlichen Compositionen, mit welchen Hr. Desenne und Fragonard die prächtige Ausgabe der Lusiade gezieret haben, die der portugiesische Graf Sonza in Paris veranstalten ließ, von Hr. L. noch in den Salon von 1822 aufgenommen worden, obwohl die Zeichnungen und Kupferstiche schon in dem Salon von 1817 aufgestellt waren. Ein wahres Ehrendenkmal wurde hier Camoëns errichtet, und alle Kunstfreunde werden Hrn. L. Dank wissen, daß er so anziehende aber wegen der geringen Anzahl der ins Publikum gekommenen Exemplare für den Ruf der Künstler fast verlorene Compositionen nun auch allgemein bekannt gemacht hat. Nur muß ich bedauern, daß Hr. L. das schöne Bildniß Camoëns von Gerard, für dasselbe Werk, nicht auch hat mit stechen lassen. Es ist ein Meisterwerk des Talents und Geschmacks. Wahrscheinlich fand er ein besonderes Hinderniß, denn mit freyem Willen läßt man sonst kein Hauptstück einer Sammlung weg. *)

*) Les ruines de Pompeji dessinées et mesurées par F. Mazois, architecte, inspecteur-général, membre du conseil des batimens civils et de plusieurs academies. Paris, chez Firmin Didot père et fils; prix de chaque livraison, 10 fr. sur papier colombier fin, et 30 fr. sur colombier vélin.

*) Salon de 1822 recueil de pieces choisies parmi les ouvrages de peinture et de sculpture exposés au louvre le 25. avril 1822, et autres productions nouvelles et inédites de l'école française, gravées au trait, avec l'explication des sujets et un examen général du salon — par C. P. Landon, peintre de feu S. a. R. Mgr le duc de Berry, chevalier de la légion d'honneur, conservateur des tableaux du musée royal etc. douze livraisons forment 2 volumes, prix des deux volumes, 36 fr. et 72 fr. en papier velin. Paris 1822 et 1823 au bureau des annales du musée, quai de Conti. Nr. 15.

Nro. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Mai 1823.

Nur Beharrung führt zum Ziel;
Nur die Fülle führt zur Klarheit
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Schiller.

Sonett von Filicaja.

Italien, mein Italien, o, dich schmückte
Mit unheilvoller Schöne die Natur,
Gab dir zur Mitgift Qual und Leiden, drückte
Dir auf die Stirne seine düstre Spur.

O wärst du minder schön, gewalt'ger nur,
Gefürchtet rings, und nicht der unbeglückte
Liebling der Welt, die deine schöne Flur
Zertrat, indeß dein Zauber sie entzückte.

Dann sähst du von den Alpen nicht in Wuth
Nationen strömen, und des Galliers Rosse
Nicht trinken mehr im Po, geschwellt vom Blut;

Sähst nicht, beraubt der eigenen Geschosse,
Wie dein Geschick im Arm der Fremden liegt —
Das Loos der Sklavin, siegend und besiegt!

Rio.

Frau und Magd.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ward Winfried zum Genusse des Frühmahls in einen Saal gerufen, wo er mehrere Männer und Frauen versammelt fand, die in gleichem Falle mit ihm waren. Unter den Männern gab es jüngere und ältere, aber die Frauen schienen allzumal in dem Lebensmonden zu stehen, wo die Quelle der Jugend versiegt: alle waren blaß und abgezehrt, und trugen härene Kleider, wie auch Winfried eins beym Aufstehen gereicht worden war. Die Fee erschien selbst, noch düsterer als gestern, ließ Jedem eine harte Brodrinde und ein Gefäß voll trüben, salzigen Wassers reichen, und während sie sich an dieser Speise und diesem Tränke labten, hielt sie ihnen eine Strafrede über ihr vergangenes sündliches Leben und die Qualen, die sie einst erdulden würden, wenn sie nicht unter ihrer Leitung vollkommene Buße thäten. Hierauf theilte sie Jedem sein Tagewerk zu: der Eine mußte auf dem Gebröck eines zerschlagenen Marmorblocks knien, der Andere auf dem Schloßhofe, wo die Sonne glühend brannte, in einem Ameisenhaufen sitzen, der Dritte nackend in einem wild verschlungenen Dornbusche Beeren für die Mittags- und Abendmahlzeit der Gesellschaft pflücken, die Vierte ebenfalls nackend in einer Wassertonne stehen, die mit Krebsen und Blutegeln angefüllt war, während wieder Andern nur befohlen wurde, auf einem Beine zu stehen, oder sich immerwährend auf einer Ferse zu drehen. Winfried wurde mit den Füßen fest an den Boden angeschlossen, dann ein an einer Kette hängender Stein in Bewegung gesetzt, der ihn unaufhörlich in gleicher Höhe mit seinem Haupte umkreisete, und es, ward er nicht geschickt vermieden, zu zerschmettern drohte. Zur Mittagszeit wurden alle auf zwey Stunden von ihren Bußübungen befreyt: ihr Mahl bestand wiederum aus harten Brodrinden und Salzwasser, nur die gallenbittere Frucht, die Einer von ihnen gepflückt hatte, war hinzu gefügt, und nach kurzer Ruhe kehrten sie wieder zu ihrem Tagewerk zurück. Am siebenten Tage wurden sie Alle zur Veränderung auf das platte Dach des Schlosses ge-

führt, um frische Luft zu schöpfen. Hier blickte das Auge frey über den Tannenwald hinweg, und mit Schaudern gewahrte Winfried, daß seine Verfolgerinnen den Wald gleichsam belagerten, und wahrscheinlich auf seine Zurückkunft, nach Rache, oder, nach schrecklicher, nach Liebe dürstend, harrten. Siehst du dieses Heer von Kröten? sagte er zu einem Gefährten, der neben ihm stand; ach! sie lauern auf mich. Du irrst, mein Bruder in der Buße, erwiederte dieser; es sind keine Kröten, sondern feiste Hirsche mit hundertzackigem Geweih, mit dem sie mich spielend einander zuzuwerfen gedenken, bis ich, wie ein Sieb durchlöchert, den Geist aufgebe. Du siehst falsch, mein Bruder, sagte ein Anderer; es sind keine Hirsche, sondern Würfel, wie Mühlsteine groß, die meiner warten, um mich zwischen sich zu zerquetschen. Winfried hatte freylich seine eigenen Gedanken über diese verschiedenen Ansichten; doch, da er nur allzu wohl von dem Daseyn der Kröten überzeugt war, so kehrte er geduldig in sein peinvolles Leben zurück. Dieses Leben war so einförmig, wie der Umschwung eines Rades: immer dieselben Bußübungen, wenn auch bald leichter, bald schwerer; immer dieselben Mahlzeiten in derselben Gesellschaft; allnächtlich die Erscheinung der quälenden Gespenster, deren Geißeln aber je länger, desto schärfer wurden, indem sie bald die Nesseln mit Ruthen, und diese dann mit Dornzweigen vertauschten; immer am siebenten Tage dieselbe Aussicht von den Zinnen des Schlosses. An Thränen und Seufzern, welche die Fee zur Buße gefordert hatte, konnte es bey einem solchen Leben nicht fehlen, und oft brachte Winfried die halbe Nacht mit dieser unfreywilligen Bußübung zu, wenn dem eben hart Gegeißelten einfiel, daß sein vielleicht noch langes Leben unter denselben Martern hinfließen werde, und er hätte sich dann gewiß den Tod gewünscht, wäre ihm die Zukunft nicht noch fürchterlicher gewesen.

Eine geraume Zeit war verstrichen, und der Jüngling Winfried war zum Greise geworden: ein Gerippe, mit Sennen, Adern und Haut bekleidet, war Alles; der sonstige Lockenreichthum war von seinem Scheitel, das Feuer aus seinen Augen verschwunden; körperliche Leiden und Anstrengungen, Gram und lange Weile hatten seine Lebenskraft völlig aufgezehrt. Endlich war er nicht mehr im Stande, sein Lager, geschweige denn seine Zelle zu verlassen, und schon am zweyten Tage stellte sich zu seiner Bedienung der Zwerg ein, dessen er sich gar wohl aus früherer Zeit erinnerte, und der ihm doch etwas bessere Nahrung als gewöhnlich brachte. Aber grämlich noch, wie ehemals, war das kleine Wesen, und nichts war von ihm zu hören, als die wiederholte Bemerkung: „Das thut es auch nicht.“ Auch die Fee besuchte ihn täglich, wie jene gethan hatte, aber auch wie jene, nicht um ihn zu trösten, oder sich um seine Pflege zu bekümmern, sondern um ihn zu schelten, daß er so träge wäre bey der Beförderung seines eigenen Heiles, und eine Krankheit und Kraftlosigkeit erdichtete, um sich unter diesem Vorwande den Bußübungen zu entziehen, die doch auf seine künftige Wohlfahrt allein berechnet wären. Dann pflegte sie mit den schreyendsten Farben sein einstiges Loos auszumalen, wie es seyn würde, sollte er das Unglück haben, vor vollendeter Büßung dahinzufahren. Aber auch zur Furcht, zur Angst, ja zur Verzweiflung gehört noch eine bedeutende Kraft, Winfried aber hatte keine mehr; und wie der erblindete Spiegel das Licht, das die Gegenstände vor ihm zurückwerfen, nicht mehr aufnimmt, um ihr Bild daraus zu gestalten, so war auch Winfrieds ermattete Seele keines Eindrucks mehr fähig. So hatte auch einst die Fee alle möglichen und zwar die eindringlichsten Ermahnungen und die lebendigsten und fürchterlichsten Schilderungen künftiger Trübsal vergebens erschöpft, um ihn zu erschüttern, und wollte fast verzweifeln, weil sie sich durchaus gegen die Ueberzeugung von seiner gänzlichen Kraftlosigkeit sträubte. Da sprach sie endlich: Ich sehe es wohl, die Liebe zur Sünde ist in dir noch nicht ausgerottet; und wie könnte sie es auch seyn, da noch die Kraft die bewohnt, die vorzüglich dich zur Sünde verleitet, und in dein jetziges, fast hoffnungsloses Elend gestürzt hat. Stoß diese unselige Kraft, diese Verführerin, aus von dir, daß du nicht ferner ein Knecht der Lüste seyst, sondern als ein freyer Mann für das Wohl deiner Zukunft sorgen könnest. O ich beschwöre dich, fuhr sie bewegter fort, indem sie an seinem Lager niederkniete, widerstrebe nicht dem Heile, das ich dir bereiten will: es kostet nur einen raschen Entschluß, und dann den Schmerz weniger Minuten, so ist die Quelle aller deiner Sünden versiegt, und nichts hindert dich mehr, ohne Störung deiner Buße zu leben: o, ich beschwöre dich, versprich es mir. Indem sie dieß sagte, stand plötzlich der Zwerg hinter ihr, und schnitt über ihre Achsel herüber dem Winfried ein so gräßliches und doch so äffisches Gesicht, daß dieser, trotz seiner Schwäche, laut auflachen mußte. Die Fee, über diesen unerwarteten Ausbruch erstaunt, ja fast erschrocken, fuhr plötzlich zurück, so, daß ihre dunkeln Locken einen Augenblick sich von der hohen Stirn entfernten. Da gewahrte Winfried, daß der sonst so helle, flammend rothe Stern von dieser Stirne verschwunden wäre. Du bist nicht Rogenla, rief er aus, und plötzlich geschah ein heftiger Donnerschlag; die Fee verschwand, Palast und Wald versank in die Erde, und Winfried selbst fiel in eine tiefe Betäubung. (Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Die wesentlichste, allgemeinste Wirkung der Wärme, von welcher alle übrigen, vielleicht selbst die angenehme Empfindung, die sie dem thierischen Körper mittheilt, nur

Folgen oder besondere Modifikationen sind, ist die Ausdehnung, von der man sich durch das Thermometer und durch viele andere Versuche leicht überzeugen kann. Heiße Metallkugeln fallen nicht durch ein Loch, welches gerade groß genug ist, um sie, wenn sie kalt sind, durchfallen zu lassen, weil sie durch die Hitze größer geworden sind. Wachs schwimmt auf kaltem Wasser, sinkt aber in warmem Wasser zu Boden, weil dieses verdünnt, also leichter geworden ist. Flüssige und elastische Körper leiden von dieser ausdehnenden Kraft der Wärme am meisten, vorzüglich die Luft. Eine ganz schlaffe Blase wird von der wenigen darin enthaltenen Luft, wenn sie über dem Feuer erwärmt ist, so sehr angeschwellt, daß sie endlich zerspringt; und die Theorie der eigentlichen Montgolfieren beruhet blos darauf, daß die erhitzte Luft in einen größeren Raum ausgedehnt, mithin leichter wird.

Diese ausdehnende Kraft äußert sich, nach den verschiedenen Graden der Wärme oder der Empfänglichkeit der Körper, auf sehr mannigfaltige Weise, durch Schmelzen oder Fließen fester Körper, Sieden oder Verdampfen flüssiger Körper, Verbrennen oder gänzliche Zersetzung brennbarer Körper; aber selbst die dichtesten Körper, wie das Gold, werden durch einen sehr hohen Grad der Hitze in Dünste aufgelöset, wie die flüssigen, weil sie durch einen vorhergegangenen geringeren Grad geschmelzt, oder in flüssige Körper verwandelt sind. Der zu jeder dieser Wirkungen erforderliche Grad von Wärme ist bey allen Körpern sehr verschieden: Quecksilber schmilzt, oder geht aus dem harten in den flüssigen Zustand über bey einer dem thierischen Körper unerträglichen Kälte von 32 oder 33 Grad, Weingeist bey der noch strengeren Kälte von 37 Grad, Wasser oder Eis bey Null, Baumöl bey 2 bis 3 Grad Wärme, Wachs bey 48 Grad, Pech bey 57, Schwefel bey 92, Zinn bey 168, Bley bey 228 Grad u. s. w. Höhere Grade der Hitze lassen sich nicht mehr vermittelst des Thermometers bestimmen, weil alsdann das Quecksilber verdampft. Es siedet nämlich, oder wird in Dünste aufgelöset, Weingeist bey 66 Grad Wärme, Wasser und Milch bey 80 Grad, Scheidewasser bey 93, Terpentinöl bey 233, Leinöl und Quecksilber bey 250 Grad.

Die bey dem Sieden entstehenden Dämpfe sind nichts anders, als Theile der Flüssigkeit, z. B. des Wassers, mit denen sich der Wärmestoff auf das Innigste verbunden hat, und die dadurch eine so starke Elasticität erhalten haben, daß die gegenseitige Anziehung der kleinsten Theilchen überwältigt und ihr Zusammenhang zerrissen wird; wodurch sie in einen ungeheuren Raum ausgedehnt sind, der wenigstens zweytausendmal so groß ist, als der Raum, den sie in Wassergestalt oder im tropfartigen Zustande einnahmen. Sobald ihnen durch die Berührung eines kalten Körpers das Feuer wieder entzogen wird, so erhält die Anziehung die Oberhand, sie kehren zu ihrem vorigen Zustande zurück, nehmen die Wassergestalt wieder an, und fallen in Tropfen herab. Hierauf beruhet die Theorie der Distillation und der Dampfmaschinen. — Nicht alle Körper lassen sich in Dämpfe auflösen, wiewol sie auf andere Art durch das Feuer zerstört werden können, wie die Holzkohle: man nennt sie feuerbeständig (fix). Feuerfeste Körper, die durch das stärkste Feuer keine merkliche Veränderung leiden, gibt es wahrscheinlich gar nicht: der einzige Körper, der auf diesen Namen Anspruch machen kann, ist der Bergkrystall in seinem reinsten Zustande; da hingegen der ächte Diamant, nicht allein im Feuer der Brenngläser, sondern auch der Schmelzöfen, bey dem Zugange der freyen Luft, völlig zerstört und eigentlich verbrannt wird, ohne doch geschmelzt werden zu können.

Die Kälte hat die entgegengesetzte Wirkung, die Körper zu verdichten, zusammenzudrücken, und endlich die flüssigen zu verhärten. Ein höherer oder geringerer Grad von Wärme macht die Flüsse zu Landstraßen für unsere Schiffe oder für unsere Lastwagen; gibt unsern Uhren, durch Verlängerung oder Verkürzung des Pendels, einen langsameren oder schnelleren Gang; befördert den Wachsthum der Pflanzen, oder zersprengt ihren ganzen organischen Bau durch das Gefrieren der in ihren Haarröhrchen eingeschlossenen Säfte; brütet aus Eyern lebende Geschöpfe, oder legt die stärksten Thiere in den ewigen Schlaf. Die große Gewalt dieser Ausdehnung zeigt sich besonders bey dem Frost. Das Wasser wird nämlich, wie alle Körper, durch die Kälte zusammengezogen, aber im Augenblick des wirklichen Gefrierens, durch eine Operation der Natur, die noch nicht erklärt ist, wieder mit so ungeheurer Kraft ausgedehnt, daß mit Wasser angefüllte Flintenläufe oder Bomben davon zerplatzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im April.

Theater. Wir haben über drey Neuigkeiten Bericht zu erstatten, über den Fürst und den Bürger, Drama von Houwald; die Nachtwandlerin; und die Heirath im zwölften Jahre, beydes Singspiele des Herrn Scribe, für das deutsche Theater bearbeitet und in Musik gesetzt von C. Blum. Schon in einem frühern Schreiben haben wir, indem wir die Bemühungen und das Talent des Herrn Blum redlich anerkannten, das Prinzip aufgestellt, nach welchem man das Pariser Lustspiel auf die deutsche Bühne verpflanzen und daselbst einheimisch und lebendig machen soll. Wir sagten damals, bey Gelegenheit eines Stückes, welches durchaus auf städtische Lokalität, auf den Ton des Tages, auf Art und Weise der fremden Residenz sich bezog, daß alle und unverständliche Beziehungen ausgemerzt, und statt ihrer, Heimathliches und Bekanntes substituirt werden müßte. Hinsichtlich der Nachtwandlerin müssen wir, da uns das Original nicht vorliegt, annehmen, daß Herr Blum seinem Prinzipe bey seiner Ueber-

schung folgte, denn es finden sich in diesem Stücke weder Beziehungen auf Lokalitäten, noch auf ausländische Sitte, oder sonst dergleichen augenfällige Fremdartigkeiten; wohl aber ist der weibliche Hauptcharakter ein durchaus ausländischer, dem deutschen Sinne keineswegs zusagender geblieben. Dieses zeigt sich am auffallendsten in der ersten Hälfte des Singspiels, wo die Handlung gering ist und angehalten wird, damit die Charaktere Raum haben sich zu entwickeln; und wo die junge Caroline Dormüll einen so muntern aufgeweckten Charakter hat, daß man nicht weiß, wie sie im zweyten Akt, trotz ihrem Namen, dazu kommt, eine sentimental-schlafende Nachtwandlerin, eine Art von verblaßter Nina zu werden. Wie wenig uns dieses Mädchen als Tochter zusagt, wenn sie mit grüßter Fertigkeit den Vater gängelnd beherrscht, ihm mit kokettirender Naivität schmeichelt, ihn fast dabey für Narren haltend, wie wenig sie uns als Liebende anspricht, wenn sie, mit französisch-eifersüchtigem Eigensinne eine andere Verbindung eingeht und den Geliebten aufgibt, weil er — auf einem Balle mit einer Andern tanzte, das fühlte wohl Jedermann, und wer es bestreiten wollte, der denke sich ein ächtdeutsches Schauspiel, in welches dieses französische Mädchen, als Französin, als Gegensatz heimischer Art und Sitte, eingeführt wäre; und er wird gestehen müssen, daß sie, neben einem deutschen liebenden Mädchen wie Pricaut neben dem Tellheim erscheinen würde. Soll aber hier das ganze Stück ein französisches seyn, so machen es die Namen in on und in eil' nicht dazu; denn es könnte nur durch einen ironischen Gegensatz als ein solches erkannt werden und wirken. Daher hätte dieses geschehen, oder der Charakter der weiblichen Hauptperson verdeutscht werden müssen, wobey man jedoch alle ihre kleine Eigenheiten, selbst ihr laxes Verhältniß zum Vater und Geliebten hätte übersetzen können — aber ins Deutsche. Der zweyte Akt ist frey von diesem Mangel und daran ist vermuthlich Herr Scribe schuld, dem die sentimentale Mondsüchtige des zweyten Aufzugs so imponirte, daß er darüber die kleine kokette Naseweisheit der ersten Abtheilung vergaß. Nur ein paar kühner, ein paar mildernder Farbengebungen hätte es von Seiten des Herrn Blum bedurft, und das Stück wäre eben so heimisch und populär geworden, als es jezt schon nett und niedlich ist. — Diese Vorzüge können wir dem andern Singspiele (die Heirath im zwölften Jahre) nicht einräumen. Solche naturwidrige Unsittlichkeit hätte von unserem Theater verbannt bleiben sollen! Den ersten Anstoß zu diesem französischen Machwerke, das von außerhalb der Kunst befindlichen Nebenabsichten wimmelt, gab ein jezt in Paris angebetetes Wunderkind (Leontine Fay) zu welchem, wie zu andern monströsen Naturbildungen, die rohe Masse sich drängt. Denn ein Kind von eilf Jahren, das, in allen Verhältnissen des Gesellschaftslebens erfahren, alles Verkehrte, Unwürdige und Leidenschaftliche desselben, selbst geschlechtliche Lüsternheit und kalte, berechnete List nachzuäffen versteht, ist doch wohl das Produkt monströser Natur, oder monströser Erziehung! Damit sich nun ein so widriges Zwerggeschöpfchen in der ganzen Fülle seiner Abnormität zeigen könne, hat Herr Scribe ein altes Geschichtchen aus der entarteten Zeit Ludwigs des Vierzehnten hervorgesucht, in welcher, wegen gemeiner, pekuniärer Interessen, mit der heiligsten Einsetzung sittlicher Ordnung ein lästerliches Gespött getrieben und ein Mädchen von eilf Jahren mit einem Knaben von dreyzehn vermählt wird. Wir wollen den französischen Vaudevilledichter nicht mit deutschem Maaße messen und fragen demnach: was würde Molière gethan haben, wenn ihn die Gelegenheit zu Bearbeitung eines solchen Stoffes bewogen hätte? Er selbst hat uns diese Frage bereits thatsächlich beantwortet: man sehe das vorreife Kind in seinem malade imaginaire, wie klatschhaft, wie spionirend, wie wi-

derwärtig er es gezeichnet hat; und damit es den vollkommen abschreckenden Eindruck eines vernachlässigten Hausstandes und einer verkehrten Erziehung gewähre, läßt er es von dem eben so verkehrten und egoistischen Vater abstrafen, und zwar so, daß es d. dezenten Augen unsers zarten Publikums höchlich beleidigen würde. — Wir wollen diesen Cynismus des alten Lustspieldichters nicht vertheidigen, und doch, wie hoch steht er in sittlicher Hinsicht, ja in Keuschheit, über Herrn Scribe!! Dieser findet dasselbe edelhafte Mißgeschöpfchen einer sündhaften Erziehung, dem Molière die Ruthe geben läßt, höchst anmuthig und lieblich, und wendet mit großem Geschick alle Kunstgriffe seiner theatralischen Routine an, um den Zuschauer zu gleicher Lust an solcher monströsen Verworfenheit zu verleiten — und hier aus dieser verkehrten Bemühung geht eben die unkünstlerische Unsittlichkeit des kleinen Stückes hervor, nicht etwa daraus, daß ein so in Grund und Boden verdorbenes Kind überhaupt dargestellt ward. Ein ächter Dichter hätte uns auch die Aeltern eines solchen geistigen Krüppelchens in ihrer ganzen Verkehrtheit vorgeführt; er hätte uns zugegen seyn lassen, wie durch böse Beyspiele und ruchlose Lehren die kindliche Unschuld gemordet wird; er hätte uns den Wurm gezeigt, der diese Blüthe zerfressen, und würde noch immer Gelegenheit gefunden haben, das komische Element hier überall mildernd vorwalten zu lassen. Herr Scribe aber thut gerade das Gegentheil: er hütet sich sorgfältig, uns die Aeltern, die Urheber dieser lautern Erziehung und saubern Vermählung, zu zeigen, übertüncht sein Mißgebürtchen mit allem gesellschaftlichen Glanzfirniß, der ihm zu Gebote stehet, und um die Schaulust zu bestechen, schließt er sein Kunststück mit einem Balletstreich, indem er uns sein miserables Balg zu guter Lezt, als wäre es die Unschuld, die Huld und Anmuth selbst, in einem Blumenkorbe präsentirt. Aber der glatte Glanzfirniß der Gesellschaft übertüncht dieses edelhafte Grab der Unschuld nur zum Schein, und die Kinder der Pflanzenwelt, die Blumen, bilden, wider Willen des Autors und ihm zur Strafe, einen schneidenden Kontrast gegen dieses schneiderhaft aus Gesellschaftslumpen zusammengeflickte Modepüppchen. — Rücksichtsvoll, ja fast beschämt, verschweigen wir den Eindruck, den diese müßige Unwürdigkeit gemacht hat; aber wir fragen alle die, welche sie belacht und beklatscht haben, ob sie sich wohl ein Töchterchen wie die kleine Celine wünschen, die ihnen ja der Dichter als ein ausnehmendes Muster kleiner weiblicher Niedlichkeit aufstellt? — Was nun das schauspielende Zwerglein, das Pariser Wunderkind, betrifft, so wollen wir es herzlich gern zugeben, daß es die Natur jener Hauptstadt selbst war, die diese Abnormität hervorbrachte; aber auch der geringste Handgriff vermag — wie es auch hier der Fall war — dieselbe Erscheinung hervorzubringen; denn es gehört blutwenig dazu, ein jedes nur etwas lebhafte Kind so abzurichten, daß es erwachsenen Leuten nachäfft, was sich denn immer possirlich ausnehmen, aber auch an Affen- und Hundekomödie erinnern wird: ein Spaß, den man sich schon gönnen darf, so lange er nur nicht unsittlich und ekelhaft wird. Dieses aber schien man hier befürchtet zu haben, und, aus einer gewissen dunkelgefühlten Scheu, so zu sagen als Gegengift wider das französische Kokettchen, als moralisches Zugpflaster gegen den Reiz des Bösen, wurden uns am nämlichen Abend die kleinen deutschen Helden aus Houwalds bekanntem Schauspiele: Fluch und Segen, vorgeführt. Ob das Repertorium hier als Seelenrezept seine ethische Wirkung hervorbrachte, lassen wir ununtersucht; für die Kritik aber war es merkwürdig, des französischen und des deutschen Dramatikers beyderseitige und doch ganz entgegengesetzte Verirrungen in Darstellung kindlicher Charaktere zu beobachten.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Mai 1823.

Er breitet es lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltete Leben.

Schiller.

Quentin Durvard.

Unter diesem Titel wird innerhalb einiger Tage ein neuer Roman vom Verfasser des Waverley erwartet. Einer Wochenschrift, the Museum, ist es dießmal gelungen, der Literary Gazette den Vorsprung abzugewinnen, und in das Heiligthum einzudringen, ehe der Vorhang noch aufgerollt; oder mit andern Worten: die Redaktion dieser Schrift hat das Glück gehabt, eine Ansicht des ersten Bandes vom genannten Werke zu erhalten, und gibt uns eine Skizze von dessen Inhalt, von reichlichen Auszügen begleitet.

Die Scene der gegenwärtigen Geschichte liegt in Frankreich, in der Zeit Ludwigs XI., und das Interesse derselben ist an die Abenteuer eines jungen Schotten geknüpft, den sein Geschick an den Hof dieses Monarchen führt. — Nach einer kurzen, aber guten Skizze von dem politischen Zustande des damaligen Frankreichs, dessen Fehden, Faktionen und streitenden Interessen sowol, als den Charakteren Ludwigs und seines großen Vasallen und Gegners, Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, führt uns der Verfasser im zweyten Kapitel den Helden der Geschichte, in der Person eines schönen, schlanken, neunzehnjährigen Jünglings, in der malerischen Kleidung eines Falkners, entgegen. Er nähert sich einem Bache in der Nähe des königlichen Schlosses Plessis-les-Tours, von dessen entgegengesetztem Ufer zwey im Gespräch begriffene Männer ihn zu beobachten scheinen. Sie halten ihn für einen gewissen Zigeuner, dessen sie los zu werden wünschen, und lassen ihn, ohne ihm auf seine Anfrage, ob der Bach furthbar wäre, zu antworten, in denselben waten, und schon hat er den Boden verloren, und muß gegen die Gewalt des Stromes ankämpfen, um sein Leben zu retten, als sie ihres Irrthumes gewahr werden, und ihm zu Hülfe eilen. Aber er erreicht das Ufer, ehe der Jüngere von Beyden, den der Andere vorangeschickt, sich nähern konnte; und eben drohete er demselben, ihn für sein boshaftes Schweigen, als er ihn um die Tiefe des Wassers befragt, zu züchtigen, als auch der Andere hinzukam, und ihn besänftigt. Der Jüngling, welcher die beyden Männer für wohlhabende Bürger hält, bittet dieselben, jetzt ihm eine Herberge anzuzeigen, wo er seine durchnäßten Kleider trocknen könne. Der ältere Mann wünscht dann zu wissen, wer der Fremde sey, und der Jüngling erwiedert mit einer leichten Verbeugung: „Ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre haben mag zu reden; aber es gilt mir gleich, wer es wisse, daß ich ein Cadet von Schottland bin, und daß ich nach dem Brauch meiner Landsleute gekommen bin, mein Glück in Frankreich oder anderwärts zu suchen." — „Pasques Dieu! Und ein schöner Brauch ist's, erwiederte der ältere Unbekannte. Ihr scheint ein hübscher, junger Springinsfeld, und von einem Alter, um euer Glück zu machen, sey es bey Männern oder Frauen. Was meint ihr? — Ich bin ein Kaufmann, und bedarf eines Jünglings in meinem Geschäft; vermuthlich fühlt ihr euch zu vornehm, um euch mit einer solchen Plackerey zu befassen?" — „Artiger Herr, sagte der Jüngling, wenn euer Anerbieten ernsthaft gemeint ist, woran ich doch zweifle, so muß ich euch

dafür danken; ich fürchte aber, ich möchte nicht ganz zu euerm Dienste taugen." — „Ohne Zweifel verstehst du besser, einen Bolzen zu werfen, als eine Rechnung zu entwerfen, und weißt besser mit dem Schwerte, als der Feder umzugehn — he!" — „Ich bin, Herr, antwortete der junge Schotte, ein Bruchmann, und daher, wie wir's nennen, auch ein Bogenmann. Aber ich bin in einem Kloster gewesen, wo mich die guten Väter Schreiben, Lesen und sogar Rechnen gelehrt." — „Pasques Dieu! Das ist zu herrlich! sagte der Kaufmann. Bey unserer Frau von Embrun! du bist ein Wunderthier, Mensch!" — „Gehabt euch wohl, schöner Herr! sagte der Jüngling, dem der Scherz seines neuen Bekannten gar nicht gefiel. Ich muß gehen, um zu trocknen, statt triefend hier zu stehen, und Fragen zu beantworten." — Aber der Kaufmann lachte nur noch lauter, indem er sprach: „Pasques Dieu! Das Sprichwort lügt nie: Fier comme un Ecossais! Aber kommt, Junker, ihr seyd von einem Lande, das ich schätze, indem ich meiner Zeit Handel nach Schottland getrieben — es sind ehrliche arme Leute; und wenn ihr mit mir ins Dorf gehen wollt, so geb' ich euch einen Becher gebrannten Sekts und ein warmes Frühstück, um euch für euere Taufe zu entschädigen. — Aber, tête-bleu! Zu was führt ihr einen Jagdhandschuh an der Hand? Wißt ihr nicht, daß die Falkenjagd im königlichen Jagdgebiet untersagt ist?" — „Das lehrte mich ein Hallunke von einem Förster des Herzogs von Burgund. Ich ließ nur den Falken, den ich von Schottland mitgebracht, und der mich in Ansehen bringen helfen sollte, bey Peronne nach einem Reiher fliegen, und der elende Schelm schoß mir ihn mit einem Pfeile todt." — „Und was thatet ihr?" fragte der Kaufmann. — „Ich schlug ihn, erwiederte der Jüngling, seinen Stab schwingend, so nahe auf den Tod, als ein Christ einen andern prügeln sollte, denn ich mochte mir durch ihn keine Blutschuld aufladen." — „Wißt ihr, daß, wenn ihr in des Herzogs von Burgund Hände gefallen wäret, er euch würde haben aufhängen lassen, wie eine Kastanie?" — „Ja wohl; ich höre, er soll in dergleichen Werk so fix seyn, als der König von Frankreich. Da es aber bey Peronne geschah, so hüpfte ich über die Grenze und lachte ihn aus. Wär' er nicht so hastig gewesen, ich hätte vielleicht Dienste bey ihm genommen." — „Er wird den Verlust eines solchen Kämpfers bedauern, wenn der Waffenstillstand ablaufen sollte," sagte der Kaufmann, und warf einen Blick auf seinen Geführten, der ihn mit einem niederschlagenden Lächeln beantwortete, das dann und wann über sein Gesicht hinglimmerte, und es belebte, wie ein vorüberfliegender Nordschein einen Winterhimmel belebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Wenn man bedenkt, daß alle Reiche der Natur der Wirkung der Wärme unterworfen sind, wie die Bewegungen der himmlischen und irdischen Körper der Anziehung, und daß sich durch jene fast alle Erscheinungen des thierischen und Pflanzenlebens erklären lassen, wie durch diese die Mechanik des Himmels; wenn man sich erinnert, daß die wesentlichste Eigenschaft der Wärme darin besteht, die Körper auszudehnen, mithin eine Kraft zu äußern, die der Kraft der Schwere oder Anziehung gerade entgegengesetzt ist: so kann man kaum zweifeln, daß der Wärmestoff oder die Kraft der Wärme von der Natur dazu bestimmt ist, der Attraktion das Gleichgewicht zu halten; daß diese beyde gleich allgemein verbreiteten Kräfte die zwey Urkräfte der Natur, oder die zwey Arme des großen Hebels sind, durch dessen Gleichgewicht die ganze Maschine im Gange erhalten wird; daß jede ohne die Gegenwirkung der andern die Welt zerstören würde, und nur der nie entschiedene Kampf zwischen beyden das Ganze erhält; und daß man vielleicht mit eben dem Grunde die Attraktion Kälte nennen könnte, wie man die Ausdehnung Wärme nennt.

Wenn die Wärme allein in der Natur wirkte, ohne gegen die Attraktion zu kämpfen zu haben, so würden alle Körper zersprengt, in Dünste aufgelöset werden, und sich als unsichtbare Atomen in dem unendlichen Raume verlieren. Wirkte hingegen die Attraktion allein, ohne daß ihr die ausdehnende Kraft der Wärme das Gleichgewicht hielte, so würde Alles in ein Chaos zusammenstürzen, oder vielmehr, wenn dieses durch die Umläufe der Körper um einander verhindert würde, so würde die Masse jedes einzelnen Körpers unendlich dicht werden, jeder Körper würde in einen Kern von unendlicher Härte zusammengedrückt werden, in welchem keine innere Bewegung, kein Kreislauf der Säfte, keine Organisation, ja sogar keine Verschiedenheit zwischen einem Körper und dem andern sich denken ließe: das Weltall würde eine traurige Einöde seyn, die aus unförmigen todten Massen bestände. So kann man sich die ewige Materie denken, die das alte Chaos ausmachte, bis der Demiurgos durch den großen Hammerschlag den ersten Funken des Lebens herauszog; und in diesem Mythus der alten Philosophen und Dichter vielleicht liegt eine tiefe Wahrheit verborgen. Der Schöpfer brachte keine neue Materie aus dem Nichts hervor, sondern er gab dem Stoffe, der ewig nur dem Gesetze der Schwere gehorcht hatte, ein neues Gesetz: der gebundene Wärmestoff ward aus seinem Kerker befreyt, er zerbrach die Fesseln der Attraktion, zwischen beyden feindseligen Kräften ward das Gleichgewicht hergestellt, die todte Masse erwachte und dehnte sich aus,

der Keim des Lebens und der Bewegung, der von Ewigkeit durch den Druck der Attraktion erstickt war, ward durch die entbundene Wärme befruchtet und in tausendjährigen Sommern entwickelt; und so bildete sich endlich die Natur zu der Ordnung und Schönheit, von der wir nur die Außenseite kennen, und die vielleicht nur die Knospe ist, die erst nach Millionen von Jahren aufblühen und Früchte tragen wird. „Durch die plastische Wirkung der unendlichen Zeit," so drückte sich die Theologie der alten Perser aus, „würden in der Morgenröthe der Ewigkeit zwey untergeordnete Urkräfte des Universums, Ormus und Ahrimann, erzeugt, zwey gleich thätige, gleich fruchtbare, aber feindselige Wesen, durch deren nie endigenden Kampf die Natur im Gleichgewicht gehalten wird."

Diese ausdehnende Kraft der Wärme ist, in Verbindung oder im Gleichgewicht mit der Attraktion, die Quelle des Lebens im Thierreiche, im Pflanzen- und im Mineralreiche; wir kennen keinen Körper, auf den nicht beyde Kräfte wirkten, und das verschiedene Verhältniß, in dem sie gegen einander stehen, bringt die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in der Natur hervor. Aber indem beyde auf alle Körper ohne Ausnahme wirken, kann keiner von ihnen, wie es scheint, auf den andern wirken: der Wärmestoff ist ohne Schwere, und die schwer machende Materie, der Attraktionsstoff, wenn es einen solchen gibt, ist ohne Wärme, er ist das Ideal der Kälte.

Es gibt Erscheinungen, in denen sich die eine oder die andere dieser zwey Urkräfte vorzüglich thätig zeigt. Alle Bahnen der Weltkörper lassen sich aus der Attraktion allein berechnen, aber sie würden nicht existiren ohne Bewegung, und wir würden nichts von ihnen wissen ohne das Licht: beydes aber läßt sich ohne jene zweyte Kraft nicht denken. In der Physik äußert sich diese Kraft der Wärme oder der Ausdehnung vorzüglich durch die Porosität der Körper, wodurch allein innere Bewegung und Kreislauf der Säfte, diese Quelle des organischen Lebens, möglich wird, so wie durch die Flüssigkeit der feinen Theile. So wie ohne die Attraktion alle Massen sich zerstreuen würden, so würden ohne die Wärme alle Körper hart seyn: beyde Kräfte vereint erzeugen flüssige Körper. Wo jene das Uebergewicht hat, da entstehen feste, aber poröse Massen, die der Organisation fähig sind; wo diese zu mächtig wird, da zerfließen die Körper, und werden in Dünste aufgelöset; aber die Eigenschaft der Wärme, sich allen nahen Körpern mitzutheilen, stellt das Gleichgewicht bald wieder her; und die eben so allgemein verbreitete Attraktion sammelt die Dünste in Tropfen, die auf die Erde zurückfallen.

Diese Ansicht erklärt es zugleich vollkommen, warum der Wärmestoff ohne alle Schwere ist, wie eine Menge chymischer Versuche es beweisen. Das Wesen, welches dem Despotismus der Attraktion das Gegengewicht halten soll, mußte ganz von ihm unabhängig seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im April.

(Beschluß.)

Wenn der Franzose, in nur ganz äußerlicher Absicht: um das eminente Affentalent eines bewunderten Kindes allerhand possirliche Kunststücke machen zu lassen, sein Scenarium zusammenstoppelte und demnach keinen Anstand nahm, seine kleine Heldin, als ein vorreifes, niedliches Gesellschaftsungeheuerchen mit bestechlichen Farben und recht con amore auszumahlen; so vermochte eine solche Conception in der Seele eines deutschen Dichters nicht zu entstehen und am allerwenigsten in der des weichgeschaffenen, gemüthlichen Howards. Wohl aber hat auch er die Gränzen des Naturgemäßen überschritten, und hat, so wie Jener in die Region des Grimmen, des übertünchten Unraths hinabsank, sich in die Sphäre des Ueberschwenglichen hinausbegeben und darin verloren; so daß das deutsche hypermoralische Kind, in seiner überreizten Seelenkränklichkeit, eben so widerwärtig wird, als das gesunde französische Krüppelchen durch seine abscheuliche Munterkeit ekelhaft ist. — Stellten wir früher die Frage auf, ob sich wohl irgend Jemand ein Töchterchen, wie die kleine Celine, wünsche? so müssen wir jetzt fragen: wer wünscht sich einen Knaben, den die gymnastischen Künste der Seiltänzer nicht hinreißen, der sie nicht gleich nachzumachen versucht, der sich fürchtet, dort in die Lehre zu kommen, der nicht außer sich vor Freude ist, gerade dadurch den Vater retten zu können, daß er sich seinem liebsten Spiele hingeben darf, sondern alklug das Unziemliche und feigerweise das Gefährliche dieses Handwerks überlegt, drauf, vorreif, als kämpfende schöne Seele, sich von der Kinderheimath, von der fröhlichen Erde zum ernsten Himmel wendet und endlich mit sehr selbstbewußter Heldenhaftigkeit das winzigervabene Opfer bringt? — Ob solch ein ausgewachsener, als kleiner Knabe maskirter, großer Mensch in einer Kinderschrift an seinem Platze stehe und allda von ersprießlicher Wirkung sey, lassen wir unerörtert; die Kunst aber und besonders die dramatische verlangt das Kind als Kind, das heißt: in seiner naturgemäßen Erscheinung, in welcher der künftige Mensch noch unentwickelt im Keime liegt, den verschiedensten Eindrücken in schuldloser Passivität sich hingebend, so daß er sich zum Besten wie zum Schlechtesten entfalten kann, aber weder sein Gutes noch sein Böses ihm schon jetzt zugerechnet werden darf. Nie wird der ächte Dichter einem Kinde einen eigenthümlichen und ausgebildeten Charakter geben, er wird — um uns eines hyperbolischen Ausdruckes zu bedienen — eben so wenig einen Menschen statt eines Kindes darstellen, als der Mahler, statt eines jungen Bäumchens, Zwergholz zeichnen wird. Zeigt er uns aber dennoch ein Kind, das von dem Naturgemäßen abweicht, so geschieht es nicht als Zweck an sich, sondern als Mittel, um die Personen, die Zeit oder die Begebenheiten des Dramas näher zu beleuchten, wie dieses die Kinder im malade imaginaire und im Göz von Berlichingen bezeugen mögen. Und so dürfte aus dem Gesagten hervorgehen, daß es widernatürlich, monströs und frazenhaft sey, ein Kind als den Heros eines Dramas, sowohl im guten, wie im schlechten Sinne, darzustellen, und daß ein zehnjähriger Märtyrer und ein zehnjähriger Teufel einen gleich widerwärtigen Eindruck machen. — Wir sind in diesen Betrachtungen deßhalb so ausführlich und so strenge zu Werke gegangen, weil ein Kind auf der Bühne einzig durch die Huld und Lieblichkeit seiner Erscheinung so sehr besticht, weßhalb der gewissenhafte Dichter um so umsichtiger, um so zurückhaltender seyn soll, auf daß er nicht, durch ein so leicht sich darbietendes und eminent wirksames Mittel zu Unkunst und Unnatur verführe. Hierauf junge Dramatiker aufmerksam zu machen, hielten wir für unsere kritische Pflicht. Die Musik der beyden Singspiele ist meistens gefällig, zuweilen auch charakteristisch, und wenn der Komponist auf dieses letzte Erforderniß mehr und auf gelehrt-zusammengesetzte Musik weniger hinarbeiten möchte, so würde er bald ein erwünschtes Ziel in dieser leichten Gattung erreichen, die, trotz dem, daß sie ein Bedürfniß der Zeit geworden, noch immer nicht auf deutschem Boden fortkommen will. — Die dritte Neuigkeit, der Fürst und der Bürger, erfüllte, ihre beabsichtigte Wirkung vollkommen. Man war zuerst böse auf den Herzog, zollte ihm aber zuletzt die gehörige Ehrfurcht, als er den schändlichen Landvogt bestrafte; man war überrascht und freute sich, daß ein edelmüthiger Prinz sich mit einer sittigen Prinzessin vermählte, nachdem er zuvor die leidende Unschuld errettet und ein liebendes

Bürgerpaar vereint hatte. Nur eine strenge Kritik könnte fragen, ob man auf den Komödienzettel den Landvogt setzen und den Zuschauer foppen darf, da dieser Landvogt doch nicht der Landvogt, sondern der Herzog ist; aber eine strenge Kritik kommt mit diesem Gelegenheitsstücke in keine Berührung. —

Dresden, am 1. März.

(Durch Mangel an Raum verspätet.)

Der Tod hat in dem nun abgewichenen Monate Februar eine gewaltige Aerndte hier gehalten und manchen Wackern abgemäht. Dahin gehörte vor Allen der hochverdiente Hofprediger an der evangelischen Hofkirche Dr. Hacker, welcher durch That und Wort einer der geachtetsten und vielfach einwirkenden Geistlichen war. Mehrere Schriften zeichnen ihn als Gelehrten aus, sein schönstes Verdienst bestand aber in der frommen treuen Seelsorge der zahlreichen, ihn zum Beichtiger und geistlichen Berather wählenden Personen. Seine Kanzelvorträge waren einfach, aber warm, durchdacht und eindringend. — Neben ihn stellen wir das Bild des sehr geschickten Malers Edlinger, Zeichnenlehrer an der hiesigen Kunstakademie, den auch in der Blüthe seiner Jahre ein schneller Tod von der Werkstatt und aus dem Kreise einer Gattin mit vier ganz unerzogenen Kindern hinwegriß. Er hatte sich in den letzten Jahren im Portraitmalen ungemein vervollkommt, und bey seinen Kenntnissen in der Zeichnung versprach er Ausgezeichnetes für dieses Fach. Streitigkeiten wegen des Begräbnisses mit der römisch-katholischen Gemeinde, welcher er angehörte, veranlaßten seine Beerdigung auf den protestantischen Gottesacker, wo ihn seine zahlreichen Schüler auf ihren Schultern zum Grabe trugen, und ein würdiger protestantischer Geistlicher Worte des Segens darüber sprach. Menschenfreunde haben sich seiner hinterlassenen armen Familie angenommen, und ihr Wirken ist bereits mit Segen gekrönt. Aber auch Krieger verschonte des Todes Sichel nicht. Sie riß den würdigen Gouverneur der Stadt, General-Lieutenant von Cerrini, dahin, und ihm ging auch ein Veteran der Kriegskunst, der vor Kurzem noch sein Dienstjubiläum gefeyert hatte, General Mellentin, plötzlich voraus. Drohend schwebte auch dieser Genius über dem Haupte unsers trefflichen Böttigers, den eine Art von Schlagfluß traf, aber glücklicherweise ist bereits die Gefahr gewendet, und Beweise seiner erneuten Thätigkeit gibt mehreres, was uns seitdem wieder öffentliche Blätter von ihm gespendet haben.

Doch jezt aus den Gefilden des Todes uns geschwind gerettet in das heitere Gebiet der Kunst! Wir haben in der, welche nun einmal in jetziger Zeit die gesehenste von allen ist, in der Schauspielkunst, manches Erfreuliche im Laufe des vergangenen Monats, bey dem wir etwas verweilen wollen. Vor allen zog gleich am zweyten Tage desselben Götzes und Reichards allerliebstes Singspiel Jery und Bätely an, so daß es auch schnell hintereinander dreymal wiederholt ward. Der Dichter zeichnete mit unnachahmlicher Wahrheit und Einfachheit ächte Schweizersitte, kräftig, aber natürlich, ungesucht, aber um so ergreifender; der Tonsetzer faßte das ganz so auf, wie es der Dichter hingestellt hatte, und malte es mit seinen Farben von Melodie und Harmonie, aber ohne Modeprunk und Ziererey aus, was Wunder, wenn es eine höchst angenehme Wirkung hervorbrachte. Es ward aber auch eben so wacker dargestellt. Nächstdem war noch neu eine große, nach Schillers Ballade bearbeitete, Oper, die Bürgschaft, in Musik gesezt von Mayer, Mitglied des hiesigen Theaters. Man brachte zum Theil das Interesse, welches Schillers Dichtung in jedem Herzen zurückgelassen hat, vor die Bühne mit, und so war die Wahl des Stoffes ein glücklicher Gedanke zu nennen. In anderer Hinsicht dürfte er es vielleicht weniger seyn. Der Text hat einzelne gute Stellen, im Ganzen ist er aber sehr flüchtig gearbeitet, wie freylich Operntexte gewöhnlich zu seyn pflegen. Mit desto größerem Fleiße war die Musik behandelt, der sich nur hie und da zu sehr an den Tag legte. Bey alledem war aber auch viel Gelungenes darin, und einzelne Gesangstücke, so wie die Finalen beyder Akte, erwarben sich verdienten Beyfall. Die Ouvertüre schien das Schwächste zu seyn, dagegen ein Duett zwischen Möros und Sestos im ersten Akte das Vorzüglichste. Der Tonsetzer darf sich seiner Arbeit wohl erfreuen und sein Talent für künftige Leistungen ferner verwenden. Die Darstellung war ebenfalls fleißig.

Das recitirende Schauspiel war mit nichts Neuem bedacht, doch zeichneten sich die Darstellungen des Hamlet und der Piccolomini wie Wallensteins Tod sehr vortheilhaft aus. Herr Julius entfaltet in der ersten Rolle vieles Studium, und Herr Hellwig ist als Wallenstein eine sehr gastliche Erscheinung. Weit besser gelingt Madam Schirmer die Thekla als die Ophelia, so wie Madam Werdy die Königin wieder besser als die Terzky. Herr Werdy war ganz ausgezeichnet als Buttler, und gab auch den Geist von Hamlets Vater mit edler Haltung. Mit Vergnügen bemerkten wir in Herrn Devrients Max ungemeine Fortschritte, und auch andre Rollen haben uns überzeugt, wie erfreulich die Hoffnungen sind, die er im Fache der jungen Helden gewährt.

Die Tänzerfamilie Kobler hat im Februar sechs Vorstellungen gegeben. Man war mit ihr zufrieden, weil man nichts besseres in diesem Fache zu sehen gewohnt ist. Aber erste Tänzer sollten sie sich doch ja nicht nennen. Namentlich geht ihnen durchaus die Grazie ab, welche doch bey der Tanzkunst das erste Erforderniß ist. Das meiste ist eckig, schroff, verzerrt, daher ihre Grotesktänze auch das Beste sind, was sie geben, denn im Springen, Drehen u. dgl. besitzen allerdings die beyden Männer Gewandtheit und Kraft. Ueberdieß ist die Zusammenstellung ihrer Ballets und Divertissements an sich so ärmlich und ohne Interesse, daß großes Talent dazu gehören würde, um aus diesem Nichts Etwas zu machen. Am besten ward ein Pas de trois ohne Begleitung des Orchesters, wozu jedes der drey Tanzenden selbst Guitarre spielte, ausgeführt, und war in der That, weil den Armen durch das Spiel eine bestimmte Haltung gegeben war, und sie nicht, wie gewöhnlich, die Luft durchsägen konnten, graziöser als alles Uebrige. Bald darauf tanzte der hiesige Balletmeister Gärtner in Preziosa und hätte weit mehr Beyfall als jene verdient, so anmuthig war sein Tanz. Aber freylich blendet so etwas weniger als Kraftsprünge.

Madam Mende, geborne Christ, die Tochter unsers würdigen Veterans, gab einige Gastdarstellungen im Fache der Mütterrollen, aber ohne Auszeichnung. Es dürfte auch schwer werden, hier, besonders im Komischen, die Leistungen von Madam Hartwig zu erreichen.

Mit dem 6. Februar schlossen die Maskenbälle im Saale des großen Opernhauses. Nur der lezte war sehr besucht. Es ist unbegreiflich, wie sehr der diesjährige Besuch gegen das Zuströmen im vorigen Jahre zurückstand, doch mochte wohl die Kälte des strengern Winters etwas dazu beytragen, ohnerachtet die Säle durch mehrere Oefen geheizt werden. —n.

Auflösung des Palindroms in Nr. 112.

Gras — Sarg.

Charade.

Die erste kommt von Thieren her
Und dienet uns zur Speise,
Und ist das zweite gut gebaut,
So fördert es die Reise.
Das Ganze kann in fernen Höhen
Man deutlich, doch bey Nacht nur, sehen.

G. B . . b . ch.

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 17. Mai 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Weimarisches dramatisches Taschenbuch für größere und kleinere Bühnen unter der Theilnahme von Castelli, H. Clauren, Contessa, Gehe, Geyer, Holbein, v. Houwald, Kind, Lebrün, v. d. Velde (,) Weissenthurn, Ziegler u. a. Herausgegeben von Theodor Hell. Erster Jahrgang 1823. Mit Claurens Portrait und 3 kolorirten Kupfern. Weimar in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann. IV. 120. 128. 87. u. 64. S. kl. 8.

Daß dieser Almanach ohne fortlaufende Seitenzahlen erscheint, giebt zu erkennen, daß die darinnen enthaltenen Theaterstücke auch einzeln verkauft werden. Wir wollen sie daher auch einzeln anzeigen, ohne uns an die Reihenfolge zu binden, die ihnen hier gegeben worden.

Das lesbarste ist das letzte: Ein Mann hilft dem Andern, Lustspiel von der Frau von Weissenthurn. Ehestandsspiel. Ein junges Paar lebt unverträglich; der Oheim, ein Arzt, versöhnt die Entzweyten, indem er sie beyde zu Gaste bittet, und unter dem Vorwande, von einem Patienten nicht weg zu können, allein mit einander speisen läßt. Der prosaische Dialog ist leicht, angenehm, lebhaft und geistreich, obwohl ohne glänzenden Witz.

Der Bethlemitische Kindermord von dem vormaligen (verstorbenen?) Dresdener Hofschauspieler Geyer giebt sich nicht für ein Lustspiel: „dramatisch-komische Situationen aus dem Künstlerleben" hat der V. seine Arbeit genannt. Die Hauptperson ist ein Maler, der in der Begeisterung für einen Kindermord, den er malen will, von seiner Frau mißverstanden, und für einen Augenblick in den Verdacht gezogen wird, daß er einen begehen wolle. Es könnte aus diesem Mißverständnisse viel wahrhaft Komisches hervorgehen; aber der V. ist nicht darauf zugekommen, sondern hat, in zwey Aufzügen, eine Anzahl Etourderien zusammengereihet, welche der Maler in seiner Begeisterung und in Gemäßheit seiner genialen Nichtachtung der Lebensverhältnisse und Bedürfnisse begeht. Glücklich ist der Zug, wo er ein Loch in seinem Aermel, welches die Frau ihm zunähen will, der Zeitersparniß wegen zumalt. Die Worte des Titels: aus dem Künstlerleben, schließen auch das Theaterleben mit ein. Während ein Schauspieler als bethlemitischer Krieger nolens volens dem Maler Modell steht, ruft ihn ein geschwätziger Theaterdiener zur Probe des Don Carlos, welcher wegen des Catarrh's einer Sängerin als Lückenbüßer gegeben werden soll. Es ist ein kritischer Schwätzer, der Theaterdiener:

Wir hatten delib'rirt wohl eine Stunde schon,
Ein bürgerliches Stück? da meynt die Direction,
Das wolle heut zu Tag dem Publikum nicht schmecken u. s. f.
So wollt' es ebenfalls mit Tasso nicht gelingen.
Wer kann das Publikum in solche Stücke bringen.
Wenn früh an jeder Wand Rossini's Elster klebt;
Vergöttert wird jezt nur, was nach Effekten strebt.
Rossini! ruft die Welt — Rossini! nie, nie, nie
Kommt wieder solch Genie: di tanti palpiti
Hat ihn berühmt gemacht, muß ihn unsterblich machen.
Rossini ringt, wenn auch der Erde Pfosten krachen.
Die Elster in der Hand, kühn mit dem Weltensturz,
Und was den Lärm betrifft, da kommt er nicht zu kurz.

Genug man hat Don Carlos angesezt, und im Vorgefühl der Gebrechen einer solchen precipitirten Darstellung ruft der Schauspieler:

Nun sey Melpomene nur gnädig ihren Kindern,
Und schüze gnädig sie vor Vier- und zwanzig-Pfündern.

Man sieht, daß die theater-kritischen Kanonen des Morgenblattes bey den Histrionen sich in Respect gesezt hatten; es wird von manchem Kunstfreunde bedauert, daß sie verstummt sind, und warum verstummt? Weil der Herr Artillerie-Capitän nicht die Courage gehabt hat, zwey erzürnte Damen, eine constitutionell- und eine monarchisch gesinnte, in Ordnung zu halten. *)

*) Was sind Vier und zwanzig Pfünder gegen Frauenzorn! Ueberdieß war er eben — und ist noch beschäftiget, ein unterirdisches Pelotonfeuer auf die Papiersoldaten der Literatur zu unterhalten, und so war er ohnehin gezwungen, der bretternen Festung Ruhe zu lassen. M.

Der Gasthof zur goldenen Sonne von Clauren, Prosa, vier Akte, mehr Posse als Lustspiel, soll auf der Bühne viel Gäste anlocken. Ref. hat nicht Lust, darin einzukehren, nachdem er ihn hier besehen hat. Den Knoten schürzen zwey ähnliche Namen: Frau von Lemann und Madame Lehmann. Er löst sich in vier Hochzeiten auf, Madame Lehmann sagt S. 60. elegant statt galant; Rec. hat nicht darüber lachen können. S. 63. sagt sie: „Ach Herr Graf, es ist als setzten Sie einen Propfenzieher auf mein Herz," und der (verkleidete) Graf antwortet: „Ja, ich will es aufstöpseln dieses schöne Herz, ich will das Lechzen meiner glühenden Liebe tränken mit dem Honigseim Ihrer —" Rec. hat auch nicht darüber lachen können. So ist es ihm bey 20 bis 30 witzigen Einfällen ergangen. Zuschauer finden bey dergleichen Spaß weit leichter ihre Rechnung, als Leser. Dagegen hat Rec., als Leser, über Manches gelacht, was die Zuschauer kaum bemerken werden, besonders über die außerordentliche Sorgfalt, die der V. auf die Anmerkungen verwendet hat, welche die Darstellung normiren sollen. S. 75. bemerkt Jettchen, die eben mit ihrem Liebhaber sich unterhalten, und dabey eine Wäschplatte, um sie aus der Hand los zu werden, auf den Fußboden gesetzt hat — sie bemerkt, daß das heiße Metall einen Brandfleck hinterlassen. Die dramatische Nothwendigkeit dieses Zuges ist klar, denn sie muß dem eifersüchtelnden Geliebten sagen, daß — „sein Argwohn tiefer, schmerzlicher brenne in ihr Herz" (als die Platte in das Holz), und daher liegt dem Verf. soviel an der Veranschaulichung der Sache, daß er anmerkt: „Da wahrscheinlich das liebe „Publikum den Fleck sehen will, um sich von der Wahr„heit zu überzeugen, wird es gut seyn, ein Stück schwar„zen Taffent (?), in der Form der Platte, unter die „Platte an ganz dünnen Fäden zu binden, die Jettchen „von einander reißt, wenn sie die Platte aufhebt, so daß „der Taffent auf den Fußboden zu liegen kommt, damit „derselbe aber nicht vom Luftzuge weggeweht werde, wird „es nöthig seyn, unten Wachs oder Leim auf den Taffent „zu legen, wodurch er am Boden fest bleibt." Wie viel mehr würden die Zuschauer an der Vergleichung des brennenden Argwohns mit der versengenden Platte, des verliebten Herzens mit der versengten Diele sich ergötzen, wenn sie wüßten, wieviel Mühe diese Vergleichung dem Requisitenmeister gemacht hat. Aber auch wie viel höher hätte der V. die Wirkung dieses Momentes steigern können, wenn er die Vorschrift nicht vergessen hätte, daß man in der vordern Coulisse ein Stück Holz versengen solle, damit das Publikum im Parterre, wenn es den Brandfleck nicht sehen kann, durch den Geruch sich von der Wahrheit der Sache überzeuge. S. 112. klopft Graf Molwitz an Jettchens Thüre und ruft hinein: „Mamsell! Fräulein!" Sie antwortet zwar nicht: aber in der Note schlägt der V. vor: „Da eben von einem Mopse die Rede war, „der in Jettchens Zimmer seyn sollte; so kann, (können) „wenn Jemand das Klaffen eines kleinen Stubenhundes „recht täuschend nachzuahmen versteht, die Worte Mamsell „und Fräulein von innen von einem solchen Geklaffe be„antwortet werden." Solch' ein Geklaffe muß der Darstellung eine höchst ergötzliche Wahrheit geben; aber Rec. glaubt, es müsse nothwendig von einem geschickten Bauchredner nachgeahmt werden, der es so zu dämpfen weiß, daß es genau klingt, wie hinter verschlossener Thür. Kommt es aus der Coulisse; so täuscht es nicht, selbst wenn ein abgerichteter Mops diese Rolle spielte. Auf jeden Fall sieht man, wie viel heut zu Tage zu einer vollkommenen Darstellung gehört, und wie viel ein Theaterdichter werth ist, der sich darauf versteht, es anzuordnen.

Das vierte Stück, die Spielkameraden, von Houwald, Prosa, zwey Akte, zeigt uns ein Paar alte Brüder, die noch wie Kinder mit blepernen Soldaten und mythologischen Figuren spielen. Ein dritter Spielkamerad hat mit ihnen Proceß um ihr Gütchen geführt, und der Eine Bruder, ein Doctor juris und nicht ohne anderweites Auskommen, hat aus Liebe zum andern Bruder, einem armen Lieutenant außer Dienst, eine Urkunde des Archivs verheimlichet, nach welcher das Gut sonder Zweifel dem Kläger (dem dritten Spielkameraden) zugehört. Der Sohn des Doctors, von dem Daseyn dieser Urkunde überzeugt, hat — wie edel! — unter angenommenem fremden Namen dem Kläger als Advokat gegen den Vater gedient, und ihm, wie er (der Doctor juris!) sich selbst ausdrückt: „wegen der alten Urkunde das Purgatorium zugeschoben," welches sonst bekanntlich gar nicht zugeschoben (deferirt), sondern nur vom Richter auferlegt werden kann. Inzwischen ist das kein Fehler im Drama: man kann sich ja ein Land denken, wo es auch den Partheyen freysteht, purgatoria und suppletoria zu deferiren, um nichts Uebles denken zu müssen von der Rechtskenntniß des Doctors. Um das zugeschobene Purgatorium zu vermeiden, arbeitet der Doctor an einem Vergleich, welchen der Kläger schließen will, wenn der Lieutenant seine Tochter einem Adoptivsohne des Klägers zusagt. Da niemand, als der Adoptivvater, diesen Adoptivsohn kennt, die Tochter des Lieutenants aber den Sohn des Doctors liebt; so ist Anfangs Holland in Nöthen; da sich aber bald findet, der Kläger wolle seinen Advokaten adoptiren, welches eben der, des Lieutenants Tochter liebende Sohn des Doctors ist; so löset sich alles glücklich, und der dritte alte Spielkamerad, ein Vögelabrichter, zieht mit allen seinen Vogelbauern zu seinen Jugendfreunden in das Gütchen. Herr von Houwald hat sich mit Erfolg im Trauerspiel und im rührenden Schauspiel (Fluch und Segen) versucht; das Lustspiel scheint durchaus außerhalb seiner Sphäre zu liegen.

Die Verleger haben das Büchlein dem Großherzog von Weimar zugeeignet, und zwar u. a. also:

Und ist nicht hier aus Deines Tempels Pforten,
Der deutschen Bühne Morgen aufgegangen?
Er zündete die Geister aller Orten.
Daß mit erfrischtem Glanz sie höher prangen;
Der Dichter Chor will nun entgegenworten (sic)
Der Weihe, die zuerst er hier empfangen;
Und wie dem Mutterstaat die Töchter, spenden
Sie Blüth' und Frucht zurück mit frommen Händen.

Wir wollen nicht abworten (absprechen) über eine Dichtergabe, die einem erlauchten Kunstfreunde auf so sinnige Art zugewortet (dedicirt) und überdieß vom Herausgeber, der nichts dazu gegeben hat, sehr empfehlend bevorwortet worden ist, aber es will uns doch scheinen, als ob der seel. Kotzebue die dramatischen Taschenbücher besser auszustatten gewußt hätte, des Almanachs von Kurländer und anderer Unternehmungen dieser Art minderer Dauer nicht zu gedenken. Druck und Papier sind sehr gut, die illuminirten Kupfer leidlich; aber noch nicht so gut, wie in der Wiener Modenzeitschrift.

Dramatische Dichtkunst.

Der Liebe Wirken, oder: die Helden von Granada. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von Ferdinand Freyherrn von Biedenfeld. Bamberg und Würzburg in den Göbhardtischen Buchhandlungen. 1821. 10½. S. 8.

In dem maurischen Reiche Granada (den Ton auf der vorlezten Sylbe) standen sich zwey in unversöhnlichem Haß entglühte Partheyen entgegen, die Zegri und Abencerragen, ungefähr wie einst in England die Faktionen der weißen und rothen Rose. *) Der König hatte die politische Schwachheit, eine dieser Partheyen zu begünstigen, die Zegri siegten, und die Abencerragen wurden treulos ermordet. Dieser innere Zwiespalt macht' es den kastilischen Christen möglich, Alhama, (fünf Meilen von Granada) und bald darauf auch die Hauptstadt zu nehmen und dadurch die Existenz eines maurischen Königreichs aus der Geschichte zu verlöschen. Diesen weltgeschichtlichen Stoff besingt eine alte spanische Romanze „die Belagerung und Einnahme von Alhama" in so ergreifenden Tönen, daß wir unsern Lesern rathen, sie in den spanischen Romanzen, übersezt von Beauregard Pandin, (Berlin, bey Dunker und Humblot, 1823) nachzulesen.

*) Historiker werden diese Exposition hier überlegen finden: denn die Abencerragen und Zegri sind so bekannt, daß sie — nicht einmal im Conversations-Lexikon stehen. Möcht' inzwischen immer der Unternehmer jenes Buches, Behufs einer verbesserten Auflage, sich einen in der Geschichte des maurischen Spaniens von A bis Z. bewanderten Mitarbeiter anschaffen! Es sieht gar zu gebrechlich aus, wenn — im Z. zumal — solche Artikel fehlen.

D. R.

Herr von Biedenfeld hat die dramatisch-historische Ausführung dieses Stoffes auf der Bühne nicht für wirksam genug gehalten und daher in das Getriebe des Partheyhasses ein Rad eingesezt, welches dasselbe in Verbindung und Bewegung bringt, die Liebe. Abenhamet, Oberhaupt der Abencerragen, hat über die Kastilier gesiegt und sie zu einem Waffenstillstande gezwungen. Er wird vom König und Volk in Granada erwartet, um die Vermählung mit seiner Almaide zu feyern. Der bejahrte König Boabdil stattet ihr, der Tochter seines verstorbenen Freundes, persönlich den Glückwunsch ab und verliebt sich. Seinen Wunsch, sie zu besitzen, treibt Saheb, Haupt der Zegri, zur Begierde auf, und weiß im entfernten Lager nach der Abreise Abenhamets einen Zwist unter den Partheyen zu erregen, der den Kastiliern, die ihn benutzen, bedeutende Vortheile in die Hände spielt. Die Nachricht davon gelangt mit Abenhamet zugleich in die Stadt. Ihm wird die Braut versagt und befohlen, sogleich wieder zum entzweyten und geschlag'nen Heere zurück zu kehren. Vor der Hochzeit will er das nicht; stark durch die Meynung des Volks, das ihm anhängt, ergreift er seine Almaide mit Gewalt und zeigt dem König, daß er könne, wenn er wolle. Aber er will nicht, wirft die ohnmächtige Geliebte in die Arme Boabdils, und eilt fort, um das Vaterland zu retten. Unterdessen läßt der verliebte König Almaiden gefangen halten, um ihr Gewährung seines Willens abzuzwingen, und veranlaßt dadurch seinen Feldherrn, der dieß im Augenblick vor der Schlacht erfährt, seine Pflicht zu vergessen, zurück zu fliehen, Almaiden zu befreyen und mit ihr die fernen Küsten des mittelländischen Meeres aufzusuchen. Hier finden wir die Hauptpersonen des Stücks außer Saheb, den der rauhe König ermordet hat, in pleno versammelt. Granada ist verloren, Boabdil des Lezten beraubt, was ihm das Leben noch eines Wunsches werth machte, seines Sohnes, und ihm nun nichts geblieben, als der Tod. Nachdem er sich erstochen hat, schlägt Herr v. B. durch den Endvers:

Sein Schicksal ist — des Menschen Leidenschaft!

auch noch die neueren Tragödien-Fatalisten *) todt.

Es ist mehr als einmal in der Weltgeschichte vorgekommen, daß ein Weib über das Wohl und Weh' eines Reiches die Entscheidung gegeben hat. Gegen die Einwe-

*) Ich finde in diesem Stücke, obschon der V. im Vorberichte dasselbe eine Jugendarbeit genannt hat, keine Spur, daß Herr v. Biedenfeld zu den kunstphilosophischen Schulknaben gehöre, welche den Gebrauch der Schicksalsidee in der Tragödie mit Steinwürfen verfolgen. Ueber diesen Unfug des Blödsinnes blos zu lachen, scheint kaum mehr genug, wenn man sieht, daß selbst ein L. Tieck einseitig genug seyn kann, gegen einen vermeintlichen dramatischen Fatalismus zu predigen, wenn er einmal — Theaterkritiken schreibt.

M.

bung dieses Umstandes haben wir nichts einzuwenden, aber wohl gegen die Art, wie sie geschehen ist. Es liegt nämlich klar zu Tage, daß unser tragisches Mitleid nur an den König und an den Untergang seines Reiches sich heftet. Er mußte also so gezeichnet werden, daß er unser Mitleid wirklich erregt und verdient. Er steht in hohen Jahren, und da pflegt man nicht mehr blind zu seyn; er mußte die Folgen seiner sinnlichen Begierde erkennen, zumal unter diesen Umständen. Dieß thut er nicht, und diese Schwäche des Verstandes raubt ihm unsere Theilnahme. Oder — es ist noch ein Ausweg; seine Liebe werde zur südlichen Glut, zur unwiderstehlichen Leidenschaft entflammt; er sehe den Abgrund, wohin sie ihn führt, er zittere mit uns an seinem Rande, er versuch' es, zurück zu treten und — könne nicht! Er stürze und mit ihm Granada.

Nach unserer Einsicht lag aber eine andere Idee dem Verfasser weit näher. Er lasse den König nicht zu einem grauen Jünglinge werden; er versetze ihn nur in die schwierigste aller politischen Verhältnisse, in die Nothwendigkeit, gedrängt von außen, zwischen zwey innern Faktionen zu entscheiden. Herr v. B. hätte nur einen Blick nach Osten, in das türkische Serail zu werfen brauchen. Der gegenseitige Haß der Zegri und Abencerragen trete dramatisch hervor; das Einzige, worin sich die Wünsche und Hoffnungen ihrer Häupter begegnen, sey die Liebe zu einem Mädchen. Der König schwanke zwischen beyden, wie ein Ehrenbogen, der von zwey wankenden Säulen getragen wird. Er sey nicht stark genug, beyde zugleich zu erdrücken; er stelle die Wahl seinem Herzen anheim, nicht seinem Verstande, und diese menschliche Schwäche büße er mit dem Verluste seines Reichs und der Vertilgung maurischer Gesetze vom spanischen Boden.

Einzelne gelungene Stellen machen das Hauptübel nicht gut; die Verse sind meistentheils leicht gesezt; eine erhabene Weltansicht, durch die sich ein Dichter kund giebt, findet man nicht; der Schwung des Vers. geht nirgends über die Atmosphäre der Erde hinaus, um an die Pforten des Jenseits anzuschlagen, wo die Aufschlüsse über Welt und Menschenleben liegen. Auf S. 3. rinnen die „Bäche schifflos" in das Meer, und geben der Voraussetzung Raum, daß auch beschiffte Bäche zu finden seyen. Der Vers. muß an die Schiffe der Knaben, die Nußschaalen, gedacht haben. *) Den ersten Imperativ des Zeitworts geben formt er nicht gieb, sondern gebe, und bringt damit einen häßlichen Hiatus hervor, der sich sehr leicht durch Wiederherstellung der richtigen Flexion vermeiden ließ. In dem Worte Alkoran (und wahrscheinlich auch Allah, Alkoven u. s. w.) ist al der arabische Artikel, und macht also den deutschen überflüssig und falsch. Pf.

*) Der Herr Rec. ist nicht klar im Tadel dieser Stelle. Daß die Bäche schifflos in das Meer rinnen, ist eben so wahr, als daß die Ochsen verstandlos leben; aber wie möchte denn derjenige, welcher die leztgedachte Wahrheit ausspricht, der Voraussetzung Raum geben, als ob es auch Ochsen mit Verstand gäbe? Der Vers. des Stückes führt vielmehr a. a. O. die Schiffloßigkeit der Bäche als eine traurige Folge des Krieges an, gleich als ob sie im Frieden schiffbar wären. Die Wahrheit ist, daß er Bäche statt Ströme gebraucht hat, weil er eben einen Reim auf Schwäche brauchte. M.

Finanz-Wissenschaft.

L'art de faire des dettes et de promener ses creanciers; par un homme comme il faut. Paris 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland jeder; nur das Recht sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der lezten Kohlen des verglimmenden Freyheitsbrandes der Franzosen... Das ist aber auch schon alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Recensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen, und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukömmt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meynung, daß jeder ohne Unterschied berechtiget sey, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bildem seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechsel-Briefadel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum, ist dieses Buch merkwürdig, weil zwey deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler, darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut, und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können: (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint) Il n'y a plus de Rhin! — Dixi ...

D. B.

Nro. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Mai 1823.

Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben dir.
Auf! und waffne dich mit der Weisheit!
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!

Klopstock.

Jugendflucht.

(Aus dem Englischen.)

Ich sah von der Bucht über's wogende Meer,
Vom Scheine des Morgenlichts freundlich erhellt —
Es schwamm durch das Wasser ein Nachen daher,
Von Stolz und von Lust die Segel geschwellt;
Ich kam zu der Bucht wie das Abendlicht schien —
Der Nachen war da, doch das Wasser war hin!

Ach, so ist die Hoffnung, die Jugend uns lügt,
Wie die Springfluth verwogt das erwartete Glück;
Die Welle, die früh uns am Morgen gewiegt,
Führt eilend die Ebbe ins Meer zurück;
Und auf dem Strande, am bleichen Gestein,
Da trifft uns der düstere Abend allein.

Sprich nicht von dem Ruhm, der am Ende des Sorgens
Den ruhigen Abend der Tage bekrönt;
Gib zurück, gib zurück mir die Frische des Morgens,
Die muthig und wild sich ins Lebensmeer sehnt!
Ach, die Thräne, die aus dem Morgenroth bricht,
Ist mehr, als des Abends hellestes Licht.

O wer wünscht nicht den Augenblick wiedergekehrt,
Da Liebe dem Leben erst Leben verlieh,
Wo — dem Weihrauch gleich, der vom Feuer verzehrt
Vergeben muß, sonst entzücket er nie —
Das Gemüth so freudig sein Köstlichstes bot,
Es zu weihen der Liebe Flammentod!

W. H.

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Eine der sonderbarsten Erscheinungen ist der Prozeß der Erwärmung und der Erkältung zu einem Grade, wo der Körper aus dem festen in den flüssigen Zustand übergeht, und umgekehrt. Um ein Pfund Eis, dessen Temperatur auf Null steht, aufzuthauen oder flüssig zu machen, wird ein Pfund Wasser erfordert, das bis zu sechszig Grad erhizt, also beynahe siedend heiß ist; und nachdem der Prozeß vor sich gegangen ist, erhält man zum Resultat zwey Pfund Wasser, das auf dem Gefrierpunkt oder Null steht. Bey dieser Operation sind also auf zwey Pfund Wasser sechszig Grade Wärme verschwunden; und da sie nicht wirklich verloren gegangen seyn können, so ist diese große Menge von Wärmestoff von dem Eise, indem es in den flüssigen Zustand überging, verschluckt: der Wärmestoff befindet sich nun im Wasser in einem gebundenen Zustande, durch den er für das Thermometer und für das Gefühl, wenigstens so lange das Wasser flüssig bleibt, verloren ist. Daß dieses die richtige Erklärung ist, erhellt daraus, daß diese sechszig Grad Wärme bey dem Gefrieren des Wassers wieder entbunden und dem Gefühle zurückgegeben werden.

Eben diese Bindung und Entbindung des Wärmestoffes

zeigt sich, wenn der flüssige Körper, bey größerer Erhitzung, in Dünste aufgelöset wird, oder wenn die Dünste, durch Erkältung, wieder zur tropfbaren Flüssigkeit werden. Dieser beständige Kreislauf in der Natur, dieses Ein- und Ausathmen des Wärmestoffs ist dem, was im thierischen Körper bey jedem Pulsschlage und Athemzuge vorgeht, sehr ähnlich, und läßt sich eben so aus der Zusammenziehung und Ausdehnung erklären. Es scheint, daß, wenn die in den flüssigen Zustand übergehenden festen Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, der elastische Wärmestoff in die erweiterten Poren eindringt, und, so lange er die leeren Zwischenräume einnimmt, die einzelnen Theilchen von einander trennt, oder den Körper flüssig erhält, also nicht auf die Luft oder unser Gefühl wirken kann, weil er anderwärts zu thun hat; daß aber, wenn der flüssige Körper sich wieder zu einem festen zusammenzieht, dadurch der Wärmestoff, wie das Wasser aus einem Schwamme, ausgedrückt wird, oder vielmehr, vermöge seiner mittheilenden Kraft, in die umgebende kältere Luft dringt, und sich nun, in seiner wieder erlangten Freyheit, als Wärme fühlbar macht.

So wie die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Fische u. s. w. ihre eigenthümliche Wärme haben, so wie jede Pflanze eine besondere Temperatur erfordert, so hat auch ohne Zweifel die Erdkugel, als ein Ganzes betrachtet, ihre eigenthümliche Temperatur, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses der Fall mit jedem andern Weltkörper ist, und daß eben diese eigenthümliche Wärme oder Kälte zwischen den unzähligen Weltkörpern einen specifischen Unterschied macht, welcher die besondere Natur, Produkte und Bewohner eines jeden von ihnen bestimmt. Daß unsere Erde, so wie wahrscheinlich alle Weltkörper, aus einem flüssigen in ihren jetzigen soliden Zustand übergegangen ist, das beweist ihre sphäroidische oder eingedrückte Kugelgestalt. Durch diesen Uebergang ist, wie wir eben gesehen haben, eine große Masse Wärmestoff entbunden, von welchem Thiere und Pflanzen zehren; und wie ungeheuer diese Masse ist, davon können wir uns, nicht durch das Gefühl oder das Thermometer — denn auf diese wirkt nur der geringste Theil des Wärmestoffs — sondern durch die eben erwähnte Erfahrung überzeugen. Um den Ocean, der zwey Drittheile der Erde bedeckt, bis in die äußerste Tiefe flüssig zu erhalten, um die Luft, welche die ganze Erdkugel umgibt, in ihrem gasartigen Zustande zu erhalten, dazu wird, nach der obigen Erfahrung, eine Masse von gebundenem Wärmestoff erfordert, von deren Größe wir uns schwerlich einen Begriff machen können. Allein auch der feste Erdboden, der ganze Weltkörper, den wir bewohnen, muß eine angemessene Temperatur haben, weil sonst, wegen der mittheilenden Kraft der Wärme, der Ocean entweder seine Temperatur, die ihn flüssig erhält, an die festen Theile abgeben, oder von ihnen einen höhern Grad der Wärme an sich ziehen, also entweder gefrieren oder verdünsten würde; wenigstens nicht beständig in demselben Zustand bleiben könnte. Daß so etwas wirklich vorgegangen ist, bis das Gleichgewicht hergestellt war, das ist höchst wahrscheinlich; aber tausendjährige Erfahrungen beweisen, daß das Gleichgewicht längst Statt hat, und daß die Temperatur und Natur des Erdbodens in ihrem Beharrungszustands gewesen ist, so lange diese Natur beobachtet wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der junge Schotte stand plötzlich still, zog seine Mütze über die rechte Augbraue, wie Einer, der sich nicht verspotten lassen will, und sagte fest: „Meine Herren, und besonders ihr, Herr, der ältere, welcher am weitesten seyn sollte, ich denke, ihr dürftet es weder weise, noch sicher finden, auf meine Kosten zu scherzen. Der Ton eurer Reden gefällt mir gar nicht. Ich kann einen Scherz vertragen, so gut wie Einer, und sogar einen Verweis von einem Aeltern, und mich dafür bedanken, wenn ich weiß, daß ich's verdient habe; ich mag mich aber nicht auf der Hand herumtragen lassen, als wär' ich ein Kind, denn Gott weiß, daß ich mich Mannes genug fühle, um euch Beyde abzuprügeln." — Der ältere Mann wollte vor Lachen ersticken über das Benehmen des Jünglings. Seines Gefährten Hand stahl sich nach dem Schwertgriff, und der Jüngling, der dieses merkte, gab ihm einen solchen Schlag aufs Gelenke, daß er es nicht zu fassen vermochte, während des Erstern Lustigkeit sich durch diesen Vorfall nur noch vermehrte. „Halt, halt! rief er, hitziger Schotte, um deines eigenen lieben Vaterlandes willen! Und du, Schwätzer, laß deinen drohenden Blick fahren! Pasquet-Dieux! Laß uns gerechte Handelsleute seyn, und die Taufe im Bache dem mit so vielem Anstande und solcher Behendigkeit gegebenen Schlage gegen einander aufheben. — Und höre du, Freund, sagte er zu dem jungen Menschen mit einem Ernste, der, trotz aller seiner Anstrengung, den Jüngling übermältigte: keine Gewaltthätigkeit mehr. Ich bin kein dafür geeigneter Gegenstand, und mein Schwätzer, wie du sehen kannst, hat genug davon. — Wie heißt ihr?" — „Ich kann eine höfliche Frage höflich beantworten, sagte der Jüngling, und will es nicht an der gebührenden Achtung gegen euer Alter ermangeln lassen, wenn ihr meine Geduld nicht durch Spötterey reizet. Seitdem ich mich hier in Frankreich und Flandern befunden, haben die Leute mich, wegen des Falkenbeutels an meiner Seite, den Burschen mit dem sammtnen Beutel genannt; mein wahrer Name zu Hause aber ist

Quentin Durvard.“ — „Durvard? sagte der Fragende. Ist es ein vornehmer Name?“ — „Ich habe funfzehn Ahnen in unserer Familie, sagte der Jüngling, und dieß macht mich ungeneigt, irgend einem andern Geschäfte, als den Waffen zu folgen.“ — „Ein wahrer Schotte! Eine Menge Blut! Ein Stolz und sehr großer Mangel an Dukaten, dafür bürge ich dir. — Nun, Schwätzer, fuhr er gegen seinen Gefährten fort, geh voraus, und sage ihnen, sie sollen dort im Maulbeerwäldchen etwas zum Frühstücken für uns bereit halten; denn dieser Jüngling wird demselben so viel Ehre anthun, als eine verhungerte Maus dem Käse. Und wegen des Zigeuners — horch in dein Ohr.“ — Sein Gefährte antwortete mit einem trüben, aber beyfälligen Lächeln, und ging mit einem schnellen Schritt voraus, während der ältere Mann sich an Durvard wandte: „Ihr und ich wollen unsere Wanderung mit einander fortsetzen, und können auf unserm Wege durch den Wald, in der St. Hubertskapelle, eine Messe hören; denn es ist recht gut, daß wir zuerst an unsere körperlichen, und dann an unsere geistigen Bedürfnisse denken.“ — Durvard hatte, als guter Katholik, nichts gegen den Vorschlag einzuwenden.

Unter mancherley Gesprächen gelangen sie in den Wald, und während des Weges geräth der junge Mensch auf den Gedanken, sein Begleiter könne wol ein Räuber seyn, obgleich er, als er ihn nachher beten sieht, wieder geneigt ist, ihn für einen Heiligen zu halten. Nach der Messe führt ihn der Mann durch manche gefährliche Pfade, welche mit Senfen, stacheligen Ballen und Fallgruben bedeckt sind, bis vor das königliche Schloß, dessen drohendes Ansehen und die eifersüchtige Vorsicht, womit es befestigt war, mit der genauesten Sachkenntniß beschrieben ist. Das Schloß wird von dreyhundert edeln Schotten von des Königs Leibwache bewahrt, und unter diesen, erfährt Durvard auf seine Nachfrage, befindet sich sein Oheim, Ludwig Leslie, le balafré, den er zu sehen wünscht. Auf die Frage seines Führers, ob er nicht wol Lust fühlt, unter diese Ehrenwache aufgenommen zu werden, antwortet der Jüngling gleichgültig: „Vielleicht mochte ich einen solchen Gedanken gehabt haben, aber die Lust ist mir vergangen.“ — „Wie das, junger Mensch? sagte der Franzose etwas streng. Redet ihr so von einem Amte, welches zu erlangen die Edelsten eurer Landsleute sich zur Ehre rechnen?“ — „Ich wünsche ihnen Glück dazu, sagte Quentin ruhig. Um aufrichtig zu reden, ich wäre wol gern in den Dienst des französischen Königs getreten; allein kleidet mich so hübsch und füttert mich so gut als ihr wollt, mir ist die freye Luft lieber, als mich in einem Käfich oder Schwalbennest, wie ihr jene vergitterten Pfefferbüchsen dort nennt, einsperren zu lassen. Uebrigens, setzte er mit leiserer Stimme hinzu, um wahr zu reden, mir gefällt das Schloß nicht, wo der Eichbaum solche Eicheln trägt, wie ich dort hängen sehe.“ — „Ich errathe, was ihr meinet, erwiederte der Franzose; aber sprecht doch deutlicher.“ — „Um denn deutlicher zu reden, dort, ungefähr einen Bogenschuß vom Schlosse, wächst eine schöne Eiche, an dieser hängt ein Mann in einer grauen Jacke, wie ich anhabe.“ — „Wahrhaftig! sagte der Franzose. Pasques Dieu! Seht doch nur, was es ist, junge Augen zu haben! Ich sah freylich etwas, aber ich hielt's für einen Raben zwischen den Zweigen. Aber der Anblick ist nichts Seltenes, junger Mensch! Wenn der Sommer in den Herbst hinüberschreitet, und die mondhellen Nächte lang sind, und die Straßen unsicher werden, so könnt ihr zehn, ja zwanzig solcher Eicheln an jener alten Eiche auf einmal hängen sehen. — Aber was ist's? Es sind nur so viele Fahnen, die man ausstellt, um Spitzbuben damit zu verscheuchen, und für jeden Spitzbuben, der dort hängt, mag ein ehrlicher Mann rechnen, daß es einen Dieb, einen Verräther, einen Straßenräuber, einen Plünderer und Unterdrücker des Volkes weniger in Frankreich gibt. Dieß, junger Mensch, sind Zeichen von unsers Königs Gerechtigkeit.“ — „Doch würde ich sie weiter von meinem Schlosse hängen lassen, wär' ich König Ludwig, sagte der Jüngling. In meinem Lande hängt man todte Raben, wo die lebendigen Raben hinzukommen pflegen, nicht aber in unsere Gärten und Taubenschläge. Pfui! — ich roch das Aas in der Ferne, wo wir standen.“ — „Wenn du es erlebst, ein guter und treuer Diener deines Fürsten zu seyn, mein guter Jüngling,“ antwortete der Franzose, „so wirst du finden, daß es keinen Wohlgeruch gibt, der dem Geruche eines todten Verräthers gleich komme.“ — „Ich werde nie zu leben wünschen, bis ich den Geruch meiner Nase und das Gesicht meiner Augen verliere,“ sagte der Schotte. „Zeigt mir einen lebendigen Verräther, und hier ist meine Hand und meine Waffe: ist aber das Leben fort, so sollte auch der Haß nicht länger leben. Aber hier sind wir beym Dorfe, wo ich euch zu zeigen hoffe, daß weder das Untertauchen, noch der Eckel meinen Appetit verdorben haben. Also, mein guter Freund, ins Wirthshaus, so schnell ihr könnt. — Doch, ehe ich euere Gastfreundschaft annehme, laßt mich wissen, wie ich euch nennen soll.“ — „Die Leute nennen mich Maître Pierre, antwortete sein Begleiter. — Ich habe keine Titel. Ein gemeiner Mann, der von seinem Vermögen leben kann, dieß ist meine Benennung.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 24. April.

Wir haben über drey Konzerte Bericht zu geben, die seit Kurzem hier statt fanden und auch in andrer als musikalischer Hinsicht merkwürdig waren. Von dem, der Zeit nach, letzten, muß zuerst die Rede seyn, ob dem hohen Range seines einnehmenden Gebers. Es ist nämlich der General-Direktor unserer Musik, der Herr Ritter Spontini, dessen geniale Schöpfungen durch ganz Europa tönen, welcher die Haydnsche Schöpfung uns zu seinem Vortheil gab und dadurch den ehrenvollen und freudigen Beweis lieferte, wie sehr auch das Ausland die deutschen Meisterwerke beerdigter Künstler, nach ihrem vollen Werthe, zu schätzen weiß. Wir erfuhren bey dieser Gelegenheit — aber nicht durch den Anschlagzettel, denn dieser verschwieg es, der Etiquette gemäß, daß der Herr General-Musik-Direktor und Ritter sich zu der Einnahme dieses Benefices herabgelassen — wir erfuhren aber doch, daß Herr Spontini schon früher, seiner Kontraktbefugniß gemäß, uns alljährlich mit einem Konzerte hätte beehren können, daß er es aber bisher vorzog, das in seine Wahl gestellte Aequivalent von tausend Thalern direkt aus der Theaterkasse zu nehmen, bis er sich endlich in diesem Jahre bequemte, die Naturalbesoldung eines Konzerts einzuziehen und am heiligen Bußtage, bey erhöheten Preisen, im großen Opernhause sich und uns die Haydnsche Schöpfung aufzuführen, welche Kunst wir Berliner auch so hoch aufnahmen, daß wochenlang vorher schon kein Billet mehr zu haben war und am Tage der Aufführung kein Apfel zur Erde konnte. Wir zeigen dieses lediglich in der Absicht an, um mit Thatsachen gegen die ungegründete und stets wiederholte Klage aufzutreten, daß Deutschland seine Meister der Kunst verschmachten lasse und ihnen kaum die alleräußerste Nothdurft gönne, durch welche lügenhafte Klage man das angehende Talent abschreckt und die schon so geringe Zahl unsrer jungen, der Kunst sich widmenden Leute noch vermindert. Die Ausführung des berühmten Werkes war, bey den seltenen Mitteln, welche dem Dirigenten zu Gebote standen, bey der Fülle und Virtuosität unsers Orchesters und bey den bewährten Talenten des singenden Personals, vortrefflich zu nennen, und kaum bemerkt wurde es, daß diese gewaltige Tonmasse, die aus zehn Armeekorps, jedes von einer großen Baßgeige kommandirt, bestand, nur einige Male, wie diese Phrase den Numerus, den Takt verlierend, wankte. Ja es gibt sogar Leute, die da steif und fest behaupten, daß die Kunst der Orchesterführung früherhin in unserer Stadt gar nicht bekannt war, daß unsere früheren Kapellmeister höchstens den kleinen Musikkrieg verstanden, und daß erst unser General-Direktor Spontini es war, der die Strategie der Orchesterie: das Umgehen ganzer musikalischer Gebiete und die steten ohrzersprengenden Massenattaken immer neuvorstürmender Reserveparke von Paris nach Berlin brachte.

Früher gab der jetzt hier anwesende, rühmlich bekannte Bassist Herr Joseph Fischer, ein Konzert anderer Art; und auch dieses war, außer seinem lieblichen musikalischen Inhalte, auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Der Leser wird sich erinnern, daß Herr Fischer einst Mitglied unsers Theaters war, und welche, sowohl für ihn als für das Publikum nicht günstige Katastrophe ihn bewog, unsere Bühne und Stadt zu verlassen. Obgleich nun die mächtige Menge ihr Recht bereits behauptet und sich durch die ultima ratio der Gewalt vollkommene Genugthuung verschafft hatte; so war man dennoch im Zweifel, ob eine Ausgleichung zwischen dem einst nicht vorsichtigen Künstler und der aufgereizten Oeffentlichkeit statt finden könnte. Um so erfreulicher war bey dieser Gelegenheit das sittige und versöhnliche Benehmen des Berliner Publikums. Der Saal war überfüllt von der Menge, die theils Antheil an Kunst, theils Neugierde herbeygeführt hatte, und als nach der Ouverture Herr Fischer auftrat, herrschte eine tiefe, sinnige und kluge Stille — klug, sagen wir, denn das geringste Beyfallszeichen hätte leichtlich mißfallen und laute Störung erregen können. Nachdem aber Herr Fischer seinen Gesang beendigt und man sich überzeugt hatte, daß er nicht, wie es von Manchen her verlautet, seine schöne und kraftvolle Stimme eingebüßt habe, sondern daß er noch derselbe ächte Meister des dramatischen Gesanges sey, den wir früher so oft bewunderten, ward er mit dem rauschendsten Beyfall wie überschüttet, und es steigerte sich derselbe im Verlauf des Abends zu solcher Höhe, daß der Künstler es wohl fühlen mußte, wie er noch immer der Liebling des Publikums sey, so daß ihm, in diesem Dankgefühle des Vergessens und Vergebens, Thränen der Freude sichtbar entrollten, die dann den Applaus nur verdoppelten. Nach diesem vollkommenen Erfolge, und da Herr Fischer auch in dem Konzerte des Herrn General-Musik-Direktors Spontini zu singen die Ehre hatte, dürfen wir vielleicht hoffen, daß dieser Virtuose unserer Bühne wiedergegeben werde, die — wir wollen dem höchst brauchbaren Talente des Herrn Blum dadurch nicht zu nahe treten — eines Bassisten höchst bedürftig ist; besonders, da von einer andern Seite unserer Oper ein herber Verlust droht. Man wird sich nämlich entsinnen, kürzlich in den Zeitungen gelesen zu haben, daß die Königreiche Großbritannien und Irland mit einem Male ohne ein stehendes Heer gewesen wären, wenn nicht eine Stunde vor Ablauf einer gewissen Bill, die das Recht, ein stehendes Heer zu halten, begründet, noch glücklicher Weise die Erneuerung dieses Gesetzes vor das Haus der Pairs wäre gebracht worden. So glücklich waren wir hier nicht; nicht etwa hinsichtlich des stehenden Heeres, aber hinsichtlich unserer vortrefflichen Sängerin, der Madam Schulz. Man hat es nämlich versäumt, ihren Kontrakt zu erneuern, er ist abgelaufen, und unsere Bühne befindet sich dermalen ohne Madam Schulz, die nicht eher wieder auftreten will, als bis man ihr eine bedeutende Zulage und noch einige andere kleine, vortheilhafte Bedingungen gewährt hat. Unendlich würde durch diesen Verlust erstlich die Oper überhaupt, dann aber ganz vorzüglich eine gewisse überschwängliche Gattung derselben leiden; denn wer da behaupten wollte, daß die anmuthige Madam Seidler durch ihren kunstreichen und geperlten Silbergesang jenen herben Verlust ersetzen könne, der bedenke, daß die sanften Flötentöne der Nachtigall für jene überschwänglich große Oper nicht ausreichen, sondern daß dieselbe der unermüdlich-ausdauernden Kraft des sonnenanstrebenden Adlers bedarf. Und so dürfen wir hoffen, daß uns eine Sängerin wird erhalten werden, die einzig und allein im Stande ist, in der berühmten Oper Nurmahal jene, über alle Menschenkräfte hinausreichende, Bravour-Arie zu singen, welche, trotz ihrer tiefsinnigen Neuheit, von den spöttischen Berlinern die Spontinische Aria cattiva genannt wird, an die Pontinische erinnernd. —

Das dritte Konzert, welches uns der Herr Konzertmeister Möser gab, war ob seines vortrefflichen Doppelspiels mit Herrn Seidler höchst merkwürdig, und obgleich wir seit geraumer Zeit uns alljährlich dieses Genusses erfreuen, so ist und bleibt ein so vollkommen ineinander greifender Vortrag doch immer neu. Auch hörten wir diesen Abend zum ersten Male eine größere und vollstimmige Komposition des jungen hoffnungsreichen Felix Mendelssohn, eines Enkels des berühmten jüdischen Gelehrten, und wir müssen es Herrn Möser, von dem diese uneigennützige und reine Liebe zur Kunst, ob seiner allbekannten Toleranz, auch zu erwarten stand, wir müssen es diesem bewährten und vorurtheilsfreyen Manne höchlich danken, daß er dem jungen Talente Gelegenheit verschaffte, öffentlich bewundert zu werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Nr. 40.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. Mai 1823.

Ueber einige Gemälde von altdeutschen und altneapolitanischen Meistern in Neapel.

(Beschluß.)

Lanzi (Storia pittorica II. 282. ed. Pis.) sagt von diesem Bild (dem heil. Hieronymus von Colantonio del Fiore): es sey ein Gemälde voll Wahrheit und in der Sakristey der Kirche lang von den Fremden bewundert worden — führt aber auch die Zeugnisse an, daß Colantonio wirklich in niederländischer Weise gemalt (p. 290). In einem Briefe des Summonzio vom 20. März 1524 an M. A. Michele heißt es: „Von der Zeit des Königs La„dislaus an, hatten wir keinen Menschen, der so für Ma„lerkunst geschickt war, als unser Meister Colantonio der „Napolitaner, der, wenn er nicht jung gestorben wäre, „große Dinge hätte leisten können. Dieser gelangte durch „Schuld der Zeit nicht zu der Vollkommenheit der Zeich„nung des Alterthums, wie sein Schüler Antonello da „Messina, der wie ich höre bey Euch wohlbekannt ist. „Die Art des Colantonio war ganz wie man „zu jener Zeit in Flandern arbeitete, auch „sein Colorit, das in jenem Land gewöhn„liche, welches Colantonio so sehr liebte, daß „er beschlossen hatte dahin zu reisen. Aber „der König Raniero hielt ihn zurück, indem „er ihm selbst die Behandlung und Zubere„itung jenes Colorits zeigte.“ *) Aus dieser Stelle nimmt Lanzi genügende Beweise für den Satz, daß Colantonio die Oelmalerey nicht erfunden, wie Dominici bey der Herausgabe des Tractats des Marco di Siena behauptete, sondern daß er sie aus den Niederlanden erhalten; und wenn man dabey die Blüthenzeit des van Eyck zwischen 1420 und 1470 in Anschlag bringt, so erscheint es nicht unmöglich, wie durch bedeutende Mittelspersonen etwas von dessen Geheimniß nach Neapel könnte verbreitet worden seyn. Indessen unterliegen die Zeitangaben für Colantonio wie für Antonello da Messina großer Schwierigkeit, da auch in dem eben angeführten Zeugniß der Widerspruch eintritt, daß Antonello der 1447 geboren seyn und bestimmt noch im Jahr 1490 in Trestigi gemalt haben soll, als Schüler des Colantonio genannt wird, dessen Tod man ins Jahr 1444 sezt. Wie ich schon bemerkt, ist auch die Farbenbehandlung im Bilde des Colantonio nicht ganz der des Eyck ähnlich, obwohl auch wieder in Hinsicht der Lasuren und der trüberen Haltung von der der altrömischen Meister verschieden, deren System sich weit mehr der späteren Oelmalerey nähert, als der Art mit feinen Strichen, worin Carlo Crivelli, Gentile da Fabriano und Bartolomeo Vivarini ihre Tempera-Bilder gemalt, und welche selbst noch Perugino bey einem im Palast Albani zu Rom befindlichen Bild zum Theil angewendet zu haben scheint. *)

Wie dem nun auch sey, die Nachahmung des nieder-

*) Da questo tal tempo (del Re Ladislao) non havemo avuto fino a Maestro Colantonio nostro Napolitano persona tanto disposta all' arte della pictura, che se non moriva iovene era per fare cose grandi. Costui non arrivò per colpa de' tempi alla perfettione del disegno delle cose antiquè, si como ci arrivò il suo discepolo Antonello da Messina, homo secondo intendo noto appresso voi. La professione di Colantonio tutta era si como portava quel tempo in lavoro di fiandra, e lo colorire di quel paese, al che era tanto dedito, che haveva deliberato andarvé. Ma il Re Raniero lo ritenne qui con mostrarli ipso la pratica e la tempera di tal colorito.

*) Von dem Venetianer Carlo Crivelli existirt ein solches Bild mit sehr hellen, zum Theil kräftigen Farben, und vieler Vergoldung ausgeführt, in der Brera in Mailand; eine Madonna mit dem Kind auf dem Thron, mit der Jahrzahl 1482. Von Gentile da Fabriano eine Krönung Mariä ebendaselbst, in gleicher Art; man kennt ein Bild von ihm vom Jahr 1423. Von Bartolomeo Vivarini da Murano sieht man eine Mutter Gottes auf dem Thron zwischen Heiligen, mit der Jahrzahl 1469, in den Studj in Neapel; und einen heil. Augustinus mit der Jahrzahl 1473 in S. Giovanni e Paolo zu Venedig. Das genannte Bild von Perugino endlich, ist eines der schönsten dieses Meisters, und stellt in sechs Abtheilungen die Verkündigung, Anbetung der Hirten, Kreuzigung und mehrere Heilige dar; es trägt die sonderbare Inschrift: Petrus de Perusia pinxit MCCCVIIII primo.

ländischen Styls im Bilde des Colantonio ist noch merkwürdiger als die Art der Farbenbehandlung. Die Werke des Eyck imponirten durch die Neuheit der Darstellung, durch das Auffassen des individuellen Lebens nach allen Beziehungen, eben so sehr, als durch ihr technisches Verdienst, und man überzeugt sich davon noch deutlicher an den Gemälden des Zingaro, der, wenn die Angaben des Dominici richtig sind, den Colantonio nur im 11ten Jahre überlebte (er soll 1455 gestorben seyn) und einen eigenen Styl in der neapolitanischen Schule gegründet hat, der nach ihm der Zingareske genannt wurde. Von diesem Meister Antonio Solario, genannt il Zingaro, geht eine ähnliche Sage wie von Quintin Messys: daß er anfänglich Schmied gewesen, und durch die Liebe zu Colantonio's Tochter und das Versprechen des Vaters, sie ihm nach zehn Jahren zu geben, wenn er ein tüchtiger Maler geworden, sich habe bewegen lassen, das Handwerk mit der Kunst zu vertauschen; daß er deßhalb von Neapel nach Bologna gegangen, und dort bey Lippo Dalmasio, dann in Venedig bey Vivarini, in Florenz bey Bicci, in Ferrara bey Galasso, in Rom bey Pisanello und Gentile da Fabriano in der Schule gewesen, endlich als trefflicher Künstler ins Vaterland zurückkehrt sey, und durch die Proben seiner Kunst den Besitz der Geliebten sich erworben habe. Die Gemälde, die man unter dem Namen dieses Meisters zu Neapel zeigt, sind aber nicht, wie Lanzi behauptet, a tempera, sondern in derselben Art und noch mit mehr Klarheit behandelt, wie der heil. Hieronymus des Colantonio; auch tragen sie, (wovon Lanzi nichts ahnet) so viele Spuren von Nachahmung der Werke des Eyck, daß man wohl sieht, der eigenthümliche Styl, den er angenommen und eingeführt, beruhte auf der Ansicht, die er vielleicht erst nach seiner Rückkunft nach Neapel aus jenen geschöpft: auf der Art die Umrisse zu nehmen, die Gewänder zu drapiren, Verzierungen und Beywerke anzubringen, welche Aeußerlichkeiten, durch eine gewisse Uebereinstimmung des Gefühls mögen unterstützt worden seyn. — So befindet sich in den Studj ein großes Bild, worauf er den Erzengel Michael dargestellt hat, wie er den Drachen tödtet. Der Engel steht in der Mitte, geharnischt, mit blondem Haare und erinnert durch Figur und Schmuck sogleich an den Erzengel mit Kreuz und Waage auf dem Danziger Bild. Zu seinen Füßen sieht man drey Teufel, der vorderste hat ein Schnabelgesicht und eine Hand mit vier Fingern. Links kniet der Donatar und rechts dessen Gattinn, jener vom heil. Hieronymus, diese vom heil. Jakob della Marca begleitet. Den Grund macht eine weite Landschaft mit grünen Hügeln, Ortschaften und Gebäuden, die in der ganzen Anlage und bis auf die Form der Häuser und Kirchthürme vollkommen niederländisch ist. — Noch deutlicher spricht sich der Styl des Eyck in einer Kreuzabnahme aus, die man noch jezt über einem Seitenaltar in S. Domenico maggiore sieht. Hier sind alle Köpfe zwar weniger edel, doch ganz in der Art des niederländischen Meisters, ja einige erinnern bestimmt an Köpfe, die auf Bildern von diesem vorkommen, z. B. ein Profilkopf an das Mädchen mit den Tauben auf der Darstellung im Tempel in der Boisserée'schen Sammlung. Die schönste Gruppe (Figuren etwa ⅔ Lebensgröße) ist die der Maria im Vordergrunde. Sie weint; Johannes steht neben ihr sie unterstützend, Magdalena vor ihr. Der todte Christus ist steif; die Gebäude im Hintergrund wieder völlig in niederländischer Art. Das Bild, von Anfang schon im bräunlichen Ton gehalten, ist ziemlich dunkel geworden, doch scheint es außerdem nicht bedeutend gelitten zu haben. — Auf einem dritten sehr großen in den Studj befindlichen Bild, das sonst in S. Pietro ad aram war, hat Solario die Madonna in Lebensgröße auf dem Thron vorgestellt. Sie hält das Kind, dessen Glorie die Aufschrift trägt: Vera lux mundi ego sum. An den Stufen stehen links S. Paul und der heil. Aspremus, erster Bischof von Neapel, ein junger Mann; hinter ihnen soll das Bildniß des Meisters selbst und eine Matrone mit dem Heiligenschein seine Mutter seyn. Rechts stehen S. Petrus und S. Sebastian, eine jugendliche Frau, die Gattin des Malers, und ein sehr häßlicher alter Mann, sein Vater. Den Grund macht eine große Architektur, nischenförmig sich über der Madonna wölbend, zu beyden Seiten mit Säulen, in einem ziemlich einfachen Styl. In diesem Bild ist der Künstler mehr ins Breite und Großartige gegangen, und es trägt im Einzelnen weniger die Spuren niederländischer Weise.

Die von Dominici aufgestellte Meynung, daß der Zingaro seinen Styl nach dem des Matteo di Siena gebildet habe, widerlegt sich bey Vergleichung ihrer Werke von selbst. Das bekannte Bild dieses Meisters, der Kindermord, mit der Jahrzahl MCCCCXVIII (1418) das sich zu Neapel in S. Caterina a formello befand, ist jezt in die Studj gebracht, und scheint nicht, wie Lanzi annimmt, in Oel, sondern in Eyweißfarbe gemalt. Die Zeichnung ist mager aber meist richtig, mit sorgfältiger, ja harter Andeutung der Anatomie, die Bewegungen rasch und kühn, der Ausdruck der meist häßlichen Gesichter fast übertrieben lebendig, das Colorit, bey kräftigen Schatten, bleich und gelblich. Von niederländischer Art ist keine Spur, auch in der gutgezeichneten Architektur nicht, zu bemerken, und überhaupt die ganze Auffassung, das bewegte Leben in den Gruppen und Charakteren, ganz von der Weise des Zingaro entfernt. Gerade diese Bewegtheit der Composition und die Wissenschaft der Zeichnung machen auch Lanzi's aus andern Gründen geschöpfte Vermuthung wahrscheinlich, daß Matteo di Siena später gelebt, und in der Zahl 1418 ein L ausgelassen, also 1468 zu lesen sey.

Die sämmtlichen Vergleichungen glaubte ich hier eben so unbefangen geben zu dürfen, wie ich sie angestellt; An-

laß zu weitern Combinationen könnte dabey nicht fehlen, aber bey der Dunkelheit, welche noch in der Geschichte und Chronologie der altneapolitanischen Meister herrscht, ist es unmöglich, zu sicheren Resultaten zu gelangen. Merkwürdig genug ist, wie mir dünkt, das allgemeine Resultat von dem Einfluß des Eyck'schen Styls auf die altneapolitanische Schule. Dieser Einfluß scheint sich jedoch nur bis auf die nächsten Schüler des Solario erstreckt zu haben, von welchem manche Bilder desselben Styles seyn mögen, die namenlos in den Kirchen von Neapel zu finden sind. Die bedeutendsten Nachfolger desselben: Pietro und Ippolito Donzello, scheinen Zöglinge florentinischer Meister gewesen zu seyn, wenigstens deutet ihre Art ganz darauf hin, und so bildete sich die neapolitanische Schule auch später keine bestimmte Eigenthümlichkeit, bis Andrea di Salerno, ein Schüler und Geistesverwandter des Raphael, dessen reinsten und edelsten Styl, ich meyne den aus seiner mittlern Zeit, auch in Neapel bekannt machte, und dort Werke hinterließ, die noch jezt die schönste Zierde der neapolitanischen Schule sind.

Daß aber die Liebhaberey für altdeutsche Gemälde auch später in Neapel fortgedauert, dürfte man vielleicht aus der bedeutenden Anzahl derselben schließen, die noch jezt in der Gallerie der Studj aufbewahrt werden. Zu den besten gehören folgende:

1. Der todte Christus von Nikodemus und Joseph von Arimathia gehalten, Johannes, Maria und Magdalena hinter ihm, halbe Figuren in ⅔ Lebensgröße auf Goldgrund. Das Bild ist sehr gut erhalten und von einem der besten Schüler des Eyck (vielleicht Hugo van der Goes?).

2. Flügelbild. In der Mitte Christus am Kreuz, Engel fassen sein Blut auf, Maria und Johannes zu beyden Seiten, Magdalena knieend. Im Hintergrund das Grab in einer Höhle und reiche Landschaft. Auf dem Flügel links der betende Donatar mit drey Knaben, dahinter der heil. Hieronymus, auf dem Flügel rechts die Frau des Donatars mit zwey Töchtern, ein Heiliger hinter ihnen. Auf beyden Flügeln sind oben Wappen angebracht, und an dem Betschemel links befindet sich ein L, oben pfeilartig endigend und an den beyden Hauptlinien mit einem kleinen Querstrich durchschnitten, unter dem Zeichen steht die Zahl 45; an dem Betschemel zur Rechten sieht man dasselbe Zeichen und unter demselben die Zahl 25. Das Bild ist sehr gut conservirt, die Zeichen werden auf Lucas von Leyden gedeutet, das Bild ist aber reicher gemalt, als die unbezweifelten Werke dieses Meisters; daher und weil die beygefügten Zahlen das Alter der Donatare zu bezeichnen scheinen, dürften die Zeichen wohl die Namens-Chiffer der Familie seyn. Die HH. Boisserée und Bertram besitzen ein dem Mittelbild ganz ähnliches Gemälde, welches sie für ein Werk von Schoreels späterer Art halten.

Eine kleine sehr schöne Kreuzabnahme, die daneben hängt, wird ebenfalls für Luca d'Olanda ausgegeben, ist aber ganz in italienischer Art und mag eher von Ippolito Borgbese seyn.

3. Ein großes wohlerhaltenes Bild: die Anbetung der Hirten, mit vielen Engeln und reicher Architektur. Nach außen der Donatar und geistliche Männer und Frauen. Dieß Gemälde wird dem Albr. Dürer zugeschrieben, und hat zwar etwas von seiner Art, scheint mir aber doch nicht von seiner Hand. Die Farbe ist bräunlich, die Behandlung sehr fleißig und etwas hart, und ich wüßte sie mit keinem mir bekannten Meister zu vergleichen. Oben am Fries des Gebäudes steht ANNO DMNI 1512 FACTA. Ein Monogramm oder Zeichen konnte ich nicht entdecken.

4. Die Ehebrecherin vor Christus, halbe Figuren, von Lukas Kranach, mit der Aufschrift: Wer unter euch on Sünde ist der wirf den ersten Stein auf sie.

5. Bildniß Carls des Fünften in jugendlichen Jahren, mit dem goldenen Vließ, sehr gut ausgeführt, doch etwas verdorben, vielleicht von Amberger.

6. Blinde, übereinander fallend, vom ältern Breughel.

7. Von demselben, in einem Rund ein Geistlicher in großem Mantel, hinter ihm ein Kerl, der ihm den Geldbeutel hervorzieht. Unten stehen die Worte: Om dat de Werelt is soo ongetru, Daer om gha ie in den ru.

8. Markt von Früchten und Wildpret mit vielen Figuren, im Hintergrund Christus in den Tempel gehend, von Beukelaer, einem Bild in der Boisserée'schen Sammlung sehr ähnlich, wo Christus von Pilatus dem Volke gezeigt wird.

9. Brustbild eines Cardinals, mit rothem Kragen und schwarzem Käppchen, sehr schön und gut erhalten, wahrscheinlich von Holbein.

Ein Bildniß des Erasmus mit der Jahrzahl 1534 angeblich von Holbein, ist eine spätere Copie.

10. Endlich ein etwa 4 Fuß hohes, vortrefflich erhaltenes Flügelbild, das man unter dem Namen des Filippo Lippi in den Saal der Florentiner gehängt hat. Es stellt die Anbetung der Könige dar; auf dem Mittelbilde Maria mit dem Kind, welchem der älteste König knieend die Hand küßt, hinter ihm S. Joseph; weiterhin kommen Soldaten herbey. Auf dem Flügel rechts der Mohrenkönig, mit einem Hund, auf dem zur Linken der König Melchior, jeder ein Goldgefäß tragend, worauf ihre Namen befindlich. Dieß Bild ist zwar etwas dunkler im Ton, erinnert aber in so vieler Hinsicht an Schoreels Tod der Maria in

der Boisserée'schen Sammlung, daß ich mich sehr irren müßte, wenn es nicht von demselben Meister herrühren sollte. Der Kopf der Maria trägt dieselben Züge, wie auf jenem Bilde, nur etwas älter, der Kopf des Joseph ähnelt dem des Petrus, die reiche im italienischen Styl behandelte Architektur auf dem Mittelbild, kommt ganz mit jener auf dem Tod der Maria überein; die Behandlung der Köpfe, der Gewänder und Geräthe, besonders der goldnen Gefäße, endlich die Composition und Färbung der Landschaft im Hintergrund sind vollkommen dieselben wie dort. Auf den Außenseiten der Flügel ist der englische Gruß grau in grau, Gesichter und Hände jedoch mit natürlicher Farbe, der Grund röthlich. Der Engel steht zur Rechten und hätte mich durch die Heftigkeit seiner Bewegung eher einen italienischen Meister vermuthen lassen, doch erkennt man bey näherer Betrachtung auch hier Schoreels Art, der durch langen Aufenthalt in Italien mit dem italienischen Styl wohl vertraut war. Eine kleine alte Copie dieses Bildes befindet sich gegenwärtig bey dem Restaurator Palmaroli in Rom.

Schorn.

Rom, den 19. April 1823.

Die Nachgrabungen haben in diesem Frühlinge eine überraschende Ausbeute an Statuen geliefert.

In Falari hat Vescovati eine sehr schöne Municipalstatue von der feinsten Arbeit und guter Erhaltung gefunden. Der Kopf der Kaiser wurde nach Befund der Umstände gewechselt. Was man den armen Rotweilern als Reichsstädtern mit dem Kaiserbilde auf ihrem Rathhause so sehr verargt hat, war also schon zu Trajans Zeiten herkömmlich!

Die Herzogin von Chablais hat kurz vor ihrer Abreise die Ausgrabungen in Tor-Maranico fortgesezt, und ein viereckigtes Gemach aus der Zeit des Verfalls gefunden, in welches vier Statuen hingelegt gewesen waren, wenigstens fand man keine Spur eines Postaments, die vorzüglichste ist ein Bacchus mit einem Panther, an eine Silensherme gelehnt. Der Körper ist sehr schön gearbeitet, die Beine scheinen etwas zu kurz. Diese Statue mit ihren schönen Zuthaten wurde trefflich erhalten gefunden, und bedarf nur einiger Wiederanfügungen. Ein anderer Bacchus, kleiner als der erste, zeichnet sich besonders durch eine herrliche Arbeit des Weinlaubs und Epheu's in seinen Haaren aus. Nächstdem wurde noch eine Bacchantin oder Wärterin des Bacchus in eine Ziegenhaut gekleidet, und ein Phallus gefunden, welcher sich an sich selbst wiederholt, auf Löwenfüßen mit Flügeln oder Floßen an der Seite. Wahrscheinlich hat er als Zeiger einer Sonnenuhr gedient. Die hiesigen Antiquare versichern, er sey einzig in seiner Art.

Früher war auf derselben Stelle von dem geschickten antiquarischen Schatzgräber Castillani ein oberflächlicher und deßhalb unglücklicher Versuch angestellt worden.

Bey S. Maria maggiore wurden bey Gründung einer Mauer vier Faune gefunden, von vortrefflicher Arbeit und guter Erhaltung. Einer scheint aufgespießt, die übrigen getanzt zu haben. Merkwürdig ist übrigens, daß eine der Statuen zur Restauration an mehreren Punkten vorbereitet gefunden worden ist. Vescovati hat das Gefundene gekauft, und läßt die Nachgrabung fortsetzen. Ich hoffe, daß eines der hiesigen Museen mit diesem Funde werde bereichert werden.

Bey dem Grabe der Cäcilia Metella hat der Herzog Torlonia eine Nachgrabung begonnen, und bereits die eingestürzte Decke eines Tempels oder Grabmals gefunden, sammt einer Büste und mehreren Bruchstücken.

Bey der Führung eines Abzuggrabens vor dem venetianischen Palaste ist man auf Bruchstücke ungeheurer Granitsäulen und mehrere Gebäude gestoßen, deren Mauren die heutige Straße in verschiedenen Richtungen durchschneiden. So groß war die Zerstörung Roms im Mittelalter, daß vielleicht kaum 12 Straßen ganz in der alten Richtung gehen. Sie sind meist sehr schmal.

M.

Aus London.

Das Monument, welches man dem Dichter Burns an seinem Geburtsort in Ayrshire zu errichten angefangen hat (und dessen Entwurf wir im Kunstblatt Nr. 30. 1820 beschrieben), wird eifrig seiner Vollendung näher gebracht. Obgleich das Denkmal nicht genau auf dem Flecke steht, auf welchem das Haus war, in dem der Dichter geboren ist, so ist es der Stelle doch ganz nahe. Der Doon fließt nahe daran vorbey und die Landstraße führt dicht an dem Denkmal vorüber. Die Wirkung des Ganzen ist so malerisch als erhebend. (Carlisle Patriot.)

* * *

Wir wurden eben durch ein Medaillon erfreut, das ein junger Künstler, Namens Bain, nach Chantrey's berühmter Büste von Walter Scott fertigte. Die Aehnlichkeit ist sehr gut erhalten und die Ausführung in dem besten Geschmack, da sie sich durch Leben und Einfachheit auszeichnet, Eigenschaften, welche uns zu schönen Erwartungen von dem Talente dieses jungen Mannes berechtigen.

Nro. 120.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Mai 1823.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh! das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Goethe.

Frau und Magd.

(Fortsetzung.)

Wiederum erwacht, befand sich Winfried in einem dunkeln Thale im Schatten einiger Trauerweiden, an denen ein schmaler Fußsteig vorüber lief. Betrübt lehnte er sich an den Stamm einer dieser Weiden, und suchte das verdunkelte Bewußtseyn des Vergangenen wieder in sich aufzuhellen, und als dieß geschehen war, knüpfte sich natürlich eine Reihe niederschlagender Betrachtungen daran. Zweymal schon aufs Empfindlichste betrogen, dachte er, aber zum Drittenmale gewiß nicht. Trugen diese Phantome nicht alle Zeichen an sich, an denen ich die Spenderin des Glücks erkennen sollte? Wie vermochte ich ihren Schlingen zu entgehen? Vielleicht aber wollte mir die gütige Fee durch diese Erfahrungen nur die Wahrheit als eine für das Leben wichtige Lehre einprägen, daß es thöricht sey, das Glück zu suchen, daß es den Suchenden ewig fliehe, und nur dem Unbekümmerten zufalle, der auf seiner Scholle jeglichen Tages Lust und Plage ruhig hinnimmt, wie das Wetter, das der Himmel gibt. Ich entsage dir, trügerisches Glück, dir Irrlicht, das nur in Sümpfe führt; ich will heimkehren zu meiner Mutter. Mit diesem Entschluß stand er auf, und beobachtete den Stand der Sonne, um zu wissen, nach welcher Seite er sich wenden müßte, um zu dem Schlosse seiner Mutter zu gelangen. Schon hatte er, nach reiflicher Erwägung, den ersten Schritt gethan, als plötzlich der bekannte Zwerg vor ihm stand. Du willst zu deiner Mutter, sprach er, aber das ist vergebens: deine Mutter ist gestorben, und gleich nach ihrem Tode ist das Schloß mit seinen Umgebungen versunken, und die ganze Gegend ist jezt nichts, als eine Wüste. Ein Strom von Thränen stürzte aus Winfrieds Augen. Was soll ich nun beginnen? schluchzte er. Leben und weise seyn, erwiederte der Zwerg, und verschwand. Als sich Winfried vom ersten Schmerz erholt hatte, und überlegte, was nun zu thun wäre, beschloß er, die Hirten, die er bey seiner Ankunft im Gebirge so fröhlich bey ihrem dürftigen Mahle gefunden hatte, aufzusuchen, und einer von ihnen zu werden. Zum Glück fand er bald eine Quelle, wo ihn zwar sein Bild erschreckte, deren klares Wasser ihn aber doch labte, und in der Nähe einige wilde Früchte. So gestärkt und durch seinen Entschluß beruhigt, richtete er seinen Weg nach der Gegend hin, wo er die Hirten zu finden glaubte.

Die Sonne senkte sich schon nach Westen zu, als unser Wanderer auf eine Bäuerin stieß, die unter einem Baume auszuruhen schien. Für eine Bäuerin mußte er sie an ihrer Kleidung erkennen, wiewol diese Kleidung durch Feinheit des Stoffes und Artigkeit der Arbeit dieser Meinung zu widersprechen schien. Sie stand auf, als sie ihn gewahrte; ihre Gestalt war hoch und schlank; jung war sie nicht mehr, aber von unglaublicher Lieblichkeit war ihr Antlitz. Wenn mich der Schein nicht trügt, Wanderer, sprach sie, so bist du krank, und bedarfst der Pflege, die du schwerlich in diesen Gründen finden wirst. Meine Wohnung liegt nicht weit von hier, willst du mein Gast seyn, so wird

es mir und den Meinigen Freude bringen, zu deiner Wiederherstellung beyzutragen. Diese freundliche Einladung war Winfried höchst willkommen, und nach dem gebührenden Danke folgte er ihr. Als sie die Höhe des Berges, den sie auf ihrem Wege übersteigen mußten, erreicht hatten, übersah Winfried mit Erstaunen ein weit ausgebreitetes Thal, wie es in diesen Bergen nicht zu vermuthen war. Ueberall, wohin sein Blick sich wandte, traf er auf sorgfältig angebautes Land, und auf einfache, aber wohlgebaute Wohnungen, die hier aus Linden- oder Ulmengruppen sich erhoben, dort über Fruchtgärten hervorragten. Ungefähr mitten unter diesen Wohnungen lag auch von einem Obstwäldchen umschlossen seiner Begleiterin Wohnung, welche die beyden Wanderer mit Sonnenuntergang erreichten, und die sich vor den übrigen durch nichts, als durch größere Geräumigkeit zu unterscheiden schien. Winfried wurde von allen Hausgenossen seiner neuen Wirthin, die man Astrid nannte, aufs Freundlichste empfangen, und genoß an diesem Abende und die folgenden Tage so viel zuvorkommende und sorgsame Pflege, daß er sich schon am siebenten Tage völlig bey Kräften fühlte, wenn auch die Spuren der Vergangenheit an seiner Gestalt noch sichtbar blieben.

Es hat keiner großen und anhaltenden Wartung bedurft, sprach Astrid zu ihm, um dich herzustellen, was ich auch von deiner Jugend hoffte, die durch den Nebel deines Grams und deiner Leiden schimmerte. Es steht nun bey dir, ob du deine Wanderung aufs Neue antreten, oder bey uns bleiben willst. Was du hier findest, weißt du: Anstrengung ausgeglichen durch Ruhe, Arbeit belohnt durch Zufriedenheit: genügt dir dieß, und du willst fortan einer der Unsrigen seyn, so wird es mich und Alle herzlich freuen. Ich bleibe, antwortete Winfried ohne Zaudern. So sey nochmals willkommen, sagte Astrid, ihm die Hand reichend, und der Bund war geschlossen. Winfried ward nun zweyen Männern empfohlen, die nur um ein Weniges älter schienen, als er selbst, und deren Einer ihn die Garten-, der Andere die Feldarbeit lehrte. Alles ging fröhlich von Statten; die einfache Kunst war bald erlernt, und ihre treuliche Ausübung führte, wie überall, wo eine Kunst redlich geübt wird, ihren Lohn mit sich. Die Beschwerde der Arbeit fühlte er wenig, denn es war Arbeit in einer Gesellschaft von Freunden, wo neidloser Wetteifer die Anstrengung zur Lust machte, und in den Augenblicken der Erholung der erheiternde Scherz nicht fehlte. Ueberall war Astrid selbst zugegen, und in wie viel verschiedene von einander entfernte Schaaren auch die Arbeiter vertheilt seyn mochten, so besuchte sie doch gewiß jeglichen Theil im Laufe des Tages, und überall ordnete sie an als eine erfahrne, milde Herrin, und ermunterte und ermahnte als eine liebreiche Freundin. Selbst wenn sie abwesend war, was nicht selten Statt fand, litt die Ordnung des Hauses und der rasche Gang der Arbeit nicht darunter: der Gedanke an sie vertrat bey jedem Hausgenossen die Stelle ihrer persönlichen Gegenwart; und überdieß stand alsdann ihr vertrautester Freund an der Spitze, ein ältlicher, sehr ernster Mann, in dessen Zügen Winfried nicht umhin konnte, Aehnlichkeit mit dem wohlbekannten Zwerge zu finden. Nicht allein in ihrem Hause, sondern auch im ganzen Thale herrschte Astrid, aber auch da mehr als Freundin, denn als Gebieterin. Um Sonnenuntergang versammelten sich gewöhnlich die sämmtlichen Bewohner des Thals, deren Frauen alle Astrids Töchter waren, auf einem freyen Platze, der sich von hohen Linden umkränzt unweit Astrids Wohnung befand. Hier im vertraulichen Gespräch empfing Jeder von ihr den Rath, dessen er eben bedurfte, oder gab es keinen Rathbedürftigen unter ihnen, so war das Leben und die weiseste Führung desselben der Gegenstand des allgemeinen Gespräches, und in Astrids Abwesenheit vertrat auch hier der ernste Freund ihre Stelle.

An einem solchen Abend, als sich die Versammlung schon zerstreut hatte, Astrid aber mit einigen ihrer Hausgenossen noch unter den Linden saß, legte ihr Winfried die allerdings nicht leichte Frage vor: Was ist das Glück, und wie gelangt der Mensch dazu? Man sagt oft, antwortete sie, daß jeder Mensch sein eigenes Glück habe, weil es von dem besondern Gefühl abhange, daß der Zustand, in dem der Mensch sich wohl befindet, und der nach der Verschiedenheit der Anlagen sehr verschieden seyn kann, eben sein Glück ausmache. Diese Behauptung ist allerdings wahr; aber es gibt dennoch ein allgemeines menschliches Glück, das gleichsam der Boden ist, in den jedes besondere Glück gepflanzt werden muß, wenn es nicht, wie ein in Sand gesetzter Baum, verdorren soll. Der Mensch unterscheidet sich vom Thiere dadurch vorzüglich, daß es eine Vergangenheit und Zukunft für ihn gibt; folglich muß sein Glück, wenn es mehr für ihn seyn soll, als ein vorübergehender Rausch, sich von der Vergangenheit aus durch die Gegenwart über die Zukunft erstrecken, es muß in freundlicher Erinnerung, in frohem Genuß und in heiterer Hoffnung bestehen. Zur ersten bedarf es eines unverletzten Gewissens, zum zweyten eines klar erkannten und edeln Zieles seiner Thätigkeit, dessen Erreichung so wenig als möglich zweifelhaft sey, zur dritten der Ueberzeugung von oder wenigstens den Glauben an eine Weltordnung, die einst, erkannt, auch die Wünsche der weisesten Menschen als immer noch thöricht wird erscheinen lassen. Doch, wer sein ganzes Leben hindurch in seinem Wirken ein klar erkanntes edles Ziel verfolgt hat, der kann schwerlich sein Gewissen jemals tödtlich verwundet haben; und wer sein eigenes Leben so weise ordnet, dem wird es nicht schwer fallen, die Ueberzeugung von einer weisen Weltordnung, die von allen Seiten ihm dargeboten wird, in sich aufzunehmen. So bestünde denn am Ende das ganze Glück darin, oder vielmehr der Weg dazu wäre der, in jedem Augenblicke des Lebens ein deut-

lich vorschwebendes und würdiges Ziel seines Handelns zu haben. So wären wir ja glücklich, sagte Einer, als er sah, daß sie nicht weiter redete. Wenn Ihr es selbst fühlt, erwiederte sie, so seyd Ihr es: und mit diesen Worten brach sie auf, und kehrte nach ihrer Wohnung zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Wärme.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Daß der Erdboden eine bestimmte Temperatur hat, das folgt überhaupt aus seinem fortdauernden Zustande, vorzüglich aber aus der unveränderlichen Geschwindigkeit, womit die Erde sich seit Jahrtausenden um ihre Axe dreht. Die Rotation eines Körpers hängt besonders von seiner Größe ab: die Umwälzung der Erde müßte also geschwinder oder langsamer werden, wenn ihr Durchmesser sich änderte; und dieser Durchmesser müßte sich zusammenziehen oder erweitern, wenn die innere Wärme der Erde ab- oder zunähme. Da nun die genauesten astronomischen Beobachtungen das Resultat geben, daß die Dauer einer Umdrehung der Erde, oder die Länge des Tages, sich seit zweytausend Jahren nicht um den hundertsten Theil einer Sekunde geändert hat, so muß man daraus schließen, daß die Temperatur der Erdkugel im Ganzen sich seit dieser Zeit auch nicht geändert hat, und daß die Natur unsers Planeten schon vor mehrern Jahrtausenden zu einem Beharrungszustande gekommen war, den sie nun wahrscheinlich immer behalten wird, was für Veränderungen und Revolutionen sie auch vor dieser Zeit ausgestanden haben mag. — Dieser Zusammenhang zwischen der Wärme der Erde, und der Zeit einer Umdrehung der Himmelssphäre, ist einer von den vielen Beweisen, wie genau die Physik des Himmels und der Erde mit einander verbunden sind, und wie diese beyden Wissenschaften sich gegenseitig unterstützen. Solche Berührungspunkte zwischen den verschiedenen Zweigen unserer Kenntnisse machen sie eigentlich für die Welt nützlich, und nur der Pedant kann einen Werth auf eine Kenntniß legen, die für die übrigen ohne Nutzen ist, oder die Wissenschaft, die er treibt, ausschließend andern vorziehen.

Welcher Grad der Temperatur dem innern Erdkörper eigenthümlich ist, ob ein von der ersten Katastrophe übergebliebenes Centralfeuer nach außen wirkt, oder ob der innerste Kern aus den festesten Massen besteht — welches aus mechanischen Gründen wahrscheinlich ist — das wird uns wol immer ein Geheimniß bleiben. Allein das scheint gewiß, daß die Wirkung der Sonne sich nur auf eine sehr geringe Tiefe unter der Oberfläche der Erde ausdehnt, und daß die Erde, schon in einer Tiefe von etwa dreyßig Fuß, ihrer eigenthümlichen Temperatur überlassen ist. Indessen würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß in einer gewissen Tiefe auf dem ganzen Erdboden dieselbe Temperatur Statt finde, obgleich sie allerwärts in großer Tiefe unveränderlich und von den Jahreszeiten unabhängig ist. Die Beschaffenheit des innern Bodens, Metalle und Säuren, größere oder geringere Gemeinschaft mit der äußeren Luft, und eine Menge anderer Ursachen können im Innern der Erde eine ähnliche Mannigfaltigkeit der Temperatur hervorbringen, wie auf ihrer Oberfläche.

Wenn fast jedes Thier, so wie jede Pflanze, ihr vorgeschriebenes Klima haben, über welches hinaus sie bald ausarten oder ganz aussterben, so scheint es, daß dem Menschen der ganze Erdboden zur Wohnung bestimmt ist, weil er allein im Stande ist, die Erde zu bebauen, zu verbessern und zu verschönern, indeß andere Thiere nur verzehren. Der Mensch ist das einzige Thier, das jedes Klima ertragen kann, vom Aequator bis zum Pol, und jede Temperatur, vom frierenden Quecksilber bis zum siedenden Wasser. Dieß hat seinen Grund nicht blos in den Mitteln, die wir unserer Kunst und unserem Fleiße verdanken, als Kleidung und warmen Zimmern; auch der nackte menschliche Körper, im natürlichen Zustande, ist abgehärteter, als der irgend eines andern Thieres. Es ist in Rußland keine ungewöhnliche Erscheinung, daß die Kinder im Winter barfuß und im Hemde auf dem Schnee herumlaufen, und daß nackte Menschen aus der Hitze einer Badstube von mehr als vierzig Grad, sich unmittelbar einer Kälte von zwölf Grad aussetzen und im Schnee wälzen. Welcher Erdstrich ist diesen eisernen Söhnen des Nordens unzugänglich? Für sie ist keine Hitze, keine Kälte zu stark, und es gibt keine Beschwerden, die ihren Muth und ihre Geduld niederbeugen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 18. Februar.

(Durch Mangel an Raum verspätet.)

Der Abgang der Madam Kraus-Wrenitzy von Leipzig wurde durch ein von der Direktion der Gewandhauskonzerte zu ihrem Benefiz veranstaltetes Konzert gefeyert, nachdem sie sich in funfzehn Abonnementskonzerten die allgemeine Liebe und den angelegentlichsten Beyfall des musikalischen Publikums erworben hatte. Sie sang in diesem Konzerte eine große Scene und Arie von Manfredi, eine Cavatine von Weigl, Zingarelli's Braut aus: Ombra adorata, und ein von D. Wendler gedichtetes, vom Musikdirektor Schulz komponirtes Abschiedslied mit dem seelenvollen Ausdruck, der ihr eigenthümlich ist. Nach dem Schlusse des ersten Theils wurde ihr von mehreren Freunden ihres Gesanges unter schallendem Applaus des innerhalb zahlreichen Publikums ein Lorbeerkranz mit einem Gedichte überreicht, wofür sie mit überraschtem und gerührtem Herzen dankte. Und in der That, wenn die wahre Kunst des Sängers nicht blos in glänzendem Passagenwerke bestehen soll, sondern in der Beherrschung seiner Kehle durch Seele und Ausdruck; wenn der wahre Triumph der Tonkunst darin besteht, die Herzen durch das Ohr zu gewinnen, so hatte Madam Kraus diesen Kranz gewiß ver-

dient. Uebrigens hatte ihre Theilnahme unsern abonnirten Concerten einen neuen Schwung gegeben, und den Wunsch, sie im künftigen Winter in diesen Kreis zurückkehren zu sehen, allgemein rege gemacht. Um noch etwas im Allgemeinen über diese Sängerin zu sprechen, so ist ihr Vortrag, nicht wie so vieler, höchst berühmter Sängerinnen, aus der Erinnerung an schon Gehörtes entstanden, er ist nicht der Wiederschein einer vorhandenen Manier, sondern fast immer unmittelbar in dem Herzen geschaffen und daher auch unwiderstehlich zum Herzen dringend. Daher wirkt diese Sängerin oft durch einen kleinen Vorschlag, oder durch einen besondern Nachdruck, welche sie irgend einem Tone gibt, weit mehr, als andere Sängerinnen durch das, seit einiger Zeit so beliebte, Läuten und Schweben in hohen Tönen. Fast immer scheint sie das Gefühl des Augenblicks auszusprechen, und der Hörer wird ein unfreyes Studium nie gewahr; daher mußten wir selbst da, wo in der Ausführung etwas mißglückte, den Sinn und Geist des Vortrags lobend anerkennen. In den einfachen, gediegenen Gesangskompositionen von Mozart, Neumann, Righini; in dem Zarten, Ausdrucksvollen und Schmelzenden, wie in dem Reizenden, Leichten und Heiterverzierten hatten wir Gelegenheit, ihren Ausdruck zu bewundern; ja selbst das Glänzende stand ihrem Talent nicht so fern, daß sie es nicht durch einen kühnen Aufschwung oft erreicht hätte. Doch hörten wir sie in dem Kreise des Sentimentalen, wo ihre klangvollen Mitteltöne, ihr schönes Mezzavoce, ihr Portament so reizend wirkten, vor Allen gern. Eine bestimmte, wohlklingende Aussprache, vornehmlich auch des Deutschen, und eine Erscheinung, an welcher keine Anstrengung, kein Zwang, keine Ziererey wahrzunehmen ist, unterstützt ihren Vortrag. Kurz, mögen andere Sängerinnen auch glänzende Einzelnheiten, durch trauber, ausgearbeitete Passagen, oder durch größern Stimmenumfang einen Vorzug haben; so schön verbunden es auch Seele vereinigt, finden sich doch selten die Talente zusammen, welche eine wahre Sängerin in sich vereinigen muß, wie Madam Kraus sie besitzt, und hiermit spricht Referent nur aus, was von den Meisten in unserm Publikum gefühlt worden ist.

Für die noch übrigen Abonnementskonzerte dieses Winters ist die talentvolle Tochter des Bassisten Siebert (jetzt Königlichen Kammersängers und Mitglied der deutschen Oper in Dresden) angestellt worden, die ihre Leistungen mit aufmunterndem Beyfall begonnen hat. Ein ebenfalls sehr talentvoller Knabe, Namens Eichler, spielte mit seinem gegenwärtigen Lehrer, Herrn Klengel, Spohrs Doppelkonzert. Seine leichte und gute Vorgeführung, Reinheit, Fertigkeit und Geschmack, wie sie in seinem Alter ungewöhnlich sind, empfehlen ihn der Unterstützung der Musikfreunde. In einem folgenden Konzerte spielte Herr Queiser, Mitglied des Orchesters, eine Phantasie auf der Baßposaune mit seiner Staunen erregenden Virtuosität.

Von neuen Stücken hörten wir eine, dem hiesigen Orchester dedizirte, und eben so glänzende, als gut gearbeitete Ouvertüre von Aloys Schmitt (in Frankfurt) und Neukomms kunstreiche Phantasie für das Orchester Nro. 3. Die erstere hat einen ernsten Charakter, interessante und gut durchgeführte Gedanken, aber verlangt von dem Orchester fast zu viel.

Im Theater gab es zwey Maskenbälle, von denen nur der erste, obwohl bey bedeutender Kälte, ziemlich besucht gewesen. Ferner Macbeth, worin Madam Miedke die Rolle der Lady vorzüglich gut ausführt. Uebrigens war die Vorstellung des Macbeth von jeher eine chaotische. Die Vorstellung des Joconde war früher lebhafter, wiewohl Herr Höfer die Rolle des Joconde recht brav singt. Der Doktor und Apotheker war neu einstudirt, und am Tage nach der Vorstellung desselben wurde zum ersten Male das Lustspiel, der Unschuldige muß viel leiden, gegeben. Dieß drang dem Referenten die Bemerkung auf, wie arm und dürftig an komischem Stoff doch selbst die besten neuern Lustspiele sind, und das obengenannte gehört in der That zu den feinsten und besten, die man neuerdings von der französischen Bühne auf die deutsche übertragen hat. Hier der tausendmal abgedroschene Grundstoff, eine eheliche Untreue und Falschheit, die auf der einen Seite als ein Gegenstand betrachtet wird, der mit zum Ton der guten Welt gehört, auf der andern aber doch ernsthaft genug erscheint, um der betrachtheiligten Gattin, selbst bey der Entwickelung am Schlusse, verschwiegen zu werden. Den Dichter hat bey diesem feinen Zuge sein moralisches Gewissen gerührt; aber eben dieß möchte beweisen, daß der Scherz wohl zu weit getrieben sey. Daß nun der Verdacht dieser Untreue auf eine andere, unschuldige Ehegattin kommt, darin besteht der ganze Spaß; — aber eigentlich geht der Spaß erst da an, wo der letztere, ein reiner Geschäftsmann, durch das fortgesetzte Schrauben von Seiten der Andern endlich die Geduld verliert, und in eine Art komische Begeisterung überspringt, in welcher er die ganze Sache für einen bloßen Scherz nimmt, den man mit ihm treiben will. Dieß ist der einzige Einfall von Bedeutung, der um so mehr überrascht, da er erst in einem dritten Akte des Stückes vorkommt, den man bey der Nähe der Auflösung am Schlusse des zweyten kaum erwarten durfte. Die Intrigue würde daher durch Zusammendrängung in zwey Akte gewonnen haben. Die Charaktere sind gewöhnlich und flach gezeichnet, der Dialog trocken und ohne Witz, was wohl nicht Schuld der Bearbeitung ist. Um wieviel reicher an komischem Stoff ist nun dagegen jener alte Doktor und Apotheker, auch nur als Schauspiel betrachtet! Wie verschiedene komische Charaktere sind hier in ein ergötzliches Bild der Kleinstädterey gemalt (dieses Bild wird durch störenden Contrast gestört, wenn man zum Hintergrunde eine Dekoration mit Prachtgebäuden nimmt) und welche Laune weht durch das Ganze vom Anfang bis zum Ende! Doch gefiel das Lustspiel, wie es schien, noch mehr. Warum? Vielleicht weil die Sünde so gemein ist, daß Mancher seinen nächsten Nachbar in diesem Spiegel zu sehen glaubt und ausruft: de te hæc fabula narratur, oder sich wol selbst auf verbotenen Wegen erblickt, und mit gespannter Erwartung lauscht, wie das wohl ablaufen möge? Ich mag nicht entscheiden, und will gern auch dem Interesse und der Behandlung, so weit man vom Stoffe absehen kann, so wie auch der netten und raschen Ausführung, bey welcher sich vornehmlich die Herrn Thieme (Stiller) und Stein, und die Damen Genast und Miedke auszeichneten, einen großen Antheil daran beylegen. Dagegen lahmte die Aufführung der genannten Oper von Seiten des Spiels, und mehrere Darstellende genügten ihren Rollen nicht; nur Herr Genast führte die seinige — den Chirurg Siegel — mit Lebendigkeit und Laune aus; dazu kam, daß in den schwer zu überwältigenden Bravour-Arien, von denen man jedoch, wenigstens eine, ohne Nachtheil weglassen konnte, manches veraltet, und nicht mehr nach dem Geschmacke des großen Publikums ist. Im Ganzen ist doch auch die Musik wahrhaft im Charakter der komischen Oper, und darf noch immer mit den besten Werken der Italiener in dieser Gattung wetteifern. — Herr Rosenfeld vom Wiener Operntheater trat als Johann von Paris und Prinz in Aschenbrödel auf. Sein Spiel ist genügend für die Oper, ja er nahm die erstere Rolle noch etwas nobler, als man sie in der Regel zu geben pflegt; sein Gesang würde in Partien, welche keine Bravour erfordern, recht angenehm seyn, wenn nicht die Stimme zuweilen sänke, was viele leicht auch der Heiserkeit mit zuzuschreiben ist, mit welcher er auftrat.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. Mai 1823.

Kunstphilosophie.

Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beylagen von Karl Immermann. Münster 1823. (vermuthlich Selbstverlag) 38 S. gr. 8.

Ref. las jüngst zufällig in einem Berliner Tageblatte: „Seit die Schlegel, Tieck ꝛc. verstummten, sey nur „noch der einzige Börne zu nennen, welcher für einen „Kritiker im höheren Sinne gelten könne. Als dessen „würdiger Genosse trete nun hier (in obgedachter „Schrift) Immermann auf.“ Begierig, den würdigen Genossen des neuen (unter diesem Titel wohl noch wenig bekannten) Ephraim Lessing kennen zu lernen, verschrieb sich Ref. das Büchlein, und fand, was man so oft zu finden pflegt, wenn man den freundschaftlichen Literaturbriefen (vulgo Notizenschreiber-Correspondenzen) in unseren Tageblättern traut: eine ganz unbedeutende Partheyschrift, von einem wahrscheinlich noch jungen Poeten verfaßt, welcher im Streite für Goethe seine Sporen zu verdienen sucht. Ref., welcher des Herrn J. Trauerspiele stellenweise mit großem Genusse gelesen, möcht' ihm rathen, lieber auf Poesie als auf Kritik sich zu legen. Nicht, als ob er in diesem Büchlein Unrecht hätte; nein, gerade daran erkennt Ref. dessen Mangel an Beruf zur Kritik, daß derselbe das volle Recht auf seiner Seite hat, und dennoch außer Stand' ist, es befriedigend darzuthun. Er behauptet einmal: die falschen Wanderjahre seyen kein Kunstwerk zu nennen. Wer, außer den moral-ästhetischen Tugendkrämern, hat daran zweifeln können, seit das Tagebuch und der dritte Band erschienen sind? Wie leicht ist es, zu zeigen, daß diesem polemischen Romane die Hauptrequisiten didaktischer Dichtungen abgehen! Aber darauf kommt Herr J. gar nicht zu. Er schwazt über die Entstehung der Kunstwerke überhaupt (im Künstler besonders), er phräselt darüber nach Art der hypergemüthlichen Dilettantenwelt, und findet zuletzt auch darinne einen Fehler, daß des Verfs. Charaktere nicht harmonische Fortbildungen der von Goethe selbst (im W. Meister) gezeichneten Charaktere sind. Wer das unbedingt fordert vom polemischen, und zumal vom parodistischen Romane; nun der könnt' auch wohl Blumauers Aeneide, Mahlmanns Herodes vor Bethlehem u. a. m. für unkünstlerische Productionen erklären, weil sie ihren Stoff nicht in Harmonie mit ihren parodirten Vorgängern ausbildeten.

Sodann behauptet Herr Immermann: die in diesem Buche enthaltene Kritik Goethe's sey ungerecht. Allerdings ist sie das; aber sie ist noch schlimmer, sie ist in ihrer Grundlage unverständig. Es läuft alles auf die, neuerlich auch wiederum von Herrn Franz Horn verfolgte Absicht hinaus, die Musen zu Sakristey-Mägden unserer Tugendprediger zu machen: nur mit dem Unterschiede, daß bey Horn die Absicht rein, bey dem Pseudo-Wanderlinge hingegen offenbar mit Neid und Celebritäts-Sucht versetzt ist. Anstatt nun die Unstatthaftigkeit der Forderung, daß die Kunst, welche allerdings dem Laster nie dienen darf, der Tugend gerade wie der Sittenpredigerin dienen müsse — anstatt diese Unstatthaftigkeit aus dem Zwecke der Kunst abzuleiten, oder anstatt (wie die Hekate) zu spotten über die Bekehrung der „heidnischen Horden,

> Die, von der Poetik der Alten bethört,
> Nicht glauben wollen dem Pastor zu Lieme,
> Daß fälschlich als Dichter den Goethe man rühme;
> Und daß, um würdig des Lorbeers zu seyn,
> Man glauben müss' an die Höllenpein,
> Und all' seine Dinte der Frömmigkeit weihe;“

unterhält, oder langweilt vielmehr Herr J. seine Leser mit der Exposition seiner tiefen Verehrung für Goethe, spricht von angetastetem Heiligthume der Nation, ficht die Gegenpartey von Seiten ihrer Moralität an, und geht bis zu schmähenden Aeußerungen, ja bisweilen sogar bis zur Verkleinerung Schillers herab, blos weil der Pseudowanderer ihn über Goethe hat erheben wollen. Wer nicht hoch und fest genug steht, um in diesem Partheykampfe unbefangen zu bleiben, der ist nicht berufen ihn zu schlichten, daferne das überhaupt von Nöthen wäre. So, wie Herr J., und wie u. a. auch seine Frankfurter Lobredner im Morgenblatte Nr. 33. u. 34.

darüber schreiben, das heißt, ihn absichtlich erhitzen, und verräth immer die kleinliche Nebenabsicht, ein Stück Ruhm dabey zu erhaschen. *)

*) Noch widerlicher wirket in dieser Hinsicht das dedicatorische Scharwenzeln um „den hohen Meister," womit auch Herr Immermann vor Goethe erschienen, und worüber jüngst in der Hekate bemerkt worden ist:,

Doch halten wir in genere
Nicht viel von den Poeten,
Die mit dem Werk humillime
Vor ihren Meister treten.

Der Aar, zu zeigen, wer er sey,
Weist nicht in's Nest zurücke;
Sein Flug, nicht das zerbrochne Ey,
Sagt es dem Kennerblicke.

M.

Dramatische Literatur.

Le Corrupteur, comédie en cinq actes en vers; précédée de Dame Censure, Tragi-Comedie en un acte et en prose; par Lemercier, de l'académie Française. Paris 1823.

I. Dame Censure.

Ich weiß wahrhaftig noch nicht, wie ich in diese Kritik hineinkommen werde; denn den Hausherrn zu bitten, daß er die Thür aufriegle, damit man zu ihm gelangen und ihm Unannehmlichkeiten sagen könne — das wäre doch etwas gar zu naiv! Aber mit Höflichkeit richtet man viel aus; sie ist zu versuchen. Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreyheit so dumm seyn mögen, gegen die Censoren zu eifern? Was können sie dabey gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geist und Herz wird Censor seyn wollen, und daß man genöthigt seyn wird, die Censur den Nachtwächtern anzuvertrauen. *) Ein Schriftsteller von Verstand hat nie einen Censor von Verstand zu fürchten, denn auch die strengsten Richter sind geneigt, ihre Anverwandten freyzusprechen, und unter Censoren zumal begegnet man selten einem Brutus. Noch einen andern strategischen Fehler begehen die Vertheidiger der Preßfreyheit. Sie glauben es recht schlau zu machen, wenn sie allen Leuten erzählen, wie durch Censur die liebe Aufklärung verfinstert, wie Kunst und Wissenschaft, Geist, Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieses wahr wäre — und es ist nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen suchen; man muß statt von der Wirksamkeit von der Unwirksamkeit der Censur sprechen, und zeigen, daß die öffentliche Meynung elastisch ist, die niedergedrückte eine weit größere Kraft äußert, als sie freygelassen geoffenbart hätte. . . . . Nicht blos aus den ausgesprochenen Gründen, sondern auch wegen der stümperhaften Bearbeitung des Stoffes, ist die Tragi-Komödie des Hrn. Lemercier ein verwerfliches poetisches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentschieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; so lange mag das Talent des Verfassers die Ausflucht des Alibi für sich geltend machen. Aber auch mit Talent hätte dem Dichter sein Werk mißlingen müssen, weil er nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Vortheil stritt, und es der Fluch des Eigennutzes ist, selbst das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere ist eine Tugend; nicht mit Obst, mit unfruchtbaren Lorbeern bezahlt man den Heldenmuth. Es soll nicht gesagt seyn, daß man nicht behaupten dürfe: zwey mal zwey ist vier, wenn man bey dieser Rechnung zufällig seinen Vortheil findet; aber dieser Vortheil darf nur ein zufälliger Fund, und nicht wie bey Hrn. Lemercier das Ziel seyn, wonach man ausgeht. Der Verfasser war nämlich so unglücklich, daß die Theatercensur seine zahlreichen Tragödien und Komödien theils gar nicht, theils nur verstümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um sich dafür zu rächen, schrieb er seine Dame Zensur; die Rachegöttin ist aber eine einfältige Muse, und mit Säure im Herzen dichtet man schlecht, wie man mit Säure im Magen schlecht verdaut. Als handelnde Personen treten auf: Dame Zensur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Gesellschafts-Damen der Zensur; der Stolz, der Eigennutz, die Heucheley, die Unwissenheit, der Partheygeist, die Musen, noch allerley himmlische und höllische Personen — kurz, die Götter des Olymps, vereinigen sich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinschaftliche Kosten langweilig zu seyn. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und schickt den Merkur mit dem Befehle an Antropos, daß sie der Censur den Kopf abschneiden solle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Scheere, thut, was ihr befohlen, und spricht: „Oui, crac!. . . . . c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours."

Die Leser könnten glauben, daß wenn ich, nur ein

*) Spaß bey Seite! Aber es sind nicht sowohl die Freunde als die Feinde der Preßfreyheit, welche es bald dahin bringen werden. Hier ein Beleg! In einer Mittelstadt im ***schen erschien in dem Ortsblatte eine Aufforderung zur Beysteuer an einen auswärtigen Griechenverein. Gleich war die preß- und griechenfeindliche Provinzialbehörde da mit dem Befehle, den Censor (einen sehr geachteten Geistlichen) abzusetzen. Das war leicht, aber man brauchte einen andern. Alles, was Literat hieß im Orte, dankte für die Ehre; jetzt ist ein wackrer Handwerker, der in der ehemals guten Stadtschule die Anfangsgründe des Lateinischen gelernt hat, das saure Amt der Censur, und wünscht nichts sehnlicher, als daß man ihn ebenfalls — absetzen möge. M.

Deutscher Recensent, schon die Dame Censur abgeschmackt gefunden habe, die Franzosen gar, diese heillosen Götzendiener des Geschmacks, sich mit Abscheu davon weggewendet haben müssen — aber mit nichten! der Partheygeist in Paris findet die Assa fötida wohlschmeckend, und die Rose wird ihm ein Gegenstand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiste geschrieben ist, hat von dem besprochenen Lustspiele geurtheilt: Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos littérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'œuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement." An diesem Lobe ist keine Sylbe wahr, und man wundert sich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur sanft zu schütteln braucht, daß die schönsten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollste Saft herausfließe, dem Verfasser keinen Kern von Verstand und keinen Tropfen Geist gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligsten Spötter gelingt es nicht seinen Freund, wie selbst dem unmuthigsten nicht, seinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erscheint Alles im Lichte, dem Hasse alles im Schatten; das Lächerliche aber entspringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und sich diesen Streit klar anzuschauen, muß man ein unbefangener Richter seyn. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzosen selten mehr eine gute Komödie schreiben. Die verschiedenen Stände, nicht wie ehemals, nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, sondern feindlicher, durch die Gesinnung getrennt, hassen sich zu sehr, um sich übereinander lustig zu machen, und bringen, statt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerdte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzosen sind nichts als dramatisirte Kammer-Sitzungen, und es giebt nichts Langweiligeres, als diese Wachtparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerspieldichter legen das gigantische Schicksal, gewindelt in eine epigrammatische Wiege, und die Lustspieldichter setzen den neugebornen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geschichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokrustes-Bett der Politik gemartert. Dem Gesagten zufolge wird das Lustspiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede ist, höchst wahrscheinlich nicht viel taugen. Der Verfasser ist ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht versteht in einen sauren Apfel zu beißen und dabey zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchst pedantischer Schuft und langweiliger Lowelace, entführt die Nichte eines guten Hauses. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräsident, dessen Frau, die Ehepräsidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz alles Volk, was zwischen Dach und Keller wohnt, sämmtlich ehrliche Leute, sind wüthend gegen den Entführer, und wollen von dessen Friedensanträgen nichts hören. Aber unser Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzusausen, und sagt, ein junger Mensch kenne die Schwächen des Herrn der Schöpfung, und er wolle schon Alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräsidenten besticht er alle seine Widersacher, und zwar alle höchst unromantisch mit Baarschaft, die er, jedem nur auf eine andere Weise, beybringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheirathet, wenn nicht glücklicher Weise ein junger Mensch dazwischen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberey neutralisirt, und der Tugend das Uebergewicht giebt . . . das sind aber schlechte Späße! Nicht was wesentlich der menschlichen Natur entspricht, sondern was ihr scheinbar widerspricht, gehört in das Lustspiel. Wer das Herz der Menschen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdieß hat unser Dichter die in seinem Lustspiele vorkommenden Standespersonen: den Grafen, den Gerichtspräsidenten, den Abbe, zu einem Teige zusammengeknetet, und Oppositions Pillen daraus geformt, die gar nicht gut schmecken. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatisches Gedicht, oder ein episches, oder ein Roman, oder ein historisches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politischen Ansichten des Verfassers erkennt. Shakespeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verrathen, ob sie mehr die Freyheit oder mehr die Herrschaft liebten. — Hr. Lemercier hat nur sich gedichtet, und sich nur.

Dr. Börne.

Unterhaltungs-Literatur.

Ivanhoe. Ein Roman vom Verfasser des Waverley. Aus dem Englischen übersezt von Elise von Hohenhausen. 1ster Th. XXXII und 224 S. 2ter Th. 255 S. 3ter Th. 240 S. 4ter Th. 253 S. in 12. Zwickau, im Verl. der Gebr. Schumann, 1822. (d. Taschenbibl. 45st. — 48st. Nr.)

Es hieße wohl Eulen nach Athen tragen, wenn man den Inhalt eines der zuerst in Deutschland bekannt gewordenen Romane von Walter Scott bey der Anzeige einer neuen Uebersetzung weitläuftig mittheilen wollte. Wir haben ja schon eine andere Uebersetzung von Meth. Müller in der dritten Aufl. (Leipz. b. Hinrichs 1823.)

Wie allgemein bekannt muß also dieß Gemälde seyn, welches uns in jene Zeit versetzt, wo Englands angelsächsische Barone sich noch nicht an die seit der Schlacht bey Hastings eingetretene Herrschaft der Normannen gewöhnen konnten, und ein König, wie der Löwenherzige Richard war, allein eine Verschmelzung von beyden, durch seine Kraft, sein Alle mit Liebe umfassendes Herz vorzubereiten vermochte. Wir können also wohl nur den Werth der neuen Uebersetzung selbst näher andeuten, indem wir theils dabey aufs Original, theils auf die vorhandene frühere von M. Müller Rücksicht nehmen. In Betracht der Vollständigkeit trägt die hier zu beurtheilende sicher den Preis davon. Die Fr. v. Hohenhausen hat mit ihrem Willen kein Wort weggelassen. Wer nun den originellen Schotten gern so vollkommen kennen lernen will, wie es ohne Kenntniß der englischen Sprache möglich ist, wird ihre Arbeit der Müller'schen vorziehn. Die letztere sollte keine treue, wörtliche Uebertragung seyn. In dem Betracht sind schon die Rubriken oder die Inhaltsanzeigen der Kapitel bey ihr eine angenehme Erscheinung. Scott weiß, indem er meistentheils eine treffliche Stelle eines Dichters an die Spitze der einzelnen Abschnitte stellt, den ganzen Inhalt derselben dadurch zu markiren, die Aufmerksamkeit darauf zu spannen. Jene Vollständigkeit abgerechnet, dürfte aber auch die Uebersetzung der Müller'schen in Hinsicht der Feile, des leichten, ungezwungenen Ausdrucks nur selten nachstehen. Indessen einige Kleinigkeiten lassen sich hier doch bemerken, und Rec. führt sie an, nicht um zu tadeln, sondern der schönen Frau von Hohenh. zu zeigen, daß er aufmerksam gelesen hat. Da fand er denn z. B. den Juden Reuben, (I. 223. III. 114 ꝛc.) Herr M. hat ihn auch. Und es muß Ruben heißen. Das u in Ruben kann der Engländer nicht gut anders bezeichnen, als mit ou. Zum mindesten spricht er Reuben nicht anders als Ruben aus. Da Scotts Gurth' in dieser Uebersetzung zum Curth geworden ist, so mußte Reuben noch vielmehr zum Ruben werden. Und dann wollte dem Rec. III. 38 und 49. die Freykompagnie nicht munden. Einmal hat das Original: my free companions, meine freyen (Kampf-) Genossen; und dann ist der Ausdruck auch, stände dort selbst company, und soll das free auch nicht so wohl freye, als vielmehr solche bezeichnen, die die Hoffnung zur Beute sammelt, im Deutschen zu modern, um in ein solches alt-ritterliches Gemälde zu gehören. Aus dem nämlichen Grunde wünschte Rec auch die Soldaten weg, die einigemal vorkommen. Söldlinge würden besser gepaßt haben; die „militärischen" Uebungen des Großmeisters vom Templerorden (IV. 96.) wären bey ihm zu „kriegerischen" geworden, trotz dem, daß Scott military exercise hat. Auch seine Oubliette hätte nicht (IV. 196) wieder zur Oubliette werden sollen. Viele Leser wissen gar nicht, daß dieß ein Mord-Kerker ist; den Mord-Kerker dagegen kennen alle. Die Usurpation (IV. 233) hätte ebenfalls, trotz dem, daß sie Scott hat, wegfallen können; warum nicht, wie es schon kurz vorher geschehen war, mit „Eingriffen," mit „tyrannischen Eingriffen" gegeben?*) Inzwischen diese Kleinigkeiten sind, wenn Rec. noch das „wegen" mit dem Dativ verbunden anführt, die einzigen, welche ihm aufgestoßen sind, und so wird diese Uebersetzung gewiß gern gelesen werden. Die Müller'sche läßt die bemerkten Kleinigkeiten nicht tadeln; denn in ihr sind gerade diese Stellen, worin sie vorkommen, weggeblieben. Als eine Probe, wie die Uebersetzerin sich auch in Scotts alten Balladen und Gesängen zu bewegen weiß, sey nur eine Stanze von dem barbarischen Hymnus Ulrikens mitgetheilt, mit dem das 31ste Kapitel schließt:

Tod wird allen!
Das Schwert spaltet Helme;
Die Lanze das Erz der Rüstung;
Das Feuer zerstört der Fürsten Haus.
Wurfmaschienen die Brustwehr;
Tod wird Allen!
Hengist's Stamm ist dahin —
Horst's Name verklungen!
Fürchtet das Grab darum nicht, ihr Söhne des Schwertes!
Laßt Eure Klingen Blut trinken, wie Wein;
Ihr traut — feyert das Schlachtfest
Bey der Glut der brennenden Hallen! ꝛc. ꝛc.

Die durchschossene Zeile abgerechnet, wird wohl der strengste Kritiker befriedigt; bey ihr reicht nur das „zerstört" nicht aus; Mit:

„Die Wurfmaschiene den Burgwall"

wäre gleich abgeholfen.**)

S. 88. im 2ten Th. kommen auf der Tafel Weinflaschen (flagons of wine) vor. Ließ sich hier Scott keinen Anachronismus zu Schulden kommen?

*) Das würde den Begriff der Usurpation schlecht ausdrücken; ihm steht das Erbrecht, das Geburtsrecht, die Legitimität entgegen, und es braucht keiner Tyranney; der gerechteste, mildeste Herrscher kann Usurpator seyn. M.

**) Rec. will sagen, daß der Singular, zerstört, nicht zum Plural, die Wurfmaschinen paßt; so nämlich hat Frau von H. geschrieben, und ich begreife nicht, warum der Herr Rec. Maschienen schreibt, welches sowohl dem Adelung als dem Heinsius entgegen ist. M.

Zeitgeschichte.

Minister Londonderry und sein Federmesser. Nürnberg 1822 bey Campe.

Ein vertrauliches Gespräch des Ministers L. mit seinem Federmesser. Letzteres sagt Ersterem auf Verlangen die Wahrheit, und redet ihm ins Gewissen. Der dadurch erschütterte Minister dankt dem Federmesser für die offne Mittheilung so herrlicher Ansichten und Grundsätze. Komm, Freund, ruft er am Ende aus, komm in meine Arme, an meinen Busen, an meinen Hals — —! Um diesen Schluß anzubringen, ist wohl die ganze Flugschrift geschrieben, worinnen Wahrheiten gesagt sind, welche zwar nicht oft genug wiederholt werden können, sich jedoch in dem Munde eines Federmessers etwas burlesk ausnehmen.

S

Nro. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Mai 1823.

Seht! er kommt mit seiner Freuden Schar
Triumphirend aus Aurorens Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen!
Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen.
Ha! mein Thyrsus sey ein Blüthenreis,
Und so kamm' ich meinem Freund' entgegen!

Claudius.

Des Frühlings Triumph.

Am 1. Mai 1823.

Macht auf der Thore weite Flügel,
Der Thüren und der Fenster Riegel,
Auf! reißt den Sieger ein;
Er naht mit seinen frohen Scharen,
Kommt triumphirend angefahren,
In Glanz und Sonnenschein.

Ein jedes Herz schlägt ihm entgegen,
Auf allen Straßen, allen Wegen
Strömt ihm die Menge zu.
Komm! rufen Mädchen, jauchzen Buben,
In unser Gärtchen, unsre Stuben,
Du Freudenbringer du!

In seinen Eisespalast verschanzet,
Sein graues Banner aufgepflanzet,
Vom kalten Wind umsaust,
Hat, trotz den mächtigsten Gewalten,
Sich Bascha Winter bart gehalten,
Und Manchen schlecht zerzaust.

Gebrandschatzt unsre Armenkassen,
Die Forste wütend plündern lassen,
Des Wassers uns beraubt,
Zerrissen Alles und verzerret,
Die Schönen grausam eingesperret,
Und wild sie angeschnaubt.

Und gleich als ob die türk'schen Rechte
Er auch im Abendland verfechte,
Hieb er nach Sultan-Art,
Die Nasen ab, die Zeh'n und Ohren,
Und schwur, uns Alle zu durchbohren,
Bey Mahoms grauem Bart!

Verstärkt mit Höllenglut das Feuer!
Es hält sich doch das Ungeheuer,
Kühn trotzend der Gefahr;
In seinen Kaftan eingemummet,
Theilt er die Streiche aus und brummet:
„Das nehmt zum neuen Jahr."

Da naht, mit Helios Geschossen,
Ein Jüngling, Tempe's Flur entsprossen,
Gar muthig aufgeregt;
Der erste in des Lenzes Heere,
Der, ewig tapfer, nur mit Ehre
Des Mavors Namen trägt.

Der setzt den alten Christenhasser
Sammt seiner Veste unter Wasser,
Daß Mann und Maus erseff.
Der Türke floh mit scheuen Blicken
Indeß vom aufgethauten Rücken
Der pure Angstschweiß troff.

Doch in der Berge rauhen Schlünden
Denkt er den Hinterhalt zu gründen
Und spricht in stolzem Sinn:
„Traun! aus der Britten Nebellande
Wird mir mit seiner starken Bande
April zu Hülfe ziehn.

Er kam, doch leicht war sein Geschütze,
Bald stach durch seine Nebelmütze
Der Mai sein kühnes Schwert,

Das siegreich stammend durchgedrungen,
Und uns den hohen Preis errungen,
Das Götterdankes werth!

Von Riesensäulen kühn getragen,
Hat er es jubelnd aufgeschlagen
Das blaue Himmelszelt.
Und frey umfaßt es alle Zonen,
Laß' auch den Dichter drinnen wohnen
Mit seiner Genienwelt!

K. K. Hagenbach.

Frau und Magd.

(Beschluß.)

Drey Monden waren vergangen; die reifenden Früchte blickten schon roth, golden und blau zwischen dem dunkeln Laube hervor; Winfried war wieder ein Jüngling geworden, blühend und kräftig, wie er einst seiner Mutter Schloß verlassen hatte. Da kehrte Astrids jüngste Tochter, Hulda genannt, von einer entfernt lebenden Schwester zurück, ganz das Ebenbild der Mutter, dieselbe hohe, schlanke Gestalt, dieselben lieblichen Züge, das dunkelblaue Auge, das kastanienbraune Haar, nur dieß Alles von dem Sonnenlichte der Jugend freundlicher beleuchtet, wenn auch auf der andern Seite die Hoheit und Würde der Mutter fehlte. Diese Erscheinung brachte neues Leben in den geselligen Kreis des Hauses, denn Jugend und Schönheit, vereinigt, sind an Wirkung gleich der Frühlingssonne, die ja den größten aller Leichname, die Erde, wieder ins Leben zu rufen vermag. Auch Winfried empfand diese unvermeidliche Wirkung, und fühlte zum Erstenmale wieder, nicht daß seinem gegenwärtigen Glück etwas mangele, sondern nur, daß es eines Zuwachses fähig sey; doch beunruhigte ihn dieß Gefühl keineswegs, denn er fühlte zugleich deutlich, wie verschieden es von den Empfindungen wäre, die einst im krystallenen Schlosse ihn bewegt hatten, und daß es folglich auf keinen Rückfall deutete. Hulda's Aufmerksamkeit war auch gleich von Anfang an vorzüglich auf ihn gerichtet, denn er war der einzige Neuling für sie in diesem Kreise: der Jüngste war er von Allen, der Blühendste, der Fröhlichste von Allen; wie hätte aus ihrer Aufmerksamkeit nicht bald ein Größeres werden sollen? Winfried hatte in diesem Felde des Lebens schon manche Erfahrung gemacht, und Hulda war ein Weib; folglich konnte es Beyden nicht lange verborgen bleiben, daß sie einander mehr zu werden wünschten, als sie waren. Nicht leicht fand sich nun eine Arbeit, die sie nicht Beyde vereinigt hätte, denn sonderbar genug fügte es sich allezeit so, daß beyder Mitwirkung entweder durchaus nöthig war, oder doch den sichersten Erfolg zu versprechen, oder wenigstens am natürlichsten zu seyn schien. O die Liebe! die Liebe! Gelänge es jemals der Bosheit und der Selbstsucht, die erfindsame Liebe auf ihre Seite zu bringen, so würden sie bald Recht und Wahrheit von der Erde verbannen, was ihnen allein bis jetzt noch nicht gelungen ist. Gar manche Gelegenheit zur Vereinigung gaben den Liebenden die Arbeiten des Herbstes, die eine gemeinsamere Thätigkeit erfordern, und die ohnedin geselligern Beschäftigungen des Winters, der hier freylich nichts anderes, als ein kühler Sommer war. So durchliefen Beyde mit immer steigendem Entzücken die Rosenbahn der ersten Liebe, denn auch Winfried konnte mit Recht, trotz dem krystallenen Schloß, seine jetzige Empfindung eine erste Liebe nennen. Als im Lenz sich die Rosenknospen erschlossen, erschlossen sich auch Beyder Herzen zur völligen Liebesblüthe; und dem offenen Geständniß folgte bald die heiße Bitte um das erfreuende Genehmigungswort der Mutter, das diese auch lächelnd gab.

Der bestimmte Hochzeittag war gekommen; bald nach Sonnenaufgang bestiegen die Verlobten, nebst einer kleinen Zahl der Hausgenossen, ihre Saumthiere, um sich zu Hulda's fern lebender Schwester zu begeben, wo, nach Astrids Willen, die schon dahin voraus gegangen war, das Fest gefeyert werden sollte. Ihr Weg führte sie aus dem lachenden Thale, das sie der Länge nach durchzogen, in einen hohen, dunkeln, Ehrfurcht einflößenden Eichenwald, und als sie nach einigen Stunden dessen Ausgang erreichten, stand vor Winfrieds erstaunten Blicken ein Schloß aus weißem Marmor, mit goldnen Thoren und einem Dache aus azurblauem Steine. Das ist die Wohnung meiner Schwester, sagte Hulda, seinen Ausruf der Verwunderung beantwortend. Wer ist diese Schwester? fragte hastig der Jüngling; wie heißt sie? Frage nicht, mein Guter, unterbrach ihn Hulda; es wird dir nichts dunkel bleiben. Sie wurden im Schlosse empfangen wie längst ersehnte Gäste, und als man sie in einen prächtigen Saal geführt hatte, trat ihnen Astrid, freundlich wie immer, aber in königlich reichem Gewande, und in den Glanz ihres Schmuckes gehüllt, entgegen. Als sich Winfried der Bewillkommung wegen ihr nahte, gewahrte er mit freudigem Staunen, ja einem Schauer des Entzückens, den mild leuchtenden Stern zwischen ihren Locken. Du bist Rogenia, rief er, zu ihren Füßen stürzend. Ich bin es, antwortete sie; und hob den Ueberwältigten auf. Heil mir, rief er, ihre Hand mit Küssen bedeckend, daß ich endlich dich Mächtige und doch unerreichbar Gütige fand! O warum nicht eher? Warum nicht eher? Du hättest mich wol früher gefunden, sagte sie, hättest du nicht zu früh geglaubt, mich gefunden zu haben. Wie konnte ich anders? versetzte Winfried, glaubte nicht dein Stern am Haupte der Betrügerinnen? Mein Stern? sagte lächelnd die Fee; mit nichten; siehe, mein Stern ist mild, der übrige war flammend: und wußtest du nicht, daß die Flamme nur verzehrt? Doch, laß uns das Vergangene vergessen.

Nachdem Winfried, Hulda und ihre Begleiter sich geschmückt hatten, wie es sich zu solchem Feste ziemt, führte Rogenia die wieder Versammelten in den eigentlichen Prachtsaal des Schlosses, auf dessen sapphirnen Wänden seltsame Schrift aus großen Perlen sich befand, und wo die Einweihung geschehen sollte. Hier fanden sie eine junge Frau, schöner als Rogenia und Hulda, denn sie vereinigte mit der Hoheit und Würde der erstern die Jugendblüthe der letztern. Das ist Terena, sprach die Fee zu dem Bräutigam, meine unsterbliche Tochter; die du freyst, ist eine Sterbliche gleich dir, von einem sterblichen Vater erzeugt. Terena küßte die beyden Verlobten auf die Stirn, und nach geschehener Vorbereitung sprach sie die Weihe der Geisterwelt über ihren Bund. Darauf zog sich die junge Fee zurück, und erschien auch nicht wieder, weder bey dem köstlichen Mahle, wo lauter Sylphen als Freudengeister die Geladenen bedienten, noch beym fröhlichen Tanze im lieblichen Gartenhause, den unsichtbare Wesen mit unüberschwänglich süßen und doch oft rauschenden Tönen leiteten.

Am Abend begab sich die Gesellschaft in einen Saal, wo sie vor einer Schaubühne sich niederließ. Der Vorhang rollte auf, und Winfried erblickte, zu seinem nicht geringen Erstaunen, das Innere des ihm verhaßten krystallenen Schlosses, jenes betrügerische Weib im Gespräch mit ihm selbst; kurz Alles, was ihm dort begegnet war, mußte er hier zum Zweytenmale in lebendiger Nachbildung durchleben, wiewol Manches dem Errathen des Zuschauers überlassen blieb. Das Auge niederschlagend, und kaum hörbar athmend, saß der tief Beschämte neben seiner Braut, und vermochte es fast nicht, ihren Händedruck zu erwiedern. Selbst als der Vorhang gefallen war, wagte er es nicht, den Blick zu erheben, aus Furcht, er würde Spott und Hohn auf allen Gesichtern lesen; doch fand er nicht eine Spur des Gefürchteten, als er endlich den Muth faßte, sich umzusehen. Das Spiel begann von neuem, und stellte vor das schwarze Marmorschloß mit Allem, was dort dem Bräutigam bey der schwarzen Gebieterin begegnet war. Wie aus einem verschlossenen dumpfen Orte, wo das Athmen beschwerlich ist, endlich befreyt fühlte sich Winfried, als das Spiel zu Ende war, und die Gesellschaft sich erhob; doch noch einmal erschrack er, als die Hauptspielerin zu Rogenia trat, mit der er eben sprach, und seine ehemalige Wirthin im krystallenen und im schwarzen Schlosse durchaus in ihr nicht zu verkennen war. Habe ich meine Sache wohl gemacht, Herrin? fragte sie Rogenia; und als ihr diese ihren Beyfall bezeigt hatte, entfernte sie sich, ohne auf Winfried zu achten. Um des Himmels willen, wer ist diese? fragte der Jüngling. Die Fee Fasianta, antwortete Rogenia, meine Magd, die mir sehr theuer ist, weil sie, wie du gesehen hast, eine außerordentliche Gabe besitzt, uns durch ihre Spiele zu erheitern, deren ich mich noch obendrein oft bediene, um Andere zu belehren. Sie hat aber auch eine gefährliche Gabe, versetzte Winfried, denn ich muß dir gestehen ..... Ich weiß, ich weiß, unterbrach ihn lächelnd Rogenia; das ist ihre Natur, die sich nicht ändern läßt; man muß weise seyn und sich vor ihr hüten. Dich zu täuschen wird ihr hoffentlich nicht mehr gelingen. Mit diesen Worten kehrte sie zu der übrigen Gesellschaft zurück.

Als am andern Morgen Winfried und Hulda Eines an des Andern Brust erwachten, befanden sie sich wieder in ihrem Thale. Noch an demselben Morgen wurden sie von Rogenia, die nun wieder Astrid geworden war, in eine besondere, für sie bestimmte, Wohnung geführt, und dort von dem lauten Jubel und den Glückwünschen der sämmtlichen Thalbewohner begrüßt. Diese Wünsche gingen in Erfüllung: denn durch nützliches Tagewerk vor aller Leere geschützt, bald umringt von blühenden Kindern, berathen von Rogenien, oft erhoben durch die Sprüche der majestätischen Terena, oder erheitert durch Fasianta's ergötzende Spiele, lebten Winfried und Hulda höchst glücklich bis an ihr Ende.

Bruchstück aus dem sechsten Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Herr v. Daru (Verfasser der Geschichte von Venedig).

Die Arbeit schien das Element des Herrn Daru zu seyn: er hatte alle seine Augenblicke ausgefüllt, so sehr, daß, als ihn einst Jemand, wie er Minister Staatssekretär war, über seine unermeßliche Arbeit, die ihm nun alle Zeit rauben müßte, beklagte, er heiter antwortete: „Im Gegentheil, seit dieser meiner neuen Stelle glaube ich fast gar nichts mehr zu thun zu haben.“ Indessen wurde er denn doch einmal davon übermannt. Der Kaiser hatte Herrn Daru eines Tages nach Mitternacht zur Arbeit rufen lassen, wo er denn so ermüdet war, daß er kaum wußte, was er schrieb, und daß ihn endlich die Natur überwältigte, und er auf dem Papier einschlief. Als er nach einem tiefen Schlafe seine Augen wieder eröffnete, wie groß war sein Erstaunen, als er den Kaiser ruhig an seiner Seite fortarbeiten sah. Der Zustand der Kerzen gab ihm hinreichend zu erkennen, wie lange seine Abwesenheit gedauert haben mußte. Bestürzt, verwirrt, begegnete sein verlegener Blick den Augen des Kaisers, der ihm sagte: „Nun ja, mein Herr, Sie sehen, daß ich Ihre Arbeit mache, da Sie sie nicht machen wollten. Ich dachte, Sie würden gut zu Nacht gespeist, einen vergnügten Abend gehabt haben; dabey darf aber die Arbeit nicht leiden.“ — „Ach, Sire, ich hatte einen vergnügten Abend zugebracht haben! Ich bringe schon mehrere ganze Nächte mit Arbeit zu, und Eure Majestät haben nun gerade die traurige Folge davon, die mir ausnehmend leid ist, gesehen.“ — „Nun, warum haben Sie mir dieß nicht gesagt; ich will Sie nicht umbringen; legen Sie sich ins Bette; gute Nacht, Herr Daru.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 18. Februar.

(Beschluß.)

Pittschaft, der Unaufhaltsame, ist auch bis nach Leipzig vorgedrungen. Hier wünschte er in einem Fasse, im Hotel de Bavière seinen Aufenthalt zu nehmen; aber die Polizey entfernte ihn und ließ ihn, nicht ohne Widerstreben, durch einen Wagen aus der Stadt bringen. Auf einem nahen Dorfe spendete er nun Allen, die sich hinzudrängten, den Sonderling zu sehen und zu hören, das eigene Gemisch von apophthegmatischer Weisheit, Derbheit, Affektation und Narrheit, welches indeß die kräftige Anlage und männliche Natur noch immer durchblicken läßt, die hier in falscher Richtung sich verliert. Als sein Geist Schillers drey Worte deklamirt und auf höchst eigene Weise kommentirt hatte, tanzte „seine Hülle," wie uns berichtet worden ist, und genoß die Freuden der irdischen Erscheinung. Nach einem noch entfernteren Städtchen gebracht, kehrte er dennoch zurück und war nach einigen Tagen wieder in unserer Stadt, wurde aber, da er sich mit aller Anstrengung des Leibes und der Seele der ihn wieder ergreifenden Polizey widersetzte, so lange festgehalten, bis man ihn, auf einen Wagen gebunden, weiter bringen konnte. Es ist zu bezweifeln, daß diese Art von Philosophie Nachahmer finden wird.

Bevor ich diesen Bericht schließe, muß ich noch von dem Verluste sprechen, den die musikalische Welt, und namentlich das Fach der Kirchenmusik in Deutschland nur eben durch Schicks Tod erlitten hat. Er war Cantor an der hiesigen Thomasschule und Musikdirektor der beyden Hauptkirchen, und wirkte von dieser Stelle aus, in welcher er ein würdiger Nachfolger von Bach, Doles und Hiller war, zwölf Jahre lang mit anerkanntem Verdienst, als Gesang- und Harmonielehrer, Direktor und Kirchenkomponist. Als gründlicher Theoretiker möchten wenige noch Lebende ihm nachkommen. Sein Tod ist in dieser Hinsicht um so mehr zu beklagen, da die musikalische Welt seit Kurzem auch Andreas Romberg und Schwenke verlor. Seine Grundregeln der Harmonie (Leipzig bey Breitkopf und Härtel) und sein großes Choralbuch (ebendaselbst) geben ihn als gründlichen Harmoniker zu erkennen. Noch mehr aber hat er durch Unterricht und Bildung braver Schüler gewirkt. Das treffliche Singchor, dem er vorstand, und seine Stellung als Direktor der Kirchenmusik gaben ihm günstige Gelegenheit, in den letzten zwölf Jahren seines Lebens als Kirchenkomponist thätig zu arbeiten. Mehrere Psalmen, Te Deum, Antiphonien sind durch die hiesigen Musikaufführungen den Freunden der Kirchenmusik bekannt geworden, aber noch viele Motetten, welche er für sein Singchor schrieb, so wie auch zwey Messen, sind ungedruckt. Seine Kompositionen zeichnen sich durch singbare Melodien, richtige Deklamation, fließende Führung der Mittelstimme und kräftige Bässe aus. Am meisten gelangen ihm das mehrstimmige Cantabile und die ausgearbeitete Fuge. Die ausgezeichnetste unter seinen größern Kirchenkompositionen, die ihm neben Graun und andern großen Kirchenkomponisten ein rühmliches Andenken sichert, ist das Oratorium: das Ende des Gerechten, welches in Partitur und Klavierauszug nächstens in der Hofmeister'schen Musikhandlung erscheinen wird. Diese Komposition übertraf sein früheres, durch den Klavierauszug bekanntes, Oratorium: Die Feyer der Christen auf Golgatha, weit, so wie sie auch ein später komponirtes Oratorium: die letzten Stunden des Erlösers, in welchem er den Glanz der neuern Instrumentation und Behandlung anzuwenden versuchte, hinter sich ließ. Schon früher hatte sich der redliche Meister, als Musikdirektor des Gewandhauskonzerts und als Musiklehrer, große Verdienste um Leipzig erworben. Sein Gesangunterricht und sein Unterricht im Klavierspiel war vortrefflich, da er früherhin selbst guter Sänger und ein wackerer Pianoforte- und Orgelspieler war. Sein biederer Charakter war allgemein geachtet. Kein Wunder, daß sich die Anerkennung solcher Verdienste durch allgemeinen Antheil bey seiner Beerdigung aussprach. Die Schule, der er als Singmeister vorstand, die Mitglieder des Orchesters, das viele Jahre unter seiner Leitung gestanden, und eine große Anzahl von Studierenden, zum Theil seine Schüler, folgten trauernd der Hülle des ehrwürdigen Greises. Als Insignien seiner Thätigkeit wurden ihm die mit dem Trauerflor umwundene goldene Lyra, sein Taktstock, und das von ihm herausgegebene Choralbuch vorangetragen; drey Palmenträger folgten seiner Hülle. Auf dem Kirchhofe empfing ihn eine Trauermusik von Blasinstrumenten, und als man ihn ins Grab legte, sangen seine Schüler und Freunde den rührenden Schlußchor seines obengenannten Oratoriums: Wir bringen dich zu deiner Ruh ꝛc. Eine ansehnliche Menschenmasse, welche den Trauerzug auf den Kirchhof begleitet hatte, theilte die Gefühle der reinen Verehrung, welche einer seiner dankbaren Schüler darauf in einer herzlichen Rede aussprach, und sang mit Andacht: Auferstehn! — A. W.

Berlin, Ende März.

(Durch Mangel an Raum verspätet.)

Endlich scheint die Sonne sich wieder unserer Erde zuzuwenden, das schöne Fest der Osterfeyer rief, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, Berlins lebenslustige Bevölkerung in den noch blätterlosen Thiergarten, wo besonders die jungen Damen sich freuen, in der aus Wien entlehnten Mode, der Kleider mit langen Taillen, die erst seit diesem Winter hier allgemein wurden, ihren schlanken Wuchs auf Spaziergängen bewundern zu lassen. Auch locken schon mancherley Schauvergnügen im Circus vor dem Brandenburger Thore das größere Publikum ins Freye; öffentliche Anschläge verkündigten in diesen Tagen ein Thiergefecht daselbst, worin ein junger starker Mensch mit Thieren kämpfen würde, da hätten wir also im neunzehnten Jahrhundert eine neue Auflage der römischen Gladiatoren. — In der Stadt lassen sich zwey Chinesen sehen und belustigen die Zuschauer durch nationalen Gesang, Musik und Tanz, zeigen auch, wie sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen und wie ihre Opferceremonien beginnen. — Schriftliche Zeugnisse von Goethe, Blumenbach und Oken bekunden ihre Echtheit. Der eine Namens Assing ist dreyßig, der andere, Hado, fünf und zwanzig Jahr alt; sie wurden im Monat August 1821 mit Kapitain Lalo, Schiff Dorsetshire, nach London an die ostindische Kompagnie geschickt. Diese Chinesen sieht man in den spitzen Mützen und den langen bunten Talaren ihrer Landestracht, sie haben einen kräftigen Körperbau, ihre Gesichtszüge sind mongolischer Art, ihr kohlschwarzes Haar hängt ihnen bis unter den Kniebug herab, und das freye Oberlippchen fehlt ihnen gänzlich, sie lesen beyde fertig chinesisch und scheinen sich in Berlin sehr zu gefallen.

Neben so manchem, die Neugierde reizendem, Schauspiel sahen wir in diesem Monate auch ein sehr rührendes; die Leichenbestattung des Professor Wadzeck. Dem Sarge voran gingen die armen Kinder, denen er Vater gewesen; die kleinen Geschöpfe wurden theils getragen, theils von ihren Wärterinnen geführt, alle in Trauer gekleidet, ihnen folgten die Knaben und Mädchen, die in der von Wadzeck gestifteten Anstalt freyen Unterricht genießen. Diese lange Reihe von mehr als vierhundert Kindern gewährte einen ergreifenden Anblick. Auf dem Deckel des einfachen Sarges befand sich ein Schild mit der Inschrift: „Die sterbliche Hülle des Vaters der Armen, Friedrich Wadzeck." Mehr als neunzig Equipagen folgten dem Zuge. — Die von ihm gestiftete Versorgungsanstalt enthält jetzt sieben und dreyßig Kinder, welche sich Tag und Nacht darin befinden, sieben und dreißig, die des Morgens eingebracht und des Abends abgeholt werden, fünf Findlinge, die außer dem Gebäude der Anstalt untergebracht sind, und dreyhundert, die unentgeldlich darin Unterricht erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Mai 1823.

Heil! Heil! Erhabner Genius
Der edlern Menschlichkeit,
Der Sinn und Herzen zum Genuß
Unreiner Schöne weiht!

Voß.

Aus Paris.

Der Garten der Tuilerien.

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophire, als ich in Deutschland gethan. Es ist damit so arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich thue es blos aus einer hypochondrischen Aengstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angerathen, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophiren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherley Seelenkrankheiten schüzt, von denen man in Paris angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters v. Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Uebeln ist man ausgesezt, sobald man öffentliche Orte besucht; ja das zu Hause bleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen geben mit Fiebern hausiren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Uebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonare, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jezt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennüzigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freyheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frey gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt, wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freye Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel, und würde von Cherubim bewacht — den table ich nicht, aber ich bemeine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophiren sind nicht blos die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so Vieles und Mancherley zu keinem andern Zweck, als um sich und Andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängniß ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und

links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jezt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Kompendien der Aesthetik als solche aufgestellt seyn wird. Engländern, die das Reisen lieben, und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Petschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniger voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nöthig, wie viel nöthiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin wäre eben so gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinet des Palais Royal, schon nach wenigen tausend Schritten, in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr, ohne Zwischen-Saiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge — wenn sich sein Auge vom Pharao-Tische zu einem Boulingreen wendete — wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den leztern beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen. (Die Fortsezung folgt.)

Quentin Durvard.

(Beschluß.)

Sie kommen nun an das Wirthshaus zur Lilie, ein ungemein großes Haus, wo ihn Maitre Pierre ohne zu fragen durch eine Seitenthüre führt, und wo ihrer ein herrliches Frühstück wartet, über welches der Schotte, zur großen Unterhaltung seines Wirthes, mit Heißhunger herfällt. Nach einiger Zeit kommt ein schönes funfzehnjähriges Mädchen herein, welches einen Teller mit Obst und einen Becher bringt. Maitre Pierre zankt sie heftig, weil sie gekommen und nicht ihre Mutter, wie er's befohlen. Durvard hält sich für berufen sie zu vertheidigen und stößt in der Hitze einige Drohungen aus, worüber Maitre Pierre nur lacht, und das Mädchen mit gelinderen Worten entläßt; der Jüngling aber schämt sich, sich gegen einen unbewaffneten Bürgersmann so kindisch benommen zu haben, und läßt sich die Demüthigung gefallen. Maitre Pierre nimmt Abschied mit dem Versprechen ihm seinen Oheim zu senden, zwingt ihm aber vorher einen Becher voll Silbermünze mit einem befehlenden Tone auf, dem er nicht zu widerstehen vermag. — Erstaunt über die Gewalt, die dieser Fremde über ihn übt, erkundigt er sich bey dem Wirth nach ihm, er erfährt aber nichts, als er sey ein Kaufmann, welcher Seidenfabriken im Lande angelegt, und Maulbeerbäume gepflanzt habe, um die Seidenwürmer damit zu füttern. Er wagt es bey den Frauenzimmern anfragen zu lassen, ob er sie besuchen dürfe, aber dieß wird förmlich abgeschlagen. Er begibt sich jezt in sein Zimmer, und bemerkt in einem gegenüber liegenden Fenster eine Laute, einen Schleyer und einen weißen, runden, schönen Arm, und hört bald darauf eine schöne schmelzende Stimme ein einfaches Lied singen. Am Ende desselben zeigt er sich, und das Fenster wird verschlossen, der Vorhang vorgezogen, und die Nachricht, daß ein Herr auf ihn warte, führt den entbrannten Jüngling hinweg. Es ist sein Oheim, ein abgehärteter, selbstsüchtiger, befangener Soldat, ein anderer Sir Dugald Dalgetty, dem es aber an dessen Pedanterey und Humor gebricht. Diesem erzählt er die Hinmetzelung seiner ganzen Familie in einer Fehde mit den Aglovies, aus welcher er selbst schwer verwundet von einem Mönche gerettet wird, in dessen Kloster er seine Erziehung erhalten. Leslie lobt ihm das Korps, zu dem er gehört, die Freygebigkeit Ludwigs gegen seine Garden, und verläßt seinen Neffen, ohne ihm die geringste Unterstützung anzubieten, und vergißt sogar den Wein zu bezahlen, den er getrunken. Quentin macht jezt einen Spaziergang

an dem Flusse Eber, und da es ihm am besten dünckt, sich über seine künftige Bestimmung bey seinem neuen Freunde Raths zu erholen, so erkundigt er sich nach der Wohnung des Maitre Pierre. Die Frage beleidigt jeden, an den er sich wendet, und zieht ihm Verachtung und Beschimpfungen zu. Mit Mühe entgeht er einem Haufen Bauern, die ihn zu mißhandeln drohen, und fühlt seine Empfindung aufs höchste empört, als er drey oder vier Bauern unter einigen Kastanienbäumen stehen und einen Mann anstarren sieht, der in den Zuckungen des Todes an einem der Zweige hängt. Quentin fragt, warum sie ihn nicht abschneiden, aber statt aller Antwort deuten sie furchtsam auf eine Lilie hin, welche auf die Rinde des Baumes gekratzt ist. Da Quentin von diesem Zeichen nichts versteht, so springt er auf den Baum und durchschneidet das Seil; es war aber zu spät; und während er sich bemüht, das entflohene Leben zurückzubringen, wird er plötzlich von einem lärmenden Haufen von sonderbarem Ansehen umringt, fühlt sich an beyden Armen ergriffen, und ein bloßes Messer blinkt ihm vor den Augen.

Hier folgt eine Scene, welche uns das Museum in vollem Auszug liefert, und wovon ich nächstens eine Uebersetzung liefern werde. Für jetzt muß ich mich, aus Mangel an Raum, begnügen, blos die Skizze der Geschichte zu liefern, so weit sie uns hier gegeben ist, nämlich bis zum Ende des ersten Bandes.

Die Leute, welche Quentins Leben bedrohen, sind Zigeuner, damals in ihrem Aeußern den Sarazenen ähnlicher, als heut zu Tage. Sie halten ihn anfangs für den Mörder ihres Gefährten, und nur mit Mühe kann er sie überzeugen, daß er ihn hat retten wollen. Endlich lassen sie ihn los, und mit Erstaunen sieht er den ungereimten Geberden zu, womit sie den Todten betrauern. In diesen Betrachtungen wird er durch die Ankunft des Profos-Marschalls mit einem Haufen Reiter unterbrochen, die wüthend über das Gesindel herfallen, denen es aber doch nicht gelingt, mehr als zwey davon gefangen zu nehmen. Aber auch Quentin wird fest genommen, und soll mit diesen augenblicklich aufgehangen werden, weil er sich unterstanden, einen Verbrecher der gerechten Strafe entziehen zu wollen, da er doch die Lilie am Baum gesehen. Umsonst betheuert er seine Unkenntniß von der Bedeutung dieses Zeichens; der Profos, der berüchtigte Tristran l'Hermite, ist unerbittlich, denn es ist derselbe heimtückische Schurke, dem er am Morgen mit Maitre Pierre begegnet, und der sich jetzt für den Schlag auf die Hand rächen will. Nur die Dazwischenkunft seines Oheims und mehrerer anderer schottischen Gardisten retten ihn vom schmählichen Tode, indem sie behaupten, er sey bereits von ihnen angeworben, und es bleibt ihm keine andere Wahl, als diese vorgebliche Werbung gelten zu lassen. Schon am folgenden Tage tritt er seinen Posten im königlichen Audienzsaale an, wo der Graf Crevecoeur im Namen des Herzogs von Burgund erscheint, und vom Könige die Zurückgabe der jungen Gräfin Isabelle v. Crope und ihrer Verwandtin, der Gräfin Hameline, verlangt, die sich in seine Staaten geflüchtet. Der König leugnet die Beschuldigung, und der Graf kündigt ihm, im Namen seines Herrn, Fehde an. Kardinal Balue, welcher, nebst den andern bekannten Personen des damaligen Hofes, historisch genau beschrieben ist, folgt ihm, und erhält vier und zwanzig Stunden Aufschub seiner Abreise von ihm, während welcher er den hingeworfenen Handschuh zurück empfängt. Quentin hat indessen in dem König seinen Freund Maitre Pierre erkannt und eine freundliche Begrüßung von ihm erhalten. Auch hat er das Glück, bey einer Jagd, welche der König nach der Audienz anstellt, denselben gegen die Wuth eines Ebers zu retten, der ihn zu zerfleischen droht. Der König verspricht ihn zu belohnen, empfiehlt ihm aber, den Vorfall verschwiegen zu halten. Ein anderer Vorfall, der sich auf dieser Jagd ereignet, läßt den Monarchen vermuthen, der Kardinal habe sich dem Herzog von Burgund verkauft und wolle ihn verrathen. Er ladet daher diesen, nebst dem Grafen Crevecoeur, zu einem einsamen Mahle in einem entfernten Theile des Schlosses ein, und Durward wird von ihm in einen Hinterhalt gestellt, aus dem er, auf ein gegebenes Zeichen, hervorbrechen, und den Grafen niederschießen soll. Während er auf einem einsamen Gange Wache stehet, hört er eine weibliche Stimme singen, und erkennt sie für dieselbe, die ihn am gestrigen Tage im Gasthofe so sehr bezaubert; und da das Gerücht ging, daß an demselben Tage zwey Frauenzimmer in verschlossenen Sänften aus demselben Gasthof aufs Schloß gebracht worden seyen, so wird der Leser auf die Vermuthung geführt, daß es die vom Könige verleugnete Gräfin Isabelle ist, die unsers Helden Herz mit Liebe entzündet. Indessen aber ist das Mahl vorübergegangen, ohne daß Quentin das verderbliche Zeichen erhielt. Die Gäste entfernen sich, und die darauf folgende Scene zwischen dem König und dem Jüngling läßt uns vermuthen, daß Gift die Stelle des Schusses vertreten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende May.

(Beschluß.)

Im Theater sahen wir Demoiselle Pfeiffer aus München mit großem Beyfall in hochtragischen Rollen; auch Herr Fürst vom Theater zu Hannover erhielt das Lob eines guten Bassisten.

Außer der öffentlichen Bühne befinden sich noch viele Privattheater hier, und das Komödienspiel scheint überhaupt eine Lieblingsneigung der Berliner, wie auch aus einer unlängst in öffentlichen Blättern erschienenen Anzeige des Grafen von Brühl hervorgeht, der als Oberintendant des Theaters bekannt macht, daß aus der Garderobe des Königlichen Theaters für Familienzirkel und Gesellschaftstheater keine Kleider mehr verliehen werden könnten.

In den Konzerten bewährten in diesem Winter manche fremde Künstler ihre Virtuosität, unter denen sich der Fortepianospieler, Herr Förstenau, auszeichnete. Der Tod Jesu von Ram-

ler und Graun wurde einmal in der hiesigen Garnisonkirche zum Besten des Pensionsfonds der Wittwen und Waisen des Militärstandes von den Mitgliedern der Königlichen Kapelle und Königlichen Sängern und Sängerinnen gegeben und einmal in dem großen Saale des Opernhauses von der Singakademie des Professor Zelter. Das Publikum war in beyden Versammlungen sehr groß.

Nach Art der Engländer bilden sich neuerlich hier wissenschaftliche Privatvereine für Zwecke, die das allgemeine Wohl beabsichtigen, einer der wichtigsten darunter ist, der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, dessen Leistungen durch ein eigenes Journal (bey Dunker und Humblot) mitgetheilt werden. Zwey Preise, jeder von tausend Thaler und einer von sechshundert Thaler, bekunden die bedeutende Wirksamkeit für gewerbliche Erfindungen und Erfindungen. Die zweyte Gesellschaft, die sich hier unter den Auspizien des Ministers von Altenstein gebildet hat, ist „der Verein zur Beförderung des Gartenbaues," welcher bereits über dreyhundert Mitglieder zählt und dem Kronprinzen und mehreren Gliedern der königlichen Familie das Ehrendiplom zugesandt hat.

Als neue Erscheinung in der Literatur werden wir bald Bürgers Gedichte, herausgegeben von Hofrath Ritter von Reinhard, Berlin bey Christiani, erhalten. Derselbe gab auch vor zwanzig Jahren bey Dietrich in Göttingen die erste Auflage der Gedichte dieses unsers unsterblichen Lyrikers heraus. — Eine unsrer hiesigen Zeitschriften, „der Zuschauer von Symansky," traf ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, sie wurde verboten. Die Veranlassung dazu soll eine bereits Ende vorigen Jahres darin enthaltene Erzählung seyn, worin man mißfällige politische Aeußerungen gefunden haben will. Die „Iris" hat mehrmal ihren Herausgeber gewechselt, gegenwärtig ist es Hofrath Büchler, der für einen erfahrnen Steuermann auf dem sturmbewegten Meere der Literatur gilt. Herr Ernst Woldemar hat die früher von ihm, zum Besten nothleidender Schriftsteller in Vorschlag gebrachte Zeitschrift „Eusebia" wieder in Erinnerung gebracht, indem er sie einen Funken nennt, der sich von einem glühenden Herzen losriß, sich selbst aber als einen nothgedrungenen Dichter bezeichnet, der die berühmtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands zu Beyträgen ermuntert. — Wichtiger dürfte indessen für das Gelingen der Eusebia seyn, ihr fürs erste viele Leser zu erwerben, denn an hinlänglichen Gratisbeyträgen kann es wohl nicht fehlen, wenn Alle, die dazu berufen sind, jährlich auch nur einmal ihre Gaben für diese literarische Almenduchse spenden.

E.

Dresden, 1. April.

Das schönste Wetter begünstigt unsre Ostersevertage, und zu Roß und Fuß zieht schon Alles aus der Stadt den benachbarten öffentlichen Gärten, namentlich dem ehemaligen Findaterschen Weinberge, zu. Möge die Freude nur lange dauern; denn unsre hiesigen Dittmar's prophezeien einen sehr stürmischen April. Zum Glücke haben die Wetterverkünder durch den abgewichenen Winter einen so großen Nachtheil erlitten, daß man wenig mehr daran glaubt.

Am Charfreytage Nachmittage begleitete ein ansehnlicher Trauerzug sämmtlicher Mitglieder des Königlichen Hoftheaters den seit einigen Jahren pensionirten Schauspieler Christ zu seinem Grabe auf dem römisch-katholischen Friedhofe in Friedrichstadt. Dieser wackere Veteran hatte bereits vor zehn Jahren sein theatralisches Jubiläum gefeyert, und war selbst, als er wegen Mangel an Gedächtniß nicht mehr auf der Bühne selbst thätig seyn konnte, in seinem Kunst-Wirkungskreise ein Lehrer, Freund und Rathgeber für Künstler und Künstlerinnen, welche deren auf ihrer beginnenden Laufbahn bedurften. Dieß hatte er auch für den herrlichen Tenoristen Santo gethan, welcher ihm in der Blüthe des Lebens, ein Jahr zuvor, auf demselben Wege zum Ziele voranging, und neben dessen frischen Grabe jetzt das Greises späteres sich öffnete. Dieß hatte Treeder Heil, welcher nach einem testamentarischen Wunsche Christs einige Worte an diesem Grabe sprach, und dabey einen kurzen Abriß von dessen Leben und Wirken gab, weil mit berühren können. Christ ward neun und sechzig Jahre alt, und wir hoffen, daß seine Enkel — eine seiner Töchter ist unsre so verdienstvolle Hofschauspielerin, Madam Schirmer — in seinem Nachlasse finden werden, was er, seiner eigenen Versicherung nach, über sein Theaterleben niederschrieb, und den darin gewiß enthaltenen mannigfachen Belehrungen und interessanten Notizen die allgemeinere Verbreitung nicht vorenthalten.

Die Bühne selbst schloß hier bereits am 15. März, wo dann die langen Osterferien eintraten, welche bis morgen währen. Am 3. März ward zum ersten Male dargestellt, die Flucht nach Kenilworth, Tragödie in fünf Akten nach Walter Scotts Romane bearbeitet von J. B. Lenz, genannt Kühne, Mitglied des Hamburger Stadt-Theaters. Allerdings ein langer Titel, doch verzeihlich, wenn nur das Stück selbst nicht etwas langweilig gewesen wäre. An Begebenheiten fehlte es zwar nicht darin, aber desto mehr an eigentlicher Handlung. Das Beste daran ist aber doch noch, daß Emmy nicht am Leben bleibt, wie dieß in der Lembertschen Bearbeitung der Fall ist, wodurch nun vollends das Ganze allen Halt verliert. Auch hat doch Kühne wenigstens den Anlauf zu einer poetischen Sprache genommen, dagegen sein Mitbewerber die platteste Prose gibt. Beyde hätten aber die dramatische Bearbeitung des ganzen Stoffs unterlassen können, er eignet sich durchaus nicht dazu, so wie schwerlich irgend einer der Walter Scott'schen Romane, oder diese Arbeit müßte von einem Talente unternommen werden, das allenfalls selbst im Stande wäre, eine solche Unterlage hervorzubringen. Unsre Künstler traten, was sie konnten für die Darstellung, aber doch sprach sie nicht an. Am meisten interessirte man sich noch für die treffliche Charakterzeichnung, welche Devrient vom Michael Lambourn gab, welche dem talentvollen Künstler, der mit jedem Tage sichtbar fortschreitet, alle Ehre brachte. Wir glauben kaum, daß sich das Stück auf dem Repertoir halten werde.

Mit Vergnügen sah man dagegen eine kleine Oper unsers Karl Maria von Weber auf demselben erscheinen, welche zwar schon früher komponirt, doch in ihrer Genialität und Originalität schon die freundlichsten Anklänge von dem gibt, was der wackere Tonsetzer später in größeren Werken leistete. Sie heißt Abu Hassan und spielt in einem Akte. Der Text ist von Hiemer und der Stoff aus einer bekannten Erzählung der geschwätzigen Scheherezade genommen. Der Dichter hätte allerdings noch mehr daraus machen können, doch ist das Gedicht bey unserer Armuth an Operntexten immer noch eins der bessern. Wie ganz Webers Musik das komische Prinzip heraushebe, ja hie und da selbst neu schaffe, und wie wieder einige Situationen benutzt sind, um die mildern, zarten Weisen, in welchen sein Geist sich auch so gern ergeht, anklingen zu lassen, ward vom Publikum mit großer Theilnahme bemerkt, und der lauteste Beyfall bestätigte dieß. Die Darstellung war sehr gelungen. Herr Unzelmann gab den Abu Hassan mit überströmender Laune, welche das Publikum selbst zu Auffassung heiterer persönlicher Beziehungen elektrisirte, und Madam Hase war als Fatime so liebenswürdig, daß man es dem Omar, Herrn Keller, kaum verdenken konnte, sie eben so gefunden zu haben. Höchst komische Kontraste bildeten Madam Hartwig als Amme, und Herr Pauli als Oberkämmerling, wie sie eine Märchenwelt, woraus ja der ganze Stoff entlehnt, nur erfinden kann. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Nr. 41.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. Mai 1823.

Altgriechisches Basrelief in Medaillon-Form,

den Besuch der Venus bey dem Anchises vorstellend.

In dem siebenten Heft des Tischbein'schen „Homer nach Antiken gezeichnet" 1821. Taf. 3. erhielten wir, Dank der wiederbegonnenen Fortführung dieses lange unterbrochenen Unternehmens, die erste Abbildung eines schon um 1797 in Epirus gefundenen bronzenen Basreliefs, welches eben so sehr durch die mythologische Darstellung, als durch seinen eigenthümlichen, selbst technischen, Kunstwerth sich auszeichnet. Beym ersten Anblick des dort nur im Umriß gezeichneten Werkes erinnerte ich mich, daß im Jahr 1800 oder 1801 ein sorgfältiger Gypsabguß dieses Rundwerks, mit stark erhobenen Figuren, mir, als er eben angelangt war, von Heyne gezeigt wurde, — so viel ich mich entsinne, noch ohne entschiedene Bestimmung des Vorgestellten, — wo ich über die Schönheit dieses wohlerhaltenen griechischen Bildwerks ungemein erfreut war, wie ich denn seitdem von ähnlichem kaum spannenweiten Umfang kein antikes oder modernes Hochbild von gleicher Zierlichkeit gesehen habe. Noch vor wenigen Jahren hoffte ich, eine Abbildung desselben in Dodwell's Reise durch Griechenland anzutreffen, da ich mich in dem Namen des Einsenders geirrt hatte.

Der hier vorgestellte, sonst auf andern Denkmalen nicht vorkommende, mythologische Gegenstand hat eine dreyfache Auslegung erfahren, wovon, da eine andere wohl nicht weiter denkbar ist, nur eine die wahre seyn kann. Im Gegensatz zu der Ansicht Hirt's, der hier die Venus und den Anchises erblickt, werden von dem Herausgeber der neuen Hefte, Hrn. Dr. Schorn, die beyden Hauptfiguren als „Venus und Paris" uns vorgeführt, welche Deutung durch die nähere Erklärung des Costum's, der Gebärde ꝛc., als die wahrscheinlichere aufgestellt wird. Mir schien dessen ungeachtet die Annahme Hirt's, der nachher auch Böttiger beypflichtete, die vorzüglichere zu seyn, da keine Stelle der alten Dichter oder Mythographen, also überhaupt die in dem trojanischen Kreise uns hinlänglich bekannte mythologische Sage nicht, darauf hindeutet, daß ein solches einzelnes Zusammentreffen der Venus und des Paris, beyde nebeneinander sitzend, füglich von dem Künstler hätte dargestellt werden können. Dagegen dürfte sich gegen jene andere Scene, den Besuch der Venus bey dem Anchises auf dem Ida, nichts Erhebliches erinnern lassen, wie dieses Zusammentreffen, in seiner Allgemeinheit, gleichviel ob aus dem Homerischen Hymnus auf die Aphrodite, oder aus der übereinstimmenden Sage, den Künstlern bekannt seyn mußte. Eine dritte Deutung findet sich in Goethe's, „Ueber Kunst und Alterthum", in dem kürzlich erschienenen ersten Hefte des IV. Bandes S. 31—34, nach einer kurzen Beschreibung jenes Kunstwerks, die wir hier also, nach zweyfachem Vorgange, nicht füglich erneuern dürften. Der größere Amor zur Seite der weiblichen Figur erscheint, nach Goethe's Deutung, hier als „abgewandt und wie mit Unwillen (zurückschauend) das beginnende Liebesverhältniß, zwischen der Frau und dem phrygischen Jüngling beachtend." Gegen Schorn's Annahme des Paris finde wohl keine Einwendung statt. Sodann die Vermuthung, der Künstler habe den Paris und die Helena darstellen wollen; — des Koluthus Raub der Helena, den Schorn für seine Deutung benutzt hat, böte allerdings einige Linien zu einem solchen Zwiegespräch dar, aber nichts deutet bey ihm auf eine Handlung der Helena von der Art hin, wie wir sie sogleich werden kennen lernen; wie denn, umgekehrt, auf dem Kunstwerk der vermeintliche Paris nicht im mindesten als bewerbend dargestellt ist, wie er bey Koluthus, oder, um diesen Spätling hier gar nicht zu nennen, in der allgemeinen Sage erscheint. — Also, nach Goethe's Vermuthung, Paris und Helena, deren Liebesverhältniß eben anhebe, „wobey der sich abwendende ältere Knabe die beleidigte frühere pflichtmäßige Liebe zum Menelaus andeuten würde."

Da ich mich erinnere, daß Heyne über die ihm von Reisenden, zumal Engelländern zugesandten antiken Denkmale öfter in den Göttingischen gelehrten Anzeigen kurze Nachrichten mitzutheilen pflegte: so schlug ich jetzt, in dem Vorhaben, das fragliche Basrelief (vielmehr Haut-relief) näher zu prüfen, in jenen Jahrgängen nach, und fand nun, unter dem Jahr 1800. S. 1801—4 eine sehr genaue An-

zeige unsres altgriechischen Rundwerks; Hawkins, 1799 nach England zurückgekehrt, hatte damals den Abguß an Heyne geschickt, der ihn der Göttingischen Universitäts-Bibliothek schenkte. Heyne, das Unwahrscheinliche der Annahme (seines engländischen Freundes, vermuthlich), daß hier Paris und Helena vorgestellt seyen, kurz berührend, deutet sodann, nach einigen Zügen in dem genannten Homerischen Hymnus, die Scene als den Besuch der Venus bey dem Anchises. Die Einwendungen, welche, wie wir sahen, gegen Hirt, und sodann gegen Schorn, vorgebracht wurden, ermöglichen uns jezt (als die schönste Frucht des Widerspruchs in noch zweifelhaften Dingen der Art) die einfache, und, wie ich hoffe, klare Ansicht und Deutung jenes alten Kunstwerks, dessen Verfertigung in ziemlicher Nähe mit den Zeiten Alexanders des Großen anzunehmen seyn möchte, und welches etwa als Weihgeschenk einst nach Dodona bestimmt war, wenn es nicht vielmehr zur Verzierung an der Vorderseite eines Kästchens ꝛc. hat dienen sollen. — Zur rechten Hand Anchises, dessen Schönheit in jenem Hymnus gepriesen wird, wie billig, als Phrygier gekleidet (wie sollt' er anders?), auf dem Ida, von den übrigen Hirten getrennt, in seiner Hütte zurückbleibend; neben ihm liegt sein Hund, schlafend, wie es dießmal durchaus passend, oder vielmehr durch eine höhere Einwirkung veranlaßt war. Anchises sitzt ruhig da, wie staunend und wie im Anschauen der schönen Gestalt vor ihm verloren, den rechten Arm über die phrygische Mütze gelehnt. Aphrodite, mit zwey Genien genaht, ihm gegenüber auf demselben Lager sitzend, und das nur hinter ihr sichtbare Gewand oben an zweyen Enden auffassend, hat (sey es als Tochter des Otreus, wofür sie bey diesem Besuch sich ausgab, oder schon als Venus selbst, wer wird dieß dem Künstler so genau abfragen?), dem Anchises den ganzen oberen Theil ihres Leibes enthüllt, worin eben das Einladende oder Auffordernde liegt, welches völlig die Absicht der Venus bey diesem ihren Besuch andeutet, nicht aber mit Billigkeit der Helena kann zugemuthet werden. Hatte doch Stesichorus dadurch am meisten in der Meinung des Alterthums die Helena verunglimpft, daß er in seinen Liedern von ihr aussagte, sie habe sich freywillig entfernt. Wie ganz anders ist jene Entführung in dem Trauerspiel des Euripides zum Vortheil der Helena gewendet. — Der Schmuck des Hals- und Armbandes (von Silber gearbeitet) erscheint in dem Kunstwerk gerade so, wie ihn wiederholt der Dichter jenes Hymnus anführt. *). Die Göttin blickt auf den Anchises hin; hinten zwischen beyden kömmt ein Amor zum Vorschein, bemüht, ihre Annäherung zu bewirken. Zur Seite der Venus ein andrer Amor, abgewendet sitzend, mit der einen Hand sein Knie umfassend, und auf beyde Liebende hinschauend, in welcher Gebärde ich Unwillen oder Mißbilligung durchaus nicht wahrnehmen kann; dieser Amor schließt auf der linken Seite das Rundbild sehr gut; er sizt ohne auffallende Theilnahme, doch hinauf sehend nach den Hauptfiguren, da; sein Daseyn ist hinlänglich, da beyde Eroten, hier blos als Genien mit Flügeln erscheinend, die Gegenwart der Venus (nicht der Helena) und ihre Macht symbolisiren; überhaupt kommen diese Genien wohl nicht leicht vor, um eine so bedeutende, verschiedenartige Beziehung, wie Goethe hier annimmt, kund zu geben. Bey Koluthus ladet die Venus, ehe sie sich zu dem Urtheilsspruch des Paris verfügt, ebenfalls die Eroten zu sich, um ihr beyzustehen. Sonach begegnen wir hier auch nicht Einem Zuge, der jener, zuerst von Heyne gegebenen Erklärung entgegen wäre; es ist dieses Denkmal das einzige bis jezt gekannte, welches den Besuch der Venus bey dem Anchises darstellt, dessen Folge die Geburt des Aeneas war. Unterdessen würde es uns keineswegs unlieb seyn, auf eine sich etwa hier noch eindringende Schwierigkeit aufmerksam gemacht zu werden, wobey man sodann die wenigen, von Heyne angezeigten Ergänzungen mit berücksichtigen wolle.

Uebrigens bildet dieses Denkmal eine vorzügliche Zierde des Tischbein'schen Bilder-Homer's, dem es um so näher angehören wird, wenn etwa diese Sammlung, neben der Ilias und Odyssee, auch die merkwürdigen, in mythologischer, poetischer und künstlerischer Hinsicht überaus beachtenswerthen Homerischen Hymnen *) in ihren Kreis mit aufnehmen würde.

M. den 30. März 1823.

B. J. D.

*) Eben so wird die Göttin, in dem kleineren Hymnus auf die Aphrodite, von den Horen mit goldenem Halsband ꝛc. geschmückt.

*) Durch die jezt bekannten chemischen Mittel, erloschene Schriftzüge wieder herzustellen, werden hoffentlich die einzelen Lücken in dem Hymnus auf die Ceres bald wieder ergänzt werden, wenn anders die Handschrift in den Flammen Moscau's nicht schon vor zwölf Jahren vernichtet worden ist. Auf die eine Stelle, die durch jene Lücken verunstaltet ist, gründet sich Schiller's Gedicht „die Klage der Ceres."

N. S. Noch vor Absendung dieser Zeilen erfreut uns die Ankunft einer neuen Numer des Artistischen Notizenblattes (als Beylage zur Dresdener Abend-Zeitung), in welcher S. 20 Böttiger kurz und bündig seine früher nur angedeutete Ueberzeugung bewährt, „daß auf jenem Relief der Liebeszauber dargestellt werde, womit Aphrodite dem Hirten Anchises auf dem Ida sich offenbarte." Unstreitig ist „der Liebeszauber" das glücklichste Wort zur Auflösung des Räthsels; die versprochene weitere Untersuchung wird jeden besonderen Umstand auf's befriedigendste hiemit in Einklang bringen, um so mehr, da Böttiger ebenfalls einen Gypsabguß des alten Bildwerks besizt.

Gallizische Bauern fangen ein wildes Pferd.

Oelgemälde auf Holz, von Peter Heß.

Der Künstler nahm das Motiv zu dieser Darstellung aus der Natur. Die Veranlassung war folgende. — Alle 2 bis 3 Jahre treiben ostgallizische Bauern, aus der Nachbarschaft des Carpathischen Gebirges, 600 — 1000 Stück wilder, bessarabischer Pferde heerdenweise nach München zum Ersatze der bey der bayerischen leichten Cavallerie abgegangenen Pferde. Hierzu ist ihnen in der Nähe der Stadt, auf freyem Felde ein Raum angewiesen, wo sie dann ausgewählt und einzeln eingefangen werden.

Dieß geschieht auf folgende Weise. Dem zum Fange bestimmten Pferde wird, im flüchtigsten Davonsprengen, mit bewunderungswürdiger Fertigkeit von einem der Bauern die Schlinge eines aus Pferdehaaren verfertigten Seiles um den Hals geworfen. In diesem Augenblick, wo das Thier seiner Freyheit sich beraubt fühlt, um sofort dem Zügel sich bequemen zu müssen, bäumt und sträubt es sich aller widerstrebenden Gewalt entgegen, so willig es auch zuvor, wie ein Lamm der Heerde und dem Treiber gefolgt ist. Es kennt noch nicht die gefährliche Macht seines Hufschlages, noch des Bisses Gewalt, um seine Gegner sich damit vom Halse zu schaffen. Und dennoch können 2 bis 3 dieser rüstigen Pursche es nicht bezähmen; es fallen deren 6 — 7 zugleich über dasselbe her, seines gewaltsamen Sträubens Meister zu werden. Der das Fangseil am äußersten Ende hält, wirft sich sogleich sitzend zur Erde, um einen festern Anhalt zu haben; zwey andere erfassen dasselbe weiterhin fest an sich haltend; zwey andere packen das Thier bey der Mähne, ein sechster schwingt sich schwebend daran hinauf, während der lezte es beym Schweife hält.

In diesem Zustande, wo das Pferd von allen Seiten sich überwältiget fühlt, stemmt es alle Kräfte dem äußern Andrange entgegen.

Man sieht wohl, daß dieser Moment interessant genug ist und von allen Seiten große Mannichfaltigkeit an Stellung und Geberdung, so wie des Ausdrucks und der Charakter-Bezeichnung entwickelt, um bey einer verständigen Anordnung alles dessen, wozu die Natur selbst den Stoff so glücklich darbietet, eine zur Einheit der Handlung sich abschließende Darstellung zu Stand zu bringen. —

Hr. Peter Heß verschmähte es darum nicht, diesen Stoff zu wählen, den er auch, wie es von ihm zu erwarten war, meisterhaft ausgeführt hat.

Die Landschaft stellt eine hügelichte Gegend dar, in deren Hintergrund sich viele Pferde truppenweise ruhig zusammen finden, indessen mehrere schnaubend und wild durch einander gejagt über den Vorgrund sprengen, zum Fange bestimmt. Schon halten auf oben beschriebene Weise sieben rüstige Bauern eines der Flüchtigen in der Schlinge gefangen, von allen Seiten bemüht, sich desselben vollends zu bemächtigen; die übrigen sprengen seitwärts ab. Diese Scene, gleichsam aus zwey Gruppen bestehend, zieht sich über die Breite des Vorgrundes hin.

In dem gefangenen Pferde und seinen Bändigern zeigt sich der Hauptmoment der Darstellung, der aus der Natur selbst aufgefaßt, uns die Natur selbst wieder im Bilde vor Augen stellt. Alle Theile wirken zu einem Ganzen zusammen, an dem wir nichts von der Absicht einer blos künstlichen Anordnung spüren, sondern woraus uns alles, wie zufällig sich zusammen findend, entgegen tritt. Es ist die Wahrheit selbst in Stellung, Bewegung, Gruppirung aller Theile, wie sie sich im Freyen der Natur dem Künstler darzubieten hat, deren schnelle und richtige Auffassungsgabe man auch hier nicht unerwähnt lassen kann.

Das Pferd stemmt sich mit den beyden vordern Füßen und drückt unabläßig nach hinten zu, scheuend nach der Seite sich neigend, den Kopf in gleicher Richtung gesenkt; so ganz aus dem Leben. Die Figuren sind alle trefflich gestellt. In jenen drey mit dem Pferde unmittelbar beschäftigten, charakterisirt sich die bändigende Kraft, wie natürlich, am lebendigsten; denn hier ist der Widerstand am fühlbarsten. Der sich an der Mähne haltend frey hinaufgeschwungen, und mit ganzer Körperlast schwebend an dem Thiere hängt, könnte nicht wahrer und treffender geschildert seyn. Deßgleichen der, welcher dem Zuschauer den Rücken kehrt, er hält das Seil fest angezogen, den Körper rückwärts gebeugt in mäßiger Verkürzung von der Hüfte abwärts, vortrefflich! Und so die übrigen jeder in seiner Art.

Alle Physiognomien sind sprechend, eigenthümlich, es sind gallizische Bauern.

Den wohlthuenden harmonischen Eindruck begünstiget die kräftige Haltung, in welcher sich alle Theile deutlich auseinander setzen, wozu das in schwere Massen geballte Regengewölk nicht wenig beyträgt, durch welches nur an einer Stelle der blaue Himmel durchbricht, und das die Beleuchtung des Hügels, rechts im Hintergrunde, und das über den Vorgrund wegstreifende mäßige Licht erklärt, das eben so natürlich, als wirksam angebracht ist.

Die unserm Künstler eigene, zierliche und gediegene Ausführung des Ganzen mit wohlgenährtem Auftrage geben diesem schönen Bilde noch einen vorzüglichen Reiz.

B. Speth.

Nachrichten aus Breslau.

Seit einigen Wochen hält Hr. Karl Schall in dem großen Saale des Korn'schen Hauses Vorlesungen über Shakspeare, vor einer sehr bedeutenden und gebildeten Ver-

sammlung. Es ist erfreulich zu sehen, wie ein dergleichen wissenschaftliches Unternehmen so leicht eine solche ansehnliche Menge von Zuhörern, worunter auch viele Frauen, gefunden und wir hegen die Hoffnung, von nun an in jedem Winter diesen ähnliche Vorlesungen, theils wieder von Hrn. Schall, theils von anderen, gehalten zu sehen. Nicht ein jeder ist im Stande, die Forschungen über einen Dichter anzustellen, oder über ein Dichterwerk, die uns erst in die Tiefe des Geistes führen, selbst dem eigentlichen Gelehrten liegen zumeist solche Forschungen fern ab, wenn er sie nicht ausdrücklich zu seinen Studien gemacht hat. Wie erfreulich wird es seyn, wenn ein geistreicher Mann uns seine gesammelten Ansichten und Untersuchungen zusammenstellt und so denjenigen, der Shakspeare schon genauer kannte, so wie den, der vielleicht von seinen meisten Werken sich eine gar wunderliche Vorstellung macht, tiefer in denselben einführt.

Hrn. Schall ist es geglückt, in seinen Vorlesungen die schwierige Mitte zwischen einem zu streng gelehrten und einem leicht unterhaltenden Vortrage zu treffen und keiner hat gewiß bis jezt unbefriedigt den Saal verlassen; neben dem Ernst fehlt der heitere Scherz, an die Gegenwart geknüpft, nicht. Die erste Vorlesung war dem Leben Shakspeare's gewidmet, die zweyte den Sonnetten und nicht dramatischen Dichtungen, woraus noch mancher Wink für das meist so unbekannte Leben des Dichters entnommen ward. Die dritte und vierte beschäftigte sich mit dem Bühnen-Zustande Englands zur Zeit Shakspeare's, des eigentlichen Schöpfers der englischen Bühne, verbunden mit vielen belehrenden und kräftigen Seitenblicken auf unser jezt ein Theils so haarfeines, anderntheils so gröblich vernachlässigtes Bühnenwesen. Die fünfte Vorlesung begann mit einer kurzen Vergleichung zwischen Geschichte und dramatischer Dichtung, wie beyde gegen einander stünden und sich verbinden müssen, eine Vergleichung, die nur angedeutet werden konnte und zu einer ausführlichen Abhandlung erweitert werden soll, wenn Hr. Schall seine Vorlesungen, wie viele mit größtem Rechte gewünscht, drucken läßt. Darauf folgte eine Durchmusterung der römischen Stücke Shakspeare's, des Coriolan, des Todes des Cäsar und des Antonius und der Kleopatra. Die sechste Vorlesung ist den ersten vaterländischen Dramen des Dichters bestimmt.

Hr. Schall hat in jeder Vorlesung einzelne Stellen aus des Dichters Werken, die für die gerade vorgetragenen Ansichten und Ereignisse des Lebens, und der Zeit des Dichters bedeutend waren, vorgelesen, so wie in der fünften Vorlesung mehrere Stellen der betrachteten Stücke von ihm ausgehoben wurden. Die ausgezeichnete Art des Vortrags läßt sehr wünschen, daß Hr. Schall im nächsten Winter die bedeutendsten Stücke Shakspeare's ganz vorlesen möchte, um so den Breslauern einen neuen erfreulichen Genuß zu bereiten, die dann, durch seine gedruckten Vorlesungen vorbereitet, ein doppeltes Vergnügen empfinden würden, um so mehr, da leider nicht zu hoffen ist, daß sehr viele Stücke des unsterblichen Dichters noch die Bühne beschreiten werden, die in ihrem Schwanken wahrlich nicht geeignet ist, den festen Schritt dieses Heros zu dulden. Wir möchten beynahe sagen: Hr. Schall ist dieß den Breslauern schuldig, denn es ist die zweyte Hälfte dessen, was er uns hier jezt gibt, und selbst dem Trägsten ist es lieb, ein tüchtiges Dichterwerk auf eine anmuthige Weise vorgetragen zu hören.

Direktor Kannegießer arbeitet an einer ganz umgearbeiteten zweyten Auflage seiner Uebersetzung des Dante, die zuerst August Lode in Weimar begann, bey dessen Tode sie Ludwig Hain, damals auch in Weimar, übernahm, aber bald an Kannegießer übergab. Es ist immer ein erfreuliches Zeichen, daß diese Uebersetzung in noch nicht zwey Jahrzehnten schon vergriffen ward. Zur bessern Verständlichkeit des oft so dunkeln Gedichts wird ein vierter Band hinzugegeben werden, worin erklärende Anmerkungen enthalten sind.

Von demselben erscheint ein Werk in sechs Bänden, Erklärung deutscher klassischer Dichter enthaltend, unter dem Titel Velleda. Der erste Band, welcher Goethe's kleinen Gedichten gewidmet ist, wird bereits gedruckt. In einer Einladungsschrift, noch zu Prenzlau erschienen, sprach derselbe schon über Goethe's Harzreise und gab so den ersten Versuch einer solchen Erklärung, welcher von Goethe, wie bekannt, in seinen Heften für Alterthum am Rhein und Main, mit vieler Theilnahme und Anerkennung aufgenommen ward.

Doktor Kunisch hat, weil Prof. Büsching mit anderweitigen Arbeiten und Amtsgeschäften sehr überhäuft ist, die Gefälligkeit gehabt, die Fortsetzung der Herausgabe der Pol'schen Jahrbücher Breslau's zu übernehmen und wird die zweyte Hälfte des vierten Bandes an die Mitglieder des Vereines für Schlesische Geschichte und Alterthümer in Kurzem vertheilt werden. Der fünfte und sechste Band werden dann sogleich mit den nöthigen Registern über das ganze Buch folgen, indem der Druck ununterbrochen fortgehen wird.

Unterdessen besorgt Professor Büsching für den genannten Verein den Druck des dritten Bandes vom Leben des Hanns von Schweinichen, der auch bereits vorrückt, und indem so an zwey Werken gedruckt wird, soll das, was vom vorigen Jahre als Rest abzuliefern ist, in wenigen Monaten in den Händen der Vereins-Mitglieder seyn. Die neue Vorausbezahlungszeit für 1823 ist bereits eingetreten und ist auch schon die erste Steindrucktafel des vierten Hefts der schlesischen heidnischen Alterthümer vollendet, so wie die Zeichnungen zur zweyten in Arbeit sind.

B.

Nro. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Mai 1823.

Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Flog wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug
Die Werkstatt ward verlassen, alles wimmelte
Der allbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl ich mich denselben, der ich war! —
Schiller.

Bruchstücke aus dem sechsten Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Napoleons Betrachtungen über seine Lage nach der Lützner Schlacht (1813).

„Welche innere Qualen erlitt ich, sagte der Kaiser in dieser Beziehung, der ich ganz allein in dem Fall war, die dringende Gefahr zu beurtheilen, und sie zu entfernen; mich zwischen die Verbündeten gestellt zu sehen, die unser Daseyn bedrohten, und die Stimmung im Innern, die in ihrer Verblendung gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen schien; zwischen unsere Feinde, die sich aufmachten, mich zu zertrümmern, und die energielosen Bestrebungen aller der Meinigen, und sogar meiner Minister, die mich antrieben, mich in ihre Arme zu werfen! . . . . . Und ich war genöthigt, eine feste Haltung in einer so linkischen Lage anzunehmen! . . . . . Den Einen stolz zu antworten, und die Andern mit Härte zurückzuweisen, die mir auf dem Rücken Schwierigkeiten schufen, die öffentliche üble Stimmung unterhielten, den öffentlichen Aufruf nach Frieden an mich gestatteten, wo sie doch Jedermann hätten überzeugen sollen, daß das einzige Mittel, diesen zu erhalten, darin bestände, mich scheinbar zum Krieg anzutreiben.

„Uebrigens war mein Entschluß gefaßt; ich erwartete die Ereignisse, fest mit mir einig, mich zu keinen Verwilligungen oder Verträgen bereit finden zu lassen, die nur eine augenblickliche Verkleisterung gewährt, in der Folge aber die furchtbarsten Ereignisse herbeygeführt hätten. Jede halben Maßregeln waren mir verderblich; es war nur im Siege Rettung, der mir die Macht sicherte, oder in einer Katastrophe, welche mir Verbündete zurückgeführt hätte, die u. s. w., u. s. w."

Ich bitte, bey diesem lezten Gedanken zu verweilen, den ich bereits früher angedeutet habe. Vielleicht findet man, daß ich mich zu lange dabey aufhalte; aber ich fühle das Bedürfniß, ihn möglichst verständlich zu machen; denn wenn ich ihn auch jezo ganz gut verstehe, so brauchte es doch lange Zeit bey mir, ihn zu verstehen, so paradox und fein kam er mir vor.

„Welche Lage für mich, fuhr der Kaiser fort, für mich, der ich einsah, daß das Vaterland, sein Geschick, seine Lehren, seine Zukunft nur auf meiner Person beruhten!" — Aber, Sire, erlaubte ich mir hier zu sagen, dieß sagte sich auch Jeder unter uns, und mehrere Schattirungen von Partheyen machten Ihnen darüber einen Vorwurf, mit dem bittern Zusatz: Warum hat er sich aber in die Lage versezt, Alles von seiner Person allein abhängig zu machen? — „Dieß ist eine ganz abgedroschene und gemeine Beschuldigung, erwiederte der Kaiser lebhaft, diese Lage entstand nicht aus meiner Wahl; sie war nicht meine Schuld; sie lag ganz in der Natur und in der Gewalt der Umstände, in dem Kampf der beyden entgegengesezten Ordnungen der Dinge. Hätten diejenigen, die sich so ausdrückten, wenn sie es nämlich redlich meinten, sich lieber vor den Brumaire zurückversetzen wollen, wo die innere Auflösung vollständig, der Einfall der Fremden gewiß, die Zerstörung Frankreichs

unvermeidlich war. Von dem Tag an, wo Frankreich der Einheit, der Concentration der Gewalt, die allein sie retten konnte, beypflichtete; von dem Augenblick an, wo das Geschick Frankreichs, durch den Verband unserer Lehren, unserer Hülfsmittel, unserer Macht, die uns zu einer höchst kraftvollen Nation verwandelte, einzig auf dem Charakter, den Maßregeln und dem Gewissen dessen beruhten, den sie mit dieser zufälligen Diktatur bekleidet hatte; von diesem Tage an war das öffentliche Wohl, der Staat, nur ich; diese Aeußerung, die ich für solche Männer ausgesprochen habe, die mich verstehen konnten, wurde von beschränkten Köpfen und Schlechtgesinnten heftig getadelt. Der Feind hatte dieß wohl eingesehen; auch ging ganz von Anfang sein Bestreben dahin, nur mich niederzuwerfen. Eben so sehr hat man sich nun auch über andere, aus dem Grunde meines Herzens hervorgegangene, Aeußerungen beschwert: daß nämlich Frankreich meiner mehr bedürfe, als ich Frankreichs. Man sah in dem, was eine tief begründete Wahrheit war, nur eine übermäßige Eitelkeit; und Sie sehen nun hier, mein Freund, ich kann Alles entbehren, und sollte es auf Leiden ankommen, so könnten meine Schmerzen nicht lange währen; mein Daseyn ist von kurzer Dauer; aber die Existenz Frankreichs!!!" Er kam alsdann wieder auf seinen ersten Gedanken zurück, und sagte: „Unsere Verhältnisse waren außerordentlich und von ganz neuer Art: man würde vergebens nach einer Parallele für dieselben suchen. Ich machte für mich allein den Schlußstein eines ganz neuen auf lockerem Grunde ruhenden Gebäudes! Seine Dauer hing von jeder meiner Schlachten ab! Wäre ich zu Marengo überwunden worden, so würdet ihr von diesem Zeitpunkt an ganz die Jahre 1814 und 1815, nur mit Abzug der darauf gefolgten Wunder des Ruhms, die unsterblich bleiben, gehabt haben. Der gleiche Fall wäre bey Austerlitz, sogar noch bey Jena, bey Eylau und anderwärts gewesen. Der große Haufe hat nicht ermangelt, alle diese Kriege meinem Ehrgeiz zuzuschreiben; waren sie aber etwa meiner Wahl überlassen? Lagen sie nicht vielmehr immer in der Natur, in der Macht der Verhältnisse, immer in jenem Kampf der Vergangenheit und der Zukunft, in jener beständigen und andauernden Verbündung unserer Feinde, die uns in die Nothwendigkeit versetzten, niederzuwerfen, um nicht selbst niedergeworfen zu werden?" u. s. w.

Aus Paris.

Der Garten der Tuilerien.

(Fortsetzung.)

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbey in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidnen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzureiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimat kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freylich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabey die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! . . . . Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyranney! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drey Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beyspiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beyspiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher seyn in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens stehen zwey Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beyden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers, ein aufrührerisches

Farben-Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handthiert, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zuzusehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien einireten, und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen seyn, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwey und zwanzig Bebänderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sey, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch frägt: Wofür haben wir gestritten? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an den verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehn-Stühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwey Sous; ist man aber ein junger Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwey ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwey Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herr Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dieß ist eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu seyn, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbey, und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein; sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebacknes, das so leicht ist wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs mes Dames! Des plaisirs!“ ruft sie im Fluge, und mir im Traume schweben sie vorüber.

(Der Beschluß folgt.)

An Wilhelm Müller.

Gar lieblich mag bey lauen Frühlingswettern
Der Müllerbursche tändeln mit den Schönen,
Des Walddornisten Lied gar sanft ertönen,
Mein Herbstesathem weht in dürren Blättern.

Doch wenn, verlassen von der Menschheit Rettern,
Die armen Völker hülfsbedürftig stöhnen,
Gewalt und Trug der Freyheit Rechte höhnen;
Läßt brausend er die Kriegsdrommete schmettern.

So schmelzend auch dein Waldhorn oft erklungen,
Ist mir, ich will dir's frey und frank bekennen,
Das Tiefere zu finden nicht gelungen;

Doch seit du's laut aus frischer Brust gesungen:
Wie heiß dein Herz für Hellas mag entbrennen,
Kann nimmer ich den Gott in dir verkennen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. April.

(Beschluß.)

Vor allem muß aber der neuinstudirten Vorstellung des Wilhelm Tell, am 13. März, als einer der vorzüglichsten Leistungen des hiesigen Hoftheaters gedacht werden. Die Generaldirektion hatte für die äußere Ausschmückung so viel gethan, und von Herrn Hellwig war das Stück so gut in Scene gesetzt worden, daß es in allen Theilen ein ansprechendes Ganze bildete. Besonders trefflich waren sechs dazu neugemalte Dekorationen, Ansichten auf die Alpen, Platz in Altdorf nach der Natur, Aussicht auf das Städtchen von oben herab, die hohle Gasse, u. s. w. Man konnte sich ganz in diese Schweizerwelt versetzen. Und die Künstler traten in ihren Darstellungen würdig dabey ein. Vor Allen Herr Hellwig als Tell, ganz mit der Einfachheit, Wärme und Gediegenheit dieses Charakters. Neben ihm Herr Pauli als Stauffacher und Herr Burmeister als Walther Fürst, so wie Herr Devrient als Melchthal, jedes in der Individualisirung, wie Schiller sie so herrlich gesondert hat. Auch Herr Werdy als Attinghausen war eine Erfurcht einflößende Erscheinung. Man hatte hiernächst dem Stücke sein Recht widerfahren lassen, und den Johannes Parricida wieder hereingeführt, den man früher wegließ, und ohne den doch Tells Charakter durchaus nicht in klarem Lichte dastehen kann. Dagegen wäre wohl zu wünschen gewesen, daß nach Geßlers Fall auch die barmherzigen Brüder eingetreten wären, ohne die jener Abschluß sonst unvollständig und bedeutungsärmer bleibt. Entbunden davon ward auch die ganze Vorstellung aufgenommen, und man sieht einer Wiederholung mit Sehnsucht entgegen.

In der italienischen Oper ward während dieses halben Monats die Oper Maometto, mit Musik von Winter, gegeben, welche zum Theil auch neu einstudirt war. Sie sprach weniger an, als sie billig bey der Gediegenheit der Tonsetzung und dem braven Gesange der meisten Darstellenden gefallen hätte. Die Funk als Palmira, die Tibaldi als Seide und Demicasa als Zopira waren höchst lobenswerth, aber der Mahomet konnte freylich seine Part nicht ausfüllen, und so blieb immer eine Lücke bemerkbar. Man erwartet nun nächstens das Auftreten des neuen Tenor Boccacini. Möge man in seinen Aufforderungen nur billig seyn, und nicht zu sehr auf den nächsten kürzlichen Verlust, der schwerlich sobald wieder zu ersetzen seyn dürfte, zurückblicken. —n.

Berlin, 8. April.

In der Regel wird hier über Alles gestritten, obwohl wir doch leicht zu den friedliebendsten Geschlechtern der Erde gehören möchten; allein wenn es noch etwas Unbestrittenes gibt, so ist es das, was wir eben in diesem Augenblicke erfahren, daß man nämlich die Meubels und andere Gerätschaften in die Sommerwohnungen des Thiergartens allgemein lieber hinaus, als von denselben wieder zur Stadt zurückführen sieht. Sehr begreiflich, denn so behaglich sich's auch, umgeben von einer heitern, fröhlichen Gesellschaft, an einem wärmenden Kamine sitzen mag, es ist mit der lieben erwärmenden Frühlingssonne gleichwohl ein ganz anderes Wort! Dazu kommt noch, daß die Concerte des Thiergartens theils um einen zweifelmal niedrigern Preis, als die in der Stadt, theils ganz umsonst zu hören sind, obwohl dieß letztere weniger ein Objekt für die Bewohner, als die Besucher des Thiergartens seyn möchte.

Es wimmelt deßhalb von Concertanzeigen in den letzten öffentlichen Blättern. Die Herrn Unternehmer scheinen der ganz richtigen Meinung zu seyn, daß die Schwalben eben keine Glücksprophetinnen für sie sind. Unterdessen möchten sie doch leicht von ihrer Ankunft übereilt werden, obwohl der wirkliche Frühling dieß Jahr bedeutend später eintritt, als im verflossenen. — Vorauszusehen ist, daß das Concert, welches der vormals hier engagirte Herr Fischer für den nächsten Siebzehnten angekündigt hat, auf jeden Fall noch sehr zahlreich besucht werden wird. Es vereinigen sich zu viele vortheilhafte Umstände für ihn, als daß sich dieß im Geringsten bezweifeln ließe. Und wer auch nicht gerade unter die nicht kleine Anzahl seiner hiesigen Bekannten, Freunde oder Gönner gehört, nun der will sich doch wenigstens durch seine eigenen Ohren belehren, wie nahe ihm die bisher aufgetretenen Prophezeyer kamen, oder wie weit sie hinter ihm zurück blieben.

Dem Herrn Concertmeister Möser, der einige Tage zuvor mit seiner Virtuosität das musikliebende Publikum zu unterhalten Willens ist, wäre dasmal schon aus Dankbarkeit ein recht voller Saal zu gönnen; denn er hat wirklich das Seinige eben so pünktlich als unverdrossen dazu beygetragen, den verflossenen höchst strengen Winter etwas weniger fühlbar und langweilig zu machen. Die zwölf Quartettversammlungen, die er von Weihnachten bis Ostern gehalten hat, gehörten unstreitig mit zu den vorzüglichsten geistigen Genüssen, die wir in den langen Winterabenden gehabt haben, ob wohl auch sie weit sparsamer als in frühern Jahren besucht worden sind.

Uebrigens zeigte sich in diesen Möserschen Quartettversammlungen, daß wir hier in Berlin fast eben so viele Antinomien des Geschmacks haben, als weiland unser spekulativer Landsmann, der berühmte Kant, Antinomien der Vernunft zählte. Mindestens können die kritischen Urtheile über die allerneuesten Beethovenschen Compositionen gewiß an keinem Orte der Welt einander mehr geradezu widersprechen, als dieß während des verflossenen Winters hier der Fall gewesen ist. Während sie von mehreren, die selbst Violinspieler und nichts weniger als mittelmäßige sind, für das Non plus ultra alles Vortrefflichen und Schönen in der Musik gehalten wurden, haben andere, die durch Händelsche, Graunsche, Gluckse, selbst Haydnsche und Mozartsche Schöpfungen entzückt werden, ihren nicht den geringsten Geschmack abgewinnen können. Das Schlimmste bey der Sache ist nun wohl dieß, daß hier die Wahrheit auch nicht füglich in der Mitte liegen kann, sondern eine von beyden Parteyen durchaus ganz Recht haben muß.

Bey der letzten Versammlung stand auf den Anschlagzetteln, welche den ersten Schöpfer der Quartetten, den unvergeßlichen Haydn, auch stets zu Nro. I. machten, noch ein überaus reiches und liebliches Stück dieser Art von ihm aus C Dur auf Verlangen angekündigt. Die nachherige Aufführung selbst ließ nichts zu wünschen übrig, sonderlich machte der himmlisch fröhliche Schlußsatz des Quartetts auf die ganze Versammlung einen eben so allgemeinen als begeisternden Eindruck. Bey welcher Gelegenheit Unterzeichneter nicht umhin konnte, an das beliebte „Naturam expelles furca, tamen usque recurret“ (vertreibt die Natur mit Gewalt, immer doch kehrt sie euch wieder) zu denken. Es ist gewiß unmöglich, das menschliche Herz naturgemäßer zur Freude nicht blos einzuladen, sondern unmittelbar selbst zu stimmen, als es in diesem Finale der Mann gethan hat, den der berühmte Engländer Dr. Burney in seiner musikalischen Reise einmal über das andere the incomparable the matchless Haydn nennt. Und wenn man nun findet und wohl finden muß, weil es wirklich so ist, daß er in andern Meisterstücken wieder eben so natürlich zur stillen Wehmuth, zur innigsten Liebe, zur Ehrfurcht gegen den großen Urheber der Natur und zu seiner dankbarsten Bewunderung einladet; so ist es in der That schwer zu begreifen, wie manche es durchaus nicht ahnen, daß den allerneuesten Beethovenschen Sachen gerade etwas höchst Wesentliches, nämlich eben dieses schöne Natürliche, fast gänzlich fehlt.

Doch der treffliche Yorick meint, auf öffentlicher Landstraße müsse ein Jeder sein Steckenpferd im Frieden fort reiten können, und wir andern hätten uns weiter nicht darüber zu beklagen, wenn es uns nur nicht zwinge, hinten mit aufzusitzen. So mögen denn also die enthusiastischen Bewunderer der neuesten Beethovenschen Muse vor uns in Frieden reiten, wenn sie uns nur unsern Enthusiasmus für Haydn und Mozart wieder zu gute halten, und zur Ehre der Wahrheit sey es gesagt, sie thun dieß nicht blos, sondern sitzen bisweilen sogar mit uns ein wenig auf.

Was hier jetzt allgemein und nicht mit Unrecht gefällt, ist ein Modell aus Thon, die liebenswürdige Großfürstin Alexandre, ehemalige Prinzessin Charlotte vorstellend, von dem geschickten Modelliter Herrn Professor Wichmann. Die in Berlin hinlänglich verehrte Fürstin ist in Lebensgröße sitzend und den Hauptgesichtszügen, so wie der ganzen Gestalt nach, äußerst ähnlich abgeformt. Ihr Blick ist aufmerksam auf ein liebes Bild gerichtet, das Sie in der einen Hand hält; man ahnet aus Ihren Mienen, daß es wohl nicht längst aus der unvergeßlichen, Heymath angekommen und eben so wen es wohl vorstellen müsse. Auch hier hat es sich wieder gezeigt, was dem Beobachter eben so viele Freude, als den Beobachteten Ehre bringt, daß der gebildete Theil der Berliner wirklich durch ein familienartiges Band an das Königliche Haus gefesselt wird. Denn es hat wohl nicht leicht ein Individuum aus der besuchenden Klasse versäumt, das Andenken der Hochverehrten bey dieser Gelegenheit durch einen Gang in die Werkstätte des Herrn Professor Wichmanns zu erneuern.

Ernst Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. Mai 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Saul; tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet. Paris 1822.

Von einer französischen Tragödie läßt sich nicht viel Gutes sagen; aber Schlechtes noch weniger. Erstens bilden die Dichter Reime, eine Art von Pallisaden, welche die Untersuchung abhalten, genau zu erforschen, was eigentlich dahinter ist. Dann geben diese Reime auch dem ernsthaftesten dramatischen Gedichte, etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper ist das gut genug. Endlich haben die Unglückseligen so viel Geschmack, und wer je nach frisch geschnittenen Nägeln mit den Fingerspitzen über geschornen Sammt gefahren ist, der weiß, was das ist, der gute Geschmack der Franzosen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nehmen wir als eine Erquickung an; aber sie wird uns nicht diese Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk ist — denn die Franzosen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geschlechts — das weder Gott kennt, noch die geistige Natur der Dinge; das nichts weiß von der überirdischen und unterirdischen Welt, und nie mehr gesehen, als den sandbestreuten Weg, auf dem es spazieren geht — wie könnte unter einem solchen Volke eine gute Tragödie zu Stande kommen! Man betrachte Racine, diesen ächt klassischen, diesen höchst französischen dramatischen Dichter der Franzosen. In welcher kurzsichtigen Weltanschauung ist er festgeblendet! Er hat sich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine Nuß gebracht, deren grüne bittere Schale ihm die Welt ist, deren harte Holzschale Paris und deren eßbarer Kern Versailles. Und gleichviel, ob seine Geschichten vor oder nach der Sündflut sich ereignen, ob sie in Rom, Carthago, Griechenland, Constantinopel oder Jerusalem geschehen — Versailles ist zu jeder Zeit und überall, und Racines Halbgötter im höchsten Rausche ihrer Begeisterung wissen nichts Erhabeneres zu denken, als: La cour, la ville et l'Univers! Der arme Racine! Mußte er seinen gediegenen Geist in lächerliches Filigran ausspinnen; in England, und in unsern Tagen, überall außer Frankreich, wäre er etwas Besseres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht; denn da ist es noch schlimmer als sonst. Racine betete wenigstens Ludwig XIV. an, und daran ist gelegen, daß man religiös sey, gleichviel welche Religion man habe, daß man nicht für seinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und sterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzosen lieben nichts als sich allein. Die Royalisten treiben mit dem bedrängten Hof einen schändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Institutionen und Pandekten ihres Freyheitsrechts, wie Professoren — der Lehre willen, nicht, sie anzuwenden.

Schwache dramatische Dichter thun wohl, sich starke historische Personen zum Gegenstande zu wählen; der Leser verwechselt oft die Natur mit der Kunst, die Geschichte mit dem Drama, und letzteres müßte sehr schwach seyn, wenn es nicht wenigstens Galetti's Weltgeschichte gleich käme. König Saul besonders giebt einen guten Stoff; denn Könige, welche das Schicksal aus Setzlingen gezogen, eignen sich besser zu dramatischen Dichtungen als durch Samen fortgepflanzte — die Legitimität ist eine Göttin, aber keine von dem Geschlechte der Musen. Herr Soumet mußte aber nicht recht, was er mit seinem Saul machen sollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was sie ihm vorhalten soll. Dieser Saul ist verrückt und weiß es, daß er's ist; und nicht blos in seinen lichten Zwischenzeiten, sondern während der Anfälle ist er sich seines Wahnsinnes bewußt. Da liefert er denn von jenen Autopsychographien, die oft in dramatischen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch lästert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Gräuel ist, es anzuhören. Wenn sich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer seiner dramatischen Personen so gottlose Reden in den Mund zu legen, als Hr. Soumet gethan, hätte ihm der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Hr. Soumet ist kein Liberaler, und darum berücksichtigt man seine Tendance. Er ist Privat-Bibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfasser eine Hofstelle hat. Es wird ganz

zur Unzeit darin christlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David stellt sich selbst als Ascendent des Christ dar, und wird bey jeder Gelegenheit als solcher geltend gemacht. Bey seinem ersten Auftreten sagt er:

Bethléem ma vu naitre,
L'heureuse Bethléem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.

Der Hohepriester Achimelech sagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu' Israel appelle à sa défense,
Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te bénit lui même entre tous les mortels;
Sa force est avec toi, sa gloire l'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable à celui qui naitra de ton sang . . .

Saul wird David umbringen lassen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul spricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive.

Achimelech.

Pour le salut du monde une autre croix s'élève.

Saul.

Tout le sang de David au tien va se méler.

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf diese Weise werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachronistische Complimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Messias geweissagt; dieses geschah aber später, als das Reich zerfiel, die Regierung schlecht, das Volk verderbt, ruchlos, siech, und des Heilands bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber war das jüdische Volk in seiner Entwicklung, und viel zu religiös, als daß es seinen Glauben mochte feyern lassen bis zur Erscheinung des noch ungebornen Gottes.

Die Verse des Hrn. Soumet sind übrigens kräftig genug, und zu Bonbons-Devisen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie „la cour, Juda et l'univers" nicht ein einziges mal vor, so malerisch das auch gewesen wäre, ein Vers, den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Muth gefaßt! Wenn aber einst die Franzosen dahin gekommen seyn werden, ihren Racine abgeschmackt zu finden, dann ist es Zeit eine Noahs-Arche zu bauen, die lezten Sprößlinge der lieben Vieh-Geschlechter aus der demokratischen Sündflut zu retten. Bis dieses aber geschieht, hat es keine Noth. Menschen, welche Shakespeare und Calderon lieben und begreifen, das sind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meistern lernten sie, die Natur der göttlichen und menschlichen Dinge klar durch und durch zu schauen, und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, sind geborne Diplomaten, und es läßt sich mit ihnen unterhandeln.

Dr. Börne.

Dichtkunst.

Virgils Aeneide. In Deutschen Jamben (gereimten Stanzen) von Dr. (Philos.) Joseph Nürnberger. Vier Bändchen. In der Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker, Bd. 11, 12, 27 und 28. Zwickau b. Schuman 1821 und 1822.

Es ist sehr schwer, gegen den Verfasser dieser Uebersetzung gerecht zu seyn, wenn man sein Zueignungsblatt und seine Vorrede gelesen hat: denn jede Anmaßung verstimmt, und beyde, Zueignungsblatt und Vorrede, sind die Anmaßung selbst. Zwar enthält jenes nur vier Worte; aber sie lauten: „Seinem Könige der Dichter." Dichter? Man ist in unsrer versereichen Zeit sehr freygebig mit diesem Titel; aber das ist eine Höflichkeit, die man gelten läßt und auch wohl mitmacht, ohne das Recht auf diesen Titel zu untersuchen. Ganz anders ist es, wenn ein Schriftsteller sich selbst Dichter nennt und als solcher seinem Könige sich öffentlich vorstellt. *) Hier kommt es auf Wahrheit der Assertion an, und diese kann wenigstens aus dem zugeeigneten Werke nicht hervorgehen, wenn es auch noch so gelungen wäre. Der Rec. desselben in den Heidelberger Jahrbüchern hat einige Mängel desselben damit zu entschuldigen gesucht, daß Herr N. kein Gelehrter sey. Herr N. hat in der Allgem. Lit. Zeit. von Halle 1822. Nr. 163. darauf erwiedert: „Ich kann dem Recensenten ganz treuherzig versichern, daß ich wirklich ein Gelehrter bin." Geht seine Gelehrsamkeit nur halb so weit, als seine Treuherzigkeit; so müssen wir voraussetzen, daß er, ein gelehrter Dichter, die Poetik des Aristoteles gelesen hat. Und wenn das auch nicht wäre, angesehn wird er sie doch haben, und mehr braucht es gar nicht, um

*) Mit dieser Anmaßung auf dem Zueignungsblatte söhnt einigermaßen die versificirte Zueignung selbst wieder aus, obschon auch hier der Dichter vorkommt:

Laß, Deutscher! drum nicht ungehört verklingen,
Was Dichters Hand dem König überreicht.

Schwerlich wird man hierbey eine Anmaßung empfinden, und Herr N. hat vielleicht nur den Unterschied übersehen, der es macht, ob man von sich selbst in Prosa oder im Gedicht redet. Wer liest nicht gern das Exegi monumentum des Horaz? und wie lächerlich würde sich's in einer prosaischen Vorrede, oder auf einem Dedications-Titelblatte ausnehmen! M.

zu erfahren, daß es die Erfindung, die Compoſition der Fabel iſt, welche den Dichter macht, denn ihrer, als der Hauptſache, gedenkt der Stagyrit gleich in der zweyten Zeile: καὶ πῶς δεῖ συνίστασθαι τὰς μύθους, εἰ μέλλει καλῶς ἕξειν ἡ πόιησις. Daß auch die metriſche Ueberſetzung einer fremden Dichtung Anſpruch auf den Dichternamen gebe, das bezweifeln wir ſehr; und ſo oft Voß, Bürger, Stolberg, Dichter genannt worden ſind, haben wir immer geglaubt, ſie hätten das eigenen Dichtungen, nicht ihren metriſchen Ueberſetzungen des Virgil, Homer, Sophokles zu danken. Auch haben wir nicht gehört, daß Bothe und Wolff ſich alſo genannt, obſchon jener den ganzen Euripides, dieſer theilweiſe den Ariſtofanes metriſch übertragen hat, und von beyden treuherzig verſichert werden kann, daß ſie — wirklich Gelehrte ſind. Setzen wir alſo auf dem Zueignungsblatte Ueberſetzer ſtatt Dichter, bis uns Herr N. nachweiſt, was er gedichtet hat im wahren Sinne des Worts. Bis jezt iſt uns dergleichen nicht zu Geſichte gekommen.

Was die Vorrede anlangt; ſo ſpricht Herr N. darinne u. a. „auf dem Grund eines freyen und ſtarken Gefühls „ſeiner Kraft und ihrer richtigen Anwendung ſehr zuver„ſichtlich (sic) die Ueberzeugung aus, daß der Werth dieſer „Arbeit, wenn auch ganz erſt ſpäter, gewiß anerkannt wer„den wird.“ Dieſe treuherzige Zuverſicht iſt ein neues Hinderniß der kritiſchen Gerechtigkeit, und kann den Kritiker, welchen jene erſte Anmaßung verſtimmt hat, noch von einer andern Seite her verlegen machen. Die literariſche Gerechtigkeit, ſagt man, ſoll nicht grauſam ſeyn; muß ſie aber nicht fürchten, das zu werden, wenn ſie in den Fall kommt, eine ſo treuherzige Zuverſicht Lügen ſtrafen zu müſſen?

Indeſſen — je ſchwerer die Ausübung der Gerechtigkeit im Andrange der Verſtimmung und des Mitleids wird, um ſo verdienſtlicher iſt ſie. Werfen wir denn um dieſes Verdienſt!

Das erſte und dritte Buch dieſer Ueberſetzung, welche Herr N. ſchon 1819 als Probe auf eigne Koſten drucken ließ, iſt bereits im Lit. Bl. 1820 Nr. 108. geprüft worden. Jener Rec. hat nichts verſäumt, dem Herrn N. begreiflich zu machen, wo es ihm damals fehlte, und wie er es anzufangen habe, ſeinem Vorbilde, Schillern, deſſen Bruchſtück er vollenden wollte, ſo nahe zu kommen, als die Naturgabe, Talent genannt, es erlauben würde. Sie iſt mit dieſer Erlaubniß karg geweſen, und wir glauben, den Grund davon in dem Mangel an Herrſchaft über die Sprache und über die Verskunſt ſuchen zu müſſen. Es iſt ein übles Zeichen, daß dieſe während der Arbeit nicht merklich zugenommen hat. Wir finden in der zweyten Hälfte der Ueberſetzung alle Fehler der erſten wieder. Herr N. ſcheint noch nicht gefaßt zu haben, was ein Reim iſt. Noch immer reimt er weibliche Verſausgänge mit männlichen, z. B. Lycus und Helenor mit hervor (Buch 9. Stanze 81.), Sohn mit Sohn des Hiketaon (B. 10. St. 19.), Pholus mit Stheneius (B. 12. St. 52.) Noch immer reimt er, was nur, und was nicht einmal ſüdländiſch aſſonirt, z. B. Italia und Agrippa (B. 8. St. 99.), Cäculus und Vulcanus (B. 7. St. 100.), Asbutes und Thermödes (B. 12. St. 54.), Orkus und Olympus (B. 10. St. 17.). Noch immer weiß er nicht, vor verkehrten Ausdrücken ſich zu hüten, z. B. „das Meer, verkehrt zu weißem Schaum“ (B. 8. St. 100.), „die Lüfte den manshohen Blutſtrahl trinken“ (B. 9. St. 110.), „der Blutdurſt läßt ihm dazu (dafür) keinen Sinn“ (St. 111.), „die Aufſicht auf (über) das Lager führet“ (B. 10. St. 1.), „O laſſet, laſſet ab, dem wilden Krieg zu winken“ (St. 2.) „Diemeds geſchäft'ge Hand wirbt ein Heer,“ (als ob er Handgeld auszahlte! (B. 10. St. 5.) „So laß den Namen nur, Lateiner, nicht verwiſchen“ (ſtatt untergehen, B. 12. St. 127.) ꝛc. ꝛc. Noch immer fällt er in's Plattproſaiſche, z. B. „Wie macht Mars Schutz nicht ſeinen Hochmuth groß“ (St. 4.), „dein Schwert war einſt dein ganz Entzücken“ (St. 128.) ꝛc. ꝛc. Noch immer mißbraucht er das Buchſtaben-Verſchlucken, und das Unterdrücken des Artikels, z. B. „ſchleppt Pfähl' herbey“ (B. 11. St. 74.), „räub'riſch Plünd'rer Schaar (B. 12. St. 44.) „laut ſchreind will mit gerührtem Sinn“ (B. 5. St. 103.) „Als wenn (der) Zug-Vögel Schaar die Reiſ' im Sinne hat“ (B. 11. St. 71.) ꝛc. ꝛc. ꝛc. Man kann getroſt dem Verf. die Wette anbieten, daß man das Buch 24mal blindlings aufſchlagen, und darunter ſechzehnmal auf den beyden aufgeſchlagenen Seiten wenigſtens zwey dergleichen Verſtöße gegen die Anfangsgründe der Dichtkunſt finden werde.

Da Herr N. in dieſer Kunſt wirklich ein Anfänger iſt (wenigſtens haben wir vor 1319, wo die Proben des Virgil erſchienen, nichts von ihm geſehen, was einem Gedicht ähnlich geſehen hätte); ſo könnte man geneigt ſeyn, in Hinſicht ſolcher Fehler in der Form Gnade vor Recht ergehen zu laſſen. Aber er ſelbſt giebt in der unbeſcheidenen Vorrede — das gelindeſte Beywort; denn die Autoreitelkeit tritt hier ſo nackt auf, daß ſie ſogar von den „überwiegenden Schönheiten“ der eignen Arbeit ſpricht, und den Druck der ganzen Ueberſetzung in einem fremden Sammelwerke in Bezug auf jene Probeblätter von 1819 eine „bald nöthig gewordene zweyte Auflage“ nennt — in dieſer unbeſcheidenen Vorrede, ſagen wir, um nicht zu ſagen: in dieſer aufgeblaſenen Vorrede, giebt er der Kritik einen Maaßſtab in die Hand, welcher dieſelbe nöthiget, den Stab über ihn zu brechen. „Mein „Hauptgeſichtspunkt, wie ich darüber allmählig im„mer mehr mit mir in's Reine gekommen bin, derjenige,

„den auch Schiller im Auge gehabt zu haben scheint, ist, „im Allgemeinen, fließende Gefälligkeit für die „mit dem Texte mehr oder weniger unbekannten Leser „gewesen, für welche denn doch eine jede Uebersetzung zu„nächst bestimmt ist: Sie (sie) sollten Alles, gleich einem „Originale, ohne beängstigendes Gefühl der Uebersetzungs„oder Versfessel, glatt weglesen können.“ Wie ist das möglich auf so holprigem Wege, trotz vielen gelungenen Versen und manchen wohlgebauten Stanzen? Leser, die hier glatt weglesen können, müssen kein Ohr für die Musik der Poesie, keinen Sinn für die freye Bewegung der wahren Dichtersprache in den scheinbaren Fesseln der Metrik und Prosodie haben. Der V. spricht hiernächst von einer „Großzahl geschmackvoller Liebhaber, für welche „seine Prätension (ja wohl Prätension!) wieder zu„nächst darin bestanden, in möglichst schöne Stanzen zu über„dichten; welcher Ausdruck also den Unterschied zwischen „poetischer und grammaticalischer Wiedergebung des Ge„dankens bezeichnen soll.“ Wie wenig hat Herr N. von dem Begriffe gefaßt, welchen mit dem Ausdrucke: Ueberdichtung, Müllner verband, der ihn unseres Wissens zuerst *) in der Hall. Lit. Zeit. 1817. Nr. 253. brauchte, und im Lit. Bl. 1820. Nr. 16. negativ auf eine Ueberversetzung des Calderon anwendete. Er lese diese Stellen nach, vielleicht bezwingt sich seine Einbildung von sich selbst bis zu der Ueberzeugung, daß er dem dort skizzirten Ideal einer Ueberdichtung nicht viel näher gekommen ist, als die Weltumsegler dem Südpol; selbst wenn man über seine Unfertigkeit in der Behandlung von Sprache und Vers hinweg sehen wollte. Welche Anzahl von Flickwörtern, eingeschobenen Gedankenschnitzeln, leeren Füll- und Reim-Phrasen u. s. w. verbrämen und lähmen hier die Kraft des Originals.

Insoferne der Ruhm der Gerechtigkeit für die Kritik heut zu Tage nur durch Lob zu erlangen ist, müßen wir unter diesen Umständen darauf verzichten. Wir können hier nichts loben, als die ausdauernde Geduld, und das in einzelnen Stellen gelungene Streben des Verfassers, wenigstens nicht hinter Schillers fragmentarischen Probeblättern eines deutschen Stanzen-Virgils zurückzubleiben: hinter einem Versuche des verewigten Dichters, der von den strengsten Forderungen der Ueberdichtungskunst noch sehr weit absteht, und der vielleicht längst überboten worden wäre, wenn wahre Talente nicht davon abgehalten worden wären durch Schillers (anderweit wohlverdienten) Ruhm, und durch die (von ihm selbst gerügte) Narrheit der deutschen Lesemenge, alle Werke großer Dichter gleich für heilig und ewig zu erklären, und den Unglauben an ihre Unübertrefflichkeit als eine Ketzerey zu verschreyen. (S. Lit. Bl. 1822. Nr. 81. S. 323. Sp. 2.) Allerdings ist dieses Bestreben an mehreren Orten dergestalt gelungen, daß man Schillers Sprachgewalt und Versgewandtheit eben nicht vermißt; aber das reichte nicht hin zu einem Unternehmen von solchem Umfange, hier bedurfte es einer Sicherheit in der Kunst jenem Uebersetzer nachzuringen, und diese hätte der V. zuvor suchen sollen sich zu erwerben durch kleinere, minder schwierige Arbeiten, welche sich dazu eigneten, einer strengen Privatkritik kunstsinniger oder kunstgeübter Freunde unterworfen zu werden. Herr N. hat a. a. O. der Hall. Lit. Zeit. seinen Heidelberger Recensenten versichert, daß von einer neuen Auflage stark die Rede sey. Ist das wahr — und es könnte wohl seyn, wenn die ganze Taschenbibliothek Absatz findet —; so nutze er diesen Glücksfall. Er eile nicht mit einem besondern Abdrucke, er feile vielmehr, bilde die fehlerhaften Stanzen um, und erwarte dann bescheiden den Beyfall, welchen er hier mit viel zu voreiliger Zuversicht vorausgesagt hat.

*) Möglich, daß ich zuerst diesen Namen auf's Tapet gebracht habe; aber ich hätt' es vielleicht besser bleiben lassen, wenn man damit die Zurichtung antiker Dichtwerke für den, an gezuckertes Kinder-Mus gewöhnten Gaumen der modischen Leselwelt beschönigen. Den Geist des Originals muß die Ueberdichtung wiedergeben, der Geist aber besteht aus Schönheit und Kraft, und die Kraft, welche in der Diction der alten Dichter steckt, muß nicht im modernen Phrasenwasser ertränkt werden. M.

Geschichte.

Geschichte der Inquisition von Spanien und Portugal von ihrer Entstehung an unter Pabst Innocentius III. Nach dem Engl. Berlin 1822. in Commiss. bey Logier.

Als Uebersetzung betrachtet ein Machwerk unter aller Kritik, ohne Zweifel die Arbeit eines Schülers, der das Deutsche eben so wenig als das Englische versteht. Den Vordersätzen fehlt oft der Nachsatz.

S.

Druckfehler.

S. 103., 2te Spalte in d. Anz. v. d. Feierstunden z. B. 10. l. m. Freunden st. Freunden.

Nr. 28. S. 112. vorletzte Zeile v. u. l. glaubte (imperf.) st. glaubt (prs.).

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Mai 1823.

Freyheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frey.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Schiller.

Bruchstück aus dem sechsten Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Ermordungen im September. — Ueber die Revolutionen im Allgemeinen.

Dienstag, den 3. Sept. 1816.

Als nach Tische einer aus unserer Mitte das Datum erwähnt hatte (3ten September), so sagte der Kaiser sehr denkwürdige Worte darüber. Darunter waren folgende: „Dieß ist der Jahrestag schauderhafter Hinrichtungen, die höchst gehässig sind. Es ist eine Reaktion im Kleinen, wie die St. Bartholomäusnacht, ein Flecken für uns, allerdings nicht so groß, weil sie nicht so viele Opfer gekostet hat, und ihr die Gewähr der Regierung abging, die sogar das Verbrechen zu bestrafen versuchte. Es wurde von der Gemeinde von Paris begangen, einer aufgeworfenen Macht, einer Nebenbuhlerin der gesetzgebenden und einer ihr sogar noch überlegenen Macht.

„Uebrigens, sagte der Kaiser, war hier bey weitem mehr Aeußerung des Fanatismus, als reine Verruchtheit; man sah die Semptembriseurs einen aus ihrer Mitte ermorden, der während der Hinrichtungen gestohlen hatte. Dieses furchtbare Ereigniß lag in der Gewalt der Dinge und in der öffentlichen Stimmung. Es gibt keine politische Umwälzung ohne Volkswuth, keine Gefahr für den losgelassenen Pöbel ohne Unordnung und ohne Opfer. Die Preußen drangen in das Land ein; ehe man gegen diese auszog, wollte man zuvor ihre Helfer in Paris auf die Seite schaffen. Dieß Ereigniß hatte vielleicht damals großen Einfluß auf die Rettung Frankreichs. Glaubt man wol, daß, wenn in den neuesten Zeiten bey Annäherung der Fremden solche Gräuel an den Freunden derselben erneuert worden wären, diese jemals Frankreich beherrscht haben würden? Allein wir konnten nicht so handeln, wir waren gesetzlich geworden: die Dauer der Autorität unserer Siege, unsere Verträge, die Wiederherstellung unserer Sitten, hatten eine regelmäßige Regierung aus uns gemacht; wir konnten uns nicht mit den gleichen Gräueln, noch mit der gleichen Gehässigkeit, wie die Menge, beladen. Ich für meinen Theil konnte und wollte kein König der Jacquerie seyn.

„Es ist eine allgemeine Regel: Nie gibt es eine gesellschaftliche Revolution ohne Schrecken. Eine jede Revolution dieser Art ist anfangs eine Empörung, und kann es nicht anders seyn. Nur Zeit und Siege vermögen sie endlich zu veredeln und gesetzmäßig zu machen; aber noch einmal, man konnte nur durch Schrecken dazu gelangen. Wie will man allen denen, welche alle Administrationen besetzen, alle Stellen inne haben, alles Vermögen besitzen, sagen: Entfernt Euch! Offenbar werden sie sich vertheidigen: man muß sie daher mit Schrecken erfüllen, sie in die Flucht schlagen, und dieß haben nun die Laternen und die Volkshinrichtungen bewirkt. Der Schrecken hat in Frankreich

mit dem 4ten August begonnen, als man den Adel, den Zehnten, die Feudalherrschaft abschaffte, und alle diese Trümmer dem Volke hinwarf. Es hat diese unter sich getheilt, wollte sie nicht wieder verlieren, und hat getödtet. Dann erst hat es die Revolution verstanden und sich wahrhaft dafür interessirt. Bisher fand hinreichend Moral und religiöse Abhängigkeit unter dem Volke statt, als daß nicht ein großer Theil derselben geglaubt hätte, ohne den König und den Zehnten könne die Ernte nicht wie gewöhnlich reifen werden.

„Gleichwol ist eine Revolution eine der größten Plagen, welche der Himmel der Erde senden kann. Sie ist der Würgengel der Generation; alle Vortheile, die sie gewährt, kommen in keine Vergleichung mit den Verwirrungen, womit sie das Leben ihrer Urheber ausstattet. Sie bereichert die Armen, die nicht damit befriedigt sind; sie macht die Reichen arm, die nicht vergessen können; sie stürzt Alles um, in dem ersten Augenblick macht sie Alles unglücklich, Niemand glücklich.

„Das wahre gesellschaftliche Glück beruht, man muß es gestehen, in dem friedlichen Gebrauch, in der Harmonie der gegenseitigen Genüsse eines Jeden. Bey regelmäßigen und ruhigen Zeiten fühlt sich Jeder glücklich; der Schuster ist so glücklich in seiner Bude, wie ich auf dem Throne; der Offizier so zufrieden, wie sein General. Die tiefst-begründeten Revolutionen zerstören Alles augenblicklich, und bauen erst später wieder auf. Die unsere schien unter einem unwiderstehlichen Geschick zu stehen; sie war ein moralischer Ausbruch, und eben so unvermeidlich, wie die vulkanischen Ausbrüche: ein wahrer Vulkan. Sind die chemischen Combinationen, welche den letztern hervorbringen, vollständig, so bricht er aus. Die moralischen Combinationen, die eine Revolution hervorbringen, waren bey uns auf diesen Punkt gekommen: sie kam zum Ausbruch.“

Aus Paris.

Der Garten der Tuilerien.

(Beschluß.)

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerciren und exerciren sehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret Ihr drey- bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwey Stunden im Lesen vertieft dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert, und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Koth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizey-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beyden Seiten, seiner Länge nach, von zwey gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palast der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terrasse der Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da gestanden. In diesem Kloster hatte die National-Versammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreyfarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie le pays-national, zum Unterschiede des pays de Coblentz. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblentz spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Koblenzer Land hinab. Zusammenlauf, mithendes Geschrey, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beyfallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frey und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in

einem verzierten Etui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beyden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es dieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beyden Enden von zwey Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleiner Fertigkeit, springen, sowol vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beyfall der Umstehenden, als spielten sie bey Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken bezeugne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab, und stellen sich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die, gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widersteht!

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im April.

Es dürfte vielleicht nicht uninteressant seyn, in diesem Augenblick, wo man ziemlich allgemein über den Verfall der Bühnenkunst, und über mangelnde Theilnahme an derselben von Seiten des Publikums Klage führen hört, die Hauptperioden zu bezeichnen, welche, seitdem Stuttgart eine stehende Bühne besitzt, diese erlebt hat. Denn schon aus einer gedrängten Uebersicht der Hauptperioden, wie sie der Raum dieser Blätter gestattet, deuten wir, muß ein Resultat hervorgehn, das demjenigen, der dieser Angelegenheit seine Theilnahme schenkt, auf keinen Fall unwichtig seyn wird. — Im Anfange der achtziger Jahre erhielt Stuttgart seine erste stehende (deutsche) Bühne. Die Mitglieder derselben, wie die des Orchesters, waren Zöglinge aus der sogenannten hohen Karlsschule, und einige zeichneten sich durch wirklich hervorstechende, vielseitige Talente, alle aber durch Lust und Liebe für ihre Kunst auf's vortheilhafteste aus. Die meisten Vorstellungen, Opern sowohl als Schauspiele, wurden mit lobenswerthem Ensemble geleistet. Das Personal bestand aus acht bis zehn Männern, und ungefähr vier Frauen. Diese vierzehn Mitglieder, unter welchen sich einige wackere Singstimmen befanden, wurden für beyde Gattungen verwendet. Die Opern von Sarti, Paisiello, Martini u. A. und besonders die von Dittersdorf, des damaligen Modekomponisten, befriedigten in der Darstellung jeden geschmackvollen Kunstfreund. Auch im recitirenden Schauspiel erfreute man sich eines Zusammenwirkens Aller, das den sinnigen Zuschauer selten unbefriedigt entließ. Zudem war die Stellung jener Mitglieder, im bürgerlichen Leben, die ihre Talente unter den Augen ihrer Landsleute freudig entfalteten, höchst vortheilhaft; sie sahen sich in die Familienkreise dieser ihrer Landsleute gezogen, und waren ihres Strebens und ihrer Sittlichkeit wegen geachtet. Diese letztere, und die daraus hervorgehende würdevolle Haltung im Leben, muß besonders als ein Produkt der strengen Disciplin in der hohen Karlsschule betrachtet werden. Wie wichtig aber ein freundliches und vertrautes Verhältniß des Schauspielers zu den Gebildeten im Publikum ist, wird Jedem einleuchten. — Ein schnell auf einander folgender Regentenwechsel veränderte Manches, jedoch gerade nichts Wesentliches in den Verhältnissen des Hoftheaters. Indessen erlitt das Personal gegen die Mitte der neunziger Jahre manchen empfindlichen und schwer zu ersetzenden Verlust, theils durch den Tod, theils durch den Abgang einiger Mitglieder. Die Ersetzenden vermochten die dadurch entstandenen Lücken nicht auszufüllen, und das schöne Ensemble war somit gestört. Nachlässigkeit und eine gewisse Lethargie trat allerdings um jene Periode in der Leitung der Bühne ein, und erzeugte den Entschluß dieselbe einem Pächter zu übergeben. Ein fremder, den Directionsgeschäften nicht unkundiger Schauspieler übernahm den Pacht, und brachte neues Leben und raschere Bewegung in die stockende Maschine. Kotzebue's beginnende Thätigkeit fiel mit jener Periode zusammen, und so wurde alles Neue von dem dramatischen Polygraphen, und überhaupt manches Werthvolle älterer und neuerer Dichter zur Darstellung gebracht; der Zweck des Unternehmers, die Kasse zu füllen, ward dadurch vollkommen erreicht, denn der Theaterbesuch vermehrte sich zusehends, der in der letzten Zeit, wo eine Neuigkeit ein wahrer Prodir genannt werden mußte, beträchtlich abgenommen hatte. Auch einige Schauspieler von Talent wurden von dem neuen Pächter angestellt. Nach nicht vollen zwey Jahren fand es jedoch der Hof für angemessen, die Bühne wieder selbst zu übernehmen. Es wurde dadurch gerade keine augenblickliche Veränderung bewirkt, nur bewirkte das seltenere Erscheinen von Neuigkeiten und manches Mangelhafte

und Vernachlässigte in den Darstellungen, daß dem Ganzen das belebende Prinzip und die verständig leitende Hand fehle. — Ein im Bühnenwesen gänzlich Unerfahrener erhielt nun die Direktion, und alsdann auch den Pacht der Bühne. Parteilichkeit in der Vertheilung der Rollen, Geschmacklosigkeit in der Auswahl der Stücke, übelangebrachte Sparsamkeit auf der einen, und Verschwendung auf der andern Seite, kurz alle jene Fehler, die im Gefolge einer unkundigen Bühnenleitung zu seyn pflegen, thaten sich hier kund, ja machten sich sogar recht breit. Die Theilnahme des Publikums am Theater war indessen in jener Periode immer noch rege, ja der blos schaulustige Theil der Besucher fand sogar seine größere Befriedigung in derselben. Auch diese Direktion nahm bald genug ein Ende, und der Hof ergriff nun das Steuerruder wieder immittelbar. — Wir nähern uns jetzt einer Periode, welche die glänzendste in unsrer dramatischen Literatur genannt werden muß, weil Schiller mit seinen unsterblichen Meisterwerken in derselben hervortrat; aber leider vermochte die Kunst der Schauspieler dem Fluge des großen Genius nicht zu folgen. Die Worte des unsterblichen Dichters paßten genau auch auf jene Bühnenperiode: „ach, der große „Moment findet ein kleines Geschlecht." — Einige glückliche Talente vermochten sich wohl hie und da dem Ideale des Dichters zu nähern, aber die minder begabten und in Prosa befangenen waren steif, ungelenk, und durchaus untheilnehmend in einer für sie so ganz fremden Region. — Das Publikum verlangte mit Recht die sämmtlichen Werke seines gefeyerten Lieblings auch von der Bühne herab zu bewundern, und gewöhnte sich nach und nach daran, aus wohl zu entschuldigender Vorliebe für dieselben, sie lücken- und mangelhaft darstellen zu sehen, schon zufrieden, wenn etwa eine oder die andere Rolle nur mittelmäßig ausgeführt wurde; dabey verlor es aber den Sinn für ein vollkommenes Ensemble immer mehr und mehr. Man überredete sich endlich, daß man ein gutes Theater besitze, wenn sich einige ausgezeichnete Talente unter den Mitgliedern desselben befanden; dieser Wahn, der vom Publikum ausging, theilte sich auch den Direktionen mit, und bewirkte, daß diese blos nach solchen eminenten Talenten haschten, und höchlich zufrieden, wenn sie sie gefunden zu haben glaubten, nun blos bemüht waren, ihnen Raum zu verschaffen, und die Sorge um das Ganze alsdann ihre letzte seyn ließen, die doch billigerweise ihre erste hätte seyn sollen. — Die Heldenspieler, sogenannte Convulsionsreißer, und Monodramenspieler par excellence, fanden in jener Periode ihre Rechnung auf den deutschen Bühnen, und bildeten sich immer mehr zur einseitigsten Virtuosität aus. — Doch wir kehren von diesen allgemeinen Bemerkungen zu unserm Theater zurück, das sich nun seiner verlezten Periode näherte, die in mancher Beziehung zwar die glänzendste desselben genannt werden muß, aber zugleich auch diejenige, wo der höhere, poetische sowohl, als sittliche, Kunstzweck, immer mehr aus dem Auge verloren wurde. Die Bühnenkunst war überhaupt bereits ausgeartet in unserm lieben Vaterlande; der Sinn für das Einfache und Schöne, bey der Masse der Zuschauer wenigstens, erstöbtet; und der Heißhunger nach eitler Schaulust daher immer größer und heftiger. Effektstücke und Prunkopern, welche die bessern Werke der Meister bereits zu verdrängen drohten, boten demselben erwünschte Nahrung dar; und das Beyspiel einer Berliner Bühne, wo sogar ein Iffland diesem Ungeschmack allen möglichen Vorschub leistete, war zu verführerisch, als daß eine nahmhafte Hofschaubühne es hätte wagen dürfen, in Glanz und Prunk hinter jener königlichen, tonangebenden, zurückzubleiben. Das einfache Drama konnte daher die Menge, die sich den Magen bereits überladen hatte, nicht mehr ergötzen, den Kenner nicht mehr befriedigen, da unsere Schauspieler die Kunst wirklich schon verlernt hatten, dasselbe im erfreulichen Zusammenspiele zur Anschauung zu bringen. — Die ächte Komik war in Possenreißerey ausgeartet; ein Komiker, den unsere Bühne zu jener Zeit besaß, und dem man nicht gerade alles Talent absprechen konnte, gab sich zum Possenreißer her, und war wohl die Hauptursache, daß die tollsten Travestien, Parodien und Wiener Vorstadtspossen den Zutritt erhielten, und das feinere Lustspiel beynahe ganz verdrängten, welches nun nicht mehr drastisch genug auf den verwöhnten Geschmack zu wirken vermochte. Der gebildete Theil der Zuschauer zog sich nun natürlich immer mehr von der Bühne zurück, und gerade er ist es ja, der das gewöhnliche Theaterpublikum bildet; der ungebildete füllt blos die Gallerien, wenn es etwas zu gaffen gibt, oder auch die Ranglogen, denn der Verfasser dieses Aufsatzes ist weit entfernt, den Pöbel nur unter dem Pöbel zu suchen. Eine strenge Theaterpolizey, die den Zuschauern sogar die Aeußerungen des Beyfalls untersagte, kam hinzu, und entfremdete den bessern Theil derselben der Bühne immer mehr. Gegen das Ende dieser Periode zog zwar ein ausgezeichnetes Talent für die Tragödie jenen bessern Theil der Zuschauer wieder an; aber leider stand jenes Talent allein, und schien sich, aus einem höchst unkünstlerischen Irrthume, sogar in seiner Isolirung zu gefallen. Der einsichtsvolle Kunstfreund, der nur in dem besten Ensemble die beste Bühne sieht, und dem ein ausgezeichneter Schauspieler jenen Mangel erst recht fühlbar macht, behauptete daher bald wieder seine vorige Gleichgültigkeit gegen die Bühne, und zog sich von derselben zurück. — Der neuesten Periode erwähnen wir nicht, da sie offenbar in ihrer Entwickelung begriffen, sich noch keineswegs als ein abgeschlossenes Ganze uns darstellt; überdieß ist es ja die Vergangenheit, nicht die Gegenwart, die wir in dieser historischen Andeutung zu besprechen uns vorgenommen hatten.

Auflösung der Charade in Nr. 118:

Milchstraße.

Charade.

Wer schafft der Gedanken sinnliches Bild?
Wer spricht mit dem Freund auf der Reise?
Wer stiftet den Frieden und donnert wild
Die Menschheit aus friedlichem Kreise?
Wer trägt den Falken zu sonnigen Höh'n
Und weiß ihn im Frost zu erhalten?
Wer läßt ihn der Kugel des Jägers entgeh'n?
Dieß wird euch das erste entfalten.

Das zweyte braucht oft des Handwerkers Hand,
Es dient ihm bey täglichem Werke;
Es findet sich bey jeglichem Stand;
Dem Schwachen gibts, nützt er es, Stärke.
Man sieht es recht emsig beym fröhlichen Mahl,
Nicht Einer mag da es entbehren;
Auch ist es geschäftig, der Leidenden Zahl —
Gebraucht es ein Wütrich — zu mehren.

Das Ganze gebraucht der gebildete Mann,
Seh'n wir bey der Arbeit ihn sitzen;
Zwar trifft man es öfters bey Andern auch an,
Doch wissen sie's selten zu nützen.
Bestimmt ist's als Mittel den Tag und bey Nacht
Das erste zum Zweck zu bereiten.
Auch ist's von dem Stoff, wie das zweyte gemacht,
Nur muß es der Zweck unterscheiden.

C. B . . h . ch.

Nro. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Mai 1823.

Wo findet ihr den Weg zur Freyheit?

Bruchstück aus dem sechsten Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Sonnabend, den 7. Sept. 1816.

„Man muß bekennen, sagte der Kaiser, daß die englische Konstitution, trotz einer Zusammensetzung gehässiger, veralteter, unedler Details, dennoch die sonderbare Erscheinung eines glücklichen und schönen Resultats darbietet, und gerade dieses Resultat und alle seine Wohlthaten flößen der Menge die Furcht ein, etwas davon zu verlieren. Liefert denn aber der verwerfliche Theil der Details dieses Resultat? Nein, er trübt es im Gegentheil, und es würde in einem weit höheren Glanze strahlen, wenn die große und schöne Maschine sich von den angesetzten wuchernden Auswüchsen reinigte, u. s. w., u. s. w.

„Aus allem dem aber, fuhr der Kaiser fort, geht hervor, wohin das System der Anleihen führen kann, und wie gefährlich es ist; auch habe ich nie bey uns davon hören wollen, wo die Ansichten getheilt waren. Ich bin immer ein hartnäckiger Gegner derselben geblieben.

„Man hat damals gesagt, ich mache kein Anleihen, weil ich keinen Kredit hätte, weil sich keine Anleiher gezeigt haben würden; dieß war aber falsch. Es würde wenig Menschenkenntniß und Kenntniß der Wechselgeschäfte verrathen, wenn man glaubte, durch Darbietung von Glücksfällen und dem Reize zum Spiel nicht immer Theilnehmer zu dem Anleihen gefunden zu haben. Allein dieß war gegen mein System. Ich hatte mich bemüht, ein Grundgesetz darüber aufzustellen, und den Betrag der öffentlichen Schuld zu fixiren, so wie man ihn allgemein für das öffentliche Wohl zuträglich hielt, nämlich auf achtzig Millionen Renten für mein Frankreich in seiner größten Ausdehnung, und nach der Vereinigung mit Holland, wodurch allein ein Zuwachs von zwanzig Millionen entstanden war; diese Summe war vernünftig und nützlich; jede höhere wäre schädlich geworden. Welche Folgen hat dieses System gehabt? Seht einmal, welche Hülfsquellen ich zurückgelassen habe! Bleibt nicht Frankreich nach den riesenhaftesten Anstrengungen, nach so schrecklichem Unglück, noch immer das glücklichste Land? Sind nicht seine Finanzen die ersten von Europa? Wem und was verdankt man dieß? Ich war so weit entfernt, die Zukunft aufbrauchen zu wollen, daß ich mich vielmehr entschloß, einen Schatz zu hinterlassen; ich hatte sogar bereits einen Schatz, und ich schöpfte daraus, um Banken zu leihen, Familien, die in Verlegenheit waren, aufzuhelfen, und Personen, die um mich angestellt waren, zu unterstützen.

„Ich würde nicht nur mit Sorgfalt die Amortisations-Kasse unterhalten haben, sondern ich rechnete auch darauf, mit der Zeit Belebungs-Kassen zu haben, deren wachsendes Vermögen zu öffentlichen Arbeiten und Ausbesserungen verwendet worden wäre. Es würde eine Belebungs-Kasse des Reichs für allgemeine Arbeiten, eine Belebungs-Kasse der Departemente für örtliche Arbeiten, eine Belebungs-Kasse der Gemeinden für Municipal-Arbeiten statt gefunden haben," u. s. w., u. s. w.

Endlich sagte der Kaiser noch bey einer andern Gelegenheit: „England ist dafür bekannt, daß es mit Allem Handel treibt; warum legt es sich nicht auch auf den Verkauf der Freyheit; man würde sie sehr theuer bey ihm kaufen, und ohne daß es zum Bankerott käme; denn das Wesen der neuern Freyheit ist in der Moral gegründet, und sie wird nicht zum Verräther in ihren Verpflichtungen. Wie viel würden ihm nicht z. B. jene armen Spanier bezahlen, um sie von dem Joche zu befreyen, das man ihnen von Neuem aufgelegt hat! Ich bin überzeugt, daß sie sehr geneigt dazu seyn würden; ich habe Beweise davon in Händen, und doch bin ich es, der dieses Gefühl bey ihnen geschaffen hatte; so hätte doch meine Thorheit wenigstens Jemand genützt. Auch den Italienern habe ich Grundsätze eingepflanzt, die man nicht mehr vertilgen wird; sie werden immer fortgähren. Was könnte jetzo England Besseres thun, als diesen schönen Aufregungen der neuern Wiedergeburt hülfreiche Hand zu leisten? Denn früher oder später wird diese dennoch gelingen. Vergebens werden die Souveräne und die alten Aristokratien ihre Bemühungen dagegen vervielfachen; der Stein des Sysiphus schwebt über ihren Häuptern; so wie einige Arme ermatten, bey der ersten Unachtsamkeit wird das Ganze auf sie herein-stürzen. Wäre es nicht besser, die Sache in Güte zu Ende zu bringen? Dieß war mein großer Entwurf. Warum sollte sich England weigern, den Ruhm und den Nutzen davon zu ernten? Alles ist vergänglich, in England so gut wie anderwärts. Das Ministerium von Castlereagh wird vorübergehen, und sein Nachfolger, der Erbe seiner Fehler, wird schon dadurch groß werden, wenn er diese nicht fortzusetzen geneigt ist. Er braucht blos den Begebenheiten ihren Lauf zu lassen, und sich der Richtung des Windes gemäß zu verhalten; im Gegensatz von Castlereagh braucht er sich nur an die Spitze der liberalen Ideen zu stellen, statt sich mit der absoluten Gewalt zu verbünden, dann wird er die Segnungen der Völker ernten, und man wird alles Unrecht von Seite Englands vergessen. Eine solche Handlungsweise wäre im Geiste von Fox gewesen; Pitt würde sich nicht dazu entschlossen haben, dieß kam davon her, daß den Fox das Genie durch das Herz erwärmt wurde, statt daß Pitts Genie sein Herz austrocknete. Ich höre aber von allen Seiten den Ausruf: Warum denn ich in meiner Allmacht nicht so gehandelt hätte? Warum ich bey so schönen Aeußerungen so schlecht hätte handeln können? Ich antworte denen, die es redlich meinen, daß sich hier keine Vergleichung machen läßt. England kann auf einem Terrain zu Felde ziehen, dessen Grundlagen bis in das Innerste der Erde reichen; mein Terrain ruhte nur noch auf Sand. England herrscht auf festgestützten Verhältnissen; ich hatte die große, die unermeßlich schwere Aufgabe, sie erst zu gründen. Ich reinigte eine Revolution, getäuschten Faktionen zum Trotz; ich hatte wol alles zerstreute Gute, was man davon behalten konnte, in Bündel vereinigt, aber ich war gezwungen, diese mit kräftigem Arme zu umfassen, um sie vor dem allgemeinen Angriff zu schützen; in dieser Stellung nun, ich wiederhole es nochmals, war in der That das öffentliche Wohl, der Staat nur in mir.

„Das Ausland drang bewaffnet gegen unsere Grundsätze ein, und gerade im Namen desselben griff man mich im Innern von der entgegengesetzten Seite an; hätte ich daher mich nur etwas schlaffer benommen, so würde man mich schnell auf die Zeit des Direktoriums zurückgeführt haben; ich würde der Gegenstand, und Frankreich unfehlbar das Opfer eines Gegen-Brumaire geworden seyn. Wir sind unserer Natur nach so unruhig, so geschäftig, so geschwätzig! . . . . . Es können zwanzig Revolutionen kommen, und wir werden euch sogleich zwanzig Konstitutionen haben! Das, womit man sich am meisten beschäftigt, beobachtet man am wenigsten. Ach! wie nöthig wäre es für uns, auf dieser schönen und ruhmvollen Laufbahn einmal reifer zu werden! Unsere großen Männer in dieser Beziehung haben sich so klein gezeigt! Gebe der Himmel, daß die neuere Jugend sich die großen Fehler zur Lehre dienen läßt, und sich eben so weise zeigt, als sie feurig seyn wird!!!" u. s. w., u. s. w.

Quentin Durvard's Erlösung vom Strange.

(Aus Walter Scotts letztem Roman.)

„Blasser Sklave des Edits! sagte ein Mann in gebrochenem Französisch zu Durvard; du beraubst den, welchen du ermordet hast? Aber wir haben dich, und du sollst dafür büßen." — Messer wurden auf allen Seiten gezogen, als diese Worte gesprochen waren, und die wilden, verzogenen Gesichter, die auf ihn herabblitzten, glichen denen der Wölfe, die ihren Raub anfallen. Dennoch hielt der junge Schotten Muth und Geistesgegenwart aus. — „Was sicht euch an, meine guten Leute? sagte er. Wenn das die Leiche eures Freundes ist, habe ich ihn eben aus reinem Mitleiden abgeschnitten, und ihr thatet besser, ihr suchtet ihn zum Leben zurückzurufen, als einen Fremdling zu mißhandeln, dem er die Möglichkeit der Rettung zu verdanken hat." — Die Weiber hatten indessen den Körper unter ihre Obhut genommen, und die Bemühungen, welche Durvard angewandt hatte, um ihn ins Leben zurückzubringen, fortgesetzt, obgleich mit demselben übeln Erfolg, so daß sie ihre fruchtlosen Anstrengungen aufgaben, und sich all den morgenländischen Ausdrücken des Schmerzes zu überlassen schienen, indem die Frauen ein trauriges Geheul ausstießen, und sich das lange schwarze Haar rauften, während die Männer ihre Kleider zu zerreißen und sich die Köpfe mit Staub zu bestreuen schienen. Allmählig vertieften sie sich so sehr in ihre Trauergebräuche, daß sie nicht länger auf Durvard achteten, von dessen Unschuld sie

sich wahrscheinlich auch durch die Umstände überzeugt hatten. Von seiner Seite würde es jetzt am vernünftigsten gewesen seyn, wenn er diese wilden Menschen ihrem eigenen Wesen überlassen hätte, aber ihm war von Kindheit an eine gänzliche Verachtung aller Gefahr eingeprägt worden, und er fühlte die volle Stärke jugendlicher Neugierde.

Eben wollte er diese böse Gesellschaft verlassen, als er Hufschläge vernahm, und plötzlich eine Truppe französischer Soldaten auf die vermeintlichen Sarazenen einstürzte, welche eben die Leiche ihres Gefährten auf die Achseln genommen hatten. Diese unerwartete Erscheinung verwandelte die abgemessenen Klagen der Trauernden in ein unregelmäßiges Angstgeschrey. Der Leichnam ward augenblicklich zur Erde geworfen, und die denselben umgebenden Personen zeigten die thätigste Geschicklichkeit, um, so zu sagen, unter den Pferden und von den Lanzenspitzen der Reiter weg zu entspringen, die mit den Ausrufungen: „Nieder mit den verfluchten heidnischen Dieben! Fangt und tödtet, bindet sie wie wilde Thiere! Spießt sie wie Wölfe!“ auf sie einstürmten. Diese Ausrufungen waren von entsprechenden Gewaltthätigkeiten begleitet; aber so groß war die Gelenkigkeit der Flüchtlinge, daß, da der Boden durch Gebüsche und Gestrüppe der Reiterey ungünstig war, nur zwey niedergeworfen und zu Gefangenen gemacht wurden. Auch Quentin, den heute das Geschick zur Zielscheibe seiner Pfeile gemacht zu haben schien, wurde zu gleicher Zeit von den Soldaten ergriffen, und ihm, trotz seiner Vorstellungen, die Arme mit einem Stricke zusammengebunden, wobey die, so sich seiner bemächtigten, eine Geschicklichkeit und Schnelle bewiesen, welche zeigte, daß sie in Polizeyangelegenheiten keine Neulinge waren.

Quentin blickte ängstlich nach dem Anführer der Reiter, von dem er seine Freyheit zu erlangen hoffte, und war verlegen, ob es ihn freuen oder beunruhigen sollte, als er in demselben den niederblickenden und stillen Gefährten des Maître Pierre erkannte. Freylich mochte dieser Beamte von der Geschichte des Morgens wissen, daß, welches Verbrechens auch diese Fremde beschuldigt seyn mochten, er nicht in der geringsten Verbindung mit ihnen stand; aber es war eine schwierigere Frage, ob dieser mürrische Mann ein gerechter Richter oder bereitwilliger Zeuge für ihn seyn würde, und er zweifelte, ob es seine Lage bessern würde, wenn er sich geradezu an ihn wendete. Aber er hatte nicht lange Zeit zu plaudern. „Trois-Eschelles und Petit-André,“ sagte der niederblickende Offizier zu Zweyen von seiner Truppe, „diese Bäume stehen hier ganz bequem. Ich will diese ungläubigen, diebischen Hexenmeister lehren, der königlichen Gerechtigkeit in den Arm zu fallen, wenn dieselbe Einen von ihrem verfluchten Gesindelechte heimgesucht hat. Steigt ab, Kinder, und verrichtet euer Amt munter.“ — In einem Augenblick waren Trois-Eschelles und Petit-André auf den Beinen, und Quentin bemerkte, daß ein Jeder von ihnen vorn und hinten am Sattel ein oder zwey Rollen Stricke hatte, welche sie schnell entrollten, und zeigten, daß eigentlich jede Rolle eine Schlinge bildete, und zur augenblicklichen Hinrichtung vorbereitet war. Das Blut in Quentins Adern erstarrte, als er sah, daß sie drey dieser Stricke aussuchten, und sich anschickten, ihm einen um den eigenen Hals zu legen. Er schrie dem Offizier laut zu, erinnerte ihn an ihr Zusammentreffen am Morgen, forderte das Recht eines freyen Schotten in einem freundlich gesinnten alliirten Lande, und leugnete jede Kenntniß der Personen, mit denen man ihn ergriffen, und ihrer Vergehungen. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 2. May.

Die Minnesänger, der Kalender, die Straßenpolizey, die militärische Montirungskammer und die Droschkenunternehmer behaupten, daß gestern der Monat der Liebe, der blühenden Jahreszeit, der kurzen hellen Nächte, der leichten Bekleidung begonnen habe und handeln in diesem Sinne, obgleich ihnen die Natur das Gegentheil faktisch darthut, indem sie die Weissagungen unseres prophetischen Dittmars erfüllt und in diesem Frühjahr jenen gelinden Winter eintreten läßt, den derselbe nur um einige Monate zu früh verkündigte.

Propheten sagen immer wahr,
Denn es geschieht ja allerley.
Begibt sich's nicht im Januar,
So trifft sich's 'mal im May.

Wir hatten gestern früh bey dem rauhesten Sturm und Regenwetter den lustigsten, buntesten Frühlingsanblick in unserer Stadt, welcher sicherlich so manchen unserer jungen, mit erlauten Minnesänger zu modisch-milden, mahlenden Maymelodien bewogen hat, die nun auch bald noch vor der Mitte dieses Jahres in den Musenkalendern des künftigen erscheinen werden. Da wird man lesen: wie es zu schneien am ersten Mayen aufhörte, und wie im Freyen, gleich lebenden schwebenden Blüten, gleich weißen Rosen, die Sommerhosen von Leinen der Krieger erscheinen, inwährend die grauen entschwinden, entführt von rauhen Winden. Dieser Anblick war um so poetischer, da der kontrastirende Gegensatz als Basis aller Dichtung und Wahrheit nicht fehlte. Unsere eleganten Damen nämlich hatten ihre vielfarbigen Winterpelze noch nicht abgelegt, ja als es gegen Mittag zu regnen begann, waren unsere volkreichen Straßen mit so tausendfach bunten Schirmen bedeckt, daß man sich in das sonnenwarme China versetzt glaubte, um so mehr, als unser Volk die Regenschirme höchst dichterisch Parasols nennt. Dabey rollten hin und her unsere einspännigen Fiakres: ein Fuhrwerk, das, so wie unsere Stadt zwischen Petersburg und Paris liegt, halb russisch und halb französisch aussieht und den polnischen Namen Droschke führt. Die meisten dieser Halbwagen waren neu lackirt, die sämmtlichen Kutscher aber begrüßten, wie immer, den ersten May in funkelnagelneuer Livrée; kurz, was uns die Natur an Grün- und Blüten gestern entzog, das ersetzte uns bunt und reich des Kalenders unwandelbare Bestimmtheit, das waltende Fatum gesetzlicher Einrichtung. Man kann lächeln, wenn die allgewaltige Natur gegen die kleinen Anordnungen der Menschen zuweilen ironisch verfährt; doch ist der Vernünftige von deren Nothwendigkeit überzeugt; er weiß, daß die strenge Befolgung gesellschaftlicher Ordnung einzig und allein den Staat wie das einzelne Hauswesen erhält, und er wird also ein gesetzliches Verfahren weder tadeln, noch verspotten. Aber Spott sowohl als Tadel dringt unwillkührlich sich auf, wenn der untvätige, gemächliche Pedantismus auf herkömmliche Barbarey stolz ist und eigensinnig darauf verharret, alles Neuere und Bessere von sich stößt und es wohl gar als unsinnliche Phantasterey vornehm und weise belächelt. So lächelten einmals unsere Postbeamten, wenn man sonst in preußischen Landen, stundenlang auf Pferde wartend, sie unterstand, ihnen von der schnellen Bedienung der südreussischen und französischen Posten zu sprechen; so raisonirten phlegmatisch und unbekümmert unsere Postillons, langsam neben den Wagen einherschlendernd, oder blieben ruhig eine halbe Stunde in jeder Dorfschenke, während man doch für Extrapost bezahlt hatte; so fuhr jener Frachtwagen, den man die Diligence nannte, vier und

zwanz'g Stunden auf zehn Meilen und glaubte seinen unwandelbaren Schlendrian so ewig wie die Natur, bis der nicht genug zu preisende General-Postmeister, der thätige Geheime rath Nagler, diesem hundertjährigen Unwesen in wenigen Monaten ein Ende machte, so daß man sich jetzt nur freuen kann, auf preußischem Gebiete zu reisen. Aber unser Generalpostmeister kann nicht zugleich Chef unserer Straßenpolizey seyn, und so wird diese gewissenhaft, gerade wie sonst die Postbeamter, weise und vornehm lächeln, wenn man ihr sagt, daß es in Deutschland Städte gibt, wo Abends die Laternen nur dann nicht angezündet werden, wenn der Mond bey klarem Himmel realiter leuchtet, aber nicht wie hier, wenn nur scheinbar Mondschein im Kalender steht. Doch ist dieses nur eine Kleinigkeit! Denn gestern Abend am ersten May mit dem Glockenschlag neun ist hier auf Polizeybefehl die Berlinische Sommerfinsterniß eingetreten. Von diesem Datum an brennt nirgends — doch nein! das wäre unwahr; die Landstraße von hier nach Charlottenburg ist äußerst splendid erleuchtet — aber in den Straßen der Residenz brennt vom ersten May an bis zum Herbste nirgends ein Lämpchen, und ist, wie er es gestern war, der Himmel trüb, so muß man sehr genau jeden dreyten Rinnstein, jede Baustelle und jede Erhöhung und Vertiefung unsers vortrefflichen uniformirten Pflasters kennen, wenn man nicht bey einem Abendgang in Lebensgefahr kommen will *). Dieses löbliche Herkommen ist nun besonders für Fremde äußerst angenehm; noch angenehmer aber für eine gewisse Gattung liebender Seelen und am allerangenehmsten für Gauner und Diebe. Auch haben zwey der Letztern, ein Brandstifter und ein falscher Wechselfabrikant, die in dem Stadtgefängniß (Hausvogtey genannt) festsaßen, die Berlinische Sommerfinsterniß benutzt und sich in der gesetzlichen Finsterniß ungesetzlich aus unserm Staub gemacht. Der Eine, ein Engländer, soll unserer Polizey einen Brief à la Arretino zurückgelassen haben, in welchem er sich höflich für die erwiesenen Aufmerksamkeiten bedankt, versichernd, daß alle Mühe, ihn wieder einzufangen, vergebens seyn, und daß er bald seinen noch gefangenen Schulgenossen nachholen würde. Unsere Berliner, deren spöttische Natur gewissermaßen dadurch versöhnlich wird, daß sie nie verfehlen, sich auch über sich selbst lustig zu machen, haben über ihre Sommerfinsterniß und die entlaufenen Verbrecher nachstehendes Triolet in Umlauf gebracht, das dem berühmten des Brécourt nachgebildet scheint und welches wir daher mit gutem Gewissen den lyngdichterischen Musenalmanachen für 1824 empfehlen können. Es lautet wie folgt:

Hier in Berlin am ersten May,
Dem Wonnemond der Liebe
Sorgt unsre Straßenpolizey
Für dunkle Frühlingstriebe. —
Kein Lämpchen brennt, es ist vorbey
Mit modischer Aufklärerey
Hier in Berlin am ersten May,
Dem Wonnemond der Liebe. —
Da wandelt und da handelt frey
In Finsterniß die Bublerey;
Da brechen aus der Hausvogtey
Brandstifter, Gauner, Diebe.
Und Fremde Arm und Bein entzwey
Hier in Berlin am ersten May,
Dem Wonnemond der Liebe.

*) Bey den Baustellen schimmert (seitdem vor mehreren Jahren in der Wilhelmsstraße ein bekannter und vornehmer Mann in einen aufgegrabenen Brunnen stürzte und auf der Stelle todt blieb) bey den Baustellen schimmert etwas; aber es gehört das geübte Auge eines Naturforschers dazu, um zu entdecken, ob es ein Johanniswürmchen, ein faules Holz, oder ein Cigaro sey.

Aus der Schweiz, April.

Zu Trogen im Kanton Appenzell Ausserrhoden hat ein Verein vaterländisch gesinnter Männer vor zwey Jahren eine höhere Bildungsanstalt für Knaben gegründet, die diesem Kanton bisher durchaus mangelte; sie haben ein schönes Haus mit einigen Grundstücken und eine Summe von achttausend Gulden zu Gründung eines Fonds der Anstalt geschenkt. Nach Abfluß der zwey Jahre ließ der souveraine Rath des Kantons die Statute prüfen, und auf den ihm erstatteten sehr befriedigenden Bericht hat er den Druck desselben verordnet und eine Einladung an Vaterlandsfreunde zur Beförderung der neuen Lehr- und Erziehungsanstalt genehmigt. Von dieser will man den schönen Schluß versetzen: „Werfet einen einzigen Blick auf die teuerabe unerschwinglichen Lasten, unter denen andere Völker seufzen, und wie gerne werdet ihr dann hier ein Opfer auf den Altar eures glücklichen Vaterlandes legen! Die Zeit, in der wir uns befinden, ist Gottlob! geeignet, die Unterstützung einer solchen Anstalt zu erleichtern. Wenn wir auch nicht den frühern Flor unseres Handels und unserer Gewerbe rühmen können, so mag man doch überall wahrnehmen, daß wir uns nicht über schlechte Zeiten zu beschweren haben. Möge also diese Anstalt späten Nachkommen ein Denkmal werden, daß der Segen Gottes in unsern Tagen nicht blos im Taumel rauschender Freuden und für nichtigen Prunk vergeudet, oder engherzig hinter Schloß und Riegel gebannt, nein! daß auch dem Vaterlande gerne ein Theil davon geopfert worden sey. Wer Nachkommen an seiner Seite aufblühen sieht, der hat hier einen schönen Anlaß, eine Anstalt zu befördern, die seinem Geschlechte bis auf späte Zeiten zum schönen Lobe erblühen kann; wer aber keine Kinder hat, der möge dafür sorgen, daß, statt ihrer, diese Anstalt, und was er an ihr gethan hat, seinen Namen auf die Nachwelt bringe. In jenen Zeiten, wo das Schwert galt, da haben unsere Väter ruhmvoll sich ausgezeichnet, und große Thaten sind uns von ihnen aufbewahrt worden. Jetzt sind die stillen Künste des Friedens geworden, was damals der Waffenruhm war, und zu Licht und Bildung streben nun die Völker empor. Wir wollen auch darin ihnen nachringen; das Volk von Appenzell soll auch darin sich auszeichnen unter seinen Zeitgenossen, wie die Väter unter den übrigen in jenen Tagen der Vorzeit. Ihnen gab Gott den starken Arm, mit dem sie ihren Ruhm sich errangen; ihren Söhnen versagte er auch die geistigen Anlagen nicht, mit denen sie im Wettkampfe der Bildung wieder getrost in die Schranken treten dürfen. Es ziemt sich wohl, daß neben dem Schlachtfelde von Vögelisegg eine Anstalt emporsteige, wo die Enkel jener tapfern Kämpfer auf die Thaten ihrer Ahnen hingewiesen und von Jugend an zu der Treue gegen Gott und das Vaterland herangebildet werden, die jene so stark gemacht hat. Möge diese Anstalt beweisen, daß die biedern Appenzeller noch immer eifrig und kräftig zusammenstehen, wo es das Beste des Vaterlandes gilt, so gut als ihre Väter zusammenstunden im Blutkampfe um die Freyheit. Wenn dann ein Fremder durch unser Land wandelt, wenn er an dem offenen Sinn unseres Volkes und an seinen blühenden Gewerben sich ergötzt, wenn er mit Wohlgefallen unsere schönen Dörfer und so viele Spuren des Wohlstandes betrachtet, und dann fragt: was unter diesem freyen glücklichen Volke für's Vaterland gethan werde: dann wollen wir ihm diese Anstalt zeigen, und wollen ihm sagen, nicht mit Zwang und gewaltsamen Steuern sey sie gestiftet worden, durch den edlen Sinn einiger Männer sey sie erstanden, und alsbald haben treue Genossen aus allen Gegenden des Landes sich zu ihnen gethan, die schöne Stiftung der Nachwelt aufzubewahren, damit sie des Vaterlandes Nutzen und Ehre fördere bis auf späte Geschlechter: So sey die Weise freyer Völker."

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Nr. 42.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. Mai 1823.

Kunstnachrichten aus Paris.

Paris, den 31. März 1823.

Bildhauerkunst. Die Stadt Versailles, welche Ludwig XIV. ihren ganzen Glanz und selbst ihr Daseyn verdankt, wollte einen besondern Beweis der Theilnahme an dem Schmerz geben, welchen alle Franzosen, man kann sagen, die edlen Gemüther aller Länder empfunden haben, als der unglückliche Herzog von Berry durch die Hand eines Mörders fiel. Sie ließ daher in der Kirche des heil. Ludwig, der Hauptkirche der Stadt, ein Grabmal errichten, für welches Hr. Pradier eine Gruppe in Marmor auszuarbeiten beauftragt wurde.

Der Prinz, halb hingesunken, wird durch die Religion unterstützt, welche ihm den Himmel zeigt, woselbst Engel und die Vergeltung seiner Leiden warten. Der Künstler nahm an, daß man, eben beschäftigt ihn auszukleiden, das Hemd auf den untern Theil des Leibs fallen ließ, welcher außerdem von einem Mantel mit Lilien verhüllt wird. Damit gewann der Künstler viel. Er gab zu erkennen, daß ein Prinz von Frankreich vorgestellt werde, zeigte durch den beybehaltenen Theil der Kleidung, in welcher Zeit er lebte, verschaffte sich Gelegenheit, seine Wunde sehen zu lassen, folglich auch an die Art seines Todes zu erinnern, und fand nun Veranlassung, das Nackte zu zeigen, was das eigentliche Feld der Bildhauerkunst ist.

Die allegorische Figur, welche die Religion vorstellt, ist stehend, ihre rechte Hand lauft unter der Schulter des Prinzen hin, welcher auf eines ihrer Kniee sich stützt. Ein Kreuz von beträchtlicher Größe unterstützt seinen linken Arm, dessen Hand gegen den Himmel sich aufrichtet.

So fein diese Zusammenstellung ist, so geschickt ist die ganze Ausführung. Das Fleisch in dem obern Theile der Figur des Prinzen hat viel Wahrheit, der Kopf ist sehr ähnlich, und zeigt das Leben im Kampf mit dem Tode. Die Hauptbewegung der Figur ist gelungen; sie fällt gut, mit der Art von Hinsinken, welche einem großen Schmerzen, einer großen physischen Erschöpfung eigen ist, und welche Dante so schön mit den Worten ausdrückt

• caddi come corpo morto cade (Hölle. V.)

Weniger gelungen ist die Religion. Der Kopf ist mehr kalt, als ruhig, er ist nicht beseelt von dem Gefühl, daß hier Trost nöthig sey, welcher macht, daß man ihre Worte auch mitten unter den größten Schmerzen hört, zu deren Milderung sie erscheint. Das gegen den linken Arm gestützte Kreuz macht einen schlechten Eindruck, denn es scheint den Vorderarm und die Hand von dem übrigen Körper zu trennen.

Die Figuren dieser Gruppe übersteigen die Lebensgröße.

Wenn man bedenkt, wie schwierig es war, auf eine neue und gefällige Art einen so oft und oft schon mit so vielem Geist behandelten Gegenstand darzustellen, so muß man zugeben, daß diese neue Arbeit des H. P. im Ganzen ihm zur Ehre gereicht. Er hat selbst diese Gruppe in einem hinreichend großen Maaßstab lithographirt, um sie vortheilhaft bekannt zu machen; aber der Steindruck steht weit unter der Arbeit, welche er darstellt. —

Bayard, einer der ältesten französischen Kriegshelden, welcher wegen seiner großen Eigenschaften als Krieger und Mensch bey der Nachwelt mit Recht den Beynamen des Ritters ohne Furcht und Tadel erhielt, hatte seit lange her kein anderes Zeichen der öffentlichen Trauer und Dankbarkeit davongetragen, als eine einfache Büste auf dem Platze, welcher seine sterbliche Hülle verwahrt, in einer Kirche der Minimen, eine halbe Stunde entfernt von Grenoble und errichtet von einem seiner Oheime. Heinrich IV., der sich auf den Muth und das Verdienst verstand, wollte, daß diesem Helden ein seines Ruhmes würdiges Denkmal errichtet werde, aber der Dolchstoß, welcher dieses edle Leben endigte, zerstörte auch diesen Plan und mit ihm noch viele andere dessen gleich würdige, der sie entworfen hatte.

Das Departement der Isère und die Stadt Grenoble, die Hauptstadt desselben, wollten nun, hingerissen von dem allgemeinen Eifer in Frankreich, aus ihrem Schutt die Denkmäler zu erheben, welche in unsern Zeiten der Zwietracht zerstört wurden, (wo dann andere große Männer, auf deren Besitz das Zeitalter stolz war, neue erhielten,) das Andenken des Kriegers, welcher auf ihrem Boden das Licht des Lebens erblickte, auf eine würdige Weise ehren,

und beauftragten deswegen Hrn. Maggi, ihn in colossaler Gestalt zu Fuß in Bronze zu bilden. Dieses wichtige Werk ist nun vollendet und im Hofe des Louvre öffentlich ausgestellt, gegenüber der Bildsäule Heinrich IV., welcher von demselben Künstler als stehende Figur ausgeführt worden und in Paris seit 1819 stehen geblieben ist, weil sich zwischen der Stadt Mérac, für welche sie bestimmt ist, und dem Vicomte Dijeon, auf dessen Kosten sie ausgeführt wurde, ein Streit in Betreff des Platzes entstanden ist, welchen sie einnehmen soll.

Bayard hat fast 11 Fuß Höhe. Der Künstler wählte den Augenblick, wo der Held tödtlich verwundet (beym Uebergang über die Sesia) sein Ende herannahen sieht, und das Kreuz küßt, welches das Stichblatt seines Degens bildet, nachdem er zuvor in Ermanglung eines Priesters seinem Stallmeister gebeichtet hatte.

Mir scheint, der Künstler habe sich in der Wahl des Gedankens getäuscht, den er diesem Bilde zu Grunde legte.

Es ist ein großer Fehler, zu glauben, daß das, was in der Erzählung einen tiefen Eindruck macht, denselben Vortheil auch bey der materiellen Darstellung der Thatsachen gewähren werde. Bey der Erzählung erhebt sich der Gedanke, weil nichts seinen Aufflug hemmt, man darf ihm nur einen Stoß geben, um ihn in Bewegung zu setzen, und sogleich vereinigt er sich mit den wirklichen Umständen, erhöht natürlich die Theilnahme und verschönert das Einzelne. Bey der materiellen Darstellung des Geschehenen ist der Gedanke nothwendig beschränkt, so wie die Kunst des Zeichnens nicht im Stande ist, auf einmal eine Reihenfolge von Umständen vorzutragen, dessen sich dagegen die Erzählung zur Vermehrung der Theilnahme an ihrem Gegenstand zu bemächtigen weiß; es ist daher unerläßlich, daß die vorgestellte Handlung von der Beschaffenheit sey, auf den bloßen Anblick hin die Seele zu ergreifen. Ist hingegen etwas zweifelhaft, versteckt oder doppelsinnig, und muß man erst mit angestrengtem Nachdenken den Gegenstand errathen, so ist die Wirkung verfehlt, der Zuschauer bleibt kalt oder entfernt sich, ohne daß sein Gemüth ergriffen worden wäre.

Man wende diese Bemerkungen auf die Statue Bayard's an und man wird finden, daß sie gerecht sind. Der Künstler hat es nicht gewagt, ihn in dem Augenblick darzustellen, in welchem er das Kreuz küßt, welches durch das Stichblatt seines Degens gebildet wird. Bayard hält seinen Degen an der Klinge und hebt den Griff so in die Höhe, daß er wohl über einen Schuh unter seinem Gesichte sich befindet. Man kann daher annehmen, daß er ihn entweder so eben geküßt hat, oder nahe daran ist, ihn zu küssen, oder, wenn man will, er ruft ihn an, weil er das Zeichen des Kreuzes bildet. Aber lassen wir auch für einen Augenblick die ungünstige Wirkung dieser Anordnung bey Seite — ist der Künstler sicher, daß man sich nicht ganz über den wahren Zweck der vorgestellten Handlung täuscht? Ich sehe einen Krieger, halb hingesunken, welcher mit der einen Hand sich an einen abgebrochenen Baumstamm stützt, und mit der andern seinen Degen erhebt, dessen Griff er hinbietet, — kann ich mir nun nicht denken, er liefere ihn seinem Sieger aus? Aber dieß ist Bayard, sagt ihr, der Ritter ohne Furcht, welchen der Tod selbst nicht erschrecken kann. Ich höre den Namen Bayard, besinne mich auf die Stellung, welche der Künstler wiedergeben will; ist diese mir bekannt, so werde ich nach den Umständen der Handlung fragen, in den Sinn des Künstlers eingehen und vielleicht finden, daß er das gut dargestellt hat, was er geben wollte; aber wenn sie mir nicht bekannt ist, so muß ich mir sie erklären lassen. In jedem Fall aber war es nöthig, mir vorher den Namen Bayard zu nennen und vielleicht muß man mir auch noch die Umstände der Handlung erzählen, welche man darstellen wollte.

Der allgemeine Zweck der Künste ist, uns aufzuregen und unsere Einbildungskraft zu erheben. Sie kommen zu ihrem Ziel auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenen Mitteln. Die zeichnenden Künste bedürfen der Hülfe der Augen, aber es ist nöthig, daß diese schnellen Boten auf den Eindruck, welchen sie überliefern sollen, nicht erst warten müssen, denn sonst schließt sich wieder plötzlich die Seele, die so eben sich zu öffnen im Begriff war. Diese Bemerkungen bestätigt die Erfahrung. Indeß will ich ihnen hier nicht das Ansehen von Kunstlehren geben, die ich wiederhole, denn ich habe schon bey mehreren Veranlassungen ausgesprochen, mit welcher Sorgfalt man sich davor hüten müsse, daß nicht bey einer dargestellten Handlung noch eine Erklärung wegen des Sinnes und der Beschaffenheit derselben nöthig sey.

Die den Tod des großen Bayard begleitenden Umstände sind in der That sehr merkwürdig und ergreifend, aber ich glaube, daß es beynahe unmöglich ist, sie durch eine einzelne Figur darzustellen. Es sind mehrere nöthig, und es wird daher eine Gruppe oder ein Basrelief entstehen; konnte aber der Künstler nur Eine Figur geben, so mußte er sich begnügen, ein Porträt zu machen.

Glücklicher fiel die Bildsäule Heinrich IV. aus, den er in der Stellung, als spräche er, vorstellt. Sein Haupt ist entblößt, sein Helm, bedeckt mit dem Federbusch, welchen man stets auf der Bahn der Ehre erblickte, liegt neben ihm; *) auf der andern Seite, etwas weiter zurück, ist eine Getraide-Garbe. Ein glücklicher Gedanke, der Al-

*) In der Schlacht bey Ivry sagte Heinrich zu seinen Soldaten: „Kameraden, ihr seyd Franzosen. — Hier ist der Feind! Verliert ihr eure Fahnen, so verlieret meinen Federbusch nicht aus dem Gesicht, ihr werdet ihn immer auf der Bahn der Ehre erblicken.“

les in den Sinn zurückruft, was dieser gute und große König für das Wohl seines Volkes gethan hat, und thun wollte.

In Beziehung auf die Ausführung läßt die Bildsäule Bayard's manche Ausstellung zu. Es ist zwar schwer, aber doch nicht unmöglich, einem mit dem Panzer und allen Theilen der Rüstung bedeckten Leib und seinen Gliedern eine gewisse Geschmeidigkeit und Leichtigkeit zu geben, welche die Kraft nicht ausschließt. Hr. Raggi wußte aber diese Schwierigkeit nicht zu überwinden; denn im Ganzen zeigt die Figur schwerfällige Formen.

Es ist noch ein anderer sehr nachtheiliger Umstand vorhanden, welchen der Künstler zwar mit aller Gewandtheit unschädlich machen wollte, aber nicht ganz heben konnte. Wäre Bayard en face zu schauen, so entzöge der Arm und der Degen den Anblick des Kopfs. Der Künstler gab daher der Bewegung des ganzen Leibs eine solche Richtung, daß man den Kopf von der Seite sieht. Allein dieß ist bey einem Denkmal dieser Gattung eine sehr unangenehme Sache und rechtfertigt hinreichend, wie ich meyne, den Tadel, welchen ich über den Künstler, hinsichtlich der Wahl der dargestellten Handlung ausgesprochen habe. P. A.

Neue Kupferstiche und lithographische Blätter.

Albrecht Dürer, gemalt von ihm selbst, gestochen von F. Forster. Mannheim bey Artaria und Fontaine. Fol.

Es ist eine würdige Aufgabe für die Kunst, die längst verblichenen Gestalten großer, trefflicher Männer ins Leben zurückzuführen, damit wir uns ihres Anblickes freuen mögen; denn je bedeutsamer sie der Nachwelt in ihren Handlungen oder in ihren hinterlassenen Werken erscheinen, desto sehnlicher wird gewöhnlich das Verlangen, die Züge ihres Angesichts zu schauen, und uns gleichsam persönlich mit ihnen zu befreunden. Und wer hätte es wohl mehr verdient, als unser ehrwürdiger Dürer, daß wir endlich einmal wieder (seit Hollar und andern alten Meistern) ein Bildniß von ihm erhalten, welches um so mehr befriedigen muß, da es nach einem der schönsten, von ihm selbst gefertigten Originale gestochen ist? Unter den Männern, die den deutschen Namen verherrlichen, nimmt der Vater unsrer Malerkunst gewiß nicht den lezten Platz ein, und es gereicht den Zeitgenossen zur Ehre, daß sie seinen Geist und die Tiefe seines Gemüths begreifen gelernt.

Er malte das gegenwärtige Bild im Jahre 1500, im acht und zwanzigsten seines Alters. Es ist in ganzer Ansicht, bis zum Knebelbarte herab ein wahrer Christuskopf; um den Mund schwebt ein leichter Zug sokratischer Ironie. In der ganzen Gestalt ist eine Ruhe, eine Würde und Simplizität, wie sie im modernen Leben selten erscheinen mögen, und in der Stirne, in den Augen, im ganzen Antlitze kündigt sich ein ernster milder Sinn an, ein schöpferischer Geist, ein treues, frommes Gemüth. Bey der sorgsamsten Ausführung fehlt es weder an Kraft noch an Haltung. Die einzelnen Theile stimmen gehörig zusammen, sie verbinden sich harmonisch zu einem herrlichen Charakterbilde.

Hr. F. Forster, schon bekannt durch sein Bildniß Wellingtons und andre wackere Arbeiten, hat mit Erfolg gestrebt, die Art und Kunst des deutschen Meisters in der Nachbildung sichtbar zu machen, ohne darüber geistlos zu werden. Der Kopf und die Hand sind trefflich modellirt; die Behandlung der Fleischpartieen verdient besondres Lob, der Künstler fällt dabey nicht in das metallene so mancher gepriesenen Stecher, und eben so wenig in Kälte und Trockenheit. Die reiche Fülle von Locken, die auf die Schultern herabfallen, und in eine Menge kleiner Partieen gesondert sind, mußten in der Behandlung große Schwierigkeiten darbieten, doch hat sie Hr. F. glücklich überwunden. Auch in den Gewändern zeigt der Künstler ein technisches Vermögen, welches Lob und Achtung verdient.

* * *

The escape of the mouse. Gemalt und gestochen von Burnet. 10 fl.

Die Wirkung solcher an sich bedeutungsloser Scenen geht meist aus dem Kontraste hervor, den die lebhafte Bewegung der aufgeführten Personen mit der Geringfügigkeit der Handlung selbst bildet. Es ist eine Bemerkung, die sich täglich machen läßt, daß Menschen aus den niedrigern Volksklassen, so wie Kinder, durch eine Kleinigkeit, in einen Zustand von Erstaunen, ausgelassener Freude ꝛc. versezt werden, deren Ausdruck etwas Drolligtes hat, und sich der Carrikatur nähert. Versteht es der Künstler nun noch, eigenthümliche, scharfbezeichnete Individualitäten aus der Wirklichkeit aufzugreifen, und sie, bey einer solchen Gelegenheit, in seiner Burleske gehörig anzuwenden, auch dabey ächt komische Motive ins Spiel zu bringen, so wird seine Darstellung uns immer erfreulich seyn, und der heitre Scherz behält darum doch seinen Werth, wenn wir gleich den tragischen oder religiösen Ernst in der Kunst höher stellen müssen.

Burnet ist freylich kein Wilkies. Zwar kann man auch dem lezten in der Wahl der Gegenstände bisweilen Mißgriffe vorwerfen, und hier und da mag er wohl das Komische oder Charakteristische mit dem Gemeinen verwechseln, mitunter auch fast ins Widerliche fallen, dessenungeachtet bleibt er groß in seiner Art, und aus einigen seiner Bilder leuchtet der geniale Geist des unsterblichen Dichters hervor, der den Falstaff, die lustigen Weiber zu Windsor, wie es euch gefällt, und andre Meisterwerke schuf, die ihm

eben so den ersten Rang in der Comödie sichern, wie er ihn in der Tragödie erworben.

Uebrigens ist das Bild von Burnet, welches wir hier anzeigen, recht anmuthig und heiter. In der Stube eines Handwerkers entschlüpft ein Mäuschen der Falle und wird von der Katze verfolgt. Für die jungen Eheleute und ihre Kinder ist dieß ein gar anziehendes und ergötzliches Schauspiel. Die Familien-Gruppe hat eine gute Anordnung, und es fehlt der Scene nicht an Leben und Bewegung. Nur dürfte wohl der Ausdruck des Mannes etwas zu stark seyn. Der Stich verdient ausgezeichnetes Lob. Burnet weiß mit dem malerischen Reiz eine gewisse Eleganz zu verbinden, und seinen Tönen Kraft und Wärme zu geben.

* * *

1. La chute inférieure du Reichenbach par Mongin. Gr. Fol. 2 fl.
2. Album lithographique pour 1823. à Paris chez Engelmann. Kl. Fol. 11 fl.
3. Croquis lithographiques par Charles. à Paris in 4. — 8 fl. 15 kr.
4. Recueil de 11 dessins lithographiques par L. Boilli. 4. 4 fl. 30 kr.

Wir nehmen diese neuen Erzeugnisse der Lithographik zusammen, da wir uns, bey der Anzeige derselben, kurz zu fassen gedenken. Bey einem nur flüchtigen Blick auf die vorliegenden Blätter drängt sich die Bemerkung auf, daß die Franzosen, im Technischen des Steindrucks, große Vorzüge vor den Deutschen besitzen. Es ist darin eine Harmonie, eine Reinheit, eine so schöne Mannichfaltigkeit und Abstufung von Tönen, daß man die hohe Kunstfertigkeit bewundern muß. In der Zeichnung freylich erscheint häufig die französische Manier, aber die Behandlung ist geistreich, und jener Tadel gilt bey weitem nicht von allen gegenwärtigen Blättern. In dem trefflichen Falle des Reichenbachs ist weniger davon sichtbar, mehr jedoch in den Landschaften von Robert, in der Chlorinde von Mauzaisse und in der Venus im Bade von Varant. Untadelhaft in jeder Hinsicht, sind dagegen die beyden Savoyarden von Aubry Lecomte, das Bildniß einer jungen Dame nach Mension von Weber und einige andre Blätter des Albums.

Die lithographischen Skizzen von Charles sind zwar, mitunter, höchst flüchtig hingeschrieben, aber mit erstaunlich vielem Geist und Feuer.

Boilli hat Ausrufer, Wasserträger, Blumenmädchen ꝛc. in einer interessanten Folge gegeben. Er ist schlicht, treu und wahr, und wenn seine Leichtigkeit hier und da Nachlässigkeit wird, so fehlt es ihm doch nie an Grazie.

— ber.

Die entführte Europa,

auf alten Gortynischen Münzen.

(Als Nachschrift zu der im Kunstblatt 1823. Nr. 4. 5. befindlichen Abhandlung über die „Statue der Europa, der früher sogenannten Agrippina, im Augusteum zu Dresden.“ Dieser Zusatz wurde damals zurückgelegt, weil zufällig das abschriftliche Blatt keinen Raum dafür mehr darbot.)

Erst nach dem Schluß der obigen Untersuchung habe ich, mit gutem Vorbedacht, gesucht, die Deutung der Dresdener Statue an den etwaigen Münzen zu erproben, welche die reiche Sammlung des königlichen Cabinets zu München in den griechischen Folgen darbieten würde. Ueber meine Erwartung wurde dieser Wunsch erfüllt; die nämliche Figur der Europa, jedesmal mit der symbolischen Bildung des Jupiter auf der andern Seite, findet sich hier auf fünf Silbermünzen, und auf einer von Bronze. Nur ist zu bedauern, daß hier nirgends ein völlig deutliches Gepräge sich erhalten hat, wie denn überdieß (wie der kundige Vorstand jenes Cabinets, Hr. Bischof v. Streber, mir gleich anfangs bemerkte) der Kunstgehalt der in den Städten der Insel Kreta gefertigten Münzen durchweg sehr gering ist. Einige jener Exemplare habe ich mit großem Vergnügen genau verglichen; zuerst eine silberne Münze, wo der Obertheil der sitzenden weiblichen Figur ganz die Lage zeigt, die ohne Zweifel die Dresdener Statue ursprünglich hatte. Dagegen sind von den Knieen an die Beine hier ungraziös wie parallel neben einander gestellt; überdieß sieht die, im Stempel unbedachtsam gegrabene, Figur nach rechts, daß also das Haupt auf die Linke gestützt ist. — Die völlig richtige, und, bis auf den etwas zu weit abstehenden linken Arm, beste Ansicht gewährt eine zweyte, freylich sehr abgeriebene und durch Wiederdruck entstellte silberne Münze, auf der auch, wie bey unsrer Statue, der rechte Fuß zurückgezogen ist. Statt der neun Zweige auf jenem ersten Bilde, die von dem Baumstumpfen, auf dem die Europa sizt, ausgehen, sind hier einige starke Aeste vor und hinter der Figur angebracht. —

Wäre die Dresdener Statue, ohne sonstige Beyhülfe, blos nach diesen beyden Vorbildern ergänzt worden, so würde sie in der That nichts zu wünschen übrig lassen. Der gesenkte Kopf (an dessen rechter Wange sich vielleicht noch die Spur einer solchen Verbindung wahrnehmen läßt?) würde sich leicht auf die nach innen umgebogene rechte Hand stützen (das Gegentheil also von jenem Bilde des altdeutschen Dichters); die Linke, die jezt ein Stäbchen hält, würde blos auf dem Felsen aufstehnen. Wenn gegenwärtig, zum Behuf eines Gypsabgusses des ächten Alten, durch einen geschickten Bildhauer aus Thon jede verfehlte Richtung oder Anstückelung, den bisherigen authentischen Angaben gemäß, neu gearbeitet würde: so müßte diese Zusammensetzung das einfachste und sicherste Mittel seyn, jene vortreffliche Statue in ihrer ächten alten Gestalt den Beschauern wieder darzustellen, welchen Gewinn wir also einzig einigen kleinen Münzbildern verdanken würden, da zu unsrer Verwunderung keine geschnittenen alten Steine angetroffen werden, worauf jene Vorstellung der einsam sinnenden Europa sich erhalten hätte.

M. 14. Oct. 1822. D.

Nro. 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Mai 1823.

Denn nur das reiche Gemüth lebt.

Die wandernden Künstler.

Drey Burschen von losem Gelichter,
Ein Maler, ein Sänger, ein Dichter,
Durchwallten mit fröhlichem Blut
Die Welt ohne Geld und Gut.

An Thälern und waldigen Rücken
Mag wol sich das Auge entzücken,
Doch wer schon gereist in der Welt,
Der weiß, was noch besser gefällt.

Was rührt sich dort hinter dem Zaune
Voll Scherzes und munterer Laune?
„Willkommen, o hübsches Gesicht,
„Nein, nein, du entfliehest uns nicht!"

Maler.

O lasse dich malen, Brünette!
Husch! Farben hervor und Palette,
Will malen die Aeuglein so klar,
Den Nacken mit wallendem Haar.

Sie.

Herr Maler, das könnt Ihr Euch sparen,
Will meine Gestalt ich erfahren,
So malt der bescheidene Bach
Mich treuer, als Künstlerhand, nach.

Sänger.

So weile bey mir, du Schöne!
Beym flutbenden Spiele der Töne,
Beym rieselnden Harfenklang
Erwache der Minnegesang.

Sie.

O, hör' ich die Nachtigall singen,
Und Glocken der Heerden erklingen,
Dann wiegt mich mein Liedchen zur Ruh,
Und brauch' keinen Harfner dazu.

Der Dichter, er konnte nichts sagen,
Vom Genius wonnig getragen,
Schaut er mit gar trunkenem Sinn
Ins Auge der Schäferin.

Und schöner, als Malers Bilder,
Malt Aug' sich im Auge, und milder
Als Harfen- und Lautenschlag
Im Herzen es tönen mag.

K. M. H—ch.

Quentin Durvard's Erlösung vom Strange.

(Fortsetzung.)

Der Offizier, den Durvard anredete, würdigte kaum ihn anzusehen, während er sprach, und nahm nicht die geringste Notiz von seinen Ansprüchen einer frühern Bekanntschaft. Er wandte sich nur eben gegen einige der Bauern, die jezt herbeygekommen waren, entweder aus Neugierde, oder um ihr Zeugniß anzubieten, und sagte verdrießlich: „War jener Bursche dort bey den Landstreichern?" — „Ja wohl, gnädiger Herr Profos, antwortete Einer derselben; er war der Erste, welcher freventlich den Schurken abschnitt, den Sr. Maj. Gerechtigkeit verdienter Weise aufhängen

ließ, wie wir Ew. Gestrengen gesagt." — „Ich kann es bey Gott und dem heil. Martin von Tours beschwören, daß er bey der Plünderung unserer Meyerey mit dabey war," sagte ein Anderer. — „Ne, Vater, sagte ein Knabe, jener Heide war schwarz, und dieser Jüngling ist blond; der Andere hatte kurzes, krauses Haar, und dieser hat schöne, lange Locken." — „Ey wohl, Kind! erwiederte der Bauer; und Jener hatte einen grünen Rock, und dieser trägt eine grüne Jacke. Aber der gnädige Herr Prosos weiß, daß sie ihre Farbe eben so leicht verändern können, als ihre Jacken, so daß ich immer noch meine, es ist derselbe." — „Es ist genug, daß ihr ihn habt den Lauf der königlichen Justiz hemmen sehen, indem er einen hingerichteten Verräther zu retten suchte, sagte der Offizier. Trois-Eschelles und Petit-André, thut euer Werk!" — „Haltet ein, Herr Offizier! rief der Jüngling in Todesangst. Hört mich an! Laßt mich nicht unschuldig sterben! Meine Landsleute werden mein Blut von euch fordern in dieser Welt, und Gott in jener." — „Ich werde meine Handlungen in beyden zu verantworten wissen," sagte der Offizier kalt, und gab den Nachrichtern ein Zeichen; dann berührte er unter triumphirendem boshaften Lächeln mit dem Zeigefinger seinen rechten Arm, welcher in einer Binde hing, und wahrscheinlich von dem Schlage, den ihm Durvard am Morgen gegeben, unbrauchbar geworden war. — „Elender, rachsüchtiger Schurke!" rief Quentin, den diese Bewegung überzeugte, daß persönliche Rache allein diesen Mann so streng machte, und daß keine Gnade von ihm zu erwarten war. — „Der arme Junge rast, sagte der Beamte; sprich ihm einige Trostworte zu, Trois-Eschelles, ehe er seinen Abzug nimmt, du bist ein prächtiger Mann in Fällen wie dieser, wenn kein Geistlicher bey der Hand ist. Gib ihm eine Minute lang deinen geistlichen Rath, und in der nächsten laß ihn springen. Ich muß fort und meine Runde machen. — Folgt mir, Soldaten!"

Der Prosos ritt hinweg, und ihm folgte seine Wache, außer zwey oder drey, welche zurückblieben, um bey der Hinrichtung zu helfen. Der unglückliche Jüngling warf ihm einen Blick nach, welchen die Verzweiflung beynahe verdunkelte, und meinte, er höre in jedem Hufschlag der sich entfernenden Pferde die lezte geringe Möglichkeit seiner Rettung verschwinden. Verzweiflungsvoll sah er sich um, und wunderte sich selbst in diesem Augenblick über die stoische Gleichgültigkeit seiner Mitgefangenen. Vorher hatten sie jedes Zeichen der Furcht gegeben und jede Anstrengung zum Entwischen gemacht; jezt aber, da man sie festgenommen, und sie dem Ansehen nach ein unvermeidlicher Tod erwartete, erwarteten sie dessen Annäherung mit dem unerschütterlichsten Gleichmuth. Die bevorstehende Schicksals-Scene gab vielleicht ihren braunen Wangen ein gelberes Ansehen; aber sie vermochte weder ihre Züge zu bewegen, noch den halsstarrigen Stolz ihres Auges zu unterdrücken. Sie schienen wie Füchse, die, nachdem alle ihre Schlauheit und listigen Versuche zum Entwischen erschöpft sind, mit einer stillen und störrigen Geistesstärke sterben, die man bey Wölfen und Bären, den wildern Thieren der Jagd, nicht findet. Sie erschreckte nicht das Verfahren der schrecklichen Nachrichter, die indessen gemächlicher zu Werke gingen, als ihr Herr ihnen empfohlen, und welches wahrscheinlich daher rührte, daß sie durch die Gewohnheit eine Art von Vergnügen in der Ausübung ihres abscheulichen Geschäftes erlangt hatten. Wir machen einen kurzen Stillstand, um sie zu beschreiben, denn unter einer Tyranney, sie sey despotisch oder demagogisch, wird der Charakter des Nachrichters ein Gegenstand von ernstlicher Wichtigkeit.

Diese Beamten waren in ihrem Betragen und Ansehen wesentlich verschieden. Ludwig pflegte sie Demokrit und Heraklit zu nennen, und ihr Gebieter, der Prosos, nannte sie Jean-qui-pleure und Jean-qui rit. — Trois Eschelles war ein langer, hagerer, todtenblasser Mann, mit besonders ernsthaftem Gesichte und einem großen Rosenkranz um den Hals, den er gewöhnlich den Unglücklichen, die er hinzurichten hatte, zum Gebrauch anbot. Er hatte beständig einen oder zwey lateinische Sprüche über die Nichtigkeit des Todes im Munde, und wäre eine solche Vereinigung der Aemter statthaft gewesen, so hätte er zugleich der Beichtvater des Gefängnisses und Scharfrichter seyn können. — Petit-André im Gegentheil war ein lustiger, runder, geschäftiger, kleiner Kerl, der sich bey der Ausübung seines Amtes herumrollte, als sey es das unterhaltendste Geschäft in der Welt. Er schien eine Art von Zuneigung gegen seine Schlachtopfer zu haben, und sprach allezeit in gütigen und liebevollen Ausdrücken von ihnen. Sie waren seine armen, ehrlichen Burschen, seine lieben Kleinen, seine Gevattern, seine guten, alten Väter, je nachdem ihr Alter oder Geschlecht seyn mochte; und während Trois-Eschelles ihnen eine philosophische oder religiöse Achtung gegen das künftige Leben einzuflößen suchte, so verfehlte es Petit-André selten, sie mit einem Paar Scherzen zu ermuntern, um sie zu verleiten, das Leben als etwas Lächerliches, Verächtliches, und der ernsten Betrachtung nicht Würdiges zu verlassen. — Ich kann nicht sagen, warum es so war, aber diese beyden vortrefflichen Personen, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Talente und der Seltenheit derselben bey Leuten ihres Schlages, wurden vielleicht herzlicher verabscheut, als irgend ein Geschöpf von ihrer Gattung vor oder nach ihnen, und der einzige Zweifel bey denen, die das Geringste von ihnen wußten, war, ob der ernsthafte und pathetische Trois-Eschelles, oder der lustige, komische, muntere Petit-André der Gegenstand der größten Furcht oder des Abscheues wäre. Gewiß aber trugen sie in beyden Fällen über alle Nachrichter in Frankreich den Sieg davon, es wäre denn vielleicht ihr Herr, Tristan

L'Hermite, der berühmte Prosos-Marschall, oder dessen Herr, Ludwig XI., gewesen, die ihn ihnen hätten streitig machen können.

Man muß nicht vermuthen, daß es Quentin Durward war, der diese Bemerkungen machte. Leben, Tod, Zeit und Ewigkeit schwammen vor seinen Augen — eine betäubende und niederdrückende Aussicht, vor welcher die menschliche Natur in ihrer Schwäche zurückbebte, obgleich der menschliche Stolz sich gern überlegen gezeigt hätte. Er wandte sich an den Gott seiner Väter, und bey diesem Gedanken erinnerte er sich an die rohe, unbedeckte Kapelle, die jezt beynahe sein ganzes Geschlecht enthielt. „Unsere Familienfeinde gaben uns Gräber im eigenen Vaterlande, dachte er, aber ich muß die Raben und Geyer eines fremden Landes füttern, wie ein geächteter Räuber." Hier stürzten ihm die Thränen unwillkürlich aus den Augen. Trois-Eschelles legte ihm feyerlich die Hand auf eine Schulter, und wünschte ihm zu seiner himmlischen Stimmung im Tode Glück, und zu dem pathetischen Ausrufe: „Beati qui in Domino moriuntur!" fügte er die Bemerkung, wie glücklich die Seele sey, welche den Körper verließe, wenn eine Thräne im Auge schwämme. Petit-André klopfte ihm auf die andere Schulter und rief: „Muth gefaßt, mein lieber Junge! Da du den Tanz antreten mußt, so öffne den Ball lustig, denn all die Instrumente sind gestimmt." Zu gleicher Zeit peitschte er die Luft mit dem Strange, um seinen Scherz zu unterstützen. Als der Jüngling seine verzagten Blicke bald auf den Einen, bald auf den Andern warf, machten sie ihre Meinung deutlicher, indem sie ihn milde nach dem unseligen Baume hintrieben, und ihm Muth zusprachen, weil es bald vorüber seyn würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem sechsten Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Absichten des Kaisers bey seinen verschwenderischen Ausgaben.

Die Summen, welche Napoleon seinen Umgebungen schenkte, möchten schwer zu schätzen seyn. „Man mußte mich, sagte der Kaiser, öfters der Verschwendung beschuldigen, und dabey habe ich noch den Kummer, zu sehen, daß es nirgends großen Nutzen hervorgebracht hat. Entweder war dieß ein besonderes unglückliches Geschick von meiner Seite, oder ein wesentlicher Fehler von Seite der ausgewählten Personen. Wie groß war nicht mein Mißgeschick! Denn man kann doch nicht annehmen, daß alles dieß zur Befriedigung meiner persönlichen Eitelkeit geschah. Es fiel mir nicht ein, das Schauspiel eines asiatischen Königs geben zu wollen, ich handelte weder aus Schwäche, noch aus Laune; bey mir war Alles berechnet. So zärtlich ich auch für einzelne Personen gesinnt war, so wollte ich sie doch nicht wegen ihrer schönen Augen mit Reichthümern überhäufen: ich wollte in ihnen große Familien, wahre Vereinigungspunkte, mit einem Wort, Fahnen bey großen Nationalfesten gründen. Die Großoffiziere, welche mich umgaben, alle meine Minister haben häufig, neben ihren sehr beträchtlichen Gehalten, besondere Geschenke, manchmal ganze Silberservice u. s. w. erhalten. Welche Absichten hatte ich nun bey diesen Verschwendungen? Ich verlangte, daß sie ein Haus machen, daß sie Diners, glänzende Bälle geben; und warum alles dieß? Um die Parthepen zu verschmelzen, die neuen Verbindungen zu besiegeln, die alten Härten abzustoßen, eine Gesellschaft, Sitten zu erschaffen, und ihnen eine Farbe zu geben. Wann ich öfters große und gute Gedanken auffaßte, so scheiterten sie immer an den Personen, wo ich sie niederlegte, denn keine von diesen hohen Personen hat je ein wahres Haus gemacht. Gaben sie ein Diner, so luden sie sich unter einander ein; und wenn ich auf ihre prunkvollen Bälle ging, wen traf ich daselbst an? Meinen ganzen Hof der Tuilerien; nicht Ein neues Gesicht, nicht Einen jener Mißvergnügten, jener in der Zurückgezogenheit Schmollenden, die so leicht durch etwas Honig in den Schafstall zurückzubringen gewesen wären. Sie wußten mich nicht zu verstehen, oder wollten es nicht. Ich mochte mich noch so unzufrieden zeigen, meinen Willen ausdrücken und befehlen, so blieb es doch immer eben so. Ich konnte nun aber nicht überall seyn und immer erscheinen: dieß wußten sie wohl, und doch hat man mir eine eiserne Hand zugeschrieben. Was müssen erst die Frommen dabey denken?" u. s. w., u. s. w.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Weimar.

„ — Goethe ist gesund, so gesund, daß er wieder arbeitet. Er beschäftigt sich jezt viel mit einem Aufsatze für das neuorganisirte „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode," das in unserm Landes-Industrie-Comptoir hier erscheint.

Dieses Journal, wofür sich in Weimar und auswärts so viele Theilnehmer interessiren, tritt in seiner Umgestaltung, gepflegt von der rastlosen Thätigkeit seines Unternehmers, des um Weimar so verdienten Ober-Medizinal-Raths von Froriep, und seiner bekannten und geachteten Redaktoren, Edmund Ost und St. Schütze so keck auf, daß — daß ich weder der Edmund Ost, noch der unbekannte Verfasser der kriegerisch-kühnen „Blicke auf die Unterhaltungs-Blätter" seyn möchte. Einige Aufsätze in den neuesten Nummern von St. Schütze: Ueber den Büchernachdruck, sind von besonderem Interesse. Desgleichen ein „Festgesang" zu Goethe's Geburtstage, von Silvio Romano. Beyträge von Pencer ꝛc. Ein früherer Aufsatz: „Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Musik," von einem bedeutenden Kenner und Compositeur, hat zu Gegenbemerkungen von A. Wendt Veranlassung gegeben. — So steht zu hoffen, daß dieses Journal einen ausgezeichneten Platz unter den Flugschriften zur Unterhaltung und Belehrung einnehmen werde. —"

Genf, im April.

Unser literarisches Museum, das zwar den beschränkten Namen der Lesegesellsaft (société de lecture) führt, vermuthlich, um mit dem Museum der Natur- und Kunstschätze, dem es übrigens durch Oertlichkeit und Mitglieder enge verwandt ist, in keine Collision zu gerathen, hat von seinem zeitigen Vorsteher, dem als Uebersetzer der Benthamschen Schrift über die Taktik berathender Versammlungen und viele andere Arbeiten mehr rühmlich bekannten Herrn Dumont, in allgemeiner Sitzung am 16. Jenner letzthin, Bericht über seine Finanzen und die täglich sich mehrenden Bücherschätze erhalten. Der geistvolle Redner hat diesen Anlaß benuzt, um über Bücher und ihre Benuzung, über nüzliches und unnüzes, zweckmäßiges und zweckloses Lesen, seinen jungen und alten Zuhörern viele treffende Dinge zu sagen. Es hatte die in ein paar Jahren auf bald zwölftausend Bände schon angewachsene Bibliothek viele Gesellschafter geschreckt, und sie meinten, man sollte keine andern als sorgfältig gewählte und recht gute Bücher aufnehmen. Ihnen antwortet Herr Dumont: „Was ist ein gutes Buch? Die Frage mag ein Jeder für sich, nicht aber für Andere beantworten. Zum Behuf von Nachforschungen haben alle Bücher ihren Werth, und die Auswahl für besondere Zwecke muß jedem Einzelnen überlassen bleiben. Eine Bibliothek für gemeinsamen Gebrauch aber muß Vielfältiges und sie kann nie zu Vieles enthalten. Achtungswürdige Personen erstaunen und erschrecken über die Menge der Bücher und über ihre gränzenlose Anhäufung. Sie haben unrecht. Die Zahl der Bücher, der wahren und bleibenden Bücher, vermindert sich eher, als daß sie sich vermehrt. Die Sterblichkeit ist bey den Büchern größer als bey den Menschen. Wenn die Sammler-Bibliotheken sich vergrößern, so verkleinern sich hingegen die belehrenden Bibliotheken. Ich erinnere mich, unter Locke's nachgelassenen Handschriften ein während seiner Universitätsjahre geschriebenes Verzeichniß metaphysischer Bücher gesehen zu haben, die er zu lesen sich vorgenommen hatte. Die Thatsache ist beachtenswerth als ein Merkmal und Zeugniß seines Geistes; sie ist es aber auch noch in anderer Hinsicht. Es waren, wofern mein Gedächtniß mir treu ist, mehr denn sechzig Bücher, welche, mit der Ausnahme von zwey oder drey, gegenwärtig alle vergessen sind, und Locke selbst ist es, der sie in Vergessenheit gebracht hat. So sind in der Staatswirthschaftslehre, durch Adam Smith, seine Vorgänger ungefähr alle vernichtet worden. In allen Fächern wird ein geistvolles Buch sehr viele andere ersezen: es hebt sich empor und schwebt über ihnen; was vorhin glänzte, verdunkelt nun allmählig, bis es in völliger Finsterniß verschwindet. Es folgt hieraus, daß man zum Nachschlagen zwar vieler, zum Studiren aber nur weniger Bücher bedarf; ungefähr wie man in einer großen Stadt eine Menge von Menschen aus allen Ständen und Ländern gerne beysammen sieht, aber aus ihnen sich nur Wenige zu Freunden wählt." — Die treffliche Rede schließt mit folgender Stelle: „Gibbon hat in seinem Tagebuch köstliche Anleitungen für's Lesen und Studieren hinterlassen. Fürwahr aber und vielfältig warnt er vor dem gemeinen Irrthum, der den eisernen Fleiß für etwas dem Genie übel anstehendes und für eine Art literarischer Gemeinheit hält. Der Irrthum ist eben so groß als verderblich: Die Natur verkauft uns, was man glaubt daß sie uns schenke, hat ein Dichter gesagt, und es verhält sich eben so in jedem Fache des Wissens. Alle Vorzüge mögen nur langsam erworben werden, und schnelles Glück macht man auf dem Felde der Wissenschaft niemals. Als etliche Personen über eine glänzende und schnell vollendete Arbeit ihre Bewunderung ausdrückten: „Wie ist's möglich, in zwey Stunden ein solches Meisterwerk zu liefern?" — ward ihnen vom Verfasser geantwortet: „In zwey Stunden? Sie irren sich: es hat mich zwanzig Jahre Arbeit gekostet." Ich schließe, indem ich das eben so wahrhafte als bedeutsame Wort dem Nachdenken meiner Zuhörer empfehle."

London, April.

Vor Kurzem wurde zu Taunton eine Frau nebst ihren zwey Töchtern unter merkwürdigen Umständen zu einer viermonatlichen Einkerkerung verurtheilt. Eine dieser Töchter nämlich hatte das Unglück, von der fallenden Sucht zu leiden. Die Mutter, statt zu ärztlicher Hülfe ihre Zuflucht zu nehmen, wandte sich an einen Mann Namens Bater, der bey dem Landvolke im Rufe eines Zauberers stand, und der Elende warf die Schuld der Krankheit auf ein altes Bettelweib, das bey der Familie vorzusprechen pflegte, und welches ihr dieselbe angehext haben sollte. Als Heilmittel empfahl er demnach sich etwas von dem Blut der Hexe zu verschaffen und solches auf eine gewisse Weise zu gebrauchen. Die thörichten Geschöpfe fanden an dem Rathe nichts auszusezen, und als sich die seyn sollende Hexe das nächste Mal bey ihnen blicken ließ, fielen Mutter und Töchter, von Rachgier und dem Wunsche der Heilung getrieben mit Nägeln und Messer über die Unglückliche her, zerfezten ihr Gesicht und Arme auf's jämmerlichste, und würden sie vielleicht ermordet haben, hätten die herbeygeeilten Nachbarn sie nicht ihrer Wuth entrissen. Aus Barmherzigkeit gegen ihre Einfalt und Unwissenheit erkannte ihnen der Richter eine sehr gelinde Strafe zu; suchte ihnen aber dabey das Ungereimte des Hexenglaubens durch eine wohlgemeinte Rede begreiflich zu machen. Eine hiesige Zeitschrift erinnert bey dieser Gelegenheit den Richter, wie mißlich das Verdammen und Bestrafen von Meinungen sey. Noch im vorigen Jahrhundert habe es Männer von Gelehrsamkeit gegeben, welche Leute, die nicht an Hexerey glaubten, Deisten schalten, und in den Zeiten des Richters Hale machte dieser Glaube einen Theil des Christenthums aus, welches die Gesetze zu vertheidigen unternahmen — und jezt nenne ihn ein Richter religionswidrig und lächerlich! — Das Wiederaufgraben der Todten zum Zergliedern erregt immer mehr Aufmerksamkeit. Es sind seit Kurzem so viele empörende Auftritte von dieser Art vor's Publikum gekommen, daß sogar einige der gelesensten Zeitschriften den Gegenstand als Streitfrage behandeln, und ihre Spalten mit Aufsätzen für und wider den Gebrauch anfüllen. Aber wie sehr auch die Sache beschönigt werden mag, es widerspricht so sehr dem Gefühl, die lezte Behausung unserer hingeschiedenen Lieben entweihet, deren sterblichen Hüllen ans Tageslicht gerissen, und in der Zergliederungskammer der Zersezung und dem Lohne eines ausgelassenen Studentenhaufens ausgesezt, und dann ihr Gebein Hunden, Raben oder Füchsen (Herr B., einer der ersten hiesigen Lehrer der Anatomie, hält Füchse und Raben, um die zerstückten Leichname geschwinder los zu werden) vorgeworfen zu sehen, oder doch in beständiger Furcht zu leben, daß solches geschehen könne, oder geschehen sey, daß die fast täglich statt findenden Entdeckungen von Gräberräubereyen endlich die Nation, und besonders die mittleren und untern Stände in dieser Stadt, empören, und die Legislatur zu den strengsten Maßregeln zwingen werden, um auf der einen Seite der Kunst zu Subjekten zu verhelfen, und auf der andern dem rechtlichen Bürger die Ruhe im Grabe zu sichern. Auch ist das gemeine Volk und die Polizey so sehr auf der Lauer, daß es bald unmöglich seyn wird, mehr Körper zu stehlen, oder wo möglich, doch mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß die Professoren kaum dürften die Preise dafür erschwingen können — und so müßte dann auf Mittel gedacht werden, ohne die Verletzung der Gräber, der Kunst das Studium zu erleichtern.

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. Mai 1823.

Dichtkunst.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein Paar Buchstaben in der Ueberschrift glücklicher Weise vergessen haben, so wird der Hr. Corrector diese Charade der klugen Nemesis verstehen, und den Druckfehler gewiß nicht verbessern wollen.... „Das ist eine kleinliche und heimtückische Kritik!“ — denkt vielleicht der edelmüthige Leser. Freylich ist sie das; aber in Geisteskämpfen auch, ist die Art der Guerillas die wirksamste, wenn sich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand liebet, müssen es wissen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzosen erhebt. Es ist wahr: so ganz schlechte und so viele schlechte Bücher, wie in Deutschland, werden in Frankreich nicht geschrieben. Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu theuer bezahlt. Wir Deutschen leben in einer literarischen Republik; wir sind geistesfreye Menschen; bey uns darf jeder schreiben, und so schreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat. Das ist freylich Mißbrauch der Freyheit; aber wo Freyheit mißbraucht werden darf, da ist auch ihr Gebrauch verstattet. Die Franzosen aber siechen in einer literarischen Aristokratie; sie sind geisteigne Menschen; sie kriechen vor allen Regeln, und als literarische Höflinge denken, wollen und thun sie nichts anders, als was die genädigen großen Herrn ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutschen sind Protestanten, die Franzosen sind Katholiken in Literatur und Kunst. Da nun bürgerliche Freyheit mit einer alleinseligmachenden Kunst und Wissenschaft nicht zu vereinen ist, so muß die politische Revolution der Franzosen auch eine literarische zur Folge haben, und diese Veränderung fängt schon an sich zu zeigen. Die literarische französische Welt theilt sich in zwey Partheyen; deren eine mit Wort und That für die klassische, deren andere für die romantische Literatur streitet. Klassische nennen sie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantisch nennen sie jeden Schriftsteller, der seinen eigenen Weg geht, sich um Gesetz und Herkommen nicht viel bekümmert, und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausspricht, als es im literarischen Oeil-de-bœuf üblich war. Aber sowohl die Anhänger als die Gegner der romantischen Literatur wissen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantischen besteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, so nennen die Franzosen alle Literatur, die nicht französisch ist, romantisch, und da sie nichts, was nicht französisch ist, verstehen, so ist ihnen alles, was sie nicht verstehen, romantisch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzosen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber sie haben kein Hofthor, sie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, ist ihnen romantisch. Da sie die Wolken für den Himmel ansehen, verschmähen sie oft den Himmel als Wolkendunst; und weil sie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, sehen sie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzusteigen höchst lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, so oft man Durst hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz schlägt nur bey der klassischen Witterung der Monate September und Mai behaglich; steht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen sie ein oder trinken Limonade, und verwünschen das romantische Wetter. Den Humor, diese wilde und launische Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Nähe und Tiefe ist — kennen die Franzosen so wenig, daß sie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen, und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarscharf nach Norden, und sehen sie sie abweichen, oder gar oscilliren, erheben sie ein Jammergeschrey, als nahe der Untergang der Welt heran. Diese literarische Aristokratie, da sie, wie schon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freyheit hinderlich ist, mußte den Franzosen end-

lich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftsteller werfen die Fesseln ab, und suchen eine Freystätte im Lande der Romantik. Hierbey zeigt sich aber auch wieder eine höchst seltsame Erscheinung. Die Ultras nämlich suchen die romantische Literatur aufzubringen, und befördern hierdurch den Protestantismus der Wissenschaft und Kunst; die Liberalen hingegen suchen den alten blinden Glauben an die klassische Literatur in Achtung zu erhalten; denn beyde politische Partheyen kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantische Literatur, weil sie glauben, die in romantischen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Gespenster, Kreuze und Jammer wären das Wesentliche dabey, und das alles sey dienlich, das Volk furchtsam, abergläubisch, verliebt und dumm zu machen. Aus denselben Gründen sind die Liberalen der romantischen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schicksal ein kluger Minister ist, und das Schaukelsystem so gut versteht als Einer. Es weiß die Partheyen in Frankreich auf Umwegen so zu leiten, daß jede Parthey die Absicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausschweifung ihrer eignen Leidenschaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutscher aber, der in Frankreich solches Treiben mit ansieht, und wahrnimmt, wie so höchst geistreiche Menschen, als die Franzosen, in ihrer Volksthümlichkeit so tief verstrickt sind, daß sie nicht begreifen, was in Deutschland jeder Schuljunge versteht — lernt endlich wählen, und will lieber, wie deutscher Geist, nackt und barfuß seyn, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie französischer in engen Schuhen und Kleidern zusammengedrückt seyn, und glänzen. Freyheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freyheit um jeden Preis bewahren! Möge es stolz auf die Ungerechtigkeit seyn, mit der es seinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es sich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weise ehrt. Daß Freyheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte, mußte der literarische Ostracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der französischen Unromantik auszuführen, ist eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird sich bald eine schicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anständig gehalten, die Erlkönigliche Majestät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutsch der König der Erlen, soll so viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwischen einem König der Erlen, und einem Erlkönig, ein großer Unterschied statt findet. Und zwar soll es heißen, den Goethe'schen Erlkönig. Den haben sie in einer Pariser periodischen Zeitschrift neulich übersetzt, und sind dabey so ächt französisch verfahren, daß es den deutschen Lesern gewiß Spaß machen wird, etwas näheres davon zu erfahren. Der Uebersetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantischen Schmutztheilchen befreyt, so daß das reinste klassische Wasser übrig geblieben ist. Uebrig geblieben ist eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat sich die Masse des Gedichtes vermehrt, so daß die Uebersetzung noch einmal so groß als das Original ist. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux chatelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces cœurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices..
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices..

Il croit voir..... il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les riens artifices.
Le monstre, au bord des precipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices.
A l'enfant qu'il attiro il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
„Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?"

Jetzt folgt der eigentliche dramatische Theil des Gedichtes, wobey Goethes Gediegenheit gehörig paraphrasirt, und in schöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen, und spricht:

„Mon père!..... il m'a saisi, je souffre ..... ah!
sauve-moi!"

Und nun der Hauptspaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son cœur et demeure immobile..

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau..
Le père avec tendresse écarte son manteau
„Soyez donc plus discrète il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!"

Das ist ächt französische angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebueschen Posse sich an seinen Blitzen die Tobacks-Pfeife anzündet, hat sich nicht hausbackner gezeigt!.... Am Schluße des Gedichts steht die Bemerkung:

Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps." Goethe mag sich dafür bedanken, daß man seiner bey dieser Gelegenheit nicht gedacht.

Dr. Börne.

Unterhaltungs-Literatur.

Eduard, ein romantisches Gemälde nach Walter Scotts Waverley, bearbeitet von W. A. Lindau. Erster Theil. XLI und 205 S. Zweyter Th. 227 S. Dritter Th. 248 S. Vierter Th. 266 S. 8. nebst Einleit. des Uebers. Dresden in der Arnoldschen Buchh.

Seit der kritischen Anzeige eines Werkes von Walter Scott kann es wohl jezt nicht mehr Zweck seyn, das Publikum auf eine ausgezeichnete Erscheinung im Gebiete der Unterhaltungsliteratur aufmerksam zu machen, und es durch Hindeutung auf die Schönheiten derselben zur Lectüre einzuladen, denn die Begierde der leselustigen Welt nach diesen Werken ist so groß, daß oft ehe noch das Original in dem Vaterlande des Verfassers ausgegeben worden, auch schon Uebersetzungen davon in Deutschland und Frankreich erscheinen, wie dieß noch neuerlich bey Peveril of the Peak der Fall gewesen ist. Daraus aber sollte man wohl auf einen sehr günstigen Barometerstand des guten Geschmacks in besagten Ländern schließen dürfen, da in der That Walter Scott unter den Dichtern der neuesten Zeit keine der lezten Stellen einnimmt, wenn man nicht besorgen müßte, daß es gerade nur die untergeordneten Vorzüge des Dichters sind, die ihm die fast unerhörte Gunst der lesenden Welt verschafft haben. Es ist nun einmal jezt die Zeit des Schauens und nicht des Glaubens, des Strebens nach Zerstreuung und nicht nach Sammlung des Geistes und Gemüths zum Gefühl erhebenden Selbstgenusses. Immer soll Etwas vorgehen auf der Bühne der Welt, wie auf der Bühne, die diese nur bedeutet, im öffentlichen, wie im häuslichen Leben, was die Blicke durch seltsame Gestaltung anzieht, durch Mannichfaltigkeit der Erscheinungen den Geist hin und her bewegt, und hinreichenden Stoff giebt zu Erzählungen in müßigen Stunden, dergleichen jezt ein großer Theil der Menschen ausnehmend viel zu haben scheint. Die lesende Welt möchte wohl dieselbe Neigung haben, und Walter Scott sie auf eine besonders anziehende Art zu befriedigen wissen. Es dürfte daher wohl keineswegs vorzugsweise sein wahrhaft dichterisches Gemüth, seine großartige Weltansicht, seine erhebende Ironie, sein tiefer Blick ins Leben und in die Menschheit seyn, was ihn zum Liebling des Publikums machte, sondern mehr seine Alles im hohen Grade veranschaulichende Darstellung, das glänzende Colorit seiner Gemälde sowohl der aus der todten Natur, als der aus dem Kreise der Menschheit, die Mannichfaltigkeit, Originalität, oder auch wohl Seltsamkeit der aufgestellten Charaktere, so wie sein leichter, ungesuchter und doch pikanter und gebildeter Styl, — alles Vorzüge, denen wir das ihnen gebührende Lob keineswegs entziehen wollen, das wir aber untergeordnet nennen deshalb, weil sie gleichsam nur die Hülle sind jener Seele, welche das wahre Kunstwerk beleben muß, und die wir vorher bezeichneten.

Waverley, dessen deutsche Bearbeitung wir hier anzuzeigen haben, ist dasjenige Werk, nach dem sich der Verf. auf alle folgenden benannt hat, ohne je einem seinen wahren Namen vorzusetzen. Daraus scheint hervorzugehen, daß er dieses gerade entweder für sein gelungenstes oder doch eines der gelungensten achte. Nun sind die Urtheile der Verfasser von ihren Werken aus leicht begreiflichen Gründen selten mit dem Urtheile der Leser ganz im Einklange, indeß möchte hier wohl eine Ausnahme von dieser allgemeinen Bemerkung Statt finden. Denn das Buch hat nicht nur, im Original wenigstens, viele Auflagen erlebt, sondern sie auch verdient. Es gehört unstreitig zu dem Besten, was man der Feder dieses geistreichen und gewandten Darstellers zu danken hat. Die Geschichte, deren sich der Verfasser hier, wie in den meisten seiner spätern Dichtungen, fast zu sehr nur als Mittel bedient, einen bewundernswürdigern Reichthum von Charakteren, Landschaftsgemälden, originellen Situationen, und feinern Beobachtungen zu entfalten, ist das kecke Unternehmen des lezten Sprößlings aus dem Hause Stuart, Karl Eduards, den Englischen Thron sich wieder zu erringen, den damals das Haus Braunschweig inne hatte, und noch hat. Eduard kehrte im J. 1745 nach Schottland zurück, welches ihm noch immer sehr ergeben war, und einen heftigen Widerwillen gegen die neue englische Dynastie nährte. Die zur Unruhe stets geneigten schottischen Clanhäupter unterstützten ihn aus allen Kräften. Es gelang ihm selbst in England einzudringen, allein hier wandte sich sein Glück, und er mußte sein Unternehmen mit großem Verluste aufgeben. Diese Begebenheit zeigt nun eben Nichts, was sie zu einer vorzüglich großen in der Weltgeschichte machte, allein bürgerliche Unruhen sind gerade solche Auftritte, welche sich für den Dichter zu anziehenden Gemälden besonders eignen, weil sie das Innere der Menschheit stark hervortreten lassen und die im Kampfe begriffenen Partheyen, da sie größten Theils nicht durch Massen siegen können, sich an Talente halten müssen, und an solche Kräfte, welche recht eigentlich zum Fond der Menschheit gehören. Die Kühnsten, Geschicktesten, Klügsten, Unerschrockensten, oft auch die Großherzigsten, Edelsten treten hervor und weihen sich der Sache, die sie für heilig oder groß achten. Eduard Wa-

verley selbst erscheint indeß keineswegs als ein ausgezeichnet großer Mensch, vielmehr scheint ihm der Dichter absichtlich viel von menschlicher Schwäche gegeben zu haben, sowohl um ihn dem Herzen des Lesers näher zu bringen, als um nicht die Aufmerksamkeit zu stark auf ihn allein zu heften, da es dem Verf. offenbar mehr um die Darstellung einer ganzen Zeitperiode und der in sie verflochtenen Menschen zu thun war, als um Aufstellung eines Musterbildes der Tugend und männlichen Hoheit. Ueberhaupt bewährt sich der Verf. dadurch als einen großen Künstler, daß er nicht immerfort auf Darstellung eines sogenannten Ideals in einzelnen Gestalten hinstrebt, sondern dieses mehr in der Behandlung seines Gegenstandes ahnen oder durchscheinen läßt. Oft leistet ihm dabey seine großartige Ironie die trefflichsten Dienste. Er gleicht darinnen den großen Malern, die es nie unternommen haben, einen Sonnenaufgang in voller Glorie zu malen. Das reine Licht ist, wie die reine Tugend, durch menschliche Darstellungsmittel nicht zu erreichen. Wem nur Farben zu Gebote stehen, kann ohne Schatten nicht auskommen.

Außer Eduard Waverley ziehen den Blick vorzüglich auf sich unter den männlichen Charakteren, die Stammhäuptlinge Fregus Mac-Ivor und der alte Freyherr von Bradwardine auf Tully-Verlan; jener durch seine Kühnheit, Entschlossenheit, und leidenschaftliche Entzündbarkeit, dieser durch seine besonnene, in steifen Formen sich ausdrückende Festigkeit, Redlichkeit, Treue und Anhänglichkeit an den vertriebenen Thronerben. Beyde, so ganz von einander verschiedene Charaktere haben so viel Anziehendes durch die Behandlung des Darstellers erhalten, daß man kaum weiß, welchem man vor dem andern den Vorzug geben soll. In den Schicksalen beyder läßt der Dichter zugleich seine wahrhaft große und edle Weltansicht durchblicken. Mac-Ivor erleidet den Tod eines Hochverräthers, nachdem er von der siegenden Parthey des Braunschweigischen Königsstammes gefangen worden. Das liegt in der Natur der Sache, allein so sehr man über solchen Untergang eines solchen Mannes trauern muß, so wenig kann man doch behaupten, daß er unverdient war, auch nach den Gesetzen der hohen Weltordnung, denn Mac-Ivor strebte eben so sehr und mehr noch nach seiner eigenen Erhebung, als nach der Behauptung des Rechts für seinen Herrscher, dahingegen der Freyherr bis zur edelsten Selbstverläugnung nur an den Sieg der guten Sache, oder des Rechtes denkt. Daher denn auch das glückliche Ende seines Lebens wahrhaft erfreuend und erhebend ist. Ueberhaupt bildet der Gegensatz dieser beyden Charaktere einen der vorzüglichsten Reize des ganzen Bildes. Unter den weiblichen Charakteren stehen sich Flora, die Schwester des Stammhäuptlings Fregus Mac-Ivor, und Rosa, die Tochter des Freyherrn von Bradwardine, fast eben so entgegen, wie jene männlichen. Stolz und schön, fast zu sehr in die politischen Händel der Zeit verflochten tritt Flora auf, und erringt Bewunderung; sanft und lieblich, ganz in den Grenzen holder Weiblichkeit sich haltend, gewinnt Rosa Zuneigung und Liebe, und wird mit Recht am Ende Eduards Gattin, der denn auch wohl solches Lohnes werth ist, theils durch den Adel und die sittliche Reinheit seines Wesens, theils weil er fast wider Willen in den Strom der bürgerlichen Kämpfe hinein gerissen wird. Auch macht ihn seine für häusliches Glück sehr empfängliche Sinnesart zu dem passendsten Lebensgefährten für die holde Rosa.

Von den minderbedeutenden Personen sind fast alle mit Meisterhand gezeichnet, besonders der halbwahnsinnige David, der Rentmeister Wachsheeble, und ähnliche, wo der Dichter sich besonders seinem ächt Sterneschen Humor ganz überlassen kann.

Daß es an trefflichen Naturschilderungen und anziehenden Situationen aller Art nicht mangeln werde, läßt sich leicht vermuthen, wenn man die Kraft und Gewandtheit kennt, womit dieser Maler seinen Pinsel zu führen weiß. Wir zählen zu den erstern die Schilderung des alten Schlosses Verlan, wo der alte Freyherr von Bradwardine wohnt, nebst dessen Umgebung, so wie man sie besonders aus Rosa's Fenster übersehen kann, 1 Theil S. 62 und folg.; ferner der Höhle Donalds, am Ende des ersten Theils, wo zugleich die häusliche Einrichtung eines solchen vom Raube lebenden Hochländers mit viel ergreifenden Zügen beschrieben wird. Im dritten Theile gewährt die Schilderung des schottischen Heeres beym Auszuge aus Edinburgh ein höchst pittoreskes Gemälde, welches, wie fast alle Schilderungen dieses Schriftstellers, dadurch besonders anziehend wird, daß man zugleich den Eindruck bemerkt und erklärt findet, den es auf die dadurch berührten Hauptpersonen macht. Interessante und anziehende Situationen aller Art giebt es durch das ganze Buch hindurch. Sie sind meistens natürlich herbeygeführt, und nicht über die Gebühr in der Darstellung ausgedehnt. Statt aller wollen wir nur der lezten in dem vierten Theile, besonders derer gedenken, wo der kräftige Fregus Mac-Ivor kurz vor seiner Hinrichtung auftritt und eine Seelenstärke, im Angesicht seines martervollen Todes, entfaltet, welche uns fast diese selbst vergessen läßt, und mit Allem versöhnt, was der feinere Tugendsinn vielleicht an dem Menschen tadeln möchte. Nicht minder schön, doch heiter rührend ist des alten Freyherrn Wiedereinsetzung in sein altes Stammhaus, womit sich das treffliche Gemälde schließt. Wäre es dem Verf. gelungen, die politische Seite seiner Darstellung dem Antheile des Lesers noch näher zu bringen als es geschehen ist, so würden wir keinen Wunsch unbefriedigt finden, wozu uns ein solches Talent berechtigen konnte.

Die Uebersetzung ist im Ganzen fließend und scheint den Charakter der Urschrift treu wieder zu geben. Hie und da sind wir indessen auf Ausdrücke gestoßen, die wir wohl mit andern vertauscht wünschten, z. B. das Wort: Schulfuchserey. Pedanterey scheint edler. Die Schulter der Klippe läßt sich wohl nicht gut sagen; was soll es seyn? Manches Andere ist vielleicht Druckfehler, manches schmeckt auch zu sehr nach dem engl. Originale, wie die Fehlschlagungen für verfehlte Wünsche oder vereitelte Erwartungen, (disappointments). Vielen Dank aber verdient der Uebersetzer für das Vorwor, welches sehr zum bessern Verständniß des Buches beyträgt, indem es theils die in dem lezteru selbst nicht ausführlich behandelten, sondern als bekannt angenommenen Gesichtspunkte erläutert, theils Vieles von den Sitten der Hochländer genauer entwickelt.

Das Aeußere ist recht sauber. X. r.

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Mai 1823.

Es betrieget sich Alles was lebt.

Etwas über die nordamerikanischen Indier.

(Beschluß. M. s. Nr. 97.)

Kriege entstehen bey ihnen gewöhnlich aus Pferdediebstählen und der Entführung von Weibern; zuweilen gibt die Verletzung des gegenseitigen Jagdgebeges Anlaß dazu. Die Feindseligkeiten werden gemeiniglich durch kleine Plünderungspartheyen, unter der Führung irgend eines geprüften Kriegers, geführt. Will ein solcher eine Kriegstruppe zusammenbringen, so ist das Erste, daß er sich über und über mit weißer Erde bestreicht, dann geht er durch das Lager oder Dorf, laut zum Wahconda rufend, und die jungen Krieger ersuchend, Mitleiden mit ihm zu haben, und ihm den Feind schlagen zu helfen. Dann begibt er sich auf irgend eine Erhöhung oder in die Wälder, und fährt eine Zeitlang mit seinen Ausrufungen fort. Den folgenden Tag bewirthet er Alle, die sich bereit finden, ihn zu begleiten, und es wird als bekannt angenommen, daß ein Jeder, der an diesem Feste Theil nimmt, sich zu der Expedition verpflichtet. Dieses Rufen und Traktiren wiederholt er von Zeit zu Zeit, bis es zum Aufbruch kommt. Während dieser Zwischenzeit beschäftigt er sich mit der Bereitung von Heilmitteln, dem Aushängen seiner Medizinbeutel ꝛc. Bey den Festen redet er seine Leute an, und ermuntert sie, sich durch ihre Kriegsthaten bey ihrer Nation bekannt zu machen. Die Franzosen nennen diesen Führer partisan, und die Omawhaws, Mo-do-hun-gah. Sein Medizinbündel, worauf sie sich größtentheils wegen des glücklichen Ausganges ihres Unternehmens verlassen, enthält beynahe immer die Haut eines Sperlinghabichts (falco sparverius) und viele kleine Gegenstände, als: Wampums, Glasperlen, Tabak, welches alles niedlich in Baumrinde eingewickelt wird, und ein längliches Packet von ungefähr einem Fuß Länge bildet, welches der Führer, an einem Riemen befestigt, auf der Schulter oder dem Rücken trägt. — Sind ihre Mackasine, Kamaschen, Flinten, Bogen und Pfeile, Speere, Streitkolben und Skalpiermesser bereit, so versieht sich ein Jeder mit einigen Lebensmitteln, und der Zug begibt sich in stiller Nacht auf den Marsch. Diesen führen sie mit großer Vorsicht, indem sie beständig Spione vorausschicken. Im Lager hält immer Einer Wache, außer wenn sie sich vom Feinde weit entfernt glauben, dann unterlassen sie diese Vorsicht. Das Medizinbündel darf den Boden nicht berühren, deßwegen wird es, wenn sie sich lagern, sorgfältig an einer zackigen Stange aufgehängt; dann wird es angeraucht, indem der Pfeifenstiel bald gegen dasselbe, bald gegen den Himmel oder die Erde gerichtet wird. Nach dieser Feyerlichkeit, wenn die Gesellschaft sich in Feindes Nähe befindet, hängt der Führer das Medizinbündel um den Hals eines zuverlässigen Kriegers, und flüstert ihm zu, zwey oder drey Mann mitzunehmen, und sich sorgfältig nach den Spuren vom Feinde umzusehen. Bey der Rückkehr des Boten läuft ihm der Anführer entgegen, empfängt

seinen Bericht mit flüsternder Stimme, nimmt das wichtige Packet von seinem Halse, und während er dasselbe wieder aufhängt, theilt er seiner Truppe die erhaltene Nachricht mit; „Man hat noch keine Spur vom Feinde entdeckt, aber habet Geduld, meine tapfern Jünglinge, der Wabconda wird bald Mitleid mit uns haben und uns den Feind zeigen, den wir so ängstlich suchen.“ Ist aber der Feind entdeckt worden, so wird dessen Stellung und Anzahl ausgekundschaftet und Anstalt zum Angriff gemacht. Der heilige Medizinpack wird jezt geöffnet, die Hülle weggeworfen, und der Inhalt vorn am [illegible]e herabgehängt. Dieß ist ein gewisses Zeichen des Angriffs. Die Bande bemalt sich alsdann und rauchet, wenn sie Zeit hat. Endlich gibt der Führer das Zeichen, und Alle bewegen sich vorwärts mit langsamen und vorsichtigen Schritten, um den Feind zu überraschen; sehen sie sich aber entdeckt, so stürzen sie sich mit Heftigkeit, aber ohne alle Ordnung, auf denselben los. Geschieht der Kampf in einem Walde, so verstecken sie sich hinter Bäume von mäßiger Dicke, hinter welchen sie ihr Geschoß hervorsenden. Findet solcher aber in einer offenen Gegend statt, wo sich keine Schutzwehr darbietet, so springen [illegible] von einer Seite zur andern, und bleiben in beständiger Thätigkeit, um dem Feind kein festes Ziel darzubieten. Das bloße Niederschlagen eines Feindes ist es nicht, welches die größte Ehre erzeigt; dieß, sagen die Indianer, kann auch der Feigste thun. Ruhm aber erwartet den kühnen Mann, welcher auf dem Schlachtfelde sich eines Feindes bemächtigt, oder welcher den Körper eines gefallenen Feindes in der Gegenwart von dessen Freunden, welche gewöhnlich auf die Gelegenheit lauern, dessen Tod zu rächen, schlägt oder auch nur berührt. Das Fangen eines Feindes bringt die erste Ehre; das Schlagen eines lebendigen Feindes die zweyte; einen todten oder verstümmelten Körper schlagen, die dritte; die Eroberung eines Pferdes mag als die vierte betrachtet werden; einem ein Pferd schenken, als die fünfte; und das Erschießen eines Feindes wird von den Omawhaws als das Sechste im Rang der Waffenthaten angesehen. Die Eroberung einer Schädelhaut ist blos ein Beweis dessen, was einer gethan hat, und scheint für sich selbst keine Achtung zu erwerben. Die Gefangenen werden gut bewacht und nicht streng behandelt, es wäre denn, daß eine überlegene feindliche Macht sie verfolgte, in welchem Falle man sie umbringt. Auf dem Schlachtfeld werden alle feindliche Verwundete getödtet, und die Körper der Todten in Stücken zerhackt. Wenn sich die Weiber in der Nähe befinden, so thun diese das Meiste dabey: sie reißen die Glieder ab, schleppen sie an Stricken umher, und hängen sie ihren Hunden um, unter Schreyen, Lachen und unanständigen Reden.

Quentin Durward's Erlösung vom Strange.

(Fortsetzung.)

In dieser dringenden Noth warf der Jüngling einen verzweiflungsvollen Blick umher und rief: „Gibt es nicht einen guten Christen hier, der mich hört, und dem Ludovic Leslie, von der schottischen Garde, hier zu Lande le Balafré genannt, sagen will, daß man hier seinen Neffen abscheulicher Weise ermordet?“ Diese Worte waren zur glücklichen Minute gesprochen, denn ein Schütze von der schottischen Garde, den die Zubereitungen zur Hinrichtung herbeygezogen hatten, stand nebst ein paar andern, zufällig vorübergehenden, Personen da, um zu sehen, was vorging. „Nehmt euch in Acht, was ihr thut, sagte er zu den Scharfrichtern, wenn dieser junge Mensch von schottischer Geburt ist, so lasse ich ihm nichts Unrechtes thun.“ — „Bewahre Gott, Herr Ritter! sagte Trois-Eschelles; aber wir müssen unsern Befehlen gehorchen,“ und zog Durward bey einem Arme fort. — „Das kürzeste Spiel ist immer das beste,“ sagte Petit-André, und zog ihn beym andern. Aber Quentin hatte Worte des Trostes vernommen, raffte seine ganze Stärke zusammen, und schüttelte auf einmal die beyden Nachhelfer des Gesetzes von sich, und rannte, mit noch immer gefesselten Armen, auf den schottischen Schützen zu. „Steh' mir bey, Landsmann! rief er in seiner eigenen Sprache, um Schottlands und St. Andreas Willen! Ich bin unschuldig! Ich bin dein geborner Landsmann. Steh' mir bey, oder du hast's am jüngsten Tage zu verantworten!“ — „Beym heiligen Andreas! Nur über mich sollen sie an dich kommen,“ sagte der Schütze und zog den Säbel. — „Zerschneide meine Fesseln, Landsmann! sagte Quentin, damit ich auch etwas für mich thun kann.“ Dieß geschah durch einen Schnitt mit des Schützen Waffe, und der befreyte Gefangene warf sich augenblicklich auf einen von des Profosen Wache, riß ihm eine Hellebarde, mit der er bewaffnet war, aus den Händen, und nun sagte er: „Kommt heran, wenn ihr Muth habt!“ Die beyden Nachrichter flüsterten mit einander. „Reit' du dem Profos-Marschall nach, sagte Trois-Eschelles, und ich will sie hier behalten, wenn ich kann. Soldaten von der Profosen-Wache, haltet zu euern Waffen!“ Petit-André warf sich aufs Pferd und verließ den Platz, und die übrigen anwesenden Soldaten zogen sich auf Trois-Eschelles Befehl so schnell zusammen, daß sie die beyden andern Gefangenen in der Verwirrung entschlüpfen ließen. Vielleicht war es ihnen nicht besonders darum zu thun, sie zu behalten, denn sie hatten seit Kurzem genug von dem Blute solcher Elenden gehabt, und waren, wie andere Raubthiere, durch langes Morden des Zerreißens müde gewor-

den. Der Vorwand aber war, daß sie sich unmittelbar aufgefordert glaubten, den Trois-Eschelles zu beschützen, denn es herrschte eine Eifersucht zwischen dem schottischen Schützen und der Marschallsgarde, die die Befehle des Profosen ausführte, die dann und wann in offenen Streit ausbrach. „Wir sind stark genug, um zweymal so viel von den stolzen Schotten zu schlagen, wenn es euch beliebt," sagte Einer von den Soldaten zu Trois-Eschelles. Aber dieser vorsichtige Beamte gab ihm ein Zeichen, still zu schweigen, und wandte sich mit großer Höflichkeit an den Schützen. „Wahrhaftig, mein Herr, das ist eine große Beschimpfung gegen den Profos-Marschall, daß ihr es waget, die ihm gesetzlich anvertraute königliche Justiz zu unterbrechen; auch ist es kein rechtliches Verfahren gegen mich, während ich mich im gesetzlichen Besitz meines Verbrechers befinde. Ja es ist nicht einmal eine wohlgemeinte Güte gegen den jungen Menschen selbst, da sich fünfzig Gelegenheiten ereignen mögen, um ihn zu hängen, ohne daß er sich so glücklich vorbereitet fühle, als er es war, wenn ihr euch nicht so unbedachtsam der Sache annahmt." — „Wenn mein junger Landsmann meint, sagte der Schotte lächelnd, daß ich ihm unrecht gethan, so will ich ihn ohne weiteres Streiten eurer Obhut zurückgeben." — „Nein, nein! — Ums Himmels willen, nein! rief Quentin. Ich wollte lieber, ihr schlügt mir den Kopf ab mit eurem langen Schwerte, dieß würde meinem Stande besser geziemen, als von den Händen eines so elenden Schurken zu sterben." — „Hört, wie er schimpft, sagte der Vollstrecker des Gesetzes. Ach, wie schnell verlieren sich unsere besten Entschlüsse! In welcher glücklichen Gemüthsstimmung zur Abfahrt befand er sich eben jetzt, und nach zwey Minuten ist er ein Hoheitsverächter geworden." — „Sagt mir nur denn, fragte der Schütze, was hat dieser junge Mensch gethan?" — „Er hat sich unterstanden, den Leichnam eines Verbrechers herabzunehmen, während die Lilie am Baum gezeichnet war, woran ich ihn mit eigenen Händen geknüpft," sagte der Nachrichter. — „Wie ist das, junger Mensch? sagte der Schütze. Wie mochtet ihr euch eines solchen Vergehens schuldig machen?" — „So wahr ich euern Schutz heische, erwiederte Durward, ich will euch die Wahrheit sagen, als wär' es in der Beichte. Ich sah einen Mann zuckend am Baume hängen, und schnitt ihn aus bloßem Mitleiden ab. Ich dachte nicht mehr an Lilien, als an Schlüsselblumen, und hatte nicht mehr Absicht, den König von Frankreich zu beleidigen, als unsern Vater, den Papst." — „Was zum Gukuk hattet ihr denn mit dem Leichnam zu schaffen? Ihr könnt sie im Rücken dieses Ehrenmannes wie Trauben an jedem Baume hängen sehen, und ihr würdet hier zu Lande genug zu thun haben, wenn ihr hinter dem Scharfrichter die Nachlese halten wollt. Dem sey aber wie ihm wolle, ich laß einen Landsmann nicht im Stich, so lange ich ihm helfen kann. Hört ihr, Meister Marschall? Mann, ihr sehet, dieß ist durchaus ein Irrthum. Ihr solltet etwas Mitleiden mit einem so jungen Reisenden haben. In unserm Lande zu Hause ist er nicht gewohnt gewesen, so schnelles Verfahren zu sehen, als eures und eures Herrn." — „Nicht daß ihr es weniger bedürftet, Herr Schütze, sagte der eben zurückkehrende Petit-André. Stehe fest, Trois-Eschelles, denn hier kommt der Profos-Marschall; wir werden gleich sehen, wie es ihm behagen wird, sein Werk aus den Händen genommen zu sehen, ehe es fertig ist." — „Und glücklicher Weise, sagte der Schütze, kommen hier auch einige von meinen Kameraden."

(Der Beschluß folgt.)

Sonnett.

Im Dörfchen schlägt die Abendglocke an;
Der Landmann kehrt mit frohem Angesicht
Zur Hütte heim, die froben Schlaf verspricht,
Da er des heißen Tages Pflicht gethan.
Und sieh, der Mond beginnt die nächt'ge Bahn,
Und freundlich glänzt der Sterne Liebeslicht;
Doch weht des Abends linder Odem nicht;
Die Luft ist schwül, ein Wetter scheint zu nah'n.
Schon ist die Windsbraut los, die Eiche splittert,
Der Donner rollt und Flammenstrahlen zucken,
Die Welt will ihren Arm sich entrücken.
Und während sturmbewegt mein Fenster zittert,
Die Mauern beben, sitz ich hier im Stillen
Und ende mein Sonnett, nach Ihrem Willen.

Adr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. May.

Jemand ein Engländer, glaube ich, hat ausgerechnet, daß sich gegenwärtig in ganz Europa 17,900,000 Bettler befinden; unter der Rubrik Bettler begreift der Herr Calkulator alle diejenigen, die auf Kosten des Gemeinwesens leben, ohne etwas zum Wohle desselben beyzutragen. In Zeit von wenig Wochen wird, wie ich fürchte, die achtzehnte Million voll werden, da schon jetzt in Paris ein so allgemeines Klagen über das gänzliche Stocken des Handels und Gewerbfleißes und aller bedeutenden Unternehmungen jeder Art ist. Obschon der Krieg fern von dem Mittelpunkte Frankreichs geführt wird, so ist es dennoch, als ob er das Herz desselben bereits angegriffen hätte, so lebhaft lassen sich seine traurigen Folgen verspüren. Wer den kräftigen Aufschwung Frankreichs in den Jahren 1818 und 1819 bemerkt hat, und es jetzt in seinem ohnmächtigen Zustande erblickt, kann kaum begreifen, wie eine so große Veränderung die Wirkung einer so kurzen Zeit gewesen ist; aber freylich, wenn man gesehen hat, wie emsig an der Abmattung der moralischen Kräfte dieser starken Nation gearbeitet worden ist, so hat man wohl vermuthen können, daß es so und nicht anders kommen mußte. Zwar versichern die Söldlinge der Machthaber in ihren Blättern, Alles gehe auf's Beste, und Frankreichs Flor werde sich ehestens auf's glänzendste entwickeln; allein mir fällt dabey die Geschichte des Mannes ein, von dem Voltaire erzählt, daß er oben von einem Thurm herunter fiel, und im Fallen zu sich selbst sagte: bis hieher geht ja vortrefflich, wofern es nur dauert! Manche talentvolle, unabhängige Schriftsteller hatten sich vorgenommen, dem Unwesen der Ultras bis auf den letzten Augenblick in den Zeitschriften entgegen zu kämpfen; allein die harten Verfolgungen, die ihnen zu Theil werden, machen sie doch muth-

tes, und da es dem irdenen Topfe nicht möglich ist, gegen den eisernen Topf etwas zu vermögen, wenn dieser sich das Recht anmaßt, mit dem Strome gegen den irdenen anzustoßen, so legen sie großen theils ihre Federn nieder, ziehen sich in die Verborgenheit zurück, und überlassen den Kampfplatz ihren Gegnern, die sich dann mit Uebermuth darauf herumtummeln. Bey den ernsthaften und wichtigen Angelegenheiten, welche jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, nimmt es sich seltsam aus, wenn man in dem Modejournal liest, daß es jetzt wieder in Gebrauch kommt, bey Tische die Serviette ans Knopfloch der Weste zu befestigen, und daß man ein elegantes Toilettenstück erfunden hat, nämlich ein niedliches Bienenkörbchen aus Rosen- oder Citronenholz, worunter man beym Aufschrauben ein Schminktöpfchen von vergoldetem Porzellan findet. „Ich denke, Leute, die sich mit der Art, die Serviette anzuheften, oder mit neuen Schminktöpfchen so ämsig beschäftigen, während Millionen Menschen in Bewegung sind, sich einander unglücklich zu machen, müssen freylich den Kopf sehr leer oder das Herz nicht am rechten Flecke haben; allein unglücklich sind sie wenigstens nicht, denn ihre Ruhe wird nicht gestört, und so läßt es sich begreifen, warum zu der Zeit, als die Frivolität so groß und allgemein in Frankreich war, z. B. zu der Zeit, als, wie Madam Campan erzählt, bey dem Ausleiden der letzten Königin zwey Prinzessinen in ihrem Schlafzimmer sich eine Viertelstunde Komplimente darüber machten, welche von beyden der Königin das Hemd zu reichen die Ehre haben solle, indeß Maria Antoinette mit bloßen Armen dastand und vor Kälte zitterte; es läßt sich begreifen, sage ich, daß zu einer so frivolen Zeit die Leute glücklich waren; sie waren nur mit ihren Kleinigkeiten beschäftigt, und bekümmerten sich um das Menschenwohl und Wehe gar wenig. Aber ein solches Glück, das die Ultras wieder anbieten, verwirft die jetzige Generation in Frankreich mit Unwillen. Daß ein spekulativer Kopf sogleich nach der Geschichte Manuels ein geistiges Getränk Esprit de Manuel benannte, und zum Verkaufe ausbot, ist ganz nach Pariser Art; schon unter der alten Regierung benutzten Spekulanten politische Begebenheiten, um ihre Waaren nach merkwürdigen Männern zu benennen. So z. B. wurden Ecrins à la Montenard verfertigt, die vermittelst einer verborgenen Feder auf- und zugingen, weil Montenard als Minister erschien und verschwand; solche Ecrins hätte man neulich als Ecrins à la Bellune oder à la Digeon wieder auffrischen können. Die Neckereyen der Liberalen und Ultrajournalisten dauern noch immer fort, wiewohl sie bey dem Verstummen der verfolgten unabhängigen Blätter nicht mehr so lebhaft und witzig sind. Im vorigen Jahre hatte der Miroir bey dem Longchampsfeste die Promenaden der Ultrajournalisten auf einem Karikaturblatte zum Besten gegeben; sie waren alle auf einem ungeheuern Krebse stehend abgebildet, und Martainvillen, der die weiße Fahne in der Hand trug, waren die Worte beygelegt: Rückwärts marsch. Allein dieser Krebsgang hat die Ultrajournalisten näher zu ihrem Ziele geführt, als man es vermuthet hätte; sie stehen jetzt alle in starkem Solde oder haben glänzende Stellen erhalten; die Possenreißereyen Martainvillens sollen mit einem Gehalt von 40,000 Fr. bezahlt werden; einige verdienen ihren Sold dadurch, daß sie die ehrwürdigsten Männer und Absichten periodisch beschimpfen. In diesem Jahre hat der Miroir als Karikaturblatt eine andere Promenade nach Longchamp, nämlich diejenige der Kriegslustigen Ultras dargestellt. Sie sitzen mit alten verrosteten Waffen zusammen auf einem Karren und lassen sich nach Süden hinfahren. Man hatte sie als alte Gentilshommes dargestellt, und ihnen die einfältigsten Mienen gegeben. Ja wenn nur solche Gentilshommes hingezogen wären, die nichts vergessen und nichts gelernt haben! aber —. Zu hübschen Späßen hat das plötzliche Ausbleiben des östreichischen Beobachters Anlaß gegeben; das Journal de Paris besonders, das, seitdem es nichts mehr von den Ministern befohlen wird, sich über seine ehemaligen Mitgefährten intra und extra muros gern lustig macht, hat die Geschichte sehr komisch erzählt. Es war nämlich ein „deutscher Beobachter" in die Ungnade der Minister gefallen, und da der kürzeste Weg bey ihnen oft der beste dünkt, so hatten sie, um es mit ihm abzumachen, das Verbot ausgehen lassen, den gefürchteten Beobachter nicht über die Gränze zu lassen, obschon keine fünfzig Menschen hier die deutschen Zeitungen lesen. Die Mauth- oder Postbeamten (ich weiß nicht welche), die in der deutschen Journalistik, und wahrscheinlich auch in der deutschen Sprache nicht sehr bewandert sind, und den ihnen ertheilten Befehl doch gewissenhaft erfüllen wollten, hielten den ersten besten Beobachter auf, der ihnen unter die Hände kam, und siehe da! dies war gerade der Oesterreichische. Man stieß ihn unbarmherzig als einen Revolutionsverfechter zurück, und als er nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden sich abermals der Gränze näherte, gings eben so, und gleichmäßig die folgenden Tage. Die Ultrajournalisten, denen ihre gewohnte Zufuhr plötzlich abgeschnitten war, und sich nicht mehr aus dem Wiener Blatte Raths erholen konnten, wußten gar nicht, was das zu bedeuten habe. Auch die literalen Blätter wußten sich das Verschwinden eines Blattes, an deren Erhaltung ihnen sonst freylich nicht viel gelegen ist, gar nicht zu erklären; der Constitutionnel brachte dasselbe mit, ich weiß nicht welchen, Bewegungen und Verfügungen in der Schweiz in Verbindung. Endlich klärte sich das Qui pro quo auf: ob der gefürchtete wahre Beobachter durchgeschlüpft war, indeß der andere Beobachter hatte müssen vor der Thüre stehen bleiben, oder ob die Beobachter jeder Art als verbotene Waare betrachtet worden waren, ist mir nicht bekannt geworden. Man hat dadurch abermals einen Beweis von den Folgen solcher litterarischer Mauthverbote bekommen, die schon unter der Napoleonschen Herrschaft hart empfunden wurden; ich bewahre als eine Kuriosität folgende Antwort des barschen Generals Pomereuil, damaligen Direktors des Buchhandels auf eine Bitte, das Morgenblatt aus Deutschland beziehen zu dürfen, auf: le journal littéraire publié á Stuttgard sous le titre de Morgenblatt ne faisant pas partie des feuilles etrangères dont la circulation dans l'Empire est autorisée, je n'ai pu faire droit à votre demande etc. Paris le 23. Octobre 1813 u. s. w. Was das arme Morgenblatt verschuldet hatte, um vom Kaiserlichen Bannstrahle getroffen zu werden, errathe ich wahrlich nicht; vielleicht lag ein Qui pro quo zum Grunde, wie das neuliche mit den Beobachtern. Ein Jahr hernach hatten sich schon die Sachen gewaltig geändert. Statt des kommandirenden Generals war Royer Collard an die Spitze des Buchhandels gestellt worden, und dieser erlaubte dem Morgenblatte wenigstens von der Grenzmauth nach Paris geführt zu werden, aber sous cordes et plomb, ungefähr wie einen Kriegsgefangenen, um unter seiner Aufsicht erlöset zu werden. Bald darauf hörte auch dieser lästige Druck, dessen Ursprung sich noch aus der kaiserlichen Periode herschrieb, auf, wiewohl er noch von Zeit zu Zeit, wenns der Direktion des Buchhandels so beliebt, gegen die Bücherpakete aus dem Auslande geübt wird. Die Herren Direktoren, und die Obern, die ihnen Befehle ertheilen, scheinen es nicht einzusehen, daß Frankreich eben so viel Recht auf eine freye Cirkulation der auswärtigen Geistesprodukte hat, als England oder Nordamerika, und daß die Gedanken sich nicht sous cordes et plomb, unter Seil und Bley zwängen lassen, wenn auch das gedruckte Papier darunter steckt.

D g.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Nro. 11.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Jahrgang, 1823. 4tes Heft.

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1823. IX. Bd. 3tes Heft.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. April 1823.

Correspondenzblatt des Landwirthschaftlichen Vereins. Dritter Band. April 1823.

Subscriptions-Anzeige.

In allen Buchhandlungen Deutschlands wird Subscription angenommen auf eine vollständige

Geschichte der christlichen Religion und Kirche,

von J. N. Locherer, Pfarrer in Jechtingen.

gr. 8. 12 bis 15 Bände.

Das Nähere, so wie die vortheilhaften Bedingungen können aus der ausführlichen Ankündigung in jeder Buchhandlung ersehen werden.

Unterzeichnete haben sich zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel:

Sylvaneion,

ein Taschenbuch für denkende Forstmänner,

verbunden. Ein Werk, das folgende unten näher bezeichnete Gegenstände umfaßt:

I. Naturkunde.

a) Bodenkunde. Wie wenig noch dafür gethan ist, bedarf keiner Erläuterung, ein vorzügliches Augenmerk wird daher auf die Bearbeitung dieses Gegenstandes gerichtet werden.

b) Botanik. Die Naturgeschichte der deutschen Waldbäume ist so unvollständig und mangelhaft, daß sie einer totalen Umarbeitung bedarf. Die Redaction wird hier ganz besonders einwirken, sie wird suchen, das Fehlende, was beyspielweise durch Folgendes angedeutet ist, zu ergänzen: Entwicklung und Ausbruch des Laubes und der Blüthen, mit Anführung der Temperaturstände. Zweytens: Mayen-Saamen-Bildung und Reife, Einfluß der Höhe, der Gebirgsart, der Lage ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die Baumform und die physisch-chemischen Eigenschaften des Holzes, horizontale, verticale, natürliche, künstliche Verbreitung, Uebergänge und Wanderung der Holzpflanzen. (Karten werden hiezu geliefert.)

c) Zoologie. Nur neue Erklärungen und Berichtigungen.

II. Forstkunde.

Alles im Gebiete des Waldbaues, des Forstschutzes, der Forst-Benutzung, Technik, der Forsteinrichtung, der Forstpolizey und Staatsforst-Wirthschafts-Lehre, findet eine Aufnahme; doch werden durchaus nur neue Beobachtungen oder Berichtigungen des Frühern aufgenommen.

Einen ganz besondern Werth legt die Redaction auf eine Forst-Statistik, die sich mit Beschreibung und Erfolg der Wirthschafts-Systeme des Waldes befaßt.

III. Literatur.

Teutschlands forstliche Literatur mit kurz glossirten Anmerkungen, dann auswärtige Literatur mit kurzer Angabe des Inhalts: als Anhang, Anzeige erscheinender Schriften, Notizen ꝛc. ꝛc.

Von diesem Taschenbuch erscheint jährlich ein Band; der erste wird zum neuen Jahr 1824 ausgegeben.

Die Redaction nimmt mit Dank, und honorirt durch ein Louisd'or und höher per Bogen, jeden Beytrag, der für den Druck sich eignet. Mit umgehender Post folgt die Rückstellung der nicht angenommenen Schriften. Verschwiegenheit des Namens bey specieller Anforderung sichern wir.

Alle Uebersendungen für die Zeitschrift wolle man mit der Aufschrift An die Redaction des Sylvaneions zu Aschaffenburg, oder an die Verlagshandlung, entweder mit dem Postwagen oder durch Buchhändlergelegenheit übermachen.

J. L. Klauprecht,
Privatlehrer der Forstwissenschaft u. Mathematik, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

C. V. Mayr,
Professor am K. B. Forst-Institute zu Aschaffenburg.

* * *

Den Verlag dieses Taschenbuches

Sylvaneion

habe ich übernommen, und es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, für die anständigste Ausstattung sowohl des Drucks, als auch der dazu gehörigen Kupfer bestens zu sorgen. Es erscheint in großem Taschenformat mit 4 bis 6 von vorzüglichen Meistern gestochenen Kupfern, und allegorischem Umschlag.

Bestellungen hierauf, welche ich mir frühzeitig erbitte, übernimmt jede solide Buchhandlung.

Aschaffenburg im April 1823.

Daniel Knode,
Buchhändler.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Dr. M. C. A. Naumann,
Ueber
die Grenzen
zwischen Philosophie
und
Naturwissenschaften.
gr. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack.
Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Bey uns erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden folgende interessante Werke:

Band, das, der Ehe, oder das eheliche Leben. Geschildert nach den Gesetzen des Social-Vereins und der Natur. Zwey Theile. 8. Preis 2 Rthlr.

Beyschlaf, der. Eine physiologische, historische und philosophische Darstellung. Drey Theile. 8. Preis 3 Rthlr. 4 gr.

Berga, A. J. Th. von, Antihymen. Warnungstafel für alle Männer, die sich zum Heirathen versucht fühlen, in einer Gallerie wahrer Anekdoten. Gesammelt von Frauen aus allen Zeiten und Ständen ans Licht gestellt. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

— — Apophthegmen für Männer, die das weibliche Herz, und für Frauen, die sich selbst kennen lernen wollen. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Berga, F. C. L. von, geb. Zschinki. Buch der Weisheit für die Schönen. Eine Belehrung über Schmuck, Damenwaaren und die schönen Künste. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Düben, Dr., L. G. F. von, Belehrungen über das Geheimniß der Zeugung des Menschen für gebildete ernsthafte Leser. 8. Preis 1 Rthlr 12 gr.

Feyer, die, der Liebe oder Beschreibung der Verlobungs- und Hochzeits-Ceremonien aller Nationen. Zwey Theile. 8. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Flittner, Dr., E. G., Unterricht in der Kunst die weibliche Schönheit zu erhalten und ihr zu Hülfe zu kommen. Eine Toilettenlektüre. Sauber gebunden. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Glücklichen, die, oder das höchste Entzücken des Menschen. Eine Dithyrambe. 8. Preis 12 gr.

Jung, Dr., F. W., Aphrodite, Erhaltung der lebenden Geschlechter auf Erden. Oder Begattung und Fortpflanzung organischer Wesen nach der Stufenleiter der Natur. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

— — Mysterien des Ehestandes; oder: wie kann man durch den Genuß der Liebe sein Leben verlängern, Gesundheit und Frohsinn erhöhen, und eine gesunde genialische Nachkommenschaft erzeugen. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

— — Der Arzt für Jünglinge und Jungfrauen. 8. Preis 1 Rthlr.

Neumann, Dr. K. G. Von der Natur des Menschen, oder: Belehrung über den innern Organismus des menschlichen Körpers und seines Geistes für alle gebildete Menschenklassen. Zwey Theile. gr. 8. Preis 3 Rthlr. 8 gr.

— — Psychologie, Lehre von dem Nervenleben des Menschen. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Remedies for Beauty oder vier und zwanzig unerträgliche Rezepte, die jugendliche Schönheit der Damen und Herrn zu erhöhen, zu verlängern und herzustellen. Preis 1 Rthlr.

Scholz, J. B. G., Emiliens Hochzeitsfeyer. 8. Preis 10 gr.

Wildberg, Dr., Hygiastik, oder die Kunst die Gesundheit der Menschen zu erhalten und zu befördern, und die Lebensdauer zu verlängern. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft; nach physiologischen, moralischen und Nationalbegriffen. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Bey Friedr. Wilmanns in Frankfurt am M. sind folgende Werke erschienen, worauf alle Buchhandlungen Deutschlands Bestellungen annehmen:

Ansichten von Frankfurt am Main, der umliegenden Gegend und den nahen Heilquellen, von Anton Kirchner. 2 Thle. mit 25 Kupfern und einem Plan von Frankfurt. gr. 8. Auf Velinpap. mit den ersten Kupferabdrücken. 33 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. 27 fl.

Die 25 Kupfer allein auf größerem Papier abgedruckt, als Zimmerverzierungen geeignet. 22 fl.

Ansichten der freyen Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen, von H. Chr. Zietz, mit 16 Kupfern. gr. 8. Auf Velinpapier mit den ersten Kupferabdrücken. 19 fl. 48 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. mit 16 Kupfern 16 fl. 12 kr. Die 16 Kupfer allein auf größerem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 14 fl. 24 kr.

Ansichten der freyen Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen, von Ad. Storck; mit 16 Kupfern. gr. 8. Auf Velinpap. mit den ersten Kupferabdrücken. 22 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. mit 16 Kupf. 16 fl. 12 kr. Die 16 Kupfer auf größerem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet, 14 fl. 24 kr.

Ansichten der freyen Hansestadt Hamburg und ihren Umgebungen, 18 Kupfer auf größerem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 16 fl. 12 kr.

Bey Karl Grunert in Halle ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Mythologie der Griechen und italischen Völker. Für studirende Jünglinge und Freunde des klassischen Alterthums dargestellt von D. Franz Fiedler, Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. 1823. gr. 8. Preis: 2 Rthlr. 8 Gr.

Die Mythologie der Griechen und italischen Völker hat nicht blos für alle Leser der alten klassischen Dichter (sey es in den Originalen oder in den vortrefflichen Uebersetzungen deutscher Meister) großes Interesse; Keinem, der auf Bildung Anspruch macht, darf sie fremd und darf es gleichgültig seyn, die frühesten Spuren menschlicher Reflexion aufzufassen, welche in den Mythen der Vorwelt liegen. Aber wer kann alle die Werke scharfsinniger Forscher auch nur der neuesten Zeit mit ihren sich kreuzenden Ansichten durcharbeiten? Bedürfniß ist eine deutliche Zusammenstellung des Aelteren und

Neuesten. Sie ist in obigem Werke gegeben. Ein berühmter Kenner dieses Fachs hat über sie das günstigste Urtheil gefällt: „daß sie als Zusammenstellung zur Uebersicht wenig zu wünschen übrig läßt, daß Creuzer's Blicke in die Ahnungen der Vorzeit, Hermann's auf Sprachforschung gegründete Ansichten, Kannegießer's sinnige Hypothesen, kurz die mannigfaltigen Vorstellungen über die Götter der Alten, und das darin für die Vor-Geschichte und Vor-Philosophie Wichtige, mit Angabe der Stellen, wo man mehr darüber finden kann, so ansprechend und so vollständig dargestellt ist, daß auch junge Männer, welche sich für die Studien selbst ausbilden, Alles finden werden, was sie zu wissen brauchen; und daß sich gerade dadurch, daß der Hr. Verfasser nicht für einseitige Verfolgung Einer Hypothese eingenommen ist, das Ganze den Freunden der Wahrheit empfiehlt."

Anzeige neuer Schriften.

Ueber Rationalism, Gefühlsreligion und Christenthum, eine Beurtheilung der G. Ch. Müller'schen zwey Bücher Vom Gewissen und Wahren. Nebst psychologischen Beylagen über Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen von Dr. Joh. Sev. Vater. gr. 8. Halle, Kümmel. brochirt 10 gr.

Bey der großen Gährung theolog. Ansichten und bey der Kälte Gebildeter gegen öffentlich christliche Religions-Handlungen kommt eine neue, so wie man es von dem Herrn Verfasser gewohnt ist, gründliche und gemüthliche Untersuchung über die Ansprüche des Vernunft-Gebrauchs und des Gefühls über Religion und Christenthum zu rechter Zeit, um die Gemäßigten aller Partheyen einander zu nähern. Der Verleger macht deßhalb auf diese kleine Schrift aufmerksam.

Halle im April 1823.

C. A. Kümmel.

Bei B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

E. W. Schenck, über Regentenbevormundung,

Stände und ständische Verfassung.

zum Theil Widerlegung der Schrift des Großherz. Weim. Reg. Raths, Hrn. Alex. Müller: über Regentenbevormundung, gr. 8. geheftet 8 gGr. oder 36 Kr.

Alle, welche Theil an den neuesten Institutionen einer vorgerückten und bewegten Zeit nehmen, und welche sich mit dem Wohle und der Freyheit der Völker, nach äußerem oder innerem Beruf, beschäftigen, werden in dieser Schrift manches Neue und Anwendbare nach dem Bedürfniß der Zeit mit Wärme und Sachkenntniß berührt finden.

Dr. Dietrichs 9ter Nachtrag
zu seinem
vollständigen Lexicon der Gärtnerei und Botanik,

ist erschienen und geht von Talauma bis Witheringia. Mit dem 10ten Bande können diese Nachträge geschlossen werden. So reichhaltig sind die botanischen Entdeckungen seit 25 Jahren. Um so mehr sind diese Nachträge jedem Botaniker, so wie jedem nicht gemeinen Gärtner und Gartenfreunde, nützlich und wohl unentbehrlich. Wer diese Nachträge und das vorangegangene Hauptwerk von 10 Bänden besitzt, der hat das vollständigste Werk, so über die Botanik existirt. Jeder Band ist noch für den Pränumerationspreis à 2 Rthlr. 6 gr. oder, 4 fl. 3 kr. Rheinisch, zu haben, sowohl bei uns als auch in allen anderen guten Buchhandlungen.

Gebrüder Gädicke in Berlin.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die solide Handlung en detail, oder Theoretisch-praktische Anweisung, wie die Bücher einer Waaren-Handlung en detail nach doppelt Italienischer Buchhaltungsart geführt werden können. Von M. Heinemann.

Zweyte umgearbeitete und sehr verbesserte Auflage. Leipzig bey A. Wienbrack.

Preis geheftet 12 gr.

In diesem Büchelchen wird die doppelte Buchhaltung so gründlich und leicht faßlich gelehrt, als man in bändereichen Werken es nur erwarten kann.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

In genannter Buchhandlung, (auch durch jede andere zu beziehen) sind folgende Werke zu haben:

1. Eurpanthe von Savoyen. Von Helmine von Chezy. (Grundstoff zu der neuen, bald zur Aufführung bereiten Oper „Eurpanthe" von Carl Maria v. Weber, welche, wie der „Freyschütz" aus Apels bekanntem Mährchen, aus jenem alten interessanten Roman hervorgegangen ist). Umschlag und Titel-Vignette von Gubitz. 18 gr.
2. Erzählungen, die Manchem schon gefielen. (Acht Erzählungen von geistreichen Schriftstellern; die ihren Zweck, lebendige und edle Unterhaltung, gewiß nicht verfehlen.) Umschlag und Titel-Vignette von Gubitz. 1 Thlr. 6 gr.
3. Merkwürdige Personen in der Geschichte unsrer Zeit. Es sind 28 Bildnisse; nämlich: die Kaiser von Rußland und Oesterreich; die Könige von Preußen, Würtemberg und Schweden; Großfürst Constantin; Blücher, Wellington, Schwarzenberg, Metternich, Wrede, Kutusoff, Gneisenau, Bülow, Kleist, Benningsen, Bubna, Wittgenstein, Tauenzien, York, Borstell, Miloradowitsch, Wallmoden, Thielemann, Rostopschin, Hirschfeld, Tschaplitz und Moreau. Das Werk ist in groß Folio, und die Abdrücke sind von denselben, die bisher das Stück 16 gr. kosteten. Wir haben die trefflich gestochenen Platten gekauft, und überlassen alle 28 Bildnisse zu 4 Thlr. 12 gr. einzeln zu 6 gr.
4. Zwölf Holzschnitt-Abdrücke. Von F. W. Gubitz und dessen Schülern. (Biblische Gegenstände, ursprünglich zu einem illyrischen Gebetbuche bestimmt, und den Kunstfreunden zu empfehlen.) 1 Thlr.
5. (Commissions-Artikel.) Perlen der heiligen Vorzeit. Gedruckt auf Kosten des Ofener wohlthä-

tigen Frauen-Vereins. (Die verschiedenen sehr günstigen Beurtheilungen in öffentlichen Blättern zeugen für die Trefflichkeit des Werks.) Ausgabe auf Velinpapier 2 Thlr. 8 gr.

6. Lucas Cranachs Stammbuch. (Anerkannt vorzüglich.) 12 Thlr.

7. Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben, von F. W. Gubitz. (Dieses Musterbuch darf keiner Buchdruckerey fehlen; auch Jeder, dem es um Ideen zu Verzierungen aller Art zu thun ist, findet bey den 474 Gegenständen gewiß, was er sucht.) 1 Thlr. 12 gr.

8. Der Heiland; nach Lucas Cranach. Holzschnitt von F. W. Gubitz. Folio. (Mit sechs Platten colorirt gedruckt, und eines der merkwürdigsten Blätter von des Künstlers Hand.) 2 Thlr.

Berlin. Fischerstraße No. 30.

Vereins-Buchhandlung.

Neue Verlags-Musikalien, welche bey Friedrich Hofmeister in Leipzig Ostermesse 1823 erschienen sind:

Handbuch der musikalischen Literatur oder allgem. system. geordnetes Verzeichniß der 1822 — 1823 gedruckten Musikalien. Sechster Nachtrag. Mit K. Sächs. Privil. 8 Gr.

Schicht, J. G., das Ende des Gerechten, Passionsoratorium von Rochlitz. Klavierauszug des Componisten. 5 Thlr.

Hieraus einzeln:

Chor: Senke dich, heil'ge Nacht. 8 Gr.

Chor: Wir drücken dir die Augen zu. 8 Gr.

Müller, A. C., Cantatine zu Familienfesten für 4 Singstimmen mit Chor und Begl. von 2 Hoboen, 2 Clarinetten, 2 Hörnern und 2 Fagotten. Partit. Nachgel. Werk. 1 Thlr. 12 Gr.

Bishop, sechs Lieder von Wilh. Gerhard, nach engl. Volksgesängen mit Begleitung des Pianoforte, 14 Gr.

Rothe, F. W., 24 Favorittänze (Leipziger), bestehend in 7 Walzern, 5 Wiener Walzern, 6 Russiennen, 6 Ecossoisen und 1 Cotillon in vollstimmiger Musik. Erste Sammlung. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipziger Favorittänze für eine Flöte eingerichtet. Lieferung 3. 12 Gr.

Marschner, H., Impromptus, p. Pianoforte. Liv. I. Oe. 22. 18 Gr.

— — — 3me gr. Sonate p. Pianof. Oe. 24. (G m.) 1 Thlr. 8 Gr.

Reissiger, C. D., Ouverture à 4 mains de l'Opera „das Rockenweibchen." 20 Gr.

Rothe, F. W., 24 Favorittänze (Leipziger) f. Pianof. Erste Sammlung. 16 Gr.

Spor, L., Quintett. Oe. 33. No. 1, arrangé à 4 mains par Agthe. 2 Thlr.

So eben ist in unterzeichnetem Verlage erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Zeitschrift für gebildete Christen der Evangelischen Kirche, in Verbindung mit den Herren Consistorialräthen Dr. Augusti, C. R. Dr. Bruch, C. R. Küpper, C. R. Dr. Möller, C. R. Natorp, Prof. Dr. Nitzsch, Generalsuperintendent Roß und Prof. Dr. Sack. Herausgegeben von Dr. J. C. L. Gieseler u. Dr. F. Lücke. gr. 8. Erstes Heft. Preis 18 Gr.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, über die Angelegenheiten der Religion und Kirche, besonders über diejenigen, welche gerade in der Gegenwart allgemeinere Aufmerksamkeit verdienen, auf eine gründliche aber für jeden Gebildeten verständliche Weise die nöthigen Erläuterungen zu geben, so weit es derselben zur Ausbildung eigener freyer Urtheile bedarf. Protestantische Freymüthigkeit und Besonnenheit, gründliche Vertheidigung der evangelischen Freyheit gegen ihre inneren und äußeren Feinde, aber dabey auch Mäßigung, Unparteylichkeit und Humanität, ohne welche statt Belehrung nur Erbitterung gewirkt werden kann; dieß sind die Charakterzüge, welche, wie wir hoffen, schon in diesem ersten Hefte dieser Zeitschrift Niemand verkennen wird, und welche in derselben stets werden festgehalten werden.

Das zweyte Heft à 16 gr. erscheint April.

Elberfeld im Januar 1823.

Büschler'sche Verlagsbuchhandlung.

Bitte an Theater-Directionen.

Sämmtliche Directionen sowohl großer als kleinerer Bühnen werden höflichst ersucht, ihre Beyträge zum Behufe des Taschenbuchs für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1824 in der zweyten Hälfte des Monats August, entweder an mich oder an Herrn Buchhändler Herbig in Leipzig, gefälligst abzusenden, damit selbe spätestens bis Ende August in meinen Händen seyn können.

Wien den 15. April 1823.

J. W. Lembert
k. k. Hofschauspieler.

Bey Friedrich Wilmanns in Frankfurt am Main sind folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bührlen's, Fr. Ludw., neue Erzählungen. Erster Band mit 1 Kupf. und Vignette. 8. geheftet. 4 fl. 48 kr.

Der Frühlingsbote. Herausgegeben von Fr. Schütze. Erster Band mit 1 Kupf. 8. geheftet. 2 fl. 12 kr. (Dieser Frühlingsbote ist eine Fortsetzung des Wintergartens.)

Kleine unterhaltende Land- und Seereisen für die Jugend; mit 4 Kupfern. 8. geheftet. 2 fl. 42 kr.

Röhling's, J. F., Deutschlands Flora. Nach einem veränderten und erweiterten Plane bearbeitet von Prof. Dr. F. C. Mertens und Dr. W. D. J. Koch. Erster Band in zwey Abtheilungen. Lexicon-Format 9 fl. 54 kr.

Sammlung der besten Kupferstich-Abdrücke, die für das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft in den Jahrgängen 1801 bis 1822 gestochen sind. Folio in sauberm Einband 284 Blätter. 27 fl.

— — Dieselbe, enthaltend die Jahrgänge von 1811 bis 1822 als Fortsetzung der im Jahre 1822 von den Jahren 1801 bis 1810 in meinem Verlag erschienenen Sammlung. Folio in sauberm Einband 216 Blätter 22 fl.

Nro. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Mai 1823.

Des Leides bist du ledig;
Gott sey der Seele gnädig!

Bürger.

Die Douglastragödie.

Altenglisch*).

1810.

„Steh' auf, steh' auf, Lord Douglas, sie sprach:
Leg' an dein Panzerkleid,
Man soll nicht sagen, daß eine Tochter dein
Einen Lord hab' heimlich gefreyt."

„Steht auf, steht auf, meine sieb'n Söhne kühn,
Legt an die Waffentracht!
Nach der ältsten Schwester reitet aus,
Die uns entfloh heut Nacht."

— Er hob sie auf eine milchweiße Stut',
Auf einen Grauschecken er sich.
Das Krummhorn ihm zur Seit' herabhing;
Fort ritten sie endelich.

Lord William blickt über die Schulter hin,
Zu schauen weit in die Rund',
Und — schaut die sieben Brüder kühn
Herreiten zur Unglücksstund'.

„Steig ab, steig ab, Lady Margreth, er sprach,
Und nimm mein Pferd zur Hand,
Daß gegen dein' sieben Brüder kühn
Und den Vater ich halt Stand.

Sie hielt sein Pferd in ihrer milchweißen Hand,
Ließ fallen keine Zähr',
Bis die sieben Brüder sie sah im Sand,
Und herzlieben Vater bedrängt so sehr.

„O halt deine Hand, Lord William, sie sprach:
Deine schrecklichen Schläge, die treffen so schwer.
Treubuhlen kann ich gewinnen noch viel,
'n Vater gewinn ich nimmermehr."

O sie zog aus ihr Taschentuch,
Von holländischer Seide so fein,
Und trocknet des Vaters Blutwunden auf,
Viel dunkelrother denn Wein.

— „O wähl', o wähl', Lady Margreth, er sprach:
Willst mit, sprich, oder bleiben hier?"
„Ich geh', ich geh', Lord William, sie sprach:
Keinen andern Führer sonst ließest du mir."

Er schwang sie auf die milchweiße Stut',
Auf den Grauschecken er sich;
Das Krummhorn ihm zur Seit' herabhing,
Fort ritten sie sänftiglich.

O! sie ritten fort und fort sie ritten,
Und all beym Mondenstrahl,
Bis sie kamen dort an's Wasser so blaß,
Und hier sie stiegen zu Thal.

Sie stiegen zu Thal, zu trinken dort
Vom Quell, der hell dort rann,
Und nieder den Strom sein gut Herzblut träuft',
Und arge Furcht sie fiel an.

*) Man hat den Charakter der wilden Rauheit in diesem herrlichkräftigen Volksgesang ganz beybehalten zu müssen geglaubt.

„Halt an, halt an, Lord William, sie sprach:
Ich fürcht', du bist verwundt."
— „Der Schatten ist's nur von meinem Scharlachrock,
Der scheint vom Wasser so bunt."

O sie ritten fort und fort sie ritten,
Und all beym Mondenstrahl,
Bis sie kamen an seiner Mutter Hall Thor,
Und hier sie stiegen zu Thal.

„Mach' auf, mach' auf, Lady Mutter, er sprach,
Mach' auf, ins Haus mich laß ein!
Mach' auf, mach' auf, Lady Mutter, er sprach,
Heut Nacht gewann ich mein Liebchen fein.

„O mach mein Bett, Lady Mutter, er sprach,
O mach' es tief und breit,
Und leg', daß ich besser schlafen kann,
Leg' Margretd' mir zur Seit'."

Lord William war todt vor Mitternacht lang,
Lady Margretd' vorm Hahnenschrey,
— Und all Treuliebe, die gehn zusammen,
Mögen glücklicher seyn denn die Zwey.

Lord William ward begraben in St. Mariens Kirch',
Lady Margretd in St. Mariens Chor.
Aus des Fräuleins Grab ein Rosenstock sproßt,
Aus des Ritters ein Brombeerstrauch vor.

Conz.

Quentin Durvard's Erlösung vom Strange.

(Beschluß.)

Wirklich kamen auch in demselben Augenblick, als der Provos Tristan mit seiner Wache auf der einen Seite des kleinen Hügels hinanritt, auf welchem dieser Auftritt sich ereignete, vier bis fünf Schützen eilig von der andern herauf, an deren Spitze sich der Balafré selbst befand. Bey dieser dringenden Gelegenheit ließ Leslie nichts von der Gleichgültigkeit gegen seinen Neffen, deren Quentin ihn im Herzen beschuldigt hatte, merken; denn kaum erblickte er seinen Kameraden und Durvard im Vertheidigungsstande da stehen, als er ausrief: „Cunningham, ich danke dir! Meine Herren, Kameraden, steht mir bey! Es ist ein junger schottischer Edelmann, mein Neffe! Lindesay, Guthrie, Tyrie, zieht und schlagt drein!" Ein ernsthaftes Gefecht schien nun zwischen beyden Partheyen sehr wahrscheinlich, die nicht an Anzahl so ungleich waren, daß die bessern Waffen der schottischen Kavaliere denselben nicht die Möglichkeit des Sieges versprochen hätten. Aber der Provos-Marschall, entweder weil er den Ausgang des Kampfes bezweifelte, oder weil er wußte, daß solcher dem Könige mißfallen würde, gab seinen Begleitern ein Zeichen, keine Gewalt zu brauchen, während er den Balafré, der sich jezt als den Führer seiner Parthey darstellte, fragte: „Was er, als ein Kavalier von des Königs Leibwache, durch seine Widersetzlichkeit gegen die Hinrichtung eines Verbrechers beabsichtige?" — „Das leugne ich! antwortete der Balafré. Heiliger Martin! Ich sollte meinen, es wäre ein wenig Unterschied zwischen der Hinrichtung eines Verbrechers und der Ermordung meines eigenen Neffen." — „Euer Neffe kann ein Verbrecher seyn so gut als ein anderer, Herr Ritter! sagte der Marschall; und jeder Fremde in Frankreich muß sich den Gesetzen von Frankreich unterwerfen." — „Ja, aber wir, schottische Schützen, haben Vorrechte, sagte der Balafré, nicht wahr, Kameraden?" — „Ja, ja, riefen Alle zugleich, Vorrechte, Vorrechte! Es lebe König Ludwig! Es lebe der kühne Balafré! Es lebe die schottische Garde! Und Tod Allen, die unsere Vorrechte anzutasten wagen!" — „Habt Raison, ihr Herren Kavaliere! sagte der Provos-Marschall. Habt Achtung gegen mein Amt!" — „Wir wollen keine Raison von euch, sagte Cunningham, unsere eigenen Offiziere sollen uns Raison geben. Wir wollen durch des Königs Gnade gerichtet werden, oder von unserm eigenen Hauptmann, da der Groß-Konstabel nicht gegenwärtig ist." — „Und wir wollen uns von Keinem hängen lassen, als von Sandie Wilson, dem alten Marschallsmann von unserm eigenen Korps," sagte Lindsey. — „Es wäre ein reiner Betrug gegen Sandie, einen so ehrlichen Mann, wie nur Einer, der je eine Schlinge im Hanf gemacht, ließen wir irgend eine andere Verfahrungsart zu, sagte der Balafré. Sollte ich gehangen werden, so dürfte mir kein Anderer das Halsband umlegen, als er." — „Aber hört doch, sagte der Provos-Marschall, dieser junge Bursche gehört nicht zu euch, und kann eure sogenannten Vorrechte nicht mit euch theilen." — „Unsere sogenannten Vorrechte soll ein Jeder dafür erkennen, sagte Cunningham. — „Wir wollen sie von Keinem bezweifeln lassen!" war das allgemeine Geschrey der Schützen. — „Ihr seyd von Sinnen, ihr Herren! sagte Tristan l'Hermite. Niemand bezweifelt eure Vorrechte; aber dieser Jüngling gehört nicht zu euch." — „Es ist mein Neffe!" sagte der Balafré mit triumphirender Miene. — „Aber kein Schütze von der Garde, sollt' ich meinen," erwiederte Tristan l'Hermite. Die Schützen sahen einander mit Ungewißheit an. „Halter Stand, Vetter, flüsterte Cunningham dem Balafré zu: sagt, er ist bey uns engagirt." — „St. Martin! das ist wohl gesprochen, lieber Vetter!" antwortete Leslie, und schwur laut, er habe seinen Verwandten heute unter seinem eigenen Gefolge aufgenommen. Diese Erklärung war ein entscheidender Beweis. „Sehr wohl, meine Herren! sagte der Provos Tristan, welcher des Königs schüchterne Angst, daß sich Unzufriedenheit unter seiner Garde einschleichen möchte, kannte: Ihr kennt ihn, wie ihr sagt, und es gehört nicht zu meiner Pflicht, Streitigkeiten mit des Königs Leibwache zu haben, wenn ichs vermeiden kann. Aber ich will die Sache dem König zur eigenen Entscheidung vorlegen; und dabey sollt ihr wissen, daß ich hier milder verfahre, als

mir meine Pflicht gestattet.“ Mit diesen Worten sezte er seine Truppe in Bewegung, während die zurückbleibenden Schützen in der Eile Rath hielten, was zunächst zu thun sey. „Wir müssen für's Erste die Sache dem Lord Crawfurd, unserm Hauptmann, berichten, und des jungen Burschen Namen auf die Liste setzen lassen.“ — „Aber, meine Herren und würdigen Freunde und Erretter! sagte Quentin zaudernd: Ich habe mich noch nicht entschlossen, ob ich bey euch Dienste nehmen soll oder nicht.“ — „Dann mache es mit dir selbst aus, sagte sein Oheim, ob du das thun oder dich hängen lassen willst; denn ich versichere dich, daß, obgleich du mein Neffe bist, ich keinen andern Ausweg für dich sehe, um dem Galgen zu entgehen.“ Gegen einen so entscheidenden Grund hatte Quentin nichts einzuwenden; er wird also in das finstere, streng bewachte Schloß geführt, und dort vom Hauptmann angeworben, wie wir bereits berichtet.

Bruchstück aus dem sechsten Bande von Las Cases Tagebuch von St. Helena.

Wie Napoleons Gefährten in St. Helena ihm sagten, daß man ihn beschuldige, Schätze angehäuft und verborgen zu haben, sagte er: „Wollt ihr die Schätze Napoleons kennen? Sie sind allerdings unermeßlich; aber sie liegen offen da. Es sind folgende: Das schöne Becken von Antwerpen, das von Vließingen, welche im Stande sind, die zahlreichsten Flotten aufzunehmen, und sie vor dem Eise des Meeres zu schützen; die hydraulischen Arbeiten von Dünkirchen, Havre, Nizza; das riesenartige Becken von Cherbourg; die See-Anlagen von Venedig; die schönen Straßen von Antwerpen nach Amsterdam, von Mainz nach Metz, von Bordeaux nach Bayonne; die Heerstraßen über den Simplon, den Mont-Cenis, den Mont-Genèvre, die Corniche, welche die Alpen in vier Richtungen eröffnen; hierin allein werdet ihr mehr als achthundert Millionen finden. Diese Straßen, welche an Kühnheit, Größe, Kunstbemühung alle Arbeiten der Römer übertreffen! Die Straße von den Pyrenäen zu den Alpen, von Parma nach Spezzia, von Savona nach Piemont; die Brücke von Jena, Austerlitz, der Künste, von Sèvres, von Tour, von Rouanne, von Lyon, von Turin, über die Isère, die Durance, die Brücken von Bordeaux, von Rouen u. s. w., u. s. w.; der Kanal, welcher den Rhein mit der Rhone durch den Doubs, und dadurch die holländischen Meere mit dem mittelländischen vereinigt; der Kanal, welcher die Scheide mit der Somme, Amsterdam mit Paris vereinigt; der Kanal, welcher die Rance mit der Vilaine vereinigt; der Kanal von Arles, der von Pavia, der vom Rhein; die Austrocknung der Moräste von Bourgoing, von Cotentin, von Rochefort; die Wiederherstellung der meisten während der Revolution zerstörten Kirchen, die Wiederaufbauung neuer; die Errichtung von einer Menge Industrie-Anstalten zur Vertilgung des Bettels; die Erbauung des Louvre, der öffentlichen Kornspeicher, der Bank, des Ourcqkanals; die Vertheilung seiner Gewässer in der Stadt Paris; die zahlreichen Kloake, die Flußdämme, die Verschönerungen und Denkmäler dieser großen Hauptstadt; die Arbeiten zur Verschönerung von Rom; die Wiederherstellung der Fabriken von Lyon; die Schöpfung von mehreren hundert Baumwollenfabriken, Spinnereyen und Webereyen, welche mehrere Millionen Arbeiter beschäftigen; die zur Errichtung von mehr als vierhundert Runkelrüben-Zuckerfabriken angehäuften Fonds, welche für den Bedarf eines Theils von Frankreich gesorgt, und den Zucker in gleichem Preis, wie den indischen, geliefert haben würden, wenn man sie nur noch vier Jahre hindurch unterstüzt hätte; die Anstalten zur Gewinnung eines gleich guten, wohlfeilen Indigos, wie der aus fernen Welttheilen ist, aus der Waidpflanze in Frankreich; die vielen Anlagen zur Verfertigung von allen Arten von Kunstsachen u. s. w., u. s. w.; fünfzig Millionen für Ausbesserung und Verschönerung der Paläste der Krone; sechzig Millionen für die Möblirung der Kronpaläste von Frankreich, Holland, Turin und Rom; sechzig Millionen für Kronjuwelen, alle mit Napoleons Geld gekauft, da nur noch der Diamant, der Regent, von allen Kronjuwelen Frankreichs übrig, und auch dieser bey den Berliner Juden für drey Millionen versezt war, von denen er erst ausgelöst wurde. Das Napoleon'sche Museum, auf mehr als vierhundert Millionen geschäzt, und blos rechtmäßig erlangte Gegenstände enthaltend, es sey durch Kauf oder durch die Bedingungen öffentlicher Friedensverträge, als Ersatz für Gebietsabtretungen oder für Kriegssteuern. Mehrere auf die Ermunterung des Ackerbaues, des ersten Erwerbzweigs Frankreichs, gewandte Millionen; die Einrichtung der Pferderennen, die Einführung der Merinos u. s. w.

„Alles dieß zusammen bildet einen Schatz von mehreren Milliarden, der Jahrhunderte dauern wird!

„Dieß sind Denkmäler, welche die Verläumdung vernichten werden!!! .... Die Geschichte wird sagen, daß Alles dieß unter beständigen Kriegen, ohne irgend ein Anlehn, und selbst zu einer Zeit ausgeführt wurde, wo die öffentliche Schuld täglich sich verminderte, und wo man die Auflagen um beynahe fünfzig Millionen vermindert hatte.“ Noch blieben sehr beträchtliche Summen in seinem Privatschatz; sie waren ihm durch den Vertrag von Fontainebleau als Ersparniß von seiner Civilliste und seinem andern Privateinkommen vorbehalten. Sie wurden vertheilt, und flossen weder ganz in den öffentlichen Schatz, noch ganz in den von Frankreich zurück!!!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

Die schönen Frühlingstage in der Charwoche lockten eine ungeheure Menschenmasse nach dem bereits erwähnten Kalvarienberge in der Vorstadt Herrnals. Der Strom glich einer Wanderung nach dem Prater an den ersten Sonn- und Feyertagen in der Frühlingszeit, mit dem Unterschied, daß auf dem Pilgerwege die glänzenden Equipagen fehlen, und blos die untern Volksklassen eigentlich dort in Bewegung sind. Sieben Kapellen vom Glacis außerhalb dem Schottenthor bis zum genannten Städelberge bilden, wie man sagt, den Kreuzweg, der bereits seit 1639 entstand. Um diese Zeit nämlich, nach der Aufhebung des protestantischen Gottesdienstes in der Herrnalser Vorstadt, baute man unter Ferdinand III hier ein heiliges Grab, nach einem Modell des heiligen Grabes in Jerusalem, errichtete Stationen, (sieben an der Zahl) und brachte Reliquien darin, die man aussetzte und zum Küssen gab. Die erste Station ließ der Magistrat errichten, die andern wurden durch Wohlthäter gestiftet. Ein Jesuit machte den Vorschlag dazu, und der damalige Bischof beförderte die religiöse Anstalt. Im besagten Jahre, Monat August, wurde von St. Stephan aus der erste Kreuzesgang eröffnet. Ferdinand und sein Bruder Erzherzog Leopold sammt dem ganzen Hofstaat begleiteten den Zug und blieben bey jeder Station so lange auf den Knieen liegen, bis der Weihbischof das aufzustellende Bild geweiht und aufgerichtet hatte. Als der Zug in der Pfarrkirche ankam, legte der Kaiser den Grundstein zu dem heiligen Grabe, das in seinen Dimensionen dem Urbild in Jerusalem vollkommen ähnlich ist. Diese Prozession fand auf dieselbe Weise nun alljährlich in der Fasten Statt. Der Hof ging allemal zu Fuße; zum letzten Mal wurde die Wallfahrt 1759 verrichtet. Herrnals ist seiner blühenden Fabriken wegen sehr belebt, und weit und breit hat sich die Spalierfabrik des Johann Dûfraine bekannt gemacht. In den vornehmsten Häusern der Residenz fand man sonst die Zimmer mit diesen Spalieren eingerichtet, und es wurden einst sogar für den Hof von Neapel für etliche tausend Gulden Bestellungen gemacht.

Am Freytag und Samstag wurde das Gewühl der, die heiligen Gräber in der Stadt besuchenden, Schaaren wieder ungeheuer. Durch alle Thore stürzt der Strom und theilt sich in so viele Arme, als die Stadt Kirchen umfaßt. Die Hauptstrassen verstopfen sich, auf Graben und Kohlmarkt schwillt die Fluth am stärksten an, besteht jedoch größtentheils aus müßigen Spaziergängern, die sich stundenlang auf- und niederdrängen, aus eleganten Damen, die gern Stoff zu Gesprächen liefern, aus bescheidenen Schönen, (denn wirklich halten sich die indiskreten — Ladies of plaesure — aus solchen Konkurrenzen, die zu wenig Spielraum bieten, ziemlich fern) um sich bewundern zu lassen u. dgl. m. So wie die Vorstädter, worunter die reizendsten Engelsköpfchen, ganz wie vom Himmel geflogen, auf einmal zum Vorschein kommen, in die Stadt, so strömen die Bewohner der leztern hinaus, in die Kirchen der Vorstädte, und in den heiligen Versammlungsörtern hier, wie dort, bietet die feyerliche Stille, kaum von einzelnen Seufzern andächtig Betender unterbrochen, mit dem Gewühl der hin- und herrauschenden Menge einen seltsamen Kontrast.

Ein Schauspiel anderer Art zeigte sich am zweyten Festtag, als Vormittags eilf Uhr der allerdächste Hof seinen feyerlichen Aufzug aus der Burg nach der Kathedrale hielt. Glänzender hatten wir ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen, wie er denn auch oft, verschiedener Hindernisse wegen, unterbleibt. Kavallerie eröffnete den Zug; dann folgte eine Abtheilung der Hofburgwache, dieser die Trabanten Leibgarde; rechts und links Edelknaben in ihren Galauniformen. In drey sechsspännigen Wagen fuhren die Erzherzoge, Brüder Sr. K. Majestät, in einem vierten der Kronprinz und sein durchlauchtigster Bruder, kaiserliche Hoheiten. Unmittelbar darauf darauf folgte der Prachtwagen mit obenliegender Krone, von sechs reichgeschmückten Schimmeln gezogen, worin beyde Kaiserliche Majestäten saßen: Der Monarch in Feldmarschalluniform, die Kaiserin im Schimmer kostbarer Edelsteine, verschönert durch die Milde ihrer Herzensgüte. Zwey vierspännigen Wagen mit den Damen du Palais folgte eine Abtheilung der adelichen ersten Arcieren-Leibgarde, dann die königlich ungarische adeliche Leibwache, in glänzender Parade. Eine Kompagnie Grenadiere nebst einem Detaschement Kavallerie schliessen den Zug. Den Wagen J. J. Majestäten umgab eine Suite von Generalen, Staabs- und Oberoffizieren. Ein andrer Theil zog voran zu Fuße nach St. Stephan, und an der Seite des Zuges fuhr der Oberstkofmeister, Fürst von Trautmannsdorf, in Parade auf. Der Weg war mit Zuschauern in gedrängten Schaaren überfüllt, und oft wiederholt erscholl ein lauter Jubelruf, um so überraschender, weil sich sonst, der Volkssitte gemäß, das Entzücken über den Anblick der geliebten Herrscher durch stille Verehrung nur zu äußern pflegt.

Nachmittags, so wie bereits am ersten Feyertag, war das Gewühl der Wanderer zu Wagen, Fuß und Pferde nach dem Prater unbeschreiblich. Mitten in der unübersehbaren Reihe mannichfacher Equipagen fuhren auch die allerhöchsten Herrschaften, ganz der hergebrachten Ordnung folgend, und oft viertelstundenlang gehemmt durch den langsam vorwärts schleichenden, oft sich verstopfenden Strom von buntgemischten Wagen. Man bemerkte in der Reihe auch den König von Neapel mit der Herzogin von Floridia. Der Prater gleicht an solchen Tagen einer kleinen Welt. Wenn Pracht und Schimmer in den Hauptalleen herrschen, so wogt und braust das regste Volksleben auf der Carrousselseite, wo die Tausendkünstler, Physiker, Mechaniker, Gaukler, Raritätenkrämer und Bänkelsänger der Versammlung reiche Nahrung bieten, während die schmetternden Trompeten und die dumpfrauschende Janitscharentrommel lustig drein ertönen. Nichts destoweniger kann sich der Freund der Einsamkeit, fern von dem üppigen Tumult, in den entlegenen, romantisch reizenden Partien dieses bezauberten Naturgartens seinen Gefühlen und der ernsteren Betrachtung überlassen. Das glänzende Gedränge nach der Praterinsel dauert übrigens nur kurze Zeit, und nimmt allmählig bis zu Ende May wieder ab, so daß er, wenn die vornehmeren und Begüterten auf's Land und in die Bäder gehen, Sonntags größtentheils nur auf der linken Seite noch bevölkert ist. An Wochentagen kann der Wanderer mitten in der Hauptallee vor den Erfrischungszelten leicht den Eremiten spielen, während recht geräuschvoll melancholisch die schrecklich dissonirenden Blasinstrumente und die donnernde Trommel aus den fern zerstreuten leeren Carrousselplätzen in den Wald hinausschallen, als wollten sie die Echos und das Heer der flatternden Dryaden in ihre Kreise ziehen. Der Prater ist überhaupt jezt mehr dem Namen als der That nach der Lieblingsaufenthalt der Wiener, und es wäre zu bedauern, wenn er über kurz oder lang das Schicksal des einst so beliebten Augartens theilen müßte, den der großherzige edle Joseph allen Menschen zum Erlustigungsorte mit der einfachen Unterschrift: „von ihrem Schöpfer" widmete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Nr. 43.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. Mai 1823.

Kunstlitteratur.

Die Kunst in Italien von B. Speth. 1r—3r Theil. München bey J. A. Finsterlin 1819—1823. 8.

Wir haben nun den 3ten Theil von Speths Kunst in Italien, womit dieses Werk geschlossen ist, erhalten; ein Werk, ausgezeichnet für die Kunstbeurtheilung.

Die Tendenz desselben, wie sie durch den Verf. theils in der Vorrede angedeutet, theils S. 149 1ster Theil und an vielen andern Stellen des Werkes selbst ausgesprochen ist, geht offenbar darauf hinaus, der herrschenden Frivolität des Kunstgeschmackes und der hohlen Nachäfferey der akademischen Tagsmeynungen, zum Frommen junger Künstler, in denen benignior ingenii vena lebt, entgegen zu arbeiten.

Er stellt daher als leitenden Grundsatz für Kunst und Kunstbildung auf, daß der Künstler die Idee der Urschönheit, als Einheit des Wahren und Sittlichguten, mittelst des Glaubens in seinem Gemüthe empfangen und dadurch zur lebendigsten Begeisterung aufgeregt, mit Gluth der Phantasie und Besonnenheit des Verstandes in beharrlicher Liebe außer sich als ideales Produkt darstellen müsse. So wenigstens glauben wir das Wort Beseligung, dessen sich der Verf., etwas eigen, bedient, um die dritte nothwendige Bedingung zur Kunstproduktion zu bezeichnen, nehmen zu müssen, daß es nämlich nicht die aus dem Ideale hervorgehende Wirkung, als harmonische Befriedigung aller geistig sinnlichen Kräfte des Menschen, sondern den durch die Idee im Gemüthe des Menschen aufgeregten positiven Trieb der Begeisterung, die innere Thätigkeit herauszubilden, bedeute.

An diesen obersten Grundsatz reihen sich dann von selbst die weiteren, hier und da zerstreuten Folgesätze: daß der Künstler nicht von Außen hinein, durch Wissenschaft, Theorie, Regeln und Technik, so nothwendig für die Vollendung sie auch seyn mögen, noch auch durch sclavische Nachahmung der Antike oder todte Nachbildung der Natur zur ächten, in der Begeisterung des eigenen, inneren Lebens begründeten Kunstbildung sich erheben könne, sondern daß er zuerst in sich das tiefe Gefühl der Idee im Glauben begründen, zur lebendigen Anschauung des Ideals mit begeisterter Liebe erziehen, und in besonnener Ruhe des Geistes festhalten müsse, um es mit Feuer und Wahrheit als seelenvolles Produkt in das Leben einzuführen; daß also auch hier der wahre Beurtheiler der Kunst zunächst nicht blos darauf zu sehen habe, wo sich die meiste technische Fertigkeit der Behandlung, der blühendste Reiz des Augenblickes, und die gewagteste, sinnlich überraschendste Form finde; sondern worin sich am meisten Seele, das ist Wahrheit des Charakters und Idealität sittlicher Würde, als Einheit geistig-sinnlicher Schönheit nach der jedesmaligen Individualität des Stoffes ausspreche; daß ferner die Einheit eines Kunstproduktes nicht sowohl in der mechanischen Anordnung der äußern Theile zu einem Ganzen, sondern vielmehr in der Einheit des Gefühles, das ist, in der geistigen Zusammenstimmung aller Momente zur Einheit der Idee zu suchen sey; daß die Wiedererweckung des ächten Geistes der Kunst nicht durch gedankenlose und noch gemüthlosere akademische Studien, noch viel weniger durch bloße schulgerechte Exerzitien technischer und chromatischer Kunstregeln, sondern vielmehr durch die innere Belebung des Gemüthes in eigener tiefer Begeisterung, die durch das eigene Genie begründet, aber durch die Anschauung und das Studium würdiger Kunstwerke theils erregt, theils veredelt wird, zu erwarten stehe; daß endlich zwar die höchste Vollendung der Kunst in der gänzlichen harmonischen Vereinigung und Durchdringung des Geistes mit der Form, die sich, wie von selbst und natürlich, aus und an demselben angebildet hat, bestehe; daß aber geistiges Leben bey technischer Unvollkommenheit der geist- und charakterlosen, selbst vollendeten, Form weit vorzuziehen sey.

Wenn wir nun gleich wissen, daß diese Grundsätze in neuerer Zeit vielfältig verkannt wurden, ja daß man sich nicht scheute, die Kunstschönheit überhaupt, vielleicht vorzüglich, durch eine irrige Ansicht der plastischen Kunstwerke des Alterthums dazu verführt, in die Form zu setzen, und daß sie daher bey Vielen, welche flüchtiger Reiz der Sinne, bezauberndes Spiel der Bewegung und der Farben, überraschende Künsteleyen in Lichtreflexen und Torwendungen, oder kühne und gewaltsame Uebertreibungen aller leiden-

schaftlichen Motive die tiefere Ruhe und Beseligung der Seele nie ahnen ließen, großen Widerspruch finden werden; so müssen wir doch nicht nur darin dem Verf. vollkommen beystimmen, sondern wir setzen auch ohne alles Bedenken das größte Verdienst dieses Werkes darein, daß der Verf. diesen hohen, und einzig wahren Standpunkt der Kunst nicht nur so tief gefühlt, und so richtig erkannt, sondern auch in der ganzen Beurtheilung so sicher und fest gehalten, und mit solch entschiedener Klarheit und gediegener Zuversicht überall unverhohlen ausgesprochen hat. Denn es thut, bey Gott! noth, das Heiligthum der Kunst von all dem unheiligen Getriebe des mit der Mode der Zeit mäkelnden Leichtsinnes des Geschmacks zu reinigen; und wenn je wieder ein besseres Leben der Kunst erwachen soll, so können edle Gemüther junger Künstler nur auf diesem Wege der Kunstbildung zur höheren Anschauung der ewigen Idee und der Wiederbelebung ihrer Ideale gelangen.

Soviel glaubten wir über die Grundideen des ganzen Werkes, die darin vorwaltende Tendenz und den Werth desselben im Allgemeinen voraussetzen zu müssen. Und so wenden wir uns nun zur Beurtheilung der einzelnen Theile desselben, indem wir glauben, allen denen, die in voranstehenden Grundsätzen über die Kunst mit uns einverstanden sind, den hohen und auszeichneten Werth dieses Werkes genugsam angedeutet zu haben. — Wir bemerken dabey, daß wir auf die einzelnen Beurtheilungen und Darstellungen der Künstler und ihrer Werke um so weniger eingehen können, da ohne die Vorlage der bezeichneten Gegenstände jede Kritik dieser Art doch nur, entweder in hohle Lobrednerey, oder in leeres Wortgezänke ausarten müßte.

Wir halten uns daher nur an das Werk selbst und seine ästhetische Darstellung.

Wenn sich alle drey Theile durch Gründlichkeit und Sicherheit der aufgestellten Grundsätze, durch Consequenz gleicher Anwendung derselben auf Kunstprodukte aller Arten und Alter der Kunst, durch eine scharfsinnige, fleißige und tiefeindringende Beobachtungs- und Beurtheilungsgabe, am weitschichtigsten in der Malerey und Musik, durch eine warme und begeisterte Liebe für die Kunst, durch eine freye, aus dem Innern eigenen Gefühles und der Wahrheit eigener Anschauung geschöpfte Ansicht, und endlich durch eine klare und besonnene Darstellung rühmlichst auszeichnet; so trägt doch jeder einzelne Theil, so wie sie in längeren Zwischenräumen empfunden und ausgeführt wurden, auch sein eigenes Gepräge.

Der erste Theil scheint uns mit jugendlicher Begeisterung, mit warmer, ungetrübter Liebe, ja mit einer Art Entzücken über die neu und frisch genossenen Herrlichkeiten der Kunst geschrieben. Die ganze Beurtheilung fließt beynahe noch rein aus dem Gefühle und hängt sich, auf der sichern Basis reiner Kunstanschauung ruhend, mit wahrer Freude innerer Beseligung, an die geliebten Kunst- und Naturgegenstände. Daher die lebendigen und gefühlathmenden Schilderungen der herrlichen Kunstwerke eines Carotto, Girolamo dai Libri, Mantegna, Francia, Giovanni da Fiesole, Andrea del Sarto, Ghirlandajo, des Frate und anderer vortrefflichen Meister; daher die geistreiche, theilnehmende Beschreibung der Niobe, daher die seelenvolle Anerkennung des geistigen Ausdrucks selbst in den Werken noch älterer Meister, eines Giotto, Gaddi, Giottino ꝛc.; daher endlich die freudige und blühende Schilderung der Reise über den Brenner und der dort erblickten Naturschönheiten. Doch tritt bey all dieser Lebendigkeit und Frische die Darstellung nie über die Gränzen der Natürlichkeit und Wahrheit, verläßt nie die Linie der Bestimmtheit und nöthigen Ruhe, und schweift nirgends aus in übertriebene Ekstasen und gezierte lächerlich unwahre Verzückungen so vieler neuerer Reisenden, die in Lob und Tadel nie Maaß halten können, weil sie selbst nicht die Wege des Wahren und Schicklichen in ihrem Herzen tragen.

Muthig und wahr greift aber der Verf. auch schon in diesem Theile die Frivolität leichtsinniger Kunstrichterey an, was um so erfreulicher ist, als ein auf Autorität gestütztes Urtheil das halbgebildete Publikum irre führen und den buhlerischen Geschmack der Mode auf viele Decennien befestigen kann.

Als ausgezeichnet und wahrhaft klassisch erwähnen wir von diesem Theile noch die Vergleichung zwischen der Grazie Raphaels und des Bologneſers Correggio. Auch darf durchaus wohl beherziget werden, was S. 285 ꝛc. über die Nachahmung der Natur, und was man von der Antike für die Malerey zu lernen und nicht zu lernen hat, von dem Verf. gesagt worden ist. Dieß letztere darf um so weniger übersehen werden, da leider manche Akademien in steifer und trockener Nachzeichnung eines Fußes oder Armes der Antike das ganze Wesen der Kunst suchen, und dadurch in sich und ihren Schülern die Erbärmlichkeit geistloser Aggregation verewigen. Freylich muß auch die Natur vorerst von dem Künstler mit dem geistigen Auge veredelt erschaut werden; denn auch sie ist jedem nur das, was er aus seinem Geiste in sie hineinlegt und mittelst diesem aus ihr herausschaut, — dem einen die alltägliche, gemeine Form des starrenden Seyns, und diesem wird sie auch in der Nachahmung nie sprechen — dem andern das belebte geistige Symbol der ewigen Idee, die in ihr sich verkörpert hat, und in den mannichfaltigsten Gebilden den Abglanz göttlichen Lebens tiefbedeutend widerstrahlt.

So wenden wir uns von dem ersten Theile dieses Werkes, der besonders den Kunstfreund durch eine gewisse Zartheit und Wärme des Gefühls in der Darstellung ansprechen wird, mit dem Verf. in freudiger Erwartung Siena und dem göttlichen Rom zu.

Auch von dem zweyten Theile gilt noch bis auf

Rom hin ganz das nämliche, was wir von dem ersten Theile gesagt haben. Wir finden noch in der ganzen Beschreibung von Siena und seinen Meisterwerken die nämliche Jugendfrische und glühende Begeisterung einer auf der Basis des Gemüthes ruhenden Anschauung. Man lese nur die Darstellung der Gemälde eines Sodoma, Pacchiarotto, Beccafumi und selbst des weit älteren Duccio und Guido. Doch entwickelt sich hier eine festere Sicherheit der Ansicht, und ein zuversichtlicheres Urtheil, wie es einem Gemüthe zu geschehen pflegt, das seine aus begeisterter Ahnung entsprossenen Anschauungen durch die Menge wiederkehrender Beyspiele immer klarer und bestimmter bestätigt findet. Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich aber der Verfasser durch die genauere und sorgfältigere Würdigung dieser Schule, als es bisher geschehen war, wodurch er nicht nur Vieles Uebersehene ergänzt, sondern den Werth der Sieneser-Schule selbst in ein klareres, und ihres hohen, bisher weniger beachteten Verdienstes würdigeres Licht gesezt hat. Dadurch hat endlich auch diese Schule den ihr gebührenden gleichen Rang, den sie bisher bey uns vermißte, eingenommen.

Was aber von S. 33 an über die Art der langsamen Formentwicklung bey den Alten, die man vermeintlich blos aus dem Mangel an Kenntniß der Antiken herleitete, dann über die Wiedergeburt der Kunst aus dem Alterthume, und S. 150 über das Verhältniß der Kunst zur Religion gesagt ist, stellen wir ohne Bedenken an Wahrheit der Ansichten, Lebendigkeit des Gefühls, und an klarer, naiver Darstellung der Vergleichung der raphaelischen Grazie mit der des Correggio, im ersten Theile, ganz und gar an die Seite.

Die Digression über die Glasmalerey S. 84 mag als eine erwünschte Zugabe erscheinen, obwohl wir nicht läugnen können, daß sie uns, so sehr sie auch zur Kunst der Malerey gehört, in Italien, wo sie wohl weniger bedeutend erschien, und in so technischer Entwicklung mit so ausführlicher Rücksichtnahme auf die neuesten Produkte, mehr herein genöthigt und dem Totaleindrucke des Werkes hinderlich scheint.

Die Schilderung der Aussicht auf der Höhe hinter Montagna hingegen hat uns wieder lebendig und erfreulich ergriffen. Wir sind jezt in Rom.

Von nun an tritt das Urtheil aus dem Gefühle hervor, und stellt sich allmählig auf die feste Basis des Vertrauens mit vollem, gereiftem Bewußtseyn der Erkenntniß. Wir wollen aber damit nur den vorherrschenden Ton derselben bezeichnen, so wie wir die bisherige Beurtheilung als mehr aus dem Gemüthe und dessen Begeisterung hervorgegangen bezeichneten. Die Entwicklung nimmt jezt einen eigenen, freyen, im sichern Bewußtseyn der Richtigkeit der vorhergefühlten Ideen gegründeten Gang an, und die Darstellung selbst gewinnt damit einen neuen Umschwung, so daß wir sie wohl von nun an im Ganzen mehr die wissenschaftlich dialektische nennen möchten. Wir sehen daher den Verfasser kühn und fest den fremden Meinungen entgegentreten, wenn sie leicht seiner Grundidee zu widerstreben scheinen; wir sehen ihn der vorurtheiligen Anmaßungen, in denen Bonarotti und selbst Raphael, dieser Genius der Kunst, in manchen Werken über allen Tadel genauerer Würdigung erhoben wurden, nicht achten, und unverrückten Ganges der Bewährung seiner Grundansichten über die Kunst nachspüren. Auch finden wir höchst lobwürdig, daß der Verf. gerade bey der Beurtheilung dieser anerkannt größten Meister im Lobe sich sehr zusammennimmt, und damit beynah sparsam ist, wenn wir es mit der begeisterten Verherrlichung der früher genannten ersten Meister aus der Veroneser-, Florentiner- und Sieneser-Schule vergleichen. Denn es geschah dieß, wie uns scheinen will, nicht, als hätte er sich an den frühern Kunstwerken in Gefühl und Ausdruck erschöpft, indem er auch hier noch oft genug die alte Liebe und Begeisterung blicken läßt, sondern, weil da vor Allem Vorsicht und Zurückhaltung noth thut, um die Wahrheit des Kunsturtheils nicht zu trüben, wo allseitig vergötternde Lobpreisungen am meisten unser Kunsturtheil bestechen oder überäuden kann. — Von diesem Gesichtspunkte aus glauben wir daher, nach wiederholter Durchlesung des Werkes, die weniger feurige Beurtheilung des göttlichen Raphael ansehen und sogar loben zu müssen, nachdem wir selbst, stets vom Entzücken und höchster Bewunderung bey dem Namen Raphael ergriffen, das Erstemal unsanft und beynahe herbe in unserm Gemüth berührt waren. Gerade diese Vorsichtigkeit und diese ernste Haltung in der Beurtheilung dieses größten Meisters verbürgt uns die tiefere und durchdringendere Einsicht des Verfassers in die Werke Raphaels, als der meisten übrigen Beurtheiler desselben, die in ewigen Entzückungen schweben, und darüber nothwendig die ruhige, für einen Kunstrichter unerläßliche Besonnenheit verloren haben müssen. Des Verfassers Urtheil über Bonarotti aber dürfte wohl selbst keiner der erklärtesten Anhänger dieses genialen, kühnen und großartigen Meisters, wenn er nur noch Nüchternheit besizt, ungerecht finden. — Die eigenen Ansichten des Verfassers in Betreff der Peterskirche, des Laokoon und einiger anderen Werke der Plastik entwickeln viel Beherzigungswerthes, wenn wir auch nicht in Allem genau damit übereinstimmen sollten. Daß er aber die Werke alter Plastik überhaupt kürzer berührte, wo er nicht seine eigene Meinung näher zu entwickeln genöthigt war, können wir nicht tadeln, da sie aus Winckelmann, Visconti und andern hinlänglich bekannt, kaum einer reicheren Würdigung unterworfen werden können.

Und so mag dieser Theil vorzüglich den eigentlichen Kunstkenner in Anspruch nehmen, wie wir von dem ersten

Theile dem bloßen Kunstfreund einen vorzüglichen Genuß versprechen konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Chapelle ronde zu Nancy.

Wenige Städte des nördlichen Frankreichs sind so reich an Trümmern einer schönen, glänzenden Vergangenheit, als Nancy. Die zwey großen Plätze, Place Royale und Place Carrière sind von manchem, reich- und überreich-verzierten Gebäude umgeben, die einer schönern Zeit und einem bessern (wenn auch nicht dem besten) Geschmacke angehören. Diese Paläste werden indessen eben so sehr vernachlässigt, als die übrigen öffentlichen Denkmäler, z. B. die großen Brunnen an den Ecken der Place Royale, die Staub und Schmutz bedeckt und zu Grunde richtet. Das alte Schloß der Herzoge von Lothringen, in welchem einst eben so viel Pracht und ein eben so reicher Geschmack herrschte, wie an dem französischen Hof; dieses Schloß, in welchem die schöne Claude de France Hof hielt und alles, was auf Geist und Schönheit Anspruch machen konnte, um sich versammelte, welchen Maria von Schottland eine Zeitlang zierte, wird bald gänzlich zerfallen seyn; von seiner alten Pracht ist nichts mehr zu sehen und in dem Innern hat man ein Heumagazin angelegt. Indessen hat man in der neuesten Zeit dem Andenken der ehemaligen Bewohner dieses Schlosses eine Kapelle geweiht und ihnen Grabmonumente errichtet. Man tritt aus der leeren, öden Kirche in diese Chapelle ronde, wie sie genannt wird, und sieht vor dem innern Thore die Statue des ersten Herzogs von Lothringen, Gérard d'Alsace, von einer weiblichen Gestalt (wahrscheinlich seiner Gattin) mit dem rechten Arm umschlossen; diese zwey Gestalten sind blos ihres Alterthums wegen merkwürdig; sie sind in halber Lebensgröße in Stein gehauen und gleichen den rohen Grabsteinbildern in vielen deutschen Kirchen. Das Innere der Kapelle hat einen freundlich erhabenen Charakter. Sie wird durch hohe gemalte Glasfenster erleuchtet, die lilafarben, und mit schmalen gelb- und rothen Rändern umgeben und neuere Arbeit sind. Die Kuppel ist prachtvoll und meisterhaft ausgelegt: die Basreliefs, die in sieben, sich mehr und mehr verkleinernden Feldern gegen die höchste Wölbung der Kuppel hinauflaufen, und Cherubim, Seraphim u. dgl. vorstellen, sind im schönsten Style gearbeitet. In der Runde unter sind sieben Grabmonumente, jedes zwischen zwey Genien, in Stein von Sorey gehauen, des hiesigen Bildhauers Glorieux Arbeiten; diese Genien sind vier Fuß, zehn Zoll hoch und machen dem noch lebenden Meister Ehre. Jeder dieser Genien trägt eine Waffe aus der alten Ritterzeit, eine Zugabe, die eben nicht geschmackvoll genannt werden kann. Sehr zierlich gearbeitete Marmorsäulen von ungefähr acht Fuß Höhe trennen die Genien; über dem Gesimse sieht man sechszehn Porträts in Medaillon, in natürlicher Größe, welche verschiedene in dem Gewölbe der Kapelle beygesetzte Fürsten vorstellen. Unter diesen Basreliefs sind Trophäen angebracht, welche aus den verschiedenen Waffenarten der Zeiten, in welchen jene Fürsten lebten, bestehen.

Der Altar ist von weissem Marmor. Die heil. Jungfrau sitzend mit dem Jesuskind nimmt die mittlere Höhe ein; Gesicht und Hände sind meisterhaft gearbeitet; die zwey Engel zu jeder Seite, in einer anbetenden Stellung, erinnern schon mehr an die französische Schule, dagegen sind drey Engelsköpfe zu den Füßen der Jungfrau im bessern Style gearbeitet und möchten, nebst einem Basrelief, welches den todten Heiland auf einem Todtentuch ausgebreitet darstellt (der Meister ist nicht bekannt) das bedeutendste in der Kapelle seyn.

Unter den hier Bestatteten habe ich mir die Namen einiger deutschen Fürstinnen angemerkt, nämlich den einer Sophia von Würtemberg, und Margaretha von Baiern, welche in der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebten, und einer Christine von Salm, Franz II., des Grafen von Vaudémont Gemalin, die ungefähr 1550 lebte.

Nancy, April 1823. Adrian.

Breslau. April.

Vom Professor Büsching erscheint in wenig Tagen bey Dunker und Humblot zu Berlin die Beschreibung des Schlosses der deutschen Ritter zu Marienburg, in Quart mit sieben Kupfertafeln und fünf Anhängen, so wie zu Ostern bey Brockhaus in Leipzig seine mehrmals gehaltenen Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen in zwey Bänden im Druck erscheinen werden. Dieß Werk ist in folgende Abtheilungen gesondert:

Abschnitt I. Das Jugendleben der Ritter.
- Abtheilung 1. Das Kind.
- — 2. Der Knabe.
- — 3. Der Jüngling.

Abschnitt II. Das Ritterleben.
- Abtheilung 1. Ritterschlag und Ritterwürde.
- — 2. Festlichkeiten in der Ritterzeit.
- — 3. Waffen und Kleidung.
- — 4. Turniere und Lanzenrennen.
- — 5. Ritterzüge, fahrende Ritter, Bewillkommnung und Empfang der Ritter, ritterliche Einzüge.
- — 6. Die Frauen der Ritterzeit. Liebe, Ehe und häusliches Leben.
- — 7. Gelübde der Ritter, verbunden mit ihrer Gottesfurcht oder Liebe, oder aus einzelnen Beweisen ihrer Tapferkeit entspringend.
- — 8. Zweykämpfe und Ernstkämpfe (Schlachten).
- — 9. Vorzüge und Auszeichnungen der Ritterwürde, Beyfall derselben.
- — 10. Strafen der Ritter, Tod und Leichenbegängniß.

Nro. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Mai 1823.

Gott machte das Land, der Mensch die Stadt.

Cowper.

Ein Blick auf den jetzigen Zustand Irlands.

(Bruchstücke aus Reid's Travels in Ireland in the year 1822 etc. London 1823.)

Von dort reiste ich durch eine abgelegene Gegend, genannt das Truagh. . . . Ich hatte oft als Knabe diese wilde Gegend durchreist, und obgleich mit den Sitten, Gebräuchen und dem Wesen seiner Bewohner bekannt, muß ich doch meine Unfähigkeit bekennen, eine genaue Beschreibung von denselben geben zu können. In einem solchen Gemälde würden viele der Laster und Tugenden, viele der glänzendsten sowol als dunkelsten Züge, welche das gebildete und wilde Leben bezeichnen, gegen einander gestellt werden müssen. Das beym Wort des Trostes von dankbarem Gefühl erglänzende Auge erleuchtet die gerunzelte Stirn mit Verständigkeit. Dieser göttliche Ausdruck eines eingepflanzten Schatzes aber wird plötzlich durch die Erinnerung an seine Herabwürdigung verdunkelt, und der Schmerz bey dem Gedanken, daß alle Naturgaben in einem solchen Zustande nichts anders als Spreu sind, fällt aufs Herz, und bildet sich in demselben zu immerwährendem Trübsinn. Denn Herzensgüte, Großmuth und Tapferkeit, das Vermögen, ungeheuern Mangel ohne Klage zu dulden, schnelle Begriffsfähigkeit und Mitleiden gegen den Fremden, welches sie oft ihre letzte Kartoffel mit einem Menschen theilen läßt, den sie nie vorher gesehen: — alle diese Gaben haben sie von der gütigen Vorsehung, welche viele solche schätzbare Eigenschaften des geselligen Lebens auf ihre unverfälschte, ungebildete Natur gestempelt hat; jenen Gaben verdanken sie Alles, was ihre Lage noch einigermaßen glücklich macht — dem Menschen verdanken sie nichts, als ihre Laster. Darf man sich wundern, daß bey diesen ungebildeten Seelen ihre guten Eigenschaften so selten entwickelt oder nützlicher gemacht werden? Kann Jemand sich noch wundern, wie sehr er es auch bedauern mag, daß diese Menschen, welche immer mit mehr als Nachlässigkeit behandelt worden, aus gegenseitiger Furcht vor Mißhandlungen, die Folge der Unwissenheit und von der Sage überlieferten Angst, sich in Banden und Partheyen vereinigen, aus welchen wüthende Kämpfe entstehen, die durch kleine Feindschaften verschlimmert und durch Trunkenheit doppelt entsittlichend gemacht werden, und für welche die verderblichen Materialien allzeit nahe sind? Glücklich würde es seyn, gingen diese kleinen Fehden unter sich selbst nicht weiter, nachher aber, wenn sie sich an die Gerechtigkeit wenden, erlauben sie sich die größte Bitterkeit in gegenseitigen Beschuldigungen, und zu oft wird die Heiligkeit des Eides dem brennenden Gefühl der Rache aufgeopfert.

Beynahe jede Hütte ist mit einer Grube vor der Thür versehen, zur Aufnahme des Hauskehrichts und jedes andern Unraths, welcher durch den Regen und das stinkende Spühlwasser u. s. w. den ganzen Winter hindurch in einem halbflüssigen Zustande ist, und im Sommer einen unerträg-

lichen Geſtank verbreitet. Zuweilen wird der Zugang zu dem Hauſe durch eine Kunſtſtraße von flachen Steinen, welche von der Hausthür über den Miſt hinführt, gebildet. Schornſteine und Fenſter findet man ſelten; das Feuer wird allezeit auf den Boden gemacht, an einem oder dem andern Ende des Hauſes, ſelten in der Mitte.

An einer dieſer Hütten ſtieg ich ab, und bat um einen Trunk Waſſer; da ich aber keine Antwort empfing, ſo näherte ich mich dem Eingange, welcher, ſtatt einer Thüre, mit einem Dornbuſch verſtopft war, den ein ſchwerer Stein an der Stelle hielt. Ich vernahm zwar Stimmen von Innen, ſah aber Niemand. Ich nahm den Buſch hinweg, und fand zwey Kinder von drey bis vier Jahren, welche, ohne alle Kleidung, außer einem kurzen Hemde, am Boden ſpielten. Im andern Winkel befanden ſich zwey junge Schweine. Der Vater und die Mutter, hörte ich, waren zum Moor gegangen, und hatten die beyden jüngſten Kinder zu Hauſe gelaſſen. Beym näheren Einſehen fand ich, daß die Kleinen mit dem einen Fuß durch einen Strick an den Pfoſten eines im Winkel ſtehenden Bettes gefeſſelt waren. Die Schweine waren auf dieſelbe Weiſe auf der andern Seite befeſtigt, wahrſcheinlich um Streitigkeiten zu verhindern.

Dieſen Tag ritt ich durch einen Bezirk in der Grafſchaft Tyrone. Der Boden war ſchlecht, die Pächter arm und nicht im Stande es ſo anzubauen, daß ſie hätten hoffen dürfen, ihre Mühe bezahlt zu ſehen. Ich fragte nach mehrern armen Pächtern, die ich vor zwanzig Jahren gekannt hatte, aber ſie waren beynahe alle fort und gänzlich vergeſſen. Da ſie ihren Pachtzins nicht zu bezahlen vermochten, ſo wurden ſie weggejagt; ihre Stellen nahmen andere ein, die nach drey oder vier Jahren daſſelbe Schickſal traf: einige Plätze hatten vier Geſchlechter oder Pächter innerhalb zwölf Jahren gehabt.

Die Gegend nördlich von Ballygawley iſt voller Hügel, welche von Heidekraut bedeckt ſind, und mit elenden Hütten beſtreut, deren jede ein paar Ellen ſchlecht gebautes Land hat, welches die herrſchende Unfruchtbarkeit nur noch auffallender macht. Haſen und unerlaubte Branntweinbrenner ſcheinen die einzigen Thiergattungen zu ſeyn, die hier fortkommen, und es iſt ſchwer zu ſagen, welche am zahlreichſten iſt. Die Gaſtfreundlichkeit der leztern war mir ſehr beſchwerlich: da ich ſeit mehrern Jahren kein geiſtiges Getränk genoſſen, ſo vermochte ich nicht der allgemeinen Bitte: „Verſucht es nur, Mann!“ zu willfahren, welches die Leute beleidigte, und bey manchen den Verdacht erregte, ich ſey ein Accis-Beamter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Tanz der Wilden von den Oto- und Joway-Völkern, am Miſſouri, vor einem Kongreſſe mit den Weißen*).

Am 3. Oktober ſtellten ſich ungefähr hundert Otos, nebſt einer Deputation von dem Joway-Volke, welche durch den Major O'Fallon zu einem Kongreſſe berufen worden waren, in unſerm Lager ein. Die vornehmſten Häupter traten vor den übrigen auf, und ſezten ſich, auf geſchehene Einladung, nieder. Nach einer kurzen Pauſe ſtand Schonga-tonga (das große Pferd), ein langer, ſtarker Indianer von eindringlichem Anſehen, auf und ſagte: „Mein Vater, deine Kinder ſind gekommen, um vor deinem Gezelte zu tanzen, ſo wie wir tapfere und ausgezeichnete Männer zu beehren pflegen.“ Nach einer geziemenden Antwort des Majors fing die Unterhaltung mit der Anſtimmung ihrer rohen Inſtrumental- und Vokal-Muſik an. Die erſtere beſtand aus einer Trommel von einem Faſſe gemacht, über deſſen einem Ende ein Fell geſpannt war, das mit einem kleinen Stöckchen geſchlagen wurde, und einem Stock von feſtem Holze, das wie eine Säge gezackt war, über welche Zähne man mit einem kleinern Stocke gewaltſam auf- und abfuhr; mit dieſen Inſtrumenten hielten ſie einen ſehr guten Takt ſowol mit den umher ſitzenden Sängern, als allen übrigen Wilden in den Bengungen des Körpers und der Bewegung der Glieder. Nach dem Verlauf von einigen Minuten ſprangen drey Perſonen auf und tanzten eine kurze Zeit lang herum, dann, auf ein von dem Zeremonienmeiſter gegebenes Zeichen, hörte die Muſik auf, und ſie begaben ſich zu ihren Sitzen zurück, indem ſie ſich mit der Hand auf den Mund ſchlugen, und dabey ein Geſchrey machten, welches einigermaßen dem ſchnellen Bellen eines Hundes glich. Dieſen folgten andere Tanzpartien, welche immer wie die erſte ſchloſſen. Zwiſchen den Tänzen kam einer oder der andere Krieger vorwärts, ſchlug mit einem Stock, Peitſche oder anderer Waffe gegen einen Flaggenpfahl, den ſie errichtet hatten, und erzählte ſeine Waffenthaten. Dieſe Feyerlichkeit heißt den Pfahl ſchlagen, und was dann geſagt wird, darf als die ſtrengſte Wahrheit angeſehen werden, da es in Gegenwart manches eiferſüchtigen Kriegers und Zeugen geſchieht, welcher leicht eine Lüge entdecken und den Schläger ſogleich als einen Lügner und Uebertreiber beſchimpfen würde. Dieß nennt man den Bettlertanz, während welches immer einige Geſchenke erwartet werden, z. B. Tabak, Branntwein oder Zierathen. Da aber bey dieſer Gelegenheit dergleichen nicht ſogleich angeboten wurde, ſo zeigten ſich die Tänzer träge und zurückhaltend, obgleich der Zeremonienmeiſter ſie durch lautes Zurufen beſtändig aufmunterte. Da trat Je-

*) Aus the Expedition to the Rocky Mountains etc. M. ſ. Nr. 96.

Tau endlich hervor und schlug einen Pfosten mit seiner Peitsche, indem er erklärte, so wolle er diejenigen züchtigen, die nicht tanzten. Diese Drohung von einem, den sie für die Gelegenheit mit dem höchsten Ansehen bekleidet hatten, that augenscheinliche Wirkung auf seine Untergebenen, welchen der Anblick von ein paar kleinen Haufen Rollentabak, die man vor sie hinlegte, neues Leben einzuflößen schien.

Nachdem Jetan den Pfahl gepeitscht und diese Drohung ausgesprochen, fuhr er fort, seine Kriegsthaten zu erzählen. Er hatte sieben- oder achtmal von den Konzas Pferde gestohlen; er hatte vorher die Körper von drey Männern von diesem Volke geschlagen, die im Treffen geblieben waren. Er hatte den Jetans Pferde gestohlen und einen ihrer Todten geschlagen. Er hatte den Pawnies Pferde gestohlen, und die Leiche eines Pawnie-Wolfes (ein sogenannter Stamm dieses Volkes) geschlagen. Er hatte den Omawhaws mehreremale Pferde gestohlen, und einmal den Pumas. Er hatte die Leichen von zwey Siour geschlagen. In einem Feldzuge mit den Pawnies hatte er die Spanier angegriffen, und war in eines ihrer Lager gedrungen; die Spanier flohen, bis auf einen Mann und einen Knaben; da er sich eine Strecke vor seinen Kameraden befand, so schoß der Mann nach ihm und verfehlte ihn, worauf er denselben niederschoß und schlug. „Dieß, mein Vater, sagte er, ist die einzige Kriegsthat in meinem Leben, deren ich mich schäme."

Nach einigem ferneren Tanzen und Schlagen gegen den Pfahl durch die Krieger, kam die Reihe an Mi-a-ke-ta (oder kleiner Soldat), einen alten Krieger, den Pfahl zu schlagen. Er sprang eifrig umher und strengte seine Stimme aufs Höchste an, während er einige der Blutscenen schilderte, in denen er eine Rolle gespielt. Er hatte Leichen von allen den rothen Völkern rings umher geschlagen, von den Osages, Konzas, Pawnie-Wölfen, Pawnie-Republikanern, großen Pawnies, Puncas, Omawhaws und Siour, Padoucas, La Plais oder Kahlköpfen, Jetans, Sauks, Füchsen und Joways; acht von einer Nation, sieben von einer andern u. s. w. Er fuhr mit seiner Erzählung fort, als Jetan auf ihn zulief, ihm die Hand auf den Mund legte, und ihn ehrfurchtsvoll zu seinem Sitze führte. Dieß war kein geringes Kompliment für den bekannten Braven. Es zeigte an, daß er noch so viele glorreiche Thaten zu erzählen hätte, daß die dazu erforderliche Zeit die Andern der Gelegenheit zu reden berauben, und auch die übrigen Krieger durch den Vergleich ihrer Thaten mit den seinigen beschämen würde.

Nebst den Sprüngen im Tanzen stellt jeder Einzelne eine Art von Pantomime vor, wobey sie immer den Takt mit der Musik halten. In diesem Tanze stellte Jetan einen vor, der Pferde stahl. Er hatte eine Peitsche in der Hand, wie eine Menge der übrigen Indianer, und um seinen Hals hingen mehrere Riemen für Zäume und Halftern, deren Enden hinten nachschleiften; nach mehreren Vorbereitungsbewegungen bückte er sich, und that, als schnitte er mit dem Messer den Pferden die Fußriemen entzwey; dann ritt er auf seinem Tomahawk, wie Kinder auf ihrem Steckenpferde, und zeigte durch den Gebrauch der Peitsche an, daß er eilen müsse, um den verfolgenden Feinden zu entgehen. Wa-sa-ba-jung-ga (oder kleine schwarze Bär) warf nach mancherley Geberden mehrere Pfeile über den Kopf weg, wodurch er seine Gewohnheit an dem Fluge dieser Waffen andeutete, und wobey er die Augen mit der Hand bedeckte, um zu erkennen zu geben, daß er gegen die Gefahr blind sey. Andere zeigten ihre Bewegungen in der Schlacht, wie sie ihre Feinde suchten, ihre Flinten oder Pfeile auf sie abschossen u. s. w. Die meisten von den Tänzern waren die vornehmsten Krieger der Nation, die sich seit Jahren nicht dazu herabgelassen, sich oder Andere auf diese Weise zu unterhalten; jezt aber zeigten sie sich zur Ehre der Gelegenheit, und um sich die Stellvertreter der Regierung der Großmesser (wie sie die Weißen von den Vereinigten Staaten nennen) günstig zu machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortsetzung.)

Als Kaiser Franz im vorigen Jahre durch Tyrol nach Verona reiste, ließ dieser gütige Monarch dem treuen Bergvolk schätzbare Gaben seiner Huld zurück. Als eine der erfreulichsten wurden die aus Mantua ihnen zurückgegebenen Ueberreste ihres Helden, Andreas Hofer, angesehen. Der Familie dieses Tapfern ist die größte Fürsorge zu Theil geworden, und vor einigen Jahren wurde das förmliche Diplom über den ihm selbst bey Lebzeiten vom ertheilten Adel ausgefertigt. Nur das Zusammentreffen mit dem Normatag des Hinscheidens Kaiser Joseph II. war Ursache, daß die Bestattung nicht gerade am dreyzehnten Jahrestag seines Todes, sondern zwey Tage später fiel. Zuerst wurde die Identität des Leichnams theils durch das Zeugniß des Pfarrers, in dessen Gärtchen auf der Citadelle es gerubt hatte, theils durch andere Zeugen dargethan. In Kreuzesform zwischen Kinn und Lippe, wie auch über den Augenbraunen, waren die Kugeln der zweyten Salve eingedrungen; denn die Grenadiere, erschrocken über den imposanten, grabstehenden Mann, der mit verbundenen Augen selbst kommandirte: „Gebt's a Feuer!" hatten ihn das erste Mal nur schlecht getroffen. Alsdann wurde die Leiche über Botzen nach Insbruck in die Servitenkirche gebracht, von dort aus aber am dreyßigsten Februar in der dasigen Hofkirche beygesetzt. Diese Kirche umschließt geliebte Fürsten. Hier befindet sich das prachtvolle Denkmal Maximilians I. aus schwarzem Marmor. Die silberne Kapelle bewahrt die Ueberreste der schönen Philippine Welser, und ihres Gemahls, Erzherzog Ferdinand, dem wir die Gründung des Ambraser Kabinets verdanken. Unter Begleitung des Gouvernements, der Civil- und Militärbehörden, der Clerisey u. a. m. wurde nun der Leichnam an den Ort seiner künftigen Ruhe hingeführet. Auf dem Sarg lagen Hofers Hut und Säbel, die goldne Kette mit der Medaille, und der ihm verliehene adeliche Wappenschild. Am folgenden Tag wurde das feyerliche Requiem gehalten. Der Kaiser hat erklärt, das Grab des Tyrolerhelden durch ein Denkmal auszeichnen zu wollen. So wurden die Worte des ächt vaterländischen, nun verstorbenen Dichters Weissenbach, die er den Schatten Hofers bey Gelegenheit der tyrolischen Erbhuldigung im Jahr 1816 sprechen ließ, erfüllt. Der Schluß dieses recht kräftigen Gedichts lautet nämlich so:

„Franz! eine Schaufel Erde von Tirol!"

Ein vortreffliches Kunstwerk von L. Schnorr, die heil. Cäcilia (ein für eine Kirche bestimmtes Altarblatt) verdient große Aufmerksamkeit. Es enthält nur zwey Figuren: die Heilige und den Engel daneben, beyde in den Wolken schwebend, aber es gehört unter die großen Kompositionen und ist das gelungenste Werk dieses Künstlers. Zwey Dinge zeichnen das Bild in der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes vorzüglich aus. Erstens, daß der Heiligen ein Engel zum Begleiter gegeben wurde, welches aus der Legende zu erklären ist, zweytens, daß sie nicht blos, wie sonst, mit dem Ausdruck der Andetung oder der Seligkeit dargestellt ist, sondern wie sie mit rührender Theilnahme und liebevollem Blick aus dem sie umgebenden Himmelsglanz auf den Wohnort der Sterblichen niederschaut. Auf diese liebevolle Theilnahme an dem irdischen Streben nach dem Göttlichen zielt Alles in der Umgebung, wenn es nach der geistlichen Bildersprache der Schrift und der kirchlichen Bezeichnungsweise gedeutet wird. Die Ueberlieferung, daß diese fromme römische Märtyrerin als Beschützerin der Tonkunst, auch wohl als Erfinderin der Orgel (obwohl dieses Instrument weit später erfunden worden) anerkennt, ist wohl daher entstanden, weil sie das Evangelienbüchlein aus Frömmigkeit in dem Busen zu tragen und den Herrn durch Psalmen und Loblieder häufig zu verehren pflegte. Daher hat der Künstler die herkömmliche Orgel, der geschichtlichen Idee getreu, zwar auf dem Bilde angebracht, doch nur in dem Vordergrund zur linken Seite, als Symbol zur Erinnerung dargestellt, ohne ihr eine Hauptstellung in der Bedeutung des Ganzen zu geben. Dieses Kunstwerk verdient übrigens eine weit gründlichere Analyse. Soviel indessen als Notiz.

Was ist ein Penograph? — Ein Schreibinstrument zur Ersparung des lästigen Eintauchens, hier neu erfunden, wenigstens verbessert. Die Feder ist mit einem Behältniß verbunden, woraus die Dinte tropfenweise nach Erforderniß zum Ausfließen gebracht wird. Es hat Aehnlichkeit mit dem von Hopau aus England nach Paris eingeführten Lorierplume. Eine cylindrische Röhre enthält die Dinte, an deren unterm Ende die Feder (Gänsekiel oder von Metall) eingesteckt wird. Das andere Ende wird gefüllt und bleibt verstopft. Ist der nöthige Vorrath verbraucht, so wird durch den Druck des Zeigefingers auf den hervorspringenden Knopf der Röhre durch Einlassung der Luft das Ausfließen des Tropfens wieder bewirkt. Dadurch unterscheidet sich diese Erfindung von früheren derselben Art, deren eine schon in Nikolai's Reisen gedacht wird. Man kann mit der in die Röhre eingefüllten Dinte sechs Bogen beschreiben. Dennoch ist das Instrument leicht und zierlich. Mit angesteckter silberner Feder, an welcher die Spitzen von Gold sind, kostet es nur 4 fl. 30 kr. C. M. Dasselbe fein Silber plattirt, mit silberner Schreibfeder 3 fl.

Der Enthusiasmus für die italienischen Operisten zeigt sich wieder in seiner vollen Kraft und steigert sich bey jeder Vorstellung. Die Krone des Gesanges wird der Fodor zuerkannt. Die Kunstverständigen setzen sie in die Reihe der trefflichsten Sängerinnen. Neben ihr bewundert man den Sänger Donzelli, dessen ächte, männliche Tenorstimme mit einem Schmelz verbunden ist, der in das Herz dringt, während die Korrektheit und der Adel seines Vortrags den Verstand befriedigen. Der beliebte Dichter, Baron Zedlitz, hat ein Sonett auf ihn gedichtet, ganz im südlichen Charakter dieser Gattung. Das will überhaupt etwas sagen, wenigstens mehr, als die gewöhnlichen Lobhudeleyen der allzeit fertigen Gelegenheitspoeten! — David singt immer unter Stürmen des Applauses. Einige wollen bemerkt haben, daß er jetzt noch mehr Anstrengung verwendet, was ihm Nachtheil bringen könnte. Unsre Dilettanti merken nichts. Es ist interessant, das Urtheil eines Franzosen über ihn zu hören, der in Rom den letzten Carnaval erlebte. Bekanntlich sang David dort auch in der Kirche bey Canova's Leichenfeyer, und man tadelte sein Flitterwerk. Streng Richtende meinten, er habe seine Idee vom Kirchenstyl. Hier ist vom dramatisch-lyrischen die Rede. „David, heißt es, erregt unter den römischen Dilettanti einen Enthusiasmus, den man gehört haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Er ist ein Sänger der neuesten Schule, sein Vortrag manierirt und überladen. Wie der Pariser Martin mißbraucht er sein herrliches Organ (?) und dessen außerordentlichen Umfang. Er verschwemmt zuweilen die Melodie durch einen Schwall von Verzierungen, die nur das Verdienst der überwundenen Schwierigkeiten haben, und dem Ungeschmack dienstbar zuweilen an das Lächerliche streifen. Dennoch besitzt dieser Sänger Feuer, Ausdruck, musikalisches Gefühl, und schwingt sich zur Begeisterung hinauf. Er allein elektrisirt eine ganze Versammlung. Niemand reißt so gewaltig hin, wie er, und wenn er sich zum Einfachen herabläßt, ist er bewundernswürdig (?), ein Rossini des Gesanges! Er hat das Eigne, daß er selbst dann, wenn er zum Lachen reizt, noch die Aufmerksamkeit fesselt und imponirt. Kalt läßt er nie, wenn er nicht rührt, setzt er in Erstaunen. Erst seit ich ihn gehört habe, kenn' ich die ganze Allmacht des Gesanges," u. s. w. Hierin ist etwas wahr und Vieles übertrieben. Der Vater dieses Sängers — ein Veteran unter den Tenoristen — ließ sich vor vier bis fünf Jahren, wenn mir recht ist, in Bologna, nach langer Ruhe wieder hören, und es hieß, er habe so gesungen wie vor funfzig Jahren. — Mehrere neue Mitglieder sind aus Italien bereits gekommen. Otello wird noch immer bey vollem Hause wiederholt.

Der Tenorist Jäger hat sich bewegen lassen, wieder hier zu bleiben, nachdem er in verschiedenen Vorstellungen zum letzten Mal aufgetreten war. Die Sängerinn Sonntag ist als engagirtes Mitglied in Don Juan (Donna Anna) aufgetreten und mit allgemeinem Beyfall empfangen worden. In jeder ihrer früher anerkannten Vorzüge wollte man die vorgeschrittene Bildung wahrnehmen. Nach beyden Akten und nach ihren großen Scenen wurde sie mit Sturm gerufen. Die Mutter dieser Sängerin debütirte als Eulalia. Diese Wahl scheint auf den Kampf des Ueberganges in das Mütterfach noch hinzudeuten.

Der Mechaniker Koppelent erwirbt durch sein auch hier aufgestelltes plastisches Kunstwerk: Vorstellung des Salzbergwerkes Wieliczka, Bewunderung und Theilnahme. Die einzelnen Bestandtheile sind mit der größten Genauigkeit, Treue und Klarheit zur Anschauung gebracht. Wer sich noch keinen Begriff von diesen Schachten machen kann, wird hier belehrt und überzeugt, als ob er selbst in ihre Tiefen eingedrungen wäre. Die Gewinnung des Salzes, die Verpackung, Bearbeitung, Transportirung, das ganze Leben und Treiben des unterirdischen Völkchens, alles das entfaltet sich vor seinen Augen. Die große Kapelle, der schauerliche See, machen einen wundersamen Eindruck, der überall durch Beleuchtung und geschmackvolle Ausführung unterstützt wird.

Die Parforce springenden Equilibristen, die sich während einer kurzen Zeit auf dem ersten Volkstheater neben der unvergleichlichen falschen Prima Donna sehen ließen, sind auf das Theater in der Josephsstadt gewandert. Hier machen die Parforce-Springer ihre Saltomortalsprünge vor- und rückwärts, sechs bis acht in einem Tempo. Herr Gärtner der jüngere führt den großen Saltomortalsprung über zwanzig Fuß hoch, mit gebundenen Händen und Füßen aus." Dann wird unter andern auch ein „Pricasée à deux" produzirt. (Wenigstens keine Krankenspeise!) Sollte man nicht glauben, der Tod könnte diesen Leuten gar nichts anhaben? Dennoch macht er mit einem einzigen kleinen Salto durch einen Ruck, wie Freund Hains Erscheinungen beweisen, alle die übrigen zunichte.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Mai 1823.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Goethe.

Ein deutscher Improvisator*).

Mitgetheilt von einem jungen Freunde.

Auf einem Kirchweihfeste, zu welchem die Menschen weit aus der Umgegend herbeyeilten, machte ich eine sehr interessante Bekanntschaft. Des Abends nämlich auf dem öffentlichen Balle fiel mir ein Mann auf, in dessen Aeußerm sich eine seltene Derbheit spiegelte. Ich erkundigte mich, wer er wäre, und erhielt zur Antwort, er sey der lustige El******, in der ganzen Umgegend bekannt, als Holz- und Kohlen-Inspektor im benachbarten Herzogthum angestellt. Jezt suchte ich mit ihm in Unterredung zu kommen, und war sehr überrascht, als er nach einer gleichgültigen Unterredung mir ein langes Gedicht hersagte, von dem ich bald merkte, daß es aus dem Stegreif hervorging. Als ich ihm mein Erstaunen und meine Freude darüber zu erkennen gab, versicherte er, ich könne ihm jedes beliebige Thema aufgeben, er wolle sogleich in Versen darüber sprechen. Im Tanzsaal traten die Paare gerade zu einer Tempete an, und ich schlug ihm vor, mir diese in Reimen zu besingen. Mit der Musik begann seine Beschreibung, und endigte, ohne das geringste Stocken oder Besinnen, erst mit jenem langen Tanze. Er wußte die einzelnen Paare mit ihren Eigenheiten, die verschiedenen Touren und die Musik in seiner gereimten Erzählung so gut in Verbindung zu setzen und so charakteristisch aufzufassen, daß ich darüber sehr erstaunte, und es meinen Freunden sogleich mitzutheilen eilte.

Als ich ihnen das Vorhergegangene kurz erzählt hatte, wollten auch sie diesen Mann hören, und jezt wußte er über drey verknüpfte Thema, einen Kronleuchter, einen Spiegel und eine Reihe Damen sehr artig zu sprechen, und diese so verschiedenartigen Dinge ganz natürlich in Verbindung zu setzen, so daß die Umstehenden durch ein lautes Bravorufen und Händeklatschen ihren Beyfall zu erkennen gaben.

Ich wich den ganzen Abend nicht von der Seite dieses Mannes, und hatte so noch oft Gelegenheit, seine reiche Phantasie, seine Geschicklichkeit, die verschiedenartigsten Dinge ganz natürlich mit einander in Beziehung zu bringen, und seine Gewandheit in der Sprache zu bewundern.

Es verdient noch Folgendes erwähnt zu werden. Als der Ball zu Ende war, bat ich ihn, noch in der Gesellschaft einiger Freunde dazubleiben, und bey einem Glase Punsch mit uns lustig zu seyn. Als wir nun so unter fröhlichem Gespräche beysammen saßen, that ihm einer den artigen Vorschlag: von einem Jeden der Anwesenden eine Charakterschilderung zu machen, und da Alle diesem Wunsche beystimmten, so begann er auch sogleich in gereimten Versen seine Schilderung. Ohne das geringste Besinnen und irgend eine Wiederholung ging er so alle Anwesende, etwa zehen an der Zahl, durch. Hierbey war mir besonders merkwürdig, wie er aus dem Auffallenden in der Gesichts-

*) Aus dem so eben erschienenen 4ten Bds 1sten Hefte: Ueber Kunst und Alterthum, von Goethe.

dildung, oder in der Wahl des Anzugs und des Putzes oft glücklich auf den Charakter zu schließen wußte, vorzüglich aber, daß er den Uebergang von Einem zum Andern sehr geschickt zu finden, und die einzelnen Schilderungen sehr artig mit einander zu verflechten wußte.

Das Alter dieses Mannes schätze ich auf vierzig Jahre, und weiß von seinem frühern Leben weiter nichts anzuführen, als daß er auf einigen Forst-Akademien studierend sein Vermögen nicht zu Rathe gehalten habe, und später genöthigt worden sey, jenen Posten anzunehmen, wiewol er seinen Kenntnissen nach auf eine bessere Stelle hätte Ansprüche machen können. Mit unsern dichterischen Schriftstellern scheint er übrigens keineswegs unbekannt zu seyn, da er, bey Verwechslung seines Namens mit C*****, über diesen Schriftsteller ein Urtheil fällte, dem ich keineswegs ganz widersprechen konnte.

F. N.

Ein Blick auf den jetzigen Zustand Irlands.

(Fortsetzung.)

Viele Hütten bestanden blos aus langen Pfählen, welche gegen eine Hügelwand gelehnt und mit Haidekraut bedeckt waren, mit einer Thüre von geflochtenem Stroh, zuweilen mit Koth überkleistert. Das einzige Bett der Familie in dieser elenden Wohnung besteht aus Stroh oder grünem Haidekraut, und auf diesem schlafen der Vater, die Mutter und Kinder, mit einer schlechten Decke, oft auch blos nur von ihren gewöhnlichen lumpigen Kleidern bedeckt, die sie selten vom Leibe nehmen, bis sie ihnen abfallen. In diesen Nestern hausen auch die Schweine, Ziegen und Kühe, wenn der Eigenthümer so glücklich ist, dergleichen zu besitzen.

Ich kam an einer Stelle vorbey, wo fünf Männer und ein junges Frauenzimmer über einer Flasche Whisky zechten, und zwar, wie sie sagten, um „Donalds Schloß zu taufen." Dieser Donald hatte sich den Tag vorher verheirathet; da es ihm aber an einem Hause zum Wohnen fehlte, so hatten sich vier gutmüthige Nachbarn erboten, ihm und seiner Frau eins bauen zu helfen. Demnach versammelten sie sich diesen Morgen bey Tagesanbruch, und in dreyzehn Stunden war die Arbeit vollendet: das „Schloß" war fertig, und das neue Ehepaar sollte dieselbe Nacht darin schlafen! Grünes Haidekraut bildete das Bett, ein Haufen Rasenstücke den Pfühl, und Donalds Oberrock und Sally's Mantel sollten zum Bettzeug dienen.

Im Juni, Juli und August, nachdem diese Armen ein Fleckchen Land mit Hafer, und ein anderes mit Kartoffeln bestellt haben, verlassen sie ihre Hütten und durchbetteln das Land in allen Richtungen, bis ihre Pflanzungen beynahe reif sind. — Je ärmer die Eltern, desto größer scheint die Anzahl ihrer Kinder zu seyn, so daß man, ohne Uebertreibung, im Durchschnitt 4½ Personen auf eine Familie rechnen kann. Oft habe ich neun, zehn und zwölf Kinder in einer einzigen Familie gesehen, einige zerlumpt, andere ganz nackt, die ihr Daseyn in Wohnungen hinschleppten, welche ein englischer Eigenthümer ungern seinen Hunden oder Schweinen zum Aufenthalt angewiesen sehen würde.

Ich trat in eine Hütte, während die Familie beym Mittagsmahl saß; das Mahl bestand aus nichts, als trocknen Kartoffeln, welche in einem Korbe auf dem Topf standen, in welchem sie gekocht worden waren; dieser stand am Boden mitten in der Hütte. Der Vater saß auf einem Schemel, die Mutter auf einem Haufen Torf, eines der Kinder hatte ein Bündelchen Stroh, das jüngste lag am Boden, und fünf andere standen um den Korb her. Als mich der Mann eintreten sah, stand er von seinem Schemel auf, den er mir anbot, und stammelte eine Entschuldigung wegen seiner schlechten Kost, und bedauerte, daß er weder Whisky noch Milch habe, das er mir geben könne. Dann sagte er halblaut zu seiner Frau: „Vielleicht dürfte der Herr etwas von der Ochsenmilch*) versuchen." Sie fürchtete, das Getränk sey zu sauer. „So wie es aber ist, fügte sie lächelnd hinzu, steht es dem Herrn zu Diensten; und wäre es Sahne oder Wein, er sollte es eben so gerne haben." Ich lehnte diese Höflichkeit ab; da ich aber wußte, wie sehr es diese Armen freuet, wenn ein Fremder mit ihnen ißt oder trinkt, so nahm ich eine Kartoffel, welche ich aber zu hart fand und deßwegen wieder zurücklegte, und nahm eine andere, und wieder eine andere, aber alle waren gleich hart. Der Mann legte sogleich eine in die heiße Torfasche, um sie für mich weicher zu braten, indem er sagte: „Wir kochen immer unsere Kartoffeln hart, so halten sie wider, und wir können desto länger darauf fasten."

Zwischen Ballygawley und Omagh finden sich eine Menge Hütten, welche nicht viel besser sind, als die oben beschriebenen; die Dächer sind oft unregelmäßig mit Gras überwachsen, und haben von ferne das Ansehen eines lang vernachlässigten Misthaufens. Kommt der Reisende näher, so zeigt ihm der Hals einer zerbrochenen Flasche, eine alte Theeschale und zuweilen ein alter Schuh auf einer Stange über der Thür aufgesteckt, daß das, was er für einen Misthaufen gehalten, ein Wirthshaus ist — ein Ort, wo man öffentlich accisewidrigen Whisky verkauft, den vielen tollen und drückenden Verordnungen zum Trotz, welche das Accis-Amt zur Verhinderung desselben eingeführt hat, die sich aber dem Lande als ein Fluch und eine größere

*) Die Ochsenmilch wird folgendermaßen zubereitet: man läßt ungebeuteltes Hafermehl in Wasser gähren, welches nach einer gewissen Zeit abgegossen, und dann gebraucht wird, um die halbgekochten Kartoffeln zu würzen; es schmeckt ungefähr wie Essig und Wasser.

Plage für den Unſchuldigen als den Schuldigen erwieſen haben. Viele dieſer armſeligen Herbergen führen die Ueberſchrift: „Gutes, trockenes Logis.“ Zuweilen verſpricht ein an einen Pfahl gebundener Strohwiſch blos ein Bett; ein Torfſtück mit einer Tabakspfeife verſpricht beſſere Bewirthung, z. B. Thee, Zucker und Tabak; zeigt ſich aber ein Beſen als Schild, ſo darf der Reiſende auf die allerbeſte Bewirthung rechnen, worunter auch Whisky „von der ächten Gattung, welcher nie das Geſicht eines Accis-Bedienten geſehen,“ zu zählen iſt. Es iſt unnöthig zu ſagen, daß alles dieſes mit der herzlichſten Bereitwilligkeit gegeben wird, welche jeden Grund zur Klage über das irrige Verſprechen des trockenen Logis aufhebt, denn im Fall des Regens gibt es beynahe kein Mittel, deſſen Eindringen zu verhindern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literariſche Fehlſchüſſe.

Daquin, ein franzöſiſcher Arzt, hat Memoiren über die Zubereitung der Chinarinde geſchrieben, und das Wort Mantiſa (Zugabe), welches der Titel des Anhangs zu Johnſtohns Geſchichte der Pflanzen iſt, für den Namen eines Schriftſtellers gehalten, welchen er, wie er ſagt, nur dem Rufe nach kennt.

Der Abbé Vial ſagt in einer Ueberſetzung aus dem Engliſchen, der Biſchof von Canterbury habe den Chor der Kathedrale mit Kanonen beſetzen laſſen. Er verwechſelte das engliſche cannon (Kanone) mit canon (Kanonikus).

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. May.

Seit dem 6. April erfreut ſich Dresden der Gegenwart des Königs und der Königin von Bayern, ſo wie der vier noch unvermählten Prinzeſſinen dieſes Hauſes. Die hohen Verdienſte, wie die hohe Liebenswürdigkeit dieſer Königsfamilie waren zwar ſchon längſt bekannt, und die verehrten Zweige des Stammes der Wettiner, welche früher ſchon und neuerdings wieder der ſächſiſchen Raute ſich eingeflochten hatten, trugen ſelbſt das Gepräge jener Tugenden und Trefflichkeiten, die wir an den Fernen verehrten; aber ſeit ſie nun unter uns weilen, hat zur Verehrung ſich Liebe geſellt, iſt alles noch deutlicher vor unſre Augen getreten, was Mittheilung wie Ahnung uns vorherſagte, und wir erfreuen uns alle gleichſam mit in dem weiten Familienkreiſe, der jetzt die Säle unſers Königsſchloſſes mit den reinſten Blüthen des Entzückens ſchmückt. Große, rauſchende Feſte ſind zwar nicht gegeben worden, dadurch hat ſich die Gegenwart der Verehrten nicht kund gethan, aber um ſo mehr hat es ſich bewährt, daß dieſe häuslichen Seelen ſich ſelbſt genügen und die Bande der liebenden Verwandtſchaft ihnen Feſttage ſtiller Wonne genug gewähren, ohne daß ſie äußere Mittel zu deren Verherrlichung bedürfen. Nur das Theater zeigt meiſt in jeder Vorſtellung ſämmtliche Mitglieder beyder Königshäuſer in traulicher Nähe, wohlthuender Innigkeit und zarter Theilnahme vereint, und die Bühne darf ſich wegen des Intereſſe ſchmeicheln, wo mit die Gäſte ſie beobachten, ihre Vorzüge genießen und freundlich über ihre Mängel hinwegſehen. Außerdem haben einige muſikaliſche Unterhaltungen theils im größern, theils im engern Kreiſe bey Hofe ſtatt gehabt; Prinz Friedrich hat einen ſehr belebten Ball gegeben, einige Jagden ſind gehalten, der Königſtein und Pillnitz iſt beſucht, die hieſigen Gallerien und Muſeen ſind mit unterrichtetem Auge betrachtet, und ſelbſt die Ateliers einiger Künſtler mit der Gegenwart der hohen Fremden beehrt worden. Doch würde es zu zeitraubend geweſen ſeyn, die Werkſtätten ſämmtlicher Künſtler, welche Dresden in ſich ſchließt, zu beſuchen, und es war daher eine ſehr gute Idee des Generaldirektors der Kunſtakademie, des Hofmarſchalls Grafen Vitztum, in möglichſter Schnelle eine Ausſtellung der Werke dieſer Künſtler, welche eben noch in deren Beſitz waren, in den gewöhnlichen Sälen, wo dieſes ſonſt im Auguſt jedes Jahres geſchieht, zu veranſtalten. Nur den hohen Gäſten war das Anſchauen dieſer bis auf 150 Stück angewachſenen Sammlung beſtimmt, und ſie verweilten am 26. April mit großem Intereſſe mehrere Stunden darin, erkauften auch, dem Vernehmen nach, einiges daraus für ihre Privatſammlungen; doch ward am Tage darauf noch einigen Kunſtfreunden der Eintritt verſtattet, und ſo hatte auch ich das Vergnügen, dieſe Säle wieder zu betreten, in welchen durch eine neue Vorrichtung in Anlegung ſchiefgeſtellter Seitenwände für beſſere Beleuchtung der ausgeſtellten Gegenſtände ſehr zweckmäßig geſorgt war. Mit vielem Vergnügen konnte der Blick auf dieſer reichen Ausbeute aus den Ateliers einer einzigen Stadt, und meiſt nur der Profeſſoren und Lehrer an der dortigen Kunſtakademie verweilen. Da mehrere derſelben ſechs bis acht größere Gemälde ausgeſtellt hatten, und zwar aus den verſchiedenen Epochen ihrer Künſtlerlaufbahn, ſo daß nicht ſelten ein Raum von zwanzig Jahren zwiſchen dem früheſten und dem neueſten lag, ſo gab dieſes einen ungemein belehrenden Ueberblick, und ich verſage mir ungern, des Raumes wegen, eine ausführlichere Mittheilung darüber. So ſah man von Matthäi ſeine Scene aus der Sündfluth 1802 gemalt, und ſeinen neueſten Carton und Skizze zu Cedrus Tode, ſo von Rösler ſeine in Rom um gleiche Zeit ausgeſtellte Marie am Grabe, und ein neueres Portrait eines ſächſiſchen Militärs, ſo von Hartmann ſeine Rückkehr Hectors aus der Schlacht, und ſeine Venus mit den beyden Amorinen. Klengel hatte 10 Landſchaften ausgeſtellt, Dahl kaum wenigere, eben ſo die Fabers. Friedrich war nicht zurückgeblieben, noch Retzſch, und von Vogel ſah man ein früher gemaltes Portrait ſeines Vaters wie einen Carton zu den Pillnitzer Fresken, nebſt andern Bildern aus der heiligen Geſchichte. Tettelbachs und Friedrichs Blumen, den Winter Copieen, Matthäis Gypsgüſſe, Pöttrichs Basrelief und vieles Andre noch intereſſirte. Man trennte ſich ungern von einer Gallerie, die ſchwerlich ſo wieder zuſammen kommen dürfte.

Weniger durch Neuigkeiten, als durch die Wiederholung mehrerer gediegenen Vorſtellungen zeichnete ſich die deutſche Schaubühne im vergangenen Monate aus. Das erſte Stück, welches die geſammte Königlich Bayeriſche Familie beſuchte, war Preciosa, und die Anſichten bayeriſcher Luſtſchlöſſer, welche, wie ſchon mitunter gedacht, in den zu derſelben neugemalten Decorationen ſich zeigen, ſtimmten ganz mit dem Juwel zuſammen, wonun das freudige Publikum laut das erſte Eintreten der geehrten Gäſte begrüßte. Wilhelm Tell, Sappho, die Ahnfrau, der Kaufmann von Venedig, der Prinz von Homburg und Phädra, ſo wie trefflich gegebene kleinere Luſtſpiele, als: Blind und taub, Nein, Nummer 777, der Unſchuldige muß viel leiden, die Outlery u. ſ. w. bildeten den Cyklus. Neu war

am 3. April Claurens überall mit Beyfall aufgenommener Bräutigam aus Mexiko. Warum ſollte er dieſen hier verfehlen, wo Suschen ſo trefflich von der Frau von Klogen dargeſtellt ward, daß das Publikum es durch Hervorrufen anerkannte? Man konnte ſich zwar nicht verſchweigen, daß einzelne Situationen etwas derb aufgetragen ſeyen, und manche Reden an das Zweydeutige ſtreiften, daß es aber auch auf der andern Seite eine gewiſſe Friſche der Farbengebung habe, und mit einer Lebendigkeit ſich bewege, wie es leider bey unſern neuern größern Luſtſpielen immer weniger der Fall zu werden ſcheint. Es ward daher bereits dreymal gegeben, und immer in den Hauptpartbien mit Beyfall aufgenommen, auch hatte die Direktion es ſehr gut ausgeſtattet, und beſonders war die Küche im dritten Akt ſehr nett eingerichtet. Mit großem Intereſſe hörten wir dann auch vorgeſtern zum Erſtenmal die Beethovenſche Oper, Fidelio. Demoiſelle Minna Schröder, ein neues Mitglied der hieſigen Bühne, welche bereits in Wien mit ſo vielem Beyfall in dieſer Oper die Hauptrolle der Leonore geſungen hatte, war die Veranlaſſung dazu, da ſie zu ihrem erſten Debüt auch hier dieſe Partbie gewählt hatte. Wir ſind ihr und der Direktion doppelt dankbar dafür, denn es war ein hoher Feſtgenuß, einmal von Beethoven etwas zu hören. Denſelben Eindruck, den die junge Debütantin in Wien hervorgebracht hatte, machte ſie auch hier. Ihre klangvolle, einfach ſchöne, zu dem Herzen ſprechende Stimme, ſo wie ihr herrliches Spiel, erwarben ihr den rauſchendſten Beyfall, der ſich zulezt in Hervorrufen ausſprach. Der Geiſt der Mutter ſcheint im Spiel die Tochter zu beleben, und ich wüßte nicht, wie die Scene im Kerker von einer Künſtlerin ergreifender dargeſtellt werden könnte. Es war eine ausgezeichnete, tief ins Herz dringende Leiſtung. Floreſtans Partbie iſt vom Tonſetzer nicht mit gleicher Liebe behandelt, und ob ſie ſchon Herr Bergmann ſehr ſchön ſang, ſo konnte doch ſein Gefühl neben dem lyriſch überſtrömenden ſeiner Leonore nicht gleichen Schritt halten. Daß Madam Haase ein allerliebſtes Marzellinchen war, läßt ſich leicht denken, doch ſeien ſie nicht ganz mit Liebe und Luſt zu ſpielen. Lag's etwa an dem Jaquino, oder woran ſonſt? Herr Siebert ſang mit ſeiner gewohnten Fertigkeit, aber in ſeiner Haltung lag eher Alles, nur kein Grund von Spanien. Möchte er doch nur auf edlern Ausdruck in Sprache und Geberdenſpiel Mühe verwenden! Herr Keller war als Rocco zu loben. Beethoven hat freylich ſelbſt nicht recht gewußt, was er ihm für einen Charakter geben ſoll.

Dlle. Pfeiffer vom Münchner Theater trat bey ihrer Durchreiſe durch Dresden drey Abende im Theater auf. Die Natur gab ihr viel zur Tragödie; möcht ſie durch Künſteley ſich nicht manches wieder rauben laſſen! Hier war ſie eine ganz fremde Erſcheinung, weil unſre Tragödinnen mit andern Mitteln die Darſtellungen auch anders zu behandeln pflegen. Es führte zu weit zu unterſuchen, wer darin Recht habe. Sie gefiel alſo als Sappho beym erſten Auftreten ſehr wenig, und befremdete blos. Der Eindruck ward durch Frau von Ubien in der eiferſüchtigen Frau und Nannette im Oberſten nicht günſtiger, ja eine der hieſigen Zeitſchriften (der Merkur) ſprach ſogar von Unform ſtatt von Uniform, und vom Unterſten ſtatt des Oberſten! Welche Erwartungen ließen ſich von der lezten Vorſtellung, der Bertha in der Ahnfrau machen? Und doch wußte ſie ſich hier durch Innigkeit, Wärme und Wahrheit ihres Spiels, alle Stimmen zu erwerben, und ward mehr als einmal mit dem lebhafteſten Beyfall gekrönt. Sie verdiente ihn vielleicht in der Sappho noch mehr, aber die kalte Griechin hatte zurückgeſcheucht, während die liebeglühende Jungfrau aus dem Hauſe Borotin, ſelbſt in der Leidenſchaftlichkeit ihrer Gluth, wohlgefiel. Das Publikum hat nun einmal dann und wann ſeine Launen. — Phädra gab uns den Anfang des Gaſtſpiels des gefeierten Eſſlair, am Schluſſe dieſes Monats. Ueber ihn im folgenden Berichte.

In der italieniſchen Oper war am 12. April neu: Ricciardo e Zoraide, Richard und Zoraide, ein hiſtoriſches Drama mit Muſik von Roſſini. Wir fangen nun ſacht an zu viel Roſſiniſche Muſik zu hören, und verlieren den Geſchmack dafür. Das ſcheint mir ſehr natürlich zuzugeben da dieſer Tonſeyer nur ein kleines Gebiet hat, in dem er allerdings genial wirkt, aber mit deſſen Einzelnheiten man doch nach und nach bis zum Ueberdruße bekannt wird. Das Textbuch dieſer Oper iſt übrigens wieder eins der ſchlechteſten und unwahrſcheinlichſten. Die Darſtellung war fleißig und brav. Sgra. Funk ſang vorzüglicher, als wir ſie lange nicht hörten, und Sgra. Tibaldi war eine imponirende Erſcheinung, trug auch ihre Partbieen ſehr gut vor. Beyde erfreuten ſich des rauſchendſten Beyfalls. So gut wollte es dem neuen Tenoriſten Sgr. Boccacini nicht werden, zum Theil durch ſeine Schuld. Er iſt ein recht hübſcher Mann, macht aber häßliche Grimaſſen, ſteht keinen Augenblick ſtill, und quält dadurch ſelbſt ſeine Stimme ſo ſehr, daß ſie nicht ſelten den ihr naturgemäß inwohnenden Wohllaut verliert. Bleibt er ruhig, ſo iſt ſein Ton angenehm, rein und biegſam. Es iſt zu hoffen, daß er ſich durch Abgewöhnung jener Fehler, und durch Kenntniß der richtigen Behandlung ſeiner Stimme in der Gunſt des Publikums befeſtigen werde, das ihn ſchon bey der Wiederholung der Oper mit geſteigertem Beyfall beehrte.

—n.

Auflöſung der Charade in Nr. 124:

Federmeſſer.

Charade.

Wo ſich die Palme zum Himmel erhebt,
Wo Blüthen und Frühling nie ſchwinden,
Dort iſt's, wo das erſte zu tauſendem lebt,
Doch iſt's auch in Deutſchland zu finden.
Nichts gleicht ſeiner Schönheit, dem ſchimmernden Glanz;
Wenn es ſie gleich Fäxern geſtaltet,
Da reihet ſich Farbe an Farbe zum Kranz,
Der ſchillernd ſich wechſelnd geſtaltet.

Unglücklich iſt Jeder, der's Zweyte verlor:
Er wandelt in nächtlichem Dunkel;
Froh blickt er nicht zu den Sternen empor,
Was nützt ihm ihr ſilbern Gefunkel!
Ihm glüht nicht die Roſe in purpurnem Strahl
Der prachtvoll ſich ſenkenden Sonne;
Im lacht nicht der Frühling im blühenden Thal
Mit ſeiner unendlichen Wonne.

Entzücken uns Blumen auf ſchmelzendem Grün,
Die würzige Düfte verhauchen,
So ſehen wir ſchwebend das Ganze ſich mühn
Aus ihnen den Nektar zu ſaugen.
Es weiß ſeine Farben ſo lieblich und mild
Im Glanze der Sonne zu ſpiegeln,
Es zeigt uns des Zweyten getroffenes Bild
Auf ſeinen gerötheten Flügeln.

G. B . . b . ch.

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 31. Mai 1823.

Statistik.

Vollständige specielle topographisch-statistische Beschreibung des jetzigen Königreichs Sachsen, bearbeitet von Carl Merkel. Erster Band. (Erstes Heft.) Pulsnitz in der K. Sächs. Oberlausitz, im Verlage des Verfassers. 1822. 8 Bogen 8.

Schon sind, seit das englische Trennmesser das Königreich Sachsen durchschnitten hat, einige Jahre verstrichen, und noch war dessen dermaliger statistisch-geographischer Zustand bisher von Niemand dargestellt worden. Diesem Bedürfnisse suchen nun, zu gleicher Zeit, zwey Schriftsteller abzuhelfen, Herr Engelhardt, unter dem Namen Richard Roos auch durch belletristische Schriften bekannt, in der neuesten, fünften Ausgabe seines „Handbuchs der Erdbeschreibung des KR. Sachsen," und der oben Genannte. Die Arbeit des Leztern wird sich durch sein Vorhaben, „alle Ortsbeschreibungen durchgängig an Ort und Stelle mit möglichster Sorgfalt zu machen und deshalb auch das unbedeutendste Oertchen Sachsens nicht unbesucht zu lassen," auszeichnen. So kann sein Werk eine eigentliche ἱστορία werden, indem er berichtet, was er selbst gesehen, und es kann nicht fehlen, daß, wofern er sich nur überall an Sachkundige wendet, sein Buch eine Menge verjährter Irrthümer unterdrücken wird.

Das vorliegende erste Heft enthält das Allgemeine von Sachsen. Da sich jedoch das Allgemeine nicht mit Bestimmtheit auffassen läßt, bevor das Einzelne völlig berichtiget ist, diese Berichtigung aber von der noch nicht vollendeten Reise des Verf. abhängt; so hat er sich unterdessen begnügt, die allgemeinen Angaben, namentlich über Anzahl der Einwohner, Ortschaften u. dergl. „nur ungefähr, jedoch nach den der Wahrheit am nächsten kommenden Erfahrungen" aufzustellen; mit Vorbehalt ihrer Berichtigung bey der Beschreibung eines jeden Kreises, und am Schlusse des ganzen Werks.

Je häufiger Verbesserungen dieser Art eintreten werden; um so mehr wäre zu wünschen gewesen, daß Herr M. diesen allgemeinen Theil nach den speziellen hätte folgen lassen. Doch, eben jenes Vorbehalts wegen, will sich Rec. jeder Ausstellung über die größere Hälfte dieser Einleitung enthalten, welche Notizen über Größe, Gränzen, natürliche Beschaffenheit des Landes, und das, was man sonst zur Statistik rechnet, in etwas bunter Ordnung darbietet. Er beschränkt sich auf einige Erinnerungen über des Verf. Darstellung der sächsischen Staats-Verfassung und Staatsverwaltung, worin sich häufige Irrthümer finden, die um so eher hätten vermieden werden sollen, als es zu deren Berichtigung keiner Anschauung an Ort und Stelle bedurfte.

Mangelhaft und unvollständig ist des Verf. Schilderung der ständischen Verfassung. S. 94. heißt es: „der König müsse das Recht der Gesetzgebung mit den Landständen theilen." Wählte der Verf. diesen unbestimmten Ausdruck, weil die Sache unbestimmt ist? Aber eben darum hätte er auseinander setzen sollen, in wie fern sie der Bestimmung ermangelt. Allerdings werden die meisten Gesetzesentwürfe den Ständen zur Berathung vorgelegt: da jedoch dem Landesherrn der Gebrauch, den er von dieser Begutachtung machen will, vorbehalten bleibt, so kann man nicht sagen, daß er jenes Recht mit ihnen theile; ein Ausdruck, der eher auf das Recht der Besteurung paßt, weil diese die Bewilligung der Stände voraussezt. Auch pflegen ihnen nicht alle Gesetze, nicht alle, selbst wesentlich in die Verfassung eingreifende Einrichtungen vorher mitgetheilt zu werden, wie dieß z. B. mit dem neuesten Militär-Strafgesetzbuche, und der dem geheimen Raths Collegium im J. 1817 gegebenen, ganz veränderten, Bestimmung der Fall war. — Der Gegenstand verlangt und verdient eine genaue Erörterung, welche hier anzustellen nicht der Ort ist. Die neueste Ansicht der Stände von ihrer Wirksamkeit ist in der Landtagsschrift vom 29. März 1821. vorgelegt, worauf sich die Antwort des Königes im Decret vom 20. April dess. J. bezieht.

Die ständische Verfassung soll, nach S. 95, „kein Ganzes bilden, sondern in die der alten Erblande und die der Oberlausitz zerfallen." Allein die Stände dieser Provinz nehmen seit dem J. 1817 gleichen Antheil an den allgemeinen Landesversammlungen, obschon sie sich über Gegenstände, welche die alten Erblande allein angehen, z. B.

deren Steuer-Verfassung, der Mitberathung enthalten, und die besondern Landtage in der Ober-Lausitz, so wie deren eigene Verfassung, fortbestehen. Der Satz: „so wie auch wieder in den alten Erblanden das Hochstift Meißen, die Schönburgischen Rezeßherrschaften, die Herrschaft Wildenfels und die Universität Leipzig, mehr oder minder modificirte Verfassungen haben," ist schielend ausgedrückt; denn die eigenthümliche Stellung des Hochstiftes und der Grafen Schönburg ändert in ihrem wesentlichen Verhältnisse als Landstände nichts. — Die Eintheilung der Landtage „in ordentliche und außerordentliche, je nachdem sie aller sechs Jahre, oder in der Zwischenzeit gehalten würden," ist willkührlich und nicht einmal richtig. Ein ordentlicher Landtag ist der, welcher gegen das Ende der Bewilligungszeit, der neuen Bewilligung und andrer zu berathenden Gegenstände halber ausgeschrieben wird, was, wie bekannt, in neuern Zeiten, nach einem dreyjährigen Zeitraume erfolgt ist. — Von den Ausschuß- und Deputationstagen wird kein Wort gesagt. — Die erste Klasse der Stände (das Collegium der Prälaten, Grafen und Herren, nebst der Universität Leipzig,) ist S. 95 nicht gehörig geordnet. Sie folgen vielmehr so: Hochstift Meißen, Herrschaft Solms-Wildenfels, Herrschaft Schönburg und die Universität Leipzig. — Ganz falsch ist die Behauptung, S. 96, daß bey der Ritterschaft nur Adelige, welche von beyden Seiten acht Ahnen aufweisen können, zugelassen würden. Es ist bekannt genug, daß zu Folge des Decrets vom 16. Okt. 1820, auch vierzig Wahlstände, *) 29 aus den Erblanden und 11 aus der Ober-Lausitz, unter ganz gleichen Berechtigungen, auf den Landesversammlungen erscheinen, welche nicht einmal zu jener Klasse gehören dürfen, also neuadelig, oder bürgerlich, oder solche seyn müssen, die, obschon aus altadeligen Familien entsprossen, doch jene Ahnenzahl nicht darthun können. — Eben so unrichtig wird gesagt: „daß der enge Ausschuß der Ritterschaft die schwierigen Angelegenheiten, der weitere die minder schwierigen berathe, die allgemeine Ritterschaft aber jene Berathungen nur zu bestätigen oder zu verwerfen habe." Dieß ist der Natur der Sache, der Landtagsordnung, und dem Herkommen völlig entgegen. Alle Angelegenheiten, welche vom Landesherrn an die Stände, oder an jenen von diesen gelangen, werden gleichmäßig in allen drey ritterschaftlichen Curien (wie in den städtischen) berathen, und jede Curie führt, unabhängig von den andern, ihre begutachtende Stimme. Es ist unbegreiflich, wie diese Unwahrheit, die man freylich auch in ältern Statistiken Sachsens findet, sich selbst in das oben erwähnte Buch von Engelhardt, S. 97, eingeschlichen hat, der selbst in Dresden lebt, und von jedem ritterschaftlichen Stande sich eines Bessern hätte können belehren lassen. *) — Unrichtig ist, (wie eben auch bey Engelhardt, S. 94.) die Zahl der landtagsfähigen Städte auf 79 angegeben; es sind, mit Inbegriff der vier Ober-Lausitzischen, 85. — Unter den Städten des engern Ausschusses fehlt, außer den beyden der Ober-Lausitz, Budissin und Zittau, auch Plauen, das schon 1817 in denselben aufgenommen ward; unter denen des weitern, außer Camenz und Löbau, auch Borna und Adorf, seit 1820. Im Verzeichnisse der allgemeinen Städte vermißt man die sonst zum Hochstift Merseburg Gehörigen, seit 1817 aber zum Leipziger Kreise geschlagenen Städte: Markranstädt und Zwenkau.

Nicht weniger flüchtig ist der Abschnitt von der Staatsverwaltung behandelt. Unter den Collegien wird als erstes das geheime Cabinet aufgeführt. (S. 99.) Allein diese Behörde kann kein Collegium genannt werden, welches eine Berathung und Beschließung Mehrerer voraussetzt, sondern ist eben das Kabinet, die Kanzley des Landesherrn, worin alle seiner Entscheidung vorbehaltenen Angelegenheiten einkommen, und über welche ihm die Staats-Sekretäre Vortrag thun. Welche Gegenstände aber dahin gelangen müssen, bemerkt der Verf. nicht. — Der Ausdruck: „der geheime Rath berathet mit dem Könige," S. 100, ist unpassend; diese höchste Landesbehörde berathet für den König, sie legt ihm ihre Begutachtung schriftlich vor. — „Die Landesregierung entscheidet über die Zulässigkeit der Appellationen," heißt es S. 101. Allein die Cognition über eingewendete Appellationen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten kommt, nach dem Mandat vom 13. März 1822, nicht mehr diesem Collegium, sondern dem Appellationgerichte zu, dessen, durch eben dieses Gesetz veränderte Einrichtung hätte angegeben werden sollen. **) — Das General Kriegs-Gerichts-Collegium ist ganz übergangen. — S. 104. ist die Landescommission nach der Commission zur Veredlung der Schafzucht aufgeführt. ***) — Die Redaction der Gesetzsammlung soll, nach S. 105, die Stelle der Gesetzcommission vertreten. Diese berathete über neu zu entwerfende Gesetze, jene sammelt die abgefaßten zum

*) Mais c'est toujours quelque chose. M.

*) Er wird sich über das ganze Landtagswesen nun auch lesend eines Bessern belehren können, nämlich aus der von Bärmer mit Zusätzen herausgegebenen Land- und Ausschußtags-Ordnung des Königr. Sachsen. Leipzig b. Härtel 1822. M.

**) Ja wohl hätte sie! Diese Abänderung der Verfassung ist eine der glücklichsten. Daß man vormals von subordinirten Gerichten nicht an das höchste gelangen konnte, ohne ein Collegium zu passiren, welches zugleich Polizeybehörde war, das war ein großer, der Justizreinheit höchst nachtheiliger Umstand. M.

***) Kuriose Rangordnung! M.

Druck. — Unter den in Sachsen gültigen Gesetzen werden zuerst, breit und vag, die ursprünglich und eigenthümlich sächsischen genannt, und dann wird hinzugesetzt: „auch brauchen die Richter das romische, das canonische und das deutsche Privatrecht.“ — Vom Oberhofgericht heißt es: „es habe in gewissen Fällen gar keine Competenz.“ In welchen aber steht sie ihm denn zu? Warum unter den vor dieses Collegium Gehörigen gerade die Mitbelehnten und die Universität Leipzig ausgehoben werden, ist nicht abzusehen. Auch sind jene, nach dem vorhin genannten Gesetze, jezt nicht mehr schriftsässig, können also vor dem Oberhofgericht, dem Schriftsassengericht in erster Instanz, ferner nicht belangt werden. Uebrigens ist dasselbe jezt der Landesregierung unterstellt. — Unter den Provinzialcollegien und höhern Justizanstalten ist das akademische Gericht der Universität Leipzig, und unter den Spruchcollegien das dasige Handelsgericht fälschlich angeführt.

Diese Bemerkungen werden den Wunsch rechtfertigen, daß der Verfasser nach Beendigung der speziellen Theile diesen allgemeinen einer durchgängigen Umarbeitung unterwerfen möge.

Zeitgeschichte.

I. Denkschriften über die geheimen Gesellschaften im mittäglichen Italien, und insbesondere über die Carbonari. Mit 12 Kpfr. und einem Holzschnitt. Stuttgart und Tübingen, i. d. J. G. Cottaschen Buchhandl. 1822. XVI und 271 S.

II. Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unter-Italien, insbesondere der Carbonari. Aus dem Original übersezt von Heinrich Doering. Mit 12 Kupfern und einem Holzschnitt. Weimar, b. d. Gebr. Hoffmann. 1823. X u. 226 S.

Zwey Bearbeitungen eines italiänischen Werkes, dessen Verfasser alles sammelte und verglich und auszog, was zur Geschichte der so verrufenen Carbonari dienen kann. Bearbeitungen; denn beyde Schriften sind in einerley Format (groß 8.) mit ziemlich gleichen Lettern, und doch hat Nr. I. 271, Nr. II. aber nur 226 S., was aus der Zeilenzahl, dort 34, hier 37, darum nicht abgeleitet werden kann, weil Nr. II. über manches weitläufige Nachricht giebt, was in Nr I. kurz berührt ist, z. B. über den Orden der Gärtnerinnen. Auch daraus geht hervor, daß man hier nur eine Bearbeitung zu suchen hat, weil man z. B. eine Nachricht in Nr. I. S. 16. findet, die Nr. II. S. 13 hat. Welche Bearbeitung den Vorzug habe, ist, wenn man sie nicht mit dem Original vergleichen kann, nicht vollkommen zu bestimmen. Ich würde indessen Nr. I. den Vorzug darum einräumen, weil hier die Materialien faßlicher geordnet sind; weil sie die Quellen, die dem Original zur Grundlage dienten, wie es scheint, alle anführt; es nennt 64. Nr. II. führt nur 47 an. Hatten vielleicht die Uebersezter zwey verschiedene Auflagen des Orig. vor sich? Das Original bezeichnen beyde dem Titel nach nicht. Die Uebersezung selbst, als solche, scheint in Nr. I. ebenfalls richtiger, als in Nr. II., die im Anfange wahren Unsinn enthält, wenn Nr. I. nicht fehlgriff, was aber der Zusammenhang zu widerlegen scheint. „So wie Individuen Werth darauf sezen, von berühmten Vorfahren abzustammen, heißt es hier, S. 3; so suchen auch Associationen oft ein entferntes Alterthum. — Die Sagen der Carbonari geben keinen andern hierin nach.“ Hier ist vollkommener Sinn. Dagegen suche ihn, wer ihn zu finden hofft, in Nr. II. „Da aber Einzelne geneigt sind, sie (wen denn?) von berühmten Vorfahren abstammen zu lassen, so möchten viele sie ins ferne Alterthum versezen. — Die Traditionen der Carbonari berechtigen zu keiner von diesen Vermuthungen, (zu welchen denn?)“ Davon abgesehn werden beyde Bearbeitungen den anziehen, der über eine so große, so gewaltige Verbindung, wie die der Carbonari geschildert ist, wenigstens in historischer Hinsicht klar seyn will. Die Carbonari wollen allerdings sehr alten Ursprungs seyn. Sie gehn bis auf die Köhler zurück, die Kunz von Kauffungen fest nahmen. Gewisser ist es, daß es in Italien stets geheime Gesellschaften gab. Der Haß gegen die Barbari, welche dieß schöne Land verwüsteten, der Haß der Vernünftigen gegen die Hierarchie, die Tyranney des Adels, kettete einzelne Unzufriedene an einander. *) Sie schwanden, veränderten Namen und Zeichen, und standen in neuer Gestalt da. So kann man sagen, die Carbonari sind uralten Ursprungs, aber auch: sie mögen erst seit der französischen Revolution gebildet seyn. Gewisses über den eigentlichen Zeitpunkt, wo sie entstanden, läßt sich durchaus nicht nachweisen. So viel weiß man, daß sie 1798 in Neapel zuerst thätig waren, daß sie seitdem besonders auf die niedern Volksklassen zu wirken suchten, auf die Leute „in Jacken.“ Um schneller Kraft zu gewinnen, nahm man alle Freymaurer auf, ohne sie einer vorläufigen Prüfung zu unterwerfen. Ihr Hauptzweck war, „die Barbaren aus Italien zu vertreiben,“ d. h. die fremden Herrscher, und seit 1806

*) Stolberg in seinen Reisen nach Italien ꝛc. 1791 und 1792. III. S. 413 erwähnt einer solchen Verbindung, die sacon unter Karl V existirte und eine Art Vehmgericht bildete. Anm. d. Rec.

bis 1812 also namentlich die Franzosen. Italien sollte einem Herrn im Lande selbst gehorchen. Man warf die Augen auf Mürat, der dazu nicht Muth und Kraft hatte, und so ging das Streben inzwischen dahin, seine Macht zu beschränken, um so mittelbar die der Franzosen in Italien zu lähmen, und durch wachsende Rechte des Volkes in Neapel den übrigen italiänischen Völkern eine Lockspeise zu zeigen, wodurch der verschobene Hauptzweck spätterhin zu erreichen war. Mürat ließ anfangs den Orden gehn. Man täuschte ihn damit, daß man ihm zeigte, wie in den Abruzzen viel Anhänglichkeit für den alten König Ferdinand herrsche. Dieß sey auch in Calabrien der Fall. Da werde der Orden ihm viel nützen können. In den Abruzzen und Calabrien zählte derselbe in kurzer Zeit 24—30000 Mitglieder. Mürat dachte nun daran, ihn zu vernichten. Es war zu spät. Die Katastrophe Napoleons ließ ihn darauf denken, sich durch den Orden zu erhalten, aber die Carbonari faßten kein Vertrauen wieder. Sie wandten sich an Ferdinand in Sicilien. Er versprach ihnen, sie wegen der Köhlerey, wenn er zurückkomme, nicht zu beunruhigen. Mürats Heer stiebte bey Tolentino auseinander; die Carbonari rühmen sich, es sey ihr Werk. Ferdinand gab keine Constitution, wie sie von ihm verlangt und gehofft hatten; dieß verursachte Unwillen. 6000 Offiziere (S. 35 in Nr. I. Ist das nicht zu viel?) waren unzufrieden, weil sie auf halben Sold gesezt waren. Sie wurden, wenn sie es noch nicht waren, Carbonari. So waren deren 1816 schon 50—60000. Der Polizeyminister Canosa entwarf den Plan, sie durch einen entgegengesezten Orden, den der Calderari, zu vertreiben. Der Sturz des Ministers ließ indeßen den Plan nicht vollkommen gelingen. Die innere Gährung stieg. 1817 liefen Addressen an den König ein; erst bittend, dann drohend. Man verlangte eine Constitution. Das Ministerium beschwor den Sturm, indem es auf Oesterreich wies, das keine Constitution zulassen würde. Aber endlich brach er 1820 aus, ohne daß man genau weiß, wer das Zeichen gab. Menichini's, Morelli's und Silvati's Wichtigkeit im ersten Augenblick war nur illusorisch. (S. 55 in Nr. I.) Die spanische Constitution ward verlangt, weil sie nur eine Kammer hat und der Feudalität also am meisten vorbaut. Die Hauptloge der Sekte war bis dahin in Salerno gewesen. Jezt bildete sie sich, aber mit Widerspruch der dortigen, in Neapel selbst. Die Zahl der Ordensmitglieder stieg mit jedem Tage. Zu Ende 1820 zählte der Orden mehr, als 600000 Glieder. Neapel allein hatte wohl 140 Venditen, oder Logen, Aber damit sank seine intensive Kraft. Der Pöbel ließ sich einschreiben, um Almosen zu erhalten. Die Gebildeteren wurden durch den rohen Handwerker und die Vornehmen durch die dienende Klasse verscheucht. Selbst Frauen ergriff die Ordenswuth, und so bildeten sie den Orden der Gärtnerinnen. Gerade diese übergroße Zahl und daher entstandene Schwäche vereitelten den Carbonari den lange bearbeiteten Zweck, ihrem Vaterlande einen höheren Grad bürgerlicher Freyheit zu geben. Eben dieser großen Verbreitung verdanken wir das Daseyn des Originals. Der Verf. war kein Carbonaro. Aber es hielt nicht schwer, alle die, an sich für die Logen gedruckten, Schriften aus dem ersten Buchladen zu erhalten und so aus ihnen ein Bild zu entwerfen, das noch deutlicher ist, als das im Mac-Benác von der Maurerey gegebene. Schon im August 1820 zerfielen sie in zwey Hauptparthenen; in constitutionelle und Ultracarbonari. Die erstern glaubten nun am Ziele zu seyn. Die leztern sannen auf ein Schreckenssystem, bis die österreichischen Bataillone jenen, wie diesen, ein Ende machten. Mord war häufig die Strafe derer, die den Haß der Sekte auf sich geladen hatten. Die Regierung drückte, bis zur Revolution, gern ein Auge dabey zu. Sie war sich ihrer Schwäche bewußt. Uebrigens suchten die Carbonari durch Strenge der Sitten zu glänzen, und die Polizey war, in der Revolution, von ihnen besser, als je, geübt. Peitsche, Schwert, Galeere, hat die Sekte vernichtet, „aber den Saamen anderer hat sie zurückgelassen, die mit der Regierung stets in Opposition seyn werden." (S. 165. Nr. I.) Das leztere ist wohl nur zu fürchten, wenn diese das Discite justitiam moniti! vergißt.*) — Neben den Carbonari gab' es inzwischen von 1816 an in Italien noch einige andere politische Sekten: Philadelphen, Europäische Patrioten, Decisi. Die leztern bildeten sich 1817 aus den erstern beyden unter einem Priester Ciro, der bald die furchtbarste Räuberbande daraus schuf. Mit Mühe konnte sie General Church an der Spitze von 1200 Mann zerstreuen. Ciro ward 1818 am 6ten Febr. nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen und hingerichtet. Die Kupfer in Nr I und II. sind von ziemlich gleichem Werthe, zum Theil nur mittelmäßige Steindrücke **) und stellen die Aufnahme in der Loge, die Patente, die Patrouillen der Carbonari, ihre Legionärs vor. Von Ferdinand und seinem Sohne ꝛc. sind die Portraits in Steindruck beygefügt und in Nr. I. besser gerathen, als in Nr. II. Das gleicht sich aber damit aus, daß die Patrouille der Carbonari in Nr. II. nicht solche furchtbare Nasen hat, wie in Nr. I. Von diesen kann man träumen, wie Scherasmin im Oberon.

---

*) Dieses Vergessen ist der Fluch unserer Zeit. M.

**) Also keine Kupfer. Wir wollen doch unmaßgeblich keine Bulls machen. M.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebzehnter Jahrgang.

1823.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa and Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Ostern- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Romane.

Kindestreue von Th. Huber. 131. 132. 133. 135. 136. 137. 140. 141. 142. 145. 146. 147. 148. 150. 152. 153. 154. 155.

Natur-Geschichte.

Der Aetna seit zwanzig Jahren. 138.
Comet von dreijähriger Umlaufzeit. 140.
Die Gletscher in Justedalen u. s. w. 146. 148. 149. 154. 155.
Ueber das Gehirn und Verstand der Thiere. 149. 150.

Länder- und Völkerkunde.

Jetziger Zustand Irlands. (Fortsezung.) 131. 132.
Auszug eines Schreibens aus Buenos-Ayres. 138. 139.
Neueste Nachricht aus Jerusalem. 151.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Schwefelbäder bey Montmorency. Börne. 133. 134. 137.
Literarische Fehlschüsse. 136.
Beytrag zur Geschichte der Fenngläser. 139.
Gretry's Herz. Börne. 141. 142.
Rollekins Testament. 141.
Geschwindigkeit. 143. 144.
Schiffbruch auf der Engl. Küste. 143. 144. 145.
Notiz über Dr. Jenner. 144.
Der Gott in Höflingen. Börne. 147.
Liedertafeln. 151.
Die Eremiten im Gefängniß. 152. 153.

Gedichte.

Persische Falen von Rückert. 132. 134. 136. 138. 139. 142. 149.
Charade. Zeitgeist. 136.
Charade. Bienenstock. 142.
Loose der Liebe von J. N. Voß. 146. 150. 151.
Charade. Augenblick. 148.
Charade. Weinstock. 154.

Korrespondenz.

Basel. 139. 140. — Berlin. 132. 133. 138. 144. 148. — St. Gallen. 147. — Italien. 141. 142. 145. 147. — London. 131. 146. — Mitau. 152. 155. — München. 138. 140. — Paris. 135. 136. 137. 143. 149. 150. 151. 153. 154. — Preußisch Sachsen. 136. — Wien. 134. — Zürich. 151.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Kunstliteratur. Die Kunst in Italien von B. Speth. 1r — 3r Theil. (Beschluß.) — Alterthümer am Rhein. Von Dr. Dorow. — Aus London.

Nro. 45.

Baukunst. Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung ꝛc. Veranlaßt und redigirt durch den königlichen Baurath J. M. C. G. Vorherr. Zweiter Jahrgang. — Alterthümer am Rhein. Von Dr. Dorow. — Zürich. Mai. Von J. H. Pf. — Landschaftgemälde von Hrn. Jakob Dorner, Centralgallerie-Inspekter in München. Von Speth.

Nro. 46.

Ueber Hrn. Dietrichs Gemälde: Abrahams Einzug ins gelobte Land. — Kunstnachrichten aus Paris. Kupferstechertkunst. Lithographie. — Kalligraphische Arbeiten in Bonn.

Nro. 47.

Die Verehrung der heiligen Dreyeinigkeit. Nach dem Original-Gemälde von Albrecht Dürer in Umrissen auf Stein gezeichnet von Julie Mihes (jezt Julie Primisser geb. Mihes). Drey Lieferungen im größten Folio. — Xylographie. Ueber die Erfindung des Helldunkels im Holzschnitt. Von J. Heller.

Nro. 48.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Karlsruhe, im Mai 1823. — Nachtrag zu dem Aufsatze, Hanns Holbein ꝛc. ꝛc. im Kunstblatte 1823. Nr. 31 u. ff. Von Rumohr. — Straßburg.

Nro. 49.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Karlsruhe, im Mai 1823. (Beschluß.)

Nro. 50.

Ueber die Kunstausstellung vom Herbste 1822 in Berlin. Von Amalie v. Helwig geb. Frevin v. Imhoff. (Fortsezung.) — Malerische Ansichten von Athen. Herausgegeben von F. Heger und H. Hübsch. 1ste Lief.

Nro. 51.

Ueber die Kunstausstellung vom Herbste 1822 in Berlin. (Forts.) — Fortschritte der Kunst in England. — Lithographisches Werk.

Nro. 52.

Römische Ausgrabungen. — Kunstnotizen von der Leipziger Ostermesse. — Landschaftgemälde des Herrn Max. Joseph Wagenbauer, Centralgallerie-Inspektor in München.

Literatur-Blatt.

Nro. 44.

Dichtkunst. 1. Spanische Romanzen. Uebersezt von Beauregard Pandin. 2. Ancient Spanish Ballads, Historical and Romantic. Translated by J. G. Lockhart. — **Naturwissenschaft.** Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Von J. G. Sommer. Mit Kupfern und Karten.

Nro. 45.

Dramatische Dichtkunst. Der Fürst und der Bürger. Ein Drama in 3 Aufz. von Ernst von Houwald. — **Unterhaltungs-Literatur.** Die Schlacht bey Torgau und der Schaz der Tempelherren. Zwey Novellen von Willibald Alexis. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris. vom März 1823.

Nro. 46.

Rechtswissenschaft. Ueber die wegen Ehrenk Ermordung gegen Peter Anton Fönk gerichtete Anklage. Von D. K. S. Zachariä. — **Unterhaltungs-Literatur.** Erholungsstunden von Wilhelmine Willmar. Zwey Theile mit 1 Kupfer. — **Erbauungs-Literatur.** Unterhaltungen auf dem Krankenlager von M. Leber. Siegm. Jasphs. — Nachtrag zu einer Anzeige im Litbl. Nr. 104. v. vor. Jahr.

Nro. 47.

Unterhaltungs-Literatur. Feyerabende, oder Erzählungen in Poesie und Prosa von Dr. L. Hynek. Erstes Bändchen. — **Dichtkunst.** Ernst's Reisen durch den gestirnten Himmel. In sechs Gesängen. Von dem Verfasser der Esoterika ꝛc.

Nro. 48.

Zeitgeschichte. Europa oder Uebersicht der Lage der Europäischen Hauptmächte im Jahr 1821. Von einem amerikanischen Diplomaten. Mr. Alex. H. Everett. — **Rechtswissenschaft.** Ueber die Culpa nach römischem Rechte. Von D. P. L. Krig. — **Dichtkunst.** Gedichte von Karl Immermann.

Nro. 49.

Unterhaltungs-Literatur. 1. Kampf und Liebe oder die griechischen Brüder. Romantisches Gemälde aus unserer Zeit; von Dorismund. 2. Deodata Geburt. Poesie und Prosa aus dem Leben. Von L. Kruse. Drey Theile. — **Neugriechenthum.** Von dem Aufstande der christlichen Nation in der europäischen Türkey. Nach dem Französischen des Emil Gaudin. — **Zeitgeschichte.** Peter Anton Fonk und seine Vertheidiger, zur Rechtfertigung der Oeffentlichkeit der Gerichte und der Geschwornen-Anstalt gewürdiget von Johann Paul Brewer.

Nro. 50.

Dramatische Dichtkunst. Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, von H. Heine. — **Dichtkunst.** Gedichte von Richard Roos, 1820. Zweytes Bändchen, 1823.

Nro. 51.

Unterhaltungs-Literatur. 1. Gesellschafter für einsame Stunden. Herausgegeben v. G. Wastel. 2. Gesellsch. f. eins. St. ꝛc. Zweytes Bändch. — **Dramatische Literatur.** 1. Des Vaters Bild. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. 2. Die Sklavenrache. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. 3. Der silberne Storch oder: die goldne Hochzeit. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. 4. Die Frauen-Vereine. Ein satirisches Lustspiel in zwey Aufzügen. 5. Die Heimkehr. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. 6. Die Rezepte. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen. 7. List und Possen. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. 8. Das Widerspiel. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Sämmtlich von Ad. Frhrn. von Seckendorf auf Zingst. — **Poetik.** Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Theil.

Nro. 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Juni 1823.

Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erden.

Eines der zehn Gebote.

Kindestreue*)

Baron v. Anberg hatte von seiner Jugend an mit hohen Kriegsehren gedient; der Friede erlaubte ihm, seinen Abschied zu nehmen, um mit der Gattinn seiner Wahl ein häusliches Glück zu bilden. Die große Welt, zu der er gehörte, glaubte nicht, daß dieses ungetrübt sein Theil geworden sey; Beweise konnte sie nicht führen, auch verlor sie ihn in dem lezten Jahre seines Lebens ganz aus den Augen, denn er brachte es auf einem seiner Güter in Schlesien zu, wo er, wie man sagte, an den Folgen früher erhaltenen Wunden, mit Zurücklassung einer einzigen Tochter, starb. Emma war fünf Jahr alt, wie sie ihren Vater verlor; sein ganzes, sehr ansehnliches Vermögen fiel ihr zu, und dieser Umstand, verbunden mit dem ausgezeichneten Platz, der ihrer Mutter in der Gesellschaft zugestanden wurde, machte es zu einem Gegenstand der Verwunderung, daß die schöne, junge Wittwe dieses ihr einziges Kind, gleich nach ihres Gemahls Tode, in ein zwar sehr geschätztes, aber doch in ein der Herrnhuter Gemeinde angehöriges Erziehungshaus schickte. Aber bald war Emma von der schönen Welt vergessen; ihre Mutter heirathete in zweyter Ehe einen, mit allen Vorzügen der großen Welt ausgestatteten, Grafen v. Alpeck, und lebte nun, mochte es in Berlin oder auf dem Lande seyn, in allem Glanz und allen Zerstreuungen dieser großen Welt. Niemand konnte dieses tadeln; der Gräfin Alpeck war, auf besondere Verordnung ihres ersten Gemahls, ihr reiches Witthum bey ihrer zweyten Heirath geblieben, ihr zweyter Gatte vermehrte es mit einem ansehnlichen Nadelgeld, und die strengste Kritik konnte an ihrem Gesellschaftsleben nichts auszusetzen finden. Die dahingleitenden Jahre schienen auf ihre ausgezeichnete Schönheit gar keinen Einfluß zu haben; Jugendfrische bezeichnete noch die Umrisse ihres Gesichts, den Glanz ihrer Augen, die Weiße ihrer Zähne; die Männer schwärmten bewundernd um sie her, die Frauen flüsterten von unergründlichen Vortheilen ihrer Toilette, meinten aber, daß ihre Vorliebe fürs Spiel, so kaltblütig sie es behandle, schon, durch Anstrengung, Stillsitzen und Wachen allein, diese wundervoll erhaltenen Reize bald welken würde. Diese Damen irrten sich indessen; der Gräfin Kaltblütigkeit mußte sehr groß, ihr Spiel sehr gering, ihre Frische unverwüstlich seyn, denn man konnte ihr nun unbezweifelt dreyßig Jahre nachrechnen, und hätte geglaubt, ihr Recht geben zu müssen, wenn sie zehn Jahre davon zu streichen Lust gehabt hätte.

Sie that das Gegentheil, indem sie Emma, nun in ihrem fünfzehnten Jahre, aus der Pension zurücknahm. Emma, welche während dieses Zeitraums, ohne Vaterhaus und Mutter wiederzusehen, von Fremden in fremdem Lande erzogen worden war, hatte zwey Eindrücke ungeschwächt erhalten: das Andenken von der Güte ihres Vaters, und der Schönheit ihrer Mutter. Der fromme Un-

*) Die erste Idee ist aus einem französischen Romane entlehnt.

terricht ihrer Lehrer hatte in ihrem empfänglichen Gemüth das Andenken des Verewigten mit dem Gedanken an Gott und Ewigkeit verschmolzen, und das Bild der schönen Mutter, um ihre Kindesliebe fest zu begründen, so reichlich mit Seelenschönheit geschmückt, als es mit Liebreiz in ihre Kindes-Phantasie sich eingeprägt hatte. Wie konnte Emma anders, als mit den gespanntesten Erwartungen kindlicher Liebe die Reise nach Berlin antreten? Sie hatte nie über die Ursache gegrübelt, warum eine zärtliche Mutter ihr einziges Kind zehn Jahre lang von sich entfernt hielt; „der Vater habe es auf dem Todbette befohlen," hatte man ihr gesagt. „Sie müssen Ihre Frau Mutter auch dafür ehren, daß sie sich im Andenken an ihren Gatten einem so harten Gebot unterwirft," wiederholten ihre Lehrer — und unbeschränkt ist die Macht des Bestehenden, dessen, was mit uns aufwächst. Der Mensch nimmt Verhältnisse mit im gewöhnlichen Gang der Dinge auf, die seiner Natur, wenn er sich einmal außer diesen Gang gestellt hat, als Unsinn, als Gewaltthat erscheinen. Emma bedurfte der überspannten Liebe für ihre Mutter, um dem Schmerz, ihr geliebtes Montmirail, nach dem Schluß ihres fünfzehnten Jahres, zu verlassen, das Gleichgewicht zu halten. Diese Anstalt war ihre Welt; ungetrübt von willkürlichen Befehlen, von rauhen Vorwürfen, von entnervenden Schmeicheleyen, hatte sich ihr Gemüth hier entwickelt; was sie umgab, forderte nur Liebe, und sie hatte für Alle genug. Gebet und Freude war in ihrem Herzen fast verschmolzen, denn der Anblick der langen Reihe von Schneebergen, wenn die Abendröthe sie färbte, der weite See, wenn er silberhell die hohen Ufer abspiegelte, oder lichtgraue Streifen sein dunkles Blau als gähnende Abgründe hervorhob — der leise West, der den Duft der Weinblüthe von den Vorhügeln des Jura herabwehte, oder der Jorant, der tobend von der Höhe des Chasserals niederfuhr — Alles erregte in Emma den Gedanken an Gott, und ihre Empfindung ward Gebet. Das Böse kannte sie nur durch die Geschichte und Gottes Verbot, und so schien es ihr, als wenn es nur immer in Büchern bestünde — sie verband es nie mit dem Gedanken an Menschen und Welt. Putzsucht, Eitelkeit konnte sie nicht kennen lernen, man lehrte ihr beyde auch nicht hassen, machte es diesen aber unmöglich, in ihrem Gemüth Wurzel zu fassen, indem man ihr die hohe Abkunft und die erhabenen Hoffnungen des Menschen nah ans Herz legte, ihr die Arbeit lieben, und sich für die Leidenden aufopfern lehrte — Emma war also mehr wie klösterlich, sie war in Rücksicht des Weltlebens, zu dem sie bestimmt war, sehr verkehrt erzogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf den jetzigen Zustand Irlands.

(Fortsetzung.)

Mit Schaudern wenden wir uns von diesem Bilde des Elends, wovon Reid noch viele und gräßlichere Züge liefert, um eine nicht weniger traurige Seite im Unglück, das jenes Land darnieder drückt, zu betrachten, nämlich den Partheygeist.

Der 12te Juli ist der Jahrestag der denkwürdigen Schlacht an der Boyn, ein Tag, welcher im Kalender gewisser Personen in diesem Theil des Landes, welche sich Oraniemänner nennen, geheiligt ist, und den sie immer aufs Festlichste begehen. Die kleine Stadt Middleton, ungefähr sieben Meilen von Armagh, war dießmal zum Sammelplatz bestimmt: die Ursache, warum sie diesen Ort gewählt, ward mir von einigen dieser tapfern, hochherzigen Herren öffentlich erklärt. Vor drey oder vier Jahren hatte sich dort eine Anzahl derselben versammelt, um das „glorreiche Andenken" zu feyern, und ihre katholischen Mitbürger zu beschimpfen; diese wurden endlich aufgebracht, griffen ihre Verfolger an, und gaben den Glorreichen-Andenken-Männern glorreiche Prügel. Diesen Schandfleck auf ihrer Ritterehre wollten sie auslöschen, und deßwegen versammelten sie jetzt alle ihre Streitkräfte auf dem Boden, der ihre Niederlage gesehen.

Schon früh am Morgen war die Straße zwischen Dungannon und Caledon mit Männern, Knaben, Weibern und Kindern bedeckt. Die Meisten derselben hatten Schuhe, Viele hatten auch Strümpfe an, und Alle trugen pomeranzenfarbige (Oranien heißt auf englisch Orange, wie Pomeranze, daher die Farbe) Flaggen, Schärpen und Bänder, deren viele ziemlich entfärbt und beschmuzt waren. Einige der Männer und Weiber ritten auf ausgemergelten Pferden, und Trommeln, Pfeifen und Hörner erhöhten die Festlichkeit durch ihren ermunternden Uebellaut. Von dem Hause eines Verwandten sah ich den ganzen Troß. Hier erblickte ich auch einen armen Mann aus der Nachbarschaft, welcher am Rande des Grabes schwebte, und für den ich selbst verschrieben und ihm besonders Ruhe und Mäßigkeit verordnet hatte. Aber so groß war sein Eifer, sich in den Reihen der Ultra-Loyalen zu zeigen, daß er jetzt, auf dem Arme seines Weibes gelehnt, mit dem Haufen dahin taumelte. Ein Bekannter, welcher ein Oraniemann war und neben mir stand, bemerkte: „Heute müssen sich die Burschen alle zeigen; wir könnten wir sonst sagen, ob er vom ächten oder unächten Schlage ist?" Ich fragte, ob einer dieser ächten Burschen des armen Mannes Wittwe oder Kinder unterstützen würde, wenn er von ihnen hinweggenommen werden sollte? Dieß war eine kitzliche Frage; ich erhielt keine Antwort, und mein „ächter oder unächter" Freund zog ab, gar nicht zufrieden mit mei-

ner Neugierde. — Ein Theil der Infanterie, ich meine die Oranienweiber, schienen auf dem Marsche müde geworden zu seyn, da viele derselben während des Vormittags, und zwar nicht in der besten Ordnung, zurückkamen. Ihre angeborne Häuslichkeit, welche der Oranieneifer eine Zeitlang erstickt hatte, schien mit erneuerter Stärke zurückgekehrt zu seyn; denn die meisten derselben, welche am Morgen Strümpfe und Schuhe angehabt hatten, hatten dieselben jezt ausgezogen.

Gegen drey Uhr des Nachmittags ritt ich nach Caledon, eine Entfernung von vier Meilen; die Straße war mit gelben Lilien bestreut, und an mehrern Stellen hatte man reich verzierte Triumphbögen errichtet. Von Caledon hatte ich drey Meilen weiter nach Middleton; und diese Straße würde wo möglich noch reizender gewesen seyn, als die vorige, wäre der Reiz nicht durch die Rückkehr einzelner Abtheilungen von Oranienmännern gebrochen worden, und zwar nachdem sie einen starken Vorrath von Whisky und Loyalität eingelegt hatten. „Fünf Pfund für's Gesicht eines schwarzmäuligen Papisten!" rief's von allen Seiten, sogar von Knaben, welche kaum sechszehn oder siebenzehn Jahr alt seyn konnten, deren einige aber, den Fahnen und andern Insignien nach, die sie trugen, bereits Offiziere zu seyn schienen. Eine Truppe hatte vierzehn Fahnen, deren jede einer besondern Loge angehörte; es mochten ungefähr 1200 Personen seyn, und ich darf behaupten, daß unter dem ganzen Haufen nicht ein einziger von anständigem Aeußern war. Zwar gibt es viele sehr angesehene Männer, welche zu dem Oranien-Verein gehören, aber ich kann kaum denken, daß sie sich so weit vergessen könnten, um sich unter solchem Gesindel treffen zu lassen. — Der leztere Theil der Straße zeigte noch ein vollkommeneres Gemälde der Trunkenheit und Heftigkeit. Ausrottung der Katholiken war der Gegenstand ihres Wunsches. In den Armen des scheinbaren Todes waren die lezten stammelnden Worte: „Fünf Pfund — für das Gesicht — eines schwarzmäuligen Papisten!" indem diese Heiden, von der Trunkenheit überwältigt, darniedersanken. — In der Stadt selbst fand ich's nicht so unruhig, als ich's erwartet hatte. Die meisten Oranienmänner hatten dieselbe verlassen, und da die übrigen Niemand fanden, mit dem sie sich balgen konnten, indem die Katholiken sich still und entfernt hielten, so war es nicht leicht, Unruhe zu erregen. Aber es war auch nur die kalte Verachtung, womit die Katholiken all den Beschimpfungen begegneten, und weßwegen ihnen das höchste Lob gebühret, welche allgemeines Blutvergießen verhinderte. Dennoch wurde einer derselben von einer Truppe, die ich zu Middleton gesehen hatte, auf der Landstraße angefallen und so jämmerlich geschlagen, daß er bald darauf den Geist aufgab. Über die That ward übersehen, die Mörder gingen frey aus, obgleich sie die ganze Gegend kannte. Der Richter verwies zwar bey der nächsten Session den Friedensrichtern ihre Nachlässigkeit darüber, und ließ einen Mann, welchen das Coronergericht als den Mörder erklärte, verhaften, aber eine Jury von Oranienmännern sprach ihn frey, und dabey blieb's. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

In einem kleinen, eben erschienenen Bändchen von Gedichten von J. W. Lake spricht sich ein so einfaches und tiefes Gefühl, ein so zart poetischer Geist aus, daß, wenn es aus dem entferntesten und einsamsten Winkel der Erde, von einem frischgrünen Eiland in Van Diemen's Land oder von einer blumigen Aue an den Susquehana-Ufern zu uns käme, es dem Charakter seiner Geburtsstätte völlig entspräche und unsrer Aufmerksamkeit eben so würdig wäre. Den größten Theil dieser Sammlung durchweht in mannigfaltigen Abstufungen ein schwermüthiger Ton, der einfach und rührend die Gefühle eines edeln Herzens ausspricht. Unübertroffen ist der Dichter in einigen Stellen, die eine petrarchische Zärtlichkeit athmen. Gegen die Form (Wahl des Metrums und Rhythmus) ist mancherley einzuwenden, um dem Verfasser das Studium seiner besten vaterländischen Dichter zu empfehlen. Wir wagen es, ein kleines Gedicht an die Freyheit in einer deutschen Uebersezung zu geben:

Der Schönen Schönste! ob in Wüsten wohnend,
Am Abhang wilder Berge, die zur Zinne
Des klaren Firmaments die Stirne furchtlos
Erheben, ob in üppig blühnden Thälern;
Der Edelsteine reinster! strahlend klar,
Wie Alpenquellen, wie der Sonnenstrahl;
Du Morgenstern des Lebens, der, erwartet,
Die Zukunft wie in Zauberspiegeln zeigt!
Wer folgt dir nicht, wer weiht dir nicht sein Blut,
Wenn deine Fahn' in Schlachten sich entrollt?
Wer deiner heiligen Gefühle spottet,
Steht, rings gestützt von Waffen und von Sklaven,
Im Traume seinen Geist sich furchtbar nah'n
Und seinen Schlummer brechen! Wenn du kömmst
In deinem Zorn, dann stürzen Vesten nieder
Und seiner selbst erfreut der Mensch sich wieder.

Barry Cornwalls neueste Gedicht sind endlich ausgegeben. Die Eigenthümlichkeit dieses Dichters und sein Standpunkt in der Reihe seiner vaterländischen Kunstgenossen sind so allgemein gefühlt und anerkannt, daß die Anfeindungen einzelner Andersdenkenden seinen Ruf eher erhöhen als vermindern. Seine Gedichte zeugen von Geschmack, zartem Gefühl und Kultur des technischen Theils seiner Kunst; auf der andern Seite ist eine gewisse Manier nicht zu verkennen. Das vor uns liegende Bändchen (218 S.) bietet von allem diesem eben so viele Beyspiele als eines seiner frühern Werke; hinsichtlich der Kraft der Erfindung und der Energie der Gedanken finden sich Stellen, die Alles übertreffen, was Cornwall früher geschrieben hat. Die poetische Zueignung „an eine Schöne" bietet manche Schönheit, besonders sind die drey lezten Stanzen höchst vollendet in Inhalt und Form. Er schließt diese Zueignung so zu seiner Geliebten sprechend:

Thou art all the beauty of this rhyme;
The brightness, and the spirit that now buoys
A verse which else would fall; O Lady mine
Gaze on it till it grows like thee — divine.

(Du bist die einzige Schönheit dieser Verse, der Glanz und der Geist, der ein Gedicht nun erhebt, das sonst unbeachtet bliebe. O meine Geliebte, blick' auf dasselbe bis es göttlich wird, wie du.)

Den Anfang dieser Sammlung von Gedichten macht die Ueberschwemmung von Thessalien (The Flood of Thessaly) in zwey Gesängen. Die Liebe, die Verbindung, das Glück von Deukalion und Pyrrha — ein schönes ländliches Gemälde, reich an Poesie — eröffnet den ersten Gesang.

The wind sang at their nuptial gentle tunes,
And roses opened etc.

Dieß und viele folgende Stellen verdienen eine bessere Uebersezung, als ich zu geben jezt im Stande bin. Die Einfachheit und Seelengüte der Liebenden kontrastirt mit der Schilderung der Verderbtheit des damaligen Menschengeschlechtes, welche Jupiters Zorn erweckt: die Sündflut wird über die sündvolle Erde

geſchickt. Die Beſchreibung des nahenden Jammers iſt kräftig und erhaben. Deukalion und Pyrrha haben ihr einziges Kind verloren und ſtreben auf einem Floß ſich zu retten. Damit ſchließt der erſte Geſang und der zweyte beginnt mit einer geiſtreich erdachten und Spenſer'ſchen Beſchreibung des himmliſchen Pallaſtes Jupiters und der Sitze der Götter. Die göttliche Rache hat ihren Zweck erreicht, und der Herrſcher des Olymps ſpricht ſeinen Willen aus, die Welt zu erhalten. Der Dichter beſchreibt dann die mühſelige Fahrt und das endliche Landen von Deukalion und Pyrrha, und dann, der bekannten mythologiſchen Fabel folgend, ihr Opfer und ihren Beſuch in dem Tempel der Themis. Das Gedicht ſchließt ſo:

— — Deukalion erwacht: —
Und Kinder beugten bald ſich über ihn.
Den Vater; eine neuerſchaffne Welt
Erſchloß ſich ſeinem Blick — ein Paradies
Von Blüth' und Früchten; ſanfte Winde wehten;
Wolkenlos der Himmel; blaue Waſſer
Durch Blüthenzweige äugelnd; friſches Waldgrün
Und Vögelſang, die Morgen-Sonne grüßend;
Von Göttersalbe ſchien dem jungen Auge
Das All und jedes Weſen überſtrömt u. ſ. w.

Das nächſtfolgende Gedicht hat den Titel: The Girl of Provence. Den Grund der Erzählung macht die Geſchichte eines Mädchens aus, welches ſich in den Apollo von Belvedere in dem Louvre verliebte und zufolge dieſer wildleidenſchaftlichen Verirrung wahnſinnig wurde. Der Ort, wo ſie der Gott, der Dichtung Cornwalls nach, ſeine ſterbliche Geliebte führt, iſt bewunderungswürdig geſchildert. Ein Brief von Boccaccio an Fiametta folgt dieſem Gedichte, dann der Fall des Saturnus, eine Viſion, und der des Tartarus, eine kühne und meiſterhafte dramatiſche Skizze. Einige kleinere Gedichte machen den Schluß dieſes Werkes, das von Barry Cornwalls poetiſchem Genius eine ſehr günſtige Meinung erwecken muß. Wie wir oben bemerkten, der Dichter iſt zuweilen manierirt (ſeine Bewunderer nennen das Charakter), und dieſe Manier ſtreift nicht ſelten an Affektation. Vielleicht würde er wohl thun, wenner hie und da weniger Gebrauch von der heidniſchen Mythologie machte: dieſer Fehler ſchreibt ſich ſonder Zweifel von dem Leſen franzöſiſcher Dichter her, welche die heidniſche Götterlehre bis zum Ekel in Verſe bringen. Doch iſt nicht zu läugnen, daß Ch's Pantheon z. B. voller Majeſtät und Schönheit iſt. — Man ſpricht hier ſo viel von der Tragödie der Miß Milford, daß ich ſie in meinem Bericht nicht übergehen kann. Ihr Titel iſt: Julian. Der Plan iſt folgender: Der Herzog von Meiſi, Regent von Sizilien, begleitet den Thronerben, ſeines Bruders Sohn, den Knaben Alfonſo, in einem engen Thale, und verſucht es, ihn zu ermorden. Der Prinz Julian, Sohn des Herzogs von Meiſi, beſucht das Thal in derſelben Zeit, hört das Geſchrey und rettet den Knaben, indem er des Knaben Oheim angreift. Die erſte Scene zeigt uns Julian ſchlafend, gleich Oreſtes (nach den Worten der Miß M.), während ſeine Gattin Annabel und der königliche Knabe als Page ihn umgeben. Der Herzog verwundet und Alfonſo vermiſſend, kömmt am Hofe an und bringt die Nachricht von dem Tode des jungen Königs: er ſetzt ſich die Königskrone auf das Haupt. Julian und der Herzog haben eine geheimnißvolle Zuſammenkunft und gewichtige moraliſche Phraſen fallen von beyden Seiten. Der Herzog liebt aber die Krone mehr als das Recht, und beſteht auf der feyerlichen Krönung. Im kritiſchen Augenblick zeigt Julian den jungen König: ein Anhang ſammelt ſich um Alfonſo und man klagt den Herzog des Verrathes an. Um ſeinen Vater zu retten, ſagt Julian:

Von meinem Schwert nur floß im Thale Blut.

Der Herzog und Julian werden verbannt. Dieſe Verbannung wurde vorzüglich durch einen Grafen Alba bewirkt, der in Prinz Julians Gattin, Annabel, verliebt iſt. Der Herzog ſtirbt in der Verbannung, verfolgt von Gewiſſensbiſſen; nach ſeinem Tod eilt Julian, ſeine Gattin, die in Gefahr iſt, zu retten: er dringt in das Schloß ein, in welchem ſie gefangen iſt, und ſagt ihr viel Zärtliches. Zwey Bravo's, von Alba gedungen, ermorden Julian, der König kömmt dazu, läßt Alba gefangen nehmen und bezeigt dem armen Julian ſein Mitleid, während dieſer am Ende des fünften Akts ſtirbt. — Es bedarf keiner Bemerkung, daß dieſe Fabel unwahrſcheinlich und effektlos iſt: dabey iſt es nicht auffallend, daß Miß M. in einer ſo fürchterlichen Verwirrung die Charaktere ſo zu halten wußte, daß ſie dem Ganzen als untergeordnete Theile entſprechen. Doch iſt einige Kraft und Pathos in dem Charakter von Julian: auch der des Uſurpators iſt hie und da ſicher und wahrhaft poetiſch gezeichnet. Annabel iſt ein liebes, etwas träumeriſches Weibchen, die ganz vernünftige Redensarten führt. Alfonſo iſt ein verkleidetes Mädchen. Verſchiedene Scenen ſind zu gedehnt und langweilen, in andern iſt zu ſehr auf Bühneneffekt gerechnet worden. Julians Schlaf im erſten Akt iſt zu lang und zu geſund, trotz d[en] griechiſchen Autoritäten, welche Miß M. anführt, und des Herzogs Meiſi Tod mit anzuſchauen, iſt eine zu ſtarke Zumuthung an die Geduld und das poetiſche Gefühl der Zuſchauer, die nicht wie der Leſer, überſchlagen können. — Southeys, unſeres gekrönten Dichters, neueſtes Werk: History of the Peninsular War (Geſchichte des Kriegs in Spanien und Portugal) wurde lange erwartet; der erſte Band (826 S. 4.) iſt eben erſchienen. Man weiß, wie lebendig Southey an der Geſchichte und dem Schickſal des edlen, hochherzigen und unglücklichen Volkes jenſeits der Pyrenäen Theil nahm, für deſſen Freyheit der Kampf war begonnen worden: man weiß, daß ihm die Szenen, wo die Hauptkräfte der Heere ſich begegneten, bekannt waren; man weiß endlich, oder erſieht aus der Vorrede, daß ihm die beſten Hülfsquellen, die ſeit Strada's Decaden benützt werden konnten, offen ſtanden: ſein Fleiß, ſeine politiſchen Verbindungen, ſeine vertraute Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen und portugieſiſchen Sprache erleichterten die begonnene Arbeit und ſpannten die Erwartung des Publikums, die denn auch nicht getäuſcht wurde. Von den ſieben Jahren, während welcher das kräftige Volk für ſein höchſtes Gut kämpfte, enthält der vorliegende Band wenig mehr als die Begebenheiten des erſten. Man kann den Inhalt dieſes erſten Bandes in drey Abſchnitte theilen; der erſte enthält eine Anſicht des Zuſtandes von Spanien und Portugal in ihrem Verhältniß unter ſich und zu Europa in dem Zeitraum, wo Napoleon ſeinen erſten Plan entwarf, ſich dieſer Länder zu bemächtigen: dieſe Skizze iſt meiſterhaft. Der zweyte Abſchnitt zeigt uns die Weiſe, wie Napoleon mit der königlichen Familie unterhandelte und die beyden Hauptſtädte ſo wie die Hauptfeſtungen von Spanien und Portugall in Beſitz nahm. In dem dritten beginnen die Kriegsoperationen, von der Schlacht von Madrid und dem allgemeinen Aufſtand der beyden Völker an bis zur Schlacht von Corunna. In dem erſten Abſchnitte iſt die Skizze von der Erniedrigung Portugals und Spaniens in dem Jahre 1807 eine der erhabenſten und geiſtvollen Darſtellungen des Nationalcharakters, der Sitten und der politiſchen Verhältniſſe Spaniens, ſo je geliefert worden. Die Schilderung des ſpaniſchen Hofs und der bedeutendſten Perſonen iſt eben ſo wahr als lebendig, und die Darſtellung der einzelnen Kämpfe ohne Treffendheit und Pedanterie als in ihre denkenswerthen Details mit hiſtoriſcher Genauigkeit ausgeführt. — Von dem populären Schriftſteller James Hogg erſcheint nächſtens in drey Bänden: The three Perils of women, — Love, Learning and Jealousy (die drey Gefahren der Frauen, — Liebe, Gelehrſamkeit und Eiferſucht).

Beylagen: Kunſtblatt Nro. 44 u. Monatsregiſter Mai.

Nr. 44.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. Juni 1823.

Kunstlitteratur.

Die Kunst in Italien von B. Speth. 1r—3r Theil. München bey J. A. Finsterlin 1819—1823. 8.

(Beschluß.)

Wir gehen auf den dritten und jüngst erschienenen Theil über.

Auch in diesem Theile finden wir die nämliche Consequenz der Grundsätze und ihrer Durchführung in Beurtheilung der Kunstwerke, die nämliche Gediegenheit der Ansichten und das beharrliche, auf das Höchste der Kunst gerichtete Bestreben der Erkenntniß. — In Ton und Behandlung ist er ganz wie der zweyte Theil. Doch können wir nicht verbergen, daß dieser Band, die Kunstgeschichte der Musik ausgenommen, im Uebrigen, und bey flüchtigerer Ausarbeitung, wie uns bedünkt, an Interesse den beyden früheren nachstedt, was wir nicht abgeneigt sind, zum Theil als Folge dessen zu erklären, daß das Ausgezeichnetste schon in den vorigen Theilen vor unsere Augen trat, hier dagegen meistens Gegenstände vom zweyten Range übrig blieben; zum Theil mag auch der Verf. durch Zeit und Geschäfte gedrängt worden seyn, wie dieß einige kleine Versehen vermuthen lassen. Wenn daher auch dieser Band, seines inneren Geistes wegen, seiner gleichen Tendenz, der Richtigkeit der Idee und sogar noch vermehrten Sicherheit der Ansichten wegen, welche leztere sogar in der Klarheit des Bewußtseyns immer mehr und mehr steigt, bis S. 491 als Endresultat aller seiner Forschungen und Anschauungen sich dem Verfasser die volle Gewißheit der Wahrheit aus Satz und Gegensatz ergibt, sich rühmlich an die Seite der übrigen stellen kann; so müssen wir doch in Betreff der Ausarbeitung den ersten zwey Theilen den Vorzug geben.

Ueber den Inhalt selbst bemerken wir, daß S. 42 die Grundzüge der Entwicklung, Vollendung und des Verfalls der Baukunst, kurz, klar und deutlich zusammengestellt sind; daß auch in dieser Kunst des Verfassers Grundansichten ihre völlige Anwendung finden; daß auch hier in manchen Schilderungen die Lichtblicke früherer Begeisterung uns freudig begegnen; daß auch die Carracci's, Guido, Domenichino und andere Meister zweyten Ranges, nach einzelnen Verdiensten, ihre gerechte Anerkennung finden; daß S. 141 eben so richtige als zu berücksichtigende Winke über die Kupferstecherkunst enthalten sind; daß lebendige Naturschilderungen von den Umgebungen Roms, Tivoli mit seinen Wasserfällen, ein Gewitter bey Terracina, der Sturz des Velino und vor Allem der Vesuv eingewebt sind; daß über das Treiben der neueren Künstler in Rom, wie uns dünkt, viel Schönes gesagt ist; daß besonders die Ruinen von Pompeji (Grabmäler), dann die Umgebungen von Pozzuoli (Cumanische Sibillen-Grotte, Cap Misene) lebendig geschildert sind; daß die ganze alte Begeisterung noch einmal erwacht zu Spoleto vor den Gemälden Philippo Lippi's, zu Assisi vor Giotto und Cimabue und besonders zu Perugia vor Pietro Perugino, dem Lehrer Raphaels; und daß sonst noch manches Merkwürdige über die altgriechischen Gemälde und die ausgegrabenen plastischen Werke in Neapel, dann die noch übrigen Monumente der Baukunst in Rom und Neapel gesagt ist.

Was aber diesem Theile seinen größten Werth gibt, ist (S. 313 — 451) die geschichtliche Darstellung der Tonkunst in Italien und den übrigen Ländern, vom Anfange bis zu ihrer Blüthe und von da bis zu ihrem Verfalle. Was der Verf. in der Vorrede zu leisten versprach, hielt er redlich, und es kömmt uns da wieder nebst der Gediegenheit und dem immer gleichen Prinzip der Kunstbeurtheilung die alte Liebe zur Kunst, die naive und klare Darstellung in einer deutlichen und zusammenhängenden Ordnung mit entschiedener und sicherer Ausscheidung des blos Blendenden und Reizenden ohne innere Tiefe und ächten Gehalt, entgegen. Wir freuten uns sehr, nebst Palestrina, Orazio Benevoli, Th. Bay, Allegri, Durante, Leo und Andern, auch unsern wackern Orlando de Lasso, Senfl und Michael Haydn mit großem, wohlverdientem Lobe ausgeschieden; dann den großen Händl, Hasse, Bach, Gluck u. v. A. die gleiche Krone der Unsterblichkeit mit Mozart und Joseph Haydn theilen zu sehen, und wer könnte sie alle nennen die unsterblichen Meister der Tonkunst in alter und neuerer Zeit! Treffend sind die Worte und höchst an der Zeit über

die nothwendige Ausscheidung des ernsten, heiligen Kirchenstyls des charaktervollen Opern- und des virtuosen Concert-Styles, die heutzutage so unverzeiblich und empörend untereinander gemischt sich wechselseitig selbst zerstören und in gänzliche Frivolität der Charakterlosigkeit und leeren Prunk auflösen. Wahr und mit andern Nachrichten übereinstimmend ist der heutige Zustand der Oper in Italien geschildert, und vor Allem ist ein eben so gründliches als schonendes Urtheil über den Tongötzen unserer Tage Rossini, den man wohl mit Recht den musikalischen Kotzebue nennen mag, gesprochen, ohne deßwegen auf der andern Seite den Meister eines Freyschützen nach dem beliebten Modeton der gegenseitigen Partey als das non plus ultra der Tonkunst auszuschreyen. Die Wahrheit bleibt stets in der Mitte und Unparteylichkeit, das ist, Parteylosigkeit, die, abgesehen von Personen und äußeren Umständen, blos auf den Werth der Sache nach ihrer Idee sieht, ist eine der ersten Anforderungen an einen ächten Kunstrichter.

Jezt gedenken wir noch eines äußeren Vorzugs dieses Werkes: des reinen, blühenden und schönen Styles, in dem es beynah durchgehends, besonders der erste Theil geschrieben ist. Im zweyten hat der Verf. nicht mehr so ganz die löbliche Ruhe des einfachen, großartigen Styles, bey dennoch warmem und lebendigem Colorit, behauptet. Es scheint, er wollte hier und da der Darstellung mehr Lebhaftigkeit und Abwechslung geben, durch häufigere Apostrophen, unerwartete Fragen und andere Redefiguren; verfiel aber dadurch gerade in Manier, und aus seinem vorhin so wahren, schönen und natürlichen Ton, ohne an Lebendigkeit oder Kraft der Darstellung etwas gewonnen zu haben. Wir verweisen unsere Leser nur auf ein Paar Stellen: Th. II. S. 76. Z. 12; und S. 184. Z. 15.

Eben so ist der Verf. im dritten Theile in einen andern Fehler verfallen, in den der Uebertreibung, um wahrscheinlich die Naturschilderungen in ihrer Wirkung auf den Leser höher zu treiben. Aber wir verweisen ihn darüber an seine eigenen Aeußerungen über die Ursachen des Verfalls der Kunst in der Bologneser Schule, die auch hier ihre Anwendung findet, und bemerken hier nur, daß er dadurch mehrmals in Wiederholung gefallen ist, und daß poetischer Bombast als unnatürlich in der lebendigsten Schilderung der Prosa, wie in Bildern, seine Wirkung verfehlt. — Uns haben daher seine Naturschilderungen des Brenners ꝛc. im ersten Theile, dann die auf der Höhe hinter Montagna, der Aussicht bey Terracina, des Vesuvs, der cumanischen Grotte, welche von diesem Prunk der Sprache frey blieben, weit mehr und tiefer angesprochen, als seine Beschreibung von Tivoli 3ter Th. S. 165 und 168; vom Gewitter bey Terracina S. 230, was ohnehin etwas romanhaft hereingezogen ist; vom Sturze des Velino S. 455.

Da indessen dieß alles nur Kleinigkeiten sind gegen den anerkannten Werth des Ganzen, und wir uns auch wissentlich deßwegen aller Berührung einiger kleineren Druckverstoße enthalten, wohl bedenkend, daß es der Recensenten genug gibt, die mit der wichtigsten Miene auf der Jagd solchen Wildes sich umhertreiben; so freuen wir uns um so mehr, im Ganzen den durchaus gleichen, ebenmäßigen, schön gebildeten und fließenden Styl mit den oben angegebenen Merkmalen rühmen zu können.

Und so hätten wir nun das Wichtigste dieses umfassenden Werkes kurz angezeigt, und bey weitem mit gemäßigterem Lobe davon gesprochen, als der innere Gehalt desselben es verdient. Wir dürfen es wohl allen Kunstfreunden und Kennern, vorzüglich aber allen Kunstjüngern mit um so unbedingterem Beyfalle empfehlen, je mehr wir selbst vollkommen überzeugt sind, daß nur auf dem vom Verf. angegebenen Wege das wahre Heil der Kunst gefördert und dieselbe wieder in ihre volle Würde, Größe und Herrlichkeit eingesezt werden kann, und jemehr wir mit dem Verf. glauben, daß kein junger Künstler je Großes und Ausgezeichnetes leisten wird, wenn er nicht aus der heiligen Quelle seines inneren Seyns, in frommem Glauben, heiliger Begeisterung und ruhig hingegebener Liebe die Idee der Kunst in Zusammenhang mit Religion und Natur zuerst erweckt, und dieselbe dann in freyer Betrachtung der großen Muster aller Vorzeiten ohne sclavische Nachahmung und mit tüchtiger Uebung aller technischen Fertigkeit zur Vollendung in der Darstellung ausprägt. Zwar lang ist die Kunst und kurz das Leben, aber ein kräftiges Gemüth und eine besonnene Beharrlichkeit hat von jeher alles Große gewirkt und alles Schwierige überwunden, wenn anders der Segen des Himmels von oben die Kraft des Genies dazu verliehen hat.

So möge denn auch kein junger Künstler ohne dieses Werk seyn, und wenn er das Land der Kunst, welchen Vorzug des Namens Italien seit grauen Jahrhunderten behauptet, zu seiner vollendeteren Ausbildung besucht, nicht vergessen, dasselbe als seinen treuesten Wegweiser mit sich zu nehmen, denn wir wüßten ihm kein tüchtigeres, wenn es ihm um wahre Kunstausbildung zu thun ist, dringender zu empfehlen. E. A.

Alterthümer am Rhein.

Von Dr. Dorow.

V.

In der Umgegend von Kassel, — Mayntz gegenüber — wurde im vorigen Jahr beym Bearbeiten des Ackers ein Grab entdeckt. Die Beschreibung mit den sämmtlichen darin vorgefundenen Gegenständen ist mir kürzlich mitgetheilt, dazu auch die Erlaubniß geworden, solche zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und ich eile um so

mehr solches zu thun, indem es vielfach Interessantes darbietet. Man stieß beym Umpflügen des Feldes auf einen großen Plattstein, welcher auf mehrere aufrechtstehende Steine — die Steine selbst sind unbearbeitet — ruhte und einen Raum von ungefähr 3 Fuß Quadrat einschloß; in demselben lag Asche und darin die rechte Hälfte des Unterkiefers von einem großen Hunde (canis molossus), der erste Halswirbel oder Atlas von demselben Thiere und der zweyte Backzahn der linken Seite des Kiefers von einem jungen Kameele; dabey ein schöner sehr dicker mit Knoten verzierter Bronze-Ring mit auseinanderstehenden Enden, — leider in zwey Theile gebrochen — deren ähnliche bis daher mir noch nicht vorgekommen waren; ferner fand sich ein Isisbild von gebrannter Erde mit Hieroglyphen, von 6½ Zoll Höhe, wie Montfaucon, Mongez u. m. a. dergleichen abbilden, und endlich ergab sich bey näherer Durchsuchung der Asche ein durch Rost zwar beschädigter, jedoch noch wohl zu erkennender Priap als Herme; — ein bärtiger Mannskopf mit phrygischer Mütze, welcher wohlgefällig seine Bestimmung zu betrachten scheint. In der Mitte des gedachten Raumes stand eine Urne von schwarzem Thon mit kleinen ausgehenden Spitzen rundherum — nach Oben und Unten — verziert, von geschmackvoller Form; in derselben lag Asche, — ohne Knochen — ein kleiner geschnittener Stein und zwey parthische Königs-Münzen in klein Erz; die Jahrszahlen sind leider auf diesen Exemplaren nicht ganz ausgedrückt, indessen weiset Alles darauf hin, daß solche unter der Regierung von Arsaces XXV. Cosroes geprägt worden sind. — Der geschnittene Stein ist ein Scarabäus mit durchgehendem Loche, aus schönem Karneol, vortrefflich erhalten und von guter Arbeit. Die untere Fläche ist gleichfalls geschnitten; es ist darauf eine liegende Gaselle dargestellt, welche von einem Thiere, das hinten aufgesprungen ist, in den Nacken gebissen und erdrosselt wird. Der Schnitt scheint sehr alt; die Glieder-Abtheilungen der Thiere sind noch durch Kugeln bezeichnet; der Muskelausdruck, besonders in dem stärkeren Thiere, ist sehr brav.

Nun fand ich noch am äußersten Rande dieses Raumes — nach Osten — einen Menschen-Schädel, dessen oberer und unterer Kinnladen durch die Zeit zerstört waren. Die Form des Schädels, welcher mir mitgetheilt wurde, um das Gutachten eines Anatomen einzuholen, ist durch die große Länge bey noch auffallenderer Schmalheit höchst merkwürdig. Bey diesem Schädel fand sich eine große Kugel aus Krystall — wie solche mehrmals in Gräbern hiesiger Gegend gefunden worden sind; ferner ein Ring aus Bronze, welcher in unregelmäßigen Schlangen-Windungen verbogen ist; und endlich drey Korallen, wovon die größte zwey Zoll im Durchmesser hat; selbige sind aus steinhartgebranntem Thone verfertiget.

Was nun mein verehrter Freund, Herr Professor Mayer *) in Bonn über den merkwürdigen Schädel urtheilt, möge hier mit dessen Erlaubniß folgen. Derselbe schreibt mir:

„Der menschliche Schädel zeichnet sich durch seine sonderbare Form, die zuerst und sogleich in die Augen fällt, obwohl ein großer Theil des Schädels wie gesagt, fehlt, aus. Es ist nämlich nur die Calvaria ziemlich vollständig da. Von dem davon losgetrennten Gesichtstheil des Kopfes fehlt auf der rechten Seite die obere Parthie des os maxillare superius, das os zygomaticum; so wie auch die ala magna ossis sphæroidei und das os palatinum auf dieser Seite weggebrochen sind. Von den ossa temporum ist nur die pars squammosa auf der linken Seite vorhanden. An der basis cranii fehlt die pars basilaris und condyloidea ossis occipitis, so daß das foramen occipitale magnum nicht mehr zugegen ist. Die Knochensubstanz dieser Theile ist leicht und vom langen Aufenthalte in der Erde beträchtlich porös geworden. Die Zähne des Oberkiefers sind zum Theil ausgefallen und die alveoli geschlossen, zum Theil bis auf die Wurzel abgeschliffen. Das Alter des Individuums, dem der Schädel angehört, möchte daher zwischen 50 und 60 Jahre fallen. Der Knochenbau des Schädels, das Verhältniß der pars cranii zur pars facialis, die Kleinheit der Apophysen, so wie auch der noch übrigen Zähne ꝛc. ꝛc. lassen vermuthen, daß es ein weiblicher Schädel sey. Nur macht die Auflockerung und Verwitterung der Knochen diesen Satz etwas unsicher.

Die auffallende Form des Schädels besteht aber in seiner außerordentlichen Länge. Unter den vielen Schädeln in unserm anatomischen Museo zu Bonn, deren Zahl über zweyhundert beträgt, und die alle wegen besondrer Eigenheiten aufbewahrt werden, befindet sich keiner, bey welchem das Verhältniß des Längendurchmessers zum Querdiameter des Schädels so auffallend groß wäre. Der gerade Durchmesser des Schädels beträgt nämlich 7 Zoll Rheinisch, der Querdurchmesser am großen Flügel des Keilbeins 3 Zoll; am Hinterkopfe 3¼ Zoll. Auch die Höhe des Schädels ist unbedeutend und mißt nur 3 Zoll 6½ Linien. Die Stirne ist schmal und niedergedrückt. Der Gesichtswinkel beträgt ungefähr 70°. Das Hinterhaupt ragt bogenförmig hervor. Die Gruben für die hintern Lappen des großen und für die Halbkugeln des kleinen Gehirns sind verhältnißmäßig äußerst klein und nahe zusammengedrängt, was auf die Form dieser Theile schließen läßt. Der Oberkiefer ragt zwar wegen des Alters und des muthmaßlichen weiblichen

*) Es wäre zu wünschen, daß Herr Professor Mayer gelegentlich eine Darstellung des anatomischen Kabinets in Bonn zur Kenntniß des Publikums brächte; man würde daraus den sehr großen Reichthum desselben erkennen und dem trefflichen Manne nicht die Bewunderung versagen, in so kurzer Zeit ein solches Institut gegründet zu haben.

Geschlechtes nicht bedeutend vor, aber hat doch eine bogenförmige Wölbung, wodurch auch die Schneide- und Eckzähne gebogen, besonders die leztern stark gekrümmt, vorlaufen. Die Jochbogen ragen wenig hervor. Ueber die Form der übrigen Gesichts- und Schädel-Theile kann wegen der erwähnten Zerstückelung des Schädels nicht geurtheilt werden.

Ueberdieß ist der ganze Schädel bedeutend verschoben, so daß die linke Hälfte der Stirne zurückweicht und die linke Parthie des Hinterkopfs weiter hervorragt. Auf der rechten Seite findet gerade das Gegentheil statt. Diese Verschiebung ist auch an der Basis cranii noch sichtbar.

Es entsteht nun die Frage, zu welcher Menschen-Race das Individuum, von dem diesen Schädel uns übrig blieb, gehört haben möchte? Leichter ist es diese Frage negativ als positiv zu beantworten. Am wenigsten Aehnlichkeit oder vielmehr gar keine hat dieser Schädel mit dem eines römischen Kriegers, wie solchen Blumenbach und nachher Lawrence charakterisiren, wie wir auch deren mehrere in unsern Museen besitzen. Ueberhaupt gehört er nicht zur caucasischen, ebenso nicht zur mongolischen Race. Mit einem Caraiben-Schädel hat er noch die meiste Analogie. Aber woher damals Caraiben, die Bewohner des neuen Continentes? Die meisten Merkmale sprechen für die äthiopische Race, so daß ich als das wahrscheinlichste annehmen zu müssen glaube, der Schädel habe einer aus dem Innern von Afrika auf was immer für eine Weise sehr frühe zur Zeit der römischen Invasionen zu uns gekommenen Aethiopierin vielleicht blos aus ägyptischem oder etwa auch altcoptischem Stamme angehört. Unter den zahlreichen Mumien, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, befanden sich im Verhältniß viele mit einer ganz completen Negerform des Schädels; was auch Lawrence (v. lectures on physiology London 1822. pag. 294) dagegen sagen mag. Die Copten als wahrscheinliche Descendenten der Aegyptier haben ja auch nach Volney, Larrey und Anderen die Kopfform von Mulatten." — In einer Entfernung von 1 Fuß, wo dieser durch rohe Feldsteine gebildete Raum entdeckt wurde, traf man einen Haufen Asche, vermischt mit Rhein-Kies, welcher sorgsam durchsucht nichts weiter in sich faßte, als eine wohlerhaltene Münze von Vespasian in Groß Erz. Rev. Roma. stehende Roma, eine Victoria haltend.

Aus London.

Verschiedene Meisterwerke der berühmtesten alten Meister und die Abdrücke des Pferdes von Monte Cavallo u. s. w. vermehren das Interesse, das man an Day's klassischer Ausstellung in der Egyptian-Hall nimmt. Die Wirkung dieser vortrefflichen Kunsterzeugnisse und die geschickte Anordnung derselben ist sehr eindrucksvoll. Die bezaubernden Grazien Canova's kontrastiren lebhaft mit den fast übermenschlichen Hervorbringungen des großen Griechen, und das Auge erholt sich, von den Werken der Bildhauerkunst abgewendet, an Gemälden vom ersten Range.

Die außerordentliche Mühe, welche oft auf Blumen- und Frucht-Stücke verwendet worden, erschien uns selten anders, denn als eine Verschwendung besserer Talente an Gegenstände niederern Ranges. Man muß jedoch eingestehen, daß häufig die höchste mechanische Kunstfertigkeit an Vorwürfe dieser Art verwendet wurde. Gegenstände dieses Zweiges sind eben in Bondstreet ausgestellt. Es sind vier Gemälde von Van Os, dem jüngern, welche die allgemeine Bewunderung in hohem Grad in Anspruch nehmen. Die untern Theile ahmen die Bronze nach und sind so schön ausgeführt, daß sie jedes Auge täuschen. Auf dieser Basis erheben sich Urnen mit Trauben, Pfirsichen, Winden, Anemonen und andern reichen und lieblichen Erzeugnissen der vegetabilischen Welt. Sie sind geschmackvoll gemalt und sowohl auf dunkelm Grund wie im Lichte, meisterhaft ausgeführt. Wenn die Zeit die Tinten ein wenig mildert, so werden sie sich dem Besten von Van Huysum's Leistungen an die Seite stellen können.

Rubens berühmter Chapeau de paille, von dessen Verkauf in Holland wir die Leser dieses Blattes in Kenntniß sezten, ist in Bond-Street ausgestellt zu sehen. Es scheint in dem Besitz eines Hrn. Smith zu seyn und wurde nicht für den König angekauft, wie früher behauptet worden. Der Eintrittspreis ist sehr hoch angesezt und der Beschauenden sind daher wenig zu finden. Auch scheint uns nach allem dieses Gemälde eher ein seltsamer Effort des Pinsels — ein außerordentliches Beyspiel der Vollkommenheit, zu welcher einzelne Theile der Farbengebung gebracht werden können, — als ein Kunstwerk der ersten Klasse. Die Vereinigung der Durchsichtigkeit und Solidität an dem Kopfe ist wunderbar; die Augen strahlen Licht und Leben, der Mund ist köstlich, der Schatten über der Stirne vollendet: allein die Nase ist nicht schön und der ganze Ausdruck des Gesichtes steht der Lieblichkeit einzelner Züge weit nach. Die Färbung des Fleisches der Brust ist höchst natürlich, aber die Form ist unangenehm. Die Hände sind brav und das Gewand in einem freyen anmuthigen Styl. Sollten wir die Wirkung beschreiben, welche dieses Gemälde im Allgemeinen auf uns machte, so würden wir sagen, sie sey die eines verkörperten Schatten, aber nicht die eines Weibes, in allem magischen Reize der Natur. Wir stellen den Maler höher als seinen Gegenstand und während wir uns vor der Täuschung der Kunst beugen, fühlen wir, daß sein Werk des Einflusses auf das Herz ermangelt.

A.

Nro. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Juni 1823.

Andrer Eifer, andrer Lohn.
Pfeffel.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

I.

Als auf der Flur die Rosen blühten,
Zum Falken sprach die Nachtigall:
Wie magst du deine Zunge hüten,
Daß ihr entgeht kein einz'ger Schall?

Ich sing' und sage Tausendfaches,
Du sprichst kein Wörtchen uns zur Lust.
Doch wohnst du auf der Hand des Schaches,
Und nährest dich von Rebhuhnbrust.

Ich, der in einem einz'gen Tone
Spend' Edelsteine hundert aus,
Ein Dornenbusch ist's wo ich wohne,
Und schlechte Würmchen sind mein Schmaus.

Der Falke sprach: Du siehst, ich schweige;
So schweig einmal und sey ganz Ohr!
Du flatterst frey durch wilde Zweige,
Indeß ich edlen Dienst erkor.

Der Himmel zu verschiednen Kräften
Hat uns verliehn verschiednen Trieb;
Ich schweig' in ernstlichen Geschäften,
Dir ist um Nichts zu plaudern lieb.

Ich brauche Krall' und scharfe Blicke,
Dem Schach zu dienen auf der Jagd.
Von seinem Mahl ich mich erquicke,
Und trag' ein Kniehand von Smaragd.

Du aber trägst verliehtes Rosen
Den Rosen vor im Frühlingssaal;
Mit Dornen lohnen dir die Rosen,
Und Rosenwürmchen sind dein Mahl.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

In ihrem weissen Ueberwurf ohne Garnirung, und bis an das Kinn heraufreichend, einen flachen ungezierten Strohhut, vermittelst eines himmelblauen Bandes auf das reiche, blonde, gelockte Haar befestigt, zart, schlank und sehr erwachsen für das eben angetretene sechszehnte Jahr, eilte Emma bey ihrer Ankunft an ihres Stiefvaters Hause die Stufen hinan, und sank einer schönen Frau, die auf halber Höhe ihr erwartend die Arme entgegenstreckte, zu Füßen. Beyde waren ohne Maß gerührt. Emma fand die Mutter ganz so schön, wie das Bild, das ihrer Erinnerung vorgeschwebt hatte, und ihre Freudenthränen, ihre Liebkosungen, das Entzücken, mit dem diese Mutter jeden Zug, jede Bewegung ihres Kindes betrachtete, bewies ja, wie harmonisch ihre Seele dem Aeußern entsprach. Wie es darauf ankam, ihr Zimmer anzuweisen, drängte sich diese nach einer, dem Eingang von ihrer Mutter Schlafkabinet, wohin diese die Neuangekommene geführt hatte, entgegengesetzten Thür, weil sie ohne Nachdenken überzeugt war,

ihr müsse ein Zimmerchen neben der Mutter angewiesen seyn; statt dessen führte man sie durch das ganze Gemach zurück, über einen Gang in den einen Flügel des Hauses, wo sie in Besitz von drey artigen Zimmern, mit der Aussicht auf einen benachbarten Garten, gesezt ward. Die Mutter hatte Sorge getragen, dieselben mit hundert überflüssigen Luxusgegenständen zu überladen, deren Gebrauch Emma in ihrem Institut fremd geblieben war. Sie dankte für Alles, besann sich, wie sie, ihrer Mutter Absicht genügend, sie alle benutzen sollte, und ward dabey immer wehmüthiger, bis sie endlich, wie die Mutter sie an ein Tischchen, mit glänzend zierlichem Frühstücksgeräth führend, zu ihr sagte: „Und hier ist dein Frühstück, da der Schlüssel zum Thee," u. s. w., sie dieser mit Thränen um den Hals fiel und ausrief: „Soll ich denn als Fremde in meiner Mutter Haus leben, nachdem ich so lange ohne Mutter in der Fremde gelebt?" Die Gräfin war gerührt, schien aber mit Besonnenheit Emma's Gefühl in seinem ersten Ausbruch eindämmen zu wollen. Sie zog sie neben sich auf einen Sopha, und stellte ihr vor, daß ihre Lebensweise ihrem Range und den Gebräuchen der Welt, in der sie lebte, angemessen, eine höher gestimmte Liebe einbedinge, wie die, welche ein weichliches Beysammenleben zum Maßstabe nehme. „Ich sorge für dein Glück, sagte sie, du lebst für meinen Frieden; wir sind Eines des Andern gewiß, drängen aber nicht kleinliche Wünsche in eine festgesezte Ordnung ein. Du mußt noch manchen Unterricht nehmen, im Zeichnen, Musik, Tanz, Sprachen — diesem ist dein Vormittag gewidmet. Ich muß ihn mit Geschäften, mit Besuchen hinbringen. Hast du eine Freystunde, so komm' zu mir, ich habe vielleicht hier und da eine Viertelstunde, die ich mit dir zum Plaudern anwenden kann." — In diesem Augenblick kam ein Knabe in das Zimmer gesprungen und rief: „Mutter, die Leute sagen, Schwester Emma sey gekommen!" Hier erblickte er dieselbe, hielt betroffen inne, warf sich aber, wie jene ihre Arme ausstreckend auf ihn zu eilte, an ihre Brust, wo er beschämt sein Gesicht verbarg, indeß Emma ihrem verschüchterten Herzen in einem Strome von Thränen und Liebkosungen Luft machte. Ein Bedienter meldete die Rückkehr des Grafen, Theodor ließ der Schwester Hand nicht los, in der andern trug er ihren Strohhut, und so kehrten sie, das reizendste Bild von Kindheit und Jugendblüthe, in der Gräfin Zimmer zurück, wo der Graf sie erwartete. Emma war schon um ihre unbedingte Unbefangenheit gebracht. Ehe sie in der Mutter Haus zurückkehrte, hatte sie des Stiefvaters gar nicht gedacht, als in so fern sie begriff, daß eine Frau einen Gatten haben, eine Stütze bedürfen könnte. Nun beym ersten Eintritt ihre Erwartungen so schmerzlich getäuscht waren, hatte sie beym Namen dieses Stiefvaters eine schmerzliche Empfindung, allein indem Theodor sie fortzog, und unterwegs ihre Hand an sein Herz drückte, und mit liebefunkelndem Auge zu ihr aufsah, ward ihr sein Vater lieb; sie dachte, man müßte dem Kinde ihren Namen doch oft und mit Liebe genannt haben, dadurch verschwand ihre Verstimmung, und sie ließ sich von ihrem kleinen Führer willfährig zu dem Grafen hinziehen. Sein Empfang war mehr wie höflich, denn sie hatte durch Theodor den Weg zu seinem Herzen gefunden, er begrüßte sie schmeichelhaft und mit Güte, er bat sie, Theodors Vorliebe zu erwiedern, und dankte diesem mit eleganter Wendung für die Liebe seiner schönen Schwester.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf den jetzigen Zustand Irlands.

(Beschluß.)

Herr Reid durchreiste das Land zur Zeit, als die zu London für die armen Landleute gesammelten Beyträge vertheilt wurden. Allenthalben vernahm er Klagen über die Partheylichkeit, womit die Vertheilung von den örtlichen Ausschüssen geschah, und mancher verständige Mann bedauerte, daß dieser Beystand geschickt worden war, welcher Manche abgehalten habe, sich nach Hülfe umzusehen. Die Meisten verrechneten sich in der erwarteten Hülfe, und während sie derselben entgegensahen, verzehrten sie die jungen Kartoffeln, so wie sie sich an der Wurzel bildeten, so daß man im folgenden Jahre (dem jetzigen) einem gleich großen Mangel entgegen sah. Zum Schluß heben wir einige Anekdoten aus, welche dazu dienen mögen, über den Zustand und den Geist des Landes helleres Licht zu verbreiten.

Frömmigkeit eines Katholiken.

In einem Kirchsprengel bey Dundalk war die Anzahl der Protestanten so gering, daß zuweilen Niemand in die Kirche kam: bey welchen Gelegenheiten natürlich kein Gottesdienst gehalten wurde. Der Geistliche (ein Baronet) schickte immer seinen Kirchendiener in die Kirche, um zu sehen, ob Jemand da sey oder nicht. Ein katholischer Pächter indessen war einer von denen, die am öftesten kamen, welches den Geistlichen immer zwang, den Gottesdienst zu feyern, und man bemerkte, daß Paddy am liebsten solche Tage wählte, welche Andern am unangenehmsten waren. Wenn es regnete, hagelte, rieselte, schneite oder der Wind am heftigsten blies, fehlte er nie, sich einzustellen. Von dieser frommen Wuth wünschte ihn der ehrwürdige Baronet zu heilen: er ließ ihn rufen, und versprach ihm, seine Zehntengebühr bedeutend zu vermindern. Dieß schien der fromme Katholik nur gewollt zu haben; denn von nun an erlaubte er dem Geistlichen sich Sonntags zu Hause zu pflegen, so oft seine protestantischen Schafe seines Hirtenamtes zu entbehren für gut fanden, indem er sich nie wieder in der Kirche blicken ließ.

— In dem Kirchsprengel Brusna befindet sich nicht ein einziger Protestant, und nur eine einzige Person, welche Englisch sprechen kann. — In der Nachbarschaft von Tuam herrscht der sonderbare und für den Fremden bequeme Gebrauch, daß diejenigen, welche Englisch sprechen, farbige Bänder an ihren Mützen oder Hüten tragen.

Kirchenraub.

Im Jahr 1795 wurde auf Betrieb des Admirals Moriaty in diesem Kirchsprengel eine Kirche erbaut. Sie ward an einem Sonnabend fertig und der Schlüssel dem Geistlichen übergeben, mit dem Gesuch, den folgenden Tag Gottesdienst darin zu halten, wenn er Jemand fände, um demselben beyzuwohnen. Zur gehörigen Zeit begab er sich zur Stelle, fand aber, zu seinem Erstaunen, weder Leute, für die er predigen, noch eine Kirche, worin er predigen konnte. Die Katholiken, berichtete er, hätten sie in der Nacht niedergerissen, und alle Materialien davon hinweggeschleppt.

Alles oder Nichts.

Ein Landeigenthümer, einer von den vielen, deren immerwährende Abwesenheit von ihren Gütern ihre armen Pächter der Bedrückung habsüchtiger Agenten Preis gibt, und das Volk in Armuth und zur Verzweiflung treibt, und eine von den größten Ursachen des Landeselendes ist, befahl seinem Verwalter im Jahr 1820, seinen Pachtzins zu heben, und nichts unter dem vollen Betrag anzunehmen. Der Verwalter ließ also die Pächter zusammenkommen, und machte ihnen den Befehl des Herrn bekannt; ihr zerlumptes Ansehen aber gab ihm nur wenig Hoffnung zur Ausführung desselben. Ein Jeder hatte indessen Etwas mitgebracht: Einige zwey Drittel, Andere die Hälfte, ein Viertel oder wol noch weniger, aber doch Alles, was sie hatten zusammenbringen können. Aber es half nichts; der Befehl war bestimmt: „Alles oder Nichts.“ — Ungefähr einen Monat darauf empfing der Verwalter frische Befehle und versammelte die Pächter aufs Neue. Da er sie so viel besser gekleidet sah, rief er erfreut: „Ich habe zwar Befehl, für's Erste das zu nehmen, was ihr mir angeboten habt; euer Ansehen aber läßt mich hoffen, daß ihr mir das Ganze gebracht habt.“ Die Landleute aber erwiederten: „Wir bringen weder das Ganze, noch einen Theil. Als wir das Leztemal hier waren, brachten wir, was wir erschwingen konnten, und hättet ihr es genommen, so würden wir und unsere Kinder das ganze Jahr zerlumpt gewesen seyn; da ihr aber nicht weniger nehmen wolltet, als das Ganze, und wir wußten, daß es unmöglich war, mehr aufzubringen, so haben wir uns und unsern Familien Kleider und andere Bedürfnisse dafür gekauft, und Keiner von uns hat einen Schilling übrig.“ Wo nichts ist u. s. w., dieses Sprichwort gilt in Irland, wie in der ganzen Welt, und der Eigenthümer mußte sich mit dem schlimmern Theil der Wahl begnügen, nämlich mit — Nichts.

Armuth und Redlichkeit.

In einer Gesellschaft sprach man Vieles von dem Charakter der armen Katholiken, und fast niemand hatte ein gutes Wort für sie. Da kam ein Weib und bot Aepfel zum Verkaufe an, die sie aufs Höchste anpries; dabey klagte sie bitterlich, ihr Mann sey krank und habe seit sechs Wochen nichts verdienen können. Ein Geistlicher kaufte ihr endlich ein Dutzend ab und gab ihr, was er einen halben Schilling zu seyn glaubte. Das Weib entfernte sich; man versuchte die Aepfel und fand sie nicht so gut, als man erwartet hatte. — „Es ist doch nichts von Redlichkeit unter ihnen,“ war der einstimmige Schluß. Kaum aber war man über diese christliche Sentenz übereingekommen, als das Weib außer Athem zurückkam. „Herr,“ rief sie, „Sie haben mir eine Guinee gegeben!“ Eine Guinee? — Ich hatte kein Gold bey mir — aber laßt sehen.“ Es war eine halbe Guinee, und der Herr erinnerte sich, daß er dieses Goldstück schon eine Zeitlang im Besitz gehabt, wußte aber nicht, wie es in seine Tasche gekommen war. „Dies sieht einigermaßen wie Ehrlichkeit aus, bemerkte einer der Anwesenden trocken; und Niemand wagte es, ihm zu widersprechen. Das Weib sagte, der Priester würde ihr keine Absolution gegeben und sie keine Ruhe gehabt haben, wenn sie das ungerechte Gut behalten hätte; sie fühle sich so weit glücklicher. Die Geschichte, die sie von ihrem Manne erzählte, fand sich, bey näherer Nachfrage, vollkommen wahr.

Der wohlthätige Bettler.

In dieser Gegend, erzählt Herr Reid, sind die Bettler von einem heitern Schlage; statt das Ohr durch Klagen zu erschüttern, wie ich es anderwärts gefunden, suchen sie das Wohlwollen durch Späße und drollige Erzählungen zu gewinnen. Auf diese Weise sprach mich ein ältlicher Mann um ein Almosen an. Ich gab ihm einen Zwieback und bemerkte gegen ihn, daß er seine Armuth mit leichtem Muthe trage. „O ja,“ erwiederte er lächelnd, „ich habe dünne Hosen und ein leichtes Herz.“ Mit diesen Worten schlug er sich auf den Schenkel, welche Bewegung seinen alten Mantel ein wenig lüpfte, und den untern Theil seiner Person völlig nackt zeigte. Er sah den Zwieback an und fragte mich, ob ich nicht noch einen anderen hätte, einer seiner Leidensbrüder hungere seit gestern. Ich hatte keinen mehr. „Nun,“ fuhr er mit inniger Freude fort, „so soll Philipp diesen haben; habe ich doch gestern zu Nacht gegessen, aber Philipp hat weder des Nachts noch des Mittags etwas gehabt — dieß wird ihn laben.“ So ging er auf die andere Seite des

Weges, wo er sich neben einen älteren Mann niedersetzte, dem er die eben erhaltene Gabe mittheilte, während er ihn durch seine Bemerkungen über das sie umgebende Bettelvolk aufzuheitern suchte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus einem Privatschreiben von Berlin....

..... So viel über das hiesige Bühnenwesen, das ich Ihnen freylich anders geschildert habe, als es Andre Ihrer Korrespondenten wollen oder sollen, mögen oder dürfen. Aber auch ich, trotz dem daß ich mich in freyer unabhängiger Lage befinde, wünschte nicht, daß diese meine Schilderung zur öffentlichen Kunde gelange; sie würde parador klingen, ärgern, als feindselig ausgelegt werden und zu nichts helfen. Eines aber weiß ich gewiß: daß nämlich das, was ich Ihnen heute über die Berliner Bühne schrieb, und dessen öffentliche Mittheilung ich nicht wünsche, daß dieses, was heute parador und feindselig klingt, nach zwey oder drey Jahren ein Gemeinplatz seyn wird, den selbst die freundlich-süßen Zeitblätter werden abdrucken lassen; denn nur zu oft ist es mir begegnet, daß ich von sehr angesehenen Leuten irgend eine Ansicht sehr lang, breit und dünn auseinander schlagen sah; und daß es, wenn ich recht hinhörte, nur die weitschichtige Paraphrase dessen war, was ich ihnen vor zwey Jahren mit zwey Worten gesagt hatte und was sie damals als einen paradoxen Aberwitz mitleidig belächelten. Was die schöngeisterische Tageslitteratur betrifft, zu der, wie Sie wissen, jezt auch kleine philosophische, kleine theologische und kleine publizistische Schriftchen gehören, so will es ihr, trotz ihrer mit jeder Messe sich vermehrenden Masse, nicht mehr gelingen, sich Bahn zu den Salons und Boudoirs zu machen; Kartenspiel, Tanz und Vorsichtigkeit, Musikmacherey, Frömmeley und Koulissengeschwätz sind das grobe Geschütz unsrer feinen Gesellschaft, durch welches sie Eine Leipziger Schlacht nach der andern gegen die Meßkataloge gewinnt. Wahrlich es ist zum verwundern, wie der Antheil an schöner Litteratur so ganz und gar hier erloschen ist, hier wo Alles sonst lichterloh entbrannte, wann Goethe oder Jean Paul, Schiller oder Schlegel, Tieck oder Werner nur eine neue Zeile geschrieben hatten. Jezt sieht man hier ruhig auf der eminenten Treppe unseres neuen Theaters und schaut unbekümmert auf die literarische Sündfluth hinab, die unten in dem breiten Bette des Buchhandels unschädlich vorbeyrauscht und sich in das Meer ewiger Vergessenheit ununterbrochen ergießt. Die seltenen und gewichtigen Bücher liegen zwar, dem Gesetz der Schwere folgend, unbeweglich im tiefen Felsgrund der Gewässer, aber eben deßhalb unsichtbar für das blöde Auge der Menge, die nichts von diesem Horte weiß; das Mittelgut macht zwar großen Lärm und brauset und schäumet; aber auch wie Schaum geht es vorüber und wie Blasen verschwindet es; nur die Flugschriften, die Tagblätter, die Almanache, die Taschentheater und derley leichtfertiges leichtes Zeug erheben sich zuweilen einen halben Schuh hoch über die Oberfläche der Wasserfluth und meinen dann ewige Sterne am litterarischen Himmel zu seyn, während sie nicht einmal Meteore, sondern nur fliegende Fische sind, die sogleich in ihr Element wieder zurück müssen. Keine posaunende Buchhändleranzeige, kein barocker Titel, keine lobsprechende Kritik eines besoldeten Rezensenten, keine empfehlende Vorrede eines vornehmen Patrons; nichts hilft mehr, all dergleichen ist abgenuzt und selbst die besseren Produkte werden bald von der Scylla der Ostern, bald von der Charybdis der Herbst-Messe verschlungen. Ist doch schon von dem seligen Verfasser der weißen Rose, der von der Buchhandlung die Dichterkrone erhielt, nicht die Rede mehr; sind doch schon Schlegels, Jean Pauls und Fouqué de la Mottes empfehlende Vorreden vergessen, und um wie viel mehr die Bücher, die sie rekommandirten; ist doch schon die Begeisterung für das schlechte Gewissen vorüber, welches uns der Lord Byron so gutmüthig zur Schau ausstellte; wird doch schon der Schottische Scott zu unserm deutschen Lafontaine in den Bücherschrank gestellt, und selbst eines Moore's Angedenken einzig durch unseres Spontinis weitdurchschallende Musik erhalten! In dieser babylonischen Buchverwirrung hat nun unser vielgeliebter Clauren den besten Theil erwählt: alljährlich ruft er den liebedürftigen Leueleen das süße Wörtchen: „Vergißmeinnicht!" zu, und Alles, was ein Herz im Kopfe hat, vertraut dem bekannten Rufe des lockenden Autors und pflückt in wollustvoller Sehnsucht sein naives Almanachsblümchen. Les extrêmes se touchent! Ich meine unsern verstorbenen Hoffmann; er und Clauren theilen sich die Gunst der Leselwelt zu gleichen Hälften, wobey dem Verfasser des Katers jene andere Leselwelt zufällt, die den Kopf im Herzen hat und deren hochgebildete Kritik an dem winzigen Vergißmeinnicht mitleidig lächelnd vorübergeht, und hineilt zu dem erhabenen Dichtergewächs ihres Hoffmanns: zum Burzelbaum, von dem sie edlere Früchte zu brechen gedenkt. Das Leben dieses unseres vaterstädtischen Universal-Talents (in Briefen, Fragmenten, Bemerkungen und Erzählungen einzelner Ereignisse, mit seinem, von ihm selbst sehr ähnlich gezeichneten Bilde, einigen Karrikaturen, sac simile etc., zwey dicke Theile) ist, von einem Freunde herausgegeben, kürzlich hier erschienen und wird gekauft und auch verhältnißmäßig viel besprochen. Nie konnte ich mich mit den Werken dieses Autors befreunden; er kam mir, wo er unheimlich seyn wollte, nur kalt vor, gesucht und überreizt; dagegen ward mir unheimlich zu Muthe, wenn er sich bemühte, herzlich zu seyn; flach fand ich ihn, wo er zum Tiefsinn seine Zuflucht nahm; und nur da, wo er im ausgelassenen Muthe sich rücksichtslos gehen ließ, da konnte ich über den komischen, sonderbaren Mann augenblicklich lachen, wenn auch nicht aus frohem Herzen, da ich ihn immer und besonders in seiner überspannten Lustigkeit mir als höchst unglücklich vorstellen mußte. Die allgemeine Gunst, welche dieser Autor genoß, begriff ich: ich wußte, daß es eine Uebersättigung gibt, die einzig nur von der Neuheit gereizt werden kann, und diesen Reiz für Wirkung der Schönheit hält; der Autor selbst aber blieb mir ein Räthsel, bis ich eine Notiz in dem erwähnten Buche fand, die es mir einigermaßen löste. Der Herausgeber (Hofmanns Freund) berichtet von ihm, daß ihm nichts so anwidere und so unruhig machen und so langweilig werden konnte, als wenn das Gespräch zum eigentlichen Gespräche wurde, wann es sich zur Diskussion, zur Deduktion, zu gründlicher Untersuchung erhob; bey solcher Gelegenheit wäre er, so sagt sein Freund, anfänglich ziemlich stumm geblieben, bis er es endlich nicht mehr ertragen konnte, dann wäre er mit einem barocken Spaße dazwischen gefahren, und hätte den Faden der ernsthaften Unterhaltung mit gewaltthätiger Komik durchschnitten. Seine Schriften dokumentiren es, daß er in seinem tiefsten Innern gerade so mit sich selbst verfuhr, wie in der Gesellschaft mit seinen ernsthaften Bekannten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. Juni 1823.

Dichtkunst.

1. Spanische Romanzen. Uebersezt von Beauregard Pandin. Berlin b. Dunker und Humblot. 1823. XIV und 127 S. gr. 12.

2. Ancient Spanish Ballads, Historical and Romantic. Translated by J. G. Lockhart. Edinburgh, W. Blackwood; London, T. Cadell. 1823. 209 pp. in 4to.

Der, unter dem angenommenen französischen Namen, als deutscher Uebersetzer nicht unbekannte Herausgeber der unter Nr. 1. bezeichneten spanischen Romanzen, scheint, einigen Stellen in der Einleitung zufolge, die Grundsätze von Friederich Diez (m. s. dieses Lit. Blatt. Jahrg. 1822. Nr. 12.), nach welchen von dem Uebersetzer wörtliche Treue (so viel diese möglich ist) und eine der Form des Originals sich annähernde Nachbildung zu fordern wäre, nicht zu billigen, sondern es für besser zu halten, sich die Sache möglichst bequem zu machen; d. h. er verwirft die Assonanz und zieht Versreihen zusammen, oder läßt solche weg, wie ihm das angemessen dünkt. Eigentlich ist dagegen wenig einzuwenden, wenn der nationale Charakter der Lieder nicht dadurch leidet und die Behandlung sonst geschmackvoll ist. Nur möge Herr Beauregard Pandin (wenn sich ein Deutscher einen französischen Namen gibt, so sollt' er doch wenigstens einen kürzern wählen, und Jean Paul nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form nachahmen; aber der ganze Witz unsrer Pseudonymen leuchtet uns nicht ein) sich hüten; seine Bequemlichkeit hinter Herders Namen zu verstecken. Herder übersezte, wie jeder selbstständige Geist übersezt; er machte das Original zu seinem Eigenthum und paßte die Copie dem Charakter des Originals so weit an, als es der Charakter unsrer Sprache erlaubte. Diese Gabe, geistig in fremde Kunstwerke einzudringen, diese Kunst, den eigenthümlichen Liedeston der Spanier treu und doch selbstständig nachzubilden, ist auf keinen seiner zahlreichen Nachfolger in der Uebersetzungskunst übergegangen. Wenn Herder's Verfahren bey Nachbildungen spanischer Volkslieder aber überhaupt nicht bequem genannt werden darf, so wird dieß noch weniger der Fall seyn können, wenn man die Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, mit denen vergleicht, welcher sich die Uebersezer unserer Zeit zu erfreuen haben. Der Apparat zur Erlernung des Spanischen war damals bey weitem nicht so vollständig als jezt; die maurischen Alterthümer waren nicht so erläutert, als es später durch Engländer und Franzosen geschah; Grimm's Romanzen-Wald, Depping's fleißige, obgleich geschmacklose Sammlung altspanischer Lieder, die sehr dankenswerthe Auswahl von Quintana u. a. m. ließen erst eine Wahl und Uebersicht des Gesammtschatzes zu, als Herder todt war; das Bessere aus der ältern Zeit, z. B. Sarmiento's Memorias, Sanchez' Coleccion de Poesias Castellanas und Fernandez' größere Sammlung (in zwanzig Bänden) u. v. A. waren in Deutschland theils noch unbekannt, theils noch nicht zu finden; die große Schwierigkeit endlich, die alten Cancioneros zu behandeln, kennt wohl jeder, der die in Utrecht, Göttingen u. s. gesehen und benuzt hat. Nach dem Gesagten und in Betracht der Fortbildung unsrer Sprache darf man also an einen neuern Uebersetzer in gewissen Beziehungen größere Ansprüche machen, als an die aus dem vorigen Jahrhundert gemacht wurden.

Von der Uebersetzung des H. Diez sagt B. P. unverblümter Weise, sie sey ein Beyspiel, wie viel die Lebendigkeit, das unmittelbar Ansprechende der Sprache bey einer assonirenden Uebersetzung leide. Das mag nun ganz wahr seyn; allein es will fast scheinen, als sollt' ein Schriftsteller seinen Vorgänger in derselben Arbeit, dem er stets mehr oder weniger verdankt, durch dessen Fehler sogar er belehrt worden, etwas nachsehen und auf alle Fälle das Urtheil Andern überlassen, wenn seine Ansicht über nichts belehrt, als über die angebliche Unzulänglichkeit des Vorgängers, die er ja auch schon dadurch als beglaubigt ausspricht, daß er dasselbe nochmals übersezt, was jener vorher in unsre Hände gab. Auf das Fortrücken der geistigen Bestrebungen ist gewöhnlich das alte Sprichwort vom Fortrücken der Zeit anwendbar: Discipulus est prio-

ris posterior dies. Wir werden, indem wir die Leser ein wenig in das Einzelne führen, des H. Diez zu erwähnen Gelegenheit nehmen.

Unser Uebersetzer wußte vielleicht nicht genau, wo die llanos de Almeria liegen, weil er sie S. 2. unübersetzt ließ? S. 3. sagt er:

Eine schöne junge Maid
Aus dem schönen Frankenland u. s. w.

das unschöne doppelte schön ist weder im Original, noch bey H. Diez; auch hat der leztere die vierte Zeile des Orig. (do padre y madre tenia) hier nicht weggelassen, wie B. P. thut: sie steht in der That nicht ohne Grund da. In derselben Romanze ruft aber ohne allen Grund die Kleine dem Ritter „freudiglich" zu, er möge sie mitnehmen; sodann spricht sie nicht von der Uebersetzer-, aber von einer andern Krankheit, die sich jedem „wie die Pest" anhängt: auch davon weiß die spanische Romanze nichts; Hr. D. übersezt hier ohne Zwang und treu, obgleich er in der leztern Stelle vom Fangen einer Krankheit spricht, welcher Fang seinen Recensenten in diesen und andern Blättern wahrscheinlich entgangen seyn wird; sie hätten sonst den nicht sehr edeln Ausdruck gewiß gerügt. S. 4. ist couardia durch „Zaghei t" übersezt, ein Ausdruck, den der Gebrauch, quem penes arbitrium est etc. unseres Wissens noch nicht gerechtfertigt hat. Das „Vergreifen" (ibid.) ist sehr unzart. — Die vierte Romanze: „das Tanzfe st," ist besser gelungen, als die Diez'sche Uebersetzung; auch ist hier zu loben, daß buen überall durch „edel" übersezt ist, statt durch „gut," wie D. sagt. Ferner rühmen wir, daß vergel S. 24. durch „Laube" wiedergegeben wurde; D's „Busch" läßt eine nicht edle Nebe-deutung zu.

Die zwölfte Romanze: „Angelika und Medoro," hätte füglich wegbleiben können; sie ist augenscheinlich aus einer Zeit, in welcher der edle Romanzenton verklungen war, und süßliches Gewimmer und schäferliches Geseufze an die Stelle alter Kraft und kindlicher Einfalt trat. Dasselbe gilt von der S. 72. mitgetheilten Romanze: „Amiat und Doris." Mit dem Erbleichen des Mondes vor dem Kreuze verliert sich auch der tiefe, gemüthliche Liedesstrom, und seine duftigen, mit morgenländischem Glanz reichgeschmückten Ufer verwandeln sich in k nstlich gezierte Gärten, wohl auch in öde Steppen, wie denn Dropings Sammlung schon hinreicht, um darüber nicht in Zweifel zu seyn.

Die Romanze vom Grafen Alarcos beginnt S. 25. folgendermaßen:

Einsam hütete das Zimmer
Wie sie pflegte, die Infantin,
Unmuths-voll und unzufrieden
Ob des Lebens, das sie führte:
Denn sie sah' die Jugendblüthe
Ihrer Jahre täglich schwinden,
Und den König unbekümmert,
Ob vermählt sie werd', ob nicht.

Die Infantin „hütete das Zimmer" (reteayda esta la infanta) ist nirgends zierlich gesagt; im ernsten Romanzenton klingt es abgeschmackt. Der Vorrang, welcher Z. 2. dem Fürwort geworden, ist gegen alle Sprach Etiquette und die zurückgesezte Infantin kann billig Klage führen. „Unmuthsvoll" ist ein Flickwort. „Sah'," und, wie wir S. 34. nochmals lesen, „sahe" st. „sah." Von einem täglichen Schwinden der Jugendblüthe der Jahre steht natürlich im Original nichts; es heißt da:

Viendo (la infanta) que ya se passava
toda la flor de su vida,
y que el rey no la casava
ni tal cuydado tenia.

(Sehend, daß die ganze Blüthe
Ihres Lebens schon verschwand,
Und daß unvermählt der König
Sie gelassen und noch lasse.)

Diez übersezte diese Stelle:

Eingezogen lebte stets
die Infantin, wie sie pflegte,
(„stets", oder „wie sie pflegte" wäre zu streichen.))
Unzufrieden ganz und gar (muy descontenta))
Lebte sie mit ihrem Leben.
In Betrachtung, daß die Blüthe
Ihres Lebens schon verwelke,
Ohne daß der König je
Sorge trug, sie zu vermählen.

In Betrachtung des unpoetischen „in Betrachtung" und des dreyfachen Lebens in drey sich folgenden Versen ist diese Diez'sche Uebersetzung auch mißlungen, aber der Pandin'schen doch vorzuziehen.

Ferner heißt es S. 26.

Gebt mir, Vater, einen Gatten:
Wie mein Alter ihn verlangt.

Die Infantin macht aber im Original ihrem Vater keine Bedingungen hinsichtlich der Auswahl eines Gemahls; sie sagt:

Gebt mir, König, den Gemahl:
Denn mein Alter heischt ihn nun.

Orig. Dedès me buen rey maridó,
Que mi edad ya lo pedia.

Diez. Meine Jahre, guter (edler) König,
Fordern, daß ihr mich vermählt.

S. 35. gewahrte die Gräfin ihres Gatten Trauer und

Sah die thränenvollen Augen,
Ganz verschwollen von dem Weinen.
Da des Glückes er gedachte,
Das er zu zerstören ging.

Der verschwollenen Augen nicht zu gedenken, die eigentlich nur geschwollen (hinchados) waren, ist das Orig. hier unvollständig gegeben, wie man aus dem schlecht angebrachten „da" sieht. Es heißt:

Vidò la condèssa al conde
là tristeza que tenia,
viole los ojos lloroses;
que hinchados los tenia
de llòrar por el camino;
mirnado el bin que perdia.

(An dem Grafen sah die Gräfin,
Daß er einen Kummer hegte,
Schaute die bethränten Augen;
Denn geschwollen waren sie
Von dem Weinen auf der Reise;
Seines Glücks Verlust bedeutend.)

S. 37. Und noch Andres fordert dieser: (der König)
Orig. Der in's Herz den Dolch mir stößt.
Que (cosa) toca en el alma mia.
(Noch gebot der König Andres.
Das mich in der Seele schmerzt.)

S. 38. Eurer Kinder sorg' ich st. für eure u. s. w. S. 31. künden st. verkünden; S. 88. hangt st hängt. Fah'n st. fah'n (fangen) S. 22; Herr st. Haar S. 25; Bertola st. Bartola S. 116 u. dergl. mögen als Druckfehler hingehen.

Den äußern Charakter des spanischen Volksliedes betreffend, so hat ihn H. Diez unstreitig richtiger aufgefaßt und wiedergegeben, als B. P. Es gibt fast gar keine Volkslieder in Europa, die ohne Reim oder Assonanz der Consonanten oder Vokale wären. Das spanische Lied hat das Auszeichnende, daß die vokalische Assonanz durchaus wiederklingt; wird diese Assonanz verdrängt, so geht ein Theil seines Charakters verloren. Mit dem innern Wesen dieser zarten, duftigen Blüthe ist H. B. P., wie es scheint, auch nicht ganz vertraut. Die Einfachheit, die Treuherzigkeit, die Schalkheit, die Derbheit dieser Lieder, ihr sehr oft nur angedeutetes Ziel, das bloße Hinwerfen einer Idee, in deren Einkleidung man häufig Anfang und Ende vermißt, eine Frage, wozu man sich die Antwort, eine Antwort, wozu man sich die Frage denken muß, u. s. w. alles das will ergründet seyn, ehe man zur Nachbildung schreitet; und diese Nachahmung ist gleichfalls nicht so leicht, als B. P. glauben mag. Wenn er S. VI Gries zumuthet, sich zur Uebersetzung solcher spanischen Romanzen herabzulassen, so möchten wir die Bemerkung wagen, daß er mit dem Werthe dieser Poesien gar nicht bekannt ist; denn sie verhalten sich zu den von Gries übersetzten und nicht übersetzten Comödien Calderons gerade wie eine reiche schöne Natur zu einer Theaterdecoration.

Wir hofften übrigens, von B. P's Talent und Sprachfähigkeit überzeugt, mehr Neues in seiner Sammlung zu finden. So wenig Ref. mit der Literatur unserer spanischen Romanzen-Uebersetzung bekannt ist, so glaubt er doch fast zwey Drittheile dieser Romanzen schon in andern Uebersetzungen gelesen zu haben; er findet in der vorliegenden Sammlung weniger Mannichfaltigkeit, als in der 1821 zu Aarau erschienenen, und weniger Auswahl und Reichthum als in der von B. P. so schnöd hintan gesetzten von Fr. Diez.

Nr. 2. Herr Lockhart hat sich seinen Landsleuten vortheilhaft bekannt gemacht durch eine Uebersetzung des Don Quixote. Die vor uns liegenden Nachbildungen spanischer Romanzen (56 an der Zahl) sind von verschiedenem Werth. Die Heldenromanzen sind gar nicht gelungen; der Ton derselben streift zu sehr an die Schottische Balladenweise, wenn wir vielleicht D. Pedro's Tod ausnehmen, wo der Uebersetzer treu dem Original folgt und auch die Form nachbildet. Das Abtheilen in vierzeilige Strophen ist freylich ein Mißgriff. Häufig stoßen wir da, wo er treu seyn will, auf Zwang und Knittel-Vers-Manier. Die Liebeslieder sind zu sehr modernisirt, in die Breite gezogen und tändelnd. So dankbar die Engländer ihrem Uebersetzer dieser Poesien seyn dürfen, so haben sie doch nur ein sehr entferntes Nachbild der alten köstlichen Romanzen, und Lockhart verhält sich zu Diez und Pandin, wie Malsburg zu Gries und Schlegel. Belege für unser Urtheil dürften dem Zweck dieses Blattes weniger entsprechen. Die Einleitung, auf welche sich Hr. Lockhart etwas zu gut zu thun scheint, ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Uebersetzung der Depping'schen Einleitung zu seiner Romanzensammlung. Das Aeußere des Werks macht den Verlagshandlungen Ehre.

Naturwissenschaft.

Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Von J. G. Sommer. Mit Kupfern und Karten. Prag, in d. Calveschen Buchhandl. 1818—1822.

Von diesem Werke, welches 1818 begann, hat Ref. jetzt (Ende 1822) 14 Hefte vor sich liegen. *) Jedes Heft besteht aus genau 6 Bogen, daher fast alle Hefte mitten im Zusammenhange schließen und anfangen. 5 bis 6 Hefte machen einen Band aus, deren sechs zu erwarten sind. Des Vs. Zweck ist, die für jeden gebildeten Menschen interessanten Wahrheiten der Erd- und Himmelskunde auf eine faßliche und unterhaltende Weise vorzutragen. Den vorliegenden 14 Heften nach zu urtheilen, hat er diesen Zweck hauptsächlich in den ersten 5 Heften oder dem 1sten Bande größtentheils erreicht. Wenn die folgenden 9 Hefte nicht eben so unterhaltend sind, so liegt die Schuld nicht sowohl am Verfasser, als an den Gegenständen. Die Aufzählung der, wenn auch blos merkwürdigsten, Gebirge, Vulkane, Höhlen, Gebirgsarten, Flüsse ꝛc. unsrer Erde ist nothwendig für den Leser etwas ermüdend und langweilig. Der erste mit 11 Kupfertafeln versehene Band enthält das, was man Astronomie, und mathematische und physische Geographie nennt. Brandes, Bode, Gehler, Fischer, Schu-

*) Auch das 15te Heft ist erschienen. M.

bert, Kant, Schröder ꝛc. sind dabey hauptsächlich benuzt worden.

Seite 35 dieses Bandes heißt es: Es ist eine gemeine Erfahrung, daß wir in den Winternächten ganz andere Sterne am Himmel erblicken, als in den Sommernächten ꝛc. Dilettanten könnten hier leicht irre werden. Zum Theil ganz andere Sterne — hätte der V. sagen sollen. S. 69 hätte billig das Werkzeug zum Beobachten der Polhöhe und zum Messen der Höhe der Sonne oder eines Sterns über dem Horizonte, — der Quadrant, — und die Methode, dieses Werkzeug zu gebrauchen, angegeben werden sollen. S. 98 Z. 4 hätte können eingeschaltet werden: Ja selbst der viele Millionen Meilen betragende verschiedene Standpunkt der Erde in ihrer Bahn um die Sonne macht keinen wahrnehmbaren Winkel. S. 103 erklärt der V. die bekannte biblische Stelle: Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond, im Thal Ajalon! „Die Bibel," sagt er, „accommodirte sich nach der Vorstellungsart der damaligen Zeit. Eigentlich aber hielt Gott die Erde in ihrem Laufe auf." *) Hätte dann aber Gott nicht noch ein zweytes Wunder thun müssen, nämlich verhindern, daß durch den plötzlichen Stillstand der Erde alles zu Grunde gegangen wäre? Sagt doch der V. S. 112 selbst: „Stünde die Erde auf einmal plötzlich still, oder stieße sie in ihrem Laufe an einen andern Gegenstand im Weltraume an, so möchte es freylich ohne einige Erschütterungen, ohne ein allgemeines Erdbeben, nicht abgehen, so wie man auch dann die Bewegung eines Schiffes inne wird, wenn es auf einmal anhält oder am Ufer anstößt." **) Refer. erinnert sich hierbey eines Vorfalls, an den er nicht ohne zu lachen denken kann. Ein Consistorial-Präsident besuchte, oder, wie man es nannte, visitirte vor mehr als 20 Jahren eine berühmte Universität, und bey dieser Gelegenheit auch ein daselbst befindliches physikalisches Cabinet. Der Besitzer desselben machte vor dem staunenden Hrn. Visitator mehrere in die Augen fallende physikalische Versuche, und äußerte unter andern beyläufig: Sehen Ew. Excellenz, wenn jezt die Erde auf einmal still stände, so würden alle Häuser und Thürme einstürzen —. Ach! das wäre ein Unglück! — rief der Präsident, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, aus; und Ref., der Augen- und Ohrenzeuge war, mußte sich abwenden, um dem Angstmann nicht ins Gesicht zu lachen. S. 115, wo von den Phasen der Planeten die Rede ist, hat der V. vergessen zu bemerken, daß die obern Planeten hauptsächlich deshalb nie in Vierteln sichelförmig oder dunkel können gesehen werden, weil sie von der im Mittelpunkt stehenden Sonne immer von eben der Seite der erleuchtet werden, von welcher sie die Erde sieht. Warum soll man sich S. 119. die elliptisch gekrümmte Spiegelfläche auf dem Papier senkrecht stehend denken, wenn die glühende Kohle im Brennpuncte B liegt? Warum soll der Spiegel auf der andern Seite stehen, wenn die Kohle im Brennpuncte A liegt? Ueber die Kap- oder Magellansflecken, von den Engländern Kohlsäcke genannt, hätte Ref. gewünscht einige Muthmaßungen aufgestellt zu sehen. Anhäufungen von Lichtstoff können diese Kohlensäcke doch nicht seyn, wie die eigentlichen Nebelflecke, weil sie dunkel und schwarz sind.

Der 2te, aus 5½ Heften bestehende, in 14 Kupfertafeln ausgestattete Band zerfällt in 2 Abtheilungen, wovon die erste sich mit der äußern Gestalt der Erdoberfläche, mit den merkwürdigsten Gebirgen, Vulkanen, Höhlen, Gletschern und Lavinen, ferner mit den Erdfällen, Erdschlipfen und Bergstürzen, mit den Niederungen, Ebenen Steppen und Wüsten, endlich mit dem Seegrunde, und dessen Vertiefungen sowohl als Erhöhungen beschäftiget. Die 2te Abtheilung handelt von der innern Beschaffenheit der Erdrinde und deren Bestandtheilen, von den Versteinerungen und Gebirgsarten, von der Entstehung der Vulkane und den Ursachen ihrer Erscheinungen, beschäftiget sich überhaupt mit Geognosie, und anhangsweise mit dem Magnetismus der Erde. Die Oerstedtischen Entdeckungen wurden dem V. erst bekannt, als das Manuscript bereits in der Druckerey war, konnten daher nicht benuzt werden. Der ganze Band ist, wie gesagt, etwas trocken.

Der dritte Band, von welchem dem Ref. bis jezt blos 3½ Hefte zu Gesicht gekommen sind, handelt vom Wasser, dessen Eigenschaften, der Art, wie es auf der Erde vorkommt, und dem Verhalten desselben zur leztern, also von den Quellen, Flüssen, Seen, und dem Meere. S. 20 dieses Bandes wird behauptet, die eigentliche durstlöschende Kraft des Trinkwassers, ingleichen des Biers, liege in einer beygemischten Säure, nämlich der Kohlensäure, oder sogenannten fixen Luft. Angenehmer und erquickender mag Wasser oder Bier durch Vermischung von Kohlensäure allerdings werden; den Durst muß aber im Nothfall oft auch Regen-, ja Pfützenwasser, ingleichen schales Bier stillen, die sämmtlich keine Kohlensäure enthalten. S. 75. heißt es, die sogenannten Erbsensteine würden auch Roggensteine genannt. Allein der Erbsenstein (pisolithus) ist nicht mit dem Rogenstein (hammites) zu verwechseln; (s. Blumenbachs Naturgeschichte S. 588 und 585.) Von Kupferquellen zu St. Pölten in Oesterreich, und von dem Salpetergehalt der ungarischen Ebenen S. 27. will ein ungenannter Verf. im Hesperus nichts wissen.

Dem Plane des Vs. zufolge wird der 4te Band den Dunstkreis zum Gegenstande haben, der 5te einen Ueberblick der gesammten organischen Welt geben, der 6te endlich die Geschichte der Veränderungen erzählen, die sich mit der Oberfläche unsrer Erde zugetragen haben. Allerdings ist dieses Werk geeignet über unsern Wohnsitz, die Erde, diese ungeheure Kugel, auf der wir jährlich eine Reise von mehr als 120 Millionen Meilen durch das Universum machen, über die Planeten und Kometen, welche vor, neben und hinter uns einen gleichen Kreislauf um die Sonne vollenden, über die Billionen organischer und unorganischer Gebilde, die auf dieser Reise unsre Begleiter sind, Leser zu belehren, die keine gelehrten Vorkenntnisse besitzen, jedoch gebildet genug sind, um durch das Schauspiel der Welt zum Nachdenken gereizt zu werden, und einen faßlichen Vortrag verstehen zu können. Möge es daher unter dieser Klasse von Lesern einen ausgebreiteten Wirkungskreis finden.

S.

*) In ihrem Laufe? Das war eben nicht nöthig, wenn blos der Tag verlängert werden sollte: dann that es schon das Aufhalten der Rotation. M.

**) Möglich, aber nicht gewiß, daß die plötzliche Hemmung der Bewegung der Erde Folgen haben würde, die denen ähnlich wären, welche entstehen, wenn ein auf der Erde sich bewegender Körper plötzlich aufgehalten wird. Kosmische Bewegung und tellurische sind vielleicht sehr wesentlich verschieden; mit jener lassen sich leider keine Experimente machen. M.

Nro. 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juni 1823.

Welch ein labender Hauch umweht mich! Geist des Edlen
Der hier gelebt, kündigest du dich mir an?

Pfeffel.

Die Schwefelbäder bey Montmorency.

Ach, wäre ich nur schon der Rührung frey, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und sie haben weit zu sehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und sie soll doch Kranken einen Heilbrief schreiben. Tausend frische Zweige säuseln mich vom dürren Pulte weg, tausend Vögel zwitschern mich hinaus; denn sie säuseln, denn sie zwitschern: Rousseau! Rousseau! Die Kastanienbäume dort, ernste Greise jezt, sie haben in schönern Jahren Rousseau gekannt, und mit Schatten bewirthet seine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich sehe in die Fenster — darin ist Rousseau's Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort ist der kleine Tisch, an dem er die Heloise gedichtet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen, kein Gebüsch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — sie sind ihm alle begegnet, und er hat sie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — so, ganz so hat ihn die Frühlingssonne um diese Stunde auch seinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treulose, buhlerische Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und sie hob ihn lächelnd an, und jezt, da er fern ist, lächelt sie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der seufzend vorübergeht! — — — Aber was treib' ich da? Was soll dabey herauskommen? Die Kameralverwaltung wird berichten: „Ist Supplikant N. N., bey sonstigen achtungswerthen Eigenschaften, wegen seiner ungemäßigten Empfindsamkeit, als Bade-Kommissarius von Montmorency, hohem Finanzministerio nicht zu empfehlen!" Und was wird das Medizinal-Kollegium sagen? Die Brunnenärzte der Taunusbäder können mir ohnedieß nicht hold seyn, denn ich gedenke ihnen manchen Gast zu entführen. Aber, wie helfe ich mir? Meine Bücher sind noch alle in der Stadt — sie hätten mein Herz gut eingeschläfert. Kein einziges Buch! Daß ich nicht einmal den Kupferstich vom Palais-Royal herausgebracht! .... Gott sey Dank, da finde ich ein Protokoll loco dictaturæ — meine Nachtmütze war darein gewickelt — was das kräftig die Ruhe wieder herstellt! Wie das abkühlt! Jezt säuseln die Bäume, jezt zwitschern die Vögel, es lächelt die Sonne nicht mehr; jezt schlägt das Herz nicht mehr — es wird geschlagen! Jezt bin ich in der Stimmung, ein vernünftiges Wort zu sprechen, und über das todte Montmorency ein visum repertum auszustellen, wie sich gebührt!

Doch nicht umständlich nach Gebühr; die Zeit ist zu kurz. Denn, berechne ich, daß dieser Badebrief in der Mitte des Mai im Morgenblatt erscheinen wird, und schiebe

ich auch die Reise nach Montmorency bis in den Juli hinaus, so bleiben nur noch zwey Monate zur Vorbereitungs-Kur übrig — und so lange Zeit wenigstens werden viele deutsche Kranke zur Vorbereitung nöthig haben, um das Bad von Montmorency, nicht blos mit Erfolg, sondern selbst ohne Erfolg brauchen zu können. Von diesem Bade will ich einige kurze vorläufige Nachrichten geben. Drey Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwischen den Dörfern Enghien und St. Gratien, ein See, welchen die Franzosen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man sich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländischen Tugenden und die ausländischen Fehler, müßten den See — sollte man meinen — das stille Meer von Montmorency heißen, so groß und stattlich ist er. Wahrlich, als ich ihn gestern Vormittag sah — das Wetter war etwas stürmisch — schlug er hohe Shakespeares Wellen, und war unklassisch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bey frevem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze schöne Stunde umschleichen. Herrliche Baumgänge umschatten seine Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über seine Wellen. Diesem See nahe sind die Badehäuser angebaut, alle auf das Schönste und Bequemste eingerichtet. Die Bestandtheile des Wassers kenne ich nicht genau; die chemische Analyse, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht gelesen; nur so viel weiß ich, daß Schwefel darin ist — dieses herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneypulver gestoßen, kranke Menschen heilt. Wahrscheinlich hat das Badwasser von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Conversations-Lexikon — diesem sächsischen Reichs-Vikar nach Ableben des deutschen Kaisers, der den deutschen Völkern geistige Einheit gibt, und dessen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreise mnemonisch bewahren — kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure Kalkerde und Bittererde, schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöstes Eisen enthält. Aber Montmorency ist ungleich wirksamer als Wiesbaden und alle sonstigen Schwefelbäder Deutschlands und der Schweiz. Die nothwendigste Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder, ist, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da wo sie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu schaffen. Paris liegt aber so nahe bey Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteste zu haben ist. Aus dieser vortheilhaften Lokalität entspringt für deutsche Kurgäste noch ein anderer ganz unschätzbarer Nutzen: daß sie nämlich gar nicht nöthig haben, sich auf der großen Reise von Deutschland nach Paris mit einer Krankheit zu beschleppen, welches besonders bey Gichtübeln beschwerlich ist, sondern daß sie sich gesund auf den Weg machen, und sich erst in Paris mit den nöthigen Gebrechen versehen, von wo aus sie gemächlich in zwey Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu suchen. Sollten sie diese nicht finden, oder gar unglücklicher Weise in Paris sterben — denn es versteht sich von selbst, daß man dort alle seine Zeit zubringt, und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kastanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu sehen — so hat man die Reise doch nicht vergebens gemacht. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu sterben; denn kann man dort sterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Emma hatte, obschon mit etwas Mißbilligung von Seiten ihrer Mutter, eben Erlaubniß erhalten, ihren Bruder in sein Zimmer zu begleiten, wo er ihr sein Spielzeug zu zeigen versprach, als die Flügelthüren aufgingen, und eine ältliche noch wohl erhaltene Frau mit stolzer Haltung und strenger Miene hereintrat. „Die Baronin Steinfels, deine Tante!“ sagte die Mutter, indem sie dem Kammerdiener Theodor fortzuführen befahl. Die Baronin küßte indeß Emma auf die Stirn, sah sie kalt-freundlich an und sagte: „Sie ist niedlich; aber nicht wahr, man hat dich ein Bischen verzärtelt in deinem Stift? Wir müssen sie recht viel in die Luft führen, aufs Land, Tanzen, Reiten — sie soll mit mir reiten! Es wäre Schade, wenn sie so treibhauszart bliebe.“ — „Gnädige Tante, ich bin viel spazieren gegangen, Berge gestiegen, habe im See gebadet, Madame Muran hoffte, daß ich stärker werden würde, wenn mein Wachsthum vorüber sey.“ — „Wachsthum vorüber! wiederholte die Baronin mit kaltem Scherz. Es läßt ihr hübsch, fuhr sie, zu der Gräfin gewendet, fort — diese herrnhutermäßige Einfachheit läßt ihr hübsch. Laß sie diese Kleider doch noch eine Weile tragen! Die niedliche Kleine! Sie gewöhnt sich indessen ein Bischen an Gesellschaft, und wird von ihr doch noch nicht bemerkt.“ So sprechend, spielte sie mit Emma's seidnen weichen Locken, und wendete sich dann zu der Kammerfrau, die einen Ballen Seidenwaaren hereinbrachte, um für Emma's künftige Garderobe auszuwählen.

Emma bat um die Erlaubniß, in ihr Zimmer zu gehen. Ihre Kammerfrau wollte ihr eine Menge Putz zeigen, welchen ihr die Gräfin in ihre Schubfächer eingeräumt hatte.

Emma wies sie zurück, litt ungern, daß man ihren, von der Reise zerknitterten, Ueberwurf mit einem frisch gebügelten vertauschte, und legte, statt einer Rosa-Scherpe, welche ihr die Dienerin hinhielt, ein schwarzes Sammtband um, was ihr bey der Zartheit ihrer Haut, dem Rosenhauch auf ihren Wangen, den blauen zarten Adern, die sich längs ihres lilienweißen Halses hinschlängelten, wirklich etwas von einer Ordens-Novice geben mochte. Wie man sie zur Mittagstafel rief, fand sie eine Menge Menschen versammelt, deren Namen man ihr nannte, die sich neugierig zu ihr drängten, und gleichgültig von ihr fortgingen. Sie blieb während der Tafel stumm und unbemerkt; ihre Mutter erlaubte ihr, wie sie später ins Schauspiel fuhr, auf ihr Zimmer zu gehen, denn außer dem Hause sollte sie doch nicht in ihrem Kostgänger-Kleidchen erscheinen. Emma richtete ihren Nähtisch ein, und setzte sich dann an ein Klavier, das ihr die Mutter in ihr Zimmer gestellt, mit der Bitte, die Musik zu einer ihrer Hauptbeschäftigungen zu machen. Als Beschäftigung hatte sie dieselbe noch nie angesehen, nur als ihr tägliches Vergnügen, ihre Erhebung, ihre Freude. Sie hatte einen sehr gründlichen Lehrer gehabt, und versuchte ihr Wissen an einigen auf dem Klavier liegenden Musikalien. Sie gefielen ihr nicht, aber ihre Geschicklichkeit ließ sie Schwierigkeiten überwinden, und nach einer Stunde freute sie sich, der Mutter einen Beweis ihrer gelungenen Bemühungen geben zu können. Noch ehe die Gräfin heim kam, hörte sie schon Wagen anfahren, und auf ihre Frage berichtete ihr der Diener, daß sich nach dem Schauspiel noch Gesellschaft bey ihrer Mutter versammelte. Die Reise, die Erwartung, die Befremdlichkeit alles dessen, was sie umgab, und die ihr in jeder Rücksicht als Fehlschlagung vorkommen mußte, hatte sie körperlich so angegriffen, daß sie bey ihrer bisherigen, der Jugend so heilsamen Gewohnheit frühen Schlafes und frühen Erwachens in die größte Angst gerieth, bey dem Gedanken noch so spät unter lauter fremden Menschen wachen zu müssen. Ihr Herzweh überwiegend, brachte diese Angst eine Art Fieber in dem zarten Mädchen hervor, das den Glanz ihrer Augen, die Durchsichtigkeit ihrer Haut zu so einem Grad erhöhte, daß der kleine Zirkel, der schon um die Gräfin versammelt war, sie bey ihrem Eintritt im Salon mit einer Art Bestürzung betrachtete, in der Beyfall, und bey den Bessern Besorgniß lag. Die kindliche Gestalt in Geisterverklärung ergriff selbst den weltlichen Leichtsinn. Die Gräfinn stellte sie nach und nach den Eintretenden vor, die verbindlich grüßten, aber, durch ihren Anzug und ihre Zartheit irregeführt, als einem gefeyerten Kinde begegneten. Jetzt trat auch ein Mann herbey, der nicht mehr Jüngling und auch nicht das war, was Emma späterhin als schön bey den Männern rühmen hörte, der aber durch den in seinen Zügen ausgedrückten Ernst und Güte Emma weniger als die andern Männer erschreckte. Emma, sagte die Gräfin, Graf Herbert war deines Vaters Zögling, sein Waffengefährte, du kannst ihn als den nächsten Freund unsers Hauses betrachten. Die Erinnerung an ihren Vater unter diesem Schwarm fremdartiger Geschöpfe war für Emma, wie eines Engels Erscheinung dem Pilger in einer menschenleeren Wüste seyn kann. Ihr seelenvoller Blick heftete sich begierig auf den Fremden, und ehe sie sich noch über den Eindruck, den sein Gesicht auf sie gemacht, Rechenschaft gegeben hatte, befand sie sich in einem freundlichen Gespräch mit ihm, über ihr geliebtes Montmirail, über Alles was sie zurückgelassen, und sie fühlte, wie ihr Herz seit ihrer Ankunft im Gespräch mit diesem Manne zum ersten Mal natürlich schlug. Jetzt nahm sie wahr, daß Graf Herbert wiederholt zu einer Gruppe junger Damen, die sich mit einigen jungen Herren unterhielten, hinüber sah, wie sie ihm eben mit dem Wunsche, nun auch etwas Angenehmes über ihrer Mutter Haus zu sagen, ihre Freude an Theodor schilderte, unterbrach er sie, und sagte mit einer Wärme, die ihr unendlich wohlthat: „Hoffentlich, mein theures Fräulein, finden Sie bald andere Gespielen, die auch nach Ihren Freunden von Montmirail Ihr schönes Herz gewinnen werden. Erlauben Sie mir den ersten Versuch zu machen, indem wir uns an jene jungen Damen anschließen." — Er stand zugleich auf und nahte sich jener Jugend. Emma folgte willig, weil sie sich durch des Grafen Gespräch freyer fühlte. Der Empfang, den sie bey ihren Jugendgenossen fand, konnte ihren Muth nicht aufrecht halten: kalt, fast verächtlich blickten sie auf das kleine Kostfräulein, wie sie schon von ihnen genannt ward; die Eine fragte: ob sie in ihrer Pension auch große Gesellschaft gehabt? — Wir waren immer in großer Gesellschaft, denn in unserm Haus lebten über fünfzig Personen, und im Sommer wurden wir von den benachbarten Gutsbesitzern stets gütig empfangen," antwortete Emma mit einer Milde, die wol Barbaren, aber keine Salonsfräulein entwaffnen konnte. „Nun, und was hatten Sie denn im Winter für Gesellschaft?" — Emma wendete sich fragend an den Grafen: „Gesellschaft? Wir brauchten keine Gesellschaft. Wir arbeiteten, wir machten Musik, tanzten." — „Ich dächte, nahm Graf Herbert das Wort, diese Damen thäten desgleichen, um Fräulein Anberg mit unsern Zeitvertreiben bekannt zu machen." — Es kostete viele Umstände, ehe eine der Fräulein einwilligte, sich an den Flügel zu setzen; sogleich aber vereinigten sich Alle. Emma aufzufordern, um ihr zu folgen, man drang ohne Schonung in sie. Die Musik, die sie so eben gehört hatte, bewies ihr, daß ihre Montmirailer Fugen, so wie ihre Jura-Liederchen, hier eine schlechte Rolle spielen würden; ängstlich bat sie, Noten-Boten zu dürfen, und von Herberts freundlicher

Nähe ermuthigt, wagte sie es, die Variationen zu spielen, die sie erst diesen Nachmittag eingelernt hatte. Sie waren nicht sehr schwer, aber Emma trug sie vollendet vor, so daß ein Paar ältere Herren am Spieltisch ihre Köpfe ausstreckten, um durch die Flügelthüre zu sehen, wer am Klavier säße. „Bravo! rief der eine der Gräfin Alpeck zu, die nicht von ihren Karten aufblickte; man sollte glauben, Fräulein Anberg käme aus der vornehmsten Pariser Pension.“ Eben so lobend drückten sich die jungen Herren aus, sehr stumm wurden die jungen Damen, und Graf Herbert, der nun genug gethan zu haben glaubte, um sie an ihren kaltherzigen Jugendgenossinnen zu rächen, unterhielt sich mit ihr über ihren Musikunterricht, ohne sie zu weiterer Bemühung um die Gesellschaft zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus einem Privatschreiben von Berlin....

(Beschluß.)

Wenn seine Seele in den Wogen des Zweifels, oder in den Tiefen des Nachdenkens nach dem ängstlich erschnten Mittelpunkt ihres Daseyns suchte und diesen nicht gleich und nicht auf der Oberfläche fand, so war ihm dieses nicht nur peinlich, sondern auch widrig und langweilig und in dieser Unbehaglichkeit schnitt er auch hier die Gespräche des eigenen Geistes mit barocker Gewaltthätigkeit, mit verzweifelter Lustigkeit entzwey. Daher das Unheimliche, das aus seinem Ernst wie aus seinem Scherz mit hundert schwarzen Augen (wie der Dichter sagt) hervorsieht; daher die große Aehnlichkeit dieses Schriftstellers mit dem seines Talents nie Herr gewordenen Klemens Brentano; daher aber auch der Mißverstand, daß er ein humoristischer Dichter sey, der Mißverstand sage ich, denn der ist ein humoristischer Dichter, der die Extreme alles Menschlichen in harmonischer Schönheit darzustellen weiß, nicht der, in dessen Seele sie mit unversöhnlicher Feindschaft einen Alles zerstörenden Krieg führen. Ordinärerweise aber nennt man jeden Autor einen Humoristiker, der pagina 1 sentimentalisirt und pagina 2 Spaß macht, wozu man aber weder so geistreich wie Hofmann noch so allseitig harmonisch wie Jean Paul zu seyn braucht. Das erwähnte Buch gibt außerdem noch vielfältige Aufschlüsse über die zerstückelte Lebensansicht und barocke Manier eines Autors, der ein so unersättlicher Liebhaber von Geheimnissen und Räthseln war, daß sein krankhaft gereizter Sinn sie überall und auf der äußersten Oberfläche des Lebens erblickte, allwo er dann bald dieses bald jenes Phantom mit augenblicklicher Jagdlust flüchtig verfolgte und auf diese Weise niemals in die Tiefe: in die eigentliche Geburtsstätte der wahrhaften Geheimnisse und Räthsel, eindrang. So steht er in diesen nachgelassenen Bruchstücken seines Lebens, mit seiner Einsicht und seinen Neigungen, seinen Talenten und seiner Gesellschaft, seiner Jugend und seinem Alter, kurz mit allen seinen disparaten und nie vereinten Eigenschaften, selbst als eine räthselhafte Erscheinung da, und ist gleichsam das Ur- und Normalbild seiner eigenen, ihm selbst Furcht erregenden Larven, Gespenster, Zauberer, Wahnsinnigen und anderen Hohlspiegelgebilde. Das ist der Reiz dieses in der That merkwürdigen Buches, und dieses derben Reizes wegen wird es viel gekauft und viel besprochen. Ich wünschte, daß Sie diese Schrift in ihren Blättern vielfach empfehlen möchten; theils der Wittwe wegen, deren Eigenthum dieses Werk ist, und die allgemein als ein Muster ehelicher Liebe und Aufopferung geehrt wird, theils weil der Psycholog wirklich reiche Ausbeute in diesem Buche finden wird; wenn auch nicht jedes abgedruckte Zettelchen eine hohe Merkwürdigkeit seyn dürfte, wie dieses der Herr Herausgeber allzu freundschaftlich behauptet. Auch kann ich nicht, wie er, seinen Freund zu den Heroen unserer Dichter zählen; meiner Einsicht nach, die ich Ihnen aber nur als eine individuelle gebe, verhält er sich als Dichter zu den Heroen der Dichtkunst, wie sich derjenige zu einem vollendet großen Schauspieler verhält, der das Talent besitzt, das Aeußerlich-Auffallende an Diesem und Jenem zu bemerken und es in karikirter Uebertreibung nachzumachen. Was Hofmann aber als Mahler, Musiker, und Rechtsgelehrter sey, hierüber steht mir kein Urtheil zu. Möge dieses nachgelassene Werk auch im südlichen Deutschlande eben so vielfältig gekauft werden, als es hier gelobt und besprochen wird! Dahingegen ist es Ton hier und Taktik von einer anderen litterarischen Erscheinung durchaus nicht zu sprechen. Unsere Stillen im Lande (ich nenne Berlin ein Land, so wie der ächte Pariser seine cour, ville und fauxbourgs, pays nennt), unsere Stillen im Lande kreuzen und segnen sich, wenn nur der Titel dieses Schriftchens genannt wird, und diesen Stillen zu Liebe und sich selbst zum Vortheil, schweigen auch die sonst nicht Stillen still von dieser höchst unvermutheten Unannehmlichkeit. Der einsichtige Leser wird es wohl schon errathen haben, daß es eine der neueren Novellen Tiecks ist: die Verlobten, worüber man sich ein absichtliches und gewissenhaftes Schweigen hier angelobt hat, weil die prägnante Wahrheit dieses nach dem Leben gezeichneten Gemäldes durch keine andere Wehr als durch die karthäusische und trappistische Schutzwaffe des Verstummens zu bekämpfen ist. Eben deßwegen aber muß man von Zeit zu Zeit dieses meisterhaft ausgeführte Nachtstück wieder in Erinnerung bringen und darauf aufmerksam machen, wie kunstreich das dunkle Treiben heuchlerischer Frömmeley mit dreyfachem Lichte beleuchtet wird, mit den Blitzen des Spottes, mit der Fackel der Wahrheit und mit der milden Mondesbelle ächtreligiöser Menschenliebe. Denen, welchen man die Augen fest zugebunden hat, um sie nach Willkühr zu leiten, und die nun in ununterbrochener Nacht Alles sehen, was sie sehen sollen und nicht sehen, was man ihnen verbergen will, denen ist nicht zu helfen; ihr lichtentwöhnter Blick würde Gottes liebe helle Sonne nicht mehr ertragen; aber denen, welche die Augen lügenhaft zudrücken und listig und heimlich blinzeln, denen soll man unaufhörlich zurufen und recht laut, daß es alle Welt höre: „Ihr seyd Heuchler! Ihr seyd selbstsüchtige, auf eigenen weltlichen Vortheil bedachte Betrüger! — Exempla sunt odiosa; sonst könnte man hier so manches Medebuch vielgeliebter Schriftsteller anführen, die bald im Gewande der Philosophie, bald im Weihrauchduft der Salbung, bald im bannstrahlschleudernden Gewölke dictatorischer Alleinseligmachung erscheinen und sich verehren lassen. Es mag aber unterbleiben, weil man sonst in ein nicht hieher gehöriges politisches Gebiet gerathen würde; und weil es Krankheiten der Zeit gibt, die nur allein die Zeit zu heilen vermag. Ueberdieß fürchte ich, daß mein Brief übermäßig lang ist; ich muß es mir also für mein nächstes Schreiben vorbehalten, Ihnen noch von einigen neuern Büchern zu sprechen, von denen man hier nicht spricht. —

Nro. 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. Juni 1823.

Keiner, auch nicht der Beſt',
Je von ſeinem Triebe läßt.

Perſiſche Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

II.

Ein hungerdürrer Hund
An Städtleins Pforten ſtund,
Und ſah das Laiblein Brod,
Das hergekollert kam,
Vom Thor durch Staub und Koth
Den Lauf zu Felde nahm.

Der Hund mit lautem Schreyn
Ihm bellend hinterdrein:
O Kraft von Seel' und Leibe!
Des Herzen Gier und Ruh!
O ſüße Himmelſcheibe,
Wohin entrolleſt du?

Das Laiblein ſprach darauf:
Ich nehme meinen Lauf
Hinaus durch jene Wüſte,
Wo Wolf und Tiger brüllt,
Und Schlang' in Sand ſich hüllt,
Wem dort nach mir gelüſte.

Der Hund verſetzte ſchnell:
Das ſchreckt mich nicht, Geſell!
Und ob dem Krokodill
Du laufeſt in den Rachen,
Und in den Schlund dem Drachen,
Ich ſtets dir folgen will.

Ich hab' alle nach dir
Gebrannt in heißer Gier,
Und wie die Welt entlang
Du rollen magſt und rollen,
Was könnt' ich Beſſers wollen,
Als folgen deinem Gang!

Die Schwefelbäder bey Montmorency.

(Fortſetzung.)

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerm zu ſprechen, nämlich von der zweymonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freylich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen, und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön, verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie folgt verfahren. Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriede-

ner Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf seine landwirthschaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luftschlösser. Er liebte die Jagd sehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem seinen Willen, und nur an Festtagen, die ich mir zu diesem Zweck alle beweglich gemacht, bedielte ich mir die Herrschaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unsern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf seinen entfernten Maiereyen, und wir hätten selten eheliche Zwiste. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leserinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Person, wie Cäsar, und im Indikativ, wie die Weltgeschichte, von mir erzählen.

An einem schönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte schlaftrunken, der Himmel löste seine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, sprach er zu seinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, seyn Sie so gut, und lassen Sie meiner Frau sagen, daß ich da bin." Der Graf war gegen seine Jagddienerschaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartensaale legte er seine Tasche ab und zog die Ladung aus der Büchse; die Jagd war sehr unglücklich gewesen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgestoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam schüchtern herbey, und sprach mit ängstlicher Stimme: „Erschrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen ist es vorüber. Sie brauchen sich gar nicht zu beunruhigen." Der Graf stieß zornig seine Büchse auf den Boden. — „Elster, Staarmatz, Gans, was schnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber soll ich nicht erschrecken?" Das Kammermädchen erwiederte: „Sie können ganz ruhig seyn, die gnädige Gräfin befinden sich etwas unwohl, und haben sich zu Bette gelegt." — „Schon gut, brummte der Graf, schick' Sie mir den Heinrich." — Heinrich kam, seinem Herrn die Stiefeln auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er sich ungeschickt dabey, und bekam einen leisen Fußtritt; so sanft hatte Heinrich den Herrn nie gesehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer seiner Frau. Die schöne Gräfin richtete sich im Bette auf; sie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?" frug der Graf so zärtlich, als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da bist, jetzt ist mir schon viel besser. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten." Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauspielerin, die schon in bedeutenden Rollen aufgetreten, stotterte doch, als sie diese Worte sprach, und ward rosenroth im Gesichte. Der Graf — er besaß große Allodialgüter, und war seiner ganzen Collateral-Verwandtschaft spinnefeind — als er seine Gemahlin erröthen sah, faßte ein freudiges Mißverständniß, und drückte der Gräfin so fest und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Diese schrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au ist zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen schönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leserin brauch' ich es wol nicht zu sagen, daß jenes Au nichts war, als die erste Scene einer kleinen dramatischen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht so spät in der Laube zu sitzen; du hast dich gewiß erkältet; das kommt davey heraus!" Nach diesen Worten wünschte der Graf seiner Gemahlin gute Nacht, und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand sich die Gräfin beym Frühstück ein, und erklärte sich für ganz wieder hergestellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man suchte darnach, es fand sich nicht. „Steht etwas Interessantes darin?" fragte der Graf. Die Gräfin erwiederte, sie habe es gestern, weil sie sich zu Bette gelegt, nicht gelesen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und schlürfte ein Löffelchen aus der Tasse ihres Mannes, ehe sie ihm dieselbe hinreichte, um zu versuchen, ob der Kaffee süß genug sey — eine zarte Aufmerksamkeit, die sie für feyerliche Gelegenheiten versparte. Darauf brachte sie ihre eigene Tasse an den Mund, vermochte sie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitlosigkeit, und daß ihr der Mund so bitter wäre. „Meinst du nicht, liebes Kind — sagte der Graf — daß es gut sey, den Arzt aus der Stadt holen zu lassen?" — „Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indessen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin." Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwey Stunden fuhr der Arzneywagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, schüttelte den Kopf, Frank, sein Polarstern, zog sich hinter Gewölk, und vom menschlichen Herzen, diesem Kompasse auf dem Meere zweifelhafter Geschichten, verstand der gute Doktor nichts. In seiner Spezial-Inquisition erlaubte er sich verbotene Suggestionen; die Gräfin verwickelte sich in ihren Antworten, klagte über die widersprechendsten Leiden, stotterte, ward wiederum roth. Der Graf lächelte abermals und sprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein lassen."

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der schönen Gräfin auch fort. Sie ließ sich vom Doktor die jüngsten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte diesen endlich: „Waren Sie schon draußen auf dem Freyhof beym Baron Habersack gewesen? Er ist krank." — „Ich bin sein Arzt nicht," erwiederte der Doktor seufzend. — „Ich weiß das, sagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baronesse von Ihnen gesprochen, sie wird Sie

rufen lassen." — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baronesse, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herstellen könne, aber der Baron ist eben so geizig, als seine Gemahlin großmüthig ist. Sie verläßt sich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereise als unerläßlich zu seiner Heilung vorschreiben werden." — „Gnädige Gräfin, eine Badereise wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen." — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelassene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badort würden Sie empfehlen?" — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?" — „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte sterben vor Langeweile." — „Was halten Sie von Ems?" — „Man erkältet sich dort Abends zu leicht." — „Lieben Sie Kannstadt?" — „Ich hatte mir dort sehr gefallen; schade nur, daß die Esel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt so lustig machen. . . . Doktor, was denken Sie von Montmorency bey Paris, die dortigen Schwefelbäder werden sehr angerühmt, und scheinen mir für meine Umstände ganz zu passen?" — „Ich kenne sie; glauben Sie doch der französischen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Wasser geworfen, und sich damit gewaschen, thut dieselben Dienste, wie das Bad von Montmorency." — „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reise, Paris, die Zerstreuungen." — „Freylich, gnädige Gräfin, Sie haben Recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß sehr heilsam." — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, seyn Sie geschickt, Sie werden Müde haben." — „Gnädigste, ich führe eine Schlange in meinem Wappen."

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb sich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch seinen nahbegüterten Collateral Verwandten eine schadenfrohe Botschaft zu bringen. „Wartet nur, naseweiser Bruder — sprach er lachend vor sich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zusammen essen, die gesalzen seyn soll." Endlich kam der Arzt, er stürzte ihm entgegen, faßte ihn an beyden Händen und sprach: „Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flasche Madera?" Der Doktor zuckte bedeutend die Achseln. — „Man kann noch nichts sagen, werthester Herr Graf. Man muß der Natur Zeit lassen sich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verschrieben, zum Versuch blos." — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" — „Es ist eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern suchen muß." — „Gicht! Doktor. Meine Frau ist erst drey und zwanzig Jahr alt, so jung und schon die Gicht! Ich habe sie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreisen, von dem tagelangen Reiten." — „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und stärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet sich jetzt häufig bey jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwasser-Trinken." — Graf Opodeldoc ließ sich das gesagt seyn; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menschheit in ihrem gesunden und kranken Zustande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer seiner Frau, ergriff beyde dort stehende vollgefüllte Zuckerdosen, und schüttete ihren Inhalt zum Fenster hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbey geflattert, und schlich langsam und verdrießlich wieder fort, als sich nichts zu picken vorfand. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beschluß.)

Auf dem Hoftheater sahen wir zum ersten Mal: Eine Stunde in Carlsbad, nach Scribe in einem Akt. Ein ähnliches unter dem Titel: Eine Stunde in Pyrmont, von D. Töpfer, ist wahrscheinlich nach demselben Original gearbeitet. Das Stück ist lebendig und hat komische Züge, die Intrigue ist aber zu gewöhnlich. Der Bearbeiter hat sich nicht genannt, da ich aber dieser anspruchlosen Kleinigkeit eben keine Splittern aufzustechen mich gedrungen fühle, so ist es wohl einmal erlaubt zu rathen und Herrn von Kurländer hier zu nennen, dessen Bearbeitungen sich gewöhnlich durch Fleiß und Umsicht auszeichnen. Er strebt so viel möglich, die exorterische Pflanze zu akklimatisiren. Daß die Bemühung doch zuweilen fehlschlägt, liegt oft an unmerklich kleinen Bezirkungen, oder Lokalelementen, die dem Auge des Bearbeiters leicht entschlüpfen, und erst bey der Aufführung ihren Einfluß verrathen. Herr von K. bringt seine dramatischen Gaben nicht zu häufig, er kann sich also Zeit nehmen; er wird nicht durch Gewinnsucht angetrieben, sondern durch Liebe zur Sache und Lust an der Beschäftigung; Eigenschaften, die nicht viele Verdeutscher und Verpflanzer mit ihm theilen. Gewöhnlich werden seine Stücke zuerst auf dem Hoftheater gegeben, und es scheint, wie billig, auf diesen Vortheil angelegentlich zu halten.

Die nächste italienische Oper wird il Barbiere di Seviglia seyn. Auf dem Theater an der Wien wurde zum Vortheil des thätigen Chordirektors Schwarzböck die Zauberflöte neu einstudirt und mit vielen neuen Erscheinungen gegeben. Ein Anfänger versuchte sich als Tamino, man glaubte aber, er werde seine Versuche noch oft wiederholen können, ehe er die Feuer- und Wasserprobe glücklich überstehe. Eine Choristin sang die Königin der Nacht. Stimme und Geläufigkeit sind da, aber sie müssen durch das Licht der Weisheit noch geläutert werden. Pamina wurde von der Sontag gesungen. Die mangelhafte Besetzung vieler Partien mochte dem sonst so glänzenden Erfolg der beliebten Sängerin etwas Eintrag thun. — Der Schauspieler Demi, seit längerer Zeit bey verschiedenen inländischen Provinzialbühnen engagirt, trat als Unbekannter in Menschenhaß und Reue auf. Der Erfolg war nicht besonders. Man fand seinen Vortrag etwas tanzelmäßig und eine gewisse Manier, die man mit dem Ausdruck: geheimnißvolles Thun, bezeichnet hat. Dieser Schauspieler besitzt Gefühl und Beurtheilungskraft, ohne Zweifel wird er's künftig besser treffen; die Gastspiele scheinen aber tapgiam vorzurücken. — Gleich hat schon wieder ein neues Stück vom Baume gebrochen: Narrheit und Zauberey mit Gesang in zwey Akten. Im Grunde ist es nur eine Variation seines „Eheteufels am Reisen." Und gleich sind zwey neue Produkte von diesem betriebsamen Theaterfabrikanten angekündigt worden, deren Eines eine Parodie des unvergeßlichen Spektakelstücks: Ein Uhr, seyn wird. Die meisten Erscheinungen dieser Art geben

so schnell vorüber, wie sie entstanden sind. Indessen können drey Poeten wie A. G. wenigstens Jahrelang eine Bühne jeden Abend mit einer Neuigkeit versehen, und man muß es ihm und seinem Mitarbeiter im Weinberg des Volkstheaters, Meisel, wenigstens zum Lobe nachsagen, daß sie, wenn ihre Stücke durchfallen, sich still und bescheiden ihrem Schicksal unterwerfen, nicht aber, wie manche Andere, mit beyspielloser Arroganz der allgemeinen Stimme zum Trotz, das erste Mißlingen für üble Laune des Publikums oder bösen Willen der Partheysucht, und plump-triviales Machwerk für ein Opus excellentissimum erklären, das immer mehr gefallen hat, und zehnmal mehr gefallen wird.

Auch auf dem Hoftheater der rezitirten Schauspiele ist nun Othello neu in die Scene gesezt worden; aber der ächte brittische, nach Voßens Uebersetzung für die Darstellung eingerichtet. Die Besetzung war wieder auserlesen. Anschütz leistete in der Hauptrolle Ausgezeichnetes, und gab hierdurch, so wie früher im Charakter des Lear, seinen vorzüglichen Beruf zur Darstellung Shakespear'scher Dichtungen zu erkennen. In der Desdemona fand die Müller eine ihres Talentes würdige Aufgabe. Die Vorstellung währte, des möglichst raschen Spieles ungeachtet, am ersten Abend von halb sieben bis halb eilf Uhr. Dieß mag auf die Sensation der Zuschauer etwas nachtheilig gewirkt haben; die zweyte Vorstellung dauerte nur bis gegen zehn Uhr; die Zufriedenheit des Publikums war allgemeiner und entschiedener.

Unlängst wurden auf zwey kolossalen Wagen und einem kleinern Beywagen die Seltenheiten und Kunstschätze, welche der König von Neapel und der Prinz von Salerno hier angekauft haben, nach der Residenz dieses Monarchen transportirt. Man schätzt den Werth derselben auf mehrere Millionen Gulden.

Man sagt, der Eigenthümer des Theaters an der Wien stehe im Begriff, das Theater in der Leopoldstadt zu kaufen, werde aber einen ganz neuen Bau aufführen. Wird ohne Zweifel sehr elegant werden! Interessen soll in einer Bude fortgespielt werden. Früher hieß es, das Theater an der Wien würde wieder ausgespielt werden. Dieß Mährchen widerlegt sich selbst.

Auf dem Hoftheater ist nun auch, zwar etwas spät, doch desto vorzüglicher, die Brautwahl, Lustspiel in drey Aufzügen, nach Picard von Lembert, aufgeführt worden. Im Jahr 1817 wurde es zum ersten Mal in Berlin gegeben. Das Original hat den Vorzug eines raschen Ganges, eines stets wachsenden Interesse und einer leichten, gut geordneten Charakterzeichnung. Die Bearbeitung ist eine sehr gelungene Uebertragung; das ursprünglich Nationelle schmeckt nirgends vor, der Dialog ist natürlich, leicht und mundrecht. Dem Bearbeiter kommt seine gute Bühnenkenntniß wohl zu statten, und unlängst wurde das von ihm nach Walter Scotts Roman verfaßte Schauspiel: Die Flucht nach Kenilworth, durch die glückliche Abänderung der selbst im Original empörenden Katastrophe, in Berlin mit vielem Beyfall aufgenommen. Die hiesige Besetzung der Brautwahl war vortrefflich. Die Löwe hob durch ihre sich überall verbreitende Anmuth die nicht sehr bedeutende Rolle der Frau von Dorffling ungemein, wie denn die in dieser Künstlerin waltende ächt weibliche Zartheit wohl nicht leicht auf einer deutschen Bühne übertroffen wird. Das Stück erfreute sich des glücklichsten Erfolgs, und ist bereits schnell nach einander mehrmals bey zahlreicher Versammlung wiederholt worden.

Ein neues Melodram: die zwey Säbelhiebe, hat auf dem Theater an der Wien nichts gemacht, und es verlohnt sich nicht der Mühe, einen Streich darnach zu thun. Das neueste Stück von Gleich, als Parodie des Melodrams: Ein Uhr, führt den Titel: „Sechzig Minuten nach zwölf Uhr.“ (Nach Adam Riesens Rechenbuch: Ein Uhr!) soll als Parodie der Melodramen überhaupt gelten, weil schon eine frühere desselben Stücks von Meisel da ist. Der ächt-komische Ignaz Schuster kündigt die erstgenannte als seine Benefice-Vorstellung in einer hiesigen Zeitschrift an und fügt das Personal mit bey. Da kommt denn unter andern vor: Rauser, ein reicher, und dabey sehr unbändiger Mann. Adelheid, ein pfiffiges Mädl, weil sie lieber einen reichen als armen Mann heyrathet. Faya, die Waldhexe, kann mehr als Birn braten. Der Dichter des Melodrams, sehr ängstlich, baut aber auf Nachsicht. (Gut charakterisirt!) Askuri, ein stummer Waisenknabe, der spricht. Gespenst, Namen und Charakter unbekannt u. s. w. Unterzeichnet: J. S., Hoftapellsänger und Opernregisseur. — Wozu braucht denn der wackre J. S. solche Quisquillen? Kommt er sich etwa als Kapellsänger zu ernsthaft vor? —

Im Circus Gymnasticus des Kunstbereiters, Herrn de Bach, im Prater hat sich jezt die Gesellschaft des Monsieur Gautier mit ihren Hexenkünsten etablirt. Kenner dieser, zur höhern Kultur der Menschheit so unentbehrlichen Kunst, rühmen den Meister selbst, M. Didier Gautier, ganz vorzüglich. Er soll als Voltigeur Alles hinter sich zurück lassen. Sein Stilletiren, Paradiren und Tournieren soll, wie man sonst zu sagen pflegt, ganz extra seyn. Das Non plus ultra zeigt er aber, wenn er sich mit herkulischer Kraft im Pferde-Colopiren und in der schnellsten Carriere, in sitzender Positur, ohne sich anzuhalten, auf den Sattel schwingt. Bravissimo! Ein Seitenstück zu dem grausend schönen Kunststück der Equilibristin Gärtner, die mit den Füßen an der Decke spaziren geht. Sie konnte es nur einige Mal produziren. Der Menuett auf den Candelabern ist beynahe Spaß dagegen. Man sagte sonst zum Ruhm der Frauen, es müsse Alles nur nach ihrem Kopfe gehen; endlich hat es eine doch dahin gebracht, auch auf dem Kopfe zu gehen!

Der Schauspieler Unzelmann vom Hoftheater in Dresden gab eine Reihe Gastrollen auf dem k. k. Hoftheater an der Burg. Zuerst als Landjunker im Intermezzo. Der Beyfall war allgemein. Man lobte die Natürlichkeit, Ruhe und Wahrheit seiner Darstellung, die in den Hauptsituationen zur ergreifenden Lebendigkeit gesteigert wurde. Einige wollten den Ton der Treuherzigkeit hier und da vermißt haben. Getheilter waren die Stimmen bey dem nächsten Gastspiel als Truffaldino (Diener zweyer Herren). Innere Komik, Gewandtheit und freye Behandlung traten überall hervor, der Styl neigte sich jedoch zu sehr dem Grotesken entgegen, und das Publikum des Hoftheaters macht in solchen Fällen, besonders an die Gäste, etwas strenge Anforderungen. Es will durchaus den Unterschied zwischen dieser und den Volksbühnen bezeichnet haben. Dessen ungeachtet wurden dem Gastspieler viele Aeußerungen des Beyfalls zu Theil, und nach der Vorstellung rief man ihn hervor, so wie das erste Mal. Die Danksagung mißlang etwas und gab den Witzlingen Stoff zum kommentiren. Mehrere seiner Darstellungen hat der Gast wiederholt, was den glücklichen Erfolg beweist. Unter den übrigen führe ich nur noch den Karl Ruf an, den er mit Regsamkeit und Laune, vorzüglich in den Scenen mit den Frauenzimmern, durchführte, und den Ferin in Donna Diana. Dieß war eigentlich der Probierstein, und der Gast bestand mit Ehren. Zwar streifte die Darstellung etwas an die theatralischen Manieren; doch ein ungemeines Feuer und eine gewisse auf deutschen Bühnen seltene, französische Lebendigkeit ersezte dieses reichlich. Man hofft diesen Gastspieler künftig als Mitglied des k. k. Hoftheaters hier zu sehen. — Donna Diana wird von der Löwe mit einer Grazie gegeben, in deren Glanz sogar der Stolz, bevor die Glut der Leidenschaft ihn noch berührt, zerschmilzt. Die Darstellerin schien sich dießmal mit besonderer Lust und Liebe zu bewegen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Nr. 45.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Juni 1823.

Baukunst.

Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung ꝛc. Veranlaßt und redigirt durch den königlichen Baurath J. M. C. G. Vorherr. Zweyter Jahrgang. München 1822. 4.

Der reichhaltige Inhalt dieser Zeitschrift erlaubt es nicht, bey der Anzeige derselben in das Einzelne einzugehen. Ihrer Bestimmung nach verbreitet sie sich über alles, was durch Werke der schönen Baukunst, der ökonomischen Baukunst, durch zweckmäßige Anlage ganzer Fluren und einzelner Plätze, durch Straßenbau, zur Verschönerung eines Landes beytragen kann, und sie unterläßt es auch nicht, auf die Fortschritte im Technischen aufmerksam zu machen, und die Versuche zu bemerken, die darin stattfinden. Ist das Bestreben des Herausgebers zu rühmen, für das Beste des Bauwesens, so wie für Verbesserung der Landeskultur, in vorzüglicher Rücksicht auf sein Vaterland zu wirken, so findet sich doch auch nicht wenig, was allgemein beachtet zu werden verdient, und sollte auch manches jezt nur guter Wunsch bleiben, so gibt es doch Anregung, mit der Zeit das Bessere sich erheben zu lassen.

Daß diese Monatsschrift gute Früchte gebracht und manche Verbesserung veranlaßt hat, ist nicht zu bezweifeln, besonders da durch die Bereitwilligkeit der bayrischen Regierung die Verbreitung der Schrift erleichtert wird, und ein jährlicher Beytrag von 500 fl. bestimmt ist, damit in jedem Landesgerichte Bayerns die Bauhandwerker, besonders die Maurer- und Zimmermeister, das Monatsblatt umsonst erhalten.

Bey der großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände in derselben, soll hier vorzüglich nur das bemerkt werden, was auf Kunst Bezug hat. Es werden Musterplane zu öffentlichen und Privatgebäuden angepriesen, jedoch mit der sehr richtigen Bemerkung; daß sie nicht unter öffentlicher Autorität erscheinen, nicht ausschließlich zur Nachachtung gegeben werden sollen. Dieses würde den freyen Geist der Kunst sehr beschränken, blos zu einer sclavischen Nachahmung führen, und jeder Aufstellung besserer Plane, als die vorgelegten, im Wege seyn. Solche Musterplane sollen nur zur Erweckung der Ideen dienen, um einen gegebenen Raum möglichst vortheilhaft zu benutzen, um zweckmäßige und gefällige Formen aufzustellen. Auch sollten dabey mehrere Architekten im Verein arbeiten, theils um desto mehr Verschiedenheit der Plane zu bewirken, theils wegen der verschiedenen Arten der Gebäude, indem ein Architekt sehr geschickt in der Angabe der Kirchen, Paläste und anderer großen Werke seyn kann, weniger glücklich in der Angabe kleiner Wohngebäude, Landhäuser, ökonomischer Bauwerke, was hingegen vorzüglich die Sache eines andern seyn kann. Auch sollten solche Musterplane, vor ihrer Bekanntmachung, der Prüfung erfahrener Künstler unterworfen werden. Um hierzu etwas beyzutragen, gibt Herr Baurath Vorherr Ansichten von Stadt- und Landgebäuden, nach italienischen und französischen Mustern. Einige von ihnen sind schön und gefällig, andere weniger annehmlich. Es lassen sich auch von diesem und jenem Plane einzelner Theile entlehnen, um daraus ein schönes Ganzes zusammen zu setzen. Bey allem aber sollte man dazu beyzutragen sich bemühen, die üble Gewohnheit ganz zu verdrängen, die Fenster ohne Einfassung zu lassen.

Herr Vorherr gibt auch einen Plan zu einem neu zu erbauenden Gottes- Pfarr- und Schul-Hause der evangelischen Gemeinde in der Altstadt zu München. Er bringt diese drey Gebäude in Eins, die Kirche in die Mitte, die Wohnungen über den Hallen an der vordern und hintern Ansicht der Kirche. Allein ob eine solche Einrichtung allgemein Beyfall finden möchte, zweifeln wir, da das Wohnhaus einen andern Charakter an sich trägt, eine andere Anlage verlangt als eine Kirche. Bey dem hier gegebenen Plane gibt das Wohnhaus den Ausschlag, und das Ganze hat die Gestalt eines Wohnhauses, das Höhere ist also dem Niedern untergeordnet. Der Thurm allein würde nicht genug Auszeichnung zur Darstellung der Kirche geben, da auch andere Gebäude Thürme erhalten. Uebrigens würde nur Ein Thurm, an der einen Seite des Gebäudes angebracht, wie die Zeichnung vermuthen läßt, bey der daraus entspringenden unsymmetrischen Anlage, dem Ganzen nicht das beste Ansehen verschaffen.

Es finden sich auch gute Bemerkungen, über Landes-Verschönerungen im Allgemeinen, vom Kreis-Bauinspektor Voit in Augsburg, die Beachtung verdienen. Die Landes-Verschönerung wird erhalten durch rationelle Landwirthschaft, Architektur und Gartenkunst, die einander die Hände bieten, um ein Ganzes darzustellen, aus dem wahrer Nutzen, Heiterkeit und Frohsinn hervorgehen. Der Ackerbau ist die Basis des National-Wohlstandes, und die Landwirthschaft hat einen großen Antheil an dem Plane zur Verschönerung eines Landes, da ein cultivirtes Land einen erfreulichern Anblick gewährt, als eine Steppe. Mit dem Oekonomen hält der Architekt gleichen Schritt, und unter seiner Hand können sich ganze Ortschaften nach und nach neu gestalten und Ordnung und Reinlichkeit erhalten. Die Werke der Architektur können von der Gartenkunst neue Reize und Anmuth gewinnen, da durch artige Garten-Anlagen, durch geschmackvolle Anpflanzungen von Bäumen, welche ohne großen Aufwand können bewerkstelligt werden, eine Flur große Verschönerung erhält.

Was hier im Allgemeinen über Landes-Verschönerung vorgetragen wird, dazu können die in einzelnen Aufsätzen des Monatsblattes bemerkten Verschönerungen von Dörfern durch regelmäßige Anlagen, von zweckmäßiger Einrichtung der Landgebäude, von Verbesserungen der Wege und Straßen in Städten und auf dem Lande, von richtiger nach regelmäßigen Baulinien bestimmter Stellung der Gebäude, zum Beyspiel dienen, wovon einiges wirklich ausgeführt, anderes in Vorschlag gebracht ist.

In den jedem Stücke des Monatsblattes beygefügten Miscellen befinden sich manche interessante Nachrichten über nützliche Einrichtungen in Städten, Dörfern und auf dem Lande, auch sind mehrere die Technik betreffende Gegenstände beygebracht. Und so wie viele von jenen Nachachtung verdienen, um Anregung zu Verbesserung zu erwecken, so können diese dazu beytragen, um im Technischen Fortschritte zu machen. St—s.

Alterthümer am Rhein.

Von Dr. Dorow.

VI.

In dem ehemaligen churmaynzischen, jetzigen nassauischen Dorfe Hedderndeim, — einem von Hadrian angelegten Kastell — werden täglich noch viele merkwürdige römische Alterthümer gefunden, welche leider nicht in Eine Sammlung vereiniget, sondern vielmehr da und dorthin verkauft, oft auch aus Unkenntniß verschleudert werden. Mehrere denkwürdige Inschriften und Bildwerke aus Stein liegen wahrscheinlich noch vereinzelt in dem von Breidbachschen Hause in Hedderndeim; — wenn dieselben jetzt nicht, was zu erwarten ist, von der sich in Wiesbaden bildenden Alterthums-Gesellschaft in das von dem alles Schöne und Gute beschützenden Herzoge von Nassau angewiesene Lokal im Schlosse zu Wiesbaden, gebracht worden sind.

Unter diesen Alterthümern befand sich auch eine sehr schöne Inschrift mit der Statue eines Genius geziert. Es ist ein halbnackter Jüngling, dessen Haupt eine Lorbeerkrone trägt, in der rechten Hand die Patera, in der linken ein Füllhorn haltend. Die Inschrift, — welche uns schon Fuchs in seiner Geschichte von Mayng 2ten Band 13 Seite mitgetheilt und die als bekannt vorausgesetzt werden kann, — ist dem Genius der Plateae novi vici gewidmet. Fuchs theilt uns Seite 24 Band 2 noch einen Gelübdestein mit, der in Hedderndeim gefunden, ebenfalls dem Genius der Plateae novi vici geweihet ist. Bis jetzt war also der Altar der alten Hauptstraße noch nicht bekannt. Er ist in diesem Jahre ausgegraben und ein glücklicher Zufall hat ihn mir in Gemeinschaft mit mehreren interessanten Alterthums-Gegenständen zugeführt. Es ist ein sehr wohl erhaltener, reich verzierter Altar, mit der Inschrift:

IN H D D
PLAT. PRAETOR.
ARAM QVI
GENIVM
SANTONIVS
GRATVS D. D.
IMP : : : AVG
III T. DIONE COS

welche ein verehrter Freund also liefet: In honorem domus divinae Plateae Praetoriae aramque et Genium Sextus Antonius Gratus dono dedit Imperatore Aurelio (Alexandro Severo) Augusto III et Dione (Cassius Apponius Dio) Consulibus.

Der Name des Kaisers ist absichtlich ausgekratzt worden, wie auf dem in Hedderndeim noch befindlichen Gegenstück der Beyname der 22 Legion, — Alexandrinae.

Dieser Altar erscheint nun als der Hauptaltar des römischen Lagerortes, ist vom Jahr 229 nach Chr. G., also ein Jahr älter, als das Gegenstück, welches zur Straße des neuen Quartiers gehörte, während der jetzt gefundene dem Hauptquartier von einem vornehmen Römer geschenkt ward. Derselbe ist nicht sehr tief unter der Erde an einer ziemlich langen Mauer, in dem Bezirke wo Alterthumskundige das Castrum hinsetzen, — gefunden, auf großen Steinen liegend, die ehemals vielleicht zum Fußgestell gedient haben mögen; die Schrift war nach unten gekehrt. Der Altar ist aus grauem Sandstein gearbeitet, hat ungefähr 2½ Fuß Höhe, die Vorderseite ungefähr 1½ Fuß, und die verzierten Nebenseiten 1 Fuß Breite.

Im Jahr 1821 erhielt das königliche Museum in Bonn ebenfalls aus Hedderndeim einen daselbst ausgegra-

kenen geflügelten Merkurkopf, welcher in Hinsicht der Größe, der Arbeit und des Materials vollkommen zu diesem Altar paßt und also vielleicht zu demselben gehört haben mag. — Die Arbeit dieses Kopfes ist zwar roh, doch spricht sich Charakter und ein bestimmter Styl aus, der allen römischen Bildwerken eigen ist, welche in hiesigen Gegenden gefunden werden.

Zürich. Mai.

Zu der in Nr. 91. und 92. vom Jahrgange 1821 des Kunstblattes angezeigten malerischen Reise an den Genfersee sind noch drey Blätter hinzugekommen, die auch einzeln verkauft werden, und als eine willkommene Zugabe zu dem größern Werke zu betrachten sind: 1. Le village de Bex au canton de Vaud. In einem von hohen Gebirgen eingeschränkten, anmuthigen Thale erblickt man dieses große und wohlgebaute Dorf. 2. Vue de l'eglise St. Martin à Vevey. Auf einer geebneten Anhöhe, von welcher man die Stadt und einen Theil des Sees übersieht, erhebt sich das ehrwürdig alterthümliche Gebäude, die untergehende Sonne beleuchtet nur noch die Zinnen desselben, ihr Licht streift anmuthig durch die am Rande der Platteforme stehende Baumreihe, und wirft noch einzelne erhellende Punkte in die große Schattenmasse des Vorgrundes. 3. Le Chateau de Vuflens. Dieses Schloß mit seinen wunderlichen Thürmen und Thürmchen ist durch die geistreiche Erzählung der Frau v. Montolieu (Alpenrosen 1815, S. 224) von Neuem ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden, die es schon durch seine herrliche Lage verdient. Der Standpunkt dieser Ansicht ist so genommen, daß man durch die links von dem Schlosse hinab sich ziehenden Schluchten und Thäler den See erblickt, hinter welchem sich der Montblanc majestätisch erhebt.

Alle drey Blätter sind von Hrn. Nordorf, einem Schüler des Hrn. Hegi sehr fleißig und zart in Aquatinta ausgeführt und mit großer Sorgfalt colorirt.

Ein neuer Schauplatz von Wundern der Natur und Kunst eröffnet sich in dem Voyage pittoresque au Lac de Côme. Pol. Zurich. chez Orell, Bueslly et Comp. 1822. (Prix 150 Pr. de france.) Funfzehn Blätter nach Wetzels Zeichnungen von Hegi, Hürlimann, Kälin und Nordorf in Aquatinta ausgeführt, und auf eine Weise colorirt, welche die bedeutenden, durch Uebung erworbenen Fortschritte der damit beschäftigten Künstler beurkundet. Folgende Blätter sind in dem Werke enthalten:

1. Ripa. Der obere Theil oder Anfang des Comer-Sees ist hier noch sehr enge begrenzt, und an den Ufern desselben weder Anbau noch Bevölkerung auffallend; die angrenzenden Berge sind zwar von sanftern, gefälligern Formen, erhalten aber durch die vielen dunkelgrünen Castanienbäume ein düsteres Ansehen. 2. Domaso. Hier ist man schon nach Süden vorgerückt; die Gegend ist offener und heiterer, die Bauart der Wohnungen schon ganz italienisch, und mehrere Landhäuser in gutem Style geben dem Orte ein wohlhabendes, städtisches Ansehen. 3. Gravedona. Noch umgeben hohe, imponirende Gebirgsmassen den See; aber sobald die Abhänge nicht zu steil sind, findet man sie überall angebaut: Dörfer, Höfe, Landhäuser, vereinzelte Capellen schmücken die verschiedenen Abstufungen derselben. Ein gewerbsames Städtchen liegt am Seegestade, und im Vorgrunde erhebt sich ein stattlicher Palast von geschmackvoller Bauart. 4. Musso. Durch sein ehemals so festes, nunmehr aber zerstörtes Schloß berühmt. Das wohlgebaute Dorf am Seeufer so wie die ganze hinter ihm sich erhebende Bergmasse liegt im Schatten, aus welchem nur einzelne Stellen durch Streiflichter hervorgehoben sind. Im Hintergrunde liegt das Dorf Dongo auf einer vorspringenden Halbinsel. 5. Menaggio. Am Ausgange einer Bergschlucht im Sonnenglanze liegend; über demselben am Abhange des Berges die Ortschaften Gaeta und Rezzonico. In der tiefsten Ferne am Seegestade zeigt sich wieder das Dorf Domaso. 6. Aussicht auf der Höhe von Menaggio gegen Lecco. Ueberaus reich und mannichfaltig ist hier der Anblick von den beyden Armen des Sees. In der Mitte erhebt sich das Vorgebirge Punta di Bellagio, an dessen Fuß das Städtchen dieses Namens liegt, auf dessen rechter und linker Seite die berühmten Villen Serbelloni und Melzi zu sehen sind. 7. Die Villa Sommariva. Weniger durch ihre Bauart, als durch ihre Lage ausgezeichnet, dem Vorgebirge von Bellaggio gegenüber, das hier dem Beschauer näher gerückt ist, als auf dem vorhergehenden Blatte. Ansehnliche Bergmassen schließen den Hintergrund; am Fuße derselben liegt Varena und ein wenig höher hinauf Cortenova. 8. Die Villa Melzi; ein berühmtes Werk der neuesten italienischen Baukunst, mit Gemälden von Appiani und Bossi und Statuen von Canova geschmückt, am Fuße des reizenden Hügels von Bellaggio in frischer Morgenbeleuchtung. 9. Die Villa Serbelloni, welche bereits in drey vorhergehenden Blättern in der Ferne zu sehen war, ist hier ganz nahe im Vorgrunde, oben auf dem Vorgebirge von Bellaggio. Das Gebäude hat wenigstens von dieser Seite nichts ausgezeichnetes, aber die Lage desselben gewährt die herrlichste Aussicht. Nach einer nicht ungegründeten Vermuthung soll hier dasjenige Landhaus des Plinius gestanden haben, welches er seine Tragodia nannte. 10. Die Insel St. Giovanni, auf der nur noch Trümmer der ehemaligen Gebäude zu sehen sind; der Standpunkt ist auf der steilen Anhöhe des Weges nach Como genommen. Dicht hinter der Insel erhebt sich das Vorgebirge Lanedo, und

in beträchtlicher Entfernung dasjenige von Bellaggio. 11. Die Villa des Plinius durfte in dieser Sammlung nicht fehlen, obgleich sie schon oft gezeichnet und beschrieben worden ist. 12. Palazzo al Ulmo, in der Vorstadt von Como; mehr der reizenden Umgebung als der Bauart wegen merkwürdig, die durch Ballustraden und Statuen auf dem Dache den Geschmack des vorigen Jahrhunderts bezeichnet, obgleich jezt noch immer daran fortgebaut wird. 13. Vico, die Vorstadt von Como. Rechts im Vorgrunde ist wieder der Palast al Ulmo an der Seestraße, weiter hin und näher gegen die Stadt selbst sind noch andere ansehnliche Landhäuser zu sehen; im Hintergrunde erhebt sich ein waldbewachsenes, schön beleuchtetes Gebirge. 14. Como. Die Stadt selbst liegt im Hintergrunde, am Ende des Sees, und am Fuße reich bebauter Anhöhen, die mit Dörfern, Landhäusern, Capellen und Kirchen wie übersäet sind. 15. Lecco, am Einflusse der Adda in den Comer-See; eine steinerne Brücke geht über den Fluß, gewaltige Felsenmassen erheben sich hinter dem Städtchen, und noch andere von seltsamer Form liegen am jenseitigen Ufer.

Diesen Blättern ist wie den frühern Sammlungen eine splendid gedruckte Beschreibung in französischer Sprache beygelegt, welche die nöthigsten Nachrichten und Hinweisungen in zweckmäßiger Kürze enthält, und wir möchten nur noch wünschen, daß es den Herren Verlegern gefiele, diesen Texten zur leichtern Orientirung jedesmal eine topographische Karte beyzufügen, da sonst im Uebrigen an dem Werke nichts gespart ist, und die lobenswerthe Sorgfalt, die geistreichen und vollendeten Zeichnungen des geschickten Künstlers getreu wieder zugeben, sich in der Ausführung überall kund thut.

J. H. Pf.

Landschaftgemälde von Hrn. Jakob Dorner, Centralgällerie Inspektor in München.

Wir zeigen dem kunstbefreundeten Publikum hier zwey Landschaften des Hrn. Dorner mit um so größerem Vergnügen an, als sie die ersten erfreulichen Arbeiten dieses Künstlers nach einer so langen traurigen Periode sind, während welcher derselbe, des Augenlichtes beraubt, auf die Ausübung seiner Kunst gänzlich verzichten mußte.

Schon im Jahre 1818 bemerkte Dorner, eben als er auf einer Reise nach Wien begriffen war, daß seinem rechten Auge immer ein dunkler Punkt vorschwebte, und es ihm bey seinen Studien nach der Natur vorkam, als sehe er die Gegenstände wie durch einen Nebel.

Dieß waren leider die nur zu gewissen Vorboten des grauen Staares, der bereits zu Anfang des Jahres 1819 schon so überhand genommen hatte, daß er im Februar sein lezres Bild fertigen, und von jezt an nach ärztlicher Verordnung sich aller weiteren Anstrengungen der Augen enthalten mußte. Erst im Herbste des Jahres 1820 ward die Krankheit zur Operation reif, und das Uebel durch die geschickte Hand des Augenarztes Hrn. Dr. Reiner so glücklich gehoben, daß es keinem Zweifel unterlag, der Künstler werde bald seinem Lieblingsgeschäfte wieder obliegen können. Doch kaum am rechten Auge geheilt, ward auch schon das linke von demselben Uebel so merklich befallen, daß dem Künstler die freudige Hoffnung, bald wieder Palette und Pinsel ergreifen zu können, auf lange Zeit vereitelt wurde.

Indessen erstarkte die Sehkraft des geheilten Auges so sehr, daß Dorner im December 1822 mit Beyhülfe einer Staarbrille und mit strenger Beobachtung mehrerer Ruhepunkte es wagen durfte, Hand ans Werk zu legen.

So entstand nun am Schlusse des leztgenannten Jahres, und nach einer vierthalbjährigen Ruheperiode, die der Künstler, bey seinem unermüdeten Eifer, nur im peinlichsten Gefühle durchlebte, sein erstes Bild, eine steile, felsige Gegend am Kochelsee. — Die Massen thürmen sich zu beyden Seiten hoch übereinander, da und dort grünendes Gesträuch wechselnd mit hochstämmigen Bäumen, zwischen welchen in brausender Eile ein Waldstrom herniederstürzt. Rechts am Wege von der steilen Höhe herab steht ein Gebirgsjäger, aufwärts nach einem Wilde spähend.

Diesem Gemälde, welches sich gegenwärtig in dem Cabinete Sr. Majestät des Königs von Bayern befindet, folgte schon im April dieses Jahres ein zweytes, für den königl. bayrischen General-Consul Hrn. Campe in Leipzig bestimmt. Der Gegenstand desselben, seinem Charakter nach nicht minder wild und ernst, als der vorige, schildert eine andere Naturscene Bayerns unweit Reichenhall, die obere Steinbacher Clause genannt. — Die glückliche Behandlung des Wassers, dessen Hauptstrahl über eine steile Wand herabschießt, und schäumend in kleinere Abtheilungen getrennt fortrauscht, macht auch hier einen der anziehendsten Theile des Ganzen aus.

Vergleichen wir nun diese beyden neuesten Productionen Dorners mit seinen früheren Arbeiten, so zeigt sich ganz dieselbe richtige und wahre Auffassung der Natur im Allgemeinen, so wie ihres Geistes, der sie individuell verschieden durch und durch belebt. Verstand und Einbildungskraft blühen in unserm Künstler noch unverändert wahr und lebendig, wie ehedem. Nur was den technischen Theil der Ausführung betrifft, gewahrt man einen wesentlichen Unterschied, aber wahrlich nicht zum Nachtheile.

Wenn Dorners Gemälde, besonders aus der lezten Zeit seiner früheren Periode, durch eine sorgfältigere Ausführung mancher Details, durch mühsameren Fleiß in der Behandlung das Auge des Liebhabers erfreuten und anzogen; so ist es dagegen jezt der breitere Vortrag, es sind die flüchtigeren, kühneren Züge, die den Geist des Kenners befriedigen.

Dorners Bestreben geht jezt, doch ohne nach künstlich gesuchten Effekten zu jagen, mehr auf die Gesammtwirkung, als auf Hervorhebung des einen oder anderen Theils durch ermüdenden Fleiß. Die deutliche Auseinandersetzung der Gründe, der stufenweise Uebergang vom Nahen zum Fernestehenden; die richtige Wahl der Lokaltöne sammt ihren Nuancirungen, Brechungen durch harmonische Mischung, sind Eigenschaften seiner Gemälde, die, wenn sie auch früher zu den schönsten Vorzügen derselben gehört haben, doch jezt um so mehr als bewunderungswürdig daran erscheinen, wenn wir den physischen Zustand des Künstlers erwägen, der sich nur im Gebrauche eines einzigen und zwar operirten Auges befindet.

Möchte es der glücklichen Behandlung des Hrn. Dr. Reiner gelingen, auch das linke Auge recht bald wieder herzustellen!

Speth.

Nro. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Juni 1823.

Am Eingang in die Welt,
Die sie betrat mit kindlichem Zagen.
Schiller.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Endlich war der erste Tag im Mutterhause zu Ende. Die Gräfin, deren Spiel länger wie aller Andern dauerte, erlaubte Emma, nachdem die jungen Damen sich entfernt hatten, ohne weitere Umstände sich zur Ruhe zu begeben. Es zog sie an der Mutter Brust; aber diese war so gänzlich mit ihrem Spiel beschäftigt, daß sie sich nach einigen Sekunden Unsicherheit traurig von ihr entfernte — da fiel ihr Graf Herbert in die Augen, der hinter dem Stuhl eines der Mitspieler stand. Sie durfte ihn, das wußte sie, durch keinen Abschiedsgruß auszeichnen; aber sie ließ ihr redendes Auge mit wehmüthiger Dankbarkeit auf ihm ruhen. — Ach, er war ja der einzige Mensch in dieser fremden Welt, der ihr Theilnahme bezeigt hatte. Sie hätte sehr gewünscht, sogleich beym Eintritt in ihr Zimmer allein seyn zu können; aber die ihr zugegebene Kammerfrau stützte sich auf den Befehl der Mutter, sie mußte sich ausziehn, sich bedienen lassen, und erhielt nur durch die Bemerkung Erlaubniß, ihre Haare selbst zu wickeln: daß sie nur, auf die gewohnte Weise geordnet, die gewünschte Wirkung hervorbringen könnten. Endlich legte sie ihr gespanntes, schmerzendes Haupt aufs Kissen; sie betete, weinte, überdachte ihrer Lehrerin Ermahnungen, und beschloß, sich in Allem, was nicht ihr Gewissen verbot, der Mutter Willen zuvorkommend zu fügen. Sie erinnerte sich, daß ihr die Lehrerin auch für den Fall, wenn sie den Ausdruck von ihrer Mutter Zärtlichkeit nicht sogleich verstehen möchte, empfohlen hatte, von der Zeit die Erfüllung ihrer Wünsche zu erwarten. — Ihr Herz beruhigte sich, aber ihre Nerven zuckten; sie schlief spät ein und stand ermattet auf. Das Leben, das sie nun führte, war nicht gemacht, die zufällige Erschütterung ihrer Gesundheit zu heilen. Zuerst war es die Bemühung um die Umwandlung ihres Anzugs. In acht bis zehn Tagen gab der Minister v. P. einen großen Ball, und dort sollte sie, mit aller Eleganz der Mode ausgeschmückt, in die große Welt eingeführt werden. Vorläufig mußte sich Emma an ein festeres Schnürleib gewöhnen, welches ihrem zarten Knochenbau vielmehr schadete, als es ihr lästig war. Die Lehrer stellten sich nach einander ein. Der Klaviermeister war der einzige, der ihr Freude machte; er erstaunte über ihr Talent, gab ihrem ernsten Geschmack seinen Beyfall, machte es ihr aber zur Pflicht, immer ein brillantes Modestück im Vorrath zu haben, um die Gesellschaft zu vergnügen. Viel schlimmer war es mit dem Tanzmeister, er war von Frau v. Steinfeld empfohlen, sie wohnte selbst der ersten Lection bey, und war über die Zierlichkeit, die Biegsamkeit der reizenden Gestalt ihrer Nichte ganz entzückt. Der Lehrer schmeichelte sich, durch so eine Schülerin seinen Ruf über alle seine Kollegen zu erheben, und nöthigte das zarte Geschöpf zu Anstrengungen, die in diesem Alter nur bey einer sehr gesunden Brust unschädlich sind. Die Kammerfrau, welche, von Emma's mildem Wesen gewonnen, dieselbe schon von Herzen liebte, machte der Frau v. Steinfeld die

scharf abgeschnittene Röthe bemerken, welche auf ihrer Fräulein Wangen bey jeder Tanzlection entstand, ihr feuchtglänzendes Auge, ihre geschwächte Stimme, die sich nur nach einigen Stunden wieder herstellte. Frau v. Steinfeld nannte das Alles: Verzärtlung, und bat die Mutter, nur gleich anfangs ihr Ansehen zu gebrauchen, um diese kleinen Ziererenen zu beseitigen.

Es war in Emma's Gemüth ein sonderbarer Zwiespalt zwischen ihren Pflichten, ihren Kräften und ihren Neigungen eingetreten. In ihrem Stift hatte man ihr gelehrt, die schönen Künste nur als Schmuck des Lebens, nicht als Zweck desselben anzusehen; jezt sprach man von ihnen stets zuerst, stets ausschließlich. Dort hatte Musik, Gesang, Tanz ihr stets die größte Freude gemacht; der Gesang gehörte zu ihren religiösen Freuden, der Tanz war der Begleiter jedes ländlichen Festes, jedes frohen Abends im Kreise ihrer Gespielinnen gewesen. Hier drang man ihr Singstücke auf, welche ihre Brust zerarbeiteten, ohne ihr Gefühl anders, als mit Ueberdruß zu beschäftigen; jezt mußte sie Tänze üben, sich zu Stellungen spannen, denen ihre zarte Bildung unterlag. Glühend heiß, mit schmerzender Brust, kostete es lange Zeit, ehe sie nach jeder Tanzlection sich erholte; das steife Schnürleib verhinderte sie freylich, dem Bedürfniß ihres schwachen Rückens gemäß, sich zusammen zu bücken, aber um so weniger waren die künstlichen Pas, die gewaltsamen Sprünge, Ausdruck der Fröhlichkeit. Wenn der Morgen mit Lectionen vergangen war, holte sie die Tante zu einer Spazierfahrt ab, dann kam das Mittagessen zu der Zeit, wo ihr ehemals die Feyerstunde der Arbeit geschlagen, nach diesem durfte sie den Salon nicht mehr verlassen, und Mitternacht war unfern, wenn sie auf ihr Zimmer zurückkam. Bald fügte sich zu allen diesen, ihr bisher fremden, Obliegenheiten noch die peinlichste, die einer modigen Toilette. Bisher hatte der zahlreiche Gesellschaftskreis ihrer Mutter sie stets „die schöne kleine Novize" genannt, einzig, weil man sich unter einer von Herrnhutern geleiteten Erziehungs-Anstalt eine Art Kloster dachte, denn ihr Anzug zeichnete sich durch die bestimmteste Einfachheit, gar nicht durch Farbe und Schnitt aus. Nun hatten aber Näherinnen, Schneider und Modisten ihre Bestellungen vollendet, und der Ball des Ministers fand statt. Emma erkannte sich selbst nicht, wie sie ihre Gestalt nach und nach bilden sah. Der kleine Absatz am Schuh hatte ihr die Nothwendigkeit, sich auf den Fußzehen zu bewegen, fühlbar gemacht, denn sie erschrack vor dem Lärm ihres eigenen Schrittes, ihr schönes Haar spielte nicht mehr um ihren züchtig verhüllten Nacken; die Gräfin hatte den Anstand nach der äußersten Linie der Mode beobachtet, und bey dem stolzen Lockenbau schien ihr schön gebildeter Kopf viel höher, als sonst, auf dem alabasterweißen Nacken zu stehen. Ein grüner Zweig durchflocht ihr Haar, und eben solche Zweige hielten das Gazegewebe von dem Besatz ihres weißen Seidengewandes — das sechszehnjährige Kind war plötzlich zur erwachsenen, zart blühenden Jungfrau geworden. Die Gräfin dankte einmal über das andere ihrer Schwester für den herrlichen Einfall, Emma ihren Freunden in ihrem Pensionskleid vorgestellt zu haben; die Wirkung ihrer heutigen Erscheinung mußte dadurch auffallend verstärkt seyn. „Aber es ist auch unglaublich, was ein gutes Schnürleib, was Kopfputz, was Anzug thut!" wiederholte sie, und rückte hier eine Locke, bog dort eine Falte an der Tochter zauberischem Putze. Theodor ward hereingebracht, um die Schwester zu bewundern. Er kam mit einem großen Strauß Wiesenblumen, die er so eben im Baumgarten gepflückt, freudig auf die Schwester zugelaufen, blieb aber betroffen vor ihr stehen, sah auf ihren Putz, dann auf seine Blumen, legte diese betrübt auf einen Stuhl und sagte: „Ach, so kannst du ja nicht mit mir spielen!" und sezte sich, kein Auge von Emma wendend, betrübt auf ein Bänkchen. Emma entschlüpfte der Kammerfrau, welche die Scherpe anheftete, und wollte Theodor umarmen; Mutter, Tante und Kammerfrau riefen angstvoll, als drohe ihr ein Abgrund: „Er ist ja ganz staubig!" — „Du zerknitterst dein Brustduket!" — „Er faßt dir in die Locken!" — Emma zog sich erröthend mit Thränen in den Augen zurück. — Theodor aber rief zornig: „O du arme Schwester, dein kleiner Rock war viel hübscher, und wir waren viel vergnügter darin!" und so ging er langsam, fast rücklings, zur Thür hinaus — seine bedenklichen Blicke immer noch auf die geputzte Schwester geheftet.

Ach, das war eine Vorbedeutung auf den heutigen Tag und auf das weitere Leben des guten Mädchens! Sie hatte manchen Gewissenszweifel bey der glänzenden Toilette gehabt. Zuvörderst quälte den armen Neuling noch der Gedanke, wie vielen Armen für das Geld, welches ihr Putz kostete, geholfen werden könnte! Das war eine ihrer Institutsansichten, welche die Lehrer dem jugendlichen Gemüth zusprechender hielten, als die Beweise der Nothwendigkeit, die Arbeiten des Luxus zu befördern; ihre zweyte Beängstigung traf der ungewohnte Schnitt ihres Kleides. Fern sey es, ihn der Unanständigkeit zu beschuldigen; vor dieser hüten sich Weiber von Stand, wenn sie ihr Verhältniß recht einsehen, um ihres Standes willen; allein Emma war auch diese mäßige Entblößung nicht gewohnt, und außer der Scham empörte sich ihr natürlicher Schönheits-Sinn, der es unsinnig fand, die Brust zu verhüllen und den Rücken zu entblößen. Allein ihr Auge war schon einige Tage an den Anblick gewöhnt, ihre Mutter drückte ihren Beyfall durch schmeichelnde Liebkosungen aus, und die Freude über diese versöhnten die arme, nach Mutterliebe schmachtende Emma mit ihrem Putze; der Spiegel und die sechszehn Jahre thaten das Uebrige. Allein Theodors Bestürzung und Zorn stellte den ganzen Auftritt in ein neues

Licht. Es dünkte ihr plötzlich, als habe sie mit dem schlichten Kinderkleid auch alles Kinderglück von sich gegeben, als sey sie jezt erst wirklich von ihren Jugendgenossen geschieden, und zu dem, was sie dagegen einzutauschen hoffte, zu dem kindlichen Leben in der Nähe der Mutter sah sie keine Möglichkeit vor sich. Zum Glück hatte sie nicht Zeit, sich diesen Betrachtungen zu überlassen, der Wagen fuhr vor, und die Angst, zum Erstenmal in einen fremden Salon zu treten, verdrängte jedes andere Gefühl.

Kaum waren die ersten Momente des Empfangs, der Vorstellung vorüber und Stühle eingenommen, so sagte Frau v. Steinfeld zu ihrer Schwester: „Sieh, ich bitte dich, ist's nicht, als wenn die Kleine mit ihren Garnirungen die bestimmteste Haltung angelegt hätte? Das ist ein unbegreifliches Mädchen! Sieh, wie ungezwungen sie den eiteln Walberg behandelt. — Ach! auf den Empfang kann Graf Herbert stolz seyn. Das ist offenbare Vorliebe, da guckt das Instituts-Fräulein vor.“ — — Länger dauerte das Gespräch nicht, denn die Gräfin, welche nur zerstreut auf ihre Schwester gehört, und den Schritten der Hausfrau gefolgt war, welche die Parthien ordnete, eilte der ihr jezt dargebotenen Karte entgegen, und begab sich in ein entferntes Zimmer. Wirklich schien Emma's Haltung ein Wunderwerk. Bescheidenheit, allgemeines Wohlwollen, zartes weibliches Gefühl, hätten ihrer Schüchternheit alles Linkische benommen; allein im Moment, wo sie beym Eintritt ins Vorzimmer ungeheures Herzklopfen empfand, erinnerte sie sich ihres treuen Lehrers in Montmirail, und rief sich selbst zu: „Nur der Schuldige soll sich fürchten!“ und dieser, junge Mädchen beym Eintritt zum ersten Balle wol sehr selten beschäftigende, Gedanke gab ihr eine wirkliche Zuversicht, die sie bis zum Ideal verschönerte. Die kleine Herrnhuterin ward plötzlich zu der Königin des Festes, man drängte sich zu ihr, ihr Tanz ward der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, und wenn Schmeicheley befriedigen könnte, hatte Emma einen glücklichen Abend zubringen müssen. Sie war nicht unempfindlich gegen den sichtlichen Beyfall, der ihr ward, aber glücklich, ungezwungen fand sie sich doch nur in dem Gespräch mit Graf Herbert, er sezte sie nicht in Verlegenheit, er war ernsthaft, und mit ihm war sie doch immer heiter. Gleich nach dem ersten Tanze bat sie ihn, der ihr mit Entzücken zugesehen hatte, sie zu ihrer Mutter zu führen; er schien zu zögern, allein sie zog ihn fort. Die Gräfin sah sehr erhizt aus, Emma's Nähe schien sie in Verlegenheit zu sezen, sie erwiederte kaum deren zärtliche Liebkosung; wie sie sich aber einen Stuhl reichen ließ, und Anstalt machte, sich neben ihr niederzulassen, rief sie ungeduldig: „Welch ein Einfall! Graf Herbert, fehlt es denn an Tänzern?“ — In diesem Augenblick eilte ein glänzendes Offizierchen vom Tanzsaal herbey, und beschwor die bestürzte Emma, zurückzukehren; diese sagte ihrer Mutter einige bittende Worte, welche die Gräfin nur mit einer kleinen Verbeugung an den Offizier beantwortete, wodurch sie ihm ihre Tochter zum Tanz übergab — und mit einem schmerzlichen Blick auf Graf Herbert folgte sie dem unerwünschten Tänzer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. May.

Seitdem das Théâtre français vorhanden ist, sollen viertausend Stücke auf demselben mit Beyfall aufgenommen worden seyn; wären diese lauter Meisterstücke, so würde die Nachwelt wahrlich ein bürgerliches Theaterrepertoir bekommen; allein die Kindeskinder oder schon die Kinder verwerfen oft, was den Vätern Freude gemacht hat, und finden nichts Ergötzliches an Dichtungen, die diesen vortrefflich geschienen hatten. Das Publikum ist oft auch einer Lawine, oder in einem unthätigen Zustande, und läßt neue Stücke durchgehen, die es zu einer andern Zeit ausgepfiffen würde. Der Beyfall, den die neuesten Lust- und Trauerspiele auf der Bühne des Théâtre français erhalten, ist also nicht immer ein Beweis von wahrem Kunstwerthe. Ein Verdienst haben jedoch die meisten neuen Trauerspiele; sie sind nämlich sehr gut versifizirt, und sprechen edle Empfindungen in wohlklingendem würdevollen Tone aus; vermuthlich eine Folge der hohen Achtung der französischen Dichter, womit sie von Jugend auf ihren Racine als Muster studiren. Merkwürdig ist es, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit die jungen Dichter diese elegante Racine'sche Versifikation nachahmen. Eine üble Wirkung dieser leichten Nachahmung aber ist die Einförmigkeit des hochtrabenden Tones in allen neuen französischen Lustspielen. Ob Griechen, Römer, ob Franken, Gothen oder andere barbarische Völker auftreten, gleichviel, die Sprache und die Gedanken sind immer dieselben; die Helden scheinen sämmtlich aus einer einzigen Schule hervorzugehen und von einer Gesinnung belebt zu seyn. Diese Einförmigkeit, die den Zuschauern wohl nicht sehr auffallen mag, muß in der Folge dem Werthe aller dieser neuen Produkte sehr schaden. Da haben nun so eben die beyden Haupttheater, jedwedes sein neues Trauerspiel zu Tage gefördert, und eine Menge anderer warten schon, bis die Reihe auch an sie komme. Auf dem Théâtre français war es der Mayordom, und auf der Odeon-Bühne Graf Julian; ersteres von Lancelot, lezteres von Guiraud; beyde haben schon auf den verschiedenen Bühnen einen guten Erfolg gehabt, Lancelot durch seinen Ludwig IX., Guiraud durch seine Machabäer. Da die Pariser Schriftsteller, wie der ganze aufgeklärte Theil der französischen Nation, in zwey Klassen zerfallen, freysinnige und abhängige, so zeugen auch die neuen Trauerspiele sogleich von der Denkungsart der Verfasser. Lancelot hatte seinem Ludwig IX. so erbauliche Reden untergelegt, daß er seitdem eine Stütze und Hoffnung der Société des bonnes Lettres und aller der andächtigen Seelen geworden ist, welche des Trostes leben, daß die Nation gewiß bald wieder wie im Mittelalter sich unbedingt dem Zepter und Krummstabe unterwerfen werde. Sie waren sicher, daß sein neues Stück ebenfalls ächt monarchische Gesinnungen ausbauchen werde, und darin haben sie sich dann auch nicht getäuscht; denn so wie Ludwig IX. die Andächtigen befriedigt hat, so ist der Mayordom eine dramatische Beweisführung zu Gunsten des Steckenpferdes der Ultras, ich meine den Grundsay der Legitimität, so wie sie ihn ausbrüten. Die Handlung geht zur Zeit der alten fränkischen Könige vor, als die Mayordome schon fast die ganze königlich Gewalt an sich gerissen hatten, und einem Prinzen aus dem königlichen Stamme nur noch den Titel und den äußerlichen Prunk eines Königs überließen. Ebroin ist ein solcher furchtbarer Mayordom; er hat den K. Thierry oder Dietrich abgesezt, ihn in ein Kloster versteckt, dessen Tochter einem jungen Krieger, den er zu seinen Zwecken brauchen zu können

glaubte, zur Ehe gegeben, und diesen Jüngling als vorgeblichen Sohn Klotars III. auf den Thron erhoben, dieser falsche Clovis wird es aber bald müde, sich von Ebroin als ein Kind leiten zu lassen, und will selbst regieren. Seine Widerspenstigkeit zwingt endlich Ebroin, dem neuen Könige zu offenbaren, von welcher Herkunft er ist, und was er, Ebroin, für ihn gethan habe. Dieser Auftritt ist sehr gut dramatisirt und einer der besten, wo nicht der allerbeste, im Trauerspiel. Ebroin setzt nun die furchtbaren Hebel seiner Gewalt in Bewegung, und auch dieß gibt dem Stücke etwas sehr Dramatisches. Der todtgeglaubte Thierry wird aus der Dunkelheit hervorgezogen, und als legitimer König sogleich vom Volke anerkannt und ausgerufen, wobey dann natürlich lauter schöne und politische Maximen und Grundsätze vorgebracht werden. Clovis muß nun sehen, wie ihm der Zepter aus den Händen gerissen wird, seine Gemahlin erkennt ihren Vater wieder, und will ihren Mann wenigstens erhalten. Aber Thierry ist so erbost über die Usurpation, daß er seine Tochter verflucht; unterdessen vergiftet Ebroin den abgesetzten Usurpator, oder vielmehr den Unter-Usurpator, da er natürlich der Ober-Usurpator bleibt; auch läßt er das Gerücht ausstreuen, als ob Thierry jene Vergiftung veranstaltet habe, und will durch dieses Gerücht euch schon den letzten König beym Volke verhaßt machen. Hiemit hört das Stück auf: das Laster wird hier also nicht gestraft. Tugend ist eigentlich bey Niemand vorhanden, also braucht dieselbe auch nicht belohnt zu werden. Ebroin ist ein kräftiger Charakter und von Talma mit seiner gewöhnlichen Genialität aufgefaßt worden. Aber ein so grausamer Wüterich, der nirgends ein Hinderniß findet, und seine Verbrechen ungestraft und mit Glück vollbringt, kann den Zuschauer doch nicht befriedigen. Einige Mayordome mögen so gehandelt haben; denn nach Gregoire de Tours ist die Geschichte der ersten fränkischen Könige eine fast ununterbrochene Reihe von Mordthaten und Verrätherey; aber auf der Bühne muß auch der Wüthrich etwas an sich haben, wodurch er den Zuschauer anzieht; wenn er blos zurückstößt, so darf ein solcher Charakter auf keinen anhaltenden Beyfall rechnen. Dennoch ist dieses Stück in den Ultrablättern sehr gerühmt worden, und der Verfasser ist sogleich nach der ersten Vorstellung in den Adelstand erhoben, oder, wenn man will, versetzt worden. Was ihm diese seltsame Ehrenbezeugung, wovon seit der Revolutionszeit kein einziges Beyspiel vorhanden ist, nützen werde, ist nicht einzusehen. Ein bloßer Adelicher zu seyn, bedeutet nach der französischen Verfassung gar nichts; kein einziges Recht, keine einzige Pflicht ist damit verbunden, und ein spanischer Hidalgo oder Cavallero, welcher wähnt, er müsse adelich seyn, weil sich vor acht Jahrhunderten die Leute seines Dorfs mit den Mauren gebalgt haben, darf zehnmal stolzer seyn, als so ein neuer französischer Adelicher, der nirgends die Klasse zusammentrifft, zu der er nun gehören soll; und als Schriftsteller bedurfte er nun vollends jenes leeren Diploms nicht, das ihm in der That nichts verleiht. Für Gelehrte sind im Staate andere Belohnungen und Auszeichnungen vorhanden, die etwas nützlicher und ehrenvoller sind, als ein unbedeutender Brief. Der Verfasser des neuen Trauerspiels auf der Odeonbühne, Guiraud, ist kein Mitglied der Société des bonnes Lettres, sondern ein Zwitterling zwischen Freysinnig und Servil; man merkt es ihm an, daß er es mit den Liberalen nicht gern verderben möchte; aber der Regierung, oder vielmehr den Ministern möchte er noch weniger mißfallen; doch auf seine Gesinnungen werde ich weiter unten zurückkommen. Zu seinem Trauerspiele hat die Geschichte des Falles des ostgothischen Reiches Veranlassung gegeben; aus der Geschichte hat der Verfasser aber wenig entlehnt; fast Alles ist aus seiner Einbildungskraft gezogen, eine Freyheit, die sich auch Lancelot mit seinem Thierry und Caris genommen hat. Darauf wird auch jetzt in Frankreich wenig gesehen, wofern das Stück nur interessant ist. Die Hauptsache ist, daß der Verfasser das Gefühl der Zuschauer in Anspruch nehme; ob die Geschicht oder seine Phantasie diese Wirkung hervorbringe, ist ihnen ziemlich gleich. Guiraud beginnt die Handlung seines Grafen Julian fünfzehn Jahre nach der Eroberung Spaniens durch die Mauren; die Familie des Grafen Julian, welcher die Landung der Araber befördert hat, um sich an König Rodrigo wegen der Verführung seiner Tochter Lydda (in der Geschichte heißt sie Cava) zu rächen, liefert die Personen des Stückes, nämlich Julian den Grafen, der von Gewissensbissen darüber gefoltert, daß er sein Vaterland verrathen hat, umherirrt, Ferdinand sein Sohn, der seit jenem Verrathe bey den Mauren geblieben, und selbst ein Maure geworden ist; er hat die Befehlshaberstelle zu Carthagena und hofft König über diese Stadt zu werden; von seinen beyden Schwestern ist die jüngste, Elvira, von ihrer Mutter noch als Kind in ein Kloster gebracht worden, und wird dort auferzogen. Die andere, Lydda, die vom Könige entehrte, ist wahnsinnig, irrt in der Einsamkeit umher und ist unter der Benennung: die Wahnsinnige von Murcia, beym Volke bekannt. Keine von Beyden ist Ferdinand als Schwester bekannt. Durch diese Unbekanntschaft entstehen die tragischesten Zufälle. Ferdinand hat Aurelia oder Elvira aus dem eroberten und geplünderten Kloster gerettet, ist in sie verliebt geworden, und will sie heyrathen. Lydda, welche beyde als Bruder und Schwester kennt, will sie von ihrer Verbindung abhalten: allein in dem Augenblick, da sie ihnen das Geheimniß ihrer Geburt entdecken will, überfällt sie der Wahnsinn. Unterdessen rücken die Christen unter Theodemirs Anführung gegen die Mauren an. Graf Julian wünscht seinen Sohn von dem Gefechte wider die Christen abzuhalten, und stürzt sich zwischen die Streitenden. Sein Sohn, der ihn nicht erkennt, verwundet ihn tödtlich; der Vater gibt sich zu erkennen; aus Reue und Verzweiflung will sich Ferdinand um's Leben bringen. Sein Vater ermahnt ihn, lieber sein Leben zur Vertheidigung des christlichen Spaniens anzuwenden; allein der Sohn ersticht sich, und der Vater sagt: Komm mein Sohn, stirb am Busen deines Vaters, und das Stück beschließt mit einigen Versen über die baldige Befreyung Spaniens von den Mauren. Dlle. Georges als wahnsinnige Lydda hat die interessanteste Rolle im Stücke, obschon Ferdinands Rolle mehr Aufsehen erregt, und in einem vortragendern Style geschrieben ist. Da das Stück sogleich gedruckt worden ist, so hat der Verfasser eine lange Vorrede voran gesetzt, worin er nach Art mancher anderen Schauspieldichter seine Dichtung gegen die Kritiker zu vertheidigen sucht, und die Grundidee entwickelt, nebenbey auch noch manches einschiebt, was mit seinem Grafen Julian nichts zu schaffen hat. Seine Vorrede ist dadurch ein sonderbares Stück geworden. Die Sühne, so beginnt er, sey eine unausbleibliche Folge des Verbrechens; kurzsichtige Menschen hielten sich nur an einzelne Begebenheiten, ohne zu bemerken, daß sie eine aus der andern folgen, und daß die großen Vergehen der Nationen, wie der Individuen, durch große Strafen ausgesöhnt werden, dieß wird mit Beyspielen belegt, und da wird dann — ziemlich unerwartet — Lord Castlereagh auch angeführt, der mit dem ignoble tranchant du canif sich dafür bestraft habe, daß seine Feder das Unglück seiner Mitchristen, der Griechen, unterzeichnet habe. Das Federmesser soll hier die Sühne der Feder gewesen seyn. Dann wird das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers beygeführt. Den grandes légitimités sey er zugethan, allein sonst unabhängig und vermuthlich der einzige Schriftsteller, der nie von den Ministern etwas erhalten noch gefordert habe — ein Fingerzeig an die Regierung, die vermuthlich den Herr Guiraud bisher übersehen hat. Vielleicht bekömmt er auch einmal ein Lancelot'sches Diplom, was ihn dann wohl zufrieden stellen wird, wofern er nicht eine substanziellere Belohnung wünscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. Juni 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Der Fürst und der Bürger. Ein Drama in 3 Aufz. von Ernst von Houwald. Leipzig b. Göschen 1823, VIII u. 168 S. kl. 8.

Nur wenn er — der Fürst — des Volkes Vater ist
Im vollen Sinn, ist er ein guter Fürst.

So lautet die S. 167 deutlich ausgesprochene Moral dieses Stückes, welches der Verf. nach S. IV. in Auftrag der Theater-Intendanz zu München schrieb, die ein Feststück zur Feyer der Vermählung einer k. baierischen Prinzessin mit einem k. sächsischen Prinzen brauchte. Man verlangte von dem Dichter „ein Drama, welches die Schilderung eines glücklichen Familien-Lebens und zugleich mehrere allgemeine Beziehungen auf das allverehrte Königshaus" enthielte. Die Aufgabe beweist, daß derjenige, welcher sie stellte, von einem Drama nicht die deutlichsten Begriffe hatte; denn sonst hätte er wissen müssen, daß sich aus dem Glücke des Familien-Lebens, ohne Unglück, ohne wahre oder scheinbare Störung des Glückes, kein gutes Drama machen läßt, was für Beziehungen auf ein verehrtes Königshaus man auch immer hineinlegen möge. Herr v. Houwald fühlte das, und wählte daher zum Stoffe seiner Schilderung die Familie eines wackern Burgemeisters in einem unbenannten Herzogthum, deren Glück bey'm Anfange des Stückes eben gestört ist durch den Sohn eines tyrannischen Landvoigts, der die Tochter des Burgemeisters zu entführen versuchte, von dem Geliebten des Mädchens aber, dem jungen Stadtschreiber, daran verhindert und bey dieser Gelegenheit ein wenig geschlagen wurde. Der Stadtschreiber ist verhaftet, wird durch die Großmuth eines fremden Reisenden mittelst einer nahmhaften Caution befreyt, auf dessen Fürsprache mit der Geretteten verlobt, bald aber auf Befehl des Landvoigts von neuem arretirt. Das giebt dem Drama die nöthige Bewegung, und der Bräutigam darf nur gerettet werden; so ist das Rührspiel fertig bis auf die verlangten Beziehungen. Diese hat der Dichter an die Person des unbekannten Reisenden angeknüpft. Dieser ist ein Prinz, der mit des Herzogs Tochter sich vermählen soll, und incognito in das Land gekommen ist, um vor allen Dingen zu sehen, wie es der Herzog regiert, dessen Eidam er werden soll; denn selbst eines Volksvaters Sohn, mag er keinen Schwiegervater, der nicht auch Vater seines Volkes ist. Das scheint nun nicht also. Daß der Herzog einen ungerechten Landvoigt schalten läßt, wäre zwar zu entschuldigen, da das Stück kurz nach dem dreyßigjährigen Kriege spielt, wo in Deutschland noch alles in Unordnung ist; aber die Bürger haben über diesen Landvoigt geklagt, der Herzog hat Untersuchung und Abhülfe versprochen, aber es ist nichts darauf erfolgt. Das bestimmt den Prinzen, selbst zu dem Landvoigt zu gehen, um seinen Schützling, den Stadtschreiber, zu befreyen; er wird von dessen zwey Töchtern empfangen, deren eine durch eben so kindliche als menschenfreundliche Gesinnungen sein Herz gefangen nimmt: aber den Landvoigt findet er unerbittlich, will sich ritterlich mit ihm schlagen, und nun entdeckt es sich, daß der gestrige Landvoigt bereits abgesezt, und der heutige niemand anders ist, als derjenige, welcher ihn abgesezt hat, der Herzog selbst. Der Verlobung des Stadtschreibers folgt nun die des Prinzen, und das Familienglück triumphirt, wie im Bürgerleben, so im Fürstenhause. Das Drama ist in gereimten, meist wohlgebauten Versen geschrieben, welche genau soviel poetischen Schwung haben, als solch ein bürgerlich-gemüthlicher Stoff verträgt; und man sollte daher glauben, daß die Aufgabe der Theater-Intendanz (General-Intendanz nennt sie sich, vermuthlich weil sie der dramatischen Kunst in genere, dem Schauspiele, der Oper, dem Ballet, vorsteht) hier auf das Beste gelöset wäre. Gleichwohl hat man das Stück in München nicht aufgeführt; und da die heutigen Kunst-Intendanzen in der Regel viel zu vornehm sind, als daß sie mit einem Dichter viel Complimente machen sollten; so hat man es auch vermuthlich nicht der Mühe werth gehalten, dem Verfasser Gründe für diese Zurücksetzung anzugeben. Wenigstens erwähnt er davon nichts in der Vorrede, sondern erklärt blos, daß er seine Arbeit dem Publikum in dem Glauben vorlege, sich derselben nicht schämen zu dürfen. Wir sind ganz des-

selben Glaubens; aber dennoch würden wir an der Stelle der Intendanz das Stück bey der fraglichen Gelegenheit auch nicht auf die Bühne gebracht, sondern dem Dichter ungefähr Folgendes geschrieben haben:

„Ihre Dichtung haben wir mit Genuß gelesen, und sind überzeugt, daß sowohl die Handlung als die darin ausgesprochenen Ansichten von Fürstensinn und Bürgerglück den Beyfall eines gebildeten Publikums erlangen werden. Wir bitten Sie, beygehende 100 Stück Dukaten *) als einen kleinen Beweis unserer Dankbarkeit anzunehmen, und werden uns bemühen das Stück seiner würdig in die Scene, und dessen innern Werth durch eine gute Darstellung in das gehörige Licht zu setzen. Indessen wollen Ew. Hochwohlgeb. es nicht aus dem unrechten Gesichtspunkte betrachten, wenn wir eben bey der festlichen Gelegenheit, welche unsere Bitte veranlaßte, davon keinen Gebrauch machen, weil die darin liegenden Beziehungen auf die Wirklichkeit von dem minder verständigen Theile der Zuschauer leicht mißverstanden, oder vielmehr Beziehungen auch in denjenigen Zügen des Gemäldes gesucht werden könnten, welche rein der Dichtung, nicht der Gelegenheit angehören. Nicht als ob man schwach genug seyn könnte, den einfachen Fürstenhut, welchen Ihr Volksvater trägt, für einen unzureichenden Stellvertreter der Krone anzusehen; auch nicht als ob man in dem edlen Herzog' und seinen frommen Töchtern die Tugenden verkennen würde, welche die Individuen unseres Regentenhauses schmücken: im Gegentheil! Eben weil diese so gezeichnet sind, daß sie auch ohne die Gelegenheit an ihre Vorbilder mahnen würden — eben darum würde es der Wirkung des Drama schaden, wenn der Tag der Aufführung zu einer Vergleichung des ganzen Gemähldes mit der Wirklichkeit aufforderte. Der ungerechte, geldgierige, adelstolze, die Bürgergerechtsame verachtende Landvoigt, sein ungerathener Sohn, die Frau Burgemeisterin, welche reuig eingestehen muß, daß sie aus Eitelkeit den jungen Grafen begünstiget und den Stadtschreiber aus dem Hause gewiesen habe, ja selbst die Häscher, welche sich in dem Trunke übernehmen, den sie nicht zu bezahlen brauchen — alles das würde man bey dieser Gelegenheit beziehen wollen, beziehen zu sollen glauben; und ob man auch nirgends entsprechende Originale fände: immer würde das Suchen die Aufmerksamkeit zerstreuen, und der dramatischen Wirkung ein Hinderniß in den Weg legen. Aus diesen Gründen werden Sie gewiß den Anstand billigen, welchen wir der Darstellung Ihrer werthvollen Dichtung geben zu müssen glauben, und den Ausdruck unsrer Verehrung Ihres Talentes und unserer persönlichen Hochachtung genehmigen, womit wir verharren

Ew. Hochwohlgeb.

München, den . . .
1822.

ganz ergebenste,
die General-Intendanz
des königl. Theaters."

Die deutschen Theater-Verwaltungen werden diesen Brief freylich um drey Viertheile zu höflich finden, weil sie gewohnt sind, die dramatischen Dichter als eine Art von Theater-Handwerksleuten zu betrachten; um vier Viertheile zu lang, weil sie den Einsendern von Schauspielen, die sie nicht sofort in die Scene zu setzen gedenken, in der Regel gar nicht antworten; und dito um vier Viertheile zu schwer, weil sie für dergleichen Manuscripte gar nichts zu bezahlen pflegen, sondern lieber den Druck abwarten, der nach ihren Ansichten von dem Honorarzahlen sie völlig dispensirt. *) Aber wir haben geglaubt, unsere kritische Zuschrift an den Dichter ein wenig idealisiren zu dürfen, und daß wir nicht in das Blaue hinein idealisirt, sondern uns der — freylich seltenen — Wirklichkeit ziemlich nahe gehalten haben, das sind wir erforderlichen Falles im Stande, mit Briefen der Berliner Theaterdirection, sowohl aus Iffland's als aus Brühl's Zeiten, zur Gnüge darzuthun.

*) Hundert? Da hat der Abschreiber wohl eine Null zu viel geschrieben.

M.

*) Da hat der Rec. den Nagel mitten auf den Kopf getroffen. Vor ungefähr 10 Jahren ist mir das Alles fast buchstäblich passirt, und zwar mit der damaligen Direction des Theaters in München. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Die Schlacht bey Torgau und der Schatz der Tempelherren. Zwey Novellen von Willibald Alexis. Berlin, bey Fr. Aug. Herbig, 1823. XII und 271 S. 8.

Der Verfasser hat gewissen vorherrschenden Neigungen des Zeitgeistes Opposition geschworen, ob er gleich in der Vorrede zu diesen Erzählungen den Schwur nicht vernehmen läßt. Dieser Art Polemik, wie jeder andern, verschließt zwar die ächte Kunst ihre Sphäre, weil sie rein, wie die Bläue des Aethers, den Genuß, den sie gewährt, nicht von den vorüberziehenden Dünsten eines Lustrums abhängig machen will; aber wir lieben sie an einem heitern Novellisten, zumal wenn er es versteht, die Zeit-Dämpfe zu sublimiren d. h. die, durch momentane Verhältnisse bedingten, und nur durch sie und in ihnen verständlichen Verirrungen des menschlichen Geistes in das Gebiet allgemeiner psychologischer Erscheinungen zu erhe-

den. Im Jahr 1820. machte der Verf. eine (versteckte) satyrische „Treibjagd" auf die neuere Romantik; *) in diesen Erzählungen zieht er schon in einen offnern witzigen Feldzug gegen Wundersucht und Schicksal, und wenn er nicht siegt, hat er doch brav gefochten.

Die erste dieser Novellen beruht auf einer historischen Basis, und versetzt uns in die Zeiten des siebenjährigen Kriegs. Ein junger Theolog geräth unter die preußischen Werber, und trotz seiner Behauptung, daß er kein Genie zu einem Infanteristen habe und über den Tod lieber predige, als ihm in die Augen sehe, muß er die Muskete laden lernen. Um sich vor einer feindlichen Kugel sicher zu stellen, nimmt er die Zuflucht zu übersinnlichen Mitteln. Sein Feldwebel gibt ihm S. 36. ad notam: „Nachts wenn's Eilf schlägt, geht man bis an's Knie in den Sumpf, greift nach 'ner Kröte oder 'ner Eidechse, dreht den Hals um, und beißt blindlings ihr den Kopf ab — das macht kugelfest. Steigt man um Mitternacht aufs Dach, und stellt sich splitterfaſernackt auf'n Schornstein, und hält die Arme nach dem Monde aus — 'ne ganze Stunde, und spricht kein Wort, und denkt keine Sylbe, so — ist man stichfest." Daß der Theolog diesen Rath befolgt, läßt sich denken. Bey den verschiedenen Bewegungen des preußischen Heeres wird er in das Dorf versetzt, wo er früher gepredigt und die Tochter des Geistlichen überaus liebenswürdig gefunden hatte. Er ist so unvorsichtig, die Vorzüge seiner Dulcinea in einem, von Preußen, Oestreichern und Franzosen gemischten, nächtlichen Bivouak heraus zu streichen und sich und seine Schöne dadurch in Unglück zu stürzen. Der muntere Franzose hat sich nämlich das Nest dieses lieben Vögelchens sehr genau gemerkt, unternimmt in einer Nacht einen Ueberfall, und entführt es. Der Theolog jagt natürlich nach, und zwar auf einem gestohlenen Pferde des verwundeten Generals, holt die Räuber ein, wird aber übermannt und gefesselt. Da stürzt sein Hauptmann herbey; es entsteht Kampf, und der Theolog, statt nach Recht und Pflicht seinen Retter zu unterstützen, macht sich mit seiner Schönen aus dem Staube, wie der nächtliche Reiter in der Bürger'schen Lenore. Aber aus Unkenntniß der Stellungen des Heeres geräth er in die Vorpostenlinie; wird als Deserteur eingebracht und verurtheilt, vierundzwanzig Gänge Spießruthen zu laufen, d. h. zu Tode gehauen zu werden. Keine Bitten der Geliebten, kein Flehen ihrer Eltern; nicht der Umstand, daß der wiedererscheinende Hauptmann ihn an einer Medaille als seinen Sohn erkennt und sein Leben für ihn opfern will — nichts mildert die Unbarmherzigkeit des Gesetzes. Da sprengt der große König vorüber, erfährt den Namen des Unglücklichen, besinnt sich, daß dieser ihn einst aus Todesgefahr gerettet habe, und schenkt ihm Leben, Freyheit und sein Liebchen dazu.

Man bemerkt, daß der Theolog der Held der Novelle ist. Aber da hat der Verf. ein ästhetisches Verbrechen begangen: er macht gleich im Eingange den jungen Mann durch die karikirte Furcht vor dem Tode so verächtlich, daß keine seiner Handlungen, keins seiner frommen Raisonnements, kein Mitleid uns einen Funken Achtung und Theilnahme für ihn erweckt. Er zerstört dadurch alle Wirkung der Mittel, die er anwendet, um uns durch seinen Helden einen moralischen Saft einzuimpfen. Kein Gesetz der Aesthetik wird einem Dichter verbieten, das Kind seiner Phantasie lächerlich zu machen, aber zum verächtlichen Dummkopf darf er ihn schon seines eignen Vortheils wegen nicht herabsinken lassen. Wer, wie dieser Held S. 76, durch den Umstand, daß ein Versoffener, den man für todt gehalten, wieder erwacht, „seinen Glauben an eine liebevolle Weltordnung" wieder findet, der ist entweder ganz borniert und mag den Herrgott aufbringen, wenn ihn solche lächerliche Figuren Vater nennen; oder er spricht unbewußt eine beißende Satyre auf die Ultra-Religiösen aus.

Die zweyte Novelle, eine reine Fiction des Verfassers, hat dieselben Vorzüge und dieselben Mängel, wie die erste: Dramatisch rasche Bewegung, treffende Bemerkungen, gute satyrische Ausfälle, Unwahrscheinlichkeiten und ästhetische Gebrechlichkeit der Personen. Der Schatz der Tempelherrn ist nichts anderes, als ein hinter einem halbeingerissenen Gemäuer gefundener Foliant, „ein Ausgabe- und Rechnungsbuch des Ordens." Das Schicksal ist hier in der Gestalt eines Alten personificirt. Das Wie? beweise eine Stelle. Der Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft hat Besuch von einem Baron S. 139: „Er klopfte an's Fenster und rief hinaus: Schicksal, putz' mir die Stiefeln! Der Baron sah sich verwundert um: Was bedeutet das? Das ist nur ein blinder, blödsinniger, tauber Tölpel, der mir das Schicksal in meinen Stücken spielt, wenn's persönlich auftreten muß. S' ist 'ne ganz passive Person, ordinäre Beschäftigung ist für ihn Schläge bekommen und Lampen anstecken. Er weiß nicht zwölf Worte auswendig, aber von den fünf menschlichen Sinnen ist ihm noch's Beste, der Geschmack, geblieben. Ein Wesen zwischen Mensch und Thier, aber vortrefflich in seiner Art." Vf.

*) s. Lit. Bl. 1821. Nr. 41. S. 161.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom März 1823.

3. März. Durch den Minister des Innern erhält die Akademie einen Bericht des Präfecten von Rhodez,

über die in dieſer Stadt am 2 Febr. lezthin wahrgenommene außerordentliche Bewegung des Barometers. Hr. d'Albuquerque überreicht die erſte Abtheilung ſeiner Tableaux élémentaires de chimie. Hr. Oerſted theilt die Ergebniſſe ſeiner Verſuche über die Zuſammenpreſſung des Waſſers mit, und berichtet hierauf über die, einige electro-magnetiſche Erſcheinungen betreffenden Arbeiten des Hrn. Seebeck, und Hr. Longchamps lieſt eine Abhandlung über die Ungewißheit verſchiedener Ergebniſſe der chymiſchen Analyſe.

10. März. Hr. Bertrand Roux überreicht ſeine ausführliche handſchriftliche Arbeit einer geognoſtiſchen Beſchreibung der Umgebungen von Puy en Vélay. Hr. Arago meldet die durch Hrn. Rumkes auf Port Jackſon gemachte Wahrnehmung des Kometen von 1203 Tagen Umlaufszeit. Von Hr. de la Borne wird eine verſchloſſene Schrift bey der Akademie niedergelegt, welche neue Wahrnehmungen über die Wirkung der voltaiſchen Säule enthalten ſoll. Hr. Vauquelin lieſt eine Notiz über eine criſtallförmige Maſſe, welche in einer Auflöſung von Cyanogene ſich gebildet hatte. Die durch geheime Wahl ernannte Commiſſion, welche die Vorſchlagsliſte für die Wiederbeſetzung der durch Jenners Tod erledigten Stelle eines Associé étranger bilden ſoll, beſteht aus den Herren Laplace, Arago, Legendre, Cuvier, Lacépède und Chaptal.

17. März. Der Miniſter des Innern ſendet verſchiedene Berichte der Präfecten über die Folgen der Abholzungen (déboisemens). Hr. Chaptal erſtattet Bericht über die von Hrn. d'Albuquerque eingeſandten tableaux elémentaires de la chimie inorganique, und er bezeugt ihre methodiſche Abfaſſung. Hr. Labillardière erſtattet einen Commiſſionalbericht über die vom Profeſſor der Botanik in Lille, Hr. Leſtiboudois, eingereichte Abhandlung von der Bildung der Monocotyledonen-Gewächſe. Seiner Meynung nach ſollen die Fibern ſich im Mittelpunkt erzeugen, ſo daß die Aeſte und Blätter vom Mittelpunkt ausgehen. Der Berichterſtatter ſtellt Thatſachen vor Augen, die mit jener Behauptung in offenbarem Widerſpruch ſtehen, und die Akademie verſagt hierauf der Abhandlung ihren Beyfall. Hr. Beſſon, der Sohn, überreicht eine Abhandlung über verſchiedene Syſteme der Dampfmaſchinen, und Hr. Rozet eine Denkſchrift, betitelt: Anwendung des Princips des Widerſtands vom Waſſer auf die Schiffahrt. Hr. Moreau de Jonnés lieſt ſeine Unterſuchungen über die Bedingungen der vegetabiliſchen Organiſation, welche für die verſchiedenen Mittel der geographiſchen Verſetzung der Pflanzen durch natürliche Agentien erforderlich ſind. An Jenner's Stelle werden zum Associé étranger durch die Vorſchlagscommiſſion folgende neun Gelehrte in nachſtehender Ordnung vorgeſchlagen: Die Herren Wollaſton, Young, Olbers, Dalton, Oerſted, Leopold von Buch, Brown, Sömmering und Lambton: die Verdienſte, Arbeiten und Entdeckungen eines jeden derſelben werden erörtert.

24. März. Der Oberſt Lambel überreicht eine Abhandlung von dem für die Dauerhaftigkeit von Strebemauern und Gewölben erforderlichen Grad des Zuſammenhangs der Mauerwerke. Aus dem in der vorigen Sitzung gebildeten Vorſchlag für die erledigte Stelle eines Associé étranger, wird Hr. Wollaſton mit 38 Stimmen ernennt, Hr. Olbers hatte 5 und Hr. von Buch eine Stimme. Hr. Poiſſon lieſt eine Abhandlung über die Fortpflanzung der Bewegung in elaſtiſchen Flüſſigkeiten. Hr. Cuvier legt ein von ſteinigtem Kalkſediment incruſtirtes menſchliches Beingerippe vor, welches kürzlich im Port du môle von Guadeloupe gefunden worden iſt. Hr. Oerſted meldet die Ergebniß neuer Verſuche, wodurch ihm die Verſtärkung der ſogenannten thermo-electriſchen Wirkungen gelungen iſt. Hr. Bory-Saint-Vincent lieſt ſeinen Verſuch einer phyſicaliſchen Erdbeſchreibung von Spanien.

31. März. Der Miniſter des Innern verlangt von der Akademie den einfachen Vorſchlag für eine erledigte Profeſſur an der pharmaceutiſchen Schule in Montpellier, und er übermacht ihr zugleich eine Notiz des Hrn. Chaudruc de Crazânes über die Benuzung der Auſterſchalen für die alten Bauwerke der Stadt Saintes. Hr. Varnhagen reicht eine Abhandlung ein über die Farbenſchattirungen des Oberhäutchens der Bewohner der Tropenländer. Hr. Geoffroi-Saint-Hilaire legt die ſo eben geworfne Mißgeburt eines Hundes, der er den Namen trioncéphale gibt und ſeine darüber gemachte Beobachtungen vor. Hr. Ampère meldet neue Verſuche des Hrn. Pouillet über die durch Berührung von Queckſilber und Wismuth erhaltenen electriſchen Wirkungen. Hr. Poiſſon lieſt eine Note über die Erſcheinung der farbigen Ringe. Hr. Brochant erſtattet Bericht über Michel Kovats, Arztes in Peſth, mineralogiſches Wörterbuch in neun Sprachen, und Hr. Dupin lieſt einen reichhaltigen und wichtigen Commiſſionalbericht über die mit dem verſchiedenen Gebrauch der Dampfmaſchinen verbundenen Gefahren und die zweckmäßigſten Mittel denſelben vorzubringen.

Druckfehler.

In Nr. 30. 1. Sp. S. 118, Z. 5. v. o. muß (.) ſtatt (:) ſtehn.

In Nr. 32. 1. d. Anz. des Pater Brey S. 127. Sp. 2. Z. 19. v. u. l. prallen ſt. prellen. Desgl. 1. d. Anz. v. Rinaldos Reiſen, S. 128. Z. 17. Erzählung ſt. Erzählungen.

In Nr. 33. S. 130. Z. 21. Lenormand ſt. Lenornamand. Eendaſ. Sp. 2. S. 18. v. u. l. aus ſtatt an.

Nro. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Juni 1823.

Wer gethan und nach bedacht,
Hat manchen in groß' Leid gebracht.

Sprüchwörtlich.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

III.

Das Füchslein mit dem Wolfsgethier
Hatte Freundschaft geschlossen,
Und sich erwählt den Herrn von Gier
Zu einem Reisegenossen.

Zu einem Weinberg schlichen sie,
Der war umzäunt mit Dornen,
Vergeblich ihn umstricken sie
Von hinten und von vornen.

Da fand sich doch ein kleines Loch,
Das just für's Füchslein paßte,
Doch nur mit Zwang und großer Noth
Das starke Wolfsthier faßte.

Das Füchslein schlupfte leicht hinein,
Der Wolf hinein sich zwängte.
Da fanden sie viel Trauben drein,
Weiße, rothe und gesprengte.

Da aß das Füchslein mit Bedacht,
Des Wiederausgangs denkend,
Der Wolf der aber schluckte mit Macht,
Sich nicht um's Künft'ge kränkend.

Das ward gewahr der Weinbergsmann,
Der faßte einen Prügel,
Und wie er damit kam heran,
Macht' er den Gästen Flügel.

Das Füchslein schloff behend durch's Loch
Mit seiner schmalen Hüfte;
Der breite Wolf, nun breiter noch,
Blieb stecken im Geklüfte.

Den that mit seinem Prügel gut
Der Weinbergsmann so rupfen,
Daß er, geschunden bis auf's Blut,
Zuletzt hindurch konnt' schlupfen.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft trennte sich nach und nach, und Emma wagte es nun wieder, dem Spieltisch ihrer Mutter zu nahen. Eine Zeitlang ließ sie sich durch Graf Herberts geflissentliches Gespräch am Eingang des Zimmers aufhalten, nahm aber wahr, daß eine todte, ihr höchst schauerliche Stille an der Mutter Spieltisch herrschte. Plötzlich sahe sie ihre Mutter aufstehen, und hörte sie mit einer Art Ungestüm sagen: „Nein, Frau Präsidentin, für heute muß es genug seyn. Ich möchte meine Verbindlichkeiten nicht steigern.“ Die Präsidentin zuckte die Schultern, der dritte Mann, ein alter General, zählte bedächtig einen Haufen Goldstücke in seinen Beutel und wiederholte kaltblütig: „Ich stehe Ihrer Gnade immer zu Befehl.“ Emma vergaß alle äußere Umstände, sie bemerkte nur, daß ihre Mutter die Farbe wechselte, eilte zu ihr, und suchte mit zärt-

licher Frage nach ihrem Wohlbefinden eine ihrer Hände zu ergreifen, die einen Stift hielten, mit dem die Gräfin Buchstaben aufschrieb. Erschrocken nahm sie Emma's Nähe wahr, zog ihre Hand etwas unsanft zurück und sagte, zwar leise: „Das ist ja zudringlich! Warte, bis ich dich abrufe.“ — Das arme Kind fühlte ihr Herz brechen, ganz eigentlich. Es war ein physischer Schmerz, von dem sie später versicherte, er sey der Anfang ihres Hinsterbens gewesen, der Mehlthau, der auf ihre Blüthe gefallen. Graf Herbert sah sie erblassen. „Die Hitze drückt Sie, sagte er laut, erlauben Sie mir, Sie an den Balkon zu führen. Ihre Frau Mutter behält Sie da im Auge.“ Emma heftete einen so schmerzvollen Blick auf ihn, daß er sich nicht enthalten konnte, ihre Hand zu fassen, und im Gehen ihr zuzuflüstern: „Nehmen Sie nicht so schwer, was vorübergehender Mißverstand ist. Wenn wir das Spiel ernsthaft behandeln, mögen wir eben so wenig dabey gestört werden, wie bey einer Arbeit.“ Emma antwortete nicht, der Graf blieb am offenen Balkon stehen, und beobachtete Emma's Blick, der sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zum Himmel richtete. Es war Hoffnungslosigkeit und Gottvertrauen im sonderbarsten Verein. Der Mond wandelte durch zerrißne Wolken, jetzt aber gewann er einen heitern Plan, er versilberte das ihn kurz vorher verschleyernde schwarze Gewölk, Emma's Blick ward heiterer, ein paar helle Thränen rollten langsam über ihre Wangen, und, als sey mit ihnen der Nebel des Grams niedergeschlagen, senkte sie ihren Blick freundlich auf Herbert, und sprach von dem Mondenlicht an ihrem lieben Montmiraller See. Beym Heimfahren machte ihr die Gräfin durch herzliche Sorge für ihre Gesundheit den kleinen Unmuth der vergangenen Stunde vergessen. „Fräulein Emma ist heiser geworden, hatte Graf Herbert beym Abschied gesagt, ich fürchte, der offene Balkon hat ihr geschadet.“ Das konnte nicht seyn, die Juliusnacht war so lau! und wie willkommen war diese Heiserkeit dem guten Kinde, da sie ihr die Aufmerksamkeit ihrer Mutter erwarb!

Emma fand sich sehr matt am folgenden Morgen, ihre Stimme war wieder frey, aber ihr Auge wunderbar glänzend, und die zarte blaue Schattirung unter demselben zeigte deutlich, daß dieses nicht der Glanz des Jugendmuthes sey. Sie fand, wie sie sich zum Frühstück einstellte, einen finster und demüthig aussehenden Mann im Zimmer, der sich so eben mit tiefen Verbeugungen von der Gräfin beurlaubte. Diese sah sehr blaß aus, empfing ihrer Tochter herzliche Begrüßung sehr zerstreut, und suchte nach Papieren, indeß Emma sich mit Theodor beschäftigte, der sich unendlich freute, daß seine Schwester wieder „seine Emma“ geworden wäre, und ihr mit wahrem Genuß all seinen Spielkram in den Schoos legte, bey jedem Stück fragend: „Nicht wahr, das schadet auch nicht?“ sich des gestrigen Verbots, das Ballkleid zu berühren, bitterlich erinnernd. Bald kam aber eine Botschaft von ihrem Stiefvater, der sie zu sich auf sein Zimmer beschied. Da das gemessene Benehmen dieses Mannes, sein zwar sehr achtungsvoller, aber fast bestimmter Ton gegen ihre Mutter, ihr viel Schüchternheit einflößte, ging sie mit Herzklopfen zu ihm, welches bey der feyerlichen Anrede, die er an sie begann, nicht abließ. Er sprach davon, wie ihr verewigter Vater ihn selbst zu einem ihrer Vormünder ernannt, und so den ersten Grund zu der Verbindung mit ihrer Mutter gelegt habe, wie ihr Alter zwar noch so zart sey, daß es sie aller Geschäftskenntniß überhöbe, allein er bemerke mit Vergnügen einen so ernsten Sinn an ihr, daß er ihr willig als Freund und Vater eine Uebersicht ihres Vermögens geben wolle. Er nannte ihr nun Summen, die der einfachen Emma ungeheuer schienen, und setzte hinzu: „So lange sie unter meiner Verwaltung stehen, sollen sie sich nur vermehren; Ihr Vater, meine liebe Tochter, hat auch einen Plan entworfen, der sie nach mir in achtungswürdige Hände gibt — doch das kommt Ihrer Mutter zu, Ihnen zu entdecken; ich rathe Ihnen nur für den Frieden Ihres künftigen Lebens, sich an geregelte Ausgaben zu gewöhnen, jede leidenschaftliche Laune zur Verschwendung früh zu beherrschen, und — und überhaupt der Pflicht Ihres Geschlechts, sich dem Wohl der Ihrigen zu widmen, stets eingedenk zu seyn.“ — Emma war so ängstlich verlegen, daß sie ihres Stiefvaters Worte nur halb verstand, allein sie verriethen einen moralischen Sinn, und dieser zog sie mit Vertrauen zu diesem ihr bisher so fremden Mann. Ihre überströmend herzliche Antwort schien ihm jedoch peinlich, er ward wieder höflich, und ging zu „einem andern Beweise von Vertrauen über, den er ihr zu geben gedächte,“ wobey er ihr ein ansehnliches Schmuckkästchen überreichte, dessen Inhalt Emma mehr durch seine Fülle, als den, ihr ganz unverständlichen, Werth der Juwelen in Erstaunen setzte. Obschon, sagte der Graf, junge Damen keine Diamanten trügen, wolle er ihr doch einen Beweis seines Vertrauens geben, indem er diesen Schatz ihrer Obhut überlasse. Emma dankte, bat aber innig, sie damit zu verschonen, dieses, wie alles Uebrige, mit seiner väterlichen Güte ferner zu verwalten, nur ein paar lange Schnüre der schönsten orientalischen Perlen nahm sie aus dem Kästchen, dergleichen hatte sie an jungen Damen ihres Alters gesehen, und hatte eine jugendlich schwärmerische Vorliebe für sie.

Emma, in ihr Zimmer zurückgekehrt, tadelte sich selbst über die Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung, sie wiederholte sich ihre früh empfangenen Lehren der Selbstbeherrschung, die heute von ihrem Stiefvater empfangene Ermahnung von Mäßigung der Leidenschaft gesellte sich zu ihnen, und, ohne zu wissen, was sie eigentlich bedürfe, kniete sie in ein Winkelchen ihres Kabinets, und betete sehnsuchtsvoll „um den Frieden Gottes,“ denn sie wußte

das, was ihr fehlte, nicht zu benennen. Mit scharfer Dissonanz rief sie die Ankunft des Tanzmeisters aus diesem heiligen Aufschwung zurück. Sie war aber heute so erschöpft, daß sie den Lehrer bitten mußte, seinen Unterricht früher zu beenden. In diesem Augenblick trat Frau v. Steinfeld zu ihr herein. Sie wollte nachsehen, ob die Nichte, so wie sie gestern dazu aufgefordert ward, Herrn Dümont gebeten hatte, sie die Pas zur Gavotte zu lehren. Der Lehrer entschuldigte sich mit der Müdigkeit des Fräuleins, allein davon wollte die Tante, die nie ein körperliches Leiden gekannt, gar nichts hören; sie erklärte, daß junge Leute sich dergleichen Weichlichkeiten gar nicht erlauben müßten; sie verdanke ihre unerschütterliche Gesundheit ihren täglichen Ermüdungen durch Gehen, Reiten und häufiges Reisen; diese Mittel sollen auch Emma stärken. Augenblicklich mußte diese ihren Hut aufsetzen und mit ihr in den Park gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Fehlschüsse.

Thomas Warton fand in einer alten Romanze folgende Verse, in welchen Saladins Kampf mit Richard Löwenherz beschrieben ist:

A faulcon broad in hand he bare
For he thought he would there
Have slayne Richard.

Er glaubt, faulcon broad bedeute einen großen Falken, und Saladin sey mit dem Raubvogel auf der Hand dargestellt, um seine Verachtung gegen seinen Gegner auszudrücken: er beruft sich auf ein altes Gemälde und auf Tapetenmalereyen, wo Saladin mit dem Falken auf der Hand dargestellt ist, und vertieft sich in die Gebräuche der vergangenen Jahrhunderte. Trotz seiner glänzend ausgelegten Gelehrsamkeit ist und bleibt ein faulcon broad ein breites Schwert (faulcion broad), das im Kampf leicht nützlicher seyn konnte, als ein Vogel auf der Faust.

*

Als Johnson sein Wörterbuch schrieb, fragte er in öffentlichen Blättern nach der Bedeutung von dem Worte Curmudgeon. Er erhielt durch einen Unbekannten Auskunft, und erwähnte dankbar des unbekannten Korrespondenten in seinem Werke so:

„Curmudgeon, fehlerhafte Aussprache für das französische cœur méchant.

Unbekannter Korrespondent."

Asch kopirt dieses in seinem Dictionnaire:

„Curmudgeon, von dem französischen cœur, unbekannt, und méchant, Korrespondent."

*

Ein französischer Literator schrieb über ein Lustspiel von Cibber, das den Titel hat: Love's last shift (der Liebe höchste Noth), und übersetzte diesen Titel: „La dernière chemise de l'amour (der Liebe letztes Hemd)." Shift heißt nämlich List, Noth, Ausflucht u. s. w. und Weiberhemd.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Preußisch Sachsen, May.

Das Bad zu Lauchstädt, welches 1810 sein erstes Jubiläum feyerte, von 1815 an aber, wo es Preußisch wurde, merklich in Verfall gerieth, scheint jetzt einer günstigeren Periode entgegen zu gehen. Die königliche Regierung in Merseburg hat das mitten auf dem Badeplatze gelegene alte Schloß an einen wohlhabenden Particulier aus Leipzig (Dr. Med. Richter) verkauft, welcher dasselbe ganz zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Badegäste eingerichtet hat. In Verbindung mit dieser Einrichtung strebt die Anlage einer neuen, höchst bequemen Badeanstalt, woran es bis dahin insofern fehlte, als nur eine, sehr ausgezeichnete, Anstalt zum Douche-Bad vorhanden war, die gewöhnlichen Bäder aber in den Wohnungen genommen werden mußten, welches für Curgäste, die ohne Beschwerde ausgehen konnten, sehr unbehaglich war, indem der Wasserdunst und der Geruch etwaiger anderer verordneter Bade-Ingredienzien die Wohnung verunsauberte. Jetzt sind für die Curgäste Badezimmer angelegt, und Einrichtungen getroffen, ähnlich den Reil'schen in Halle, vermöge deren man Schwefel- Kräuter- Salz- und alle anderen Arten künstlicher Bäder nach der Aerzte Verordnung bekommen kann, und wobey für die persönliche Bequemlichkeit und Annehmlichkeit in hohem Grade gesorgt ist. Der durch seinen Umfang, seine Höhe und Bauart berühmte öffentliche Salon wird verschönert, und alle kleineren Lust-Etablissements scheinen seinem Beyspiele folgen zu wollen. Der Pachter der Badewirthschaft wird der vorige bleiben, und diese Nichtveränderung wird eben so vortheilhaft als jene Veränderungen seyn: denn es ist derselbe, welcher in den Leipziger Messen Treibers Keller so berühmt gemacht hat, als es zu den Zeiten des D. Faust Auerbachs Keller gewesen seyn mag. Die bärtige Nuß wird die Herstellung eines guten Schauspiels seyn. Das ehemalige Weimar'sche Theater unter Göthe, unstreitig das damals einzige, mit der literarischen Bildung Deutschlands Schritt haltende Theater, verließ diesen seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt bald nach dem sogenannten Befreyungskriege, und als Lauchstädt unter Preuß. Hoheit kam, verkaufte der Großherzog das von ihm erbaute, und als Privateigenthum ihm gehörige Schauspielhaus an die preußische Regierung. Aber er konnte das Goethe'sche Kunsttheater nicht mit verkaufen, selbst wenn er gewollt hätte; es war nicht mehr und ist nicht mehr. Es gelang einige Jahre nacheinander der Regierung in Merseburg, das Leipziger Stadttheater (unter Dr. Küstner), eine der besseren Kunstanstalten Deutschlands, theilweise dahin zu ziehen; und das zog Anfangs auch viele Leipziger Theaterfreunde nach. Aber die Douane, welche die Badegäste inkommodirte, selbst den wöchentlich ankommenden Theaterrequisiten-Wagen durchsuchen zu müssen glaubte, als ob von goldpapiernen Königskronen Zoll zu erheben wäre, verdarb dem Unternehmer die Lust, und er kam seit 1821 nicht wieder. Eine Walter'sche Truppe sollte das Bad von Halle aus versehen, fand aber so schlecht ihre Rechnung, daß sie es eben so schlecht versah. Jetzt ist, wie man hört, die Löwen'sche Hoftheater-Gesellschaft engagirt, und da dieselbe unter Leitung eines zwar sehr jungen, aber thätigen

Intendanten steht, der in Leipzig Gelegenheit gehabt haben soll, einem im Ganzen gut und kunstsinnig geleiteten Theater gegenüber sich auszubilden für die Dirigirkunst; so verspricht man sich davon sehr erfreuliche Leistungen, und eine sehr angenehme Unterhaltung, die — wenn das Theaterpersonal Bildung und gesellschaftlichen Takt hat — wie bey dem Goethe'schen und dem Küstner'schen Theater auch auf Belebung der Vergnügungen des Badeplatzes und der Geselligkeit überhaupt sich erstrecken möchte. Bald, sagt man, und vielleicht noch in diesem Jahre, werde auch das berühmte Struve'sche Laboratorium, welches die besten und wirksamsten fremden Mineralwasser chemisch bereitet und schon in Dresden, Leipzig und anderen Orten als vortrefflich sich bewährt hat, hier etablirt werden.

Paris, 22. May.

(Fortsetzung.)

Alles, was als Parteyäußerungen ausgelegt werden könne, habe er, so fährt Guiraud fort, sorgfältig vermieden, weil die Parteyen Absichten oder Interessen hätten, und der Dichter es mit solchen Dingen nicht halten könne. Hier muß der Herr Guiraud nicht ganz aufrichtig gewesen seyn, und hat daher auch keinen richtigen Grundsatz aufgestellt. Wie, wenn eine Partey Vaterlandsliebe, Freyheit, Unabhängigkeit zur Losung annimmt, so sollte der Dichter nimmer diese Angelegenheiten in seine dramatische Dichtung verflechten können? Wo steht so etwas vorgeschrieben? Herr Guiraud glaubt es auch selbst nicht; denn was die beyden Hauptpartheyen in Frankreich bewegt, wird häufig in dem neuen Trauerspiele berührt, aber immer auf eine etwas versteckte Weise. Absichtlich hat der Dichter es zu vermeiden gesucht, einer der beyden Hauptpartheyen Anstoß zu geben, um sich weder den Kritiken der Freysinnigen auszusetzen, noch die Ansprüche auf das Lob und die Ehrenbezeigungen der Ultras zu verscherzen. Darin ist er auch ziemlich gewandt gewesen: hievon nur ein Beyspiel. Es ist in dem Stücke häufig die Rede von der Befreyung Spaniens. Diese Stellen würden die Zuschauer gewiß nicht verfehlt haben, als Anspielung auf die Tagesbegebenheiten hervorzuheben, wenn sie nur begriffen hätten, ob diese Befreyung im Sinne der Liberalen oder im Sinne der Servilen gemeint sey: dieß hat aber der Verfasser absichtlich im Dunkel gelassen, und kann sich daher, wenn er Lust hat, bey den Ultras ein Verdienst daraus machen, daß er zum Kriege angefeuert habe, ohne daß ihm die Liberalen deßhalb etwas anhaben können. Die von ihm eingestreuten erbaulichen und andächtigen Betrachtungen wurden bey den ersten Vorstellungen so übel aufgenommen, daß es dadurch beynahe zu Schlägereyen im Parterre gekommen wäre. Der Verfasser scheint in seiner Vorrede entrüstet darüber, er kann gar nicht begreifen, wie es nicht erlaubt seyn sollte, vor aufgeklärten Leuten zu Gunsten einer Religion zu sprechen, welcher Europa die Abschaffung der Sklaverey verdanke. Wenn Herr Guiraud etwas nachdenken will, so wird ihm nicht schwer werden, die Ursache des Mißvergnügens der Zuhörer zu errathen. Nicht über die religiösen Aeußerungen murrten sie, sondern über die Art, wie dieselben herbeygeführt werden, über die vermuthete Absicht des Dichters, und über den Mißbrauch, den jetzt täglich fanatische Menschen mit der Religion treiben. Hat nicht neulich ein Redner der Ultras es erkühnt zu sagen, man ziehe über die Pyrenäen wie zur Zeit der Kreuzzüge mit dem Losungswort: Dieu le veut! Wenn das Heiligste so mißbraucht wird, wie sollte da das Publikum nicht unwillig über den Dichter werden, der auch so etwas in seine Dichtung einflicht! Ferner sucht der Dichter auch noch seine Wahnsinnige von Murcia zu vertheidigen, die in den Journalen als eine mißlungene Rolle getadelt worden ist. Der Verfasser legt ihr nämlich keinen beständigen Wahnsinn, sondern nur Anfälle desselben bey, und das Publikum erkennt nur allzudeutlich, daß der Dichter sie von Zeit zu Zeit wahnsinnig werden läßt, um die Handlung verlängern zu können. Guiraud behauptet, der von ihm gezeichnete Charakter sey aus der Natur, und nicht aus seiner Phantasie gegriffen. Im Mittelalter habe es nämlich solcher Wahnsinnigen gegeben, die unter Gräbern und in Einöden umhergewandelt, von Zeit zu Zeit unter den Lebenden erschienen wären, und ihnen geweissagt hätten, dann wieder verschwunden und in ihren Wahnsinn verfallen wären, er habe von solchen Personen in den alten Chroniken gelesen — in welchen, sagt er nicht. Wohl ließ man die Wahnsinnigen umher irren, weil es an zweckmäßigen Anstalten zu ihrer Versorgung fehlte; auch mochten sie zuweilen wohl als weissagende Personen angesehen werden, wie noch jetzt die Idioten in einigen Gebirgsländern als von Gott ausgezeichnete Personen betrachtet werden; daß zu jener Zeit aber Wahnsinnige sollten wechselweise vernünftig und närrisch, klug und unklug gewesen seyn, wird Herr Guiraud schwerlich in einer Chronik nachweisen können; und wenn auch zwanzig Chroniken es bezeugten, so muß ein solcher Charakter auf der Bühne, wenigstens so wie ihn Herr Guiraud behandelt hat, mißfallen, weil er gerade nur dann ändert, wenn der Dichter kein anderes Mittel weiß, der Handlung eine neue Wendung zu geben. Daß es am Ende des dritten Aufzuges an einer Peripatie fehle, gesteht der Dichter selbst als einen Mangel seines Stückes ein. In den französischen Trauerspielen, die bekanntlich stets fünf Aufzüge haben, müsse nämlich am Ende des dritten Aufzuges eine halbe Auflösung und eine neue Verwicklung des dramatischen Knotens statt haben, weil die Aufmerksamkeit nicht wohl fünf Aufzüge hindurch auf einen und denselben Gang der Handlung gerichtet werden könne. Man könnte fragen, warum denn die französischen Dichter nicht ein Trauerspiel in weniger als fünf Aufzügen versuchen; allein die Regeln des französischen Trauerspiels sind eben so unwandelbar als in China die Verrichtungen der verschiedenen Volksklassen, und die dramatischen Dichter sind, wie Voltaire sagt, Sklaven, die mit ihren Ketten tanzen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 130:
Pfauenauge.

Charade.

Was Großes dem Blick die Vergangenheit zeigt
Und was uns die Stunde verkündet;
Was Edles dem Schooße der Zukunft entsteigt,
Das ist in der ersten begründet.
Sie wogt durch das Leben und altert nimmer,
Doch nichts widerstehet ihr, sie stürzt es in Trümmer.

Die zweyte nun strebt der verschlingenden Flut,
Der ersten ihr Seyn zu entreißen;
Sie flügelt sich aufwärts mit wachsendem Muth
Schwelgt in der Unendlichkeit Kreisen;
Und alle Thaten, so kleine, als große,
Entsteigen aus ihrem gebärenden Schooße.

Das Ganze rollt stolz seinen eigenen Gang,
Belächelt der Menschen Gedanken;
Nicht zähmt es die Macht, nicht eiserner Zwang —
Kühn bricht es die irdischen Schranken:
Und, ob auch die Menschheit in Hader zerfiele,
Es führt sie doch endlich zum herrlichen Ziele.

E. B . . d . ch.

Nro. 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Juni 1823.

Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß sie das Große im Kleinen wählen.

Goethe.

Die Schwefelbäder bey Montmorency.

(Beschluß.)

Vier Wochen lang wechselte die schöne Gräfin Opodeldoc zwischen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunst und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich schien die Arzney anzuschlagen — sie mochte wol sympathetisch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon seit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpsichore hatte diese glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage schickte die Baronesse Habersack Einladung zu einem Balle, auf dem sie vor ihrer Abreise ins Bad alle ihre Freunde vereinigt sehen wollte. Die Gräfin schmückte sich aufs Herrlichste, sie war schön wie — ein Engel. (Warum ist die christliche Mythologie so arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, stand, wie Pygmalion vor seinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunstwerk ihrer Hände, und flehte die Götter, sie möchten die Gräfin beleben, und in einen Mann verwandeln. Der Graf selbst zeigte starke Spuren innern Wohlgefallens beym Anblicke seiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß seine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas bersten würde vor Neid, hatte sein ästhetisches Gefühl ungemein geschärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, sie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menschlicher Seelenstärke, einzig in der Weltgeschichte! o glorreichste Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Rosen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunst und Natur bis zum Blenden umschimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tausend süßen Triumphen . . . stieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrey aus, und wollte zusammensinken. Der Graf stützte sie und fragte: „Was hast du, mein Mäuschen?" Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte sie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte sich zu Bette. Sophie, ob sie zwar als Kammermädchen hinter den Kulissen stand, ward doch überrascht von dem Staatsstreich ihrer Gebieterin, dessen Geheimniß sie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligstes hatte, in das auch die Priesterin Sophie nicht treten durfte, sondern nur sie selbst als hohe Priesterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er sich zum Grafen und sagte mit feyerlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen lassen." — „Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es so schlimm mit meiner Frau? Ist eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?" — „Nein, werthester Herr Graf, so schlimm ist es nicht; aber die gnädige Gräfin scheinen kein Zutrauen in mich zu setzen, und wol-

len meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber sie will nichts davon hören. Sie sagt, das Geräusch der Badorte sey ihr verhaßt, und sie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu sprechen. Aber meine Pflicht . . ." — „Herr Doktor, ich liebe die Badorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?" — „Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir ſie tragen ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich aufs Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen ſie auch im Converſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. . . ." Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?" — „Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark." — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft." — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchädlich." — „Welches Bad rathen Sie denn?" — „Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen." — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappiſt attrapiren?" — „Freylich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bey Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit." — „Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reist, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſeyn? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?" — „Schon Hippokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen." — „Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor."

Graf Opodeldoc brauchte länger, als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein: „Ich will deiner liebevollen Beſorgniß dieß Opfer bringen," ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind —ſagte der Graf eines Morgens— ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerley bedürfen." — „Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöst, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme." — „Kindерpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer." — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!" — „Wie du willſt!" — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweyten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Strasburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hinaufzuſteigen. Oben auf der Platte-Form ſagte der Graf: „Mänschen, du blühſt ja wieder wie eine Roſe." Die Gräfin erſchrack, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimat wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendglut zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfuhr, wollte der Poſtillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über die Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeygeholte Arzt erklärte die Krankheit für ein fièvre non maligne, und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche, nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt, und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing ſich an in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Sold kennen gelernt, der, wie er, ein leidenſchaftlicher Jäger war, und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. „Er iſt ein wilder Menſch!" ſagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute ſind nicht anders!" erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. „Adieu mon ange!" ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd; aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen, Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück und ließ ihren Schleyer fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: „Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein Herrmann, ein ächt deutſches Herz." . . . Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Nein vergeſſen!" Mit freudigem Schreck ſprang die

Gräfin hastig: „Deine Brieftasche? Ich habe sie auf dem Kamin gesehen. Laß uns schnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergessen; wenn wir nicht eilen, ist Alles hin.“ — „Die Brieftasche habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergessen, uns in Montmorency umzusehen.“ — „Ueber's Jahr!“ lispelte die Gräfin mit einem leisen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, dessen goldne Kuppel in der Abendsonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleise auf seinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariser Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Diese hatte sich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm ist, in Paris zu seyn, ist es für Frauen noch angenehmer, dort gewesen zu seyn und davon zu berichten. Die Herbstwinde rascheln, die Blätter fielen. Es kam der erste November, des Grafen fünfzigster Geburtstag. Der Graf schlief an diesem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu seiner Ueberraschung Zeit zu lassen. Er ging hinab in den Saal, und wünschte seiner Gemahlin mit erkünstelter Gleichgültigkeit und Kälte einen schönen guten Morgen. Bey seinem Eintreten sagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh, Sophie!“ indem sie ihr einen sanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerey auf ihrem Gesichte, und schlüpfte lachend hinaus. „Väterchen! sprach die Gräfin mit entzückender Holdseligkeit — der Graf kam näher — Väterchen! — der Graf stand vor ihr — Petit Papa!“ — Sie ergriff seine Hand, drückte sie fest und zärtlich, er zog sie zurück; sie lächelte, er erröthete. — — Das macht' ich so!

D. B.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Matt und stimmlos kam Emma von ihrem Spaziergange mit der Tante nach Hause, ward aber bey der Tafel sehr heiter bey dem Gespräch ihres Stiefvaters und des Grafen Herbert, die, nebst ein paar ältern Geschäftsmännern, über das Armenwesen der Stadt sich unterhielten. Sie erfuhr, wie viel Gutes in Berlin in diesem Fache geschieht, und unfähig, das Wie? zu beurtheilen, sah sie mit Entzücken, daß die bunte Welt, mit der sie sich noch gar nicht zu befreunden vermochte, viele und große Opfer in guter Absicht zu bringen weiß. Besonders freute sie sich, daß Herbert, nach ihrem Bedünken, das Beste und Frömmste sagte, und obschon sie sich nicht herausnahm, an dem Gespräche Theil zu nehmen, winkte sie ihren „ältesten Bekannten,“ wie sie Graf Herbert scherzend nannte, in ein Fenster, und bat ihn, während der Kaffe herumgereicht wurde, um die Erklärung einiger ihr unverständlich gebliebenen Punkte des Gesprächs. Graf Herbert befriedigte sie und sagte dann: „Sie haben eine schöne Ausbildung genossen, mein Fräulein, da sie der Theilnahme an so ernsten Gegenständen fähig sind.“ Sie antwortete mit einem feurigen Lobe ihrer Lehrer, und fuhr dann vertraulich schwatzend fort zu fragen: „Nicht wahr, wenn ich mündig bin, dann kann ich mit meinem Einkommen machen, was ich will?“ — „Was ihr Gewissen gut heißt, wird meine junge Freundin thun.“ — „Ja, so mein' ich's!“ Und nun deutete sie an, welche der in ihrer Gegenwart erwähnten Anstalten sie unterstützen wollte, aber am erwünschtesten schien es ihr, eine Töchterschule auf dem Gute zu stiften, wo ihr Vater gestorben und beerdigt sey. Emmas Angesicht glänzte wie eines Engels, indem sie sprach. Wirklich schienen die zarten Formen ganz ätherisch zu werden, das Roth ihrer Wangen glich dem tiefen Kelch einer weißen Rose, und durchsichtig zart schimmerte ihr blendend weißer Hals. — Der Graf war ausnehmend gerührt über die holdselige Gestalt: „Diese Freude sollen Sie haben, mein Fräulein,“ sagte er. — „Nicht wahr?“ unterbrach sie ihn, freudig ihre Hände noch zusammengelegt und sie wie dankend emporhebend, „nicht wahr, Sie geben mir dann Rath?“ — „Theures, edles Kind, wollen Sie mir denn das Recht dazu geben?“ fragte nun Graf Herbert seiner Seits und faßte ihre Hände, die er ehrerbietig an seine Lippen bob. Plötzlich erinnerte sich Emma einiger Worte, die heute früh ihr Stiefvater gesprochen, von einem Plan ihres Vaters, ihr Vermögen auch nach ihrer Volljährigkeit in achtungswürdige Hände zu geben; sie waren ihr unverständlich gewesen, aber sie hatte nicht weiter an sie gedacht; jezt fuhr eine Ahnung durch ihre Seele, daß Graf Herbert mit ihnen in Verbindung stehen könnte; sie erschrack heftig, aber die tode Achtung, die ihr der Mann eingeflößt, und die schöne Einfalt ihres Herzens verhinderte sie zu irgend einer Spielerey ihre Zuflucht zu nehmen. Sie sagte zitternd: „Sie waren meines Vaters Freund, Sie haben das Recht, mich zu berathen.“ Weiter vermochte sie aber nichts hinzuzusetzen, sondern war froh, daß ihre Mutter sie gleich darauf abrief, um noch vor der Abendgesellschaft einige Besuche mit ihr zu machen.

Emma durfte diesen Abend allein zu Hause bleiben, sie war darüber entzückt; sie beschäftigte sich mit Theodor, und wie man diesen zur Ruhe gebracht, nahm sie sich vor, rechte lange Briefe an ihre Instituts-Freundinnen zu schreiben; aber wie sie ihre Ideen sammeln wollte, wurden ihre Erinnerungen der in ihrer Mutter Hause zugebrachten Tage so lebhaft, daß sie nicht wußte, welche sie zur Mittheilung wählen sollte. Sie hatte sich oft mit ihren Freundinnen von der Hoffnung unterhalten: ihr Beysammenseyn mit ihrer Mutter solle sie für die Trennung von ihnen entschädigen. Sie hatte Tage geträumt zwischen Arbeit und Lernen getheilt, Abende am häuslichen Theetisch durch geistvolles Gespräch gewürzt, oder größere Gesellschaft junger Genossen, wo Musik, Tanz und artige Spiele die Abende kunstlos beleben würden. — Was sie vom ersten Abend an sich bewußt war, fühlte sie jezt mit ergreifender Heftigkeit:

daß von allen ihren Erwartungen keine erfüllt sey. — Wie in einem Schattenspiel gingen alle die Auftritte vor ihr vorüber. Beym Frühstück Putzmacherinnen und Kaufleute und zwecklose Besuche: zu Mittag fremde Gesichter und spärliches Gespräch; des Abends ein zwangvoller Anzug, Lichtergeflimmer, leerer Lärm. — — Unter den verworrenen Bildern ihrer Phantasie traten nur einzelne Momente immer wieder klar vor sie hin: Graf Herberts milde, theilnehmende Weise, wie er hier und da ihr zum Schutze gedient; die Stimme ihrer Mutter am gestrigen traurigen Abend, wie sie das Spiel abzubrechen bat, und Graf Alpecks geheimnißvolle Worte, die ihr einen, von ihrem Vater bestellten, Beschützer verhießen. Dieser letzte Gedanke behielt die Oberhand. Der Beschützer, den sie zu erraten suchte, zeigte sich, ihren Träumen nach, in der bald undeutlichen Gestalt eines Engels, wie die babylonisch-jüdischen Mythen sie schildern, der ihr einen Lilienstengel zuneigte an dem helle Tropfen herabrannen. Des ist Himmelsthau, sagte Emma, und streckte ihre Hand nach ihm aus. Das sind deine Thränen, antwortete der Engel. — Aber jetzt nahm die Schlummernde wahr, daß ihre wohlmeinende Kammerfrau ihre Wangen trocknete, und vernahm, daß sie dieselbe unruhig schlafend noch immer die Feder in der Hand, im Sopha zurückgelehnt gefunden hatte. Marthe beschwor ihr Fräulein, sich zur Ruhe zu legen. „Sie zittern ja wie ein Espenlaub, sagte die Treue, das macht der böse Traum. Ihre Thränen rannen ja über Ihre Wangen, wie der Thau über ein Lilienblatt.“ Das Fräulein hatte sich vorgenommen, der Gräfin Nachhausekunft zu erwarten, aber sie fühlte sich dessen unfähig, und gab den Vorstellungen ihrer Dienerin Gehör.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. May.

(Beschluß.)

Das Theater der Porte St. Martin gibt Kotzebues Epigramm als Melodram unter dem Titel Valerier. Bey der ersten Vorstellung wurde eine Aeußerung zu Gunsten des Friedens sogleich vom Publikum lebhaft aufgegriffen und beklatscht. Bey der zweyten Aufführung war diese Aeußerung verschwunden. Die scheinheilige Quotidienne bemerkte darüber, die Verfasser der Uebersetzung hätten gefühlt, daß eine solche Aeußerung in den jetzigen Umständen antifrançais sey, und sie von selbst zurückgenommen; allein die Verfasser hatten den Muth, in dem liberalen Pilote anzukündigen, daß sie nicht freywillig, sondern gezwungen den Wunsch nach dem Frieden, den sie mit so vielen Mitbürgern im Herzen trügen, zurückgenommen hätten. Was für eine Verkehrtheit der rechtlichen Gesinnungen gehört nicht dazu, den Wunsch nach Frieden als antifrançais zu verbannen! Eine ähnliche Aeußerung der öffentlichen Gesinnung, wie bey der ersten Aufführung des Epigramms, hatte neulich bey einer öffentlichen Versammlung der Subscribenten zur Gesellschaft der christlichen Moral statt. Es wurde daselbst ein Aufsatz des Griechen Schinas über die unerhörten Leiden der Griechen unter dem grausamen Joche der Türken vorgelesen. Nach dem Lesen bemerkte ein Subscribent, daß man diesen Aufsatz doch erst einer Kommission zur Durchsicht übergeben müsse, da einige in demselben enthaltene dogmatische Punkte nicht von Jedermann gebilligt werden könnten. Ei, rief ein anderer Subscribent aus, was hat die Dogmatik mit der gefühlvollen Schilderung der Drangsale eines unterdrückten edeln Volkes zu thun? Möchte die ganze Welt von den Gefühlen durchdrungen werden, welche das Anhören dieser Darstellung erregt. Ich für meinen Theil wünschte, daß dieselbe zu zehntausend Exemplaren abgedruckt und auf allen öffentlichen Plätzen laut verlesen würde. Dieß wurde mit rauschendem Beyfalle erwidert; der scrupelhafte Dogmatiker konnte nicht mehr zu Worte kommen, und der Druck der Darstellung wurde beynahe einstimmig beschlossen. Eben diese Gesellschaft hat auch das Verdienst, eine Subscription zu Gunsten der nach Frankreich geflüchteten Griechen eröffnet zu haben, wogegen der Abbé Desmesures eine andere zu Gunsten der geistlichen Anstalten in Palestina eröffnet hat, die von den Hofleuten besser unterstützt worden ist, als die erstere. Der griechischen Geistlichkeit soll, wie es scheint, kein Heller von diesen Subscriptionsgeldern zu gute kommen, sondern alles der lateinischen oder römischen. Nur die Lage der letztern schildert der Herr Abbé in seiner weitläufigen Ankündigung als bedauernswürdig; der griechischen erwähnt er mit keiner Silbe. Jene Ankündigung ist eine Art von Predigt. Es wird darin auf die leidige Philosophie und auf den Zeitgeist geschimpft, und den Hofleuten die Schande vor Augen gestellt, die, dem Abbé zufolge, ganz Frankreich bedecken würde, wenn es die Pères latins in Palestina nicht unterstützte. Die Pères latins mögen der Unterstützung bedürfen, wiewohl es Reisende gibt, welche behaupten, daß es mit ihrer Kasse noch nicht so übel stehe; vielleicht ist ihnen auch Geld nicht so nöthig, als ein kräftiger Schutz von Seiten Frankreichs bey der Ottomanischen Pforte. Allein daß die französischen Abbés nur einzig an ihre Glaubensgenossen denken, und zu Gunsten der bedrückten Griechen keinen Laut des Mitleids von sich geben, keinen Schritt zur Linderung ihres Elends thun, obschon sie von ihren Zeitgenossen durch so manches Beyspiel dazu angewiesen werden, dieß eben schadet ihnen bey ihrer Nation. Der Zeitgeist hat sich nichts vorzuwerfen; wohl aber diese und jene Kaste, die gegen den Zeitgeist anstürmen will und thöricht genug ist, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß sie denselben zerstören werde, um ihre egoistischen Absichten und Gesinnungen an seine Stelle zu setzen. Ein hoffnungsvoller griechischer Jüngling hat hier neulich sein kurzes, nur mit Bitterkeit gewürztes, Leben geendigt. Es war der jüngste Sohn des Fürsten Morusini, der als eines der ersten Schlachtopfer der Türken gefallen war. Seine drey noch jungen Söhne würden eben so elendiglich ihres Lebens beraubt worden seyn, wenn die Fürstin mitten in ihrem großen Schmerze nicht noch Seelenstärke genug besessen hätte, um Alles zur Rettung ihrer Söhne anzuwenden. Dies war eine der schwersten Aufgaben in der Lage, worin sie sich befand, nämlich mitten unter Feinden und in einer Hauptstadt, wo jeder Schritt einer solchen Familie bewacht wurde. Die Rettung der jungen Fürsten ist auch wirklich ein Wunder gewesen. Sie sollen in einer Grube oder Cisterne unter einem Strohhaufen verborgen geblieben seyn, bis der erste Argwohn der Türken vorüber gegangen war, und ihre Mutter sie, wiewohl noch mit großer Gefahr auf das Schiff eines europäischen Gesandten senden und auf diese Weise der Verfolgung entziehen konnte. Dieß ist dann auch gelungen. Die Mutter selbst ist nachgefolgt, und befindet sich jetzt zu Odessa; um die Erziehung ihrer drey Söhne vollenden zu können, hatte sie dieselben mit einem Informator nach Paris geschickt, wo sie sämmtlich in die Erziehungsanstalt des Herrn Lemoine traten. Der jüngste zeigte die besten Anlagen und machte die größten Fortschritte; allein Kränklichkeit hemmte bald seinen Lauf, und er verschied, nachdem er in seinem Fieber unaufhörlich seinen Vater wieder zu sehen verlangt hatte. Nur zu bald ist er ihm gefolgt! Das Leichenamt wurde in der Kapelle des russischen Gesandten gefeyert, und ein Geistlicher griechischer Religion begleitete den Leichnam zu dem großen Gottesacker des P. Lachaise. Möge zum Troste der Mutter eine glücklichere Laufbahn seine Brüder erwarten!

D g.

Nr. 46.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. Juni 1823.

Ueber Hrn. Dietrichs Gemälde: Abrahams Einzug ins gelobte Land.

Rom, 24. April 1823.

— Als ich Ihnen das leztemal schrieb, fehlte es mir an Zeit, Ihre Frage wegen Hrn. Dietrichs Bild zu beantworten; ich hole nun das Versäumte um so lieber nach, da ich das Gemälde seitdem beendigt gesehen, und mit wahrem Vergnügen noch einmal genau betrachtet habe. Sie werden mit mir dem wackern Künstler Glück wünschen, daß er nach mehrjährigem Fleiß dieß große Werk zu Stande gebracht hatte, und ich glaube, es wird ihm in Stuttgart, wohin er es nun bald abzuschicken gedenkt, den Beyfall seines Königs und seiner Landsleute nicht entgehen. Hr. Dietrich ist seinem Vorsatz, alles bis aufs Kleinste mit Ernst und gründlichem Studium auszuführen, bis zum lezten Pinselstrich treu geblieben, daher erfreut auch das Bild desto mehr, je länger man es beschaut, sowohl durch die Mannichfaltigkeit der Motive und Charaktere, die alle mit Naturwahrheit durchgeführt sind, als durch die Vollendung jedes Einzelnen. Das Colorit ist kräftig und wahr, und wird nach einiger Zeit noch an Wirkung und Harmonie gewinnen, wenn das Bild gefirnißt ist und alle jezt eingeschlagenen Farben in ihrem Glanz erscheinen. Obgleich ein ernster, strenger und bestimmter Styl in dem Ganzen herrscht, so war doch der Künstler weit entfernt, einer bestimmten Schule nachzuahmen, vielmehr sieht man, daß er alles nach seiner Individualität aufgefaßt und mit heiterem lebendigem Sinn dargestellt hat.

Denken Sie sich den Einzug Abrahams ins gelobte Land auf einer 11 Fuß breiten und etwas über 8 Fuß hohen Leinwand, mit Figuren von etwa ¾ Lebensgröße abgebildet, so werden Sie schon den Reichthum der Composition ahnen, die ohne überladen zu seyn, doch einen Patriarchen mit dem Zug seiner Familie und allem, was seine Habe ausmacht, zur Anschauung bringt. Der Künstler wählte nun überdieß das bedeutendere Motiv aus der biblischen Erzählung. „Da erschien der Herr Abraham und sprach: deinem Samen will ich dieß Land geben.“ — In dem Augenblick, wo Abraham aus dem öden Felsgebirge herabkömmt (noch ragen die zackigen Felsen hinter ihm in die Luft) und die gesegnete Fläche, das Land des Kornes und Weins, sich vor seinen Blicken öffnet, erscheint ihm der Herr auf einer Wolke, und er steht im Schauen Gottes versunken, während alle die um ihn stehen, nur freudig betroffen über das Irdische sind, das sich so segenverheißend vor ihren Augen öffnet. Ich möchte den Künstler darum nicht tadeln, wie Einige vielleicht thun möchten, daß er nach alter Art die Gottheit personifizirt und von Engeln umgeben dargestellt hat. Denn er konnte eben auf keine andre Weise dem Gegenstand diese höhere Beziehung verleihen. Abraham steht fast in der Mitte seines Zugs mit ausgebreiteten Armen zu Gott emporblickend, als spräche er: Herr! dein Angesicht leuchtet über mir. Einige Knaben sind vorausgeschritten, stehen aber nun betrachtend still beym Anblick der weiten Ebene; ein Jäger mit seinem Hunde hinter ihnen. Zunächst an Abraham steht sein Neffe Loth, auf dessen Schulter sich sein zartes jugendliches Weib lehnt; über diesen ragt ein Kameel hervor, auf welchem Sarah sizt, ebenfalls jung und schön (— da sie ja noch später in Aegypten die Blicke der Männer auf sich zog —), hinter ihr sizt eine alte Wärterin, ein Kopf von vorzüglicher Wahrheit und Natur. Nun folgen noch verschiedene Gruppen, die theils wie diese nach dem gelobten Lande vorwärts blicken, theils unter sich beschäftigt sind. Eine Mutter mit ihrem Säugling sizt auf einem Esel, dahinter geht der Mann, und nebenher läuft ein Weib in schöner Tracht, mit dem vollen Ausdruck des Erstaunens in Gesicht und Stellung. Weiter zurück reitet ein andres schönes Weib mit zwey Kindern auf einem Kameel, ihr Blick ist noch zärtlich auf das Schlafende gewendet. Ein andrer Mann trägt einen Knaben auf seiner Schulter, hinter diesem kommen drey junge Mädchen, die erste eine Harfe, die zweyte Garn, die dritte einen Korb mit einem Paar Tauben tragend. Zulezt vom Weg herab die Knechte, die schon mit einander hadern, und sich weit zertheilt haben, so daß man oben auf der Höhe, wo die Felsschlucht sich öffnet, noch die Schaafe, Esel und Kameele sieht, welche den langsamen Troß ausmachen. Den Vordergrund hat

der Künstler noch benuzt, um einige schöne Episoden anzubringen. Gleich vor Loth kniet ein lieblicher Knabe am Boden, noch unbekümmert um die reichen Triften, die schon den Andern in die Augen fallen, ein Paar Lämmer aus der Hand fütternd; eine Ziege ist links über das Bächlein, das aus dem Felsen hervorsprudelt, herübergesprungen und weidet in dem frischen Gras. Zur Rechten, wo das Thal sich öffnet, kommt schon ein andrer Knabe herauf, den die Neugierde vorausgetrieben; er bringt von den Früchten des Landes freudig den Seinigen entgegen, eine große Traube und einen Zweig voll goldfarbiger Orangen. — Schaafe und Böcke mit ihrem Hirten ziehen an ihm vorbey, und die Heerde der breitgestirnten Rinder ist schon voraus ins Thal hinab, das sich in bewachsenen Gründen an den Fluß, an ebene Felder und ferne Gebirge hinzieht.

Diese vorderen Figuren hat der Künstler absichtlich in etwas untergeordneten Dimensionen gehalten, um der Hauptgruppe nicht zu schaden, und in der That ist es ihm dadurch gelungen, die Hauptfiguren größer erscheinen zu machen, als sie wirklich sind. Ich könnte Ihnen nun wohl noch manches über einzelne Partieen des Bildes sagen, die mir vorzüglich gelungen dünken; allein ich möchte nicht gern Ihrem eigenen Urtheile vorgreifen. S.

Kunstnachrichten aus Paris.

Paris, den 15. April 1823.

Kupferstecherkunst.

Herr Vergeret, einer der Maler, der am meisten Glück in der anekdotischen Gattung *) gemacht hat, stellte im Jahr 1806 ein Gemälde aus, die Ehrenbezeugungen darstellend, die Raphael nach seinem Tode erwiesen wurden. Diese Scene bot dem Künstler die Gelegenheit dar, die Züge der berühmtesten Personen dieser Epoche wiederzugeben, und erlaubte ihm, eine Art von Pracht und von Größe zu entwickeln. Folgendes ist die Art seiner Auffassung und der Moment, den er wählte:

Leo X., in die Mitte des Schauplatzes gestellt, und neben dem Bette, auf dem die sterbliche Hülle des eben erloschenen Genius ausgestreckt liegt, wirft auf den Leichnam Blumen, die ihm eine Page reicht. Der Cardinal Bembo legt eine Krone auf das Leichenbett; Michel Angelo und Sebastian del Piombo, sein Schüler, beydes Nebenbuhler Raphaels, nähern sich, indem sie einen Lorbeerzweig darreichen, mit dem sie ihn ehren wollen; in diesem lezten Augenblick schweigen Eifersucht und Haß und geben den edeln Gefühlen Raum, die zu gleicher Zeit den ehren, der ihr Gegenstand ist, und die, welche dieselben äußern. Ariosto, getrieben von einer Regung des Bewunderns, welche die Erinnerung an die unsterblichen Werke des großen Malers in ihm anfacht, dessen Verlust jezt beweint wird, nimmt den Kranz ab, der auf seinem Haupte sizt, als ob vor dem Genius Raphaels alle andern sich demüthigen müßten.

Das Ganze dieser Composition, von wohlverstandenem Effekt und gelungener Anordnung, gewährte neben dem malerischen Interesse, auch noch das, so sich an die Erinnerung und an das Bild großer Männer knüpft. Denn außer den schon genannten, hatte er auch noch eine schöne Anzahl andrer Personen aufgenommen, als: Julius von Medicis, Vasari, den Perugino, Polydor von Caravaggio, Julio Romano, den Herzog von Urbino, Mark-Anton u. s. w.

Die Herren Sauquet, Vater, und Sirdeniers haben seit kurzem den Stich dieses Bildes herausgegeben. Der erste hat die Platte mit dem Grabstichel vollendet. Vielleicht könnte man diesem Kupferstich einige Parthieen von allzulebhaftem Ton vorwerfen, hier und da auch einigen Mangel an Feinheit der Arbeit. Aber er hat doch den großen Vorzug, den Haupteffekt des Gemäldes richtig genug wiederzugeben; ein Verdienst, das nicht leicht zu erreichen ist, und das mit Recht einigen leichten Unvollkommenheiten, die in einem an Personen und Einzelnheiten so reichen Blatte kaum vermeidlich waren, Nachsicht oder Entschuldigung erwirbt. Dieser Kupferstich kostet 60 Fr. mit der Schrift, und 120 Fr. vor der Schrift.

Herr Horaze Vernet, dessen Talent ich schon so oft zu rühmen Gelegenheit fand, stellte in dem Salon von 1819, in den lezten Tagen der Kunstausstellung, zwey allerliebste Gemälde auf, bestimmt einander zu Gegenstücken zu dienen, und kriegerische Scenen vorstellend, die ich näher beschreiben will:

1) Ein junger Tambour, dessen Hund in einem Gefecht, von dem man mitten durch dichten Rauch nur einen Theil erblickt, eine Kopfwunde erhalten, hat sich auf die Knie geworfen, um sich seinem Gefärthen zu nähern, gießt ein wenig Wein auf Leinwand und wascht seine Wunde. Er ist in dieser Sorge von einem Cameraden unterstüzt, der das Thierchen in seinen Armen hält. Der dankbare Hund leckt die Hand, in der eine seiner Pfoten ruht. Der Ausdruck im Kopfe des jungen Tambours, voll von jenem mitleidigen und zärtlichen Interesse, das die Ju-

---

*) So nennt man in Frankreich die Gemälde, deren Gegenstände vorzugsweise von Anekdoten entlehnt sind, die sich auf berühmte Personen des Mittelalters und des Jahrhunderts von Ludwig XIV. beziehen. Die Maler, die sich mit dieser Gattung beschäftigen, sehen auf Effekt und Beyfall aus, nicht nur im Interesse der Scene, sondern auch in der Anordnung der Oerter und in der Eleganz des Costümes. Diese Gattung hält die Mitte zwischen dem Historischen und dem der innern Ansichten, es entlehnt von Beyden einen Theil ihrer Vortheile und ist eine Mischung aus ihnen.

gend in so weiter Ausdehnung übt; die Physionomie des armen Hundes, welcher der Künstler einen leidenden Charakter, voll Wahrheit, zu geben gewußt hat; der Gegensatz, den ein Officier bildet, der ganz nahe in der Schlußreihe, den Degen unter dem Arm, steht, und die Scene, die um ihn her vorgeht, nicht einmal bemerkt, der aber mit einer Art von thätiger Unruhe die Bewegungen des Treffens beobachtet; kurz alle Episoden, aus denen das Ganze des Gemäldes zusammengesezt ist, geben ihm ein sehr großes Interesse.

2) Zwey feindliche Haufen, ohne Zweifel auf Freybeuterey ausgehend, begegnen sich eben bey einem einsamen und ziemlich armseligen Hause. Die eine Parthie hat sich auf die andre gestürzt und während des Angriffs hat ein Trompeter den Todesstoß erhalten. Alles ist verschwunden, man sieht nur noch in der Ferne zwey Reiter, die sich auf dem Rückzug schlagen, nachdem sie einige Pistolenschüsse gewechselt. Aber der Trompeter hatte zwey treue Begleiter, die bey ihm geblieben sind: seinen Hund und sein Pferd. Der Hund leckte die Wunde seines Herrn; und das Pferd neigt den Kopf, mit dem es sich seinem Reiter nähert, als wollte es sich versichern, ob er noch lebe.

Diese beyden Gemälde nun sind von den HH. Le Comte und Chr. Johannot gestochen worden; es ist eine Mischung von Punktir- und Linien-Manier mit Geist behandelt; die Kupferstiche, in der Dimension der Gemälde selbst, sind gesucht und verdienen es; sie kosten Jedes 100 Fr. auf chinesischem Papier und vor der Schrift; 60 Fr. vor der Schrift und auf ordinärem Papier, und 30 Fr. mit der Schrift.

Die Jungfrau mit dem Fisch, von Raphael, ist in Frankreich schon öfters in Kupfer gestochen worden; in meiner Rechenschaft über die lezte Kunstausstellung habe ich von dem Blatte des Hrn. Lignon gesprochen. Jezt hat auch Hr. Desnoyers, der sich einen großen Ruf durch zahlreiche Arbeiten, und besonders durch seinen Stich des Belisar von Gerard erworben hat, einen Kupferstich jenes Gemäldes erscheinen lassen. Der Charakter der Köpfe ist im Allgemeinen gut ausgedrückt; die technische Arbeit zeugt von Gewandtheit, und der einzige Vorwurf, den man dem Stiche machen könnte, ist, daß ein wenig Trockenheit darin herrscht. Wenn ich übrigens die zwey Kupferstiche des Herrn Lignon und Desnoyers, die bedeutendsten und neuesten von diesem Gemälde, vergleichen wollte, so würde ich sagen, daß jedes verschiedene Vorzüge hat; dennoch würde ich dem des Leztern den Vorrang geben, weil der Charakter des Meisters darin getreuer beybehalten ist. Preis 60 Fr. vor der Schrift, 30 Fr. mit der Schrift.

Raphael ist eine unerschöpfliche Mine für die Kupferstecher, wie er für die Kenner ein Gegenstand immerwährender Bewunderung ist. Der Sankt Michael dieses Meisters ist eines der schönsten Bilder unsres Museums. Die Art und Weise, mit welcher Raphael den Wesensunterschied bemerklich gemacht hat, der zwischen den beyden Geistern, die er darstellt, dem Erzengel Skt. Michael und dem Fürsten der Finsterniß obwaltet, — diese Art und Weise zeigt, mit welchem richtigen Urtheil, welcher Feinheit des Geschmacks er alle seine Gegenstände auffaßte. Es ist nicht die körperliche Stärke des Erzengels, die ihm den Sieg verschafft, es ist die, welche er von seinem göttlichen Wesen erhält; auch drückt sein Kopf mehr Verachtung als Unwillen aus, und obgleich sein Fuß kaum Satans niedergeworfenen Leib berührt, so sieht man doch, daß dieser von einem Gewichte niedergedrückt ist, unter dem er sich nicht loswinden kann, und daß er sich vergebens sträubt, um dem Streich, der ihn erwartet, zu entgehen.

Es gibt nur sehr wenige Kupferstiche dieses Gemäldes; der merkwürdigste ist der von Hrn. Tardieu, der aber längst vergriffen ist. Hr. Chatillon, Schüler von Hrn. Girodet, dessen Schule sich durch großartige Zeichnung, und durch Liebe zu ernsthaftem Studium auszeichnet, hat einen neuen Stich davon unternommen, und das Blatt, das so eben erschienen ist, beweist, daß er keinen eiteln Gelüsten gefolgt ist. Dennoch war es sehr schwer, bey einem leider schon sehr verblichenen Gemälde die Spuren des Meisters nicht zu verlieren; aber gerade weil alle Schwierigkeiten der Unternehmung mit Talent besiegt worden sind, verdient dieser Kupferstich die Achtung wahrer Kenner. Das Blatt, von großer Dimension, kostet 60 Fr. vor der Schrift, 30 mit der Schrift.

Lithographie.

Die wunderschöne Episode der Atala, von Hrn. v. Chateaubriand, hat dem ersten Maler der jetzigen Schule ein Gemälde eingegeben, das beym ersten Erscheinen eine allgemeine Begeisterung hervorgebracht, der seitdem die Zeit den Stempel der Aechtheit aufgedrückt hat. In einer Composition, deren Einfalt dem Gegenstande seiner Wahl genau angepaßt, stellte Hr. Girodet das Leichenbegängniß Atala's mit einer Erhabenheit des Gedankens, des Ausdrucks und der Ausführung dar, welche dieses Bild an die Seite aller gekannten Meisterwerke sezt. Hr. Aubry le Comte, Schüler dieses Meisters, der sich ganz der Lithographie gewidmet zu haben scheint, hat vermittelst dieser Kunst die beyden Köpfe Atala's und des Vaters Aubry in der Dimension des Originals wiedergegeben.

Diese beyden Blätter, die ich aus Vergeßlichkeit etwas spät anzeige, haben das Glück gemacht, das sie in jeder Hinsicht verdienten; denn nicht nur wiederholen sie theilweise ein Gemälde vom ersten Rang, sondern sie sind auch unter der Leitung des Meisters ausgeführt worden, der oft selbst Hand angelegt hat, und endlich ist Hr. Aubry le Comte selbst einer unsrer geschicktesten Lithographen.

Sie kosten jedes 10 Fr. auf chinesischem, 5 Fr. auf ordinärem Papier.

Derselbe Lithograph hat so eben zwey neue noch unausgegebene Compositionen seines Meisters erscheinen lassen. Es sind zwey weibliche Gestalten, ganz nackt. Die eine stellt Erigonen dar, in den Schlaf versunken, den Bacchus hervorgebracht; die andre zeigt uns Ariadne, verlassen von dem undankbaren und grausamen Theseus, während sie sich in demselben Schatten, wo er ihr ohne Zweifel ewige Treue geschworen hatte, der Ruhe hingibt, die treulose Liebkosungen hervorgerufen haben.

Auch diese beyden Compositionen, in denen man den feinen Geschmack und die Formenschönheit wieder findet, die Hr. Girodet in alle seine Werke legt, sind unter seinen Augen und seiner Leitung lithographirt worden. Preis jede 12 Fr. auf chinesischem Papier, 6 Fr. auf ordinärem.

Der Herzog von Berry liebte die zeichnenden Künste und sie erfreuten sich seines thätigen Schutzes. Aus rühmlicher Vorliebe kaufte er eine große Anzahl moderner Gemälde besonders vom Genre; seine Galerie ist sehr reich an solchen; seine erlauchte Wittwe, die seine Liebe für die Kunst theilte, hat Herrn Bonnemaison aufgetragen, die modernen Gemälde ihrer Galerie lithographiren zu lassen und herauszugeben. *)

Dieß Werk wird aus 25 — 30 Lieferungen bestehen; es sind ihrer schon fünf. Jede Lieferung enthält vier Blätter und vier Seiten Text, in dem der Verfasser, ein Mann von Geist und Geschmack, das Talent des Künstlers, dessen Werk er beschreibt, und das eigenthümliche Verdienst des Bildes, dem die Notiz gewidmet ist, charakterisirt. Diese Lithographien sind im Allgemeinen von talentvollen Männern ausgeführt, und mehrere von den Malern selbst gefertigt; alle Blätter sind auf chinesischem Papier abgezogen; und überhaupt ist nichts gespart, daß der Sammlung ein ausgezeichneter Rang unter Produktionen dieser Art gesichert bleibe. Ich werde dieser Unternehmung mit Interesse folgen, und meine Leser mit der Folge bekannt machen. P. A.

*) Galerie de S. A. R. Mme la duchesse de Berry, école française, peindres modernes; ouvrage, dédié à S. A. R. et lithographié par d'habiles artistes, sous la direction de M. Bonnemaison, membre de la légion d'honneur, directeur de la restauration des tableaux du Musée royal et conservateur de la galerie de S. A. R. prix 15 fr. chaque livraison.

Kalligraphische Arbeiten in Bonn.

Durch Zufall kamen uns sowohl die Originale, als auch die bereits fertigen Kupferstiche der kalligraphischen Blätter des Hrn. W. Schülgen in Bonn zu Gesichte, — ein Werk, welches in Kurzem erscheinen wird. Da sich dieses Werk vor allen uns bekannten kalligraphischen Arbeiten nicht allein durch die Schrift selbst und durch den äußerst reichhaltigen Beyschmuck in Federzügen und Verzierungen vortheilhaft auszeichnet, sondern auch durch Plan und Anlage, so halten wir es nicht für uninteressant eine vorläufige Anzeige davon hier zu machen, indem wir diesem Werk gern einen Platz unter den Kunstwerken einräumen.

Was die Schrift betrifft, so ist die deutsche Kurrent ganz einfach und nach eigenen Grundsätzen des Verfassers behandelt, und was sehr zu loben, jede Schrift rein gehalten von entstellenden Schnörkeln, wie sie häufig aus Gewohnheit und Mißbrauch der Schriftkünstler, oft sogar auf Kosten der Deutlichkeit, erscheint. Die für den deutschen Kalligraphen schwierige Aufgabe der englischen Schrift ist glücklich gelöst und wird den Kenner befriedigen. Doch wollen wir nicht in das Einzelne gehen, weil dazu die Ansicht der Blätter nothwendig ist und jetzt nur noch von dem Inhalt im Allgemeinen sprechen, um einen Begriff von dem zu geben, was in dem Werke zu finden seyn wird.

Achtzehn Tafeln bilden zwey Hefte, wovon das Erste für Texte fremder Sprachen bestimmt, zwey englische, — die gelungensten — eine lateinische und eine französische enthält; endlich sind zwey Blätter großer Anfangsbuchstaben reichverzierter Fraktur angefügt.

Das zweyte Heft enthält nur deutsche Texte und macht für sich ein Ganzes unter dem besondern Titel „Museum." Jedes der neuen Blätter ist mit dem Namen einer Muse überschrieben, dem ein passender Vers folgt. Die Schriftzüge des Namens gehören stets einer bestimmten Zeitperiode an und sind großentheils aus kostbaren, wenig bekannten Manuscripten entlehnt.

Die Anordnung wie die Ausführung sind in jedem Betracht gelungen. Diese ältern Schriftzüge, welche gegenwärtig wieder lebhaft hervorgesucht werden, sind es, welche diesem Werk sehr zur Empfehlung gereichen; einen großen Reichthum davon wird man bis zum 13ten Jahrhundert hinauf vorfinden, mit dem Vorzuge vor andern Werken der Art, daß unser Verfasser dieselben in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellt hat.

Ein kurzer Text soll den Gesichtspunkt aufstellen, aus welchem der Künstler sein Werk betrachtet wissen will, und wird zugleich als Erklärung des Ganzen dienen.

Die Kupferplatten sind von dem als Schriftstecher rühmlichst bekannten Künstler Ludi, und verdienen in jeder Beziehung vieles Lob. Das Papier, worauf gedruckt wird, entspricht völlig diesem Kunstwerke und macht dem Geschmacke des Herausgebers Ehre, daher wir auch bey einem ohnedem großen Kostenaufwande den Subscriptions-Preis von 1 Karolin billig finden. Die Schülgen-Bettendorfsche Kupferdruckerey in Bonn nimmt noch in portofreyen Briefen Subscription an; der künftige Ladenpreis soll das Doppelte betragen. D.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Juni 1823.

Und in jedem Welttheil wohnen
Der Geschöpfe Millionen.

Gesangbuch.

Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Ingenieurs, vormaligen Artillerie-Offiziers, in Buenos-Ayres, Sohn eines b.....n Predigers.

Buenos-Ayres, den 4. Nov. 1821.

Ich habe Euch in meinem lezten Briefe geschrieben, daß ich mich erst verheyrathen würde, wenn Raphaele achtzehn Jahre alt wäre; sie wurde aber von ihrer Familie so hart behandelt, daß wir beschlossen, diesen Termin abzukürzen, und uns so bald wie möglich zu verheyrathen. — Die Hochzeit wird hier in aller Stille gefeyert, gewöhnlich Morgens sehr frühe, wenn noch alle Sterne am Himmel stehen, oder Nachts, in Gegenwart eines männlichen und weiblichen Zeugen. Die meinige war Morgens. Ich bin nun seit meiner Verheyrathung mit der Tante und Vormünderin meiner Frau in Prozeß verwickelt; die Sache wird aber, Gott sey Dank! bald entschieden seyn. — Wenn sich aber nun gleich eine solche Veränderung mit mir zugetragen hat, so ist und bleibt mein größter Wunsch, dereinst wieder nach Deutschland zurückzukehren, und auf vaterländischem Boden zu sterben. Gott möge mich an dieses Ziel meiner Wünsche gelangen lassen!

Ich hatte Euch früher versprochen, über die diesige Art Krieg zu führen, Bildungs-Anstalten ꝛc. einige Nachricht zu geben, und will nun mein Versprechen, so gut als mir möglich, erfüllen.

Was die Kriege betrifft, so beschränke ich mich blos auf die, die unter den Amerikanern selbst statt finden, denn die mit den Spaniern sind mehr den europäischen ähnlich. Man erhält Nachricht, daß die Truppen einer benachbarten Provinz im Begriff sind, in die unsrige einzufallen, oder, wie gewöhnlich, schon eingefallen sind, die Viehheerden weggetrieben und Alles zerstört haben. Was ist zu thun? Man muß dem Feinde entgegengehen und sein Vorhaben zu verhindern suchen, oder, wenn es möglich ist, den Krieg in die feindliche Provinz spielen und ihm mit gleicher Münze zahlen. Die Ausrüstung geschieht mit allem möglichen Phlegma, und öfters hat der Feind schon wieder die Provinz verlassen, ehe die Truppen ausmarschiren. Diese bestehen gewöhnlich nur aus Kavallerie, denn Infanterie und Artillerie wären in einem solchen Kriege wie das fünfte Rad am Wagen, und spielten immer eine schlechte Rolle. Außer den Linientruppen stoßen noch auf dem Marsche die Landmilizen, es versteht sich, alle beritten, hinzu. Doch sind öfters die beyden gegenseitigen Armeen nicht über tausend, und nie über zweytausend Mann. Man kundschaftet den Feind aus, und wenn man es nicht mehr vermeiden kann oder stärker zu seyn glaubt, bietet man ihm ein Gefecht an. Dieß besteht nur aus einer Charge, bey welcher der Theil, der glaubt, daß der andere mehr Muth habe, gewöhnlich gleich den Ausreiß nimmt, und hiebey läßt sich weder eine ordentliche Flucht, noch ein Wiedersammeln denken. In fünf bis zehn Minuten hat sich eine solche Schlacht geendigt, ohne daß oft bey der Affaire selbst Jemand verwundet oder getödtet wird; desto Mehrere aber bleiben in der Flucht, denn das diesige Volk ist in der That

ein wenig grausam. Sobald sich eine Parthey in Flucht setzt oder unnöthigen Widerstand macht, läßt die siegende Degüelle (sprich Degüellje), d. h. zum Halsabschneiden blasen. Es wird kein Gefangener am Leben gelassen, sondern wer einen macht, wirft ihn auf den Boden, kniet auf ihn, zieht sein Cuchillo (sprich Cutschiljo, Messer), das Jeder in einer Scheide bey sich trägt, jetzt aber zu tragen verboten ist*), wetzt dieses noch auf seinem Stiefel, und schneidet ihm mit der größten Kaltblütigkeit den Hals ab. Dieß scheint unglaublich, aber Ihr dürfet es mir glauben. R. war selbst schon in vier bis fünf Aktionen, wo Degüello geblasen wurde. Auf einer solchen Flucht gebraucht der Sieger häufig die sogenannten Bolas. Dieß sind drey oder auch nur zwey steinerne oder bleyerne Kugeln, mit Leder überzogen, und jede an einem ledernen Stricke, etwa zwey Vargas lang, befindlich, die sich alle in einem Punkte vereinigen. Eine dieser Kugeln ist etwas kleiner als die übrigen, und diese wird in die Hand genommen, die andern über dem Kopfe geschwungen, und nach dem Gegenstand, den man fangen will, geworfen. Sie wickeln sich durch die Heftigkeit, mit der sie geworfen werden, um die Beine des Pferdes, so daß es stürzen muß. Ein guter Boladorfehlt selten auf achtzig bis hundert Schritt in völliger Carrière seines Pferdes das Ziel. Ein geschickter Reiter, dessen Pferd bolirt wird, kann dadurch den Wurf unnütz machen, daß er sein Pferd in dem nämlichen Augenblick, wo es die Bolas erreichen, noch ehe diese Zeit haben, sich um die Beine zu wickeln, schnell auf den Hintern setzt (auf die Kruppe setzt, wie man zu sagen pflegt). Hiezu gehört aber Uebung. Daß zum Boliren selbst sehr viel Uebung erfordert wird, versteht sich von selbst; ein Ungeübter ist im Stande, beym Schwingen der Bolas sich selbst oder sein Pferd zu boliren oder zu beschädigen, oder, wenn er sie auch glücklich geschwungen hat, beym Werfen, durch den starken Schwung und die Schwere der Bolas, vom Pferde zu stürzen. Sie werden hauptsächlich beym Straußjagen und Einfangen des Viehes gebraucht. — Ist der Sieger so großmüthig, Gefangene zu machen, so haben diese bis zu ihrer Auslösung ein jämmerliches Schicksal. Je zwey und zwey zusammengekettet, müssen sie bey der elendesten Kost öffentliche, sehr schwere und die niedrigste Arbeit verrichten, Offiziere nicht ausgenommen. — Gewöhnlich hat sich nach einer solchen Affaire der Krieg geendet, ohne daß öffentlich Friede gemacht wird; wird dieser gemacht, so dauert er häufig nicht länger als vier bis sechs Wochen, wie dieß im verflossenen Jahre der Fall war.

Ueber die hiesige Gelehrsamkeit will und kann ich nichts schreiben; sie besteht (à la española) hauptsächlich darin, einen großen Schwall von Worten zu machen. Es ist gut, daß die hiesigen Gelehrten selbst eine hohe Meinung von sich haben, denn Andere könnten dieß wahrlich nicht. Es gibt hier mehr Doktoren aller Art, als im halben Deutschland, wo sie doch auch nicht selten sind. Was die Bildungs-Anstalten betrifft, so gibt es außer den niedern Schulen, worin Lesen und Schreiben, in einigen nach Lancasters Methode, gelehrt wird, eine sogenannte Akademie, ein Kollegium, und seit Kurzem eine mit vielen Feyerlichkeiten errichtete Universität, in welcher aber die Vorlesungen noch nicht angefangen haben. In der Akademie wird weiter nichts als Mathematik, nach meinem Urtheil jedoch nur oberflächlich, gelehrt; der Professor ist ein Spanier. Mit ihr ist noch eine Zeichenschule verbunden. — Das Kollegium ist ein Institut, worin Jünglinge gegen eine mäßige jährliche Bezahlung aufgenommen werden, die daselbst wohnen und essen und wenig ausgehen dürfen; außer diesen besuchen auch Jünglinge aus der Stadt, die bey ihren Eltern wohnen, den Unterricht daselbst. Es wird Philosophie, Mathematik und Freyhandzeichnen darin gelehrt, und aus den jungen Leuten werden philosophische Tröpfe und Steifstinge gebildet. Der Zeichenlehrer in diesem Kollegium ist ein Schweizer, G. aus L . . . . n, ein sehr geschickter Künstler; die Zeichenschule ist eigentlich das Beste an diesem Institut. — Geographie und Geschichte wird hier nirgends gelehrt, vermuthlich, weil man sie für überflüssige Wissenschaften hält. — Um Euch einen Begriff von dem Grade der hiesigen mathematischen Kultur zu machen, wird es genug seyn, wenn ich sage, daß ich hier als ein mathematisches Genie berühmt bin, und zu allen mathematischen Verhandlungen und Prüfungen, bey lezterm als Richter, beygezogen werde. — Es ist eine einzige öffentliche Bibliothek hier, die dem Staate zugehört, ziemlich groß ist, und einige gute Bücher, besonders französische, enthält. Sie ist jeden Vormittag offen, und es steht dann Jedermann frey, hineinzugehen und zu lesen; der Bibliothekar bringt das Werk, das man sich erbittet, in das Lesezimmer; nach Hause dürfen keine Bücher genommen werden. Sie wird nicht so häufig besucht, als man von einer so bevölkerten Stadt, wie Buenos Ayres, erwarten dürfte, besonders, da es sonst an dergleichen Anstalten fehlt. — Auch von der Tonkunst ein flüchtiges Wort. Die Anzahl der hier befindlichen Fortepiano's ist unglaublich groß; in jedem nur einigermaßen gebildeten Hause trifft man eins an, obgleich ihr Preis sich auf 200 bis 600 spanische Thaler beläuft. Die Musik auf diesem Instrumente beschränkt sich aber hauptsächlich nur darauf, daß man einige Menuets, Contretänze und Walzer, gewöhnlich nach dem Gehör, darauf spielen lernt, um Nachts darnach tanzen zu können. Die hiesigen Einwohner behaupten, die Guitarre sey ein weit schöneres und schwereres Instrument, als das Fortepiano; es sey nur Schade, daß man nichts als Cielito darnach tanzen könne. Sie haben wirklich auch eine erstaunenswürdige Fertigkeit auf diesem Instrumente,

*) In Friedenszeiten?

und spielen nach dem Gehör beynahe Alles, was man will. — Der Cielito ist ein Nationaltanz; der Guitarrenspieler singt, und während des Gesanges schnellen die Tanzenden, statt mit den Castañedas, mit den Fingern nach dem Takte der Musik.

(Der Beschluß folgt.)

Der Aetna-Vulkan seit zwanzig Jahren.

Die nachfolgenden summarischen Angaben wurden einem, vierzehn Jahre lang durch Herrn Mario Gemmelaro in Catania geführten, Tagebuch enthoben, und sie sind ohne Zweifel beachtenswerth, weil daraus für die Würdigung der gegenwärtigen Thätigkeit und Wirksamkeit des Berges eine Art Maßstab geschöpft werden mag:

1804. Kein Ausbruch; hingegen rauchte der Vulkan während 97 Tagen. Am 9. Febr. fühlbares Erdbeben.

1805. Rauch während 47, Flammen während 28 Tagen. Ausbruch des großen Kraters im Junius, Erderschütterung am 3. Julius.

1806. 47 Tage Rauch; 7 Tage Flammen; 28 Tage vulkanische Donner. Erdbeben am 27. Mai und am 10. Oktober.

1807. Rauch während 59 Tagen; Erdbeben am 24. Hornung und 25. November.

1808. 12 Tage Rauch; 102 Tage Flammen; mehrere Erdbeben mit Detonationen begleitet, in den Monaten August, September und December.

1809. Rauch 152 Tage; Flammen 3; Donnergetöse 11 Tage; vulkanischer Ausbruch vom 27. März bis zum 8. April; Erdbeben im Jenner, Hornung, März, April, Mai, September und December; das stärkste war am 27. März erfolgt.

1810. Rauch 21, Flammen 6 Tage; kein Ausbruch, aber in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar folgten, auf ein heftiges Getöse im Vulkane, vier Erderschütterungen, von denen eine auf Malta, in Afrika und sogar auf der Insel Cypern verspürt ward.

1811. Ungemein heftiges Getöse im Berg am 25. und 26. Oktober. Am 27. erfolgte ein Bergriß am östlichen Abhange, und aus der Oeffnung ein Lavastrom. Sehr viele kleine Erderschütterungen; diejenige vom 27. März ward auf der ganzen Insel verspürt.

1812. Der Krater vom 27. Oktober 1811 blieb bis zum 27. April 1812 offen, und ergoß eine gewaltige Menge Lava. Alsdann rauchte der Vulkan annoch 6 Tage wenig bedeutsam. Ein Hügel, welchen die Einwohner den Sanct-Simonsberg nennen, bildete sich im gleichen Jahr. Erdbeben wurden keine verspürt.

1813. Rauch 28 Tage. Der neue St. Simonsberg rauchte jezt selbst auch am 30. Junius und 5. August. Zwey Erderschütterungen. Starker Antimoniumgeruch während eines Sturmwindes am 16. Jenner.

1814. Nur während 5 Tagen Rauch. Plötzlicher Aschenauswurf auf der Bergseite, welche Zoccolaro heißt, und auf der Timpa del Barile, am 3. November. Dieser Erscheinung war kein Getöse vorangegangen, aber ein Erdbeben folgte ihr.

1815. Rauch während 42 Tagen. Erdbeben am 6. September.

1816. Rauch während 27 Tagen. Kein Erdbeben. Ein Theil der innern Wand des großen Kraters stürzte unter heftigem Getöse ein.

1817. 22 Tage Rauch. Erdbeben am 18. Oktober.

1818. 24 Tage Rauch; 25 Erdbeben, das stärkste am 20. Februar.

Herr Gemmelaro hat in sein Tagebuch eine Angabe aufgenommen, die so seltsam aussieht, daß man sie kaum nachzuschreiben wagt: er versichert, es sey am 1. Junius 1814 die Luft in der Nähe von Catania so schallend geworden, daß die bloße Bewegung der Finger hinreichte, um ein Sausen oder Pfeifen hervorzubringen, welches bis auf einen gewissen Grad auch sogar moduliert seyn konnte.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

IV.

Als die Taube ward gefragt,
Warum sie der Jungen pflöge
Zwey nur, da die Henne zöge
Zwanzig Stück? hat sie gesagt:

Weil ich aus dem eignen Kröpfchen
Meine Tröpfchen
Füttern muß,
Doch im ersten Augenblickchen
Fressen Glückchen
Von des Hofes Ueberfluß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Aprils.

Ein großer Theil der schönen Welt hatte in diesem Monat schon seine Sommerwohnungen bezogen und mußte dort ein sehr winterliches Frühjahr erdulden. Keine Blüthe, kein Blatt

wagte sich bis Ende April hervor, und vergebens erwartete man die Nachtigall und die Schwalbe; dagegen wurden Konzertsäle und Schauspielhäuser desto stärker besucht. Eine Hauptersch einung der letztern war die Hofschauspielerin Demoiselle Pfeiffer aus München, deren Gastrollen das Repertoir füllten; so verschiedenartig auch die Urtheile über sie im Einzelnen ausfielen, so vereinigten sie sich dennoch dahin, daß sie zu der romantischen Tragödie ausgezeichneten Beruf habe; ihre Darstellungen begriffen beynahe ausschließlich die sogenannten dankbaren Rollen; als Lady Milford fand sie den ungetheiltesten Beyfall, weniger als Donna Diana, noch weniger als Jungfrau von Orleans. Sie gehört zu den gewandten, durchaus routinirten Schauspielerinnen mit dem ihr eigenthümlichen Vortheil eines sonoren kräftigen Organs, wogegen ihr aber ausdrucksvolles Mienenspiel und die zum Herzen sprechende Naivität mangeln. Als Kaiserin in den Fürsten Chawansky zeigte sie sich als ausgebildete Künstlerin; der Wunsch, sie als Lady Macbeth zu sehen, blieb unerfüllt; ihre Begleiterin, Demoiselle Seebach, ist hier nur einmal als Hildegard in Johanna von Montfaucon aufgetreten.

An neuen Stücken sahen wir „die Heyrath im zwölften Jahre, Singspiel nach dem Französischen des Scribe, mit Musik von Blum." Die Vorstellung war gerundet. die Kinder spielten mit einer wahren Ultra-Grandezza, an Augenweide und manchen witzigen Scherzen war auch kein Mangel, aber die darin herrschende frivole Leichtigkeit sagt dem deutschen Charakter nicht zu. Einstudirt werden jetzt „Innozenzio" von Levezow und „Correggio" von Oehlenschläger. „Kenilworth" von Lemkert bearbeitet, wird noch häufig gegeben, auch soll, wie man vernimmt, eine Bearbeitung des Piraten von Scott auf die Bühne kommen.

Zum Besten der Wadzeckschen Anstalt wurde Ende dieses Monats in der Garnisonkirche, auf Veranstaltung der königlichen Sängerin Madame Milder-Hauptmann, Händels Messias aufgeführt. Die ganze Königliche Familie, auch die jetzt hier anwesende Schwester des Königs, die Kurfürstin von Hessen, mit den Prinzessinnen ihren Töchtern, dem Kurprinzen und zahlreichem Gefolge, waren bey dieser glänzenden Aufführung gegenwärtig, welche ein Orchester von mehreren hundert Personen und über tausend Zuhörer zählte. Madame Milder erfüllte die Kirche mit ihrer majestätischen Stimme, die vorzüglich zu Leistungen dieser Art geeignet ist.

Das hier neulich aufgestellte Panorama von London findet viele Schaulustige, auch noch immer die Menagerie der Herren Martin und von Aaken, wo der wilde sechsgefleckte Tiger den Kopf seines Herrn in den Rachen aufnimmt, ohne ihn zu verletzen, der majestätische Löwe wie ein Pudel seine Künste machen und die zahme Löwin im größten, bis zur Wuth gesteigerten Hunger, bey vorgehaltenem Fleisch den Führer zuvor küssen muß, ehe sie sich ihrem Appetit hingeben darf.

Zu den immer mehr steigenden Verbesserungen der Lebensbequemlichkeiten gehört auch die Errichtung einer Schnellpost von hier bis Magdeburg, die in achtzehn Stunden dorthin fährt, und schon verspricht man sich von der Thätigkeit des zum Generalpostmeister ernannten Staatsraths Nagler auch eine Schnellpost nach Paris, die in wenigen Tagen die Reisenden von hier dorthin führen könnte.

Am 20. April war hier das Dienstjubiläum des allgemein verehrten Kammergerichtspräsidenten Woldermann; bey dieser Gelegenheit hat Professor Kretschmar sein Bild in lebensgroßer Figur vollendet, welches seinen Platz im Sitzungssaale des Instruktionssenats erhalten hat. Drey Jubelgreise überreichten dem Präsidenten eine Vase und hundert junge Referendarien einen silbernen Tafelaufsatz nach Schinkels Zeichnung.

In der hiesigen Vereinsbuchhandlung sind in einem Foliobande merkwürdige Zeitgenossen in Bildnissen zu haben; auch: Euryanthe, die neue Oper, die Karl Maria von Weber komponirt hat, erscheint in dieser Buchhandlung als Novelle von Frau von Chezy. — Von Bürgers Gedichten neu herausgegeben von Hofrath Dr. Karl von Reinhard, der schon vor zwanzig Jahren die Werke des verewigten Dichters sammelte, ist der erste Theil erschienen, und es steht zu erwarten, daß das deutsche Publikum einen seiner Lyriker auf's neue freudig begrüßen wird. — William Ratcliff, von H. Heine, ist nun bey Dümmler herausgekommen; diese Tragödie hält nur einen Akt und erinnert, des in demselben eine Hauptrolle spielenden Fatums wegen, an Werners vier und zwanzigsten Februar. Diktion und Charakterzeichnung sind wohl gelungen zu nennen; jedoch wird den Vorzug vor diesem gräßlich-tragischen Stück „Almansor," ein mit Ratcliff zugleich erschienenes Trauerspiel des Verfassers erhalten, in welchem der junge Dichter, der zu vielen Erwartungen berechtigt, einen gleichen Gegenstand wie Karl Immermann in der Schlacht von Roncevall, das Leben der Mauren in Spanien behandelt hat. Das Stück fesselt durch blühende Diktion, Romantik, Bilderreichthum und lebhafte Schilderung der Zeit, in welcher es spielt. Der ehemalige „Wintergarten, herausgegeben von St. Schütze, begrüßt uns jetzt als „Frühlingsbote;" ein langes Gedicht von Raupach, „die Gründung Moskaus, welches uns die Sitten jener nördlichen Länder in noch barbarischen Zeiten verführt, dürfte wohl die edelste Gabe dieses Frühlingstaschenbuches zu nennen seyn. — Eine deutsche Uebersetzung des Renegaten vom Vicomte d'Arlincourt kündigt der Buchhändler Stuhr an, auch der „Solitaire" von diesem französischen Schriftsteller wird hier viel gelesen. —

Während die Gebildeten begierig sich der neuen Erzeugnisse der Litteratur bemächtigen, spielen in den andern Klassen, durch die hier so zahlreichen Leihbibliotheken, Räuber- und Ritterromane noch eine große Rolle; wohl in keiner Stadt wird mehr gelesen als in Berlin. Die Obstverkäuferinnen lesen bey ihrem Geschäft eben so, wie die Ladenjungfern, Putzverkäuferinnen u. s. w.; auch die Fischweiber lesen bey ihren, mit zappelnden Bewohnern der Wasserwelt gefüllten Tonnen; weniger liest das männliche Geschlecht. — Die Lektüre befördert immer die Humanität; ob aber Räuber- und Ritterromane nicht auch verderblich auf Phantasie und Sitten der niedern Klasse wirken, wäre eine wichtige Frage, und gewiß ist den niedern Ständen eine angemessenere Lektüre zu wünschen, die das Leben ihres Standes und seine Tugenden erheben und auch ihrer Phantasie eine gehörige Richtung geben könnte. — Ueber die unter unsern Israeliten vom alten und neuen Tempel eingetretenen ernsten Spaltungen in meinem nächsten Monatsberichte das Nähere.

E.

München, Ende May.

Ich halte es für Pflicht, die in meinem letzten Berichte, Nro. 112 des Morgenblattes, über die Aufnahme des Kardinals Gonsalvi in die hiesige Akademie, mitgetheilte Notiz dahin zu berichtigen, daß nicht fünf sondern vier protestantische Mitglieder zugegen waren, und daß einer derselben den Kardinal zum Mitgliede vorschlug. Die beygefügte selbst irrige Schlußfolgerung fällt also von selbst hinweg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. Juni 1823.

Rechtswissenschaft.

Ueber die wegen Cönens Ermordung gegen Peter Anton Fonk gerichtete Anklage. Von D. K(arl) S(alomo) Zachariä. Abgedruckt aus den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. Heidelberg b. Oswald 1822.

Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser hatte in den Heidelb. Jahrbüchern einige Schriften über den berüchtigten Criminalproceß, namentlich von Haupt, Fonk selbst, Benzenberg und Kreuser anzuzeigen, und benutzte diese Gelegenheit, unabhängig von diesen Büchern seine eignen Gedanken über den vielbesprochenen Gegenstand vorzutragen. Daß man Fonk verurtheilt hat, möchte er gern rechtfertigen, weil er für das Institut der Schwurgerichte ist; er versucht es zu rechtfertigen, aber bey diesem Versuche zeigt er uns nur desto anschaulicher, und gesteht am Ende selbst, daß er es nicht vermag. Ja auch das Schwurgericht, so wie es die Franzosen in Deutschland zurückgelassen haben, giebt er auf, und wer wollt' ihm nicht beypflichten? Ein Despot (Napoleon), weise genug, der öffentlichen Meynung nicht mit legitimer Hartnäckigkeit Trotz zu bieten, und schlau genug, sie mit dem Scheine der Erfüllung ihrer Wünsche abzufertigen, ahmte in seiner Gesetzgebung dasjenige Institut der Rechtspflege nach, welches von dem gesetzlich freyesten Volke Europa's als das Palladium seiner bürgerlichen Freyheit, als der Bürge für die politische Unabhängigkeit der Justiz angesehen wird. Was ließe sich wohl von dieser Nachahmung, wenn wir sie noch nicht kennten, vernünftiger Weise erwarten? Wenig mehr, als wir die französische Deputirtenkammer, diese von der Partheywuth fratzenhaft verzerrte Copie des englischen Unterhauses, wirklich leisten sehen. Gerade in den Fällen, wo die Jury in England die Freyheit am meisten schützt, in den Fällen politischer Verfolgung, zeigt sie sich in Frankreich als die willfährige Dienerin der herrschenden Faktion, und in den übrigen Fällen als die nachgiebige Wetterfahne der Beamten-Luft. Um dieses Theaterspiel wird der Deutsche sein Vertrauen auf gründliche Erörterung und wissenschaftliche Rechtspraxis nie gern in die Schanze schlagen, und mit Recht weiset ihn daher Zachariä auf England hin, wo das Original des absichtlich verzeichneten Nachbildes zu finden ist. Einstimmigkeit der Verdammung, gesetzliche Objectivität der Grundbedingungen für die Gültigkeit der Beweismittel, und (setzen wir hinzu) vorgängige Prüfung der Anklage durch die große Jury, das sind die drey Hauptvorzüge der englischen Jury, welche der französischen sämmtlich fehlen.

Von demjenigen, was Zachariä über Fonks Verurtheilung sagt, heben wir blos aus, was die innere Unwahrscheinlichkeit des sogenannten Hamacher'schen Geständnisses angehet, weil es zum großen Theile mit demjenigen zusammentrifft, was Benzenberg's Recensent im Lit. Bl. 1822. Nr. 78. S. 310. darüber geäußert hat.

„Ich will nicht rügen (sagt unser Verf. S. 23 ff.), daß einem vorsichtigen Manne kaum zuzutrauen sey, daß er einen seiner Arbeiter — in Zukunft seinen Peiniger — so plötzlich und unvorbereitet ins Mitverständniß gezogen habe. Man könnte antworten, die Leidenschaft verblendet auch den besonnenen Mann."

„Aber folgende zwey Unwahrscheinlichkeiten weiß ich mir nicht zu beseitigen."

„Erstens: Was konnte Cönen veranlassen, den 9ten Novbr. noch einmal und noch Abends so spät zu Fonk zu kommen? — Hamachers Geständniß, welches allein auf diese Frage eine unmittelbare Antwort enthält, lautet so: „Als ich nach 9 Uhr, wie er (Fonk) befohlen, hinkam, sagte er zu mir, ich möchte ins Comptoir kommen; dort sagte er mir weiter: wenn es schellt, so macht einmal die Thüre auf; er holte dann eine Bouteille Wein, setzte mir diese vor und sagte, ich möchte einmal trinken, es wäre Bordeau-Wein, er ging dann einstweilen von mir und ließ mich allein; ein Viertel über zehn, vielleicht auch um halb eilf Uhr schellte es, ich machte die Thüre auf und es war Cönen; derselbe fragte, ob Herr Fonk zu Hause wäre? worüber der Letztere gleich hinzukam, und guten

Abend Herr Cönen! sagte; worauf dieser, guten Abend Herr Fonk! erwiederte; er hatte mir, was ich zu bemerken vergessen hatte, gesagt, Cönen käme auch noch mal dahin, er hätte was vergessen. Nachdem sie sich gegrüßt hatten, sagte Cönen, er hätte was vergessen, und Fonk antwortete, ja ich dachte das wohl, Herr Cönen!" — Offenbar muß man annehmen, entweder, daß Cönen nur zufällig (ohne eine vorausgegangene Verabredung) noch zu Fonk kam, oder daß er sich zu Folge einer Uebereinkunft oder Bestellung bey ihm einfand. — Die erstere Annahme scheint mir geradezu unzulässig. Denn wie konnte Fonk Hamachern auf eine bestimmte Stunde zu sich bestellen, wie konnte er ihm sagen, daß Cönen noch kommen würde, wenn nicht eine Verabredung oder Ankündigung vorausgegangen war? Mochte Cönen auch etwas noch so Unentbehrliches bey ihm vergessen haben, daß Cönen sich in Person, daß er sich noch so spät und gerade in der neunten oder zehnten Stunde bey ihm einfinden würde, konnte er auf keine Weise voraussehen. — Wir müssen also annehmen, es ging eine Verabredung oder Bestellung voraus. Aber mit dieser Annahme verwickelt man sich in neue fast noch größere Schwierigkeiten. Man beachte zuvörderst die angeblich gefallenen Reden: „Ist Herr Fonk zu Hause?" „Ich hatte was vergessen." „Ich dachte wohl, daß Sie etwas vergessen hätten." Deuten nicht diese Reden auf ein zufälliges Kommen hin? Sodann (einstweilen Alles nach den Worten genommen), wie lächerlich! Cönen hatte mit Fonk zuletzt in Fonks eigenem Hause gesprochen und hier, in diesem Hause also, zu Fonk gesagt, er wolle noch einmal kommen, um etwas zu holen, das er in dem Hause vergessen habe! Aber die Hauptsache ist, daß man Cönen geradezu für einen Schurken halten muß, wenn man behaupten will, daß diese Zusammenkunft verabredet war. Er hatte gegen Schrödern, seinen Herrn oder Machtgeber, nichts von dieser Zusammenkunft geäußert, ungeachtet er mit ihm zu Nacht gegessen hatte. Er hatte sie ihm sogar verheimlichet; denn er hatte Schrödern, wegen seines späten Ausgehen befragt, nur erwiedert, ich will noch was mit Hahnenbein gehen. Aber ein solcher Verdacht gegen Cönen läßt sich schlechterdings nicht rechtfertigen. Cönen zeigt sich in dem ganzen Verlaufe des Geschäfts als ein treuer, vielleicht nur zu sehr für die Sache seines Herrn eingenommener Bevollmächtigter; er erscheint besonders in den Briefen an die Seinigen als ein recht liebenswürdiger junger Mann; er war noch in der lezten Zusammenkunft, die in seiner Gegenwart zwischen Fonk und Schrödern gehalten wurde, (den 9ten Abends) in einer Zusammenkunft, nach welcher er nicht der Lezte Fonken verlassen hatte, in einen lebhaften Wortwechsel mit Fonk gerathen. Auch den Umstand würde ich Cönen zur Ehre anrechnen, (ohne einen genügenden Grund, wie mir scheint, ist er gegen Cönen gewendet worden) daß Cönen kurz vor seinem Verschwinden gegen Hahnenbein äußerte: Er, Hahnenbein, habe wohl zu viel (zu viel Nachtheiliges) von Fonk gesagt. — Mit einem Worte, je mehr man über diesen Besuch nachdenkt; desto mehr verwickelt man sich. Auch liegt die Schwierigkeit nicht blos in der Sache selbst, sondern zugleich in Hamachers Erzählung. Der Lügner verräth sich, indem er den Besuch erklären will. (Daher ist auch das nicht unbedeutsam, daß H.. in seinem Geständnisse die angebliche Rede Fonks: Cönen kommt noch einmal, er hat etwas vergessen! — nachholt)."

„Eine zweyte Hauptunwahrscheinlichkeit liegt in der Ermordungsscene. Im Packhause steht Fonk neben Cönen, er holt mit dem Bandmesser aus, er warnt, möchte man sagen, Cönen durch die Worte: Da Kerl! hast du die Probe! — Cönen steht, schweigt, wendet und wehrt sich nicht. — Fonk giebt Cönen sodann einen Stoß vor die Brust, daß dieser zu Boden fällt. — Auch da hält Cönen still und geduldig. — Hamacher erwürgt ihn hierauf. — Auch da lesen wir nichts von einer Gegenwehr, von einem Sträuben oder Röcheln. — So beträgt sich kein Mensch, wenn er ermordet wird, sondern allenfalls ein Faß, wenn es zugeschlagen wird. Der Trieb der Selbsterhaltung wacht über den Menschen, auch wenn der Verstand nicht mehr überlegen kann. Diese Hingebung und Duldung ist gerade in dem vorliegenden Fall am unerklärbarsten. Cönen war ein junger, starker Mensch. Von der Beschaffenheit waren die an Cönens Leichnam gefundenen Wunden nicht, daß sie ihm augenblicklich alle Besinnung hätten rauben müssen. Auch sank er ja von dem Schlage nicht zusammen. Ich habe schon viele Mordgeschichten gelesen, eine ähnliche ist mir noch nicht vorgekommen."

Wahrlich uns auch nicht! Und nimmt man dazu, daß der Erfinder dieser Mordgeschichte die Entstehung seiner Lüge mit vollkommener innerer Wahrscheinlichkeit erklärt — daß er sie widerrufen hatte, und daß er vor den Augen und Ohren der Jury auf seinem Widerrufe beharrte; so sucht man vergebens nach einem Beyworte zu dem Verdict von Trier, welches die Wahrheit ausdrückte, ohne die Schonung zu gefährden, die man sich geneigt fühlt, Leuten zu erweisen, welche das Spiel des Zufalls zu einem Geschäfte rief, dem sie nicht gewachsen waren.

Unterhaltungs-Literatur.

Erholungsstunden von Wilhelmine Willmar. Erster Th. Mit 1 Kupf. 182 S. Zweyter Th. 188 S. Leipz. 1823. Bey Chr. F. Kollmann.

Jedes Bändchen hat drey Erzählungen in verschiedener Form. Im ersten macht Scherz und Ernst, ein Geschichtchen in Briefen, den Anfang. Zwey junge Leutchen, beyde halb und halb auf andere Art versagt, spielen, um eine alte Tante zu necken, Verliebens mit einander. Als aber der Augenblick da ist, wo das Spiel der ernsten Trennung weichen und jeder Theil der neuen Verbindung zueilen soll, fühlen sie zum erstenmale, daß sie ernstlich liebten. Zum Glück ist kein halsstarriger Vater da, der sie gewaltsam scheiden will, und mit den andern nun leer ausgebenden Leutchen wird die Sache, da sie edelmüthig sind, leicht abgemacht. Die Intrigue ist, wie man sieht, nicht abgenutzt, aber nur scheint dem Rec. die weibliche Delikatesse etwas ins Gedränge zu kommen. Im Anfange war es doch immer Verstellung, und war der schon bestimmte Bräutigam nicht so edelmüthig, wie unglücklich konnte es enden, daß man — eine Tante foppen wollte. *) Marie, ein ländliches Gemälde, ist nur flüchtige Skizze. Ein junger Müllerssohn will keine Schöne in seinem Dorfe heyrathen, wohl aber eine Waise, die aus der Stadt zum Schulmeister kam, um hier Unterstützung zu finden. Die Mutter hat nichts dagegen und so ist das Geschichtchen schnell zu Ende. Ausgeführter ist der Pokal. Der Kaufmann Schall rettete den Sohn des Barons H—, als der Knabe in den Rhein stürzte. Natürlich wird er Freund vom Hause und ihm zu Ehren ward der Pokal geleert, der, ein altes Familienerbstück, nur bey den feyerlichsten Gelegenheiten zum Vorschein kam. Der Ahnherr, von dem er herstammte, war, wie jetzt der gerettete Knabe, in seiner Jugend ebenfalls in großer Gefahr gewesen, und so hatte er jetzt doppelte Bedeutung. Die Revolution zerstörte das Glück des Barons. Sein Gut ging in Flammen auf. Die eine Tochter kam in den Flammen um. Der Pokal ging verloren. Doch Schall hatte Gelegenheit, den Schmerz über die eine und den Verlust des andern auszugleichen. Die zweyte Tochter ward mit dem benachbarten Rittergutsbesitzer verbunden. Schall erbat sich die Erlaubniß, die Hochzeit ausrichten zu dürfen, und als die Gäste die alten Burgruinen besuchten, wo des Barons Ahnen gehaußt hatten, kam — Adelheid und ihr Gatte und ihr kleiner Sohn dem entzückten Vater entgegen. Der letztere trug den Pokal. Adelheid war nur durch einen Fall außer Stand gesetzt gewesen, sich aus dem Gute zu retten. Ein französischer Offizier fand sie, pflegte sie und ward, als alle Nachforschungen nach dem Vater umsonst waren, ihr Gatte. Schall hatte sie in der Provence gefunden und die Ueberraschung veranstaltet. Der Pokal war von Soldaten aufgegriffen worden, die zur Compagnie des Hauptmanns gehörten, welcher Adelheid rettete. Die Wahrscheinlichkeit leidet freylich manchmal in der Erzählung. Hätte denn Adelheid durch keinen Aufruf in den Zeitungen von ihrem Vater Kunde erhalten können, falls ihn ihre Briefe nicht trafen? Und konnte die Nachricht von den Soldaten, welche den Pokal fanden, ein Mann sey mit einem nicht völlig erwachsenen Mädchen — die jetzt Braut war — und einem Knaben erschlagen worden, vollkommene Beruhigung geben? Wenn nun Schall sie zufällig in der Provence nicht fand? Ihr Kind, das eben in Gefahr war, von wilden Pferden zertreten zu werden, nicht rettete? So wär' sie nie wieder nach Deutschland gekommen? Solcher Bemerkungen ließen sich noch mehr machen. Indessen das hübsche Mährchen, Bergmännchen, der Anfang des zweyten Th. mag für jene Unvollkommenheit entschädigen. *) Der Herr von Schreckenstein ist ganz arm. Er will darum die einzige Tochter an einen reichen, schon bejahrten Ritter verheyrathen. Da kommt aber Bergmännchen, der Burggeist, der armen Irmgard gerade im rechten Augenblick zur Hülfe und läßt Goldes und Silbers im Ueberflusse herbeyschaffen und den Markgrafen Adolar um sie anhalten, vor dem natürlich der barsche Nebenbuhler bald das Feld räumen muß. Daran schließt sich eine hübsche Legende: Die Erbauung der Kreuzkirche zu Dresden. Die Gemahlin des Markgrafen Heinrich von Meißen, Konstantia, eine österreichische Prinzessin, hatte eine kostbare Reliquie dem St. Klarenkloster in Dresden geschenkt, und der Pilger kamen so viel, daß die kleine Kapelle in die jetzige Kreuzkirche verwandelt werden mußte. Als aber bereits der Morgen da war, wo sie geweiht werden sollte, und noch Niemand über den Namen einig war, kam auf der Elbe ein Kreuz von seltsamen Holze herab und lenkte sich dem Ufer zu, und ward als ein Zeichen betrachtet, daß sie die Kirche zum heil. Kreuze genannt würde. Vergeltung und Versöhnen macht den Schluß. Es hätte nur wieder darin die Wahrscheinlichkeit besser beobachtet werden sollen. Um einem verhaßten Ehebande zu entgehen, läßt sich die schöne Ottilie von einem vertrauten Arzte einen Schlaftrunk geben. Einer todten Julie gleich wird sie, glücklicher, als diese, aus dem Sarge genommen, und in den Wagen

*) Nun, soll denn der weiblichen Delikatesse wegen die alte Lehre, daß mit Unart nicht gut scherzen ist, aus der Belletristik verbannt werden? Ey, da hole doch der Teufel unsere ganze, laufende Literaturperiode gleich mit Unterrock und Pantoffel, mit Haut und Haar!

M.

*) Eine wunderliche Art von Kritik! eine compensirende!

M.

gebracht, der sie in die Arme ihres Romeo führt. Aber so einen Schlaftrunk giebt es in der ganzen Arzneykunst nicht, und so wird man die schöne Erzählerin der Nachahmung von Shakespeare beschuldigen, ohne daß sie einen Gewinn davon hat. Uebrigens erzählt Wilhelmine Willmar fließend, ohne irgend etwas Gesuchtes im Stile zu zeigen, und Erholung werden die sechs Geschichten gewiß gewähren, wenn man nicht zu viel Ansprüche macht.

Erbauungs-Literatur.

Unterhaltungen auf dem Krankenlager, von M. Leber. Siegm. Jaspis, Diak. und Freytagspred. an der Kreuzkirche in Dresden. Dresden, bey dem Vf. und in Commiss. in d. Arnoldischen Buchhdl. 1823. XXX und 330 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Das ansehnliche Subscribenten-Verzeichniß von S. XIII–XXX. giebt einen überzeugenden Beweis, daß nicht nur das Bedürfniß der frommen Erhebung auf dem Krankenlager allgemeiner gefühlt wird, sondern auch der Hr. Verf. durch seine bisherige amtliche und literarische Wirksamkeit in Vielen das Vertrauen erweckt habe, jenes Bedürfniß werde durch ihn Befriedigung erhalten. Und allerdings kann Ref. nach sorgfältiger Prüfung die vorliegenden Unterhaltungen allen empfehlen, die unter dem Drucke körperlicher Leiden in der Lehre und dem Beyspiele Jesu Ruhe suchen für ihre Seele. Sie finden hier die Lehren, Vorschriften und Verheißungen des Evangeliums in einem reinen, lebhaften und herzlichen Vortrage auf die mancherley Lagen und Verhältnisse eines Kranken angewendet, und, wer noch für den Trost der Religion empfänglich ist, wird ihn hier reichlich finden. Sehr zweckmäßig hat der Hr. Vf. dem mitgetheilten Stoffe größtentheils die Form der Betrachtung und einer freundlich-theilnehmenden Ansprache an den Kranken gegeben, und dann nur ein Gebet folgen lassen, wenn das Gemüth des Leidenden zu dieser höchsten Erhebung durch die Betrachtungen und zusammengestellten Bibelaussprüche gehörig vorbereitet ist. Es sind 82 Abschnitte, in welche die ganze Schrift vertheilt ist. Die ersten beschäftigen sich nach einer allgemeinen Betrachtung über Leiden vorzüglich mit denen, die durch eigene Schuld sich die Krankheit zugezogen haben, die folgenden mit den Vortheilen, welche die Leiden nach Gottes Absicht dem frommen Dulder bringen sollen, den Mitteln, durch welche die Religion zur standhaften Ertragung der Körperschmerzen stärkt, und bereiten dann auf das Ende aller Leiden, den Tod, vor. Die letzten Betrachtungen nehmen dann besonders auf die speciellen Verhältnisse der Kranken, Alter, häusliche Verbindungen u. s. w. Rücksicht, und schließen mit einigen Blicken auf die Körperleiden und den Tod edler Menschen. In allen Aufsätzen hört man den eifrigen und erfahrenen Seelsorger sprechen, der auf wahre Buße dringt und den Kranken in sein Inneres und zur Erkenntniß des wahren Verhältnisses zu Gott führt, um nicht täuschende, sondern ächte Ruhe zu gewähren. Ref. kann sich aber nicht davon überzeugen, daß, wie S. 8 behauptet wird, das Leiden, in das wir uns durch den gerechten Aerger und Verdruß über die Schlechtheit anderer Menschen, namentlich derer stürzen, welche durch die zarten Bande des Bluts u. s. w., unverschuldet zu nennen ist. Auch in solchen Verhältnissen soll der Christ die Kraft haben, über seine Gefühle so zu herrschen, daß sie der Gesundheit nicht schädlich werden; der Mangel an dieser Selbstbeherrschung ist doch, wenigstens sehr häufig, in einem zum Theil verschuldeten Mangel an ächt christlicher Gesinnung begründet und muß daher zugerechnet werden. Noch eine kleine Ausstellung muß Ref. auch über den Satz machen, S. 21.: Und bricht das Herz im Tode, ich weiß, durch dich belebt, nicht was Staub ist, nicht die Körperhülle ist Alles u. s. w., weil in den unterstrichenen Worten der Gedanke nicht deutlich und bestimmt ausgedrückt ist, daß nach den Verheißungen des Christenthums nur der Körper dem Tode unterworfen ist.

Hr.

Nachtrag zu einer Anzeige im Litbl. Nr. 104 v. v. J.

Bey der Anzeige einer kleinen Schrift: über die Scutellaria lateriflora, als Sicherungsmittel gegen die Wasserscheu bemerkte der Rec, das Mittel werde, bey allen Versicherungen der Entdecker von seiner unfehlbaren Würksamkeit, doch nur so viel Werth haben, als die vielen andern in dieser Krankheit gerühmten Specifica. Jetzt liest er aber in Hufelands Journ. d. prakt. Arzneik März 1823, S. 131, daß dem Mittel auch noch dadurch zu viel Ehre angethan wird. Barton, der Botanik Professor in Pensylvanien, hat nämlich bekannt gemacht, daß der eine Verf. des Originals von jener Schrift seine Ansicht bereits gänzlich geändert und der andere Verf. seinen Namen nur bey der Herausgabe mit daraufgesetzt hat, ohne die Pflanze praktisch zu kennen. Wenn übrigens Rec. damals noch bemerkte, daß nur der Biß wüthender Hunde — also aber auch der Wölfe und Füchse — aber nicht der von andern wüthenden Thieren die Wasserscheu errege, so gründete sich diese Angabe darauf, daß ihm zwar die gefährlichen Folgen, (Krämpfe, furchtbare Entzündung ꝛc.) vom Bisse solcher andern wüthenden Thiere bekannt sind, aber wohl kein Beyspiel vollkommen darthut, ein solches anderes wüthendes Thier habe ebenfalls die Wasserscheu gehabt und sie durch seinen Biß auf den Menschen übergetragen. Theoretisch möchte er seine Meynung denn noch dadurch rechtfertigen können, daß wohl sonst die Wasserscheu noch viel häufiger vorkommen müßte, als sie jetzt in Folge des Bisses toller Hunde — zum Glück jedoch selten erscheint. Die widersprechendsten Mittel wären nicht als Specifica gerühmt und berühmt worden, hätte man die — gewiß unheilbare — Krankheit nicht blos supponirt gehabt und Hunde für wüthend gehalten, die einmal — von Mißhandlung gereizt — gebissen hatten.

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juni 1823.

Schweige. leide,
Hoffe, meide,
Nicht verzag',
Nicht klag'.
Wahrheit kommt alle Tag'.

Herder.

Perſiſche Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

V.

Es ſaß ein buttig Fröſchlein
In Meeresufers Tang,
Und tönt' aus ſeinem Göſchlein
Betrübten Klaggeſang:
All was da geht und ſchwebt
Mit Rudern und auf Floſſen,
Will keins mich zum Genoſſen
Von Allem, was da lebt?

Da taucht' empor ein Fiſchchen,
Als wie ein Mönchen blank,
Die Fluth das glatte Friſchchen
Durchglitt ſo ſchwank und ſchlank.
Des Meeres Atlasglanz
Durchſchnitt's, ein ſilbern Scheerchen.
Das däuchte zu 'nem Pärchen
Dem Fröſchchen paßlich ganz.

Zurief das arme Quäkchen
Dem ſchönen Schwimmerchen:
O du im Silberjäckchen
Mit gold'gen Schimmerchen!
In deiner Fluth halt an,
Und mir im feuchten Schilfe
Verlaßnem komm zu Hülfe,
Ja werde mein Geſpan!

Das Fiſchlein drehte gaukelnd
Sich in den Wellen um,
Und ſprach, ſich leiſe ſchaukelnd,
So leiſ', als wär es ſtumm:

Wenn Gleichheit nöthig iſt
Zu jedem Freundſchaftsbunde,
So gib dir ſelber Kunde,
Wie ähnlich du mir biſt.

Du ſaugſt mit ſtumpfen Lippen
Des Sumpfrohres Wurzelſchleim,
Ich um Korallenlippen
Nipp' edeln Perlenſeim.
So trägſt du ein Gewand
Aus grüner Moderfeuchte,
Und ich durchſichtig leuchte
Bis tief an Meergrunds Sand.

Wer ſucht dir nachzuſtellen
Im dunkeln Aufenthalt?
Mich fährdet in den Wellen
Die glänzende Geſtalt.
Wer einmal mich erblickt,
Der will mich gleich erhaſchen;
Sie haben tauſend Maſchen
Und Netze mir geſtrickt.

Des Himmels Vögel ſchweben
Mit Kreiſchen ob der Fluth,
Sie möchten mich entheben
Der ſtillen Waſſerhut.
Die Griffe zuckt der Aar,
Er möcht' an mir ſie brauchen,
Schnell muß ich untertauchen,
Leb wohl! wir ſind kein Paar.

Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Ingenieurs, vormaligen Artillerie-Offiziers, in Buenos-Ayres, Sohn eines b.....n Predigers.

(Beschluß.)

Es hat sich seit einem Jahre viel hier geändert. Die Unruhen haben aufgehört, und das jetzige Gouvernement hat einen ziemlich soliden Charakter angenommen. Es werden in allen Dingen sehr vortheilhafte Veränderungen gemacht. Die Geißel von Buenos-Ayres, jener berüchtigte Carreras, von dem ich Euch in meinem lezten Briefe schrieb, ist, nachdem er noch vorher alle benachbarten Indierstämme gegen die Stadt aufgewiegelt hatte, gefallen, und der Handel in das Innere des Landes geht nun wieder auf. Auch jener so berüchtigte Partheygänger, Artigas, hat seine Rolle ausgespielt; er flüchtete sich nach dem Paraguay. Lima ist in den Händen von San Martin, und vor einigen Wochen kam die Nachricht, daß es auch Callas sey, ohne welches der Besitz von Lima nicht den ganzen großen Werth hat, da Callas, eine ziemlich starke Festung, den Hafen von Lima ganz in seiner Gewalt hat, und also den Handel gänzlich sperren kann. — Die Indier machten in diesem Jahre, durch Carreras aufgewiegelt, große Verheerungen in unserer Provinz; sie schleppten für mehr als 500,000 Thaler, vielleicht das Doppelte, an Rindvieh weg, und führten viele und angesehene Familien aus Buenos-Ayres, die gerade auf ihren Estanzien waren, um das Landleben zu genießen, in die Sklaverey. Fr. R. machte eine Campagne gegen die Indier mit; unsere Truppen drangen etwa 180 bis 200 Leguas in die Länder der Indier ein, in Gegenden, wohin bisher noch kein Christ gekommen, woher wenigstens noch keiner zurückgekehrt ist. In einem Gefechte, das sie mit den Indiern hatten, wurden sie vornehmlich durch R's Entschlossenheit und Tapferkeit gerettet, denn umgeben von Indiern, von aller Kommunikation und allen Lebensmitteln abgeschnitten, und in einer unermeßlichen Sierra befindlich, hatten alle Truppen den Muth verloren; R. ging mit gutem Beyspiel voran, sie gewannen das Treffen und machten sich den Rückweg in die Provinz frey. Er wurde bey der Rückkehr zum Major befördert, und hat in der ganzen Provinz einen großen Namen.

Vom 15. Jan. 1822.

Wir haben heuer einen ganz besondern Sommer; entweder eine so drückende Hitze (immer zwischen 90 und 100° Fahrenheit), daß man es beynahe nicht aushalten kann, und zur Zugabe gewöhnlich den glühend heißen Nordwind; oder ungemein heftige Gewitter mit Regen, ohne daß die Luft abgekühlt wird. Eine schreckliche Ueberschwemmung des La Plata erfolgte unlängst, durch ein solches Gewitter veranlaßt.

Vom 1. Sept. 1822.

In einem Monate marschirt der hiesige Gouverneur, Don Martin Rodrejuez, an der Spitze eines großen Truppenkorps gegen die Indier, um sie in ihrem eigenen Lande anzugreifen, und sie so mürbe zu machen, daß ihnen künftig die Lust vergehen soll, Einfälle in die Provinz zu machen. Diese Expedition dürfte wol ein bis zwey Jahre dauern. Ihr Resultat will ich nicht weissagen; ich habe aber schlechtes Vertrauen, daß Vieles besser gemacht werde.

Hier werden täglich neue Verbesserungen gemacht. Wir haben einen ganz vortrefflichen Minister, er heißt Don Bernardino Rivadavia, und war früher sieben Jahre als Ambassadeur in London und Paris; nur Schade, daß er Alles zu sehr französiren will. Dieser Tage wurde eine Verschwörung, die nichts Geringeres im Sinne hatte, als eine neue Revolution zu Stande zu bringen, entdeckt, und das erste Haupt derselben, wie auch der Oberst des Neger-Jäger-Bataillons, festgenommen, der, ob er gleich der Entdecker oder Verräther war, dennoch auch einer der Verschwornen seyn soll. Dieser Mann spielte in allen Revolutionen eine sehr zweydeutige Rolle, und es wäre nicht Schade, wenn ihm einige Kugeln vor den Kopf geschossen würden; er ist ein großer Schurke. Die Revolution ist zwar entdeckt, aber ich befürchte sehr, sie möchte nicht unterdrückt seyn; der Punkt, worüber sie entstand, oder unter dessen Vorwande ihre Häupter sie zu Stande bringen wollten, ist etwas kitzlich, er betrifft nämlich Religionssachen. Der Minister machte vor einigen Wochen im Saale der Volksrepräsentanten den, hier wahrlich kühnen, Vorschlag, alle Klöster in der Provinz aufzuheben, d. h. keine Novizen mehr eintreten zu lassen, (was bereits auch nicht mehr geschieht,) den Klöstern ihre Einkünfte wegzunehmen, und ihnen aus Staatsmitteln so viel auszuwerfen, als für die Subsistenz ihrer Bewohner nöthig ist. Dieß empörte natürlich die Kloster-Geistlichen; in den Beichtstühlen und allen Orten und auf alle mögliche Art suchten und suchen sie sich noch einen starken Anhang zu verschaffen, den sie auch wirklich haben. Der Gegenstand wurde von den Volksrepräsentanten nach einigen scharfen Debatten auf kurze Zeit verschoben, und seit dieser Zeit fliegen nun Schriften für und wider das Pfaffenthum. Immer hoffe ich, der Minister werde mit den Seinigen es durchsetzen, denn alle Gute, alle Freunde der Ordnung und des gemeinen Wohls sind auf seiner Seite. Einen harten, sehr harten Kampf wird es freylich absetzen; aber, wie gesagt, ich hoffe, der Sieg bleibe nicht aus. — Dieß, meine Lieben, sind die wichtigsten politischen Neuigkeiten, die ich über Buenos-Ayres mittheilen kann. In Peru soll es nicht so gut aussehen, wie der Anfang versprach. Der Protektor, General San Martin, soll ziemlich in der Klemme seyn; er schickte in alle Provinzen und auch hieher Gesandte, um Hülfe zu bitten; von hier aus hat man sie ihm, so viel

ich weiß, verweigert. Die Gouvernements haben nicht sehr Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn, denn man macht ihm den Vorwurf, daß er mehr für eigenes, als allgemeines Interesse arbeite. Hier ist sein Anhang sehr gering.

Die hier anwesenden Deutschen haben unter sich einen Verein errichtet, der den doppelten Zweck hat, ihnen Gelegenheit zu verschaffen, sich näher zu verbinden, und etwa sich hier befindende oder hier ankommende würdige hülfsbedürftige Deutsche zu unterstützen, zu welch lezterem Zweck jedes Mitglied monatlich ein Gewisses in die sogenannte Wohlthätigkeits-Kasse zu entrichten hat. Die Gesellschaft hat einen Präsidenten, Vicepräsidenten und Sekretär, und versammelt sich wöchentlich einmal, und zwar in meinem Hause, wo wir uns immer zugleich auf eine anständige Art belustigen. Um unsere Wohlthaten nicht unsern Landsleuten zu entziehen, so mußten wir das Schwankende, das im Worte „Deutsche" liegt, näher bestimmen, und sezten in unsern Gesetzen fest: „Unter Deutschen verstehen wir alle diejenigen, in deren Heimath die deutsche „Sprache die herrschende ist, mit Ausnahme der Elsäßer „(da diese keine Deutsche seyn wollen), und nur die in jenem Artikel Bezeichneten können in unsern Verein aufgenommen werden; doch gestatten wir auch Fremden, die „Deutsch sprechen, den Zutritt in unsere Gesellschaft, sie „dürfen aber durchaus keinen Beytrag in die Wohlthätigkeits-Kasse entrichten."

Lebet wohl!

Beytrag zur Geschichte der Ferngläser*).

Was auch eine Anzahl enthusiastischer Verehrer des Alterthums dagegen sagen mochte, die Erfindung der Fernrohre reicht nicht über das Ende des sechszehnten oder den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinauf. Thörichte Faseler haben wohl vollends behauptet, es sey ein Teleskop gewesen, dessen sich der Teufel bediente, als er den Erlöser auf einen hohen Berg geführt hatte, um ihm alle Reiche der Welt zu zeigen, und Charles Lamotte meinte, die Druiden hätten Perspektive gehabt. Aber alle Stellen der alten Schriftsteller, die von Augengläsern handeln, beziehen sich auf Brenngläser, auf Vergrößerungsgläser und höchstens auf Brillen. Alles, was Aristophanes im Lustspiele der Wolken (Akt 2 Scene 1) einen gewissen Strepsiades sagen läßt, der mit einem Glase von ferne die Schrifttafel eines Anwalds schmelzen wollte, kann nichts zu Gunsten der Ferngläser beweisen, und es ist darin nur von einem Brennglas die Rede.

Am wahrscheinlichsten läßt sich annehmen, daß die Erfindung gleichzeitig von mehreren Personen, von Zacharias Johann Jakob Metius, Johann Lapprey, Simon Marius, Galileo Galilei und vielleicht von andern mehr noch gemacht ward. Der Zufall that den ersten Schritt, die Theorie den zweyten. Die Geschichte des menschlichen Geistes stellt uns viele Beyspiele dar von zufälligen Versuchen**), die zu neuen Entdeckungen und Fortschritten in den Künsten ungleich mehr als anhaltende Forschungen beygetragen haben. Auch sollte man überhaupt die Prioritäts-Ansprachen für gewisse Erfindungen, besonders wo sichs um Gegenstände handelt, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, nur mit Vorsicht und Bescheidenheit geltend machen. In der Geschichte der Wissenschaften kommen öftere Beyspiele jenes Zusammentreffens vor, wobey zwey von einander weit entfernte Personen gleichzeitig die nämliche Idee erfaßt haben. Dieß war der Fall zum Beyspiel mit der Erfindung der elektrischen Flasche, die der Professor Cunäus zu Leyden im Jahr 1745 und gleichzeitig der Prälat von Kleist zu Kamin in Pommern erfanden. Den Begriff einer positiven und negativen Electricität erfaßten gleichzeitig der Doktor Watson und der berühmte Franklin. Die Entdeckung der Identität des Blitzes mit der elektrischen Materie ward im Jahr 1747 von Professor Winkler in Leipzig und von Doktor Franklin in Amerika gemacht. Den Versuch mit dem elektrisch fliegenden Drachen haben der nämliche amerikanische Doktor und de Romas in Frankreich zugleich gemacht. Die Exponentialrechnung, die Differentialrechnung, die Methode der kleinsten Vierecke u. s. w. sind eben so viele neue Entdeckungen, welche von mehreren Gelehrten zugleich gemacht wurden, ohne daß dieselben des Plagiats beschuldigt werden könnten.

Der Marquis Maffei behauptet in seiner Verona illustrata*) (Lib. 4. pag. 1.), sein Mitbürger Hieronymus Fracastor (gestorben im Jahr 1553) habe sich beyläufig einhundert Jahre vor Galilei eines Teleskops bedient, weil in seinem Werk Homocentrica de stellis (Verona 1538. 8 Kap. 23) steht, wenn man Mond und Sterne durch gewisse Gläser betrachte, so stellen sich diese Gestirne gar viel näher dar, und zwey kleine übereinander gelegte Gläser nähern und vergrößern die Gegenstände ungemein. Aus dieser Stelle läßt sich jedoch wol eher beweisen, Fracastor habe das Teleskop nicht gekannt, indem, wenn er irgend einen Begriff davon gehabt hätte, er unstreitig nicht würde gesagt haben, man müsse zwey Gläser übereinander legen, um die Gestirne näher zu sehen. Auch hätten zuverlässig Cartesius, Galilei, Keppler und alle andern Sternkundiger jener Zeit, nicht achtzig Jahre später, die Erfindung des Teleskops als eine Neuigkeit betrachtet.

Die nämliche Bemerkung findet auch auf die Stelle in J. B. Porta's Magia naturalis Anwendung, wo von gewölbten und hohlen Gläsern die Rede ist und gesagt wird: „Wer beyde richtig zu verbinden wisse, der könne damit entfernte und ganz nahe Gegenstände klar sehen (si utrumque recte componere noveris et longinqua et proxima clara videbis)." Es ergibt sich aus dieser Stelle, wie aus der vordergehenden, daß auch Porta keinen Begriff vom Teleskop hatte, indem er sonst nicht behaupten würde, man könne damit nahe und ferne Gegenstände deutlich sehen, welches falsch ist. Porta wollte damit einzig nur sagen, man könne ein erhabenes Glas in solche Verbindung mit einem Hohlglase bringen, daß darin Ersatz gefunden werde für die verhältnißmäßig zu den Augen, welche davon Ge-

*) Correspondance astronomique du Baron de Zach. Vol: VII. N. 2. 1822.

**) Einige Schriftsteller nehmen die Erfindung des Teleskops für Kinder in Anspruch, die in der Werkstätte ihres Vaters, eines Brillenschleifers in Middelburg, spielten. Sie hatten den Einfall, oder ein glücklicher Zufall führte sie darauf, den Hahn auf der Spize ihres Kirchthums durch zwey Gläser, das eine erhaben und das andere hohl geschliffen und beyde in angemessener Entfernung voneinander, zu betrachten.

*) Verona 1731. In vier Theilen in Folio.

brauch machen wollen, allzu ſtarke Erhabenheit oder Höhlung des einen Glaſes. Wenn es anders wäre, wer möchte nochmals glauben, daß eine ſo merkwürdige und nützliche Erfindung, von welcher Porta ſelbſt ſagt, er habe ſie mehrern Freunden mitgetheilt, die ein kurzes Geſicht hatten und ſich dabey wohlbefanden, faſt ein halbes Jahrhundert hindurch vernachläſſigt und vergeſſen geblieben wäre. Höchſt wahrſcheinlich haben der Graf von Northumberland, Chriſtoph Heydon und Thomas Harriot ihre Cylinder und Perſpektiv-Röhren frühe und bald von Drebbel erhalten, der ſich ſolche hinwieder ſelbſt in Middelburg bey Jans oder bey Lapprey, zwey Brillenſchleifern dieſer Stadt, geholt hatte, wie Peter Borelli erzählt. Drebbel hat wol ſpäterhin ſolche in London auch ſelbſt verfertigt oder verfertigen laſſen. Eben ſo hatten wahrſcheinlich Simon Mayer in Deutſchland, Galilei in Italien und Harriot in England, gleichzeitig und Jeder für ſich, die Jupiters-Trabanten geſehen. Auch die Sonnenflecken ſind vermuthlich von Marius, Phryſius, Galilei, Scheiner, Harriot und vielleicht noch mehrern Andern, deren Namen unbekannt geblieben ſind, entdeckt worden. In Harriots Papieren finden ſich eine Menge Beobachtungen dieſer Flecken mit Abbildungen, die mit den Kupfern in Scheiners Rosa ursina genau zuſammentreffen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel.

Die Geſellſchaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Baſel hat noch in den letzten Tagen des verfloſſenen Jahres den Beſchluß gefaßt, von Herrn Zſchokke's Schweizergeſchichte (vergleiche die Anzeige des Buchs im Literaturblatt, 1822, Nro. 105.) dreyhundert Exemplare in den reformirten Landgemeinden des Kantons an Gemeinderäthe und Schullehrer zu vertheilen. Das vom 10. Januar (1823) datirte Begleitſchreiben des Geſchenkes an die letzteren lautet alſo:

„Die Kenntniß der Vorzeit, der Thaten und Schickſale ſo vieler ausgezeichneter Völker und Menſchen früherer Zeiten verdanken wir der Geſchichte. Die Bekanntſchaft mit derſelben muß für jeden denkenden Menſchen eben ſo angenehm als nützlich ſeyn. Wenn wir uns im Geiſte aus der gegenwärtigen Zeit in jene längſt entſchwundenen Jahrhunderte verſetzen — wie neu und fremd kömmt uns da ſo manches vor, wie angenehm unterhält uns das Leſen der Geſchichte! Aber auch wie vieles Wichtige und Lehrreiche finden wir in derſelben enthalten! Wie gütig und weiſe die göttliche Vorſehung die Schickſale des Menſchengeſchlechtes leite, wie ſie oft durch Verwirrung und Leiden einen beſſern Zuſtand herbeyführe, und Alles für ihre wohlthätigen Zwecke zu benutzen wiſſe, wie ſie den Frommen und Guten ſchützend und ſegnend zur Seite ſtehe, aber auch eine Rächerin des Böſen ſey; — die große Lehre „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde iſt der Leute Verderben.“ — wo finden wir dieß alles deutlicher entwickelt, öfter und auffallender beſtätigt, als in der Weltgeſchichte! Mit Recht wird daher auch ſie als eine Offenbarung Gottes dargeſtellt, die belehrend, beſſernd, warnend auf jedes empfängliche Gemüth wirken kann und ſoll! Was hier von der Geſchichte überhaupt geſagt iſt, gilt aber beſonders von der des Vaterlandes. Wer könnte dieſes lieben, wie es beſonders der freye Schweizer lieben ſoll, und gleichwohl gegen ſeine frühere Geſchichte gleichgültig bleiben! Wie unwürdig des denkenden Geiſtes wäre eine ſolche vorſetzliche Unwiſſenheit, wie unwürdig beſonders eines Eidgenoſſen, der ſo unendlich vieles der Anſtrengung und heldenmüthigen Hingebung ſeiner ruhmwürdigen Vorfahren zu verdanken hat. Ihr großmüthiges Beyſpiel wird aber keinem ihrer Nachkommen verfehlen, ohne auch in ihm den Entſchluß zu wecken und zu befeſtigen: für Vaterland und Freyheit mit Freuden jedes Opfer zu bringen und, auch außer ſeinem Berufskreiſe, deſſen treue Beſorgung indeſſen ihm vorzüglich angelegen ſeyn ſoll, dem gemeinſchaftlichen Wohle ſeine Kräfte zu widmen. Entſchloſſen, dieſen edeln Weg zu betreten, findet er in der vaterländiſchen Geſchichte zugleich die weiſeſte Führerin. Denn wie deutlich und vollſtändig entwickelt ſie uns, was das Vaterland geehrt und glücklich gemacht, aber auch was ihm Schande und Verderben gebracht hat! In jenem großen Gemälde weiſer und thörichter, guter und ſchlechter Handlungen erblicken wir zugleich die vortheilhaften oder ſchädlichen Wirkungen derſelben, und ſo wird uns die vaterländiſche Geſchichte zugleich eine Lehrerin der Weisheit und Bürgertugend. — Nützlich kann ſie nicht blos dem Staatsmanne, ſondern auch jedem Vorſteher eines Gemeinweſens, ſelbſt jedem Familienvater werden, indem dieſelben Tugenden und Laſter, welche das Glück oder Unglück der Staaten bewirken, auch das Wohl oder Wehe einzelner Gemeinen und Familien herbeyführen. Eben ſo werden verſtändige Schullehrer in der Geſchichte unſers Volkes unerſchöpflichen Stoff zur zweckmäßigen Bildung des Geiſtes und Herzens und zu fruchtbaren Belehrungen aller Art finden. . . Ferne ſey daher von uns der Gedanke: daß die vaterländiſche Geſchichte den Schweizer weniger anziehen ſollte, als z. B. den Iſraeliten die ſeinige! Uebernahm doch ſelbſt der Mann Gottes, Moſe, die ſchöne Aufgabe, der Geſchichtſchreiber ſeines Volkes zu werden! Auch der berühmte römiſche Staat legte einen hohen Werth auf das fortdauernde Andenken vaterländiſcher Begebenheiten, indem einer der erſten Staatsbeamten, der Vorſteher der Prieſterſchaft, jene genau aufzeichnen und dieſe Jahrbücher öffentlich im Tempel niederlegen mußte, damit ſie das Volk leſen konnte... Zur Ehre der Schweizer darf man behaupten, daß auch ſie ihrer Geſchichte von jeher verdiente Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, beſonders ſeitdem Johannes Müller eine ſo vorzügliche, durch ſeinen Tod aber unvollendet gebliebene Bearbeitung deſſelben geliefert hat. Jedoch mögen noch ſehr viele unter ihnen ſie mehr theilweiſe als vollſtändig und in ihrem ganzen Zuſammenhange kennen. Auch fehlte es bisher an einer, für die Mehrheit des Volkes geeigneten, weder zu weitläufigen noch zu kurzen, für jeden Leſer belehrenden und unterhaltenden Schweizergeſchichte. Seitdem aber Herr Zſchokke eine ſolche mit verdientem Beyfalle geliefert hat, hielt es die gemeinnützige Geſellſchaft für ein ihrer Unterſtützung würdiges Unternehmen, dieſelbe möglichſt zu verbreiten. Sie richtete dabey ihre Aufmerkſamkeit beſonders auch auf die Landgemeinden unſers Kantons und deſſelben Beamte, und dürfte wohl nicht ohne Grund hoffen, daß dieſe das ihnen freundſchaftlich angebotene Werk nicht nur ſelbſt mit Nutzen und Vergnügen leſen, ſondern auch ihren Mitbürgern in der nämlichen guten Abſicht mittheilen würden. Dieß iſt es, was ſie zu dem Beſchluſſe bewog, jedem Herrn Gemeinderaths-Präſidenten und jedem Schullehrer ein Exemplar jener Schrift zu übergeben, für größere Gemeinden jedoch noch mehrere zu beſtimmen. Indem wir nun dem uns ertheilten Auftrage Folge leiſten, bleibt uns blos noch der Wunſch übrig, daß die edle Abſicht des Verfaſſers ſowohl als der gemeinnützigen Geſellſchaft erfüllt werden möge: auch durch dieſes Mittel Liebe zum Vaterlande, Gemeingeiſt und alle Geſinnungen zu verbreiten, welche allein den Ruhm und die Wohlfahrt unſers Freyſtaats feſt zu begründen vermögen. — Aus Auftrag der gemeinnützigen Geſellſchaft die dafür aufgeſtellte Kommiſſion.“

(Folgen die Unterſchriften.)

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juni 1823.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Emma am folgenden Morgen ihre Kleidung übergeworfen, so trat ihre Mutter zu ihr ein. Innig dankbar für diese ungewohnte Güte warf sich die Tochter in ihre Arme, und entschuldigte sich, sie nicht erwartet zu haben. Liebkosend verbot ihr die Gräfin, dieses jemals zu thun. — „Frühstücken Sie heute bey mir, liebe Mutter?" sagte die Kleine schmeichelnd, und wollte jene bewegen, sich in einen Divan niederzulassen; „sehen Sie, hier am Fenster, da sehen Sie gerade in die Nasenhecken hinein." — Die Mutter sträubte sich. „Nein, nein! Ich habe heute gar nicht Zeit, mit dir zu frühstücken; ich komme um eine Gefälligkeit von dir zu bitten." — Emma stand bestürzt und fragend vor ihr. — „Gib mir die beyden Perlenschnuren, welche du gestern aus deinem Schmuckkästchen nahmst. Du trägst sie doch nicht, wenn ich dir sage, daß ich keine nur halb so schöne habe." . . . Emma legte schon fröhlich lächelnd die Perlen um der Gräfin noch blendend schönen Hals. „Gewiß gebühren sie Ihnen, kleiden sie Ihnen — und nun ich sie an Ihnen sehe, kommen sie mir erst schön vor." — Die Gräfin ward bald roth, bald bleich, sie drückte ihre Tochter an ihre Brust, murmelte unzusammenhängende Worte, die bald Segen, bald Gelübde ausdrückten, und eilte hinweg. Emma dachte während ihres einsamen Frühstücks diesem räthselhaften Auftritt nach, oder weinte vielmehr, ohne nachzudenken, über ihre unheimliche Lage und ihrer armen Mutter unheimliche Lebensweise. Sie, um die sonst nichts wie Klarheit, Bestimmtheit im Wollen und Können geherrscht hatte, verstand jezt von Niemandes Absicht und Endzweck, Willen und Mittel. Bey Tisch fand sie ihre Mutter sehr heiter, sehr glänzend geputzt, und Graf Herbert, der nach den ersten mit ihr gewechselten Worten sogleich sich besorgt zur Gräfin wandte, sie auf Emma's gänzlich heisere Stimme abermals aufmerksam machend. Frau v. Steinfeld, welche gegenwärtig war, versicherte, daß die Nichte zu wenig der freyen Luft genösse, schlug eine Spazierfahrt vor, und erlaubte Graf Herbert, sie zu Pferde zu begleiten. Man stieg unter Bäumen aus, Herbert bemerkte mit Bewunderung die vielen praktischen Kenntnisse seiner jungen Freundin; sie kannte alle Pflanzen, schien viel Theilnahme am Landbau zu nehmen, und sprach mit ihrer leisen Stimme und gebrochenem Deutsch voll zauberischer Herzlichkeit mit den Landleuten, die dort pflügten, und das engelschöne Fräulein segneten, welches ihrem, neben der Furche spielenden, Kinde eine Silbermünze zurückließ. Das waren ein paar genußvolle Stunden! Die Tante selbst hatte so wenig Unruhe und Leere in ihnen gespürt, daß sie den Entschluß in ihr erzeugten, sich von ihrer Schwester Emma zur Begleiterin und Gesellschafterin bey ihrem Badeaufenthalt in Eger zu erbitten. Dort, war sie überzeugt, würden freye Luft und Spaziergänge ihrer Nichte Gesundheit bald stählen. Diese Zuversicht lockte ein mattes Lächeln auf Emma's holdes Gesicht; allein sie ließ sich den Vorschlag freudig gefallen, und ihre Mutter gab es um so

mehr zu, da sie, ihres Gemahls fest ausgesprochenem Willen gemäß, das in jener Gegend gelegene Gut Oderau, welches Emma von ihrem Vater, der dort beerdigt war, geerbt hatte, den ganzen Herbst über zu ihrem Aufenthalt machen sollte. Emma war entzückt bey der Aussicht, auf so lange Zeit dem lästigen Stadtgewühl zu entgehen; sie rechnete alle Blumen her, die sie in Oderau noch blühen sehen würde, und versank in schwermüthige Träumerey, indem ihr endlich, vielleicht ein ihr aus den frühen Kinderjahren, wo sie dieses Gut bewohnt hatte, zurückgebliebenes Bild, eine kleine Wiese vor Augen schwebte, auf deren zartem Grün herbstliche Halmen, zahlreiche Zeitlosen ihre lustigen Kelche in der Abendsonne wiegten.

So wie die vergangenen, gingen alle Tage dahin. Mit frommer Scheu nahte sich Emma nie mehr ihrer Mutter Spieltisch, sie fragte nie mehr, wenn sie die Abende ohne sie abwesend war, ob sie spät zurückgekehrt sey, ihre Jugendfreuden waren dahin, die einzige Nahrung ihres Herzens war Theodors innige Anhänglichkeit, und Graf Herberts Theilnahme, der sich je mehr und mehr ihrer Geistesausbildung, ihrer Ideenberichtigung annahm. Ihr Stiefvater blieb in den Schranken kalter Höflichkeit, die aber bey manchem Anlaß Achtung für den Charakter, die Bildung seiner Stieftochter ausdrückte. Leider blieb auch die Gräfin sich gleich, die Sorge des Putztisches und das Bedürfniß der Gesellschaft nahm sie gänzlich hin, und Emma gewahrte mit Schrecken, daß Graf Alpeck ein paarmal Vorschläge von Festen und glänzenden Landparthien mit Bestimmtheit von sich wies, wodurch seine Gemahlin aber nicht bewogen ward, die dazu bestimmt gewesenen Abende im häuslichen Kreise zu verleben.

Frau v. Steinfeld reiste nach Eger ab, Emma begleitete sie gern, obschon sie sich vor ihrem unbarmherzigen Spazierengehen fürchtete; Graf Herbert ward durch Geschäfte an einer Badereise verhindert, hoffte aber seine Freundin auf kürzere Zeit zu besuchen. Wie Frau v. Steinfeld, nach Gebrauch, bey ihrer Ankunft den Besuch des Badearzt's empfing, ward dieser bey Emma's Anblick sehr betroffen und fragte: ob diese junge Dame den Brunnen zu trinken hierhergekommen sey? Frau v. Steinfeld verneinte es bestimmt, kramte weitläufig ihre Ueberzeugung aus, daß die jungen Leute heut zu Tage in Weichlichkeit untergingen, und rühmte sich ihrer Zuversicht, daß vermittelst Bergsteigen und frische Milchnahrung die zarten Färbchen, den Rosenhauch von Emma's Wangen andeutend, bald dunkeln sollten. „Nur gemach, nur gemach, meine Gnädige! rief der alte Praktikus, solche Verklärungsgesichter sind uns Aerzten à priori schon empfohlen, und — er nahm Emma's Hand, den Puls ihr fühlend — wenn die Ader so zittert, wie die Wellen im Forellenbach, die über Kiesel dem Abhange zu eilen, und der Blick so glänzend ist, wie der Mond im Thautropfen, dann . . .“ — „Wahrlich, lieber Doktor, wir bedürfen höchstens Rezepte, aber solche poetische Beschreibungen . . .“ — „Mache ich nicht alle Tage, meine Gnäd'ge! schreibe aber hier kein Rezept, sondern gebe Ihrer Diät Beyfall, doch kuhlaue Milch, keine frische, und kein Bergsteigen, sondern Ruhe unter Bäumen auf der Wiese.“ — Frau v. Steinfeld folgte dem Arzt nicht, und Emma fühlte sich täglich weniger fähig, der Anforderung der sie bewundernden Menge in den Gesellschafts-Sälen und der Beharrlichkeit der Tante zu genügen; ihre Kräfte schwanden immer mehr, und wenn sie bis zur Sinnenverwirrung erhizt am Abend auf ihr Lager sank, stand oft der Engel mit dem Lilienstengel vor ihr, und ihr frommer Sinn fing an, einen frühen Tod als eine frühe Seligkeit zu betrachten. In der Jugend ist der Tod so leicht, denn die Kraft, welche das Leben dann besizt, stärkt auch, das Leben zu verlassen. Wir haben noch nichts begonnen, noch nichts verloren, wir wünschen nur, und was unsern Wünschen gewährt ward, schien in Vergleich der Sehnsucht immer schaal. Mit Vorliebe hing Emma dem Gedanken nach, nur noch einmal ihre Mutter zu sehen, und Graf Herbert noch einmal zu danken — denn er hatte die einzigen armen Blümchen auf die Sandwüste gesäet, die sie, seit ihrem Austritt aus ihrem geliebten Montmirail, gepflückt hatte. Wie erfreulich war ihr daher die Ankunft dieses Freundes, den sie eines Abends, wie sie von einem ermüdenden Spaziergang zurückkehrte, unvermuthet vorfand. Graf Herbert schien bey ihrem Anblick tief erschüttert, doch noch viel mehr, wie ihre Stimme, durch die frohe Ueberraschung gänzlich erlöschend, ihr nur den strahlenden Blick ihres Auges, nur den Druck ihrer fieberheißen Hand zur Bewillkommung überließ. Der Graf konnte seine Vorwürfe gegen Frau v. Steinfeld nicht gänzlich unterdrücken; er bat, den Arzt augenblicklich herbey zu rufen, und begleitete ihn, nachdem er seinen Besuch bey den Damen beendigt, in sein Zimmer, wo er seine Ansicht von Emma's Gesundheit, als Abgesandter ihrer Mutter, von ihm erbat. Der wackre Doktor stand nicht an, zu gestehen, daß Emma's Leben in höchster Gefahr sey. „Sie ist, sagte er, eines der Geschöpfe, die man mit List an das irdische Treiben fesseln muß; ihr Hang strebt stets erdaufwärts, wie die Flamme, die da eilt, die irdische Nahrung zu verzehren, damit sie emporzusteigen nichts hindere. Da muß man stets suchen den irdischen Stoff zu vermehren, bis die Zeit ein Gleichgewicht herstellt. Aber bey dieser jungen Dame scheint man aus Irrthum gerade das Gegentheil gethan zu haben. Der Geist zehrt an der zarten Hülle, und die unpassendste Lebensweise . . .“ Graf Herbert schien in der heftigsten Gemüthsbewegung über den Ausspruch des Arztes, er bat ihn um die größte Sorgfalt, um die strengste Aufsicht. — „Zu diesem Zweck, sagte der Arzt, und sah den Grafen zweifelhaft an, muß dem Ansehen der Frau Tante ein Gegengewicht gegeben werden.“

— Der Graf versicherte nochmals, von der Mutter bevollmächtigt zu seyn; und mit dem nächsten Tage begann eine Veränderung in Emma's Lebensweise, die offenbar ihrem Zustande angemessener war. Anfangs schien Frau v. Steinfeld über des Grafen Eingreifen sehr empfindlich, nach einer Unterredung, die er in der ersten ruhigen Stunde mit ihr hatte, fügte sie sich ohne weitern Unwillen darein, und ohne sich Emma aufzuopfern, welche von einer sehr verständigen Kammerfrau begleitet und bedient war, brachte sie doch manche Stunde bey ihr zu, welche Graf Herbert durch Gespräch und Lektüre zu verkürzen wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Komet von dreyjähriger Umlaufzeit.

Es war der Komet von kurzer Umlaufzeit im Junius 1822 nicht, wie man erwartet hatte, durch den brittischen Astronomen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wahrgenommen worden. Hingegen weiß man nun, daß Herr Rumker in Neu-Holland glücklicher gewesen ist, und daß er dieß Gestirn am 2. Junius zunächst an der Stelle entdeckt hat, die ihm für diesen Tag in der nach den elliptischen Elementen des Herrn Enke berechneten, und in der Connoissance des temps für 1823 (ausgegeben im Jahr 1820) enthaltenen, Tafel angewiesen war.

Die Beobachtungen, welche Herr Rumker gemacht hat, sind zwanzig an der Zahl: sie begreifen den Bogen, welchen der Komet vom 2. bis 23. Junius 1822 durchlaufen hat. In dieser Zwischenzeit haben die Bewegungen gerader Aufsteigung und Deklination 23° und 27° betragen: jederzeit fand sich die befriedigendste Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung.

Es liegt demnach jetzt außer Zweifel, daß in unserm Sonnensystem ein Komet vorhanden ist, der seinen Umlauf in 1102 Tagen vollendet. Diese erste Frucht von Herrn Rumker's Arbeiten kann darthun, welch einen wesentlichen Dienst der Admiral Brisbane der Wissenschaft damit geleistet hat, daß er einem so tüchtigen Sternkundiger die Mittel darreichte, eine Sternwarte ungefähr bey den Gegenfüßlern von Paris einzurichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 15. May.

Seitdem Goethe in seinem letzten Hefte über Kunst und Alterthum die Berlinischen Theaterkritiken, die sich in der Haude und Spenerischen Zeitung befinden, so hoch gestellt und besonders Einen der Verfasser dieser Kunsturtheile so mächtig angerühmt hat: seitdem würde es sich für Freunde der deutschen Bühne nicht mehr geziemen, die Theaterrubrik dieser politischen Zeitung ungelesen zu lassen. Die Münchener Kunstfreunde hatten aber in letzterer Zeit ein verdoppeltes Interesse, jenem Zeitblatte ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, da ihre erste tragische Schauspielerin, Demoiselle Pfeiffer, in Berlin aufgetreten war und von einem Kritiker, dessen der Fürst unserer Dichter so ruhmvoll erwähnt, nicht nur ein partheyloses und erschöpfendes Urtheil über die Künstlerin zu erwarten stand, sondern auch für die Kunstfreunde Belehrung zu erhoffen war durch das Studium „eines höchst produktiven und gebildeten Verstandes und einer unbestechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen." — Wie man einen Fremden aufnimmt, der uns von dem allerverehrtesten und vornehmsten Manne unserer Bekanntschaft empfohlen ward, mit allem wortwollenden Eifer des günstigsten Vorurtheils, nahmen die Münchener Kunstfreunde die Berliner Zeitung zur Hand. Aber leider müssen sie überrascht und betroffen gestehen, daß der empfohlene Unbekannte sich so wenig wohl gesittet, so anmaßend, schwadronirend, plump und afterweisig betragen hat, daß man bey seinem Anruch von schlechter Gesellschaft fast vermuthen sollte, es hätte sich der eigentlich empfohlene Herr einen derben Scherz erlaubt und seinen Bedienten mit dem Recommandationsschreiben ins Ausland geschickt. Um dieser mauvaise plaisanterie nun ein Ende zu machen und die süddeutsche Welt vor Irrthum und Schaden zu hüten, wollen wir die mauvaise plaisanterie des Pseudo-Empfohlenen hier wörtlich abdrucken lassen, hoffend, daß solches die Dienste einer in Brauch stehenden Personalbeschreibung leisten und man den Vogel an der Feder erkennen werde. Man höre, wie der gebildete Verstand und die unbestechliche Gerechtigkeit mit dem allerliebsten Humor am 6. dieses nach der Abreise der Demoiselle Pfeiffer aus Berlin, und während sie hier in der Rolle der Medea mit Enthusiasmus wieder empfangen wurde, hinter ihr her belfert.

Theater.

„Die Uebersicht der merkwürdigsten Vorstellungen unserer „Bühne, welche Referent monatlich zu geben pflegt, kann für „die beyden Monate März und April füglich zusammengefaßt „werden. Gäste von auswärtigen Bühnen brachten zwar „nicht das Beste, aber veranlaßten es doch. Die Gegenwart der Mlle. Pfeiffer hat uns neben unserm Schiller, Grillparzer, Raupach und Kotzebue auch den „Franzosen Racine und den Spanier Moreto vorgeführt, „also meistens Dichter im wahren Sinne des Worts, wenn auch „nicht mit gleichem Naturberuf, noch weniger gleicher „Kunst, und man kann von Mlle. Pfeiffer sagen, daß sie „von allen diesen Dichtern etwas hat, vom Schiller den „schillernden Pathos, vom Grillparzer das Parzenartige, vom Raupach das rauhe Feuer und dafür von „Kotzebue wieder einiges Wasser, vom Racine rednerischen Prunk, und vom Moreto — ja, da wäre weiter „nichts als der Spanische Mantel zu nennen; also immer schon viel und wenigstens bunt genug durcheinander. Gelänge es ihr, diesen Dichtern noch einige andere Eigenschaften „abzugewinnen, namentlich dem Schiller den tiefen Sinn „und Verstand, und dem Racine die Grazie des Ausdrucks, so würde jenen Ingredienzien Haltung, Band und eine „wünschenswerthe Anmuth gegeben seyn. Eine Assimilation „mit Moreto möchte ihr am schwersten werden, und jeder Versuch dazu mit einer Verpflanzung tropischer Früchte in einen „nordischen Boden zu vergleichen seyn. Pfropfenreißer von ihnen gerathen entweder gar nicht oder so langsam, daß darüber „die Lust an Lust vergeht. — Doch von Mlle Pfeiffer ist schon „genugsam gesprochen."

Ist das gebildeter Verstand? unbefleckte Gerechtigkeit? allerliebster Humor? Kunsturtheil? Kunstliebe? Oder ist es eine andere Art Liebe? Etwa die besänftigende Ouvertüre zu dem baldigen Wiederauftreten der Madame Stich? Oder gar nur ein zorniges Spucken über den Beyfall, der unserer Künstlerin in Preußens kunstverständiger Hauptstadt zu Theil wurde? So wenig Witz dazu gehört, um so ärmliche Wortspiele zusammen zu klauben, so krähwinkelmäßig ist es, einer schönen Frau und einer reizenden Schauspielerin den Hof damit zu machen, daß man einer andern ihres Geschlechts und ihrer Kunst rohe Schimpfwörter nachschreit — dadurch wird man nicht liebenswürdig; im Gegentheil! man prostituirt sich und läuft Gefahr, daß gesagt werde:

Pfeife die Pfeiffer nur aus und stecke die Stich zu bestechen;
Wie du schmählich auch schmähst, bleibst du doch schmählich verschmäht.

Basel.

(Beschluß.)

Auch diesmal wird Niemand ohne Vergnügen und Befriedigung den Jahresbericht oder die Geschichte der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel, für 1822 oder vom sechs und fünfzigsten Jahr ihres Bestandes, lesen, und der Anblick des regen innern Lebens, das in ihrem ausgedehnten Wirkungskreise sich allzeit erneuernd herrscht, kann nicht anders als freudige Empfindungen wecken. Der diesjährige Vorstand, Herr Konrektor Laroche, hat in seiner Anrede die Uebersicht des Ganzen geliefert, während von jedem einzelnen Zweig der gesellschaftlichen Thätigkeit die besonderen Berichte und Rechnungen (alles auf 101 Oktavseiten) das Nähere melden. Hier können dem einen und den andern nur wenige einzelne Züge entboten werden, wie in vorhergehenden Jahren auch geschehen ist. Nach dem richtigen Grundsatze, „in die Jugend müsse man den Keim desjenigen Guten legen, dessen Früchte man bey den Erwachsenen zu sehen wünsche," ist für solche Anstalten, mit vorzüglicher Berücksichtigung der ärmern Klasse, von jeher besonders gesorgt worden. So unterhält die Gesellschaft seit einer Reihe von Jahren eine eigene Abendschule für die zahlreichen Kinder der Papierfabrikarbeiter, die schon frühe ihren Aeltern in dem Verdienste nachhelfen müssen und deßwegen eine ordentliche Schule nicht besuchen können; sechs und dreyßig Knaben und dreyßig Mädchen haben voriges Jahr darin Unterricht empfangen. Die Zeichnungsschule, unter einsichtsvoller Leitung, wird zwar zahlreich besucht, doch ist unbegreiflich, warum dieselbe bisher für einzelne Handwerke, welche durch die in ihr zu erlangenden Kenntnisse ebenfalls sehr gefördert würden, unbenutzt geblieben ist. Ein Jüngling, der seine künstlerischen Anlagen zuerst in dieser Anstalt entwickelt hatte, ist durch Unterstützung der Gesellschaft zu seiner Ausbildung in der Geschichtsmalerey nach Rom gesandt worden. Vorzügliche Künstler, wie Koch und Riepenhausen, melden von ihm: Seine großen Fähigkeiten in der Kunst liegen klar am Tage; in dem Jahre, das er hier ist, hat er bewundernswürdige Fortschritte gemacht, und wenn er wenigstens noch ein Jahr bleiben kann, so wird er Beweise seiner Kunst ablegen, die dem Vaterland Ehre machen werden. Ueber die der Hülfe bedürfende Jugend hinaus ist die vorsorgende Aufmerksamkeit und die Thätigkeit des Vereines nicht minder auf die armen Betagten und Kranken gerichtet; die Ausgaben der Krankenkommission allein nur betrugen im vorigen Jahr 7196 Schweizerfranken. Auch die Erweiterung und Vermehrung der Erwerbsquellen für die ärmere Klasse, so wie die Sicherung ihrer mühsam erworbenen Sparpfennige, und weiterhin die sittliche Besserung und Veredlung durch verwahrloste Erziehung tief gesallener Mitmenschen, ist ein Gegenstand ihres gemeinnützigen Strebens und Wirkens. Das letztere Verhältniß gehört zu den neuern Fächern der Gesellschaft, und ihre zur Mitwirkung bey der Zucht- und Arbeitsanstalt bestellte Kommission hat den zweyten Bericht erstattet, worin es unter anderm heißt: Wir schätzen uns glücklich Ihnen anzeigen zu können, daß zu Abfassung einer neuen zweckmäßigen Hausordnung der Strafanstalt Auftrag gegeben ist; daß neben dem religiösen Unterrichten auch zum Unterricht im Lesen und Schreiben Einrichtungen getroffen, und daß uns vergönnt worden, auf eine Probe hin, die Sträflinge dadurch zur Arbeit aufzumuntern, daß ihnen für dasjenige, was sie über ein mäßig angesetztes Tagwerk hinaus arbeiten, etwas vergütet wird; in der Hoffnung, durch solche Aufmunterung diesen verwahrlosten und arbeitsscheuen Menschen Liebe zur Arbeit einzupflanzen, und mittelbar dadurch ihre moralische Besserung zu bewirken. Die Sonntagsschule ist demnach wirklich erweitert worden, so daß nicht nur im Lesen und Schreiben, sondern auch im Singen und Rechnen jeden Sonntag Abend Unterricht ertheilt wird, an welchem alle, desselben noch bedürfende, Sträflinge, jedoch in passenden Abtheilungen, Antheil nehmen müssen, und da einer der Seelsorger des Hauses nebst einigen Studirenden und Missionszöglingen diesen Unterricht ertheilen, so blieb uns nur übrig, für die Anschaffung der erforderlichen wenigen Lehrmittel Sorge zu tragen. Von der Einrichtung, jedem Züchtlinge, nach Maßgabe seines Fleißes und Gewerbs, von diesem etwas zukommen und zum Theil sogleich genießen zu lassen, haben sich die guten Früchte schon bey mehreren, seither der Anstalt entlassenen, Individuen also erprobt, daß wir die Hoffnung nähren dürfen, es seyen die angenehmen Aeußerungen von kindlicher Liebe und Mitleid, von Sparsamkeit und Arbeitsliebe, von Dank und Erkenntlichkeit für angewandte Sorgfalt, die wir hin und wieder wahrnehmen, nicht bloßer Schein und Verstellung, sondern Beweise von wenigstens theilweiser Erreichung unseres Zweckes. Auch unter den zu öffentlicher Arbeit ausgeführten Sträflingen, welchen vergönnt ist, den kleinen Ertrag ihrer Arbeiten in Nebenstunden und des Abends bey der Lampe zu Verbesserung ihres Zustandes in der Anstalt zu verwenden, sind mehrere, die den größten Theil in die Spartüchse legen, welche erst beym Austritt ausgeliefert wird. — Den Bemühungen des mit der Gesellschaft eng verbundenen landwirthschaftlichen Vereins sind die jüngsthin von der Regierung getroffenen kräftigen Maßnahmen zu Vermehrung und Verbesserung der Viehzucht, durch Errichtung einer Viehschau mit Prämienaustheilung und in Verbindung dahin einschlagender Polizeyordnungen, wesentlich zu verdanken.

— Die Universitäts-Angelegenheit oder die Restauration dieser Schweizerischen Hochschule rückt in Basel freylich etwas langsam, vielleicht aber gerade dadurch um so sicherer, vorwärts. Die neuen Einrichtungen und Männer gewinnen von Tag zu Tag mehr Boden. Der Professor de Wette hat sich durch seine, von einem zahlreichen Publikum aller Stände und Alter besuchten Sonnabends-Vorlesungen viele Liebe, Ruhm und Ansehen erworben. Die akademische Oberbehörde hat ihn für 1823 außerordentlich zum Rektor und damit zum Beysitzer am Erziehungsrath gewählt, wo er dann auch 1824 als Prorektor den Sitz behalten wird. Einige neue Erwerbungen für annoch erledigte Lehrstellen, zumal in der medicinischen Fakultät, dürften vermuthlich in Bälde zu Stande gebracht seyn.

Berichtigung.

In der gestrigen Nummer ist in der Persischen Fabel Sp. 2, Z. 7 statt: Korallenlippen, zu lesen: Korallenlippen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Nr. 47.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Juni 1823.

Die Verehrung der heiligen Dreyeinigkeit. Nach dem Original-Gemälde von Albrecht Dürer in Umrissen auf Stein gezeichnet von Julie Mihes (jezt Julie Primisser geb. Mihes). Drey Lieferungen im größten Folio.

Nach dem Urtheil aller Kunstkenner und Kunstfreunde, welche Gelegenheit hatten, dieß Gemälde in der kaiserlichen Sammlung zu Wien zu sehen, gehört es zu den trefflichsten und schönsten Werken, die das Mittelalter von Albrecht Dürer und überhaupt von Malerkunstwerken aufzuweisen hat, indem die Großartigkeit und Fülle der Zusammenstellung, die Richtigkeit und Anmuth der Zeichnung, die reichen Massen, welche auf das geschickteste oben, unten und zu allen Seiten vertheilt sind, ein Werk liefern, welches von der hohen und glänzenden Geisteskraft Albrecht Dürers sprechend zeugt, so wie der Glanz und die Glut der Farben, welche der alte Meister dem Bilde zu geben verstand, es hoch vor andern desselben Künstlers erhebt und bey dieser Farbenpracht dem Gemälde eine Stelle dicht neben den in dieser Hinsicht unübertrefflichen Bildern der rheinischen Meister anweiset.

Wenn aber auf diese Weise in einer so erhabenen Größe uns der Geist des alten Meisters entgegentritt, so wird es um so gewisser, daß Albrecht Dürer das Schicksal des ältern Lukas Kranach gewiß mit theilt, wenn auch nicht in so gewaltiger Ueberfülle wie Kranach, daß viele der Gemälde, welche seines Namens Zeichen oder seines Namens Ruf tragen, nicht von ihm sind, sondern daß andere Maler sie nach seinen Zeichnungen, Holz- oder Kupferstichen malten und dann des schon zu seiner Zeit unter den deutschen Künstlern am meisten geseyerten Meisters Namen darauf sezten. Darüber wird uns gewiß der fleißige Joseph Heller in seinem Werke über Albrecht Dürer nähere Nachrichten und Aufschlüsse geben und es ist wohl zu wünschen, daß derselbe, nicht wie bey seinem sonst sehr umsichtigen und vielfach belobten Werke über Lukas Kranach, alle Nachrichten über Dürer's Gemälde in einen Abschnitt bringe, sondern vielmehr denselben in Unterabtheilungen trenne, und darin zuerst von den Gemälden handle, die unstreitig Albrecht Dürer's eigene Arbeit sind, dann von denen spreche, welche ihm zwar zugeschrieben werden, aber noch nicht genau untersucht und daher zweifelhaft sind, zulezt aber die aufführe, welche gewiß nicht von ihm sind, wozu unter andern unbezweifelt dasjenige gehört, welches sich aus der ehemaligen Giustinian'schen Gemälde-Sammlung in Berlin findet, Christus, vor dem sich die Hände waschenden Pilatus hinweggeführt, ein Bild, welches unstreitig nur nach dem Kupferstiche in der kleinen Passion Dürer's (von der es auch so manche fälschliche und täuschend ähnliche Nachbildungen und Kupfer gibt), von einem fremden Künstler gemalt worden ist.

„Das Gemälde der Verehrung der heiligen Dreyfaltigkeit ist als Triumphbild der Dürerschen Kunst, — wie das diesen Umrissen beyliegende gedruckte Blatt (von Primisser verfaßt) sagt — mehrmals genannt und gerühmt worden, so wie es auch einmal von van Steen, wiewohl nur zum Theil und unvollendet, in Kupferstich nachgebildet worden ist. Es ward für die Kirche des Bruderhauses zu Allerheiligen in Nürnberg gemalt und wurde dem Kaiser Rudolf dem Zweyten auf sein besonderes Ansuchen gesandt. Es ist auf Holz gemalt, 4 Fuß 5 Zoll hoch, 4 Fuß 1 Zoll breit und ausnehmend gut erhalten."

„Bey der ausgezeichneten Würdigung, welche der deutschen Kunst im Allgemeinen, und Dürern, als einem ihrer liebsten Söhne insbesondere, in unseren Tagen zu theil wurde, müßte es in der That befremden, wenn das erste und herrlichste seiner Werke, woran er mit jahrelangem Fleiße, mit der innigsten und rührendsten Frömmigkeit gearbeitet hat, nicht durch würdige Vervielfältigung als köstliche Verlassenschaft des unvergeßlichen deutschen Mannes zum ausgedehntesten Gebrauche in die Hände aller Jünger und Verehrer der Kunst gegeben würde."

Dieser Arbeit unterzog sich im Jahre 1820 und 1821 Julie Primisser geb. Mihes, aus Breslau gebürtig, seit einigen Jahren der Kunst in Wien lebend und nun durch engere Bande an ihren neueren Aufenthaltsort geknüpft. In ihrem Vaterlande und auswärts durch viele vorzügliche Nachbildungen in Oel und durch eigene Erfindungen rühmlichst bekannt und besonders geschickt in klarer

und sinniger Auffassung und Wiedergebung des Geistes und der Eigenthümlichkeit älterer Künstler, (wovon besonders ihre Nachbildungen in Oel von dem Christus des Bellino in Dresden, der Madonna von Caracci daselbst, der alten Frau nach van der Helst daselbst, der heil. Familie von Titian in Wien, des Christuskopfes von Giorgione, jezt in Leipzig, der Taufe Christi von Perugino in Wien, der heil. Katharina von Francesko Francia das. und viele andere Zeugniß geben) — mußte ein Bild, welches sie mit der gleichen Liebe und Freude, mit der es gemalt ward, sich zur Nachbildung vornahm, ihr besonders gelingen und dieß Zeugniß wird gewiß dem vorliegenden Werke ein jeder Kunstfreund gerne ertheilen.

Die Künstlerin wählte den Steindruck, diese so treffliche aber oft so trügerische neue Kunsterfindung, die geschickt ist, besonders einfache Zeichnungen auf das Genaueste wieder darzulegen, wobey man immer die Handzeichnung des Künstlers selbst erhalten kann, ohne daß sie erst durch die oft so viel zerstörende Mittelsperson eines andern Zeichners und eines Kupferstechers gegangen ist. Nicht eine ausgeführte Zeichnung wurde gewählt und zu solchen Werken wohl mit Recht, da es besser ist, die Einbildungskraft des Beschauers fülle die leeren Räume aus, aber die Größe des Urbildes ward beybehalten, so daß das Ganze in funfzehn Blättern vollendet wurde, und einen deutlichen Begriff von dem Geiste des Urstücks gibt.

Manchem würde es vielleicht wünschenswerth gewesen seyn, wenn die einzelnen Blätter so eingerichtet worden, daß sie aneinander gestoßen werden könnten, um ein einziges großes Bild zu geben, eine Ansicht, der man ihre Zweckmäßigkeit nicht absprechen kann. Dagegen hat auch die von der Künstlerin gewählte Art und Weise, das Ganze in eine Masse kleiner Bilder zu vertheilen, von denen jedes als ein einzelnes Gemälde für sich angesehen werden kann, weßhalb auch auf einzelnen Bildern sich gleichend, was gegen den Rand fällt, wiederholt, — manches für sich. Die daraus entstehende scheinbare Verwirrung, welche dahin führen könnte, daß, da Mehreres auf den einzelnen Blättern doppelt erscheint, man auch eine solche doppelfache Darstellung auf dem Urbilde selbst annehmen könnte, wird dadurch gehoben, daß in der zweyten Lieferung die Künstlerinn ein Blatt gab, worauf das gesammte Bild in seiner ganzen Fülle und mächtigen Zusammensetzung erscheint.

Die Künstlerin eignete ihr Werk dem königl. preußischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Freyherrn v. Altenstein in Berlin zu, und dieß mit dem vollsten Rechte, da derselbe ihren Aufenthalt in Wien durch eine mehrjährige Unterstützung möglich machte und sie überhaupt in ihren Kunstbestrebungen ermunterte und ermuthigte. Dieß ist in der jetzigen Zeit mit so größerem Danke anzuerkennen, indem zwar viel Kunstliebe in unsern Tagen nicht vermißt wird, aber die Lust und Liebe, die Zimmer mit ausgezeichneten Werken neuer Kunst zu schmücken und so recht werkthätig die erwachenden und sich hebenden Kunstfertigkeiten zu begünstigen, noch nicht recht lebhaft die Gemüther und den Sinn der Vermögenden, die einem so schönen Ziele nachstreben könnten, durchdrungen hat, wenn auch Se. Majestät der König von Preußen selbst in seinem Palast zu Berlin ein so herrliches Beyspiel darin gibt, indem dieser durch alle die großen und vielen Gemächer nur mit Werken neuer Künstler und zumeist preußischer Unterthanen, angefüllt ist.

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß die Zeichnungen mit großer Kraft und Festigkeit der Hand, mit großer Sauberkeit und Nettigkeit, mit pünktlichster Genauigkeit gemacht sind, und daß nur wenige Köpfe im Hintergrunde, nur geringe Nebentheile vorkommen, bey denen es uns schien, als wenn einzelne Kleinigkeiten auf dem Wege von dem Bilde bis auf das Papier verloren gegangen wären, oder sich etwas geändert haben könnten, da die Künstlerin, so viel uns bekannt, es nicht durchzeichnete, sondern frey nachbildete. Je geringer und unbedeutender diese Kleinigkeiten sind, um so eher wird sie ein jeder gerne mit Stillschweigen übergehen und ihnen wird das Kleine vor dem Großen, Schönen und unübertrefflich Herrlichen, was so überaus glücklich aufgefaßt und wieder gegeben ist, verschwinden: aber gerade da wir uns zu dem größern Lob verpflichtet fühlten, glaubten wir auch diese Bemerkung nicht verbergen zu dürfen.

Betrachten wir jezt des großen Werkes einzelne Blätter.

Das Titelblatt ist Erfindung der Künstlerin und mit sinnlichen Figuren geschmückt. Zwischen einer doppelten Stabverzierung, die in der Mitte in zwey thorartigen Spitzbogen aufsteigt, um deren äußern Bogen sich Passionsblumen winden, steht oben, zwischen den Bogen und eingefaßt von den Blumen, das Dreyeck, als Zeichen der Dreyeinigkeit und Gottheit in einem Strahlenscheine. Zwischen den Stäben erblickt man, links vom Beschauer, einen dornigen Rosenstock, der mit Knospen und entfalteten Rosen emporwächst; um ein benachbartes Stämmchen windet sich eine Schlange auf, deren untere Windungen noch kreisförmig auf dem Boden liegen. An dem dornenvollen Stamme klimmen jugendliche Gestalten, in lange, die Füße faltenreich verhüllende Gewänder gehüllt, empor. Die oberste Gestalt hat schon den dornenvollen Stamm verlassen und schwebt mit gefalteten Händen, den Blick auf das strahlende Dreyeck gerichtet, diesem zu. Noch von den Dornen umschlungen, aber schon selig die Arme ausbreitend und dem Entschweben nahe, ist die zweyte Gestalt, die dritte klimmt dagegen noch, den Blick himmelan gewendet, an den Dornen hinauf. Weiter unten umfaßt die vierte Gestalt einen aus einer vollen Rose blickenden Kopf in irdischer Liebe, aber auch rasch ist die Schlange da

und schießt die pfeilspitze Zunge in die Ferse der Gestalt. Verloren ist schon die fünfte, denn sie stürzt kopfüber, mit fliegendem Haare in die Dornen und die Ringe der Schlange nieder. Rechts dem Beschauer steigt eine schlanke Lilie empor, oben mit dreyen Knospen, darunter mit drey entfalteten Blüthen. Zwey mit Schwertern bewaffnete Engel wachen unten und strecken ihre Waffen gekreuzt der Schlange entgegen, die sich schon über die Blätter der Lilie erhoben, aber vor den blitzenden Schwertern sich zurück duckt und vergeblich hinauf züngelt. Aus den geöffneten Lilienkelchen strecken drey Engelgestalten die Hände empor, oder beugen sich anbetend vor dem göttlichen Glanze, unbekümmert um das sündige Treiben unter ihnen, das sie, von Cherubinen geschützt, nicht berühren kann und das sie nicht kennen.

Schon diese Beschreibung wird vielleicht die sinnige Anordnung des Titelblattes verdeutlichen, die reine und zarte Ausführung wird das Gefallen daran dem Beschauer noch vermehren, und wenn auch der Gedanke und die Ausführung an Runge's treffliche Bilder, vor Kurzem erst von Goethe neuer und so verdienter Aufmerksamkeit empfohlen, erinnern, so tritt doch auch wieder das Ganze selbstständig hervor und steht seinem Vorgänger nicht nach, indem klar und einfach (unsere Allegorisirer überladen sonst nur zu oft) der Grundgedanke dargestellt ist: das irdische Ringen des Menschen und die Verklärung des Frommen. Daß Alles aber dem Dreyeck entgegenschwebt, führt bedeutend und sinnreich in den ganzen großen Gedanken des darauf folgenden Bildes ein. Unten in der Mitte steht noch eine Gestalt des Dürer'schen Bildes, der alte treffliche Meister selbst, mit langem (hellblondem) Haar, darauf eine rothe Mütze, mit (bräunlichem) Bart, in einen (grünen) mit Pelz verbrämten Mantel gehüllt, den linken Arm (bey dem wohl die Künstlerin einige den Arm abschneidende Striche vergaß?) in den weiten Mantel gehüllt und die Hand unter den Pelzbesatz geschlagen. Er schaut vergnügt und heiter aus dem Bilde heraus, mit der rechten Hand eine Tafel berührend, auf der zu lesen: Albertus Durer Nóricus faciebat anno. a. virginis. partu. 1511. Dabey Dürers Zeichen. *)

Von dem nun folgenden Gemälde sagt Primisser: „Dürers Bild ist ein unerschöpfliches Gedicht, ein heiliger Lobgesang in tausend hellklingenden Tönen, die keiner Zergliederung fähig sind. Die Farben des Bildes glühen über alle Beschreibung, sie überstrahlen alles, selbst Dürers eigene Schöpfungen, die ihnen in die Nähe zu treten wagen; es ist mehr als Sonnenlicht und Tageshelle, die hier herrscht, ein himmlischer Glanz strahlt von innen heraus, er überströmt von der Glorie her die Figuren der Heiligen, deren bunte, goldene und hellfarbige Festtagsgewänder in tausend grellscheinenden Kontrasten dennoch nirgend stören, vielmehr mit der Ruhe der Verklärung, die im obern Theile verbreitet ist, im schönsten Einklange stehen. Die entferntesten Gruppen, z. B. die kleine Glorie der Engel, konnte wegen dieser allgemeinen Klarheit, ihres Zurückweichens unbeschadet, von dem Künstler mit der größten Bestimmtheit gezeichnet und mit schönen bunten Farben ausgeführt werden. Eben so hell und durchsichtig ist die entfernte Landschaft."

Was diese betrifft, so zieht sie sich unten im Bilde hin und ist auf der ersten Tafel nachgebildet. Das Ende des Sees in ihrer Mitte ist nicht abzusehen, Schiffe mit Segeln schwanken gegen Osten (auf der vor uns liegenden Nachbildung sieht man sie nicht), der See ist wellenlos, klar wie ein Spiegel; eine große, herrliche Stadt, zwischen dem See und einem reizenden Hügel erscheint mit unendlicher Zartheit und Leichtigkeit, wie hingehaucht, eben so die blaue Ferne und die röthlichen Schimmer der Felsen am gegenseitigen Ufer, deren dunkelblaue *) Schlagschatten tief in die Wasser hinabgreifen. Welch eine Stadt gemeint sey, läßt sich nicht klar angeben, da das Bild für Nürnberg bestimmt ward, ließe sich wohl annehmen, daß auch Nürnberg unten dargestellt worden, aber dieß ist nicht der Fall; denn wo käme der See her (der Dutzendteich ist viel zu weit von der Stadt und viel zu unbedeutend, die Burg liegt auch bekanntlich in der Stadt nicht, wie hier, von der Stadt entfernt, auf einem abgesonderten Hügel). Man muß also schon einen andern Ort dafür erwählen, da nicht zu bezweifeln ist, daß Dürer in der Landschaft eine bestimmte Gegend darstellte.

Auf der zweyten Tafel erscheint oben, in einer Glorie buntgefiederter Engelsköpfe, die in unzählbarer Menge ihn umgeben, der heilige Geist in einem gelben Glanze. In der Mitte sitzt Gott der Vater auf einem strahlenden Regenbogen von dem ein kleinerer, schwächerer Schein ihm als Fußschemel dient. Ein kraftvolles ehrwürdiges Gesicht mit lang niederhangendem getheiltem Barte, der in zwey Spitzen auf der Brust ausläuft; Ernst und freundliche Milde thronen auf dem durchaus edlen Gesicht. Auf dem Haupte hat er eine goldene Krone, unter den zwey Backenklappen eines Käppchen hervorkommen, so wie über die Schulter zwey lange, breite, gestickte Kronbänder schweben. **) Der weite und große mit Fransen besetzte Mantel ist außen golden, inwendig grün. Sein Kleid ist blau. Mit beyden

*) Wir bemerken, daß auf den Blättern der rechts befindlichen Lilie auch der Künstlerin bisheriges Monogramm gezeichnet ist, welches aus einem in einander verschlungenen M und I besteht.

*) Was vorher hier und später von örtlichen Farben erzählt wird, ist aus Primisser's Beschreibung entnommen.

**) Es ist ganz die Tracht alter Päpste und Bischöfe, wie wir sie häufig auf Bildnissen des Mittelalters finden.

ausgestreckten Händen hält er das Queerholz des Kreuzes, an welchem Christus schon verschieden und mit gebrochenen Augen hängt. Bey dem ausgebreiteten und weit zu den Seiten schwebenden Mantel Gott des Vaters zeigt sich der Umriß der innern Gestalt, die eine Fußspitze, und von jeder Hand sieht man vier Finger. Diese vielleicht kleinlich scheinende Erwähnung soll zu einer Nebenbemerkung führen, die vielleicht nicht an unrechter Stelle ist.

Es sind jezt neunzehn Jahr her, daß ich die schöne und so viel treffliches enthaltende Gräflich Schönborn'sche Gemälde-Sammlung zu Pommersfelden sah und bewunderte. Unter mehreren dort befindlichen Bildern fiel mir besonders auch ein kleines Gemälde Dürer's auf, welches gleichen Gegenstand, wie der hier so eben beschriebene ist, darstellte: Gott den Vater, welcher den am Kreuze hangenden Christus in seinem Schooße hält. Vor drey Jahren fand ich eine Nachbildung dieses mir sehr werthen Gemäldes auf der Wallenrodt'schen Bucherey zu Königsberg, die dort für ein Urbild gehalten ward. Bey diesem Bilde war mir aber vom Anfange an immer besonders merkwürdig gewesen, daß alles Menschliche so viel wie möglich bey dem Bilde Gott des Vaters vermieden worden war. Ein großer, weiter, faltiger Mantel umhüllte die ganze Gestalt und auch die Hände, welche in den Falten des Mantels nur in den Umrissen zum Vorschein kamen, aber nicht die deutliche Form der Finger zeigten. Ueber dieser mit Geschick und Kunst in Falten gelegten Mantelmasse schwebte nur als allein menschlich und dennoch wieder auch blos das Geistige zeigend, der ehrwürdige Kopf, so daß Art und Weise der altchristlichen Zeit, Gott den Vater nur durch einen Kopf und so wenig Beywerk wie möglich darzustellen, hier auf die geistreichste und geschickteste, so wie auf eine sehr malerische Weise in einer kunstreicheren Zeit gelöst erschien, wogegen dann die Menschwerdung und das Menschliche des Gottessohnes in der beynahe ganz nackten und nur wenig verhüllten Gestalt als ein starker Gegensatz hervortrat. Bg.

(Der Beschluß folgt.)

Xylographie.

Ueber die Erfindung des Helldunkels im Holzschnitt.

Die Meinung der ältern und neueren Schriftsteller ist über diesen Gegenstand sehr getheilt; bey den meisten blickt die Vaterlandsliebe heraus; daher viele italienische Schriftsteller diese Erfindung dem Hugo da Carpi zueignen, dagegen aber die Deutschen ihren Landsleuten. Doch wurden die zwey verschiedenen Arten des Helldunkels selten von einander unterschieden. Wir wollen sie nach der allgemeinen neueren Annahme in zwey Klassen theilen; bey der ersten wurden nur zwey Stöcke, bey der andern aber mehrere angewendet. Daß die Erfindung der ersten den Deutschen zuzuschreiben ist, wird keinem Zweifel mehr unterworfen seyn; schon die Anfangsbuchstaben in den drey mit beweglichen Lettern gedruckten Ausgaben des Guttenbergischen Donats sind mit zwey farbigen Holzstöcken gedruckt. Um diese Zeit ist vielleicht Hugo da Carpi noch gar nicht geboren gewesen. Auch scheint der deutsche Meister, den man gewöhnlich wegen seines Zeichens Johann Ulrich Pilgrim nennt, weit älter zu seyn, als Hugo da Carpi. Man kennt von ihm ungefähr zwölf Blätter, welche alle in Helldunkel mit zwey Platten gefertigt sind; wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit trifft man sie nur in wenigen Sammlungen vollständig an. Von den Holzschnitten, welche von Hugo da Carpi bekannt sind, trägt keiner eine frühere Jahrszahl, als 1518. Wenn nach dieser entschieden werden soll, so ist schon durch den Mainzer Donat ohnehin bewiesen, daß die Italiener gar keinen Anspruch auf diese Erfindung machen können; alle ihre Werke in dieser Art sind wenigstens 20 — 30 Jahre später, selbst von verschiedenen deutschen Meistern sind Werke bekannt, welche frühere Jahrszahlen tragen, wie schon Bartsch *) bemerkte, als von Hans Burgkmair das Bildniß des Papstes Julius II. 1511, des Johann Baumgärtner 1512, Lukas Cranach eine Ruhe in Aegypten mit der Jahrszahl 1509, Albrecht Dürer das Rhinoceros 1515, Hanns Baldung Grün die Hexen 1510, Adam und Eva 1511. Aus dieser Angabe ist zu ersehen, daß diese Manier in verschiedenen Provinzen Deutschlands schon früher ausgeübt wurde.

Was die zweyte Manier betrifft, so glaubt Bartsch erwiesen zu haben, daß sie unwidersprechlich dem Hugo da Carpi gehöre, da von keiner Nation eine Arbeit dieser Art bekannt sey, welche eine frühere Jahrszahl, als 1518 trüge. Diese Angabe ist, wie wir sogleich zeigen werden, unrichtig, und wenn die Jahrszahl hier entscheiden soll, so gebört wieder unserem Deutschland die Ehre, da Johann Schott zu Straßburg schon 1513 einen Ptolemäus herausgab, worin die Karten mit drey Holzstöcken gedruckt sind, wie Breitkopf **) versichert; die Berge und Wälder sind grün; die Zeichen der Orte und Hauptnamen roth, und die geringeren Orte schwarz gedruckt. Vielleicht werden in Zukunft, besonders wenn die Kunstlitteratoren mehr Rücksicht auf ältere gedruckte Werke nehmen, verschiedene neue Entdeckungen gemacht, und dadurch wird sich über die Erfindung dieser Kunst, welche so viele Entwürfe der größten Meister vervielfältigte, in Italien mit dem besten Geschmacke ausgeübt wurde, mehreres sagen lassen.

J. Heller.

---

*) Le peintre Graveur XII. p. 6. Anleitung zur Kupferstichkunde. T. I. S. 266.

**) Ueber den Druck der geographischen Charten (1777) S. 5.

Nro. 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. Juni 1823.

Ey ja doch! wie denn? was denn? Laßt doch sehen,
Worin ihm meine Zunge Unrecht that.
Thut sie sein Recht ihm, that er selbst sich Unrecht.
Schakspeare.

Gretry's Herz.

Deutsche Advokaten — — — — wenn man Gefühl hat, oder das erste Kind in der Wiege liegt, gelingt es selten, den Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuspinnen; hat man aber beydes zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen schreyt, und weint, und zappelt! Du plauderndes Räthsel, ich verstehe dich doch nicht — wer sagt mir dein Wort? Du süßer, gährender Most, welchen Wein wirst du mir bringen? Wirst du glücklich seyn und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die rasche Hand des Schicksals bricht oder der Herbst sanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erstarren, daß der Tod nichts mehr zu tödten findet? Wird dein Geist auf dem stürmischen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inseln schiffen, oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung schließt? Wirst du der zarten Bitte weich entgegenkommen, oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Bösewicht werden? Wirst du das Schwert führen mit tapferer Hand; das Wort mit kühner Zunge? Oder wirst du flink der Gewalt ausweichen, und schmeichelnd den Uebermuth entwaffnen? Wirst du ein Lehrer der Weisheit werden, wirst du Unglückliche trösten durch Gottes Wort, oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur? Alles, was der Himmel will! — nur daß er Eines nicht wolle! Wüßte ich, Junge, du würdest einst Advokat; mit diesen meinen Händen würde ich dich erwürgen, und deiner verzweifelten Mutter keine Spilbe des Trostes geben, und ihr zuschreyen: Schweig, thörichtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer. Sparta, nur das Vaterland seiner Kinder, hat schon die getödtet, die mit verkrüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meines Sohnes, sollte seine verkrüppelte Seele aufkommen lassen? Soll ich dieses blühende Leben hinabsteigen sehen in die Bleybergwerke giftiger Handthierung, und dem Grabe zuschleichen mit ausgetrockneten Adern, oder, das Herz aufgedunsen von geiler Geldliebe, einen breiten Sarg ausfüllen? Soll sich unser Sohn mästen mit dem Schweiße der Noth, und seinen Durst löschen mit den Thränen der Wittwen und Waisen? Soll er ein kalter Schachspieler seyn, gleichgültig, ob er mit den weißen oder den schwarzen Steinen gewinne? Soll er das geschriebene Recht des Wucherers in Schutz nehmen, gegen das verwischte Nothrecht des Leichtgesinnten? Soll er ein Kuppler seyn jeder lüsternen Habsucht, und der Verführer schwacher Richter? Soll er im Dickicht verstrüppter Gesetze auf sorglose Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der besten einer, wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden verwester Rechte leben? Nein; lieber ziehe ich diese junge Wurzel aus der lockern Erde! . . Doch wie? Hast du nicht noch eine lange Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir das Vaterland wachsen? Ja, du sollst Advokat werden! . . . Der Schelm ist ein-

geschlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher Vater! Er hat schon Geschmack, und gibt mir Ruhe, meinen Satz zu endigen.

Deutsche Advokaten, Notare, Gerichts-Präsidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben schon manche Versieglung mit Vergnügen veranstaltet; aber die eines bürgerlichen todten Herzens ist ihnen sicher noch nicht vorgekommen. Sie überlassen mit Recht dergleichen romantische Streiche der Jugend und den deutschen Calderonen. Ich aber habe eine solche Versieglung mit angesehen, und sie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rousseau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam später in den Besitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und starb daselbst. Im Garten liegt sein Herz unter einer gestutzten Marmorsäule begraben, die seine Büste trägt und die Inschrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton cœur n'est qu'ici. Das mais ist sehr schaafig; die Franzosen können keine Grabschrift machen, sie verstehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, so viel man es ohne diesen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drey Gerichtspersonen aus Paris, mit schweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte schon — und es war eine süße Mai-Dämmerung — aber weder dieses, noch der Gesang der nahe nistenden Philomele, konnte die Priester der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juristische Bänder aus der Tasche, umschlangen damit Gretry's Grabsäule, knüpften sie an das umherlaufende Geländer fest, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und siegelten gehörig. Es war dieses der lezte Akt eines romantischen Prozeß-Dramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juristischen Lesern, daß sich die Prozeßkosten auf zehntausend Franken belaufen, so wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug mischen, daß sie sich meine Zeichnung selbst werden ausmalen können.

(Der Beschluß folgt.)

Kindestreue.

(Fortsezung.)

Emma hatte mit sehnsüchtiger Liebe und ahnender Furcht nach ihrer Mutter gefragt. Sie wollte jeden Tag beschrieben haben, wo Graf Herbert sie gesehen, und wendete ihr Auge doch ängstlich ab, wenn seine Antwort offenbar irgend einen Umstand umging. Nach einer Reihe von Tagen war die geliebte Kranke offenbar gestärkt, ihr fieberhafter Zustand hatte einer heitern Mattigkeit Platz gemacht, die Genesung im Gefolge zu haben schien. Wie eines Abends der kleine Kreis vereinigt war, und Emma wieder fragte, und ihre schönen Augen ruhiger wie je zuvor auf ihres Freundes Lippen hafteten, sagte dieser gefaßt, aber sichtlich nur durch Selbstherrschaft und Entschluß: „Bisher mußte ich der Genesenden unangenehme Geschäfte und Gemüthsbewegung jeder Art ersparen, jezt will ich Ihnen, theure Emma, Alles mittheilen, was mich hierher führte, und was Ihre Frau Tante bewog, mir diesen ehrenvollen Platz in Ihrem innigsten Familienkreise zu gestatten. Lesen Sie diese Zeilen Ihrer Frau Mutter — ich mußte meine Selbstsucht streng beherrschen, um sie so lange in meinem Taschenbuche zu behalten — möchte sie nicht gestraft werden, nachdem Sie dieselben gelesen!" Emma fühlte sich heftig erschüttert, der Wechsel von Bläße und schwacher Röthe auf ihren Wangen verrieth es dem Grafen, und er bewachte sie ängstlich mit seinem Blicken, während sie das Blatt las. Die Gräfin schrieb:

„Theures Kind! Dein Vater, dessen Andenken dir so heilig ist, sprach in seinem lezten Willen den lebhaften Wunsch aus, dich mit dem Sohne seines ältesten Freundes und Waffenbruders, des Grafen Herbert, verheyrathet zu sehen. Er wollte, daß er deine Bekanntschaft machen sollte, sobald du in deinem sechszehnten Jahre das Institut verlassen hättest; allein ohne besondere Veranlassung sollte er dir, wenn er Neigung zu dir faßte, erst in deinem achtzehnten Jahre seine Hand anbieten. Der Graf hat dir die zärtlichste Neigung gewidmet, deine vortreffliche Erziehung hat dir, unerachtet deiner zarten Jugend, die Verdienste dieses edeln Mannes allen den leichtsinnigen Jünglingen vorziehen lehren, die dich mit faden Schmeicheleyen umgaukelten. Deines Vaters theuerstem Wunsch, seinem lezten Willen, scheint also nichts im Wege zu stehen; die besondern Veranlassungen aber, welche mir die Bitte, den Befehl abdringen, dein achtzehntes Jahr nicht zur Vollziehung deiner Verbindung mit dem Grafen abzuwarten, wird dir dein würdiger Bräutigam, so weit er es gut findet, mittheilen. Du liebst mich, meine Emma, und dein frommer Sinn wird das Demüthigende meiner Lage so bald wie möglich von mir nehmen. Denke der biblischen Verheißung vom Vater- und Muttersegen, und sammle den meinen auf dein Haupt."

Emma las mit zunehmender Spannung, ihre Hände zitterten immer heftiger, so daß der Graf, wie sie das Blatt sinken ließ, ihre Rechte mit dem Blatte faßte, und sich neben ihr auf ein Knie niederließ. „Emma, können Sie Ihres Vaters Wunsch erfüllen?" fragte er, bange um die Folgen dieses Auftritts für die Genesende. Sie konnte lange nicht sprechen, lehnte aber ihre Stirn, mit ihrer Empfindung kämpfend, an seine Schulter. — „Herbert, sagte sie endlich, Sie lieben eine Sterbende; einen Bräutigam brauche ich nicht, aber wenn auf dem kurzen Wege, der noch vor mir liegt, ein Freund mich leitete — ach, so würde es schön seyn!" — Dieser Auftritt schien selbst der Tante Gleichmuth zu erschüttern. Zur Theilnahme konnte

sie sich nicht entschließen, aber sie schnitt der Andern Gefühl nicht nach Gewohnheit durch eine kalte Vernunft-Ansicht ab, sondern blieb, ihr Gesicht auf ihr Taschentuch gelehnt, schweigender Zeuge. Graf Herbert rief freudig aus: „Eine glückliche Zukunft soll diese Ahnung widerlegen, meine Freundin! Sey es denn als Freund, daß Sie den Gatten annehmen, den Ihnen Ihr edler Vater empfahl, nur räumen Sie ihm das Recht ein, für Sie zu sorgen, um Ihr Vertrauen zu werben."

Der Graf schien recht zu haben. Emma's Kräfte schienen wirklich bey der freundlichen Sorgfalt ihres Verlobten wieder zuzunehmen; ihre Vereinzelung hatte aufgehört, weil sie nun, ihrer, beym ersten Anblick für den Grafen gefaßten, Vorliebe ohne Bedenken nachhängend, in ihm einen Ersatz für die Lehrer, für die Freundinnen ihrer Kindheit gefunden hatte. Die erste vertrauliche Frage an ihn war die schwerste: sie betraf die geheimnißvolle Hinweisung auf die Ursachen der Beschleunigung ihrer Verbindung mit ihm. Es war sichtlich, wie peinlich ihr die Frage, wie noch mehr ihm die Antwort war. Graf Herbert handelte aber wie ein Mann, er wollte seiner Geliebten moralische Kraft heben, nicht nur ihre physische stärken. Er gestand ihr, so weh das ihrer kindlichen Liebe thun mußte, daß ein schlecht berechnetes Verhältniß der Einnahme mit der Ausgabe den Grafen Alpeck oft schon mit seiner Gattin entzweyt hätte, die Gräfin habe die Billigkeit seines Tadels stets eingesehen, und wolle nun zu einer gänzlichen Umschaffung ihres Hauswesens Anstalt machen, wozu sie aber eines ansehnlichen Kapitals bedürfe, um dem Grafen die Kenntniß einiger Schulden zu entziehen, die seinen Unwillen reizen müßten. Jede Art, dieses Kapital aufzunehmen, mußte gefährliche Folgen für sie haben, nur ihre Tochter konnte es ihr, ohne fremde Dazwischenkunft, vorstrecken. Doch Emma hatte, bis zu ihrer Mündigkeit, nicht über den geringsten Theil ihres Vermögens zu gebieten, nur eine Heyrath konnte sie, mit Einwilligung ihres Gemahls, in Stand setzen, ihrer Mutter Unrecht der Kenntniß ihres Stiefvaters zu entziehen. „Nachdem mir Ihre arme, irrende Mutter so viel Vertrauen bezeigt hatte, fuhr der Graf hier fort, durfte sie mir nicht abschlagen, die ihr jetzt dringend nöthige Summe, ohne alle gerichtliche Dazwischenkunft, von mir als Darlehn anzunehmen. Ich konnte aber nur der Vorsehung danken, daß sie mir einen hinreichenden Grund gab, um die von meinem verewigten Freunde bestimmte Zeit zu verkürzen — ich bin kein Jüngling mehr, aber eben deßhalb sah ich mit schwerem Herzen durch diese Bedingung, die ich nicht bedurfte, über die Sie, meine theure Emma, allein entscheiden sollten, eine Reihe von Tagen, von Monaten vor mir, die mein Glück unentschieden ließen, die es mir rauben, verkürzen konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Testament des Bildhauers Nollekins zu London.

Vor Kurzem starb der Bildhauer Nollekins, mit Hinterlassung eines Vermögens von mehr als 300,000 Pf. St. In seinem Testamente vermachte er dasselbe größtentheils an Leute, die dessen nicht bedurften, unter andern einen bedeutenden Theil an den König, (während er eine alte Magd und seinen ersten Arbeiter, der ihm vierzig Jahre lang gedient, brodlos zurückließ), und dem jungen Bonomie zu Rom, einem Lehrling in der Bildhauerkunst, den er aus der Taufe gehoben hatte, und den er immer einen bedeutenden Theil seines Vermögens hatte erwarten lassen, vermachte er blos ein Legat von 100 Pf. St. — Ein neuer Beweis menschlicher Verkehrtheit! — Es heißt, der König habe die eine Hälfte dieses Vermächtnisses zur Unterstützung der neulich zu Rom errichteten Anstalt für die Ermunterung brittischer Künstler, und die andere für die Errichtung des neuen Gebäudes zur Aufnahme der von Sr. Maj. der Nation geschenkten Bibliothek bestimmt. Eine solche Bestimmung ist ganz dem Charakter des Monarchen angemessen, und daher ganz wahrscheinlich. Wegen der Bestimmung der eben genannten herrlichen Büchersammlung hat der vom Parlamente deßwegen niedergesetzte Ausschuß so eben empfohlen, daß dieselbe zu der Sammlung im brittischen Museum gefügt werde. Um aber einen so kostbaren Schatz gegen den Untergang zu sichern, wurde zugleich empfohlen, zu deren Annahme ein neues, feuerfestes Gebäude zu errichten, wozu nach und nach, nach einem gleichförmigen Plane, andere Gebäude gefügt werden sollen, um in denselben allmählig die andern im Museum enthaltenen Schätze niederzulegen, da das jetzige Gebäude alt und baufällig, und überdieß nicht feuerfest ist. Ohne Zweifel wird dieser Plan in Ausführung gebracht werden, und vielleicht erhält London auf diese Weise ein öffentliches Gebäude, das der Größe der Nation angemessen ist. An Raum fehlt es nicht, da das jetzige Museumgebäude, an dessen Stelle das neue aufgeführt werden soll, mit seinen Gärten einen Raum von acht Morgen bedeckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Verspätet.)

— In dem großen Saale der Gregorianischen Universität des Kollegio Romano hatte am 28. November die Eröffnung des neuen Studien-Curses, in Gegenwart des Kardinals Pacca, der sämmtlichen Professoren und Studirenden, auch vieler andrer Zuhörer, vermittelst einer von dem Abate Pellizza, Professor der Beredsamkeit und der griechischen Sprache an gedachter Universität, abgehaltenen Rede statt gefunden, von welcher ein italienisches Blatt ziemlich viel Aufhebens macht, während wenigstens das Thema des Vortrags — Herr Pellizza sprach nämlich von der Nothwendigkeit eines angestrengten Fleißes und einer guten Anwendung der Zeit zur Erlernung der Künste und Wissenschaften — sich weder durch Neuheit noch durch Originalität auszeichnete.

— Der Doktor Joseph Montesanto zu Padua, welcher sich seither damit beschäftigt, das Leben und die Schriften einiger ausländischen Aerzte, die ihre Studien oder einen Theil derselben zu Padua gemacht haben, zu beleuchten, hat das Glück gehabt, ein Manuskript des deutschen Arztes Caspar Hofmann aufzufinden, welches den Titel führt: Animadversiones in Theophrasti hist. plantarum libros X., et de causis plantarum libros VI. Dieser gelehrte deutsche Arzt hatte sich von den Universitäten Leipzig, Straßburg und Altorf nach derjenigen von Padua begeben, wo er drey Jahre bey dem berühmten, zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts daselbst lebenden Professoren Collegien hörte und sich ganz vorzüglich der Botanik widmete. Die gedachte Handschrift dieses Gelehrten hat nun Hr. Montesanto kürzlich unter dem Titel Dei libri di Theofrasto etc. d. h. Theo-

phrasts Werke über die Pflanzen, commentirt von C. Hofmann (Padua in Fol. mit den Bildnissen Hofmanns und Bonato's) im Drucke erscheinen lassen, und der Ausgabe Alles, was von den Lebensumständen Hofmanns sowohl als von seinem Manuscripte bekannt ist, angefügt.

— Ein neuer Uebersetzer der Iliade, worüber man sich nach Monti und allen seinen Vorgängern fast wundern möchte, ist zu Parma in der Person des durch eine große Anzahl von Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen längst rühmlich bekannten Hrn. Michael Leoni ganz neuerlich aufgetreten, von welcher Uebersetzung monatlich ein Heft Gesang, mit Kupfern, gezeichnet von Gozzini nach Flaxmann und gestochen von Lasinio, zwey Florentinischen Künstlern, zu dem Preise von 1½ Lire erscheinen soll.

— Dem Vernehmen nach wäre der berühmte Componist Zingarelli gegenwärtig derjenige, welcher sich den Fortschritten jenes neuen musikalischen Systemes, das immer mehr die italienische Bühne scheint überflügeln zu wollen und welchem er vorwirft, daß es zu lärmend sey, mit möglichster Kraftanstrengung entgegen setzt. Selbst ein Anhänger der ältern Schule weiß er dieser immer noch eine große Anzahl von Anhängern zu erhalten, die fortwährend bemüht sind, dieselbe nicht untergehen zu lassen. Unter diesen bemerkt man auch den kenntnißreichen Uebersetzer des Horaz, den Marchese Gargallo, der Zingarelli eine Hymne von seiner Composition an die Muse des Aetna zugeeignet hat, ein Gedicht, welches, nicht weniger als der begleitende Brief, eine beißende Satyre gegen die Beförderer und Anhänger der neuesten Musik enthält, die der Verfasser mit dem Einschlagen des Blitzstrahls und dem Ausbruche eines Vulkans vergleicht.

Unter den neusten zu Rom veranstalteten Bauten soll die äußere Restauration des Venezianischen Pallastes mit besonderm Wohlgefallen von Seiten des Publikums aufgenommen worden seyn. Dieses grandiose, die Epoche des Wiederauflebens der römischen Architektur bezeichnende Gebäude war in den Jahren 1464 bis 1471 unter dem Papste Paul II., nach der Zeichnung des Lodovico de Majano aufgeführt worden, allein nach dem Tode des gedachten Papstes unvollendet geblieben. Späterhin war nicht mehr ernstlich an seine Vollendung und Unterhaltung gedacht worden, und daß der Pallast unter dem Pontificate Pius IV. durch Schenkung an die Republik Venedig überging, hatte ihn auch nicht vor Rissen und immer größer werdendem Verfalle zu schützen vermocht. Nun aber hat die K. K. österr. Regierung die Façade derselben in soweit wieder hergestellt, daß man sich ungefähr eine Vorstellung von der Gestalt machen kann, in welcher er nach dem Plane seiner Erbauer hätte zum Vorschein kommen sollen. Mit größerm Rechte als vormals, setzt ein römisches Blatt hinzu, könnte Milizia, wenn er wieder käme, jetzt ausrufen: Dieses Gebäude ist ein Herkules, der mit den Schnitzeleyen seiner architektonischen Umgebungen sein Gespött treibt.

— Das Diario di Romana berichtet umständlich von der Taufe dreyer Ungläubigen, zweyer Mohren und eines Israeliten, welche am 12. Dezember in der Kirche der h. Pudenziana, bey dem Ordenshause der Stiftsdamen vom Lateran, Statt gefunden, und wobey für die beyden schwarzen Bekehrten die Grafen Esterhazy und Zamboni Pathenstellen vertreten hatten. Bemerkenswerth scheint der Umstand, daß der jüngere der Mohren erst sechszehn, der ältere achtzehn und der Jude nicht über zwey und zwanzig Jahre alt war.

— Die von dem Marchese Muzi-Papazuri errichtete Römisch-Filarmonische Akademie hatte am 12., 14. und 16. Dezember mit drey, in Gegenwart einer eben so zahlreichen als ansehnlichen Zuhörerschaft vorgenommenen, von einem großen Effekte begleiteten Aufführungen des von Rossini komponirten Oratoriums Moses den ersten Jahres-Cursus ihrer musikalischen Verrichtungen beschlossen. Dieselbe Gesellschaft hatte sich am 19. Dezember, an welchem Tage die lateinische Akademie in ihrem neuen Lokale des Palastes Boadille eine feverliche Sitzung con argomento libero hielt, eingefunden, um unter Direktion ihres Präsidenten, des erwähnten Hrn. Papazuri, der die erste Violin spielt, den Glanz und das Leben der Versammlung zu erhöhen und die Oden der Herren degli Antoni und de Christoforis, die phaleucischen Verse des Abate Laureani, die Sonette der Herren Ruga und Pieromalbi, welche zum zweyten Mal recitirt werden mußten, so wie auch die Elegien der Herren Pellegrini, Sergenti und Loffredi u. s. w. mit schönen Harmonien zu versetzen.

— In Neapel waren zu großem Bedauren der dortigen Aerzte und Freunde der medizinischen Literatur mehrere ungedruckte Schriften und Aufsätze des kürzlich daselbst verstorbenen, berühmten Arztes Cotugno von einem literarischen Raubvogel entwendet worden, namentlich seine Anmerkungen zum Celsus, die Beschreibung seiner Reisen durch Italien und Deutschland, seine Anleitung zur Anatomie, Physiologie, Pathologie und ärztlichen und wundärztlichen Krankheitslehre, eine Abhandlung über die weiblichen Krankheiten, die Geschichte eines Kopflosen, der zwölf Tage lang lebte, und eine Beschreibung des Eyes einer wilden Taube, das ein zweytes Ey in sich schloß. Dann auch noch eine sehr schätzbare Sammlung von Beobachtungen, geordnet nach Art derer des Dr. Morgagni in dem Werke de causis et sedibus morborum per Anatomen indagatis, und endlich eine Abhandlung de plexu plectiformi auris humanae, worin er zu beweisen suchte, wie vermittelst des nervus accessorius des Dr. Willis, der nach Cotugnos Dafürhalten, vom akustischen Nervengeflecht aus und bis ins Rückenmark geht, sich verschiedene Phänomene, wie z. B. das Schaudern der Haut beym Reiben eines Eisens an dem andern, die verschiedenen Wirkungen des Tons gewisser Instrumente und besonderer Harmonien auf Geist und Gemüth u. a. m. erklären lassen.

Viel umfassend der Zahl nach, und mannigfaltig in Absicht auf Inhalt erscheint auch dießmal wieder die Rubrik der Almanache und Taschenbücher dem größeren Theile nach, so viel nämlich von dieser Waare dießseits der Berge bekannt werden mag, vor allem im Verlage der Vollardischen Buchhandlung zu Mailand. Ein Piccolo manuale delle giovani domigelle, mit achtzehn illuminirten Kupfern und den Müttern zu Handen ihrer emporwachsenden Töchter zugeeignet, gibt Anweisung zu Verfertigung von Netzen, durchbrochenen Arbeiten, bunten Geldbeuteln mit Perlen, zum Zeichnen der Wäsche u. s. w. (Preis 8 L.). Ein anderer Almanach, betitelt: Le Simpatie etc. hat mit Hülfe von 32 illuminirten Bildnissen die Kunst, sich aus den Gesichtszügen über Gesinnungen der Liebe und Freundschaft zurecht zu finden, zu seinem Vorwurfe gewählt. (Pr. 7 L.). Als Fortsetzung erscheinen neben mehreren andern auch dieß Jahr wieder, ein Theateralmanach, — ein Damenkalender, — Belisar, — die Mailändische Terpsychore, — die Biene, — die Biene für Damen, — der Miniaturmeister, — kleines Journal für Damen, — Bildnisse und neue Bildnisse einiger Schönen; ersterer mit 8 illuminirten Kupfern für 7 Lire, letzterer mit zehn Abbildungen für 8 Lire; ferner Mailändische Sprüchwörter in Sestinen, — das Leben Herostrats, — die Geschichte von vier Spaniern in sechs, und das Leben der Herzogin von Cavaliere in drey Jahrgänge vertheilt; ein fünfter Jahrgang der Serva cuciniera o credenziera u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. Juni 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Feyerabende, oder Erzählungen in Poesie und Prosa von Dr. L. Hyneck. Erstes Bändchen. Schmalkalden bey Th. G. Fr. Varnhagen. 1821. 8. 309 S. Zweytes Bändchen 244 S. Preis 2 Rthl.

Die vier Erzählungen im ersten Bändchen: „Julius „de St. Marçeau; der Familientod; Thomas Kuli Chan; „die Tante, oder weiblichen Eigensinnes Rache" (sic) sind aufgewärmter Kohl. Es werden sich aber doch wohl, — mindestens muß sich der sonst wackere Verleger damit schmeicheln — Liebhaber dazu finden in der nimmersatten und mit allerhand Ragout's zufriedenen Lesewelt. Sie werden sich finden, diese Liebhaber, unter welchen nur wenige Kostverächter sind, trotz des, dem Himmel sey Dank! veralteten, höchst widrigen und in der ersten Erzählung so häufigen Einmischens französischer Brocken; trotz der groben Vernachlässigungen des Stils; trotz aller sonderbaren Phrasen und Ausdrücke, und ungeachtet der von der gewöhnlichen Rechtschreibung sehr abweichenden, hier und da fast barocken Schreibart des Herrn Doctors.

Denn wenn auch Recensent, in angestammter Milde „Tentenz, Einleidung, itendirt, ebenbürdig u. s. w. nur als Druck- oder richtiger als Setzfehler anspricht, so wäre es dennoch überschwengliche Langmuth und Nachsicht, wenn er die so häufig wiederkehrende Worte wie „Räue, „band, Bedeubung, ungehäuchelt, beseufzen, u. s. w. nur als solche Setzerböcke betrachten und nicht als gar nicht zu vertheidigende Rechtschreibung des Vfs. rügen wollte. — An Nonsens und an Plattheiten ist auch kein Mangel. So soll (S. 205. Bd. I.) „der Haß bey den Damen bis auf Haut und Knochen dringen." Auf derselben Seite wird „geistige Intension" (!) anstatt Beschränktheit des Geistes gebraucht, obwohl es dem Herrn Dr. nicht unbekannt seyn wird, daß man die Worte: Extension und Intension von einem Geiste nicht gebrauchen kann, und obwohl er wissen sollte, daß es auch eine intensive Größe giebt. Aber freylich hätte dann die vortreffliche Antithese — „die körperliche Extension des Fräuleins Braun" keinen Gegensatz gehabt, und ohne Antithesen giebt es für Manche fast kein Fünkchen Witz. Die ganze, bey aller ihrer Schauerlichkeit, fade Erzählung („weiblichen Eigensinnes Rache," besser: Weiblicher Eigensinn und weibliche — hier teuflische — Rache) wäre besser ungedruckt geblieben, als wiederholt abgedruckt worden. Denn wozu soll und kann es nützen, welche Belehrung oder welche Unterhaltung kann es gewähren, den tollsten Aberglauben zu befördern, zu verbreiten, ihm wohl gar den Anstrich historischer Gewißheit zu geben? — Den tollsten Aberglauben wiederhole ich, der in der Behauptung spukt, daß „wenn ein Kleidungsstück eines Le„benden — hier ein mit Blut befleckter Pantoffel — „zu „einem Todten gebracht, ihm mit in den Sarg gegeben „wird und mit ihm verfault, der Lebende deshalb und „nur deshalb gleichzeitig dahin schwinden und sterben „muß, so wie er gerettet werden kann, wenn man der „Sache zeitig genug auf die Spur kömmt, und das Klei„dungsstück der Fäulniß entreißt." Giebt's etwa der Tollheiten des Tags, der Geheimnißkrämereyen, der Magnetismus-, der Hohenlohe-Michelschen und anderer Mirakel und Spektakel nicht schon die Hülle und Fülle? Recht wahr und lieblich ist dagegen das kleine Gedicht: „Reminiscenz" überschrieben. Hier scheint sich der Verfasser in seiner Sphäre zu bewegen; warum bleibt er nicht in dieser?

Als fünfte Erzählung finden wir wieder zwey Gesänge von des Vfs. bereits ziemlich vergessenem Gedichte: Luther oder der Sieg des Glaubens, angeblich „mit beträchtlichen „Veränderungen" und hoffentlich Verbesserungen.

Wenn Unbehülflichkeit und Steifheit, wunderliche Vermischung der Begriffe und Ausgeburten einer barocken Phantasie die Ingredienzen zu solch' einem Heldengedicht seyn sollten, denn bekanntlich leitet man von Mustern die Regel ab, dann ist Hyneks Luther ein unvergleichliches Epos. Es ist nicht zu läugnen: der Gegenstand ist der erhabensten einer, würdig eines Sängers wie Stolberg war, wie Schiller war und Klopstock. Aber hier, in der Hyneckschen Behandlung, finden wir nicht, daß das Gefühl des Erhabenen erregt, die Form der höchsten Schönheit zur Anschauung gebracht sey; wir vermissen in diesen beyden ersten sowohl, als im dritten und vierten Gesange, die

im 2ten Bändchen stehen, die idealen Charaktere, die imponirende Kraft, die hohe Würde im Ausdruck; wir vermissen die künstlichen, das Interesse spannenden Verwickelungen; nichts ergreifendes Wunderbares; ja wir versprechen uns auch in der Fortsetzung von allem diesem nichts. Luthers Jugendleben; die aufschwungläbmende Dürftigkeit, mit der er lange Zeit zu kämpfen hatte; sein Eintritt in das Augustinerkloster (1505), sein klösterliches Leben; Staupitz, der das Selbstgefühl des jungen Löwen zu wecken verstand; Luther's folgenreiche Reise nach Rom (1510); die Entfaltung von Luthers Leben und Wirken in den Jahren 1512—17; der mit Flammenschrift in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnete 31. October 1817!!! u. s. w. das wären ungefähr die Grundzüge dieses Gemäldes, wie sie sich dem Rec., dem schlichtesten aller Prosaiker, unwillkührlich aufdringen, geschweige denn wie sie der Dichter, wie sie Dr. Hyneck aufgefaßt haben — könnte. Aber was finden wir denn? Lesbare, zum Theil leicht versificirte achtzeilige Stanzen; Ermunterungen an das eigne Saitenspiel gerichtet, „erblühen (?) zu lassen das Lied von „des Helden Ruhme," Anrufungen an die Muse; ein confusum chaos von Stanze 1—6.

Die beyspiellose Demüthigung des Kaisers Heinrich des Vierten im Schloßhofe zu Canossa, wird in der 8ten Stanze „ein Wunder aller Zeit" (!) genannt; wir finden eine wahre Schande für alle Zeit darin. Doch liegt das Wunder vielleicht darin, daß bekanntlich dadurch gerade das Gegentheil von dem bewirkt wurde, was der bis dahin allmächtige Gregor VII. sich davon in seinem gränzenlosen, wahrhaft excentrischem Uebermuthe versprochen haben mochte. — Die neunte und zehnte Stanze liefert eine poetische Beschreibung des Aberglaubens. — — —

„Stieg auf der Aberglaub' aus düstrem Schacht,
Ein Wesen, das mit wachen Aug' und Ohren
Die List erzeugt und schwacher Geist geboren.

„Dem ungeheuern Leib auf hundert Füßen (?!)
Verbündet sich ein rauschend Flügelpaar.
Du siehst dem Rachen schäumend Gift entfließen,
Und Schlangen zischen in des Hauptes Haar,
Bald rennt es fort, an Wucht (?!) gleich einem Riesen,
Bald steugt's empor (??) gleich einem Himmelsaar;

u. s. w.

Solche Thiere zu schaffen heißt die poetische Licenz zu weit und mit der Geduld des Lesers ein Spiel treiben.

Um einen Reim auf hienieden zu haben, werden die Juden zu Jüden gemacht u. s. w.

Nach solchen Proben erlassen uns die Leser gewiß das Weitere hierüber, denn die Ausbeute aus diesem Kure übertrüge die Kosten der Bearbeitung schwerlich.

Das zweyte Bändchen, dessen wir schon wegen des dritten und vierten Gesanges vom „Luther" gedacht haben, hebt mit einer Erzählung, „die Busenschleife" überschrieben, an. Diese ist nun, dem Himmel sey's geklagt: „ein „Seitenstück zu der im vorigen Bändchen enthaltenen (vom Rec. bereits gehörig gewürdigten) „Erzählung: die Tante, oder weiblichen Eigensinnes Rache." (!!!) Ob sie gleich „aus der mündlichen Erzählung eines Greises" entnommen ist, so müssen wir doch, bey aller Achtung vor dem grauen Haupte, sie in die Klasse der Ammenmährchen versetzen, und als Aberglauben befördernd verwerfen; sie ist noch schauerlicher als die „Tante," denn die Busenschleife ist schon in Fäulniß übergegangen und Otto deshalb nicht zu retten! Selbstmord durch Sympathie! Das fehlte noch!

Eines drolligen Druckfehlers aber müssen wir noch gedenken, S. 15. wo wir lesen: „Wie hoben und senkten sich die Linienarme!"

Wenn in dem hierauf folgenden „Sängers Schwanenliede" nicht so viele Härten wären, „schall'n, wiederhall'n," eine Menge Hiatus und unreine Reime, und daraus nicht ein frömmelnder Sinn spräche, konnte man es mit Vergnügen lesen. Die „änigmatische Comparation" ist nicht übel gerathen; doch was werden die Puristen zu solcher Ueberschrift sagen? Die Erzählung „die Ungleichen" (Brüder nämlich) ist bey aller ihrer Unwahrscheinlichkeit doch nicht ohne Interesse.

Dasselbe gilt von der herzzerreißenden Erzählung: die Peruaner.

Papier und Druck sind weder die besten noch die schlechtesten; der Preis ist nicht zu hoch gestellt.

— ig.

Dichtkunst.

Ernst's Reisen durch den gestirnten Himmel. In sechs Gesängen. Von dem Verfasser der Esoterika ꝛc. Zerbst bey Füchsel. 1822. 144 S. gr. 8.

Kepler, welcher nach seinem Hungertode auf den Stern Alma, einen erdichteten Planeten der Wega, versetzt worden ist, erscheint dem wißbegierigen Verfasser, um ihm auf einer Reise durch den Weltbau zum erklärenden Führer zu dienen. Wir wissen nicht, ob Kepler auf Erden jemals deutsche Verse, zumal Hexameter gemacht hat, die zu seiner Zeit noch nicht in der Mode waren; aber auf dem Planeten der Wega hat er es weit darin gebracht, er weiß das Widerspenstigste hineinzuzwingen. S. 64. geht die Reise nach dem Jupiter.

Siehe, begann da der Meister, den größten von allen Planeten!
Tausend vierhundert und achtzig mal größer, als unsere Tellus
Ist er, und schwingt rings um sich in länglichen Kreisen vier Monden.
Die an Größe beynahe der Tellus sich lassen vergleichen.
Aber sein Abstand von dem Centrum des alten Planeten

Leben ertheilenden Phöbus ist aber ein hundert und acht mal
Tausend mal tausend germanische Meilen durch Messung gefunden.
Drum läuft er sechs hundert und siebenzig tausend mal tausend
Meilen der Deutschen in zwey mal zwey tausend, drey hundert und zweyen
Eu'rer tellurischen Tage, daß also auf diesem Planeten
Fast zwölf irdische Jahre das Jahr währt, und er in jeder
Irdischen Stunde sechs tausend vier hundert und vierzig nebst noch drey
Meilen der Deutschen durchwandelt in seiner exliptischen Laufbahn,
Führend zugleich auch seine um ihn stets wirbelnden Monden
Mit sich. — Ein himmlischer Tanz, voll göttlich erhabener Würde!

Der an sich reizende und erhabene Gedanke, daß die Menschenseelen von einem Stern auf den andern versezt werden, und sonach unser Leben auf der Erde nichts ist, als ein Nachtquartier auf der großen Reise durch das unermeßliche Weltgebäude, ist unstreitig einer sehr dichterischen Ausführung fähig; aber man sieht es leicht obigem Bruchstücke aus dem versificirten cursus der Astronomie an, wie wenig unser Autor der Mann dazu ist. Indessen ist der Mann doch nicht überall so ganz trocken, wie in dieser Probe. Er wird zuweilen satyrisch, z. B. S. 78 ff. auf dem Uranus.

Jezt vom Meister geführt in die aus Wolken gebau'ten
Städte desselben, erblickt' ich tellurischen Menschen fast gleiche
Lebende Wesen mit großem Getümmel und lustigen Sprüngen
Thätig sich zeigend, und sprechend auch mancherley irdische Sprachen.
Deutsch und lateinisch, französisch und brittisch, ja spanisch und slavisch.
Aber beständig nicht anders, als nur in Versen mit Reimen.

Schauerlich,
Wonneglich,
Sonneglich,
Innealich,
Bete ich
Kindelich
Stündeglich
Heil'ge dich
Mutter der Götter demüthig an!

Gangen da Viele, gegen die himmlische Jungfer sich neigend,
Auch ihr opfernd mancherley Früchte, die lieblich zu schauen,
Aber aus Dunst nur bestanden, und blos auf flüchtigen Wolken
Wuchsen, die ähnlich den Bäumen und Kräutern und Grässern sich zeigten.

Das sind unstreitig die deutschen Almanachspoeten, die dort, vor oder nach ihrem Erdenleben, die edle Reimkunst üben. Auf dem Uranus, dem entferntesten Planeten, ist ihre Heimath; daher vielleicht haben sie auf Erden sich so gehäuft, seitdem Herrschel diesen Planeten entdeckt hat,

— — — — Herrschel bey London
Fleißig die Sterne beschauend mit seinem berühmten Reflector. (S. 77.)

Auf jeder Sehlinie, die seitdem auf diesen Stern gerichtet worden, ritt vielleicht — und reitet noch — solch eine Reimseele auf die Erde herab. Unter allen Almanachsnamen ist daher wohl keiner besser gewählt, als der: Urania. Aber auch die Zeitschriften für den animalischen Magnetismus könnten Namen führen, die an diesen Stern erinnerten, denn unser Reisender berichtet ferner von demselben:

Dazu erblickte ich mehrere Gruppen von jungen und alten,
Schönen und häßlichen Männlein und Weiblein gar emsig beschäftigt.
Große Mirakel zu wirken und nicht mit Augen zu sehen,
Oder mit Ohren zu hören, wie etwa tellurische Menschen,
Sondern im Bauche bey finsterer Nacht das Licht zu gewahren.
Oder den Schall im Herzen und Magen verständlich zu hören.
Wachend war ihnen das freylich nicht möglich zu machen; doch aber
Schlafend, und hiezu beriefen die Weiblein ein rüstiges Männlein
Jedesmal, welches auf magische Weise, prophetisch sie streichelnd,
Ihnen ein Wieglied sang, von folgender schläfernder Gattung.

Euch treibts Gewimmel
Aus der Verdörperung Schooß!
Steigt in den Himmel,
Reist euch hier los!
Dankbar gewährenden,
Liebend erhörenden,
Hoffnungen hegenden,
Freundlich begegnenden,
Euch ist der Doktor nah,
Euch ist er da!

Solche Gesänge, begleitet von Aeolusharfengeklyrel
Und von sanftem Bestreicheln mit Fingern die Wangen und Busen ꝛc. ꝛc.
Brachten die meisten derselben auch wirklich zum Wandeln im Schlafe.
Da nun hörten sie Gras nicht nur wachsen, und sahen sehr tief, tief
Unter dem Boden verborgene Schätze unsäglichen Werthes
Glimmen, obgleich sie die Augen geschlossen, die Ohren verstopfet.
Sondern sie sahen sogar auch, wie Stephanus, offen den Himmel.
Und in diesem an goldenen Tischen die Engelein spielen
Kegel und Würfel, wie einst in Kanaan südische Seher.
Aus der Ferne der an sie adanate versiegelte Briefe,
Ihnen gelegt auf den Nabel, vermochten der gaffenden Menge
Sie zu entziffern, derselben sie lesend in Versen, wie diese:

Wie in den Wolken dein Bild dort oben,
So in Gedanken vom Nordwind zerstoben,
Das Herz für Freundschaft nur stärker schlägt,
Worin sichs unbewußt bewegt.

Und der Mensch, der tändelnde immer fährt,
Woher er nimmer wiederkehrt.

Zum Beschluß der Reise führt Kepler den Poeten an eine Arma. Da sieht es viel schöner aus.

Wie nun hier das Reich der Gewächse weit schöner sich darstellt,
Als ihm auf Tellus vergönnt ist; so auch unsäglich viel schöner
Als auf dieser und mehrern Planeten des feurigen Titan,
Schien das Reich der Thiere von allerley Arten gebildet.
Keins von ihnen ist schädlich den köstlichen Früchten des Landes;
Denn sie essen nur das, was ihnen die Seligen reichen
Oder erlauben zu essen, bis alle sich haben gesättigt.
Giftige Schlangen und Kröten und Raupen gewahrte ich gar nicht.
Sondern nur Hirsche und Rehe, ingleichen auch Schaafe und Rinder,
Rosse, Kameele, Kaninchen, Giraffen und viel Elephanten,
Nebst noch mehrern verschönerten Gattungen säugender Thiere,
Welche mit keiner der irdischen Arten sich ließen vergleichen.
Alle erschienen in reinen, symmetrisch geordneten Formen
Glänzend von allerley prächtigen Farben des Lichtes im Durchschein.
Aber die wonneglich flötenden Sänger in Hainen und stummen
Bürger der Meere und Flüsse, die auch in Menge sich zeigten,
Prangten, wie leicht zu erachten, noch schöner in ihrem Gefieder,
Oder mit ihren vergoldeten Schuppen im Glanze der Iris.
Und welch eine erhab'ne Erscheinung gewährten mir erst die
Menschlich geformten Bewohner in ihren verklärten Organen!
Aehnlich im Ganzen dem Meister, erschienen die männlichen alle
Auch in hohen Gestalten von übernatürlicher göttlicher Schönheit,
Nur in einigen einzelnen Zügen ein wenig verschieden.

Ob die hohen Gestalten auch mitunter einen Fuß zuviel hatten, wie hier der vorliegende Siebenfüßler, ist nicht beobachtet worden.

Vor den lieblichen Formen der seligen Frauen hingegen
Wankten sogar die herrlichsten Ideale der schönen
Göttin von Cypern, wie schwache verzerrte Schatten vorüber.
Und paradiesische Unschuld, welche da überall huldvoll
Waltet, erhöhete noch sehr mächtig die Reize derselben.
Aber vor ihren Gesängen, begleitet von Stimmen der Männer,
Schwand gar alles bey weitem, was Tonkunst heißet auf Tellus.
Denn, wie in plastischen Künsten sie Meister im göttlichen waren:
Eben so waren sie alle auch Meister in himmlischer Tonkunst.
Einige freundliche Männer und Frauen, die vormals auf Erden
Nützliche Künste erfunden, und mancherley Gutes gestiftet,
Fand ich, auch des ihnen gewordenen seligen Lebens
Göttlich sich freuend, und preisend in dankenden Chören die Gottheit.
Doch der Madonnen und Märtyrer, welche den Päbsten und Priestern
Heilig und selig erscheinen, vermochte ich keine zu sehen:
Aber man sagte, sie lebten beseligt auf andern Planeten.
So auch wußte man nichts von unserm gekreuzigten Gottmensch,
Der uns, Tellusbewohner, mit Gott durch Blut hat versöhnet.
Gott erkennet man hier nur geistiger Weise in seinen
Werken und Alles in Allem bewirkenden Kräften im Weltraum.
Der ohn' Ende erweitert und ewiglich dauernd gedacht wird,
Und wo überall Gott lebt als unendliche Weisheit.

Das ist eine etwas heterodoxe Lehre, die da auf der Arma herrscht, und als Napoleon die heilige Inquisition in Spanien abschaffte, hätte sie sich füglich auf dieses Gestirn wenden mögen. Doch vielleicht hat sie sich nur den weiten Rückweg ersparen wollen, voraussehend, daß sie an der Spitze der Glaubensarmee bald wieder in ihre alte Heimath würde einziehen müssen. Uebrigens sind die Armaner ganz gute Moralphilosophen:

Denn es prägen den Kindern die Väter und Mütter von früher
Jugend an immer den Satz ein, so nur beständig zu handeln
Gegen den Nächsten, wie wünschen sie können, daß eben so dieser
Auch sie möge behandeln, wofern sie ständen an dessen
Stelle, sie ernstlich bey jeder moralischen Handlung derselben
Mahnend, sich selbst im Gedanken zu setzen in eben die Lage,
Oder den Stand, in welchem der Nächste dann gegen sie stehet,
Und sich zu fragen, ob ihnen gefalle die gleiche Behandlung.
So wird ihnen die Regel moralisch zu denken, durch Uebung
Bald so eigen, daß nie sie böse zu handeln begehren.
Ueberall sah ich sie thätig, entweder als Lehrer der Kinder,
Oder als Pfleger der dürftigen Thiere und Früchte des Landes,
Oder als fleißige Villenerbauer und Kleiderbereiter.

Kleiderbereiter! Wie poetisch! Kleidermacher nennen sich die Schneider in den tellurischen Hauptstädten, das ist viel niedriger, und die Kleiderkünstler in Paris dagegen sind eine Uebertreibung; die wahre Poesie liegt in der Mitte. Soviel zur Charakteristik des Buches, an welchem übrigens der Zweck (ergötzliche Popularisirung der Kosmographie), zu loben ist, und in welchem viel gute Gesinnungen ausgesprochen werden. Ein Kupfer stellt zwey Arme der Milchstraße dar, wovon Sirius und Arctur die Centralsonnen seyn sollen. Der Doppelring des Saturn besteht aus gefrornen Meeren; vielleicht wohnt jetzt Klopstock auf diesem Sterne, und läuft Schlittschuh auf dem Ringe.

Verbesserungen.

Im alphabetischen Register des Jahrganges 1800 ist unter M. der Aufsatz, der falsche Männer in Ploct. Nr. 101. S. 404. unerwähnt geblieben, dagegen aber unter P. aufgeführt worden, und L. G. Blanc's geograph. Handbuch ist unter den Buchstaben P (Plank) gerathen.

Nro. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juni 1823.

Ich fand den Stärkern des Schwachen Hort,
Wohin ich auch wandert' von Ort zu Ort.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

VI.

Sein altes Nest verläßt der Spatz,
Um sich wo anders einzuwohnen.
Er wählt dazu sich einen Platz,
Wo er sieht einen Storchen thronen.
Und als die Neugier ihn befragt,
Warum er mit ungleichem Wesen
Den großen Nachbar sich erlesen,
Da hat der Kleine drauf gesagt:

Ich sehe wohl den Unterschied,
Wie wenig zu mir paßt der Lange.
Allein es wohnt hier im Gebiet
Seit manche Zeit her eine Schlange.
Wie ich mich jedes Jahr gemüht
Die lieben Jungen aufzubringen,
Die Schlange kam sie zu verschlingen,
Nicht retten konnt' ich mein Gebrüt.

So hab' ich mich in diesem Jahr
Nun endlich zu dem Schritt entschlossen,
Und, mich zu sichern vor Gefahr,
Begeben in den Schutz des Großen.
Ich hoffe, rächen soll er mich,
Und, wie vordem das Ungeheuer
Von meinem Blut, so soll er heuer
Von dessen Blute speisen sich.

Gretry's Herz.

(Beschluß.)

Gretry starb am 24. Sept. 1813 in der Eremitage, und wurde, seiner testamentarischen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Vor dessen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Trauerführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man sollte das Herz des Verstorbenen herausnehmen und einbalsamiren; aber einige Glieder der Familie widersezten sich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab gesenkt, bis das Gewölbe, das sie aufnehmen sollte, vollendet seyn werde. Nach zwey Monaten, als dieses Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Diesen Umstand benuzte Herr Flammand, und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erfahren, jedoch mit Bewilligung der Polizey, herausnehmen, einbalsamiren, und in eine zinnerne Büchse legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf schrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bey seinem Leben den Wunsch geäußert, daß sein Herz in seinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieses Wunsches gedenkend, sey er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt schrieb zurück: Er nehme das Geschenk an, und man solle es ihm durch den nächsten Postwagen schicken. Er soll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz porto-frey; indessen wird

dieſes komiſchen ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleyſtyliſtiſche Brief ſich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen frühern Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war; das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweytens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Hr. Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſey hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweytenmale nach Paris, und breiteten ſich in der Umgegend aus. Hr. Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offnen Lande in die ſichere Stadt, wo der Palais-Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage, aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes, mit Schonung behandelt, und gegen jede Zerſtörung bewacht und geſchüzt. Er eilte froh mit ſeinem Herzen hinaus, und traf zwey junge preußiſche Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wol jene edeln Jünglinge vor Rouſſeau's Denkmal gekniet, das ſich, von der Epinai eiteln Sorgfalt aufgeſtellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feyerlichkeiten in der Eremitage beygeſezt.

Die Stadt Lüttich ſchien ihre alten Anſprüche aufgegeben zu haben, und ließ ſich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erſt im Jahre 1820 brachte ſie die Sache wieder in Anregung, und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieſer beantwortete den Brief nicht. Darauf ſchlug der Bürgermeiſter von Lüttich einen ſchlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiſelle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geſchäften von Lüttich nach Paris reiste, dem Herrn Flammand, auf dieſe oder jene Art, ſein Herz zu entreißen. Demoiſelle Keppenn, in ſolchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuverſichtliche Modehändlerin verkannte den Geiſt der Zeit, ob ſie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſey, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reizen vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht, und war dabey glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweyen, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſey, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bey den franzöſiſchen Gerichten, und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jezt Hr. Flammand an das Caſſations-Gericht gewendet, doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freylich traurig genug iſt.

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwey Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jezt, nachdem es ſieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es ſeine Ruheſtätte verlaſſen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geſchieht aber mit der Grabſäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton cœur n'est qu'ici, in die: Ton cœur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieſes nicht das erſte Beyſpiel einer conjugirten Grabſchrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil ſie Leben in den Tod bringt. Auf Rouſſeau's Grabmal in Ermenonville ſtanden die Worte: Ici repose L'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der franzöſiſchen Revolution Rouſſeau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inſchrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand iſt übrigens Willens, Gretry's Grabſchrift in der zweyten Auflage nicht blos zu verbeſſern, ſondern auch zu vermehren, und dabey einige Ironie gegen die franzöſiſchen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutſche Lapidar-Styliſten werden erſucht, mir darüber ihre äſthetiſchen Vorſchläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

D. B.

Kindestreue.

(Fortſezung.)

Emma war, konnte die Ahnung davon gleich ihrer Unerfahrenheit ſelbſt nicht entgehen, tief betrübt über die Schwäche ihrer Mutter, ſie war ängſtlich, gedemüthigt, und fühlte doch, wie jeder Umſtand den Schritt, den ihre Mutter forderte, nothwendig machte. Der Graf hatte ihre Gefühle alle vorausgeſehen, er ließ ihr Zeit, ſich zu ſammeln. Dann nahm er eben ſo ehrerbietig als zärtlich von neuem das Wort: „Ich weiß, daß meine Stellung

gegen Sie etwas Unedles hat, weil ich durch ein Geldinteresse ein Recht an Ihre Hand gewonnen habe. Wenn ich bisher keinen andern Bürgen in Ihrem wahren, gesunden Gefühl gewann, überlassen Sie meine Rechtfertigung über diesen traurigen Umstand der Zeit! Allein abgesehen von Ihrer guten Mutter Verlegenheit, trieb mich die ängstlichste Sorge für Ihr Wohl, Ihr Leben — bey der Umgebung, der ich Sie überlassen sahe, mußte beydes Gefahr laufen; ich verstand den Sinn Ihrer bisherigen Erziehung, und sahe Sie nun im quälenden Widerspruch mit Ihren Verhältnissen, einem so scharfen Widerspruch, daß er Ihrer schönen Jugendblüthe drohte — ich hatte den Wunsch, den Segen Ihres edeln Vaters für mich — aber wahrlich, Emma! hätte ich Sie einen Würdigern vorziehen sehen, ich hätte ihm Ihre Rettung, Ihre Pflege, Ihr Glück übertragen." — Emma reichte ihm ihre Hand, noch immer unfähig, zu sprechen, bis sie leise fragte: „Und wenn ich jezt stürbe, erbte dann meine Mutter Alles?" — Der Graf ward bey diesen Worten sichtlich erschreckt, vielleicht empört. Er bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen, und erstickte kaum einen Ausruf des Schmerzes. Emma erschrack, beharrte aber und rief, da der Graf schwieg, nach einigen Sekunden schmeichelnd seinen Namen. „Wenn Sie unverheyrathet sterben, fällt Ihr Vermögen auf die Nebenlinie Halden," so sagte er endlich gefaßt. — „Wenn das nicht gewesen wäre, lieber Graf, nahm nun das junge Mädchen mit zitternder Stimme wieder das Wort — dann hätte ich gebeten, meines Vaters Wunsche gemäß, mein achtzehntes Jahr abzuwarten. Unter Ihren Augen würde ich mich Ihrer würdig auszubilden gesucht haben — denn ich bin noch so jung, und diese lezten Monate haben . . . ." Sie kämpfte vergebens mit der tiefsten Wehmuth, und lehnte lezt, von ihr überwältigt, ihr Haupt auf des Grafen Schulter. Er hielt sie schweigend in seinen Armen, er war selbst zu bewegt. Sie begann nach einer langen Pause von neuem: „Seyn Sie mir denn Freund, Führer, haben Sie Geduld mit mir, im Leben, im Tode, helfen Sie meiner Mutter! — hier hob sie ihre gefalteten Hände empor — und reden Sie alles Andere mit ihr, mit meiner Tante ab, lassen Sie mich die Natur und Ihren Umgang rein genießen — ich bin ruhig, wenn Sie über mich walten." —

Welcher Männerstolz hätte sich so kindlicher Milde gegenüber nicht begütigt gefunden? Graf Herbert war sehr besorgt, daß seine Geldverhältnisse zu der Gräfin Emma kränken mußten. Die Gräfin selbst hatte sich so sehr davor gefürchtet, daß sie ihm überließ, sie ihrer Tochter zu erklären, und mit einer Beschämung, welche in dem Augenblick ihre unselige Spiel- und Luxus Leidenschaft zu überwiegen schien, ihrer Tochter kindliche Ehrerbietung in Anspruch zu nehmen, die sie als den einzigen, ihr Ansehn rettenden, Ausweg ansah. Der Graf durfte der armen Emma nicht sagen, daß die Nachricht von der Gräfin bevorstehender Abreise nach Eger einige ungestüme Gläubiger dergestalt beunruhigt hatte, daß sie ihr erklärten, sich, wenn sie an einem gewissen Termin nicht bezahlt wären, an Graf Alpeck zu wenden. Die Gräfin hatte keinen Kredit mehr, ihr blieb kein Mittel, als sich Graf Herbert zu entdecken. Dieser kannte ihre zerrütteten Geldverhältnisse weniger, wie ihr ganzer Gesellschaftskreis, der sie schon lange für verloren erklärte; er war als Freund des noch in achtungsvollem Andenken lebenden Baron Anberg bekannt, sein würdiger Charakter wies dienstfertige Mittheilungen zurück, allein er sahe der Gräfin unsinniges Spiel vor seinen Augen, und war deßhalb über ihre Anvertrauung nicht befremdet. Seit er Emma erblickte, hatte er seinen verstorbenen Freund für sein Vermächtniß gesegnet, jeden Tag verliebte er mit Furcht und Freude — Furcht, das holde Kind möchte einen der sie umschwärmenden Jünglinge dem ausgebildeten Manne vorziehen, Freude über ihre Vollkommenheiten und ihr rührendes, ihn auszeichnendes Vertrauen. Seiner Denkart gemäß würde es ihm den größten Schmerz verursacht haben, diese zarte Blüthe, wäre sie ihm auch gänzlich fremd gewesen, in der Stickluft der großen Welt, in der die Gräfin Alpeck lebte, entfärben, untergehen zu sehen; aber die Tochter seines Wohlthäters, im höhern moralischen Sinne, die sein lezter Wille ihm anvertraute, um sie durchs Leben zu führen — sie erblickte er mit Entsetzen in dieser Gefahr. Doch sah' er die Weisheit von des Vaters bedungenem Aufschub ein; er gebot sich, keinen Schritt zu thun, um sich die Treue des jungen Mädchens zu versichern, bevor ihr reiferer Verstand ihre Wahl zu leiten vermöchte. Wie er aber die Folge der Herzen-Verarmung und der verkehrten Lebensweise in Emma's steter Wehmuth, in ihrer sinkenden Gesundheit wahrnahm, ward er mit sich uneinig, ob er nicht Mittel aufsuchen solle, die testamentarische Klausel zu umgehen — und gerade in diesem Nachsinnen gab sie ihm die Gräfin durch ihren Vortrag in die Hände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Auch Büffon und Lavater haben ihre Namen abermals zur Taschenbuch-Literatur hergeben müssen. Il Bulfon per la gioventù hat 37 schwarze Kupfer und kostet 4 Lire. Lavater muß mit einer „Kunst die Männer" und mit einer zweyten „die Weiber kennen zu lernen" auftreten. Zu ersterer müssen 32 illuminirte Kupferchen dienen, während zur Erläuterung der leztern, ihrer, unbegreiflicher Weise, nur 26 erforderlich sind. Dann folgen Lavaters physiognomische Regeln mit funfzig, und vergleichende Beobachtungen über das Menschen- und Thiergeschlecht mit fünf und dreyßig Kupfern. (Jedes der vier leztgenannten Taschenbücher kostet 3 Lire.) Hierzu kommen in Tamburinis Verlage, ebenfalls zu Mailand: Der große Fischer von Chiaravella. — Geistliches Tagebuch. — die Köchin. — die Schule der Minerva. — der Piemontesische Koch und der Neapolitanische Mundschenk. — der wahre wahrsagende Bauer. — der Kalenderschreiber. — der Hausverwalter des Landpfarrers. — der wahrsagende Poet; in Mailändischem Patois Viaggch'han Faa i Re Mag in compagnia quand hin andaa in cerca del Messia. — der fette Sonnabend. — Kirchenalmanach. — die große Kunst, das Leben zu erhalten und zu verlängern — das rosenfarbige Hütchen. — die berühmte Donnerkappe. — für jeden Tag etwas in Versen. — Geistliche Unterhaltungen zur Erlangung himmlischer Glorie. — Alle Tage etwas in Versen. — Tägliches Haushaltungsbuch, mit Münztarifen ꝛc. — Kleiner Almanach für Damen u. s. w. Ferner bey Manini: Die Kreuzzüge, ein historischer Almanach, ein Geschenk an die Damen. — Almanach für Katholiken, mit einer Erklärung der 40 heiligen Stunden und einem Verzeichnisse der Kardinäle. — der Plagegeist. — der gefoppte Träumer, ein Lustspiel. — Geständnisse eines schönen Mädchens; — dann bey Berioni: die Thorheiten des Karnevals mit 36 Liedern in Sonnettform. — Unterricht für angehende Eheleute — und der seltsame Tadler.

oder Gespräche über Metaphysik und Romanticismus mit einer Zugabe von lustigen Anekdoten. Weiter bey der typographischen Gesellschaft der italienischen Klassiker: eine Sammlung von Novellen, Witzworten und Anekdoten, die unter dem Titel l'uomo di conservazione schon im vierten Jahrgange hervortritt und in vier verschiedenen Gestalten zu dem Preise von viertehalb bis neun Lire zu haben ist; dann Geschenk für Mütter und Gattinnen mit 13 Kupfertafeln, — die Schule der Moral und Religion — und tägliches Taschenbuch für das Jahr 1823. Und dann abermal bey Wallardi: Ein zweyter Jahrgang eines Chronologischen Universal-Almanachs, unter der Aufschrift: Ogni giorno un fatto storico; ein dritter der Proverbi del buon contadino, ein zweyter des, von dem Grafen Verci zur Belehrung für junge Leute herausgegebenen landwirthschaftl. Almanachs, betitelt: Verba medica, il seme de' bacchi e la foglia; ein dreyzehnter des, mancherley landwirthschaftliche Notizen, auch Aufsätze über die Küchenökonomie und die Credenzierkunst enthaltende Servo a tutti e sono per chi mi vuole; ein Almanach für Studierende mit Stundenverzeichnissen für Lycäen und Gymnasien; ein italienisch-deutscher Kalender mit Münzberechnungen und Militärgeschichten. Einen Almanacco della emulsione, der studirenden Jugend der Stadt Rom gewidmet, hat der dortige Buchhändler Salviucci erscheinen lassen. Der Almanacco del ducato di Genova, bey Frugoni, ist nichts weiter als ein Staats- und Regierungskalender, wogegen der dortige Lunario del Sig. Regina seine Leser mit dem Civil- und Regierungsetat des Reichs, mit Fabeln im Genueser Dialekt, auch mit Historien, Anekdoten und Gedichten zu unterhalten sucht. Auch die Pariser Almanache für 1823 haben sich in ganzen Assortimenten in die italienischen Staaten eingedrungen.

— Eines der neusten Hefte der Antologia di Firenze enthält eine vor Kurzem in der Bibliothek der Familie Ricci, der Erbin des Vermögens sowohl als der Handschriften des berühmten Machiavel, aufgefundene, bis jetzt noch ungedruckte Rede, welche der gedachte Schriftsteller vor seiner Regierung gehalten hat, worin er in eine nähere Untersuchung des Zustandes der Republik und ihrer allgemeinen Verhältnisse mit den übrigen italienischen Staaten eintritt, und auf die Gefahr aufmerksam macht, die sie von einem Tage zum andern laufe, von dem Herzog Valentin oder den Venezianern gewaltsam verschlungen zu werden. Diese Rede enthält unter andern auch nachstehende, abgesehen von dem hohen Rufe des Sprechenden, schon wegen ihrer fürdauernden Anwendbarkeit merkwürdige Stelle: „Kennt ihr denn eure Schwäche nicht, daß ihr unschlüssig bleibet, unter solchem Wechsel des Schicksals? Andere Völker werden meist klug, wenn sie von den Gefahren ihrer Nachbarn Zeugen sind; ihr hingegen wißt nicht einmal eure eigenen zu benutzen. Ihr wißt es nicht, wie viel Zeit ihr schon verloren habt, und noch täglich verliert. Die Vorsehung kann und will eine Sache nicht aufrecht erhalten, die ihr zu Grunde richtet. Ich mag aber doch nicht glauben, daß ihr als freygeborne Männer die Freyheit, welche ihr in den Händen habt, zum Opfer werdet bringen wollen, u. s. w.

— Zu den auffallendern literarischen Phänomenen der neuesten Zeit gehört die gewaltig große Anzahl von neuen Ausgaben der Werke Dantes und andern diesen Dichter zum Gegenstand habenden Schriften. Nur allein in den Jahren 1821 und 1822 sind, unter diese Rubrik gehörig, erschienen: Die Divina Commedia mit dem durch mehrere Erläuterungen vermehrten Commentar des P. Lombardi; sodann ein Rimario oder Reim-Lexikon über Dantes Comödie und eine Abhandlung über Homer und Dante von Joh. Petrettini, alle drey zu Padua gedruckt, weiterhin des Scipio Colelli zu Rom zu Tage geförderte Erläuterungen der göttlichen Comödie, als berichtigende Zuthat zu der 1819 zu Bologna durch einen gewissen Hrn. Machiavelli besorgten Ausgabe des genannten Gedichtes und eine andere Auslegung eben desselben (in groß 8. 534 S., angeblich zu London, in der That aber zu Livorno gedruckt), die von einem Unbekannten herrührt und in englischer Sprache abgefaßt ist. Ferner ein Abdruck der göttlichen Comödie in dem zu Florenz erscheinenden Parnaß italienischer Klassiker, welche den Dante, Petrarca, Politian, Ariost und Tasso enthält, und endlich der zu Mailand herauskommene, zu allen Ausgaben der Hölle, des Fegfeuers und des Paradieses dienliche, 120 Kupfer haltende Atlante Dantesco von T. Flarmann, früherhin radirt von Thomas Piroli und letztlich von Phil. Pistrucci. Dem Vernehmen nach fängt man jetzt in Italien an, die sich immer mehrenden Freunde Dantes mit dem Namen Dantisten zu bezeichnen, eben so wie man im siebzehnten Jahrhundert die Anhänger des Petrarca Petrarchisten zu nennen pflegte. Dieß möchte wohl hingehn, aber ungleich bedenklicher ist es, zu hören, daß diese Anhänger des Dante als Sectirer und als Ghibellinen, oder als Feinde der menschlichen Gesellschaft verschrieen werden, und Klageschriften, die Anschuldigungen der angedeuteten Art enthalten, gegen sie im Umlaufe sind. Sollte diese Art von Verläumdung Glück machen, so steht zu erwarten, daß auch gegen die Petrarchisten ähnliche Beschuldigungen stattfinden werden: denn wenn Dante sich an die Ghibellinen anschloß, so war hinwieder Petrarca fortwährend ein Anhänger der Guelfen, und ein sehr vertrauter Freund des Cola Rienzo. Uebrigens — bemerkt ein Französischer Kunstrichter — stehe zu hoffen, daß die Italiener überhaupt, statt fernerhin Dantisten und Petrarchisten zu seyn, endlich einmal anfangen werden, eigentliche Italiener zu seyn.

Indem Referent Dantes Erwähnung thut, kann er nicht umhin, auch noch der allerneuesten, diesen Künstler betreffenden, Kunsterscheinung zu gedenken. Sie besteht in einer von dem römischen Künstler Niccola de Laurentiis veranstalteten Darstellung der schönsten in Dantes Gedichten vorkommenden Situationen. Das erste Stück stellt den Dichter vor, wie er „in mezzo del cammin di nostra vita" in einem dunkeln Walde wandelnd, sich nach Virgil hinwendet und auf das wilde Thier, das ihn erschreckt hat, hinweist. Das Thier ist in einer drohenden Stellung und in der landschaftlichen Umgebung erkennt man gemäß den Worten des Sängers „una selva selvaggia ed aspra forte." Die zweyte Darstellung liefert die Ufer der Lete. Charon hält mit dem Ruder die sich an dem Ufer zusammendrängenden Seelen zurück. Dante und Virgil stehen als Zuschauer da.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 136:

Zeitgeist.

Charade.

Das Erste, ein Thierchen, der Thätigkeit Bild,
Ein Bild vom geselligen Leben:
Es sammelt den Nektar, der Blüthen entquillt,
In Formen ihn kunstvoll zu weben.
Das Zweyte, oft Stütze dem wandernden Greis,
Oft Waffe in nahen Gefahren,
Oft trauriges Mittel, gesunkenen Fleiß
Vor gänzlicher Faulheit zu wahren.
Das Ganze des Ersten beschützendes Haus,
Wo Kunstfleiß und Thätigkeit thronen;
Viel hats der Bewohner — sie zieren oft aus
Mit Königinnen ohne Kronen.

G. B . . d . ch.

Nro. 143.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Juni 1823.

Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Ruder hie.
Schiller.

Geschwindigkeit *).

Nichts ist groß, nichts ist klein, für sich betrachtet: Alles beruht auf Verhältnissen und auf dem Zweck, zu dem eine Sache bestimmt ist. Etwas kann sehr klein und doch zu groß, sehr groß und doch zu klein seyn, nach den verschiedenen Absichten, zu denen es angewandt werden soll. Für den Wallfisch ist der Ocean ein nicht zu großer Tummelplatz, und Millionen Thierchen finden in einem Wassertropfen Raum genug. Von dem größesten der Thiere bis zu dem Ey oder den Aederchen des kleinsten Insektes, welcher Abstand! Und wie verschwindet wieder alle Größe und Herrlichkeit unserer Erde, ja unser Erdball selbst, gegen das Weltall! — Diese Bemerkungen sind so oft gemacht, daß sie, unerachtet ihres erhabenen Sinnes, wenig Eindruck mehr machen; und doch muß man einen von Eigendünkel verblendeten, oder einen sehr beschränkten Geist haben, um bey einem Blick auf die Natur nicht innig vom Gefühl der Demuth durchdrungen zu werden.

Eben diese Betrachtungen lassen sich auch über das anstellen, was wir geschwind und langsam nennen. Hier findet nicht weniger Mannigfaltigkeit Statt, und sie ist noch unbegreiflicher. Der Verstand schaudert, wenn er sich den ewigen Wirbel denkt, in dem sich die ganze Natur dreht; die unzähligen Bewegungen, die ununterbrochen fortdauern, vom Umlaufe der Säfte im Innern jedes Thiers und jedes Baumes, bis zum Umlaufe der Millionen Weltkörper, die das Firmament anfüllen, wie Tropfen das Weltmeer, und unter denen es vielleicht nicht zwey gibt, die einander gleich sind. Eine Vergleichung der Bewegungen, die auf unserer Erde vorgehen, sowol unter einander als mit den Bewegungen am Himmel, kann daher nicht ohne Interesse seyn.

Die Bewegung des kleinsten nur durch Mikroskope sichtbaren kriechenden Thierchens ist bey weitem nicht die langsamste, die wir kennen: sie ist ohne Vergleich schneller, als der Wachsthum eben dieses Thieres, als selbst der Wachsthum eines Kindes oder eines Baumes, der nicht plötzlich geschiehet, sondern durch eine fortdauernde Bewegung, die eben so wenig unterbrochen wird, eben so wenig Ruhepunkte hat, als der Blitzstrahl. Das Kriechen der Milbe ist vielleicht, im Verhältniß zur Größe dieses Thierchens, schneller, als das Rennen eines Pferdes, und wir würden daher ihre Bewegung mit Unrecht langsam nennen. Allein es gibt Thiere, die selbst im Verhältniß ihres Körpers eine so langsame Bewegung haben, daß sie mit Recht den Namen verdienen, den die französischen Naturkundigen ihnen gegeben haben (Tardigrades), wenn gleich der deutsche Name (Faulthiere) ihnen Unrecht thun sollte, da ihnen, allem Anschein nach, selbst diese langsame Bewegung sehr große Anstrengung kostet. Unter diesen Thieren, die dem südlichen Amerika eigen sind, ist das langsamste, das von dem Laute, den es von sich gibt, sogenannte Ai,

*) Aus dem künftig in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden zweyten Theil von Friedrich Theodor Schuberts vermischten Schriften.

welches eine wahre Nüance zwischen den vierfüßigen und den kriechenden Thieren zu seyn scheint. Seine Bewegung ist so langsam, daß sie noch bis jezt die Geduld aller Naturforscher, die sie genau messen wollten, ermüdet hat: es würde bey ununterbrochener Bewegung höchstens fünfzig Schritt in vier und zwanzig Stunden, und eine Meile in fünf Monaten machen; allein es unterbricht diese Bewegung so oft, und ruhet sich so lange aus, daß es sich vielleicht in sechs oder sieben Jahren nur um eine Meile fortbewegt. Da seine Nahrung in Blättern besteht, so ist es zwar gezwungen, auf die Bäume zu klettern oder vielmehr zu kriechen; aber welche Ueberwindung kostet dieß! Es braucht zwey Tage, um den Baum zu ersteigen, verläßt ihn nicht eher, als bis das lezte Blatt abgenagt ist, hungert nun mehrere Tage, ehe es sich entschließt herabzufallen, und wird dann nur nach einigen Wochen durch den allmächtigen Hunger gezwungen, einen neuen Entschluß zur Bewegung zu fassen.

Welcher Abstand zwischen dieser Bewegung, die zwey Minuten braucht, um die Breite eines Fingers fortzurücken, und der Schnelligkeit eines englischen Wettrenners, der fünfzig Pariser Fuß in einer Sekunde durchläuft, oder dem Fluge der schnellsten Vögel, als: Adler, Schwalben u. s. w., die fünf und siebenzig Fuß in einer Sekunde, also zwölf Meilen in einer Stunde durchfliegen, und dabey selten ruhen! Unsere Schwalben können daher, wenn sie im Herbste Deutschland verlassen, am folgenden Tage in Afrika seyn. Von dem schnellen und ausdauernden Fluge der Falken gibt es mehrere bekannte Beyspiele. Ein Falke Heinrichs III, der sich auf der Jagd zu Fontainebleau verloren hatte, ward am folgenden Tage in Malta (in einer Entfernung von 230 Meilen) gefangen, und an seinem Halsbande erkannt. Ein Falke aus den kanarischen Inseln, der dem Herzog von Lerma geschickt war, flog zurück aus Spanien nach Teneriffa, und machte diese 150 Meilen in sechszehn Stunden. — Auch die Fische, besonders die Raubfische, haben eine sehr schnelle Bewegung. Der Hay (Requin) folgt dem schnellsten Schiffe aus Europa nach Indien, und schwimmt dabey unaufhörlich um das Schiff herum, so daß er die Reise in der Zeit vielleicht dreymal macht. Die Lachse schwimmen vier und zwanzig Fuß in einer Sekunde, und sind, wie alle Fische, fast in beständiger Bewegung, so daß sie eine Reise um die Welt in zwey Monaten machen. — Unter den Insekten haben die Flöhe vielleicht die schnellste Bewegung, die aber sehr unterbrochen ist. Diese Thierchen machen in einem Augenblick Sprünge, gegen welche der Sprung eines Hirsches verhältnißmäßig nichts ist, nämlich zu einer Höhe, welche die Größe ihres Körpers dreyßigmal übertrifft.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Schiffbruch auf einer englischen Küste.

Am 26. Nov. v. J. spät am Tage entdeckte man ein einzelnes Schiff gegen der Küste von — in Sussex, dessen Bauart es sogleich für einen Holländer erkennen ließ. Alle seine Bewegungen ließen die Verwirrung eines Fremden erkennen, und eine Gruppe Fischer, welche am Ufer standen, überzeugten sich, daß es nichts Gutes erwarte. Gegen Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und gegen zehn Uhr warf eine ungeheure Welle dicht unter der hohen Kreideklippe unterhalb — das Schiff ans Land. Das zurücktretende Wasser befreyte die Mannschaft von aller Furcht für ihre persönliche Sicherheit, und jezt arbeitete dieselbe mit den Küstenbewohnern um die Wette, um so viel wie möglich vor der Rückkehr der Fluth zu retten. Das Schiff war De Jonge Nicolaas, von 200 Tonnen, mit Wein und Branntwein von Cette beladen, auf der Fahrt nach Amsterdam begriffen.

Holländische Schiffe sind ihren Erbauern ziemlich ähnlich, und im Vergleich mit den Schiffen anderer Völker, das, was schwerfällige, arbeitsame und gesezte Menschen im Vergleich mit Menschen von Genie und schnellen Leidenschaften sind. Sie sind langsam und schwer, aber es sind sichere Seeböte, und ziehen von ihrer eigenen Bauart, die ihnen die Schnelligkeit versagt, große Vortheile in der Gefahr. In einer Flotte von allen Nationen schließt unfehlbar der Holländer den Reihen; diese Auszeichnung aber trägt er mit einem Gleichmuth, die seinem Schiffe das Ansehen erhält, und antwortet euerm Spotte damit, daß er im Sturm mit trocknen Schuhen auf seinem Verdeck herumgehen kann, wenn euer Bogenspriet unter Wasser ist, oder daß er in einen kleinen Hafen einlaufen oder gegen das Land rennen und ans Ufer steigen kann, während ihr die See halten oder im tiefen Wasser stranden und ertrinken müßt. Es entspricht nicht dem höchsten Unternehmungsgeist, wenn man sich mehr fürs Land, als für die See ausrüstet; wir müssen aber bedenken, daß, wenn mit solch einem Vorsichtssystem Columbus die neue Welt nicht entdeckt hätte, La Peyrouse vielleicht auch nicht zu Grunde gegangen wäre. Der einzige Unterschied liegt doch am Ende nur zwischen Eilen und Zaudern. Die Holländer thun Alles, oder sind daran, Alles zu thun, was andere Völker thun, und da der Beharrlichkeit Alles gelingt, so werden sie auch vor dem Ende der Tage Alles thun, was zu thun ist. Es ist nicht ihre Art, sich als Erfinder und Entdecker hervorzuthun, dennoch sind sie nicht müßig, sie folgen immer, und man lasse sie nur ihr eigenes Jahrhundert wählen, so werden auch sie nicht immer hintennach stehen. Wenn sie aus freyen Stücken handeln sollen, so muß man ihnen wenigstens Zeit geben.

Bey Tagesanbruch ging ich hinaus, um den unglück

lichen Nicolaas zu ſehen, und kam gerade früh genug, um deſſen lezten Kampf mit Wellen und Sturm und deſſen endliche Zerſtörung mit anzuſchauen. Ich habe oft gedacht, daß ein Galgen auf dieſer Küſte dieſelbe als ein Bild der Verwüſtung vollkommen machen würde. Dieſen erſezte jezt einigermaßen der Maſt und das zerfezte Tauwerk des Wracks, welches man nur eben durch den Giſcht der Brandung erblickte, und das mit der natürlichen Trübſeligkeit und Oedigkeit des Orts, der Dunkelheit eines ſchwarzen Novembermorgens, einen Ernſt gab, welcher auf einmal zum Herzen drang. Der Sturm hatte bedeutend nachgelaſſen, aber noch dauerte deſſen Wirkung fort. Ungeheure dicke, herabhängende Wolken, voller Zorn und Unheil, verdunkelten den Himmel, und das durch eine hohe Fluth angeſchwollene Meer war bis auf eine halbe Meile vom Ufer mit dem Schimmer von eilenden, ſchäumenden, rauſchenden Brandern bedeckt, an deren Rand das Schiff ſtand, wie ein Verbrecher vor ſeinen Richtern. Bis jezt hatte es dem Anſchein nach nur wenig Schaden gelitten, und ſah noch ſo ſtark und feſt aus, daß Manche hofften, und noch Viele mehr fürchteten, daß es den Angriff einer andern Fluth aushalten würde, und, wenn noch vor Nacht gelinderes Wetter eintreten ſollte, wieder flott gemacht werden könnte. Die Menſchen ſtrömten aus der Umgend herbey. Verſchrumpfte und vergeſſene alte Weiber, die man nicht zweymal im Jahr außer dem Hauſe ſah, ließen ſich jezt blicken; Mütter mit Säuglingen auf den Armen und einer Menge Kinder, die an ihren Schürzen hingen; alte Bettler aus dem Armenhauſe auf Krücken und Stelzen — Alle fanden Zeit und Stärke und Entſchloſſenheit genug, um ſich an dieſem großen Tage an den Haufen anzuſchließen. — Die Küſtenbewohner ſehen ein geſtrandetes Fahrzeug als ein Gaſtgeſchenk des Elements an, welches beynahe eine Sünde ſeyn würde, nicht mit bereitwilliger Dankbarkeit anzunehmen. Sie drängten ſich hinaus, um die guten Dinge in Empfang zu nehmen, die die Gelegenheit ihnen darbietet, und zwar mit demſelben Gefühl des Eigenthumsrechtes und der Freude, als ſie empfinden würden, wenn dieſe Dinge alle gerades Wegs vom Himmel fielen. Ich folgte dem Haufen auf die Spitze der Klippe, von welcher wir das Schiff auf einer ſenkrechten Tiefe von 150 Fuß unter uns liegen ſahen, und das Krachen ſeiner Dielen und Balken hörten oder zu hören glaubten, und die Zerſtörung beobachteten, welche jede einzelne Welle an demſelben anrichtete, indem ſie darüber weg ſtürzte. Wie herrlich erſchien uns die Macht des Meeres durch den Widerſtand des Schlachtopfers, daß es vor unſern Augen zerſtörte! So wie die berghohen Wellen zum Angriff heranſtürmten, ſchienen ſie uns in unſerer Einbildungskraft mit wilder Freude zu wüthen, wie Raubthiere über ihre Beute. Ich konnte mich nicht eines gewiſſen Gefühls des Mitleids gegen das Schiff erwehren, wenn es von Zeit zu Zeit ſein zerriſſenes Verdeck durch den geöffneten Schaum hindurch zeigte, als wäre es nicht ein Gebäude von Holz und Eiſen, ſondern ein Weſen, mit Leben und Gefühl begabt, und augenſcheinlich theilte der Haufe um mich her dieſelbe Empfindung. Es war nicht der Verluſt des Eigenthums, der einem von uns zu Herzen ging: es war das Schiff, der Nicolaas, den wir bedauerten, den Freund, den Gefährten des Menſchen, deſſen Heymath und Gehülfe während vieler Tage der Gefahren und der Noth, welcher jezt, der Zerſtörung preis gegeben, hülflos da lag. „Armes Ding!“ ſagte ein Weib neben mir. „Der Herr helfe ihm!“ ſtöhnte ein anderes. Vier oder fünf Fremde waren zugegen, ſchwerfällige Männer, mit rothen, feiſten Geſichtern, in dicke Friesjacken und Beinkleider gehüllt, die ſich durch die unerſchütterliche Ruhe in den Blicken unter der Menge auszeichneten. Ihre Augen hätten im Schlaf geſchloſſen ſeyn mögen, und hätten nicht ruhiger und gelaſſener ausſehen können. Es waren Holländer von der Mannſchaft des Schiffes — und was ging ſie dieß Alles an? Sie hatten ihre Pfeifen; und ob ſie auf der Spitze einer Klippe in Suſſex, am Bord des Nicolaas oder am Rande eines holländiſchen Dammes rauchten — wo war da der große Unterſchied?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 15. May.

Mit der Gasbeleuchtung hat es lange Zeit in Paris nicht fortwollen; aber endlich hat man ſich doch vom Nutzen dieſer Beleuchtungsart zu ſehr überzeugt, um noch länger den Gebrauch derſelben zu verſpäten. Jezt wird mit der größten Thätigkeit daran gearbeitet, einen beträchtlichen Theil der Hauptſtadt auf dieſe Art zu beleuchten. Seit einem Jahre ſind die Hauptſtraßen nord- und ſüdwärts der Seine aufgewühlt worden, um eiſerne Röhren anzulegen und dadurch das Gas nach allen Seiten hin zu leiten. Zwey große Zubereitungsöfen ſind im Norden und Süden der Stadt im Gange, und von dieſen ſoll alles zur Stadtbeleuchtung erforderliche Gas ausgehen. Zu der Straßenbeleuchtung wird es zwar noch nicht gebraucht, ſondern nur zur Beleuchtung großer Anſtalten als Fabriken, Theater, Paläſte, wie auch der Buden und Magazine. Das Odeontheather wird innerlich und äußerlich, eben ſo der daneben liegende Luxemburger Pallaſt erleuchten. Von da gehen die Röhren die Straßen hindurch bis zum Pont neuf. Jeder Kaufmann, wenn er es verlangt, bekommt für ſeinen Laden eine kleine Nebenröhre. An dieſer ſezt er ſeine quinquets oder Wandlampen an, und Abends nimmt er nur ein angezündetes Papier und hält es über ſeine Lampen, ſo fängt das Gas ſogleich an zu brennen, und ſeinen Laden aufs Beſte zu beleuchten. Eben ſo gehen vom Fuße des Montmartre, wo ſich der zweyte Gasofen befindet, die Röhren aus; die neue Oper ſoll bald gänzlich vermittelſt derſelben in Glanz geſezt werden; andere Theater auf derſelben Seite der Seine werden ſchon ſo beleuchtet, und wahrſcheinlich wird im Verlaufe

von einem Jahre die halbe Stadt die Vortheile dieses Verfahrens genießen können. Dieß plötzliche Verbreiten des neuen Lichtes hat den liberalen Journalen zu manchen Scherzen wider die Obskuranten Anlaß gegeben, die alles ihres Bemühens ungeachtet, doch die Ausbreitung der Aufklärung nicht hindern können. Eins derselben behauptet, daß die Mitglieder der Société des bonnes lettres in ihrem Rathe beschlossen hätten, sich Abends, nach altem Brauche, in Sänften nach Hause tragen zu lassen, weil, wenn sie Kabriolette gebrauchten, der Polizeyverordnung zufolge, dieselben mit einem angezündeten Lichte versehen müßten, welches mit ihrer Abneigung gegen jedwede Art von Licht nicht übereinkäme. Der Schneidermeister, welcher Besitzer des prächtigen Hôtels Thelusson in der Provencestraße geworden ist, läßt dasselbe bereits niederreißen, und der große Triumphbogen am Eingange des Gartens, in welchem das Hôtel liegt, wird gewiß ehestens dasselbe Schicksal haben. Aus dem Garten ist schon eine Wüste gemacht worden, und die schönen Grotten werden auch verschwinden. Manche sehen mit Bedauern dieß Meisterstück des Baumeisters Lebour, das höchstens ein halbes Jahrhundert gestanden hat, und durch sein auffallendes Aeußere einen sehr schönen Anblick gewährte, zerstören; allein es geht damit wie mit den vielen alten Schlössern in Frankreich, die großentheils von Spekulanten gekauft und sogleich niedergerissen werden, damit die Baumaterialien zu kleinern Wohnungen benuzt werden können. Fänden sich sonstige Liebhaber zum Ankaufe dieser großen Gebäude ein, so würden sie nicht so oft spekulirenden Unternehmern zugeschlagen werden. Da diese nun von Niemand überboten werden, so gerathen sie in den Besiz eines beträchtlichen Theils der alten Schlösser und Hôtels. Dieß ist doch wohl ein Beweis, daß dergleichen Gebäude heutzutage wenig gesucht werden, und folglich keinen großen Nuzen gewähren. Die natürliche Folge dieses Zustandes ist also, daß man sie niederreißt. Eben so wird es sich mit dem Hôtel Thelusson verhalten haben. Hätte dieses Hôtel großen und reichen Familien angestanden, so wäre ja nichts leichter gewesen, als den Schneidermeister zu überbieten, und so in den Besiz dieses Gutes zu kommen. Allein die großen und reichen Familien rechnen jezt so gut nach wie die kleinen, und da seit der Revolution die Abgaben gleichmäßig vertheilt sind, so sieht es Niemand sehr an, sich mit dem Ankauf eines stark besteuerten und nichts einbringenden Gebäudes zu beschweren. Der Schneidermeister, der nun auch rechnen kann, hat den Platz, worauf das Hôtel und der Triumphbogen steht, ausgemessen und gefunden, daß, wenn Alles abgebrochen werde, er die Artoisstraße verlängern, und auf beyden Seiten fünf neue Häuser errichten könne, die einen hübschen Miethzins einbringen würden; und da an dieser Berechnung nichts auszusezen ist, so hat er sogleich mit dem Abbrechen begonnen. Ein Stadtrevier verliert dadurch eine große Zierde, aber es gewinnt dadurch Bequemlichkeit; denn nun kommen zwey Straßen in Verbindung, die bisher nur durch Umwege aneinander hingen, und der gewöhnlichen Wohnungen entstehen mehrere an dem Platze, wo sonst nur ein einziges Wohnhaus stand. Die Präfektur des Seinedepartements läßt ein anderes großes Gebäude, nämlich das Beaumarchaissche Hôtel auf dem Boulevard St. Antoine, das von der Stadt angekauft ist, niederreißen, um dem Kanal Platz zu machen, der sich von dem Graben der ehemaligen Bastille bis außerhalb der Vorstadt St. Martin erstrecken soll, um dadurch den Ourcqkanal mit der Seine in Verbindung zu sezen. Dieß scheint aber nur ein Kanälchen zu werden; wenigstens nimmt es nur einen schmalen Theil von dem ungeheuren Bastillgraben ein, und verliert sich fast darin. Nach jenem Graben zu schließen, muß die Bastille ein furchtbares Ansehen gehabt haben, und es läßt sich begreifen, wie die Pariser, welche diesen Zwinger täglich vor Augen hatten, endlich so weit kommen konnten, ihren Groll gegen denselben auszulassen und ihn niederzureißen. Das Kanälchen, wenn es einmal sich durch die Vorstädte wird vorgestreckt haben, wird aber keinen übeln Anblick gewähren, zumal, da Paris in seinem Innern gar keinen Kanal hat. Von der Barrière St. Martin, wo dieser Kanal mit dem Bassin des Ourcqkanals zusammenstoßen wird, soll dann auf Kosten einer Gesellschaft von Unternehmern eine große Straße durch die Vorstädte gezogen werden und zwar mit Baumalleen; das wäre dann wieder etwas Neues für Paris; denn außer den Boulevards hat es keine mit Bäumen beschatteten Straßen. Das Journal de Paris hat das prächtige Projekt dieser großen Straße ausführlich kund gemacht: es ist so schön und groß, daß ich fürchte, es wird nichts oder wenig daraus werden. Die elegante Welt hält sich immer in der Nähe des Mittelpunktes der Stadt, und schwerlich werden sich viele Liebhaber einfinden, um in einer Straße der Vorstädte eine Reihe großer und schöner Häuser zu bauen. Die Ultrablätter zeigen als eine merkwürdige Begebenheit die Errichtung eines Kreuzes auf der Kuppel der Genovefenkirche an, die nunmehr ganz der Geistlichkeit anheim gefallen ist; bekanntlich hat sie Voltaires und Rousseaus Gebeine in einem Gewölbe bey Seite geschoben, und dagegen kleine Altärchen in der Kirche errichtet. Die edle Inschrift aux grands hommes la patrie reconnaissante ist längst ausgelöscht worden; das Nationaldenkmal zu Ehren der großen Männer sollte mit aller Gewalt wieder eine Kirche werden, obschon eine andere ziemlich geräumige Kirche darneben steht. Das Volk fuhr aber noch immer fort, das Gebäude Pantheon zu nennen: deßhalb meint die Geistlichkeit, müsse man ein großes Kreuz auf die Kuppel stellen, damit das Volk doch nicht mehr zweifeln könne, ob es auch eine Kirche sey. Auf architektonische Verzierung ist dabey gar keine Rücksicht genommen worden. Der Baumeister Rondelet hatte den eben nicht glücklichen Einfall gehabt, auf der Spize der Kuppel eine sogenannte Lanterne, das heißt ein zylinderförmiges Gebäuse von Holz mit Fenstern zu sezen, wodurch die Kuppel mehr verunstaltet als geziert wurde. Auf diese Lanterne nun hat die Geistlichkeit ein breites vergoldetes Kreuz aufpflanzen lassen. Dieses wurde dann mit vielem Prunke vom Erzbischof von Paris eingeweiht; da derselbe jedoch nicht in pontificalibus auf einer Leiter hinaufsteigen wollte, so hat er sich damit begnügt, unten aus der Lanterne hinauf das Weihwasser zu sprengen, wovon aber gewiß kein Tropfen bis zum Kreuze gelangt ist, da die Lanterne wenigstens dreyßig Schuh hoch ist. Die Bauten und sonstige Arbeiten, welche die Geistlichkeit besorgen läßt, werden sehr thätig fortgesezt. Eine Kirche wird in dem Stadtrevier Chaillot erbaut; eine andere soll in der Chanterinestraße errichtet werden; das große Seminarium auf dem St. Sulpizyplatze steigt majestätisch empor, und wird mit einer solchen Solidität erbauet, daß die Seminaristen darin im Nothfalle eine Belagerung aushalten könnten, und in der St. Sulpizkirche sind zwey Kapellen allerliebst all fresco bemahlt: an einer dritten und vierten wird gearbeitet. Die Freskogemälde sind aber so bunt, wenigstens an der Decke, und so anmuthig mit Blumen geziert, daß man beynahe eine Theaterdekoration zu erblicken glaubt. So gehts heut zu Tage in Frankreich; die Gedanken und Gesinnungen der Weltkinder bringen überall durch, sogar bey den wieder aufgefrischten geistlichen Beschäftigungen. Die Mahler haben so lange Zeit keine Freskogemälde für Kirchen verfertigt, daß sie sich an den Kirchenstyl nicht recht gewöhnen können, und die Decken einer Kapelle so bunt schmücken, als ob sie einen Saal in einem Landhause oder eine Schaubühne zu zieren hätten.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Nr. 48.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. Juni 1823.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Karlsruhe, im Mai 1823.

Man hat bisweilen die Behauptung aufgestellt, Deutschland müsse, in Absicht auf Kunst und Industrie, auch darum hinter einigen andern Staaten zurückbleiben, weil ihm eine große, gemeinsame Hauptstadt fehle. Wir gestehen, daß wir hierin nicht nur keinen Nachtheil, sondern sogar einen unschätzbaren Vortheil für die Nation erblicken, denn während Paris und London beynahe die ganze Masse höherer Kultur und die bedeutendsten Hülfsmittel zu deren Beförderung in sich verschließen, und die Provinzen Frankreichs und Englands fast aller in den Metropolen aufgehäuften Vortheile entbehren, sieht man häufig, in unsern größern und kleinern Staaten, ein reges Streben, die fortschreitende Entwicklung in mancherley Kräften und Fähigkeiten zu begünstigen, den Gewerbsfleiß zu ermuntern, und Kunst und Wissenschaft dem Leben immer mehr anzueignen. Manche Regierungen bieten dazu willig die Hand; es entstehen Sammlungen und Vereine, deren ersprießliche Wirkungen sich täglich mehr offenbaren.

Die zweyte badensche Kunst- und Industrie-Ausstellung, über die wir jezt Einiges sagen wollen, mag als Beyspiel gelten. Wenn sie auch nicht das glänzende Schauspiel eines Pariser Salons darbot, so enthielt sie doch einiges Treffliche und viel Beachtungswerthes. Auch zeigte sich bereits eine lebhaftere Theilnahme des Publikums, und gerade hierin erweist sich hauptsächlich die Bedeutsamkeit einer solchen Anstalt. Häufig waren Menschen aus den niedrigern Volksklassen, unter die schaulustigen eleganten Gruppen gemischt; manche derselben hatten den gedruckten Katalog in der Hand, und in ihrer gespannten Aufmerksamkeit offenbarte sich eine Theilnahme, die von schöner Vorbedeutung seyn muß.

Bey unsrer Anzeige folgen wir der gewöhnlichen Ordnung, und führen die Künstler in alphabetischer Reihe auf.

1. Oelgemälde.

C. Bär in Durlach. Drey historische Bilder aus der Geschichte des deutschen Mittelalters und eine Gebirgslandschaft mit Einsiedlern. Eine reiche Erfindungsgabe und ein zartfühlender Sinn wurden diesem jungen Künstler von der Natur beschieden, auch zeigt die Wahl der Motive eine vertraute Bekanntschaft mit der vaterländischen Vorzeit. An sich tadeln wir keineswegs den Gedanken, die zwar etwas breite, jedoch treuherzige und gemüthliche Erzählungsweise unsrer Chronisten in die Malerey hinüber zu tragen, nur darf dabey das kindliche Unvermögen in der Technik nicht mit dem Naiven der Darstellung verwechselt werden. Dieß scheint Hrn. Bär mitunter zu begegnen, und es hat das Ansehen, als wolle er sein Prinzip bis auf das Colorit ausdehnen. Bey so entschiedenen Anlagen und einem so rastlosen Streben wird er jedoch bald von seinem Irrthum zurückkommen, und zur Einsicht gelangen, daß der Künstler die Natur nicht blos symbolisch aufzufassen habe.

Catel in Rom, Aussicht vom Kapuzinerkloster auf den See und die Gegend von Albano. Die geistreiche Andeutung mag oft, mit vollem Rechte höher gestellt werden, als die sorgsamste Ausführung, und wir bewundern den Künstler, der auch beym flüchtigen Blick die Natur noch in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen weiß. Ist es aber mehr das Bewußtseyn der Virtuosität, als die fromme, liebende Treue, welche die Hand desselben leitet, überläßt er sich zu sehr dem Gefühle der Meisterschaft, dann muß er nothwendig in die Manier gerathen, welche doch immer nur das Gespenst der Natur seyn kann. Außerdem fehlt es einzelnen Theilen dieses Bildes, dessen Werth wir übrigens gewiß anerkennen, an Haltung.

Gustav Dittenberger aus Heidelberg. Dieser talentvolle junge Künstler hat sieben Gemälde zur Ausstellung gegeben, eine Madonna mit dem Kinde; eine Cecilie zwischen zwey Engeln; eine Cecilie, welcher Engel im Traum erscheinen; zwey allegorische Bildchen — Glaube und Hoffnung; eine Landschaft mit einem Minnesänger und eine Sappho. Hr. D. ist noch fortwährend so ganz in die Aeußerlichkeiten der altdeutschen Schule vertieft, daß es ihm immer schwerer werden mag, sich mit Freyheit zu bewegen. Der bekannte Streit zwischen unsern modernen Künstlern beruht auf einem Irrthum, in wel-

chem auch Er befangen scheint. Die Bedeutung ist allerdings als das Erste und Höchste in der Kunst zu betrachten, doch gewiß nicht als das Einzige, will man sie anders nicht in eine reine, symbolische Sprache umwandeln und damit ihren Begriff selbst aufheben. Unsre tüchtigern alten Meister erkannten dieß wohl, und sie verschmähten keineswegs das Schöne und Anmuthige, wie selten es auch in ihren Anordnungen und Formen zu finden seyn mag. Später wurde die Bedeutung nur zu oft der malerischen Wirkung zum Opfer gebracht, die künstlerische Absicht trat zu sichtbar hervor, und im Streben nach sinnlichem Wohlgefallen mußte der geistige Begriff untergehen. Eine Rückkehr zum Bessern mußte daher — früher oder später — erfolgen, demungeachtet wird aber doch kaum jemand behaupten wollen, daß, zum Beyspiel, die Andacht in einem gemeinen oder häßlichen Gesichte und bey einer gedrückten, schwerfälligen Stellung rührender und erhebender erscheine, als in einem schönen Antlitze und bey edler Attitüde; daß kleine, vielfach gebrochene, scharfkantige Falten einem Apostel mehr Würde geben, als ein Raphael'sches Gewand; daß ein reiner Umriß der Gestalt sich nicht mit dem Ausdrucke kindlicher Unschuld vertrage, und der Zauber des Helldunkels das Himmlische in der Nacht des Correggio zerstöre? Oder wäre in der That kein Unterschied zwischen Simplicität und roher Geschmacklosigkeit? Stünde die Kunst wirklich nicht höher als die Natur? Hätte Hans Schäufelein das Ziel näher erreicht als Fra Bartolomeo, Da Vinci und Sciarpelloni? Andreas von Pisa näher als Ghisberti? Dann müßten wir, um consequent zu seyn, noch einen Schritt weiter gehen, und die Herme über den vatikanischen Apollo setzen, die Madonnen zu Einsiedeln und Loretto über die von Foligno. In den Bildern des Hrn. Dittenberger zeigt sich ein schönes Kunstvermögen; ein Hauch dichterischen Geistes schwebt über mehreren seiner Darstellungen, und man sieht, daß sie mit Liebe entworfen worden. Eben darum hat es uns leid gethan, zu vernehmen, daß die Sappho sein neuestes Werk sey. Möchte sein freundlicher Genius ihn auf die rechte Bahn zurückbringen.

Dorner in München, zwey Landschaften. Wilde Gebirgsgegenden mit Wasserfällen. Das eine dieser Bilder ist weniger ausgeführt, und scheint uns den Vorzug zu verdienen. Beyde zeigen einen Künstler von Geist und wahrem Naturgefühl. Nur geben die Partheien nicht gehörig auseinander, und Licht und Schatten hätten in größern Massen gehalten werden können.

Maria Ellenrieder (aus Konstanz, jezt in Rom.) Eine Charitas oder Madonna mit zwey Kindern, lebensgroß, und ein lesendes Kind, halbe Figur. Die Charitas ist eine frühere Arbeit der Künstlerin, und hätte billig nicht zur Ausstellung gebracht werden sollen. Das zweyte Bild war der Liebling des Publikums. Es ist eine holde, freundliche Kindergestalt mit dem Ausdrucke frommer Aufmerksamkeit. Der Engel der Unschuld scheint ihr unsichtbar zur Seite zu stehen. Die Behandlung zeugt von den Fortschritten der achtungswerthen Künstlerin im Technischen.

Epple (in Carlsruhe), Bildniß des Hofkupferstechers Haldenwang. Man muß das zum Theil gelungene Bestreben loben, weniger die veränderlichen Züge als den Geist und Charakter des Originals aufzufassen. Die Augen kündigen den Mann an, der mehr als Parallelstriche zu machen weiß, und offene Redlichkeit leuchtet aus dem ganzen Gesichte.

Gesler (aus dem badischen Oberlande). Ein Christuskopf. Erwägt man, daß dieser junge Künstler nur Einen Arm hat, daß er vom Glücke durchaus nicht begünstigt wurde, erst zwanzig Jahr alt ist, und noch nicht lange Gelegenheit hat, die Kunst mit Ernst und unter tüchtiger Anleitung zu üben, so wird man sein Bild zwar mit Nachsicht beurtheilen, aber ihn gewiß auch jeder Unterstützung würdig finden.

Heckel (in Mannheim). Bildniß der Kabinet-Sängerin von Sales nach Sales, und ein Schmuckkästchen. Das erste ist ein Muster, wie Porträt behandelt werden müssen, und obgleich nur Copie, so zeigt es doch einen Meister, der des Pinsels vollkommen mächtig ist. Das zweyte gehört unter die Gattung, welche man, in der Kunstsprache, mit dem Namen Stilleben zu bezeichnen pflegt, ein Ausdruck, der für das Leblose, seltsam genug gewählt ist. Die Kunst soll eigentlich nur das Lebendige darstellen, denn wo sie auf strenge mechanische Nachahmung angewiesen wird, da erscheinen ihre Werke als bloßes Spiel und ermangeln der Bedeutung. Dergleichen Gegenstände schließen eben sowohl den Ernst als den Scherz aus, und können eben darum nicht auf das Gemüth, sondern einzig auf das Auge wirken, es wäre denn, daß der Künstler sie emblematisch oder allegorisch benuzte, wie Hogarth in dem lezten seiner Gemälde. Man könnte uns einwerfen, daß die Ruine, der zackigte Fels, doch auch zu den leblosen Dingen gezählt werden müßten. Schwerlich ist es aber noch jemanden eingefallen, die Darstellung einer zerfallenen Ritterburg oder einer malerischen Felsengruppe unter die Stilleben zu rechnen. Dort ergreift uns das wehmüthige Gefühl der Zerstörung, Erinnerungen der Vergangenheit knüpfen sich an die Gegenwart, Phantasie und Empfindung werden zugleich in Anspruch genommen; hier ahnen wir die geheimnißvolle, ewig schaffende Kraft der Natur. Dazu kommt nun noch, bey der Ruine sowohl als bey dem Fels, der (noch nicht gehörig erforschte) Charakter des Malerischen, welches sich überall als die Wirkung einer wenn auch nur scheinbar freyen Bewegung ankündigt, weswegen es denn auch in der Architektur und in den symmetrisch geregelten altfranzösischen und holländi-

schen Gartenanlagen eben so wenig zu finden ist, als in einem Gemälde, welches einen Tisch mit einer Flasche und Gläsern, eine Schüssel mit gebratenem Geflügel ꝛc. ꝛc. zur Schau stellt. Eine malerische Anordnung und Anwendung von Licht und Schatten kann allerdings auch hier statt finden, sie wird sich jedoch auf den ersten Blick, als Produkt künstlerischer Absicht und Ueberlegung darstellen. Wir lassen übrigens, auch bey seinem zweyten Bilde, gern der Kunstfertigkeit des Hrn. H. Gerechtigkeit wiederfahren, die sich besonders in solchen Gegenständen aufs Trefflichste erweist.

Huber der Vater (in Zürich). Drey Gemälde: eine stille See, eine stürmische See und eine Landschaft. Trotz des Künstlers bedeutend vorgerücktem Alter sind diese Bilder weder ängstlich noch trocken, und zeichnen sich besonders durch eine klare, harmonische Behandlung aus.

Huber der Sohn. Eine Landschaft, Gegend von Pozzuoli bey Neapel. Wir haben Besseres von diesem jungen Künstler gesehen. Vermuthlich ist es eine frühere Arbeit.

Köster (in Heidelberg). Der Kirchhof bey Friedelsheim. Wer kennt nicht Grey's herrliche Elegie auf einem Dorfkirchhofe? Sie erscheint hier noch tiefer und ergreifender in Farben. Links, auf einem Hügel, ein altes Kirchlein mit einigen Kreuzen und Leichensteinen; rechts eine Mauer mit einem Häuschen (wahrscheinlich die Wohnung des Todtengräbers). Dahinter ein dunkler Bergwald. Am Hügel wandelt, neben zwey abgestorbenen Bäumen, ein Hirt hin, und betet für die Ruhe der Todten. Am Himmel zieht ein Gewitter, aber durch das Gewölk bricht ein freundlicher Strahl. Man kann dem Künstler Härte in den Uebergängen vorwerfen, und daß er nicht immer den Unterschied zwischen Licht und Localtönen gehörig beachtet habe; demungeachtet ist es ein treffliches Bild, und wir möchten es, das Technische abgerechnet, dem berühmten Kirchhofe von Ruisdael vorziehen.

Carl Kunz (Hofmaler in Carlsruhe). Zwey kleine Viehstücke und eine Ansicht aus dem Petersthale mit Vieh staffirt. Gründliches Naturstudium, eine glückliche Darstellungsgabe, wohlverstandene Luftperspektive, ein frisches, warmes, blühendes Colorit und die sorgsamste Vollendung geben den Werken dieses Künstlers einen bleibenden Werth. Er gefällt sich meist, seine Gegenstände im vollen Lichte zu halten, was wir nicht unbedingt loben möchten.

Rudolf Kunz, Sohn des Vorigen. Drey Pferdestücke. Unser Urtheil, welches wir bey der ersten Ausstellung über diesen jungen Künstler ausgesprochen, der gegenwärtig auf einer malerischen Reise begriffen ist, bestätigt sich vollkommen durch seine neuesten Arbeiten. Mit einer Gründlichkeit, die vielleicht mitunter zu sehr hervorleuchtet, verbindet er eine lebendige Auffassungs- und Darstellungsgabe, und auch sein Farbenauftrag zeigt richtiges Gefühl und Ueberlegung.

(Der Beschluß folgt.)

Nachtrag zu dem Aufsatze, Hanns Holbein ꝛc. ꝛc. im Kunstblatte 1823, Nr. 31 u. ff.

Ganz neuerlich habe ich durch gefällige Bemühung der Kunsthandlung C. Harzen zu Hamburg erhalten:

1. Eine genauere Angabe der Initial-Alphabete, welche in königl. Kupferstich-Sammlung zu Dresden aufbewahrt werden.

2. Zur Ansicht, aus der Sammlung des Herrn Präsidenten Nagler zu Berlin, ein mir bis dahin unbekanntes, gewiß sehr seltenes Blatt, enthaltend zwey übereinander abgedruckte Alphabete. Jedes möchte einzeln auf einen besonderen Stock geschnitten seyn, denn beyde enthalten auf kleinen Abtheilungen in der Mitte des Alphabetes das Zeichen: H. L. F. mit der Jahreszahl 1522, welche bey dem oberen in der Mitte, bey dem unteren reicher verzierten hinter dem lezten Buchstaben angebracht ist. Die Bestimmung dieser Blätter möchte nicht mit Sicherheit anzugeben seyn. Vielleicht dienten sie zum ersten Unterrichte im Lesen; doch wahrscheinlicher hat der Künstler dadurch den Buchhändlern sich ankündigen wollen, welche in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhundertes von besonders geschnittenen Anfangsbuchstaben stark Gebrauch machten. Zugleich erhielt ich die bereits aus der Münchner Sammlung beschriebene Schlacht mit der Unterschrift Hanns Leuczelburger 1522, welche mir um so mehr willkommen war, als dieses Exemplar mich deutlicher überzeugte, daß jene Unterschrift eben wie das gegenüberstehende Alphabet von einfachen großen römischen Buchstaben, auf zwey besonderen Holzstöcken geschnitten ist, mithin durchaus dem darüberstehenden Blatte, welches H. N. bezeichnet ist, nicht incorporirt ist. So daß auf keine Weise daraus folgt, daß jenes Blatt von Lüzelburger gemacht sey, wie denn auch jene Anfangsbuchstaben schwerlich auf ihn gedeutet werden könnten.

Beyde Mittheilungen gewähren neue Thatsachen, aus denen Einwürfe gegen meine Hypothese hervorgehen, welche ich ungeprüft weder annehmen noch verwerfen kann.

Nach der ersten befinden sich in der Dresdener Kupferstichsammlung einige unter sich verschiedene Blätter, welche Abdrücke von verzierten Initialbuchstaben enthalten. Unter diesen betrifft uns vornehmlich jenes lateinische Alphabet mit einem Todtentanze, welches ich bereits unter Holbeins

muthmaßlichen Arbeiten angeführt habe. Um diese Thatsache sicherer zu begründen, hatte ich Hrn. Harzen einen Buchstaben meiner eigenen Sammlung zum Vergleichen mitgegeben. Unter dem Dresdener Abzuge dieses schönen Alphabetes befindet sich nun wirklich die mit Schwabacher Lettern gedruckte Unterschrift Hanns Lützelburger (?) Formschnider genannt Frank; nur der erste Buchstab ist Formschnitt. Nach den englischen Angaben aus der Basler Stadtbibliothek, welche ich oben in Zweifel gestellt hatte, sind auf dortigem Exemplare nicht eines, sondern drey Alphabete, von denen der Bauerntanz zu Dresden auf einem besondern Blatte ohne Unterschrift vorkommt, auf demselben Blatte vereinigt.

Also auch hier, eben wie oben, steht der Name Lützelburger in keinem körperlichen Vereine mit den Buchstaben selbst, und die Annahme wäre daher um so weniger unwahrscheinlich, daß Lützelburger seine Addresse unter ein fremdes Schild gesetzt habe, weil er sie schon einmal unter einem Blatte angebracht hatte, welches ein fremdes Monogramm bezeichnet und mir in der Manier von den Naglerischen Alphabeten verschieden zu seyn scheint. Nehmen wir hinzu, daß leztere Alphabete mit demselben Jahre bezeichnet sind, als die Unterschrift der Bauernschlacht und, wenn die Zugaben richtig sind, als die Unterschrift der Basler Initialen: so entsteht einige Wahrscheinlichkeit, daß Lützelburger in diesem Jahre 1522 auf alle Weise gesucht habe, sich den Buchhändlern als Formschneider von Anfangsbuchstaben bekannt zu machen.

Gewiß sind diese untergedruckten Unterschriften nicht hinreichend, die Eigenthümlichkeit eines Künstlers darzuthun, von dessen Leben und Wirken überhaupt so wenig bekannt ist. Gehen wir aber auch nur von jenen beyden Alphabeten aus, welche die Anfangsbuchstaben H. L. F. getrennt im Felde des Blattes enthalten, was nach dem Zusammentreffen des Gegenstandes und des Jahres höchst wahrscheinlich „Hanns Leutzelburger Formschnider" sagen sollen, so findet sich dennoch bey großer mechanischer Geschicklichkeit, weder die Manier noch das ächt künstlerische Thun darin, welche den muthmaßlichen Formschnitten Holbeins eigen sind. Die Buchstaben des oberen Alphabetes sind durch Schlagschatten vom Grunde abgehoben, welche durch reine und sicher gemachte Kreuzschnitte gebildet werden. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß sie überall in den von Holbein bezeichneten oder ihm sonst beygemessenen Formschnitten sehr kunstreich umgangen sind. Den Verzierungen fehlt es an dem üppigen Wuchse der Pflanzengebilde; von den Figuren will ich nicht reden, weil sie in den Alphabeten H. L. F. zu klein sind, um ein sicheres Urtheil zuzulassen, und in der Bauernschlacht zwar ganz anders und verstandlos gezeichnet sind, doch höchst wahrscheinlich nicht von Lützelburger herrühren.

Endlich scheint es mir nicht unwesentlich anzumerken, daß jenes Monogramm IL. auf einem Blatte des größeren Todtentanzes zwar sehr geeignet ist, ein Bedenken anzuregen, welches ich in mir selbst noch nicht gänzlich beseitigen kann; daß es jedoch auf der andern Seite nicht mit den abgesonderten Buchstaben H. L. F. ganz eins und dasselbe ist, daß mithin, auch wenn alle andre Gründe beseitigt wären, noch immer ein Zweifel über das Gleichbedeutende dieser Zeichen obwalten würde.

So sehr ich nun wünsche, daß die Wirksamkeit Hanns Lützelburgers umständlicher bekannt werde, und daß die Zweifel, welche einige Zeichen und Unterschriften an Holbeins Formschnitten erweckt haben, entweder besser begründet oder ganz beseitigt werden mögen, so muß ich dennoch bis dahin mich auf das Zeugniß von Zeitgenossen und auf den Ausdruck der vollen, lebenskräftigen Individualität Holbeins berufen, welcher sicherlich in allen oben von mir verzeichneten Werken deutlich vorhanden ist. Wer gute Abdrücke der Bilder des Todes, mit der Dolchscheide vergleicht, welche H. H. bezeichnet ist, oder mit dem Erasmus, den ein daruntergedrucktes Distichon für Holbeins Arbeit erklärt, wird kaum bezweifeln können, daß sie nicht allein von demselben Künstler erfunden, sondern auch von demselben Künstler ausgeführt seyn müssen. Wollte man daher die Bilder des Todes dem beynahe unbekannten Lützelburger beymessen, so würde man nothwendig in denselben Conflict mit widersprechenden Zeichen und alten Angaben gerathen, als bey der umgekehrten Annahme wenigstens in Beziehung auf das mehrerwähnte Zeichen IL. der Fall ist.

Rumohr.

Straßburg.

Des hiesigen berühmten Bildhauers Ohmacht kolossale Statue von Adolf von Nassau, für den Dom von Speier bestimmt, ist ihrer Vollendung nahe. Das Großartige des Styls und die freye, geistvolle Behandlung verdienen alles Lob. Adolph ist knieend dargestellt, die betend aufgehobenen Hände wenig nach der rechten Seite geneigt, um das Antlitz nicht zu verdecken, der breite Mantel in den schönsten Formen über den Rücken herabwallend. Das Ganze macht einen mächtigen Eindruck und entspricht seiner Bestimmung in hohem Grade. — Eine zweyte Hebe (die erste ist in Paris) ist gleichfalls fast vollendet und hat in der Lieblichkeit und Zartheit der Formen viele Aehnlichkeit mit unseres verehrten Danneckers Psyche.

A.

Nro. 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Juni 1823.

Ich wollte, ihr hättet nur gesehen, wie es tobt, wie es rast, wie es das Ufer aufwühlt, wie das Schiff bald mit seinem großen Mast den Mond durchbohrte, bald wieder mit Schaum und Hefen verschlungen wurde, als ob man ein Stückchen Kork in ein Bierfaß geworfen hätte — zu sehen, wie es von der See hineingeschluckt wurde!

Shakspeare.

Ein Schiffbruch auf einer englischen Küste.

(Fortsetzung.)

Nachdem das Schiff eine halbe Stunde lang der vollen Gewalt des Meeres ausgesezt gewesen, stürzten die am Boden gelösten Masten mit lautem Krachen, und schlugen Alles vor sich nieder. Dieß war ein verderbliches Zeichen: die nächste Welle vollendete die Zerstörung mit einem Schlage, das Schiff verschwand, in Stücke aufgelöst, wie ein Faß, von dem man die Reifen abgelöst, nur dann und wann arbeitete sich schwarz das Ende eines Balkens aus dem Schaume hervor. Bey diesem lezten Schlage des Schicksals sah ich einem der Holländer traurig ins Gesicht, schüttelte den Kopf, und gab ihm so in meinem besten Holländisch zu verstehen, wie sehr ich ihn bedauerte. Er verstand mich, denn er nahm die Pfeife aus dem Munde, goß einen Wolkenbruch von Speichel über die Schulter, schüttete die Asche aus, stopfte das Uebrige mit einem schwarzen Daumen mit zerbrochenem Nagel in der Pfeife fest, steckte dieselbe wieder zwischen die Zähne, stieß mit ein paar scharfen Zügen eine Dampfwolke hervor, fand Alles in Ordnung, und blickte dann, nicht als sey der Nicolaas nicht mehr, sondern als sey er nie gewesen. Ich haßte den Kerl um seiner barbarischen Resignation willen. Er und seine Kameraden gingen jezt in die Stadt, wo sie sogleich an den Platz gewöhnt schienen, und sich so wenig verwunderten, als die Eckpfosten auf den Straßen. Dieß sind Leute für unruhige Zeiten: eine Revolution, die diese bewegt, müßte gleichfalls Berge bewegen. Nichts geringeres, als ein Erdbeben vermöchte sie aus ihrem Gleichgewicht zu werfen.

Sobald die Ebbe eintrat, rannte Alles vorwärts, wie beym Oeffnen des Theaters, um sich unter der Klippe der besten Plätze oder Prise zu versichern, und sogleich fanden wir uns mitten unter dem zerstörten Lager des Wracks. Nie sah ich ein Schiff in so kurzer Zeit zertrümmert. Eine Strecke des Ufers von anderthalb Meilen, unmittelbar unterhalb der Klippe, war, ohne einen freyen Raum von einer Elle zu lassen, mit dessen Trümmern und Ladung bedeckt. Jemand, dem solche Schauspiele fremd sind, würde es für die Materialien von zwölf Schiffen, und die Weinfässer, dreyhundert an der Zahl, welche, so weit das Auge reichte, in Partien von vier und fünf am Ufer hin lagen, für eine hinlängliche Ladung für dieselben angesehen haben. — Ein Wrack, blos als ein Zeichen der Gewalt und Gefahr des Meeres, ist allezeit ein eindrucksvoller Anblick und voll Erinnerungen an menschliches Interesse, welche uns nicht erlauben, dasselbe ohne Rührung zu betrachten. Die Trümmer eines niedergebrannten Hauses sind immer Gegenstände ernsthafter Neugierde; sorgfältig blicken wir unter den schwarzen Ruinen nach jeder Spur unserer alten Bekanntschaft, Zimmern oder Möbeln; ein Ofen, ein Feuerstörer, ein Stück tapezirte Wand oder irgend ein solches Bild häuslichen Genusses und Sicherheit werden Gegenstände voll des tiefen und melancholischen Antheils. So in einem Wrack, jede abgerissene Planke hat ihre Ge-

schichte, jedes Ueberbleibsel des Verdecks oder der Kajüte erinnert in seinem traurigen Zustande an etwas, das zum augenblicklichen Nachdenken bewegen und einen Seufzer ablocken kann. Ich bemerkte des Kochs ungeheuern Kessel voller Sand, Kiesel und Seegras, in der traurigen Gesellschaft des hölzernen Bildes des Herrn Nicolaas am Schiffsschnabel; ein Herr mit hervorstarrenden Augen, fliegenden Locken und einem dreyeckigen Hut, all über von Grün und Gold strahlend. Ach! zu was diente ihm jezt all sein Staat? Zerrissene Taue und zerstückte Segel, Betten, Röcke, Kisten lagen mit den zersplitterten Ueberresten des Schiffes zwischen dem Sand und Seegrase des Ufers; eine Bettdecke stack an dem Splitter eines zerbrochenen Mastes; hier lag ein durchnäßter Hut, dort ein Schuh, ein Paar Beinkleider von ächt batavischer Gestalt nicht zu vergessen, welche an der weißen Klippe hingen und von einem hervorspringenden Felsen völlig ausgefüllt waren — ein auffallendes Beyspiel einer Mischung des Komischen und Ernsten.

(Der Beschluß folgt.)

Geschwindigkeit.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Die Geschwindigkeit des Windes, die sogar zum Sprichwort geworden ist, ist weit geringer, als man gewöhnlich glaubt. Die beständigen Winde, wie der immer fortwehende Ostwind in der heißen Zone (vents alisés, trade-winds), durchlaufen nur zehn bis fünfzehn Fuß in einer Sekunde. Die veränderlichen Winde sind schneller, aber Winde, die vierzig bis sechszig Fuß in einer Sekunde machen, also dem schnellsten Pferde gleich kommen, heißen schon Stürme. Der heftigste Orkan, den man bisher beobachtet hat, machte 123 Fuß in einer Sekunde. — Die Schiffe erreichen höchstens die halbe Geschwindigkeit des Windes, der sie treibt: denn die größte bisher bemerkte Schnelligkeit eines segelnden Schiffes ist von sechs und zwanzig Fuß in einer Sekunde.

Der Schall ist zwar auch eine Bewegung der Luft, aber nicht fortschreitend und nach einer Seite, wie die des Windes, sondern wellenförmig nach allen Seiten, wie die Bewegung des Wassers, wenn ein Stein hineingeworfen wird. Der Schall geht daher ohne Vergleich schneller, als der Wind, nämlich 1038 Fuß in einer Sekunde, oder eine Meile in zwey und zwanzig Sekunden; und es ist merkwürdig, daß ein schwacher Laut sich eben so schnell (wiewol nicht so weit) fortpflanzt, als ein starker; daß diese Bewegung in ihrer ganzen Dauer und nach allen Seiten mit gleicher Geschwindigkeit geschieht, so daß z. B. die Gegend vor der Mündung einer abgefeuerten Kanone hierin keinen Vorzug hat; daß die Zeit des Tages oder der Nacht, die Wärme oder Kälte darin nichts ändert: nur der Wind vermehrt oder vermindert die Geschwindigkeit des Schalles. Uebrigens ist es schwer, die Grenzen zu bestimmen, wie weit der Schall sich fortpflanzt. Man hat Beyspiele, daß besonders über das Wasser der Kanonendonner in einer Entfernung von ein und zwanzig Meilen gehört worden ist.

Unter den künstlichen Bewegungen ist vielleicht die schnellste, sicher die verderblichste diejenige, die wir durch die Entzündung des Pulvers hervorbringen. Die ursprüngliche Geschwindigkeit, die der Kugel dadurch mitgetheilt wird, und womit sie aus der Mündung des Geschützes herausstürzt, ist nach der Länge, Weite und Bauart des Geschützes verschieden, und geht mit halber Ladung bey den Kanonen von 1500 bis 1700 Fuß, bey den Flinten von 1300 bis 1400 Fuß in einer Sekunde: stärkere Ladung vermehrt die Geschwindigkeit nicht beträchtlich. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß die Kugel wirklich so viel in jeder Sekunde durchlaufe. Der Widerstand der Luft vermindert ihre Geschwindigkeit so sehr, daß sie kaum die Hälfte davon wirklich durchläuft: daher auch die Messungen dieser Geschwindigkeit äußerst unsicher sind.

Die Bewegungen der Himmelskörper sind nach eben dem Maßstabe größer, als der Schauplatz, auf dem sie verrichtet werden. Die Bewegung der ganzen Erde um ihre Axe ist schneller, als die meisten Bewegungen, die auf der Erde selbst vorgehen; die Bewegung der Erde um die Sonne ist ohne Vergleich schneller; und von dieser zur Geschwindigkeit des Lichtes, das den ganzen Weltraum durchkreuzt, ist der Abstand ungeheuer. — Vermöge der täglichen Bewegung durchläuft ein Punkt unter der Linie 1431 Fuß in einer Sekunde, oder ungefähr den sechszehnten Theil einer Meile. Nach den Polen hin wird diese Bewegung langsamer, und Petersburg und Stockholm durchlaufen nur die Hälfte oder 716 Fuß, welches der Geschwindigkeit des Schalles bey weitem nicht gleich kommt. Auf dem Jupiter beschreibt ein Punkt im Aequator, durch die Umdrehung, beynahe anderthalb Meilen in einer Sekunde. — Die jährliche Bewegung um die Sonne reißt die Erde in einer Sekunde durch vier Meilen, genauer 92,166 Fuß, welches sechszigmal so schnell ist als eine Kanonenkugel. Im Anfange des Sommers durchläuft die Erde in einer Sekunde 3300 Fuß weniger, als im Anfange des Winters. — Merkur durchläuft in einer Sekunde beynahe sieben Meilen, Venus fünf Meilen, Mars über drey Meilen, Jupiter beynahe zwey Meilen, Saturn vier Drittheile einer Meile, Uranus eine Meile, und unser Mond nur den siebenten Theil einer Meile.

Unter allen Bewegungen, die wir kennen, ist die schnellste die des Lichtes. Es ist merkwürdig, daß alle Bewegungen, die den Himmel zum Spielraum haben,

und daher ein Gegenstand der Sternkunde sind, durch den Fleiß und Scharfsinn der Astronomen mit mathematischer Genauigkeit bekannt sind; da hingegen die uns weit näher liegenden sublunarischen Bewegungen großer Ungewißheit unterworfen sind. Wir kennen die Bahnen der aus der Allmacht geschleuderten Planeten weit genauer, als die Bewegung der von unseren eigenen Händen geworfenen Bombe. Wir wissen mit Gewißheit, daß das Licht in acht Minuten und dreyzehn Sekunden von der Sonne bis zu uns gelangt, welches eine Entfernung von ungefähr 23600 Halbmessern unserer Erde beträgt, die eine Kanonenkugel nur in zwanzig Jahren durchlaufen würde. Es folgt hieraus, daß das Licht in einer Sekunde 41100 Meilen durchläuft, und daß seine Geschwindigkeit diejenige, womit die Kugel aus dem Lauf der Kanone tritt, 625000mal übertrifft, so daß selbst mit dieser ursprünglichen Geschwindigkeit, die Kanonenkugel eine Woche nöthig haben würde, um den Weg zu durchlaufen, den das Licht in einer Sekunde durchfliegt.

Die Geschwindigkeit, womit das elektrische Fluidum sich ausbreitet, ist noch zu wenig bekannt, vielleicht aber nicht viel geringer als die des Lichtes: denn mehreren hundert Personen wird der elektrische Schlag in demselben Augenblick mitgetheilt.

Gewiß würde es eine angenehme, vielleicht auch nützliche Beschäftigung seyn, ähnliche Vergleichungen der Geschwindigkeit auch in der moralischen Welt anzustellen. Man hat tausendmal bemerkt, daß nichts geschwinder sey als die Gedanken, die sich in einem Augenblick von der Erde zum Sirius schwingen, wozu selbst das Licht mehrere Jahre gebraucht. Allein dieß ist keine wahre Geschwindigkeit oder Bewegung: unsere Seele durchläuft nicht den ganzen Raum, der dazwischen liegt; sie springt mit eben der Leichtigkeit von einer Milchstraße zur andern, und verwendet darauf eben so wenig Zeit, als von der Küche in den Keller. Es gibt aber andere Wirkungen der Seele, die aus unzähligen kleineren Handlungen als Theilen zusammengesezt sind, und daher wirklich eine bestimmte Zeit erfordern, unter deren Geschwindigkeiten sich also Vergleichungen anstellen lassen, die zu sehr interessanten Resultaten führen würden. Hieher gehören z. B. Annehmung und Ablegung guter und schlechter Gewohnheiten, Erwerbung und Vergessung von Talenten und Kenntnissen, Ausbreitung der Kultur und Rückfall in Barbarey, Verbreitung und Ausrottung religiöser Ideen und Vorurtheile, Aenderung des persönlichen und Nationalcharakters, Umwandlung der monarchischen Verfassung in die republikanische und wieder umgekehrt, die nach den verschiedenen Charakteren der Nationen Jahre oder Jahrhunderte erfodert, Entstehung des Zornes, der Liebe, der Furcht u. s. w., nach den verschiedenen Temperamenten. Hätte man einen genauen Maßstab, um diese moralischen Geschwindigkeiten zu messen, so würden sich sehr wichtige Aufschlüsse über die Natur des menschlichen Geistes und Herzens aus der Beantwortung solcher Fragen ergeben, wie folgende sind: In welchem Verhältnisse stehen die Geschwindigkeiten, womit der Mensch lernt, sich in das Glück und in das Unglück zu finden; womit der aus dem Staube Emporgekommene hartherzig wird, und der in den Staub Zurückgesunkene menschliche Gefühle wieder annimmt; womit wir erlittene Beleidigungen und geleistete Dienste oder erzeigte Wohlthaten vergessen? Die beyden lezten können vielleicht, als kleinste und größte Geschwindigkeit, zum Frost- und Siedpunkte dieses moralischen Thermometers dienen.

Eine Notiz über den sel. Doktor Jenner.

Daß bereits Millionen Menschen dem vor Kurzem verstorbenen, lieben Doktor Jenner (dem Entdecker der Schutzkraft der Kuhpocke gegen die Blattern) ihr Leben danken, das weiß wol jezt kaum der Hunderttausendste aus diesen geretteten Millionen. Und selbst diejenigen, die es wissen, daß Jenner mehr Menschen rettete, und noch retten wird, als alle Eroberer vernichteten, wissen vielleicht nicht, daß dieser alte Doktor Apollonis artes in mehr denn einem Sinne verstand, und ein eben so witziger Dichter als scharfsinniger Arzt war. Zu dieser Entdeckung verhalf uns einer unserer deutschen Landsleute in England, der ehrenwerthe Herr Ackermann, in seinem gehaltvollen Repository of Arts, Literature et Fashions. Third Series. April 1823. S. 248, wo er der Nachwelt folgende Zeilen des unsterblichen Mannes aufbewahrt:

Lines
sent with a couple of Ducks to a Patient.
By the late Doctor Jenner.

I' ve dispatch'd, my dear Madam, this scrap of a letter,
To say, that Miss — is very much better;
A regular Doctor no longer she lacks,
And therefore I' ve sent her a couple of Quacks.

Dieses Epigramm ist, wie so viele andere, unübersetzbar aus der Sprache, in welcher es geschrieben wurde, weil es auf einem Doppelsinne beruht, den keine andere Sprache wiederzugeben vermag, obschon es selbst noch in der allerprosaischsten Umschreibung ein Lächeln abgewinnt. Doktor Jenner schrieb einer Dame, die sich für ein Fräulein interessirte, welches er während einer Krankheit behandelte, in vier höchst komischen Versen, „daß das „Fräulein sich nun ganz wohl befände, und daß er ihr „daher durch sie, als ihre Freundin, da die Kranke kei„nes ordentlichen Arztes mehr bedürfe, ein Paar Tau„cherenten sende.“ Taucherenten heißen aber im Englischen Quacks, und Quacks heißen auch, im Englischen, Charlatane oder Quacksalber, und, in einer dritten Bedeutung, Schwätzerinnen, oder das, was man im Deutschen öfters Gans nennt, obschon es keine Federn hat. Man wird in jedem Sinne des Worts „Quacks“ den Witz dieses Epigramms sehr schneidend finden, Doktor Jen-

ner mochte entweder mit seiner Freundin, der er die Verse schickte, und mit der genesenden Kranken blos über seine Kollegen in England (die häufig noch Charlatane und Geheimnißkrämer [Nostrum-Mongers] sind) vertraulich gescherzt, oder vielleicht über das Fräulein sich lustig gemacht haben, das, hinter seinem Rücken, andere Aerzte (oder vielmehr Quacksalber; denn ein ordentlicher Arzt, „a regular Doctor," geht nie hinter einem andern Arzte zu dem Kranken desselben) über ihren Zustand consultirte, oder das vielleicht gar selbst dasjenige war, was er ihr in duplo schickte. Für jeden Fall wird man den Sneer des alten Doktors Jenner in diesem Epigramme bewundern müssen, da man ähnliche Schelmerey hinter einem so kalten, prosaischen Manne, wie Jenner sich als Entdecker der Vaccine zeigte, nimmermehr hätte vermuthen sollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende May.

Bey der eingetretenen schönen Witterung fangen unsere Schauspielhäuser an trübselig leer zu werden. Terpsichore selbst, unsere Hauptmuse, welche den einen Siegerfuß auf den Nacken ihrer zu Boden getanzten Schwestern setzt, und den andern so hoch hebt, daß beyde einen vollkommenen rechten Winkel bilden, der aber, nach Winckelmann, dennoch nicht ganz recht seyn dürfte; selbst Terpsichore, sagen wir, die doch sonst mit unserm Publikum auf einem guten Fuße steht, dreht und dreht und dreht sich auf demselben vergebens; ihre Wirbel ziehen jetzt nicht, die schöne Natur ist stärker und Alles eilt ins Freye, um fern von dem städtischen Gewühle, am Blüthenbusen des neuerwachten Lenzes — eben dasselbe zu thun, was man im Winter in der Stadt that. Die sprudelnden Quellen des Thees fließen nun unter den blauen Hallen des gewölbten Himmels, in dichtverschlungenen Lauben fliegen die bunten Kartenblätter von Hand in Hand, und in den romantischen Gängen unserer Thier- und anderer Gärten sieht man die vollendetsten Toiletten und hört die tiefsinnigen Gespräche darüber. Man kann daher mit Recht sagen, daß in der Residenz der Sommer eingetreten ist, da jetzt auf dem Lande die Wintervergnügungen beginnen. Schon ist in Charlottenburg zum erste Male in dem dortigen sehr niedlichen Theater gespielt worden, und auch da pochten Mad. Stich, wie in Berlin, nur im verjüngten Maßstabe, die Herzen entgegen. — Auf der Tafel unseres Repertoriums stehen noch immer die alten ungenießbaren Schaugerichte: große Pasteten, wo lebendige Thiere oder Zwerge herauskommen, seltene Südfrüchte von Stein und Wachs, ungeheure Braten, welche Trompete blasen oder Janitscharenmusik machen, kolossale bunte Devisen von Kraftmehl u. dgl.: dazwischen stehen französische entremets und hors-d'œuvres, mit sehr langen vornehmen Namen. Wer aber die französische Restaurations-Karte aus Erfahrung kennt, der weiß, daß gerade solche langbetitelte Gerichte entweder fade, oder haut-gout schmecken. Kurz man kann hungrig von der Tafel aufstehen, wenn nicht am Nebentisch zuweilen ein nahrungsreiches Stück tranchirt würde. Solches geschieht aber gewöhnlich nur aus Rücksicht gegen fremde Gäste. So ward uns, dem Herrn von Zieten-Liberati zu Gefallen, jüngst der König Lear gegeben. Es läßt sich von dieser Darstellung nicht viel Gutes sagen. Der Gastspieler selbst gehört zu den ausgezeichneten Schauspielern Deutschlands, und wir behalten uns vor, mit unserm nächsten Schreiben einen ausführlichen Bericht über ihn zu erstatten. Herr Beschort spielte die humoristische und tiefsinnige Rolle des Narren mit mehr als Talent, mit Eingebung. Wir sind nicht im Staube, unsern Lesern ein Bild dieser meisterhaften, gewandten und phantastischen Darstellung zu geben, und müssen es dem Künstler zum Vorwurf machen, daß er nicht reist und seinen lang nicht genug berühmten Namen verherrlicht. So wie Er, war Madam Schröck ein tröstendes, erfreuliches Bild der alten guten Bühnenzeit. Bewundernswürdig hat sich diese Künstlerin erhalten; noch ist ihre Erscheinung so lieblich, der Ton ihrer Silberstimme so zart und einschmeichelnd, daß wir sie wahrlich noch immer gern als Thekla sehen würden, eine Rolle, die ihr Fleck, als er noch lebte und ihr Gatte war, so meisterhaft einstudirt hatte! Auch die Kordelia hat sie früher mit jenem Heros der Bühnenkunst gespielt und entzückt noch heute, nach fünf und zwanzig Jahren, in derselben Rolle. Zärtlichkeit, Sanftmuth, Liebe und stille selbstbewußte Würde können unsere jungen Schauspielerinnen, selbst die, die es nicht glauben, noch heute von ihr lernen; ihre zum Herzen sprechende klangreiche Stimme aber ist eine Himmelsgabe, die man zwar ableugnen kann, die aber immer selbst über die Jugendlichkeit eines beschränkten Organs siegen wird. Wir halten, nach Madam Wolf, Madam Schröck für unsere erste Schauspielerin, und würden dieses Urtheil auch nöthigenfalls mit Beweisgründen zu unterstützen wissen. Die beyden andern Töchter des Königs Lear sind, wie bekannt, schlechte Personen und wurden also auch mit einsichtigem Bedacht schlecht besetzt und statistenmäßig schlecht angezogen, damit das Publikum gleich einen Widerwillen gegen sie bekäme. Dieß ist nun ganz im Sinne Shakespears verfahren, der, wie bekannt, die Komödie in der Komödie sehr liebt. Auch milderte die Bewegungslosigkeit der Regan die Wildheit ihres Charakters, welches um so nöthiger war, da das Grausenhafte dieser Tragödie durch die gespenstige Leerheit des ersten Ranges und der geschlossenen Sitze bis zum Entsetzen gesteigert wurde. Kurz die Vorstellung war in ihrer Art vollendet! Gastrollen gaben noch hier Madam Schmidt von dem Theater zu Riga, wurde weniger vom Publikum ausgezeichnet, als sie es vielleicht verdient; aber die Zeit, in der sie auftrat, war auch zu tumultarisch. Sie spielte die Elisabeth in Maria Stuart und im Wallenstein die Terzky. — Herr Dobler aus Frankfurt am Mayn sang den Sarastro und den Osmin mit Beyfall. Seine Stimme ist wohlklingend. — Fischer ist nicht engagirt worden, wird aber im Herbst uns wieder besuchen. Von neuen Stücken wurde gegeben: Geschäftswuth nach Holberg, bearbeitet von Herr von Zieten-Liberati. Dieses Lustspiel fiel total durch. Ob die Schuld an den Darstellern oder dem Bearbeiter liegt, können wir nicht sagen, da wir der Vorstellung nicht beywohnten; aber weder Holberg noch unser Publikum können dafür, das wissen wir gewiß, denn der Erste ist ein anerkannter Meister, und das Zweyte läßt sich selbst Schülerwerke gefallen. Außerdem sind noch einige französische hors d'œuvres aufgetischt worden, von denen nichts zu sagen ist, als: bon! Das Non plus ultra aber der deutschen Uebersetzungslust haben wir neulich erlebt, als die Edelknaben gegeben wurden. Dieses Stück, das eine Oper ist, ist eigentlich aus dem Deutschen und nichts anders, als der mit zwey multiplizirte Edelknabe von Engel, der nun wieder rückwärts aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt ist. Auf diese Weise steht zu hoffen, daß wir bald recht viele neue Stücke werden zu sehen bekommen, als da sind: Menschenhaß und Misanthropie aus dem Französischen, der Zwist der beyden Brüder aus dem Französischen, die Mysterien der Isis aus dem Französischen, Maria Stuart aus dem Französischen u. s. w. — Ach! wo sind die alten schönen Zeiten, wo es in jeder deutschen Residenzstadt ein wirkliches französisches Theater gab? Da bekam man doch auf dem zweyten Theater, auf dem deutschen, auch zuweilen deutsche Stücke zu sehen. — Herr Wolf hat, Kränklichkeit halber, die Regie niedergelegt. Herr Beschort sie übernommen, und dagegen die Regie der Oper unserm fruchtbaren Carl Blum übergeben.

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. Juni 1823.

Zeitgeschichte.

Europa oder Uebersicht der Lage der Europäischen Hauptmächte im Jahr 1821. Von einem amerikanischen Diplomaten, Mr. Alex. H. Everett, Chargé d'affaires der vereinigten Staaten am Königl. Niederländischen Hofe. Aus dem Englischen mit, im Sinne der monarchischen Grundsätze erläuternden und berichtigenden Anmerkungen des Uebersetzers. Zwey Theile. Bamberg b. Kunz 1823. 330 u. 293 S. gr. 8.

So oft ein Parlament zusammentritt, ist auch die Opposition mit dem Antrag bey der Hand, daß die Lage des Reichs untersucht werden möge, und mit der Behauptung, daß diese Lage durch Schuld der Minister übel sey. Da es im Wesen der Opposition liegt, mit dem, was ist, nicht zufrieden zu seyn, und auf etwas zu dringen, welches seyn sollte; so ist auf dergleichen Anträge und Behauptungen nicht viel zu geben. Vorliegendes Buch hat etwas Aehnliches mit solch einem Oppositionswerke; aber vor den (späteren) Schriften ähnlicher Tendenz, z. B. denen von Hornthal (s. Lit. Bl. Nr. 7) und Görres, hat sie den großen Vorzug voraus, daß sie einen Amerikaner zum Verfasser hat, und zwar nicht blos einen von Geburt, sondern einen actuellen Bürger der vereinigten Staaten. Was kann Herrn Everett daran liegen, ob die inneren Angelegenheiten unseres Welttheils gut oder schlecht geleitet werden? Was gehen ihn die Leidenschaftlichkeiten an, mit denen in Europa zwey feindliche Principien mit aufgepflanztem Bajonnet gegen einander kämpfen? Von welcher Parthey hat er für sich oder für seine Republik etwas zu fürchten oder zu hoffen? Er ist, in Bezug auf die jetzige bekümmernde Lage von Europa, in der bequemsten Lage von der Welt; er sitzt ruhig in seiner, vom Völkerrecht und von der Macht seiner Nation beschützten Theaterloge, und sieht dem Schauspiele zu, welches eben aufgeführt wird. Er ist in allem Betracht der Mann, über den Gang des Stücks ein unparthepisches Urtheil zu fällen, und wenn er warm dabey wird, so kann der Grund lediglich im Stücke und in seiner Darstellung liegen. Wird er aber warm? Allerdings, aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen seiner Wärme und der Hitze unserer Ultra's und unserer Liberalen, unserer Monarchisten und Constitutionisten. Was er für Wahrheit hält, spricht er gerad' aus und stark, aber mit der Haltung eines Mannes, der nur etwas Gewohntes thut, etwas (bey ihm zu Hause) völlig Erlaubtes, wobey kein Wagniß und folglich auch insoferne weiter kein Verdienst ist. Er ergreift Parthey; aber es ist lediglich die Sache der Civilisation, für die er sie ergreift. Er befehdet die Politik der laufenden Zeit; aber nicht mit Hitze, sondern mit der Gewalt der Gründe, welche die Vernunft, die Mutter aller moralischen Ideen, dem Verstande des unverdorben gebliebenen Weltmannes darbietet. Es ist selten etwas Anderes, als die Inconsequenz, die er ihr vorrückt, und das Verkennen des Zieles, wo allein eine Ausgleichung zwischen den Ansprüchen der Macht und der Freyheit denkbar ist. Daß er auf diesem Wege fast überall mit den Behauptungen der Liberalen von Europa in der Hauptsache zusammentrifft, das liegt in der Sache, und spricht für diese Sache, eben weil Herr E. Bürger eines Völkerstaates ist, wo es bey'm gänzlichen Mangel des Monarchismus eigentlich auch keine Liberalen giebt.

Das Buch ist daher werth, von Fürsten und Ministern gelesen zu werden, obschon es wenigen sonderlich gefallen wird; so wie es im Gegentheil bey vielen anderen Lesern Beyfall finden dürfte, die es besser ungelesen lassen würden. Wer jedoch über die heil. Allianz schreiben will, gleichviel, ob er sie bisher wie Görres oder wie v. Schmidt-Phiseldek angesehen, der darf des Lesens sich nicht überheben.

Die Uebersetzung ist ziemlich flüchtig; die Vorrede und der größte Theil der „im Sinne der monarchischen Grundsätze erläuternden und berichtigenden" Anmerkungen sind Bücklinge vor dem deutschen Preßzwange. Sie berichtigen nichts und erläutern blos durch den Contrast.

den werden, wenn er in Bezug auf die Ausdrücke: culpa lata, omnis, gravior, levis, levissima etc. an die Geometrie erinnert. In der reinen giebt es zwar gerade Linien, aber keine geräderen, noch geradesten. Wenn nun dennoch der praktische Feldmesser von den Linien, deren Lage und Größe er entweder durch Visiren, oder durch Schnur, oder durch Meßkette bestimmt, zum Behufe des Unterschiedes das Beywort gerade in allen drey Vergleichungsgraden gebraucht; wem wird es einfallen, diesen Gebrauch für eine feststehende, geometrische Kunstsprache zu halten, und seine geraden Linien von den geräderen eben so scharf unterscheiden zu wollen' wie die reine Geometrie die geraden von den krummen unterscheidet? Begabt mit einem richtigen Blicke, den die Praxis geschärft zu haben scheint, geht der Verf. auf diesem Wege umsichtig und rüstig dem Ziele zu, die scheinbaren Antinomien der römischen Gesetzgebung aufzulösen; und für den obenberührten Zweck, die Praxis aufzuklären und vor Mißgriffen bey Anwendung des römischen Rechts zu bewahren, ist es ihm hinreichend gelungen, was auch immer die historische Schule gegen seine Interpretation einwenden möchte. Besonderes Lob verdient seine Entwickelung der Lehre von der Culpa bey liberalen Leistungen (bey Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft) S. 104. ff., obschon die Spruchcollegien den Unterschied viel zu fein finden werden, den er S. 114. zwischen ihren Versehen statuirt, je nachdem sie z. B. aus mangelhafter Einsicht, oder aus mangelhafter Actenlesung (die er dem dolus gleich setzt) falsch erkannt haben.

Nach dem Vorworte hat sich der Verf. seit längerer Zeit mit Ausarbeitung einer Theorie der Schädenklagen beschäftiget; diese Schrift enthält die Grundlagen dazu, und das Urtheil der Rechtsgelehrten darüber soll ihn bestimmen, ob er darauf fortbaue oder nicht. Die vorliegende Basis läßt ein solides und brauchbares Gebäude erwarten.

Die Schreibart des Verfassers ist nicht die beste. Er schreibt wissendlich (wissentlich — von wissen, wie wesentlich von Wesen), entschuldbar (verzeihlich). „Man enthalte sich des Tadels, bis (so lange) man den Verf. nicht überzeugen kann" u. s. f. „Während das Gesetz nur der Absicht dem dolo entgegen zu treten sich bewußt gewesen war." (S. 61.) Er spricht S. 115 a. E. von einem superriso, und mischt überhaupt weit mehr Fremdwörter ein, als nöthig wäre; ein Uebelstand, der dadurch noch vermehrt wird, daß er sie bald deutsch bald lateinisch schreibt (z. B vitios und dolos), und bald decliniirt, bald nicht (des dolus und dem dolo). Das Papier ist schlecht und der Druck wahrhaft sündlich. Das Druckfehlerverzeichniß füllt fast zwey Seiten, Böcke wie Cabeo st. Labeo, vitiose Posse (Posseß), sicherlich st. sicher nicht — sind noch nicht die schlimmsten darunter; auch das Druckfehlerverzeichniß selbst enthält offenbare Druckfehler, z. B. „l. einschlagende st. einschlagende, l. mußten st. mußten (idem per idem) Ueberdies finden sich fast auf jeder Seite verschobene, krummlaufende Zeilen.

Dichtkunst

Gedichte von Karl Immermann. Hamm b. Schulz und Wundermann. 1822. 184 S. 8.

Karl! Karl! du stehst vor ernstem Richter,
Horch auf, und was er spricht, vernimm!
Wohl mancher deiner Verz' ist schlimm;
Doch, Immermann! Du bist ein Dichter.

Denn du empfindest, was du denkest,
Und was du denkst, empfindest du;
Am Bein liegt's nicht, es liegt am Schuh,
Wenn du im Tanz den Fuß verrenkest.

Wenn dich Natur, Mensch, Welt bewegen;
So wird das Singen dir zur Lust;
Doch Eines du bedenken mußt:
Die Lust soll fremde Lust erregen.

Es genügt nicht, daß der Pfeil ein Treffer,
Nicht blos am Ziel will man ihn sehn;
Auch seine Bahn, sein Flug sey schön.
Siehst du, da liegt der Has' im Pfeffer.

Dein Requiem ist eine echte
Romanze; doch gieb Acht, man lacht,
Weil du, anstatt um Mitternacht,
Geschrieben hast: um Mitternächte. (S. 49.)

Statt von ihm trennen „von ihm zerren"!
Wie spricht dein Engel da gemein! (Ebendas.)
Wie würde dir zu Muthe seyn,
Nennt' ich dein Singen gröblich: Plärren?

Dein Engel spricht:
„Bin der Diener eines großen Herren,
„Kennst ihn wohl, und er weiß auch von dir.
„Weltlust konnte dich nicht von ihm zerren,
„Höre nun, was er gebeut, von mir."

Nun sage, sprach' er besser nicht:
Bin ein Diener von dem Herrn gesendet,
Den du kennst, und er weiß auch von dir.
Weltlust hat dich von ihm nicht gewendet,
Höre nun, was er gebeut, von mir — ?

Schön ist dein Baum gedacht; indessen,
Der Blitz, der ihn zersplittert, fährt
Aus heitern Höhen — sehr verkehrt! —
„Wie Blenden aus den Feueressen." (S. 116.)

Soll durch die Ess' ein Strahl dich blenden;
So mußt du in der Küche stehn;
Doch wo sind da die heitern Höh'n?
Ruß an der Deck' und an den Wänden!

Du denkst: nur Splitter sticht der Richter,
Kritik ist Zwang, frey der Poët!
Wer das Gesetz liebt und versteht,
Nur der ist frey, und wahrer Dichter.

Die Regel bindet den Poëten
Nicht gleich der Kette, gleich dem Strick,
Er kann sie, hat er Geist und Glück,
Mit voller Freyheit übertreten.

Doch nur mit Freyheit; wenn wir merken,
Es zwang ihn irgend eine Noth
Zu überspringen das Gebot,
So schadet's seinen besten Werken.

So sprengt das kräft'ge Roß den Zügel,
Und überspringt den Graben frey;
Sag' an, ob's gleich erfreulich sey,
Wenn ihm ein Dränger sitzt im Bügel?

„Warum wird dem Kritik gesungen?"
Warum? Nun, weil er singen kann.
Seht selbst, wie brav dem Immermann
Ist Ros' und Schmetterling gelungen. (S. 108.)

Nro. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Juni 1823.

Wenn nur auch die Menschen wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten.

Wilhelm Meister.

Kindestreue.

(Fortsezung.)

Emma's Leben hatte jezt seinen Frühling erreicht. In ihrem Gemüth verwob sich die Ahnung eines frühen Todes, die unaustilgbar in ihrer Brust ruhte, mit der kindlichen Zuversicht, unter einem theilnehmenden liebenden Schutze zu stehen, und dem jungfräulichen Glück einer liebenden Braut. Die Kurzeit war fast zu Ende, einige wenige Gäste, welche mehr die Natur, als die große Gesellschaft hier fest hielt, bildeten einen Verein, der Emma den ersten günstigen Begriff des gesellschaftlichen Lebens in der großen Welt gab. Sie wagte in einem Kreise zu sprechen, wo nur das Lächerliche belacht, das Ernste nicht gescholten, und die Heiterkeit weder ihre Unwissenheit noch ihre Menschenliebe beunruhigte. Mit Entzücken sah Graf Herbert ihre Wangen sich wieder runden, ihr Auge mit gleich wohlthätigem Lichte bey dem Morgenspaziergange, wie in dem Abendzirkel leuchten, nicht, wie bey seiner Ankunft, früh von schweren Augenliedern beschattet, Abends feucht flammend umher irren. Er war unaussprechlich glücklich, und sah der nahen Abreise nach Oderau, wo seine Hochzeit gefeyert werden sollte, mit Ungeduld entgegen.

Da geschah es, daß eines der liebsten Mitglieder des Badezirkels sich zur Abreise rüstete; ein junger Krieger, den der Heilquell von den späten Folgen eines in der Leipziger Schlacht verlornen Armes geheilt hatte. Die jungen Männer der Gesellschaft verabredeten sich, ihn bis auf eine gewisse Strecke zu begleiten, und so peinlich es dem Grafen Herbert war, Emma einen ganzen Tag zu verlassen, mußte er sich doch mit dieser Gesellschaft verbinden. Der Frau v. Steinfeld war durch des Grafen Geschicklichkeit jeder Zwang zum Besten von Emma's Gesundheit erspart worden, aber so schonend für ihre Eitelkeit, daß sie sogar glaubte, aufopfernd zu seyn, weil ihr künftiger Neffe ihr jede kleine Gefälligkeit wie ein Opfer verdankte. Ihre Vernunft war aber nicht unabhängiger von ihrer Phantasie geworden; wie ihr also an dem Tage, wo Graf Herbert seinen Freund begleitete, der Vorschlag geschah, einen der schönen umliegenden Berge zu besuchen, nahm sie ihn für sich und ihre Nichte mit Bereitwilligkeit an. Der Weg war so schön, im Nachhausegehen stets bergunter, man wollte, um der Abendluft zu entgehen, ohnehin früh nach Hause, die Fliegen plagten oben auf der Waldspitze die Pferde — genug man beschloß, die Wagen nach Hause zu schicken, ein paar friedliche Esel für Emma und noch ein paar Genesende heraufzubringen, um auf ihnen die Rückkehr anzutreten. Emma war beunruhigt bey der ihr bevorstehenden Heimkehr, sie fühlte die Abwesenheit ihres Freundes, getraute sich aber keinen Widerspruch, sondern gab sich auf die liebenswürdigste Weise der Heiterkeit hin, welche die Gesellschaft belebte. Das Mittagsmahl war auf dem Rasen verzehrt, der Kaffee sollte auf einem vorspringenden Felslager genommen werden, wo einige einzelne Bäume jezt anfingen Schatten zu geben, als einzelne Windstöße die Besorglichern der Gesellschaft aufmerksam machten. Der Wind war umgesprungen, er rollte

Wolken in Südwesten zusammen, die Sonne stach, die Fliegen fielen unverschämt vor den Augen der Gesellschaft über die Zuckerschalen her. „Das gibt noch ein Donnerwetter!“ murmelte ein Bauer, der den Rahm zum Kaffee von dem nächsten Dorfe gebracht hatte — und plötzlich war der Frieden aus der Gesellschaft gewichen, und die Zeitberechnung: noch vor dem Wetter nach Hause zu kommen, das einzige Interesse. Die Fußgänger hatten es in ihrer Hand, abzureisen, allein, da die erwarteten Esel noch fehlten, mußten gerade die Schwächsten aus der Gesellschaft noch verweilen. Ein paar vernünftige Männer blieben ihnen zum Schutze zurück, die geduldigen Thiere säumten auch nicht lange, aber von dieser Seite hatten sie ihre Führer noch nie nach Eger hineingeführt, sie verfehlten im Walde den Weg, und kamen erst in das Thal herab, wie ein heftiger Sturm ihnen vom Badort entgegenströmte. Bald brach der beginnende Regen seine Kraft, dieser glich aber einem Wolkenbruch, so daß die schwerathmende Emma naß, als sey sie einem Schiffbruch entronnen, bey ihrer Tante ankam. Ihre Kammerfrau eilte ihr an der Thür des Hauses entgegen; über ihren Anblick, wie sie bleich und triefend von ihrem Thier in ihre Arme sank, erschrocken, rief sie einen Bedienten herbey, und suchte sie unverzüglich in ihr Zimmer zu bringen. Von einem schüttelnden Froste durchdrungen, ließ sich Emma durch ihrer Tante Vorzimmer führen, hoffend, daß diese sie in ihrem Kabinet besuchen würde, allein ehe sie dahin gelangt war, öffnete sich die Thür der Baronin, und ihre Mutter eilte herbey, sie in ihre Arme zu schließen. Die Freude wirkte hier wohlthätig, sie fachte die erloschene Lebenswärme wieder an, aber der zweyte Blick, den Emma auf die geliebte Mutter warf, zeigte ihr, daß ihre Ankunft nicht reine Freude verkünde. Bisher hatte die Zeit keine Mittel gefunden, ihre Rechte auf die Gräfin zu üben, jezt nahe am vierzigsten Jahre, konnte die Blühendste ihres Geschlechts sie nicht an Frische der Haut, an Schmelz der Zähne, an hoher Haltung übertreffen. So hatte Emma sie vor zwey Monaten bey ihrer Abreise verlassen, so schwebte sie vor ihr in ihrer liebevollen Phantasie. — Zehn Jahre schienen indessen an ihren Zügen genagt zu haben; Unruhe und Gram lagen auf ihrer Stirn, Sorge dunkelte den Umkreis ihres tief gesunkenen Auges. — „Mutter, Sie sind krank! rief Emma, die Reise machte Sie krank, Sie müssen sich sogleich legen.“ — „Laß jezt diese Kindereyen, antwortete die Gräfin, ich habe, ehe Graf Herbert zurückkommt, wichtige Dinge mit dir zu reden.“ — „Du tödtest sie, Schwester, wendete die Baronin ein; sieh, in welchem Zustande sie ist, laß sie sich auskleiden.“ Emma war durch der Mutter Anblick, ihr Wesen, ihre Worte so gespannt, daß sie der Tante zu widersprechen im Begriff war, allein ein Befehl ihrer Mutter bewog sie, in ihr Kabinet zu eilen, wo sie in größter Schnelle sich umkleidete, und dann sogleich zu ihrer Mutter zurück eilte. „Nun, meine Mama, nun darf ich Sie tausendmal willkommen heißen!“ rief sie, ihre Arme um sie schlingend, ihr zu. „Willkommen? das wünsche ich, denn in deiner Hand liegt mein Leben — schnell, ehe Herbert sich zudrängt — Emma, mein Gatte hat mich verstoßen, er fordert Scheidung von mir, als einer Verschwenderin, einer Spielerin, ich bin entehrt, ich bin gebrandmarkt vor den Augen der Welt.“ — Sie hatte sich in einen Sopha geworfen und bedeckte ihr Angesicht mit ihrem Tuche. Emma's Arme waren bey diesem schrecklichen Geständniß wie erstorben von der Mutter Schultern herab gesunken, sie stand unbeweglich, bleich wie eine Bildsäule, als die Thür schnell aufgerissen ward, und Graf Herbert herein eilte. Er wollte auf die Gräfin zueilen, als er Emma erblickte, voll Entsetzen sich zu ihr wendete, und sie, der eben die Sinne vergingen, in seine Arme auffaßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Schiffbruch auf einer englischen Küste.

(Beschluß.)

Ich war ungefähr eine Stunde lang umhergegangen, fern von dem Volke und dessen Gelärm, um den Anblick ohne Störung zu genießen, und war eben im Begriff, mich gänzlich zu entfernen, als ich einem Manne begegnete, der laut singend vorwärts taumelte, und mit einer Ernsthaftigkeit seine Schnippchen schlug, welche anzeigten, daß er sich nicht einen Strohhalm um die Welt bekümmere. Dieser Anblick erregte ein unangenehmes Widerstreben der Gefühle in mir, denn er war so wenig mit den schrecklichen Klippen, der furchtbaren Stimme des Meeres und den traurigen Zeugnissen von dessen Macht, die in meinem Wege lagen, übereinstimmend.

Im Laufe meines Weges stieß ich auf einen kleinen Haufen, der sich um ein großes Faß versammelt, und es sich in den Kopf gesezt hatte, dessen Inhalt zu kosten. Eine große Kanne ward zur Probe gefüllt und dem Vornehmsten dargereicht, der, obgleich schon ziemlich betrunken, doch noch etwas Bedeutendes zu sich zu nehmen vermochte. Er sammelte sich, wie es einem Kenner geziemt, nahm einen Schluck, und behielt ihn, mit seitwärts gelehntem Kopfe und tief berechnendem, bedächtigen Blick, eine Minute lang auf der Zunge, dann nahm er einen andern, und wieder einen andern, bis er endlich, dieses tropfenweisen Versuchens müde, sich auf einmal zu einer ernsthaften Probe entschloß, und, die Kanne mit beyden Händen haltend, einem Pferde gleich, zu schlürfen begann, und nicht eher aufhörte, bis ihm der Athem gebrach, worauf man ihm die geschüttelte Kanne aus den zitternden Händen nahm, und er mit unsicherer Stimme erklärte, es

sey Port. Die Kanne ward dann eins ums andere geleert und wieder gefüllt, bis die ganze Jury mit der einstimmigen Erklärung schloß, es könne nichts anderes seyn, als Port.

Man hatte zweyhundert Fässer Wein, wie man es nannte, geborgen, und unter diesen fand sich am Ende nicht eines, das nicht angezapft worden war. Es dauerte drey Tage, ehe die ganze Ladung unter Dach und Fach kam, und obgleich dieselbe nach dem ersten Tage gegen einen allgemeinen Eingriff gesichert war, so gab dennoch die Trunkenheit der Wächter so viele Gelegenheiten, daß man nicht einen Mann im Dorfe finden konnte, der ganz bey sich selbst gewesen wäre, so lange noch ein Faß da war. Nur ein Leben ward bey der Gelegenheit eingebüßt: ein Dragoner nämlich, ein hübscher, junger Mann, den man am Abend des ersten Tages hatte betrunken umher reiten sehen, ward am folgenden Tage mit seinem Pferde ertrunken am Gestade gefunden.

Gern möchte ich einige Entschuldigungsgründe für die Raubsucht finden, die auf unserer Küste herrscht. Vor noch nicht langer Zeit war das sogenannte Wracken oft von Grausamkeiten begleitet, deren sich Kosacken oder Malayen geschämt haben würden. Man begnügte sich dann nicht mit der Plünderung des Schiffes, sondern fiel über die unglückliche Mannschaft her, beraubte sie ihres kleinen Eigenthums, riß ihnen die Kleider vom Leibe, und wenn sie sich widersetzten, so tödtete man sie wol gar. Von solchen Barbareyen hört man, Gott sey Dank! heut zu Tage nichts. Ich habe mehrere Schiffbrüche auf mehrern Theilen der Küste gesehen, bemerkte aber nie eine Mißhandlung oder Grausamkeit gegen die Mannschaften. Im Gegentheil zeigte sich ein Jeder bereit, selbst diejenigen, welche bey einer andern Gelegenheit die ersten bey der Plünderung seyn würden, die größten Anstrengungen zu machen, um Menschenleben zu retten. In diesem großmüthigen Geschäft, welches sie ohne Hoffnung der Belohnung unternehmen, habe ich unter den spitzbübischen Küstenbewohnern solche Züge des edelsten Heldenmuthes und der persönlichen Hingebung gesehen, daß ich mich beynahe bewogen fühle, ihnen die gewöhnlichen Vergehungen ihres Handwerks zu verzeihen, wie ein Kritiker von Lord Byrons Korsaren sagte: Sie haben „jede Tugend unter der Sonne, außer gemeiner Redlichkeit.“ Das Schiff und dessen Ladung allein ist es, die sie mit feindlichen Augen ansehen, und selbst diese werden, bey dem bessern Gefühle, welches heut zu Tage unter ihnen herrscht, nicht eher verurtheilt, als bis sie eine gehörige Probe bestanden haben. So lange ein Fahrzeug zusammenhält, und noch ein Schiff genannt werden kann, so sehen sie es als das unbestrittene Gut des Eigenthümers an; sobald es aber zerbrochen und in Stücken längs des Gestades hin zerstreuet ist, so ist es nichts mehr — seine Eigenschaft ist für immer dahin. In diesem Stande der Auflösung betrachten sie allen Eigenthumsanspruch auf dasselbe als aufgelöst, und auf das wilde Element hinaus geworfen, und jedem Abenteurer hingegeben, welcher sich nicht vor der Meeresbrandung fürchtet. Sie fühlen nicht, daß in diesem Falle Plünderung grausam oder ungerecht genannt werden könnte: das Meer, sagen sie, hat all das Unheil angerichtet; wir nehmen nichts als was es uns zuzuwerfen für gut findet, und ob es Krebse oder Plattfische, oder Bohlen und Taue sind, so sind wir gleich unschuldig. Man möchte ihnen sagen, daß sich ein großer Theil zum Vortheil des Eigenthümers zusammen bringen ließe; aber es läßt sich nicht sagen, welcher Theil, und da sie wissen, daß ein großer Theil desselben wahrscheinlich vom Meere hinweggespült werden würde, so bilden sie sich ein, daß Alles, was sie retten können, billig ihr eigen ist. Ein gewisser Theil mag oder mag nicht gerettet werden — nichts ist zweifelhafter — und inzwischen liegt das Ganze so offen, so unbeachtet und unbewacht, so sehr wie etwas Verlornes da, daß sie nicht umhin können zu glauben, es gehöre einem Jeden, der es aufzuheben für gut findet. „Wir haben es gefunden,“ sagen sie, „und wo ist da das Böse?“ — Noch weniger können sie die Ansprüche des Grundherrn begreifen, dessen Rechte doch nicht weiter gehen können, als bis zur Grenze der hohen Fluth; sonst dürfte er eben so wohl auf die Naturerzeugnisse des Meeres als auf die von demselben ausgeworfenen Schiffstheile Rechte geltend machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende des lezt abgewichenen Jahres hat Italien zwey seiner vorzüglichsten Stegreifdichter, Bartolommeo Sestini und Francesco Gianni in einer und derselben Woche durch den Tod verloren. Sestini war von Pistoja gebürtig, welche Stadt auch der berühmten, einst auf dem Capitol feyerlich gekrönten Corinna ihr Daseyn gegeben hat. Er hatte dieselbe Laufbahn mit seiner Mitbürgerin eingeschlagen; aber früh schon schien er es ihr an Kenntnissen nicht weniger, als in der Kunst, womit er seinen Gegenstand behandelte, zuvorthun zu wollen. In seiner Kunst erzeigte er sich gleich anfangs in eben dem Maße ruhig und bescheiden, in welchem Andere kühn und sogar verwegen einherschreiten. Alles, was er sagte, entwickelte sich ganz natürlich aus dem Thema, welches man ihm zu behandeln aufgegeben hatte. Von jenen seltsamen Abschweifungen, oder Excursen, die man, außer dem Improvisatore von Profession, nicht leicht Jemanden zu gut hält, war in seinen Vorträgen nichts zu finden. Im Gegensatze mit so Manchem, der durch seine Leyer seine eigene Ehre eben so wenig fördert, als die seiner Mäcenaten, liebte er sein Vaterland, und unter seinen vom reinsten Gefühle eingegebenen Versen sah

man nicht selten Thränen sein Auge befeuchten; daher denn auch die Tugend, die sein Inneres erwärmte, von ihm auf seine Zuhörer überging. Unter seinen Landsleuten fing man an, ihn als einen zweiten Tyrtäus zu bezeichnen. Aber durch die Zeitumstände gedrängt hielt dieser zweyte Tyrtäus es für gerathener, den heimathlichen Boden zu meiden und in Frankreich eine Zufluchtsstätte zu suchen. Er sang zu Marseille und zu Paris. Freunde und Bewunderer sammelten sich bald um ihn. Der letzte Gegenstand seines Gesanges war Pythagoras, in dem Augenblicke, wo sich, indem die Akkorde der Hammerschläge einer Schmiede in sein Ohr tönen, der Gedanke von den Gesetzen der Harmonie in ihm erzeugt. Wäre nicht der größere Theil der Bilder, deren er sich beym Improvisiren über einen so schönen und so schwierigen Gegenstand bediente, den Umständen des Augenblicks und dem Hause, wo er seinen Vortrag hielt, entnommen gewesen, so hätte man sie ohne anders für das Ergebniß eines längern Nachdenkens halten müssen. Von da an wollte es mit solchen Proben seines Talentes, das er jedoch auch auf andere Weise zu Tage legte, nicht mehr gehörig von Statten gehn: denn schon litt er an den ersten Anfällen einer Gehirnentzündung, die ihn binnen wenigen Tagen seinen Landsleuten und Freunden entreißen sollte. Alle seine Freunde, unter diesen letztern Franzosen und Italiener — sie waren insgesammt Künstler oder philosophische Literateren und im Stande, Sestinis Verdienste zu würdigen — fand sich nicht Einer, der ihm nicht seine Bewunderung zollte. Vielfältige und lebhafte Wünsche, ihn noch einmal zu hören, veranlaßten ihn zu einer letzten Anstrengung. Was er da noch vernehmen ließ, waren Worte des Schmerzes über das Schicksal seines Vaterlandes und über die Annäherung des, wenn auch in einem gastfreundlichen Lande, doch fern von der Heimath ihn überschattenden Todes, dessen Vorgefühl er schon seit einer Zeit im Herzen trug. Dieß war sein Schwanengesang. Wenige Tage und Sestini lebte nicht mehr. Er starb zu Paris am 11. November, nicht ohne die Liebe und treue Sorgfalt aller seiner Bekannten während seiner Krankheit in reichem Maße genossen zu haben. Ihm folgte im Tode am 17. desselben Monats und in derselben Stadt sein älterer Kunstgenosse Francesco Gianni. Zu Rom 1759 geboren, hatte dieser Dichter, über dessen Talent bey Franzosen und Italienern nur eine Stimme ist, einen Theil seiner poetischen Laufbahn bereits durchlaufen, als Sestini erst in dieselbe eintrat. Gianni liefert einen der sprechendsten Beweise, wie viel das italienische Klima bey denen vermag, die sich dem Dichten aus dem Stegreif widmen wollen. Er sollte nämlich seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein Schneider werden, und arbeitete schon wirklich in einer Werkstätte zu Rom. Hier pflegte er, indeß er die Nadel führte, häufig Verse zu improvisiren, ohne sich selbst bewußt zu seyn, daß dieß ein Talent sey. Bald machte er sich den Römern unter der Menge seiner Handwerksgefährten bemerkbar, und trat aus der Bude heraus, um in dem Ehor der Dichter Platz zu nehmen. Auf ähnliche Weise war Gelli Strumpfwirker und Literator in einer Person gewesen, und eben so wandelte einst der junge Trepasso sich in einen Metastasio um. Leider war Gianni nicht im Falle, gleich den gedachten Männern, mehr oder minder regelmäßige Studien zu machen; ein Mangel, der fortwährend auch in seinen vorzüglichsten Produkten auffiel. Was hingegen alle seine Unvollkommenheiten vergessen ließ, war die Begeisterung, von der er sich durchdrungen fühlte, wenn er improvisirte. Selbst ein Bewunderer des Ariost, und mehr noch des Dante, ward auch er, hauptsächlich seiner Versificationen wegen, eigentlich bewundert. Seine poetischen Vorträge waren so reich, gedrängt und in einem solchen Grade darstellend, daß sie das Resultat eines langwierigen Studiums zu seyn schienen. Singen war seine Sache nicht, und überhaupt besaß er auch nicht einen jener äußern Vorzüge, welche den Improvisatoren oftmals zum Deckmantel ihrer Gebrechen dienen müssen. Bey Gianni war es einzig der Zauber der Verse, welcher seine Zuhörer hinriß. In dieser Beziehung hat noch kein Stegreifdichter eine höhere Stufe erreicht. Seine Verse werden häufig wieder gelesen, und oft muß man beynahe zweifeln, ob sie improvisirt seyn. Mit demselben Feuer, das Gianni unter verschiedenen Umständen seines Lebens zu Tage gelegt, gab er sich in seinen letzten Jahren an die Devotion hin.

— Auf seinen Reisen durch Sizilien hat der Naturforscher Brocchi neben andern auch auszumitteln gesucht, was es mit dem, aus so häufigen, doch insgesammt mehr oder minder unrichtigen Anführungen bekannten Panphyton Siculum für eine Bewandniß habe. Es ist diese Naturgeschichte von Sizilien die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit des im Jahr 1710, in einem Alter von 51 Jahren verstorbenen Franziskaner-Mönchs, Franz Cupani, eines der berühmtesten Botaniker seines Zeitalters. Nach seinem Tode stand sein weitläufiges Werk in Gefahr, geraubt oder verschleudert zu werden. Herr Brocchi hat zwey Exemplare desselben aufgefunden und genau durchgesehn. Das eine steht in der Jesuiten-Bibliothek zu Palermo, das andere in der öffentlichen Bibliothek zu Catanea. Ein drittes, glaubt er, sey nach England übergegangen. Die berühmtesten Botaniker haben dieses Werkes, obwohl mit wenig Genauigkeit, auf die Autorität des Sizilianischen Biographen Mongitore hin Erwähnung gethan. Die Fehler, welche sich Linné, Seguier, Haller u. a. m. in dieser Hinsicht haben zu Schulden kommen lassen, macht Herr Brocchi bemerkbar: die beyden, ihm zu Palermo und Catanea zu Gesichte gekommenen Exemplare führen die Jahrszahl 1713, nicht 1714 oder 1717, wie man überall gemeldet hatte, auch haben sie ein ganz ungleiches Titelblatt. Das Werk sollte etwa 700 Abbildungen enthalten. Das Exemplar der Jesuiterbibliothek enthält deren 654, die nicht beziffert und in drey Bände vertheilt sind. In dem Exemplare von Catanea finden sich 658 Abbildungen. Sie sind anders geordnet, als in jenem, und in zwey Bände vertheilt. Herr Brocchi hat auch noch hier und da mehr oder weniger unvollständige Fragmente des gedachten Werkes vorgefunden; die in den Jahren 1714 und 1717 angekündigte Ausgabe war von Vincenz Bonanni, einem Schüler des P. Cupani, unternommen worden. Sie ist nichts weniger als selten, aber sehr unvollständig und enthält nur 188 Abbildungen, die, vermuthlich um das Plagiat zu decken, in einigen Kleinigkeiten von den Cupanischen abweichen. Aus den beyden Exemplaren von Palermo und Catanea aber, glaubt der gelehrte Reisende, müßte sich das wahre und eigentliche Panphyton des Pater Cupani, d. h. eine Naturgeschichte der in Sicilien und seinen Umgebungen sich vorfindenden Thiere, Pflanzen und Mineralien zusammenbringen lassen, deren Herausgabe dem Lande und dem Verleger eben so viel Ehre als den Freunden der Naturwissenschaften Nutzen bringen würde.

Ein Lustspieldichter, der immer größern Beyfall findet, und es bald allen seinen Vorgängern, italienischer Abkunft scheint zuvorthun zu wollen, ist Hr. Albert Nota. Ein neues Stück aus seiner Feder: Il Bibliomaniaco, ist im Laufe des Octobers zu Genua von der königlichen Schauspieler-Gesellschaft mit großem Beyfall aufgeführt worden. Sachkundige Beurtheiler wollen in ihm einen Nachfolger und Nebenbuhler des berühmten Goldoni erblicken.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 146.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Juni 1823.

Liebe, du der Menschen göttlichster Verstand,
Die des Unglücks Stürme siegend überwand,
Die im Unglück fester Herz an Herzen band,
Knüpfe Seel' an Seele, knüpfe Hand in Hand.
Herder.

Loose der Liebe.

Von J. R. Wyß.

1.

Falsche Liebe schmeichelt viel;
Bessre treibt kein solches Spiel;
Doch der besten tief Gefühl
Strebt durch Tadel oft zum Ziel.

2.

Herzen, die sich stets verschanzen,
Sind der Schanze nicht immer werth.
Herzen, die sich nie verschanzen,
Sind der Schanze wol nimmer werth.

3.

Immer Geben, und niemals Geben,
Beydes tödtet der Liebe Leben.

4.

Liebe, die durch's Auge kam,
Oft durch's Ohr den Abschied nahm.

5.

In welcher Kunst, sag' an, ist gleich das erste Stück
Vor allen andern aus ein wahres Meisterstück? —
„Ey, in der Kunst, die nie kein Meister g'nug beschrieben,
„Kein Meister g'nug beschreibt, der schweren Kunst zu lieben!"

6.

Amor, der durch's Auge kömmt, ist ein starker Gast,
Amor, der durch's Ohr dir kam, unbezwinglich fast.

7.

Der stürmendste Herr im gebrechlichsten Haus; —
Wie legst du genügend das Räthsel mir aus? —
„Gott Amor ist's mit Lust und Schmerzen
„In zarter Jugend zartem Herzen!"

8.

Bis endlich die Zeit das Lieben vertreibt,
Vertreibt am schönsten das Lieben die Zeit.

9.

In unsrer Zeit der Surrogate
Ward auch für's Lieben eins erdacht;
Man liebelt, höfelt, schmeichelt, heuchelt,
Bis man ein Herz verliebt gemacht.

10.

Vom schönsten Bilde, merk's! die schnödeste Copey
Ist, wo für Liebe spielt herzlose Liebeley.

11.

Ein jedes Blümlein stammt von Seinesgleichen ab;
Drum wer da Liebe will, schau, ob er Liebe gab!

12.

Wahre Lieb' ist, die sich gleicht,
Wahre Lieb' ist, die nicht weicht,
Wenn sie Alles, wenn sie Nichts, wenn sie Weniges erreicht.

Ueber die Gletscher in Justedalen und die Lodalskaabe.

Von G. Bohr, Astronom in Bergen *).

(Uebersezt aus der norwegischen Zeitschrift Blaudinger, erster Jahrgang, viertes Heft, von Dr. Carl Naumann.)

Die Reise zur Lodalskaabe, dieser höchsten Felskuppe auf dem größten, schönsten und furchtbarsten aller bis jezt in Norwegen bekannten Gletscher zwischen Justedalen in Indre-Sogn und Olden in Nordfiord, kann entweder vom Ende des Lysterfiordes oder von Goupne aus unternommen werden. Der Verfasser wählte den ersten dieser beyden Wege, wiewol er wirklich im Sommer der beschwerlichere ist. Durch das ziemlich wohl angebaute Dahlsthal, einem Zweige von Lysters milden Thalstrecken, welche Flora und Pomona so reichlich gesegnet haben, gelangt man nach Storhouge, eine Meile vom Lysterfiord. Dreyviertel Meilen weiter erreicht man den malerischen höchsten Punkt des Weges nach Justedal, 2513 rhein. Fuß über der See, und bald nachher einen von der Natur gebildeten Ruheort, Stöckfellen genannt (948 Fuß). Schon hier begann das von stolz aufragenden schneebedeckten Gebirgsmassen eingeschlossene Justethal seine hinreißenden Naturscenen zu entfalten; freudig eilt deßhalb der Wanderer hinab in die Thaltiefe, wo die Natur so viele pracht- und schreckenvolle, so viele reizende und liebliche Situationen zusammenstellte. Unten fließt ein bedeutender Gebirgsstrom, von Gebüsch umschattet, zwischen schönen mit Korn und Gras bewachsenen Ufern; ist man ihm eine gute halbe Meile weit aufwärts zwischen finstern, nackten, Verderben drohenden Klippenwänden, zwischen grünen Thalgehängen mit einzeln zerstreuten Gehöften gefolgt, so kommt man zu Justedals Kirche, 621 Fuß hoch.

Zwischen den Höfen Kiervig und Kleppe im Kregethal, oberhalb des Pfarrhofes, begrüßen den Wanderer von der Höhe der Kjerdalsklippe fünf kleine Wasserfälle, welche sich bald in ihrem Falle zu einem einzigen vereinigen. Wo dieser Hauptfall unten auf die Felsen aufschlägt, da wird die Luft gegen sie gepreßt, wodurch sich das Wasser wie mit schäumender Wuth emporrafft, um in tausend Thautropfen in der Atmosphäre zu zerstieben und fortgeführt zu werden. Dieser Wasserfall stürzt doch nicht so senkrecht von der Höhe, wie der Fejumfoß **) bey Lyster, wie der Wasserfall in Närden, und der Brattefoß im Ekethal in Ous Kirchspiel, welcher lezterer in einer einzigen zusammenhängenden Wassersäule von 224 Fuß senkrechter Höhe niedergeht.

Oberhalb des Hofes Kregen schimmert schon die erste gewaltige himmelblaufarbige Eismasse, der Versetgletscher, herab, ein Arm von Lodals ungeheurer Eiskuppel; sein niedrigster Rand liegt 1440 Fuß über der See. Wo das Kronthal, das Kregethal und das Melvirsthal zusammentreffen, da ist eine sehr reizende und malerische Gegend, reich an allen den eigenthümlichen Schönheiten, welche die niedern Alpenstrecken zu schmücken pflegen. Alles, was die Natur hier schafft und bildet, ist sprechend und bezeichnend. Etwas weiter östlich und aufwärts im Melvirsthal läuft der Weg bey einer zweyten majestätischen Eismasse, dem Nygaardsgletscher, vorbey, dessen unterster Rand 1063 Fuß hoch liegt, und der weit bedeutender und furchtbarer in seinen Wirkungen war, als der Versetgletscher.

Zu der Herren Leopold v. Buch und Professor Smith's Beschreibung über diese beyden Gletscher erlaube ich mir folgenden Auszug aus dem Gerichts- und Justiz-Protokoll von Indre-Sogn hinzuzufügen, welches sich in Nordre Bergenhuus's Amtsarchiv befindet:

„Auf dem Gehöft Verset im Kronthale waren 1742 „am 21. August der Sorenscriver und Vogt nebst sechs „ernannten Zeugen zugegen, um den Schaden zu unter„suchen, welchen der Gletscher dort verursacht hatte. Sie „fanden, daß sich das ganze Eisgefild 880 Fuß von Ver„sets Gebäuden zwischen zwey Gebirgswänden in einer „Schlucht, Tustesklar genannt, heruntergedrängt hatte. „Dieser Gletscher kommt von Norden, und richtet seinen „Lauf nach Süden, gegen den Berg Höineppen. Zwey „alte Männer sagten aus, daß der Gletscher in ihrer Ju„gend noch ganz oben in Tustesklar sich verhalten habe, „aber seit den lezten zehn Jahren ungefähr 600 Fuß herum„hergerückt sey. In der Breite hatte er 1680 Fuß zuge„nommen. In Westen schräg über sind Gebirgsabhang und „Feld von oben bis zum Bach vom Gletscher bedeckt. Ver„setgaard war folgergestalt fast ganz seines Acker- und Wie„senlandes beraubt. Das noch unversehrte Feld war ganz „grün, nur wenig Korn hatte Aehren angesezt, die noch „unreif waren bey dem kalten Luftzug, welcher vom Glet„scher jezt mehr als ehemals herabwehte, und bey seiner „durch das Herabschreiten immer größern Nachbarschaft, „wodurch das Korn in heitern stillen Nächten wegfror. „Auch die Wiesen waren eben so, wie durch allzu große „Hitze ausgedörrt, unfruchtbar, nur mit wenig schlechten „Halmen bewachsen. Außerdem waren vor achtzehn Jah„ren alle Gebäude des Gaardes von zwey Schneelauinen „fortgerissen, und jezt aufs neue an andern Plätzen erbaut „worden."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Justethal bildet ein Kirchspiel im nördlichen Bergenstift in Norwegen, in der Vogtey Indre-Sogn.
Anm. des Uebers.

**) Foß heißt Wasserfall. Field Gebirg; die Fejumfoß fand ich durch barometrische Messung an 600 Fuß, den Brattefoß bey Etehalen 280 Fuß hoch.
Anm. des Uebers.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Der Sturm war zu heftig, zu vielseitig gewesen für Emma's schon erschüttertes Wesen. Herbert sah sich von dem seligen Hafen, in den er das geliebte Geschöpf gesichert zu haben glaubte, wieder zurückgeschleudert auf das Meer der bängsten Sorgen. Von dem unseligen Abend an, wo die empörten Elemente ihren Körper, und ihrer unglücklichen Mutter Ungestüm ihre Seele getroffen, hatte die Todesfreudigkeit von ihrem Gemüth Besitz genommen, und ihre Gestalt belehrte auch den Kurzsichtigsten davon — belehrte ihn und durchdrang ihn mit Wehmuth! Sie sahe nicht krank, sie sahe nicht hinfällig aus, nur vergeistigt. Man erwartete von ihr kein Leben mehr, empfand aber ihre Gegenwart, ihre Nähe als eine beglückende Erscheinung, dankte ihr jede Stunde, die sie der Gesellschaft schenkte, und indeß sie nur beschäftigt war, an andern Theil zu nehmen, steigerten sich alle ihre Umgebungen unvermerkt in ihrer Nähe zu einer moralischen Höhe, in der es ihnen wohl war, wie in einem beglückenden Traume. Die wenigen Tage, welche Emma mit ihrer Mutter und Tante noch in Eger zubrachte, pflegte Graf Herbert die schmerzlich-süße Täuschung, daß seine Heyrath sogleich nach der Ankunft in Oderau vor sich gehen sollte, von dort hoffte er durch einen schnell gefaßten Entschluß seine junge Freundin nach der Provence zu entführen — gelang ihm dieser Plan, so hoffte er zuversichtlich, sie dem Leben wiedergeschenkt zu sehen. Er wußte nicht, was seine arme junge Freundin in diesen Tagen litt; denn bis jezt hatte er von den Ursachen zu ihrer jetzigen Unpäßlichkeit nur ihre unvorsichtige Landparthie erfahren, die Gräfin hoffte noch immer ihm einen Theil der Krise, welche ihr Schicksal in Berlin erfahren hatte, bis nach seiner Verbindung mit ihrer Tochter verbergen zu können, und drang deßhalb ohne Aufhören auf die baldige Abreise nach Oderau. Emma's Betragen gegen den Grafen nahm im Innern des Familienkreises täglich an Befangenheit zu, dieser schrieb es der jungfräulichen Scheu eines kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchens zu, das erst jezt die ihr bevorstehende Verbindung in all ihrem Ernste zu empfinden begönne, um so mehr, da ihr Bemühen ihm Vertrauen zu zeigen, da ihre Uebereinstimmung in seine Ansichten, ihre freudige Theilnahme an seinen Grundsätzen, ihm die Harmonie ihrer beyder Seelen immer mehr darthat. An dem Abende, welcher der Abreise vorher ging, sagte sich Emma von einem kleinen Gesellschaftszirkel los, und bat in einem Augenblicke, wo sie der Aufmerksamkeit ihrer Mutter entging, den Grafen, die Gesellschaft bald zu verlassen, und ihr den Abend zu schenken. Diese Gunst beglückte ihn unendlich, er eilte, sobald er die beyden ältern Damen in den Zirkel eingeführt hatte, zu der ihn ängstlich erwartenden Emma zurück.

Die Gräfin war eines der schönsten und gebildetsten Mädchen ihrer Zeit gewesen; ihre Mutter hatte ihre sorgfältige Erziehung zu einer der Luxusausgaben gemacht, die sie, bey dem frühen Tode ihres Mannes, als verarmte Wittwe zurückließ. Baron Anberg ward, nachdem er sich vom Kriegsdienst zurückgezogen, von ihren glänzenden Eigenschaften bezaubert, er erkannte aber auch ein wohlwollendes Herz in ihr, und ehrte die kindliche Zärtlichkeit, mit welcher sie, indem sie ihm ihre Hand gab, die Freude ihrer Mutter, ihr einziges Kind so wohl versorgt zu sehen, ohne Hehl für den mächtigsten Grund, bey der Zusage ihrer Hand, eingestand. Baron Anberg war sehr reich, eine englische Mutter, deren Familie zum Handelsstande gehörte, hatte in frühern Zeiten seinen Ansprüchen vielen Schaden gethan, später, wie die Begriffe im Fortschreiten waren, kaufte er durch ihr Vermögen Güter, die von keinem Lehn- und Fideikommiß belästigt waren, mit der Freyheit, sie, wem er wolle, zu hinterlassen. Er wendete seinen Reichthum edel an, hatte seinem alten Namen durch Anstand in der Hauptstadt und Gastfreyheit auf seinen Gütern seinen Glanz wiedergegeben, hielt aber fest darauf, Ordnung mit der Fülle zu verbinden. Das waren aber leider Lebensansichten, die seine junge Gemahlin, bey der sorgfältigsten Erziehung, nicht gelernt hatte, zu der auch jezt die Gesellschaft ihrer Mutter sie nicht anleitete. Unerachtet des reichen Nadelgelds, welches er seiner Gemahlin ausgesezt hatte, unerachtet der zahlreichen Geschenke, die er ihr außerdem machte, wurden dem Grafen von Zeit zu Zeit ungeheure Rechnungen für gänzlich werthlose und noch unnüßere Spielwerke des Luxus gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im May.

Die eben erschienene Erzählung „Ada Reis" (3 Bändchen) soll eine Satyre auf lebende Personen seyn, wirkliche Vorfälle erzählen, die vormalige Gattin eines berühmten englischen Dichters zur Verfasserin haben — Gründe genug, ihr den Eingang in jedes elegante Kabinet unserer Modewelt zu bahnen. Näher betrachtet ist diese Erzählung nichts anderes als ein unzusammenhängendes, aus fremdartigen Theilen zusammengesezes Machwerk, wie es deren viele gibt: etwas Geist und Laune, romantische Sentimentalität, von der sich nicht sagen läßt, ob sie spottet und parodirt oder Ernst macht: etwas Yathek und Voltaire, Scott und Arlincourt: Wirklichkeit und Dichtung so vermengt und ineinander gekettet, die Charaktere so gemein oder ungemein, und manche Einzelnheiten so gedehnt, daß man das Buch mit Mühe zu Ende liest. Die Verfasserin sagt in der Einleitung, ihr Zweck sey, zur Tugend (der Geduld vielleicht?) zu leiten und vom Laster (des Romanenlesens?) abzuschrecken: und das ist lobenswerth. In derselben Einleitung empfiehlt sich die Verfasserin durch die bemerkenswerthe Versicherung: „daß sie unerfahren sey selbst in den gewöhnlichen Regeln der Compositien eines Romans." — Ein seltsamer Grund, einen Roman zu schreiten! — Anecdotes of the Spanish and Portuguese Re-

volutions, mit einer Einleitung und Noten von Eduard Blaquiere, Esq. Spanien war stets eines der anziehendsten Länder Europa's. Von der ersten Periode seiner Existenz als Nation bis auf den heutigen Tag, durch alle die Wechsel seines Schicksals, seiner Kraft und seiner Schwäche, seines Ruhms und seiner Erniedrigung, ist die Geschichte Spaniens, obgleich oft traurig, stets anziehend gewesen. Es war eine Zeit, wo Europa sein Uebergewicht anerkannte, und wo ein spanischer König sich stolz rühmen konnte, daß die Sonne in seinen Reichen nie untergehe. Spanien war die Geburtsstätte des Ritterthums und des Gesanges. Die alte Größe dieser Nation kann nie ganz untergehen. Große Züge aus ihrem Gesammtleben müssen jedes edle Gemüth ansprechen und wir öffneten erwartungsvoll das vor uns liegende Büchlein. Es enthält eine Sammlung von Briefen, in den Jahren 1820 bis 1822 von dem Grafen Peccio (in der literarischen wie in der Geschichte der letzten Zeit hinlänglich bekannt) geschrieben und an eine junge Engländerin, Lady Jane Harley, gerichtet. Die Briefe sind geistvoll und enthusiastisch, aber nicht frey von mancher irrigen Ansicht. Der Werth des Werkes ist sehr erhöht worden durch die Einleitung und die Bemerkungen des Herausgebers. Am interessantesten erschien uns des Verfassers Darstellung der Sitten Spaniens und des Charakters der einzelnen Länder. Erfreulich ist sein Bericht über das Sinken des Aberglaubens. „Blinde Leichtgläubigkeit und ausschweifender Fanatismus waren Jahrhunderte hindurch der große Vorwurf, den man den Spaniern machte: der Aberglaube war in Spanien die Ursache des moralischen und politischen Verfalls des Staates. Es sind jezt, sagt unser Verfasser, nicht halb so viele Madonnen, Heilige, Engel und Teufel in den spanischen Städten zu finden, als zu Florenz, Genua, Mayland, Neapel und Venedig; nicht halb so viele Sanctuarien, Kreuze und Bethäuser als an den Neben- und Hauptwegen der Lombardei, und man zählt hier nicht halb so viel Rosenkränze wie in Italien. Die Konstitution, die so vieles zu dieser Reform beytrug, hat nichts desto weniger die katholische Religion für die einzig wahre (la unica verdadera) erklärt. Die Cortes scheinen bedacht zu haben, daß der Uebergang von einem absoluten und grausamen Aberglauben zu einer ausgebreiteten und liberalen Toleranz stufenweise geschehen müsse." Riego's Portrait (S. 102) ist mit lebendigen Farben gemalt. — Other Times, or the monks of Leadenhall (Andere Zeiten, oder die Mönche von Leadenhall), von dem Verfasser der Lollards (3 Bde. 12.). Der Verfasser dieser Novelle aus der Zeit Heinrichs V. bemerkt in der Vorrede mit Recht, daß der Schriftsteller, der Begebenheiten, Meinungen oder Sitten einer vergangenen Zeit schildert, sich nicht ohne Mühe in die Einzelnheiten einweiht, welche sich auf den frühern Zustand der Gesellschaft beziehen und zu seinem Zwecke nothwendig sind. Hat er dieß vollbracht, so ist er in nicht geringer Gefahr, seine Leser durch eben das abzuschrecken, was er sich mühsam erworben hat. „Die Hauptcharaktere, sagt der Verfasser später, sind erdichtet, aber manches andere ist aus den Chroniken früherer Zeiten geschöpft, und wer diese kennt, wird nicht übersehen, daß viele der anziehendsten Scenen aus der Geschichte unsers Landes entlehnt sind." Aus dem Angeführten läßt sich der Charakter des vor uns liegenden Werkes erklären, das einen Schriftsteller zum Verfasser hat, der als historischer Novellist populär geworden ist und geschickt in seine Dichtungen Gemälde der Sitten und Charaktere früherer Zeiten einzuweben versteht. Darin besteht auch das hauptsächliche Verdienst der „Other Times;" aber er verdient auch Lob durch die Art, wie er diese an sich verschiedenen Gegenstände zu einem Ganzen zu vereinigen weiß. Die Verwicklung ist gut; aber in den Nebenzügen verfehlte der Verfasser oft, der Natur getreu zu bleiben und Gefühle wie Situationen erscheinen daher gezwungen. Wir würden dieses Werk sicher stellen, wenn die innern Triebfedern, das Wirken des Gemüths, aus dem die erzählten Vorgänge fließen, mehr entwickelt wären. Dafür verdienen die moralischen und historischen Gemälde, denen wir hier und da begegnen, das höchste Lob. Eine Wallfahrt zu dem Grabe des h. Thomas zu Becket ist bewundernswürdig; nicht weniger die Erzählung von dem Aufstand im Norden von England wegen der Unterdrückung der Klöster. Die wunderbare Art, wie der Herzog von Norfolk, der diesen Aufstand dämpfte, von dem Schaffot gerettet wurde, ist vortheilhaft zur Entwicklung der Katastrophe benüzt worden. Der Verfasser hat die Ausschweifungen der Mönche und Nonnen vielleicht mit zu düstern Farben geschildert, und ist den Berichten der Feinde der Klöster, die sich durch ihre Schätze bereicherten, zu gläubig gefolgt. — The Lucubrations of Humphrey Ravelin, Esq. Ein Krieger zieht sich, müde des irren Lebens, auf das Land zurück, um friedlichen Nachbarn und Freunden die Großthaten vaterländischer Krieger zu erzählen. Wir zählen in dieser Sammlung von Erzählungen mehrere sehr gelungene Skizzen. Das Gemälde des Lebens und der Sitten der englischen Soldaten in Westindien ist düster, aber, wir fürchten, treu gehalten. Die Abschnitte über „Modern Extravagance" und „Charity„ sind aus der Feder eines Mannes geflossen, der das Leben mit einem weisen Auge angeschaut hat. Die Beobachtungen sind wahr und die Bemerkungen genialisch oder gesund. Eine fröhliche Laune und Gutmüthigkeit charakterisiren den Ton des Ganzen. Die Erzählungen schreiten lebendig und in wechselnden Farben fort und erfreuen durch die frische Wärme des Gefühls, durch die Zartheit der Empfindung und durch einen reichen Gedankenstoff. — Specimens of Russian Poets with introductory Remarks (Proben russischer Dichter mit einleitenden Noten) von John Bowring, zweyter Theil. Herr Bowring ist als ein fleißiger Literator bekannt, als Kenner der neuen europäischen Sprachen geschäzt und als geistreicher und gemüthlicher Uebersezer in England geliebt. Wir haben des ersten Theils dieser Sammlung russischer Dichterproben in einem unserer frühern Berichte mit der verdienten Anerkennung gedacht, und freuen uns, die Fortsezung dieses interessanten Werkes anzeigen zu können. Der Herausgeber hat den Charakter der russischen Lieder anziehend geschildert; wir heben eine Stelle aus: „Eine Menge russischer Gedichte bezieht sich auf die frühere Geschichte dieses Landes oder schildert die besondern Sitten und Gebräuche dieser Nation. Niemand wird die russischen Nationallieder ohne Interesse lesen oder hören. Diese sind die Poesie des Volkes. Es sind Fragmente, deren Verfasser namenlos oder unbekannt geblieben waren: sie sind die Freude der Landleute, ihr Trost in der traurigen Oede ihres Winterlebens und pflanzten sich von Mund zu Mund viele Generationen hindurch fort. Sie sind keine Gegenstände für die Kritik; die Kritik erreicht sie nicht: Niemand wird die Jünglinge und Mädchen der Dörfer überzeugen können, daß das Metrum falsch und die Melodie übelklingend sey. Die Form der Versifikation ist zuweilen roh und unregelmäßig, aber sie macht einen Theil ihres originellen Reizes aus. Ich hörte diese Lieder in den hölzernen Hütten des Landmanns singen und tauschte ihnen mit Entzücken, wenn der Bauer mich auf seinem Schlitten über den gefrornen Schnee dahin wirbelte. Die rohe Gesangsweise, oft freundlich heiter, oft klagend klingt noch immer in meiner Seele wieder." — Der Dichter, von denen der Verfasser Proben gegeben hat, sind sechszehn: Zhukowsky ist der populärste unter den neuern russischen Barden. — Lady Morgan ist im Begriffe, die Aufmerksamkeit des Publikums aufs neue in Anspruch zu nehmen. Das neue Werk, dessen Erscheinung mit Begierde erwartet wird, gehört nicht in die Klasse derjenigen literarischen Erzeugnisse, in denen sie sich bisher mit so vielem Erfolg versuchte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Nr. 49.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Juni 1823.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Karlsruhe, im Mai 1823.

(Beschluß.)

Murel (K. bayrischer Hofmaler, gegenwärtig in Karlsruhe) drey Bildnisse. Wenn die historische Malerey, durch eine glückliche Zusammenwirkung von Umständen, sich von der Leine des sogenannten akademischen Studiums *) losgemacht und einen erfreulichern Schwung genommen hat, so kann man dieß doch nicht von der Bildnißmalerey sagen, und es ist lange her, daß man den großen historischen Styl im Portrait nur noch selten findet. Der Künstler ist hier allerdings auf eine bestimmte Individualität hingewiesen, aber gewöhnlich übersieht er die wesentlichen charakteristischen Formen des menschlichen Kopfs, und begnügt sich mit den wandelbaren Modificationen derselben, wodurch denn eine oberflächliche, vorübergehende Aehnlichkeit erreicht wird, die — wenn nun noch die Wirkung recht freundlicher Lokaltöne hinzukommt, das große Publikum bestickt. Allerdings ist das Porträt keine leichte Aufgabe; es ist hier der Moment der Ruhe, nicht der leidenschaftlichen Bewegung gegeben, die den Charakter alteriren würde. Allein bey gar vielen Menschen giebt es nur Augenblicke, Situationen, in denen der Charakter bestimmt hervortritt, dann erhebt sich der, oft schlummernde, oft niedergedrückte Geist; Mund, Auge, Wangen, die Oberfläche der Stirne werden belebt; jeder Zug des Antlitzes gewinnt seine wahre Gestalt. Ein einziger Gedanke, ein einziges Gefühl kann dieß Wunder hervorbringen. Wenn nun aber dem Porträtmaler oer physiognomische nicht der pathognomische Ausdruck obliegt, die Darstellung des Charakters, nicht irgend eines Gemüthszustandes, so ergiebt sich schon aus obigen Bemerkungen die Schwierigkeit für den Künstler, und wie nun, wenn sein Unstern ihm oft alltägliche Leerheit und Gemeinheit in den Weg führt! Daß Hr. Murel den Styl und das Wesen des Porträts begriffen habe, davon sahen wir an seinem eignen Bildnisse den schönsten Beweis. Es ist bestimmt, klar, lebendig, mit festem Pinsel gemalt und in allen Theilen geistreich ausgeführt. Die beyden Prinzessinen von Bayern machen ein gar anmuthiges Bild. Das dritte schien noch nicht ganz vollendet.

Prof. Reinermann in Frankfurt. Eine Gebirgslandschaft. Nicht ohne Verdienst.

Sophie Reinhard (in Karlsruhe). Markgräfin Anna von Baden speist Arme und theilt Arzneyen aus. — Komposition nach Aloys Schreibers Gedicht: Beruhigung an Frida. Das Leben mit seiner Bedeutung macht den Stoff aller Kunst aus. In tausend Strahlen und Tönen bricht sich der unendliche Strom, und schäumt bald auf in brausenden Wogen, fließt bald scherzend zwischen heitern Gestaden hin, und die Blumen der Erde und die Sterne des Himmels spiegeln sich in seiner ruhigen Flut. Viele ergötzen sich am wechselnden Spiel dieser Erscheinungen; einige aber fassen den ernsteren Sinn derselben auf, und gestalten sich eine eigene Welt in ihrem Gemüthe, in die sie das Bessere aus der Vergangenheit und Gegenwart herüber ziehen. Geschieht dieß nicht aus sentimentalem Trübsinne, sondern mit einer Art religiösen Gefühles, so wird dieses hier wieder ein poetisches, in welchem sich weniger das Leben als dessen Bedeutung reflectirt. Die sinnige, geistvolle Künstlerin, deren wir jezt erwähnen, mußte uns diese Bemerkung an die Hand geben, da sie zu ihren Kompositionen immer neue Gegenstände wählt, in denen eine interessante Beziehung liegt. Die beyden ausgestellten Bilder sind schön gedacht und zart empfunden. Die rührende Geschichte von der Markgräfin Anna, welche ihre einsamen Wittwentage durch Wohlthun erheiterte, ist recht gut erzählt, und man muß eben sowohl die Erfindung der einzelnen Figuren loben, als die Zusammenstellung und den Ausdruck derselben. Ein tiefes Gemüth spricht aus dem zweyten Gemälde, dessen Idee in folgenden Versen liegt:

Mag im Strom versinken alles Leben,
Gottes Geist wird auf dem Wasser schweben.

*) Dem wir übrigens seinen Werth lassen. Man muß die Sprache und die poetischen Formen kennen, bevor man dichten will, aber beyde machen noch den Dichter nicht. So ists auch in der Kunst.

Die Ruhe und Ergebung in der weiblichen Gestalt macht mit der furchtbaren, schauerlichen Umgebung einen bedeutungsvollen Kontrast, und auch das Colorit ist in diesem Sinne gewählt.

Freyherr von Röder (in Freyburg). Das Freyburger Münster. — Das Kloster Allerheiligen. Herr von Röder treibt zwar die Kunst blos aus Neigung, aber mit so schönem Ernst und Erfolg, daß er keineswegs unter die Dilettanten gestellt werden darf. Sein Münster in Freyburg gehörte zu dem Trefflichsten des dießjährigen Salons, und man mußte dabey eben sowohl den Muth des Künstlers, als das Werk selbst bewundern. Die altdeutsche Baukunst mit ihrem überschwenglichen Reichthum von Formen, die sich oft so wunderbar in einander schlingen, bietet dem Maler unendliche Schwierigkeiten dar, und nur zu leicht kann über dem Detail der Charakter und die Wirkung des Ganzen verloren gehen. Dieß ist in dem gegenwärtigen Bilde keineswegs der Fall. Die Theile fügen sich harmonisch, wie zu einem organischen Gebilde, und Schatten und Licht sind mit großer Ueberlegung angewendet. Auch die Staffage ist sehr bedeutsam gewählt. In der technischen Behandlung zeigt sich eine Fertigkeit, wie man sie nur an geübten Künstlern zu finden gewohnt ist. — Einige Personen haben sich an der Perspective gestoßen; es kann jedoch die Richtigkeit derselben keinem Zweifel unterliegen, wenn man erwägt, daß der Künstler die Ansicht vom Occidentalpunkte genommen. — Das Kloster Allerheiligen, in einer tiefen, schauerlichen Wildniß, macht gleichfalls ein schönes Bild. Auch hier ist die Architektur vorzüglich gelungen, nur im Baumschlag, besonders in den Blättermassen, zeigt sich noch eine unsichere Hand.

A. Senff aus Halle. Zwey Bilder, der Tag und die Nacht, nach den Basreliefs von Thorwaldsen. Zwey herrliche Compositionen, im Geist und Styl der Antike. Hr. S. hat seinen Urbildern nicht ohne Glück nachgerungen, nur hätten wir es für gerathener gehalten, sie grau in grau auszuführen.

Frau von Sensburg. Zwey Brustbilder, ein alter Mann und eine alte Frau. Es gehört zur Ausübung der Malerey so manche erworbene Fertigkeit, daß es schon in dieser Hinsicht Achtung verdient, wenn Frauen diese Kunst zur Erholung wählen. Wenn diese beyden Gemälde auch, wie wir vermuthen, Copieen nach einem holländischen Meister sind, so zeigt sich darin doch ein schönes Talent, dem wir eine weitere Entwicklung wünschen.

Stirnbrand (in Carlsruhe) sechs Porträte. Was wir bey Gelegenheit der Murelschen Bilder anmerkten, mag hier besonders seine Anwendung finden. Daß Hr. St. malen kann, zeigt sich in manchen Nebensachen, und daß ihm auch das Porträt nicht unerreichbar sey, davon gibt sein Porträt (Nr. 14. im Katalog) Beweis. Ueber einige Hauptsachen könnten die Natur und Vandyk ihm übrigens noch wichtige Aufschlüsse ertheilen.

Voogd (in Rom). Eine einfache Waldparthie mit trübem wolkigem Himmel. Die Arbeit eines Meisters. So ruhig, klar und anspruchlos muß die Natur aufgefaßt werden. Diese Formen, diese Töne wurden ihr in glücklicher Stunde abgelauscht. Nichts ist auf Effekt angelegt, aber gerade diese Simplizität, diese Wahrheit ziehen unaussprechlich an. Wenn manche andre Landschaften da eine Tinte dem Frühlinge abborgen, dort eine andre dem Herbste, hier eine dem Morgen, dort eine dem Abend, wenn der mannichfache Wechsel der Lokalfarben nach Clima, Boden, ꝛc. nur zu oft übersehen wird, und der Beschauer gar häufig wahrnehmen kann, wie alles auf der Palette gemischt und nebeneinander gesezt worden, um das Auge durch Schimmer und Flammen zu treffen, so findet man dagegen in diesem Bilde jene fromme Treue, jenes lautere Gefühl, denen sich allein das stille Leben der Natur deutlich offenbart.

Wächter (in Stuttgart). Cäsar auf den Ruinen von Troja, nach der Erzählung des Lucan. Das bedeutendste historische Bild der Ausstellung, im hohen, edlen Style ausgeführt. Cäsar ist eine herrliche Gestalt, vielleicht hätte aber seine Stellung bedeutsamer für den Moment gemacht werden können. Der phrygische Hirt, einige Krieger, welche die Stäte betrachten, wo einst Ilion stand, und nun selbst die Ruinen nicht mehr sind (etiam periere ruinae!) und die Frau in einiger Entfernung, die nicht zu ahnen scheint, was hier war, sind glücklich erfunden und dargestellt.

Gallerie-Inspector Wendelstadt in Frankfurt. Bildniß eines Knaben, ganze Figur. In der Liebe, womit dieses Bildchen gemalt worden, erkennt man die Hand des Vaters. Der Knabe schaut so kindlich und sinnig unter dem Strohhütchen hervor, das sein heiteres, offenes Gesichtchen beschattet, die Stellung ist so einfach und anmuthig, die Wirkung des Helldunkels so glücklich, daß man immer wieder zu diesem Gemälde zurückkehrte.

Weller in Mannheim. Zwey Bildnisse. Der Künstler zeigt gute Anlagen, zumal ist das Porträt eines Sohnes von Artaria nicht ohne Geist.

Xeller in Heidelberg. Ein junges Mädchen, welches die Harfe spielt (Porträt einer Engländerin) Kniestück. Wenn Diderot sagt: tausend Künstler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, so wird man dieß einst von Hrn. Xeller nicht behaupten können. Sein Fleisch ist warm, elastisch und schwillt von Leben. Der Künstler weiß ihm die mancherley sanft abgestuften Töne zu geben, welche aus der Durchsichtigkeit desselben, aus den Reflexen ꝛc. entstehen. Seine Carnation hat nicht das Brillante einiger Flamänder, aber mehr Wahrheit. Der Contour der Gestalt könnte, besonders am obern Theile des

Körpers, richtiger gezeichnet, die Hände könnten besser modellirt seyn, selbst an den Augen ließe sich ein Tadel anbringen, aber die Coloristen sind nun einmal in der Regel nicht die correctesten Zeichner.

Zoll, Professor in Freyburg. Drey Porträte. Wir lassen diesem Künstler blos Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir sagen, daß er sich, durch Talent und Studium nach klassischen Meistern das Wesentliche seiner Kunst angeeignet habe. Das Porträt Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Baden ist ein sehr gelungenes Bild, und mit Liebe und Einsicht behandelt. Dasselbe gilt von dem Porträt eines Frauenzimmers. In beyden hat Hr. Zoll das Charakteristische der Hauptformen richtig aufgefaßt, und den physiognomischen Ausdruck treu wiedergegeben. Die einzelnen Theile des Gesichts stimmen, in dieser Hinsicht, harmonisch zusammen, der Pinsel ist markicht; in der Wirkung der Farben sind die Gegenstände gehörig beobachtet, und die Zeichnung verräth eine geübte, sichre Hand.

2. Aquarellbilder.

Prof. Frommel (in Carlsruhe). Eine Parthie aus dem Schwarzwalde; Einsiedeley bey Albano und eine Parthie aus dem Schloßgarten zu Baden. — Der Landschafter, welcher sich an die Natur hält, wird immer zweyerley im Auge haben müssen. Die malerische Wirkung der Scenerey, welche er wählt, und ihren Charakter. Wir wissen wohl, daß die gewöhnlichen Vedutenmaler hierauf wenig Rücksicht nehmen, indem sie blos auf den Effekt der Behandlung rechnen, wie dieß bey Hackert nicht selten der Fall war, aber solche Künstler setzen die Technik über die Poesie in der Kunst, und bringen es höchstens zur Bewunderung ihrer Fertigkeiten. Herr Prof. Frommel gehört zu denen, welche die Natur mit Sinn und Gefühl erfassen, und das Zufällige in ihren Erscheinungen von dem Wesentlichen zu unterscheiden wissen. Keins dieser Bilder stellt sich als bedeutungsloses Fragment eines Ganzen dar, sondern jedes ist gleichsam in sich abgeschlossen, und spricht aus Gemüth. Ob zwar gleich die Aquarell- gegen die Oel-Malerey in mancher Hinsicht im Nachtheile steht, so hat sie doch auch wieder ihre eigenthümlichen Reize, und bringt mitunter Töne hervor, die jene nie ganz zu erreichen vermag. Herr Prof. Fr. versteht vollkommen die Behandlung derselben, er weiß seine Tinten zu verschießen, die Nuancen zu verschmelzen, die Trockenheit zu vermeiden, und alles in freundliche Uebereinstimmung zu bringen. Die schöne Parthie aus dem Schloßgarten zu Baden gehört zu einer Reihe malerischer Darstellungen, welche der Künstler eben jezt zu stechen im Begriffe ist.

Heiß (Architekt in Karlsruhe). Ansicht des Marktplatzes in Karlsruhe von der Schloßstraße gegen das Schloß.

Künzle (Architekt aus Karlsruhe). Derselbe Gegenstand von der entgegengesezten Seite. Beyde Künstler sind aus Weinbrenners Schule hervorgegangen, und so darf man schon tüchtige Bildung voraussetzen. Ihre perspektivischen Ansichten vereinigen Treue mit Richtigkeit und Geschmack. Karlsruhe gehört zu den wenigen Städten, bey deren Anlage und Erweiterung auch zugleich auf das Malerische Rücksicht genommen wurde, und beyde Porträte machen in der That recht schöne Compositionen.

Moriz (in Neuschatel) Ansicht den Lengensees. Die schweizerischen Landschaften haben sich meist ihre besondere Manier gebildet; man kennt ihre Bäume, ihre Luft, ihre Färbung auf den ersten Blick. Dieß läßt sich daraus erklären, daß sie ihre Veduten in großer Zahl für die Reisenden verfertigen, welche die Schweiz besuchen. Eine lange, vertraute Bekanntschaft mit den Scenereyen, die sie darstellen, das nothwendige Bestreben, einer Gegend von Zeit zu Zeit wieder einen neuen Reiz abzugewinnen, und die ununterbrochene Uebung müssen ihnen aber auch einzelne Vortheile, besonders im Technischen, gewähren, wodurch denn ihre Prospekte viel Wohlgefälliges erhalten, und das Auge leicht bestechen. Styl darf man aber in der Regel bey ihnen nicht suchen, jedoch eine freundliche, heitere Manier. Uebrigens gehört Hr. Moriz zu den Wenigen, welche der Natur noch am meisten nahe kommen.

Sophie Reinhard. Tasso's Tod; — die Hefnetjungfrau, nach Hebels alemannischem Gedicht. Als der unsterbliche Dichter des befreyten Jerusalems sein Ende heranuahen fühlte, ließ er sich ins Kloster St. Onufrio in Rom bringen, und starb dort, unter dem Gebete frommer Mönche. Wir halten die Composition dieses Bildes für die vorzüglichste unter denen, welche die Künstlerin zur Ausstellung gegeben. Alles ist tief empfunden und die Zeichnung und Anordnung haben etwas Großartiges. Vielleicht hätte Tasso selbst weniger historisch aufgefaßt werden sollen. Allerdings hatte ein feindseliges Geschick jede Lust und Kraft seines Lebens zerstört, und sein Herz war im herben Leid gebrochen. Allein der Engel seiner lezten Stunde konnte ja den bösen Traum der Vergangenheit von seiner Stirne hinwegscheuchen, und das trübe Auge durch einen Blick nach oben erheitern. — Durch die Verbindung der Aquarell mit der Guaschmanier ist es der Künstlerin gelungen, mehr Kraft und Haltung in das Bild zu bringen, und der Oelmalerey näher zu kommen. — Aus der Hefnetjungfrau würde der treffliche Alemannische Sänger sein eignes Lied wieder herausdichten können, wenn es sich auch in seinem Gedächtniß bis auf die lezte Spur verwischt hätte. So muß man Poesie in Gestalt und Farbe übersetzen.

Mad. Reinermann in Frankfurt. Fruchtstück nach Mignon. Mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt.

Wocher in Basel. Drey Landschaften, aus seiner frühern und bessern Zeit.

Ankündigungen.

Verschiedene Bücher, Journale und Musikalien, Kupferstiche und Landkarten, welche bei der Buchhandlung der Gebrüder Gädicke, Buchhändler in Berlin, Stralauerstraße, neu und billig zu haben sind, und zum Theil schon vor geraumer Zeit in der Buchhandlung selbst zu haben gewesen.

Erst. Journale. Der Kinder Lust Bibliothek, und der Kinder Freund. Berlinisch Monatsschrift. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Zweit. Bücher. Die Kinder Lust. Fischer Kriegsschule der Husaren, und dem Freund empfohlen Handbuch der Moral und der Religion mit dem Kinde nach G. Christ. Gottl. Salzmann Buch. Schlegel, Lehrbuch der Geographie und Geschichte.

Dritt. Musikalien. Verschiedene Concerte für Violine. Pleyel Duetten für 2 Violinen. Kozeluch Duetten für Violine. Hoffmeister Duetten für 2 Violinen. Wranitzky Duetten für 2 Violinen. Haydn Duetten für 2 Violinen. Viotti Duetten für 2 Violinen. Kreutzer Duetten für 2 Violinen. Rode Duetten für 2 Violinen. Concerte für Violine. Pleyel Concerte für Violine. Kozeluch Concerte für Violine. Rode Concerte für Violine. Viotti Concerte für Violine. Kreutzer Concerte für Violine. Rode Concerte für Violine. Haydn Concerte für Violine. Mozart Concerte für Violine. Pleyel Concerte für Violine. Kozeluch

Nro. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Junius 1823.

Glück kommt! Es kommt an Jeden und Keinen mit Willkür zwar; Aber wo Willkür gebietet, da ist Weisheit und Tugend gebietet, Und wo Weisheit und Tugend, da ist Glück und Segen auch schon.

Voß, Luise.

Kinderleben.

(Fortsetzung.)

Der Mann spaut sich Pferde und seine Knechte, und legt seine Waffen an, als ob ihn ja verlohne, daß er die Beschwerde von seiner Stirn lege vor Gottes Angesicht, da er sprechen soll: Vergebe mir Sünden und Missethaten, und gedenke nicht meiner Jugend und meiner Unwissenheit, und in dem Wissen sie, daß sie Sünde sey, die Sünde und Missethat Vergebung erlangt, und damit sie Ruhe in der Seele. Er war, als wenn der Mann, der sich Gott nennt, ihn nicht gerufen hätte, ihn in der Jugend, ihn! Und wenn er auch sich hat bemüht, und in der Gerechtigkeit sich auf den Weg Seines und Vermuth gelegt gehabt hat, daß Er, der ihn rufet, dieser, dem Kleinen Vermuth und Ja gesagt, daß Er, der Ihn gerufen, ihn auch gerechtfertiget, und ihn in der Erscheinung mit seinen Augen für sie sey damit heute. Die Vermuth verlangte mit Ehren, die Einbildung, Bedeutung auch zu verdienen, und der Vermuth Eigenschaft erfahren, nähmen und bekämen verdienten Ehren, Bedeutung, und Eigenschaft, und Ihn, der Ihn gerufen hat, Gnade. Und in diesem Gedanken, in welchem Stolze gleichwohl gegen die Erscheinung Gott Heute, daß sie ihn Erscheinung Gottes, und Ihn, der Ihn gerufen hat, Gnade und Erscheinung Gott Heute sey, so ist der Stolze gleicht von diesem Menschen Ihn ja so unterwürfig gedemüthigt haben.

Nehmig hatte viel mehr, und Alexander Heine hat Gründe gehabt, sich so zu betragen, als er that. Nehmig hatte sogar in seinem Zorne, wie es scheint, in der Hitze desselben mit seinen Pferden gerannt, seinen Gutsknecht mit einer Lanze, und als auch diese mit Blutvergießen zerbrochen hatte, mit einem Schwerte gehauen, und Alexander Heine hatte sich nicht gewehrt, sondern nur seine Hände und Arme und sein Haupt mit den Waffen seiner Unschuld gedecket gehabt. Hingegen hatte Heine, den Nehmig nicht kannte, als Nehmig seine Pferde und Knechte, und seine Waffen anlegte, und Gott seinen Gruß gebot, Heine, ein ruhiges, ein heiteres Kind durch seine Tröstungen, und seinen Glauben, den er oft gegen Klagelieder und Seufzer seiner Mutter, und gegen Ermahnungen seiner Lehrer, auf sich und seinen Augenblick der Jahre gebauet war, seine Kindes-Ungeduld Gottes Gnade entgegen. Er hatte sie nun überstanden. Er war bei Gott in der Gemeinde von Engeln und Menschen, und Gott war in ihm. Heine ist auch in der Gemeinde Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendlicher Gedanke Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Gefühl Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Wollen Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Thun Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Sein Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Leben Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Wesen Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Ich Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Du Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Er Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Es Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Wir Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Ihr Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Sie Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Alles Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Nichts Gottes, und Gott ist in ihm. Er ist ein unendliches Alles und

seinen Empfehl der Kirche, auf welche er seine Hoffnung setzte zu seinen Gunsten. Er war überzeugt, daß Gregor VII. ihn nicht fallen lassen werde, weil er ihm so viel Gutes bot und, was schlimm genug, in der That so gefügig schien und seinen Gehorsam versicherte wie Gott, welcher Name Gregor's, wie Gott selbst, unaussprechlich sei. Inzwischen, meinte er, sei es genug, diese Sache, um die es sich handle, Gott zu überlassen, der sie schon richten werde, wann Zeit sei. Heinrich selbst, aber er versteht es jetzt Jahren zu Worten zu sein, weiter der Gottesgerichten Gregor's nicht gedenken, bis es zum feierlichen Widerrufe und den nahen empfehlen konnte. Die Bischöfe und über diese hinaus die Geistlichkeit, welche Gregor VII. gegen sich hatte, waren ihm nicht minder feindlich gesinnt als Heinrich selbst. Diese Bischöfe, die Heinrich Gehorsamsmänner nannte, waren, wie Gregor VII. sagte, nicht Bischöfe, sondern in den Bischöfen der Kirche Christi zu Grunde zu richten. Sie waren Verräther an der Kirche, Verräther an der Gerechtigkeit, Verräther an Gott, Verräther an Gregor selbst. Sie hatten Heinrich seine Sünden, seine Laster, seine Verbrechen gegen Gott und die Kirche, seine Ungerechtigkeiten gegen Gregor selbst, seine Verachtung der Kirchengesetze, seine Simonie und seine Irrlehren nicht vorgehalten, sie hatten ihn nicht gebannt, sie hatten ihn nicht abgesetzt, sie hatten ihn nicht gezwungen, Buße zu thun, sie hatten ihn nicht gehindert, sich in die Kirche einzudrängen

Gefühl einer Leere. Es kann ihn faft nur, nur noch als ein neuer Stachel der gewöhnlichen Reize wirken. Er ist ein leidender Schatten geworden, und kann nicht mehr Gegenstand einer Leidenschaft sein. Auch solche Schatten haben ihre eigene Verwandtschaft, denen man nicht auch eine Eifersucht zutrauen sollte. Ein Schattenbräutigam, der sich nicht mehr um seine Braut kümmert, weil er selbst nicht mehr ist, was einen Bräutigam auszeichnet, kann sehr heftig eifersüchtig werden, wenn sein Bruder sich seiner Braut annimmt, und sie ihm seine Zärtlichkeit durch Kälte und Spott zu vergelten pflegt. Wie Damen Schatten sind, so sind auch Schatten Damen. Sie haben ihre eigene Schattenmanier und Mode. Es macht einen Schatten-Jüngling, zum Exempel, den Bruder, den er für einen Schatten hält, sehr eifersüchtig, wenn er sieht, daß dieser Bruder sich gegen seine Schattenbraut gefällig bezeigt, und ihr Schattenvergnügen gerne befördert. Wenn sie sich nun Schattenliebkosungen machen, und sie sich gegenseitig an Schattenbrüste drücken, so sind sie doch nicht so vergnügt, als die Verliebten, wenn sie Schatten sind, es mangelt, wie in der Komödie, an der Schattenwärme in ihrem Blute, und sie können sich nicht recht erhitzen. Sie verbinden sich also, und suchen sich durch Schattenspiele, durch einen Tanz, durch Schattenjagen, durch Schattenwettlaufen, durch Schattenringen, durch Schattenfechten, und durch andere Schattenspiele gute zu machen.

Der Tod des Jünglings.

Der Tod des Jünglings ist ein Schatten der Natur; und ist sehr natürlich geschrieben worden, da meine Freyd, und die Freyde meiner Leser, es noch nicht sind. Ich will also diesen Schatten klarer, begreiflich machen, und ihn zu einem Gegenstande machen, worüber sich meine Leser mit einander besprechen können, wenn sie Freunde sind, und worüber sie sich mit einander zanken können, wenn sie Feinde sind. Wie ist es möglich, daß ein Jüngling, der noch in seinen besten Jahren ist, der noch so viele Freuden des Lebens vor sich sieht, der noch so viele Freuden des Lebens genießen könnte, wie ist es möglich, daß ein solcher Jüngling sterben kann? Wie ist es möglich, daß ein solcher Jüngling, der noch so viele Freuden des Lebens genießen könnte, sie nicht genießen will

mit Material aber gefüllten, mit Wasser aber gefüllten Gefäße.

Der Widerstand leistet der Schwimmer, wie in vorstehender, nur mit dem Unterschiede, daß hier Wasser in einen Hauptgefäß, mit einem Theil gefüllt, weder hinein- noch herausfließt, sondern nur in Bewegung versetzt wird. Der Schwimmer hat dasselbe Material und dieselbe Größe, wie das Gefäß, in welchem und mit welchem er schwimmt, aber nicht dieselbe Form, wie dieses. Man bedient sich, um Versuche mit Regelmäßigkeit, die nicht trügen, stets auf das zu bauende Boot übertragen zu können, eines Modells, das in Form und Größe einem solchen Fahrzeug, dessen Lauf man kennen lernen will, gleich ist, und mit Vorsichten dessen

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. Juni 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

I. Kampf und Liebe oder die griechischen Brüder. Romantisches Gemälde aus unserer Zeit; von Dorismund. Leipzig, bey Chr. Kollmann 1823. 276 S. 8.

Wer auf dem Titelblatte bedeutende Momente der Gegenwart darzustellen verspricht, der geht zugleich mit den Lesern den stillschweigenden Pakt ein, sie in einen historischen Spiegel sehen zu lassen.

Sezt er sich über diese Bedingungen hinweg, so wird der Titel seines Werks zu einer lockenden Kaufmannsfirma, *) die den Leser um so unangenehmer täuscht, je weniger der Verfasser es verstanden hat, die historischen Bilder durch poetische zu ersetzen oder vielmehr die Wirklichkeit durch Ideale zu überbieten. Das Leztere sezt namentlich in Bezug auf das neue Griechenland ein bedeutendes Talent und einen großen Aufwand von schöpferischer Phantasie voraus, da jener Kampf im Osten, der Europa zur Bewunderung hinreißt, selbst einem großen dichterischen Gemälde gleicht, das um so mehr an Idealität gewinnt, je weiter es durch den Raum unsern Augen entrückt ist. Mit diesen Gedanken legte Rezens. die Vierge héroique des P. G. **) zur Seite und nahm obigen Roman in die Hände. Die unwillkührliche Vergleichung entschied zum Nachtheil des Deutschen. Die Geschichte hat ihm nichts geliehen, als einige geographische und nationelle Namen, und den Roman hält kaum die Liebe zweyer Brüder zu einem Mädchen zusammen. Dieser neusentimentalen Person wird nämlich vom sterbenden Vater die Wahl zwischen beyden gestellt; sie entscheidet sich natürlich für den raschern, glühendern, und pflegt den andern, der gleich anfangs verwundet und für den Kampf unbrauchbar gemacht wird, mit einer so innigen, sogenannten Schwesterliebe, daß der Genesende nahe daran ist, den entfernten Bruder um seine Geliebte zu betrügen. Dieser hätte es verdient, denn er liegt unterdessen in den Armen einer schönen, wollüstigen Muhamedanerin, die ihm aus Liebe in Männerkleidung nachgelaufen ist, und vergißt die Griechen und die Türken. Aber das Kleeblatt ist auf allen Seiten des Buchs sehr „edel;" die beyden Brüder kehren zur Vernunft zurück, der eine giebt die Verlobte des andern auf, der sein Türkenmädchen fortschickt; die Braut verzeiht, geht mit in den Kampf, rettet ihrem Geliebten das Leben, wird verwundet, stirbt, und der Roman ist aus. Der Plan ist unkünstlerisch ausgeführt, die Darstellung süß und gedehnt, daher matt, und für die Menge von äußern und innern Unwahrscheinlichkeiten wird man durch keinen einzigen großen Gedanken entschädigt. Pf.

II. Deodats Geburt. Poesie und Prosa aus dem Leben. Von L. Kruse. Erster Th. 10 S. Vorr. 207 S. Zweyter Th. 199. S. Dritter Th. 220 S. Leipzig 1823, bey Chr. Ernst Kollmann.

Eine schauerliche Geschichte. Nervenschwache Frauen, die den ersten und zweyten Theil lesen, können gewiß kaum Athem schöpfen. Mit dem dritten Theile kommt alles in ein schönes natürliches Gleichgewicht und die bewegte Brust kann sich wieder Luft machen. Die schwärmerische Manuella hatte eine sonderbare Neigung, Todte zu sehen. Sie war dem jungen Orbitelli, dem Sohn eines reichen Banquiers in Rom, verlobt; aber, ohne ihn je gesehn zu haben, liebte sie ihn auch, wie nur ein Mädchen lieben kann, da sein Bildniß, dem Genius des Todes nicht unähnlich, sie seit mehrern Jahren gefesselt hatte. Da fiel das Haus des alten Orbitelli. Er kündigte sein Unglück dem Vater Manuelas an und entließ ihn der frühern Versprechen. Dieser selbst starb. Eines Abends ging Manuela mit ihrer Erzieherin, die Abendandacht zu verrichten, in die St. Moseskapelle zu Venedig. Hier fand sie den Leichnam eines Jünglings ausgestellt. In seiner Blüthe war er hingerafft. Wie viel Antheil mußte eine solche Schwärmerin nehmen; wie viel mehr noch, als

*) Aushängeschild will der Rec. vermuthlich sagen. Firma ist der Name der Handlung, sie lockt nur durch ihren Ruf. M.

**) s. Lit. Bl. 1822. Nr. 45. S. 179.

sie eine offenbare Aehnlichkeit zwischen ihm und dem — Genius auf ihrem Bilde fand! Sie konnte sich nicht von ihm trennen. „Wenn er es seyn sollte" — ihr Orbitelli — rief sie aus, „so will ich ihn lieben!" Und „Amen!" tönte aus dem unbeweglichen Munde des Todten. Erschrocken flod sie mit ihrer Duenna fort. Der Jüngling war, wie das Todtenzeugniß besagte, ein völlig unbekannter Fremder. Aber Manuela's Phantasie konnte seiu nicht vergessen. Ihn im Stillen liebend war ihr die Leidenschaft des Grafen von Ladugno, der nun um ihre Hand warb, äußerst verhaßt. Mochte sie sich auch selbst darum tadeln — immer trat der Todte dazwischen, wenn sie ihn einmal über den Lebenden vergessen wollte. Bald verhallte klagend ein Seufzer in die Luft, wenn der Graf ihre Hand küßte; bald rief eine Stimme: „falsch!" als der Graf ihr meldete, der junge Orbitelli sey in Rom gestorben. Wie aber der Graf mit Vorwissen von Manuela's Mutter eines Abends alles aufgeboten hatte, die Sinne des unschuldigen Mädchens zu bethören, um sie erst so seinem Willen geneigt zu machen und dann zu seiner Gemahlin zu erheben, wie er sie so im jungfräulichen Bette zu überraschen glaubte, da erhob sich die ihr wohlbekannte Leichengestalt im weißen Gewande und umschlang die Liebliche und rief: „Mir gehört sie!" dem Grafen entgegen, der besinnungslos davon stürzte. Aber die Gestalt machte ihre Rechte nicht blos mit Worten geltend. Die holde Manuela ließ sich von ihrem Arm umschlingen, und ein engelgleicher Knabe war die Frucht dieser Nacht. Wie nun der Todte, der Manuela's Liebe auf der Bahre gewonnen hatte, in der That ein Todter war, und sie dennoch die Mutter eines solchen Knaben unter solchen Umständen wurde, möge, wer das von Gott gegebene Kind — Deodatus, Deodat — liebgewinnen will, — selbst nachlesen, sintemalen es wohl weder dem Verleger, noch dem Verfasser angenehm seyn dürfte, wollten wir den Vorhang des verwickelten Geheimnisses lüften. Die Ueberraschung will bey solchen Erzählungen ihr Recht nicht aufgeben! — Und sie fiele dann weg. Die Handlung bewegt sich auch, nach der von uns angedeuteten Scene, lebendig fort und die Charaktere der auftretenden Personen sind gut gehalten, zum Theil originell. Wir finden namentlich einen Banditen Nicolo Pepi, der dem Verfasser alle Ehre macht. Außer dem wird die Schilderung des wunderbaren Knaben, die alte Großmutter desselben, seine Mutter, Manuela selbst, der gutmüthige Abt Gaudentius, der Arzt Sandrini, und der starrsinnige Murani um die Wette fesseln.

III. Feldblumen von Gustav Linde. Erster Band. 398 S. Zweyter Band, 347 S. Altenburg bey Chr. Hahn, 1821 und 1822.

Feldblumen; wahrscheinlich wagte es der Verf. nicht, die zwey ziemlich starken Bände höchst mittelmäßiger Erzählungen nach einem lieblichen Kinde der Gartenflora zu nennen, weil man dann, dachte er vielleicht, noch größere Ansprüche gemacht haben würde. Feldblumen deuten mehr auf schlichte, einfache, prunklose Natur hin. Indessen eine Kornblume, eine Mohnblume im Felde und in voller Blüte sind so wenig ohne Reiz und Schmuck, daß eine Erzählung schon recht gut seyn muß, wenn sie damit verglichen werden soll. Nun — eine solche Korn- und Mohnblume findet sich hier nicht. Alle diese Erzählungen, so wie ein als Burleske bezeichnetes Lustspiel, strotzen von Gemeinheiten, von Sprachfehlern, von Druckfehlern, die oft wiederkehren, sie sind so in die Länge gezogen, auch wohl Nachahmung bekannter Novellen, z. B. der Traum in der Erz. d. 2ten Bdes: vereitelte List, welcher der herrlichen Episode der Art in Klingers Giaffar, der Barmecide, nachgebildet ist, daß viel Geduld dazu gehört, um sie durchzulesen. Der erste Bd. enthält zwey Erzählungen und ein Lustspiel. Der Verräther und die lezte Stunde, 162 S. und doch nur als Skizze bezeichnet, macht den Anfang. — *) Wir finden vier, fünfmal, Brobata und eben so oft Probata, welches ist nun der eigentliche Name der so bezeichneten Declamatorin? S. 131 finden wir Rullate, st. Roulade, zweymal. — „Der moderne Kobold, eine Schicksals-Scene (Schicksalsscene) aus der Chronik von Schilda" wäre ein recht ergötzlicher Schwank, enthielt er nicht zuviel gemeine Späßchen. Der Kobold ist eine Theemaschine. Eine Probe vom Witze des Erzählers sey folgende v. S. 176. Der Gerichtsdiener hat den fremden Handelmanns Florenzo examinirt und eilt nun zum Burgemeister, um zu rapportiren: „Flohinsohr heißt der Kerl, kommt aus Frankreich oder Rom, handelt mit Beschüttereyen und Canaillerien und will uns hier veriren." Das Lustspiel: Lotterieglück, ist in Versen. Ein alte Jungfer sezt ins Lotto nach dem Traumbuche und dem Rathe eines Landstreichers, gewinnt den höchsten Treffer, wird vom nämlichen Landstreicher darum geprellt und verliert zugleich die Aussicht, einen jungen Mann zu erhaschen, der ein übereiltes Eheversprechen gegeben hatte, das zu seinem Glück die Ausstattung von 30000 Thalern bedingte, die verloren gingen, wie sie gewonnen waren. Rec. kann nicht sagen, wie die Verse, in denen das Ding geschrieben ist, zu nennen sind, und giebt daher eine Probe, S. 322:

Ey du mein Lieberchen — der Kerl ist schon verrückt —
Kennt seine eignen Lumpen nicht mehr, die er geflickt.

*) Den Inhalt der Skizze wollen wir weglassen, er langweilt auch im kurzen Auszuge. M.

und S. 348.

Herr Gott, ich denke nur, ich lauf zur Anneliese,
Daß sie den Kerl uns bannt, wüßt' ich nur, wie er hieße.
Den Vornamen geringst, das wär ihr schon genung.

Der zweyte Band hat fünf Erzählungen. Im Ganzen genommen sind sie besser, als was der erste Bd. giebt. Aber freylich eine wohlthuende Kornblume ist doch nicht darunter. Auch hier kommt Witz vor, wie:

„In der Apotheke hat er sich höllische Tropfen geben lassen, Opotteldoc, wie sie es heißen, um sich recht tormelich zu machen."

Das Opotteldoc könnte auf Opodeldoc gedeutet werden, allein es soll Opium bezeichnen!

Neugriechenthum.

Von dem Aufstande der christlichen Nation in der europäischen Türkey, von seinen Ursachen, seinen muthmaßlichen Resultaten und seinem wahrscheinlichen Einflusse auf die gegenwärtigen und künftigen Interessen Europa's. Nach dem Französischen des Emil Gaudin, vormals Tribun(s) und später Mitglied(es) der französischen Gesandtschaft zu Konstantinopel. Von J. F. K. — Elberfeld 1822. Büschlersche Buchhandl. IV und 116 S.

Nur die Hälfte dessen, was der lange Titel der kleinen Schrift besagt, findet sich in dieser selbst vor. Gaudin schildert uns vor der Hand den Zustand der türkischen Nation und ihrer Regierung, und zwar: wie beyde waren, wie sie jezt sind. Auf gleiche Weise macht er uns mit den, den Türken, unterworfenen christlichen Völkern bekannt. Erst in einer zweyten Abhandlung sollen seine Ansichten über den Erfolg vom griechischen Aufstande und dem Einflusse desselben auf Europa's Verhältnisse mitgetheilt werden. Da er sechs Jahre lang im türkischen Reiche lebte und mit den daselbst üblichen Sprachen bekannt war; da er nur das wiedergab, was er selbst sah und ausmittelte: so ist seine Arbeit, ob wir schon eine frühere der Art von Paris haben, (J. J. Paris, Betrachtungen über die jetzige Crise des ottomannischen Reichs ꝛc. 1822.) nichts weniger, als ohne Werth. Schon die Parallele zwischen dem Charakter der Sultane von ehemals und von jezt, von den ehemaligen und den jetzigen Regierungsmaximen, ist auf eine anziehende Weise durchgeführt. Ehemals ein Heer von Janitschaaren, wo jeder Krieger nur im Krieger den Bruder, in der Orta sein Vaterland, im Aga seinen Vater sah; denn als Knabe war er der Heimath entführt und sah sie nie wieder! Jezt nur eine Zahl von höchstens 40000, insofern sie als Heer gelten, ohne Disciplin, stark genug, die Sicherheit des Thrones zu gefährden, aber so feig, daß sie nicht wollen ins Feld rücken. Auch zu zerstreut sind sie, um dahin beordert werden zu können. Nur 12000 zählt man in Konstantinopel selbst. Die übrigen sind bey den Großen des Hofes und den Pascha's in den Provinzen, um sie — die Krieger! — weniger fürchten zu dürfen. (S. 28.) Der schreckliche Zustand, in welchen nach und nach die Griechen unter dem stolzen, fanatischen Muselmann versezt wurden, kann nach dem vielen, was darüber schon gesagt worden ist, hier wohl neue Bestätigung, aber kein neues Licht gewinnen. Im Gegentheil findet Rec. S. 31 eine Unrichtigkeit. Es heißt hier, die Griechen seyen von aller Theilnahme an der Ausübung der Gerechtigkeit ausgeschlossen gewesen. Allein auf vielen Inseln und selbst in Morea in vielen Distrikten übten ihre Dorfhäupter u. s. f. gerade so viel Polizey und Justiz, daß sich kein Türke mit derselben befaßte, wenn die Streitsüchtigen ihn nicht selbst ins Spiel zogen, eine Bemerkung, die durch das S. 104 und 72, 73, Gesagte, im Widerspruch von S. 31, vollkommene Bestätigung findet. Dagegen giebt der Verf. über manches Kunde, wodurch der Aufstand der Griechen vorbereitet wurde, wodurch er so schnell allgemein werden und intensive Kraft gewinnen konnte. Zuerst schildert er eben diese innere Vereinigung durch Religion, Sprache und Anstellung von griechischen Beamten für die Vertheilung vom Karatsch oder Kopfgelde, für innere Polizey. Die Griechen bildeten immer seit der Eroberung Konstantinopels einen Staat im Staate. Dann entwickelt er den Einfluß, den die Griechen im Divan und Serail selbst nach und nach als Dragomans und Aerzte erhielten, nachdem vor hundert Jahren Maurokordato aus Chios zum erstenmale dahin gelangt war, erst beym Großvezier, dann beym Sultan selbst als Arzt, als Dollmetscher zu glänzen und nach Verhandlung des Karlowitzer Friedens als Hospodar der Moldau und Wallachey angestellt zu werden. Seit jener Zeit war dem Ehrgeize der Griechen eines neues Feld geöffnet. Wo von den unwissenden Türken vorher Renegaten angenommen wurden, rückten nach und nach Griechen ein. Da nur die Wissenschaften die Bahn zur Ehre öffneten, so blieb der wohlthätige Einfluß derselben auf die große Masse nicht lange unbemerkt und hatte auf Belebung des Handels selbst einen entschiedenen Einfluß. Seit 1793 knüpften die Griechen Verbindungen zwischen Hydra und Frankreich an, und es entstand nach und nach die Marine, welche der türkischen den Todesstoß versezte. Indem uns noch Gaudin die Verhältnisse der übrigen christlichen Völkerschaften vorführt, die den Türken unterworfen sind: Servier, Bulgaren, Moldauer und Wallachen, wo aber fürden, der Rüders: das türkische Reich, Leipz. 1822 gelesen hat, nur das

Bekannte wiederholt wird, *) schließt er mit einer Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die man den Griechen wegen ihrer angeblichen Feigheit, Falschheit, Tücke ꝛc. gemacht hat, und geißelt die Meynung derer, welche in ihrem Aufstande nichts als — Carbonarismus wittern. — Die Uebersetzung selbst ist so abscheulich, als das Original an sich anziehend seyn mag. Es muß von einem Deutsch-Franzosen übersezt seyn, oft kommt gar kein Sinn heraus. Nur eine Probe. Es ist von den Verdiensten der alten Griechen die Rede, S. 66: „Wir lernen uns aneignen eine süße und überwindende Rednergeschicklichkeit, wie die der attischen Biene, Xenophon, wenn wir nicht vorziehen, in der Darstellung der Thatsachen eine strenge Treue und eine Gedrängtheit des Styls, die das unterscheidende Charakteristische des berühmten Atheners ist, (Thucydides)" u. s. w., denn in solchem Style läuft die Periode noch 8 Zeilen lang fort. Ist auch nicht alles so holprig, so giebt es doch noch viel ähnliche Parallelstellen, die den Genuß verderben. S. 65 wird die Arzneykunst zu einer der schönen Wissenschaften. Ob das Mißgriff des Originals oder des Uebersetzers ist, muß Rec. auf sich beruhen lassen, da er das erstere nicht vor sich hat. Eine freye Wissenschaft möchte sie eher seyn, da alte Weiber und Scharfrichter, ein Fürst (Hohenlohe) und Hirten hineinpfuschen!

*) Soll das ein Vorwurf für das Buch seyn? Das franz. Original ist wahrscheinlich vor 1822 erschienen, und Herr Rüders kann ja daraus geschöpft haben, schwerlich aber Gaudin aus ihm. M.

Zeitgeschichte.

Peter Anton Fonk und seine Vertheidiger, zur Rechtfertigung der Oeffentlichkeit der Gerichte und der Geschwornen-Anstalt gewürdiget von Johann Paul Brewer, Professor zu Düsseldorf. Köln 1823, bey M. Dü-Mont-Schönberg. 187 S. gr. 8.

Es könnte für manche Autoren von gutem Nutzen seyn, wenn statt des kritischen Büchergerichts eine literarische Jury eingeführt würde. Schreibt Einer über einen Gegenstand, der einer Wissenschaft angehört, von welcher er nichts versteht; so ist es immer verdrießlich, wenn ein Buchrichter über ihn kommt, welcher in der gedachten Wissenschaft zu Hause ist. Herr Brewer, welcher unseres Wissens Professor der Mathematik ist, würde dem Rec., wenn er ein Buch über die Geometrie geschrieben hätte, ein höchst unwillkommener Richter seyn; denn Rec. ist Jurist, und weit über den pythagorischen Lehrsatz hinaus ist er in der Geometrie nicht gekommen. Es wird ihn daher gar nicht befremden, wenn Herr B. auch mit ihm, als seinem Buchrichter, nicht zufrieden seyn sollte; denn Herr B. hat hier ein Buch über Fonks Proceß und die Jury geschrieben, ohne von der Rechtswissenschaft, besonders der philosophischen, mehr begriffen zu haben, als Rec. von der Geometrie. Berufte man ein Dutzend Leute aus den Rheinprovinzen zusammen, die auch nicht mehr davon verstünden, und liesse man sie schwören, über dieses Buch nach ihrem besten Wissen zu urtheilen; höchstwahrscheinlich würde Herr B. vor ihrem Gerichte Gnade finden. Damit aber, mit der Gnade nämlich, können wir ihm hier nicht dienen. Er ist ein enragirter Juryfreund. Je strenger seine Begriffe von der mathematischen Gewißheit seyn mögen, je lockerer sind die von der empirischen, und von ihrer geregelten Untergattung, der juridischen. Weil er die Jury liebt, hat sie über Fonk recht gesprochen, und alle, die das Gegentheil behaupten, sind schlechte Subjecte oder einfältige. Das ist ungefähr die Quintessenz seiner Schrift. Sie ist unter aller rechtswissenschaftlichen Kritik, um so mehr, da offenbar noch eine Menge anderer Leidenschaften, außer der eingefleischten Juryliebe, ihm die Feder geführt haben, indem es außerdem schwer zu begreifen seyn würde, warum er nicht gesehen, was u. a. Zachariä so einleuchtend dargethan hat: daß das Jury-Institut, zumal wenn es nicht eben das französische ist, gar wohl seinen Werth haben, ja sogar ein unentbehrliches Requisit der bürgerlichen Freyheit seyn kann, wenn schon die Jury von Trier einen Bock mit sieben Hörnern geschossen hätte.

Bey so gestellten Sachen glaubt Rec. den Verf. verschonen zu müssen mit allem, was rechtswissenschaftlich ist. Aber von seiner übertriebenen Juryliebe säh' er ihn doch gern bekehrt, und deswegen räth er ihm an, daß er einmal den Versuch mache, die combinatorische Methode und die Wahrscheinlichkeits-Rechnung (calcul des probabilités), die er als Professor der Mathematik nothwendig verstehen muß, sowohl auf die Jury überhaupt, als auch auf den Fonk'schen Fall insbesondere anzuwenden. Er wende sie nur einmal an auf die Hamacher'sche Mordgeschichte, und es müßte seltsam zugehen, wenn er die Wahrscheinlichkeit, daß eine solche absurde Mordgeschichte wirklich geschehen sey, größer als $\frac{1}{100.000}$ fände. Und nimmt er dazu, daß der Erzähler selbst behauptet hat und noch behauptet, daß sie erlogen sey, so wird der Bruch gewiß auf $\frac{1}{1.000.000}$ sich reduciren. Wenn er darüber rechnet, wie es Laplace lehrt; so werden — das ist ein Hauptvorzug der mathematischen Analysis — alle Leidenschaften in ihm schweigen. Und wenn er sodann weiter geht, und ebenfalls analytisch das Maaß der Wahrscheinlichkeit sucht, daß Kaufleute, Postbeamte, Oeconomen ꝛc. über die empirische Wahrheit einer verborgenen Thatsache richtiger urtheilen, als geübte Denker und erfahrne Rechtsgelehrte; so wird er finden, daß diese Wahrscheinlichkeit nicht um $\frac{1}{\infty}$ größer ist, als die, daß ein Mathematiker — und wär' es Laplace selbst — die Streitfrage über den rechtspractischen Werth der französischen Jury in einem Buche erledige.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juni 1823.

Ja wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen.

Aus Wilhelm Tell.

Ueber die Gletscher in Justedalen und die Lodalskaabe.

(Fortsetzung.)

Die Abgaben des Gaardes wurden darauf herabgesetzt, eben so die der Gaarde Elvkrogen und Melvir, auf welchen der Gletscher eben so furchtbare Wirkungen geäußert hatte, als auf jenen. Nach Elvkrogen herab hatte er sich 640 Fuß in die Länge und 448 Fuß in die Breite ausgedehnt, nach Melvir auf gleiche Weise an 40 Fuß. Einige Gebäude waren schon vier Jahre vorher von ihren Bewohnern verlassen worden, und des Gletschers Höhe war damals 280 Fuß. Nach Einigen hatte er eine Strecke von einer Viertelmeile Länge ganz überdeckt. Der gewaltige Vaaer (Moraine, Stein- und Schuttwall), vor dem Nygaardsgletscher, dicht beym Gehöft Elvkrogen, zeigt noch deutlich, wie weit er sich ehemals herein streckte ins Hauptthal; am 14. Juli 1820 war des Gletschers niedrigster Punkt 1726 Fuß von der Moraine entfernt in gerader Linie von einem zum andern. Auch die gleichsam rasirten und gebleichten Felswände zu beyden Seiten, Skarvenaas in Norden und Kampen in Süden, lassen auf die ehemalige Höhe schließen, zu welcher des Gletschers Masse an ihnen heraufstieg, eine Höhe, welche jetzt an 200 Fuß geringer ist.

Die Sage, daß ein ganzer Gaard, Nygaard genannt, da gestanden habe, wo jetzt des Gletschers unterster Rand ist, scheint allerdings gegründet. Eine zwey und neunzigjährige Frau, welche erst 1810 starb (zufolge dem Justedaler Kirchenbuch), soll oft in dem ehemaligen Nygaard gewesen seyn, und nach ihrer und mehrerer Andern Aussage verließen ihn seine Bewohner erst, als der Gletscher das Haus auf die Seite gedrängt hatte. Sie erbauten nachher das kleine Gehöft Nygaard auf dem Skarvenaas, da wo es noch jetzt steht, und die volle Gerechtigkeit eines ganzen Gaardes genießt. Der Bauer Claus Elvkrogen hat vor etwa dreyßig Jahren das Dach von einem Hause gesehen, welches die Morainen mit vorwärts geschoben; auch ist, nach Mehrerer Aussage, verschiedener hölzerner Hausrath vom Wasser unter dem Gletscher mit hervorgespült worden. Alles dieses bekräftigt doch die Meinung, daß ein Theil des Thales, welches der Gletscher jetzt inne hat, ehemals bewohnt gewesen war, wenigstens bis zu einer Viertelmeile aufwärts von den Morainen, wie das Justizprotokoll angibt. So ist es auch unbezweifelt, daß nicht nur dieser, sondern auch die übrigen Gletscher im Justethal, wie sich dieß aus dem Folgenden ergeben wird, jetzt bedeutend vermindert sind, sowol nach Höhe als nach Breite und Länge; allein die Größe dieser Verminderung läßt sich unmöglich bestimmen, weil die Punkte, von welchen aus die Messungen im Jahr 1742 vorgenommen wurden, nicht genau bezeichnet sind. Da der Mangel an Beobachtungen, sowol über der Gletscher jährliche Veränderung, als über den Zustand, die Veränderungen und Einflüsse der Atmosphäre noch nicht erlaubt zu bestimmen, ob die Gletscher sich etwa periodisch erzeugen, vermindern und wiederum vernichten, so läßt sich noch viel weniger über die Größe solcher Perio-

über die Gesetze, denen sie gehorchen, u. dergl. etwas Wahrscheinliches ausmitteln.

Die Sage, daß sie alle sieben oder neunzehn Jahre ab- und zunehmen, ist eben so unzuverlässig, als so viele andere ungegründete Witterungs-Hypothesen.

Das Korn beym Gehöft Elvtrogen stand in diesem Jahre sehr gut, und doch könnte der Gletscher beynahe unmittelbar die reifenden Aehren berühren, wenn nicht die Morainen eine trennende Scheidewand bildeten.

An das Melvirsthal grenzt das Storthal, in welchem die Sennenhütten der Justedöler zerstreut liegen; sowol die Tiefe, als die Gehänge desselben, hat die wohlthätige Natur mit vielem üppigen Pflanzenwuchs ausgestattet, und im Anfang Juli war der lezte Schnee von den Weideplätzen weggethaut. Ein kräftiger Sommer folgt hier auf den langen Winter; die Länge der Tage, die Stille der Nächte, die erhizten und ihre Wärme reflektirenden Felsenwände tragen viel dazu bey, um die mit einemmale erwachende Natur in ihren Entwicklungen zu beschleunigen. Die Pflanzen wachsen rasch, blühen bald, und bringen ihre Früchte schnell zur Reife. Also fand es der Herr der Natur nothwendig in den Hochlanden, deren Sommer er so kurz abmaß.

Erst am 11. Juli fingen die Bauern an, auf die freundlichen Sennenhütten von Storthalen zu ziehen. Bald sah man eine Heerde Kühe oder Pferde mit Hausgeräth und dem Apparat der Milchwirthschaft bepackt, bald einen Bauer mit dem Kind auf dem Rücken, oder die Hausmutter mit dem Gesinde. Alle scherzten und sangen in unschuldiger Fröhlichkeit; Alles war Leben und Freude in dem üppig bewachsenen Storthal, das sich allmählig ausbreitete, gleichsam um Leben und Odem von der Sonne einzusaugen. Wohl drohten bisweilen die Schneemassen hereinzustürzen, wohl lagen die niedergeschmetterten Felsblöcke als warnende Denkmale umher; aber jeder furchterregende Eindruck verschwindet vor dem Blick in das reizende grüne Thal, und man ahnet kaum, daß es noch eines Gletschers bedürfe, um den Farbenkontrast in diesen, an mannigfaltigen Naturbildern so reichen, Gefilden zu erhöhen. Doch ganz allmählig tritt der Biörnestegsgletscher hervor wie ein ungeheures Theater zwischen schneestarrenden Fielden, die auf beyden Seiten nach Art von Koulissen, zu den malerischsten Gruppen aufgethürmt, die majestätische Eismasse einschließen, deren unterster Rand noch breiter ist, als der des Nygaardsgletscher (1330 Fuß über der See). Im Vordergrunde zeigen die nächsten Umgebungen des Gletschers sehr deutlich, daß er eben so wie die übrigen Gletscher im Justethal sich ehedem höher aufwärts und tiefer abwärts erstreckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin bezahlte mit des Grafen Herbert Darlehn ihre dringendsten Spielschulden, sie opferte auch den ganzen Schatz kostbaren Spielwerks auf, um mit dessen Erlös Handwerker zu befriedigen; ihre nahe Abreise auf ihr Gut begründete das Verschwinden dieses Tands von ihrem Putztische, aber gerade diese beyden Umstände zogen ihr Verderben nach sich. Einige jener Kostbarkeiten wurden durch die Unvorsichtigkeit des Kaufmanns von neuen Käufern erkannt, die Nachricht von der Gräfin Abreise, von der nahen Heirath ihrer Tochter veranlaßte ein paar Mäkler, denen sie ansehnliche Summen schuldig war, sich nach den nähern Verhältnissen ihres Vermögens, die man seit des Baron Aubergs Tode vergessen hatte, zu erkundigen, und mit der Härte, die jezt so gern von Menschen der niedern Klasse gegen den Adel geübt wird, eilten diese, den Grafen um Bezahlung von seiner Frau Schulden anzuhalten. Dieser, von dem Streiche übermannt, suchte durch den Vorwurf eines, seiner Gemahlin gespielten, Betrugs die schimpfliche Wahrheit vor sich selbst zu entkräftigen; die schadenfroben Plebejer, durch seine Unvorsichtigkeit empört, erwiesen ihre Forderung nicht nur mit seiner Gemahlin Handschrift, sondern nannten ihm diesen alten Obersten, jene unsterbliche Hofdame, die schon durch ein paar Regierungen durch dürr, kalt, unverändert ihre Beute zusammenscharrte, ohne daß ihr blutloses Gesicht bey dem Einstreichen des Raubes eine Schaamröthe, ohne daß ihre langfingrige, bleiche Hand bey der Angst ihrer Gegner ein Zittern befallen hätte, zu deren Befriedigung die Summen angewendet waren. Des Grafen Zorn kannte keine Gränzen, er verwies diese Leute an die Gerichte, und gab dadurch allen Gläubigern seiner Frau das Lärmzeichen, ihre Schuldscheine einzureichen. Nach drey Tagen, in denen er verweigert hatte, die Gräfin zu sehen, sandte er ihr durch seinen Advokaten die Abschrift seiner, auf unleidliche Verschwendung gegründete, Scheidungsklage und den Befehl, bis zum Ausspruche des Gerichts sich auf eines seiner Güter zu begeben. Der Gräfin Verzweiflung war gränzenlos, ihre Tochter, Graf Herbert allein konnten den ihr drohenden Schlag abwehren. Sie schmeichelte sich, von ihr hinreichend große Opfer zu erhalten, um ihre Schulden zu bezahlen, und ihren Gemahl dadurch zur Rücknahme der Scheidungsklage zu bewegen. Eine herzliche Wiedervereinigung konnte sie, die so lange sein Herz hatte darben lassen, nicht hoffen, aber sie schmeichelte sich dann, vom Ansehn eines allgemein geschäzten Schwiegersohns unterstüzt, dem öffentlichen Urtheil zu gebieten, und hoffte in der Nähe ihres Schwiegersohns, den sie zärtlich liebte, zu bleiben. Aber auch jezt konnte sich diese tadelnswerthe Frau nicht zu einem offnen Betragen gegen den, welcher

ihr Retter seyn sollte, entschließen. Scham und Stolz verleiteten sie, von Emma das tiefste Geheimniß über ihre Verhältnisse zu ihrem Gemahle, bis nach der beschleunigten Vollziehung ihrer Heirath, zu fordern. Dabey hatte sie aber Emma's zartes Gefühl nicht berechnet. Die Geständnisse, welche ihre Mutter ihr machte, zerrissen ihr Herz, sie war zu jedem Opfer für ihre Rettung bereit, sie hätte ihr Leben gern dahingegeben, sie von unseligen Irrthümern geheilt zu sehen, aber Graf Herbert, den Mann, den sie über Alles ehrte und vertraute, zu betrügen, war ein Gedanke, den sich ihr ganzes Wesen versagte. Deßhalb drang sie mit der tiefsten Ehrerbietung, aber unerläßlich darauf, dem Grafen sein Wort zurückzugeben, weil er sich nicht mit der Tochter einer so unglücklichen Mutter verheirathen dürfte; sie würde dagegen ihren Vormund auf das Dringendste bitten, die während ihrer Minderjährigkeit angehäuften Ueberschüsse ihres Einkommens ihrer Verfügung zu überlassen. „Dann leben wir, sagte Emma mit rührender Innigkeit, dann leben wir auf einem Gute, wo meine Mutter Herrin seyn wird, wie zu Ledzeiten meines theuern Vaters, ich will Gott alle Tage um die Verlängerung meines Lebens anflehen, mein Bemühen, es gänzlich Ihnen, meine geliebte Mutter, zu widmen, wird mich stärken, und in wenigen Jahren ist Ihre Ehre hergestellt. Ich hoffe, Graf Alpeck wird, durch diese Maßregel besänftigt, seinen harten Entschluß zurücknehmen." — „O das ist zu spät, die Klage ist eingegeben, in der Hauptstadt bin ich als Spielerin und Verschwenderin gebrandmarkt, unterbrach die Gräfin ungestüm Emma's kindliches Flehen; und ich möchte lieber den Tod vor mir sehen, als um diese Bedingungen mich in dem verhaßten Oderau lebendig begraben sehen." — Von diesem Augenblick mußte die junge Unglückliche das Bitterste erleiden, was eines Kindes Herz zermalmen kann, sie mußte ihre Mutter für strafbar erkennen, und ihren Bitten, ihren Befehlen, ihren Vorwürfen widerstehen. Emma fühlte sich dahin sterben im Widerstande gegen das Unrecht, aber sie fühlte es mit Entzücken. Seit sie in die Welt eingeführt worden war, hatte sie, wie eine zarte Pflanze in rauhen Boden versetzt, ihr Leben nur im Schmerz gefühlt. Zur Liebe, wie die glückliche Jugend sie empfindet, war diese früh verletzte Blüthe nicht geschickt, aber mit einer Liebe, wie Engel sie an Menschen binden würden, wenn sie unter uns lebten, hatte sie sich an Herbert gefesselt. Wie sie, im Vorgefühl des Todes, in Eger aus seinem Munde der Mutter Befehl erfuhr, daß ihr Vater ihr Wohl schon in ihrer Kindheit ihm anvertraut hatte, war sie heftig bewegt bey dem Gedanken, statt des Todtenkranzes die Myrthenkrone in ihr Haar flechten zu sollen. „Warum aber, fragte sie sich dann, warum sollte mir mein himmlischer Vater nicht irdisches Glück bestimmt haben? Ich war ja stets sein frommes Kind, und will es dankend und fromm lebenslang seyn!" Und da folgten denn die kurzen Tage ihres Glücks, und in seiner Sonne umrankte die Liebe ihr ganzes Herz. Jetzt sollte sie dem Geliebten entsagen, und sah sich mit dem Fluch ihrer Mutter bedroht. Dennoch beharrte Emma darauf, dem Grafen die ganze Lage der Dinge und ihren festen Entschluß, seine Gattin nicht zu werden, zu entdecken, und das war an jenem Tage der Inhalt ihrer Unterredung mit ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin . . . 1825.

Weise Leute wollen behaupten: Aufzubauen sey schwer, Niederzureißen leicht; ich habe die erste Hälfte des Satzes nie bezweifelt, aber an die letzte nie recht glauben können, und jetzt erlebe ich hier wieder ein schlagendes Beyspiel zur Rechtfertigung meines Unglaubens. Längst schon hätte der Bau begonnen, wenn nur erst die tabula rasa vorhanden wäre, wenn man nur schon hätte einreißen dürfen. Der theoretische Plan des Gebäudes ist längst fertig und ist von allen Sachverständigen gut geheißen und belobt worden; der Kostenanschlag ist gemacht, an Gelde fehlt es nicht, die Arbeiter warten; aber des Einreißens wegen werden noch hundert und hundert Schwierigkeiten gemacht; denn die Nachbarn fürchten, wenn das noch nicht aufgeführte Gebäude in Brand gerathen sollte, Feuersgefahr für ihre eigenen Häuser und schreiten also gegen den neuen Bau ein. Das thut man jetzt auf dem geräumigen Alexandersplatze, dicht beym Wasser, woran man vor funfzig Jahren in der Behrenstraße nicht dachte; aber damals war es auch noch nicht Mode, mit gefährlichen brennbaren Stoffen so viel unnütze Lichteffekte zu machen; man kannte weder die Sin'umbra-Lampen noch das Bengalische Feuer, und nur das bescheidene Talglicht erhellte nothdürftig die Komödie wie das Trauerspiel. — Fern von allem Partheist kann ich also jenem Nachbar nicht Unrecht geben, der, in den Zeiten Bengalischer Aufklärung, gegen den Bau unseres neu zu errichtenden Volkstheaters gerichtlich einschritt. Das théatre de la porte St. Martin in Paris wurde in sechs Wochen erbaut; hier ist es schon über Jahr und Tag her, daß die Concession zur Errichtung der neuen Bühne gegeben wurde, und mehrere Monate kann es noch währen, ehe vor nur durch Niederbrechung der erstandenen Häuser Platz zum Bau gewonnen wird. Was aber wirklich sonderbar merkwürdig bey diesem Prozesse ist und zu ganz eigenen Betrachtungen Anlaß gibt, das ist, daß der Nachbar Kläger selbst zu den Unternehmern des neuen Schauspiels gehört und also gegen sein eigenes Interesse auftritt. Er behauptet nämlich ein bedeutendes Waarenlager und in demselben leicht feuerfangende Stoffe zu haben; dieses müßte ihm nun vor Feuersgefahr versichert werden, oder er sähe sich genöthigt, sein uneigennütziges Interesse für die Kunst der höhern Pflicht der Selbsterhaltung aufzuopfern. Man muß nun abwarten, wie die Behörden diesen Rechtsfall entscheiden werden. Daß bey so bewandten Umständen diejenigen, welche schon im Voraus gegen diese neue Bühne eingenommen sind, und diejenigen, welche glauben, daß eine solche Einrichtung ihren alten Rechten und Einnahmen Abbruch thun werde, sich ob dieser Hindernisse und Hemmungen freuen, ist in der Regel; aber auch der Unpartheyischste kann leider dem Berliner Volkstheater kein günstiges Prognostikon stellen. — Was soll denn eigentlich ein Berliner Volkstheater seyn? Was

ſoll es bewirken? Wie ſoll es ſich von andern Volkstheatern, wie ſoll es ſich von der Hofbühne unterſcheiden? Wo ſollen die Dichter herkommen, welche deutſche nicht franzöſiſche, ſpaniſche oder engliſche Volksſchauſpiele ſchreiben? Woher ſollen ſie ihre Stoffe nehmen? Wo gibt es deutſche Schauſpieler, die im Stande ſind, die höhere Komödie, das humoriſtiſche Luſtſpiel, die phantaſtiſche Burleske, die übermüthige Poſſe zu ſpielen; und wenn man auch zugibt, daß ſolche genialiſche Künſtler in jeder deutſchen Landſtadt zu finden ſind, haben ſie nicht Alle ſchöne lebenslängliche Kontrakte und wohllingende Titel? — Dieſe Fragen möchten etwas ſchwierig zu beantworten ſeyn; aber geſetzt, ſie wären mehr als beantwortet, ſie wären thatſächlich gelöst; ſo kann von neuem gefragt werden: Muß nicht das Volkstheater in eine ganz unauflösliche Disharmonie mit ſeinem Cenſor gerathen? Kann es ein ſo geplagter und höchſt verantwortlicher Mann zugeben, daß das Luſtſpiel mehr ſey als ein höchſt frivoler, oberflächlicher und abgeſchmackter Spaß? Darf er es erlauben, daß man ſich über etwas anderes luſtig mache, als über das, was das Herkommen ſchon ſeit mehr als hundert Jahren als ganz durchlöcherte Zielſcheibe des Witzes preisgegeben hat, als da ſind: Doktoren der Medizin, Schulmeiſter, Juden, Schneider, Bürgerwachen, Dorfbarbiere, Bauern überhaupt, und alle Laſter, Schwächen, Dumm- Narr- und Verkehrtheiten, die ſeit hundert Jahren nicht mehr im Gebrauch ſind? Darf er es zugeben, daß der Dichter tiefer in das Leben und deſſen ewige oder verabredete Verhältniſſe eingehe; daß er die Welt von ihrem falſchen Heiligenſcheine entkleide und ſie darſtelle, wie ſie innerlich beſchaffen iſt, daß er die Wunden der Gegenwart berühre und die Kehrſeite jener Schaumünzen zeige, die ſie zu gezwungenen Kurſen ausgibt und womit ſie ihre Schulden zu zahlen wähnt; daß er phantaſtiſch und prophetiſch ſchildere, wie einſt die Zukunft erſtaunend uns auslachen wird; oder daß er nur einmal, in dithyrambiſcher Luſt an der Luſt, rückſichtslos und freudetrunken ſich gehen laſſe? Wird da der Cenſor nicht immer etwas auszuſetzen finden, entweder gegen den Staat, das heißt gegen die Staatsbeamten; oder gegen die Kirche, das heißt gegen ihre Diener; oder gegen die Sittlichkeit, das heißt gegen den konventionellen Anſtand? Und iſt dieſe Dreyheit nicht den drey Ausdehnungen des Raumes zu vergleichen, wo hinein die ganze ſichtbare Welt zu bringen iſt; können die Linien dieſes heiligen Dreyecks, welche das göttliche Auge des Cenſors vorſtellen, nicht ins Unendliche verlängert, und ſomit Alles, was in der Welt geſchrieben und auch dieſer Aufſatz hier ausgeſtrichen werden? Wahrhaftig! Schon dieſe Fragen allein, nur lebendig und dramatiſch dargeſtellt, müßten ein Luſtſpiel geben, das ich ſelbſt, wenn ich Cenſor wäre, nicht würde durchgehen laſſen. Aber geſetzt auch, man ließe ſich billig finden und verweigerte der Poſſe ihre uralte und wohlerworbene Narrenfreyheit nicht; wo ein Publikum finden, das ſittlich genug iſt, über ſich ſelbſt zu lachen, empfänglich genug, um die oberflächliche Kritik zu vergeſſen, und luſtig genug, um in der Komödie mitzuſpielen? Und das gehört doch wohl zum Volkstheater, wenn es ſich anders von einer hohen Hofbühne unterſcheiden ſoll? Hat man es ſich einmal angewöhnt, ſich ins Parterre oder in den erſten Rang hinzuſetzen, und, noch ehe der Vorhang aufrollt, zu ſich ſelbſt zu ſagen: „Nun will ich doch einmal ſehen, ob der Narr von Dichter oder der Hanswurſt von Schauſpieler mich vernünftigen Mann oder mich empfindſam gebildetes Weſen, oder mich fromme altdeutſche Hausfrau, oder mich antiken Kunſtkenner, oder mich unter Akten grau gewordenen Kanzeliſten wird zum Lachen bringen können! Gemeinheiten machen keinen Eindruck auf uns, und gemein iſt eigentlich Alles, worüber man lacht; denn man ärgert ſich hinterdrein ſo gemein geweſen zu ſeyn; aber dießmal ſollen uns die abgeſchmackten Menſchen gewiß nicht zum Lachen bringen; wir wollen doch einmal ſehen, wer ſtärker iſt, die da oben auf der Bühne oder wir, das gebildete Publikum hier unten!“ — Hat man ſich ſolche innerliche äußere Redensarten einmal angewöhnt, ſo iſt es entſetzlich ſchwer, wieder davon loszukommen, denn man hält dergleichen für das Non plus ultra des vernünftigſten Verſtandes und für die Quinteſſenz der vornehmſten Bildung. — Die Unternehmer dieſes neuen Theaters ſind bey allen dieſen materiellen und geiſtigen Hinderniſſen guten Muthes, und wenn auch nicht alle den rechten Glauben und die rechte Liebe haben, ſo fehlt es doch Keinem an Hoffnung. Trotz dem ſie noch nicht bauen dürfen, trotz dem ein großer komiſcher Schauſpieler, zugleich auch Dichter, von Hamburg aus ihnen einen Korb gegeben und eine reichliche Gage von der Hand gewieſen hat, weil, wie er ſagt, es gegen ſeine bürgerliche Ehre ließe, ein Schauſpieler ſchlechtweg zu ſeyn und alſo dem Range nach den königlichen Schauſpielern nachzuſtehen, wenn dieſe auch nur Bedienten- und er Heldenrollen ſpiele; trotz dieſen und ähnlichen Unannehmlichkeiten gehen die Unternehmer — zu welchem Ziele kann ich nicht errathen — ihren ruhigen Gang fort. Eine vakant gewordene Garderobe ſoll ſchon gekauft; zwey ſchöne Kinder, die Demoiſelles Herold, ſchon engagirt ſeyn. Auch in dem geſchickten und fleißigen Konzertmeiſter, Herr Henning, ſagt man, ſey ein würdiger Chef der Muſik gefunden, der nun eheſtens mit dem kunſtverſtändigen Herrn Direktor Bethmann auf Reiſen gehen werde, um theils die auswärtigen Volkstheater zu ſtudiren, theils Schauſpieler zu ſuchen und dann auch Dichter, weil man auch etwas Neues für's Repertorium haben muß; den Maſchiniſten aber braucht man nicht aus der Fremde kommen zu laſſen, der iſt ſchon ſeit Jahr und Tag vorſorglich in Dienſt genommen. Kurz es geſchieht alles Mögliche, um das Volkstheater in den Gang zu bringen und man kann wie Perin in der Donna Diana ſagen: Wenn es durchaus nicht zu Stande kommen ſollte, ſo könnte daran nur der Dichter Schuld ſeyn, nämlich der Dichter, der ſich einbildete, in Berlin könne eine Volksbühne fabrizirt werden.

Auflöſung der Charade in Nr. 142:
Bienenſtock.

Charade.

An ***

Die hat mein erſtes Silbenpaar
So heiter, rein und ſternenklar
Der Himmel einſt verlieh'n,
Es leuchtet mir, es iſt mein Stern,
Ihm folg' ich froh, ihm folg' ich gern,
Mög's nimmer mir entflieh'n.

Wie pfeilſchnell mir die Zeit enteilt,
Wenn es im zweyten auf mir weilt,
Wie fühl' ich mich dann reich;
Die Sonne leuchtet heiterer nicht,
Wenn ſie aus finſtern Wolken bricht,
Der Gottheit Glanz iſt's gleich.

Und wenn es heiter, ſanft und mild,
Stets auf mir ruht, ſich nie verhüllt,
Wird meine Lebenszeit
Mir länger, als mein Ganzes nennt,
Nicht ſinken, denn wie ſchnell entrinnt
Sie dann zur Ewigkeit.

E. H. W.

Nro. 12.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Jahrgang, 1823. 5tes Heft.

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1823. IX. Bd. 4tes Heft.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. Mai 1823.

Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Mai 1823.

Allgemeine deutsche Justiz-, Cameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Theod. Hartleben. April 1823.

Unterzeichnete haben sich zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel:

Sylvaneion,

ein Taschenbuch für denkende Forstmänner,

verbunden. Ein Werk, das folgende unten näher bezeichnete Gegenstände umfaßt:

I. Naturkunde.

a) Bodenkunde. Wie wenig noch dafür gethan ist, bedarf keiner Erläuterung, ein vorzügliches Augenmerk wird daher auf die Bearbeitung dieses Gegenstandes gerichtet werden.

b Botanik. Die Naturgeschichte der deutschen Waldbäume ist so unvollständig und mangelhaft, daß sie einer totalen Umarbeitung bedarf. Die Redaction wird hier ganz besonders einwirken, sie wird suchen, das Fehlende, was beyspielweise durch Folgendes angedeutet ist, zu ergänzen: Entwicklung und Ausbruch des Laubes und der Blüthen, mit Anführung der Temperaturstände. Zweytens: Mayen-Saamen-Bildung und Reife, Einfluß der Höhe, der Gebirgsart, der Lage ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die Baumform und die physisch-chemischen Eigenschaften des Holzes, horizontale, verticale, natürliche, künstliche Verbreitung, Uebergänge und Wanderung der Holzpflanzen. (Karten werden hiezu geliefert.)

c) Zoologie. Nur neue Erklärungen und Berichtigungen.

II. Forstkunde.

Alles im Gebiete des Waldbaues, des Forstschutzes, der Forst-Benutzung, Technik, der Forsteinrichtung, der Forstpolizey und Staatsforst-Wirthschafts-Lehre, findet eine Aufnahme; doch werden durchaus nur neue Beobachtungen oder Berichtigungen des Frühern aufgenommen.

Einen ganz besondern Werth legt die Redaction auf eine Forst-Statistik, die sich mit Beschreibung und Erfolg der Wirthschafts-Systeme des Waldes befaßt.

III. Literatur.

Teutschlands forstliche Literatur mit kurz glossirten Anmerkungen, dann auswärtige Literatur mit kurzer Angabe des Inhalts: als Anhang, Anzeige erscheinender Schriften, Notizen ꝛc. ꝛc.

Von diesem Taschenbuch erscheint jährlich ein Band; der erste wird zum neuen Jahr 1824 ausgegeben.

Die Redaction nimmt mit Dank, und honorirt durch ein Louisd'or und höher per Bogen, jeden Beytrag, der für den Druck sich eignet. Mit umgehender Post folgt die Rückstellung der nicht angenommenen Schriften. Verschwiegenheit des Namens bey specieller Anforderung sichern wir.

Alle Uebersendungen für die Zeitschrift wolle man mit der Aufschrift An die Redaction des Sylvaneions zu Aschaffenburg, oder an die Verlagshandlung, entweder mit dem Postwagen oder durch Buchhändlergelegenheit übermachen.

J. L. Klauprecht,
Privatlehrer der Forstwissenschaft u. Mathematik, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

C. B. Mayr,
Professor am K. B. Forst-Institute zu Aschaffenburg.

* * *

Den Verlag dieses Taschenbuches

Sylvaneion

habe ich übernommen, und es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, für die anständigste Ausstattung sowohl des Drucks, als auch der dazu gehörigen Kupfer bestens zu sorgen. Es erscheint in großem Taschenformat mit 4 bis 6 von vorzüglichen Meistern gestochenen Kupfern, und allegorischem Umschlag.

Bestellungen hierauf, welche ich mir frühzeitig erbitte, übernimmt jede solide Buchhandlung.

Aschaffenburg im April 1823.

Daniel Knode,
Buchhändler.

Neue Musikalien, welche bey B. Schotts Söhnen in Mainz erschienen sind:

Almenröder, Carl, Abhandlung über die Verbesserung des Fagotts nebst 2 Tabellen. 1 fl.

Backofen, H., leichte Sonate für Harfe oder Pfte, mit Begleitung einer Violine oder Flöte. 40 kr.

Becht, J. A., 3 Polonoisen f. Pfte. Op. 2. 24 kr.

Boom, J. van, Fantaisie et Variat. sur l'air favorit Le Boristhène, p. la flute avec accpg. de l'orchestre Op. 33. 2 fl. 48 kr.

Brand, Alex. Der Freischütz von C. M. von Weber, f. Pfte et Violin arrgt. 6 fl.
Clementi, Musique caracteristique en collection de preludes et cadences p. Pfte. composés dans le stile de Haydn, Kozeluch, Mozart, Sterkel, Vanhal et de l'auteur. Op. 19. 1 fl. 36 kr.
Ernst, P., Variat. f. eine Flöte No. 7. über: Kommt ein schlanker Pursch gegangen, a. d. Freischütz. 24 kr.
Gelinek, Variat. f. Pfte. über den Bauerntanz a. d. Freischütz. 1 fl.
Grosheim, G. C., Hectors Abschied, von Schiller, mit Accpgt. des Pfte. oder der Guitarre. 48 kr.
Guenin, M. A., 3 Sonat. f. d. Violin, mit Accpgt. einer 2ten Violin ad libitum. 1 fl. 30 kr.
Held, Bruno, 1. 2. u. 3ter Münchner Hopswalzer f. Pfte. jeder a 8 kr.
— — 2 Münchner Favorit-Ländler f. Pfte. 8 kr.
Heuschkel, J. P., 3. Favorit-Piecen a. d. Freischütz f. Pfte. à 4 mains arrangt. 1 fl. 36 kr.
— — Grosse Polonoise f. Pfte. et Flöte oder Hautbois. 1 fl.
Klein, C. A. von, Sonate f. Pfte. mit obligater Violin Op. 27. 1 fl. 36 kr.
Kuffner, J., Favorit-Polonoise f. Pfte. 8 kr.
— — Webers Freischütz f. Harmonie arrangt. f. 1 Flöte, 1 Clarinet, 1 Basset-Horn, 2 Horn u. 2 Fagott. 2 fl. 24 kr.
— — 2tes Potpourri a. d. Freischütz f. Pfte. u. Violin oder Flöte. Op. 120. 1 fl. 12 kr.
— — 3tes Potpourri aus dem Freischütz f. Pfte. u. Violin 122. 1 fl. 12 kr.
— — 8tes Potpourri aus dem Freischütz f. Guit., Flöte oder Violin u. Alt. Op. 123. 1 fl. 12 kr.
— — Sonate f. Pfte. u. Flöte oder Violine. 1 fl.
Litzius, C. J., Anleitung den Generalbass practisch spielen zu lernen. 48 kr.
Rödel, Choix d'airs de l'opéra Freischütz. f. Guit. u. Flöte oder Violine. 1 fl. 30 kr.
Schmitt, Alois brillantes Potpourri f. Pfte. u. Violin oder Clarinet a. d. Freischütz Op. 37. 1 fl. 36 kr.
— — Rondo f. Pfte. über Themas a. d. Freischütz Op. 38. 40 kr.
— — Introduction et Variat. f. Pfte. über: Wir winden dir den Jungfernkranz. Op. 39. 1 fl.
Späth, H., Polonoise f. Pfte. 8 kr.
Steiner, Capellmeister, 6 Favorit-Walzer f. 2 Violinen, Flöte, Clarinette, 2 Horn und Bass. 1 fl. 30 kr.
— — 3 Favorit-Walzer a. d. Freischütz f. Pfte. No. 204. 208. 209. jeder 8 kr.
Weber, C. M. von, Cavatine aus Preciosa. Einsam bin ich nicht allein, mit Pfte. 16 kr.
— — a. d. Freischütz. Jezt ist wohl ihr Fenster offen mit Guit. Begltg. 16 kr.
— — 2 Walzer f. Guit. u. Flöte No. 19 et 20. a. d. Freischütz jeder 8 kr.
Weixelbaum, G., 6 Lieder mit Begltg. des Pfte. 1 fl. 12 kr.
Widder, F., 3 militairische Märsche f. Pfte. jeder 8 kr.

Bey uns ist erschienen und bey uns wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die wichtigsten Bäder Europa's. Zur Empfehlung der Bäder für Gesunde und Kranke. Mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Geheimen Ober-Medizinal-Rath Dr. Welper. gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Cour.

Flittner, Dr. E. G. Gemeinfaßliche Anweisung über den Nutzen und rechten Gebrauch der einfachen kalten und warmen Wasserbäder, so wie der Dampfbäder. Zur Belehrung der Badelustigen. 8. Geheftet. Preis 10 Gr. Cour.

Hayne, Dr., Dendrologische Flora oder Beschreibung der in Deutschland ausdauernden Holzgewächse. Ein Handbuch für Kameralisten, Forstmänner, Landwirthe, Gartenbesitzer u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Cour.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung, in Berlin.

Für Diejenigen, welche das berühmte Seebad Doberan besuchen oder näher kennen lernen wollen, ist bey C. F. Amelang in Berlin folgende so eben erschienene Schrift zu empfehlen, welche auch in jeder anderen Buchhandlung zu haben ist:

Beschreibung
und physikalisch-chemische
Zergliederung der neu entdeckten Schwefel-, Eisen- und muriatischen Bittersalzquellen
bey
Doberan und am Heiligendamm
im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin.
Von
Siegesm. Friedr. Hermbstädt,
Königlichem Geheimen und Ober-Medizinal-Rathe ꝛc. ꝛc.
Mit einem Titelkupfer. gr. 8. Geheftet. 1 Rthlr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Mierisch, die Sternenuhr, oder Anweisung, wie man durch den Polarstern in jeder hellen Nacht am Himmel sehen kann, um welche Zeit es ist. Auch wie man durch eine Sternscheibe, die man für jede Stunde mit dem wirklichen Himmel übereinstimmend stellen kann, den Polarstern und die vorzüglichsten Sternbilder in einer einzigen hellen Nacht kennen lernt. Desgleichen auch wie man durch den Polarstern die Weltgegenden finden, und bey nächtlichen Verirrungen wieder auf den rechten Weg kommen kann. Dritte Auflage. gr. 8. broch. 16 Gr.

Encyclopädie des Gartenwesens.

So eben ist in unserm Verlage erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu bekommen:

Encyclopädie des Gartenwesens, enthaltend die Theorie und Praxis des Gemüsebaues, der Blumenzucht, der Baumzucht und der Landschaftsgärt-

nerei, mit Inbegriff der neuesten Entdeckungen und Verbesserungen. Von J. C. Loudon. Aus dem Englischen. Mit sehr vielen Abbildungen. Erste Lieferung enthält die Bogen 1 — 25, und die dazu gehörigen 133 Abbildungen auf Tafel 1 — 4. Preis 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr. (Die übrigen drey Lieferungen werden nächstens folgen.)

Es darf dieses Werk allen Gartenfreunden mit Recht empfohlen werden, da es sich durch systematische und doch gefällige Darstellung auszeichnet, an Reichhaltigkeit alle Erwartungen übertrifft; und auch die geübtesten Praktiker manches Neue und Brauchbare lehren wird, welche letztere wir unter andern auf die Capitel aufmerksam machen möchten, die in dieser ersten Lieferung von den Erd- und Bodenarten und von dem Dünger handeln. Druck und Papier sind schön und werden das Buch ebenfalls empfehlen.

Weimar, den 2ten Mai 1823.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Für Schachspieler.

J. P. C. Preußlex's deutliche und ausführliche Auseinandersetzung der Schachspielgeheimnisse des Arabers Philipp Stamma,

mit vielen Anmerkungen und Verbesserungen mehrerer Spiele für Anfänger; nebst einem Anhange: in welcher Folge und wie man am nützlichsten die vorhandenen Meisterschriften über das Schach studire. 8. Berlin, bey Enslin.

Zweite Auflage 1823.

15 Bogen auf Schreibpapier, broschirt 10 gr.

Dieses rühmlichst bekannte Werkchen ist nun wieder in einer neuen Auflage in allen Buchhandlungen zu haben, und der Preis fast um die Hälfte billiger gestellt, als bey der ersten Auflage, um den Ankauf auch jedem unbemittelten Schachspielfreund möglich zu machen; Papier und Druck sind sehr gut.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Dr. W. Tissot's

medizinisches Noth- und Hülfsbüchlein für alle Menschen,

besonders

für den Bürger in kleinen Städten und den Landmann.

Aufs Neue herausgegeben von Dr. G. W. Becker.

8. Leipzig, A. Wienbrack 1 Rthlr.

Das Publikum erhält hier ein gutes Buch vom Altvater Tissot in einer zeitgemäßen Gestalt. Wer seine Kinder gesund sehn will; er schlage hier nach. Wer in der Nähe keinen Arzt hat; hier findet er Rath und Hülfe in allen gewöhnlichen gefahrlosen Krankheiten und für den Anfang aller gefährlichen Krankheiten. Was zur Rettung von Vergifteten, Ertrunkenen, vom Blitze, vom Schlagflusse getroffenen zu thun ist, ist hier so deutlich und bündig nachgewiesen, daß das Buch ein wahres und unentbehrliches Noth- und Hülfsbüchlein wird. Mit dieser Anzeige ist aber der Inhalt so wenig erschöpft, daß sich noch ein Schatz von hundert andern Dingen darin vorfindet, der jeden Verehrer Tissot's überraschen wird.

Für Aerzte.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lorinser, D. C. J. Kön. Pr. Mediz. Rath ꝛc. Die Lehre von den Lungenkrankheiten. Nach ihrem gegenwärtigen Zustande und mit vorzüglicher Hinsicht auf die patholog. Anatomie dargestellt. Mit 1 Kupf. gr. 8. Engl. Druckp. 2 Rthlr. 16 gr.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Staufenau, Carl Phil., das Erste und Nöthigste einer jeden Elementar-Classe in Hinsicht auf Religion und Verstandesbildung. In Lectionen ertheilt und sokratisch bearbeitet. 1823. 12 gr.

Staufenau, Carl Phil., Rechenbuch für das praktische Leben, für Lehrer und Lernende. 1823. 9 gr.

Der lustige Reisegesellschafter. Eine Sammlung spashafter Anekdoten zur Vertreibung der langweiligen Stunden auf Reisen. Zweyte, vermehrte Auflage. 1823. Geheftet. 9 gr.

Münkners, Aug., (Pfarrers zu Limbach) Gedichte. Zweyte, wohlfeilere Ausgabe. 1823. Geheftet. 10 gr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist in Commission zu haben und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Charte von Spanien und Portugal.

Nach dem Atlas Thomas Lopez und andern sichern Hülfsmitteln, so wie nach den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen bearbeitet v. C. F. Davidos. In 9 Blättern Wien 1820. 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. Rhein.

Genauigkeit und schöner Stich zeichnet diese Charte vor allen andern Charten von Spanien aus.

Im Verlag der D. R. Marr'schen Buchhandlung in Carlsruhe und Baden ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Weinbrenner, Fr., Großherzogl. Bad. Oberbaudirector, ausgeführte und projectirte Gebäude 1stes Heft, enthält: Stadt-Garten und Landgebäude Ihrer Hoheit der Frau Markgräfin Friedrich. Groß Imp. Fol. Preis 2 fl. 30 kr.

Weinbrenner Fr., Großherzogl. Bad. Oberbaudirector, Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude. 1stes Heft. Mit 9 Steinzeichnungen, enthalten: 1) Pläne eines schönen Saals nach der Lobrede Lucians. 2) Entwürfe von dem Bad des Hippias nach Lucians Beschreibung. 3) Restauration des sogenannten altrömischen Bades zu Badenweiler. Groß Imp. Folio. Preis 5 fl. 30 kr.

Vergleichende Darstellung der Repräsentativ-Verfassungen verschiedener Europäischer und der ständischen Verfassungen mehrerer deutschen Bundesstaaten in ihren Grundzügen.

Diese Darstellungen bilden folgende Abtheilungen:

1) Benennung der Staaten und der Haupturkunden ihrer Verfassungen. 2) Bildung und Zusammensetzung der Repräsentation. (Landstände.) 3) Dauer der Sendung der Deputirten. 4) Periodische Versammlung der Parlamente. (Landstände.) 5) Gesetzgebung und Finanzen. 6) Initiative in Gesetzgebungssachen. 7) Petitionsrecht. 8) Oeffentlichkeit der Verhandlungen. 9) Verantwortlichkeit der Staatsbeamten. (Minister.) 10) Bemerkungen.

Die angeführten Staaten sind folgende: Großbritannien, Frankreich, Niederlande, Polen, Schweden, Norwegen, Spanien, Bayern, Würtemberg, Großherzogthum Baden, Großherzogthum Hessen, Großherzogthum Weimar und Herzogthum Nassau. In 4 Tabellen. Groß Imp. Fol. Preis 1 fl. 12 kr.

Meilenzeiger für das Königreich Würtemberg und die angrenzenden Stationen, mit einer Postcharte. Groß Imp. Fol. 1 fl. 12 kr.

Archiv für Standes- und Grundherrliche Rechte und Verhältnisse und Statistik, alter und neuer Zeit. IIr Band 2tes Heft.

Inhalt: 1) Zweyte Denkschrift des Herrn Grafen Franz zu Erbach Erlaucht, an die hohe deutsche Bundesversammlung. Vom 10. May 1822. 2) Diplomatischer Beweis, daß die vormalige unmittelbare Reichs-Ritterschaft einen Reichs-Standesmäßigen Karakter hatte. 3) Ueber die Leibeigenschaft und die von ihr herrührenden Abgaben. 4) Convention zwischen S. K. H. dem Großherzog von Hessen und S. L. dem Burggrafen von Friedberg, die Abtretung der Rechte der Burggrafschaft Friedberg, und die Sicherstellung der Burgfriedbergischen sämmtl. Dienerschaft betreffend. Vom 5. und 10ten May 1817. 5) Gegeneinanderstellung der am 21. Febr. 1817. a. d. h. d. Bundesversammlung übergebenen Darstellung, Erklärung und Bitte des vormaligen R. Adels, mit den Edicten und Verordnungen mehrerer deutschen Bundesstaaten den Rechtszustand des R. Adels betr. 6) Antheil der Standes- und Grundherren, an der Landstandschaft, in den Königreichen Baiern und Würtemberg, dem Großherzogthum Baden und Hessen, und dem Herzogthum Nassau. 7) Tod des Herrn Grafen Friedrich Wilhelm von Pappenheim, des vormal. heil. Röm. Reichs Erb-Marschalls und Herrn zu Pappenheim. Nebst einer Bemerkung über das Erb-Marschalls-Amt, und die dafür erhaltene Entschädigung. 8) Grundlagen einer Unterhandlung über die Verhältnisse der Standes- und Grundherrn im Großherzogthum Baden. 9) Versuch einer Geschichte des vogteil. Adels in der Rhein- und Neckarpfalz. (Fortsetzung) 10) Codex Diplomaticus, oder Urkunden-Sammlung: a) Großherzogl. Bad. Edict, die Standes- und Grundherrl. Rechtsverhältnisse betr. Vom 23. April 1818. b) Königl. Preuß. Edikt vom 21. Juni 1815., die Verhältnisse der vormals unmittelbaren deutschen Reichsstände betr. c) Königl. Preuß. Instruktion v. 30. May 1820 wegen Ausführung des Edikts von 1815.

Der Subscriptionspreis für einen Jahrgang dieses Archivs aus 2 Bänden oder 6 Heften bestehend, der getrennt nicht abgegeben wird, ist 9 fl.

Pflicht und Gewissen ein Trauerspiel, von Freyherrn von Seckendorf auf Zingst,

ist von Hrn. G. D. metrisch umgearbeitet, und erscheint nächstens in unserm Verlage. Wir machen daher hiermit bekannt, daß es binnen drey Wochen bey Herrn Kollmann in Leipzig sowohl in farbigen Umschlag, als auch ungebunden zu erhalten seyn wird.

Comptoir für Literatur.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der vollständige Schreibmaterialist,

oder die Kunst, sich selbst alle Arten der trefflichsten Schreibefedern, Siegellacke, Tinten von allen Farben, Oblaten, Mundleim und andere Büreau-Materialien zu verfertigen. Nebst Notizen und Vorschriften zur Verbesserung des Papiers, zur Fertigung des Muschelgoldes und Muschelsilbers, der brauchbarsten Bley- und Röthelstifte, auch Reiß- und Zeichenkohlen, zur Auswahl und Härtung der Federmesser, ingleichen zur Zubereitung mehrerer nützlicher, auf Schreiberey Bezug habender Gegenstände. 8. Preis geheftet 10 gGr. oder 45 Kr.

Der Inhalt dieser gemeinnützigen Schrift ist zu mannichfaltig und vielseitig, als daß gegenwärtiger beschränkter Raum dessen vollständige Mittheilung erlaubte. Die geringe Ausgabe dafür wird jedem, der sich ihrer bedient, wuchern.

Von der so eben in Paris erschienenen Schrift Ludwig XVIII:

Relation d'un Voyage à Bruxelles et à Coblentz en 1791. Ouvrage de

LOUIS XVIII, *Roi de France.*

(8. Broschirt. Preis 12 Groschen.)

ist in Leipzig (bei Ernst Fleischer) eine korrecte Ausgabe veranstaltet worden, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Das Interesse, welches diese Erscheinung in Paris erweckte, war so lebhaft, daß sich binnen zwey Tagen 4000 Exemplare davon verbreiteten.

Nro. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Juni 1823.

Wenn Eigennutz den Dank gebeut,
Dann rechnet auf Erkenntlichkeit.

Pfeffel.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

VII.

Am Scheideweg das Füchslein stand,
Und sah zur Rechten, sah zur Linken;
Da sah es einen Gegenstand,
Ein Wunder wollt' es ihm bedünken:
Der Wolf schritt mit dem Schäferhunde
Daher im trauten Freundschaftsbunde.

Das Füchslein ihnen trat entgegen,
Glückwünschend macht' es seinen Gruß:
Der Himmel gebe seinen Segen
So edlem neuem Freundschaftschluß!
Doch darf ich auch bescheiden wagen,
Nach solcher Eintracht Grund zu fragen?

Die Eintracht, die uns hält umschlungen,
Erwiderte der Schäferhund,
Gemeinschaftlichem Haß entsprungen,
Der Haß des Schäfers ist ihr Grund.
Du weißt, warum der Wolf ihn hasse;
Doch was mich selb betrifft, das fasse!

Der Wolf, mit dem der Freundschaft Band
Mich heut umschlungen, gestern Abend
Hat er die Heerde angerannt,
Geraubt ein Lamm, von dannen trabend.
Ich, erblicher Gewohnheit nach,
War stracks ihn zu verfolgen wach.

Ich hätt' ihm gern das Lamm entrissen,
Doch ihn erreichen konnt' ich nicht.
Zum Hirten kehrt' ich dienstbeflissen,
Mit Prügeln lohnt' er meine Pflicht.
Da bin ich von ihm abgegangen,
Um meinem Erbfeind anzuhangen.

Ueber die Gletscher in Justedalen und die Lodalskaabe.

(Fortsetzung.)

Die Justedals-Elv, welche früher unter dem Biörnestegsgletscher hinströmte, läuft jezt frey über das ihm geräumte Feld, dessen alte Grenzen hier ebenfalls, wie vor dem Rande der übrigen Gletscher, durch die ehemals vorwärts gedrängten und nun rückständigen Morainen bestimmt werden.

In 1800 Fuß Abstand und 60 Fuß Höhe über dem jetzigen niedrigsten Gletscherrand, auf dem sogenannten Bråsva, liegt der treppenartige Felsenweg (Klepp), welchen die Bauern vor ungefähr achtzig Jahren wählen mußten, um zu ihren Sennenhütten zu gelangen. Dieser Zeitpunkt stimmt gut mit dem oben angeführten an, um welchen der Nygaardsgletscher seine fürchterlichen Wirkungen offenbarte. Auch der Biörnestegsgletscher schritt damals so gewaltsam vorwärts, daß die nach ihren Sennenhütten zie-

benden Bauern sich zuweilen nur mit Mühe durch die in einer Nacht neu hervorgedrängten Massen mit Aexten einen Weg bahnen konnten. Er bedeckt das concave Thal seiner ganzen Länge nach, und steigt zugleich mit der Thalsohle mehr und mehr aufwärts, bis zum Fuß der Lodalskaabe, von deren unerschöpflichen Schneelagern sowol er, als die übrigen niederwärts schwellenden Eismassen, wohl immer Nahrung und Zuwachs erhalten werden. Dicht an dem erwähnten Bräsva, unter drohenden Klippenwänden und nahe am Gletscher, finden sich ausgewachsene Birken, Erlen und mehrere andere Bäume und Sträucher, so wie die gewöhnlichen subalpinischen Pflanzen.

Hat man sich auf der nordwestlichen Seite des Gletschers durch eine wilde Thalregion, auf deren Felsenwände wie durch einen in Zorn empörten Giganten die vielen losen Trümmerblöcke hingeschleudert erscheinen, welche dem Wanderer Tod und Verderben drohen, mühsam vorwärts gearbeitet, so gelangt man endlich zu der milden Faabergsalpe und deren Sennhütten, 1281 Fuß über der See. Das frohe Hirtenleben und die wahre Alpennatur zeigen sich hier erst in ihrem wahren, schönen und eigenthümlichen Charakter; dreyviertel Meilen von diesen Sennhütten wird das Storthal immer enger und enger; bald verändert sich die ganze Scene, und Alles wird mehr wild und fürchterlich. Blumige Wiesen und bebuschte Gehänge stoßen nun an große und öde Flächen, von Sand, Grus, Gerölle und riesenhaften Trümmerblöcken bedeckt, von vielen kleinen, des Gletschers oberer und unterer Fläche reichlich entquillenden, Wasserströmen durchschnitten. Das ganze Thal ist von nackten Bergkolossen eingefaßt, und in seinem westlichen Hintergrund zeigen sich unvermuthet die niedrigsten Ränder der zwey stolzesten und gewaltigsten Abkömmlinge der Lodalskaabe, des Lodals- und Trangedals-Gletscher, 1597 rheinländische oder 1543 Pariser Fuß über der See. Beyde sind nur durch ein schmales Felsenjoch getrennt, welches auf der Höhe überall mit Schnee und Eis bedeckt erscheint, eben so wie die Bergmassen zu den beyden andern Seiten. Die langgestreckten, gewaltigen, blauschimmernden Eismassen füllen die ganze Thaltiefe zwischen den Gehängen aus, und haben sich ebenfalls, wie ich schon erwähnte, von der Lodalskaabe herabgewälzt. Ihr niedrigster Abfall zeigt unzählige Klüfte von prachtvollem Ansehen und himmelblauer Farbe, und die Morainen davor beweisen wiederum deutlich, daß auch sie ehemals um etwa 1700 Fuß weiter abwärts reichten. Die Felsgehänge, zunächst über dem untern Rand aller der bis jezt beobachteten fünf Gletscher sind nackt und bleich, wie rasirt oder abgeschält, bis zu ungefähr 200 Fuß Höhe, wohinauf früher die Eismassen geragt haben mögen.

Der Weg zu und auf dem Lodalsgletscher war nicht beschwerlich. Man könnte da oben bequem reiten, ja sogar fahren, wofern es möglich wäre, einen Wagen oder sonstiges Fahrgeschirr nur bis zum Fuß des Gletschers zu bringen, denn den ersten steilen Abfall desselben kann man umgehen. Man betritt sogleich die Eisoberfläche von dem gegen Süd gelegenen mit fröhlichem Pflanzen- und Baumwuchs prangenden Gehänge. Winter und Sommer liegen hier freundlich neben einander, und während schon der eine Fuß auf das Eis gesezt ist, ruht noch der andere auf grünem Rasen. Fast aller Schnee war auf dem Gletscher weggethaut, und deßhalb jede Kluft sichtbar. In der untern Region erschienen diese Klüfte selten und schmal, die meisten kaum einen Fuß breit, longitudinal in Beziehung auf den Lauf der Gehänge, oder parallel mit ihnen. Weiter aufwärts aber zeigt das erstarrte Eisungeheuer, daß es starke innere Erschütterungen und gewaltsame Wehen erlitten haben muß. Das Gewicht der Masse schien hier eine fürchterliche Art von Leben und Bewegung hervorgerufen zu haben. Des Eiskörpers Zusammenhang war weniger stetig; die Klüfte wurden transversal und breiter, von zehn bis zwanzig und mehr Fuß. Ihre Tiefe ist gewiß bedeutend, vielleicht bis zum Felsboden der Thalsohle, über welche der Gletscher sich hereinwälzte, aber sie kann kaum gemessen werden, man müßte denn eine von gleichförmiger Neigung oder senkrechtem Stande auffinden. In den größern Klüften sieht man deutlich die Eislagen, mit welchen der Gletscher sich jährlich vergrößerte; es ließen sich deren ungefähr zwanzig mit dem Auge verfolgen, jede das Produkt eines Jahres, die einzelnen durch einen unreinen, schmuzig gefärbten Streifen von einander getrennt. Ohne eine gewisse Bangigkeit sieht oder schreitet kaum Jemand über diese schimmernden Abgründe des Todes, wie lockend auch ihre azurfarbenen Wände entgegen glänzen; auch fand wohl bisweilen ein einzelner Wanderer ein schreckliches Grab in den eiskalten Schlünden. Ein Bauer, der vor einigen Jahren von Justethal nach Nordfiord wandern wollte, stürzte in eine Kluft, welche der jährige Schnee verdeckt hielt. Sein einziger Begleiter, ein treuer Hund, eilte heulend und winselnd hinab nach Justethal, um Hülfe aufzufordern, aber kein Mensch verstand des Thieres klagende Sprache eher, als bis man den Herabgestürzten später vermißte, worauf denn Einige dem Hund auf den Gletscher folgten, bis er an einer Kluft stehen blieb und durch Zeichen zu verstehen gab, da hinein sey sein Herr gefallen. Man rief, man senkte Taue hinab, aber vergebens; der Bauer hatte den Tod in dem unermeßlichen Abgrund gefunden, und nur mit Gewalt konnte man den treuen Hund von der schauerlichen Stelle entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

Von Fr. Th. Schubert.

Obgleich dunkele Gefühle nicht für ein sicheres Mittel, die Wahrheit zu finden, gelten können, wenigstens nicht bey dem Menschen, dem der Schöpfer in der Vernunft ein weit untrüglicheres Mittel gegeben hat; so sind sie doch, besonders wenn sie allgemein sind, nicht ganz zu verwerfen. Ein solches Gefühl sagt uns, daß wir nicht mit den Füßen, sondern mit dem Kopfe denken; und die Sprache unterscheidet sehr richtig Kopfarbeit von Handarbeit: wir glauben sogar ziemlich genau zu fühlen, in welchem Theile des Kopfes eigentlich die Seele thätig ist, nämlich nicht in den äußeren Theilen, nicht im Kinn oder im Nacken, sondern in dem innersten Theile, der von der Stirn bedeckt wird. Dieses dunkele Gefühl ward dadurch sehr bestätigt, daß alle unsere Sinne, diese Fenster, durch welche die Seele in die äußere Welt blickt, und Materialien zur inneren Verarbeitung sammelt, im Kopfe vereinigt sind, und daß die Verletzung keines andern Gliedes des Körpers einen so unmittelbaren Einfluß auf die Kräfte der Seele hat. Als man endlich durch die Anatomie entdeckte, daß alle Nerven, besonders die der Sinnorgane, sich im Gehirn vereinigen, und daß die geringste Verletzung dieses zarten Organs den Menschen seines Verstandes berauben, und einen Weisen in einen Narren verwandeln kann; da konnte man nicht länger zweifeln, daß das Gehirn der eigentliche Sitz des Lichtes in uns, oder des räthselhaften Wesens sey, welches wir unsere Seele nennen. Nun war auch der zweyte Schritt sehr natürlich, daß man, ohne gerade Materialist zu seyn, vermuthete, die höhere Vollkommenheit des menschlichen Geistes rühre von einer größeren Gehirnmasse her, und die Fähigkeiten der verschiedenen Thiergattungen müssen überhaupt desto vollkommener seyn, je größer ihr Gehirn im Verhältnisse zur Masse ihres ganzen Körpers sey. So wenig diese Regel für ausgemacht angenommen werden kann, da sie besonders durch die bekannte Erfahrung widerlegt wird, daß ein Mensch einen großen Theil seines Gehirns verlieren kann, ohne daß man eine Abnahme seiner Verstandeskräfte bemerkt; so sind doch die neueren Untersuchungen, die man hierüber angestellt hat, nicht ohne Interesse und Belehrung.

Das Gehirn ist überhaupt aus sechs verschiedenen Materien zusammengesezt, die, wenn man die ganze Masse in hundert Theile theilt, sich in folgenden Verhältnissen finden: Wasser 80, Eyweißstoff (albumine) 7, eine fette Materie 5½, Salz und Schwefelsäure 5½, Phosphor 1½, Osmazome (der Stoff, welcher der Fleischbrühe ihren eigenthümlichen Geruch gibt) 1½. — Die kleinen Thiergattungen haben überhaupt verhältnißmäßig weit mehr Gehirn, als die großen: so beträgt das Gehirn in der Ratze den 76sten, in der listigen und vorsichtigen Maus den 45sten, in dem sorgfältigen ökonomischen Hamster den 21sten, im Sperling den 25sten, im Kanarienvogel den 14ten, und in dem verständigen Elephanten nur den 500sten Theil der ganzen Körpermasse. — Da der Zustand und die Menge des Gehirns, von der Geburt bis zum Tode, und selbst in Krankheiten, sich nur wenig ändert, so muß sich desto mehr das Verhältniß desselben zum ganzen Körper, nach dem verschiedenen Alter, dem Wachsthum, dem Fett oder der Magerkeit u. s. w. ändern. — Im Menschen beträgt das Gehirn den 22sten bis 35sten Theil der ganzen Körpermasse, im Hunde nach den verschiedenen Rassen den 47sten bis 161sten Theil, im Pferde den 400sten, und im Esel den 212ten Theil: es scheint also, daß man auch hier dem armen Esel Unrecht gethan hat, und daß er seinen Bruder, das Pferd, eben so wohl an Verstande, als an Geduld und Treue übertrifft. Die Affen haben das größte Gehirn, und es gibt sogar eine Art von Sapajou, bey der es, wie bey dem Menschen, den 22sten Theil beträgt. Am schlimmsten ist der Ochse weggekommen, von dem man, sogar in Vergleich mit anderen Thieren, ohne ihm zu nahe zu treten, sagen kann, daß er keine Raison annimmt: sein Gehirn macht nur den 860sten Theil seiner plumpen Masse aus.

Diese wenigen Beyspiele zeigen schon, daß das Gehirn nicht im Verhältniß der Verstandeskräfte vertheilt ist, da es Thiere gibt, wie der Hamster, der Kanarienvogel u. s. w., die reichlicher damit versehen sind, als der Mensch. Allein es gibt eine andere Vergleichung, die richtiger zu seyn scheint. Das Rückenmark, das man gewissermaßen wie eine Fortsetzung des Gehirns ansehen kann, verliert, so zu sagen, die dem Gehirn eigenthümliche geistige Fähigkeit, so wie es sich von demselben weiter entfernt; und es ist der Sitz des eigentlichen thierischen Lebens, wodurch das Thier sich von der Pflanze unterscheidet. Dasjenige aber, wodurch sich das verständige Thier von dem brutalen, wodurch sich der Hund von der Auster unterscheidet, hat seinen Sitz im Gehirne. Die intellektuellen Kräfte des Thiers würden also nicht im Verhältniß des Gehirns zur ganzen Masse des Körpers, sondern zur Masse des Rückenmarks und der daraus entspringenden Nerven, stehen: je größer jenes im Verhältniß zu diesem ist, desto feiner und desto vollkommenerer Ausbildung fähig werden die geistigen Kräfte seyn; wo aber das lezere das erstere weit übertrifft, da werden die blos physischen und brutalen Kräfte überwiegend und herrschend seyn. Dieß scheint, nach den darüber angestellten Untersuchungen, in der That der Fall zu seyn: das Insekt hat kein eigentliches Gehirn, sondern diese Masse ist durch den ganzen Körper vertheilt; und bey keiner Thiergattung ist das Verhältniß des Gehirns zum Rückenmark so groß, wie bey dem Menschen.

Hierin liegt wahrscheinlich der Grund, daß die Lebenskraft der unvernünftigen Thiere stärker, und ihre Sinne

schärfer sind, als bey den mit Vernunft begabten Menschen. Unsere Organe stehen dem durchdringenden Auge des Adlers, dem feinen Geruche des Hundes weit nach; und in dem intellektuellesten aller Sinne, dem Gehör, übertreffen wir vielleicht alle Thiere, so wie uns diese in dem materiellesten Sinne, dem Geschmack, übertreffen. Der Mensch nimmt so ziemlich mit jeder Speise fürlieb, aber die meisten Thiergattungen sind auf eine gewisse Nahrung angewiesen, und ihre Zunge verschmäht jede andere Kost. Es scheint sogar, daß sie in Sachen des Geschmacks einen Sinn haben, der uns ganz fehlt; und es wäre nicht zu verwundern, wenn die Natur, indem sie den Thieren, um sie für den Mangel der Vernunft schadlos zu halten, Instinkte gab, sie auch mit mehreren, zu ihrer Erhaltung nöthigen Sinnen ausgerüstet hätte, die uns fehlen.

Die Sinne sind die Fernröhre und die Mikroskope, mit denen wir die Natur beobachten, und durch die wir alle die Empfindungen, Begriffe und Ansichten einsammeln, aus denen sich unser Charakter, unsere Denkungsart, und die Masse unserer Kenntnisse bilden. Der Mensch würde aufhören, Mensch zu seyn, und die Natur, die uns umgibt, würde uns ganz anders erscheinen; kurz wir würden in einer andern Welt leben, wenn jene Gläser anders geschliffen wären, oder eines davon fehlte, wenn die Natur uns nur einen Sinn mehr oder weniger gegeben hätte, als die fünf, die wir kennen. Zwar können wir uns außer diesen fünfen keinen denken: denn von einem Sinne kann man sich nur eine sinnliche Vorstellung machen, und um das zu thun, muß man diesen Sinn selbst haben. So wenig aber der Blindgeborne Recht hat, die Unmöglichkeit des Sehorgans zu behaupten, so wenig dürfen wir an der Möglichkeit anderer Sinne zweifeln, oder der Zahl der Sinne Gränzen setzen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. Jun.

Gestern hielt die Königl. Akademie der Wissenschaften ihre dießjährige feyerliche Sitzung. In den vorigen Jahren hatte dieselbe einige Monate früher statt; allein dann fiel sie gerade in die Zeit der Session der gesetzgebenden Kammern, und da wurden die wissenschaftlichen Vorlesungen über den politischen Debatten beynahe vergessen. Die Herren Gelehrten, die doch auch gerne ein bischen Aufmerksamkeit erregen wollen, und nicht ungern seyen, daß sich die Tagesblätter mit ihren Arbeiten abgeben, haben daher dieses Jahr ihre öffentliche Sitzung bis zum Anfange des Junius verschoben. Diesen Grund des Aufschubs haben sie zwar nicht öffentlich bekannt gemacht; man hat ihn aber leicht errathen können. Unter den vier Akademien, welche das Königliche Institut Frankreichs (Institut royal de France) ausmachen, ist die Akademie der Wissenschaften diejenige, welche ihren wissenschaftlichen Zweck am unablässigsten verfolgt, sich am wenigsten durch politische Rücksichten leiten läßt, und daher auch mit der größten Würde besteht. Nicht so die Académie française, in der man durch das Einschieben von Abbés, Hofleuten und besoldeten Geschichtschreibern dieselbe Spaltung hervorgebracht hat, die unter den zwey politischen Hauptparthey'en in Frankreich herrscht; hier ist nämlich eine rechte und eine linke Seite, eine servile und eine unabhängige, eine obskurante und eine freysinnige; daher es dann auch den Ministern ein Leichtes ist, in derselben sich Einfluß zu verschaffen. Von diesem Einflusse und dieser Spaltung erhält das Publikum Beweise genug. Es sitzen in dieser Akademie zwey Brüder, die beyden Lacretelle, von welchen der ältere, zu den Freysinnigen gehörend, vor nicht gar langer Zeit einer politischen Schrift halber zu einer Strafe vom Gericht verurtheilt wurde, indeß der jüngere, sich schlau an die Regierung anschmiegend und die vor der Hand herrschenden Grundsätze vertheidigend und anpreisend, mit Ehrenbezeigungen überhäuft wird; zwar ist die Akademie nicht mehr kriecherisch unterwürfig, wie zu der Zeit des berühmten Abbé de Saint Pierre, den sie aus ihrer Mitte verstieß, weil er den Machthabern mißfallen hatte; so etwas würde heutzutage nicht mehr vorfallen; allein als neulich de Jouy zu einem Monate Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, wagten es doch viele seiner Mitakademiker nicht, ihn im Gefängnisse zu besuchen, aus Furcht, den Ministern zu mißfallen; und als nach de Jouys Entlassung aus dem St. Pelagiegefängnisse in einer Sitzung der Akademie beschlossen worden war, nach dem Brauche der Akademie ihm durch eine Deputation ihre Theilnahme an seiner Befreyung zu bezeugen, und dieses durch die Zeitungen bekannt geworden war, waren einige Akademiker feige genug, um sich alles Antheils an dieser Angelegenheit zu entsagen, besonders als der Minister des Innern an die Akademie geschrieben hatte, um sich nach der Beschaffenheit jener Deputation zu erkundigen; die konstitutionellen Zeitungen äußern die Meinung, die Akademie hätte sehr füglich dem Minister antworten können, so etwas ginge ihn gar nichts an; denn eine Akademie sey keine ministerielle Behörde, sondern eine gelehrte, unabhängige Gesellschaft. Von dergleichen Auftritten hört man in der Königl. Akademie der Wissenschaften nicht. Der Mittelmäßigkeit gelingt es hier nicht so leicht, sich einzuschleichen, wenn sie auch sehr ansehnliche Vorsprache hätte, und es kömmt hier bey den Kandidaten nicht darauf an, was für Grundsätze sie in politischen Angelegenheiten haben, sondern was sie im wissenschaftlichen Fache leisten. Bey der dießmaligen Sitzung war der Saal wieder gedrängt voll; unter den Akademikern sind seit einigen Jahren drey der berühmtesten Gelehrten mit Tode abgegangen, Berthollet, Hauy und Delambre; an die Stelle des letztern ist der ehemalige Präfekt des Isere-Departements und Mitglied der egyptischen Kommission, Fourier, gesetzt worden, von dem bekanntlich die Vorrede des großen Werkes über Egypten in dem fünf Schuh langen und breiten Originalformate herrührt. In der Panckouckeschen Ausgabe ist diese Vorrede, die einen eigenen Band ausmacht, aufs Oktavformat verringert worden, scheint auch sonst noch reduzirt und beschnitten worden zu seyn, aus Vorsicht oder übergroßer Gefälligkeit, weshalb Baron Fourier sich geweigert haben soll, dieselbe zu unterzeichnen. Bey der öffentlichen Sitzung trat Fourier dießmal sein Amt als Secrétaire perpetuel der mathematischen Abtheilung der Akademie an, und zwar durch eine Lobrede auf seinen Vorgänger Delambre. Das Leben dieses berühmten Sternkundigen bot eben keine wichtigen oder vorzüglichen Begebenheiten dar, und war gänzlich unter gelehrten Arbeiten verstrichen. Sein Verdienst um die Einführung des Dezimalsystems der Maaße und Gewichte, und um das Ausmessen eines Meridianbogens sind hinlänglich bekannt. An Belohnungen hat es ihm unter keiner der Regierungen, die in Frankreich aufeinander gefolgt sind, gefehlt; während der Revolution wurde er zwar einmal bey Seite gesetzt von Leuten, die sich wahrscheinlich um astronomische Gelehrsamkeit nie bekümmert hatten, und denen die gemäßigten Gesinnungen Delambres verdächtig waren, wie man den Wölfen leicht verdächtig wird, wenn man nicht mit ihnen heult; diese Ungerechtigkeit wurde jedoch bald wieder gut gemacht; denn Delambres große Gelehrsamkeit war bey den astronomischen und geometrischen Arbeiten unentbehrlich. Fourier schloß seine Lobrede mit der Bemerkung, es habe Delambre nichts gefehlt, als ein Nachfolger, der seine Verdienste mit mehr Talent hätte darstellen können. Das Publikum antwortete auf diese bescheidene Aeußerung mit lebhaftem Beyfallklatschen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Nr. 50.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. Juni 1823.

Ueber die Kunstausstellung vom Herbste 1822 in Berlin.

Von Amalie v. Helwig geb. Freyin v. Imhoff.

(Fortsetzung.)

Wie willkommen dem Künstler jeder Auftrag seyn muß, an dessen Gegenstand das größere Publikum Antheil zu nehmen berufen ist, zeigte sich auf's Neue bey dieser Ausstellung an dem Gemälde des Professors Schadow, in lebensgroßem Bildniß die Prinzessin Wilhelm, Königl. Hoheit, mit ihren Kindern darstellend, um welches die schaulustige Menge stets in dichten Gruppen versammelt weilte, aus denen sich die Stimme des Beyfalls mit dem Ausdruck jener ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit vernehmen ließ, die niemals gerechter, als hier, der Herablassung und Wohlthätigkeit gezollt werden, wo sie, wie mit unsichtbar verklärender Krone, die Stirne dieser schönen Fürstin schmückt.

Die Prinzessinn ist sitzend, in einer offenen Säulenhalle vorgestellt, durch deren Zwischenräume im Hintergrunde sich der romantische Fürstensitz ihrer erlauchten Eltern, Homburg an der Höhe, in der heitern Umgebung zeigt, welche den Süden Deutschlands verkündet, wie zugleich der noch am Schlosse selbst erhaltene stolze Thurm das Alterthum desselben, und den wahrhaft altritterlichen Sinn beurkundet, mit welchem die Landgrafen von Homburg jenen ehrwürdigen Ueberrest einer Bauart erhalten, die nach und nach an den übrigen Theilen des Schlosses verschwunden ist, welches bis zu den neuesten Zeiten die Wiege edler Helden-Fürsten war.

In purpursammtnem Anzuge, rings mit Hermelin verbrämt, zeigt sich die hohe königliche Gestalt, so passend als zugleich einfach gekleidet, wie ihr weißer Arm, sanft den ältesten Sohn, einen Prinzen von 11 Jahren umschlingend, diesen gleichsam noch der Mutter mildem Einfluß nah zu halten strebt; und ihr schönes Haupt, sich sanft neigend, scheint des geliebten Kindes Blick zu suchen; der Prinz aber dem Beschauer links, im Profil gesehen, kehrt die lebendig seinen Züge gegen die schöne Mutter, in welcher ein günstiges Geschick das Urbild sanfter Tugend, den augenscheinlich regen, tief empfänglichen Sinn, als Ideal weiblicher Anmuth und fürstlicher Huld am Eingange des aufblühenden Lebens hinstellte.

Die kräftig blaue Farbe in des Prinzen Anzug stimmt angenehm mit dem dunkeln Roth des Sammtes und gibt dieser Seite des Gemäldes eine schöne Ruhe, da zugleich ein grüner Vorhang hier im Schatten des Hintergrundes herabfällt. So heiter als reizend zeigt sich uns dagegen, in voller Klarheit des einfallenden Tages, zur Rechten die liebliche Gestalt der zarten Tochter in kindlich holder Zärtlichkeit über der Mutter hingebeugt, recht als ein Blüthen-Kranz auf ihren Knieen liegend, indeß das jüngste Kind, von dem mütterlichen Arm auf dem Schooß gehalten, herzt und freudig erregt, um sich schaut.

Das Knabenhafte in dessen Gebehrden ist charakteristisch aufgefaßt, und hier um so mehr an seiner Stelle, als vorzüglich in dieser Gestalt sich die raschere Bewegung offenbarr, welche dem Bilde ein gefälliges Leben verleiht; denn man glaubt zu sehen, daß der dreyjährige Waldemar seine Stellung bald verändern wird, ja vielleicht gar die Schulter zu erklettern Lust hat. So lilienweiß, und obwohl von edel ebenmäßigem Bau, doch augenscheinlich zart, scheint die fürstliche Mutter kaum des kräftigen Kindes rascher Bewegung gewachsen und man glaubt hier, um geliebte Wesen selbstvergessen bemüht, in derselben eine gekrönte Charitas zu erblicken, wie sich um die klare Stirne ein reiches Diadem aus Amethyst und Diamanten windet. Dieser Schmuck, von dem Künstler mit eben so viel Geschmack als Fleiß nach dem Vorbilde ausgeführt, welches an glänzenden Festen in dem lichtbraunen Haar der Prinzessin als würdige Zierde leuchtet, will doch, nach meinem Gefühle, sich nicht wohl mit der übrigen Composition verschmelzen, die offenbar, wenn gleich den erhabenen Rang ihres Gegenstandes berücksichtigend, doch mehr darauf berechnet ist, die zärtliche, still und tiefsühlende Mutter hier, zwischen den geliebten Kindern zu zeigen, da nur allein durch solche Wechselwirkung die Kleinen mit der Hauptgestalt zu einem schönen Ganzen geordnet werden konnten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch dabey bemerken,

daß Schadow sogleich gegen diesen prächtigen Hauptschmuck sich aussprach, und ihn wenigstens nicht in seiner vollen Höhe auf dem Bilde anzubringen wünschte. — Wie das künstlich durchbrochene, gleichsam funkelnde, Diamant-Gewebe allerdings den regelmäßig schönen Zügen der erhabenen Frau einen neuern, stolzeren Reiz leiht, kann man begreifen, daß diejenigen sie eben so dargestellt zu sehen wünschten, welche sich oft in dieser Erscheinung, am Glanze ihrer Anmuth liebend sonnten: — mein Auge aber sucht unwillkührlich, vom Schimmer jener Juwelen gereizt, nach einem gleichen Schmuck um Brust und Arm, und so möchte ich, entweder die Fürstin allein, umstrahlt von den gesammten Attributen der Hoheit, wie im Augenblicke sehen, wo sie den Huldigungen eines harrenden Hofstaates entgegengeht; oder auch die Mutter nur erblicken, die, mit einfacher Juwelenschnur die weichen Locken durchschlungen, zwanglos das schöne Haupt zu der lieblichen Kinder Angesichtern hinneigen mag, — eine Freyheit, die sich der Vorstellung jezt versagt. Wie aber jeder Theil des Gemäldes von des Künstlers denkendem Fleiße zeugt, so dürfte nächst dem vortrefflich gelungenen, vollkommen ähnlichen, Kopf der Fürstin, das holdselige Angesicht des Mägdleins das größte Lob verdienen, wie dieses in liegender Stellung, auf den rosigen Händchen ruhend, im Schmuck der blonden, reich herabwogenden Haare, unbeschreiblich lieblich unter dem Lorbeerkranz hervorschaut, welcher als ein Andenken des Tages hier erscheint, der ihm das Leben gab, als am 18. Juni 1815 Preußens Heldenschaaren den Sieg bey Belle-Alliance glorreich erkämpften; weßhalb auch die erlauchte Mutter, die einen angebeteten Gemahl dort in das Feld der Gefahr ziehen lassen mußte, der Prinzessin die Sieger jenes Tages zu Pathen gebend, dieselbe Viktoria bedeutungsvoll genannt. Möge sie heranwachsen, um einst einem Fürsten deutschen Stammes als eine lohnende Sieges-Göttin den Lorbeer auf die Heldenstirn zu drücken, welcher jezt so reizend ernst des lächelnden Kindes Antlitz verklärt! —

Wenn wir an dieser anmuthigen Gestalt die breite Spitzenkrause zu tadeln wagen, welche über die Schulter etwas störend auf das sonst so harmonisch zart gefärbte Lilla des Gewandes fällt, so muß der Künstler dieß verzeihen, weil er selbst in jenem idealisch gehaltenen Engelköpfchen uns den Anspruch auf ein Ganzes gab, woran nichts an gewöhnlich modische Zierde erinnert. *) Hier hätte ich nur die runde Schulter, dem lockern Ueberkleide entschlüpfend, von den rieselnden Wellen des gelben los' geflochtenen Haares leise bedeckt, sehen mögen.

*) Ich habe seitdem gehört, daß auch hier Herr Professor Schadow nicht seinem eigenen Geschmack gefolgt habe; welche Nachgiebigkeit sonach allein zu tadeln wäre.

Doch, wem sind die engen Grenzen der Convenienz nicht bekannt, in welcher sich der Künstler bewegt, sobald er nicht unbeschränkt dem Walten seines Genius überlassen bleibt? — — Alles ist übrigens an diesem durchaus glücklich gedachten Bilde von der sorgfältigsten Vollendung, bis auf das blaue reichgestickte Kissen, auf dem der Fürstin Fuß, mit goldstoffenem Schuh umspannt, ruht. Wie aber dem Beschauer links jener grüne Vorhang sich seitwärts hinzieht, den Hintergrund auf angenehme Weise dämpfend, so erblickt man ebenfalls hinter den Gestalten, uns zur Rechten, einen geschmackvollen Tisch, von bronzenen Schwänen getragen, welcher die Schätze der Blumenwelt umfaßt, in deren Mitte die Prinzessin so gerne lebt — doch nicht als ausfüllendes Beywerk, zeigen sich diese hier, vielmehr dem prüfenden Auge in einer Vollkommenheit des Pinsels und einer Harmonie der Anordnung, leicht und zart hingehaucht, wie nur wenige Maler sie uns in den Bildern bewundern lassen, welche allein dieß Reich des Frühlings zum Gegenstand ihrer Kunst wählen. Erfreulicher hat hier Neigung ein schönes Talent dem andern verbunden; denn den geschickten Händen der geistvollen Gattin unsers Künstlers verdankt das Gemälde diese anmuthige Zierde, und indem die Färbung sämmtlicher Blumen in Mitteltönen, der Stelle nach gehalten ist, die sie einnehmen, so entspricht dieß auch auf das sinnigste der ursprünglichen Bescheidenheit, mit welcher das Weib sich gerne dem höhern Fluge eines geliebten Gatten anschmiegt. Möge die zartfühlende Malerin sich stets mit gleichem Glücke den wohl gelungenen Leistungen des wackern, vorwärts strebenden, Künstlers gesellen.

Eine Madonna, halbe Figur, in Lebensgröße, vom Professor Schadow in dieser Ausstellung zeigte die jungfräuliche Mutter in offen heiterer Gegend wandelnd, wie sie das Kind auf ihren Armen leise zärtlich auf die Stirn küßt. Der Ausdruck des mütterlichen Kopfes ist sehr lieblich, die Karnation warm und klar, die Draperie geschmackvoll, in kräftigen Farben mit feinen Goldzierrathen umsäumt, an die besten Leistungen dieser Art erinnernd; — nur dürfte man den Wunsch äußern: das Kind selbst möge, weniger ausgebildet und als noch in dem ersten Traum des Daseyns befangen dargestellt seyn, oder auch, so wie es hier schon Geist und Bewußtseyn verräth, den mütterlichen Liebkosungen thätiger entgegen kommen. Irren wir nicht, so hat sich der Geschmack des Künstlers in Hinsicht des Faltenwurfs indessen noch vervollkommnet, welcher an dieser seiner letztvollendeten Composition so wohl verstanden als großartig geordnet erscheint.

Auch das Brustbild seiner eigenen Gattin befand sich in der Ausstellung, über dessen auffallende Aehnlichkeit und glückliche Behandlung man Vieles sagen könnte, wäre

man nicht gewohnt, in dieser Art nur Gelungenes von solcher Hand zu sehen. *)

Lebhafte Theilnahme erregte ein kleines Gemälde **) des Hrn. K. Kolbe, Mitglied der Akademie, zwey Pilger vorstellend, die bey einbrechender Dämmerung in einsamer Gegend gegen den Nachtwind kämpfen, welcher — eben erwachend — das dichte schwere Gewölk von der linken Seite her vor sich hin zu treiben scheint, indeß noch rechts in der Ferne jener gelbweiße Schimmer am Horizonte sichtbar wird, welcher des Tages lezte Spur, durch dunkle Streifen unterbrochen, zeigt, die, noch schwach mit mattem Roth umsäumt, genau die Abendstunde angeben. Noch erglänzt der ferne Fluß im lezten bläulichen Lichtschimmer, und der Kirchthurm eines kleinen Ortes deutet, auf den hellen Grund gezeichnet, nur mehr die Einsamkeit der Gegend an, wo keine andere menschliche Wohnung sich rings in der weiten Ebene zum Schuz gegen den Regen darbietet, welcher schon über jene hellere Gegend des Hintergrundes in einzelnen schrägen Streifen sich ergießt. Eben schreitet der Pilgers-Mann von dem gothischen, halbversunkenen Kirchenportal daher, welches ganz lichtlos, im Halbdunkel des Mittelgrundes, gleichsam schon der Nacht angehört, wie es einsam der Verödung preisgegeben dasteht. — Neben den rüstig fortschreitenden Greis drängt sich eine schlank aufgeschossene Mädchen-Gestalt, seinen Arm krampfhaft fassend, und vom Schein der Laterne, die er trägt, von unten beleuchtet, erhält die zarte Bildung ihrer Züge einen ergreifenden Ausdruck, da sie eben mit weit geöffneten Augen, entsezt nach der Seite, den Beschauern links, hinstarrt, wo aus morsch verwittertem Eichenstamme Eulen scheu schreyend aufflattern, die der unwillkommene Schein der Leuchte stört. Ueber das röthliche, vom Sturm ergriffene Unterkleid trägt das Mädchen ein grünes, bis an's Knie aufgeschürztes Gewand, um Hals und Arme mit Pelz verbrämt, in dieser Form fast einer Jacke ähnlich anzusehen, wie es, seltsam genug, an ein nah befreundet eben so zierliches Wesen mich erinnerte, welches, eine gleich phantastische Reise-Kleidung aus eigenem Geschmack erwählend, oft in demselben Anzuge neben mir in den einsamen Wäldern des Nordens, beym Wehen der rauhen Herbstluft, einherschritt — und so muß ich das richtige Gefühl des Künstlers doppelt loben, den hier offenbar ein glücklicher Sinn für das Seltsame, jedoch nicht Unschöne geleitet. Denn — indem der Wind sich heftig in dem weißen Tuche fängt, welches das Haupt der jungen Pilgerin zu bewahren bestimmt ist, färbt sich dieses, im warmen Wiederschein der Laterne Beleuchtung, während der Pilger, in dessen rauhen Zügen Frömmigkeit und Starrsinn seltsam verschmolzen sind, mit dem drohenden Ungemache des Momentes nur um so eigensinniger zu ringen scheint. Vortrefflich, aber keine Schilderung zulassend, ist die Wirkung des Lichtes behandelt, wie es, jezt aus dem gelöcherten Obertheile der Laterne, in einzelnen scharfen Strahlen hervorbrechend, des Pilgers vorwärts wehenden, rothbraunen Mantel und gelblichtes Unterkleid fleckigt erhellt, dann auf den Boden fallend, die unbestimmten, wunderlichen Schatten der Gestalten lang gedehnt hinzeichnet — und den theilnehmenden Blick des Beschauers zugleich die Ungleichheit des wüsten Pfades bemerken läßt, warauf der zarte Fuß der jugendlichen Pilgerin zu wandeln hat.

Die geheimnißvolle Trauer einer selbst gewählten, mit Beschwerden und Gefahr verbundenen Einsamkeit, webt über diesem Bilde und spricht, wie mir deucht, zugleich die beugende Betrachtung aus: wie hülflos schwach der Mensch im Kampf der Elemente dasteht, die so oft in feindselig riesenhafter Uebermacht sich uns entgegen stemmen. Vielleicht wollte der Künstler jedoch hier den Sieg besonnen kräftigen Willens gegen die todte Natur ausdrücken; und allerdings sieht man es diesem Pilger an, daß er mit fester, tiefgefurchter Stirn schon vielen Stürmen entschlossen entgegen trat; doch, wie wir Furcht und unheimliche Schrecken auf des Mädchens Antlitz lesen, müssen wir theilnehmend fragen: ob auch dieses schlank aufgeschossene Bäumchen den Orkanen widerstehen werde, in deren Brausen die Eiche ihre knorrigten Aeste kräftig trotzend ausbreitet? —

Wenn irgend ein neuer bildender Künstler das Element der Romantik durchdrungen und sich deren höheren Sinn angeeignet hat, so dürfte dieß von Hrn. Kolbe gesagt werden, der schon zu vielen Malen uns Gestalten sichtbar hervorgerufen, welche durch die romantischen Dichtungen, geheimnißvoll reizend, hin- und herziehen — das Lieblichste mit räthselhaftem Spuck vermählend.

Seiner geistvollen Darstellungsgabe gelingt nicht minder das heitere Feenhafte jener Gattung, wie die Gestaltungen der mannhaft tapferen Ritterwelt. — Von jener Gabe zeugte die anmuthige Skizze in den Sälen der lezten Ausstellung, eine Fürstin vorstellend, die, den Falken auf der Hand, längs eines schönen Sees in Waldes Schatten hinreitet. Von dieser aber ein Karton, welcher zur Ausführung auf Glas für die schon früher erwähnten bunten Fenster des Schlosses von Marienburg bestimmt, des

*) Jezt arbeitet Schadow an einer Anbetung der Hirten auf Befehl S. M. des Königs, welche sehr viel verspricht und vollendete eine Kindergruppe in Lebensgröße, welche höchst gelungen und von wahrhaft reizender Wirkung ist.

**) Jezt im Besiz der Mad. Fränkel, und zum Zweytenmale für Se. Hoheit dem Kronprinzen etwas größer von dem Künstler ausgeführt.

Künstlers reiches Talent von seiner ernstesten Seite rühmlich darthut.

Wir erblicken auf dem in zwey Flügel abgetheilten Bogenfenster, rechts Heinrich von Feuchtwangen in schimmernd blauer Stahlrüstung, auf dem lichtbraunen auch geharnischten Streitrosse, (wie ich es mir erlaube nach der später gesehenen trefflichen Ausführung in Aquarell die Farben zu bezeichnen). Das Haupt des Comthurs schmückt eine vorn diademartig gestaltete Hermelin-Mütze aus welcher zwey weiße Federn herabwallen. In großen Falten fliegt der weiße Mantel rückwärts, und die kühne jugendliche Heldengestalt zeigt sich in anmuthig gebietender Stellung von Rittern umgeben.

Des Fensters linke Seite aber läßt uns einen Bischoff im vollen Ornate (zu Pferde sitzend) sehen, das goldene Kreuz hoch in seiner Rechten haltend. Wie Mann und Roß im Rücken gesehen wird, thut das Pluviale eine treffliche Wirkung, wie auf dem großgeblumten blauweißen Stoff das goldene große Kreuz in Umriß gestickt ist. Vom Vordertheile des, mit blaßvioletter Decke behangenen Zeltes wird in dieser Verkürzung nur die schwere Quaste sichtbar, die vom Hauptschmuck tief herabhängt. Eine meisterhafte Andeutung, welche der Phantasie alles fehlende ersetzen läßt. Auf derselben Seite gewahrt man den steilen Auftritt zum Schlosse, wimmelnd von Gestalten. Ganz oberhalb aber erhebt sich das Gebäude selbst, zu dessen hoher Pforte eben die blasenden Trompeter einreiten; die weißen durchkreuzten Fahnen wallen hinter diesen, von dem Zuge gefolgt, — indeß im Winkel rechts ein Haufe Neugieriger sich nächst der Pforte am vordern Steingeländer drängen, wie dieß, am Abhang hinlaufend, jene obere Region so passend als zwanglos von dem untern Theile der Vorstellung scheidet; da denn die Figuren oberhalb in bedeutender Verkleinerung erscheinend, dem Auge die Höhe andeuten. Links sieht man die Kirche, sich an den alterthümlichen Bau anschließend; hinter dieser aber die hellen Kronen des norddeutschen Buchenwaldes. Leider konnte ich eine colorirte Skizze nicht zu Gesicht bekommen, welche die Ausstellung zierte, und die sich bereits im Besitz eines der Prinzen des königlichen Hauses befindet.

(Der Beschluß folgt.)

Malerische Ansichten von Athen. Herausgegeben von F. Heger und H. Hübsch. Erste Lieferung. Darmstadt 1823. Reg. Fol.

Von diesem vor einiger Zeit angekündigten Werke erscheint hier die erste Lieferung in zwey Blättern, mit der dazu gehörigen Beschreibung. Das erste Blatt gibt die westliche Ansicht von Athen. Vom Piräus führt der Weg her, um den Hügel rechter Hand sich wendend, und man erblickt hier südlich die Akropolis und neben ihr den Felsen, wo der Areopagus war. Auf der Akropolis sieht man den ältern Eingang, die Propyläen, so wie den neuern, darunter die Höhle des Pan; in der Mitte erhebt sich das Parthenon und seitwärts steht das Erechtheum. Unten in der Stadt fällt zuvörderst der gut erhaltene Tempel des Theseus in die Augen, dann zwischen der Hauptmoschee und dem Pallaste des Präfekten von Athen, ein Stück eines korinthischen Peristyls, unstreitig Ueberreste des vom Hadrian gebauten Tempels des olympischen Jupiters, und fernerhin verbreiten sich eine große Anzahl Wohnungen, unter welchen die der österreichischen, englischen und französischen Consuln durch Flaggen sich auszeichnen.

Es ist die Einrichtung zu rühmen, daß auf dem Deckblatte dieses Kupfers die Durchzeichnung des Ganzen in Umrissen gegeben ist, um die in der Beschreibung bemerkten Nummern anzubringen, womit die einzelnen Gegenstände bezeichnet sind.

Die Akropolis, die man hier nur in der Ferne erblickt, erscheint auf dem zweyten Blatte besonders abgebildet, von der Westseite und von dem ihr gegenüberliegenden Hügel des Pnyx. Von hier aus wurde die Akropolis, im Jahre 1676, von den Venetianern beschossen, wobey das Parthenon und die Propyläen die erste Zerstörung erlitten. Die ganze westliche Breite nehmen die Propyläen ein, jetzt durch türkische Festungswerke verbaut. Dahinter ragt das Parthenon empor. Auf dem vordern Abhange der Akropolis ist der türkische Kirchhof angelegt. Eine ähnliche Abbildung der Akropolis findet sich im zweyten Theile von Stuarts athenensischen Alterthümern, wodurch man auch überzeugt wird, daß die hohe Emporhebung des Parthenon über die Ringmauern, die bey dem ersten Anblicke auffallend ist, sich wirklich so befindet, da sie in beyden Abbildungen gleich ist.

Dieses Werk verdient es, die Freunde der Kunst darauf aufmerksam zu machen. Die Ausführung beyder vor uns liegenden Blätter entspricht der Würde der Gegenstände. Der Ort, von dem die Gegend übersehen wird, ist gut gewählt, man erblickt die bedeutendsten Monumente des alten Athen, indem auch die Einmischung des Neuern bemerkbar wird, so wie die Ansicht der Stadt noch dadurch sich hebt, daß im Hintergrunde der Hymettus sich hinzieht, der, selbst merkwürdig, auch einen schönen Grund für die davor liegenden mannichfaltigen Gebäude der Stadt gibt.

Der Zeichner, Hübsch, hat das Ganze gut aufgefaßt und der Kupferstecher, Schilbach, mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitet, alles bestimmt ausgedruckt und dem Ganzen gute Haltung gegeben. St—i.

Nro. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juni 1823.

Amor der berühmte Knab'
Auf der weiten Welt:
Amor der viel Possen macht,
Und sich nur ergetzt.
Wenn er auch in Leid gebracht
Und in Noth gesetzt.

Heinrich Albert.

Loose der Liebe.

Von J. R. Wyß.

13.

Auch die stummste Liebe dichtet,
Lieb' ist ewig Poesie.
Wehe, wer sie lieblos richtet;
Er versteht sie ewig nie!

14.

Man will haschen, was uns flieht,
Auch wohl halten, was uns zieht;
Doch, was keinen Weg sich regt,
Läßt das Herz uns unbewegt.

15.

Süß ist's, von zwey Liebenden
Erstes; Zweytes seyn.
Schaal ist, zu zwey Liebenden
Drittes, Viertes seyn.

16.

Es gehört zur Freude mehr,
Als ein ausgelaßner Scherz.
Es gehört zur Liebe mehr,
Als ein schnell verliebtes Herz.

17.

Ein wenig Regen, Sturm und Blitz,
Ist gar dem Liebesblümchen nütz.

18.

Ach, das Spiel der Liebe spielt
Nur ein kühles Herz geschickt,
Während ein's, das innig fühlt,
Selbst sich oft das Ziel verrückt.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

(Fortsetzung.)

Es scheint, die natürliche Beschaffenheit der Erde, wenigstens ihrer Oberfläche, ist von der Art, daß alle Genüsse, die aus ihr gesogen werden können, durch die fünf Kanäle, die wir Sinne nennen, völlig erschöpft werden: denn vielleicht alle Thiere ohne Ausnahme, von denen die Erde bewohnt ist, haben dieselben fünf Sinne, wie der Mensch. Allein eine andere Natur, ein anderer Planet, würde weniger oder mehr Sinne erfordern, damit nicht entweder ein ewig unbefriedigter Sinn das Leben zu einer Qual machte, oder die Reichthümer und Schönheiten der Natur ungenossen und ungenutzt verschwendet würden. Wenn nun außer den wenigen Sinnen, die wir kennen, unzählige möglich sind, so gibt schon dieses der Natur ein leichtes Mittel, unzählige Weltkörper mit lebenden, empfindenden und glücklichen Geschöpfen zu bevölkern, ohne daß wir fürchten dürfen, auf jedem Planeten immer unsere Erde und unser Geschlecht wieder zu finden. Dieser Gedanke ist so natürlich, daß ihn wahrscheinlich viele meiner Leser schon gehabt haben.

Es findet unter unsern Sinnen ein wesentlicher Unterschied und eine Art von Stufenfolge Statt. Einige sind zur Erhaltung unsers Lebens durchaus nothwendig, wie das Gesicht und der Geschmack nebst seinem Gefährten dem Hunger; von den übrigen zeigt sich die Nothwendigkeit nicht so deutlich; und es scheint, daß das Menschengeschlecht sich ohne Geruch recht gut behelfen könnte, so

nöthig dieser Sinn auch den Thieren zur Aufsuchung ihrer Nahrung ist. Einige Sinne sind ganz materiell, und haben mit der Seele unmittelbar nichts weiter zu thun, als daß wir uns der angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die sie erregen, bewußt sind; hieher gehört der Geschmack und der Geruch, von denen man nicht sagen kann, daß sie zur Bildung des Geistes viel beytragen, wiewohl es umgekehrt viele Menschen gibt, die alle ihre Geisteskräfte auf die Ausbildung des Ersten dieser Sinne verwenden. Andere Sinne, wie das Auge, besonders aber das Ohr, sind geistigerer Natur. Man wird das Gehör ohne Bedenken für den edelsten unserer Sinne halten, wenn man nur daran denkt, daß die Sprache ein Gegenstand dieses Sinnes allein ist, und sich vorstellt, was der Mensch ohne Sprache seyn würde. Selbst bey den Thieren, denen die Sprache fehlt, scheint dieser Sinn der edelste zu seyn; und der Hund und der Elephant, die der Stimme ihres Herrn gehorchen, nähern sich eben dadurch dem Menschen am meisten. Ueberhaupt aber sind die Sinne der Thiere nur zur Erhaltung ihres Lebens bestimmt, sie sind bey ihnen mehrentheils stärker als bey uns, weil sie zugleich die Stelle der Vernunft vertreten müssen; und vielleicht hat die Erhaltung gewisser Thiergattungen es nothwendig gemacht, daß die Natur ihnen Sinne gab, die uns fehlen, weil wir sie nicht bedürfen; so daß es vielleicht auf unserm Planeten Sinnorgane gibt, die uns unbekannt sind, und von denen wir uns keinen Begriff machen können.

Schon Spallanzani hatte die Entdeckung gemacht, daß die Fledermäuse, wenn ihnen die Augen verbunden, verklebt, oder ausgestochen sind, alle Gegenstände, ohne sie zu berühren, deutlich erkennen, und er schloß daraus mit Recht, daß die Natur sie zu diesem Zweck mit einem sechsten Sinne begabt habe. Das Auge empfindet, vermittelst des Lichts, wie das Ohr vermittelst der Luft, und wir können im Dunkeln so wenig sehen, wie im luftleeren Raume hören. Es scheint daher, daß ein Thier, welches wie die Fledermäuse, den größten Theil seines Lebens in der Finsterniß zubringen, und mit schnellem Fluge in Hölen und labyrinthischen Gängen herumflattern soll, in die kein Lichtstrahl dringt, nicht wohl existiren könnte, wenn die Natur ihm nicht die Fähigkeit verliehen hätte, entfernte Gegenstände auch ohne Licht zu sehen oder zu empfinden. — Ein ähnliches Bedürfniß findet bey den Thieren Statt, die sich von allen Arten Gräsern und Kräutern nähren. Wir wissen, daß die Natur giftige und heilsame Kräuter neben einander wachsen läßt, und die Erfahrung lehrt uns, daß Geschmack und Geruch nicht hinreichen, beyde Gattungen von einander zu unterscheiden, ja daß sogar das physische wie das moralische Gift oft besser schmeckt als die Arzeney. Ganze Thiergattungen könnten daher durch Gift ausgerottet werden, wenn die Natur ihnen nicht einen Instinkt oder einen besondern Sinn — denn hiedurch muß bey ihnen alles erreicht werden — gegeben hätte, durch den sie die giftigen von den unschädlichen Kräutern unterscheiden. Eine vor ungefähr zehn Jahren gemachte oder angekündigte Entdeckung scheint in der That zu beweisen, daß alle Säugthiere oder Quadrupeden mit einem solchen Organ begabt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Es war dem Grafen Herbert freylich ein dunkles Gerücht aus der Hauptstadt zugekommen, daß Graf Alpeck von einigen sehr ansehnlichen Schuldforderungen an seine Gemahlin unterrichtet worden sey, und in heftigem Unwillen ihre Abreise befördert habe. Die gespannte Haltung seiner künftigen Schwiegermutter bestätigte diese Nachricht; allein er glaubte, die Sache selbst sey durch das Kapital, welches er ihr vorgeschossen, beygelegt, und war um so ungeduldiger, Emma allen Einfluß dieser peinlichen Verhältnisse zu entziehen. Da die Gräfin nichts eifriger wünschen konnte, war er um so befremdeter, und mußte es als Zartgefühl, wofür sie es ausgab, anrechnen, als sie ihm anlag, Emma's gegenwärtige Unpäßlichkeit vorübergehen zu lassen, ehe er von Festsetzung des Hochzeittages spräche. Sie bedurfte jetzt Zeit zu gewinnen, um ihre Tochter zur Einwilligung in ihre Absichten zu bewegen. Doch Graf Herbert nahm mit jedem Tage deutlicher wahr, daß mehr noch als die Folgen des sie durchnässenden Ungewitters an Emma's Gesundheit nagten; er bemerkte, bey dem Ausdruck der innigsten Herzlichkeit, bey ihr eine Abneigung, ihn allein zu sprechen, so wie bey ihrer Mutter eine sichtbare Bemühung, es zu verhüten; jedem versteckten Verfahren abgeneigt, beschloß er, vor der Abreise nach Oderau eine Erklärung von Emma zu fordern, und war deßhalb um so freudiger überrascht, wie er ihre Einladung erhielt. Sie nahm den Ausdruck seiner Dankbarkeit für diese Gunst liebevoll auf, und bemerkte ganz unverholen, daß sie nur durch unglückliche Verhältnisse gezwungen gewesen wäre, in diesen Tagen seinen Glauben an ihre treue Wahrhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Sehr heftig bewegt entdeckte sie ihm nun die wahrscheinliche Trennung ihrer Mutter von ihrem Gemahl, deren Veranlassung, die daraus erfolgende Nothwendigkeit, ihre Verbindung aufzuheben, und ihren Plan, vermöge der an ihren Einkünften gemachten Ersparnisse der Mutter Schulden zu bezahlen, und damit ihren Stiefvater vielleicht zu einer Versöhnung zu bewegen; „denn, setzte sie mit überwältigendem Schmerze hinzu, denn meine arme Mutter hat Unrecht; sie muß die Verzeihung ihres Gatten zu erhalten suchen.“ Graf Herbert hörte sie bis zum Ende, ohne sie zu unterbrechen, an, theils weil er von dem Umfang des Mißgeschicks, welches die Gräfin auf sich gezogen, bestürzt war, theils weil er, von tiefem Schmerz ergriffen, in Emma eine so innige Verflechtung naher Todes-

ahnung, mit der Ueberzeugung, ihn durch die Annahme ihrer Hand zu entehren, wahrnahm, daß er während ihrer Darlegung eifrig nachsann, welches der sichere Weg seyn könnte, ihre Ansichten zu verändern, und doch ihr Gefühl, zur Schonung ihrer Gesundheit, so wenig wie möglich zu steigern. Unter Thränen liebevoll lächelnd reichte sie ihm nach beendigtem Bericht ihre Hand und fragte: „Und — nicht wahr, Sie gehen in meine Absichten ein, und helfen mir redlich sie ins Werk stellen? Sie, unter jedem Namen mein zärtlichst geliebter, mein einziger Freund!“ — Diese Worte boten dem Grafen seine Stellung, die er mit Eifer ergriff. „Als Freund, nahm er das Wort, meine Emma, als gingen meine zerstörten Hoffnungen mich gar nichts an.“ — — „Noch eins, lieber Graf, muß ich hinzufügen . . . (Beschämung und Wehmuth dämpften hier ihre liebliche Stimme) Sie sollten als Gläubiger meiner Mutter zuerst bezahlt werden, aber ich bitte Sie, da ich deren Schulden übernehme, haben Sie bis zulezt Geduld! Und lebe ich nicht lange genug, um Alles zu berichtigen, so . . . . so sehen Sie diese Summe als für mich verwendet, als eine Wohlthat an ein armes, junges Geschöpf an, das Ihnen allein alle Freuden seiner flüchtigen Jugend verdankte.“ — Helle Thränen rollten über ihr aufgehobenes Antlitz, und sterbend hob sie ihre gefalteten Hände auf. Herbert verlor auf einen Augenblick die Fassung, die er sich auferlegt hatte; er schloß das rührende Geschöpf mit einem Schmerzensruf in seine Arme. Sie sträubte sich nicht, sie gehörte der Erde nicht mehr, und tröstete, selbst in Wehmuth zerfließend, den zurückbleibenden Freund. Dieser rief seine Fassung zurück, er führte Emma zum Sopha, und wie zum ruhigen Gespräch seinen Stuhl zu ihr rückend, sagte er: „Diesen lezten Punkt gebe ich unbedingt zu; in dem Falle, Emma, könnten Sie Ihrem Freunde kein heiligeres Vermächtniß lassen, als diese ungetilgte Schuld; allein alles Vorhergehende muß ich wie ein unbetheiligter Dritter erörtern.“ Er zeigte ihr nun, welcher großen Gefahr sie ihres Stiefvaters Ehre aussezte, wenn er die Vormundschaftsgelder zur Tilgung von seiner Gemahlin Schulden herausgäbe, wie er hingegen über deren Verwendung keine Rechenschaft mehr abzulegen habe, sobald dieses Mündel vermählt sey. So gewiß er jenen Vorschlag ablehnen müsse, so gern werde er in die Beschleunigung ihrer Heirath willigen, welche durch den bestimmten Rath der Aerzte, sie zu einem Aufenthalt in dem südlichen Frankreich zur gänzlichen Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu bewegen, auf das Natürlichste begründet sey. „Den Punkt, der die Verletzung meiner Ehre durch die Verbindung mit der Tochter einer geschiedenen Frau, einer um der vorhandenen Umstände willen geschiedenen Frau, anbetrifft, halte ich für ganz nichtig. Einmal hoffe ich der Scheidung noch zuvorzukommen, die Thatsache ist also nicht vorhanden, nur das Gerücht, und dieses soll immer nur die zweyte Rücksicht seyn. Die erste fragt: Ist es recht? Und recht ist es, wenn ein liebes Mädchen einen biedern Mann beglückt; recht ist es, wenn ein Mann die Stütze eines schuzlosen Mädchens wird, und beneidenswürdig ist der Mann, der seiner Geliebten mit der Frauenwürde die Freyheit gibt, ihre heiligsten Pflichten als Tochter zu erfüllen.“ — „So denkt die Welt nicht!“ rief Emma, den Kopf schüttelnd. — „Die Welt denkt gar nicht, theure Emma, sie schwazt und vergißt, und würde sich der Irrthümer ihrer guten Mutter nur erinnern, wenn sie sich auf Sie fortpflanzten. Ganz offen, meine Freundin! — denn zwischen uns darf nichts schwankend seyn — es gäbe Verirrungen von Seiten einer Mutter, die der Tochter Bewußtseyn schmerzlicher seyn müßten; die gegenwärtige verlezt die Tochter am wenigsten; deßhalb kann, darf diese auch davon sprechen, darin handeln, und müßte bey jenen verstummen.“ — Emma's Wangen glühten vor Scham, sie fühlte sich unaussprechlich verarmt, verwaist, also allein einem Manne gegenüber, auch dem edelsten, ihre Sache zu führen. Des Grafen Gründen wußte sie nichts entgegenzusetzen, und doch fühlte sie sich in ihrem Innern verlezt, weil durch die Verhältnisse das Heiligste, Neigung und Ehe einem Geldgeschäft unterordnet waren. Vielleicht zum Erstenmal in ihrem Leben mischte sich verlezter Stolz in ihre Empfindung. „Und wie dann, nahm sie nach einer Pause das Wort, wie dann, wenn der Tod, der mich schon so nahe umschwebt, sich nicht verscheuchen läßt, sondern nur eine Zeitlang ein sieches Geschöpf Ihre rüstigen Schritte aufhält?“ — „Dann, Emma, suche ich diese kleine Zeit Ihr Leben zu erleichtern, zu verschönern, nehme alle Ihre Obliegenheit über mich, führe alle die schönen wohlthätigen Plane aus, die wir in glücklichen Stunden zusammen entwarfen, und bleibe meiner Liebe treu bis in den Tod“... Hier brach seine Stimme, und aufspringend, sein Gesicht mit beyden Händen bedeckend, schluchzte der Mann in unbezähmbarem Schmerz. Emma's Ueberzeugung war nicht gewonnen, aber ihr Gefühl widerstrebte, den Grafen leiden zu sehen; sie bedurfte, mit ihm einig zu seyn, so sehr wie mit ihrem Gewissen. Sie suchte seine Hand von seinem Gesicht zu ziehen, und bat, daß er sich mäßigen solle, aber er riß sich los und eilte aus dem Zimmer. Nun saß das arme Mädchen stumm und zitternd von angreifenden Empfindungen. Sonst sehnt sich der Unglückliche nach dem Tode, dachte sie, aber das darf ich nicht, dann wäre meiner armen Mutter nicht geholfen. „O du gurer, hülfreicher Vater, rief sie nach langem Nachdenken in frommer Zuversicht, hilf doch deinem verlassenen Kinde!“ — Sie hatte es in ihren schmerzlichen Träumen nicht wahrgenommen, daß Graf Herbert wieder zurückgekehrt war; bey seinem Eintritt diesen Ausruf hörend, machte er die Thüre rascher zu, trat zu ihr, faßte ihre zum Gebet gefalteten Hände und rief innig: „Seyn Sie wie ein Kind, wie Sie sich eben nannten, wie ein Kind, das nur das Gute will, und sich um seinetwillen auch dem unvermeidlich Schlimmen unterwirft. Nehmen Sie einen Theil des Wagnisses über sich, ich habe zu dem andern Muth, lassen Sie uns Ihre Mutter mit der Versicherung empfangen, daß unsere Herzen einig sind.“ — „O das sind sie! unterbrach ihn Emma innig, meine Einsicht ist nicht klar. Halten Sie es wirklich der Ehre und Pflicht gemäß —“ — „Emma, Ihr Gatte muß ein Ehrenmann seyn, der Name Herbert ward nie genannt, wo die Ehre fehlte, diese Entscheidung überlasse die Jungfrau dem Manne. Darf ich heute Nacht in die Residenz zurückreisen, und ihrer Vormünder Einwilligung einholen?“ — Diese Bitte trachte er, ihre Hände

Leben koſtete, allerdings in einen Conflict kommen kann, welcher eine ſolche Vertauſchung der Kinder für den Augenblick wünſchenswerth macht, und daß die Hoffnung einer künftigen Vermählung, welche beyden Vätern beyde Kinder zueignen ſoll, für das moraliſche Gefühl alles Widrige der temporären Entäußerung aufhebt; ſo muß man bekennen, daß jene Verwickelung der Vorfabel wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, wo nicht wahrſcheinlicher und glücklicher iſt, als die Kindes-Verſchenkung in der Schuld. Auf jeden Fall ſagt ſie dem Gemüthe mehr zu, weil ſie von moraliſcher Widrigkeit frey iſt. Nun wäre ſie ihrer Natur nach, wie faſt jede verborgene alienatio status, geeignet zu den beſten dramatiſchen Wirkungen, und zur Schlingung eines echt tragiſchen Knotens; aber darin iſt der Poet minder glücklich geweſen, als in der Anlage der Fäden. Almanſor und Zuleima, dem Geheimniſſe ihrer Vertauſchung fremd, gewannen einander lieb, als ſie heranwuchſen; aber ehe es zu ihrer Vermählung kam, fiel Granada in die Gewalt der Chriſten, und Aly wandte ſich der Religion des Kreuzes zu; mit ihm Zuleima. Abdullah dingegen blieb dem Glauben ſeiner Väter treu, ward Aly's Feind, und entfloh mit Almanſor nach Afrika, wo er ſtarb. Aly hält ſeinen Sohn für todt, er glaubt, daß Abdullah ihn ermordet habe, iſt aber Chriſt genug, die Rache zu verſchmähen, die er an Zuleima nehmen könnte. Almanſor, noch voll Liebe für die früher ihm beſtimmt geweſene Braut, kehrt nach Spanien zurück, um ſie wiederzuſehen. Er findet ſie einem Chriſten Enrique verlobt, den der Verfaſſer — man ſieht nicht ein warum — zu einem Betrüger gemacht hat, der dem Zuchthauſe (?) entronnen iſt, und mit Hülfe eines anderen Schurken hier die Rolle eines Ritters ſpielt, um mit dieſem die reiche Mitgift zu theilen. Vielleicht erſann er dieſe Nichtswürdigkeit blos darum, damit — wie wir gleich ſehen werden — die tragiſche Kataſtrophe lediglich auf einer verſpätigten Agnition beruhen möchte. Almanſor ſieht und ſpricht Zuleima; ſie liebt ihn noch; aber ſie iſt verlobt, ſie ſteht auf dem Puncte, ſich zu vermählen. Mit bewaffneten Mauren überfällt er das hochzeitliche Schloß, er wird verwundet, aber dennoch gelingt es ihm, die ohnmächtige Braut auf ſeinen Armen davon zu tragen, und mit ihr die Höhe eines Felſen zu erreichen, wo er ſich für den Augenblick in Sicherheit glaubt. Zuleima kommt zu ſich, ſie glaubt, im Himmel zu erwachen, fühlt ſich ſeelig in des Geliebten Armen. Inzwiſchen aber hat ein alter Diener Abdullah's dem Aly entdeckt, daß Almanſor der Entführer war. Der entzückte Vater eilt den Entflohenen nach, um ſie zu vereinigen; aber Almanſor, der ſich von erbitterten Rächern verfolgt glaubt, ſtürzt ſich mit der geraubten Braut vom Felſen herab, und der troſtloſe Aly ſchließt das Stück mit den Worten:

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentroſt's und deines Beyſpiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen.
Doch Ahnung ſagt mir: ausgeräumt wird
Die Lilie und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen ſoll in ſtolzer Majeſtät.

Es giebt viel ähnliche Fabeln aus dem Zeitpunkte des Kampfes zwiſchen den Mauren und Chriſten in Spanien, die von Novelliſten, Balladen- und Romanzenſängern und dramatiſchen Dichtern benuzt worden ſind. Aber woher auch Herr H. ſeinen Stoff genommen; er hat denſelben, wenn ſchon auch nicht mit großem dramaturgiſchen Geſchick, doch ſehr dichteriſch ausgeführt. Die Sprache iſt nicht blos blühend, ſie iſt glühend und leuchtend, wie die Farben des Orients. Der Athem der Liebe und der Begeiſterung wehet darin. Der Gegenſatz von Chriſtenthum und Heidenthum iſt ohne Frömmlerbefangenheit ausgeführt; die Dichtkunſt mit ihren Adlerfittigen ſchwingt ſich kühn über beyde empor, und läßt daher beyden Gerechtigkeit widerfahren, ohne dem Chriſtenthum den Vorzug zu ſchmälern, den es im natürlichen Moralgefühl behauptet. Dieß wirkt ſehr vortheilhaft für ein Stück, in welchem der Held, dem unſer Antheil gewonnen werden mußte, ein Maure iſt. Wir geben als Probe eine Stelle, wo Almanſor dem alten Diener Haſſan erzählt, was ſich begeben, nachdem derſelbe Abdullah's Schloß verlaſſen hatte, um gegen die Chriſten zu fechten.

Almanſor.

Verlange nicht ein Klagelied, laß ſchlummern
Die lieben Todten und Almanſors Schmerzen.
Du ſahſt ja damals, wie auf ſchwarzem Roß
Der gute Aly hergebracht das Unglück.
Nie kommt das Unglück ohne ſein Gefolge!
Tagtäglich kommen aus Granada ſchlimmre
Botſchaften her; und wie der Wandrer ſchnell
Sich mit dem Antlitz auf den Boden wirft,
Wenn ihm entgegen weht der glüh'nde Samum,
So ſtürzten wir oft meinend hin zur Erde,
Daß uns der Kunden gift'ger Hauch nicht tödte.
Bald hörten wir vom Abfall unſrer Prieſter,
Der Marabiten und der Alfaquis; —

Haſſan.

Giebt's irgendwo den Glauben zu verſchachern,
So ſind zuerſt die Pfaffen bey der Hand.

Almanſor.

Bald hörten wir, daß auch der große Zegri
In feiger Todesangſt, das Kreuz umklammert;
Daß vieles Volk dem Beyſpiel Großer folgte;
Und Tauſende ihr Haupt zur Taufe beugten; —

Haſſan.

Der neue Himmel lockt viel alte Sünder. (Bravo!)

Almanſor.

Wir hörten, daß der furchtbare Ximenes,
Inmitten auf dem Markte, zu Granada —
Mir ſtarrt die Zung' im Munde — den Koran
In eines Scheiterhaufens Flamme warf!

Haſſan.

Das war ein Vorſpiel nur, dort wo man Bücher
Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menſchen.

Almanſor.

Am Ende kam die allerſchlimmſte Bothſchaft:
(ſteckt.)
Daß auch der gute Aly Chriſt geworden.
(Pauſe.)
Da quoll kein Tropfen aus des Vaters Augen,
Kein Klagelaut entſtahl ſich ſeinem Mund',
Kein Haar entrauſte er dem greiſen Haupte; —
Nur ſeine Antlitzmuskeln zuckten krampfhaft,
Und wildverzerrt, und ſchneidend brach hervor
Aus ſeiner Bruſt ein gellendes Gelächter.
Und wie ich mich mit leiſem Weinen nahte,
Ergriff's wie Wahnſinnwuth den armen Vater.
Er zog den Dolch und nannt' mich „Schlangenbrut"
Und wollt' mir ſchon die Bruſt durchſtoßen, — plötzlich
Zog ſich's wie ſanfter Schmerz um ſeine Lippen.
„Du, Knabe, ſollſt die Schuld nicht büßen," ſprach er,
Und wankte fort nach ſeiner ſtillen Kammer.

Die Liebesſcenen, obwohl zum Theil ziemlich lang, haben das ſeltene Verdienſt, nicht zu langweilen. Mit welcher Kraft der Dichter die Leidenſchaft des Morgenländers darzuſtellen weiß, zeigt vielleicht am Beſten der Moment S. 220, wo Almanſor, von Haſſan angeregt, den Entſchluß faßt, die Braut, an deren Liebe er zweifeln mußte, mit gewaffneter Hand zu rauben.

Ha, ha, ha! Liebe! Liebe! Fades Wort,
Das einſt, mit ſchläfrig halbgeſchloſſ'nen Augen,
Ein Engel gähnend ſprach. Er gähnte wieder,
Und eine Welt voll Narren, Alt und Jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe! Liebe!
Nein, nein! ich bin kein ſchmachtend Zephyr mehr,
Der ſchmeichelnd fächelt eines Mädchens Wange;
Ich bin der Nordſturm, der ihr Haar zerſauſt,
Und raſend mir ſich reißt die ſcheue Braut.
Ich bin kein ſüßes Weihrauchdüftchen mehr,
Das einer Jungfrau Naſe zärtlich kitzelt;
Ich bin der Giftdunſt, der ſie dumpf betäubt,
Und ſchweigend bringt in alle ihre Sinne.
Ich bin das Lamm nicht mehr, das, fromm und mild,
Sich hinſaugt zu den Füßen ſeiner Schäf'rin;
Ich bin der Tiger, der ſie wild umkrallt,
Und wolluſtbrüllend ihren Leib zerfleiſcht.
Zuleima's Leib iſt's, was ich jetzt verlange;
Ich will ein glücklich Thier ſeyn, ja, ein Thier;
Und in des Sinnenrauſches Taumel will ich
Vergeſſen, daß es einen Himmel giebt.
(Ergreift haſtig Haſſans Hand.)
Ich bleibe bey dir, Haſſan! ja wir wollen
Auf wilder See ein luſtig Reich begründen;
Tribut ſoll uns der ſtolze Spanier zollen;
Wir plündern ſeine Küſt' und ſeine Schiffe; —
Auf dem Verdecke kämpf' ich dir zur Seite; —
Mein Säbel ſpaltet ſtolze Spanierſchädel —
Die Hunde über Bord! — das Schiff iſt unſer!
Ich aber eile jetzt, mich zu erquicken,
Nach der Kajüte, wo Zuleima wohnt.
Umfaſſe ſie mit meinen blut'gen Armen,
Und küſſe ab von ihrer weißen Bruſt
Die rothen Flecken — Ha! ſie ſträubt ſich noch?
Zu meinen Füßen, Sklavinn, ſollſt du wimmern,
Ohnmächtig Ding, das meine Sinne kühlt
Nach wilder Kampfeshitze. — Sklavinn, Sklavinn,
Gehorche mir, und ſühne meine Glut!

Einige Caſusfehler abgerechnet, hat uns in der Sprache nur des Himmels Strahlenkuniginne (Königin) einen harten Anſtoß gegeben. Am dramatiſchen Guſſe hingegen möchten wir tadeln, daß S. 206 auf einmal eine Art von antikem Chor auftritt, den Kampf des Chriſten-Glaubens und der chriſtlichen Sitten mit den mauriſchen ſchildert, Aly's Uebertritt zum Chriſtenthume mit ſeiner Liebe zum Vaterlande (Spanien) entſchuldigen zu wollen ſcheint, und dem Zuſchauer — einen politiſchen Traum deſſelben berichtet:

Doch was am meiſten ihn gefeſſelt hielt,
Das war ein großer Traum, ein ſchöner Traum.
Anfänglich wüſt und wild, Nordſtürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwiſchen rief's
„Quiroga und Riego!" tolle Worte!
Und rothe Bäche floſſen, Glaubensterker
Und Zwingherrnburgen ſtürzten ein, in Glut
Und Rauch, und endlich ſtieg, aus Glut und Rauch,
Empor das ew'ge Wort, das urgebor'ne,
In roſenrother Glorie ſelig ſtrahlend.

Da Aly ſelbſt uns dieſe Dinge erzählen könnte, wozu der Chor als epiſodiſche Perſon? Und was wollen Quiroga und Riego hier? Es wirkt faſt immer verkehrt, wenn der Tragöd die hiſtoriſchen Viſionen bis auf die neueſte Zeit herabführt, wo ſie mit den Zeitungsartikeln zuſammen treffen. Werner hat — in ſeiner Cunegunde, wenn wir nicht irren — einen ähnlichen Fehler begangen, indem er an die Völkerſchlacht von Leipzig mahnte. Das hätte Herrn H. eine Abmahnung ſeyn ſollen. Wie Viele ſehen nicht ſchon jetzt jene berühmte Schlacht als einen Sieg des troſtloſeſten Obſcurantismus an! Und wer kann wiſſen, was aus dem Werke wird, welches die Helden der Inſel Leon begannen? Man muß keinen Moment einer Tragödie von der noch nicht geſchichtlich feſtſtehenden Schätzung ſolcher Tagesbegebenheiten abhängig machen.

Das auf dem Titel erwähnte lyriſche Intermezzo beſteht aus 66, meiſt kurzen, erotiſchen Gedichten, deren Inhalt mit beyden Tragödien keinerley Verwandtſchaft hat, man müßte ſie etwa als eine Art von Präludium zu der zweyten Tragödie betrachten, indem darinne die Liebe ziemlich orientaliſch ſingt. Göthe's Divan ſcheint den

Impuls gegeben zu haben; die Lieder verrathen ein gutes Talent, aber der Geschmack verirrt sich oft in Freymunds Reimars Manier. Z. B. S. 95.

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freu'n.

(Das Lied spricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüstern ihr
In's Ohr, was in mir lebt und haucht.

Wem fällt dabey nicht die Parodie der Rückert'schen Morgenländerey im Lit. Bl. 1821. Nr. 94. ein:

Geliebte, holdes Rheinweinfaß!
Wär ich an dir ein Reifen!
Wie wollt' ich dich ohn' Unterlaß
Umspannen und umschweifen.

Wär'st du ein Karabiner,
Möcht' ich Pulver seyn!
Deinen treu ergebnen Diener
Lüdest du dann ein.

Nr. XII, Nr. XXIII. Vers 3 und 4, und Nr. XXXVI. Strophe I. sind unzüchtig, ohne die beleidigte Schamhaftigkeit durch Kunstwerth zu versöhnen. Das ist selbst in der Malerey und Bildhauerkunst nicht statthaft, um wie viel weniger in der lyrischen Poesie.

Dichtkunst.

Gedichte von Richard Roos. Dresden in der Arnoldischen Buchhandl. 1820. IV u. 101 S. 8. — Zweytes Bändchen, 1823, im Verlag der Gerlachischen Buchdruckerey und in Commission der Arnoldischen Buchhandlung 236 S. kl. 8.

Ein Schriftsteller, welcher mit seiner eignen Elle gemessen seyn will, thut zwar wohl, wenn er dieselbe gleich mitschickt; aber er sezt die Kritik in Verlegenheit, wenn er deren zwey schickt, statt einer. Im Vorworte zum ersten Bändchen charakterisirt er seine Poesien als launige Erzeugnisse ohne hohen Schwung und ohne mystisches Dunkel, die unter andern für die kunstlose Declamation in geselligen Zirkeln geeignet seyn sollen. Nach dieser Elle halten sie das Maaß vollkommen. Im Vorworte zum zweyten Bändchen beruft er sich auf das Lit. Bl. 1822, Nr. 97, wo er bey Gelegenheit einer Recension von Theodor Hell's Lyratönen nebst Clauren, Castelli, Kotzebue u. a. unter die Lebedichter gezählt worden ist, d. h. unter diejenigen, welche die Poesie leicht nehmen und handhaben, wie der Lebemann das Leben. Dieser Maaßstab stimmt mit jener Elle überein, und Herr R. ist demselben völlig gewachsen. Aber in einem Schreiben an die Redaction des Morgenblattes, welches dem Recensir-Exemplar beyliegt, drückt er den Wunsch aus: „zu vernehmen, ob sein Streben, ein Volksdichter zu seyn — vielleicht wie Bürger, denn höher hab' er sich nie stellen zu dürfen geglaubt — nicht ganz vergebens gewesen." Das ist eine ganz andere Elle, nach welcher unser Verf. viel zu kurz mißt. Bürger war ein Dichter des ersten Ranges, mit welchem Herr R. so wenig als Theodor Hell, Castelli u. s. f. sich messen darf. Bürger's Popularität bestand nicht darin, daß er die Poesie handhabte, wie der Lebemann das Leben. Er bequemte sich nach dem Geschmack einer prosaisch organisirten Menge, die nur ohne Anstrengung des Geistes und des Empfindungsvermögens ergözt seyn will. Er machte sich die schwere Aufgabe, populär zu seyn durch die möglichst allgemeine Wirkung seiner Poesie auf die Nation, und suchte zu dem Ende selbst den höchsten lyrischen Schwung mit logischer Klarheit und technischer Vollendung zu vereinigen. Daran hat unser Verf. nie gedacht, wie es scheint. Er ist nicht lyrischer Dichter, nicht Balladen- und Romanzen-Meister, wie Bürger; er ist ein poetischer Anecdotist, wenn wir ihn nach derjenigen Gattung dichterischer Erzeugnisse charakterisiren wollen, wohin seine Neigung ihn am häufigsten zieht, und worinnen er am glücklichsten ist. Heitere Laune ohne mühseelige Witzjagd, und einfache Natürlichkeit des Vortrags sind seine Cardinaltugenden; sein Hauptfehler besteht in einer gewissen Breite, welche größtentheils vom Reime herzurühren scheint. Nicht daß er den Reim erzwänge, im Gegentheil: er geht ihm ganz ruhig mit seinen Versfüßen nach, und das Uebel besteht blos darin, daß diese, um den Reim zu finden, oft mehr Schritte machen, als sie nöthig hätten, um den Gedanken auszudrucken. Dieß schadet besonders der Ausführung seiner epigrammatischen Einfälle, und läßt nur in den Gedichten von enigmatischer Anlage sich übersehen. Uebrigens ist ihm auch der Ernst nicht fremd, und er weiß das Gemüth anzuregen, obschon er eben die Phantasie nicht in große Thätigkeit sezt. Druck und Papier sind zu loben.

Druckfehler

anzuzeigen ist nie verdrießlicher, als wenn es solche sind, wie Nr. 37. S. 147. Sp. 2: Die Rede der Jerta — stehn (stehe!) hier als Probe, denn der Bock springt jedem Leser von selbst in die Augen; aber werden sie gar nicht genügt, wohin wollen wir Deutschen endlich mit der Correctur gelangen?

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juni 1823.

D der entweihten Gottes-Stätte!

Seume.

Neueste Nachrichten aus Jerusalem.

(Im Auszuge aus den Berichten verschiedener Missionare.)

I.

Im März 1822 (schreibt der Missionar Wolf): Ich bin wohlbehalten in Jerusalem eingezogen, und nahm mein erstes Quartier im Kloster Terra santa, von wo aus ich bald das heilige Grab besuchte, aber leider ist um diese Ruhestätte der kein Friede anzutreffen. Die Mönche des Klosters, in dem ich wohne, rühmen sich, einen großherrlichen Ferman zu haben, kraft dessen sie an den Festtagen ihre Ceremonien zuerst am heiligen Grabe verrichten dürfen*). Die Christen schämen sich nicht, eine mahomedanische Regierung um Erlaubniß zu fragen, ihre Andacht halten zu dürfen. Und wenn es nur dieß wäre, aber sie ermorden sich untereinander am Grabe ihres Erlösers vor den Augen der Muselmänner, und diese sind genöthigt, zwischen Christen und Christen mit dem Schwert Friede zu stiften. Dieß haben mir die Mönche aus den verschiedenen Klöstern selbst bezeugt.

Von dem armenischen Patriarchen, an den ich Empfehlungsbriefe besaß, wurde ich ungemein gut aufgenommen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm vor Allem den Frieden untereinander als das einzige Mittel der Rettung der Christen im Oriente ans Herz zu legen. Dabey bemerkte ich ihm, daß die Absicht meiner Reise nach Jerusalem nicht blos darin bestehe, den Juden das Evangelium Christi anzubieten, sondern auch die Christen zu veranlassen, über das, was zu ihrem Frieden dient, ernstlich nachzudenken. Der Patriarch und die andern armenischen Bischöfe luden mich nun freundschaftlich ein, eine Wohnung in ihrem Kloster anzunehmen, was ich mit Freuden that. Herr Leutze aus dem Würtembergischen hat mir den sehnlich erwarteten Ferman vom Großherrn in Konstantinopel gebracht, welchen der englische Gesandte Strangford mir auf Fürsprache des Herrn Salt in Kairo verschafft hat. Nach diesem großherrlichen Ferman sind alle Gouverneurs der Provinzen angewiesen, mir auf meiner Reise durch das ganze türkische Reich einen Janitscharen mitzugeben, und mich mit Auszeichnung zu behandeln.

An Mahommed Said Har Allah übergab ich den von Jaffa mitgebrachten Empfehlungsbrief. Dieser Mann ist von Jerusalem bis nach Mekka als der gelehrteste Araber bekannt, und er gibt mir jeden Tag zwey Stunden Unterricht in dieser Sprache. Auf meine Ermunterung wünscht er mit einigen Gelehrten in Deutschland und England Briefwechsel zu unterhalten. Ich hatte schon früher dem armenischen Erzbischof Jakob den Vorschlag gemacht, einen Theil seines Klosters einigen christlichen Freunden in England zu überlassen, um für die Beförderung der Bibelsache ein Kollegium in demselben zu errichten. Er schien auch ganz bereitwillig dazu zu seyn; allein ein Armenier, Sachtu,

*) Die griechischen Christen haben einen ähnlichen Ferman von der Pforte erhalten, daß sie nach den lateinischen Mönchen ihre Gebete dort verrichten dürfen.

der zu Calkutta wohnt, suchte ihn aus einem sehr sonderbaren Grunde davon abwendig zu machen. Herr Cachtu sagte ihm nämlich: Das Leben und das Betragen der Missionarien zu Calkutta sey so verschieden von dem Betragen der andern englischen Herren daselbst, daß er vollkommen überzeugt sey, kein Missionar sey ein geborner Engländer. Die Missionarien in Indien führen ein heiliges Leben, die andern Engländer aber ein sehr lustiges.

Als ich dem türkischen Gouverneur meinen Besuch machte, um ihm den Ferman des Großsultans zu überreichen, küßte er denselben und machte ihm seine Verbeugung. Es waren viele Muselmanen zugegen; er sagte mir, wenn ich Jahrelang in Jerusalem mich aufhalte, so soll ich täglich als Freund in sein Haus kommen. Er freute sich, als er sah, daß ich Arabisch und Persisch verstand. Ich fragte ihn, ob er mir erlaube, ihm und dem Richter, der bey ihm war, ein Geschenk mit einer arabischen Bibel zu machen. Er versetzte, daß ihm dieß große Freude machen würde, und bemerkte, daß die Thorah (das Gesetz Gottes und die Propheten), das Evangelium und der Koran von jedem wahren Muselmann hochgeachtet werden.

Etliche Wochen später schreibt der nämliche Missionar: Vor ein paar Tagen kam der junge Rabbi Abraham Davidssohn, und kaufte fünf hebräische Bibeln, um sie unter unsern jüdischen Brüdern auszutheilen. Da aber keiner von ihnen die unten stehenden lateinischen Noten (Reineccius Ausgabe) lesen konnte, und sie die Kreuze wahrnahmen, die dabey standen, so besorgten sie, es werde von uns eine abergläubische Verehrung mit diesen Kreuzen getrieben, und wurden auf den armen Abraham so zornig, daß sie ihm fünfzehn Peitschenhiebe auf die Fußsohlen gaben. Ich erklärte nunmehr öffentlich, ich werde es nimmermehr zugeben, daß irgend einem Leides zugefügt werde, den ich zum Bibelverkauf gebrauche, indem es Jedem frey stehe, zu kaufen oder nicht.

Mareun, Nabon und Pesanti verklagten mich bey dem türkischen Gouverneur, daß ich christliche Bücher unter Juden vertheile. Der Muselim erwiederte: Der Jude wird kein Christ und der Christ wird kein Jude werden. Laßt Jeden die Bücher nehmen, die er will. . . Der Gouverneur schickte mir heute drey junge Schafe, als Zeichen seiner Achtung. Ich bemerkte in meinem armenischen Kloster, daß sie sich das Zeichen des Kreuzes, das Bild der Jungfrau Maria und anderer mehr in die Haut einschnitten. Ich sprach mit den Mönchen freundlich darüber und stellte ihnen das Thörichte ihrer Handlungsweise vor; einige aus ihnen waren so betroffen darüber, daß sie mich sogleich um ein Mittel baten, dieses Zeichen ihres blinden Aberglaubens wegzuätzen.

(Der Beschluß folgt.)

Liedertafeln.

Lust am mehrstimmigen Gesange in fröhlicher Männergesellschaft hat in neuerer Zeit unsere Liedertafeln entstehen lassen, z. B. in Berlin, in Leipzig, und nun auch in Breslau. Aber auch das sechszehnte Jahrhundert kannte schon in Frankfurt an der Oder ein ähnliches Institut, welches Hostus, ein dortiger Professor, der 1587 starb, näher beschreibt. Die Organisation der jetzigen Liedertafeln ist bekannt; die Schilderung jener älteren gibt vielleicht Anlaß zu anziehenden Vergleichen, ich theile sie daher, dem Hostus folgend, den Lesern dieses Blattes mit.

Zu meiner Zeit, erzählt er, waren in Frankfurt nicht wenig gute und gelehrte Männer, Professoren, Doktoren, Magistri, auch ehrbare Bürger, welche die Musen liebten, und die sämmtlich angenehme, nützliche und belehrende Gespräche als die Würze fröhlicher Gastmähler betrachteten.

Unter diesen Männern stiftete der Professor Jodocus Willichius der ältere Symposia, zu denen sie in bestimmten Zeiträumen, nach Beendigung der ernsten Geschäfte des Tages, zusammen kamen. Ihr Zweck war, nicht allein in Ehren sich zu vergnügen, sondern auch, die gegenseitige Zuneigung unter den Theilnehmern zu nähren, Mißhelligkeiten in ihrem Entstehen zu heben, schon bestehende Feindschaften wegzuräumen, und überhaupt der Freundschaft unter ihnen Eingang, Fortschritte und Befestigung zu verschaffen. Es hatte aber dieß Convivium gewisse Gesetze.

Zuförderst war jede Zusammenkunft unter einen Convivator oder Conditor Convivii gestellt, welcher die Mahlzeit für den Abend besorgte, jedoch nicht schwelgerisch, sondern nur aus drey Gerichten, in drey Gängen bestehend.

In jedem Monate fand ein solches Symposium statt, die Zahl der Theilnehmer durfte aber nicht unter neune, als die Zahl der Musen, und nicht über zwölfe, als die Zahl der Musen und Grazien, seyn.

Getrunken ward Bier und Wein, wozu ein Jeder seinen Beytrag erlegte, trinken aber durfte ein Jeder so viel oder so wenig, als ihm beliebte.

Den jedesmaligen Vorsteher des Mahles (Convivator) zeichnete ein Kranz aus, welchen er beym Schlusse seinem Nachfolger, den die Reihe gerade traf, aufsetzte, damit alle Theilnehmer Kenntniß erhielten, wer zum nächsten Convivator bestimmt sey.

Um fünf Uhr Abends kam man zusammen, und ging um zehn Uhr auseinander. Wer später als eine Viertelstunde nach Eintritt jener Stunden kam oder ging, erlegte eine Strafe, die zur Anschaffung des Weines mit verwandt ward.

Tages vorher vor dem Symposio sandte der Convivator den Theilnehmern Symposiaca Problemata oder Quaestiones convivales, um sie mit Muße durchzudenken, zu

unterſuchen, und ſich darauf vorzubereiten bey dem Sympoſion, wo ſie ſodann zur Verhandlung kamen, ihre Meinung darüber auszuſprechen, und mit Gründen zu vertheidigen. So ward das Mahl durch Mannigfaltigkeit, Nützlichkeit und Gelehrtheit der Geſpräche geſchmückt. Ueber die aufgeſtellten Fragen ward vertraulich, freundſchaftlich, ohne hartnäckige Streitſucht oder Verſpottung und Verhöhnung der Andersmeinenden verhandelt, es herrſchte dabey geziemende Fröhlichkeit, in den Schranken des Anſtandes bleibendes Lachen, und gegenſeitiges herzliches Wohlwollen, heiterer nicht verletzender Scherz und Witz, der aber nicht in Niedrigkeit ausartete.

Die Ordnung des Mahles endlich war dieſe: Hinter jedem Gerichte wurde eine der Fragen zur Verhandlung gebracht, und nachdem ſie vollſtändig beleuchtet und entſchieden war, folgten ihr drey-, vier- und mehrſtimmige Geſänge, oder auch wohl Inſtrumentalmuſiker mit Flöten und andern muſikaliſchen Inſtrumenten; und dieſer Anwendung der Muſik halber, zur Erhöhung der geſellſchaftlichen Freude, hatte das Convivium den Namen des muſikaliſchen erhalten. Sonſt hätte es auch mit eben ſo großem Rechte das philoſophiſche heißen können, denn es gab Gelegenheit zu Unterredungen über mannichfache wichtige und nützliche Gegenſtände, die oft aus dem Gebiete tiefer Weltweisheit entlehnt waren.

Soweit Hoſtus Ueberlieferung; die Parallelen mag ſich der Leſer ziehen, und wenn er Genüge dazu findet, folgende Fragen ſich beantworten: Sollte man wohl an jener Liedertafel des ſechszehnten Jahrhunderts im jetzigen neunzehnten noch Geſchmack finden? und im Falle das nicht: woran liegt dieß, und welche Zeit war die beſſere, tüchtigere?

Berlin. — Kretzſchmer.

Looſe der Liebe.

Von J. N. Wyß.

19.

Ich weiß nicht, liebt man Kinder, weil ſtets ſie Mädchen gleichen;
Ich weiß nicht, liebt man Mädchen, weil ſtets ſie Kindern gleichen.

20.

Ich lobe mit der Welt gar hoch das erſte Lieben;
Doch ſcheint's das beſte mir, nur wenn's das lezte blieben.

21.

Kluges Herz, verlaß die Liebe,
Eh' die Liebe dich verläßt!
Aber auch verlaß die Liebe,
Eh' die Klugheit dich verläßt!

22.

Die beſte Lieb' iſt, — wohlbedacht! —
Die Liebe, die dich beſſer macht.

23.

Zu wenig Gleich und Allzugleich,
Zerſtöret bald der Liebe Reich.

24.

Bis du Liebesſchmerz empfunden,
Fühlſt du nie die Liebe ganz;
Erſt mit dunklem Laub durchwunden
Glüht dir ſchön der Roſenkranz.

25.

Es fliegt kein liebend Paar ſo hoch,
Auf Erden drunten ſpeist es doch.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, April.

Die Keller'ſche Kunſthandlung in Zürich hat ſeit einiger Zeit eine beyfallswerthe Unternehmung fortgeführt. Sie beſteht in einer Sammlung von Schweizerlandſchaften, in mittlerem Folioformat, von der bereits ſieben und zwanzig Blätter unter dem Titel: Maleriſche Reiſe durch die merkwürdigſten Gegenden der Schweiz und der angränzenden Länder (auch mit franzöſiſchem Titel: Promenade par les lieux les plus intéressants de la Suisse) erſchienen ſind. Die Zeichnungen derſelben wurden von verſchiedenen talentvollen Künſtlern aufgenommen und theils in Tuſchmanier gezeichnet, theils lithographirt, und ſie dürfen (die Ausgabe iſt dreyfach, in ſchwarzen, koloritten und ſorgfältig ausgemalten Blättern) eben ſo ſehr zu den wohlgerathenſten als wohl gelungenen gezählt werden: beſonders in Hinſicht auf das erſtere muß es dem Publikum erwünſcht ſeyn, treue Zeichnungen der am häufigſten beſuchten Schweizergegenden um einen billigen Preis ſich verſchaffen zu können; eine Angabe der Gegenden, welche die Blätter darſtellen, wird dieß außer Zweifel ſetzen. Zürich mit der Ausſicht auf den See und die Bergkette iſt von dem ſodann Standpunkte des Zürichbergs, oberhalb des Röthels, vor dem Eintritt ins Gehölz gezeichnet, und gibt die zierliche Fülle der Landſchaft im angenehmen Bilde wieder; zwey Ausſichten zeigen das Innere der Stadt, die eine von der untern Brücke aufwärts, die andere von der Brücke beym Stadthaus abwärts; eine dritte ſtellt das Geßlerſche Denkmal vor in ſeiner ſchattigen Umgebung. Dem Staubbach iſt ein ſehr gelungenes und anziehendes Blatt gewidmet, ein anderes dem obern Grindelwald-Gletſcher und eines dem untern; ſchauerlich wahr ſtellt eines das Hoſpiz auf der Grimſel in ſeiner öden Gegend und mit dem düſtern felſenumſchloſſenen See vor. Gar freundlich dagegen ſind die drey folgenden Blätter, welche Gegenſtände am Waldſtätter-See befaſſen. Zuerſt die Stadt Luzern ſelbſt, von der Nordſeite, dann eine anſprechende Darſtellung von der Grütliwieſe, mit der Ausſicht auf den See und gegen Brunnen, zuletzt ein artiges Blatt, die Kapelle bey Tells Platte. Aus dem Kanton Uri iſt eine ſehr richtige Abbildung der Teufelsbrücke beygefügt. Dann beginnt eine Reihe von Prachtzeichnungen, für die zahlreichen Freunde dieſes Berges, die dort reiche Naturanſichten und reinen Genuß, Vergeſſen der Sorgen des Thales und Stärkung für Gemüth und Körper finden. Es ſind die fünf Vorſtellungen: Maria zum Schnee, das Staffelhaus, das Kulmhaus und das Kaltebad von zwey Seiten, Tells Kapelle an der hohlen Gaſſe, die Stadt Zug mit der Ausſicht des Rigi, des höchſten Bernerbergs, des Pilatus und des Gerſauer-

der Rheinfall vom Schlößchen Werd her gezeichnet, und der Kurort Gais mit der Ansicht des Säntis, ein charakteristisch verunglücktes Blatt, — zeichnen sich durch löbliche Bearbeitung aus. Ein besonderes Interesse gewähren die letzten Blätter, auf welchen einige Gegenstände vom Bodensee und vom Genfersee erscheinen: Zuerst das altertümliche Salenstein mit dem zierlichen Schlosse Eugenshöhe und Sandeck, dann der liebliche Sommeraufenthalt der edeln Königin Hortense, das Schloß Arenenberg, mit der Insel Reichenau; ferner die Stadt Lindau auf ihrer schön gelegenen Insel, zugleich mit der Ansicht eines Theiles des Sees und seiner Ufer und der Schweizergebirge; die Stadt Konstanz als Gegenstück des vorigen, den Eingang der Stadt von der Brücke her, die angenehmen Ufer und den Dom darstellend; Rorschach mit dem romantischen Schlosse St. Anna und dem Ueberblick eines Stückes des an lieblichen Bildern so reichen See's; endlich die Stadt Lausanne von der Höhe her genommen, wo das Schloß zuerst hervortritt und darüberhin sich die herrliche Aussicht nach dem See und den Bergen entfaltet. Die ganze, in Hinsicht ihrer Ausdehnung, vor der Hand keineswegs abgeschlossene Sammlung empfiehlt sich zunächst durch die besonders sorgfältige Rücksicht auf die Wünsche und den Geschmack der meisten Reisenden; sie enthält aber auch Gegenstände, die, wie z. B. die Aussicht vom Bodensee, noch nicht im Kunsthandel zu finden waren; sie wird sich nach und nach über die ganze Schweiz und die angränzenden Gegenden Tyrols, der Lombardie und Savoyens verbreiten.

Paris, den 3. Jun.

(Fortsetzung.)

Mit der Aufklärung seines Zeitalters war Hauy nicht so fortgeschritten, wie mit der Vervollkommnung der Naturlehre; als Geistlicher hatte er die beschränkten Ansichten der untern französischen Klerisey beybehalten, weigerte sich daher, der Konstitution Treue zu schwören, und wurde seiner Aemter verlustig erklärt, wie die andern sich in demselben Falle befindenden Geistlichen. Cuvier sprach hievon als von einer gehässigen Verfolgung, wodurch die damaligen Machthaber die schon vorhandene Erbitterung der Gemüther unnützer und ungerechter Weise noch vermehrt hätten. Diese Ansicht und Beurtheilung der Dinge mag den jetzigen Machthabern sehr angenehm seyn, aber richtig scheint sie mir keineswegs. Warum weigerte sich ein Theil der Geistlichkeit, einer allgemein eingeführten, und vom Könige selbst beschwornen Verfassung den Eid der Treue zu leisten, und woher entstand die Spaltung, von Seiten der gesetzgebenden Macht, oder der sich weigernden Geistlichen? Es ist möglich, daß mehr Milde auch weniger Hartnäckigkeit würde hervorgebracht haben; allein ungerecht war es wohl nicht, diejenigen der Vortheile der Verfassung zu berauben, welche die von derselben auferlegten Pflichten nicht erfüllen wollten; mit Gewissensscrupeln sollte man jedoch bey dergleichen Vorfällen mehr Nachsicht haben, als mit vorsätzlicher Widerspenstigkeit. Dieß war offenbar mit Hauy der Fall, der wahrscheinlich die Verfassung nicht einmal kannte, welcher er keinen Gehorsam leisten zu dürfen glaubte. Bald war aber aus der Bestrafung der Geistlichen eine wahre und grausame Verfolgung. Hauy wurde mit den andern verhaftet; als man bey ihm erschien und ihn frug, ob er Feuergewehre besäße, antwortete er, keine andern als diese, und ließ einige Funken aus seiner Elektrisirmaschine sprühen. Dieß brachte die trotzigen Kerls zum Lächeln; allein ins Gefängniß wurde er doch geschleppt. Der Gelehrte ließ sich seine Mineraliensammlung nachtragen, und dachte nun kaum daran, daß er verhaftet wäre. Seine Freunde bemühten sich indessen sehr, ihn zu retten, und es gelang ihnen wirklich, besonders dem Naturforscher Geoffroy St. Hilaire, den Befehl zu seiner Befreyung auszuwirken. Als Cuvier dieß sagte, richteten sich aller Augen auf den unter den Akademikern sitzenden Geoffroy St. Hilaire, und das Publikum bezeigte ihm sogleich seinen Beyfall wegen dieser edeln That. Als man dem Abbé Hauy seine Lossprechung ankündigte, wollte er an diesem Tage nicht aus dem Gefängnisse gehen, vermuthlich weil er noch zu sehr mit seinen Mineralien beschäftigt war, und auch am folgenden Tage hatte man einige Mühe, ihn fortzuschaffen; es war am 1. September 1792, und am folgenden Tage wurden die Priester in den Gefängnissen von Paris beynahe alle ermordet. Nun hörten aber auch für den gelehrten Mineralogen alle Verfolgungen auf, obschon gerade damals die Schreckenszeit begann, und er als nicht schwörender Geistlicher der Gefahr mehr ausgesetzt seyn mußte, als andere Bürger. Er arbeitete sogar an der Befreyung gefangen sitzender Mitgelehrten, und schrieb Briefe zu ihren Gunsten. Seine Theilnahme an ihrem Schicksal, die Andern ein ähnliches hätte zuziehen können, blieb völlig ungeahndet; so sonderbar war damals das Loos der Menschen. Er hielt Vorlesungen am Pflanzengarten, arbeitete an seinen Schriften und wurde ins Nationalinstitut aufgenommen. Bonaparte trug ihm die Abfassung eines Lehrbuches der Meßkunde auf, welches aber, wie Cuvier bemerkte, zum Ruhme des Verfassers wenig beygetragen hat. Er wurde unter der kaiserlichen Regierung rühmlichst ausgezeichnet und wohl belohnt. Unter der königlichen wurde sein Verdienst auch nicht verkannt; allein Familienumstände verminderten sein Glück. Sein durch den Unterricht der Blinden bekannter Bruder war, wie mancher andere Gelehrte, unter glänzenden Versprechungen nach Rußland gezogen worden, hatte aber seine Erwartungen nicht erfüllt gesehen und war daher in einer traurigen Lage wieder nach Paris gekommen. Hauy nahm sich seiner an, wie er sich anderer Verwandten angenommen hatte. Man hatte ihn unter der kaiserlichen Regierung gefragt, was man für ihn thun könne; der bescheidene Gelehrte hatte blos ein kleines Amt für einen Verwandten verlangt, den man dann auch bey den droits reunis angestellt hatte. Bey den häufigen und oft skandalösen Absetzungen, die nach der Wiederherstellung des königlichen Thrones statt hatten, traf die Reihe auch den Verwandten Hauys, und er mußte, nebst hundert andern, seine Stelle einem Begünstigtern abtreten. Cuvier sagte in einem Tone, worauf er viel Nachdruck legte, als man den Minister gebeten, auf Hauys Verdienst Rücksicht zu nehmen, so habe er geantwortet, er sehe nicht ein, was die Kristallographie mit der Accise zu thun habe. Das war so übel nicht geantwortet; allein der Nachfolger des Abgesetzten hatte vielleicht noch ungegründetere Ansprüche auf das Acciseamt, als die Kristallographie; und dann, wenn alles Uebrige gleich wäre, sollte man doch den armen Verwandten eines um die Wissenschaften so verdienten Mannes, als Hauy, vorgezogen haben, zumal da man wissen mußte, daß er aus Uneigennützigkeit keine andere Belohnung verlangt hatte als diese. Hauy starb bald darauf und konnte seiner Familie nichts von großem Belange hinterlassen, außer sein prächtiges Mineralienkabinett, eines der schönsten in Europa. Sein Lobredner bemerkte, daß die kostbarsten Edelsteine durch Hauys Hände gegangen wären, und daß er nie etwas anders in ihnen gesehen hätte, als Kristallisationen, oder wenn ihn etwas an diese Kostbarkeiten angezogen hätte, so sey es ein schiefer oder ein rechter Winkel gewesen. Seine einfache Lebensart war bewundernswürdig und seine Regelmäßigkeit unverbrüchlich. Immer zur selben Zeit stand er auf, arbeitete, speiste und ging zu Bette, und immer war sein Spaziergang der nämliche. Wenn er sein Geburtsstädtchen besuchte, ging er wie der schlichteste Bürger mit Allen um, und als er einst auf der Straße zwey Soldaten ausgescholten hatte, die sich auf den Degen schlagen wollten, ging er mit ihnen in die Schenke, um die Freundschaft wieder herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juni 1823.

Wahr ist es: um in jeder Lage tugendhaft zu seyn, und gewissenhaft zu handeln, dazu gehört mehr Muth, als Schlachten beyzuwohnen. Ich rede von solchen Lagen, wo der Mann sich sagen muß: „Ehre, Glück, Freyheit, Weib, Kinder, Haus und Gut, alles steht auf dem Spiel, wenn Du es gegen die Mächtigern wagst! Und Glück, Gut können vermehrt werden, Weib und Kinder gewinnen, wenn Du beförderst oder nicht hinderst, was man vor hat, wozu man Dich brauchen will. Deine Ehre selbst wird nicht gekränkt, da Du es mit Deinem Gewissen allein auszugleichen hast.“

Klinger.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Les Hermites en prison.)

Unter diesem Titel liefern die Herren Jouy, Mitglied des Instituts, und Herr Jay, in zwey Bändchen ihre Betrachtungen, Beschäftigungen und Zeitvertreibe während ihrer einmonatlichen Einschließung in dem Gefängnisse von St. Pelagie in Paris. Herr Jouy zeigt sich in dem ersten Bändchen, das wir gegenwärtig in Händen haben, eben so, wie in seinen frühern Werken, dem Eremiten der Straße d'Antin, dem Eremiten in der Provence u. s. w., als ein äußerst glücklicher Nachahmer der von Addison und Steele in ihrem Spectator beobachteten Darstellung, und weiß seine Leser durch den heitersten Witz, die gefälligsten Bilder, die nützlichsten Abschweifungen ins Staatsleben, Gespräche aus den elysäischen Feldern, philosophische Betrachtungen, und höchst pikante Anekdoten zu fesseln.

Wir liefern hier einige Proben der nach den Monatstägen eingetheilten, unter dem Titel Consolationen aufgezeichneten, Abschnitte:

Beym Eintritt ins Gefängniß fragt Herr Jouy den Wärter, der sie an eine schmale und dunkle Treppe wies: „Wo führen Sie uns hin?“

„In Ihre Zimmer im rothen Gang.“

Dieser rothe Gang war sehr schwarz.

„Nr. 4. des kleinen Gangs, sagte der Führer zu Herrn Jouy, ist Ihre Wohnung. Es wird Ihnen dort gefallen; Sie werden durch Ihre Gitterfenster die wegen Schulden Festgesezten spazieren gehen sehen. Dieß wird Ihnen Zerstreuung gewähren.“

Herr Jay wurde in einer entferntern Zelle untergebracht. „Ich habe jezt Ihre Zelle gesehen, folgen Sie mir nun auch in die meinige,“ sagte er zu Herrn Jouy. Der Führer brachte sie in dem Gange an vielen, wegen politischer Vergehungen Festgesezten vorüber, welche sie zur Begrüßung zu erwarten schienen. Der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung war eine junge Frau, welche ihren wegen Schulden gefangenen Gatten an diesem Tage besucht, und bey der Trennung von ihm zwey Pistolen auf sich abgefeuert hatte. Man hatte sie in ihrem Blute schwimmend in ein benachbartes Haus gebracht. Noch kannte man aber die Ursache dieser verzweiflungsvollen Handlung nicht.

Die Aufstellung der wenigen Bücher, welche Herr Jay mit sich genommen hatte, gibt ihm Anlaß zu folgenden philosophischen Betrachtungen:

Denksprüche Epictets. Sollte ich in Versuchung kommen, gegen die Ungerechtigkeit der Menschen und die Niederträchtigkeit der Verläumder aufgebracht zu werden, so werde ich Epictet fragen, was er dazu denkt. Sollte Haß in meiner Seele aufsteigen, so werde ich gleichfalls meine Zuflucht zu ihm nehmen. Ich will einmal einen Versuch machen: „Sag' mir, Epiktet, sollte ich mich nicht rächen, sollte ich nicht das Böse mit Bösem vergelten?“

„Nein, mein Freund, antwortet er mir, man hat dir nichts Böses gethan, weil Gutes und Böses nur in deinem Willen liegt. Hat irgend Jemand sich selbst dadurch verlezt, daß er gegen dich ungerecht war, warum willst du dich denn auch noch ins Unrecht sezen, daß du es ihm zurückgibst?" — Man hat mich aber gar zu sehr mißhandelt, man hat mich der Gottlosigkeit beschuldigt! — „Wohlan! hat man nicht das Gleiche an Sokrates ausgesezt?" — Aber man hat mich verurtheilt! — „Wurde nicht auch Sokrates verurtheilt? Präge dir nur fest ein, daß die Strafe niemals trifft, wo kein wirkliches Verbrechen vorhanden ist: diese beyden Dinge lassen sich unmöglich trennen. Betrachte dich daher nicht als unglücklich. Wer war wohl, nach deiner Ansicht, unglücklicher, Sokrates, oder die Richter, die ihn verurtheilten?"

In diesen Trostgründen liegt etwas zu Stoisches für mich; indessen will ich mir die Sache überlegen, und sehen, welchen Nutzen ein Gefangener von St. Pelagie daraus ziehen kann. — Welches Buch will ich neben Epictet aufstellen? — Das Evangelium. — Warum nicht? Man behauptet, Philosophie und Religion seyen zwey unvereinbare Feinde. Ich für meinen Theil behaupte das Gegentheil: sie unterscheiden sich nur in ganz unbedeutenden Dingen, in unwesentlichen Materien; der Grund ist offenbar bey beyden der gleiche. Ich wollte mich, wenn es nöthig wäre, zu dem Beweise anheischig machen, daß man, um wahrhaft religiös zu seyn, Philosoph seyn muß. Ich werde mein Evangelium aufstellen; es wird mir nöthigenfalls Texte gegen das Sittenverderbniß der Menschen und die traurigen Folgen der Ungerechtigkeit an die Hand geben. — Ich fahre fort: Was kommt mir hier in die Hände? — Hume — Geschichte der Stuarts. — Ich freue mich sehr darüber. Ich liebe die Geschichte, besonders, wenn sie mit Unpartheylichkeit geschrieben ist. Man wollte dieses Verdienst an meinem Geschichtschreiber bestreiten, und behauptete, er hätte die Fehler der Stuarts zu sehr zu mildern gesucht; mit einem Worte, er sey zu sehr Schottländer und Royalist gewesen. Ich werde ihn mit erneuerter Aufmerksamkeit durchlesen, und dann mein Urtheil fällen. Auch dabey verspreche ich mir einiges Vergnügen, seine Schilderung des Richters Scroggs und des berüchtigten Jefferies zu prüfen. Hume war ein großer Maler; ich will seinen Pinsel studiren; vielleicht könnte mir dieß einst nöthig seyn.

Uebrigens finde ich es ganz gerecht, daß er in St. Pelagie eingeschlossen wird. Hume wagt an einer Stelle das Bekenntniß, der Oberst Harrison, einer der Richter des unglücklichen Karls I., sey ein Mann von trefflichen Eigenschaften gewesen; ein blinder Fanatismus hätte ihn hingerissen. Er lobte den Ritter Vane, einen der stürmischsten Tribunen des langen Parlaments. Nun hat man mir aber so klar, wie der Tag, bewiesen, daß eine solche Sprache die öffentliche Moral beleidige. Deßwegen verurtheile ich Hume in meiner Zelle zu einer einmonatlichen Gefangenschaft. Sein Vergehen ist von gleicher Beschaffenheit, daher mag er denn auch die gleiche Strafe dulden. — Hier sehe ich einen kleinen Band: es ist ein wahrer Schatz.

— Die Fabeln von La Fontaine. — Liebenswürdiger Tröster, prunkloser Philosoph, anspruchsloser Moralist, großer Dichter, ohne das Ansehen zu haben, nur daran zu denken, war der gute Mann doch nicht ganz frey von Bosheit. Ich könnte, wenn ich dürfte, treffliche Epigramme von ihm anführen, und für Manchen vielen Stoff zum Lachen ausheben. Aber ich fürchte die Auslegung, und es geht mir gewissermaßen wie dem Hasen unsers Fabeldichters, der befürchtete, man möchte seine Ohren für Hörner ansehen. Doch, ich fühle glühende Kohlen unter meinen Füßen, und schweige. Ja, wenn ich wie der Hase durch die Felder eilen könnte. — Weiter:

— Reisen in die Vereinigten Staaten von Amerika, von Herrn de la Rochefaucaud-Liancour. — Dieß ist ein Buch nach meinem Geschmack; das Werk eines wahren Philosophen, eines aufrichtigen Freundes der Menschheit. Die Durchlesung desselben wird mir heitere Stunden gewähren; es wird die schönen Gegenden in meinem Gedächtniß auffrischen; es wird mich an die gerechten Gesetze erinnern, unter deren Schutz ich lange lebte, an die Sitten, die mir so bekannt waren. Es wird mir von Männern erzählen, die einen hohen Grad der Civilisation erreicht haben, und gegen die wir, trotz unserer kleinlichen Eitelkeit, doch nur Barbaren sind.

Ich wollte in der Durchsicht meiner Bücher fortfahren, und hielt einen Plato in der Hand, als mich das ungewohnte Geräusch der Riegel meiner Thüre unterbricht. Meine Täuschungen verschwinden; ich bin wieder in Frankreich, ich bin ein Gefangener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kindestreue.

(Fortsezung.)

Die Abreise der Damen erfolgte nach zwey Tagen. Frau v. Steinfeld war von den Verirrungen ihrer Schwester so heftig verletzt, daß sie, ihrem kalten Wesen gemäß, sich gesellschaftlich keine unverbindliche Aeußerung hatte zu Schulden kommen lassen, aber ihr Schicksal, Emma's Leben oder Tod, als lästige Gegenstände gänzlich von sich absondernd, faßte sie, um gar nicht von ihnen sprechen zu hören, den Entschluß, von Eger, die ganze Winterzeit über, nach Genf zu gehen. Dorthin nahm sie in eben der Stunde, wo die Gräfin nach Oderau abreiste, ihren Weg. Emma nahte sich mit den lebhaftesten Gefühlen dem Ort, wo ihres Vaters Asche ruhte, wo noch einige Erinnerungen ihrer Kind-

heit ihr sein Bild zurückriefen. Sie ward von den Unterthanen der Herrschaft mit Segenswünschen empfangen, denn das Andenken des Vaters war mit tausend Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, verbunden. Die ältern Personen erblickten entzückt in ihr die Züge ihres geliebten Herrn, aber mit wehmüthiger Ahnung sagte mancher gute Alte, manches wohlmeinende Mütterchen zu ihren Kindern: „Sie gleicht ihm auf ein Haar, aber ich fürchte, sie wird auch bald ein Engel im Himmel werden, wie er.“ Emma hätte sich unter diesen Menschen, wo sie ihren Vater, dessen Name ihre Mutter kaum ausgesprochen hatte, von allen Seiten so liebevoll nennen hörte, in der schönen Natur, in dem ernsten, stillen Gebäude, in dem sie überall die Spuren des Ordnungsgeistes, das freundliche Walten seines lezten Besitzers erkannte, so gern und so froh befunden, wenn ihre Mutter ihre Bemühungen, ihr diesen Aufenthalt angenehm zu machen, gütiger aufgenommen hätte. Diese verzogene Frau war aber jeder Art des Genusses, als den, welche große Gesellschaft gibt, jeder Theilnahme, als der der oberflächlichen Demonstration, jedes lebhaften Gefühls, als dem ihrer unseligen Spielsucht, so entfremdet, daß die Aussicht eines Landaufenthalts in einer Lage, die ihr beschränkt vorkam, weil sie ihr keine Verschwendung gestattete, sie mit Schauder erfüllte. Emma hatte Maßregeln genommen, um die Zimmer, welche ihre Mutter während ihres ersten Gatten Lebzeiten bewohnt hatte, so freundlich wie möglich zu ihrem Empfange aufputzen zu lassen. Zu jener Zeit hatten sie für elegant, für geschmückt gegolten, jezt konnte sie die Dame des Schlosses noch mit Anstand bewohnen. Emma wählte ein paar kleine Zimmer, welche den Durchgang zwischen diesem Gemach und dem ihres verewigten Vaters bildeten, denn dieses sollte unberührt bleiben — sie getraute sich nicht seine Bestimmung zu denken, sie forschte nur behutsam, wo sein lezter Ruhelager gestanden, und dachte auf Mittel, wie sie diesen Raum, der ihr ein Heiligthum schien, später in Besitz nehmen könnte. Dieser wehmüthige Wunsch ward ihr bald gewährt. Die Gräfin, welche eigensinnig abgelehnt hatte, sich um irgend eine Hauseinrichtung zu bekümmern, betrat die Zimmer, in welche Emma sie voll Zärtlichkeit wieder als Herrin einführte, mit ausbrechenden Thränen über ihr grausames Loos, diese finstern Mauern zu bewohnen. Ohne zu fragen, welchen Aufenthalt ihre Tochter gewählt, befahl sie ihrer Kammerfrau, ihr Bett neben ihr Schlafzimmer in ein kleines, mit Gemälden und Porzellan verziertes, Kabinet zu setzen, weil sie sich fürchtete, in dieser Einöde allein zu verweilen. Emma fühlte, wie sich ihr Herz bey dieser Unfreundlichkeit schmerzlich zusammenzog; sie wollte sich anbieten, den Platz der Kammerfrau anzunehmen, allein die Mutter unterbrach sie bey dem ersten Wort, und bat sie ungestüm, ihr Zeit zu lassen, diesen ersten Abscheu zu überstehen. Da die Gräfin nicht beym Abendessen erscheinen wollte, begab sich Emma sehr betrübt in ihr Gemach, und von da in die leeren Zimmer ihres Vaters, wo sie bey der, von der einzelnen Kerze, die sie hielt, nur sichtbaren Dunkelheit sich eines kleinen Schauders nicht erwehren konnte. Sie kniete neben ihres Vaters Sterbelager nieder, betete diese knechtische Furcht aus ihrem Herzen, und überblickte noch einmal alle ihre Entschlüsse, ihre Pflichten. Mit gestärktem Muthe stand sie auf und untersuchte nun furchtlos, aber mit gesteigerter Phantasie das öde Gemach. Hier stand des Verklärten Schreibtisch, dort ein Lehnsessel neben einem Tischchen, dessen Fächer Journale enthielt, das, mit Bleystiften, Tuschschaalen und befleckten Papieren bedeckt, noch von seinen lezten Beschäftigungen zeugte. Es war augenscheinlich, daß diese Zimmer seit des Vaters Sterbetag nie besucht, nie aufgeräumt waren. Immer lebendiger versezte sich Emma in jene Zeit, ihr war es bald, als wehelen die himmlischen Lüfte, die ihres Vaters Geist emporgetragen, um ihre Wangen, als lispelten längs den Wänden Engelstimmen, wie in Popes hinreißendem Liede: „Schwesterseele, komm hinweg.“ Wie sie endlich das Zimmer schloß, warf sie einen Abschiedsblick auf das bedeutensvolle Lager, und eine Thräne des wehmüthigen Andenkens floß für ihren entfernten aus ihrem Sinne scheidenden Freund. In ihrem, an ihrer Mutter Besuchzimmer anstoßenden Schlafkabinet angelangt, hörte sie diese in demselben sich bewegen, und, wie ihr schien, einen ängstlichen Ton ausstoßen. Erschrocken und schüchtern öffnete Emma leise die Tapetenthür, welche die beyden Gemächer trennte, und trat mit der zärtlichen Bitte, ihr noch gute Nacht sagen zu dürfen, herein. Die Gräfin bedeckte mit einem Schrey des Entsetzens ihr Gesicht mit beyden Händen und drückte den Kopf in den Winkel des Sophas. Emma, die voll Schrecken über diese Bewegung vor sie niederkniete, war schmerzlich ergriffen, wie sich ihre Mutter aufrichtete und heftig rief: „Was machst du in jenem Zimmer?“ — „Ich wählte es zu meinem Schlafkabinet, um Ihnen so nahe wie möglich zu seyn.“ — „Diese Nähe drückt mich, es ist Raum genug in diesem trostlosen Steinhaufen.“ — „Theure Mutter, ich habe dem Arzt, ich habe dem Grafen versprechen müssen, auf der Sonnenseite zu wohnen.“ — „So nimm diese Zimmer ein, die mich ohnehin verspotten, die Nachtseite ist ohnehin die rechte für mich.“ —— Emmas Stimme erstickte in Thränen, sie küßte der Mutter widerstrebende Hände ohne Unterlaß; „darf ich denn meines Vaters Zimmer bewohnen?“ fragte sie zitternd. — „Welche du willst, nur diese nächsten nicht, und mich nicht so gespenstig überfallen, wenn ich endlich hoffe allein zu seyn.“ — „Sie sollen allein seyn, wenn Sie wollen, liebe Mutter, ich sinne ja nur darauf, Ihre Wünsche zu erfüllen; dulden Sie mich nur diese Nacht bey sich, ich will mich ganz still verhalten, und morgen zeigen Sie mir das Plätzchen, wo Sie mir mein Lager aufzuschla-

gen erlauben." — „Wann wollte ich dich beherrschen, wann deine Rechte verkürzen? Wann wollte ich dich kränken? rief die Gräfin aufgebracht; Emma, der Unglückliche ist leicht zu beschuldigen — aber geh, du siehst geisterbleich aus, geh, ruhe, schlafe!" — Mit diesen Worten drängte sie die Tochter zum Fortgehen. Emma gehorchte; sie wollte sich durch die Tapetenthür entfernen, aber die Mutter verbinderte es mit scheuem Blick, schob einen Tisch mit Blumenvasen davor, sezte Stühle daneben, und verbot, sie je wieder zu öffnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau, im May.

Noch immer leiden wir hier an den Nachwehen des harten Winters, dessen starrende Kälte in einzelnen Tagen bis zu der Höhe von 27 Grad gestiegen war, und trotz der tiefen Schneemasse, welche die Erde bedeckte, doch mehrere Fuß tief in diese hineingedrungen war, so daß man den Verlust mancher bis in die Wurzel durch den Frost zerstörter Obstbäume fürchtet. Man erwartete nach so hartem Winter einen frühen milden Frühling; doch diese Hoffnung ging, wie so manche andere, verloren. Stürme und Frost waren die unwillkommnen Boten des so sehnsuchtsvoll Erwarteten, und der lezte späte Schnee dessen erste Blüthe. Heute am $\frac{1}{6}$ May ist noch kein grünes Blättchen sichtbar und selbst die Knospen stehen so dürr und dürftig da, als wollten sie noch lange nicht zu erscheinen wagen. Sonst singt um diese Zeit hier schon die Nachtigall und jezt nicht einmal die Lerche, welche noch immer über öde und nackte Felder schwebt. Daß eine so ungünstige Witterung in alle Hoffnungen des Landmanns verderblich einwirkt, ist nicht zu bezweifeln. Der Mangel an Viehfutter ist unglaublich groß; eine Menge Pferde und Vieh sind in allen hiesigen Gegenden schon durch Hunger umgekommen, und man fürchtet noch größeren Verlust, wenn — was der Jahreszeit wohl zugemuthet werden darf — diese nicht bald einen festen Charakter annimmt. Die Gegenwart bietet uns jezt hier kein freundliches Leben, es ist also wohl nöthig, in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu blicken, um aus der Ersteren in schöner Erinnerung, und aus der Leztern in freundlicher Hoffnung Trost zu schöpfen. Wo aber wäre dieser, wenn die Natur selbst zürnend ihren Segen versagt, näher zu finden, als in den Erscheinungen der Künste und ihrer Gaben! In solchem Sinne aber gehören zu leztern auch Wissenschaft und Gewerbe und die durch den Einfluß beyder geweihten Kreise des bürgerlichen Lebens.

Der verflossene so sehr kalte Winter schien die wohlhabenderen Gutsbesitzer häufiger als andere Jahre in den Städten zu versammeln, so daß selbst die Kleinern in mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit glänzten. Im geselligen Verein, geschirmt von der Gassen vertraulichen Enge, vergaß man leicht die Stürme, welche die fernen Landsize umwehten, die zu erreichen schon der tiefe Schnee beschwerlich machte, und daher auch den gastlichen, sonst so lebhaften nachbarlichen Umgang erschwerte. Es war daher wohl natürlich, daß Mitau, als Gouvernementsstadt Kurlands, sich vorzüglich stark besucht fand, wozu noch der Landtag viel beytrug, welcher für einen Theil des Winters ebenfalls sehr zahlreichen Adel aus allen Kreisen versammelt hatte. Da nun freylich sah man die Spuren der Noth nicht mehr, über welche zu klagen wohl mancher sehr berechtigt seyn mochte. Im Geräusch der vielen Gastmähle, Bälle und Feste aller Art, verhallten die stillen Seufzer beym Gedanken an die ländliche Heymath, daß aber die furchtbare Kälte in raschem Tanze am leichtesten überwunden werde, schien den jungen Herren und Damen eben so ausgemacht, als den älteren, daß man beym Spiel sie am besten vergesse. So gab es denn in diesen Freuden beynahe des Guten zu viel, und einige vierzig mehrentheils sehr brillante Bälle sind wohl alles mögliche, was man billiger Weise nur der regsten jugendlichen Tanzlust zumuthen kann. Unter diesen allen strahlte durch Pracht und Geschmack eine Maskerade bey dem Kammerherrn von Schopping hervor, welche mehrere Hundert Personen versammelt hatte, und wo der größte Theil der Gesellschaft in den kostbarsten Charaktermasken erschien. Die dramatische Kunst, die höchstens von einem halben Dugend ihrer Vorstellungen als von eben so viel ihrer Kinder begleitet, während anderer Winter leise und unbesucht auftrat, war in diesem Jahre doppelt reich: ein deutsches und französisches Theater gab zahlreiche Vorstellungen, wo aber leider dem ersteren zahlreicher Besuch fehlte, woran auch jezt der zweyfach kalte Winter Schuld hatte. Es war wirklich erbärmlich anzusehen, wenn Gurli unter Zähneklappern ihre naive Laune äußerte, oder Maria vor Kälte zitternd im Garten spazierte und ihr fernes Frankreich durch die wandernden Wolken grüßen ließ, dagegen aber das Frankreich, welches die Repräsentanten seiner Sprache und Sitte in der eigenen Bühne aufzuweisen hatte, sich viel besser placirt fühlte. Das französische Theater gab seine Vorstellungen in einem geheizten Lokal, wurde sehr besucht, hatte eine bedeutende Einnahme und erhielt allgemeinen Beyfall, was es jedoch auch ganz vorzüglich verdiente, denn wirklich waren die Vorstellungen, welche hier gegeben wurden, sehr interessant, und einige Mitglieder dieser Bühne konnten wohl als ausgezeichnete Künstler gerühmt werden, als Herr Durand, dessen Gattin, Madame Belmond und Herr Dufour. Was bey kleinern deutschen Bühnen so oft geschieht, daß sie große Schauspiele geben, die sie nicht besetzen können, und sich dadurch lächerlich machen, geschah bey dieser französischen Bühne hier nie. Es wurden kleine Opern, Vaudevilles oder nur solche Schauspiele gegeben, welche passend besezt und ausgeführt werden konnten, und so wie sich in diesem Fall ein richtiger Takt und guter Geschmack bewies, so war es auch bey den Darstellungen selbst, in welchen man freylich vergeblich hohen Kunstgenuß gesucht hätte, die aber den Zweck der angenehmen Unterhaltung vollkommen erfüllten, und wo sehr oft das glänzende Talent der Schauspieler den dramatischen Vorstellungen mehr Werth verlieh, als sie eigentlich in sich faßten. Nur eines der kleinen Theaterstücke erhielt nicht allgemeinen Beyfall, Werther nämlich, eine Travestie voll Witz und beissender Satyre. Viele der Zuschauer und noch mehr der Zuschauerinnen fanden sich darüber empört, daß man das Werk des deutschen hohen Meisters durch Spott entwürdige, und doch mußte der Zorn selbst im Anblick dieses Werthers herzlich lachen, den Herr Dufour mit recht komischer Laune darstellte.

Mit den Liebhaber-Konzerten wollte es indeß im verflossenen Winter nicht gelingen, möglich, daß die Kälte auch die Liebhaber erkältet hatte, oder fehlte es zu den Konzerten an aushaltender Harmonie, kurz, sie kamen nicht zu Stande, und nur einige, durch reisende Künstler veranlaßt, wurden durch Liebhaber unterstüzt. Hr. Gugel gab mehrere Konzerte mit allgemeinem sehr verdienten Beyfall, eines zum Besten des Mitauer Frauen-Vereins, das diesem mehrere Hundert Rubel Gewinn, dem edeln Künstler aber den Dank so mancher Armen brachte, denen sein schönes Spiel im kalten Winter leibliche Wärme schenkte, indeß seine Zuhörer sie nicht minder für Herz und Seele aus seiner vollendeten Kunst empfingen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 51.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Juni 1823.

Ueber die Kunstausstellung vom Herbste 1822 in Berlin.

Von Amalie v. Helwig geb. Frepin v. Imhoff.

(Fortsetzung.)

Wie leicht und glücklich Hr. Kolbe überhaupt sich auf dem schwierigen Boden bewegt, den lange schon kein Künstler mit ausgezeichnetem Verdienst betreten, werden unwidersprechlich die Zeichnungen zu jenen Glasfenstern des Schlosses von Marienburg beweisen, welche größtentheils von seiner Hand *) die Kämpfe und Siege des deutschen Ordens zu verherrlichen bestimmt worden.

Bey dieser Gelegenheit sey es mir zugleich erlaubt, eines Gemäldes zu gedenken, welches schon längere Zeit des Künstlers Werkstatt schmückt. Es stellt dieß ein Reitergefecht vor, worin Markgraf Albrecht Achilles vor Nürnberg mit eignen Händen die Fahne dieser Stadt eroberte. Die wohlgeordneten Gruppen der Kämpfenden, die Wahrheit der Bewegung, die kräftigen Streitrosse, ganz jener Zeit angehörend, und die einfach keusche Composition des Ganzen, weist diesem Gemälde, nach meinem Gefühl, einen bedeutenden Platz unter den neuern Kunstleistungen an, und ich darf hier meiner Empfindung um so mehr trauen, als ich Gelegenheit hatte, vor diesem Bilde von kriegsgeübten Männern die Zweckmäßigkeit jeder Stellung zu Angriff und Gegenwehr preisen zu hören.

Daß Hr. Kolbe niemals das Ausland besucht hat, liefert einen neuen Beweis dafür, daß ein entschiedenes Talent und die Gluth der Einbildungskraft eine Welt aus sich selbst zu schaffen vermöge; doch kann man sich nicht erwehren zu wünschen: es möge diesem, in seiner besten Kraft stehenden Künstler, die Gelegenheit werden, wenigstens diejenigen Gegenden unsers Vaterlandes zu besuchen, wo sein empfänglicher Geist, sein richtiger Blick, fast bey jedem Schritte neue anregende Gegenstände finden würde, indem er von der Natur dazu bestimmt scheint, die alten rühmlichen Geschichten unserer deutschen Vorzeit durch seinen Pinsel in gediegener Würde darzustellen.

Mit großer Liebe ward vom Publikum ein äußerst angenehmes Bild vom Prof. Heinrich Dähling aufgenommen, welches, etwas über 2 Fuß hoch und 3½ Fuß breit, sich in der Erinnerung als ein Gemälde von ansehnlicher Größe durch den Reichthum seines Inhaltes darstellt. Wir glauben darin beym ersten Anblick eine jener Städte der Main- oder Lahn-Gegenden zu erkennen, die mit ihren alterthümlichen Thürmen und Gebäuden von der Höhe herab in's Thal steigen, wie denn auch hier das Hauptthor vom vorüber fließenden kleinen Flusse beschützt wird. Ueber die herabgelassene Zugbrücke aber, an welche sich eine hohe Steinbrücke anschließt, tritt eben der feyerliche Zug heran, welcher — die schwarz gekleideten Bürgermeister an der Spitze — dem zu Pferde nahenden, von seinen Rittern und Reisigen umgebenen, Fürsten die Schlüssel der getreuen Stadt auf rothsammtnem Kissen entgegen bringt. — Schon werden reich geschmückte Wappenherolde zu Pferde uns nur im Rücken noch sichtbar, bereits der Brücke nahend; indeß der Fürst, welchem als Landesherrn die Huldigung gilt, mit Hermelin-Mantel und gleichem Aufschlag um das rothe Baret, in Mitte reich geschmückter Lehnsmänner, eben bedächtig, dem Beschauer näher, über den niedrig gemauerten Bogen reitet, unter welchen ein Bergwasser über Felsen rauschend gegen den Vorgrund herabfällt. Die weitläuftigen Eisenstäbe des Geländers lassen die volle Ansicht der wohlgebildeten und geschmückten Rosse — so wie die Schattenseite einer gemauerten Kapelle, jenseits, mit dem Standbilde der Jungfrau in deren Vertiefung, den blendendweißen Zelter sehr glücklich hervorhebt, der mit Purpur und Gold geschmückt einen zweyten, scheinbar jüngern, Fürsten trägt, welcher — dem ihm links reitenden Edlen zugewendet — mit Aufmerksamkeit den Bericht zu vernehmen scheint, den dieser, mit dem doppelten Ausdruck von Vertraulichkeit und Unterwerfung, ihm vielleicht eben über die Verhältnisse dieser festen Stadt zu machen hat. Ein Trupp Gewappneter folgt diesem fürstlichen Gaste in einiger Entfernung und bildet, äußerst zur Linken des Beschauers, in einer wohlgedachten Schatten-

*) Von zehn Fenstern, bestimmt den Saal zu zieren, werden sieben nach Hrn. Kolbe's Skizze ausgeführt.

masse ein Gleichgewicht gegen das helle bunte Gewimmel neugierig froher Zuschauer, welches die rechte Seite so anmuthig als abwechselnd belebt — denn hier sieht man die alternde Edelfrau in wohlgewählter Matronen-Tracht, an der Seite ihres, in violettem Sammt gekleideten Eheherrn, wie die junge Bürgerin das Kind auf dem Arme, und zarte Jungfrauen, im Schutz eines ehrenfesten Greises heiter am Wege sitzend, weiter vorwärts im Helldunkel des Mittelgrundes, unter hoch aufstrebendem Baume den Schützenmeister mit der Armbrust, vor ihm zwey liebliche Knaben, von denen der eine, den Falken auf der Hand, lebhaft nach dem glänzenden Zuge hinweist, wie der jugendliche Ehrgeiz ihm schon in dem Busen aufzusteigen scheint, als flinker Edelknabe mit seinem schönen Vogel sich an den stolzen Zug anzuschließen. — Zwischen dieser von froher Erwartung bewegten, doch in bürgerlichem Anstande ehrbarlich harrenden Menge, drängen sich, mit bäuerisch fröhlichen Sprüngen, einige Landleute, die Mädchen an der Hand, froh auf den Gang nach der Stadt, noch eben die ungewohnte Festlichkeit mitzunehmen — und der Blick auf die sanft in einander geschobenen Hügel, rechts im Hintergrunde, zeigt uns auf einem Wege, der die Mitte zwischen Landstraße und Fußpfad hält, noch mehrere solcher ländlichen Schaulustigen, deren schnellere Schritte schließen lassen, daß auch sie des frohen Getümmels aus der Ferne ansichtig geworden und neugierig zu demselben hineilen. Eben so, wie dagegen, dem Beschauer links, im Mittelgrunde sich ein Pförtchen der Mauer öffnet, und einen muntern Schwarm neugieriger Leutchen entläßt, die auf frischen Rasen jenseits des Stadtgrabens dem Zuge der Fürsten zuschauen und unter denen wohl der Eigenthümer einer kleinen, hellen Laube seyn möchte, die, jenem Pförtchen rechts, sich an die alternde Mauer heiter auf Stufen hinaufbaut und, mit Sonnenblumen und andern blühenden Pflanzungen umgeben, eine jener reizenden Zufälligkeiten darstellt, deren der aufmerksame Beobachter so viele um jene alten Gemäuer wahrnimmt, welche, zärtlich nachsichtigen Großältern vergleichbar, die Grillen und Wünsche ihrer Enkelchen schützend hegen und begünstigen; dahingegen bey unsern neuern, streng geregelten Bauten, auch kein armes Plätzchen zum Schmollwinkel der Phantasie übrig bleibt. Ein aufsteigender Fußpfad schlängelt sich, wie es scheint, den Wohnungen entlang, hinter welchen er verschwindet, indeß der Schatten einer hohen Buche auf dem weißlichten Gesteine der Stadtmauer spielt, wie die wechselnde Regung der Zweige sich im luftig grauen Abdrucke zeichnet und uns zugleich die frische Kühle des Hapnes im Voraus empfinden läßt, der sich im Rücken der Stadt dem Hügel aufwärts zieht. Wenn die Phantasie sich dort gerne mit dem Knaben ergeht, der, enger Schulstube entronnen, fröhlich Vogelnester ausnimmt und Erdbeeren sucht, und das träumerische Mädchen zwischen den Büschen erblickt, das, dem Flehen des Jünglings nachgebend, mit klopfendem Herzen die Stunde der Dämmerung in diesem Schatten erwartet, die auch ihn bald hieher führen wird, wo er ungeduldig forschend, dort das weiße Gewand in dem grünen Dunkel verrätherisch flatternd gewahret. — Wenn, sage ich, die beyden äußersten Seiten des Bildes uns mit geistvoller Andeutung in einer Gegend schnell orientiren, von welcher wir eigentlich so wenig sehen, so bieten die Thürme und Giebel der nicht großen, aber doch augenscheinlich darum nicht unwichtigen Stadt, uns ein ergötzliches Bild freyen bürgerlichen Lebens: denn überall sehen wir Bewegung und Antheil an der Begebenheit, die keinen Einwohner derselben gleichgültig läßt. Wie denn gleich vorne auf dem Hauptthurme zwischen den hochwallenden Fahnen, blasende Trompeter den jubelnden Willkommen von oben verkünden; neben jenen erblickt man jubelnde Jünglinge, deren einer in waghalsiger Sicherheit auf den schwindelnd hohen Zinnen, in gemächlicher Stellung sitzend, entschlossen scheint, nichts von diesem lang erharrten Schauspiele zu versäumen.

Dort zeigen sich vom Gang eines Hofraums Zuschauer, hier öffnet ein Knabe mühsam den Laden eines obern Bodens, um des erwünschten Anblicks theilhaftig zu werden und am fernsten Thurm der entgegengesetzten Stadtgegend, leuchtet, vom vollen Sonnenstrahl getroffen, ein rothes Jäckchen herüber. — Ueberall herrscht Leben und das Auge entdeckt, wie in der Wirklichkeit bey ähnlichen Vorfällen, nach und nach immer mehr Zuschauer, in natürlichen, neuen und dem Augenblicke, wie ihrer Lage, in dem oft seltsam gewählten Lokal, angemessenen Stellungen. Wie denn ein jüngeres Glied der Familie, welche dieses angenehme Bild erworben, *) bey einer allgemeinen Volkszählung des kleinen Staates, 280 Köpfe herausgefunden haben will.

Es kann das Verdienst dieser reichen Composition nicht vermindern, daß Herr Professor Dähling von derselben keine Zeichnung vorher gemacht, sondern sich den Eingebungen eines günstigen Genius allein überlassend, sogleich auf die Leinwand das Bild übertrug, wie es sich lebendig in seinem Innern gestaltete. Allein gewiß liefert dieser Umstand von der praktischen Leichtigkeit und glücklichen Einbildungskraft des Künstlers einen unzweifelbaren Beweis, dem wir eben so eine Reise nach den reichern Gegenden des südlichen Deutschlands nur darum wünschen, weil sich ihm dort unzählige Motive zu ähnlichen Darstellungen darbieten würden und er in der Natur selbst unfehlbar das Mittel entdecken würde, dem Ganzen Harmonie und Haltung zu verleihen, ohne nöthig zu haben, wie wir an diesem Werke bemerken müssen, durch einen etwas nebelhaft kalten Ton der Landschaft, die Figuren

*) Es gehört dem Banquier Herrn Bendemann.

hervorzuheben; da dieses vielleicht besser und eben so leicht durch bedeutendere Massen von Schatten und Licht bewirkt werden konnte, wie sie nur eine Bergegend dem Blick so mannichfaltig zeigt, welches jedoch von den Bewohnern der Ebene unmöglich erfunden werden kann, sondern wirklich angeschaut werden muß.

Indem ich dieses Bild betrachtete fielen mir die Schilderungen bey, durch welche Herr N. Voigt in dessen rheinischer Geschichte uns in die Zeiten Karls des Großen und jener Ottonen so lebendig zurückführt. Wie anziehend würde sich, auf gleiche Art behandelt, z. B. der festliche Einzug der schönen griechischen Theophania *) abbilden lassen, welche, die rheinischen Städte im Triumphe nach einander besuchend, sowohl durch ihre Schönheit als die Eigenthümlichkeit der byzantinischen Tracht dort fast als eine Gottheit angestaunt wurde. — Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dergleichen Gegenstände sich stets mit Glück der Geschichte anzuschließen berufen sind — und indem ich in diesem Augenblick mich der bekannten beyden van der Meulen in der Dresdener Gallerie erinnere, die weit weniger malerisch, obwohl von vortrefflicher Haltung, Ludwig des 14ten Zug nach Arras und seine Reise nach Fontainebleau vorstellen, darf ich mich auf das Urtheil Aller berufen, welchen, gleich mir, diese Gemälde gegenwärtig sind, daß ein großer Theil des Reizes, den sie für den Beschauer haben, eben darin besteht, daß man eine wirkliche Begebenheit erblickt, bey welcher sowohl Gegend als Personen das Gepräge der Wahrheit an sich tragen.

Herr Dähling hat von der Malerey in Miniatur, die er erst später gegen diese neue Weise vertauscht, die Nettigkeit des Pinsels und den Schmelz der Farben beybehalten, welche ohne Spuren peinlicher Mühe das Auge durch sanfte Uebergänge und geschmackvolle Vollendung befriedigen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Gemahlin Otto II.

Fortschritte der Kunst in England.

Die Fortschritte der Malerey, Bildhauerkunst und Architektur waren überall und zu allen Zeiten mehr oder weniger an den Gang der Civilisation geknüpft. England schien beynahe zwey Jahrhunderte lang eine Ausnahme zu machen: denn so reich unsere goldene Zeit an Kriegern, Staatsmännern, Dichtern und Philosophen war, so sehr standen wir gegen unsere Nachbarn im Hinsicht der zeichnenden und bildenden Kunst zurück, unsere neuern Winkelmanns und Webbs schreiben mit großer Einsicht und Gelehrsamkeit dieses Zurückbleiben unserer Atmosphäre zu; allein die bedeutenden Fortschritte, welche die brittische Kunst in den lezten funfzig Jahren gemacht hat, scheint uns einzuladen, andere und natürlichere Gründe für das frühere langsame Entwickeln unserer Talente aufzusuchen.

Die Kunst keimt und blüht nur da, wo Ruhe, Wohlstand, Verschönerung und Luxus herrscht, und England war zu lang fast ausschließlich mit bürgerlichen, religiösen und auswärtigen Kriegen beschäftigt, um die Künste des Friedens zu pflegen: die augenblickliche Ruhe war dem Ackerbau, dem Handel und nützlichen Verbesserungen geweiht. Unser unglücklicher König Carl I. war ein warmer Verehrer der Kunst, und wäre vielleicht unter günstigern Umständen der Lorenzo oder Leo seiner Zeit geworden. Die wüthenden Fanatiker, die ihn zum Schaffot führten, verachteten die Kunst und deren Freunde und Schätze, und die schöne Sammlung von Gemälden, welche diesem König gehörte und viele der besten Werke von Rubens, Vandyk u. a. enthielt, ist öffentlich versteigert und das Eigenthum verschiedener Gallerien Europas geworden. Nach ihm war Georg III. der erste König von England, der die Künste wieder schäzte: wir verdanken diesem vortrefflichen Monarchen das Entstehen der brittischen Schule.

Ungefähr um das Jahr 1767 theilte der König seine Absicht, die königliche Akademie zu stiften, dem vorigen Präsidenten derselben, West und einigen andern ausgezeichneten Künstlern jener Zeit mit, und übertrug denselben die Bildung und Einrichtung dieser Anstalt. Reynolds, dessen Name auch in Deutschland hinlänglich bekannt geworden, wurde als erster Präsident derselben angestellt und bemühte sich fast dreyßig Jahre hindurch unausgesezt, sich dieser Auszeichnung werth zu zeigen und durch sein seltenes Maler-Talent, durch seine geistreichen Vorträge in der Akademie, so wie durch seine Zuvorkommenheit und Freundlichkeit das Interesse der königlichen Akademie zu fördern. Der verstorbene West folgte Reynolds in dieser Stelle und erhöhte durch das Verdienst und die große Zahl seiner Werke den Charakter und die Würde der Gesellschaft.

Die Namen von Reynolds, West, Wilson und Gainsborough, einige der frühesten Mitglieder der Akademie, werden dieser Anstalt stets zur Zierde gereichen, (Hogarth, dessen große Verdienste in dem Zweig, den er wählte, niemand verkennen wird, war, obgleich ein Zeitgenosse dieser Künstler — kein Mitglied der k. Akademie.). — Wenn wir recht unterrichtet sind, so hat die Akademie nie einen Geldzuschuß erhalten von dem Staate, und ihre gegenwärtig blühenden Frauen sind die Früchte ihrer eigenen Anstrengungen. Die Minister dieses Landes waren so lang und so tief in kriegerische und politische Verhältnisse verwickelt, daß sie weder Mittel noch Zeit hatten, ihre Künstler zu unterstützen, die sich ohne eine Beyhülfe bis zum Anfange des laufenden Jahrhunderts forthalfen,

wo sich einige edle Reiche unsrer Nation bemühten, die brittische Kunst thätlich zu unterstützen, von der Ueberzeugung ausgehend, daß, ungeachtet aller Anstrengungen der Akademie, die Kunst zu fördern, die öffentliche Anerkennung und Ermuthigung weder ihre Bemühungen belohne, noch ihr Gerechtigkeit widerfahren lasse. Vielleicht hielt man, und nicht ganz mit Unrecht, die Ansichten mancher Akademiker auch für zu einseitig. Diesem zufolge vereinigte sich ein Theil der Künstler und Kunstfreunde zuerst in West's Behauptung und bildete die Gesellschaft, die sich unter dem Namen „British Institution" bekannt gemacht hat.

Diese Gesellschaft, deren Zweck war, die schönen Künste in dem vereinigten Königreich zu fördern, wurde am 4 Juni 1805 unter dem Schutze des jetzigen Königs von England, gestiftet. Man wird ihren Zweck am besten erkennen, wenn man nachstehenden Auszug ihrer Gesetze liest:

1. Der erste Vorwurf dieser Vereinigung ist, die Talente unserer vaterländischen Künstler zu ermuthigen und zu unterstützen, so wie unsern Fabriken zu dem Grade des Geschmacks und der Eleganz in ihren Zeichnungen zu verhelfen, deren Verbesserung so genau mit dem Fortgang der schönen Künste zusammenhängt und auf deren Werth sich der Wohlstand und die Hülfsquellen unseres Volkes knüpfen.

2. In Betracht dessen schlägt man öffentliche Ausstellungen vor, in welchen die Erzeugnisse brittischer Künstler den Kunstfreunden zum Kauf dargelegt werden; durch welche das Urtheil des Publikums gebildet und die Künstler in ihren Fortschritten ermuntert, und von ihren Abwegen und Irrthümern zurückgeführt werden: man sezt Preise aus, um den Eifer der jungen Künstler zu spornen; man kauft Gemälde der besten Meister an, um den Zöglingen unserer Kunst die alten Meister kennen zu lehren und ihnen würdige Vorbilder vorzulegen, zugleich um eine öffentliche Gallerie der Meister brittischer Kunst zu bilden, indem man sich einige der besten Erzeugnisse eines jeden unsrer ausgezeichneten Mahler und Bildhauer verschafft.

3. Die Ausstellungen beschränken sich ganz eigentlich auf die Erzeugnisse englischer und in dem vereinigten Königreich wohnender Künstler, und die höhern Zweige der Malerey, Bildhauerkunst und des Modellirens sind die vorzüglicheren Gegenstände, die sich für Prämien und für den Ankauf für die Gallerie eignen: alle andern Werke aber werden, wenn sie einem der obenbezeichneten Zwecke entsprechen, in die Ausstellung aufgenommen, wenn die Directoren der Anstalt sie dessen würdig halten.

Der Zweck der British Institution ist in diesen drey Paragraphen deutlich ausgesprochen und bedarf keines Commentars; von dieser Periode an (1805) hat die brittische Kunst einen neuen Schwung erhalten. Die jährlichen Ausstellungen der brittischen Gallerie standen der königlichen Akademie hülfreich zur Hand, um den Sinn für Gegenstände der Kunst zu erhöhen und den Geschmack zu läutern. Die Malerschule, die den jungen Künstlern drey Monate des Jahrs offen steht und eine jährliche Ausstellung der Gemälde alter Meister, hat in der leztern Zeit um so größere Vortheile gehabt, als die Akademie den Zöglingen der Kunst ganz neuerlich manche der Vorspiele entzog, welche sie früher dort genossen.

Wenn die British Institution nicht ihre höchsten Hoffnungen erfüllt sieht, so beweisen Haydon's, Hilton's und Alston's Werke doch, daß vieles gethan worden ist, und niemand wird läugnen, daß in der Landschaftmalerey, in häuslichen Szenen und Phantasiestücken unsere jüngern Künstler seit der Errichtung der Anstalt die größten Fortschritte gemacht haben: wir führen als Beweis einige Namen an, wie Hapter, Leslie, Sharpe, die zwey Stephanoff's, Etty, Landseer, Newton, Samuel, Chalon, Hofland, Vincent, Starke, Dean, Linton u. A., die das Publikum jährlich durch ihre Ausstellungen in der brittischen Gallerie erfreuten.

Die Summe der auf den Ankauf vaterländischer Kunsterzeugnisse und auf Prämien seit 1805 in der British Institution verwendeten Gelder, beläuft sich auf 12,363 Pf. St. und wir wissen von sicherer Hand, daß mehr als 60,000 Pf. St. aus Gemälden, die zum Verkauf in dieser Gallerie ausgestellt waren, erlöst wurden.

Wir werden in unserm nächsten Bericht dessen Erwähnung thun, was die königliche Akademie im Laufe dieses Jahrhunderts für die Kunst gewirkt hat, wie sich die Gesellschaft der Maler in Wasserfarben gebildet und was sie bis jezt geleistet hat, und endlich, auf welche Stufe unsere Bildhauerkunst, Architektonik und Kupferstecherkunst sich erhoben hat. A.

Lithographisches Werk.

Cathédrales françaises dessinées, lithographiées et publiées par Chapuy, exofficier du génie maritime, ancien élève de l'école polytechnique avec un texte historique et descriptif. Prix: épreuve en noir, 6 fr. idem papier de la Chine de premier choix, 10 fr. idem avec fond de couleur, rehaussé de blanc à la main, 10 fr. Chaque cathédrale pour l'acquérir isolément au prix de 8 à 12 fr. livraison, chez Chapuy, auteur et éditeur, rue de Seine n. 56. Leblanc, imprimeur libraire, rue Furstemberg n. 8, au dépôt de la lithographie, quai Voltaire, Gihaut, marchand d'estampes, boulevard des Italiens.

Nro. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. Juni 1823.

Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt.
Ein Bettler, wenn er nachdenkt.

Der Eremit in Griechenland.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Leise, wie nach der alten talmudischen Sage der Geist um seines Leibes Grab schwebt, legte sich Emma zur Ruhe, und still flossen ihre Thränen, wie sie die Umstände übersah, unter welchen sie, noch als Kind aus dem Vaterhause entfernt, es als Jungfrau so freudelos wieder betrat. Ihre frommen Lehrer hatten sie gewöhnt, dieses Gefühl der Freudelosigkeit vor allen andern abzuwehren. „Wie trübe der Augenblick sey, war ihre Vorschrift, nöthige dein Nachsinnen, das Gute, was dir bleibt, aufzuzählen, dann wird es dir leichter werden, das Ueble zu tragen.“ — Emma that das auch jezt, und da trat ihres entfernten Freundes Bild als ein großes Glücksübermaß vor ihre Phantasie. Ihr Nachdenken ward Schlummer und verwob sich mit den Bildern ihres Traums. Dieser zeigte ihr die hohen Eichen am Eingang des Parks, von Rosenbecken umzogen, die sie jezt so niedrig fand, da sie ihr in dem Bild, das sie aus ihren Kindheitstagen von ihnen behalten, bis an die Eichenäste zu reichen schienen. Und jenseits der Hecke stand ihr Vater, reichte ihr die Hand und rief: „Komm herüber zu mir!“ Aber die Rosen entblätterten sich alle, so wie ihr Fuß die Hecke berührte, und die Dornen verletzten ihren Fuß. „O das schmerzt bis im Herzen!“ sagte sie weinend, die dargereichte Hand fester fassend. „Tritt sie kräftig nieder! erwiederte der Vater, und zeigte ihr ein reiches Rosengebüsch, das hinter ihm an die Eichen anstieß, dort sind sie ohne Dornen.“ — Jezt aber faßte Herbert, der plötzlich ihr zur Seite stand, ihre andere Hand und rief betheuernd: „Ich bahne dir den Weg, ich drücke die Dornen alle, die dir drohen, in meine Brust!“ — Da blickte sie, getheilter Sehnsucht voll, nach ihm zurück, ihr Traumbild verschwand, und die dankbare Erinnerung: wie der Graf von jeher ihren Pfad von Dornen befreyt, verband sich jezt mit der an den bedeutungsvollen Traum.

Das erste Zeichen eines edeln Gemüths bey begangenem Unrecht ist der Wunsch, es zu vergüten, sobald es solches einsah; wenn aber ein guter Mensch erleuchtet würde, alles Unrecht, was er that und nicht einsah, zu überblicken, und dann wenn keine Vergütung mehr möglich ist, er würde erliegen unter der Last seiner Schuld. Das furchtbarste und am häufigsten verkannte Unrecht ist häusliches Unrecht, denn es entartet das lebende und das sich bildende Geschlecht. Wir sehen um uns her, reue- und besserungslos, Mitglieder derselben Familie sich einander das Leben vergiften; sehen, wie die Gattin verkümmert, bey der geistigen Vernachlässigung des Gatten, wie der Ehemann außer dem Hause die Heiterkeit sucht, welche weibische Empfindlichkeit und Selbstsucht ihm zu Hause versagt; wie Geschwister durch Verkehrtheiten das innigste Band, das Gott und die Natur dem, welches die Gattin mit dem Gatten vereint, zur Beglückung des Lebens stiftete, zerreißen. Und wie viele Eltern finden am Ende ihrer Tage, daß sie, indem sie für ihre Kinder arbeiteten und säeten, Undankbarkeit ernteten, und wie viele Kinder machen nicht

spät noch, wenn kein Unternehmen ihnen gelang, wenn die Welt ihnen keinen Genuß und das Leben ihnen keine Hoffnung mehr gibt — wie viele machen noch in späten Jahren die Entdeckung, daß die verkehrte Erziehung ihrer Eltern die Mißtöne in ihr werthloses Daseyn legte, das in einem Schrey des Jammers endlich untergeht. Sind denn diese Menschen alle böse? — O Gott, nein! Viele von ihnen lieben, werden geliebt, verdienen und besitzen Achtung. Viele nehmen die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, mit ins Grab; Manche halten sich für Märtyrer für Anderer Unrecht — und unter diese gehörte die unglückliche Gräfin v. Alpeck. Von dem Moment an, wo sie, ein glänzend schönes, jugendliches Mädchen, eingewilligt hatte, um ihrer Mutter willen einem ältlichen, ernsten Manne die Hand zu geben, und dennoch ihren Ruf, als treue Gattin, von keinem Schatten eines Vorwurfs trüben zu lassen, glaubte sie gegen das Glück einen ungeheuern Vorschuß abrechnen zu können; alle ihr Unrecht, welches ihr guter Verstand bey einem Dritten sehr richtig zu schätzen gewußt hätte, hielt sie noch für eine Gerechtsame in dem Umfang der durch ihre erste Heirath gelittenen Unbilde. Wir sehen in religiöser und sittlicher Hinsicht, welche unerschütterliche Wurzel die Gewohnheit, Etwas für einen Grundsatz, einen Glaubensbegriff anzusehen — nicht einzusehen, nicht zu glauben — im Gemüthe faßt. Wir sehen Völker Jahrhunderte lang für eine Sache leiden, die wenig Einzelnen am Herzen liegt; wir sehen Geschlechter Menschenalter durch für eine Idee verwüsten, morden, die keines Einzelnen Vernunft — wenn man sie sich selbst überließe — klar machen könnte. Die Gräfin war in so einem Fall. Sie liebte Emma mit aller Liebe, der ihr, von Eitelkeit erfülltes, heftiger Empfindungen bedürftiges, Herz fähig war; aber die lange Gewohnheit, sich als beraubt anzusehen, sezte sie in eine feindselige Stellung gegen ihren Gemahl, gegen den Grafen Herbert, und wie lebhaft ihr Muttergefühl dagegen kämpfte, gegen Emma selbst. In dieser leztern Thun hätte Tristram Shandy's „anklagender Engel" keine Handlung gefunden, die in des Himmels Kanzley zur Anklage werden konnte, und der „einzeichnende Engel," zeichnete er ihre Thaten ein, mußte sein himmlisches Haupt abwenden, damit die Thräne der Bewunderung die Schrift nicht verlösche. Doch das Mutterherz, von Stolz und Leichtsinn bethört, erkannte diese Thaten nicht, — und ein Leben, wo die Opfer nie aufhören, und nie eine andere Empfindung, als Undank und Unwillen erregen, zehrt sich bald selbst auf. Wie Graf Herbert, viel später, als er gehofft hatte, in Oderau anlangte, bedurfte er alle seine Seelenstärke, um bey dem Anblick der Zerstörung, den drey Wochen, seit seiner Abreise von Eger, in der holdseligen Gestalt seiner Geliebten gemacht hatten, nicht im ungezähmten Naturgefühl aufzuschreyen, wie die Lämin, die, mit Nahrung für ihr Junges beladen, bey ihrer Rückkehr ins Lager nur deren entstellte Gliedmaßen antrifft. Er überwältigte seinen Schmerz und suchte nur schnell den Augenblick zu gewinnen, ihr von dem Erfolg seiner Geschäfte Nachricht zu geben. Zuerst legte er ihr alle Papiere vor, die ihr beweisen könnten, daß die Gläubiger ihrer Mutter befriedigt werden könnten. Dann überraschte er sie mit der erfreulichen Kunde, daß Graf Alpeck seine Ehescheidungsklage zurücknehme, und in der Folge ohne Zweifel geneigt seyn werde, seine Gemahlin wieder in sein Haus aufzunehmen. Noch war er gereizt, der Mann that sich, so wie viele Menschen, etwas darauf zu gut, die ihm gerade bequemste Tugend in der größten Vollkommenheit zu üben. Diese Tugend war Ordnungsgeist, er war nöthig, um bey einem mäßigen Vermögen zu repräsentiren, um einen Sohn, der einen alten Namen fortpflanzen sollte, in die Welt einzuführen. Bey dieser Eigenheit schien ihm der Gräfin Verirrung unverzeihlich, hätte sie nicht wirklich seine häusliche Lage zerstört, so möchte er es für demüthigend gehalten haben, durch einen Theil des Vermögens seiner Stieftochter dieses Unglück abgewendet zu sehen; das arme Menschenherz ist aber in seiner Verzagtheit oft so verschlagen, daß hier dasjenige des Grafen hinreichende Verstandesgründe gab, um Emma's Großmuth anzunehmen. Nachdem aber diese Gründe einmal vom Verstande anerkannt waren, nahmen sie vom Gefühl förmlich Besitz, und er dankte seiner Stieftochter in einem Briefe, der dieser das Bewußtseyn, Frieden hergestellt zu haben, gab, für ihre Großmuth. „Und nun, meine geliebte Emma, sagte Graf Herbert am Schlusse seines Berichts, nun erhalte ich meinen überschwenglichen Lohn?" — „Mein Geleiter zur Grabesruhe!" rief sie begeistert, und legte das matte Haupt auf seine Schulter. „O das ist ein schöner Beruf, dessen Lohn sich auf Ewigkeiten erstreckt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Neunte Consolation, mit der Ueberschrift: Der Stoicismus, von Herrn Jay.

Seit meiner Gefangenschaft in St. Pelagie lese ich sehr fleißig in den Philosophen. Ich suche mit den verschiedenen Sekten Bekanntschaft zu machen, welche, von Pythagoras an bis auf Herrn Azais, den menschlichen Geist zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machten. Vorzüglich habe ich mich mit der Moral befaßt, die mir in meiner gegenwärtigen Lage der wesentlichste Theil zu seyn scheint. Es liegt mir weniger daran, bestimmt zu wissen, ob die Welt ewig ist, oder ob sie einen Anfang gehabt hat, eben so wenig, das wahre Prinzip der Bewegung zu kennen,

worüber ich zuweilen träume; die Gesetze, nach welchen die Pflanzen um mich her wachsen, die Thiere handeln, die Menschen streiten und urtheilen, mit Genauigkeit zu entwickeln. Herr Azaïs könnte mir dieses, wenn ich ihn hören wollte, ganz gut sagen. Aber es wäre verlorne Mühe, da mein Verstand nicht so hoch geht. Ich muß mich daher mit Geringerem begnügen. Ich weiß bestimmt, daß ich in einem Lande bin, das Frankreich heißt, unter einer Regierung, die sich konstitutionell nennt, und daß ich einen Satz geschrieben habe, in welchem Herr v. Broe fürchterliche Dinge gefunden hat, und daß ich im Gefängniß bin.

Für mich ist es von Wichtigkeit, zu wissen, wie ich mich in einer solchen Lage zu betragen habe. Nur die Moralisten unter den Philosophen können hier meine Neugierde befriedigen. Auch habe ich sie schon mehrmals in der Einsamkeit meiner Zelle befragt, und ihre Systeme sorgfältig untersucht. Nur zwey haben aber in dieser Rücksicht meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ich habe einige Zeit zwischen der Sekte des Epikurs und der der Stoiker geschwankt.

Zuerst habe ich mit Epikur die Wollust als Grundsatz meines Systems und als das höchste Glück betrachtet. Dieser Grundsatz leuchtete mir anfangs sehr ein, näher betrachtet erschien er mir aber nur als eine Chimäre. Eine Vorschrift, die nicht auf alle Umstände des Lebens paßt, kann nicht als Richtschnur dienen. Wie sollte ich es z. B. einrichten, Wollust in St. Pelagie zu genießen? Welche Mühe ich mir auch immer geben wollte, sie zu gewinnen, sie würde vergebens seyn. Der Anblick der Gitter und der Kerkermeister würde alle Spiele und alle Heiterkeit verjagen. Ich muß mich daher schon entschließen, und auf die Wollust verzichten.

Indessen möchte ich doch gute Gründe dafür auffinden, um wenigstens in jeder Lage des Lebens, die mir vom Schicksal verhängt seyn sollte, nicht unglücklich zu seyn. Und dieß habe ich gefunden, ich habe mich zu einem Stoiker erhoben, und bin ein wahrer Schüler des Zeno. Ich weiß mich über Ungerechtigkeit und Verfolgung hinwegzusetzen und verachte die Verläumdung, und so bin ich denn gegen alle Schläge des Schicksals geharnischt. Es ist mir sogar lieb, daß man dieß weiß, damit, wenn man sich etwa wieder die Mühe oder das Vergnügen machen will, mich ins Gefängniß zu schicken, zum voraus schon bekannt ist, daß es mich nicht schmerzen wird.

Der Stoicismus hat das Gute, daß er uns nie verläßt, und uns in jedem Augenblick, wo wir seiner bedürfen, zu Gebot steht. Ich leide einen großen Verlust in meinem Vermögen; mit Mühe erworbene Güter werden mir geraubt. Ihr glaubt nun, ich werde auf das Geschick schmähen, den Himmel und die Menschen verwünschen, in Klagen ausbrechen; Alles dieß wäre für gewöhnliche Menschen. Ich aber sage ganz einfach mit Zeno: „Es hängt nicht von dir ab, reich zu seyn, aber es hängt von dir ab, glücklich zu seyn. Selbst der Reichthum ist nicht immer eine Wohlthat, und sicher ist er immer nur von kurzer Dauer; das Glück des Weisen aber dauert immer.“

Um aber diesen Trost gehörig zu fassen, muß man den wahren Stoiker kennen. Er ist ein Mann, der weder Wünsche noch Furcht kennt, und der, um mich des Ausdrucks der Schule zu bedienen, seine Seele frey gemacht hat. Der Himmel könnte, wie Horaz sagt, über ihn hereinstürzen, er würde darüber so wenig, wie über einen Regen von Rosen betroffen seyn. Er befindet sich nur zufälliger Weise in der Außenwelt, er ist Alles in sich selbst. Die Weisheit, die er sich erworben hat, reicht ihm zu Allem hin; er ist immer glücklich, weil er immer tugendhaft ist. Ein Stoiker in Ketten würde alles dieß für einen schlechten Scherz aufgenommen, er würde so geurtheilt haben: „Die Sklaverey des Körpers ist ein Werk des Glücks; die Sklaverey der Seele ist die Folge des Lasters. Der Mensch mit freyem Körper, aber mit gebundener und gefesselter Seele ist ein Sklave; und der Mensch mit freyer Seele mag immer in Ketten liegen, er genießt volle Freyheit.“

Ich weiß indessen nicht, ob ich mit dem besten Willen es zu dieser Ansicht bringen werde. Der Stoicismus gebietet, sich vor dem Zorn als vor einer furchtbaren und eines Philosophen ganz unwürdigen Leidenschaft zu hüten. Ich für meinen Theil möchte gerne, wie Alceste, gegen das Menschengeschlecht wüthen können. Es gibt Dinge, an die ich mich sehr schwer gewöhnen kann. Ich muß mich mit der größten Sorgfalt bewachen, um den Ausbruch meiner Gefühle zurückzuhalten; sie liegen mir immer auf den Lippen und an der Federspitze; aber ich halte mich, nach der Vorschrift des Cretes, so viel wie möglich im Zaum, und verzweifle nicht, am Ende so duldsam, wie Epictet selbst zu werden.

Am meisten Ueberwindung kostet mich die Vergebung der Beleidigungen. Mein Haß ist flüchtig, er vergeht so schnell wie die Verachtung. Die Lehren meines Systems verbieten mir die Verachtung des Gemeinen nicht, und daran halte ich mich denn auch. Ein ehrlicher Mann erhält in den jetzigen Zeiten Stoff zur Verachtung; ich verlange nicht mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. Jun.

(Fortsetzung.)

Aus der leider seit Kurzem zerstörten Normalschule pflegte Hauy an gewissen Tagen die besten Schüler zu versammeln und ihnen bey einem guten Imbiß das Wichtigste aus der Naturlehre

beyzubringen. Gegen Fremde war er unermüdlich gefällig und erwies ihnen alle kleinen Dienste, die von einem Gelehrten abhangen, und Fremden oft so angenehm sind. Er hat einige junge Mineralogen gebildet, die jezt schon Akademiker sind; Hauys Name wird, seinem Lobredner zufolge, mit den Namen der größten Naturforscher zur Nachwelt übergehen. Cuvier, welcher es gern mit keiner Parthey verderben möchte, hat sehr schlau in seiner Lobrede beyden nach ihrem Sinn zu reden gesucht, oder vielmehr etwas Liberales und etwas Devotes einfließen lassen; allein damit hat er es keiner recht gemacht. Der Constitutionell bemerkt, er habe zu viel von der Kirche gesprochen, und die andächtige Quotidienne hat eine eben angeführte Aeußerung Cuviers so verstanden, als ob er gesagt habe, wir erkennen keine andre Ketzer, als diejenigen, welche mit der Aufklärung nicht voran schreiten wollen, welches ihr dann ein gewaltiges Aergerniß gegeben hat, zumal, da sich das Publikum vermessen hat, der Aeußerung Cuviers lebhaften Beyfall zu zollen. Ein wenig Licht, meint sie, ginge noch an, aber zu viel verderbe doch die Augen; freylich können sich Nachteulen nicht ans Tageslicht gewöhnen: Finsterniß bekömmt ihnen besser und wird daher auch stets das wahre Element der Quotidienne und ähnlicher Blätter seyn. Von den elektromagnetischen Versuchen, welche in den beyden vorigen Jahren bey der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zur Sprache gekommen waren, wurde diesesmal nicht gesprochen, desto mehr aber von physiologischen Versuchen, die jezt große Aufmerksamkeit und Nachforschung erregen. Herr Magendie, welcher hierüber einen Aufsaz vorlas, erzählte die Geschichte der hierhin gehörenden Entdeckungen ungefähr so: Schon lange habe man den Verrichtungen, dem Ursprunge und den Wirkungen des Nervensystems im menschlichen Körper näher auf die Spur zu kommen gesucht, als es bisher geschehen war. Bekanntlich befinden sich im Gesichte zwey Nerven, der Gesichts- und der Kinnbackennerv (nerf facial und nerf maxillaire); ein englischer Anatomist, Charles Bell, wollte wissen, worin die unterschiedenen Verrichtungen jedwedes derselben bestünde und daher an einem Thiere einen Versuch machen; es wurde dazu ein Esel genommen. Hr. Magendie gesteht, daß ein Esel freylich nicht am besten gewählt war, um physiognomische Betrachtungen anzustellen; allein es kam hier nur auf allgemeine Wirkungen an. Dem armen Langohr wurde also, zum Besten der Wissenschaft, der Gesichtsnerv abgeschnitten. Seine Züge wurden nun ganz unbeweglich: allein die Kinnbacken fuhren fort zu kauen; mit einem andern Thiere wurde ein entgegengesezter Versuch unternommen, welcher ebenfalls bewies, daß die beyden Nerven einer ohne den andern bestehen könne. Daß sämmtliche Nerven von dem Marke des Rückgrates ausgehen, und daß das ganze Nervensystem von diesem Marke abhange, war schon von den Physiologen ausgemittelt worden; allein die Wurzeln der Nerven, die von diesem Marke ausgehen, waren noch wenig bekannt. Zwar hatte man bemerkt, daß einige aus dem Vordertheile, und andere aus dem Hintertheile des Markes ausgehen. Da sie sich aber bald in einander verschlingen, so hatte man auf den Unterschied der beyden Wurzelarten keine große Acht gegeben. Charles Bell scheint zuerst bemerkt zu haben, daß bloß, wenn man die Vorderwurzeln sticht, die Muskeln sich konvulsivisch zusammenziehen. Herr Magendie hat die Versuche wiederholt, besonders an Hunden, die nun einmal dazu verdammt zu seyn scheinen, alle physiologischen und anatomischen Versuche an sich versuchen zu lassen. Sicher werden jährlich einhundert Stück Hunde in Paris der Zergliederungskunst aufgeopfert. Erst eben kündigt eine Zeitung an, man habe eine neue Art, vom Steine zu kuriren, an ihnen mit Erfolg versucht, indem man einen von einem Menschen herrührenden, und in sie hineingebrachten Stein zum Auflösen gebracht habe. Auch Magendie hat seine grausamen, aber doch nöthigen Beobachtungen an Hunden bewährt. Er hat einem armen Thiere den Rückgrat auf- und einige Hinterwurzeln der Nerven abgeschnitten; sogleich hörte alle Empfindungsfähigkeit in den Gliedern auf, worin sich die an der Wurzel abgeschnittenen Nerven verbreiteten, wogegen die Bewegung noch fortdauerte: als er aber Vorderwurzeln abschnitt, hörte die Bewegung auf, die Muskeln wurden schlaff, die Glieder verloren aber nichts von ihrer Reizbarkeit; woraus er dann, nach wiederholten Versuchen zu schließen berechtigt war, daß die von den Vorderwurzeln abhängenden Nerven zum Bewegen, die von den Hinterwurzeln abhängenden zum Empfinden bestimmt sind. Von hier nun ist man weiter hinauf zum Gehirn gegangen, von wo aus der Wille und das Gefühl eigentlich auf das Mark des Rückgrates wirkt. Hier hat sich dann wieder eine Reihe neuer Entdeckungen dargethan. Das Vordergehirn und das Hintergehirn scheinen zu ähnlichem Zwecke bestimmt zu seyn, wie die Vorder- und Hinterwurzeln des Nervensystems. Wird das erstere beschädigt, so hört die Bewegung auf; die Verletzung oder Zerstörung des Hintertheils, den die Franzosen Cervelet nennen, bringt dagegen gänzliche Gefühllosigkeit hervor. Herr Magendie findet darin die Ursache, weshalb Thiere, die mit Eindrücken oder Einschlagen des Vorder- oder Hintergehirns getödtet werden, sich vorwärts oder rückwärts stürzen, je nachdem eine oder die andere Fähigkeit zerstört worden ist. Magendie hat einen Mann gekannt, welcher während einer langwierigen Unpäßlichkeit die sonderbarsten Bewegungen wider seinen Willen machte. Auch eine Pferdekrankheit, die sich durch Stillstehen und Unbeweglichkeit äußert, schreibt Magendie nunmehr einer Hirnbeschädigung zu. Zu diesen Versuchen hat ein junger Arzt, der nicht zur Akademie gehört, Namens Flourens, andere und ähnliche nicht weniger sonderbare und interessante hinzugefügt. Dieser Flourens ist nun gar auf den Einfall gerathen, den Thieren ihr Cervelet sauber wegzunehmen, und dadurch hat er sie nach Belieben des Gesichtes, des Gehörs, des Gedächtnisses und des Willens beraubt; man kann also nunmehr jedwede Fähigkeit aus dem Gehirne der Thiere hervorlangen, wie man Arzneyen aus den Apothekerbüchsen hervorzieht, und wollen die Thiere nicht handeln, wie die Menschen es wünschen, so können diese ihnen ihren Willen aus dem Hirnkasten herausziehen. Diese sonderbaren Entdeckungen hatten im Verlaufe des lezten Jahres großes Aufsehen in und außer der Akademie erregt. Cuvier stattete einen langen, gelehrten und schönen Bericht über dieselben ab; dieser Bericht wurde gedruckt und gelangte in die Hände eines sardinischen Arztes, Namens Rolando. Dieser schrieb sogleich an Cuvier, er habe mit großem Erstaunen seinen Bericht über die von Herrn Flourens angestellten Versuche und Erfahrungen gelesen, und könne nicht begreifen, wie der Generalsekretär der königl. Akademie der Wissenschaften habe vergessen können, daß er, Rolando, ihm schon im Jahr 1809 eine gedruckte Abhandlung zugeschickt habe, worin er dieselben Entdeckungen kund machte. Cuvier ward dadurch nicht wenig verlegen; denn erstlich mußte es der gelehrten Welt auffallen, daß er, einer der gelehrtesten Naturforscher, nicht einmal gewußt haben sollte, daß in einer ihm längst vorher zugeschickten Schrift so merkwürdige Entdeckungen ständen, die er nun erst als etwas Nagelneues an einem andern Arzte anpreise; mußte man nicht daraus schließen, daß Herr Cuvier nicht einmal die Schriften lese, die man ihm demüthig zusende? Zweytens mußte man auf die Vermuthung gerathen, Flourens habe die Schrift des Dr. Rolando besser gekannt als Cuvier, und sich fremde Entdeckungen zugeeignet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. Juni 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

1. Gesellschafter für einsame Stunden. Herausgegeben v. G. Wastel, Verf. d. Buches: Morgenröthe der verschönerten Gattenliebe. Prag, b. Kasp. Widtmann, 1822. 170 S.

2. Gesellsch. f. eins. St. ꝛc. Zweytes Bändch. Ebendas. 1822. 216 S.

Zu einem wohlthätigen Zweck vereinte Freunde und Freundinnen des Herausgebers tischen in diesem Gesellschafter Gedichte und Erzählungen, Gedanken, Bemerkungen, Reiseseenen u. s. f. auf. Die meisten Erzählungen sind besser gelungen, als die Gedichte. Nur wenige der leztern sind so gefeilt, daß nicht durch manche verfehlte Stellen der Eindruck, den sie sonst machen könnten, verloren ginge. Prüfungen der Liebe, Erzählung von einer ungenannten Dame, macht den Anfang. Die Erzähl. empfiehlt sich durch die hübsche Idee, die Abentheuer, welche zwey Ritter bestehen müssen, um ihr Liebchen zu erhalten, zu einer Prüfung für den Liebhaber zu machen, dem sie aufgetischt werden. S. 29. steht: Lerne mir ihn nicht kennen, und S. 49 glaubt ein Ritter, ohne seine Agnes mit den Schätzen eines Sultans arm zu seyn. *) Auch schreiben die Ritter gewaltig lange Briefe. Diese kleinen Mißgriffe abgerechnet, liest sich das Ganze gut, und ist besser, als die Romanze von Egon Ebert: Heinrich der Löwe. Der Löwe, den Heinrich aus den Klauen eines Drachen befreyte, der ihm dann wie ein Hund folgte, stürzt, als der Leichnam seines Herrn ins Grab gesenkt wird, herbey, und:

Rauft die Mähnen mit den Pfoten,
Reißt die Brust auf mit den Krallen (!!),
Deckt mit gräßlich lautem Schallen
Rings das Grab mit seinen Toten.

Eben so vergriffen sind die Dichtungen von Jul. Czermak. Was an Gedichten Rudolph Glaser und Ludwig Pausch geliefert haben, läßt weniger Tadelnswerthes finden. Doch S. 145 liest man auch vom erstern:

Die Sonne eilt um neuen Muth
In unsre Brust — zu blitzen. *)

Vom Herausgeber haben wir nur prosaische Aufsätze, und zwar a) eine recht ergötzliche komische Erzählung: Große Zinse von einem kleinen Kapital. Ein Offizier gewinnt im Spiel und schüttet das Geld einem hübschen Mädchen in den Schooß, die er mit ihrer Familie aus den Händen der Soldaten rettete. Nach einigen Jahren findet er sie in einer trefflichen Erziehungsanstalt; der Vater hatte das Geld nicht besser anzuwenden gewußt, als daß er seine Tochter dahin brachte. Jezt wird der Offizier der glücklichste Gatte, und der Wucherer, der sich das Geschichtchen erzählen ließ, hatte indessen seine Zinsen einzuziehen versäumt. Dann giebt er b) Gegenstücke, meist nur Anekdoten, c) Blicke ins irdische und geistige Leben, und d) eine Wanderung nach dem (schönen, aber ziemlich unbekannten) See am Glöckelstein (in Böhmen). Die Federproben von Aug. Friedemann bestehen in neun Gedanken, die weder an sich, noch durch schönen Ausdruck, bemerkenswerth sind. Manche sind ganz widrig. Im zweyten Th. finden wir außer den schon genannten Theilnehmern die Damen v. Perin und Karoline Pichler, und die Herren Jeitteles, K. Hugo, W. Marsano und J. Wenzig. Ein Heldengedicht v. Egon Ebert: Karl der Große und die Jungfrauen ist gut angelegt. Es schildert die gefährliche Lage, in welcher sich Karl den Mauren gegenüber befand und aus welcher ihn eine Schaar tapferer Jungfrauen rettete. Es hat auch höchst gelungene Stellen; z. B.

Und aus der Kriegerinnen mächt'gem Chor
Trat nun ein Häuflein schmucker Dirnen vor,
Die spannten Bogen, legten Pfeile drauf
Und spähten achtsam in die Luft hinauf.

*) Nun, was ist denn daran zu mäckeln? Soll ein Ritter nicht wissen, daß es einen Sultan giebt? M.

*) Da Blitzen auch soviel heißt, als splendere, warum nicht? M.

Und eben kam hoch mit der Wolken Lauf
Ein Zug von Geyern übers Thal geflogen.
Los schnellten alle Pfeile von den Bogen,
Und alle Geyer stürzten todt hernieder,
Vom Pfeil durchbohrt mit blutigem Gefieder.

Sie heben sich aber durch höchst mystische, frömmelnde u. unkorrecte auf; z. B. (S. 19.)

Das Heil jedwedem winket,
Der Christi Leis genossen,
Und der vom Blute trinket,
Das seiner Wund entflossen! *)

Der Mißgriff, Erzählung von Josephine von Perin, ist — ein Mißgriff. Zwey junge Leute werden, bey dem besten Herzen, bey der innigsten Zuneigung zu einander, doch nicht miteinander verbunden, weil keines dem andern, was man sagt, reinen Wein einschenkt. Aber Leute von unverdorbenem Charakter halten doch mit der Sprache am wenigsten dann zurück, wenn es gegenseitig Glück und Unglück gilt, und darum hält Rec. den Mißgriff für einen Mißgriff. **) Besser ist des Gärtners Klage, von derselben Dame; ein Lied. Im Ganzen aber gilt von den übrigen poetischen Gaben, was von denen im ersten Th. gesagt war. So singt Zeitteles vom Mond:

Ich (der Mond) will horchen an den Schwüren,
Die die Liebenden sich stammeln,
In mein Silber sie dann sammeln
Und vor Gottes Thron sie führen.

Im Maygefühl des Dichters von L. Pausch

— Thutes ihm in Innern weben. ***).

Ausnahme machen jenes: Gärtners Klage, dann: Auf der See von W. Marsano; ein Sonett von L. Pausch an Sie; Eberts: Morgengruß u. e. a. Die Fantasien (sic) des leztern dagegen sind schreckliche — Fantasien. Sein Herz liegt ihm in der Brust, „wie ein Lavaklumpen," (S. 98.) Die Wangen seiner Lyda erscheinen ihm, wie zwey todte Wände. Einzelne Ausbrüche der Phantasie sind indessen ergreifend; (z. B. der Schluß S. 105.) Eine liebliche Parabel hat Rud. Glaser S. 106 gegeben. Ein Engel von einem Mädchen stirbt. Da kommt das Gold aus dem Abgrund, sich den Glanz ihrer Locken zu holen, der Rubin, was ihm von der Lippe gebührt, Rose und Lilie erblühn aus ihrem Grabe, und mit dem Siegerkranz empfängt der Engel die Eltern. K. Pichler schildert die unglückliche Louise Brachmann. Sie hatte sie in Wien kennen gelernt und dann stets mit ihr Briefe gewechselt. Sie schien ihr keiner heftigen Leidenschaft fähig zu seyn; *) „wie heftig müssen also (S. 166) die Beweggründe gewesen seyn, die dieß sanfte Gemüth so zur Hoffnungslosigkeit brachten." Von Wastel findet sich nur eine hübsche Erzählung, der Glücksbaum, und eine Kleinigkeit darin, die auch als Erzählung gelten kann, wenn sie nicht Lückenbüßer seyn soll. Daß beyde Bändchen in einsamen Stunden in der That mehr oder weniger freundliche Gesellschaft leisten können, wird aus dieser Anzeige wohl hervorgehen. Das Papier ist gut; zwey Kupfer sind ebenfalls nicht zu tadeln und das Ganze ist sauber brochirt.

*) Soll das Mystik seyn? Sie ist wenigstens legitim, ist der Glaube aller Christen. M.

**) Das ist kein zureichender Grund. Es giebt tausenderley Umstände, die den unverdorbensten Charakter bewegen können, durch Verleblung seiner Empfindungen, Lagen u. s. f. sein eignes Glück zu hindern. M.

***) Das ist ein leidiges Zeitwort, ich will sagen Modewort. M.

*) Fehlgeschossen, so viel die Liebe anlangt. M.

Dramatische Literatur.

1. Des Vaters Bild. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen nach einer Erzählung von Friedrich v. Uechtritz. Von Adolph Freyherrn von Seckendorf auf Zingst. Leipz. im Compt. f. Literat. 1822. 64 S.
2. Ebdslbst. u. v. demselben: Die Sklavenrache. Ein Trauersp. in drey Aufzügen. 1822. 48 S.
3. Ebdslbst. u. v. demselben: Der silberne Storch oder: die goldne Hochzeit. Ein Schauspiel in vier Aufzügen nach einer Erzählung aus (dem) Amphion v. J. 1821. 1822. 72 S.
4. Die Frauen-Vereine. (Frauenvereine) Ein satyrisches Lustspiel in zwey Aufzügen. (Von Ebendemselben.) Ebendaselbst 1821. 63 S.
5. Die Heimkehr. Ein Lustsp. in einem Aufzuge nach einem Schwank von Georg Lotz. (Von Ebendems. und ebendaselbst.) 1822. 29 S.
6. Die Rezepte. Ein Lustsp. in zwey Aufzügen nach einem Schwank von Georg Lotz. ebds. und von dems. 1822. 31 S.
7. List und Possen. Ein Lustsp. in drey Aufzügen nach einer Erzählung von C. Lebrün. ebds. und von dems. 1822. 64 S.
8. Das Widerspiel. Ein Lustsp. in einem Aufz. v. dems. und ebendas. 1823. 31 S.

Herr v. S. giebt sich die undankbare Mühe hübsche Erzählungen zu dialogisiren, und das so entstandene Produkt nennt er, je nachdem der Charakter der erstern ist, Trau-

Schau- oder Lustspiel. Nur Nr. 4. und 8. macht davon eine Ausnahme, denn auch Nr. 2, die Sklavenrache, ist der aus Göthe's nützlichem Allerley bekannten Anekdote nachgebildet, daß ein Sklave, um sich an seinem barbarischen Herrn zu rächen, von dem Dache die Kinder desselben herabstürzt, als dieser heimkehrt und sich am Ende selbst so tödtet. Daß nur wenige Erzählungen geeignet sind, auf der Bühne in Handlung überzugehn, scheint er nicht zu fühlen, sonst würde er z. B. schon Nr. 1. weggelassen haben, das 64 S. stark, nicht weniger als 19 Personen, 15 Dekorationen und überdieß Dienerschaften und Volk, in Bewegung sezt. Da Rec. nicht weiß, wo die Erzählung von Nr. 1. steht, so muß er es auf sich beruhen lassen, wem der komische Einfall zuzurechnen ist, daß sich, in Folge des Einflusses von einem Geiste, das Beituch in die Höhe hebt. (S. 51.) Uebrigens finden wir Sturm, Gewitter, Platzregen, Räuber, einen Pilger, der sich schon den Strick umgeschleift hat, sich zu erhängen. Eine Orgel spielt Meß-Musik (sic, S. 56.) st. Musik zur Messe. Was ist denn (S. 10) eine alte Missionäre? Und da das Stück in den Ritterzeiten spielt, wie kommen denn die Räuber dazu, die Reisenden niederzuschießen, (S. 47), wo kommt denn ein Consul zu jener Zeit in Tunis her, durch den man Christensklaven loskaufen kann? Selbst das 15te Jahrh. angenommen, wären hier Mißgriffe, die — Hr. v. S. verantworten muß, denn wer hieß ihn, fanden sie sich in der Erzählung, diese verarbeiten?

In Nr. 2. treten, ohne die Sklaven und Sklavinnen, welche im Chore erscheinen, acht Personen auf. Eine davon ersticht sich, drey werden vom platten Dache eines Hauses, aber nach der hintern Seite zu herabgestürzt, und ihnen folgt auf gleiche Weise — damit er sich (als Schauspieler) nicht Schaden thut (S. 48) — der Sklave, der sie herabstürzt, selbst nach. Der Verf. ist (laut der Vorr.) von der bisher üblichen Weise: Rührung am Ende des Trauerspiels hervorzubringen, vorsätzlich abgewichen, und die Schauspieler sollen, „ohne daß sie durch Schreyen, Aechzen und Krächzen besonders intoniren," Schauder und Entsetzen erregen! Wie träumt sich wohl die Phantasie seelige „goldlakirte Tage?" (S. 26) Und was ist die Borte eines Daches oder Thurmes? (S. 48.)

Nr. 3. Nach dem Amphion, einer Wochenschrift, die in Leipz. seit 50 Jahren erschien. Der Jahrgang kostet 12 gr. Die Erzählung selbst — Gott weiß, woher wieder entlehnt — ist gar nicht übel, dürfte aber erst dem freylich längst vergessenen Lustspiele des Gr. v. Brühl: die Brandschatzung, nachgebildet seyn. Das Verdienst des Hrn. v. S. besteht vornehmlich in der Weisung, (S. 71) „den silbernen Storch beym Buchbinder von Pappe machen zu lassen. Das Papier- oder Schlagsilber wird zur Versilberung am dienlichsten seyn."

Nr. 4. Ipsefecitchen! Ein Kotzebue hätte viel daraus machen können. Jezt ist die Zeit vorbey, wo Frauenzimmer den Männern die Tasche leeren, um ein Läppchen von grünem Tuche zu erhalten, das ein Kreuz hieß. Uebrigens läßt der Dichter auch seiner „Galle gegen die bürgerlichen Mädgen" freyen Lauf, die sich damals „gern Fräuleins" nennen ließen, gegen die altdeutsche Tracht und das Turnwesen; gegen das Eingreifen der Behörden in alle Familienverhältnisse. Wie es aber ein Theater anzufangen hätte, eine Dame von gerade 24 Jahren und ein Mädchen nur von 18 Jahren zu bezeichnen, u. s. f. (es sind neun Personen, wo das Jahr bestimmt ist, das sie haben sollen) ist nicht, wie dort die Fabrikation des Storchs, angegeben. Um manche Einfälle ist es wirklich Schade, daß sie in solcher Verbindung stehn. Was ist denn ein Bucinello? (S. 42.) Wer so einen Hanswurst aufführt, muß doch wissen, wie er geschrieben wird.

5 und 6 sind so gut, wie dialogisirte Erzählungen seyn können, und was darin schlecht ist, wird wohl nicht auf Rechnung des Herrn Loß kommen. Vielleicht sind auch in Nr. 5. Hymgens Altar (S. 6) und die Lexion (S. 29) nur Druckfehler. (?) Daß sich die Kinder „vom Vater zu Sebastian winden" (S. 31), muß in Nr. 6. Hr. v. S. freylich allein auf sich nehmen. *)

Der Stoff, der in Nr. 7. verarbeitet ist, findet sich in der Penelope von 1822. Schade um die schöne Erzählung, die so zu einem dramatischen Kröppel (S. 29.) geworden ist; vor Verwandlungen des Theaters kommt man, würde er aufgeführt, nicht zu Athem. Der Stoff ist übrigens in: List gegen List, schon für die Bühne, wenn ich nicht irre, von Lebrün selbst verarbeitet; aber freylich in anderm Geiste.

Nr. 8. Das Lezte — Gott sey Dank! — ist wieder ein Ipsefecit und darum vielleicht unter allen das schlechteste. Die Sprache streift oft an's Gemeine. Unrichtigkeiten kommen auf allen Seiten vor. S. 4. z. B. eine Mode, die den Herrens gefällt; füriren; S. 13. Der Verzug der Mutter; (soll heißen: das verzogne Lieblingskind der Mutter.) S. 15. soll der Kutscher „in Wisky" vorfahren und S. 22 der Bediente „das Stückchen zum Cigarro bey Pizzoni" (statt: eine Cigarrenspitze zu P.) tragen, und was solcher Mißgriffe mehr sind. Der Plan indessen, eine junge hübsche

*) Das gerade hätt' ich weit eher, als Lexion st. Lection, für einen Druckfehler gehalten: winden, st. wenden.

M.

Frau, die die Laune und der Eigensinn selbst ist, dadurch zu bekehren, daß sie der Mann unter dem Schein der größten Nachgiebigkeit in eine Menge Verlegenheiten bringt, welche die komischen Folgen *) ihres Eigensinnes sind, scheint weder übel, noch abgenuzt, und hätte eine gewandtere Ausführung verdient.

---

*) Besser unfehlbar, als die Hauptidee in der bezähmten Widerspenstigen, wo eine Tyranney des Ehemannes, welche Todesfurcht einjagt, weiblichen Eigensinn zähmen will. M.

Poetik.

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Theil. Leipzig b. Brockhaus. 1823. 358 S. 8.

Wenn man das Dichten irgend lernen könnte,
So lernte man's gewiß bey dir, mein Franz.
Doch wem die Gottheit Klang und Bild vergönnte,
Versteht manch lieben Ton und Glanz
Aus deinem Spruch erst rein und ganz.

So singt der Baron de la Motte Fouqué in der Zeitung für die elegante Welt (1823. Nr. 76) Herrn Franz Horn an, der bekanntlich den Baron Fouqué unter den Dichtern so hoch gestellt und gepriesen hat, daß schon im J. 1818 dieselbe Zeitschrift, trotz ihrer süßlichen Natur, sich darüber aufhielt (Nr. 108. S. 862. des ged. Jahrganges), und ein Xenienmacher dem Baron Fouqué das Distichon in den Mund legte:

Daß ich ein großer Poet, ja der größeste unter den größten,
Glaub' es, erstaunende Welt! Blasend verkündet's mein Horn.

Manus manum lavat; die Herren preisen sich wechselsweise, und wir haben blos dabey zu beklagen, daß wir weder dem einen noch dem andern beystimmen können. Herr Horn mag allenfalls der Mann seyn, „manch lieben Ton und Glanz" der Poesie Fouqué's zu erläutern, und ritterlich-frömmelnden Gemüthern einigen Geschmack daran beyzubringen; aber Shakspeare's Dichtkunst liegt außer jedem Horizonte, den Pietismus und Süßgefühl (man erlaube das Wort nach der Analogie von Zartgefühl) beschränken, folglich auch außer dem seinigen. Man sieht wohl, daß er bey der Lectüre des Shakspeare genossen hat; aber darüber schreiben sollte er nicht, erklären sollte er ihn nicht wollen: denn da gleicht er völlig den Enten, welche schnatternd trinken, und eben dadurch die reinste Quelle trüben.

Das ist, im Durchschnitt, die Art, wie er hier vor der Hand acht Stücke des Britten erläutert hat, worunter auch Macbeth, Romeo und Julie, und Lear. Im Macbeth hat er die Entdeckung gemacht, daß der Königsmord seine Haupttriebfeder in einer heftigen Liebe hat, welche das Macbeth'sche Ehepaar für einander empfindet. Die Belege dafür widerlegen sich aus dem Stücke selbst so leicht, daß es unnöthig ist, weiter darüber zu sprechen. Auch sieht es dem Shakspeare durchaus unähnlich, daß er in einem Gemälde, welches offenbar die tragische Furchtbarkeit der Ehrsucht schildern sollte, den Eindruck des Hauptverbrechens hätte mildern wollen durch die Entschuldigung der Liebe; daß er, um eben die verderbliche Macht der Ehrsucht, der Kronengier insonderheit, darzustellen, noch eine andere Leidenschaft in's Spiel gezogen haben würde, die an sich eben so mächtig als die Ehrsucht und dabey so beschaffen ist, daß sie vorzugsweise des Antheils der Zuschauer sich bemächtiget. Bey Romeo und Julie nimmt Herr H. Rücksicht auf Goethe's vielgetadelte Bearbeitung dieses Stücks, und das macht ihn noch weit befangener, als er außerdem seyn würde. Im Lear sucht er Beweise für Shakspeare's christliche Gesinnung u. a. in dem Umstande, daß stets bey heidnischen Göttern geschworen wird, nämlich um anzuzeigen, daß solcher Gräuel nur im Heidenthume sich habe zutragen können, aber in der Christenheit nicht mehr. Glaubt denn das Herr Horn? Hat er die Kreuzigung der heiligen Greth in der Züricher Correspondenz des Morgenblattes, Nr. 87. 1823, und fast in allen Volks-Zeitungen nicht gelesen? Dahin führt die Ultra-Christlichkeit! Ueber die Charaktere im Lear, besonders über den Narren, sagt er viel Wahres, aber es ist größten Theils ein vielgesagtes Wahres, welches hier nur aufgekocht worden ist.

Druckfehler.

In Nr. 35, Sp. 2, Z. 8. v. u. muß nach eben ein; stehn.

In Nr. 38. Sp. 1. Z. 23. steht: Das Walten eines gerizten Verhältnisses (Verhängnisses!) im Yngurd. — Diese Verwechselung zweyer so ganz verschiedener Begriffe ist schon mehreremale vorgekommen, und da sie fast immer Unsinn hervorbringt; so empfiehlt sie Rec. der Aufmerksamkeit der Correktur ganz besonders.

In Nr. 39. S. 153. Sp. 1. Z. 16. l. von minderer Dauer. S. 156. Sp. 2. Z. 15. v. u. (excl. der Anmerk.) steht: bildeem (st. bilden) so wie auch Nr. 38. S. 152. S. 26. v. u. die Correctur hatten (st. hatten) stehen gelassen hat.

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juni 1823.

Wo Liebe, schaffende Liebe
Hinschaut mit zauberndem Blick,
Kommt ihr vom Bilde des Anschauns
Die Gegenliebe zurück.

Herder.

Kindestreue.

(Fortsetzung.)

Graf Herbert hatte sich seinen Plan gemacht, Emma's zum Grabe geneigte Phantasie durchaus nicht durch Widerspruch steigern zu wollen. Der Lebensmuth seiner festen Brust leugnete die Herrschaft des Todes, da wo Alles zum Leben aufrief — und was konnte lauter rufen, wie Liebe, häuslicher Frieden, Vertrauen? Er hatte sich also gegen diese Hoffnungslosigkeit des Lebens in seiner Freundin gewaffnet, er bemeisterte den tiefen Schmerz, den ihre Worte erregten, und antwortete: „Gut, meine Geliebte, es soll mir genug seyn, dich zu leiten, das Ziel ist ja immer dasselbe! Jezt sey es der milde Himmel der Provence; denn du mußt versprechen, sogleich, wie ich vom Gesetz zu deinem Beschützer ernannt bin, mir nach dem südlichen Frankreich zu folgen." — Emma hätte gern gebeten: Laß meine Hülle bey der meines Vaters ruhen! sie fühlte aber, daß ihr oblag, das Aeußerste für die Erhaltung ihres Lebens zu thun, und dieses Leben schien ihr jezt so süß! Doch dieses Lebens erster Zweck war, die Zufriedenheit ihrer Mutter, und darum ihre nächste Frage: Ob diese ihre Reisegefährtin seyn würde? „Es hängt von ihr ab, antwortete der Graf, machen Sie Ihr den Vorschlag, aber erst, nachdem ich ihr den Bestand ihrer Geschäfte vorgetragen habe." Emma unterwarf sich dieser Bedingung; überzeugt, daß Alles, was der Graf ihr zu sagen hatte, sie glücklich machen mußte, erwartete sie ungeduldig den Augenblick, wo sie diese theure Mutter versöhnt wiedersehen würde. Mit Herzklopfen erspähte sie den Augenblick, wenn der Graf, der sie in ihrem Zimmer aufgesucht hatte, von ihr gehen würde, klopfte dann leise an ihre Thür, und mit Zügen voll Liebe, jezt von Freude glänzend, trat sie ein, schwebte mit offnen Armen auf sie zu, und erwartete offene Arme zu finden. Die Gräfin stand stolz und kalt, und, ihrer Tochter die Wange zum Kuß bietend, sagte sie in halbem Vorwurf: „Diese heftigen Empfindungen scheinen mir weder heilsam, noch durch die Umstände gerechtfertigt. Die Folge für dich ist leider zu sichtbar, und ich sehe keine Ursache zur Entzückung, wenn die Meinen ihre Pflicht thun. Das lohnt sich selbst, wie die Verheißung sagt. Wünschest du sonst etwas, so sprich, denn wie die Sachen stehen, muß ich mich freylich als verpflichtet betragen." Die Fehlschlagung dieses Moments traf Emma's innersten Lebenskeim. Sie fühlte sich vergehen; unfähig zu sprechen, sezte sie sich matt nieder, und blickte ihre Mutter mit flehendem Auge an. So undurchdringlich die Eisrinde war, welche sich um das Mutterherz gebildet, konnte sie dem Blick nicht widerstehen. Sie faßte Emma's Hand, und ohne ein Wort der Liebe finden zu können, und doch mit dem Wunsch, sie zu bezeigen, fragte sie noch einmal: „Was wünschest du noch?" — Mit trocknen Lippen und tonloser Stimme sagte Emma, was ihr Gedächtniß allein ihr noch darbot: „Wir bitten, Herbert und ich, Sie möchten uns nach der Provence begleiten." — Hier verließ sie die Kraft der Sprache, der Bewegung; es war nicht

Ohnmacht, sondern Erlöschen der Lebensfähigkeit. Graf Herbert, den das Geschrey der Mutter herbeyzog, erkannte es, er sagte der Gräfin einige Worte, die sie furchtbar treffen mußten, denn man sah sie erblassend in ihr Kabinet entfliehen. Herbert trug Emma in ihr Zimmer und wachte über die ihr geleistete Hülfe. Der erlöschende Lebensfunke ward wieder angefacht, und unter seiner Vorsorge gewann er neue Kraft. Die Gräfin schien von diesem Tage an ihren Unmuth besiegt zu haben. Sie willigte mit Freundlichkeit in die Theilnahme an der Reise, und ging gefällig in des Grafen Absichten ein. Diesen zufolge ward seine Verbindung mit Emma einzig durch ein Fest der Landbewohner gefeyert, ihr Andenken durch reiche Geschenke an die Schule des Dorfs gesichert, und die Ausstattung zweyer Brautpaare, denen nur ein bischen weltliches Gut zum Glück gefehlt hatte, legte den Grund zu dem Glück eines frohen Geschlechts. Wie Emma, einen Kranz weißer Rosen und Myrthen im Haar, am Altar stand, sah sie freylich mehr wie Herberts Schutzgeist, als seine Lebensgefährtin, aus. Die ländliche Gemeinde ward von einer Ahnung dieses Gedankens ergriffen, und ihr leises Schweigen ward blos von leisem Weinen unterbrochen, alle Verwunderung und Neugier schwand aus ihren Blicken, und sie zeigten den Ausdruck der Begeisterung, wie die Erscheinung eines Seraphs sie hervorgerufen hätte. Nach wenigen Tagen entfloh Emma an der Hand ihres Gemahls den nahenden Stürmen des deutschen Herbstes, und nach einer Reise, deren heiterer Genuß die sanfte Kranke je mehr und mehr ins Leben hineinschmeichelte, hatte sie bald eine ländliche Wohnung mitten in den Orangewäldern der Umgegend von Nizza bezogen. Der Graf hatte eine kleine Wohnung in der Stadt gemiethet, um seine Schwiegermutter zu keinem Landaufenthalt zu zwingen, seiner Emma aber durch einen alten Bekannten, den er bey einem frühern Aufenthalt in dieser Gegend erworben, ein Landhaus in einem abgelegenen, von den Fremden gar nicht beunruhigten, Thale zurichten lassen. Es war vor allen Winden, außer dem belebenden Seewind, geschützt, hatte Laubbäume im Hintergrund, wo die Hügel sich schlossen, und wo diese dem Oel- und Orangenbaume Platz machten, entsprangen drey reiche Quellen in einer Felsengrotte, flossen schäumend über Steinblöcke zusammen, und bewässerten, in einen Bach vereint, in jeder Jahreszeit den bis an das Seeufer sich erstreckenden, duftenden, mit goldnen Früchten und weißen Blüthen prangenden Wald. Hier schien Emma allen Stürmen entgangen; der Friede der Seligen umschwebte sie, das Bild des Todes schien hinter der Zauberwelt, die sie umgab, zu verschwinden, und ihres Gemahls freudestrahlendes Auge sagte ihr täglich, daß sie alle diese Herrlichkeiten ihm verdanke, und er sie theile mit ihr.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Gletscher in Justedalen und die Lodalskaabe.

(Fortsetzung.)

Früh drey Uhr stand das Thermometer auf 2° über dem Frostpunkt; nur kleine Wasserströme rieselten auf des Gletschers Oberfläche. Diese war keinesweges glatt, sondern rauh, grobkörnig, porös, leicht zu zermalmen, voll einer Menge Löcher und Blasenräume, und von Wasser durchzogen, ganz wie das Eis, welches sich aus zusammensinterndem Schnee bildet. Später am Tage ward die Wärme größer, als sie jemals in den Thälern zu seyn pflegt, und sehr drückend durch die direkten und allseitig von des Gletschers und den höhern Schneelager-Wänden reflektirten Sonnenstrahlen. Um zehn Uhr Vormittags zeigte das Thermometer im Schatten des Barometerbretes 29° Reaumur in 5 Fuß Höhe über der Eisfläche, und 3000 Fuß Höhe über der See. Erst höher aufwärts fiel es bey 5 Fuß Tiefe innerhalb der Eisklüfte auf den Gefrierpunkt. So konnte man in kurzer Zeit und innerhalb kleinen Raumes alle Temperaturen der verschiedenen Jahreszeiten erfahren. Aber ungeachtet dieser wirklich afrikanischen Hitze auf dem Lodalsgletscher, konnten doch die Feldarbeiter im Thale um dieselbe Zeit noch Winterkleider bedürfen, die sie oft in den heißesten Sommertagen zu tragen genöthigt sind, wenn das stark schmelzende Eis der ganzen Umgegend ihren Wärmestoff entzieht, und dafür einen kalten Luftzug hinabsendet.

Kaum hatte die Sonne angefangen, den Gletscher und seine Umgebungen zu bescheinen, so begann die Wärme, dieses große Auflösungsmittel der Natur, allmählig ihre mächtige Wirksamkeit zu äußern. Das Wasser des auf dem Gletscher und den benachbarten Schneehöhen schmelzenden Eises und Schnees rann stärker abwärts, und bildete tiefe Furchen. Eismassen stürzten zusammen von den Wänden der Klüfte mit einem donnerähnlichen Krachen, das mit zahllosem Widerschall durch die gekrümmte Thalstrecke fortrollte. Eisschollen wurden mit heftigem Dröhnen losgesprengt, sobald die Wärme die im Gletscher eingeschlossene Luft ausdehnte. Von den steil hereinhängenden Felswänden lösten sich ungeheure Massen von Eis und Schnee, zerschmetterten sich im Falle an den tiefern Felskanten, und wälzten ihre Trümmer im krachenden, brausenden Sturze in die Thaltiefe, daß das Getöse fern hinschallte in die verborgenen Gründe der labyrinthischen Seitenthäler. Vierzehn bis fünfzehn dergleichen Lauvinen rollten hernieder, während die Sonne wirkte. Das durch den Aufschlag der Massen zermalmte Eis kreiste in Staubwirbeln wieder aufwärts, während die schwereren Theile wie ein majestätischer Wasserfall gegen den Gletscher abwärts sanken. Zuweilen gab es auch Felsenbrüche an den hoch überhängenden Thalwänden. Viele kleine Bäche wie Silberstrahlen, und präch-

tige Wasserfälle in des Regenbogens buntestem Farbenspiel, stürzten in lebendigem Getümmel von den höhern Gebirgen.

Vor beyden Gletschern lagen Moränen, ungefähr in demselben Abstande, wie die übrigen oben erwähnten; auch die Abnahme der Gletscher in der Höhe war fast ganz dieselbe wie jener. Auf dem Rücken des Lodalsgletschers liegt ebenfalls eine Moraine, wohl eine halbe Meile lang, gleichlaufend mit dem nordöstlichen Gehänge, im Mittel 120 Fuß breit und 30 Fuß hoch über des Gletschers Oberfläche. Sie besteht, wie die Moränen vor dem Gletscherrand, aus einer Menge Sand, Gebirgsschutt und Felsblöcken, von einer Kubiklinie bis hundert und mehrere Kubiklachter Größe, und ist am schmalsten und niedrigsten in des Gletschers obern Theilen, wo sie sich fast in gleicher Höhe mit den benachbarten Felsenwänden endet. Ihr Abstand von beyden Gehängen ist überall, zumal auf dem obern Gletscher, so groß, daß die Ursache ihrer sonderbaren Lage wie ein unauflösliches Räthsel angesehen werden müßte, wofern nicht die Concavität des Thales, welches der Gletscher erfüllt, zur Auflösung leiten könnte.

Bey Regenwetter dringt nämlich das Wasser, diese Quelle so vieler Naturerscheinungen, in den Boden, und schafft sich Oeffnungen und Spalten im Gebirgsgestein. Durch Mitwirkung der eingeschlossenen Luft und der erwärmenden Sonne werden die vom Wasser durchdrungenen Massen gesprengt, verwittert und mürbe gemacht, und so allmählig das Niederstürzen großer Haufen von Geröll und Felsblöcken auf die Gletscheroberfläche zunächst am Gehänge bewirkt. Die größern Blöcke behielten ihre scharfen Kanten, und blieben auf der Eisesoberfläche da liegen, wo sie hinstürzten; die kleinern Steine dagegen sind abgerundet, theils weil sich ihre Kanten schon im Sturze gegenseitig und an Felsenvorsprüngen abstießen, theils auch, weil sie durch den von dem fortschreitenden Eise auf sie ausgeübten Druck abgerieben wurden. Wahrscheinlich mögen dann die unzähligen vom Gehänge herunterfließenden Wasserströme den Sand und Gruß von des Gletschers höhern Seitentheilen nach den niedriger gelegenen mittlern Theilen hinschwemmen, während die größern scharfkantigen Blöcke von dem Eis der Seitentheile, auf welchen sie ruhen, wenn es allmählig durch seine Schwere nach der Mitte hereingepreßt wird, ebenfalls dahin getragen werden.

Eben so wunderbare Erscheinungen sind verschiedene reguläre Haufen von Sand oder feinem Gruß auf der Moraine selbst, welche auswendig wie Kegel gebildet sind nach den strengsten Definitionen der Geometrie. Die Höhe eines solchen Sandkegels ist gemeiniglich zehn Fuß, und der Durchmesser der Grundfläche meist eben so groß; einige sind wohl größer, aber mehrere noch kleiner, kaum fußhoch. Unter den Sandkegeln befand sich eine Erhöhung von Eis, deren Oberfläche bey weitem nicht so regelmäßig erschien, wie die der Sandhülle. Einige dieser Eisgestalten waren inwendig hohl, fast sphäroidisch gebildet, und am Gipfel mit einer feinen, kaum eine halbe Linie breiten Oeffnung versehen. Auch schien sogar die innere Höhlung feine cylindrische haarröhrförmige Oeffnungen niederwärts gegen des Gletschers Oberfläche zu haben. Es ist wohl nicht leicht zu bestimmen, ob Sandkegel durch das Eis gebildet werden, welches die Kälte aufwärts treibt, und der Sand vor den Sonnenstrahlen beschützt, oder ob der Sand von unten aufwärts steigt durch das Eis und die Oeffnung am Gipfel, ungefähr wie Wasser in Haarröhrchen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. Jun.

(Beschluß.)

Da die Akademie beschlossen hatte, Hr. Flourens den dießjährigen Preis über die wichtigste physiologische Entdeckung zuzuerkennen, so fragte es sich, ob er bey so bewandten Umständen noch einigen Anspruch an denselben haben könne. Die Akademie hat sich jedoch ziemlich schlau aus der Verlegenheit gezogen. Sie hat nämlich öffentlich erklärt, sie erkenne, daß die von dem Herrn Flourens gemachten Entdeckungen bereits in der von Dr. Rolando 1809 zu Sassari in Sardinien herausgegebenen Schrift ständen, daß diese Schrift aber, die ihr während des Krieges zugesandt worden, ihr nicht zugekommen sey; und daß, da sie innig überzeugt sey, daß Hr. Flourens auch von jener Schrift keine Kenntniß gehabt habe, und da seine Experimente mit mehr Genauigkeit angestellt worden seyen, als die Rolando'schen, sie glaube, ihm den Preis nicht vorenthalten zu dürfen. Ueber das vorgebliche Nichtauffangen der Rolando'schen Abhandlung schüttelu einige Hartgläubige die Köpfe. Daß Flourens die Schrift nicht gekannt habe, mag seyn; wie aber die Akademie davon innig überzeugt seyn könne, ist nicht wohl zu begreifen; und man möchte fragen, wie jene französische Dame, welche ungeduldig darüber, daß ihr Mann steif und fest die gute Aufführung einer übel berüchtigten Nachbarin behauptete, ihn ganz naiv frug: „Aber, mein lieber Mann, wie fängt man es an, um solch einer Sache gewiß zu seyn?“ Die Akademie läßt noch verlauten, daß ihr auch deßwegen ihr Landsmann Flourens vor dem sardinischen Doktor den Vorzug zu verdienen scheine, weil dieser den Willen, das Gedächtniß u. s. w. blos mit einem Löffel herausgeholt habe, indessen Flourens das Gehirn selbst aufdeckt, und man so nach Belieben selbst wegnehmen kann, was man will. Aber Scherz bey Seite, muß man gestehen, daß wir durch dergleichen Entdeckungen dem Zusammenhange der Körpertheile in ihren Verrichtungen näher auf die Spur kommen. Wenn nur kein Staatsmann aus der Ultraschule von den Physiologen ein Mittel verlangt, auch uns Menschen den freyen Willen zu benehmen! Die Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften wurde mit dem Vorlesen eines Bruchstückes aus dem großen Werke Dupins über die Staatskräfte Englands beschlossen. Es war eine Art von politischer Predigt, die der Verfasser schreyend und gestikulirend vortrug; ich habe nie einen Akademiker so komödiantenmäßig gelehrte Vorlesungen halten hören; der Mann poltert, ereifert sich, und agirt mit den Armen, gerade wie die französischen Prediger, welche alle diese Bewegung zu Hülfe nehmen, um Eindruck auf die Zuhörer zu machen. Dupin hat ein reichhaltiges Magazin

von nützlichen Beobachtungen mit aus England gebracht; allein diese Bemerkungen bespickt er unaufhörlich mit dem Lobe Frankreichs, vermuthlich aus Furcht, man möchte ihn für einen schlechtgesinnten Franzosen halten, wenn er die Engländer in irgend einer Sache lobte, ohne zugleich sein Vaterland mit zu loben; vielleicht würde auch ein reines, unbedingtes Lob der Nebenbuhler Frankreichs von den Franzosen nimmer gut aufgenommen werden. Die nöthige Vorsicht hatte dann Dupin auch dießmal in reichem Maße gebraucht. Er sezte den glänzenden Zustand des englischen Handels- und Industriewesens auseinander, stellte denselben als Muster auf, behauptete aber dabey, das Beyspiel des Gewerbfleißes sey von Frankreich zuerst gegeben worden, Sully und Colbert seyen die Urheber desselben, und er sezte, ziemlich affektirt, wie mich dünkt, hinzu, der englische Wohlstand sey ein Plagiat des französischen!! Das heiße ich doch Nationaleitelkeit! Uebrigens bob er den blendenden Wohlstand Großbritanniens sehr gut hervor. Noch vor einem Jahrhundert habe England wenig Fabriken, wenig Gewerbfleiß, wenige gute Landstraßen, Kanäle u. s. w. besessen; nach der Staatsumwälzung von 1688 und sogar noch nach der Empörung von 1745 wären die erbitterten Partheyen einander feindlich gegenüber gestanden. Allmählig habe man öffentliche Arbeiten auf Privatkosten begonnen, Männer verschiedener Meinung hatten sich zu solchen Unternehmungen verbunden; man habe sich genähert, besprochen, vereint; der Partheyenhaß habe sich gelegt, man habe sich wechselseitig schäzen gelernt und die Vaterlandsliebe habe die Privatempfindungen verdrängt. Der große Lord Chatham habe den erhabenen Gedanken aufgefaßt, England mit Hülfsmitteln zu bereichern, welche es im Kriege wider Noth und Mangel schüzen, und im Innern so reich zu machen, daß es von Außen her sein Ziel nicht mehr zu erwarten brauche. So seyen dann Kanäle, vortreffliche Landstraßen und andere gemeinnüzige Anstalten entstanden. Die bürgerliche Sicherheit, welche die englische Verfassung gewährt und aufrecht hält, und der vortreffliche Associationsgeist, womit die Bürger die erstaunungswürdigsten Werke ausführen, habe die Engländer zu solchen Unternehmungen aufgemuntert, und so sey das prächtige Schauspiel entstanden, welches Großbritannien jezt der Welt darbietet. Diesen Associationsgeist, diese Theilnahme aller Klassen, großer und kleiner, an gemeinnüzigen Unternehmungen legte Dupin seinen Landsleuten sehr ans Herz, nicht als ob sie die Engländer blindlings nachahmen sollten, sondern damit sie dem von mehreren französischen Familien gegebenen Beyspiele folgten, welche den Volksunterricht beförderten, gemeinnüzige Anstalten errichten halfen, u. s. w. Dupin bemerkte, daß, wenn man in England so große Unternehmungen ausgeführt sähe, und mit Erstaunen das einfache Aeußere der Reichen bemerke, welche zum allgemeinen Wohlstande beygetragen haben. Freylich mit Erstaunen, besonders wenn man vom Festlande kommt, wo die Reichen zuweilen Heiducken und Musikkapellen haben, indeß ihre Bauern in der tiefsten Armuth die elendesten Hütten bewohnen! Wie sollte auch der Associationsgeist in Ländern aufkommen, wo die Polizey sich beständig zwischen Bürger und Bürger stellt, wo das Versammeln der Bewohner einer Stadt stets Unruhe und Argwohn erregt, und wo sie daher so weit auseinander gehalten werden, daß es ihnen unmöglich ist, sich zu gemeinschaftlichen Zwecken zu verständigen! Dafür sind die meisten Länder auch arm in Vergleich mit England, und lezteres kann mit seinem Golde Alles erzwingen. Dupin hat Recht, wenn er behauptet, Frankreich habe zuerst das Beyspiel des Gewerbfleißes und des Handels gegeben. Ludwigs XIV. Regierung war hierin, wie in so manchen andern Stücken, ein Muster für die übrigen Völker, und dieses Muster wurde von den Engländern schnell nachgeahmt; nur den Despotismus Ludwigs und seine Intoleranz ließen sie weise bey Seite, und als der Unsinn der Rathgeber des französischen Königs die gewerbfleißigen Hugenotten vertrieben hatte, nahm England eine große Anzahl derselben auf, und bekam dadurch Fabrikanstalten, woran es ihm bisher noch gefehlt hatte. So weiß eine schlaue Regierung die Dummheiten und Fehltritte einer andern zu benuzen.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 148:

Augenblick.

Charade.

Siehst du den Armen,
Der an des Unglücks
Schauderndem Rande
Jammernd die Hände ringt;

Siehst du den Alten,
Der von der Jahre
Lastenden Menge
Zitternd den Nacken beugt;

Wie er das Unglück,
Das ihn zermalmte,
Wie er das Alter
Froh in die Lethe senkt:

Wenn ihm die Erste
Göttliche Kräfte
In die zerriss'nen
Fäden des Lebens haucht?

Aber der Jüngling,
Der in des Frühlings
Blühender Wonne
Feuriges Leben schäumt,

Wandelt, ein Halbgott,
Ueber den Sternen,
Wiegt sich in Träumen
Künftiger Thaten sanft.

Doch auch die Zweyte
Nüzet dem Alten,
Freundlich geleitet
Sie ihn zum Ziele hin —

Nüzet dem Jüngling,
Wenn er die Rohheit
Oder den Frevel
Thierischer Triebe straft.

Willst du das Ganze
Forschend erspähen,
Walle zum Tempel
Wo sich die Erste sonnt.

Kühlende Labung
Gießt sich von seinem
Grünenden Dache
Glühender Früchte voll;

Windet sich kränzend
Hin an der Latte;
Schlingt sich vertrauend
Fest um die Ulme her.

Nro. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30 Juni 1823.

Was von dem Himmel stammt, was uns zu dem Himmel erhebet,
Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.

Kindestreue.

(Beschluß)

Der Winter ging unbemerkt hin; er hatte mit dem nordischen Winter nichts Aehnliches, als die Kürze der Tage. Aber wie waren diese Tage so mild! Die Lüfte schienen sich einander zu sagen, daß Belle Aigne — so hieß das Thal — ihnen dieses Jahr verschlossen sey. Oft saß Emma unter einigen immergrünen Eichen, von Blumen, welche nur bey besonders kühlen Nächten mit leichten Matten bedeckt wurden, umduftet, und indeß die gänzlichste Windstille im Thale herrschte, rauschte es über ihr in den Gipfeln entlang, bog die hohen Häupter der Buchen und Eschen am Hügel hinauf, und schien wie ein zürnender Geistesruf sich hoch oben im Aether zu ergießen. Und wie waren die langen Abende so schön! — Die Gräfin hatte sich sehr bald gänzlich in der Stadt niedergelassen, sie kam selten heraus, dann brachte sie einige Männer mit, deren Gesellschaft, das wußte sie, ihrem Schwiegersohne lieb war. Sie setzte sich freundlich zu ihrer Tochter, erzählte ihr eine Menge Gesellschaftsgeträtsch, das Emma mit Theilnahme anhörte, weil ihre Mutter es sprach, und versäumte nie mit Zuversicht die Zeit zu berechnen, wo sie unfehlbar so weit erstarkt seyn würde, um in Nizza der Gesellschaft leben zu können. Der Monat März sollte diese Zeit seyn. Die Natur von Belle Aigne war nie zu Grabe gegangen, sie glich mehr dem Symbol der Ewigkeit, der glänzenden Schlange, die ihre Hülle abstreift, um in neuer Farbenpracht zu erscheinen; allein die Arbeit in ihrer geheimen Werkstätte fand in dieser milden Zone statt, wie in dem nebligen Deutschland, und ihre verborgene Sympathie mit dem Menschen läßt sich dort spüren, wie hier. Der Hauch des Frühlings strömt verstärktes Leben ins Lebendige; was aber die Kraft des Lebens verlor, das übergibt er den unterirdischen Mächten. Emma bemerkte nicht, wie ihre Kräfte schwanden, für sie war glücklich seyn Leben, und Leben war Lieben, und zum Lieben nahm in ihrem Herzen die Kraft zu, je matter es schlug. — Bey der Sorgfalt, mit der Herbert ihr jede Anstrengung ersparte, bey der wandellosen Ruhe in ihren Umgebungen verkannte sie die Fortschritte ihres Vergehens über den Fortschritten des Lebens rund um sie her. Eines Tages brachte ihr die Gräfin einige freundliche Zeilen von ihren Kindheitspflegern aus Montmirail, sie verhießen ihr Segen, weil das fromme Kind, die pflichterfüllte Tochter ihres Lohnes als Gattin gewiß sey; zugleich theilte ihr die Mutter Briefe vom Grafen Alpeck mit, in welchen er seinen Dank für ein von seiner Gemahlin erhaltenes Schreiben ausdrückte, welches, wie er sagte, die letzten Hindernisse ihrer Wiedervereinigung aus dem Wege räume, und er fügte Grüße an seine Tochter und ihren Gatten hinzu, die er mit den Worten schloß: „Wenn die Zukunft mir eine Gattin, Theodor eine Mutter zurückgibt, so verdanke ich es Emma's kindlicher Treue und ihres Gemahls edler Denkart und männlichem Zuspruch.“ — Emma's freudige Seele schien die zarte Hülle fast durchbrechen zu wollen, sie zitterte, wie die zarte Pap-

pel, welche Lüfte bewegen, die anderer Bäume kraftvolles Laub gar nicht vernehmen. Die Mutter ließ des Grafen Worte ohne Kommentar, aber ihr Abschied war heute herzlicher, wie er noch nie gewesen. Emma ließ sich in der Nähe der drey Quellen unter breitblättrigen Feigenbäumen nieder, rund um sie her dufteten Knospen und Blüthen, die Abendsonne sank vor ihr in das Meer, und bestrahlte das weiße Gefieder der Seevögel, die, in hohem Fluge gegen das Gestade eilend, über die weißen Blüthen der Akazien schwebend, selbst wie Blüthenbüschel aussahen, welche der Hauch der Lüfte in das unendliche Meer trug. Vor Emma's Füßen weideten in einiger Entfernung einige Lämmer, ihr kleiner Hirt hatte sich ein kunstloses Kreuz von ein paar grünen Gerten gebildet, es spielend unter eine Zypresse gepflanzt, und bekränzte es nun mit Anemonen und Primeln. Emma's Blick durchirrte entzückt dieses paradiesische Schauspiel. Indem fingen, eine nach der andern, die Glocken der umliegenden Dörfer an, den Gruß der heiligen Jungfrau zu läuten; leise schwebten die Töne mit dem Dufte der Blüthen empor. Herbert saß neben ihr, wie sie es sogern hatte, mit einem Buche in der Hand; heute nicht lesend, denn der selige Ausdruck ihres Gesichts, das flüchtige Zucken ihrer Hand, die er hielt, zog ihn von jedem andern Gegenstande ab. Jezt fiel ihr Blick auf den Knaben unter der Zypresse, sie schien den Gegenstand seiner Beschäftigung nicht gleich zu erkennen; wie er aber zurück trat, und wohlgefällig sein Werk betrachtete, erglänzte ihr Auge wie das Strahlen eines Sterns in der ewigen Ferne des Himmelszeltes — es glänzte und erlosch — denn ihr frommer Geist war in diesem Momente entflohn.

Herbert behielt das Bewußtseyn, diesem Wesen, das der Erde nur so flüchtig angehört hatte, seine schönsten Erdenträume gegeben zu haben. Er senkte ihre leichte Hülle unter jene Zypresse, die den lezten ihrer irdischen Blicke auf sich zog, bezeichnete die Stätte mit einem einfachen schwarzen Marmorkreuz, das noch der Reisende dort sieht, und erhielt ihr Andenken durch eine Stiftung, vermöge der stets drey hülflose Waisen des Kirchsprengels, wohin Belle Aigne gehört, auferzogen werden, und an dem 30. März, der den Engel der Erde entschweben sah, an jenem Kreuz im lezten Abendstrahl den Gruß der Jungfrau zu beten verbunden sind. Er befolgte in dem ererbten Gute Oberau Emma's wohlthätige Plane, indem er dessen Unterthanen so glücklich machte, wie ihr liebendes Gemüth es beabsichtigte. Dieser schönen Todtenfeyer blieb fortan sein Leben geweiht.

Die Gräfin v. Alpeck schien nicht ohne eine Ahnung von ihrer Tochter nahendem Tode von ihr gegangen zu seyn. Ihre Gesellschaft fand sie an diesem Abende zerstreut, und wie die Todesbotschaft sie am nächsten Morgen erreichte, sah man sie nicht erschrocken, aber bis zu ihrer Rückkehr nach Deutschland nie wieder froh. Ihre Vereinigung mit ihrem Gatten fand statt; diese Ehe konnte keine glückliche werden, denn beyder Herzen kannten das heilige Geheimniß nicht, dessen gegenseitiges Errathen das innige Band knüpft, aber sie ward je länger je mehr ein treuer Verein zur Beförderung äußern Wohlstandes und innern Friedens. Theodor war der Bundesengel dieses Vereins. Anfangs drückte er oft einen scharfen Stachel in seiner Mutter Herz, wenn er sie fragte, wohin sie seine schöne Schwester geführt habe? Nun er zum Jüngling heranwächst, ist Graf Herbert sein Führer und Freund, und Emma's Bild, in lächelnder Mädchengestalt, wie seine Kinderphantasie sie auffaßte, umschwebt noch oft seine Träume, und ihr Andenken, durch Herberts Erzählung genährt, ist seinem tugendhaften Streben ein Sporn.

Ueber die Gletscher in Justedalen und die Lodalskaabe.

(Beschluß.)

Etwas oberhalb der Gletscher-Moraine, wo sich der Weg nach Nordfiord hin biegt, beginnt die Lodalskaabe ihr weißes Riesenhaupt heraufzustrecken. Mit Recht führt sie ihren Namen nach dem Lothal in Nordfiord, und nach ihrer ungeheuern Hülle oder Kappe von Eis und Schnee. Meine rüstigen Wegweiser waren eben so unbekannt mit dem Aufgang zur Kuppe, als ich. Der Schneeabhang hatte die größte Steilheit, wie gewöhnlich die meisten kleineren Fielde, gegen Südwest; deßhalb unternahmen wir die Besteigung von einem Punkte in Nordost, am Fuß der Kuppe, auf dem Gletschergrund, 4500 Fuß über der See. 750 Fuß weiter aufwärts sahen wir kein Thauwasser mehr, und die Höhe des Schnees nahm allmählig zu, obgleich die Wärme außerordentlich groß war (29½° Reaumur in der Sonne).

Betrachtet man die Schneegrenze wie eine krumme Oberfläche, über welche hinaus weder Schnee noch Eis schmelzen, so mag ihr niedrigster Punkt hier 5260 rheinl. oder 5080 Pariser Fuß über der See liegen. Andere Beobachtungen gestatten nicht, sie niedriger zu setzen, wiewol des Gletschers in die Tiefe gedrängte Masse wahrscheinlich in kältern Jahreszeiten die Eislinie niedriger herabsetzen mag. Des Abhanges Steilheit machte das Aufsteigen ziemlich beschwerlich, und die Klüfte wurden jezt weit tiefer und breiter, als unten auf dem Gletscher. Zuweilen waren sie noch von jährigem Schnee überdeckt; da gab es nur einen schlüpfrigen heimtückischen Grund, und unter ihm lauerte der Tod; der erste Fehltritt an solcher Stelle war der lezte im Leben. Die Vorsicht rieth, uns gegenseitig durch Taue um den Leib vor dem Tode zu sichern, und muthig schritten wir so über eine fünf Ellen breite Brücke von gefrornem Schnee. Aber die Beschwerlichkeit vermehrte sich nun aufs neue durch eine in so großer Höhe unbegreifliche und fast

unerträgliche Hitze, welche eine ungewöhnliche Mattigkeit, und, bey der großen Verdünnung der Luft, einen um die Hälfte beschleunigten Pulsschlag verursachte. Jedoch nahmen die Kräfte beym Ausruhen eben so schnell zu, als vorher ab, und bald war die nackte Kuppe bestiegen, welche sich als eine in längliche Platten zerborstene Schlakke (?) von splittrigem Bruche darstellte *). Mit einiger Bangigkeit erklimmten wir dieses 150 Fuß hohe schwarze Felsenhaupt, welches uns leicht hätte abschütteln können, am 13. Juli halb zwölf Uhr Vormittags.

Nach einer Mittelzahl von sechs Beobachtungen, mit Berücksichtigung der Höhe, zeigte mir

Auf Station.	Das Barometer.	Das Thermometer für Quecksilber.	Luft.
Lodalskaabe, die südliche Kuppe	22,513″	14,2°R.	15,9°
Meeresspiegel zu gleicher Zeit bey Nygaard in Lyster	28,262″	18,5°	18,7°

Der Unterschied im Hygrometerstand zwischen der obern und untern Station war 25,7°. Diese Beobachtungen sind zuverlässig, und außerdem jene an der See verglichen mit korrespondirenden der Herren Ingenieur-Major Wetlesen in Bergen, Probst Herzberg in Hardenger und Professor Esmark in Christiania. Der größte wahrscheinliche Beobachtungsfehler betrug kaum $\frac{1}{1000}$ Zoll. Direkt berechnet nach der, den Mathematikern bekannten, Formel von La Place liegt hienach der Kaabe südliche Kuppe 6113 Rheinländische oder 5905 Pariser Fuß über der See.

Das ganze Eisgebirge theilt sich nach oben in drey kleinere Kolosse, deren Kuppen nur an den steilsten Seiten und etwas abwärts vom Gipfel als nackter Fels anstehen; übrigens zeigte sich sowohl der Fuß als der Abhang überall mit einer unabgebrochenen Hülle von Eis und ewigem Schnee bedeckt. Durch eine leichte geodätische Operation wurde die östliche und höchste der beyden andern erwähnten Kuppen 295 höher befunden als die erste barometrisch bestimmte. Diese östliche Kuppe wäre demnach 6408 nordische oder 6160 Pariser Fuß hoch. Einige Circum-Meridian-Höhen der Sonne mit einem fünfzölligen Sextanten geben die Breite 61° 57′, welche Bestimmung indeß weniger zuverlässig seyn dürfte, da das Planglas zum künstlichen Horizont zerbrochen worden war. Die Oberfläche des Felsen an der bestiegenen Kuppe war nur hie und da an einzelnen Stellen mit dürftigen Exemplaren zweyer Flechtenarten überzogen. Ein Bär, den seine mürrische Laune herauf in diese einsamen Gefilde gelockt haben mochte, hatte in dem vor wenig Tagen gefallenen Schnee die Spuren seines Besuches hinterlassen, und eine Fieldroppe ließ ihre hohnlachende Stimme hören. Außerdem war alles animalische Leben, alle Vegetation rund herum verschwunden, und ein ewiger Winter hatte überall seine Wohnung aufgeschlagen. Die Tangente vom Gipfel nach dem Meereshorizont oder die größte Entfernung, welche das Auge vermöge der Kugelgestalt der Erde erreichen kann, ist 21½ geographische Meilen. Man übersieht also von hier die Oberfläche eines Abschnittes der Erdkugel von 43 Meilen Durchmesser, dadurch erhält der Horizont einen Umkreis von 136 Meilen, und das Auge schweift auf einem Schneemeere umher von 1470 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt; ein Meer, dessen Wogen wie plötzlich erstarrt zu seyn scheinen, und über welches nur einzelne Felskuppen hie und da ihre schneeverhüllten Häupter erheben. Skastölstind *) in Lyster, Tunderdalskirche in der Richtung nach Lomm, Vangsen in Justedalen sind die merkwürdigsten. Hartoug's kpliadrische Kuppe und Folgefondens Schneefelder erschienen weit niedriger. Die ganze Natur ringsum war von Grabesstille und Oede erfüllt; das Gemüth wurde daher leicht von einer eigenen Art Wehmuth ergriffen, welche aber bald einem ungewöhnlichen Gefühl für die Erhabenheit der Natur Platz machte. Welcher unbedeutende Punkt ist auch die Lodalskuppe für den messenden Verstand! Kaum der sechstausendste Theil vom Durchmesser der Erde. Was ist ferner diese Erde selbst, gegen die tausendmal größere Sonnenkugel! — Die Eisgefilde der Lodalskaabe haben ihre größte zusammenhängende Erstreckung vom Rautdal im obern Gulbrandsdalen nach Fjerland, ungefähr 10 — 12 geographische Meilen in gerader Linie von ONO nach WSW. Ihre kleinste Ausdehnung ist eine halbe Meile von Oestdalen im Justedahl nach Södalen in Opstryen. Etwas rothen Schnee sah ich an einigen Stellen auf dem Gletscher, aber keine eigentliche Eispyramiden oder Jöckel. Dergleichen finden sich aber auf dem Versetgletscher, auf dem Böiegletscher in Fjerland und vielleicht noch an mehreren Stellen der Kaabe. In einer über Menschengedenken liegenden Vorzeit schritten von dieser allgemeinen Schneehülle Seitenzweige hinab in die Thäler, dort große Räume mit einer Schicht über der andern erfüllend. Vorzüglich werden folgende 25 Arme bemerkt.

*) Ich weiß nicht, ob ich so den Sinn der Worte richtig treffe; im Original steht: Der fremstillede sig som en i langagtige Plader revnet Slakke af splitrigt Brud. Welches sich wohl nicht anders übersetzen läßt.

Anm. des Ueberf.

*) Diese Kuppe gehört zu den bekannten Hurrungern; ich maß sie am 5. Juli vom daliegenden Dyrhomastind und fand $6 = 28{,}130$; $T = 14{,}2$; $t = 13{,}9$; $b' = 22{,}102$; $T' = 9{,}3$; $t' = 9{,}3$; dieß gibt für den barometrisch bestimmten Theil 6352 rhein. Fuß. Dazu der geometrisch bestimmte $= 622{,}7$ Fuß, wodurch Skastölstinds Höhe über der See $= 6975$, oder fast 7000 Fuß wird.

I. Nach Fjerland in Legang erſtrecken ſich
1) Böie-, 2) Sabhelle-, 3) Vetlefiord-, 4) Sverresfiord-Gletſcher.
II. Nach Hafslor
5) Veitestrands-Gletſcher.
III. Nach Lyſter
6) Tunsbergsthal-Gletſcher.
IV. Nach Juſtedal
7) Berſet-, 8) Nygaard-, 9) Biörneſtegs-, 10) Lodals-, 11) Trangedals-, 12) Oeſtels-Gletſcher.
V. Nach Lomm in Gulbrandsdalen
13) Myſebotten-, 14) Rauthals-Gletſcher.
VI. Nach Opſtryen
15) Ein Zweig von Rauthals-, 16) Söthals-, 17) Vellethals-, 18) Greiungs-, 19) Foßthals-Gletſcher.
VII. Nach Nedſtryen
20) Nästhals-, 21) Olde-Gletſcher.
VIII. Nach Brenm
22) Jellethals-Gletſcher.
IX. Nach Jölſter.
23) Aamodtsthal-, 24) Kiösfiord-Gletſcher.
X. Nach Förde
25) Hukedalsgletſcher.

Der Hinabgang von der Kaabe war, nachdem erſt der Weg über den obern Felſentheil zurückgelegt war, leicht und ſchnell. Nach neunzehnſtündigem Aufenthalt in den Regionen des Schnees und Eiſes kamen wir zurück nach Stordalen, mit geſchwächten Augen und angeſchwollenem Geſicht.

Die Juſtedalselv hat ihren Urſprung am nordweſtlichen Ende des Lodalsgletſcher; ſie durchſtrömt das ganze Juſtedal und fällt beym Hof Rödnei in den Goupnefiord, einen Arm des Lyſterfiord. Ihre mittlere Breite iſt ungefähr 137,6 Fuß. An einem warmen, trocknen Tage, am 10. Juli, deſſen mittlere Temperatur = 19,7°, fand ich ganz früh Morgens des Waſſerſtandes geringſte Höhe = 6,7 Fuß, und Abends ſeine größte Höhe = 8,5 Fuß. Zu dieſer leztern Höhe hatte alſo der am Tage geſchmolzene Schnee die erſtere geſteigert. Die Stromgeſchwindigkeit war früh 8 Fuß, Abends 9,5 Fuß in der Sekunde. Zwar iſt des Flußbettes Querſchnitt irregulär, aber er kann doch als ein Dreyeck angeſehen werden, deſſen Grundlinie die mittlere Breite des Stromes. Hienach kann man ſich einen ungefähren Begriff von der Menge des Schnees machen, die an einem warmen Sommertage vom Gebirg wegthaut. Sie iſt nämlich nur für das Stromgebiet der Juſtedalselv gleich einem Aequivalent Waſſer von 68,8 (9,5 . 8,5 — 8 . 6,7) = 1867,9 Cubikfuß in jeder Sekunde, = 31,132 Cubiklachter in einer Stunde. Steigt und fällt nun die Waſſermenge gleichmäßig an jedem Tage, ſo iſt die blos durch den Wärmeüberſchuß eines Sommertages über die Nachttemperatur aus Schnee gebildete Waſſermenge = 373,584 Cubiklachter. Wenn nun der Schnee nur vierzehnmal geringere Dichtheit beſizt, als das Waſſer, ſo iſt die blos während zwölf Stunden der Tageszeit aufgelöste Schneemaſſe = 5,230,176 Cubiklachter.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mitau, im May.

(Beſchluß.)

Wenn auch nicht zu den Vergnügungen des verfloſſenen Winters, doch zu den Unterhaltungen deſſelben könnte man auch wohl den Landtag zählen, der zwar nicht in der Wirkſamkeit, doch in der alten Form der vergangenen Zeit alle drey Jahre in Kurland ſtatt findet. Dießmal umfaßten ſeine Beſchlüſſe einen für dieſe Provinz allerdings wichtigen Zweck, nämlich die Errichtung einer Bank und eines für Kurlands Gutsbeſizer geltenden Kredit-Syſtems, wie ſolches bereits in Liefs- und Eſthland ſeit vielen Jahren errichtet und durch die Milde der großen Kalharina durch Anleihen des erſten Fonds unterſtüzt worden. Der Entwurf der Reglements dieſer Bank war einer vom Adel erwählten Kommiſſion unter dem Vorſiz des Landraths Freyherrn von Schlippenbach vertraut worden, erhielt die Genehmigung der Ritterſchaft und ſoll nun dem erhabenen Monarchen Rußlands zur Beſtätigung unterlegt werden, und man hofft, daß Er, der im Geiſte ſeiner großen Ahnfrau herrſcht, auch ihre Milde für dieſe, der Provinz Kurland ſo dringend nöthige, Anſtalt üben wird. Ein allgemeiner Beſchluß der Ritterſchaft Kurlands ſprach auf eine recht zarte Weiſe die Dankbarkeit für den, die drey Oſtſeeprovinzen als General-Gouverneur mit Gerechtigkeit und Eifer für allgemeines Wohl verwaltenden, Marquis Paulucci aus. Es ſollten nämlich ein paar Vaſen mit paſſenden Inſchriften angefertigt und von der kurländiſchen Ritterſchaft dem Marquis Paulucci überreicht werden, um derſelbſt ſeiner Nachwelt noch in ſeinem fernen Vaterlande Italien als Denkmahl die Verehrung und Dankbarkeit zu verkünden, welche im fernen Norden ein edles Familienglied ſich von den Bewohnern dieſer Gegenden erwarb. — Uebrigens fehlte unſerer Landes-Verſammlung, um ganz in der Ordnung als Landtag, wie er ſeyn ſoll, zu erſcheinen, es auch durchaus nicht an ſtreitenden Partheyen. Doch mit dem Landtage ſelbſt ſchloß ſich auch aller Zwiſt ſtreitender Meinungen, und dieſe haben nun wieder drey Jahre Zeit ſich auszugleichen, oder abermals zum Kampfe für die Dauer des künftigen Landtages zu rüſten.

Der nahende Sommer, der ſonderbar genug ſich ohne Uebergang an die noch immer fortdauernde Winterszeit ſchließen ſoll, wird aus dieſer keine Freuden der Städter, wohl aber die Sorgen des Landmanns empfangen. Der Frühling iſt die Blüthe auch der Hoffnungen des Landmannes; was kann er für eine Frucht erwarten, wo es keine Blüthen gab? Wir gehen einem bangen Jahre entgegen. Die Heerden hat eine beynahe zehn Monate dauernde Kälte durch Mangel getödtet, und ohne Pferde kann die Beſtellung der Felder nicht geſchehen; wo aber iſt es möglich, auch für theures Geld, andere zu kaufen, und wem dieſes gelingt, muß ſolchen Aufwand machen, der vielleicht den ganzen Betrag der zu erwartenden Ernte erreicht. So alſo iſt für die Zukunft keine freundliche Ausſicht vorhanden, doch ſchon oft geſchah es, daß Leiden, welche die Natur ſelbſt über ihre Lieblingskinder — die Menſchen — ausſchüttete, auch von ihr ſelbſt wieder durch ganz beſondere zarte mütterliche Sorge und Pflege nicht nur Minderung, ſondern ſogar ſegensvollen Erſaz erhalten. Wir wollen hoffen, daß es auch in dieſem Jahre der Fall ſeyn werde.

Beylagen: Kunſtblatt Nro. 52. u. Monatsregiſter Juni.

Nr. 52.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 30. Juni 1823.

Römiſche Ausgrabungen.

Der römiſche Boden hat auch im lezten Winter hie und da ſeine lang bewahrten Schäze aufgethan. Es vergeht wohl keine Zeit, daß man nicht an einem oder dem andern Orte ſolche Gunſt von ihm verlangt, und da dieß nicht leicht ohne irgend ein Anzeichen geſchieht, ſo geht es ohne einigen Lohn auch ſelten ab. Dieſer Lohn iſt, in den meiſten Fällen, ein ſolcher, der mit der Beſchaffenheit des Einſazes die Vergleichung aushält, durch antikes Material, durch Ornamente, Säulenſtücke und Fußböden, die Koſten mit Zinſen wiedererſtattend; Künſtler und Antiquar ſind verwöhnt genug, wenig daraus zu machen, ja gewöhnliche Grabinſchriften, Moſaikböden, Geſims- und Skulptur-Fragmente mittelmäßiger Arbeit und häufiger Darſtellung mögen ihnen noch kein glücklicher Fund heißen. Von den Ausgrabungen beym Monument der Servilier an der Appiſchen Straße und bey der Bottaccia zehn Millien von Rom gegen Civita vecchia auf der vermuthlichen Stätte des alten Lorium iſt Bedeutenderes nicht bekannt geworden. Einen ſchönen Moſaikboden gewann man vor Porta Porteſi, Quadern mit beſezten Schüſſeln, mitten der Kopf einer ländlichen Gottheit, mit Früchten umkränzt, ſtatt der Haare und des Barts.

Etwas ergiebiger ſcheint die Nähe von Civita Caſtellana, der Boden des alten Falerii, zu ſeyn. Dort hat man außer einer mittelmäßigen Diana mit dem Hunde einen geharniſchten römiſchen Trunk von ſeltener Schönheit kürzlich gefunden; einige Zeit vorher zwey intereſſante, allem Anſchein nach auf die Lokalreligion bezügliche Reliefstafeln von mehr Höhe als Breite. Das eine dieſer Reliefs zeigt Opferer zwiſchen zwey Altären mit Götterſtatuen, von welchen nur die eine geharniſchte und behelmte hinlänglich erhalten iſt; das andre, eine männliche Figur mit langem Bart und Gewand, einem auf dem Boden ſizenden nackten Knaben mit der Rechten ein Rhyton, mit der Linken eine Diota reichend, beyde Gefäße mit durchbohrten Oeffnungen; hinter dem Knaben ein Baum, auf deſſen Zweigen ein Vogel ſizt. Dieſe Reliefs ſind von dem Kunſthändler Ignatio Veſcorali, Unternehmer jener Ausgrabungen, dem Vatikaniſchen Muſeum überlaſſen worden.

Zu verſchiedenen Malen haben die Gräber von Corneto wieder erinnert, wie manches Bedeutende ſie von alter Zeit her verbergen mögen. Erſt durch allerley Waffengeräth, dann wieder durch zwey Schilder, das eine mit umlaufenden Reiterfiguren, das andre mit Thieren, ein anderesmal durch eine Vaſe und eine Patera, beyde in der Art der Kampaniſchen, wie ſich deren mehrere in Corneto, unſeres Wiſſens in keinem anderen etruskiſchen Orte gefunden haben, beydes ſchöne und intereſſante obwohl ſtark beſchädigte Stücke im Beſiz des Kunſthändlers Veſcorali. Die Vaſe enthält kämpfende Thierfiguren, einen Panther auf einem Hirſch, einen Stier unter dem Anfall zweyer Löwen, dann vermuthlich einen Eber wieder von zwey Löwen zerfleiſcht. Die ſehr zerſtückelte und lückenhafte Patera hatte jederſeits einen Rand von der Breite des eingeſchloſſenen inneren Kreiſes; auf jenem Rande waren Zierrathen, rückwärts myſtiſche und Mantelfiguren der gewöhnlichen Art, in der inneren Mitte iſt Kopf und Rücken des Eſels mit dem Obertheil der darauf ſizenden Figur erhalten. Dieſe Figur, bärtig und unbekleidet, ſucht die edlen von Bachiſchem Trank erfüllten Glieder mühſam auf dem ſicheren Thier zu erhalten. Die linke Hand ſtemmt ſich auf den Rücken des Eſels, Bruſt und Schulter ſind angeſpannt; das lorbeerbekränzte Haupt mit dem vollen lockigen Haar ſinkt behaglich zurück, während die ausgeſtreckte Rechte eine große Schale hält. Ohne den Eſel würde dieſe Figur für einen Vater der Götter gelten und nicht, wofür ſie jezt des Thieres wegen erachtet wird, für einen Silen edlerer Gattung; haben dieſe auch je den Lorbeer vertragen und ihr Silenenprofil abgelegt? Dennoch iſt es ſehr unſicher, den Vater der Götter bey Bachiſchen Mahlen oder von ihnen kommend zu ſuchen. *)

*) Der dieß gewagt hat, iſt Millin bey Erklärung der Zeusähnlichen Figur mit dem Rhyton auf Heraclis Rücken. Vases II. 10. Gall. myth. tav. CXXI. no. 468., jener Figur, in der Millingen Vasen p. 56 einen entführten Pluto, Böttiger archäolog. Nebenleſe I. S. 4. einen bärtigen Bacchus erkannte. Gegen die leztere, ſo

Dem Boden von Paläſtrina hat man ſchon manchen ſchönen Fund verdankt; ein ganz neulicher hat die intereſſante Antiken-Sammlung des Herrn Ritters von Bröndſted, königl. däniſchen Geſchäftsträgers am päpſtlichen Hofe vermehrt. Es iſt dieſes eines der Gefäße von getriebener Bronze, die unter der Benennung myſtiſcher Ciſten hie und da in den Muſeen erwähnt werden, von anderthalb bis drey Palmen Höhe, cylindriſch, mit flachgewölbten Deckeln verſehen, gewöhnlich auch mit untergeſezten Thierfüßen, eingeſchlagenen Ringen und auf den Deckel geſezten bizarren, dann und wann unzüchtigen, Figuren, deren ſchlechte Arbeit und unbarmherzige Anfügung eine ſpätere Zeit verräth, als die geiſtreich graffirten Zeichnungen der Gefäße. Durch ähnliche Anfügungen und namentlich durch mitten durch die Figuren geſchlagene Ringe iſt auch die ſonſt größtentheils ſehr wohl erhaltene Ciſta des Herrn von Bröndſted entſtellt, doch iſt nur bey einer einzigen der dreyzehn in vier Gruppen vertheilten Figuren, Körper und Bewegung dadurch unkenntlich geworden. Sämmtliche Gruppen ſtellen Rüſtungen von Jünglingen vor. Durch einen dicken Baumſtamm geſchieden, aus dem ſich lorbeerähnliche Zweige erheben, erſcheint rechtshin zuerſt eine ſtehende Jünglingsfigur mit eingeſtemmten rechten Arm, mit dem linken der gegenüberſtehenden ähnlichen einen Helm reichend. Beyde Figuren haben das Gewand über Unterleib und linke Schulter geſchlagen, die zweyte ſtüzt mit der Rechten einen Speer auf und hält mit der an den Leib gelegten Linken ein Schwert an ſeiner Seite. Ein gefleckter Thier mit hundeähnlichem Kopf und hohen Beinen, ſezt den linken Vorderfuß auf den Schenkel des zweyten Jünglings; man möchte an ein Hirſchkalb denken, wenn die Beine nicht ſo derb wären und die Pfote geſpalten ſchiene. Die dritte Figur, gleichfalls der erſten zugewandt, iſt eine weibliche, in langem Gewand und beſchuht; ihre gebogene rechte Hand iſt an den Leib gedrückt, die Linke mochte ins Gewand gewickelt ſeyn. Dieſe Figur iſt ſtark beſchädigt. Abgewandt von ihr folgt ein Jüngling einer zweyten Gruppe. Er iſt ebenfalls halb bekleidet, ſeine Rechte im Gewand, ſeine Linke hält einen lorbeerähnlichen Aſt unter der Bruſt und über die linke Schulter gelegt. Ein bärtiger beſchuhter Alter iſt die ſechste Figur, auf einen Stab unter der linken Schulter geſtüzt, den Unterleib vom Gewande bedeckt, deſſen Zipfel neben dem Stabe herabhängen. Ihm gegenüber ſteht eine Frau in langem Gewand, deſſen Knopf auf der rechten Schulter ſichtbar und deſſen Ende nochmals über die linke Schulter geſchlagen iſt, einen großen Ohrring im zugewandten linken Ohre, beyde Hände unter der Bruſt zuſammengefügt. Sie und der Alte ſchauen auf den in der Mitte ſtehenden bekleideten Knaben, der mit ſeiner Rechten etwas Längliches, oben Breiteres andrückt, mit ſeiner Linken vermuthlich den Faden hält, an dem in der Höhe ein Vogel flattert; vielleicht möchte hier nichts mehr zu ſuchen ſeyn, als ein Kinderſpiel, zu dem der folgende Jüngling einen ſchönen Kontraſt gibt. Dieſer, außer der unter dem Hals geknüpften Chlamys unbekleidet, ſchreitet mit dem rechten Fuß raſch vor und zeigt mit der rechten Hand bedeutſam auf die zu des Knaben Füßen auf den Boden geſtellten Waffen, Harniſch und Schwert; in der linken Hand hält er einen Schild, auf dem ein hundsähnliches Thier, dem oben erwähnten ähnlich, doch nicht gefleckt. Eine abgewandte Jünglingsfigur bezeichnet die dritte Gruppe; die vorgeknüpfte Chlamys fällt über ſeinen Rücken, mit der Rechten ſtüzt er einen Speer ſchräg auf, in der geſenkten Linken hält er ein Schwert über dem Griff. Ihm gegenüber ſteht eine Figur, die man nicht umhin kann für weiblich zu halten, obwohl ihr Gewand nur wie bey den Jünglingen, Unterleib und linke Schulter bedeckt; ſie hat Sandalen und reicht dem Jüngling einen Lorbeerzweig. Rückwärts ſichtlich, den Kopf nach dem Jüngling gewandt, erſcheint hierauf eine nackte männliche Figur; ſie hat mehr als die übrigen gelitten, daher es unkenntlich bleibt, wie die Kopfverhüllung, deren Schleife unter dem Hals und von der ein Stück über Stirn und Wange ſichtbar iſt, vermuthlich ein Fell am Hinterkopf endete. Ueber ihren linken Arm iſt das Gewand geſchlagen; er iſt an die linke Hüfte geſtemmt. Der rechte Arm hält eine Doppelaxt auf die Erde geſtüzt. Hierauf folgt noch eine Gruppe von zwey Jünglingen. Der eine, deſſen Profil dem andern zugewandt und deſſen Chlamys auf dem Rücken ſichtbar iſt, hat die Linke zurückgezogen und hält mit der Rechten eine Beinſchiene. Der andere iſt mit Harniſch und übergeworfenem Mantel angethan; nur ſeinen Beinen fehlt die Rüſtung, die ihm der andere vollenden hilft. In ſeiner Rechten hält er ein gekrümmtes und geſtreiftes, oben breites, unten ſpizziges Ding, das vermuthlich auch ein Stück der Beinrüſtung iſt, zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger. Zwiſchen beyden Jünglingen ſteht ein Speer, und an irgend etwas angelehnt, gegen den erſten Jüngling zugewandt, ein länglicher mit einer Reihe wie von kleinen Knöpfen umlaufener Schild, in deſſen Mitte ein Vogel, etwa ein Adler, bemerklich iſt. Sämmtliche Figuren ſind von willkührlich umlaufenden Streifen wie von Wolken umgeben. Die Deutung jener ſchönen Compoſition, die nach dem Brauch ähnlicher antiker Darſtellungen, mit dem Heros, mit der Löwenhaut und den Schildern, mit Adler und vier-

---

auch gegen die zweyte Annahme, iſt der ganz ähnliche unverkennbare thronende Zeus, dem Herakles das Horn reicht auf der Vaſe bey Tiſchbein IV. 25. Millin Gall. myth. CXXV. 467. Die ſichere Erklärung beruht auf der räthſelhaften Vaſe, auf der Herakles den Zeus durchs Waſſer trägt, Hermes voran, ein Mann mit einem Thierfell entgegengewandt. Gori Mus. Etrusc. II. 159. An Typhon oder Antäus denkt Tölken bey dieſem (zu Millin S. 104). Ein Ceſtus iſt nicht bemerklich.

füßigem Thier, vielleicht einem Wolf, aller Wahrscheinlichkeit nach eine individuelle ist, sind wir berechtigt von ihrem Besitzer zu erwarten, dem außer der täglichen Anschauung des Originals und seiner sorgfältigen Zeichnung noch verwandter bedeutender Apparat, und der Vortheil längerer Untersuchungen über diese ganze räthselhafte Klasse von Gefäßen zu Gebote steht. Als einer glücklich hingeworfenen mit der Darstellung und der Siebenzahl der Jünglinge überraschend zusammentreffenden Erklärung dürfen wir schießlich Herrn von Bröndsteds Erinnerung an die Rüstung der Sieben gegen Theben erwähnen, eine Lösung deren Ausführung billigerweise ihrem Erfinder überlassen bleibt.

Man fand in jenem merkwürdigen Gefäß außer einem Salbenfläschchen und einer Strigilis einen Bronzespiegel von der gewöhnlichen Form der sogenannten Pateren mit graffirten Figuren und mit einem Eselskopf am Ende des Griffes. Die vortrefflich erhaltenen graffirten Figuren der Rückseite bestehen in einer Biga, auf der eine weibliche Figur, in der Linken die Fackel, in der Rechten die Zügel hebend, erscheint; mit aufwärts gekehrten Beinen und unbekleidet schwebt ein geflügelter Knabe herab, mit beyden Händen den lorbeerähnlichen, mit flatternden Bändern umwundenen Kranz fassend und gegen die weibliche Figur ausstreckend. Die Rosse stehen still, das hintere mit zurückgewandtem Haupte; ihr Lauf scheint von der Führerin angehalten, die auch nicht im Profil, sondern rechtshin gewandt in voller Vorderansicht erscheint. Ihr Peplus flattert um Schultern und Hüften, in einzelnen Locken der hinten zusammengewundene Haarknauf; über der Tunika hat sie den Kreuzriemen und den unteren Gürtel mit herabhängenden Schleifen; sie hat ein Halsband, Armbänder und Ohrringe. Unter dem vorderen Roß liegt ein geflügelter Helm, wie der Platonische auf Darstellungen vom Raub der Kora; er kann die nächtliche Region bezeichnen. Ringsum sind Myrtenblätter und wo der Spiegel gegen den Griff ausläuft, ein bellender Hund. Hie und da ist der Boden durch Blumen bezeichnet, oder sie füllen den leeren Raum, wie etliche andre Ornamente. Ist die Figur eine nächtliche Diana, wie sie sehr wohl und wegen Kreuzband und Hund eher heißen kann, als Aurora und Eos, so überrascht ihre gleich unerwartete durch die Beyschrift LOSNA unzweifelhafte Erscheinung zwischen Amuces und Voloces auf einem Werke gleicher Bestimmung, auf dem Spiegel der Ficoronischen Cista. Sie und der auf entschiedenen Mysterienvasen ganz gleichgebildete Genius wären merkwürdig zusammengestellt. Die Zeichnung des Spiegels und noch mehr die des Gefäßes ist frey, sicher und zierlich, doch scheinen selbst die Vorzüge des letzteren mehr dem Style anzugehören als dem Verdienste des Künstlers; der Meissel ist gröber und breiter geführt, von der zarten Behandlung der Ficoronischen Cista weit entfernt. Haupt-Composition und Nebenwerke, die unten umlaufenden Thierfiguren, über deren Benennung die conventionelle Modelung des Styls hier und in ähnlichen Werken dann und wann verlegen macht, leopardenähnliche Geyer, Eber und Widder, dann die Seethiere auf dem Deckel, scheinen sämmtlich von derselben Hand, dagegen der Meister der Ficoronischen Cista sie allem Anschein nach einer dienenden Hand überließ. Nur die Füße und die aufgesetzten einerseits umschlungenen Figuren verrathen sich auch hier als späterer Zusatz. *)

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Herr v. Bröndsted, von dem die Mittheilung seines Apparats und seiner über die erwähnten Cisten angestellten Untersuchungen zu hoffen ist, hat zum Behuf seines Werks auch das bedeutende Unternehmen nicht gescheut, eine würdige Zeichnung jenes herrlichen Kunstwerks verfertigen zu lassen.

Kunstnotizen von der Leipziger Ostermesse.

Zu dem Interessantesten, was der wackere Kunsthändler Weiß aus Berlin in der verflossenen Messe bey uns vorzeigte, gehörte ein Bild von Andr. Botticelli, einem berühmten Meister der alten toskanischen Schule. Das Bild in einem schmalen, aber langen Querformat auf Holz gemalt, enthält in vier von einander abgesonderten Darstellungen das Wunder und den Tod des Heiligen — wenn ich nicht irre, des heiligen Dominikus. In der ersten dieser Darstellungen sieht man, wie eben das Rad eines schweren Rüstwagens über den Leib eines hingestürzten Knaben geht. Ein anderer Knabe, mit Mutter und Vater stürzen herbey. Der überraschende Schreck gibt ihnen die rückwärts gekehrte Haltung, die Begierde, das unglückliche Kind hervorzuziehen, treibt die Glieder vorwärts. In dieser Haltung und Stellung der halbfallenden Figuren und in der Gebärde des Schmerzens, besonders der Mutter, liegt noch das meiste Steife und Gewaltsame. Die Scene geht in einer Straße vor. Die Häuser sind in altem florentinischen Styl genau geschildert. In der zweyten Darstellung wird der Knabe einem Todten gleich in das nahe Kloster getragen. Ein Ordensgeistlicher übernimmt denselben, vor der Pforte des Klosters von den Eltern. In der dritten Darstellung wird der Knabe von demselben mit gesundem Leibe seinen frohen Eltern zurückgegeben, die Mutter umarmt ihn. Die Figuren sind in dieser Darstellung um Vieles besser, als in den beyden ersten. Die Krone des Bildes aber ist die letzte Darstellung. Hier sitzt der Wunderthäter mit der Bischofsmütze auf einem hohen

Bett, rings um das Bett, aber tiefer unter ihm stehen die Ordensleute weinend, und mit sichtbarer Erquickung an seinen ruhig frommen und segensreichen Blicken hangend. Ein Bild voll von innigem Ausdruck, vornehmlich in den Köpfen; wirksamer und sinnvoller Gruppirung, kräftiger und frischer Färbung, und vortrefflich erhalten. Es war früher im Besitz des Kupferstechers Metzger in Florenz. — Vielen Beyfall gewann ferner ein Bild der Jungfrau von Cesare da Sesto, Schüler des Leonardo. Sie steht in einem grünen wohlgefalteten Gewande, das durch eine einfach figurirte Bordure auf der Brust leicht zusammenschließt, und sieht mit liebreichem Blick auf die Blumen, die ihr zu Boden blühen, und auf das muntere Vögelchen, das neben ihr sizt. Das Haupt steht in einer lieblichen Glorie. Das Bild hat einen äußerst sanften Charakter, der bey längerem Verweilen bey demselben ans Weichliche zu gränzen scheint. Diesem Bild kann zur Seite gestellt werden eine Madonna von Garofalo, die zum Himmel schwebt. Sie steht vor einer schimmernden Wolke, oben breitet Gott Vater von Engelchören umgeben die Hände aus, sie zu empfangen. Ferner sahen wir eine heilige Familie von Innocenzo d'Imola. Das Christuskind steckt der heiligen Catharina den Ring an den Finger; ein schön gruppirtes Bild von heiterer Wirkung. Noch zeigte uns der Sammler einige kleine mangelhaftere Bilder aus der älteren italienischen Schule z. B. die Anbetung des Engels vor dem Kinde (in Perugia's erster Manier); eine Anbetung der drey Könige und eine Vermählung der Maria (angeblich von Giorgione) mit sehr schönen Köpfchen, aber sehr nachgedunkelter Farbe.

Außerdem fanden wir bemerkenswerth ein (dem Vandyk beygelegtes) Bild, welches einen Knaben von äußerst feiner, lebendiger Gesichtsbildung in phantastischer aber zierlicher Kleidung, mit Federbarett, und bis auf die Füße herabfallendem Gewande darstellt, und einen nervigen Obsthändler von Murillo, der mit weitgeöffnetem Munde seine preiswürdige Waare ausbietet. Vor sich hat er einen Korb mit Aepfeln; er hat einige in eine Wage gelegt; man sieht, wie schwer sie sind, da sie die Wagschale ungeachtet des Gegengewichts niederdrücken. Das Bild hat viel gedunkelt, ist aber sehr grandios gearbeitet. — Auch fanden sich einige brave niederländische Schilderungen und eine reiche Auswahl seltener Kupferblätter in dem Vorrathe des Herrn Weiß.

A. W.

Landschaftgemälde des Herrn Max. Joseph Wagenbaur, Centralgallerie-Inspector in München.

Dem fortgesezten eifrigen Streben unseres Künstlers, die Natur allenthalben zu studieren, und sie in ihren schönsten Momenten aufzufassen, verdankten wir bisher manches treffliche Bild; die beyden gegenwärtigen zeigen nicht minder rühmlich die schönen Früchte dieses Studiums sowohl in der verständigen Wahl des Gegenstandes, als des richtigen Gefühles in der kunstgerechten Ausführung.

Das größere Bild stellt das Dorf Allach an der Würm bey Menzing unweit des königlichen Lustschlosses Nymphenburg vor.

Am Horizonte glänzt der frische Morgen, von dessen heiterem Licht nahe und ferne Gegenstände umflossen sind. Die flache Gegend gestattet eine weite Aussicht. Der Hirt aus dem nahen Dorfe hat eben die Heerde ausgetrieben. Kühe, Schafe und Ziegen stehen und laufen zerstreut am Wege, der nach dem Vorgrunde führt, brüllend und blökend, sich freuend ihres Daseyns.

Näher am Vorgrunde erheben sich zwey Weidenbäume, der eine jung und schlank mit grünenden Zweigen, der andere dürr und abgestorben, beyde neben sumpfiger Stelle, und beyde das treue Bild der Natur. Der Tageszeit gemäß ist die Gegend in einem heitern, lichten Tone gehalten, in harmonischem Zusammenwirken des Einzelnen zum gefälligen Ganzen, ohne fingirte Täuschung durch Gegensätze von Massen.

Das zweyte etwas kleinere Gemälde schildert uns eine seichte Ufergegend am Kochelsee, die mit Schilf bewachsen längs des Ufers dicht mit Bäumen besezt ist, welche, vom Bilde aus, nach der linken Seite hin, den gesperrten Hintergrund nur wenig offen lassen. Zwischen den Bäumen bemerkt man einige Fischerhütten. Ein Fischer fährt zum Fange aus, er stößt eben seinen Kahn vom Lande ab.

Es ist Nachmittag. Bey glühender Luft gewährt das schattige Ufer erfrischende Kühlung. Ein durchbrechender Sonnenblick, der zur Linken einen Theil des vorspringenden Ufers, worauf eine stehende und eine liegende Kuh sich befinden, glänzend erleuchtet, thut eine eben so wahre als frappante Wirkung, wodurch das Ganze in seinen wesentlichen Theilen kräftig auseinander gesezt ist. — Dem Wasser fehlt die Durchsichtigkeit nicht, und vor Allem den Eichbäumen nicht die charakteristische Beblätterung. Ueber alle Gegenstände ist eine anziehende Harmonie verbreitet. In der freyen, geistreichen Behandlung theilt dieses Bild mit dem vorigen gleiches Verdienst.

Wir wünschen dem Hrn. Campe in Leipzig, für den dieses Gemälde bestimmt seyn soll, Glück zu dessen Besitz.

Speth.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebzehnter Jahrgang.

1823.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng-wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Neuste Nachrichten aus Jerusalem. A. d. Engl. 157. 158.
Auszüge aus den Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen. Fortsetz. 161. 162. 164. 165. 168. 170.

Natur-Geschichte.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere. Von Fr. Th. von Schubert. Fortsetz. 156. 158.
Die Erde. Von Fr. Th. von Schubert. 166. 167. 169. 170.
Der Mond. Von Fr. Th. von Schubert. 173. 174. 177. 178. 179. 181.
Ausbrüten der Eyer durch Dämpfe. 171.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Eremiten im Gefängniß. A. d. Fr. 156. 157. 162. 163. 166. 167. 168.
Industrie und Erfindungen. 156.
Ehrenrettung. 159.
Miscellen aus England. 164. 171. 174. 179.
Gesang als Bildungsmittel. 165.
Geistreiches Impromptu. 166.
Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel, von Börne. 172. 173.
Aus Paris. Das Gastmal der Epicier. Börne. 175. 176.
Dampfschiffe. 178.
Was Hauslehrer thun und nicht thun sollen. Von Prof. Hanhardt. 180. 181.

Erzählungen.

Wie man sich in Persien emporhebt. London Magazine. 159. 160. 163. 164.
Die Kraniche des Ibykus. Börne. 161.
Noch ein Bruchstück aus Walter Scotts neuem Roman Quentin Durward. 171. 172. 174. 175. 176. 177. 178. 180. 181.
Afrikanischer Parvenu. A. d. Engl. 182.

Gedichte.

Lose der Liebe. Voß. 157. 162.
Persische Fabeln. Fr. Rückert. 160. 165. 167. 175. 176. 181.
Charade. Strumpfband. 160.
Deutscher Meistergesang. A. Henne von Sargans. 163.
Charade. Trauerweide. 166.
Sonnet. Schnabel. 169.
Minnelied nach altschwäbischer Art. Von A. Henne. 172.
Charade. Nestbäckchen. 172.
Die Spanierin. Nach Byrons Childe Harald. Von Rio. 179.
Nachtlied. 182.

Korrespondenz.

Berlin. Spektakel. 160. 165. 166. 169. 172. 175. 180. — Bern. 167. 168. — Dresden. 174. — Genf. 164. — Leipzig. 170. 171. 177. — London. 173. 176. 178. 179. — Metz. 163. — München. 161. 162. — Paris. 158. 159. — Petersburg. 181. — Speyer. 182. — Wien. 156. 157.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Römische Ausgrabungen. (Beschluß.) Von Gerhard. — Die Sixtinische Madonna, copirt durch Jacob Schlesinger.

Nro. 54.

Kunstliteratur. Ueber Hubert und Johann van Eyck, von Dr. Gustav Friedrich Waagen, correspondirendem Mitgliede der königlich bayerschen Akademie der Wissenschaften. — Die Sixtinische Madonna, copirt durch Jacob Schlesinger. (Beschluß.) — Rom, den 13. Juni 1823.

Nro. 55.

Kunstliteratur. Ueber Hubert und Johann van Eyck. (Fortsetzung.) — Zwey Schilderchen der Vorzeit. Von Büsching.

Nro. 56.

Kunstnachrichten aus Paris. — Kunstliteratur. Ueber Hubert und Johann van Eyck. (Beschluß.) — Paris, den 17. Juni.

Nro. 57.

Kunstnachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Römische Alterthümer in Salzburg. Von Fr. S. K.

Nro. 58.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco. — Römische Alterthümer in Salzburg. (Beschluß.) — Subscriptions-Anzeige.

Nro. 59.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco. (Fortsetzung.) — Etwas in Antwort des Aufsatzes über Hanns Holbein. im Kunstblatte 1823. Nr. 31 bis 34. Von Peter Vischer. — Warnung. Von Dr. C. L. Goldschmidt.

Nro. 60.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco. (Beschluß.) Von Adrian. — Kunstliteratur. Vorlagen für Landschaftzeichner. München 1823. Im Verlage der lithographischen Kunstanstalt an der Feyertagsschule. Von Speth. — Aus Leipzig im Juni.

Nro. 61.

Kunstgeschichte. Histoire de la Peinture en Italie. Par M. Beyle. 2 Vol. 8. Paris, chez Mongie. 1823. Von Eugen A.

Literatur-Blatt.

Nro. 52.

Unterhaltungs-Literatur. Meister Fuchs; oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau. Allerneuestes Capriccio, als drittes Tableau in die Gallerie der Katers und Bocksprünge von Adolph v. Schaden. — Dichtkunst. Gedichte von L. Paulsen. Erster Band. — Länderkunde. Die Schweiz. Nach Depping, Picot, Lutz und den neuesten Quellen überhaupt bearbeitet; mit 16 Kupfern. 3 Theile.

Nro. 53.

Dramatische Dichtkunst. Sulla. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Kestner. — Topographie. A. W. Grieseis Gemälde von Prag. — Dichtkunst. Merzblumen, eine Gabe der Freundschaft. De tenero cingite flore caput. Ovid. fast. III. 264. Von J. H. von Wessenberg.

Nro. 54.

Dramatische Dichtkunst. Karl Reinhold, Tragödie in 5 Akten. Nach einer noch ungedruckten Novelle von Moritz Kornfeld. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom April 1823.

Nro. 55.

Dichtkunst. Haine von J. M. Edlr. Professor im K. Erz. Inst. für Studierende in München. — Zeitgeschichte. An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander Hohenlohe, on Miss Barbara O'connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc. — Authentischer Bericht von der wundervollen Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe an der Miß Barbara O'connor, Nonne des Klosters New-Hall bey Chelmsford, bewirkt hat; nebst einer vollständigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieser Sache im Umlauf waren. Von Dr. Johann Badeley, Protestant. Arzt im genannten Kloster. — Staatswissenschaften. Les Cabinets et les peuples, depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Paris, vom Mai 1823.

Nro. 56.

Geschichte. Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraume von achtzehn Monaten gesprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist. Von dem Grafen von Las Cases. Aus dem Französischen übersetzt. Siebenter Band. — Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens.

Nro. 57.

Dramatische Dichtkunst. Der Sylvesterabend, ein Trauerspiel in zwey Aufzügen von Karl Panse. — Topographie. Alterthümlichkeit der Residenz Darmstadt, nebst einem Anhange für Reisende in die Bergstraße und den Odenwald. Von Heinrich Zschokke. — Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens. (Beschluß.)

Nro. 58.

Reise-Literatur. Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblentz (1791.) Ouvrage de Louis XVIII., Roi de France. — Periodische Literatur. Vorzeit und Gegenwart. — Bades-Literatur. Die Insel Norderney und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpunkte. Von Dr. F. W. v. Halem. Mit 3 Kupfern. — Bock.

Nro. 59.

Unterhaltungs-Literatur. Federstiche von Martin Casnow. Erste Sendung. — Sprachkunde. Teutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen bearbeitet von Friedrich Schmitthenner. — Dramatische Dichtkunst. Eugenie oder die falsche Ehe. Schauspiel in fünf Aufzügen nach Beaumarchais neu bearbeitet von C. Ph. Bonafont.

Nro. 60.

Geschichte. Denkwürdigkeiten aus dem Leben frommer Personen der Vorwelt, deren Namen im Kalender stehen. Von M. J. S. Grobe. — Erbauungs-Literatur. Hausaltar, oder Morgens und Abendgebete auf alle Tage des Jahres von M. Georg Hieronymus Rosenmüller. Vier Bände in gr. 8. — Mitgabe für das ganze Leben, am Tage der Confirmation der Jugend geweihet. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. — Archäologie. Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adrian. — Unterhaltungs-Literatur. Novellen von Luise Brachmann.

Nro. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. Juli 1823.

Aber was ich mir wünsche, das bist du, göttliche Pflanze.
Die das Gemüth mir stärkt und den Wahn der Meynungen wegtreibt,
Die mir das Ohr verstopft und das Herz von Leidenschaft reinigt.
Also lehrend und lebend erwart' ich ruhig das Ende.

Hyle.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Das System verbietet seinen Schülern den Ehrgeiz, die Eitelkeit; es befiehlt, weder den Schmerz, noch Ketten, noch den Tod zu fürchten; mit Einem Wort, unter allen Umständen des Lebens sich gleich zu bleiben. Betrachten wir eine dieser Vorschriften nach der andern, und sehen wir, ob ich mich darein schicken kann.

Der Ehrgeiz. Er ist eine Krankheit, von der ich mich leicht werde heilen können. Wenn ich große Macht besäße, ich wüßte nicht, wie ich darüber verfügen sollte, sie wäre für mich eine wahre Last. Vielleicht würde ich sie eine Zeitlang tragen, um, wenn es möglich wäre, Gutes zu thun; aber ich würde bald eine Entledigung dieser Last wünschen. Könnte mich etwa die Ehre, welche hohe Macht verleihen kann, in Versuchung setzen? Ich möchte eher meiner Stelle Ehre bringen, als daß sie mir Ehre brächte.

Die Eitelkeit. Was sollte ich ohne den Ehrgeiz mit der Eitelkeit beginnen? Sie wäre für mich eine höchst unangenehme Gesellschafterin, und würde mich bis auf den Tod langweilen. Uebrigens habe ich von Natur nur sehr wenige Neigung zu dieser Schwäche; ich kenne die Schwachheiten der menschlichen Natur zu gut, um einige Eitelkeit darein zu setzen, zu dieser armseligen Gattung zu gehören. Ich lebe den Wissenschaften aus Neigung, und weil die Beschäftigung mit denselben dem Nachdenken eine nützliche Uebung gewähret. Nie hat mir aber der Rauch des literarischen Ruhes das Gehirn betäubt; nie habe ich, wie die meisten meiner Mitbrüder, die Blicke immer auf die Zukunft geheftet. Ich bin mit dem, was ich schreibe, zu wenig zufrieden, um zu hoffen, damit auf die Nachwelt zu kommen. Sie mag mich richten, wie sie will. Denken aber meine Zeitgenossen das von mir, was ich von den meisten unter ihnen denke, so habe ich keine Ursache, stolz zu seyn. Nur Eines könnte mich eitel machen, nämlich meine Gefangenschaft; und ich würde mich diesen Gefühlen vielleicht überlassen, wenn ich nicht so große Lust hätte, Philosoph zu werden.

Die Furcht vor Schmerzen und vor Ketten. Hier wird die Sache etwas ernsthafter. Das System ist dabey gar nicht verlegen; es behauptet, der Schmerz sey nur eine Einbildung. In dieser Behauptung scheint mir etwas Uebertriebenes zu liegen; ich halte mich nicht für fähig, jenen Philosophen nachzuahmen, den man in einem Mörser zerstampfte, und dessen letzte Aeußerung war: „O Schmerz, man wird mich nie zu dem Geständniß zwingen können, daß du ein Uebel seyst!" Ich kann der Philosophie nicht mehr versprechen, als mich mit Geduld zu waffnen, wenn ich Schmerzen empfinden sollte; könnte mich aber die Klage davon befreyen, so glaube ich nicht, daß ich ihr widerstehen würde. Was nun den Tod betrifft, so weiß ich nicht eigentlich, was er ist, und denke so selten als möglich daran. Ist es aber wahr, wie ich hoffe, daß die Familien, die Freunde sich wieder finden, und bey dem großen Zusammentreffen der Menschheit sich wieder erken-

nen, so ist doch offenbar der Tod, der uns von den Schlechten und von den Verfolgern trennt, eher eine Wohlthat, als ein Unglück.

Dieß wäre nun mein System der Weisheit! Ich werde mich bey allen Zufällen des Lebens fest, wie ein Felsen, betragen; ich werde mich weder bekümmern, noch erzürnen, noch rächen; ich werde ganz kalt seyn.

Als ich mit diesen Zeilen zu Ende war, kündigte mir der Wärter die Ankunft meiner Gattin und meiner Tochter an. Zeno verbietet nicht, seine Familie zu lieben, auch umarme ich sie mit Freuden. Es hat sich aber ein Unglück ereignet, das man mir erzählt. Eine alte Freundin, die mich seit langer Zeit nicht verlassen hatte, deren Abwesenheit ich vermißte, und die das höchste Verlangen hatte, mich wieder zu sehen, meine Hündin Zerbine war diesen Damen gefolgt, und man hatte ihr unmenschlicher Weise den Eintritt in St. Pelagie verweigert. Sie hätte gleichfalls einen gestempelten Erlaubnißschein von der Polizey-Präfektur haben müssen, und man hatte nicht daran gedacht, diesen zu verlangen. Zerbine jammerte erbärmlich an der Gefängnißthüre; sie rührte Jedermann, außer dem Wächter. Ich hätte gar zu gern meine Hündin gesehen: diese getäuschte Hoffnung bringt mich in Zorn, ich breche in Vorwürfe aus, und entrüste mich über ein solches Verfahren. Ich war aufs Tiefste ergriffen: fort war meine Philosophie, fort mein geträumter Stoicismus. Ich war wieder ganz der Alte.

In der zehnten Consolation tritt Herr Joup auf. Sie hat die Aufschrift: Die zu Ehren gekommene Gefangenschaft.

Will man aus Gelegenheit menschlicher Unglücksfälle sich gelehrt zeigen, so ist es sehr leicht. Die Beyspiele drängen sich dem Schriftsteller unter die Feder. Fürchtete ich nicht, man möchte in einer einfachen Bemerkung eine Regung der Eitelkeit finden, von der ich sehr weit entfernt bin, und die sogar durch meine gegenwärtige Lage keine Rechtfertigung fände, so würde ich sagen, daß die Verfolgung immer irgend einer wirklichen oder vorgegebenen Superiorität nachgeht, und daß man, um zu hohem Ruhm zu gelangen, den Muth haben muß, große Ungerechtigkeiten zu erdulden.

Sophokles wurde von seinen Kindern vor ein Gericht gebracht; Aristides und Themistokles wurden verbannt; Phocion und Sokrates tranken den Schierling: das Andenken des leztern wurde sogar von Cicero geschmäht, der ihn in einem seiner vertrauten Briefe als Wucherer behandelt, wo er Befehl gibt, unter der Hand die Güter seines Freundes Crotoniates aufzukaufen, die durch einen Gerichtsspruch konfiszirt waren. Der tugendhafte Plato wurde von Athenäus des Neids, von Theopompus der Lüge, von Aulus Gellius des Diebstahls, von Porphyrius der Ausschweifung, und von jenem Schelmen Aristophanes, der von den ehrlichen Leuten zu Athen zur Verläumdung der tugendhaftesten Männer seines Jahrhunderts zu seinem großen Vortheil bezahlt war, sogar der Gottlosigkeit beschuldigt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsezung.)

Seit langer Zeit kannten die Anatomen den sogenannten Stenonischen Kanal, der den Mund mit den Nasenlöchern, oder die Organe des Geschmacks und des Geruchs in Verbindung sezt, und allen Säugthieren, mit Ausnahme des Pferdes und seines Reiters, gemein ist. Allein nach der eben erwähnten Entdeckung ist dieser Kanal nur ein untergeordneter Theil eines bisher unbekannten Organs, welches in einem langen und engen Sacke von drüsiger Substanz besteht, der in einem knorplichen Futteral von derselben Form eingeschlossen ist, welches auf dem Boden der Nasenlöcher aufliegt. Die Nerven dieses Organs sind von den Geruchsnerven verschieden, haben zwar mit ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung, aber viele merkwürdige Eigenheiten. Alle Quadrupeden sind mit diesem Organe versehen, welches selbst bey den verschiedenen Thiergattungen dieselbe Lage oder denselben Lauf hat; sogar das Pferd, dem der Stenonische Kanal fehlt, hat es in hohem Grade: nur dem Menschen, so wie den Wallfischarten (Cétacés), fehlt es. Am vollkommensten findet es sich in den nagenden Thieren (Rongeurs), und zunächst nach ihnen in den wiederkäuenden. Die fleischfressenden Thiere haben es in sehr geringem Grade; und in den vom Obste lebenden Affen ist es so unvollkommen, daß wir gleichsam dadurch vorbereitet werden, es im Menschen ganz zu vermissen.

Obgleich diese Entdeckung sich, wie es scheint, in der Folge nicht bestätigt hat, so erhält sie doch durch das, was eben bemerkt ist, einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit, und gibt, wenn ihre Richtigkeit vorausgesezt wird, zu folgenden Betrachtungen Anlaß. Da dieses Organ in allen Thieren eine solche Lage hat, daß es ein Theil der Werkzeuge sowol des Mundes, als der Nase zu seyn scheint, so kann man wohl nicht zweifeln, daß es sich auf die Beschaffenheit der Nahrung bezieht, die unmittelbar auf jene beyden Organe wirkt, und zwar auf eine so enge verbundene Art, daß es nichts Seltenes ist, den Geruch mit dem Geschmack zu verwechseln. Diese Vermuthung erhält dadurch eine neue Stärke, daß die größere oder geringere Vollkommenheit dieses neuen Organs, wie wir eben gesehen haben, blos von der Art der Lebensmittel abhängt, von der sich jede Thiergattung nährt. Es scheint daher, daß es, gleich

der Zunge und der Nase, dazu dient, durch eine angenehme oder unangenehme Empfindung, die dem Thier angemessenen Nahrungsmittel von den schädlichen zu unterscheiden, aber auf eine Art, oder in Fällen, wo der Geschmack und der Geruch nicht hinreichend sind. Es muß endlich dieses Organ eine Verrichtung haben, die bey dem Menschen nicht Statt findet, und einen Zweck, der dem Menschen zu seiner Erhaltung nicht nöthig war, weil es uns ganz fehlt. Ein solcher Zweck wäre die Erkennung giftiger Kräuter, wozu der Geschmack und der Geruch, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, nicht hinreichen*).

Bey uns hat die Natur diesen Zweck durch den Verstand, und die Fähigkeit, durch fremde Erfahrung gewitzigt zu werden, erreicht. Als bloßes Thier betrachtet, ist der Mensch das unvollkommenste unter allen: ein wilder, unter den Thieren aufgewachsener, und zum Thiere herabgesunkener Mensch ist verlassener, als die ärmlichste Thiergattung. Die Natur hat die Thiere mit unzähligen Instinkten und Fertigkeiten begabt, die uns mit Ausnahme derjenigen, die zur Erhaltung des Geschlechtes nothwendig sind, ganz fehlen; und die wenigen Triebe, die das Kind mit auf die Welt brachte, verliert es, sobald die Entwicklung des Verstandes, welche die Natur von uns fordert, sie entbehrlich macht. Dieser Mangel ist der große Hebel, durch den die Natur uns zur Vervollkommnung unserer Vernunft, zur Benutzung des Lichtes, das sie in uns angezündet hat, und zur Beobachtung der äußeren Welt zwingt. Nur durch das Studium der Natur, durch Erfahrung und Versuche, lernen wir die giftigen Substanzen von den unschädlichen unterscheiden; unsere Kenntniß davon gründet sich, wie der Mathematiker sich ausdrücken würde, auf Induktion, und nicht auf einen wirklichen Beweis. Wir kennen kein allgemeines Kriterion der giftigen Substanzen, und werden es nie kennen, so wenig wie wir ohne Erfahrung wissen können, welche Nahrungsmittel überhaupt gesund, und welche schädlich sind. Die Preisfrage, die hierüber vor Kurzem aufgegeben ist, wird daher von Menschen nie aufgelöset werden, und würde von den Thieren, wenn sie sie verstehen könnten, als leicht und unnütz belacht werden: denn die Thiere haben auch hier von der Natur einen Instinkt erhalten, der sie durch die Gefahren, von denen sie umgeben sind, so sicher leitet, daß kein Thier im Stande der Natur giftige Nahrungsmittel zu sich nimmt; da hingegen täglich Menschen durch Schwämme u. s. w. vergiftet werden. Was würde auch aus den Thieren, die so unglücklich sind, keine Aerzte zu haben, die sie vor giftigen Kräutern warnen, oder mit Gegengiften versehen können, geworden seyn, wenn sie nicht mit einem untrüglichen Instinkt versehen wären, der sie lehrt, die giftigen Nahrungsmittel von den unschädlichen zu unterscheiden? Wenn das neu entdeckte Organ dazu bestimmt ist, so sieht man leicht, warum es nur in den von Kräutern lebenden Thieren vollkommen entwickelt ist, sehr wenig aber in den fleischfressenden, und gar nicht in den Bewohnern des Wassers. Wo die Gefahr am größesten ist, da hat die Natur die Vertheidigungsmittel verstärkt; sie, die für jedes ihrer Werke mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgt, aber nie ohne Zweck und Nutzen handelt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ganz kürzlich gemachte Versuche haben das Resultat gegeben, daß Menschen, denen Nase und Augen eng geschlossen und verbunden worden waren, verschiedene ihnen in den Mund gebrachte Gegenstände mittelst des Geschmackes durchaus nicht unterscheiden konnten, daß also bey nicht thätigen Geruch- und Seh-Organen auch der Geschmack unterbrochen sey.

Anmerk. d. R.

Industrie und Erfindungen.

In der Ausstellung der wundervollen Glasarbeiten des Herrn Blades zu London wird jezt ein Kronleuchter (lustre) von einer außerordentlichen und höchst geschmackvollen Vollendung gezeigt. Er ist für den König von Persien bestimmt und kostet 400 Pfund, also ungefähr 4800 fl. unseres Geldes. Bedenkt man, daß neben dem wenigen Metall, das zu seiner Erbauung nothwendig ist, die Stoffe, aus denen er gearbeitet wurde, Kiesel-Erde und Salze, die allerwohlfeilsten sind, die irgend von einer sinnreichen Industrie verarbeitet werden, so staunt man bewundernd vor dem Werthe und dem Glanz, den ihnen Menschenhände zu geben vermögen.

In einer der großen Werkstätten Londons für Eisen- und Stahlarbeiten wird jezt eine Dampfmaschine vollendet, womit Eis im Großen gemacht werden kann. Sie ist für Ostindien bestimmt, wo das Klima einen großen Verbrauch desselben nothwendig macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im May.

Die Promenade im Augarten, am ersten dieses Wonnemonds, wurde durch die stürmische Witterung gestört. Zwar gilt es hier keinen Wetteifer im Aufwand glänzender Equipagen und Kostüms; die Damen zeigen sich aber dennoch gern an diesem Tage in eleganten weißen Frühlingskleidern; dieß Mal mußten sie, wie oft geschieht, vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt durch die hochgewölbte Hauptallee auf und nieder wandern. Im Grunde scheint diese Versammlung, die jährlich an dem genannten Tage Statt findet, nur noch eine stillschweigende Huldigung zu seyn, die den Manen des edeln Monarchen Joseph II. dargebracht wird, der den schönen, sonst so belebten, Garten dem Vergnügen des Publikums widmete, und hier in der Mitte seiner Unterthanen, anspruchslos und unbemerkt, die Freuden der Geselligkeit mit väterlichem Herzen theilte. Gewöhnlich pflegt an diesem Tage ein Fremder oder ein heimischer Tonkünstler in dem geschmackvoll dekorirten Salon des anstoßenden Palais ein Konzert zu geben. Dießmal gab Conradin Kreuzer eine musikalische Unterhaltung, fand jedoch seine Rechnung nicht dabey.

Glänzender fiel das, acht Tage früher in den schönen Gartengebäuden nächst der k. k. Burg, dem König von Neu-

pel zu Ehren gehaltene, Tanzfrühstück aus, wobey der hohe Gast mit einem Blumenfrühling überrascht wurde, der, mit der üppigen Flora südlicher Zonen zu wetteifern sicher nicht unwürdig war. Der herrliche Gartensaal des großen Gewächshauses, sammt dem Glashaus und dessen Nebengemächern, war durch Blumen und andere Gewächse, unter der Oberleitung des Obersthofmeisters, Fürsten von Trautmannsdorf, zu einem großen Tempel der Blumengöttin ausgeschmückt. Um halb zwölf Uhr begaben sich die hohen Herrschaften an den Ort des Festes; sie durchschritten alle Abtheilungen des Gartengebäudes und traten endlich in das zum Empfang der Gäste bestimmte Gemach, worin eine kolossale Vase aus der k. k. Porzellanfabrik aufgestellt war. Um zwölf Uhr nahm die Kaiserin nebst den zum Vorsitz gewählten Damen an den im Gartensaal aufgestellten, blos für die Damen bestimmten, runden Tischen Platz. Jeder prangte mit einer großen Blumenvase; am meisten zeichnete sich derjenige aus, an welchem die Kaiserin saß. Während der Tafel ertönte von fern reizende Harmonie. Für die männlichen Gäste war ein Kredenztisch im lezten Zimmer bereitet. Nach der Tafel begab sich die Kaiserin, am Arm des Königs von Neapel, mit den übrigen Damen in das anstoßende Gewächshaus, und in wenig Minuten war das Speisezimmer in einen Tanzsaal verwandelt. Nach halb drey Uhr war dieses eben so geschmackvolle als glänzende Fest beendigt.

Am 12ten wurde eine Lustfahrt nach Laxenburg unternommen. Der herrliche Park umschließt ein Sommergebäude, das von seinen Umgebungen den Namen des Lusthauses im Eichenhaine führt. Zu diesem Gebäude verfügte sich die hohe Gesellschaft gegen zwey Uhr Nachmittags, und wurde durch vier und zwanzig Schüsse aus dem herrlichen Kunstgeschütz der Stadt Nürnberg, die zwölf Monate genannt, bewillkommt. Im untern Saale stand eine Tafel von siebzehn Gedecken. Sie war mit einer Spiegelplatte geschmückt, worauf drey mit hohen Blumensträußen prangende goldene Vasen standen. Während der Tafel stimmte die Hofkapelle sanfte Musik an, die von den kriegerischen Tönen der im Freyen aufgestellten Banda beantwortet wurde. Ein zweyter Gruß aus dem Geschütz unterbrach dieses Wechselspiel auf kurze Zeit. Nach der Tafel wurden die prächtig bespannten Gartenwägen bestiegen. Der schöne Wagenzug, von dem Oberhofmeister zu Pferde begleitet, langte um fünf Uhr bey der Franzsburg an. Dem Geschmack der Zeit gemäß, in welchem diese Veste erbaut ist, waren ihre Zugänge und Wälle mit Thorwärteln und Burgknechten im alterthümlichen Kostüm besezt. Als die hohe Gesellschaft dieses seltene Museum des Mittelalters besehen hatte, verfügte sie sich durch eine vor dem Burgthor aufgestellte, lange Doppelreihe schwer gepanzerter Lanzenträger zu der Ueberfahrt am Teiche, wo Barken mit flatternden Wimpeln und vielfarbigen Sammetsitzen bereit standen. Nach einer halbstündigen Fahrt und dem Besuch auf der romantischen Schwaneninsel landete die Flottille um sieben Uhr unter türkischer Musik, die von der gothischen Brücke herübertönte; die hohen Herrschaften bestiegen die zweyspännigen Wagen und begaben sich nach der Meierey, wo noch einige Erfrischungen eingenommen wurden.

Der Hofschauspieler Urban aus München gab eine Reihe von Gastrollen auf dem Burgtheater. Seine erste Darstellung war die des Don Cäsar in der Braut von Messina. Der ihm vorangehende, sehr vortheilhafte Ruf mochte die Erwartung zu hoch gespannt haben, die Theilnahme war nicht nur getheilt, sondern der Beyfall fand Widerspruch. Er erschien zu kalt und manierirt. Der lezte Theil der Leistung genügte mehr. Besser gelang es ihm als Rudolph in Hedwig. Er hatte den inneren Zwiespalt dieses Böswichts, aus dem Einige einen Karl Moor, Andere einen Franz machen wollen, der aber in der That eine Karikatur von beyden ist, richtig aufgefaßt. Als Don Carlos befriedigte der Gastspieler nur theilweise. Ueberhaupt fand man seine Persönlichkeit Helden und ersten Liebhabern zu wenig angemessen, auch wollte man die Aneignung der Manier eines sehr geschäzten Künstlers wahrnehmen, dessen Individualität heroischen Rollen freylich mehr entspricht. Auch in Conversationsstücken zeigte sich der Gast, z. B. als Wan der Husen, Retau u. dergl. mehr. Die Meinungen darüber waren verschieden. Ein Theil behauptete, der Kothurn kleide ihn besser, ein anderer, der Soccus. Möglich, daß seine Neigung ihn mehr zu dem ersteren hinlebt, sein Aeußeres eignet sich vorzugsweise für den lezteren, wiewohl man ihm ein tönendes, kräftiges Organ nicht absprechen darf. Die Wahl des Eduard Rubberg befremdete etwas, aber die ergreifende Darstellung der Scenen vor und nach dem Verbrechen überwand alle Bedenklichkeiten. Einen wahren Triumph feyerte dieser Schauspieler als Enrico in der Albaneserin, was um so mehr zu bewundern ist, da Korn wirklich diese Rolle mit Meisterschaft gegeben hat. Alle Stimmen vereinigten sich in der Meinung, daß der Gastspieler die Tiefe des Gemüths und den dichterischen Schwung, die diesen Charakter auszeichnen, auf das glücklichste sich angeeignet habe. Eben so erfolgreich war die lezte seiner Gastdarstellungen als Tasso. Nach Endigung des Schauspiels wurde er stürmisch gerufen, und dankte in einigen aus der dramatischen Dichtung entlehnten, gut gewählten Versen.

Auf dem Theater an der Wien wurde ein romantisches Melodram ganz eigner Art gegeben. Ahasverus, der nie Ruhende, in drey Aufzügen, mit Gesängen, Chören und Tänzen. Der Verfasser ist nicht genannt. Die Musik ist aus den Werken Mozarts gezogen, und für das ganze Orchester sowohl, als für die Singstimmen arrangirt vom Kapellmeister Ignaz von Seyfried. Der Bearbeiter hat sich früher schon durch ähnliche Leistungen rühmlichst ausgezeichnet. Hier sind Senaten, Trios, Quartetten und Quintetten aus Mozarts Werken benuzt worden, und die Ausführung zeigt die innigste Bekanntschaft mit dem Geist dieser Tondichtungen. Der Text ist höchst unbedeutend. Der wandernde Jude erscheint, um die Folgen eines verlornen Prozesses von einem Familienvater abzuwenden, dessen Vorfahren er vor hundert Jahren durch den Zwang, an keinem Orte länger als drey Tage zu bleiben, unglücklich gemacht hat. Jezt will er wieder gut machen. Er bringt einen verborgenen Schatz an das Tageslicht, entlarvt einen Buben, vereinigt ein liebendes Paar, und steigt verklärt zum Himmel auf. Die Ausführung dieser Scene bezaubert die Schaulustigen. — Die Musik ist durchaus gelungen und wurde mit großem Beyfall aufgenommen. Die meisten Tonstücke mußten wiederholt werden, und der Bearbeiter wurde mehrmals gerufen. Die Kunstverständigen rühmen besonders eine herrliche Fuge am Schlusse des ersten Akts (aus dem Violinquartet Nro. 1 in S genommen), die einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Dann am Schlusse des zweyten Aktes einen Botalcher, während Ahasverus verschwindet. Dieser ist von der Erfindung des Herrn von Seyfried. Einen interessanten Kontrast mit dem pathetischen Ernst dieses Finals macht im dritten Akt ein Quartett, das auf dem kanonischen Gesang mit dem bekannten Text: „O du eselhafter Martin!“ gesezt ist. Das alla turca aus der Sonate Nro. 9. ist glücklich zu einem Zigeunertanz verwendet worden. — Dieses ganze Werk ist eben so selten, als verdienstlich, und gewährt einen schönen Ersatz für so viele Flachheiten der neueren Tondichtung. Der irrende Jude ist hier zu einer Ehre gelangt, die sich Niemand träumen ließ — man hat ihn musikalisch baronisirt.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 1. Juli 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Meister Fuchs; oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau. Allerneuestes Capriccio, als drittes Tableau in die Gallerie der Kater- und Bocksprünge von Adolph v. Schaden. Dessau bey C. Schlieder (ohne Jahreszahl). 8. 352 S.

Herr von Schaden, froh, humoristisch wie er ist, hat durch den uns vorliegenden, ziemlich wohlbeleibten, Meister Fuchs seine Gallerie wieder um ein Gemälde vermehrt, welches, wie er in der Vorrede sagt, die vorhergehenden übertrifft, mithin einen Beweis von seinen Fortschritten in der Kunst abgiebt. Um nun seinem Fuchs einen Kopf und, was die Hauptsache ist, Zähne zu geben, mit welchen er sich durch die Welt durchbeißen soll, hat er gleich nach der Vorrede einen „Schutz- und Trutzbrief" beygefügt. Hierauf folgt die 1. Abtheilung des Werkchens, d. h. das, was Meister Fuchs noch in Prag, besonders aber in Wien ausgewittert (um nicht zu sagen: ausgestänkert) hat, und dann theilt er in der 2. Abtheilung die Ausbeute mit, die ihm im Ländchen ob der Enns, in Linz und Passau, zu Theil ward. Damit aber doch dem Fuchs der Schwanz nicht fehle, folgt von S. 345 an, nachdem der Herr Verf. einen Ritt auf dem Pegasus gewagt hatte, ein Epilog, in welchem, als mit seinem Schwanze, Mstr. Fuchs manchem hie und da ausgespürten Feind gistig und tüchtig die Nase wischt. Auch hat sich Herr von Schaden, froh, humoristisch wie er ist, den Spaß gemacht, im Anhange eine Recension zu liefern, wie er sie ungefähr von einem Wiener Recensenten schon im Geiste schreiben sieht. Er scheint, wie aus dieser Recension hervorgeht, wohl selbst zu fühlen, daß Meister Fuchs doch wohl zu kräftig hie und da sich äußere. Seiner Art zu schreiben und zu persifliren, seiner ihm eigenthümlichen Manier bey seinen Gemälden, ist er auch im gegenwärtigen ganz treu geblieben, sie ist dieselbe, wie in seinem Kater- und Bocksprung, d. h. ziemlich derb und handfest.

Was nun seine Notizen über Böhmen, dessen Bewohner, über die Kaiserstadt selbst u. s. w. anbelangt, so mag Herr v. Schaden im Ganzen gar nicht so unrecht haben; denn Rec., der selbst einige (wenn auch kurze) Zeit Gelegenheit hatte, das Leben und Treiben in Wien zu beobachten, hat Manches im Meister Fuchs gefunden, was mit seinen Beobachtungen übereinstimmt. Auch ist die Umsicht und der schnelle Ueberblick des Hrn. von Schaden nicht zu verkennen, mit welchem er Alles auffaßt und in Alles eindringt, so wie auch sein guter Wille, hin und wieder Einfluß übende Männer auf Abstellung alter Mängel und Fehler aufmerksam zu machen; nur geschieht dieß gewöhnlich in einem Ton, der wahrlich! geeignet ist, ihm mehr Feinde, als Freunde, mehr Verachtung als Beachtung seiner Warnungen zuzuziehen. Seine historischen, topographischen und geographischen Berichte behaupten gleichfalls ihren Werth; was aber den Plan, die Türken sicher aus Europa zu vertreiben, anbelangt, so ist er recht gut gemeynt, doch scheint uns Hr. v. Schaden recht wohl daran zu thun, wenn er kein so großes Gewicht darauf legt und ihn nur eine Skizze nennt. Tapfer ficht er endlich gegen Methus. Müller und den Herrn Brockhaus in Leipzig, und wir wünschen nur, er möge, um seine Sache gut beweisen und sicher ausführen zu können, noch mehr Licht darüber erhalten. Billig überlassen wir diese Streitigkeiten der eignen Beurtheilung eines jeden Lesers, und bemerken nur noch, daß Meister Fuchs einem Jeden, der nicht allzu zärtlich gewöhnt ist und nicht blos feine und leckere Kost in der Lektüre verlangt, einige angenehme Stunden bereiten wird. Das Papier ist gut, der Druck ziemlich korrekt.

G. Th.

Dichtkunst.

Gedichte von L. Paulsen. Erster Band. Kiel in der akadem. Buchhandl. 1820. 208 S. 8.

Unde tam tarde? wird unser gestrenger Herr Präceptor bey dem Anblicke der drey Jahr alten Jahrzahl

fragen; aber er sehe nur seine Austheilungsliste nach; wenn sie genau ist, so wird er finden, daß er das Buch erst im Nov. 1822 versendet hat.*) Wenn Horaz den Dichtern das nonum prematur in annum zum Gesetz macht; so darf ja wohl auch der Rec. ein nonum prematur in mensem als Erlaubnißschein in Anspruch nehmen. Ihm waren diese Gedichte neu, obwohl sie vielleicht schon vier Jahre lang die Presse verlassen haben, denn um Ein Jahr wird im Buchhandel gern vordatirt, ja sie waren ihm überraschend, und zwar angenehm. Es sind keine Almanachs-Poesien, keine Reimereyen ohne Gedanken, keine Empfindeleyen. Eine reife Weltansicht spiegelt sich in einer nicht immer ganz klaren, aber kühnen, starken und malerischen Diction. Der Entdecker einer neuen Südseeinsel z. B. feyert hier den Moment seiner Abreise mit folgenden Versen:

Hemmet, leichte Morgenwinde!
Eurer Flügel rasches Wehn,
Sanft nur hauchet und gelinde,
Laßt es langsam untergehn
In des Meeres grauer Oede,
Dies erhaltne Paradies,
Das Natur, wie Morgenröthe
Aus der Nacht entsteigen hieß! —
Ach zu schnell von deiner Küste
Treibst du, Göttin! mich hinweg,
In des Meeres blaue Wüste,
Auf des Fahrzeugs Wandelsteg,
In des Schiffs gespannte Flügel:
Saust dein unsichtbarer Flug,
Und des Meers lebendge Hügel (bravo!)
Brausen um des Fahrzeugs Bug,
Wie die Wälder und die Berge
Immer weiter mir entfliehn,
Wie sie, Riesen sonst, jetzt Zwerge,
Enger sich zusammenziehn!

Gewiß sehr gelungen bis hieher — den Reim Oede und Röthe etwa abgerechnet —; wenn aber gleich darauf, nach dem die Bergriesen sich zusammen gezogen haben, auch die hohen Uferpalmen ihre Blätter in die Fluth senken; so ist das störend, weil der Schiffer in einer Entfernung vom Ufer, wie das Zusammenziehen der Berge sie voraussetzt, die Uferpalmen nebst ihren Blättern nur durch ein gutes Fernrohr erkennen konnte. Das Gedicht, die ungestorbenen Todten, ist vielleicht das vorzüglichste der Sammlung. Es sind die geistig Todten, die Pfleglinge eines Irrenhauses, welche hier besungen werden, und die Vergleichung ihres Aufenthaltsortes mit dem Orkus ist mit Geist und Geschmack durchgeführt. Der Dichter wandelt im Frühlingstage, er malt eine reizende Landschaft.

Fern aus jenes Thals geschweiftem Becher,
Rankumgürtet von Pomona's Kranz,
Schimmern rosig malerische Dächer
Eines Landguts in der Sonne Glanz.
Lächelt dort der Ruhe süßen Frieden
In ein Herz nach manchem Wetterguß?
Ja dort wohnt, vom Ästergück geschieden,
Seligfeyernd der Naturgenuß!

So wähnt der Wanderer, er nahet sich dem freundlichen Asyl, er tritt hinein, und es ist der Wahnsinn, den er hier antrifft.

Fest verriegelt ist des Hofes Pforte,
Seltsam aus des Hauses Innerm drang
Ein Geschwirr' im Schlaf gesprochner Worte;
Zögernd öffnet sich ein enger Gang.
In den Fenstern starren Eisenstäbe;
Des Gelächters und der Klage Schall
Wechselt aus dem ehernen Gewebe;
Prüft man einer Wölbung Wiederhall?
Ueberm Eingang reden aus dem Steine
Götterformen handelnd zum Verstand.
Mit der Fackel halbgewandtem Scheine
Steht ein Genius, der Parze Hand
Wehrt ihm; seitwärts mit gebrochner Klinge
Liegt der Schwere Kreuz; ein Schmetterling
Dehnt vergeblich die gebundne Schwinge
In der Puppe halbgesprungnem Ring.
Welchen Schrecken faßt dieß Nachtgebäude!
Furchtbar grenzt es an das Geisterreich,
Liegt, des Lebens und des Todes Scheide,
In der Zeit und Ewigkeit zugleich. (bravo!)

Ergreifend und erhebend ist der Zug im Gemälde des ersten Saales, wo der tolle Geistliche predigt, und —

Jetzt entsteigt zum hohen Thron der Sphären
Seiner Andacht Dämmrung im Gebet —
Hände falten sich! Er nennt den hehren
Namen, nennt des Höchsten Majestät —
Und wie Zephyrhauch im Sonnenbrande
Kühlend beugt des Feldes weiten Flor,
Thut der Feyerklang im Schattenlande
Häupter neigend durch der Manen Chor,
Himmelwärts in nachtumwölkten Augen
Scheint ein Sonnenblick, ein: Ich bin dein!
Aus des Wahnsinns Nebel aufzutauchen,
Hier und da, wie matter Abendschein.

Auch der eingebildete Gott im zweyten Saale ist zu erhebender Wirkung benutzt, und sehr treffend sagt der Aufseher:

In's Unendliche reicht der Gedanke,
Und mit ihm des Wahnsinns Möglichkeit.

Wir müssen an einem Dichter, welcher der Sprache so mächtig ist, wie Herr P., den Unreim Stocken und zucken S. 153 rügen; auch können wir es nicht billigen, wenn es S. 158. von der Verführten heißt:

Auf das Haupt des theuren Jünglings setzte
Sie der eignen Locken Tugendkranz.

Das klingt geschraubt und ist unlogisch, der Verführer wurde ja nicht tugendhaft, indem sie ihm ihre Tu-

*) Es ist erst im Herbst 1822 zur Anzeige eingesendet worden, und zwar mit der Bemerkung, daß die Einführung der in der Fremde gedruckten Exemplare erst zwey Jahre nach dem Drucke durch obrigkeitliche Hülfe hat erzwungen werden müssen. M.

gend opferte — sie nahm den Kranz aus ihren Locken, aber sie sezt' ihn dem Jüngling nicht auf. Doch damit versöhnt das gleich folgende, glückliche Bild:

Ach mit ihres reichen Werthes Fülle
Hatte sie verschwendend ihn bedeckt!
So umfängt der Lilien Blüthenhülle
Traulich ein zerstörendes Insekt.

Der graue Alte S. 161, der, von einer weiten Meerfahrt heimkehrend, sein Vaterhaus und seine ganze Familie in den Wogen eines Bergstromes untergehen sah, ist eine brav gezeichnete Figur, und ein prachtvolles Gleichniß erleuchtet sie poetisch.

Dem Verwaisten schwand des Lebens Kunde,
Blieb des Unglücks heller Punkt; er ruft
Jezuweilen Jahr und Tag und Stunde,
Sonst so stumm als eine Todtengruft.
Also steht an eines Erdfalls Schlunde
Noch ein Kirchenthurm im Schweizerthal.
Um ihn trank auf jezt versunknem Grunde
Jüngst ein Dorf der Sonne heitern Strahl;
Plötzlich gähnen hohle Abgrundsschläuche
Und die Tiefe schlingt den Rand hinab.
Er allein beschaut, ein grauer Zeuge,
Unversehrt der Gegend offnes Grab,
Aber doch im Haupte schweigt die Stimme,
Welche sinnvoll durch die Lüfte klang.
Denn es stockt seit der Erschütterung Grimme
Der zersprungnen Uhr gemeßner Gang.
Auf der Stirne lebt des Jammers Kunde
Und dem Wandrer weist des Zeigers Hand
Ewig die verhängnißvolle Stunde. (bravissimo!)

Die beyden Feinde im Leben, die im Halbtode des Wahnwitzes das Bedürfniß des Zankes mit einander zu unzertrennlichen Freunden macht, geben Veranlassung zu einer nicht auf der Oberfläche liegenden Reflexion.

Was Versöhnungspfänder nicht gewährten,
Schenkt der Groll: als seinen Pythias
Liebt den unzertrennlichen Gefährten
Des Verrückten wesenloser Haß.

Das wird hinreichen, die Leser zu überzeugen, daß Herr Paulsen ein gesundes Dichterblut in seinen Adern hat, und Sehnen in seinem Arm, um den Bogen Apolls zu spannen. Allein in dem Gedichte S. 51 hat er, um damit nach Napoleon zu schießen, hölzerne Kinderbolzen aufgelegt; auch zeigt das Vorhergehende auf die Flucht des Hauses Braganza in die neue Welt, daß seine Ansicht der politischen Welt minder dichterisch ist, als seine Ansicht der Natur. Von Ritterthum, Feudalchristenthum, Mysticismus, Nibelungen und Nebelungen und all' dergleichen modernen, romantischen Dingen, ist in dem Buche gar nichts anzutreffen. Das Verzeichniß der Druckfehler füllt fünf ganze enggedruckte Seiten, es sind deren wenigstens halb soviel, als der Subscribenten. *)

*) Nach dem Einsendungsbriefe ist das Buch in Leipzig bey einem Herrn Täubner oder Läubner gedruckt. M.

Länder-Kunde.

Die Schweiz. Nach Depping, Picot, Lutz und den neuesten Quellen überhaupt bearbeitet; mit 16 Kupfern. 3 Th.; 1ster Th. 172 S. 2ter Th. 246 S. 3ter Th. 171 S. Pesth in Hartlebens Verlag, 1823.

Die Römer, die der Schweiz so nahe waren, die sich zu Cäsars Zeiten bereits zu Herren derselben gemacht hatten, schrieben über die Schönheiten derselben gar nichts. Wenn man die Commentarien Cäsars liest, der doch in Genf und Zürich wie zu Hause war, der so viele statistische Notizen von ihr giebt — da sollte man gar nicht glauben, daß die Natur hier ihre ganze pittoreske Malerkunst *) entfaltet hätte. Woher diese Gleichgültigkeit bey ihnen gekommen seyn mag? Die Frage mag eine gelehrte Gesellschaft beantworten — lassen. Vielleicht war das Land so wenig angebaut, daß das Große und Erhabene, wie es sich daselbst jezt darstellt, sich nur als Schreckliches, als Gräßliches zeigte, vielleicht hatte der römische Krieger in seinen Castris stativis mit soviel Mühseligkeiten zu kämpfen, daß er an die Schönheiten der Natur gar nicht denken konnte. Was indessen die Alten von der Schweiz zu schreiben vergaßen, haben die Neuern reichlich nachgeholt. In und außer der Schweiz wird über die Schweiz alle Jahre geschrieben, daß man glauben sollte, es ließe sich über diese große Felsenburg Europa's gar nichts mehr Neues und Anziehendes sagen. Für solche, die das seit vielen Jahren Gesagte, in einer hübschen, gedrängten Zusammenstellung lesen wollen, ist erst jezt wieder das 29ste bis 32ste Bändchen der Miniaturgemälde der Länder- und Völkerkunde unter dem Titel: Die Schweiz ꝛc. erschienen. So weit sich die Schönheit und Größe der Natur durch todte Buchstaben der Phantasie darstellen läßt, so weit ist es auch ihrem Verfasser gelungen, von ihr in den drey Bändchen ein Bild zu entwerfen. Er hat das Neueste und Zuverlässigste aus den neuesten und zuverlässigsten Schriftstellern zusammengetragen. Das erste Bändchen wirft bis S. 90 einen allgemeinen Blick auf das Land und seine Bewohner. Von da an werden die einzelnen (22) Cantone geschildert. Nach Cäsar hatte die Schweiz damals etwas über 300000 Einwohner, jezt zählt sie wenigstens 1800000. Der einzige Canton Bern hat jezt mehr Bewohner, als damals das ganze Land. Sieben Flüsse ergießen sich, um dann ein neues Bett zu finden, in eben so viele Seen, unter denen der Genfersee der schönste und größte ist. Mein See, sagte Voltaire, als

*) Eine pittoreske Malerkunst? Närrisches Ding! Ungefähr wie eine architektonische Baukunst oder eine musikalische Musik. M.

er an seinen Ufern die Kabalen des Hofes und den Fanatismus der Pariser Sorbonne vergaß, mein See ist der schönste! 40 kleinere Gewässer fließen, außer der wilden Rhone in ihn hinein. Dagegen ist der Vierwaldstätterse der merkwürdigste für die Geschichte der Schweizerfreyheit. An ihn gränzen die Ufer von Schwitz, Uri und Unterwalden, die das Banner der Freyheit zuerst entfalteten. Und alle Seen, alle die Flüsse der Schweiz, bekommen ihre klaren Gewässer aus den unerschöpflichen Behältern der Gletscher, die sich, wie gefrorne Eismeere, über 400 an der Zahl in die Lüfte erheben und 1—400 Fuß in die Tiefe der Erde versenken. Aus ihren Eisgewölben ergießen sich im Sommer die reißenden Gießbäche und drohen, besonders nach Gewittern, Verderben der Gegend rings herum. Wind und Blitze und Donner gehen dann vorher. Dann brausen sie schäumend heraus und wälzen Felsentrümmern vor sich her, die den Weg verengten, und stürzen die Bäume in den Abgrund, die auf den Felsen standen. Oft deckt eine Schneedecke, eine Eisrinde, diese Eisgewölbe und wehe dem Wanderer, der sorglos über diese Decke eilt. Sie bricht unter ihm zusammen und er stürzt in den grausigen Schlund hinab, glücklich, wenn er den Tod auf der Stelle findet, denn nur ein halbes Wunder kann ihn aus solcher Tiefe wieder ans Licht bringen. Diese Gletscher haben den Schweizer-Gelehrten schon viel zu schaffen gemacht. Sie streiten sich schon seit Jahren, ob sie immer zunehmen und die Temperatur des Landes immer mehr abkühlen. Der Streit scheint aber unnütz. Giebt es hintereinander harte Winter und nicht bedeutend warme Sommer, so läßt sich annehmen, daß im Winter mehr Eis anschießt, als der Sommer verzehrt. Das umgekehrte Verhältniß wird das Gleichgewicht wiederherstellen. Rec. schließt dieß, ohne in der Schweiz gewesen zu seyn, aus einer Prophezeihung in Scheuchzers Alpenreisen von 1702. Der ehrliche Mann meynt: „Die Jahrszeiten würden immer kälter, die Winter länger, die Sommer kürzer, der Weinstock bringe schlechtern und weniger Wein, der Schnee nehme jedes Jahr in ungeheuern Massen zu.“ Und doch sind die Weine nicht herber geworden, die Menge des Weines ist nicht geringer, und der Schnee häuft sich nicht in größern Massen an, denn sonst müßte nicht erst ein Streit darüber statt finden können, ob die Gletscher wirklich zunehmen oder nicht. Freylich können die Schweizer nicht daran denken, ihr Clima durch — Aushauen der dichten Wälder zu mildern. Hier müssen diese zum Schutz der Viehweiden und der Gebäude gegen die Lawinen stehen bleiben. Das Niederhauen eines Waldes ist hier so gefährlich als das Einreißen einer Mauer in einer belagerten Stadt. Hier muß sich der Mensch seine Hütte am Saume des Waldes bauen, damit dieser ihn decke, wenn ein Häufchen Schnee auf den höchsten Bergspitzen losgerissen wird, das sich um 3 — 6000 Fuß herabwälzend zu einem Balle vergrößert, der Dörfer und Flecken zertrümmert, Heerden bedeckt, Ströme aus ihrem Laufe verdrängt und Erde- Stein- und Felsenmassen herabstürzt. An so einem Walde mag sich seine Wuth brechen. Doch wo würde sie ihr Ziel finden, wenn er nicht seine Mauer entgegensetzte? Die zunehmende Menge der Menschen, die dort alle das Recht haben, das Wild, das ihnen die Saat wegfrißt, niederzuschießen, — das Jagdrecht; aber in dem entgegengesetzten Sinne, den das Wort bey uns hat! *) — hat das Wild in der Schweiz jezt sehr selten gemacht. Der Hirsch, der Luchs, der Steinbock, sind fast ganz verschwunden. Vor 200 Jahren gab es dagegen an Hasen und Hirschen und Rehen soviel, „daß man das Wild, sagt ein alter Schriftsteller, wie Ochsen- und Hammelfleisch aß und 50 Hasen in ein Haus hineintragen sah.“ Jezt ißt man statt der Hasen die Murmelthiere. Das kommt von solcher Jagdfreyheit, von solchem Jagdrechte. Wie gut ist es da in vielen andern Ländern bestellt! Da arbeitet der Bauer am Tage, und in der Nacht schüzt er die Arbeit des Tages gegen die Rudel Hirsche, Schweine u. s. f., die aus dem nahen Walde kommen, damit der gnädige Edelmann von Egidius an sein Jagdrecht zu üben vermag. **) Mit der Fischerey ist's dort auch so ein verkehrtes Wesen. Wer an einem See, an einem Flusse wohnt, darf darin fischen. Nun freylich, es fehlt nicht an Fischen. Aber die Forellen von 100 Pfund, die sonst gewesen seyn sollen, sind jezt auch nicht mehr zu finden. Man begnügt sich damit, nur eine Forelle von 20—30 Pf. zu verzehren. Wenn wir I. S. 65 lesen, der Schweizerhirt bleibe gleichgültig gegen alles, was außer seinen Alpen vorgehe, er liebe nichts, als seine Weiden und Trifften ꝛc., so scheint das eine Behauptung, die durch die Auswanderungen nach Amerika, durch die Kriegsdienste in allen Ländern, wo man Schweizer bezahlen wollte und will, auf eine grelle Weise widerlegt, während die warme Theilnahme, die hier die Griechen fanden, einen angenehmen Beweis vom Gegentheil giebt. Dort allein durfte für diese Söhne der Freyheit frey gesprochen und gesammelt werden, ohne daß man fürchten mußte, ins Zuchthaus zu kommen, wie in einem deutschen Lande gedroht ist! ***)

---

*) Im entgegengesetzten Sinne? Wie so? der Herr Rec. sagt oft nicht deutlich, was er denkt, oder umgekehrt: er denkt nicht deutlich, was er sagt. M.

**) Aha, nun begreif ich; das soll das Jagdrecht im entgegengesetzten Sinne seyn. Aber wissenschaftlich stehen beyde Sinne keineswegs entgegen, obwohl einer den andern so ziemlich ausschließt. M.

***) Ist's möglich? O Christenthum! wie kreuziget dich die Politik. Wie beschmeißt diese Eintagsfliege den Spiegel der Ewigkeit! M.

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Juli 1823.

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe.
Und wer steht, daß er nicht falle.
Goethe.

Loose der Liebe.

Von J. R. Wyß.

26.

Willst du der Liebe Tempel bauen,
Gewiß, — du kannst dem Worte trauen,
Gott Amor kommt dir sichrer hin,
Steht der Vernunft ein Altar drin.

27.

Wer sein Lieben muß beschwören,
Will sein Liebes bald bethören.

28.

Warum mag Liebe doch der Einsamkeit sich freu'n?
„O wahrlich aus bewährter List,
„Weil nie sie minder einsam ist,
„Als wenn sie mit sich selbst so recht darf einsam seyn!"

29.

Herz um Herz ist himmlisch schön;
Doch ein Bischen auch daneben
Kopf und Hand sich helfend geben
Pflegt nicht minder gut zu stehn.

30.

Lieben können, was man achtet,
Macht zuweilen auch beglückt;
Achten müssen, was man liebet,
Macht gedoppelt stets entzückt.

31.

Liebe, die sich scheut zu fliegen,
Wird im Staube bald erliegen.

32.

Wohl mag die Schönheit Liebe wecken;
Doch sichrer gibt die Liebe Reiz.
Sie weiß versteckten aufzudecken,
Und spendet neuen ohne Geiz.

33.

Gib dich im Lieben wie du bist!
Haß folget falscher Liebesliſt.

34.

Wie schön ein sprödes Liebchen sey,
Das Ja gibt doch ihm Schönheit neu.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Beschluß.)

Was diese körperliche Bestrafung, die Gefangenschaft betrifft, mit der ich mich hier insbesondere beschäftige, und wovon ich den Gegenstand unter meinen Augen habe, so könnte man einen ganzen Band mit Namen von Weisen und Gelehrten füllen, welche diese Strafe leiden mußten.

Anaxagoras kam ins Gefängniß, weil er behauptete, es gebe einen Gott; Boëtius, weil er ein guter Minister war; Galilei, weil er bewies, daß sich die Erde um die Sonne drehe. Boëtius schrieb sein bestes Werk im Gefängniß, und Buchanan seine trefflichen Auslegungen der Psalmen des guten Königs David.

Der muthigste und dankbarste Dichter, Pélisson, wurde fünf Jahre ins Gefängniß gesezt, wo er Dichtungen für die Nachwelt verfertigte. Der unsterbliche Verfasser des befreyten Jerusalem starb im Gefängniß; Don Quixote erblickte daselbst den Tag. Die englische Rechtsgelehrsamkeit besizt kein besseres Werk, als Fleta von Fleet, einem wegen Schulden gefangen gesezten Advokaten, der nie wieder die Freyheit erhielt.

Ludwig XII., Herzog von Orleans, wurde, ehe er den Thron bestieg, ins Gefängniß gesezt, und lernte in dem alten Thurm von Bourges die Regierungskunst. Es ist merkwürdig, daß die beyden besten Könige Frankreichs, Ludwig XII. und Heinrich IV. gleiche Lehren des Unglücks erhalten hatten, und, was noch außerordentlicher ist, daß sie diese zu benutzen wußten.

Raleigh hat seine Weltgeschichte, ein Meisterstück der Beredsamkeit und des Verstandes, in einem Gefängniß geschrieben, in das er gesperrt wurde. Der Verfasser mußte sterben, weil er ein Held gewesen war.

Selden hat alle seine Werke im Gefängniß geschrieben. Polignac wußte sich seine Haft durch Verfassung seines Anti-Lucrez zu versüßen. Fréret studirte während seines langen Aufenthalts in der Bastille den Bayle, und das Genie der Jahrhunderte, Voltaire, verfaßte dort den Plan zu unserm einzigen epischen Gedicht.

Der royalistische Dichter Davenant, dem Milton unter der Regierung des Protektors das Leben rettete, und der seiner Seits dem englischen Homer zur Zeit der Restauration den gleichen Dienst erwies, Davenant endigte sein Gedicht in einem Gefängniß des Schlosses Carisbrooke, wohin er auf Cromwells Befehl abgeführt worden war.

Der Verfasser des Robinson Crusoë, des einzigen Werks, von dem Rousseau wünschte, daß man es der Jugend in die Hände gebe, vollendete seinen Roman in dem Gefängnisse von Newgate. De Foë hatte gegen die Minister geschrieben, welche seine Nation entehrten; diese ließen ihn einschließen: als er Newgate verließ, hatten seine Verfolger ihre Stellen verloren, und er wieder seinen Posten erhalten.

Das Gefängniß scheint den Schriftstellern Glück zu bringen. Der Gundibert des Wilhelm Davenant ist das einzige Werk dieses Dichters, das werth war, ihn zu überleben; und die Review des Foë, die er unter den Riegeln von Newgate begonnen hatte, und die so glücklich von Addison und Steele in ihrem Spectator nachgeahmt worden ist, wurde die Quelle von hundert periodischen Versuchen dieser Art, die England zur Ehre gereichen.

Die Politik warf Wicquefort in ein Staatsgefängniß, wo er seine so denkwürdige Abhandlung über die Gesandschaften schrieb.

Wenige Personen wissen, daß ein Italiener, Namens Maggi, nachdem er mit eben so viel Muth als Talent die von den Türken belagerte Stadt Famagosta vertheidigt hatte, ihr Gefangener wurde; daß sie ihn als ächte Türken behandelten, d. h. sein Haus, seine Bücher, seine Instrumente verbrannten, und ihn in eine Art von Schacht warfen, wo er vierzehn Monate begraben lebte. Dort schrieb Maggi seine Abhandlung: De Tintinnabulis, die für trefflich gilt.

Man hat behauptet, das Unglück entwaffne den Neid, und der Neidische sey zuweilen so glücklich, Mitleiden zu fühlen. Diese Bemerkung ist aber gegen die Erfahrung; die Mächtigen können das Bedürfniß fühlen, dem Verdienste zu verzeihen; die Ohnmächtigen aber, die vom Neide beherrscht werden, verzeihen niemals. Ein schwachsinniger Fürst begnügte sich, die Werke des Abts Trithemer, dessen Verbrechen darin bestand, eine Stenographie erfunden zu haben, verbrennen zu lassen; aber jener arme Virgil, Bischof von Salzburg, wurde auf Anstiften eines neidischen Theologen ganz verbrannt, weil er so kühn gewesen war, zu schreiben, daß es nothwendig, bey der Kugelform der Erde, Gegenfüßler geben müsse.

Dieses Verzeichniß unglücklicher Gelehrten ließe sich leicht vergrößern. Da nun aber die Verfolgung der Philosophen und der Gelehrten so oft vorkommt, und da man ihnen in unserm aufgeklärten Jahrhundert nicht einmal die Ehre eines besondern Gefängnisses erweist, so möchte ich (unbeschadet der Strenge, die man fortwährend gegen die Lebenden ausübte) vorschlagen, den Todten ein Versöhnungs-Denkmal zu errichten.

Welche Form auch der Künstler demselben ertheilen möchte, so wünschte ich, daß man ohne Unterscheidung der Zeiten, der Länder und des Unglücks folgende Bilder daran anbrächte:

Camoens, der auf der Straße Hungers starb; Otway, der auf dem Stroh eines Speichers seinen Geist aufgab, nachdem ihm einige Tage zuvor alles Hausgeräthe verkauft worden war; Tasso, der fünfzig Sous entlehnte, um eine Woche damit zu leben.

Non avendo candele per iscrivere i versi suoi;

Ariost, der sich in seinen Satyren so bitter beschwert, daß er nur einen durchlöcherten Mantel besitze; Dryden, der sein ganzes Leben hindurch dem Buchhändler Tonson verpfändet war, und der die zehntausend besten Verse der englischen Sprache für dreyhundert Franken an ihn verkaufte; Gilbert, der in einem Hospital starb. Die ersten Stellen würde man daselbst dem blinden Milton einräumen, der sein Paradies für zehn Guineen verkaufen mußte; dem Lesage, der in seinem Alter vom Mitleiden lebte; dem Corneille, der sich den Tag vor seinem Tode an einer Fleischbrühe laben konnte; dem Vondel, der seine Tragödien in einer Krambude verfaßte, worin er in seinem neunzigsten Jahre starb; dem Voltaire, der sechzig

Jahre seines ruhmvollen Lebens in der Verbannung zubrachte; dem Rousseau, der in der Welt umherirrte; dem verbannten David; dem Sydenham, der im Gefängniß starb; dem gelehrten Adanson, der sich im achtzigsten Jahre damit entschuldigte, daß er nicht in die Akademie kommen könne, weil er kein Geld habe, ein Paar Schuhe zu kaufen.

Dieses Denkmal würde die Aufschrift haben: Hier können wir schlafen.

Wir haben hiemit Proben von beyden Verfassern geliefert. Die übrigen Kapitel haben die Aufschrift: 1. Ankunft in St. Pelagie. 2. Das Erwachen. 3. Herr Magallon. 4. Gespräch zwischen ihm und mir. 5. Geschichte meines Zimmers. 6. Lebende und Todte. 7. Erholungen im Gefängniß. In diesem Kapitel kommt folgende schöne Stelle von Herrn Jay: Ich habe eine kleine Zelle, wo ich keine zahlreiche Gesellschaft empfangen könnte, aber meine Familie besucht mich dort, und ein Freund kann sich anschließen. Sokrates wünschte sich kein größeres Zimmer; warum sollte ich mehr als Sokrates verlangen? Napoleon ist aus dem prachtvollen Palast der Könige in die elende Hütte von Longwood übergegangen. Aber das Schicksal, das ihn von der höchsten Stufe menschlichen Glücks gestürzt hatte, konnte keine Gewalt über seine Seele ausüben. Diese war noch auf dem Throne und herrschte in der Gefangenschaft. Was hatte er verloren? Schätze, goldene Wände, Hofleute, Schmeichler. Nichts von allen diesem war sein Eigenthum. Dieß trifft man so gut bey dem Groß-Mogul, wie in Paris; aber er blieb sich selbst; er hatte weder sein Genie, noch seinen Ruhm abgedankt; er war Napoleon in Longwood, wie anderwärts. 8. Die Freyheit. 9. Der Stoicismus. 10. Die zu Ehren gekommene Gefangenschaft. 11. Die Hast. — Der älteste Dieb. 12. Der rothe Gang. 13. Kurze Biographien der Gefangenen im rothen Gang. 14. Besuch unsers Advokaten. 15. Philosophische Denksprüche. 16. Bemerkungen über Gefängnisse. 17. Die Besuche.

Neueste Nachrichten aus Jerusalem.

2.

Der brittische Missionar Connor sandte aus Jerusalem zwey Jahre früher folgende merkwürdige Kunde über die Feyer der Char- und Osterwoche in dieser Stadt.

Es waltet hier, schreibt er, unter den verschiedenen christlichen Partheyen ein ewiger Krieg darüber, welche von ihnen die heiligen Oerter besitzen soll. Diese sind in den Händen der Türken, die das Recht, sie auf einige Zeit in Besitz zu nehmen, an diejenige Parthey verkaufen, die es am theuersten bezahlt. . . Die lateinischen und griechischen Ostern sind nunmehr vorüber. Ihre Ceremonien waren sehr zahlreich, und von einigen dieser Feyerlichkeiten liefere ich hier eine kleine Beschreibung, wie ich sie sogleich in mein Tagebuch aufzeichnete.

Am Palmsonntag wohnte ich der Feyerlichkeit der Lateiner bey. Nachdem sie lange Zeit vor der Thüre des heiligen Grabes gesungen hatten, so trat ihr Oberpriester mit einigen andern Priestern in die Gruft hinein, um die Palmzweige zu weihen, welche dort lagen. Als dieß geschehen war, verließ er das Grab, stieg auf einen erhabenen Sitz, und ließ sich die Palmzweige von den Priestern reichen. Nach diesem kniete einer um den andern vor ihm nieder, und empfing aus der Hand desselben, die er küßte, seinen geweihten Palmzweig. Kaum war dieß vorüber, so drängte sich haufenweise das Volk herbey, um Palmen zu empfangen. Die Türken thaten Alles, was sie konnten, um mit ihren großen Stöcken und Peitschen die frommen Christen in Ordnung zu halten; und nur ihrer Anstrengung hatte es der Oberpriester zu danken, daß er nicht überwältigt und zerquetscht wurde. Nachdem die Palmzweige ausgetheilt waren, und der mächtige Wirrwarr sich gelegt hatte, so liefen die Priester dreymal in feyerlicher Prozession um das heilige Grab mit brennenden Lichtern, Crucifixen, Weihrauch und Palmzweigen, und nun wurde ein Altar vor die Thüre des Grabes gestellt und Messe gelesen.

Am Charfreytag Abends war abermals eine große Feyerlichkeit der Lateiner. Sie begann in der katholischen Kapelle mit einer italienischen Predigt über die Geißelung Christi. Von da ging der feyerliche Zug nach einer andern Kapelle, wo dem Heilande die Kleider abgenommen worden seyn sollen. Hier ward eine zweyte Predigt in italienischer Sprache gehalten. Nun stiegen sie auf den Oelberg zu der Kapelle, wo das Kreuz Christi gestanden haben soll. Ein großes Crucifix mit einem Bild, das sie in Prozession heraufgetragen hatten, wurde hier auf den Boden gelegt, und eine spanische Predigt darüber gehalten. Als dieses geschehen war, wurde das Crucifix aufgerichtet und hinter den Altar der Kapelle der Kreuzeserhöhung gestellt. Ein Mönch stand unter demselben und predigte zwanzig Minuten lang über die Kreuzigung in italienischer Sprache. Als er geschlossen hatte, traten zwey Mönche hervor, wickelten das Bild in Leinwand ein, nahmen ihm die Dornenkrone vom Haupt, küßten dasselbe, und legten die Krone auf eine Schüssel. Die Nägel wurden aus Händen und Füßen gezogen, und die Arme des Bildes waren so eingerichtet, daß sie nun von selbst am Leib hinabfielen. Jezt ward das Bild nach dem Stein der Salbung gebracht, darauf ausgebreitet, und Salben und Weihrauchwolken darüber ausgegossen. Mit großen Kerzen in der Hand knieten die Mönche um den Stein, und ein anderer Mönch stieg auf eine Kanzel und predigte in arabischer Sprache. Nach diesem ward das Bild wieder zum Grabe gebracht und mit einer spanischen Predigt der Schluß gemacht.

Am Ostertage der Lateiner, welcher der Palmsonntag der Griechen, Armenier u. s. w. ist, ging ich frühe zur Kirche und fand dieselbe gedrängt voll. Die Meisten waren die ganze Nacht da geblieben. Die katholischen, griechischen und armenischen Prozessionen waren lang und glänzend. Das ganze Volk trug Palmzweige, und sie drängten sich zu den heiligen Bildern herbey, um jene an diesen zu weihen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im May.

(Beschluß.)

Ein Drama in drey Aufzügen: Emmy Teels, nach Pixerécourt, von Castelli machte wenig Glück. Es scheint, der französische Autor hatte das Schauspiel, Julius von Sassen, vor Augen, so wie dieser der Verführungsgeschichte eines berühmten englischen Romans nachgebildet ist. Hieraus entstand ein ziemlich verwirrtes, weitschweifiges Wesen, ganz im Geschmack der gewöhnlichen Dramen aus dieser Fabrik, das Anfangs einige Theatereffekte enthält, zuletzt aber kraftlos ausgeht. Castelli ist in seiner Wahl oft glücklicher.

Auf dem großen Operntheater gewann ein neues Feenballet ausserordentlichen Beyfall: Jömanns Grab, oder die bezauberten Instrumente, in drey Akten, von Henry. Die Handlung ist so gehaltlos wie möglich, und das Zauberwesen treibt seinen Unfug nach Herzenslust. Aber das Aussenwerk, Dekorationen, Kostüm, Tänze u. s. w. scheint Alles überbieten zu wollen, was man bisher in dieser Art gesehen. Auch die Musik vom Grafen von Gallenberg gefiel.

Der Enthusiasmus für die italienische Oper wächst mit jedem Tage. Eine der trefflichsten Acquisitionen ist die des Bassisten Lablache (ein Franzose), der zuerst den Barbier von Sevilien mit doppelter Virtuosität gab. Seine kräftige, wohlklingende Stimme ist in allen Falsetpartien zu gebrauchen und eben so wirksam in den tiefsten Corden. Seine liebliche Biegsamkeit der Höhe, seine feste Tiefe, die große Geläufigkeit, die reine Intonation, höchste Verständlichkeit der Worte und anmuthiger Klang des Tones sichern ihm den Beyfall aller Kunstkenner zu. Als Schauspieler ließ er in der angezeigten Rolle die muthwilligste Libertinage und Etourderie überall durchblicken, ohne die Feinheit und den Anstand im geringsten zu verletzen. Schade, daß dieser Künstler durch Krankheit längere Zeit der Bühne entzogen wurde! — Signora Comelle-Rubini trat als Cenerentola auf. Sie besitzt eine gebildete Altstimme von bedeutendem Umfang und großer Beweglichkeit. Ihre Methode ist angenehm und kunstgerecht; sie hat eine hübsche Gestalt, edle Haltung; ihr Poramento ist gut, und ihre Coloraturen sind fließend. — Sgra. Fodor wird mit jeder ihrer Leistungen mehr geschätzt. Sie entzückt in der Opera Seria, und bezaubert in der O. buffa. Vor einiger Zeit wurde ihre Biographie angekündigt, die mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Daß ihr Bild gestochen und lithographirt worden, läßt sich denken. Eben so werden die vor ihr gesungenen Cantilenen, Cavatinen und Romanzen gestochen, verkauft und nachgesungen. Die musikalischen Fräuleins, deren Silberstimmen aus allen Stockwerken schallen, wenn sie vom Geräusch des Tages nicht überbraust werden, topiren, imitiren und foderisiren — nach Noten!

Das erste dießjährige Feuerwerk im Prater führte nach der Haupt- und Schlußfronte den Titel: „Oesterreich über Alles." So habe ich mein dießjähriges erstes Feuerwerk genannt — sagte der Unternehmer — weil dieses Motto die Flammenschrift bildet, welche in dem Herzen eines jeden Patrioten brennt, und weil kein Wahlspruch so sehr, wie dieser, geeignet ist, daß er zu den Wolken in feurigen Zeichen emporsteige." Eine andre Fronte hieß: „Knallende Funken-Mosaik; eine andre wieder: „Die Feuerwand des Pluto." Auch wurde der beliebte Wasserfischfang mit neuerfundenen Raketen wiederholt. Die Versammlung war zahlreich.

Ein vor drey Jahren Erblindeter (der Oberst von Becker) hat für Unglückliche dieser Art eine Schreibtafel erfunden, mittelst deren sie im Stande sind, in graden und gleich weit entfernten Linien zu schreiben. Durch ein einfaches, aber fühlbares Zeichen wird jeder Erblindete zur rechten Zeit an das nahe Ende der Linie erinnert. Durch eine andere Vorrichtung wird es ihm möglich gemacht, seine Einnahmen und Ausgaben in gerader Colonne zu notiren, so daß die Münzsorten nicht verwechselt werden. Eben so leicht kann er in einem Brief an Hdere gleiche Höhe und Tiefe auf allen Seiten beobachten. Alle diese Vortheile sind durch Erhöhung eines etwa handbreiten Lineals erreicht worden. Freylich kann ein Erblindeter nur mit Bleystift oder mit keinernem Griffel auf schwarz abfärbendem Papier schreiben, wobey er den Vortheil hat, daß die Umgebenden während des Schreibens den Brief nicht lesen können.

Der erste Band der angekündigten Unterhaltungsschrift: Ceres, ist erschienen. Wackre Schriftsteller des In- und Auslandes haben Beyträge geliefert, und es herrscht Mannigfaltigkeit darin; auch läßt sich vom nächsten Band noch Besseres erwarten, um so mehr, da dort über Kunst und Kunstgegenstände gesprochen werden soll.

Ein kleines Stück: Mädchen und Frau, aus dem dießjährigen dramatischen Almanach des Herrn von Kurländer gefiel auf dem Hoftheater. Er hat einen raschen Gang und einen muntern Dialog.

Auf dem Volkstheater ist nichts gegeben worden, das der Mühe lohnte, zu besprechen.

Ich habe vergessen zu sagen, wie die in meinem letztern Bericht erwähnte Seiltänzerin auf dem Kopfe ging. Sie hatte an den Sohlen Haken befestigt, eben so oben an der Decke. Mit jenen griff sie in diese und schwang sich schrittweise fort. Das läßt sich freylich nicht unter freyem Himmel praktiziren.

Es war schon längst im Werk, das lästige Holzspalten vor den Wohnungen abzuschaffen, da im Innern kein Raum ist, wodurch viele Unbequemlichkeit und Gefahr beseitigt würde. Jetzt ist in einer der Vorstädte eine Holzverkleinerungs-Anstalt unter der Benennung Phorns, errichtet worden, deren Zweck ist dem Publikum auf eine bequeme und vortheilhafte Art, auch um billigere Preise, das Holz gesägt, gespalten und in verschlossnen Wagen zuzuführen. Wenn diese Anstalt gehörig benutzt wird, so werden ähnliche zum genügenden Bedarf entstehen. — Mit der Straßenpflasterung des Glacis und der Vorstädte geht es rasch vorwärts, dadurch wird der ungeheure Koth im Winter und der erstickende Staub im Sommer vermindert.

Der schöne Palais, den der Erzherzog Karl in Baaden, am Eingang des reitzenden Helenenthals, erbauen ließ, ist nun beendigt. Die hohe Familie bewohnt ihn schon. Der Eintritt wurde durch eine Tafel gefeyert, woran die höchsten Herrschaften, nebst dem König von Neapel Theil nahmen. Die Façade ist sehr edel und imposant, die innere Einrichtung ganz nach dem Modell des Schlosses Weilburg, von welchem der Pallast auch den Namen führt; daher enthält er eine Reihe von kleinen Gemächern. Ueberall vereinigt sich die höchste Eleganz mit dem feinsten Geschmack. Die Kosten sollen gegen eine und eine halbe Million Gulden C. M. betragen.

Nro. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Juli 1823.

Frage doch das Vieh, das wird dich's lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir's sagen, oder rede mit der Erde, die wird dich's lehren, und die Fische im Meer werden es dir erzählen: wer weiß solches alles nicht, daß des Herrn Hand es gemacht hat.

Das Buch Hiob.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß)

Es scheint nichts demüthigender für den Menschen, als die Bemerkung, daß ein Tropfen Wein zu viel getrunken, oder ein Tropfen Wasser, der in das Gehirn dringt, aus dem Weisesten unter uns einen Tollhäuser machen kann, und daß eine kleine Aenderung in dem Gewebe der Gehirnfasern, oder die Lösung der Zunge, aus den Thieren Geschöpfe machen würde, welche uns die Herrschaft der Erde nicht allein mit den Waffen, sondern auch durch Gründe und Deduktionen streitig machen könnten; allein die Sache ist wahr, so sehr unser Stolz auch dadurch gekränkt werden mag. Ob unser höherer Verstand in einer feineren Organisation unseres Körpers, oder in einer wesentlichen Verschiedenheit dessen, was wir unseren Geist oder unsere Seele nennen, seinen Grund hat, das ist sehr gleichgültig: denn in beyden Fällen verdanken wir es nicht uns, sondern Dem, der es uns gab, ohne daß wir begreifen können, wie? und der allein die Seele aus ihrem Todesschlafe wieder erwecken kann. Der Stolz auf Größe des Verstandes ist daher eben so thöricht, als der auf Geburt, Reichthum oder Schönheit: die moralischen Tugenden, und die Kenntnisse, die der Mensch sich durch Fleiß und durch Aufopferung sinnlicher Genüsse erworben hat, sind das Einzige, worauf er sich etwas zu gut thun könnte, wenn ihn nicht die damit immer verbundene Bescheidenheit dagegen schützte; hier hat die Natur nur vorgearbeitet, die Ausarbeitung ließ sie uns, um uns das edelste Geschenk, die Freyheit, nicht zu nehmen. Das Bestreben, die Thiere zu den Menschen zu erheben, oder diese zu jenen herabzusetzen, wie der mürrische Swift in seinen Reisen Gullivers gethan hat, ist daher eben so unnütz, als wenn man aus den Thieren bloße Maschinen machen will; und der Philosoph wird ohne Erröthen in den Handlungen des Elephanten, des Hundes, oder des Affen Funken des Verstandes bemerken, so wie er ohne Stolz die unermeßliche Ueberlegenheit des menschlichen Geistes fühlt, die ihm vielleicht nur die Sprache gab. Die Affen sind von jeher, vermuthlich wegen der Aehnlichkeit ihres körperlichen Baus mit dem unsrigen, vorzüglich gebraucht worden, um gehässige oder ungerechte Vergleichungen anzustellen; und wenn Linné aus ihnen eine zweyte Gattung von Menschen, den Nachtmenschen, machte, so hat es auch nicht an Naturkundigen gefehlt, die sie, in Ansehung der Vollkommenheit ihrer intellektuellen Kräfte, unter die meisten andern Thiere herabgesetzt, und ihnen nichts als eine lächerliche Nachahmungssucht eingeräumt haben. Vielleicht steht der Affe weit unter dem Elephanten, vielleicht ist zwischen beyden nur der Unterschied des sanguinischen und des cholerischen Temperamentes, des leichtfertigen und des gravitätischen Ganges. Folgende Züge aus dem Charakter dieser zwey merkwürdigen Thiere, die wenigstens das Verdienst haben, daß sie zuverlässig sind, verdienen Aufmerksamkeit.

Am Ende des Winters 1808 kam ein weiblicher

Orang-Utang im Alter von eilf Monaten zu Paris an, und ward während eines halben Jahres von dem berühmten Naturforscher Cüvier mit philosophischem Auge beobachtet. Er hatte sein Vaterland Borneo im Alter von drey Monaten verlassen, und kam, neun Monate alt, in Spanien an, von wo er zu Lande nach Paris gebracht ward. Die Reise über die Pyrenäen, die schon so Manchem übel bekommen ist, kostete ihm einige erfrorene Finger, und zog ihm eine Erkältung zu, die einen bösartigen Husten zur Folge hatte, woran er nach fünf Monaten starb.

Der Orang-Utang besizt eine große Leichtigkeit, die höchsten Bäume zu erklettern, und längs den Aesten von einem Baume zum andern zu laufen, so daß er, da er vorzüglich von Früchten lebt, in einem dichten Walde sein ganzes Leben zubringen kann, ohne je die Erde zu berühren; und dieß scheint auch wirklich seine Lebensart zu seyn: denn auf der Erde kann er nur mit Schwierigkeit und sehr langsam fortkommen, durch eine rutschende Bewegung auf allen Vieren; auf den Hinterfüßen geht er nur, wenn er an der einen Hand geführt wird. Er sizt auf den Hüften mit untergeschlagenen Beinen, gerade wie die Orientaler; so daß man beynahe fragen möchte, wer es vom Andern gelernt habe. Auch seine Art zu liegen hat mit der unsrigen sehr viel Aehnlichkeit, er legt sich auf den Rücken oder auf die Seite, mit zurückgezogenen Beinen, und kreuzweise auf die Brust gelegten Armen. Auf seinem Lager deckte er sich gern warm zu, und maßte sich zu diesem Zweck Alles an, was ihm in die Hände fiel. Die Hände gebrauchte er zu allen Handlungen, fast wie der Mensch. — Sein Gesicht und Gehör war sehr scharf, aber die Musik hatte nicht den mindesten Reiz für ihn. Dieser Zug ist sehr merkwürdig, und unterscheidet den Affen nicht allein von dem Menschen, sondern auch von dem Elephanten und mehrern andern Thieren.

Er war sanft, äußerst gutthätig und gesellig, und die Beweise, die er denen, die mit ihm umgingen, von seiner Zärtlichkeit gab, bestanden in wahren Küssen. Seine Liebe zu seinem Herrn, dem Flott-Offizier Decaen, war wirklich außerordentlich. Als er ihn eines Morgens, nach langem Suchen, noch im Bette antraf, warf er sich vor Freude auf ihn und umarmte ihn. Herr Decaen hatte die Gewohnheit, ihn bey Tische selbst zu füttern, indem er ihn hinten auf seinen Stuhl klettern ließ. Eines Mittags, als der Affe die Entdeckung machte, daß der Stuhl seines abwesenden Herrn von einer andern Person eingenommen war, schlug er nicht allein, trotz seiner Gefräßigkeit, die ihm angebotenen Leckerbissen aus, sondern warf sich auf die Erde, schlug sich mit großem Geschrey den Kopf, und gab seinen Unwillen oder Kummer auf allerley Art zu erkennen. Es ist in der That schwer, in diesem Zuge eine wahre freundschaftliche Anhänglichkeit zu verkennen; so wie folgender Zug seine große Gutmüthigkeit beweist, durch welche die Affen sonst nicht sehr berühmt gewesen sind. Er hatte zwey kleine Katzen sehr lieb gewonnen, und trug sie gewöhnlich unter dem Arm oder auf dem Kopfe. Wenn sich nun die Katzen, die, wie es schien, weniger Zärtlichkeit für den Affen, als für ihre eigene Person hatten, aus Furcht zu fallen, mit den Klauen in seiner Haut festhielten, so litt er diese Schmerzen mit großer Geduld. Zwar besah er einmal ihre Tatzen sehr aufmerksam, und suchte die Krallen, wiewol nur mit den Fingern, um ihnen nicht wehe zu thun, auszuziehen; da dieß aber nicht gelang, so unterwarf er sich geduldig wieder dem vorigen Schmerze.

Alle seine Handlungen schienen zu beweisen, daß es ihm nicht an Nachdenken, oder an der Fähigkeit zu abstrahiren und die Ideen zu generalisiren, fehlte, daß er sogar, welches in seinem Alter noch merkwürdiger ist, auf die Zukunft dachte; dagegen von eigentlichem Instinkt sich weniger bey ihm zeigte, als bey anderen Thieren. Wenn er in heftigem Affekt war, so wälzte er sich an der Erde, stieß sich an den Kopf, und schrie, um Theilnahme zu erregen; von Zeit zu Zeit unterbrach er sich plözlich, betrachtete die Umstehenden, und wenn er sah, daß seine tragische Wuth ohne Wirkung geblieben war, so fing er das Spiel von neuem an. Sein Mißfallen drückte er durch Kopfschütteln aus; und wenn man seinen Willen nicht erfüllte, so trozte er wie ein unartiges Kind. — Bey Tische gebrauchte er, wie seine Mitgäste, Löffel, Gabeln u. s. w. Wenn er nicht damit fertig werden konnte, so nöthigte er seinen Nachbar, ihm zu helfen. — Er trank aus einem Glase, das er mit beyden Händen hielt: das ausgeleerte Glas sezte er mit Vorsicht auf den Tisch, und hielt seine Hand unter, wenn es schief stand. — Ehe er sich zu Bette legte, suchte er seine Decke, und wußte sie immer zu finden, wenn man sie auch noch so gut versteckt hatte. — Seine Geselligkeit ließ ihn allerley Mittel versuchen, zu der Gesellschaft zu kommen. Er stieg auf einen Stuhl neben der Thür des Gesellschaftszimmers, um das Schloß zu erreichen, und öffnete sich selbst die Thür. Als man einst den Stuhl weggeschoben hatte, damit er nicht zur Gesellschaft kommen sollte, sah man plözlich die Thür sich öffnen, und den Affen von einem Stuhl herabsteigen, den er mit vieler Mühe herangeschoben hatte.

Es ist nicht zu läugnen, daß das obige Gemälde nicht zu verkennende Züge von Verstand und selbst Nachdenken enthält; allein es ist dabey immer etwas von Kinderey oder espiéglerie, und man vermißt den Ernst und den Charakter des Elephanten; oder vielmehr man sieht mit Vergnügen aus dem Kontraste, mit welcher Mannigfaltigkeit die Natur auch die Geisteskräfte der Thiere ausgetheilt hat. — Unter allen Beyspielen von der Klugheit des Elephanten, die man in hundert Büchern von Büffons Naturge-

schichte bis tausend und eine Nacht gesammelt findet, ist vielleicht keines, das den Verstand, die Gelehrigkeit und die Charakterstärke dieses edeln Thieres in höherem Grade beweiset, als das, was der Engländer Forbes als Augenzeuge erzählt.

Herr Forbes machte in Ostindien den Feldzug von 1775 gegen die Maratten mit, und reiste auf dem Rücken eines Elephanten, dem nur die Sprache zu fehlen schien, um es manchem Menschen gleich oder zuvor zu thun. Wenn Herr Forbes zeichnete, so stand der Elephant unbeweglich still. Wo Früchte am Wege standen, brach er den besten Zweig ab, reichte ihn, ohne etwas für sich zu nehmen, dem Führer, und dankte durch ein sanftes Gemurmel für den Antheil, den man ihm davon gab. Wenn ein Ast über dem Wege hing, der dem Kasten, in welchem der Reisende auf seinem Rücken saß, hinderlich seyn konnte, so brach er den Ast ab, und gebrauchte ihn als Fächer, um seinen Herrn abzukühlen und die Fliegen zu verscheuchen. — Die Elephanten in der englischen Armee erhielten, außer ihrer täglichen Kost an Blättern und Korn, eine Art Kuchen, in der Landessprache Mossaulla genannt, die aus Mehl, Butter, Zucker und Gewürzen gemacht werden, und diesen Thieren bey starken Märschen oder Arbeiten nothwendig sind, um sie bey Gesundheit und Kräften zu erhalten. Demunerachtet wurden die Elephanten der Armee mit jedem Tage magerer, und nach genauen Untersuchungen fand es sich, daß ihre Führer die Kuchen gestohlen und zu eigenem Gebrauche verwandt hatten. Es wurden nun eigene Aufseher angestellt, die zugegen seyn mußten, wenn die Elephanten gefüttert wurden; worauf sie sich dann auch bald erholten. Endlich entdeckte man, daß ihre Führer sie abgerichtet hatten, die Kuchen im Maule zu halten, ohne sie zu essen, und sie, nachdem die Aufseher sich entfernt hatten, ihren Führern unversehrt zurückzugeben, die sie sich dann wohl schmecken ließen, oder sie verkauften.

Wer erscheint hier im vortheilhafteren Lichte, das Thier oder sein Herr, der Mensch? Wenn man weiß, wie sehr die Elephanten diese Leckerbissen lieben, so wird man nicht weniger die Gelehrigkeit bewundern, die es den Führern möglich machte, sie in so kurzer Zeit in diesem Grade abzurichten, als die Stärke des Charakters und die Selbstbeherrschung, die es diesem edeln Thiere möglich machte, der so nahe liegenden Versuchung zu widerstehen, und seine Lieblingsspeise dem Führer gutwillig abzutreten. Man vergleiche damit manchen Menschen, dem eine Sache von Werth anvertraut ist, die er sich ohne Gefahr zueignen kann; oder einen Säufer, dem sein Herr oder die Sorge für die eigene Gesundheit den Branntwein verboten hat, und der sich plötzlich allein vor einer vollen Branntweinflasche versezt findet!

Neueste Nachrichten aus Jerusalem.

(Beschluß.)

Am griechischen Charfreytag ging ich in der Absicht zur Kirche, die Nacht in derselben zuzubringen und alle Ceremonien zu sehen. Die türkische Wache an der Pforte war besonders strenge, und Niemand wurde hereingelassen, der nicht 25 Piaster, (etwa neun Gulden) bezahlte. Mein Firman, den ich vom Pascha hatte, schüzte mich vor dieser Buße. Etwa um Mitternacht begann die Prozession, welche im höchsten Grad glänzend war. Alles war aufs herrlichste beleuchtet. Jeder trug sein Licht und zog zum Grabe. Nicht lange darauf, gegen Tagesanbruch, entstand ein furchtbarer Lärm in der Kirche. Ich trat auf die Gallerie, um zu sehen, was es wäre. Das Volk unten war in der größten Verwirrung. Viele trugen Andere auf dem Rücken um das Grab herum, Andere tanzten, klatschten die Hände zusammen und riefen: Das ist das Grab des Herrn. Andere stellten sich zu zwey und drey auf die Schultern; wieder Andere rannten wie Rasende um das Grab herum. Von wem sie nur immer glaubten, er habe Geld bey sich, den schleppten sie mit Gewalt und Ungestüm auf den Achseln in der Kirche umher, und zwangen ihm Geld ab. Das Ganze war eine der kläglichsten Scenen, die ich im Leben gesehen habe. So geht es jedes Jahr zu. Und nun kamen die Türken herbey und schlugen mit ihren langen Peitschen von allen Seiten auf die Christen hinein, um sie durch Streiche ein wenig zur Besinnung zu bringen. Doch genug hievon.

Von griechischen Pilgrimmen waren bey dem dießjährigen (1810) Osterfeste ungefähr 1600. Die Meisten derselben sind geborne Griechen, die das Romanische reden. Die nächsten auf sie, der Zahl nach, folgen die Griechen aus Kleinasien, welche türkisch reden und lesen. Die dritte Klasse der Griechen sind Russen, die vierte und fünfte Wallachen und Bulgaren. Nur sehr wenige von diesen können lesen.

Die armenischen Wallfahrer belaufen sich dieses Jahr auf 1300. Die Meisten von ihnen sind aus Anatolien und sprechen türkisch. Nur wenige von ihnen können lesen. Im armenischen Kloster fand ich auch einen Pilger aus Kalkutta. Er erzählte mir, daß kürzlich von Echmiazin ein Erzbischof, ein Bischof und ein Priester nach Kalkutta gereist sind, um drey Jahre lang ihre Studien zu treiben, und nach ihrer Rückkehr eine theologische Schule zu errichten.

Ich bin mit den Pilgrimmen am Flusse Jordan gewesen. Schon am frühen Morgen waren die Straßen der Stadt mit Menschen angefüllt, die dem Thore zueilten, wo sich die große Caravane sammelte. Der Auftritt war ungemein lebhaft. Der Weg führte den Berg Moriah hinab ins Thal Josaphat an der Seite des Oelberges hin. Nach etwa drey Viertelstunden erreichten wir Bethanien,

ein nunmehr sehr armseliges Dörfchen. Von da an gings tiefer in's Thal hinab. Der Anblick der Pilger und der ungeheure Zug von Pferden und Kameelen war sehr malerisch. Das Ganze bildete einen Zug von beyläufig 2300 Menschen. Das Land, durch das wir zogen, war über die Maßen öde und verwüstet. Endlich kamen wir in's Thal Jericho. Mitten auf dieser Ebene liegt ein großer grüner Erdstrich, gleich einer Oase in der Sandwüste, und hier steht in Bäumen eingehüllt das zerfallene Jericho mit seinen Leimhütten. Hinter dem Dorfe schlug die Caravane in bunter Mischung ihr Lager auf. Ein Maler würde hier einen anziehenden Stoff für ein Gemälde gefunden haben. Gruppen von Türken, Arabern, Griechen, Armeniern, Kopten, Syrern, Menschen aus allem Volke unter dem Himmel im verschiedensten Kostüm unter den Palmen Jerichos neben ihren Kameelen ruhend. Bey Fackelschein ging der Zug am frühesten Morgen nach dem Jordan, und kaum war die Sonne aufgegangen, als wir den Fluß erreichten. In wenigen Augenblicken waren Männer und Weiber und Kinder im Wasser, um sich zu baden. Viele derselben waren damit beschäftigt, die Leinenkleider, die sie in den Sarg einst mitnehmen, zu waschen und zu weihen. Der Jordan ist hier ungemein schön, etwa zwanzig Klafter breit und von beyden Seiten beschattet. Nach dem Baden brach Jeder einen Zweig von den Bäumen und Alle zogen unter lauten Gesängen wieder nach Jerusalem.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Jun.

Dießmal ist am 6. Junius der Jahrstag, an welchem der junge Studierende Lallemand erschossen wurde, von den Studenten der Rechts- und der Medizin-Schule ohne Einhauen der Gensd'armerie zu Pferde und ohne andere gewaltsame Auftritte vorbeygegangen, die freylich in den vorigen Jahren jedesmal zum Nachtheil der Studenten ausgefallen waren. Zwar hatten sie auch dieses Jahr den Vorsatz, eine gemeinschaftliche Wallfahrt zum Grabe ihres ehemaligen Mitgefährten zu halten, allein da sie im voraus wußten, daß die ganze Polizey auf den Beinen seyn würde, um sie daran zu verhindern, und daß man bey der geringsten Bewegung sich einiger unter ihnen bemächtigen würde, um sie vor Gericht zu schleppen, so hoben sie ihren Entschluß von selbst auf, und begnügten sich damit, das Andenken des unglücklichen Jünglings in der Stille zu feyern. Die Polizey ist so ängstlich geworden, daß sie sogar nicht einmal hatte erlauben wollen, den Jahrstag des Todes des Abbé Sicard auf dessen Grabe feyerlich zu begehen, wie es der Vorsatz einer Gesellschaft von Gelehrten gewesen war, die deßhalb durch ein Circularschreiben den andern Gelehrten in Paris Nachricht von ihrem Vorhaben gegeben hatten. Diejenigen, welche diesem Aufrufe folgend, den guten Sicard durch diese Gedächtnißfeyer ehren wollten und sich deßhalb am bestimmten Tage zur Ruhestätte P. Lachaise begeben hatten, fanden daselbst ein Verbot des Polizeypräfekten, sich zu versammeln, angeschlagen, und am Eingange gebehrdete sich ein Briochenhändler äußerst ungehalten, weil er, auf eine große Versammlung rechnend, sich mit einem bedeutenden Vorrathe seiner Waare versehen hatte, und sich nun durch die Polizey in seiner Spekulation betrogen sah. Der Zorn des Briochenverkäufers verscheuchte beynahe den Mißmuth der Gelehrten, welche vergeblich den weiten Weg zum Gottesacker angetreten hatten. Solcher kleinlichen Begebenheiten ließen sich mehrere anführen, wie denn überhaupt jetzt Alles hier ins Kleinliche zu fallen, oder sich dazu hinzuneigen scheint, Schauspiel, Dichtkunst, Polizey, Erziehung u. s. w. Die Pariser Chronik kann daher auch nichts weiter thun, als die unter diesem großen Ameisenhaufen vorfallenden kleinlichen Geschichten kurz aufzuzeichnen, bis daß etwas Größeres wieder an die Tagesordnung kömmt. Am Jahrestage der Rückkunft des Königs war die wichtige Frage in Paris, ob der König einem Feste, das ihm zu Ehren von Madame Du Cayla im Schlosse St. Ouen sollte gegeben werden, beywohnen würde. Die ministeriellen Zeitungen kündigten es an; da bisher der König nie bey einer Privatperson zu einem Feste eingekehrt ist und dieses auch wider die alte Etikette des französischen Hofes seyn soll, so war diese Nachricht bey Ermanglung wichtigerer Dinge etwas sehr auffallendes für die Pariser. Madame Du Cayla hat das Schloß St. Ouen vom Könige zum Geschenk bekommen; auch dieses ist etwas Außerordentliches für die Pariser Gesellschaften gewesen. Das angekündigte Fest wurde hin und wieder besprochen und bedauert. Die Zeitungen hatten behauptet, der König würde sich am Abende vor dem Feste nach dem Schlosse begeben, die Nacht darzubringen und erst am folgenden Tage zurückkommen. Allein der ganze Plan wurde aufgegeben, entweder weil die Leute zu viel darüber gesprochen hatten, oder weil man es aus andern Rücksichten so für gut befunden hatte, und Madame Du Cayla gab ihr Fest ohne das Beyseyn der hohen Person, welche dasselbe veranlaßt hatte. Dann kamen andere Kleinigkeiten. Es wurde in den Zeitungen über Casimir Lavigne hin und her gestritten und sogar der langblättrige Moniteur mischte sich in diesen unbedeutenden Streit. Der junge Dichter hatte unter Pasquiers Ministerium eine jener unnützen Stellen erhalten, welche die Minister gern zu Gunsten ihrer Protégés beybehalten. Er war nämlich Bibliothekar am Justizministerium geworden; das Komische bey der Sache war, daß man nicht einmal weiß, ob eine Bibliothek bey jenem Ministerium vorhanden ist. Die ministeriellen Blätter, die es doch wissen müssen, behaupten, es sey zwar ein Bibliothek-Saal mit Bücherschränken da; allein in diesem Saale werde Billard gespielt, was denn freylich keinen Musensitz andeutet. Es mag seyn, daß eine Bibliothek anfangs angelegt war, vermuthlich aber hatte irgend ein Minister, der sich lieber mit Billardkugeln als mit Büchern erholen mochte, die Schränke bestauben und den Bibliothekar zu Hause bleiben lassen. Die Stelle war also eine völlige Sinecure, wie es deren leider so viele in Frankreich, England, Deutschland und anderswo gibt. Allein so lange eine Nation zu solcher Verschwendung das Geld hergeben soll, ist es doch noch immer besser, daß es einem verdienstvollen Schriftsteller als einem gebirnlosen Schmeichler zu gute kömmt. Nun hätte sich allenfalls Casimir Lavigne auch schon mit seinem Dichtertalente durchhelfen können; und vielleicht hätte er besser gethan, sich auf seine eignen Kräfte zu verlassen; aber eine fixe Zulage mochte ihm wohl nicht unlieb seyn, zumal, da es der Polizey eingefallen war, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, die Vorstellungen seines Trauerspiels die Sizilianische Vesper einstweilen zu verbindern. Die jetzigen Machthaber hatten sich entweder ungeschickt benommen, um den jungen Dichter in ihren Sold zu bekommen, wie sie es mit so manchen andern gemacht haben, oder der bereits von der Volksgunst unterstützte Dichter hatte ihre Anträge verschmäht, und sich vorgesetzt, frey und unabhängig zu bleiben; genug, nach dem Grundsatz, wer nicht für uns ist, ist wider uns, wurde Casimir Lavigne seiner Stelle beraubt, und ihm blieb nichts weiter übrig als sein Dichtertalent. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Nr. 53.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. Juli 1823.

Römische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

Man ist berechtigt den Fund des beschriebenen Gefäßes für einen sehr glücklichen zu halten, seiner eleganten Zeichnung, seiner merkwürdigen Darstellung, seiner noch immer räthselhaften Bestimmung, seiner guten Erhaltung endlich des glücklichen Zufalls wegen, der es in die Hände eines Besitzers gespielt, von welchem der lehrreichste Gebrauch seines Besitzes zu erwarten steht. Es ist dieses bereits die achte sogenannte mystische Cista, von deren Existenz man weiß, und doch gibt es kaum von einer einzigen in Bezug auf nächsten Fundort und im Betreff ihrer Darstellungen eine genaue Notiz, von wenigen eine schlechte Zeichnung, Name und Erklärung der ganzen Klasse ist ebenfalls völlig schwankend. Die erste jener Cisten war das unvergleichlich schöne, um das Jahr 1745 gefundene Werk mit Scenen aus dem Argonautenzuge, das Ficoroni dem Collegio Romano schenkte und von dem das Museum Kircherianum T. I. tav. 1—6 einen ungefähren Begriff gewährt; das Ganze sammelt sich um den beendeten Kampf des Pollux und Amycus und der Spiegel mit gleicher Darstellung und lateinisch darauf geschriebenen Namen wird darin gefunden. Die zweyte, in einer Höhle von drey Peperinbogen mit zwey Pateren, einem Greifel, einer Strigilis, einem Rehkalb, einem Panther, einer kleineren Cista und einem prismaförmigen Stück Metall gefundene befand sich im Museo Borgia. *) Die dritte besaß der Schottländer Byres, die vierte Monsignor Casali, sie war von schlechter Arbeit, **) regelmäßig wie nach Cassetten gelegte Knochen, ein glatter Spiegel, eine Nestnadel und ein Elfenbeinkamm fanden sich darin, in den Zeichnungen glaubte Guattani Oreſtes Qual und Heilung zu erblicken. Die fünfte des Conte Bonarelli, durchaus mit Holzunterlage von Leder und dann erst von der Bronzeplatte überzogen, übrigens, wie es scheint, blos mit gewöhnlichen Ornamenten versehen, hat Visconti *) erwähnt, von einer sechsten im Museo Pennachi zu Bologna der Caval. de Rossi erzählt. Die siebente, dem Deutschen Franz Peter zugehörig, enthielt zwey Salbengefäße von Alabaster und zwey von unverweslichem Holz, eine kleine steinerne Urne und einen Spiegel, auf dem eine Weihung sich befinden soll. **) Die Zeichnungen des Gefäßes stellen Faustkämpfer und einen flötenblasenden Faun dar, und wenn der Gegenstand des Spiegels, von dem mir ein Umriß durch gefällige Mittheilung des Herrn von Bröndsted bekannt geworden, auch nicht offenbar eine Weihung ist, so wird die Darstellung doch in dem Preis der Bacchischen gleichen. Zwey nackte Jünglinge sitzen gegenüber, der eine mit einem Schwert, der andere mit einem etwas ähnlichem Kürzeren. Zwischen ihnen steht eine weibliche lang gekleidete Figur mit einem Thyrsus, hinter der ein gehörnter Faun hervorschaut. Diese Mischung Bacchischer Figuren, an die auch der Silen in der Ficoronischen Cista, der Mysteriengenius in ebenderselben und in der Bröndstedschen Patera erinnert, die Auffindung ähnlicher Gefäße in Gräbern, die nach Visconti die gewöhnliche ist, die kleineren Cisten, Panther und Rehkalb der Cista Borgia, die häufigen Beziehungen auf die Paläſtra und auf ihre, wie auf des geheimen Kultus Weihungen — das Gymnasium zu Präneste, meinte jemand, möge wohl dem Bacchus heilig gewesen seyn — das alles, verbunden mit der eleganten, sicheren und flüchtigen Zeichnung gibt überraschende Erinnerungen an Auffindung, Behandlung und Darstellungen der italisch-griechischen Vasen, und möchte leicht eine ähnliche Bestimmung der bronzenen Cisten vermuthen lassen. Diese für mystische Cisten zu erkennen, ist keine dem Haufen der Antiquare nachgesprochene Meinung, sie hat Visconti's Autorität für sich, scheint aber den angesehen-

*) Visconti Pio Clem. T. I. p. 81. not. a.

**) Guattani Monum. enc. ined. 1789. IV. p. 33. „la più rozza delle quattro, ma forse per tal ragione la più antica."

*) Monum. Gabini p. 50. „della qual materia sin pure il gruppo del manico rappresentante lottatori co' loro subligaculi, piedi rappresentanti quadrighe e tutti gli altri fregi ed accessori."

**) Guattani Memor. enciel. T. VI. p. 65 sqq.

ſten gegenwärtigen Stimmen entgegen zu ſeyn. Es iſt eben ſo leicht zu vermuthen, als daran zu zweifeln, daß jene Ciſten, die man bis jezt nur in Paläſtrina fand, uns Denkmäler einer in der vielbeſuchten Stadt der Fortuna auf griechiſche Weiſe fortgepflanzten Verbindung von Einweihung zur Waffenfähigkeit und zum Bacchiſchen Kultus ſind; es ſcheint aber eben ſo ſehr an einem hinlänglichen Grunde zu fehlen, um im Gegenſatz der gewöhnlichen Benennung in den erwähnten Gefäßen nur Behälter für die Geräthſchaft der Paläſtra zu finden, indem, daß ſie dieſes ſeyn konnten und nach den aufgeſezten Griffen und eingeſchlagenen Henkeln aller Wahrſcheinlichkeit nach waren, kein Beweis iſt, um ihre weitere Bedeutung zu beſchränken, ſo gut wie die Kampaniſchen Vaſen oft nebeneinander unverkennbare Myſterienſcenen und ſchlichte Paläſtrafiguren mit Salbenfläſchchen und Strigilis aufweiſen. Auch die in keiner Ciſta fehlenden Spiegel möchten einer religiöſen Beziehung mehr günſtig als entgegen ſeyn; wie viele Toilettenſcenen ſind entſchiedene Einweihungs- und Beſchauungs-Momente geworden! Ja da ein myſtiſches Geräth bey den häufigen Einweihungsſcenen der Italiſch-griechiſchen Kunſtwerke wohl nicht fehlen kann, und ein Behältniß für das kleinere natürlich iſt, da die länglich viereckigen Käſtchen nichts als Schmuckkäſtchen ſind, *) die halbgeöffnete geflochtene Ciſta mit der Schlange aber, ſo wie die tragbare mit dem verhüllten Phallus, jenen Kunſtwerken eben ſo fremd ſind, als das Schlangen- und Phallus-Symbol ſelbſt ihm zu ſeyn ſcheinen, ſo möchte es nicht unwahrſcheinlich ſeyn, daß man ſtatt Schlange und Phallus die Spiegel, und ſtatt Schlangen- und Phallus-Ciſta der Reliefs eine Spiegel-Ciſta der Vaſen und des ihnen verwandten Kultus annehmen dürfe. Auf einer Vaſe mit der Darſtellung der Heſperiden bey Pufferi I. 40. ſehen wir eine Geweihte eben ſo nach dem Spiegel, der auf einem dem unſrigen ſehr ähnlichen Gefäß liegt, gebückt, wie auf dem Deckel des Caſaliſchen Sarkophags, die Bacchantin, die Schlangenciſta beſchaut.

Die neueſte glückliche Ausgrabung ward durch antike Fragmente, auf die man, wenig unter dem Boden eines Hauſes bey S. Lucia in Selve auf dem Viminal zufällig ſtieß, veranlaßt, und für Rechnung des thätigen Kunſthändlers Veſcovali ſofort unternommen. Die bisherige Ausbeute waren fünf Statuen, eine ſehr wohl erhaltene Nymphe mit unter den Leib gehaltener Muſchel, wie ſie zu Brunnenmündungen dienten und ſeit Viſconti als Appiaden aufgeführt zu werden pflegen, eine Silens- und drey Faunenſtatuen, ſämmtlich von guter, die zwey tanzenden Faune von vorzüglicher Arbeit. Es waren dieſes Faunen gemeiner Natur, in der Linken das Pedum haltend, die Rechte in die Höhe gerichtet, etwa mit einer Traube, das rechte Bein zum Tanze vorgehoben, mit unter dem Hals geknüpften Felle. Beyde gehörten einer und derſelben Darſtellung an, doch iſt die eine Statue, der der linke Arm mit dem Pedum fehlt, von freyerer Arbeit, möglicher Weiſe ein Original, und ſicher eines der ausgezeichnetſten übrigen Werke römiſcher Sculptur. An kleinen Verſchiedenheiten fehlte es nicht, zwiſchen beyden Statuen, wie deren die eingeſezte linke Bruſtwarze, die kräftig angegebenen und ausgeführten Bockshaare auf dem rechten Schenkel und über der Schaam des erſtern gegen die dort nur ſehr kriſe angedeuteten, hier in Löckchen gelegten des zweyten, nachweiſen. Kopf und rechter Arm dieſer beyden ſchönen Statuen ſind bis jezt noch nicht gefunden worden. Auch die vierte und fünfte jener Statuen ſind ein erfreulicher Fund, jene ein wohl erhaltener koloſſaler ruhender Faun von guter Arbeit, dieſes der Trunk eines Silens, wozu ihn mehr der Bart und der geſtern glücklich dazu aufgefundene Kopf, als die gemäßigten lang geſtreckten Formen ſeines Körpers machen, etwas über Lebensgröße, wie die beyden tanzenden Faunen. Dieſe Ausgrabungen werden eifrig fortgeſezt; zwey ganz zulezt gefundene keiner der bisherigen Statuen gehörige Hände ſteigern die Hoffnung.

Wenige Wochen vorher gaben die erneuten Ausgrabungen von Tor Marancia ſchäzbare Ausbeute für die Antikenſammlung der Herzogin von Chablais. Auf der öſtlichen dem früher durchgrabenen Orte entgegengeſezten Hügelreihe, hatte man bereits mehrere Anzeichen antiken Gemäuers bis auf den Grund deſſelben umſonſt verfolgt, als, nur drey Palmen unter dem heutigen Fußboden, zwiſchen Mauerwerk aus ſchlechter Zeit ein reichlicher Fund ſich eröffnete. Außer den Fragmenten einer Sonnenuhr und einem koloſſalen geflügelten Phallus, der mit einge-

*) Wenn Cista mystica ein Behältniß des myſtiſchen Geräths bezeichnet, ſo möchte von quadrater Ciſta wohl nie zu reden ſeyn. Es ſcheint dagegen zu ſtreiten, wenn auf einem Cogbilſchen Gefäß tav. 49. die Binde aus einem ſolchen Käſtchen entnommen wird; doch ſcheint wenigſtens der Spiegel, das bedeutendſte myſtiſche Geräth der Vaſen, nie darein zu paſſen. Ob es ovale Cistae mysticae gebe, könnte der neulich aufgefundene Bacchus der Herzogin von Chablois in Frage bringen. Dagegen möchte das unbedeckte, einerſeits offne, der Form einer Biga ähnliche, tragbare Behältniß von etwas verhüllten auf der Belvederiſchen Wanne Mus. Pio Clem. IV. 29. auf einem unedirten Sarkophag im zweyten Miſcellenzimmer des vatikaniſchen Muſeums und einem andern im Garten der Villa Ludoviſa bey Bellori Pict. crypt. vet. 12. sep. Nason. 33. am ſichtlichſten und neben der immer hingeſtellten Schlangenciſta auf dem Caſaliſchen Sarkophag und deſſen Deckel Pio Clem. V. agg. c. Millin Gall. myth. LXIV. 243. wohl eher für eine tragbare Ciſta zu geben ſeyn, als mit Viſconti für die ganz verſchiedene myſtiſche Schwinge (Winckelmann mon. ined. 53). Ob ein Phallus dort verhüllt ſey, oder eine Schlange, läßt ſich wegen des Caſaliſchen Sarkophags ſtreiten, auf dem eine offene Schlange dicht neben dem leeren Behältniß iſt.

ſchloſſenem Kleinerem, Tatzen eines Raubthiers, und einem Unterſatz verſehen iſt, auf deſſen Vorderſeite Trophäen, linkerſeits ein Hund, rechts ein Hippograph, beyde im Lauf abgebildet ſind, fand ſich ein ſchöner, obwohl ſehr zerſtückelter Bacchus von Lebensgröße, die koloſſale mittelmäßige, aber vortrefflich erhaltene Figur einer Bacchantin mit doppelter Tunika und übergelegtem Ziegenfell mit herabhängendem Kopf, endlich die ſchöne und vortrefflich erhaltene Statue eines koloſſalen Bacchus. Der Kopf dieſer Statue gehört zu den vorzüglichſten der erhaltenen Bacchusköpfe und auch die Figur ſcheint ſeiner keineswegs unwürdig, obwohl der Kopf nach ſicheren Spuren aufgeſezt war; vielleicht iſt dieſes der Grund, daß der Hals etwas gedrückt erſcheint, doch ſind auch Bruſt und Breite von kurzen gedrungenen Verhältniſſen und ſelbſt an dem Kopf kann die minder ſorgfältige Behandlung der Haare auffallen. Die Figur iſt in der einfachſten Stellung, mit herabgeſenktem rechtem und gebogenem linken Arm, mit vorn herabhängenden Locken, rebenbekränzt, unbekleidet, zu beyden Seiten durch reiches Nebenwerk geſchmückt. Rechts zu ſeinen Füßen legt der Panther die Tatzen auf einen Bockskopf; links ſtüzt ein durch herabhängendes Gewand verhüllter Stamm einen Kaſten, auf dem die Silensmaske ruht. Dieſer Kaſten iſt wenig höher als die Maske, glatt, mitten durch zwey ſtarke breite Reifen unterbrochen, oben mit einem gewölbten Deckel; er iſt weder rund noch oval, ſondern am innern Ende faſt ſpiz abgeſchnitten, doch mag dieſe Uhregelmäßigkeit nur einer flüchtigen Praktik zugehören, indem von vorn wie von hinten angeſehen, er in ein Oval auszulaufen ſcheint. Dieſes demnach ovale Gefäß mit den ſeltſamen ſtarken und breiten Reifen und dem eben ſo auffallenden ſtark converen Deckel hält man für eine Ciſta myſtica; die darauf liegende Maske iſt für dieſe Annahme, als bloßer Unterſatz wäre es eben ſo ſeltſam und die ovale Form ließe ſich mit einem einzelnen ovalen Deckel in der Sammlung der Herzogin zuſammenſtellen, auf dem die in ſich verſchlungene Schlange angebracht iſt.

Eine kurze Notiz von den übrigen Antiken jener wenig bekannten Sammlung ſcheint ſich um ſo paſſender hier anzureihen, als die meiſten derſelben Gegend von Tor Marancia (praedia Amaranthiana) zwey Millien von der Porta S. Sebaſtiano zwiſchen der Via Appia und Oſtienſis, ihre Auffindung verdanken und ihr größter Theil ebenfalls mit Bacchiſchen Vorſtellungen zu ſchaffen hat, ja aus einem Bacchustempel laut übrigem Zeugniß herrührt. Dieſes Zeugniß gibt eine Votivtafel mit verſchlungener Schlange und der Dedikation eines Calandio an den Liber Kallinicianus; auf einem anderen Votivfuß kommt der Sacerdos Callinicus wieder vor. Man hat dieſe Notiz zur Benennung eines ebendaſelbſt gefundenen ſeltſam geformten ſpizen und faſt ſtirnloſen Porträtkopfes mit einer mitren einfach und über der Stirn zweyfach geſpizten vergoldeten Müze ſofort angewandt. Ein ſchöner wenig ergänzter Bacchus in Lebensgröße, die Traube in der Linken haltend, mit der Rechten den Kantharus gegen den Panther ausgießend, wird ſich eben ſowohl für den Liber Kallinicianus und für das Tempelbild annehmen laſſen, falls nicht etwa die ebendaſelbſt gefundene dreiſeitige Herme in dem Fall eines Rundtempels dieſe Beſtimmung ihm ſtreitig machen kann. Dieſe ſehr wohl erhaltene Herme iſt von ungleich beſſerer Arbeit, als man nach ihrer partheiſirenden Vorſtellung erwarten ſollte, und in der Dreyheit ihrer Zuſammenſezung ungleich merkwürdiger, als das einzige Aehnliche, die Dianae triformes, zu denen bey ihrer häufigen Bildung wohl alle nicht genauer bezeichneten Dreyköpfe, wie ein ganz ungeſchmückter in der Villa Albani Indic. antiq. no. 361. und ein andrer mit dem Stirnband Monum. Matei. II. 48. zu rechnen ſind; ja die identiſirenden Philoſopheme römiſcher Zeit haben ſich in ihr nicht mit dem Paralleliſiren drey geſchiedener Symbole begnügt, ſondern ſind in dieſem wieder zur Verdoppelung fortgeſchritten. So zeigt uns jene doppelte Dreyherme, nicht wie die dreyleibigen Dianen, drey ganze zuſammengeſtellte Figuren, ſondern oben drey Köpfe und an den Schaften drey entſprechende Figuren in kleinerem Maßſtab, deren eine nur unter dem weiblichen Kopf in das lang herabhängende Gewand derſelben geſtellt iſt, die beyden andern dagegen auf völlig glattem Schaft angebracht ſind. Jene Köpfe ſind ein bärtiger Bacchus, ein weiblicher, den man leicht Libera benennt, und ein Hermes, die vermittelnde Intelligenz; jene Figuren ein leyerſpielender Apoll, unbekleidet, den linken Fuß zur Stüze der Leyer höhergeſtellt, Helios dem Liber verglichen, dann im Gewand der Libera eine unbekleidete Venus Anadyomene, endlich wieder, als das vermittelnde, Eros mit angezündeter Fackel. Die beyden glatten Schafte zwiſchen Liber und Apollo, zwiſchen Hermes und Eros ſind dort durch einen großen, hier durch einen kleinen Phallus unterbrochen. Eine Production derſelben Philoſopheme iſt ein kleiner zierlicher Hermaphrodit von etwa drey Palmen Höhe, welcher das über rechte Schulter und linken Arm geſchlagene feine Gewand mit beyden Händen zu einem Schurz herabzieht und einen liegenden Amor in demſelben hält, von deſſen Flügeln die Anſäze erhalten ſind, ſo wie von dem Hermaphroditen nur Kopf und Beine neu ſind. Endlich ſind aus demſelben Bacchustempel außer einer anderen guten Bacchusſtatue, etlichen Doppelhermen eines jungen und eines bärtigen Bacchus, und etlichen eingedruckten Votivfüßen, noch ein ausgehöhlter und hinten abgeſägter epheubekränzter Kopf mit krauſem Haar und Mohrenzügen bemerklich. Doch fehlt es zu ſehr an genauen Nachrichten über den Fundort jener Statuen, um genau zu

wiſſen; wie die Bacchiſchen aufgeſtellt waren, was von den übrigen dem Tempel oder der antiken Villa, zu der er gehörte, zuzurechnen iſt. Wie wohl auch die Ruinen zum Theil erhalten waren, davon führt ein genau nach dem Muſter eines antiken mit zierlichen Arabesken und tanzenden Figuren geziertes Zimmer im Pallaſte der Herzogin den beſten Beweis; aus einem anderen ſind neun Malereyen ausgeſägt, mittelmäßige Figuren von Bacchantinnen, aus dem erſteren ein feines Moſaik mit Fiſchen, Früchten und beſetzten Schüſſeln zu einer Tiſchplatte benuzt.

Das zierliche Figürchen einer mit dem linken Fuß auf das umgekehrte Gefäß tretenden Nymphe, in deren Hand ein nach ſichern Spuren ergänzter Kranz, die ſeltene Gruppe eines auf dem laufenden Bock reitenden Silens, die mittelmäßige Gruppe einer unbekleideten Porträt-Venus, die mit der Rechten die Haare, mit der Linken ein Salbengefäß faßt, rechterſeits von einem Amorin mit dem Salbengefäß, links von einem andern mit dem Schmuckkäſtchen umgeben, hinter dem das Gewand auf dem Gefäß, dann die Bruſt einer Alten, die einen Harpocrates im Arm hält, die ſitzende Figur eines Philoſophen, die ſchöne Herme eines Sokrates, endlich das Relief einer Oelbude und ein Sarkophag mit circenſiſchen Spielen, ſcheinen noch als Stücke jener Sammlung bemerkenswerth. Die Bekanntmachung derſelben iſt von dem Generalintendanten der Herzogin, dem Herrn Caval. Luigi Biondi zu hoffen; es iſt zu wünſchen, daß die Ausführung dieſes Werkes und die Fortſetzung der unter ſeiner Leitung geführten Ausgrabungen durch die Entfernung der Herzogin von Rom nicht zu lange leiden möge. Veji und Tusculum gehören zu ihren Beſitzungen und zu mehrerenmalen hat ſich die Wünſchelruthe ihrer Schatzgräber höchſt bewährt gezeigt.

Rom, den 1. Mai 1823.

Gerhard.

Die Sixtiniſche Madonna, copirt durch Jacob Schleſinger.

Es wird jezt den Bewohnern der Gegend, wo Neckar und Rhein ſich begrüßen, ein für ſie leider! etwas ſeltener Genuß zu Theil, nämlich der eines ausgezeichnet trefflichen Gemäldes, woran wir ſeit Entfernung der Boiſſerée'ſchen Bildersammlung aus unſerem Lande in hieſiger Umgegend überhaupt, namentlich aber in Heidelberg einen beklagenswerthen Mangel leiden. Denn wenn auch einzelne Künſtler, in Mannheim und Heidelberg theils lebend, theils ſich bildend, manches Treffliche liefern, ſo iſt es doch ſelten von der Art, daß es mit dem Bilde verglichen werden könnte, wovon zunächſt eine kurze Nachricht gegeben werden ſoll.

Jacob Schleſinger aus Grünſtadt, im bayriſchen Rheinkreiſe früher mit der Wiederherſtellung und Nachbildung altdeutſcher Bilder vielfach beſchäftigt, in neuerer Zeit vornehmlich dem Genius Raphaels zugewandt, verfertigte im verfloſſenen Jahre mit großer Anſtrengung und bewundernswürdiger Ausdauer eine Copie der Sixtiniſchen Madonna, welche gegenwärtig in Mannheim aufgeſtellt, die Aufmerkſamkeit nicht blos der Kunſtfreunde, ſondern aller für reinere Eindrücke empfänglichen Gemüther feſſelt.

Alſo eine Copie kann euch in eurer Armuth dermaßen entzücken? könnte derjenige wohl fragen, der in den Reichthümern der Gemäldeſammlungen Deutſchlands, Frankreichs und Italiens geſchwelgt hat. Ja, eine ſolche Copie ſolch' eines Bildes kann und ſoll und muß uns entzücken; denn ſie hat Viele, die Auge und Herz am rechten Fleck haben, neben dem unübertrefflichen Originale ſelbſt entzückt.

Wenn in unſeren Tagen größere Productionen im Fache der Malerey wegen einer Menge traurig zuſammenwirkender Urſachen, die das aufſtrebende Genie niederdrücken, ſeltener ſind, ſo muß eine ſolche Nachbildung eines von ganz Europa ſeit Jahrhunderten geliebten und bewunderten Bildes im höchſten Grade unſere Aufmerkſamkeit anſprechen, und es wäre zu beklagen, wenn dieſes Produkt ſeinem bisher noch wenig anerkannten Urheber, nicht einen verdienten Ruhm erwürbe.

Es begegnet uns wohl bey reinen, edlen, ſchmuckloſen Schönheiten, daß ſie nicht gerade beym erſten Anblick den größeſten Eindruck machen, ſondern daß eine vertrautere Bekanntſchaft dazu gehört, um die ganze Fülle ihrer geiſtigen Erhabenheit zu empfinden. So erging es uns auch mit dieſem Bilde. Es will länger betrachtet ſeyn, damit es die Seele feſſele, aber dann uns die ganze Seele feſſele, und die tiefſten Eindrücke als Nachwirkung zurücklaſſe. Hat man ſich ſo in das Bild hineingeſchaut, ſo ſieht man ſich allmählig immer mehr an die Herrlichkeit des Raphael'ſchen Urbildes erinnert, und geſteht es freudig, daß der Nachbildner den Geiſt des Ganzen mit großem und wahrem Sinn aufgefaßt und zugleich das Einzelne mit ſelbſtverleugnender gewiſſerhafteſter Treue wiedergegeben hat. Man fühlt es der Copie an, daß ſie, einem Originale gleich, mit Freyheit und künſtleriſcher Begeiſterung hervorgebracht, daß ſie nicht nachgemacht, ſondern nachgeſchaffen iſt. Und wenn man es dann von dem Künſtler ſelbſt hört, wie er ſo ganz in dieſem Bilde lebt, welche Schwierigkeiten, die zum Theil in äußeren Verhältniſſen, zum Theil in körperlichen Leiden lagen — welche Schwierigkeiten er, von dieſem Werke Raphaels mit unüberwindlicher Luſt durchdrungen, beſiegt hat, dann wird man durch ſein Wort nur beſtätigt finden, was man in dem ganzen Bilde ſelbſt ſchon lieſt: daß es eine Schöpfung der Liebe iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Juli 1823.

Die Welt liegt vor dir; sey ein Schurke und mache dein Glück.

Churchhill.

Wie man sich in Persien emporhebt *).

In einer Stadt im Irak lebte Allaverdi, welcher, weit entfernt, seinen Namen (Gott gesandt) Ehre zu machen, ein wahrer Bote des Teufels zu seyn schien, um seiner armen überzärtlichen Mutter und der ganzen Nachbarschaft zur Plage zu leben. Das einförmige Leben bey seiner Mutter ward ihm bald lästig, und er ließ sich täglich seltener dort sehen; und obgleich eben alt genug, um aus dem Frauen-Zimmer in die Gesellschaft der Männer zugelassen zu werden, brachte er seine Zeit in der Nähe der Bazaars und Karavanserein zu, wo er durch das Ausrichten kleiner Aufträge für Kaufleute und Reisende dann und wann ein paar Geldstücke auflas. Selten kam er nach Hause, ohne etwas mitzubringen, das er zu seinem Vorrathe legen konnte; der Gewinn von dem, was man ihm für seine geleisteten Dienste gab, nicht selten aber auch von dem, was er von den Waaren gestohlen, die man ihm zum Packen anvertraut. Einige Entdeckungen dieser leztern Gattung, und die darauf erfolgten Strafen, verminderten das Zutrauen, das man in ihn gesezt hatte, und oft blieb er Tage lang unbeschäftigt; da er sich aber innerhalb einiger Jahre einen ziemlichen Vorrath von Geld und Waaren gesammelt hatte, und seiner Mutter Haus ihm immer offen stand, kümmerte ihn dieses wenig. Er ergab sich jezt mehr dem Spiel und der Unterhaltung, als ehemals. Er war nun in dem Alter, wo das Blut schneller fließt, und das Herz in der Erwartung noch ungeprüfter Genüsse höher schlägt; wenn die Einbildungskraft eines Persers Blumen und Juwelen auf den Pfad der Schönheit streuet, und die nackten Felsen und wüsten Ebenen seines armen, verödeten Vaterlandes mit Luftwäldern, Springbrunnen und reichen und glücklichen Bewohnern bedeckt. Allaverdi zeigte sich jezt häufiger in seiner eigenen Nachbarschaft, gewöhnlich mit einem Falken auf der Faust, und von dem Falkner eines benachbarten Khans begleitet, der ihm die Behandlungsart dieses Vogels lehrte. Eine andere seiner Lieblingsbeschäftigungen war das Abrichten von Brieftauben, welches bey mehrern Ehemännern aus der Nachbarschaft die ernsthaftesten Besorgnisse erregte, und häufige, obgleich nutzlose Klagen vor die Mutter brachte, welche nach und nach bey dem verzogenen Söhnlein alles Ansehen verloren hatte. Wann er seine Tauben so auf dem flachen Dache seines Hauses übte, so geschah es oft, daß die jüngern auf die benachbarten Dächer hinflatterten, dann mußte er ihnen über Mauern und Dächer seiner Nachbarn nachklettern, wobey er es sich nicht versagen konnte, einen Blick auf deren Weiber und Töchter zu werfen, welche er in den Höfen beschäftigt fand. Eine höfliche Frage nach seinen Vögeln benachrichtigte eine einsame junge Schönheit von seinem Daseyn und seiner Absicht; ein halb unterdrücktes Lachen und ein sanfter Wink, sich zu entfernen, gab der jungen Gesellschaft das Zeichen, daß sie Jemand überblicke; indessen wurden die Schleyer selten eng zusammengezogen oder befestigt, wenn das bartlose Gesicht und die zierliche Ge-

*) Aus dem London Magazine.

stalt des kühnen Kletterers sich zeigte, und ein eifriges Flüstern, ein verstohlner Blick und bedeutungsvolles Lachen ihm ihre Vergebung für die gegenwärtige Zudringlichkeit zusicherten, und ihm keinen Zweifel ließen, daß ein anderer Besuch eben so sehr geduldet werden würde, sollten seine Geschäfte ihn wieder des Weges bringen: sah er aber eine ältliche Dame in der Nähe, so zeigte sein schneller Rückzug, wie heilig ihm die Geheimnisse des Harem Khonar seyen.

Eines Tages mußte er seinen Lieblingen auf eine große Entfernung folgen, und fand sie endlich über einem Haufen indischen Kornes beschäftigt, das man zum Trocknen ausgelegt. Kaum hatte er sie wieder im Besitz, als er bemerkte, daß sein Rufen auch die Aufmerksamkeit Anderer, nebst seiner Tauben, erregt hatte — ein äußerst hübsches weibliches Gesicht blickte eben über die Schutzmauern und verschwand. Allaverdi blickte schüchtern in den Hof hinab, um die Gelegenheit zu erspähen, und freute sich, die liebliche Schöne ganz allein darin zu sehen, mit den Blicken auf die Stelle geheftet, wo er sich befand. Dießmal konnte er nicht nach seinen Tauben fragen, denn die hatte er schon; aber mit etwas mußte er doch seine Gegenwart entschuldigen; er fing also eine Rede im besten Geschmack an, welche er hie und da mit einem arabischen Vers durchflocht, die weder er noch seine Zuhörerin verstand; da aber der Mirza, von dem er sie lernte, dieselben bey ähnlichen Gelegenheiten gebraucht hatte, so schloß er, sie müßten ja passend seyn. Während seiner Rede, welche gut aufgenommen ward, hatte er Zeit, die Person, an die sie gerichtet war, zu betrachten und zu bewundern: sie war von mittlerer Statur und jung, ihr niedlich geflochtenes schwarzes Haar hing in vollen Flechten über ihren Rücken und ihre Schultern hinab; vorn brachen zwey große Locken unter dem Turban hervor und flogen auf beyde Seiten ihres stark geschminkten Gesichts; ihre Wimpern und die Ränder der Augenlieder glänzten von der schwärzesten Farbe, welche pulverisirtes Antimonium nur zu geben vermag; ein leichter Schatten von derselben dunkeln Farbe goß sich über den obern Theil des Gesichts unter den Augen, und bildete einen äußerst angenehmen Abstich mit ihren pomeranzenfarbigen Fingern und Nägeln, die sie, wie einen durchsichtigen Fächer, vorhielt; ihr lächelnder Mund glich einem halbgeöffneten Korallenkästchen, aus dem der enthaltene Perlenschatz hervorschimmerte. Eine kurze Tunika von abgeschossenem grünen Sammt, mit alten goldnen Tressen besetzt, welche durch eine schwere silberne Spange um den Leib befestigt, am Busen aber offen war, um das roth seidene, dicht um den Hals zugeknöpfte, Hemd zu zeigen, verdeckte nur zum Theil ihre gewürfelten baumwollenen Beinkleider, welche, mit kurzen sonderbar gewirkten Strümpfen und grünen Pantoffeln, die Haupttheile ihres Anzuges bildeten. Ueberdieß trug sie um die Stirne ein Band mit großen Goldstücken, und Hals- und Armbänder von holländischen Dukaten. Allaverdi war wie angezaubert, bis die Schöne ihn mit den süßesten Worten einlud, die Leiter hinab in ihren Hof zu steigen, und durch denselben den Rückweg zu nehmen, weil sie es für gefährlich hielt, daß er, mit seinen Tauben belastet, auf den Dächern zurückkehren sollte. Voll Erstaunen über die Herablassung dieser Vollkommenheit der Vortrefflichkeit, wie er sie artig nannte, gehorchte Allaverdi und stieg hinab. Jetzt standen sie Beyde auf demselben Boden: kaum aber hatte sein Fuß die Erde berührt, als er sich plötzlich der Gefahr erinnerte, worin er schwebte, sollten ihn die Männer der Familie hier entdecken, und vor dieser Furcht entschwand der Zauber, der ihn gefesselt hielt.

Maria (so hieß die junge Schöne) bemerkte seine Verwirrung, und eilte, seine Furcht durch die Erklärung zu verscheuchen, daß sie eine Wittwe, Gebieterin ihres eigenen Hauses und eine Armenierin sey, wie schon ihre Kleidung anzeigte; ihr Gatte sey ein englischer Korporal gewesen, der mit dem Gesandten ins Land gekommen, und seitdem in Ostindien gestorben wäre. Allaverdi, so ermuntert, fiel aufs neue in seinen Komplimententon zurück, folgte seiner lieblichen Wirthin ins Haus, und schlürfte, mit einem Gebet für ihr Wohlseyn, den großen Becher Wein aus, den sie ihm aufdrang. Im ferneren Gespräch zeigte es sich, daß seiner Mutter Base mit ihrer Großmutter, obgleich von verschiedener Religion, auf dem vertraulichsten Fuße gelebt hatten. Um diese Familienfreundschaft zu erneuern, lud ihn Maria zum Abendessen ein, wo ihr Bruder, wie sie sich überzeugt fühlte, aus Achtung gegen die geliebte Großmutter, ihm gewiß aufs Freundlichste empfangen würde. Es bedurfte keiner großen Ueberredungskunst, ihn zur Annahme der Einladung zu bestimmen, und sie trennten sich mit dem Versprechen des baldigen Wiedersehens.

Allaverdi fand das ganze Abentener freylich sonderbar, es schien nicht Alles mit der Geschichte des Dämchens so ganz richtig zu seyn, dennoch war er entschlossen, der Auflösung des Räthsels entgegenzugehen, auf jeden Fall aber seiner Mutter nichts davon zu sagen, welche es als das höchste Vergehen angesehen haben würde, daß er mit Christen essen und Wein trinken sollte. Mit Ungeduld sah er der Herannäherung des Abends entgegen, und kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, als er sich zu der Wohnung der gastfreundlichen Maria auf den Weg begab. Als er hineintrat, fand er sie im tiefen Gespräch mit ihrem Bruder begriffen, der, zu seinem Erstaunen, mehr einem Kurden von mittlern Jahren, als einem Armenier und dem Bruder der jungen Maria ähnlich sah. Indessen wurde er von Beyden wohl aufgenommen, und ihm der Ehrenplatz neben drey oder vier andern Gästen angewiesen, welche das Ansehen von unternehmenden jungen Männern hatten, die ihr Glas

Ural vor dem Essen mit der Entschlossenheit eines Christen einschlürften, obgleich ihre glänzende Kleidung und reichen Dolche, die sie in den Gürteln trugen, sie als Muselmänner ankündigten. Allaverdi war kein strenger Beobachter der Enthaltsamkeitsgesetze des Korans, und ergab sich willig in den fröhlichen Sinn der Gesellschaft; ohne Bedenken schlürfte er den Becher des verbotenen Getränkes, mit Vergnügen horchte er den glühenden Beschreibungen ihrer Gelage in den Städten und ihrer abenteuerlichen Thaten im Gebirge — welche sich alle mit Vortheil und Gewinn für sie endigten, und seufzte, daß er die Gaben, die sie in ihm lobten, so lange vernachlässigt hatte. Sie priesen seinen aufstrebenden Sinn, und hofften, daß er sich eines Tages als einen ausgezeichneten Mann bey ihnen in den schwarzen Gezelten zeigen werde. Er wollte eben um nähere Erklärung fragen, als das Essen aufgetragen wurde und ihn unterbrach. Nie hatte er einem solchen Mahle beygewohnt, das ihm fürstlich dünkte, und er glaubte sich in einem süßen Traume, und eine Houri des Paradieses vor sich zu sehen, als die göttliche Maria ihm den Becher des herrlichen Weines kredenzte. Nach Tisch ward ein prachtvolles Kaleon vor ihn gestellt, aus dessen Pfeife er den Rauch des köstlichsten Schiraztabak einschlürfte, welcher, von seinem Durchgang durch kühles Rosenwasser, äußerst erfrischend war. So beschäftigt versank er in die angenehmsten Träumereyen, als ihn der Schall des Gourka und der Eintritt eines tanzenden Knaben aus dem innern Zimmer, weckte, welcher sich mit langsamen Schritten bewegte, während er sein lang herabhängendes Haar sanft schüttelte. Allaverdi erklärte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als Maria plötzlich ein kleines Tambourin ergriff, sich in eine der reizendsten Stellungen warf und lächelnd vor ihm stand, und mit einem langen Wirbel, den sie auf dem Instrumente schlug, seine Aufmerksamkeit erregte. Dann stellte sie einen Tanz vor, welcher aus einer Reihe von Geberden bestand, wobey sie sich kaum von der Stelle bewegte, auf welcher sie angefangen hatte: am Schlusse ließ sie das Tambourin künstlich auf einer Hand tanzen, während sie zierlich mit der andern ihren Gästen ein Lebewohl zuwinkte, und ins innere Gemach verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ehrenrettung.

In der hiesigen Spener'schen Zeitung vom 15ten d. M. befindet sich eine geschickte Erzählung der Unannehmlichkeiten, welche Madame Stich zu bestehen hatte, als sie, nach einem allbekannten Familienereignisse, zum Erstenmale die Bühne betrat. In dieser wohlwollenden Erzählung soll Madame Stich dadurch getröstet werden, daß öffentlich behauptet wird, es habe einstmals die größte Schauspielerin Deutschlands, die Unzelmann, auf dieselbe Weise dem Publikum gegenüber gestanden, wie jüngst Madame Stich. So gern man nun der Gemißhandelten jeden unschuldigen Trost gönnt, so müssen sich doch die unterzeichneten Freunde der verstorbenen Meisterin gegen diese Parallele eben so laut erklären, als sie öffentlich angestellt wurde. Madame Unzelmann hat nur zweymal während ihres hiesigen Künstlerlebens Mißfallen vom Publikum erfahren; einmal, als sie von einer Reise aus dem Töplitzer Bade zurückkam und in Armuth und Edelsinn auftrat, pochten einige Privatfeinde aus Ursachen, die nie bekannt wurden; späterhin mußte sie öffentliche Abbitte thun, weil Mutterliebe sie hingerissen hatte, die Achtung zu vergessen, die man einer großen Versammlung immer schuldig ist — niemals aber ist ihr, um uns gelinde auszudrücken, das Unglück widerfahren, daß eine wahre oder entstellte Geschichte ihres Privatlebens in allen öffentlichen Blättern erschien, niemals mußte sie selbst, ob einer solchen Geschichte, vor dem Untersuchungsrichter erscheinen; nie ist Blut um sie geflossen! Daher erklären wir uns bestimmt und ernst gegen jenen unpassenden und schmerzlichen Vergleich, dessen Madame Stich in dem reinen Bewußtseyn ihrer Unschuld durchaus nicht bedarf. Dagegen aber erklären wir uns nicht, daß, nach der Ansicht des Spener'schen Referenten, die 27jährige Madame Stich als Künstlerin mehr leiste, als die berühmte Unzelmann in diesem Alter vermochte, denn eine Erklärung gegen diese willkürliche Behauptung hieße diese Ehrenrettung mit einer Beleidigung gegen die große Meisterin schließen.

Berlin, am 17. Mai 1823.

Im Namen mehrerer Freunde und Verehrer der verstorbenen Unzelmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Jun.

(Beschluß.)

Es standen nun gleich eine Menge Freunde auf, die sich in den Tagesblättern über die Absetzung des La Bigne, welche sie eine kleinliche Rache nannten, beschwerten. Die besoldeten Blätter erwiederten dagegen, die Stelle wäre aus Sparsamkeit abgeschafft worden, da sie völlig unnütz sey; dagegen wurde dann wieder eingewendet, es sey doch lächerlich, bey so manchen verschwenderischen Ausgaben auf eine so geringfügige Sparsamkeit gefallen zu seyn. Der Herzog von Orleans machte dem Streite dadurch ein Ende, daß er den abgesetzten Dichter zu seinem eigenen Bibliothekar machte, wenigstens dem Titel nach; allein bald wäre der Streit von Neuem begonnen, denn nun wollten die Ultrablätter dem Herzog sogar zu Leibe, daß er die Kühnheit gehabt habe, einen bey den Ministern in Ungnade gefallenen Schriftsteller in seinen Schutz zu nehmen. Dieser Ausfall, der einen hohen Grad von niedriger Knechtschaft ankündigte, wurde von den konstitutionellen Blättern mit Würde zurückgewiesen. Den Ultrajournalisten muß man das Zeugniß geben, daß sie das Herz immer auf der Zunge haben, und nie etwas verhehlen können, obschon sie durch ihr vorlautes Herausplatzen oft in die lächerlichsten Widersprüche fallen. So z. B. war noch vor einigen Jahren Mina ihr Hauptheld, weil er Bonaparte in Spanien so viel zu schaffen gemacht hatte. Nun aber, da dieser schlaue Aufrührer ihrem Liebling Donnadieu eben so mitspielte, wie zuvor dem Kaiser, und ihn in Katalonien herumführte, sind sie auf Mina so gewaltig böse geworden, daß sie ihn nicht anders schildern als wie einen Räuberhauptmann. Obschon es bereits ein halb Dutzend solcher Blätter gibt, welche bey jedem

Sonnenaufgange zu Gunsten der Finsterniß und Sklaverey sprechen, so ist ihre Anzahl doch so eben mit einem neuen vermehrt worden. dem Oriflamme, das der Buchhändler Dentu herausgibt, als Fortsetzung seines Regulateur, wegen welches er neulich, wie ich zur Zeit gemeldet habe, einen Prozeß zu bestehen hatte, den er aber gewonnen hat. Dieses neue Blatt hatte sich vor seinem Erscheinen also angekündigt: „Der ruhmvollen Fahne getreu, worunter wir zu streiten uns vornehmen, werden wir uns weder durch Glücksumstände, noch durch verführerische Gunst von unserm Wege abführen lassen; denn um die Bestechung abzuweisen, haben wir die Uneigennützigkeit und die Ehre als Wächterinnen neben uns gestellt. Unsre Feder wird frey bleiben; aber diese Freyheit soll nicht die Verwegenheit derjenigen, die sich ausschließlich zu Vertheidigern derselben aufwerfen, haben. Die Freyheit der Royalisten kann mit der Ausgelassenheit der Revolutionairs nichts gemein haben. Zwar freymüthig, aber anständig werden wir uns ausdrücken; zwar muthig, aber zurückhaltend werden wir seyn. Berühmtheit werden wir nicht durch Lärm, glücklichen Erfolg nicht durch Aergerniß, Triumph nicht durch Beleidigungen zu erwerben suchen. Krieg gegen Grundsätze, Achtung gegen Personen! Sollte dann und wann ein lächerlicher Zug uns veranlassen, die Waffe des Scherzes zu ergreifen, so werden unsre Epigramme doch nie verwunden, und unsre Lustigkeit nie in Possen ausarten. Sogar in der Hitze der Erörterung werden wir den höflichen, den Franzosen so wohl anstehenden Ton beyzubehalten suchen, gleichwie die Kämpfer des Alterthums, welche, ehe sie auf den Kampfplatz traten, einige Wohlgerüche in den Olivensaft gossen, womit sie ihre Glieder salbten. Ohne Zweifel wird man fragen, an welcher Stelle in den Kammern wir unser Oriflamme aufpflanzen werden; an der Spitze der rechten Seite oder blos auf der rechten? Wir müssen antworten: Ueberall, wo wir Vernunft, Gerechtigkeit und Treue vorfinden werden, sogar auf der linken, wenn sich durch einen glücklichen Zufall diese Tugenden daselbst zuweilen vorfinden könnten. Unsre Fahne gehört uns zu; wir dienen als Freywillige, und unsre einzigen Führer sind das Gewissen und die Ehre. Also Muth und Treue immer; Geist und Talent so oft wir können." Das lautet nun freylich sehr erbaulich; allein man weiß schon, was dergleichen Ankündigungen und Versprechen deuten. Kaum ist auch die alte Oriflamme aufgesteckt worden, so haben die unter demselben sich stellenden Journalisten angefangen, auf den Freysinn und die Freysinnigen loszuziehen, und von der versprochenen Urbanität, Mäßigung und Gewissenhaftigkeit ist bisher noch keine Rede gewesen, desto öfterer aber von den Vorzügen des Obscurantismus und den Herrlichkeiten der uneingeschränkten Gewalt. Ein Blatt ähnlicher Art, La Poudre, war aus einem wöchentlichen ein Tagesblatt geworden; allein es muß das Unternehmen, alle Tage auf die Liberalen zu schimpfen, doch wohl allzu ermüdend gefunden haben; es hat daher das tägliche Donnerwetter eingestellt, und schlägt wieder wöchentlich ein, wie zuvor, ohne daß jedoch seine Gewitter großes Aufsehen erregen, noch die Leute, worauf sie fallen, zu verletzen im Stande wäre. Mit der periodischen Litteratur sieht es in Paris sehr verändert aus: die Zeitschriften entstehen und vergehen, zum Theil ohne daß man es wahrnimmt. Es scheint ein höhern Orts angenommenes System zu seyn, die völlig unabhängigen und mit Energie sich ausdrückenden Schriftsteller so lange zu hetzen, bis sie der Wunsch nach Ruhe endlich zwingt, ihre Feder niederzulegen. Die Popularität der Schriftsteller kann dadurch nicht verhindert werden: im Gegentheile wird sie durch solche Verfolgungen nur noch vermehrt; allein man bringt sie doch zum Schweigen, und das ist es eben, worauf man abzielt. Für einige, bereits berühmte, Schriftsteller wird die Verfolgung ein wahrer Triumph; Jouy und Jay haben aus ihrer einmonatlichen Verhaftung im St. Pelagiegefängnisse mehr Ruhm gezogen, als wenn sie in ihrem Zimmer geblieben wären. Mit Besuchen waren sie überhäuft; die liberalen Blätter zogen beständig die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie hin; ein feyerliches Gastmahl wurde bey ihrer Entlassung gegeben. Jay hatte aus seinem Verhafte in einem Zeitblatte geschrieben, erst seitdem man ihn verhaftet habe, erkenne er den wahren Werth der Freyheit, und wenn er sie vorhin verehrt habe, so bete er sie nun an. Die beyden Freunde benutzten ihren Aufenthalt in St. Pelagie dazu, die Gebräuche und Gewohnheiten daselbst und die merkwürdigsten Verhafteten zu beobachten, und darüber eine Schrift herauszugeben, welche natürlich nicht fehlen kann, stark gelesen und abgesetzt zu werden. Ich wüßte wahrlich nicht, was man dabey gewonnen hat, sie um einiger Ausdrücke willen in einem biographischen Wörterbuche von einem Gerichte verurtheilen zu lassen; die vielen Beweise von Theilnahme, die sie erhalten haben, und das Ansehen, das ihnen die Verfolgung beym Publikum gibt, mag ihnen wohl die Verhaftung ziemlich versüßt haben. Magallon, der in seinem „Album" das Gegenpart der heftigen Ultrablätter lieferte, und eben so heftig gegen die Obskuranten loszog, als diese wider die Freysinnigen eifern, ist freylich viel härter behandelt worden. Alle Zeitungen, die unabhängigen, versteht sich, haben sich sein Schicksal zu Herzen genommen, und die unverdiente, ausgesuchte, man möchte sagen, raffinirte Härte gerügt, womit dieser junge Mann behandelt worden ist. Des Grafen Delaborde Briefe, welcher als Mitglied der Kommission zur Verbesserung des Zustandes der Gefangenen, Zutritt zu ihm hatte, haben das Publikum so gerührt, daß die öffentliche Meynung sich bald entschieden aussprach, und die Machthaber selbst nachgeben, und ihre Härte wider den jungen Gefangenen bedeutend mildern mußten. Dieß beweist, wie heilsam die Publizität und der freymüthige Eifer für die gerechte Sache wirken kann. Hätte Niemand es gewagt, den beklagenswerthen Zustand des jungen Schriftstellers mit eigenen Augen zu untersuchen; hätten sich nicht von allen Seiten Stimmen zu seinen Gunsten in den Tagesblättern erhoben, so würde er noch länger im Dunkeln mißhandelt worden seyn; mancher andere Verfolgte würde vielleicht auf eben diese Art in's Unglück verstoßen worden seyn. Jetzt aber wird Scham und Furcht vor unangenehmer Publizität zuweilen die Machthaber abhalten, ihren Zorn gegen freymüthige Schriftsteller allzu hart auszulassen. Andrerseits legten jene Verfolgungen den Journalisten großen Zwang auf, da nicht alle sich der Gefahr aussetzen mögen, wie Magallon, an einen kräftigen Missethäter angebunden, nach Poissy geschleppt, und dort zu Handarbeiten angehalten zu werden, und da nicht Alle so hoch in Ansehen stehen, als Martainville, der Ultrajournalist, welcher ein Gehalt oder einen Sold — wie man's nennen will — von zehn bis zwölftausend Franken für seine Journalarbeiten bezieht, und als er neulich von der Pairskammer zu einem Monat Verhaft verurtheilt worden war, die Erlaubniß bekam, diese Strafe im Twolidôtel auszuhalten, welches wahrlich eher eine Lustpartbie als eine Strafe zu nennen war. — Von theatralischen Neuigkeiten wüßte ich eben nichts Erhebliches zu nennen. Den meisten Zulauf hat gegenwärtig ein junger grotesker Tänzer Namens Mazurier, der gerade so tanzt, wie die am Faden gezogenen hölzernen Hanswurste, und in der Ferne sollte man ihn wirklich zuweilen für eine hölzerne Figur halten, deren Glieder blos mit Draht zusammenhängen. Da läuft nun ganz Paris, um dessen Bocksprünge und sonderbaren Bewegungen zu sehen. Doch auch anderswo, meint ein Journalist, könne man Leute genug sehen, die sich so gebehrden, als ob sie am Faden gezogen würden.

D. G.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Freitag den 4. Juli 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Sulla. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Kestner. Hannover in der Hahn'schen Hof-Buchhandlung 1822. VI und 214 S. gr. 8.

Der Stoff des Stückes ist der Partheyenkampf des Marius und Sulla um die Feldherrnstelle bey dem Heere, welches den Mithridat bekriegen soll. Die Handlung beginnt mit des Marius ersten, schleichenden Versuchen, den Beschluß des Senates zu untergraben, und endiget mit dem Aufbruche Sulla's aus dem Lager von Capua gegen Rom. Die historischen Züge sind ziemlich treu, und meistentheils so gezeichnet, wie wir sie in Vertot's Hist. des révolutions romaines liv. X. finden. Da der Kampf im Stücke unentschieden bleibt, da derselbe auch vermöge seines Gegenstandes nicht geeignet ist, eine lebhafte Theilnahme zu erregen, und da beyde Partheyhäupter weder im Guten noch im Bösen Größe zeigen; so ist nicht wohl abzusehen, wo das Tragische herkommen soll. Herr K. scheint es in der Ermordung des Q. Pompejus (Sulla's Eidam) gesucht zu haben. Er läßt über dieses Unglück die Tochter Sulla's, des Pompejus Gattin, wahnsinnig werden, und im Lager von Capua, vor des Vaters Augen, mit dessen Schwerte sich erstechen. Das ist allenfalls eine tragische Episode, aber keine tragische Katastrophe, und es wird dadurch wenig mehr gewonnen, als ein wirksamer Abgang für den Helden:

So fahret hin, ihr Trümmer meines Hauses,
Mein Blut, mein Hoffen kommendes Geschlechts. —
O Thränen, stürzet Thränen! — Weigert ihr's? —
Frohlockt denn, Augen, bald aus Feindeswimpern
Seh't ihr sie quell'n in wildem Wehgeschrey!

Hallt! schmetternde Trompeten, Tonecolosse,
Ihr Boten vom Parnaß an Männerwuth!
Macht wieder streng die weichgeklagten Ohren,
Wild meine Brust, die noch vom Jammer bebt!
Gebt meinen Schwertern Wintersturmes Flügel
Und schürt der hunderttausend Brände Glut;
Daß Jeder, der gefrevelt, Strafe finde, —
Und ich — der Rache wilde Süßigkeit.

Die Diction ist, wie man an dieser kleinen Probe sieht, nicht undichterisch, aber oft schwerfällig, daß wir glauben möchten, der Verf., von dem wir hören, daß er in Rom lebte, habe seine Muttersprache nicht mehr in der Uebung. Gleich in den ersten Zeilen sagt Marius, Rom apostrophirend:

— — die schlaf-verwais't e Seele
Besprich das Unrecht, das du ihm gethan.

Verwaist für beraubt klingt hier sehr gesucht, und was soll besprechen heißen? Will Marius damit ankündigen, daß er über das Unrecht eben einen Monolog sprechen werde? Der Vers S. 6:

Zu eig'nen Wunsch's Erfüllung sie zu treiben,

ist kaum auszusprechen, und die Construction S. 41:

Ja, des Getümmels Wogen dieser Stadt
Verbergen das Geheimniß u. s. f.

ist undeutsch ohn' alle Noth. Nur das Flickwort Ja durfte weggelassen werden, so paßte die natürliche Wortfolge:

Die Wogen des Getümmels dieser Stadt —

in das Metrum. Auch ist der Ausdruck S. 40:

Verwundet dieser Lärm nicht Hauses Ruh,

sehr verfehlt. Lärm stört die Ruhe. Im Epilog, welchen Roma spricht, heißt es am Schlusse:

Nicht mehr das Schwert erficht dem Haß die Ruh',
„Liebt eure Feinde!" ruft der Himmel zu.

Man sieht, daß dieser deutsche Sulla dem französischen des Herrn Jouy nicht gewachsen ist, und das beklagen wir. Die deutsche Dichtkunst hätte hier so leicht die französische überflügeln können, da ihr Gebiet nicht so eng eingehegt ist. Es kam nur darauf an, für den Menschen Sulla mehr zu interessiren, und das lag so nahe, es durften ihm nur größere, edlere Zwecke seines Kampfes gegen Marius untergelegt werden, als die Befrie-

digung des Ehrgeizes. Diese historische Untreue hätte die Poetik wohl entschuldigen mögen, auch Jouy's Sulla ist nicht der geschichtliche Charakter. Der Druck ist reinlich und bequem.

Topographie.

A. W. Griesels Gemälde von Prag. Prag in der Calveschen Buchhandl. XVI und 236 S. 1823.

Wer die uralte, seit d. J. 723 stehende Hauptstadt des Böhmer-Landes kennen lernen will, dem empfehlen wir dieses sauber gedruckte, mit trefflichen Kupfern, einem Plane und einer Karte der Umgegend gezierte Gemälde. Herr Griesel hat damit nicht blos den Fremden, die nach Prag kommen, einen Dienst erwiesen. Auch noch, ehe man Prag sieht, kann man sich, nach seiner Beschreibung, nach dem Plane, eine deutliche Vorstellung davon machen, wozu die von der rasch strömenden Moldau in zwey Theile getrennte Häusermasse, die dann wieder auf jedem Ufer, zwey Viertel bilden, ohnedieß die Hand bietet. Wenn es wahr ist, daß der Verf. keine brauchbaren Vorgänger hatte, daß er alles aus eigner Anschauung schöpfen mußte, wie er S. XI versichert, so ist sein Verdienst um so größer. Auch die Freymüthigkeit, mit der er die Mängel Prags rügt, wollen wir nicht vergessen, zu rühmen. Rec. hat eine ähnliche Arbeit unternommen gehabt und am besten aus Erfahrung kennen gelernt, wie schwer es hält, richtige Nachweisungen über Dinge zu bekommen, die, wie es scheint, jedem vor Augen liegen, und wie übel es gedeutet wird, wenn man schwarz nicht weiß nennen will. Herr Gr. schildert erst Prag im Allgemeinen; seine Lage (50 Gr. Breite, 32 Gr. Länge), seine Größe, das Clima u. s. f. Wir erfahren, wie Prag eine der größten deutschen Städte ist. Es hat 4 Stunden im Umfange, 217 Gassen und 54 freye Plätze. Freylich sind jene zum Theil sehr häßlich, winklich, ungepflastert, und diese meistentheils unregelmäßig, klein, verbaut. Wären seit den 1100 Jahren, die Prags Annalen nachweisen, nicht soviel Feuersbrünste vorgefallen, die in neuern Zeiten bessern, geschmackvollern Aufbau zur Folge hatten — die ganze Stadt würde dann noch der Altstadt gleichen, die den Anfang des Anbaues machte, die also der älteste Theil der Stadt ist und durch ein sonderbares Geschick von jenen Feuersbrünsten am wenigsten litt. Doch in dieser Altstadt zu wohnen, wo sich alle Gewerbe zusammendrängen, aber auch namentlich gegen 8000 Juden in einem besondern Quartiere hausen, mochte nicht Jedermanns Sache seyn. Besonders jenes Judenquartier muß der Nase von fern schon bemerklich werden. In 280 kleinen Häusern wohnen alle israelitischen Glaubensgenossen und alle fallen über den Wanderer her, der in ihren „Tandelmarkt," d. h. Trödelplatz geräth. Der große Ring mag in diesem Stadtviertel der beste freye Platz seyn und darum schmückt ihn auch wohl eine Mariensäule, die Ferdinand III. 1648 setzen ließ, als die Schweden aus dem Lande waren. Freylich an Größe steht er dem Viehmarkte in der daran gränzenden Neustadt gewiß nach, denn dieser hat eine Länge von 280 Wiener Klaftern, und eine Breite von 80 dergleichen. Wenn man nun hier S. 22 liest, das Militärkrankenhaus nehme die eine ganze (Quer-) Seite dieses Platzes ein: so könnte man auch daraus abnehmen, daß die Garnison, die in 12 Kasernen vertheilt ist, bedeutend seyn müsse. Allein man würde sich irren. Sie beträgt nur 6500 Mann. Für die Hauptstadt eines großen Landes, die zugleich Festung ist, will das wenig sagen. Das große Spital war ehemals ein Jesuitercollegium, daher das Mißverhältniß in der Größe zur Zahl der Aufzunehmenden. Die schönsten Plätze sind indessen auf dem andern Ufer der Moldau, in der Kleinseite und dem Hradschin zu finden. Die Feuersbrünste haben von den alten Kirchen nur zwey in ihrer ursprünglichen Form gelassen, unter welchen die Domkirche a. d. Schloßplatze im Hradschin wieder den ersten Rang behauptet. Man muß die treffliche Abbildung davon sehen, um sich von den kühnen, in die Lüfte hinaufstrebenden Thürmen und Bogen und Spitzen ein entsprechendes Bild zu schaffen. Der eine Thurm hat eine Höhe von 314 Fuß. In der Nähe ist die königliche Burg, ein Werk von Karl IV. nach dem Muster des Louvre erbaut, denn schon damals hatte Paris das Recht, dem Geschmacke der ausländischen Fürsten die Richtung zu geben. Ihre Gemächer sind (S. 48) zahllos. Aus einem der Fenster dieses Schlosses wurden die kaiserlichen Statthalter herabgestürzt (1618) und damit war das Zeichen zum 30jährigen Krieg gegeben. Wie konnten die Böhmischen Herren zurücktreten, als sie die kaiserliche Majestät so beleidigt hatten? Nächst dieser Königsburg dürfte das größte öffentliche Gebäude das erzbischöfliche Seminarium seyn. Das große Waisenhaus in Halle scheint dagegen eine Kleinigkeit. Hörsäle, Professorwohnungen, Wohnungen für 3 — 400 Weltgeistliche, zwey Kirchen, Bibliothek, Buchhandlung u. a. Anstalten sind hier in einem Raum vereint, der ehemals — ein Jesuitercollegium war. Die Jesuiten müssen doch reiche Leute gewesen seyn. Ob es ihnen denn wieder so glücken wird?*) Am Ende recuperiren sie. Das war sonst die Sprache des Clerus, wenn er sich ungerechtes Gut aneignete. Dem Sinne nach ist es mit Requiriren gleich bedeutend. Unter den vielen Palästen auf der Kleinseite und dem Hradschin

*) Kaum zu bezweifeln! M.

behauptet der Wallensteinische Coloß, 1630 gebaut, noch immer einen hohen Rang. Die Brücke über die Moldau, welche beyde Hälften der Stadt verbindet, ist eine der ältesten (seit 1358), der schönsten und festesten. Da sie aber freylich fast den einzigen Uebergang gewährt, wird sie manchem einen Seufzer auspressen, der erst an dem einen Ufer heraufgehen muß, um dann, über sie herunter, auf dem andern wieder herab zu traben. Ueber die 96000 Einwohner, die Prag hat, sagt Herr Griesel manches Erfreuliche, manches nicht Tröstliche. Erfreulich ist es, daß Deutsche und Böhmen fast zu einem Volke geworden sind; daß die Religion keine Vorrechte begründet; daß Reformirte und Lutheraner hier eines sind; (S. 71.) daß für die Unterstützung Armer, Unglücklicher, von Seiten der öffentlichen Behörden und von Privatvereinen so viel gethan wird, wie nur in irgend einer Stadt. Nicht erfreuend dagegen ist es, daß der Prager verschlossen und einsylbig ist, daß es an guten Privatgesellschaften fast gänzlich fehlt, und an öffentlichen Orten alles kalt und fremdartig zugeht. Der Tanz und das Theater allein vereinen noch die Menschen daselbst; aber nur für so lange, als zu schauen ist und getanzt wird. (S. 75.) Seit 1783 sind die Kirchhöfe außerhalb der Stadt angelegt. Das kostete damals viel Mühe und erregte noch mehr Murren. Jezt hat Jedermann so wenig dagegen, daß es nirgend lustiger zugeht, als in der Nähe der Kirchhöfe. Die Belustigungsörter des niedrigsten Pöbels sind in der Nähe. (S. 114.) Die Kirchhöfe selbst sehen sehr unfreundlich aus, obschon alle Inschriften auf den Leichensteinen — censirt werden müssen! (S. 115) Spaziergänge hat der Prager in der Nähe nicht. Innerhalb der Stadt sind nur einige kleine Inseln der Moldau und zwey Gärten, welche den Genuß der freyen Natur erlauben. Die leztern selbst stehen nur zweymal in der Woche offen. Auch die Umgegend ist zu baumlos, um viel nahe Ausflüge zu gestatten. In der Ferne dagegen, einige Stunden davon, locken mehrere Gebirgspartien. Besonders besucht wird das Schloß Carlstein, das König Karl IV. theils zur Aufbewahrung seiner Schätze, theils zur Erholung erbauen ließ. Wegen seiner Pracht, seiner Reichthümer, ward es sonst als ein Wunderwerk betrachtet. Es hatte, von solchem Tande, wie Gold, Silber, Juwelen sind, nicht einmal zu sprechen, 133 Heiligen-Bilder und zwey Kapellen voller — Reliquien. Wegen dieser durfte im Schlosse nicht einmal seine Gemahlin, geschweige ein anderes Weib, übernachten. Jezt sind die Reliquien, die Edelsteine, das Gold, die Perlen und die silbernen Gefäße zusammen verschwunden. Der 30jährige Krieg zerstörte alle Pracht. *) Das Ganze ist eine schöne Ruine, auf die man aber der Umgegend wegen um so lieber eilt, jemehr sich die Erinnerung an Böhmens goldnes Zeitalter daran kettet! Zu wünschen wäre, daß die durch die Schlacht a. 8. November 1620 und 6. Mai 1757 merkwürdig gewordenen Punkte topographisch und historisch näher bezeichnet wären, als es in dem kurzen Abschnitte: Geschichte von Prag, geschehen ist.

*) Schon der Hussitenkrieg unter Siegmund räumte alles auf, was von baarem Gelde und Reliquien da war. Auf die leztern borgte der Nürnberger Rath Geld. Jezt ziehen solche Hypotheken nicht mehr. D. Rez.

Dichtkunst.

Merzblumen, eine Gabe der Freundschaft. De tenero cingite flore caput. Ovid. fast. III. 254. Von J. H. von Wessenberg, Constanz, gedruckt bey J. M. Bannhard. 1823. 84 S. 8.

Es sind ein halbes Hundert kleine Gedichte, die diesen Frühlingskranz bilden, welchen der ehrwürdige Bisthumsverweser von Konstanz seinen Freunden darreicht, die er von langem her an solche freundliche Gaben gewöhnt hatte: Dem Buchhandel bleibt die kleine Schrift fremd. Bald wird es jedoch Zeit, daß eine gewählte Sammlung der bereits zahlreichen, bisher durch solche Veranstaltung nur als Handschrift gedruckten Lieder und Dichtungen, auch einem größern Publikum Genuß und Theilnahme öffne. Ein künftiger Biographe des durch Verdienst und Schicksale ausgezeichneten Mannes, wird manchen bedeutsamen Zug und merkwürdige Belege des reinen Gemüthes, des edlen Sinnes und des erleuchteten Geistes, eben diesen Dichtungskränzen verdanken, von denen ein guter Theil besondere Veranlassung in den jedesmaligen Beschäftigungen, Verhältnissen, Berührungen und Umgebungen des Dichters hatte, und somit Ausdruck und Zeugniß seines Charakters, seines Thuns und Lassens geworden ist.

Man will ein Paar Stücke der Sammlung als Proben ausheben: beyde gebören denkwürdigen Erinnerungen, theils einer längst, theils einer jüngst vergangenen Zeit an.

Der Traum.

(Am 14. October 1822.)

Acht Jahre sind's, am Donaustrand
Wie herrlich war des Tages Feyer,
Wie keiner dämmerte dem Land
Von Teut, seit Hermann dem Befreyer!
Wie strahlte da in Aller Blick
Das Morgenroth von goldnen Zeiten,
Wo, an der Freyheit Hand, zum Glück
Gerechtigkeit und Tugend leiten.

O Freyheit! wie erscheinest du
Für Fürst und Volk ein Bild der Gnade!
Wie goß dein Aug' voll Himmelsruh
Des Friedens Füll' auf ihre Pfade!

Die Kron', auf die dein Lächeln fiel,
Wie glänzte sie von Freudenzähren,
Die, o des Völkerkampfes Ziel!
Geweint an tausend Dankaltären.

Und du, o sanfte Menschlichkeit!
Wie freundlich ludest du als Gäste
Die Völker, ach so lang entzweyt!
Zur Brüderschaft, zum Bundesfeste.
„Daß nimmermehr der Klageton
Des einen unerhört verhalle,
Daß der Veredlung werd' ihr Lohn!"
So schwuren freudig sie dir Alle.

Zu dir, Religion! dem Blick
Voll Huld, der Brust voll Liebe — kehrte
Mit Rührung Aller Herz zurück,
Zu dir, vom Völkersieg verklärte!
Gelobt ward dir, weil Gott allein
Den Sieg verlieh, so sollten nimmer
Verdüstern Wahn und Heuchelschein
O Kind des Himmels, deinen Schimmer.

Welch' heitre Zukunft! Menschenwohl
Sprach jedes Zeichen. Erd und Himmel
Umarmten sich. Von Pol zu Pol
Erscholl ein jubelndes Getümmel.
Doch plötzlich unterbrach's der Klang
Von neuen Geiseln, neuen Ketten.
Und ach! der Griechen Jammer drang
Umsonst zu Thronen, sie zu retten.

Das Türkenjoch, das schmachvoll drückt
Der Christen Nacken, ward von Christen
So schnöd mit Blumen ausgeschmückt,
Als ob sie's dankbar küssen müßten.
Der Fesseln los, bedeckt mit Schaum
Sah' ich des falschen Eifers Drachen . . .
War Alles denn ein flücht'ger Traum?
Wie schmerzlich ach! ist das Erwachen.

Anna Boleyn,

zweyte Gemahlin Heinrichs VIII. von England, im Gefängnisse.

Du hast gerichtet, säumende, doch nie
Ausbleibende Vergelterin! Die Schuld,
Wovon des Königs Argwohn träumt, hat nie
Befleckt mein liebend treues Herz, und doch
Bekenn' ich demuthvoll mein Haupt dem Schwert
Verfallen, das du schwingst. O hohe Frau, *)
Der ich gedient, eh' sie der Fürst, in mich
Entbrannt, verstieß, wie oft den Blick
Voll Wehmuth, sanft verweisend, trat vor mich
Dein Bild, und bange Ahnung bleichte dann
Der Hoheit Glanz; doch, Frohsinn heuchelnd darg
Des Grams und stillgeweinter Thränen Spur
Vor dem Gebieter ich, der einst die Magd
Zum Thron erhob, jetzt in den Kerker warf.
Nicht Gott hat mir die Kron auf's Haupt gesetzt.
Ein böser Dämon that's. Wie könn' ich Gott
Jetzt flehn, mir zu erhalten sein Geschenk?
Der Dämon, der sie gab, mag sie
Nur wieder nehmen! Nicht beneid' ich dich,
Johanna *), der dort hinterm Blutgerüst,
Wo morgen fällt mein Haupt, das Brautgemach
Geschmückt wird. Gott vergeb' ihr, und auch ihm —
O richt' ihn mild, den nur Verblendeten —
Daß Gunst blos eine Laune mir gewann,
Und gleich schnell eine Laune mir entriß.
Allsehender! blick in mein Herz! Auch jetzt
Mischt sich kein Tropfen Haß in mein Gefühl.
Das treu, obgleich mißkannt, ihm stets geglüht,
Der aus dem Staub zum höchsten Erdenglanz
Mich schwang, jetzt, weil der jüngern Leidenschaft,
Die seine Brust bewegt, im Weg ich steh',
Auf höhre Stufe noch als Märtyrin
Zur Himmelskrone mich zu schwingen eilt. —
O du, der die gebeugte Blume mild
Mit Thau erquickst, genß deinen Frieden jetzt
In diese Brust, den nie die Welt ihr gab.
Gern, gern entsagt sie ihrer Aengstlichkeit nur
Von dem Gedanken, deine Gaben, ach!
Geweiht zu haben schnödem Götzendienst
Der eitlen Lust an nichtigem Erdentand.
Verzeih', verzeih' dem Wahn, der mich bethört!
Wie ein verlornes Kind, lang umgeirrt,
Das jetzt erblickt der Heimath theures Dach,
Wo seiner offnen Arms die Mutter harrt,
Laß heiter mich dem Tod in's Antlitz seh'n!

*) Katharina von Aragonien, deren Hofdame Anna Boleyn gewesen.

*) Johanna Seymour, der Königin Hofdame, mit welcher sich Heinrich VIII. am Tage nach der Hinrichtung der Anna Boleyn trauen ließ.

Verbesserungen.

Der Kopf (Anfang) der Recension von Lindau's Eduard nach Scott, Nr. 42. S. 167. hat dadurch allen Verstand verloren, daß der Setzer statt: Bey der kritischen Anzeige, gelesen: Seit der kr. Anz. Dagegen gehört S. 166. Sp. 1. Z. 5. v. u. der Accusativus pro nominativo: den Göthe'schen Erlkönig, nicht auf des Setzers Rechnung.

In Nr. 47., Anz. von Hyneck's Feyerabenden, Sp. 1. Z. 15. v. u. steht: die so häufig wiederkehrenden Worte. Ebendas., Anz. von Ernst's Reisen durch den gestirnten Himmel, S. 188. Sp. 1. Z. 18. v. u. lese man: vor liegende (statt vorliegende) Siebenfüßler.

Nro. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Juli 1823.

Das Wort iſt nichts, der Sinn iſt viel.
Wort ohne Sinn iſt Narrenſpiel.
Immermann.

Perſiſche Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

VIII.

Den Fuchs hielt die Hyäne
In Klauen feſt gepackt,
Die mörderiſchen Zähne
Ins Fell ihm eingehackt;
Da ſprach, ſie zu verſöhnen,
Der Fuchs mit Schmeicheltönen:

O großmuthvoller Leue,
O ſtarker Leopard,
O Panthertbier voll Treue,
O Tiger edler Art,
O Hort der Gnad' und Milde,
O königlich Gebilde!

O wolleſt doch verſchonen
Ein armes Thierlein mich,
Und mir die Ehrfurcht lohnen,
Die ſtets ich trug für dich,
Von meinem Fell, dem grauen,
Zurücke ziehn die Klauen!

Ein Handvoll Haar und Knochen
Sind dir ein ſchlechtes Mahl.
Der Schreck hat ſie gebrochen,
Brich ſie nicht noch einmal.
Was willſt du dich erniedern
Zu ſo unwürd'gen Gliedern?

Das konnte nichts verfangen,
Sie dürſtete nach Blut.
Da faßt' im Todesbangen
Der Fuchs ſich einen Muth:
Du grinſend Ungeheuer!
Du freſſend Höllenfeuer!

Du mit dem ſteifen Rücken,
Du mit dem ſcheelen Blick,
Du Held in feigen Tücken,
Du Wärwolf ohne Schick,
Du giftgeſchwollner Drache,
Du fürchte meine Rache!

Und wie willſt du dich rächen?
Das Thier verwundert ſprach.
Da gaben unterm Sprechen
Die ſcharfen Zähne nach.
Das Füchslein war entſprungen,
Die Rache ſo gelungen.

Wie man ſich in Perſien emporhebt.

(Fortſetzung.)

Sprachlos und bezaubert ſaß Allaverdi da, und würde noch lange ſo da geſeſſen haben, hätte ihn nicht der Bruder durch einen Becher Wein aus ſeinem Traume geweckt, den er ihm zu Ehren ſeiner Schweſter Tanzkunſt zubrachte: mit frommem Entzücken leerte ihn der bethörte Jüngling. Während die Andern ſich ans Schachbret ſezten, ließ ſich der Curd'ſche Bruder in eine Unterredung mit ihm ein; in dieſer erfuhr der Gaſt, daß Maria ihm zwar gewogen ſey, nie aber einem Manne ihre Gunſt ſchenken würde, der nicht das Schwert zu ziehen und den Speer zu ſchwingen

verstehe; daß ihr Bruder, mit mehrern andern Freunden des Vergnügens, die Dienstbarkeit, den Handel und alle andere knechtische Bemühungen verachte, und denselben das schnellere, obgleich gefährlichere Mittel vorziehe, mit dem Schwert und dem Pistol Reichthümer im Gebirge zu erwerben; daß sie längst ihren jungen Freund, als einen kühnen, unternehmenden Geist, bemerkt, der sich den Fesseln gewöhnlicher Menschen nicht unterwerfe; und endlich, daß, wenn er sich mit ihnen vereinigen wolle, ihm ein Pferd, Waffen und Munition zu Diensten ständen. Kein Vorschlag konnte Allaverdi willkommener seyn; ohne Bedenken schlug er ein, und schwur seinen Kameraden aufs Feyerlichste Treue und Ergebenheit. Jezt ward er auch den Uebrigen als ein neues Mitglied vorgestellt, und von denselben als Bruder bewillkommt. Unter Becherklang ward der Bundeseid gegenseitig wiederholt, und das Band der Einigkeit geknüpft. Auch Maria erschien wieder, dem Vorgang Beyfall zulächelnd, und trug mit der Sirenen-Stimme ihres Gesanges zur Erhöhung der allgemeinen Freude bey. Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft, nachdem man die Stunde zur Zusammenkunft am folgenden Tage anberaumt, wo man zu der ersten Expedition des neuen Bruders Anstalten machen wollte.

Von diesem Tage an besserte sich Allaverdi's Aufzug schnell, ohne daß Jemand die Ursache davon zu errathen vermocht hätte: er schlug jede Beschäftigung aus, und brachte seine Zeit in der Stadt fast ausschließlich mit seinen Falken, Tauben und Windhunden, die er sich jezt auch angeschafft, zu. Ein prächtiger Dolch zierte seinen Gürtel, und zu diesem fügte er noch ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen, wenn er ausritt, oder sich in einen der Gärten in der Vorstadt begab, um nach einem Ziele zu schießen. Das Pferd, das er anfangs als von einem Freunde entlehnt in seinen Stall brachte, nannte er bald sein eigen, und bezahlte für den verzierten Sattel und die gestickte Decke, welche dessen Rücken zierten, mit blanken Goldstücken. Oft war er zwey bis drey Tage lang abwesend, Niemand wußte wo, aber angeblich auf der Jagd. Seine Mutter wunderte sich, daß ihr Sohn so beharrlich diese Jagd betrieb, da er doch während zwey Jahren, wo er sich jede Woche mehrere Tage lang entfernte, nie mehr als drey Wachteln und ein Wüstenrebhuhn heimgebracht hatte. Nicht nur dieser schlechte Erfolg, sondern selbst die mancherley Unfälle, die ihn nach einander betrafen, vermochten seinen Eifer zu dämpfen: einmal war ihm durch einen plötzlichen Seitensprung des Pferdes die Flinte losgegangen, und hatte ihm eine schwere Wunde im Beine beygebracht, welche die gute Frau beym Verbinden gewiß für eine Kugelwunde gehalten haben würde, hätte sie nicht gewußt, daß man beym Vögelschießen nur Schrot gebraucht. Ein anderesmal kam er mit einer tiefen Schramme im Kopfe zurück, welche zwar wie eine Säbelwunde aussah, wie er ihr aber versicherte, von einem scharfen Felsenstück herrührte, das ihm von einer hohen Klippe auf den Kopf fiel, während er am Fuß derselben stand, und die Hunde beobachtete.

Inzwischen verbreitete sich das allgemeine Gerücht, das benachbarte Gebirge würde durch eine zwar kleine, aber äußerst kühne Räuberbande unsicher gemacht, welche alle Reisende angriffen, die nicht in großer Anzahl vereinigt wären. Lange und wiederholt liefen die Klagen bey den Ministern ein, wurden aber immer mit Gleichgültigkeit vernommen, bis einige wohlangebrachte Geschenke einen Befehl auswirkten, daß vierhundert Reiter zur Verfolgung der Räuber aufbrechen sollten. Während der Streifereyen dieser Soldaten verlor Allaverdi alle Lust zur Jagd; nur selten bestieg er sein Pferd, und dann ritt er nie weit über die Grenzen der Stadt. Das Defta, der allgemeine Sammelplatz für Leute von allen Ständen, wurde sein Lieblingsaufenthalt; hierher kamen die ersten Neuigkeiten, und verbreiteten sich dann, von Anmerkungen begleitet, durch die Stadt. Am häufigsten sprach man jezt von den Grausamkeiten von Abdullahs Bande, die sie gegen Reisende verüben sollte, um Geld von denselben zu erpressen. Nur mit Mühe verbarg er seinen Triumph über den bisherigen übeln Erfolg der ausgesandten Häscher, und dann wieder seinen Zorn über die Uebertreibungen, mit denen man die Grausamkeiten seiner Bande erzählte. Eines Tages, nachdem er lange den falschen Darstellungen, den Flüchen und Verwünschungen mit verbissenem Ingrimme zugehört hatte, die man in der Gesellschaft gegen die Räuber vorbrachte, verließ er dieselbe plötzlich, aus Furcht, er möchte sich endlich in der Hitze vergessen, und durch seinen Eifer seine Verbindung mit der Bande verrathen und sich ins Verderben bringen. Als er eben durch das große Maidon ging, stieß der alte Mullah, Hadji Ismael, zu ihm, welcher sich eben nach der nahen Moschee begab, um die Gläubigen zum Mittagsgebet zu rufen. Nach gegenseitigem Gruße lud ihn der Mullah ein, ihn auf das Dach der Moschee zu begleiten, wo sich ihm eine herrliche Aussicht aufthun würde. Allaverdi, der nichts Besseres zu thun hatte, nahm den Vorschlag an, und sie stiegen zusammen die enge dunkle Stiege hinan, auf das armselige Lehmgebäude, welches man mit dem Namen einer Moschee beehrte. So niedrig dieses auch war, so ragte es doch über die benachbarten Häuser hervor, die im Durchschnitt nicht über zwölf bis fünfzehn Fuß hoch waren, und gewährte eine Aussicht auf die umgebende Landschaft. Die geraden Linien, scharfen Winkel und die trübe Farbe der flachen Lehmdächer und Wände ward nur hie und da durch einen Akazienbaum unterbrochen, der sich aus irgend einem Hofe erhob, und durch sein erfrischendes Grün die traurige Einförmigkeit der Scene belebte. Vorzüglich aber lenkte der Mullah seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm ein irdisches

Paradies dünkte, die Gärten des fürstlichen Harems, welche indessen aus nichts weiter, als langen, förmlichen Alleen, und symmetrisch angelegten Rabatten bestand, welche Rosenbüsche und ein paar andere Blumen trugen; einige Aprikosen-, Pfirsich- und andere Obstbäume, nebst ein paar gepfropften Ulmen standen bey einem kleinen künstlichen Bache, der zur Wässerung des Gartens diente, und bildeten die Lustwäldchen dieses hochgepriesenen Ortes. Der Alte, welcher den Harem hatte bauen sehen, kannte jedweden Winkel in demselben, und fand eine Freude daran, seine Kenntniß Andern mitzutheilen. „Dort," fuhr er nach einer weitläufigen Beschreibung fort; „dort ist der Schrein, welcher den köstlichsten Juwel unsers Herrn und Meisters birgt, die schönste Knospe seines herrlichen Blumengartens, die Säule, um die sich die glühenden Gewinde seiner Liebe ranken, die allvortrefflichste und Alles übertreffende Fatima." Allaverdi blickte sogleich nach der scheinlosen Hülse hin, die eine so vortreffliche Frucht einschließen sollte. Das Gebäude lag in geringer Entfernung, und stand, mittelst der den Hof umgebenden Mauer, mit der Moschee in Verbindung. In diesem Augenblick erinnerte er sich seiner ersten Zusammenkunft mit Marien und sein Glück bey den Frauen, und seine Phantasie weidete sich an der Möglichkeit eines neuen Abenteuers. Sein Begleiter war zu sehr mit seiner Beschreibung beschäftigt, um die Zerstreuung seines Zuhörers zu bemerken, und fuhr unermüdet in derselben fort, bis er durch den Ausruf: „Bin ich nicht ein Dummkopf!" womit er sich selbst unterbrach, Allaverdi aus seinen Träumen weckte. „Bin ich nicht ein Dummkopf! fuhr er fort, daß ich das morgende Fest vergesse, wo der Fürst in all seiner Herrlichkeit erscheinen wird, und gebe euch kein Bild von einem Glanz, wie ihn eure jungen Augen nie gesehen haben? Sehet! schon bereitet man das Gemach der Königin der Schönheit für die freudige Feyer des Tages, wann der Königssohn geruhen wird zu kommen und von dem Mahle zu kosten, welches die Hände seiner Dienerinnen für ihn bereiten, und sich mit dem glänzenden Geschmeide zu schmücken, das nur den Händen der Günstlingin Fatima anvertrauet ist, ehe er sich öffentlich zeiget. Diesen Abend wird das Mahl in jenem großen Saale aufgetragen, um bey Tagesanbruch bereit zu seyn. Die Rose des Harems, von all den strahlenden Schönen ihres Herrn umgeben, ruhet heute Nacht unter dem Dache, welches sich gleich hinter der gegen uns vorspringenden Mauer erhebt, durch welche uns der Anblick des Einganges zu ihren Gemächern versperrt wird." — Da fiel auf ein verwirrter Begriff von irgend einem großen Wagniß in Allaverdi's Gemüth, worin er sich schnell entwickelte. Nicht länger zerstreut, fragte er jetzt emsig nach den Gelegenheiten des Harems, und sein Gefährte, dem es so selten gelang, die Aufmerksamkeit eines Menschen zu gewinnen, beeilte sich, ihn über jede Gelegenheit zu belehren. Endlich stiegen sie hinab, und Allaverdi verließ seinen geschwätzigen Freund, und schritt langsam über die Gräber weg, den Gärten zu, um in der Einsamkeit den Plan seines vorhabenden Unternehmens genauer zu ordnen. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 9. May.

Spektakel *).

Wir nehmen diese Ueberschrift in zwiefacher Bedeutung. 1) so wie die Franzosen nicht mehr sagen, aller à la comédie, aller au théatre, sondern aller au spectacle; so kann man auch hier gewöhnlicher Weise nicht sagen, daß man in der Komödie oder gar in der Tragödie war, sondern im Spektakel. 2) Haben wir heute selbst von letzterer hiesigen Halbkunst nichts zu berichten, wohl aber von dem absoluten Schauspiel, das heißt von dem Schauspiel, das durch und durch, im Grund und Boden, in Wurzel und Wipfel nichts ist als Schauspiel für die Schaulust, Spektakel im Spektakel. Dem zufolge könnte der geneigte Leser glauben, daß wir wieder von unserer riesenarogen Oper sprechen wollten; aber nein! wir haben es heute weder mit Unter- noch mit Uebertunst, wir haben es mit der Kunst gar nicht zu thun und nur einen treuen Bericht zu erstatten, auf welche Weise Herr und Madam Stich, nach einer bekannten und der Kunst fremden Privatkatastrophe, die Bühne wieder betreten haben, und wie sich das Publikum dabey benahm. Die Kunst kann nur oberflächlich und augenblicklich, die Wissenschaft kann gar nicht und die Politik soll nicht die große Masse interessiren; geschäftig daher und unbekümmert geht sie schon jetzt an den Meisterwerken eines Raucks, wie an dem Schinkelschen Schauspielhause vorüber; hört blos, daß Hegel und Schlegel sich reimen, ohne zu wissen, daß die beyden Männer so verschieden sind, wie gereimt und ungereimt und so entgegengesetzt wie Licht und Finsterniß; und kümmert sich weder um den griechischen, noch um den spanischen, noch um den westindischen Krieg, da sie von keinem derselben Einquartierung zu befürchten hat. Aber ein Stadtgeschichtchen, ein kleines Standalchen, wobey man mit höchst wohlfeiler Selbsterhebung seinen Mitmenschen mit Füßen treten, sich selbst bequemer Weise vergessen und ein roher Sittenrichter seines Nächsten seyn kann, das ist die Freude und die Lust, das Haupt- und Staatsinteresse, das ganze Wissen und die schlechte Kunst des großen Haufens. Und so hörte man in letzter Zeit hier nichts anderes als: „Wann wird Herr, wann wird Madam Stich auftreten?" oder: „Sie machen eine große Kunstreise, von der sie erst in einem Jahre wiederkehren." oder: „Sie können nie wieder auftreten und haben sich bereits in Wien engagirt." Dabey verlautete es hie und da, wie übel man Beyde aufnehmen werde, ihnen weil er sich ob eines häuslichen Zwistes mit seiner Frau versöhnt habe, sie, weil sie das tausendzüngige Gerücht nicht als Gericht erkennen wollte. Hier drängt sich sowohl der unparthevischen Milde als insbesondere dem Freunde der Kunst die Frage auf: Welches Recht hat das Theaterpublikum, sich um die häuslichen Angelegenheiten der Schauspieler zu bekümmern und sich dabey als Kläger, Richter und Scherge aufzuwerfen? Die Frage beantwortet sich leicht durch eine andere: Wären die größten Künstler der ältern vortrefflichen Berliner Bühne, wären die Lieblinge des Publikums Heroen der Tugendhaftigkeit? Oder sind Raphaels Meisterwerke deßhalb schlechte Gemälde, weil die Krankheit nicht gut war, die dem Künstler den Tod brachte? — Es gibt eine Stufe sittlicher Bildung, von der aus dem wahrhaft edeln Menschen jede fremde erwiesene Schuld nicht

*) Der Abdruck dieses Aufsatzes wurde verspätet, weil er an Frau Therese Huber statt an die Redaktion des Morgenblattes adressirt war; wir wiederholen daher unsre frühere Aeußerung, daß dies keine theatralischen Personen seyen, und bitten, alle Einsendungen für das Morgenblatt an uns unter Couvert der J. G. Cotta'schen Buchhandlung abgehen zu lassen.

Red. d. Morgenblattes.

anders als eine Krankheit erscheint, die sein Mitleid und seine Hülfe anspricht. Zu diesem Standpunkt kann sich die rohe Masse nicht erheben; aber sie soll nicht klagen, wo sie nicht betheiligt ist; nicht richten, wo ihr das Richteramt nicht zukommt, in keinem Falle aber Scherge seyn, und am allerwenigsten da, wo die angebliche Schuld durchaus nicht erwiesen ist. Das letztere aber ärgert eben die Rohheit, denn es ist ihr höchst widerwärtig, so oft ein Angeklagter für schuldlos erklärt wird, weil man dadurch um das Schauspiel der Exekution kommt. — Was Wunder also, daß, wenn es eine Exekution betrifft, welche der Pöbel selbst und mit der gewohnten Hauswaffe seiner Gemeinheit, mit rohem, wüstem Geschrey abhalten kann, daß er sich alsdann ein Spektakel nicht entgehen läßt, welches seine groben, stumpfen Sinne reizt, seiner fühllosen Grausamkeit wollüstige Nahrung gibt, und seinem Bettelstolze wohlthut, der durch fremde Erniedrigung aus eigner Niedrigkeit sich zu erheben wähnt. Was auch die Besserdenkenden — und wie sollte es in einer Stadt wie Berlin nicht deren in großer Anzahl geben — was auch die Besserdenkenden sagten und thaten, wie wenig auch das Volk von dieser Theatergeschichte Notiz nahm, das Volk, das hier tüchtig, ordnungsliebend und von gesundem Verstande ist, inwährend die Halbwisser: die Nachzügler der Bildung, die Marodeurs der Kunst und die Freybeuter der Sittlichkeit unser eigentlichster Pöbel sind — was auch die Besserdenkenden sagten, wie ruhig sich auch das Volk benahm, so wußte man es nur zu wohl, welche Unannehmlichkeiten dem Herrn und der Madam Stich bey ihrem Wiedererscheinen auf der Bühne bevorstanden. Er, der Mann war es, welcher sich zuerst der kalten Wuth des rohen Haufens aussetzte. Vor ungefähr acht Tagen trat er in einer französischen, zu einem deutschen Lustspiel benützten Oper: der Hausverkauf, zum ersten Male nach einer bedeutenden Krankheit wieder auf. Der Sturm, den er bey seinem Erscheinen zu bestehen hatte, war groß, aber durch ein vorwaltendes ironisches Element doch einigermaßen gemildert, denn es wurde weniger gelermt, als aus groben Kehlen wiehernd gelacht; er sprach einige Worte; man lachte mit verdoppelter Kraft; doch hielt sich die Partey der Klatscher tapfer und das Stück konnte ohne Unterbrechung gespielt werden, so, daß nur am Ende, als unkluge Freunde, oder arglistige Widersacher ihn hervorriefen, das Lachen und Lärmen mit erneuertem Ungestüm sich wiederholte. Der Schauspieler aber ergriff mit vieler Geistesgegenwart das klügste Auskunftsmittel, that als ob nichts geschehen wäre, und dankte dem gütigen Publikum für seine Aufmerksamkeit. Doch nun hieß es in der Stadt, daß diese, wahrlich schon sehr arge, Scene nur das Vorspiel zu dem Empfange der Madam Stich gewesen wäre, hier wollten die Schergen erst wirklich ihr ungesetzliches Nachrichteramt verwalten. Endlich wurde der Tag bestimmt, an welchem die Schauspielerin als Thekla in Wallensteins Tod auftreten sollte und der Andrang zu Plätzen war so groß, daß die Behörde 1100, sage Eilfhundert schriftliche Gesuche um Billete zurückweisen mußte. Kann eine Stadt einen sittigeren Beweis ihrer reinen Kunstliebe an den Tag legen, und könnten die Aktionärs unserer projektirten dramatischen Volksbildung ein besseres Banquiergeschäft machen, als wenn sie sich die Begünstigung auswirkten, daß gewisse Wikommen und Abschiede und sonstige kleine angenehme Kriminalkeilustigungen nirgends anders als auf ihrer künftigen Bühne exekutirt werden dürften? — Daß unsere Intendanz darauf bedacht war, sich eine so ausgezeichnete Künstlerin, wie Madam Stich, zu erhalten, ist gewiß sehr lobenswerth; eben so angemessen war das Mittel zu diesem Zwecke, indem sie den Andrang zu den Plätzen benuzte und — ganze Klassen gefürchteter Jugend ausschließend — ihr Publikum zu wählen suchte. Aber, obgleich es in der besten Absicht geschah, so war es doch ungenügend, ja schädlich, daß man die Billette in großen runden Summen vertheilte, indem dadurch mit denselben Wucher getrieben ward, und sie gerade dadurch in die gefährlichsten Hände kamen. Auch andre Vorkehrungen waren getroffen, und nicht nur Polizey, sondern auch Blumen im Hinterhalte; denn nach den lauten Aeußerungen der Roben mußte man das Unerhörte erwarten. Man erlaube uns, von der eben so ängstlichen, als ekelhaften Scene, die gestern in unserm großen Opernhause vorfiel, zu schweigen, wir würden diese Blätter besudeln, wenn wir den Skandal beschrieben, oder gar die unsittlichen Lästerworte wiederholten, welche von pöbelhaften Sittenrichtern ausgestoßen wurden. Nur das sey gesagt, daß das erste Toben und Brüllen fünfzehn Minuten währte, daß man die Schauspielerin nicht zu Worte kommen ließ, daß man selbst einer fremden debütirenden Künstlerin, als sie zu reden begann, „Schwig Du" zurief, und daß man der Thränen und der nahen Ohnmacht eines gemißhandelten Weibes nicht achtete, sondern während der ganzen Dauer des Stückes immer wieder zu rasen begann, trotz dem eine große Menge wohldenkender und gesitteter Leute unaufhörlich Ruhe gebot, und trotz dem man einige Rädelsführer und sogar eine Weibsperson aus dem Parterre hinaus warf. Doch genung von diesem unwürdigen Skandal, von dem wir wahrlich durchaus geschwiegen hätten, wenn es nicht wohlgethan wäre, daß eine gewisse Gattung von Modemenschen, die sich für äußerst ehrbar und hochgebildet hält, sich einmal im Spiegel sehe, um sich vielleicht beschämt als Pöbel zu erkennen. Auch möchte es unter den gestrigen Schreiern auch Schreiber geben, die hinter dem Walle des Publikums und in der Maske der Volkssouveränität ihr eignes ungebührliches Benehmen vertheidigen und ohne Beweis, in boshaftem oder blindem Glauben an die chronique scandaleuse, eine Unglückliche verdammen durften. Diesen wollten wir zuvorkommen; der Unglücklichen aber den wohlgemeinten Rath der Demuth ertheilen, die die Unschuld besser kleidet, als selbst ihr erlaubter Stolz.

Am 10. May.

Madam Stich ist gestern, unmittelbar nach jenem spektakulösen Abend, wieder aufgetreten; wieder wollte man lärmen, aber nachdem die Polizey einige Sittenrichter zur Thür hinausgeworfen hatte, war die Ruhe hergestellt. So war die pedantische Eitelkeit Pustkuchenscher Kunstansicht auf angemessene Weise von der Aesthetik getrennt und eine talentreiche Künstlerin für unsre Bühne erhalten.

Auflösung der Charade in Nr. 154:
Weinstock.

Charade.

Wir sehen am Menschen die erste bald blau,
Bald schwarz und roth und weiß und grau:
Oft ist sie von Seide mit silbernem Schein,
Von Wolle, von Leinwand, grob und fein.

Die zweyte von Eisen, von Seide und Stahl
Umschlingt oft den Becher beym fröhlichen Mahl;
Sie schmückt hier das Mädchen, erbeut dort den Mann,
Auch trifft man an Thüren und Fenstern sie an.

Das Ganze oft kostbar, oft einfach und schlecht;
Strozt wohl auch von Perlen, doch sind sie nicht echt;
Auch ist es von Wolle — doch daß sich's erhellt:
Es fesselt die Erste, damit sie nicht fällt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Nro. 13.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. Juni 1823.

Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Juni 1823.

Allgem. deutsche Justiz-, Cameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. Mai. 1823.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Christliche Hausaltar oder Betrachtungen andächtiger Christen in den Morgen- und Abendstunden auf alle Tage im Jahre. Aus den Werken der vorzüglichsten Gottesgelehrten sorgfältig ausgewählt und herausgegeben von Sam. Chr. Gottfr. Küster, Königl. Superintendenten u. s. w. in Berlin. Zwey Bände, Groß-Oktav; mit dem Bildniß des Herausgebers.

Dritte Auflage, Preis 3 Rthlr. 16 gr.

Wenn ein Erbauungsbuch in einem Jahre drey Auflagen erlebt, so muß es ohne Zweifel seine Verdienste haben, und seinem Zwecke entsprechen; der äußerst billige Preis — es ist fast 100 Bogen stark — der auch bey dieser Auflage nicht erhöht worden ist, begünstigt die Anschaffung gewiß sehr, und überdieß sollen Sammler auf 6 Exemplare das siebente frey erhalten. Möge es ferner segensreich wirken.

Unterzeichnete haben sich zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel:

Sylvaneion,

ein Taschenbuch für denkende Forstmänner,

verbunden. Ein Werk, das folgende unten näher bezeichnete Gegenstände umfaßt:

I. Naturkunde.

a) Bodenkunde. Wie wenig noch dafür gethan ist, bedarf keiner Erläuterung, ein vorzügliches Augenmerk wird daher auf die Bearbeitung dieses Gegenstandes gerichtet werden.

b) Botanik. Die Naturgeschichte der deutschen Waldbäume ist so unvollständig und mangelhaft, daß sie einer totalen Umarbeitung bedarf. Die Redaction wird hier ganz besonders einwirken, sie wird suchen, das Fehlende, was beyspielweise durch Folgendes angedeutet ist, zu ergänzen: Entwicklung und Ausbruch des Laubes und der Blüthen, mit Anführung der Temperaturstände. Zweytens: Mayen-Saamen-Bildung und Reife, Einfluß der Höhe, der Gebirgsart, der Lage ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die Baumform und die physisch-chemischen Eigenschaften des Holzes, horizontale, verticale, natürliche, künstliche Verbreitung, Uebergänge und Wanderung der Holzpflanzen. (Karten werden hiezu geliefert.)

c) Zoologie. Nur neue Erklärungen und Berichtigungen.

II. Forstkunde.

Alles im Gebiete des Waldbaues, des Forstschutzes, der Forst-Benutzung, Technik, der Forsteinrichtung, der Forstpolizey und Staatsforst-Wirthschafts-Lehre, findet eine Aufnahme; doch werden durchaus nur neue Beobachtungen oder Berichtigungen des Frühern aufgenommen.

Einen ganz besondern Werth legt die Redaction auf eine Forst-Statistik, die sich mit Beschreibung und Erfolg der Wirthschafts-Systeme des Waldes befaßt.

III. Literatur.

Teutschlands forstliche Literatur mit kurz glossirten Anmerkungen, dann auswärtige Literatur mit kurzer Angabe des Inhalts: als Anhang, Anzeige erscheinender Schriften, Notizen ꝛc. ꝛc.

Von diesem Taschenbuch erscheint jährlich ein Band; der erste wird zum neuen Jahr 1824 ausgegeben.

Die Redaction nimmt mit Dank, und honorirt durch ein Louisd'or und höher per Bogen, jeden Beytrag, der für den Druck sich eignet. Mit umgehender Post folgt die Rückstellung der nicht angenommenen Schriften. Verschwiegenheit des Namens bey specieller Anforderung sichern wir.

Alle Uebersendungen für die Zeitschrift wolle man mit der Aufschrift An die Redaction des Sylvaneions zu Aschaffenburg, oder an die Verlagshandlung, entweder mit dem Postwagen oder durch Buchhändlergelegenheit übermachen.

J. L. Klauprecht,
Privatlehrer der Forstwissenschaft u. Mathematik, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

C. B. Mayr,
Professor am K. B. Forst-Institute zu Aschaffenburg.

* * *

Den Verlag dieses Taschenbuches

Sylvaneion

habe ich übernommen, und es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, für die anständigste Ausstattung sowohl des Drucks, als auch der dazu gehörigen Kupfer bestens zu sorgen. Es erscheint in großem Taschenformat mit 4 bis 6 von vorzüglichen Meistern gestochenen Kupfern, und allegorischem Umschlag.

Bestellungen hierauf, welche ich mir frühzeitig erbitte, übernimmt jede solide Buchhandlung.

Aschaffenburg im April 1823.

Daniel Knode,
Buchhändler.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Practischer Unterricht, im Nivelliren oder Messen der Höhen, mit einer leicht und wohlfeil zu verferti-

genden neuen Kanalwage oder mit Stangen nach der Fläche eines stehenden Wassers. Selbst ohne mathematische Vorkenntnisse leicht ausführbar bey Wasserbauen, Wasserleitungen aller Art, Ent- und Bewässerungen und in allen andern nöthigen Fällen. Für Oekonomen, Guts-, Garten- und Hausbesitzer, Müller und Inhaber von Wasserwerken, Ortsvorgesezte, Bauleute, und alle diejenigen, welche bey irgend einem Wasserbaue interessirt und beauftragt sind. Mit 3 Kupfern. gr. 8. broch. 12 Gr.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Justizämter und deren Geschäftsordnung den Forderungen der neuern entsprechend dargestellt von C. L. Häberlin. gr. 8. geh. 12 gGr.

Auflösung der Justizämter und Trennung der Gewalten nach dem französischen System ist das Geschrei des Tages.

Gegen dieses, zu Extremen führende Geschrei, keineswegs aber gegen weise, die Tendenz jener Institute dem Volke erhaltende Hauptreformen derselben stellt der Verfasser seine Beobachtungen über den Werth der Justizämter für die Eigenthümlichkeit des deutschen Landvolkes auf und giebt, — ohne die Mängel und Unzulänglichkeit derselben im Vergleich zu den Forderungen der neuern Zeit zu verkennen — sich möglichst nahe an der Grenzlinie bestehender Staats-Organismen haltend, — praktische Bemerkungen über Normalgröße der Justizämter, über Erleichterung der auf dieselben impulsirenden und über Ordnung, Leitung, Theilung und Abkürzung der von ihnen selbst ausgehenden Geschäfte, um das Problem zu lösen: wie auch ohne die Grundform der Justizämter zu stören Geist und Leben in die verschiedenartigsten mit zeitgemäßen Funktionen derselben gebracht werden können? Wahrheiten treten dabey ans Licht und Winke werden ertheilt, die auch unter manchen andern, als den vorausgesezten Verhältnissen, Beherzigung verdienen.

Bey uns verließ die Presse, und ist bey uns, wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Düben, C. G. F. von, neueste Anweisung zur leichten und gründlichen Erlernung des Boston-, Casino- und Imperialspiels. Fünfte verbesserte Ausgabe. 8. Geh. Preis 9 Gr. Cour.

Düben, C. G. F. von, neueste Anweisung zur leichten und gründlichen Erlernung des Whistspiels. Achte verbesserte Ausgabe. 8. Geheftet. Preis 5 Gr. Cour.

Filding, A. J. Th., Anleitung das Schachspiel gründlich zu erlernen. Aufs neue herausgegeben von C. G. F. von Düben. 8. Dritte verbesserte Ausgabe. Geh. Preis 6 Gr. Cour.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sonnenthal, J. B. v., Anwendung des Fruchtringes, oder die Kunst, die Fruchtbarkeit der Obstbäume und Weinreben zu erzeugen, die Früchte zu vergrößern, merklich früher zur Reife zu bringen und leztere vor dem sogenannten Reißen oder Abfallen der Beeren nach der Blüthe zu bewahren. Nebst Angabe einer Methode den Rebbau mit einer Ersparniß von drey Viertheilen der sonst nöthigen Rebpfähle zu besorgen. Mit 1 Steindruck. gr. 8. 1823. geh. 8 gr. (oder 36 kr. Rh.)

Kreitner, Fr., theoretisch-praktische Anleitung zur Branntweinbrennerey aus Erdäpfeln und Getreide. Mit 2 Kupf. 8. 1823. geh. 8 gr. (oder 36 kr. Rh.)

Unentbehrliches Handbuch für die mittlern und niedern Stände.

G. C. Claudius allgemeiner Briefsteller, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigen schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben.

Achte durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage, von M. Klette.

Auch unter dem Titel:

Nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, nach den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe, nebst einer Anweisung zum Briefschreiben und den dabei zu beobachtenden Wohlstands- und Klugheitsregeln ꝛc.

Vierzehnte Auflage 8. Leipzig 1822.
Bey A. Wienbrack. Preis 18 gr.

Als eines der nützlichsten und wohlfeilsten Bücher ist dieser Briefsteller mit Recht zu empfehlen, von dem bisher über 50,000 Exemplare abgesezt wurden, und der noch mehr enthält, als der Titel verspricht. Man findet darin 291 Muster zu Briefen, fast für alle Fälle, die im Familien- und Geschäftsleben vorkommen; dann eine gründliche Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen für das bürgerliche Geschäftsleben, als Bekanntmachungen in öffentlichen Blättern, Wechselbriefe, Quittungen, Contrakte, Vollmachten, Zeugnisse u. s. w.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. B. C. und Lesetafeln zum ersten Unterricht der Kinder, bestehend aus 145 Buchstaben und Zahlen, welche auf 1 □ Zoll großen Papptäfelchen aufgeklebt sind, in einem kleinen Kästchen. Preis 8 gr.

Diese kleinen Tafeln sind bestimmt: den Kindern leicht und spielend die Buchstaben, das Buchstabiren, Syllabiren und Lesen zu lehren. Man gebraucht die Tafeln,

indem man dem Kinde einen einzelnen Buchstaben giebt und ihn sich ins Gedächtniß einprägen läßt, dann denselben unter die andern mischt und von dem Kinde wieder heraussuchen läßt. Kennt das Kind sämmtliche Buchstaben, so setzt man durch einzelne Buchstaben Sylben und kleine Wörter zusammen und läßt diese von dem Kinde lesen. Hat das Kind einige Uebung darin, so läßt man es selbst Sylben und Wörter, die man ihm aufgiebt, durch die Buchstaben zusammensetzen. Eben dieses mit den Ziffern geübt, kann auch als Vorübung zur Numeration dienen.

Das Kind erhält hierdurch einen angenehmen und nützlichen Zeitvertreib, und sind diese Tafeln nicht nur den Schullehrern, sondern auch besonders Eltern zu empfehlen, welche sich gern mit ihren Kindern beschäftigen und ihnen die Buchstaben und das Lesen selbst beybringen wollen.

Geographisch-Statistisch-Historische Charten der Republik Columbia und der vereinigten Provinzen von Süd-Amerika.

So eben sind, nach kürzlich aus Amerika angelangten Originalen und Materialien bearbeitet, zwey Charten bey uns fertig geworden, welche die Aufmerksamkeit des Deutschen Publikums verdienen möchten:

1. Charte der Republik Columbia,
2. Charte der vereinigten Provinzen von Süd-Amerika.

Jedes Blatt, im Imperial-Format des großen Gasparischen Hand-Atlasses, kostet 8 gr. Sächs. oder 36 kr. Rhein.

Weimar, den 12ten Mai 1823.

Das Geographische Institut.

Unterhaltungs-Schriften,

welche in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Laun, Fr., Der große Mann in Liebesnöthen. Ein Roman in 2 Bänden. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Stein, Hofr. u. Prof. Carl, Robert der Wildfang. Ein Roman. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Voß, Julius von, Die Schildbürger. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 10 Gr.

— — Derselbe, Sphinx, oder dreyßig kleine Räthsel-Lustspiele. Zur leichten Darstellung in frohen Zirkeln. Mit 1 Kupf. 8. Geheftet 1 Rthlr. 18 Gr.

Weisser, Fr., Poetische Satyren und scherzhafte Gedichte. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

— — Derselbe, Romanzen und erzählende Gesänge, Fabeln und Anekdoten. In einer Auswahl 8. 20 Gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unterricht über die chemischen Prüfungsmittel oder Reagentien, ihre Bereitung, ihren besondern Gebrauch, und ihre Anwendung auf die chemische Analyse. Für Aerzte, Apotheker, Fabrikanten, Droguisten und Gewerbtreibende. Aus dem Französischen der Herren Payen und Chevalier, Chemiker in Paris. Herausgegeben von Dr. und Prof. L. Cerutti. Mit 3 Kupfern. gr. 8. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Romane von Walter Scott,

in gleichförmiger Ausgabe, in 8., geheftet.

Robin der Rothe. Eine Schottische Sage, nach dem Engl. von W. A. Lindau. Zweyte verbesserte Auflage 3 Thle. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Das Kloster. Ein Roman, übersezt von K. L. Meth. Müller. 3 Thle. 12. geh. 3 Rthlr. 8 gr.

Der Alterthümler; übersezt von W. A. Lindau und M. M. 3 Bde. 12. 3 Rthlr. 12 gr.

Der Pirat; übersezt von S. H. Spiker. 3 Bände. Mit einer Charte. 12. geh. 3 Rthlr. 8 gr.

Kenilworth, a romance. 3 vol. in 12. 4 Rthlr.

Die Namen der Uebersetzer, und der anerkannte Werth ihrer Arbeit, haben diesen Ausgaben einiger der ausgezeichnetesten Romane des berühmten Verfassers Ruf gegeben, und auch im Aeußeren empfehlen sie sich den Liebhabern sorgfältiger Drucke. Die Ausgabe des Kenilworth ist ein correcter, sehr sauberer Abdruck des Originals.

Duncker und Humblot in Berlin.

Literarische Anzeige.

Vollständige und äußerst wohlfeile Ausgabe von

Walter Scotts sämmtlichen Werken.

Leipzig, bey J. F. Gleditsch.

Die ersten vier Theile dieser Hand-Ausgabe der Walter Scottschen Werke (vorerst der prosaischen Schriften) in einer neuen, unverkürzten und correkten mit historischen Anmerkungen versehenen Uebersetzung, sind nun in allen Buchhandlungen zu haben und mit verdientem Beyfall aufgenommen worden.

Der 1ste u. 2te Band enthält:		Waverley, oder so war's vor sechzig Jahren, nach der achten Original-Ausgabe von B. J. F. v. Halem.
Der 3te u. 4te	"	Nigels Schicksale.
Der 5te, 6te u. 7te	"	Peveril vom Gipfel, (erscheint im Juli.)
Der 8te u. 9te	"	Kenilworth (erscheint im Juli.)
Der 10te 11te u. 12te		Tales of my Landlord. first Series, (ersch. Mich. Messe.)

Welche Vorzüge diese Ausgabe vor vielen der seitherigen Uebersetzungen hat, welche oft von der Sprache völlig Unkundigen mit der größten Eilfertigkeit und verstümmelt gegeben wurden, dieses wird man bey einer flüchtigen Vergleichung leicht finden. Die beygefügten historischen Bemerkungen sind oft unentbehrlich, und wurden dabey die umfassendsten englischen Werke benuzt. — Der Preis jeden Theils auf weißes gutes Papier in kl. 8. gedruckt, und sauber cartonirt, ist 1 Thlr. — Es steht indeß Jedermann frey, einen billigern zu verlangen, wenn man mit 9 Thlr. auf die ersten 12 Theile pränumerirt und ist dieser Pränumerationspreis von 9 Thlr. für 12 Theile gewiß einer der allermäßigsten.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen an.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Reisegesellschafter durch Rügen
von K. S—r.
Mit einer Musikbeylage.
Sauber geb. Preis 1 Rthlr. — mit einer schönen Karte von Rügen 1 Rthlr. 18 gr.

Bey dem gänzlichen Mangel einer neuen Beschreibung der Insel Rügen — einem Lande, welches jährlich von so vielen Fremden besucht wird — kann es diesem Werkchen an einer guten Aufnahme nicht fehlen. — Der Verfasser lebt an Ort und Stelle, hat jeden Punkt der Insel selbst besucht, und weiß daher den Reisenden die genaueste Anweisung zur zweckmäßigen Einrichtung ihres Reiseplanes zu geben. Auch denen, welche diese Reise schon gemacht haben, wird es eine angenehme Erinnerung gewähren.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

P. J. Junker Leitfaden bey Vorträgen der Geschichte in den obern Klassen der Gymnasien. 1ster Theil. Geschichte des Alterthums. gr. 8. Leipzig bey A. Wienbrack. Preis. 12 gr.

Schulen, welche 25 und mehrere Exemplare vom Verleger directe beziehen, erhalten das Ex. zu 8 gr.

An alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben versandt:

Der Gartenfreund. Oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten. Nebst einem Anhange über den Hopfenbau.
Von J. C. L. Wredow,
Prediger in Parum bey Wittenburg im Mecklenb. Schwerin. gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette.
Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.
Sauber geheftet.
(Berlin bey Carl Friedrich Amelang.)

Schon bey der Erscheinung der ersten Auflage dieser nützlichen und treununterrichtenden Schrift empfahl Rec. dieselbe aus wahrer Ueberzeugung allen Liebhabern der Gärtnerei als einen wahren Gartenfreund, mit der Versicherung, daß sie in allen Fällen einen erfahrnen und treuen Rathgeber an ihm finden würden. Mit Vergnügen ersieht er nun aus dieser, binnen wenigen Jahren nöthig gewordenen, zweyten Auflage, die mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden kann, daß seine Empfehlung gefruchtet hat, und ist überzeugt, daß Niemanden der Ankauf gereuet, und daß vielmehr Jeder seinen Zweck nach dieser Anweisung erreicht hat. Gewiß wird daher auch diese zweyte Auflage eine eben so freundliche Aufnahme finden, als die erste. Der würdige Hr. Verf. hat hie und da Manches hinzugesezt, was er nach gemachten Versuchen brauchbar gefunden, und auch hier und da Manches berichtigt, was er nach gemachten Erfahrungen für nöthig gehalten hat. So hat er unter Andern auch das Ringeln der Bäume, um sie zum Fruchttragen und größere und früher reifende Früchte hervorzubringen, zu zwingen, wovon auch Rec. im vorigen Jahre die wunderbarsten und auffallendsten Wirkungen in seinem Garten gesehen hat, nach eigen gemachter Erfahrung empfohlen, und auch in der Behandlung des Weinstocks manche Verbesserungen angegeben. Daß diese neue Auflage wirklich eine vermehrte zu nennen sey, ergiebt sich schon aus der stärkern Bogenzahl derselben gegen die erste. Die Brauchbarkeit dieser Schrift ist noch durch Hinzufügung eines Registers der deutschen Namen sehr erhöhet worden.

Schmager, J. C., Vorlegeblätter zum Zeichnen für Schulen und Handwerker, vorzüglich mit Rücksicht auf richtige Schattengebung und Zeichnung architektonischer Gegenstände im geometrischen und perspektivischen Riß, ꝛc. Neue wohlfeilere Ausgabe. Querfolio. Leipzig, bey A. Wienbrack Preis 1 Rthlr.

Mit diesen Vorlegeblättern beabsichtigt der Verfasser, dem angehenden Schüler der Zeichenkunst die so nöthige und wichtige Theorie von Licht und Schatten auseinander zu setzen und ihn stufenweise vom Leichten zum Schweren fortzuführen. Es sind also hierzu die einfachsten architektonischen Gegenstände ohne alle Verzierungen, und zwar nur im sogenannten architektonischen Riß, worunter man nämlich diejenige Zeichnungsart versteht, die dem Auge die Gegenstände ohne alle Verkürzungen, Seitenansichten und dergl. darstellt, gewählt worden.

Zur Nachricht.

Da der Subscriptions-Termin auf die

Sechs Supplementbände zur Taschen-Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken

nur noch bis Ende August dauert, und solche in der Mich. Messe an die resp. Subscribenten abgeliefert werden, so ersuche ich diejenigen, welche die Vortheile des Subscriptions-Preises à 1 Rthlr. 16 gr. Sächs. oder 1 Rthlr. 18 gr. Pr. Cr. noch genießen wollen, ihre desfallsigen Bestellungen während dieser Zeit zu machen, zu deren Besorgung jede solide Buchhandlung erbötig ist. Leipzig im Juni 1823.

F. Ch. W. Vogel.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder-Geographie
des Preußischen Staates
oder
Reise eines Vaters mit seinen Kindern in sämtliche Provinzen dieses Landes; nach Art der Campe'schen Reisebeschreibungen bearbeitet und herausgegeben
von H. Hermann.
Erster Theil, mit 12 Kupfern und einer großen Karte. gebunden 1 Rthlr. 20 gr.

Der zweyte Theil, welcher noch in diesem Jahre erscheint, wird das Werk beschließen.

Nro. 161.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Juli 1823.

Es gnüge dir mit heiterm Sinn zu schaffen im Reich der Gegenwart — — —

Günthers Uebersetzung des Horaz.

Auszüge aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820, bis Ende Juni 1822 *).

Lima, den 3. Nov. 1821.

Lieber Bruder!

Vor unserem Ausgang aus Valparaiso wurde ich zum Major ernannt, und zum ersten Adjudanten im Stabe promovirt, und vielleicht, noch ehe ich diesen Brief absende, werde ich Euch mittheilen können, daß man mir den Grad des Oberst Lieutenants ertheilt hat, da man vielen Offizieren nach beendigter Campagne hier einen höhern Grad zu geben pflegt, was dann die ältesten in jeder Klasse trifft. — Ich stehe recht gut mit allen Chefs, und, im Verhältniß mit Andern, in sehr gewichtigem Ansehen. Schon zweymal ging ich mit Divisionen nach dem Innern, und habe zwey goldne Ehrenmedaillen erhalten. Da mit dem Einzuge in Lima die Campagne noch nicht ganz beendet ist, und nun die Spanier die Sierra (das Gebirge) okkupirt haben, so wird wahrscheinlich bald eine Expedition abgehen, die in Triquipa landen wird, um solches zu zerstören und den Cuzco einzunehmen. Nach dieser, wahrscheinlich kurzen, Campagne werden wir dann ganz im sichern Frieden leben, was ich eigentlich von Herzen wünsche, denn die hiesigen Feldzüge sind doch gar zu beschwerlich und langweilig. — Wir werden hier ganz gut bezahlt, und ich kann, trotz dem theuren Leben hierselbst, doch recht wohl auskommen, indem ich über dreyßig Louisd'or monatlich einnehme, was aber eigentlich kein besserer Sold ist, als bey uns, denn ein armer Teufel, der verheirathet ist, muß dabey noch ziemlich krumm liegen. Ich, als Junggeselle, habe hinreichendes Auskommen, und überdieß ein Kapitälchen von drey- bis viertausend Thalern von Prisengeldern der armen Spanier, denen man hier ihr halb gestohlnes Geld wieder stiehlt, um ihnen zu beweisen, daß wir jezt die regierenden Herren sind, und so werde ich nicht so leicht in Verlegenheit kommen. In meinem Briefe an ** bat ich blos, wenn sich eine direkte Gelegenheit von Hamburg hierher finden sollte, um meine alten Hefte und besten Bücher, die in Bückeburg liegen, und um alte Zeitungen seit meiner Abwesenheit, denn die englischen, die uns nicht fehlen, enthalten doch Manches nicht, was unser liebes Deutschland betrifft. — Ich möchte gerne eine ordinäre Ausgabe von Goethe, Schiller und einigen andern belletristischen Werken hier haben, dieses mag aber doch Alles mit vielen Umständen verbunden seyn, und so mag es auch unterbleiben. Ich bat aber um ein gutes Kochbuch, und dieses bitte ich nicht für Spaß zu nehmen, denn dieses geht allen Dichtern vor.

Truxillo, den 1. Dec. 1821.

In meinem lezten Briefe schrieb ich dir, daß ich auf dem Punkte wäre, hierher zu reisen, um hier einen neuen Hafen zu formiren. Ich segelte alsobald ab, und befinde mich schon einige Wochen hier, ohne jedoch etwas Besonderes unternommen zu haben. Der Zweck meines Hierseyns ist, wenn es dich interessiren sollte, kurz dieser:

*) Als Fortsetzung von Nro. 86 d. J.

Von Lima bis fast unter der Linie findet man an dieser Küste fast gar keinen guten Hafen, indem die Brandung sehr stark ist, und an den ebenen Sandufern von sehr weit ankommt, wodurch den Booten unmöglich wird, glücklich ans Land zu kommen. An einigen Orten, wo durch Landspitzen und Buchten das Ausschiffen möglich wäre, fehlt gänzlich das Wasser, und Niemand kann daselbst leben. Drey Stunden von hier südlich ist nun eine kleine Landspitze, wohin man Wasser leiten könnte, und wo durch einen bloßen starken Steindamm das Landen sehr erleichtert würde, und der Zweck meines Hierseyns ist, dieses zu bewerkstelligen, woran ich nicht zweifle, denn, ohne Wasserbaumeister zu seyn, hoffe ich, sehr gut den Zweck zu erreichen, ohne meine Ehre zu kompromittiren. Dieses ganze Geschäft übernahm ich blos dem General zu gefallen, indem es gar nicht meines Amtes ist, und weil ich einsah, daß es bey weitem nicht die Schwierigkeiten hatte, die man wohl glaubte, und ich vielleicht hier wohlfeilen Preises meinen Namen mit Ehren bekannt machen könnte.

Ich habe hier wenig Unterhaltung und Zerstreuung, da es ein sehr trauriges Nest ist, und so werde ich täglich ein paar Augenblicke anwenden, dir über verschiedene Gegenstände, meinen Aufenthalt und unsere Eroberung von Peru betreffend, Notizen mitzutheilen, bis ich Gelegenheit finde, den Brief abzusenden. Verlange dann nur gar keine systematische Ordnung, denn Alles wird folgen, wie es mir gerade in die Feder kommt, da ich selbst für mich über alle diese verschiedenen Gegenstände noch gar nichts ausarbeiten konnte.

Die Reise von Lima hierher ist stets sehr kurz, und gewöhnlich langt man in zwey bis drey Tagen an, da die Südwinde an dieser ganzen Küste unveränderlich sind. Reiset man man aber an derselben Küste von Norden nach Süden, so braucht man meistens fünfmal so viel Zeit, weßwegen man dann gewöhnlich die beschwerliche Landreise durch die Sandwüste vorzieht. — Die Stadt Truxillo wurde 1535 (Lima 1534) durch Pizarro angelegt. Das Thal heißt Chimu, von seinen vormaligen Beherrschern, Chimus (was Mächtige heißt), die man Chumu-Capac nannte, (Capac ist so viel als Souveraine); Sie besaßen das ganze Land von Chancay bis Tumbiez, waren von den Yncas unabhängig, und hatten verschiedene Gebräuche und Religion, wiewol sie auch Sonnenanbeter waren. Der Sohn des Ynca Pachacutes eroberte es, und wegen dieser steten Feindschaft gegen die Yncas wurden sie alsbald Freunde der Spanier, die es ihnen aber sehr schlecht belohnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kraniche des Ibykus.

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahr älter als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sey mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beyspiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer Andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändeley. — Immerhin, erzähle deine Tändeleyen, Karl. — Als ich dreyzehn Jahre alt war ..... — Dreyzehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht, und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber sobald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen die Finger hinauf, taumelte selig nach Hause, und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Conrektor; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bey der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo mir examinirt werden sollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freylich, aber sie war häßlich ..... — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte meines Professors der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich, Nachmittags zwey Uhr, die Geschichte der drey lezten Jahrhunderte vor. Die westphälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten, und schlief ein. Da blieb ich aus der Vorlesung weg, und schlich mich, ein Viertel nach zwey, mit der Mappe unter dem Arme, in des Professors Garten, wo die schöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die französische Revolution ausbrach. — War dir die französische Freyheit lieber, als das deutsche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man setzte mir den Doktorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philisterland zurück. Die Schwei-

und Frankreich sah ich vorher. An einem rheinischen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechselten traulich tausend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens standen die Alpen. Ich reiste am folgende Tage fort, und hatte das reizende Geschöpf bald vergessen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Ist das Alles, Karl? — Das ist Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich schwöre es dir, Julie! Jezt erzähle du. — Als ich sieben Jahr alt war . . . — Sieben Jahre? Du beschämst deinen Meister. — Der wilde Knabe sprang über die Mauer, die unsere Gärten schied. Es war Herbst. Wir warfen uns mit Kastanien, von welchen der Rasen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte . . . — Du weinst noch, Julie? — Ach, der arme Knabe ist todt! — Ist er gewiß todt? — Ja, er starb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum Erstenmale ein Herr in unser Haus, der war wohl dreyßig Jahre alt; ich zählte erst fünfzehn. Er verliebte sich heftig in mich, und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußtest du, daß er schon dreyßig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter gewesen seyn. — Weiter, Julie! — Vor zwey Jahren reiste ich mit der seligen Tante ins Bad von . . . — Wie alt war deine selige Tante, als sie starb? — Achtzig Jahre. — Dann war sie schon fünfzig Jahre auf Erden selig. — Spötter, du zeigst mir meinen Himmel sehr nahe! . . . Die Tante legte sich schon um neun Uhr zu Bette, und ich mußte bey ihr bleiben. Es war eine süße, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich auf die schlafende Erde herab, der Strom blinkte die silbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, süß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Gesang und Saitenspiel näher und näher kommen. Es war eine Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabey. Sie erkannten mich am Fenster und luden mich zu sich ein. Ich fürchtete, sie möchten die Tante wecken, schlich mich hinab, verschloß leise die Thüre, und gesellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einsiedler, rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, hier ist eine Einsiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unsere Julie.“ . . . Du bist zerstreut, Karl? — Nein, ich höre sehr aufmerksam zu, — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir stiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shakespeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsschriftsteller, und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Grase. „Liane!“ lispelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde schwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelsten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küssend.“ . . . „Selten — sagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber ist Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl sprang auf, und sprach im komischen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwischen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, besann sich, lächelte, erhob sich rasch, und sprach mit froher Hast: Eine Fledermaus? Die Krankheit des Ibikus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warst der Räuber! — Karl schlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie, süße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, süßere Erfüllung! — und die zwey Mal Verlobten sanken sich an das schlagende Herz. D. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Juni.

Der Herzog Eugen von Leuchtenberg ist von seiner schweren Krankheit gänzlich genesen. Das Publikum nahm an diesem Ereigniß lebhaften Antheil; warum sollt es auch nicht? Der Herzog gehört seinem wohlwollenden Karakter, seinen umfassenden Kenntnissen und seinen andern Verhältnissen nach zu den ausgezeichnetsten Männern unsrer Zeit, er ist der Eidam unsers geliebten Königs, und ein Mann, der in München vieles Geld in Umlauf sezt. Es war vorauszusehen, daß der Herzog, wenn er dem Tode entrinnt, nicht dem Schicksal entgehen wird, besungen zu werden. Da erschienen nun in unsern Tagblättern eine Menge „Gefühle“ und „Empfindungen,“ mehr oder weniger gewizt und schicklich ausgesprochen. Unter andern gab die Flora ein französisches Impromptu zum besten, das mit der Pointe anhob: Was nicht den Bomben und Granaten, wäre beynahe der Medizin gelungen ꝛc. nämlich den Herzog zu tödten). Die Kleinigkeit wäre freylich besser ungedruckt geblieben, schon darum, weil sie nur eine Nachahmung des bekannten Epigramms auf Turennes Tod ist, allein wer hätte denken sollen, daß einige Aerzte sich dadurch angegriffen und beleidigt finden würden. Sie traten mit ihren Ansichten über die Krankheit des Fürsten und mit der Rechtfertigung ihres Heilverfahrens vor das Publikum, das aber dadurch nur in seiner Meinung bestärkt ward: daß in der Regel ein bejahrter und erfahrner Arzt den jungen, auch noch so gelehrten, vorzuziehen sey.

Die milde Frühlingswitterung hat die Städter dießmal früher als gewöhnlich in's Freye gelockt. Der englische Garten, Bögring und Bogenhausen finden lebhaften Zuspruch, mehr noch das romantische Hesellohe, wo am Pfingstmontag mehr als dreyhundert Equipagen gezählt wurden. Es ist dieß ein reizender Buchenhain, zwey kleine Stunden von der Stadt entlegen, der in frühern Jahren vorzugsweise von der Bürgerklasse besucht wurde. Ein namhafter (kaiserlich) französischer Heerführer hat sich dort angekauft, und verlebt den Abend seines Lebens im Kreise einer liebenswürdigen Familie, auf früher errungenen Lorbeern ruhend. Auch im Prater, der sich aber zu dem Wiener verhält, wie eine Garteninsel zu Venedig, geht es dieses Jahr recht lebhaft zu. Das Sommertheater, das bisher vor dem Karlsthor bestanden, ist dahin verlegt, und der Unternehmer, so wie sein Gönner, der Praterwirth, scheinen sich bis jezt wohl zu befinden. Es bleibe dieses Theater eine Lipperlsbude, so wird es bestehen und dem Volke Vergnügen machen; ein höherer Aufschwung muß es zu Grunde richten. — Während nun diese Lustorte und so viele andere den Münchnern gastlich zuwinken, fehlt es nicht an Leuten, die den Aufenthalt in dem dumpfen Bockkeller der Annehmlichkeit der freyen Natur vorziehen. Bock nennt man hier ein süßes, berauschendes Doppelbier, das in den Monaten Mai und Juni ausgegeben wird, und zu den höchsten Interessen des gemeinen Mannes gehört. Es wird keinen Fremden gereuen, den Bockkeller ein-

mal zu besuchen, der in vieler Hinsicht an den (Faust-) Auerbachischen erinnert. Ehrsame Bürger mit ihren Ehehälften, Handwerksbursche und Martinssöhne mit ihren Schäferinnen, mitunter auch niedere Diakterianten und junge Altdeutsche sitzen hier in buntem Gemenge und freuen sich bey dem braunen Getränk, wo es dann nicht selten laut und tumultuarisch hergeht. Eine charakteristische Gruppe in diesem Gemälde bildete in frühern Jahren eine dickleibige Cara mama mit ihren Kostgängerinnen — da aber unsre züchtige Polizey die Institute aufgehoben, die man im Mittelalter sehr galant Frauenhäuser nannte, so fehlt nunmehr diese Staffage. — Die Frühlingsdult (Messe) in der kinderreichen Au, von vielen fremden Handelsleuten, dieß Jahr selbst von einem Pariser bezogen — lockte Tausende der hiesigen Einwohner in die freundliche Vorstadt und man bewunderte allgemein die musterhafte Ordnung, die der wackre Landrichter durch strenge Polizey zu handhaben versteht. Ungern wurden dießmal jedoch die Volksspiele vermißt, die sonst immer am lezten Tage der Dult statt fanden, vorzüglich das Baumsteigen. Ein hoher abgeschälter Stamm steht frey aufgerichtet, von dessen Gipfel herab Fahnen und Preise winken. Es ist nun spaßhaft zu sehen, wie die Knaben den mit Fett beschmirten Baum zu erklimmen sich bemühen, wie sie herabglitschen und mit neuer Anstrengung das schlüpfrige Werk beginnen. Bald höher, bald tiefer übersteigt einer den andern, bis endlich ein Einziger die Kraft und den Vortheil erringt, und auf der Spize des Baumes die Fahne rüttelt. Ist dieses Spiel nicht ein treues Bild des Lebens? Wie hier die Knaben, mühen sich auch die großen Kinder, den Gipfel des eingebildeten Glückes zu erreichen. Ermattet sinken sie herab und wagen aufs neue den Aufsprung, bis Zeit und Alter die Kräfte lähmen.

Allgemein und herzlich wurde am 27. Mai das Geburtsfest des Monarchen begangen. An diesem Tage ward der Grundstein zur neuen Isarbrücke gelegt. Ich berufe mich hinsichtlich dieses Bauwerkes auf meinen Dezemberbericht, wo ich unsrer Neubauten und Bauverschönerungen erwähnte. Dieser Bericht ging aus dem Morgenblatt in das hiesige „Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung" über, ein Beweis, daß meine Ansichten richtig befunden wurden. — Das Frohnleichnamsfest ging dieses Jahr bey herrlicher Witterung mit gewöhnlichem Pompe vor sich. Es ist nicht zu läugnen, daß manche Zierrathen ihre Bedeutung verloren haben, daß vieles, was einst wohl als ehrwürdig galt, aufgehört hat, ehrwürdig zu seyn. Aber müssen wir denn Alles lächerlich finden, was nicht so ist, wie es die Charakteristik unsers Zeitalters mit sich bringt? Diese Zunftfahnen und Standbilder gehören noch den Tagen Wilhelms V. an, wo dieses Fest als die wichtigste Staatsangelegenheit betrachtet, und mit unerhörter Pracht und Verschwendung begangen wurde. Ein Manuskript vom Jahre 1580, das unserm Westenrieder aus der ehemaligen Augustiner-Bibliothek mitgetheilt wurde, enthält auf 595 Seiten eine wirklich rührende Beschreibung dieses Festes aus der Feder eines Lizentiaten Müller, der als Director derselben aufgestellt war. Wir sehen ordentlich den guten Mann, wie er am Frohnleichnamsmorgen, nachdem er „vmb halbe zway aufs lengst aufgestanden, und sich wohl aufgesegnet, auch andächtig gebettet, nachmals sich geschwindt angekleidet, und dem Hausgesindt alerley was zu thun gegeben, den bald darauf antommenden „Magistratskommissarien mit einem Becher Malvasier Bescheid thut, dann aus dem fürstlich Marstall ein wohlgezuztes Pferd „mit einer wullin mit samat verbrämten baltrappen sich bringen läßt. Der Himmel" sagt er „war gar schwarz und trüb gewesen, und wie gleich das hochwürdig Sakrament durch die „Kirchtür herausgetragen wirt, und Herr Orlando di Lasso „das Gesang Gustate etc. anhebt, so hebt die Sonnen dermassen an St. Peterstburn zu scheinen, das ich vor lauter Freud „aus der Ordnung trit, und zu Ir fürstl. Durchl. hinzuger, „und zaig derselben, wie die Sonnen an die Thürn scheint, und „sag mit diesen Worten zu Ir fürstl. Durchl. gustate et vi„dete quam suavis etc., welches fürstl. Durchl. mit Freuden „angehert, und mir darauf genedig geantwort, freylich, freylich!" Nachdem Director Müller mit Treuherzigkeit den Umfang seines Amtes und seine Bemühungen geschildert, meint er: „zur Musterung der Junkhfrauen sey khain Tag bequemer, als „der Montag nach Trinitatis, doch mueß man mit der Khaidung frue anfangen." Mit der Auswahl der Individuen, die dem Charakter des Heiligen, dem sie ähnlich seyn sollten, Ehre machen mußten, hatte er die schwerste Arbeit. Dahin gehörten sechszehn Repräsentantinen der Maria in verschiedenen Darstellungen, und daß er die Rollen gut vertheilte, ergibt sich aus der Beschreibung, die er über jede Statur liefert. „Lazari Person, „der Lazarus mueß eine dirre gelbe Person seyn und ein khlains „bins pärtl haben, wie man dann allzeit einen Spängler, welcher ganz tauglich darzue ist, braucht." — „Es ist, sagt Müller, „groß geacht, wann man ein ehrliche Tochter zu einer „Person des Umbgangs erkhiest, oder verordnet, wie dann ein „solches medle desto eher zu einem ehrlichen Heurat gelangen „mögen, und wann man ihre preconia oder Tugenden erzelt, so hat man unter andern vermelt, Sy sey ain zway oder „mher mal im ganzen Umbgang gewest, als wollt man sagen, „do man nicht wol wüste, das dies medl ein ehrlich Junkhfraw „wer, würdens gewißlich die fürstlich Comissari mit in Umb„gang gebraucht, viel wenig die gottesforchtige Eltern Ir eine „heilige Person zu repreſentiren gestatt haben." Als Beyspiel führt er eine Begebenheit an, die ihm sehr merkwürdig scheint: „Er fand, nachdem er alle Personas ausgetheilt, allain khain „taugliche Person zu der Rebecca." Wenn ich nur, sagte er zu seiner lieben Hausfrau, mit der er bey seinem Amte zu Rath ging, „wann ich nur ein feins schöns zichtigs mensch zu dieser Person „haben mecht." — Das beredsame Mütterchen brachte ihm aus ihrer Liste etliche Personen in die Wahl, die er aber allerley Ursachen halber nit für tauglich erkennen möchte. Endlich schlug ihm ein Bürger die Köchin des Bürgermeister Geisauer, als ein froms zichtigs wolverttends schöns Mensch vor. Er geht sogleich in seines Amtes Würde hin, beredet die Neugeworbne, und — „wie sie in der Prozession auftratt, ersicht sie ungefär ein ansechlicher reicher Wittiber von Pozen, und fragt die Umstehenden Personen, Lieben, wer waiß mir zu sagen, wer das Mensch „sey, und ob sie schon versprochen oder nit." — Als der Fremde nun hörte, daß sie noch ganz frey wäre, ging er „nach „Mittag von Stund zum Geisauer, und begert Sy zur Ee." — Die Sache wurde bald ins Reine gebracht, und — „sy leben „auf den heutigen Tag zu Pozen, fridlich, schön und wol mit „einander, und si ist eine gemachte Fraw." — Lustig ist die Bemerkung, wie man sich bey der Auswahl der schönen züchtigen Mädchen, deren man so viele bedurfte, und die auch damal schon nicht so leicht zu finden waren, umzusehen habe. „fürnehmlich aber mueß der Director etlich Sontag oder feiertag gewise verstendige und erliche Leut bestellen, die so an die „Prediger zu Klöstern und Kirchen verfügen, und wann die „Predig aus, sich nachent zu den Kirchthüren stellen, und „do sy schene taugliche und zichtige medlen, welches man bald „an irem Gang und Gesellschaft auch andacht merkhen „khan, fürder gern sehen, dieselben aufmerken, und do er sy „mit theut, andere fragen ꝛc. Doch genug! — Die Leser verzeihen mir diese Abschweifung; es scheint mir aber nicht uninteressant, zu wissen, was damals für schön, anständig und zweckmäßig gehalten wurde, um so mehr, da es mit dem, was wir jezt dafür halten, in so schneidendem Kontraste steht. Ich gehe von diesem religiösen Schauspiel zu unserm profanen über.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Nr. 54.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. Juli 1823.

Kunstliteratur.

Ueber Hubert und Johann van Eyck, von Dr. Gustav Friedrich Waagen, correspondirendem Mitgliede der königlich bayerschen Akademie der Wissenschaften. — Breslau im Verlag von Josef Max und Comp. 1822. 8. 270 S.

Man wird sich bey diesem Titel gleich des vielgelesenen Werkchens: Johann van Eyck und seine Nachfolger von Johanna Schopenhauer erinnern: aber man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß das Eine das Andre entbehrlich machte. Beyde Schriften sind sowohl dem Plan als der Ausführung nach ganz verschieden. Frau Schopenhauer hat unter dem erwähnten, allerdings zu sehr beschränkten Titel Lebensbeschreibungen der bedeutendsten alten nieder- und oberdeutschen Maler geliefert. Sie hat ohne eigentlichen Anspruch auf historische Gelehrsamkeit und Kritik vorzugsweise für Frauen geschrieben; weil aber die Hauptquelle, woraus sie geschöpft, Carl van Manders Malergeschichte, in der niederländischen Sprache geschrieben, nur wenigen Lesern zugänglich ist, und weil die Verfasserin außerdem die wichtigsten Resultate der neuern Forschungen treulich benuzt, so hat sie durch diese Arbeit dem ganzen kunstliebenden Publikum einen sehr willkommenen Dienst geleistet.

Herr Waagen hat einen andern Standpunkt genommen, er hat sich blos auf die Geschichte und Charakteristik der Gebrüder van Eyck, und ihrer Werke beschränkt, und hat diese zum Gegenstand einer gelehrten und kritischen Untersuchung gemacht. Demnach ist seine Schrift zunächst nur für die Kenner bestimmt; sie enthält zwar keine neue Resultate und bedarf in einigen Punkten der Berichtigung, aber sie zeichnet sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch Vollständigkeit der Nachrichten so vortheilhaft vor Allem aus, was bisher über diesen Theil der Kunstgeschichte herausgegeben worden, daß wir bey dem allgemeinen Interesse des Gegenstandes überzeugt sind, jeder Kunstfreund wird das treffliche Werkchen mit großer Befriedigung lesen.

Um unsere Meynung zu rechtfertigen, gehen wir auf eine nähere Erörterung ein, und indem wir dem Verfasser von Abschnitt zu Abschnitt folgen, tragen wir zugleich unsere Bemerkungen über diejenigen Punkte vor, in denen wir nicht mit ihm übereinstimmen.

Der Verf. beginnt mit einer sehr umfassenden und ausführlichen Einleitung, welche in drey Abtheilungen zerfällt; in der ersten gibt er von den Schriftstellern Rechenschaft, die über Hubert und Johann van Eyck und die Schüler des leztern geschrieben haben; sodann stellt er die Grundsätze auf, nach welchen er glaubt, daß die Kunstgeschichte behandelt werden müsse; in der zweyten Abtheilung schildert er den Schauplatz, auf welchem, und die Verhältnisse, unter denen Johann van Eyck und seine Schule sich entwickelt haben, in der dritten Abtheilung endlich handelt der Verf. von dem Zustand der Malerey in den Niederlanden vor den Zeiten jener beyden Künstler.

Als eigentliche Quellen-Schriftsteller führt der Verf. nur die bekannten: Vasari, Carl van Mander, Bartholomäus Facius und den anonymen Reisenden an, dessen Tagebuch der verdienstliche venetianische Bibliothekar Morelli herausgegeben hat. Die Nachrichten über diese Schriftsteller, über die Quellen, welche sie selbst benuzt, und über die verschiedenen Ausgaben ihrer Werke sind sehr gründlich und befriedigend, so daß wir nichts Wesentliches zu bemerken oder zuzusetzen finden. — Nur bey Erwähnung der Künstler-Bildnisse, welche einigen Exemplaren der Ausgabe des Carl van Mander von 1618 beygefügt sind, und welche Janſonius in demselben Jahr zu Amsterdam unter dem Titel: Theatrum Honoris abdrucken ließ, hätte der Verf. anführen sollen, daß diese Bildnisse Copieen von Heinr. Honduis nach Platten von Hieronymus Cock und J. H. Wierix sind. Die Originale, wie die Copieen, wurden mehrmal aufgelegt, die erste Ausgabe der Platten von Hier. Cock und Wierix erschien 1572 in Antwerpen unter dem Titel: Pictorum aliquot celebrium German. inferior. effigies cum elogiis Lam-

psonii fol. Daß übrigens der Verf. von dieser frühern Bildniß-Sammlung und von ihrem Verhältniß zu der Ausgabe des Jansonius einige Kunde hatte, beweist eine Stelle weiter unten S. 78, wo er bey Gelegenheit der Alters-Verschiedenheit zwischen Hubert und Johann van Eyck davon spricht, jedoch ohne den Titel anzuführen. An derselben Stelle äußert der Verf. die Vermuthung, daß die Bildnisse der beyden Künstler bey Sandrart, weil sie von denen in dieser Sammlung abweichen, nach andern Vorbildern gemacht seyen; aber bey näherer Untersuchung wird man finden, daß dieses nicht der Fall ist, sondern daß die Abweichung ihren Grund lediglich in der oberflächlichen und willkührlichen Behandlung der Sandrartschen Bildnisse hat.

Von den Schriftstellern, welche aus den Werken der oben genannten geschöpft haben, nennt und beurtheilt der Verf. blos die vorzüglichsten. Was er über Descamps sagt, ist in den meisten Stücken richtig, aber den neuen Beyträgen, die er zur Geschichte der Malerey geliefert hat, läßt der Verf. nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren; er übergeht sogar mit Stillschweigen, daß wir die erste und ausführlichste geschichtliche Nachricht über den vorzüglichsten Schüler des Johann van Eyck, über Hemling, lediglich dem Descamps verdanken. Fiorillo hingegen, welcher noch weit nachlässiger und verworrener als Descamps ist, beurtheilt der Verf. viel zu gelinde. Unter den neuern Schriftstellern über Johann van Eyck vermissen wir ungerne Friedrich Schlegel. Bey einer so genauen Rechenschaft über Alles, was diesen Künstler betrifft, hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, daß Schlegel durch seine Abhandlungen über altdeutsche Gemälde in der Europa zuerst die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums wieder auf ihn gelenkt hat.

Rücksichtlich der Behandlung der Kunstgeschichte stellt der Verf. die von Winckelmann befolgten Grundsätze auf, nach welchen die Geschichte der Kunst in ihrem Verhältniß zu dem politischen, literarischen und religiösen Zustande, kurz im Zusammenhang mit der gesammten Geschichte des Volks genommen wird. Der Verf. sucht demnach im zweyten Abschnitt der Einleitung einigermaßen einen Begriff zu geben von der Verfassung, dem Wohlstand und der Bildung, deren sich Brabant und Flandern im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert erfreuten; und der Leser findet hier manche interessante Nachrichten über den blühenden Handel und Gewerbe dieser Länder, über die Schützengesellschaften und Dichtervereine der dortigen Städte u. s. w. Freylich fehlt dieser Schilderung noch Vieles, um für befriedigend gelten zu können, aber der Kenner, da er die Schwierigkeit der Aufgabe zu würdigen weiß, wird dem auf diesen Versuch gewandten Fleiß sein Lob nicht versagen. Der Verf. würde sehr wohl gethan haben, wenn er sich in Betreff des Zeitraums mehr auf seinen Zweck beschränkt und blos das lezte Viertel des 14ten und die drey ersten des 15ten Jahrhunderts ins Auge gefaßt hätte. Rücksichtlich des Länderumfangs hingegen hätte er sich auch auf die untere Maasgegend, auf die Städte: Lüttich, Mastricht, Aachen und Köln ausdehnen müssen; dieses war zu seinem Zweck durchaus nothwendig, da die Brüder van Eyck in dem nahe bey Mastricht liegenden Städtchen Maaseyck geboren, aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst in jenen Gegenden ihre Talente entwickelt haben, wo die Kunst damals auf das schönste blühte, und wo überdem in jeder Hinsicht die nächste Verbindung und der lebhafteste Verkehr mit Brabant und Flandern bestand. —

In dem folgenden dritten Abschnitt der Einleitung, wo von dem Zustande der Malerey vor den Gebrüdern van Eyck die Rede ist, beachtet der Verf. eben so wenig das Verhältniß der beyden Künstler zu den ihrem Geburtsort benachbarten Malern; ja er meynt sogar, daß wir und mit uns übereinstimmend Goethe (im ersten Heft über Kunst und Alterthum) so wie später auch Dr. Stern (im Kunstblatt 1820. Nr. 57 — 59) mit zu großer Gewißheit die altkölnischen Maler jener Zeit als Vorgänger der Gebrüder van Eyck angesehen haben. Weil diese beyden Künstler sich in Flandern ihren Ruhm erworben, und dort bis zu ihrem Ende gewohnt haben, so sezt der Verf. voraus, daß sie auch in diesem Lande ihre erste Bildung empfangen haben, und weil ihre Art zu malen von derjenigen der altkölnischen Meister sehr verschieden ist, so folgert er weiter, daß in den Niederlanden schon vor den van Eyck eine der ihrigen ähnliche Weise geübt worden sey, denn es falle kein Maler, in dessen Werken die verschiedenen Theile der Kunst so ausgebildet erscheinen, vom Himmel u. s. w. —

Die erste Behauptung halten wir für sehr willkührlich, indessen haben wir bey dem Mangel an Nachrichten nur die größere Wahrscheinlichkeit unserer in diesem Stück blos vermuthungsweise geäußerten Ansicht dagegen zu setzen, und lassen es also auf sich beruhen, ob die Brüder van Eyck, oder, da Hubert ohne Zweifel der Lehrer des Johann war, ob der ältere in frühster Jugend oder schon als Künstler, der in Köln oder in einer andern ihrem Geburtsort nahgelegenen Stadt die Malerey erlernt hatte, nach Brügge gekommen sey? Was aber die zweyte Vermuthung betrifft, so bemerken wir dagegen, daß alle mit Gewißheit dem 14ten Jahrhundert angehörigen Kunstwerke: Tafel- und Wandgemälde, Miniatur- und Glasgemälde, Bildwerke, Münzen und Siegel, die uns aus Deutschland und Niederland, aus Frankreich und England bekannt geworden sind, insgesammt mehr oder weniger jenes traditionelle byzantinische Gepräge tragen, welches sich von der

naturnachahmenden Weise des van Eyck so sehr unterscheidet. Nun zeichnen sich die altkölnischen Gemälde aus der Epoche von den Gebrüdern van Eyck unter Allem, was aus gleicher Zeit auf uns gekommen, am vortheilhaftesten aus, und so verschieden sie sonst im Styl und in der technischen Behandlung von den Werken dieser beyden Künstler sind, so offenbart sich in ihnen doch schon bis zu einem hohen Grade das Prinzip der Naturnachahmung und Porträtirung, welches die Gebrüder van Eyck erst vollkommen entwickelt haben. Daher glauben wir die lezten Meister der altkölnischen Schule als die würdigsten Repräsentanten der Vorgänger jener Künstler betrachten zu können, und sind überzeugt, daß Goethe das kölnische Dombild sehr richtig die Achse genannt hat, worauf sich die ältere niederdeutsche Kunst in die neuere wendet. —

Die Malerkunst ist freylich nicht wie das Pulver auf einmal erfunden worden, sie ist nicht wie ein Meteorstein vom Himmel gefallen; es haben unendlich viele Versuche und langwierige Erfahrungen dazu gehört, um sie nur auf eine gewisse Stufe technischer Vollkommenheit zu bringen, und ähnlicher Weise verhält es sich mit allen Künsten und Wissenschaften. Wie sehr hat nicht die Sprache müssen ausgebildet, wie viel hat nicht müssen gesungen werden, ehe nur die Iliade entstehen, wie viele Beobachtungen haben nicht müssen gemacht werden, ehe die Aphorismen des Hippokrates geschrieben werden konnten! — Indessen darf man wohl sagen, und wir glauben, man muß es sagen, daß der Genius vom Himmel komme, welcher die Männer beseelt, die wir in der Kunst und der Wissenschaft als Begründer und Regeneratoren auftreten sehen. Sie finden freylich meist alles zu einer Entwicklung reif, Jahrhunderte haben ihnen vorgearbeitet, und die Mittel bereitet. — Aber es gehört die große Geisteskraft, mit der sie begabt sind, dazu, um den vorhandenen Mitteln eine neue Anwendung und Allem eine neue Gestalt und einen Zusammenhang zu geben, und so macht denn die Kunst und die Wissenschaft unter ihren Händen solche Fortschritte, daß wir Wunder zu sehen glauben, und das Verhältniß zu dem vorhergehenden Zustand eben so schwer begreifen, wie das Entstehen der Blüthe als Metamorphose der Blätter und Zweige. Nimmt man diese aus der Geschichte der Menschheit geschöpfte Ansicht an, so wird man den Umschwung, den die Gebrüder van Eyck in der Malerey hervorgebracht haben, natürlich finden, ohne daß man nothwendig hat, vorauszusetzen, diese Künstler müssen bey Malern gelernt haben, die eine von der altkölnischen wesentlich verschiedene Weise gehabt. —

Herr Waagen meynt, die Meister der Gebrüder van Eyck müssen in ihren Darstellungen noch mehr Individualität gezeigt, sie müssen eine noch ausgebildetere Technik gehabt haben, als der Verfertiger des kölnischen Dombildes. Aber worin bestand denn das große Verdienst, welches der Verf. mit uns dem van Eyck zuschreibt? In dem Dombild ist der Faltenwurf der meisten besonders der weiten Gewänder und Mäntel fast noch ganz nach der byzantinischen Ueberlieferung behandelt, von den Köpfen aber sind eigentlich nur jener der Maria und jener des Christuskindes nach dem alten idealen Typus gebildet, alle übrigen sind gewissermaßen oder auch ganz entschiedene Porträte, und so sind auch manche Beywerke, Stoffe, Sammt, Damast, Pelz, Edelgesteine, Perlen und Pflanzen so treu der Natur nachgeahmt und so schön ausgeführt, daß von dieser Seite der Unterschied gegen die Werke der van Eyck nur in der oberflächlichern Zeichnung der weichern breitern Pinselführung, und der schwächern Färbung besteht. Hr. Waagen scheint also dieses wichtige Gemälde nicht genau untersucht zu haben, wie das denn auch seine weiterhin vorkommende Behauptung beweist, daß dieses Bild in Tempera gemalt, und daß in demselben die Verhältnisse der Körper richtig dargestellt seyen, da doch jedes geübte und aufmerksame Auge bald entdecken wird, daß dieses Gemälde mit durchaus fetten Mitteln nicht nur lasirt, sondern gemalt, und daß die Zeichnung der Körper, der Arme und Beine gerade der mangelhafteste Theil am ganzen Werk ist. Ueberhaupt urtheilt der Verf. über Alles, was das Verhältniß der van Eyck zu ihren Vorgängern betrifft, mit einer großen, ihm sonst nicht eigenen Befangenheit. Wie hätte er sonst verkennen können, daß gerade die Miniaturgemälde, die er als Beweise für seine Vermuthung über die von der altkölnischen ganz verschiedene flandrische vor-Eyckische Schule anführt, daß gerade diese Miniaturgemälde des ältern Johann von Brügge aus dem Jahr 1371 und von Nicolas Flamel aus dem Jahr 1350, selbst nach den Abbildungen bey Monfaucon und Willemin, in einem ganz ähnlichen Styl ausgeführt sind, wie die geringern altkölnischen Werke. Auch befremdet uns, daß der Verf., der sich Gründlichkeit zur Pflicht macht, S. 67 blos auf die Angabe des ganz unzuverlässigen Brüsseler Catalogs zwey unbedeutende Gemälde anführt, die aus der Zeit vor den Gebrüdern van Eyck herstammen sollen; noch mehr aber, daß er in der Federzeichnung, den heil. Hieronymus vorstellend, welche Camus in dem sechsten Band der Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale S. 124 sehr treu hat abbilden lassen, ganz den Charakter des Johann van Eyck entdecken will, da doch die Zeichnung, die Stellung und der Faltenwurf der Hauptfigur, so wie der kleinen Nebenfiguren oben zwischen und auf den Giebeln durchaus die conventionelle und traditionelle byzantinische Kunstweise beurkunden, wie wir sie aus den Werken der leztern altkölnischen Meister, namentlich aus den Apostelgemälden

des Meisters vom Dombilde kennen. Camus und Willemin meynen freylich, daß Margaretha van Eyck, oder gar ihr Bruder Johann selbst jene Federzeichnung und mehrere Miniaturen in derselben Bibel (Paris Biblioth. N. 6829) verfertigt haben konnte, aber so achtenswerth Camus als gelehrter Bücherkenner und Willemin als treuer Zeichner und fleißiger Sammler ist, so unzuverlässig sind sie beyde in ihrem Urtheil über die alte Malerey, die sie auch gar nicht zum Gegenstand eines ernsthaften Studiums gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sixtinische Madonna, copirt durch Jacob Schlesinger.

(Beschluß.)

Betrachten wir den hervortretenden Haupttheil des Bildes, so sind besonders die Köpfe der himmlischen Mutter und des göttlichen Knaben unübertrefflich schön. Der erstere namentlich scheint noch richtiger, besser, tiefer dargestellt, als in dem, mit so vielem Recht gepriesenen, Müller'schen Kupferstiche; wo freylich alles und mehr geleistet ist, als bey so bedeutenden Verkleinerungen und bey den so beschränkten technischen Mitteln der Kupferstecherkunst zu erwarten war. Ganz vorzüglich ist in unserm Gemälde der Mund der Maria aufgefaßt, dessen fast zitternde Regung bey aller Himmelsruhe jene tiefe Wehmuth, jene unendlich rührende Bewegung der Seele ausspricht, die sich mit Worten nicht wiedergeben läßt. Und über diesem Munde die gerade geöffneten, weltübergchauenden Augen, die so gedankenvoll, seligerhaben, man weiß nicht, ob in die Seele hinein, oder über die Erde in den freyen Himmel hinausblicken — das Alles ist vom Künstler wieder hervorgezaubert, nach unserer Ueberzeugung ganz im Sinne des Originals. Ebenso das Christuskind in seiner knabenhaften Unschuld, die auch wieder so unbegreiflich gemischt ist mit der Geistesreife, mit der Himmelshoheit, mit der prophetisch-begeisterten Erhabenheit in dem großen Auge, daß man in dem Kinde, welches sich so sanft an die Brust der Mutter schmiegt und zugleich kühn dasitzt wie ein künftiger Held, den Weltlehrer, den Weltheiland, den es in sich schließt, nicht verkennen kann. Das alles hat unser Künstler besser, als es hier gesagt werden kann, nicht nur verstanden, sondern er hat es auch zu malen gewußt mit einer wahren Meisterhand.

In gleicher Vollendung stehen die übrigen Theile des Bildes vor uns, der Papst, die heil. Barbara und die lieblichen Engelsköpfchen. Ueberaus trefflich, kühn und kräftig gemalt ist sowohl der Kopf als das Gewand des päpstlichen Greises, dessen dem Beschauer zugekehrte Hand mit solcher Wahrheit dargestellt ist, daß sie fast aus dem Bilde herauszugreifen scheint. Diese Gestalt des Papstes könnte man fast einen vollkommenen Abdruck des Originals nennen. Die mit höchster Leichtigkeit gemalten Engelsköpfchen aber ziehen mit ihren eigenen muthwillig naiven und seelenvollen Blicken auch unsern Blick immer wieder aufwärts zu dem herrlichen Mittelpunkte des Bildes, dessen Ganzes in einem so reizenden Cyclus eine vermenschlichte Göttlichkeit und eine verklärte Menschheit vor unserm bewundernden Auge erscheinen läßt.

U.

Rom, den 13. Juni 1823.

Der berühmte Bildenhändler und Kunstkenner, Armandi aus Bologna ist hier wahnsinnig geworden, weil er vor den Tribunalen von Bologna einen Rechtsstreit verloren hat, dessen Entscheidungsgründe freylich schwer aufzufinden seyn dürften. Man bringt in ihn, ein übermaltes Bild zu kaufen, er gibt einige Thaler dafür, nimmt die Uebermalung ab, findet ein gutes Bild, welches er um 1000 Scudi verkauft. Der Verkäufer klagt auf Läsion. Wer die Schwierigkeit kennt, zu errathen, ob etwas, und was so gefunden werden könne, und das Schwankende und Glücksspielähnliche der Preise aller Bilder mit Ausnahme der Ersten, der wird darin mit mir einig seyn, daß solche Urtheile den Gemäldehandel sehr gefährden müssen.

Von Cipriani ist ein Werk über die zwölf Obelisken Roms erschienen, welches aber nur die Zusammenstellung des bereits Bekannten enthält.

Die Trümmer der uralten Norba bey Cori werden nächstens von zwey deutschen Architekten gemessen und gezeichnet werden. Wenn der Steindruck hier gehörig im Gange wäre, wie vieles Interessante könnte von hier aus geliefert werden!

An der Straße von S. Apostoli nach dem Quirinale sind mehrere tief verschüttete Gemächer entdeckt worden, welche gleichzeitig mit dem Forum Trajani gebaut worden zu seyn scheinen.

Das Werk Bröndsted's über Griechenland wird nächstens in Paris erscheinen. Er ist dahin abgereist. Die Zeichnungen sind hier gefertigt, auch die meisten radirten Blätter.

M.

Nro. 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. Juli 1823.

Wohl schön und freundlich ist das holde Leben
Auch in des Kerkers Abgeschiedenheit.
Elise Ehrhardt.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsezung.)

Eilfte Consolation, von Hrn. Jap.

Das Gefängniß. — Der älteste Dieb.

Ich würde mir sicher Vorwürfe gemacht haben, wenn ich St. Pelagie verlassen hätte, ohne eine genauere Kenntniß von diesem Aufenthalt der Leiden und von dem Orte genommen zu haben, wo so viele berühmte Opfer unserer politischen Stürme geseufzt haben, und wo die Willkür noch gegenwärtig eben so gut ehrenvolle, als verworfene Mitglieder der Gesellschaft versammelt. Zu verschiedenen Tagesstunden erblicke ich in einem Hofe bald Männer umhergehen, die mit einer halb hell halb dunkelgrauen Jacke und Beinkleidern von grobem Zeuge bekleidet sind, bald Kinder, welche der gleichen Behandlung unterworfen zu seyn scheinen.

Der Corridor der Gefangenen begreift das ganze zweyte Stockwerk des Hauptgebäudes von St. Pelagie, und einen Theil des dritten. Er bildet einen rechten Winkel, und verlängert sich auf der einen Seite nach Süden, auf der andern nach Westen. In den großen Sälen zu ebener Erde befinden sich die Werkstätten, wo die meisten Gefangenen arbeiten. Dort verfertigt man Bortenwirker-Arbeit, Kostbarkeiten von Perlmutter, geflochtene Strohhüte, und verschiedene andere Artikel, deren Ertrag auf folgende Art eingetheilt wird. Ein Drittheil gehört der Administration; ein Drittheil dem Arbeiter; und das weitere Drittheil wird aufbewahrt. Dieser lezte Theil ist gleichfalls ein Eigenthum des Gefangenen, das er bey dem Austritt aus dem Gefängniß in Empfang nimmt. Diese Fürsorge verdient Lob. Auf diesem Boden befinden sich noch einige Zimmer für die Fabrikaufseher, so wie noch einige Strafbehältnisse für solche Gefangene, welche die Ruhe stören.

Auf dem nord-westlichen Theile ist die Präfektur. So nennen die Gefangenen das Zimmer, wo sie bey ihrer Ankunft vorläufig untergebracht werden. In der ganzen Länge desselben ist ein Feldbett angebracht. Sie bleiben daselbst bis sie eingeordnet sind, und die Pistole erhalten haben. Ich werde sogleich diesen seltsamen Ausdruck erklären. Diesem Zimmer gegenüber befindet sich in paralleler Richtung das Zimmer der alten Männer; der übrige Raum des Corridors ist mit Arbeitszimmern besezt.

Der Corridor nach Süden heißt der Corridor der Pistole; dieses Wort bedeutet Alles, was zur Bildung eines Betts nothwendig ist. So versteht man unter einfacher Pistole eine Bettstelle mit einem Strohsack, einer Matraze und einem groben Bettuch. Eine Wiederholung der beyden lezten Artikel heißt die doppelte Pistole. Eine solche Vergünstigung erhält nicht jeder Gefangene. Die Pistole gehört von Rechtswegen nur für denjenigen Gefangenen, der nicht über drey Monate verurtheilt ist. In jeder andern Lage braucht man zum Gewinn derselben schon sehr kräftige Verwendung. Der Herr Polizeypräfekt kann sie nach Belieben ertheilen oder verweigern, und solche Gefangene, welche diese große Vergünstigung nachsuchen, ermangeln auch niemals, ihn in ihren Bittschriften mit dem

Ausdruck: Gnädiger Herr, anzureden, und seine Menschenfreundlichkeit bis in die Wolken zu erheben. Solche Gefangene, die sich eines vollständigen Bettes erfreuen, können nun auch andere nöthige Geräthschaften erhalten; sie sind die Sybariten von St. Pelagie.

Um nun aber wieder auf die Präfektur zurückzukommen, so findet man daselbst Alles versammelt, was Elend, Schmerz und Verdorbenheit darstellt. Die Bewohner dieses traurigen Aufenthalts werden Abends um sechs Uhr eingeschlossen. Sie schlafen auf einem Strohsack, und haben bey der raudesten Jahreszeit nur eine einfache Decke. Da der Raum daselbst für die Anzahl der Gefangenen sehr beengt ist, die meisten unter ihnen Tabak rauchen, und sie zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse das Zimmer nicht verlassen dürfen, so bildet sich daselbst eine äusserst dumpfe und schädliche Atmosphäre. Hier werden zur Schande der Menschlichkeit Menschen wegen größerer Verbrechen und kleiner Vergehungen zusammengehäuft, die man nun zu den gleichen Martern verurtheilt.

Ihr prunkvollen Freunde der Religion, die ihr euer Ansehen so umfassend gebraucht, betrachtet einmal diese Unglücklichen; seht den Menschen an, den euch das Evangelium gebietet, selbst in seinem Zustande der Verworfenheit mit Mitleiden zu betrachten; seht ihn auf seinem Strohlager, eine verdorbene Luft einathmend, von ekelhaften Insekten bedeckt, jeden Augenblick bereit, den Zuckungen der Verzweiflung zu unterliegen. Diese durch das Laster entehrte Menschen verurtheilt das Gesetz zum Gefängniß, es bestraft sie ohne Zorn: woher rührt nun aber diese ihm unbekannte Strenge? Man lasse sie doch wenigstens eine reine Luft athmen; man verurtheile sie nicht zur Pestluft, der unvermeidlichen Quelle von Krankheiten. Ihr sprecht uns unaufhörlich von Milde, von Wohlthätigkeit; zeigt euch doch auch mitleidig und wohlthätig. Eure Worte ahmen Religion, mögen eure Handlungen auch religiös seyn. Wenn ihr auch die Menschen nicht fürchtet, so fürchtet wenigstens das Gericht Gottes!

Bis um neun Uhr Abends hört man in dieser Art von Hölle ein bald dumpfes, bald schallendes Geräusch. Zuweilen fordert der Brigadier*), der Präfektur zum Stillschweigen auf, und verkündet, daß ein neuer Gefangener eine Geschichte zu erzählen wünsche. Gewöhnlich nimmt nun ein entschlossener Bösewicht das Wort, und erzählt entweder die Beweggründe und die Umstände seiner Gefangennehmung, oder preist die Thaten irgend eines seiner alten, auf dem Felde der Ehre, d. h. auf dem Greveplatz, gestorbenen Kameraden. Man hört seinen Erzählungen, die in einem für den civilisirten Theil der Gesellschaft unverständlichen Kauderwelsch vorgetragen werden, mit Aufmerksamkeit zu.

*) So heißt ein Gefangener, der das Brod zu vertheilen hat. Er empfängt einen kleinen Sold.

Wenn der Redner bey seinem Vortrag irgend ein neues und pfiffiges Mittel zur Umgehung des Gesetzes und zur Ausführung eines Verbrechens angibt, so verdoppelt sich das Interesse, die Zuhörer leben auf, und es ertönt enthusiastischer Beyfall. Auf diese Art bestärken sie sich gegenseitig im Laster, und die moralische Ansteckung ergreift alsdann auch solche Herzen, die noch nicht verhärtet sind, und die durch eine menschliche Behandlung, durch vernünftigen Unterricht, leicht zur Reue hätten geleitet werden können.

Diese Versammlung enthält nun aber nicht blos Redner, sondern auch Dichter, die in unbeholfenen Reimen ihre thierischen Liebesabenteuer und die Katastrophe der Gefängnisse besingen. Auch finden sich Advokaten, welche besser als irgend ein Rechtsgelehrter über das Strafgesetzbuch disputiren, und es den andern mit erstaunendem Scharfsinn erklären.

Doch auf einmal schlägt es neun Uhr: die rauhe Stimme der Wächter durchtönt die düstern Gewölbe der Corridore, und eine tiefe Stille erfolgt. Bald darauf geschieht die Abzählung, das Thor knarrt in seinen Angeln, und die ungeheuern Riegel werden vorgeschoben. Bey Tagesanbruch aber beginnt der Lärm von neuem.

Die Gefangenen, welche über sechszig Jahre alt sind, oder offenbare Schäden haben, werden von aller Arbeit freygesprochen, und erhalten täglich ein sogenanntes fettes Mahl. Dieß besteht aus etwas Fleischbrühe, einer Portion Wein, und einem Stück gesottenem Rindfleisch. Dieß ist der Anfang einer bessern Behandlung, dem die Menschlichkeit Beyfall zollt. Die alten Männer schlafen allein in einem Bett aus einem Strohsack, einer Matraze und einer doppelten Decke. Die meisten dieser Gefangenen sind Patriarchen der Gaunerey. Ich werde später von einem Gefangenen sprechen, der schon fünf und neunzig Jahre alt ist, und den alle Diebe, als den Aeltesten dieses Ordens, in Frankreich und wahrscheinlich in Europa, hoch verehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820, bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Truxillo liegt drey Viertelstunden von der Küste in 8° 19' Breite, ist sehr heiß und hat blos zwey Jahrszeiten, Sommer und Winter, mit sehr wenig Unterschied. Die Stadt wurde 1685 mit einer Mauer von ungebrannten Backsteinen mit achtzehn Bastionen umgeben, und zwar nicht gegen Einfälle der Indier, wie andere Städte hierselbst, sondern gegen die Flibustiers, die in jenen Zeiten den Ocean beunruhigten. Die Form der Stadt ist ein Oval in ganz regelmäßigen Straßen und Quadraten. Der Fluß ist eine

halbe Stunde entfernt, und hat den größten Theil des Jahrs kein Wasser, da alles in die Wässerungsgräben geleitet wird. Das Thal ist sehr fruchtbar und bringt alles mögliche hervor. Ein sonderbares Ereigniß ist es, daß seit dem großen Erdbeben von 1687 an der ganzen Küste von Peru kein Weizen mehr wächst. An einigen Orten wird zwar jezt wieder etwas Weizen gebauet, er gibt aber sehr wenig und die Aehren sind meist taub. Der Reis hat hingegen den hundertfachen Ertrag, und dient als Surrogat; — vor diesem Erdbeben soll der Weizen bis zu 200 Körner für eins gegeben haben. Trurillo ist der Sitz des Bischofs und hat jezt nicht mehr als 5000 Einwohner, da es sonst mehr als das Doppelte enthielt. Die großen Erdbeben von 1619, 1725, 1759 zerstörten es gänzlich. Die Provinz oder das Gouvernement erstreckt sich von Santa bis Piura an der Küste, und jenseits der Cordilleren über Caramarca nach den Ebenen des Marañon bis Chachapoyas und Maynas und somit bis an die Gränze von Brasilien. Die ganze Provinz ist reich an Gold und Silberminen, aber in Caramarca werden sie besonders bearbeitet. So wie hier überall, sind die innern Provinzen gänzlich unbekannt, und blos so weit die Missionen gelangten, weiß man einigermaßen, wie es da aussieht. Weiter hinein, wo die wilden Indier noch ihr Wesen treiben, wagen sich sehr Wenige, da es mit vielen Gefahren verbunden ist. Ausgemacht ist es aber, daß diese Provinzen die reichsten und ergiebigsten des Landes sind. Man nennt sie hier Montaña, worunter man aber Wälder und Forste versteht, denn dort ist schon alles eben, und zahllose Arten von Pflanzen und Thieren, die hier unbekannt sind, finden sich daselbst. Alle erfindlichen Südpflanzen, Harze und Färberstoffe kommen daher, aber eigentlichen Handel treiben blos wenige Leute, um dort Goldstaub gegen allerhand Werkzeuge und Kleinigkeiten von den Indiern einzutauschen: Alle stimmen darin überein, daß es ungemein reiche, fruchtbare Länder sind, und bey zunehmender Bevölkerung hierselbst werden auch sicher viele ihre Aufmerksamkeit dahin richten. Blos die Entfernung von der Seeküste und die daraus entstehende Schwierigkeit des Verkehrs hinderten den Handel mit diesem El Dorado, denn Du wirst wissen, daß dieses die Länder jener Träumereyen und Uebertreibungen sind; aber es ist sicher, daß neue Nachsuchungen wenigstens den Suchern den Gewinnst bringen würden, den die Söhne des Alten fanden, als sie vergebens nach dem Schatz in Weinberge suchten, aber solchen dadurch sehr verbesserten. Es ist unbestritten, daß es die fruchtbarsten Länder der Erde sind, denn schon von der Gränze der Provinz Piura, die noch nicht bis an die reichsten Ebenen reicht, bringt man die kostbarsten Dinge hierher: Cacao, Cochenille, Fieberrinde, Indigo, wilde Ananas, alle Arten der feinsten Hölzer, Goldstaub und Goldkörner ꝛc. Weiter hinein gelangen schon sehr Wenige wegen der Beschwerlichkeit und Gefahr, in diesen großen Urwäldern zu reisen und dann besonders wegen der Indier, die es oft für bequemer halten, diese kleinen Caravanen von reisenden Weißen todt zu schlagen, und ihnen ihr Gepäck abzunehmen, als ihnen Goldstaub und Goldkörner dafür zu geben.

Diese wilden Indianer leben, auf weiten Entfernungen zerstreut, meistens von der Jagd. Ueber ihre Sitten und Gebräuche konnte ich wenig erfahren, doch scheint es, daß diejenigen der großen Ebenen auch vor der Ankunft der Spanier ganz von den hiesigen Bewohnern getrennt waren, und andere Religionsbegriffe hatten, wiewol man im Allgemeinen wenig Spuren von Religion bey ihnen antrifft. Andere scheinen nach der Eroberung, und schon zum Christenthum bekehrt, dahin gegangen zu seyn, wie man noch aus einigen ihrer Gebräuche schließen kann, wiewol sie gänzlich wieder vom christlichen Glauben abgegangen sind. So wie ich mir vorstelle, und aus den verschiedenen Nachrichten schließe, sind alle diese Länderstriche an der brasilischen Grenze, und bis in die Ebenen am Paragnay, mit allen nördlichen Provinzen von La Plata, was ihre Einwohner betrifft, mehr im Verkehr gewesen, als mit den Indianern der Yncas von Chimu.

Was Europäer hier besonders interessiren würde, sind die unendliche Menge indischer Alterthümer, die man so leicht aufsuchen kann. Ich habe sehr wenige Zeit zu dergleichen Exkursionen, aber mit drey bis vier Arbeitern bin ich ein paarmal hinausgegangen, um in den Ruinen und Gräbern (Huacas genannt) etwas nachzusuchen, und ich habe schon die ganze Stube voll Töpfe, Krüge, Waffen, verschiedene Gewebe u. s. w., die bey uns in jedem Kabinet großen Werth haben würden. Ganz nahe bey der Stadt (Trurillo) ist ein ruinirter Tempel der Sonne und ein großer Opferplatz, und überall herum die kleinen Hügel und Begräbnisse, wie bey uns in den großen Haiden diejenigen unserer Vorfahren (Hünengräber, auch Römergräber genannt). Oeffnet man nun ein solches Grab, so findet man einen alten Indier oder auch oft ganze Familien, wovon sehr viele sich als ausgetrocknete, ganz kenntliche Mumien erhalten haben, (was von der Trockenheit des Landes herrühren mag), mit ihren ganzen Geräthschaften und Kleidungen. Nahe am Kopfe oder auch an den Füßen des Todten setzte ihm jenes Volk seine verschiedenen Krüge und Töpfe voll Chicha, einem aus Mais bereiteten, ziemlich berauschenden Getränke wie Bier, und allerhand andere Kleinigkeiten von Kupfer, und oft von Gold und Silber, so wie auch Mais und andere ihrer Speisen, die sie ihnen mit auf den Weg gaben. Sonderbar ist es, daß der Mais, welchen man in diesen Gräbern findet, noch ganz gut ist, und beym Säen recht gut aufgeht. Die Kleider, die in feinen wollenen und baumwollenen Geweben bestehen, sind stets sehr gut erhalten. Es wurden hier einige große Schätze in Gold und Silber gefunden, aber die Men-

sten, die darnach gruben, fanden nichts, und wurden stets ausgelacht, denn aus Liebhaberey für Alterthümer sucht hier Niemand, und wenn sie die kleinen, nahe gelegenen Grabmäler öffnen, so ist es, um von den dort gefundenen Krügen u. s. w. Gebrauch zu machen. Vor einigen Jahren wurden ausnehmend viele Kleidungen und Mumien der alten Könige gefunden, wovon ich noch einige bewunderungswürdige Gewebe ꝛc. gesehen habe. Der Bischof ließ sich das Meiste schenken und schickte es nach Spanien. Ohne Eisen zu kennen, arbeiteten die Urbewohner dieses Landes das Gold und Silber ausnehmend fein, und selbst in vielen ihren Figuren findet man schönes Ebenmaß. Die Indier wissen durch die Traditionen, die unter ihnen seit undenklichen Zeiten sich fortpflanzen, wo Begräbnisse mit Reichthümern zu finden sind, sagen es aber nie einem Weißen, und sehr selten machen sie selbst davon Gebrauch, und da sie von allem Gefundenen vieles an den König abgeben mußten, so suchen sie nur heimlich darnach, und zerstören dann alles Gefundene, um es verkaufen zu können, denn das meiste Gold und Silber besteht in gearbeiteten Figuren und Geräthschaften, und sehr selten findet man es in Körnern oder Pulver. Ueber die Traditionen der Indier, die sehr interessant sind, werde ich dir ein andermal etwas sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Loose der Liebe.

Von J. R. Wyß.

35.

Merk dir, Liebchens Tugenden, bringen leicht zum Tagesschein.
Suche Liebchens Fehl, und frage, wird er wohl zu tragen seyn!? —

36.

Nicht nur, was Gegenliebe gibt, —
Auch daß nun, wer zuerst geliebt,
Sich ganz und innig selbst darf geben,
Erhebt zum Himmel ihm das Leben.

37.

Als dumm und häßlich komm in Acht,
Wen liebenswerth kein Lieben macht!

38.

Ein jedes Herz ist zu gewinnen,
Nur mögest du dich recht besinnen:
Hat auch ein Herz sich denn gezeigt,
Wohin dein Lieben sanft sich neigt!

39.

Aechter Liebe Abendroth,
Wird der Freundschaft Morgenroth.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Juni.

(Beschluß.)

Die Anzahl der neuen Stücke in unserm Hoftheater seit meinem lezten Berichte ist nicht groß. Die Theilung der Erde, Lustspiel zu F. L. Schmidt ist eine Posse, die durch ihre derben Scherze und lokalen Beziehungen auf einer norddeutschen Volksbühne allerdings Glück machen kann, die aber auf kein Hoftheater gehört. Die Späße wurden fad und gemein, so wie das Ganze gedehnt und langweilig gefunden. Die Valerie des Scribe, unter dem Titel Clementine in einem Akt zusammengedrängt, fand bey guter Darstellung zu zweyen Malen Beyfall. Die Augenoperation, die in diesem Stücke vorkommt, ist aus einem bekannten Kotzebue'schen Stücke entlehnt. Eine Ehre für uns Deutsche, die wir nur mehr ein französisches Lustspiel haben! Die Zusammenkunft im Carlsbade ist eine Kleinigkeit, die gute Situationen, aber keinen Schluß hat, und wohl nur darum mißfiel. — Interessanter als diese Ephemere war das Drama: Zwey Nächte in Valadolid, das uns übrigens etwas spanisch, in topischem Sinne des Wortes vorkam. Das Stück ist bereits zu besprochen, um einer Zergliederung zu bedürfen. Plan und Diktion sind nicht ohne Verdienst, aber — der Leichnam wird für ein empfindsames Publikum immer ein arger Anstoß bleiben. Möge es dem Dichter gefallen, hierin eine Abänderung zu treffen, was freylich nicht leicht seyn wird.

Unsere italienische Oper hat ihre dießjährige Vorstellungen beendigt. Am Schlusse erfreute uns noch eine neue Oper unsers nunmehrigen Vizekapellmeisters Stunz, Reprossaglia, die ursprünglich für Mailand geschrieben war, wo sie vor zwey Jahren zwey und funfzig Mal ununterbrochen gegeben ward. Auch hier erfreute sich dieses Werk, das sich durch schöne Melodien, originelle Gedanken und reiche Instrumentirung auszeichnet, eines glänzenden Beyfalls. — Drey erste Talente unsers Kunstvereins: Dlle. Pfeiffer, Urban und Eßlair, die sich nach verschiedenen Richtungen auf Reisen befanden, sind lorbeergeschmückt zurückgekehrt, und bey ihrem Wiederauftreten vom Publikum, dessen Lieblinge sie sind, auf die schmeichelhafteste Art empfangen worden. Mad. Wespermann, die vor Kurzem aus dem Wochenbett erstand, und seither ein paarmal mit ihrem Gesang erfreute, ist im Begriff, mit ihrem Gatten uns auf mehrere Monate zu verlassen. Wir wünschen denen Glück, die sie hören werden, und bedauern uns, die wir sie entbehren müssen. Möge in ihrer Abwesenheit die junge talentvolle Dlle. Schechner, die als eine Zierde und Stütze unsrer italienischen Oper betrachtet werden kann, nunmehr für die deutsche Oper in Anspruch genommen werden. — Im Isarthortheater wurde von namhaften Stücken: Die Prinzessin Eselhaut, eine schlechte Nachbildung des alten Kinder-Mährchens mit geringem Beyfall, dagegen mit sehr großem: Ritter Blaubart gegeben. Dieß Stück ist nach dem Texte der berühmten Greiryschen Oper, und relativ für dieses Volkstheater, ganz zweckmäßig bearbeitet. Sein großes Glück verdankt es dem wirklich herrlichen Spiele der Mad. Carl in der Rolle der Maria, und dem Glanze, mit welchem es ihr Gatte, Hr. Carl, der ein sehr guter Regisseur ist, ausgestattet hatte. Es war, als hätte man zeigen wollen, was man zu leisten vermag. Alle Schaubarkeiten, die sich in der Garderobe und Requisitenkammer vorfanden, schienen losgelassen, sogar die Tragbahre aus Salomons Urtheil wurde in Anspruch genommen. Den Triumph vollendete das Auftreten von einigen dreyßig vierfüßigen Funktionärs, das aber höhern Orts als ungerathen angesehen, und für die Folge sehr weislich untersagt worden ist. Ob nun die nachherigen Darstellungen dieses Stücks, ohne Quadrupeden, denselben Beyfall erhalten haben, ist uns nicht bekannt worden.

Nach sieben traurigen Wochen, (denn München ist ein trauriger Ort, wenn der Hof abwesend ist), ist endlich am 7. dieß unsre geliebte Herrscherfamilie wieder hier eingetroffen. Der Jubel aller Klassen der hiesigen Einwohnerschaft war unbeschreiblich. Weil die Herrschaften ermüdet von der Reise waren, wurde die allgemeine Beleuchtung auf den nächstfolgenden Tag verlegt. Es ist immer gewagt, auf den 8. Juni (Medardus) eine Beleuchtung festzusetzen; aber der grämliche Heilige legte dießmal seine Gießkanne bey Seite, und sah recht freundlich in die lichterhellte Nacht. Siebenzig tausend fröhliche Menschen wogten in den Straßen der Hauptstadt, durch welche sich unter unermeßlichem Jubelrufe der Menge der Zug des Hofes schrittweise bewegte, und erst nach Mitternacht suchte jedes sein Lager.

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 8. Juli 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Karl Reinhold. Tragödie in 5 Akten. Nach einer noch ungedruckten Novelle, von Moritz Kornfeld. Augsburg und Leipzig, in der Jenisch und Stageschen Buchhandlung 1823. 176 S. gr. 8.

Der Held dieses Trauerspiels ist ein Student, der eben im Begriff ist, sich den Doctorhut aufsetzen zu lassen. Der Verf. ist unfehlbar auch ein Student, welcher den Lorbeerkranz der Poeten begehrt. Wir wollen daher seine Tragödie als eine dissertationem inauguralem betrachten, und dem Candidaten ein wenig opponiren.

Wolfgang von Reinhold, der Vater des tragischen Heros, hat einen Bruder gehabt, der auf dem Todbette ihm sein ganzes Vermögen zugeeignet, und ihm dabey den Schwur abgenommen hat, seine Tochter Ida, die Mutterlose Waise, zu sich zu nehmen, und zur Gattin seines Sohnes Karl zu erziehen. Wolfgang hat sie zu sich genommen, erzogen, beyde Kinder aber in dem Wahne gelassen, daß sie Geschwister wären. Das hätt' er können bleiben lassen, eine solche Gesammterziehung führt selten zu einer Liebe, wie sie der Ehestand fordert. Aber halb ist ihm seine Absicht doch gelungen: Ida liebt Karl mehr als schwesterlich, obwohl sie nichts davon weiß. Karl hingegen hat auf der Universität eine Minna kennen lernen, die er auf die rechte Manier liebt. Er ladet Vater und Schwester zur Doctorpromotion ein, und als sie ankommen, stellt er ihnen seine Minna als Geliebte, und wenn der Vater will — als Braut vor. Ida wird fast ohnmächtig, der Vater erschrickt sehr, und als er mit dem Sohn' allein ist, entdeckt er ihm — zu spät — die wahre Bewandniß der Sache, welche bald darauf auch Ida von ihm erfährt, damit er sie von der Gewissensqual befreyen möge, einen Bruder mehr als schwesterlich zu lieben. Karl ist seiner Minna treu; Ida, nach einigen Seelenkämpfen, ermannt sich zu einer hochsinnigen Verzicht; der Vater scheint weit entfernt, um seines Schwures willen die Verlobten zu trennen: alles könnte daher noch gut werden, zumal da Karls Freund, der Student Julius, sich in Ida verliebt, welche ihn vor der Hand wenigstens sehr hochschätzt. Aber da hat der Teufel noch einen andern Studenten, Namens Schwalbe, in das Personenverzeichniß eingeschwärzt, und dieser schwarze Vogel — er sollte billig Rabe heißen, da er ganz schwarz ist — verdirbt die ganze Sache. Karl ist sein Lebensretter gewesen; aber er liebt Minna auch, mit häßlicher Brunst, und intriguirt nun auf das Allerinfamste, um die Vereinigung des Helden mit der Geliebten zu hintertreiben. Er sucht Karln auf Julius, Minna auf Ida eifersüchtig zu machen, und da das nicht gelingen will; so macht er durch anonyme Briefe den Vater glauben, daß Minna eine seines edlen Sohnes unwürdige Dirne sey. Der Vater glaubt den anonymen Briefen — man weiß, wie viel Eidem sie auf Universitäten haben — und nimmt nun seinen Sohn in's Gebet. Es entsteht eine Scene, wo der Vater die Geliebte des Sohnes „Metze" nennt, gleich dem Präsidenten in Kabale und Liebe, und Sohn und Vater gerathen dergestalt an einander, daß dem Vater flau wird. Der zärtliche Sohn holt ihm einen kühlenden Trank; das war wider alle Diätetik! Der Vater erkältet sich innerlich, und es rührt ihn so zu sagen der Schlag. Todt liegt er da, Karl schreit, daß er sein Mörder sey, daß er ihn mit der Zunge getödtet habe, und die oberste Gerichtsperson, Joseph Tham, nimmt ihn auf sein eignes Verlangen in Verhaft. Der verruchte Schwalbe hat wahrscheinlich jura studirt, und vom criminali soviel begriffen, daß man so einen Maulmörder nicht füglich hinrichten kann. Er sucht also auf anderem Wege Karln an das Leben zu kommen. Er wirft Arsenik in das Glas, aus welchem Karl seinem Vater hat zu trinken gegeben, und insinuirt der obersten Gerichtsperson abermals anonym, daß derselbe seinen Vater vergiftet habe. Hierauf geht er zu Karl in den Kerker und räth ihm an, die hämische Verläumdung dadurch gleich niederzuschlagen, daß er das Glas, welches ihm zur Recognition vorgezeigt werden wird, austrinke. Dictum factum! Herr Joseph Tham bringt das Glas, um es vor allen Dingen recognosciren zu lassen, und als er des Verdachtes erwähnt,

leert es Karl aus, und ist vergiftet. Herr Tham begeht hier ein veneficium culposum, das ist klar. Er hätte vor allen Dingen untersuchen sollen, ob der Trank vergiftet sey oder nicht; war er es nicht, so bedurfte es keiner Recognition, und war er es, so durfte er ihn dem Verbrecher nicht zu trinken geben. Ohne Cassation kann er unmöglich wegkommen, zumal wenn es am Ende herauskommt, was er sich doch als möglich hätte denken sollen: daß ein Anderer als Karl, Gift in das Glas geworfen, sey es vor des Vaters Trunke oder nachher. Aber was schadet die Cassation einer obersten Gerichtsperson, wenn nur die Tragödie zu Stande kommt, und sie kommt zu Stande. Der Vater des Helden, wie todt er auch schien, lebt wieder auf, und kommt eben zur rechten Zeit, den Sohn sterben zu sehn. Schwalbe gesteht und ersticht sich, Minna ersticht sich auch, alle übrigen bleiben am Leben, und Julius tröstet sie und die Zuschauer durch die Betrachtung des schönen Todes, den die Liebenden — Arm in Arm — gestorben sind. Schön mag er seyn, Minna's Seele geht voran, Karl's Seele folgt; aber Karl, wir können es nicht bergen, scheint uns ziemlich verkehrt zu verscheiden. Wer in der Begeisterung der Liebe stirbt, nachdem die Geliebte ihm vorangegangen, der pflegt den Himmel offen zu sehen, und fühlt sich gleichsam über die Erde empor gehoben. Nicht so unser Karl. Zwar stirbt er „röchelnd mit dem Blick nach oben," aber er sagt dabey, oder röchelt vielmehr:

Ich fall' von
Der Erde — tief — sie flieht aufwärts — aufwärts —
Da oben rollt sie — glänzt sie — wie der Mond —
Ich — Nacht.

So möcht' allenfalls Schwalbe verscheiden, aber nicht Karl, es wäre denn etwa, daß er — wovon jedoch das Stück nichts sagt — in den lezten Tagen seines academischen Lebens astronomiam theoricam gehört hätte. Denn nur ein Astronom würde in dem Moment des Todes sich von der gewöhnlichen Vorstellungsweise des Emporfliegens der Seele (des Falters, welcher der Puppe sich entwindet) abweichen, und im Geiste die Erde zu einem Monde über seinem Haupte werden sehen, indem er selbst, gegen irgend einen andern Stern gravitirend, sich wie ein Fallender vorkäme.

Gegen diese Fabel opponiren wir nun hauptsächlich, daß sie in Vergleichung mit der Sphäre der Handlung an einer Unwahrscheinlichkeit laborirt: an dem Studenten Schwalbe. Wie komme so ein Secretair Wurm unter die Studenten? Sicher nur dadurch, daß der Verf. mit seiner Phantasie aus dieser Lebensregion nicht heraus konnte, und das ist kein gutes Zeichen. Der Held ist makellos, weil es bekanntlich dem Aristoteles zuwider läuft. Dagegen können wir den Antifatalisten das Stück empfehlen. Einige Ahndungen und Träume abgerechnet (Minna namentlich träumt von einem Molch), kommt nichts von Schicksal darinne vor, Schwalbe allein bringt, wie man sieht, das ganze Unglück zu Wege, über welches die Liebenden der Blick nach Jenseits erhebt. Das ist denn immer eine Erhebung, woran es Schiller in Kabale und Liebe fehlen ließ.

Das Stück ist in freyen, meist gereimten Versen geschrieben. S. 28. steht danzend (tanzend), vermuthlich ein Druckfehler, wovon das Buch wimmelt. Minna's Mutter, eine sehr entbehrliche Person, drückt sich S. 32. höchst gezwungen aus:

Dem reinen Ehrer eines Künstlerwerks gefällt
Des Künstlers Beyseyn nicht, es kann ihn stören u. s. f.

S. 33. blüht der Himmel silbern und die Erde goldgrün. S. 65. sagt die halbwahnsinnige Ida:

Fort, Teufelsteufel! Ich bin ja unschuldig,
Nur die Natur, Natur —

und der Verf. sezt hinzu: „das lezte Natur murmelt sie leise." Schlecht scandirt Schwalbe S. 81:

Ich will schon dem Idealismus ihm
Zum Indifferentismus flug umstempeln.

Der Setzer hat im gleich folgenden Verse einen uns ganz unbekannten —ismus hinzugesezt:

Was ist ihr weib'scher Liebeheroismus.

Soll vermuthlich heißen: Liebesheroismus, zu dem aber das Beywort weiblich besser als weibisch gepaßt haben würde. Auch Karl scandirt S. 92 und 111 miserabel.

Und denke daran mit derjenigen Gleichmuth —
Froh seyn, ist das Fazit (⏑ — ⏑) von allem diesen —

nicht zu gedenken, daß Gleichmuth gen. masc. ist. S. 131 „verbirgt er den Kopf in den todten Vater."

Von Liebe, Freundschaft, Kindesliebe und anderen Tugenden wird in unermeßlichen Längen gesprochen, wovon jedoch der Vf. dasjenige, was ihm selbst ziemlich entbehrlich vorkam, parentheſirt hat. Im Ganzen der Ausführung unterscheidet sich Herr Kornfeld von den jüngsten Drang- und Kraft-Tragödien, als da sind: Wachter, Panse, Ernst Große u. a., dadurch, daß er mehr nach Schönheit als nach Stärke des Ausdruckes und der Gedanken ringt. So z. B. erklärt sich Karl S. 42 über Ehr' und Ruhm gegen die Geliebte und den Freund wie folgt:

Was meynt' ich denn mit Lieb' und Freundschaft, Ehr'
und Ruhm?
Nicht ist mein kleines Ich allein dabey
Bedacht' ich, nicht wollt' ich mein Selbst blos mästen
Mit der Erhabenheit des Nachruhms. Nein.
Der nicht macht der Unsterblichkeit sich werth.
Der sie nur liebt und sich. Die Liebe nur.
Die heil'ge Menschenliebe, die uns flammend
Begeistert für das hohe Menschenwohl.
Und in uns Kräfte weckt, die seltner wie
Bestimmen; die die großen Seraphschwingen

Weit, weit ausbreitet über Myriaden
Der Menschengeister, die im Leben Großes
Bewirkt, die schwächern Geister muthig aufolizt
Vom Todesschlafe der Gemächlichkeit,
Und sie entflammt zu gleichem großen Streben:
Nur diese bringet wahrhaft Ehr' und Ruhm.
Nicht der verächtlich kleine Ruhm, daß unser
Gedacht wird oft und lang und überall.
Daß tausend müßige Lippen gaffend von uns schwatzen;
Nein! nur daß andre Herzen, andre Geister
Gleich uns entzündet werden, das ist Ruhm.
O der Gedanke machet wonnetrunken.
Und daß: wenn einstens diese Gliederpuppe
Nur Sand ist, und die Seele — hier nicht mehr ist,
Und andre Völker leben, andre Götter herrschen;
Wenn dann der Enkels-Enkel noch tiefföhlend
Lust unsre Werke für das Menschenreich,
Und, fortgerafft von unsers Beyspiels Macht,
Vom Sitze aufspringt und bey seiner Kraft
Laut schwört: Auch ich will Liebesthaten thun
Für die erhabne Menschheit; dieser Hochgedanken
Ist Götterseligkeit! *) Dann bin ich deiner
Werth, Liebe! deiner Freundschaft würdig, und —
Wir dauern ewig fort.
(er umarmt beyde zugleich.)

S. 19. malt Ida ihre Empfindungen für diesen Bruder mit ziemlich wohlklingenden Tönen:

Ach der Liebe Irisstrahl,
Den der Bruder glühend sendet,
Ist der Fremden nur gespendet,
Für die Schwester ist er fahl.
Wie der Sonne Glutbenschein
Ueberall und Allen glänzet,
Weithin, bis ihr Lichtreich gränzet,
Ist ihr Schimmer allgemein:
So gehört der Liebe Glut,
Die im Bruderherzen brennet,
Jedem, der sich Mensch nur nennet,
Jeder erbt an diesem Gut.

Denn der Liebe Irisschein,
Der sich um den Himmel windet,
Und ihn an die Erde bindet, (bravo!)
Ist für Eine nur allein.
Warum muß ich Schwester seyn?
Warum muß er Bruder heißen?
Tausendmal kannst du, Natur!
Nur die Weltenaxe kreisen,
Eh' ein solcher Jüngling lebt.
Warum, Harte! diesen Einen
Mir stiefmütterlich verneinen?

Nein, nicht rechten, klagen nur
Will ich, seufzen, weinen.
Warum spanntest nahe du
Diesen Himmel meinen Augen,
Meiner Brust? Ich tret' hinzu,
Will in seinen Duft mich tauchen;
Aber ewig fern und ewig hoch
Schwindet er auf immer mir.
Drinnen seh' ich Engel spielen
Die nicht wissen und nicht fühlen,
Daß sie in dem Himmel spielen.

Mehrere dergleichen Stellen geben Hoffnung, daß Herr K. bey reiferer Ausbildung Erfreuliches leisten werde, wenn es auch eben nicht in der Region der Tragödie seyn sollte, wo allerdings das junge Talent sich gewöhnlich durch Orkan, Erdbeben und Weltenbrand ankündiget. Es hangen der Lorbeerkränze mehrere am Ziele, wir verargen es dem Jünglinge nicht, wenn er zuerst nach dem höchsten greift; aber dieser Inauguralschrift können wir ihn nicht gewähren. Zum Glück ist das weit weniger nachtheilig, als eine Verweigerung des Doctorhutes für den absolvirten Studiosus.

*) „Und daß: — wenn einstens — wenn dann" — hier ist der Punct aus der Construction gefallen, und bey dem daß auch aus der Interpunction. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom April 1823.

7. April. Der Gouverneur von Neu-Holland und Correspondent der Akademie, General Brisbane, übersendet die von ihm selbst und von Hrn. Rumker auf der Sternwarte von Paramatta gemachten Beobachtungen. Der Baron Blin bittet eine Abhandlung lesen zu dürfen, worin die Entdeckung des Wesens der Harmonie (la decouverte qu'il a fait du principe générateur de l'harmonie) dargestellt werden soll. Aus Auftrag der Frau Wittwe Berthollet überreicht Hr. Auger das höchst ähnliche und in natürlicher Größe durch Hr. Gaprard verfertigte Brustbild des Hrn. Berthollet, und die Akademie beschließt, der ehrwürdigen Frau ihren Dank und den Ausdruck des hohen Werthes, welchen sie auf das Gedächtnißzeichen des hochverdienten Mannes legt, schriftlich kund zu thun. Aus einem Briefe des Hrn. Duperrey, gegenwärtig auf einer Reise begriffen und auf der Corvette la Coquille eingeschifft, theilte Hr. Arago magnetische, theils zur See, theils auf der Insel St. Katharina gemachte Beobachtungen mit. Hr. Chevreul übergiebt eine versiegelte Schrift, um im Archiv der Akademie niedergelegt zu werden, und Hr. de la Borne überreicht eine Abhandlung mit der Aufschrift: „Thermal-Electrometer, mit den seine Wirkungen darstellenden Formeln."

14. April. Hr. Arago theilt die Ergebnisse der neuerlich in England gemachten Versuche mit, über die Flüssigmachung (liquefaction) einiger Gassubstanzen. Hr. Magendie erstattet Bericht über die pathologische Beobachtung an einem Manne, welcher die Bewegungskraft verloren, das Empfindungsvermögen dingegen behalten hatte, und dessen Vordertheil des Rückenmarks erweicht gefunden ward. Es bekräftigt diese Beobachtung die von Hrn. Magendie aus mancherley Versuchen gezogenen Folgerungen über die den vordern und hintern Nerven-

wurzeln eigenthümlichen abweichenden Functionen. Hr. Bory de Saint-Vincent liest einen neuen Abschnitt seiner physikalischen Erdbeschreibung von Spanien, und Hr. Dupetit-Thouars überreicht eine Darstellung der Verschiedenheiten der Monocotyledonen und der Dicotyledonen. Durchs Scrutinium werden die Herren Desfontaines, Cuvier, Thenard, Lacépède und Magendie in eine Commitié ernannt, welche eine naturhistorische Preisaufgabe vorschlagen soll. Hr. de la Borne meldet seine neuen Versuche über den Voltaismus, mit Hinweisung auf die in der am 10. März lezthin versiegelt deponirten Note bereits enthaltene Beschreibung derselben.

Hr. Dupin legt die Resultate seines Commissionalberichtes über die Dampfmaschinen mit einfachem und starkem Druck, hinsichtlich auf öffentliche Sicherheit, vor, wie solche durch die Mehrheit der Glieder der Commitié gutgeheißen wurden. Es sind dieselben summarisch folgende: 1.) Es müssen zwey Klappen am Kessel der Dampfmaschine angebracht werden. Die eine derselben wird so eingerichtet, daß sie außer dem Bereiche des Arbeiters bleibt, welcher die Feurung und das Spiel der Maschine leitet. Die andere soll ihm zu Gebot stehen, damit er den Druck der Klappe nach Erforderniß mindern kann; wogegen er umsonst diesen Druck zu verstärken suchen würde, indem die außer seinem Bereich liegende Klappe dem Dampf Ausgang gewähren würde, bevor die unvorsichtig von ihm bezweckte Druckhöhe erreicht würde. 2.) Wird vorgeschlagen, die Stärke jedes Kessels mittelst der hydraulischen Presse zu erproben, indem ein vier- bis fünfmal stärkerer Druck auf ihn angewandt wird, als derjenige ist, welchen er beym gewohnten Spiel der Maschine erleiden muß, so lange der Druck zwischen zwey und vier Atmosphären begrenzt ist; über dieser Grenze hinaus aber soll der Probedruck um so viel Male stärker denn die habituelle Spannung des Dampfs beym Spiel der Maschine seyn, als diese habituelle Spannung den einfachen Druck der Atmosphäre übersteigt. 3.) Jeder Verfertiger von Dampfmaschinen soll gehalten seyn, seine Probiermittel und alles, was die Dauerhaftigkeit und Sicherheit der Maschine, insonderheit der Kessel und ihrer Anhängsel, gewährleisten kann, bekannt zu machen. Hinwieder soll jeder Fabrikant sowohl der dafür bestellten Behörde als dem Publikum den gewöhnlichen Druck, welcher beym Spiel seiner Maschinen statt findet, kund machen. 4.) Die Kessel der Dampfmaschinen, welche sich in der Nähe einer Wohnung befinden, sollen, im Fall diese Maschinen stark genug wären, um die Zwischenmauer, welche die Anstalt, worin die Maschine enthalten ist, von jener Wohnung trennt, einzustürzen, mit einer besonderen Maucreinfassung versehen werden. Die Entfernung dieser lezteren von der Zwischenmauer darf, wie es scheint, in allen Fällen auf einen Meter beschränkt seyn; eben so hinwieder genügt ein Meter für die Dicke der Maucreinfassung, und ein Meter reicht auch hin für die Entfernung dieser Mauer vom Kessel. Die Commission schlägt weiter vor, durch Veranstaltung der geeigneten Behörde, ein genaues Verzeichniß aller bey den Dampfmaschinen jedes Systemes sich ereigneten Zufälle führen, und diese nebst der Angabe ihrer Ursachen und Wirkungen bekannt machen zu lassen, mit Nennung der Manufacturen, worin die Zufälle geschahen, und nicht minder des Verfertigers der Maschine. Dieß dürfte, glaubt sie, ein eben so wirksames als einfaches Mittel seyn, zu Verminderung der Unglücksfälle, die vom Gebrauch der Dampfmaschinen mit einfachem, mittlerem und starkem Druck herrühren können. Die Commission schließt ihren Bericht mit der Bemerkung, sie sey bey der Prüfung dieser wichtigen, durch die Regierung der Akademie vorgelegten, Frage von dem Grundsatze ausgegangen, daß alle mechanischen Vorkehrungen ihre Gefahren haben, daß aber, so lange diese Gefahren einen geringen Wahrscheinlichkeitsgrad nicht überschreiten, die bloße Möglichkeit derselben ihre Anwendung für die Gewerbszweige, aus denen sie hervorgiengen nicht hindern darf. Die Commissarien, von denen dieser Bericht herrührt, waren die Herren Laplace, Prony, Ampère, Girard und Dupin. Hr. Gay-Lussac, dessen Meynung in verschiedenen Puncten von derjenigen seiner Collegen abwich, hatte aus der Commitié entlassen zu werden verlangt.

21. April. Für die Lehrstelle der Pharmacie in Montpellier schlägt die chemische Section die Herren Bertin und Figuier vor, und die Akademie wählt mit 47 gegen 2 Stimmen den ersteren, als den dem Minister vorzuschlagenden Candidaten. Hr. Dutrochet sendet die Beschreibung seiner Versuche über die vegetabilische Reizbarkeit. Hr. Dumeril erstattet einen belobenden Bericht über das schöne in der Lasteyrie'schen Steindruckerey zu Paris erscheinende anatomische Werk des Hrn. Antommarchi. Hr. Coquebert de Montbret liest einen Commissionalbericht über Hrn. Bertrand's geologische Beschreibung von Puy-en-Velay. Dem Begehren des General-Directors der Brucken und Straßen, um Bezeichnung dreyer Commissarien zur Theilnahme an den Prüfungen der Arbeiten in der Applicationsschule entsprechend, werden durchs Scrutinium die Herren Fourier, Girard und de Rossel ernannt. Aus einem durch Hrn. Molard erstatteten Commissionalbericht über Hrn. Turban's „Parafeu" erhellet, daß die von ihm vorgeschlagnen Rettungsmittel in Feuersgefahren unvollkommner und weniger anwendbar als die schon bekannten sind, deßhalb ihnen auch die Akademie ihren Beyfall versagt. Hr. Chevreul liest eine Abhandlung über die Ursachen der bey den Seifenarten vorkommenden Verschiedenheiten, hinsichtlich auf Härte und Weichheit sowohl als auf Geruch. Von der landwirthschaftlichen Section werden für eine erledigte Correspondentenstelle vorgeschlagen die Herren: Schwerz in Hohenheim bey Stuttgart, Sheval in München, Ammon in Rohrenfeld und Mundigt in München.

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Juli 1823.

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtets lange noch zurück.

Carl Förster.

Der deutsche Meistergesang.

Im Traume hab' ich funden
Ein' Halle hoch und klar;
Ein Säuseln hat durchzogen
Die Bogen,
Wie Geister wunderbar.

Gleich altem deutschem Dome
Sich hob der Saal empor,
Und ernste deutsche Bilde
Gar milde
Sah'n her vom hohen Chor.

Der Chor, der war verhüllet
Vom Vorhang, blumenvoll;
Doch wie auf Engelschwingen
Ein Klingen
Zu meinem Ohre scholl.

War ein viel ernstes Tönen,
Und drang in all mein Herz;
Ich meint', es müßte springen
Dem Klingen,
In Lust und süßem Schmerz.

Und auf der Vorhang rollet,
Wie ein Gewitterwind;
Und rings nach alter Weise
Viel Greise
Auf sammtnen Stühlen sind.

Und vornen an der Orgel
Der ält'ste Meister steht;
Und aus dem alten Werke
Mit Stärke
Der Odem Gottes weht.

Und jetzo, wie im Grabe,
Wird's wieder todtenstill,
Und all' zum Orgler schauen,
Die Grauen,
Ob der nicht winken will.

Und wie er hat gewunken,
O wie erscholl der Sang!
Ein wunderhold Getöne,
So schöne,
Das all die Brust durchdrang.

O hei, was ich da fühlte!
Nicht mit ich singen kunnt';
Ich Knabe mußte schweigen
Und neigen;
Es war mein Herz verwund't.

Kann nimmermehr vergessen
Den alten deutschen Sang,
Und sehe stets die Grauen
So schauen,
Und seh's mein Lebenlang. —

A. Henne v. Sargans.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Das vierte Stockwerk von St. Pelagie ist südlich von wegen Schulden Gefangenen, und westlich von den sogenannten Momen (mômes) besetzt. Mit dieser düstern Benennung bezeichnet man einen Haufen Kinder, die das sechszehnte Jahr noch nicht erreicht haben. Dieß sind meistens

ausgesetzte oder umherirrende Kinder, die von aller Unterstützung entblößt ein schlechtes Gewerbe getrieben haben oder treiben könnten. Einige dieser Kinder, die sich ungezogen oder lasterhaft betragen haben, wurden durch die Unklugheit ihrer Verwandten der Strenge der Gerechtigkeit überliefert; andere erhielten diese Strafe, weil sie bey hellem Tage bettelten. Darunter findet man nun Kinder, die nicht älter, als sieben oder acht Jahre zu seyn scheinen: diese beginnen ihr Leben unter sehr traurigen Vorbedeutungen.

Die Momen werden in zwey Klassen eingetheilt, in die großen und in die kleinen. Indessen besteht diese Unterscheidung nur dem Namen nach; sie leben beysammen, schlafen in demselben Saale, und haben die gleichen Arbeiten zu verrichten. Nur führen die größern, das heißt die ältesten, einen beständigen Krieg mit den jüngsten: darin zeigt sich der Mißbrauch der Gewalt, den man überall antrifft.

Die Momen werden, wie die andern Gefangenen, mit Tagesanbruch aufgeweckt. Ein eigner Aufseher hat Ordnung und Stille unter ihnen zu bewahren. Da diese Kinder zu zwey schlafen, so hält man sie an, sich einander zu kämmen, und alle die kleinen Dienste zu leisten, welche ihnen gefühllose Verwandte verweigern.

Hierauf wird gebetet, und dann sogleich die Arbeit begonnen. Sie sind alle mit Verfertigung von Wolle oder Baumwolle-Kardätschen beschäftigt. Um halb eilf Uhr wird ihre Werkstätte geöffnet, und sie begeben sich nun in einen ziemlich geräumigen Hof. Leider verhindert aber die Höhe der umgebenden Gebäude einen freyen Luftzug. Hier entschädigen sie sich nun für die ihnen den Tag über aufgelegte Stille. Man liest die natürliche Sorglosigkeit und Heiterkeit der Jugend auf ihren Gesichtern, und mehrere darunter scheinen an den Pinsel eines Rubens oder Michel Angelo zu erinnern.

Indessen haben ihre Spiele doch immer etwas Trauriges und Grausames. Sie rennen nach allen Richtungen, stoßen einander, schleppen sich auf der Erde, und durchwaten alle Pfützen. Selbst ihre ruhigsten Belustigungen haben immer den Stempel einer rohen Laune und der frühzeitigen sie auszeichnenden Leidenschaften. Sie spielen um ein kleines Geldstück mit jener düstern Energie und gierigen Aufmerksamkeit eines Spielers, der auf der Karte das Schicksal seiner Familie und die Ruhe seines Lebens wagt. Von Zeit zu Zeit hört man aus dem Hofe der Momen die furchtbarsten Flüche. Der unter ihnen umhergehende, mit einem Farrenschwanz bewaffnete, Wächter achtet nur wenig darauf. Seine furchtbare Waffe trifft nur die hartnäckigen Spieler und die Sieger des Kampfs.

In diesem Hofe erhalten die Momen ihr Essen. Bey der strengsten Jahreszeit kommen die meisten mit nackten Füßen, oder in Holzschuhen, oder nur leicht bedeckt herunter. Bekanntlich sind alle Administrationen sparsam. Die Angestellten suchen sich immer noch an dieser Sparsamkeit zu bereichern. Man hat mich versichert, daß sich diese Kinder zuweilen in einem wahrhaft bemitleidenswerthen Zustande befinden: denn die Jugend hat immer etwas Einnehmendes, das dem Gedanken an Verdorbenheit widerstrebt und Theilnahme erweckt.

Bey der Erziehung dieser Kinder verfährt man nach Grundsätzen, welche die Vernunft verwerfen muß. Sie haben einen Lehrer, der sie nach der alten Methode der Ignoranten-Brüder unterrichtet, und dessen Bemühungen fast immer fruchtlos sind. Der Hauptunterricht beschränkt sich fast nur auf den Kirchengesang. Jeden Donnerstag findet eine Stunde Uebung darin statt. Zu den Zeiten Karls des Großen hätte dieß einigen Sinn gehabt; in der gegenwärtigen Zeit aber erheischte die Menschlichkeit eine besser verstandene bürgerliche und religiöse Erziehung für diese Unglücklichen.

Bey einer solchen Behandlung können diese Kinder nur schädliche Neigungen gewinnen. Sie überlassen sich mit Entzücken und vor der Zeit den verheerenden Leidenschaften, welche die Pest der Gesellschaft ausmachen. Diejenigen, welche das sechszehnte Jahr erreichen und nicht aus besonderer Vorsicht zurückbehalten werden, erhalten dann ihre Freyheit. So treten sie in den Kreis der Gesellschaft ohne die geringste Vorstellung von ihren neuen Pflichten, und verfallen alsdann nur zu leicht in die schädlichsten Ausschweifungen. Vor drey Monaten wurden zwey dieser Kinder frey gelassen; vierzehn Tage darauf erfuhr man, daß sie wegen Diebstahl mit Einbruch, in das Gefängniß der Force abgeführt worden seyen. Nachher wurden sie zu den Ketten verurtheilt.

Die gefangenen Kinder haben das Vergnügen, den Herrn Herzog von Montmorency fünf- oder sechsmal des Jahrs zu sehen. Der Besuch dieses verehrten Pairs ist immer eine Wohlthat. Da man den Tag seines Besuchs zum voraus weiß, so sammelt man eiligst alle alten Holzschuhe zusammen; Gesichter und Hände werden gewaschen; man bessert die Kleider aus und wechselt die Wäsche. Auf diese Art erscheinen sie denn in einem ziemlich anständigen und reinlichen Zustande. Herr von Montmorency sieht sie, spricht einen Augenblick mit den Aufsehern, stellt sich wahrscheinlich vor, daß es sich an jedem Tage wie an dem Tage seines Besuchs verhalte, und kehrt nun, zufrieden mit den Fortschritten dieser armen Momen in dem Kirchengesang, wieder zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man sich in Persien emporhebt.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war untergegangen, als Allaverdi zur Stadt zurückkehrte. Mit pochendem Herzen nahte er sich der Moskee. Er fand die Thüre offen, und verschwand in

den dunkeln Gängen des Gebäudes. Bald erschien er auf dem Dache: hell stand der Mond am Himmel und verbreitete sein glänzendes Licht weit umher. Zitternd vor einer Entdeckung, schwang er sich von Dach zu Dach und über dazwischen liegende Mauern weg, bis er sich matt und von Angst erschöpft auf dem Dache der schönen Fatima niederließ. Aengstlich horchte er umher, aber nicht ein Laut berührte sein Ohr; die tiefste Stille verkündigte, daß die durch die Arbeit des Tages ermüdeten Einwohner im Arm des Schlafes lagen. Eine seiner Pistolen hatte sich ihm unbewußt aus seinem Gürtel gelöst, und machte ihn durch ihr Geräusch im Fallen erbeben. Er schämte sich beynahe seiner kindischen Furcht, und näherte sich mit frischem Muthe der von dem Mullah angezeigten Thüre, welche ins Gebäude hinabführte. Sie öffnete sich leicht; aber ein neues Entsetzen bemächtigte sich seiner, als er in die schwarze Tiefe hinabblickte: gespensterische Gestalten erhoben sich vor seinen Augen, und mit Mühe gelang es ihm, sie als die Geschöpfe seiner erhitzten Einbildungskraft zu betrachten. Von dem Muthe der Verzweiflung getrieben, stürzte er mit gezogenem Dolche die dunkle Stiege hinab, und näherte sich einem Lichte, das durch die Spalte einer unverschlossenen Thüre glomm — er zog die Purdah auf die Seite, und sah bey dem Schein einer im Kamin brennenden Lampe ein kleines, lustig bemaltes und vergoldetes Zimmer, die reichsten Teppiche bedeckten den Boden, Rosengewinde zierten die Wände, und bildeten eine Art von Laube über einem Bette, das mit den herrlichsten Geweben von Cashemire belegt war; leichte Gehänge von der feinsten Gaze hingen vor den Vertiefungen der Wände, und zeigten durch ihr dünnes Gewebe silberne Gefäße und kostbare Kleidungsstücke, welche sorgfältig in gestickten Tüchern und Brokaten eingehüllt waren. Alles dieses, nebst dem Shawl-Turban und den reichen weiblichen Gewanden, die zerstreut umher lagen, überzeugten ihn, daß er sich im Gemache der Lieblingsgemahlin befände. Sorgfältig und unbemerkt näherte er sich dem Bette: die jugendliche Schönheit, die er hier athmen sah, ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß er in der Gegenwart der geliebten Fatima stehe; die Juwelen konnten also nicht fern seyn. Jedes Gefäß, jedes Bündel ward sorgfältig untersucht, aber vergebens: bey jedweder andern Gelegenheit würde ihn eine solche Beute entzückt haben; aber die Hoffnung, das Geschmeide zu finden, ließ ihn alles Uebrige mit Verachtung ansehen. Die Gewißheit der Gefahr, und die Unmöglichkeit des Entkommens, betäubten alle seine Sinne, und erfüllten ihn mit dem verzweifelten Muthe, welcher zuweilen Feige ohne Zittern das Blutgerüst besteigen läßt. Ohne zu zaudern, trat er daher auf eine gegenüber liegende Thüre zu, hob die Purdah auf, und trat in ein großes Gemach, wo in reichen Gefäßen ein prächtiges Mahl aufgestellt war. Aber auch hier sah er sich in seiner Erwartung getäuscht; alles Uebrige hielt er unter seiner Würde. Schon wollte er den Saal verlassen, als er plötzlich still stand und bey sich selbst fragte: „Halt, Freund Allaverdi! obgleich dir nicht vergönnt ist, das Geschmeide des Fürsten zu tragen, so magst du doch von seinem Tische essen; der erste Mirza kann sich deß nicht rühmen.“ Mit diesen Worten näherte er sich den Nischen, wo die Schüsseln standen, wählte sich das Beste aus, und verschlang es mit bewußtloser Eßbegier, dann verließ er den Saal. Im vordern Zimmer war Alles ruhig. Eben dachte er nach, ob er sich nicht zu etwas Geringerem herablassen, und einiges von dem Silberzeug aufpacken sollte, als ihn ein leises Gemurmel von dem Bette her aufschreckte; in athemloser Angst horchte er; die sanfte Stimme Fatimas ließ sich aufs neue vernehmen; mit gezogenem Dolche schlich er auf sie zu: „Eins von uns muß sterben!“ murmelte er; „vielleicht beyde — aber sie darf nicht erwachen.“ Da glitt ein Lächeln über das Gesicht des schlafenden Mädchens! ihre Lippen bewegten sich noch immer, aber kein Laut kam aus ihnen hervor. Allaverdi starrte sie an, und sein Herz füllte sich mit Bitterkeit bey dem Gedanken, daß gleiche Ruhe nie ihm mehr werden könne. Die Bewegung ihrer Lippen vermehrte sich, während ihr Gesicht sich noch mehr belebte. „Nein, halt,“ rief sie leise, „halt Rose, stelle diese Schale weg; du vergissest, daß dem Königssohne der Granatapfel Scherbet am besten behagt.“ Bey dem ersten Worte fiel Allaverdi's Hand leblos an seiner Seite nieder, und als er unwillkührlich sein Auge von ihr abwendete, fielen dieselben auf etwas Glänzendes; er ergriff es und zog leise ein Bund Schlüssel und einen Siegelring unter ihrem Pfühl hervor, welche durch eine goldene und seidene Schnur an einander befestigt waren. Die Bewegung blieb von Fatima unbemerkt, deren Schlummer jezt ruhiger wurde. Dieß mußten die Schlüssel zu dem Geschmeide seyn; denn es war des Fürsten Siegelring, der daran hing. Allaverdi suchte aufs neue, und die veränderte Stellung der Lampe entdeckte ihm sogleich zwey ziemlich große Kisten; er versuchte eine zu öffnen; es gelang und des Fürsten prachtvolle Armbänder blizten ihm in die Augen. Mit unglaublicher Eile raffte er den Inhalt der Kisten in ein großes Tuch, und ohne einen Blick rückwärts zu wagen, oder auch nur an den übrigen Schatz zu denken, floh er mit all den Schrecken des schuldigen Bewußtseyns davon. Wie er die Moskee wieder erreicht hatte, das wußte er nicht; und so groß war seine Bewegung, als er dieselbe verließ, daß seine Füße ihm ihre Dienste versagten, er taumelte und fiel. Das Murmeln von fließendem Wasser erweckte ihn: er befand sich neben der Wasserleitung, die vor der Moskee vorbeyfloß; er trank begierig und setzte sogleich seine Flucht weiter fort, und ohne bemerkt worden zu seyn, erreichte er seiner Mutter Haus und seine Kammer, wo seine Mutter ihm die ganze Macht über geglaubt hatte. Jezt erholte er sich wieder, und hoffte, daß Alles sich glücklich enden würde.

Er vergrub seinen Schatz in das Gärtchen vor seinem Fenster, und nachdem er sich ein paar Stunden lang ausgeruht, grub er den ganzen Raum um, um jede Spur seiner Arbeit zu vertilgen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, 1. Juni.

Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und Gewerbe hat am 29. Mai ihre jährliche Sitzung gehalten und Bericht über die, der Gesellschaft übersendeten, Werke, so wie über die Lösung verschiedener Preisaufgaben, abgestattet. Einer der ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten, Professor Thiel, eröffnete die Sitzung durch eine kräftige, geistreiche Abhandlung über die Fortschritte der Kultur in Frankreich im Allgemeinen, und über das Zurückbleiben oder Zurückschreiten derselben in besondern Fällen. Nach dieser, trotz manchen bitter zu deutenden Stellen mit vielem Beyfall aufgenommenen Rede wurde über die auf Physik, Geographie, Alterthümer, Literatur und Sprache sich beziehenden, der Gesellschaft überreichten Abhandlungen eine kurze, beurtheilende Uebersicht gegeben, und es schien mir, als erfreue sich diese Gesellschaft einer Anzahl von Theilnehmern und Korrespondenten, deren Bemühungen in allen Zweigen der Kunst und Industrie des Auslandes Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln dürfen. In die Einzelnheiten einzugehen, ist hier der Ort nicht. Die Uebersetzung einer Ode von Horaz bewies mir von neuem, daß die französische Sprache, die man sehr bezeichnend die umschreibende nennen kann, für das Wiedergeben alter Meisterwerke nicht gemacht ist. Ein Gedicht über die Fortschritte der Industrie in dem Departement der Mosel, von dem Verfasser vorgelesen, war die liebe klare Prosa, die die lebendige Geberdensprache des Verfassers nicht zu heben vermochte. Zum Schlusse der Sitzung vertheilte der Präfekt Medaillen an die würdigsten Concurrenten bey der dießjährigen ersten Ausstellung von Erzeugnissen der Industrie in diesem Departement. Die Gegenstände, welche in die Ausstellung gegeben wurden, beweisen die thätigsten und erfolgreichsten Bemühungen unsrer Künstler, Fabrikanten und Handwerker, in ihren Erzeugnissen mit dem Auslande zu wetteifern. Die verschiedenen Zweige der Kunst (Mahlerei, Bildhauerkunst, Modellirkunst u. dergl.) sind noch schlecht bedacht; dagegen waren manche Fabrikate, Manufaktur- und Handwerker-Arbeiten (z. B. Tücher, Gläser und Krystalle, der Zucker, den man zu Pont à Mousson verfertigt u. s. w.) in einer hohen Vollkommenheit zu sehen. Wenn diese allgemeine Thätigkeit lobenswerth ist, so ist es der Eifer nicht weniger, mit welchem die Regierung und viele Wohlthätende dieses Departements dieselbe unterstützen, leiten und erhöhen. — Vor einigen Tagen aber machte weder die Ausstellung, noch der Halbinselkrieg, noch die bevorstehenden neuen Aushebungen, noch der tägliche Abmarsch neuer Hülfstruppen, welche die siegestrunkene, unaufhaltsam und rasch, wie telegraphische Nachrichten, sich weiter drängenden Heere in ihrem Feuer zügeln oder ihre Lorbeern theilen sollen — alles das machte keinen Eindruck mehr auf das hiesige Publikum. Nur von dem Theater hörten Sie auf der schönen Esplanade, in den Café's, in den literarischen Zirkeln, in den Gesellschaften reden. Es lohnte sich kaum der Mühe, der Sache zu erwähnen, wenn sich nicht einige Züge der Sitten und des Nationalcharakters der Franzosen daraus abstrahiren ließen. Ein Mann in Zwölftelsdern hatte im Parterre gepfiffen, vielleicht um sein Urtheil kurzweg von sich zu geben, wie man das hier zu thun pflegt, vielleicht auch nur seinem Hunde, die, nebenher bemerkt, das Theater eben so wohl besuchen dürfen, wie andere Kunstfreunde —; ein Sänger von untergeordnetem Range soll sogleich nach der ersten Operette eine kurze, aber inhaltschwere Antikritik auf des Rezensenten Rücken ausgefertigt haben und dann auf das Theater geeilt seyn, um in dem zweyten Stücke eine Zierlichkeitsrolle zu spielen, für die ihn das Publikum nicht gewachsen glaubte. Er ward mit nichts weniger als französischer Galanterie — auf die er übrigens auch keinen Anspruch machen zu wollen schien — empfangen. Er hört mit Erstaunen die schreiende Musik der Pfeifen und Stöcke im Parterre, sieht das Publikum verblüfft an und verschwindet hinter den Koulissen. Der Effekt war in der That komisch und erregte allgemeines Gelächter. Indessen bringt die leere Bühne das ganze Theater in Aufruhr und die Sänger müssen von neuem auftreten. Dieselbe Musik, derselbe Empfang! Der Antikritikus tritt an den Rand des Orchesters, will sprechen, faltet die Hände — lauteres Pfeifen, wilderes Geschrey. Der Regisseur der Oper zeigt sich, tritt vor und beginnt: „Meine Herren, ich muß ihnen bemerken" — „Bemerken?" tönt es im weiten Hause wider wie aus einem Munde und der gute Mann muß unverrichteter Sache abziehen. Endlich schweigen die Improvisatoren und das Stück geht seinen Gang fort, bis ein Billet aus einer Loge auf die Bühne fliegt. Die schöne Rosine Rose (unsere Dugazon). Gesang, Musik, Stück — Alles ist vergessen; das Billet soll vorgelesen werden. Die Spielenden flüchten über die Scene, wie die Kinder Israels in Klingemanns Moses (wenn ich nicht irre), der Regisseur erscheint und liest das Billet ab, das nichts enthält als die Namen einiger Opern, die man sogleich aufgeführt zu sehen wünscht und die er baldmöglichst zu geben verspricht. Die Operette wird wieder aufgenommen und es fällt weiter nichts vor, als daß einige neue Billets in ein etwas hartes Materiale gewickelt, niederfallen und dem Antikritischen, in dessen Nähe sie sich senken, das bischen Muth noch nehmen, mit welchem er seine Rolle abspielte. Kaum ist das Stück aus, so ruft schon Alles nach den Billets. Eine allerliebste Operette (la lettre de Change) wird noch erwartet. Die Overture wird so schlecht als möglich zu Ende gespielt, der Vorhang hebt sich, unsere erste Sängerin hüpft kokettirend hervor, aber sie fliegt wie ein geschrecktes Reh mit ihrer Vertrauten zurück hinter die Koulissen, als sie hört, daß Parquet, Parterre, die zweyte Gallerie und das Paradies in ohrenzerreißenden Tönen (die erstern begleiteten ihre menschlichen Stimmen bey, die zweyte Gallerie übernahm die Parthie der Schafe und Hunde, und das Paradies die der wilden Thiere — das Haus schien zu brechen und ich sah mich nach Afrika versetzt —) nach dem Lesen der Zettel verlangte. Dreymal kömmt die Sängerin wieder und muß dreymal flüchten. Das Getöse wird stets wilder. Endlich fällt der Vorhang, die Lampen versinken. Neues Geschrey: „La pièce, la pièce!" Die Lampen tauchen auf, der Vorhang hebt sich, wie eine scheue Taube tritt die Isouard wieder auf und von neuem das vorige Geschrey, Gebrüll, Gebrüll nach den Zetteln. Der Regisseur kömmt endlich, erklärt, daß die Billets nicht verlesen werden könnten, wird ausgepfiffen und geht ab. Jetzt sinkt der Vorhang, die Lampen verlöschen, der Kronleuchter verschwindet und vier bis fünfhundert Menschen sitzen in einer ägyptischen Finsterniß da. Das Parterre pfeift, pocht, schreit, das Parquet lacht, die obern Gallerien brüllen, und auf der ersten Gallerie rufen die Damen nach ihren Hüten (die gewöhnlich im Hintergrund der Logen in der Höhe hängen), und ihren Führern, die größern Theils das Parquet gefüllt haben, um den Inhalt der Zettel genauer zu hören. Mit Noth gelangt man durch die dunkeln Gänge ins Freye. Ein Theil der unruhigen Schreier und Pfeifer beschloß wohlverdient die stürmische Nacht auf der Wache, während das Publikum seinen Scharfsinn an dem Inhalt der auf die Bühne geworfenen Zettel übt, und sich in den mannigfaltigsten Conjekturen erschöpft.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Juli 1823.

Bedenke das alte weise Sprichwort: Der Anfang einer Sache zeigt uns noch nicht ihren Ausgang.

Herodot.

Auszüge aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Ich will dir hier wieder einen kleinen Abriß unserer politischen Lage mittheilen, und so dich auf einen Standpunkt zu bringen suchen, der dir unsere Verhältnisse etwas klar machen kann, wobey ich voraussetze, daß du so ziemlich Alles liesest, was man dort über unsere Revolution und unsere Feldzüge sagt, was gewöhnlich sehr partheyisch und ohne rechte Sachkenntniß geschieht. Englische Schriftsteller und Zeitungsschreiber scheinen mir die besten Ansichten zu fassen, da solche hier gute Korrespondenten haben.

Du wirst wissen, daß vor der Realisirung unserer Expedition nach Peru die Provinzen vom La Plata in größter Anarchie waren. San Martin war mit dem Heere, das er kommandirte, von Mendoza nach Chile eigenmächtig gegangen, wo Alles viel ruhiger war, und veranstaltete mit der dortigen Regierung (der auch am meisten, wegen ihrer Handelsverhältnisse mit Peru, an diesem Unternehmen gelegen seyn mußte) diese sogenannte Befreyungs-Expedition von Peru. In Chile war Alles so ziemlich ruhig, weil das Volk nicht so revolutionär ist, als die Bewohner vom La Plata, und der Krieg im Süden mit geringer Macht geführt werden konnte. Das Unternehmen war sehr mit dem Privatinteresse des San Martin verwebt, und er wußte auch endlich alle Chefs und Offiziere seiner Armee (Exercito de los Andes, gegen 2000 Mann!) dazu zu bewegen, obgleich diese dort schon eine Revolution gegen ihn machen wollte. Die Parthey von Carera, die in Chile jezt unterdrückt war, machte auch einen vergeblichen Versuch gegen das Gouvernement, und trotz allen diesen Schwierigkeiten kam die Sache doch endlich zu Stande. Chile hatte durch vieles Glück und Cochrane's Bemühungen eine bedeutende Flotte zusammengebracht, und stand ziemlich im Gleichgewicht mit der Seemacht der Spanier im friedlichen Ocean. Am 21. Aug. v. J. segelten wir endlich, gegen zwanzig Segel stark, und mit etwa 4000 Mann, von Valparaiso ab. Wiewol wir gut von der ganzen Lage in Peru unterrichtet waren, und San Martin die ganze Zeit vor der Ausführung seines Plans durch tausend Kniffe und Intriguen sehr wohl benuzt hatte, und berechenbare Wahrscheinlichkeit des guten Ausgangs da war, so kann man doch, wie du nachher sehen wirst, das Ganze einen Abenteuerzug nennen. In Peru befürchtete man längst diese Unternehmung, und schon seit einigen Jahren hatte man alle Vorkehrungen zu unserm Empfang und uns zurückzuschlagen gemacht. In Lima standen allein 10,000 Mann reguläre und dem Aeußern nach sehr gute Truppen, mit besonders vieler Artillerie, die wir, so wie Kavallerie (wenigstens Pferde), fast gar nicht besaßen. In Arequipa und dem hohen Peru standen starke Divisionen, und mit allen Besatzungen der einzelnen Provinzen konnte man sehr wohl 20,000 Mann gegen uns rechnen. An der ganzen Küste waren Befehle ertheilt, bey unserer Ankunft Alles zurück-

zuziehen, und uns sonst alle mögliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Der Hauptpunkt der Vertheidigung blieb aber Lima, wo sich aber die Flotte ruhig hielt, die schon allein vielleicht, unsern Convoy in die größte Unordnung gebracht haben könnte, die aber durch einige frühere Unternehmungen von Cochrane völlig verzagt gemacht war.

Wir landeten ohne Widerstand in Pisco, da dort blos eine kleine Garnison war, die sich zurückzog. Abends langten wir an, und konnten erst den folgenden Tag uns ausschiffen, so daß das Volk daselbst Zeit hatte, sich die Nacht, jedoch in großer Unordnung, zurückzuziehen. Die Gutsbesitzer schleppten vor Allem ihre Neger mit, da sie für solche besonders fürchteten. Anfangs waren wir ganz allein auf der Küste, bald aber glaubten wir in Afrika zu seyn, denn die ersten Bewohner, die sich wieder näherten, waren die Weiber und Kinder der Neger, so wie auch einige Männer, die man nicht hatte fortbringen können. Diese fürchteten uns weniger als Andere, da sie, in den abschreckenden Erzählungen, die man von den Insurgenten machte, doch so etwas von Aufhebung der Sklaverey bemerkt hatten, was ihnen noch mehr die rücksichtlich ihrer von ihren Herrn genommenen Maßregeln bestätigten, und sie auch nichts zu verlieren hatten. Wir fanden auch hinlänglich Lebensmittel, so daß schon der Plan des Vicekönigs darin scheiterte, und sehr bald kehrten auch viele Familien zurück, die von unserer guten Aufführung hörten. Wir hatten also festen Fuß in Peru gefaßt, und hofften nun bald den Feldzug zu eröffnen.

Von Lima aus, wo die Hauptarmee (denn jede Truppenabtheilung nennt man hier eine Armee) stand, wurde gar nichts gegen uns unternommen, als blos ein Observationskorps in Cannete postirt, gegen welches wir blos Vorposten ausstellten. Wir schickten kleine Parthien nach allen Seiten, um besonders Pferde und Rindvieh einzufangen, worin unsere Leute ungemein geschickt sind, um die Einwohner zu beruhigen und zur Rückkehr zu bewegen, so wie besonders auch alle Neger, deren man habhaft werden konnte, zu sammeln, und unter Versprechen der Freyheit zu Soldaten zu nehmen. Wir brachten zwey Bataillone Schwarze mit uns, und diese vermehrten sich bald aufs Doppelte. Die Indier, die hier den Ackerbau treiben, kamen alsbald aus der Ferne mit allen möglichen Lebensmitteln, und so fehlte uns gar nichts, Branntwein und Zucker hatten wir in Ueberfluß vorgefunden, und die ganze Armee trank täglich Punsch. Da unsere Leute, was Essen und Trinken betrifft, ungemein nüchtern sind, so war dieses hier von ganz guter Wirkung, und wir hatten keine Kranke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man sich in Persien emporhebt.

(Beschluß.)

Früh am Morgen schon versetzte die Nachricht von dem Diebstahl die ganze Stadt in Unruhe. Die Weiber des Harems wurden in Untersuchung genommen, einige eingekerkert und als Theilnehmerinnen in dieser unerklärlichen That streng bestraft, und selbst Fatima mußte Strafe erdulden. Wie gewöhnlich bey allen zweifelhaften Fällen wurden auch die Christen beschuldigt; viele wurden ergriffen und gefoltert, um ein Geständniß von ihnen zu erpressen. Einige trieb die Marter zu einem falschen Bekenntniß, und sie wurden hingerichtet; aber dennoch fand sich keine Spur von den verlornen Juwelen. Allaverdi hielt sich mehrere Tage lang sehr eingezogen, weßwegen er Unpäßlichkeit vorschützte. Nach einiger Zeit zeigte er sich zwar wieder unter seinen Freunden, vertraute sich aber Niemanden. Auch beschloß er, sobald die Begebenheit ein wenig in Vergessenheit gerathen seyn würde, sich so lange von der Heimath zu entfernen, bis er seine Juwelen würde in Gold verwandeln können. In dieser Absicht verbreitete er das Gerücht, er wolle nächstens eine Handels-Reise unternehmen, zu welcher er auch sogleich Anstalten traf. Um nicht seinen Schatz auf einmal zu wagen, wählte er nur einige der kostbarsten Steine aus, und verbarg das Uebrige in einer zu dem Zweck in seiner Kammer gemachten Höhlung; er empfahl dann seiner Mutter die Sorge für das Haus, bat sie besonders, nie ihre armselige Hütte gegen eine andere zu vertauschen, und entfernte sich. —

Jahre vergingen und Allaverdi kehrte nicht zurück; seine Mutter starb; seine Anverwandten verkauften das Haus und ihr Erbe war beynahe vergessen, als ein Fremder erschien und sich als den glücklichen Entdecker des Steines der Weisen ankündigte. Er erbot sich, die Verwandlung in Gegenwart von Zeugen zu vollbringen, und verwandelte wirklich einen Kessel voll Quecksilber in einen kleinen Klumpen Gold. — Die große Mähre kam auch vor den Fürsten, welcher den Künstler sogleich auf einen gewissen Tag und Stunde vor sich beschied, wo er die Probe seiner Kunst ablegen sollte. Inzwischen machte man ihm von allen Seiten Anerbieten, ihm sein kostbares Geheimniß abzukaufen. Die öffentliche Antwort für Alle war: „es gebühre keinem Andern als dem Fürsten;" im Geheimen aber ließ er sich erbitten, und Jeder kehrte mit dem Gedanken heim, einen reichen Kauf gethan zu haben. Am bestimmten Tag legte er auch seine Probe vor dem Fürsten ab, und überzeugte diesen und seinen ganzen Hof, daß das lang gesuchte Geheimniß sich endlich gefunden habe. Gerne wollte er es dem Königssohn mittheilen; und verlangte keine andere Belohnung als die Ehre, vor dessen Angesicht stehen zu dürfen und das Lächeln seiner Gunst zu genießen. Auch

erbat er sich ein leeres Haus, das er in der Stadt gesehen, welches für seine Arbeiten und die Unterweisung der Lehrlinge in der goldenen Wissenschaft besonders geschickt sey. Dieß ward sogleich bewilligt. Der Fürst versicherte ihn seiner fortdauernden Huld, und befahl einigen Dienern, ihn in Besitz des bezeichneten Hauses zu setzen, welches kein anderes war, als das Haus des längst vermißten Allaverdi; hieher wurde ihm sein Gepäcke nachgeschickt, und man ließ ihn für den übrigen Theil des Tages allein, damit er sich vorbereiten könne, seine Operationen in einem größern Maßstabe zu betreiben. — Wie freute sich Allaverdi (denn er war es selbst), als er sich wieder im Besitz seines Hauses sah und Alles darin unverändert fand. Die Zeit, langes Leiden und sein Bart hatten ihn unkenntlich gemacht. Er lachte über die Thoren, die da glauben konnten, er würde ihnen für Geld einen Geheimniß verkaufen, das ihn in Stand gesetzt haben würde, nach Belieben Millionen hervorzubringen, und beschloß in der Nacht seinen Schatz auszuheben und sich dann unter dem Vorwande, die nothwendigen Kräuter zu suchen, am andern Morgen aus dem Staube zu machen. Als er aber bey seinem einsamen Mahle saß, vernahm er plötzlich einen lauten Tumult vor dem Hause, in einem Augenblicke füllte sich dasselbe mit Bewaffneten, die ihn banden und als einen Betrüger vor den Statthalter führten. Die Klagen gegen ihn waren zahlreich und wohlgegründet; einige seiner geheimen Kunden hatten in ihrer Ungeduld den von ihm zum Goldmachen anempfohlenen Aufschub von vier Tagen nicht abwarten können, und hatten Proben angestellt, die fehlgeschlagen waren. Erbost über ihren Verlust und ihre getäuschten Hoffnungen, liefen sie zum Statthalter zur Klage; dort fanden sie Andere in ähnlicher Absicht; das Geschrey gegen den Betrüger ward allgemein, und seine Ankläger erhielten leicht einen Verhaftbefehl.

Als man ihn vor den Statthalter brachte, weigerte er sich zu antworten, behauptete, es sey blos aus Neid, daß man ihn zu verderben suche, er habe nie einem sein Geheimniß verkauft, und wenn man ihn vor den Fürsten bringen wolle, so wolle er noch einmal beweisen, daß er kein Betrüger sey. Da keiner der Ankläger einen Zeugen aufbringen konnte, und der Statthalter während des Verhörs zehn Goldstücke in seinem Schooße fand, so willigte er in sein Gesuch, ließ ihn während der Nacht in Gewahrsam halten, und schickte ihn am Morgen vor den Fürsten. Hier stellte er sich kühn zur Probe dar; voll Vertrauen näherte er sich dem Ofen — aber auf einmal blieb er stehen, ward verwirrt, suchte in den Taschen: das Papier, welches das vorzügliche Mittel zum Goldmachen — den Goldstaub enthielt, war fort. Voll Scham und Verdruß gestand er, daß er in diesem Augenblicke nicht bereit sey, den Versuch zu wiederholen, daß er aber an einem andern Tage seinen Kopf verlieren wolle, wenn er seine Kunst nicht erwiese. Jedermann hielt das für eine armselige Entschuldigung, das Geschrey um Gerechtigkeit erhob sich aufs neue, und der erzürnte Fürst ließ die Feraschen und die Ruthen zum Bastoniren holen. Alle Hoffnung schien verloren. Schon lag der unglückliche Verbrecher am Boden, mit den Füßen in den an Pfählen befestigten Schlingen, und die Sohlen den Gerichtsdienern zugekehrt, welche, mit schweren Stöcken bewaffnet, bereit standen, als er sich mit einer plötzlichen Anstrengung gegen den Fürsten wandte und rief: „O Königssohn, höre die Worte der Wahrheit, und laß die Schönheit deiner Gnade auf deinem Angesichte ruhen! Sage, hast du nicht die reichsten deiner Juwelen verloren? Was ist die Belohnung dessen, der sie dir wieder zustellt?“ Der Fürst erwiederte: „Wer mir die Armbänder wieder auf die Arme bindet, und mir den Dolch in den Gürtel steckt, soll sein Gesicht rein gemacht erhalten, und wäre es auch von vielen Verbrechen geschwärzt.“ — „Aber schwöre!“ rief der Verbrecher; schwöre bey deinem eigenen Kopfe, bey dem Barte deines Vaters und dem heiligen Koran!“ — „Ich schwöre!“ wiederholte der Fürst. Allaverdi hieß ihn nun nach seinem Hause schicken und an einer gewissen Stelle nachsuchen, wo er den Schatz finden würde. Alle horchten mit Erstaunen. Der Fürst schickte einige seiner Räthe und Diener ab, und wiederholte sein Versprechen noch einmal. Allaverdi erzählte dann seine Abenteuer zum großen Erstaunen aller Anwesenden und der Freude des Fürsten, welche durch die Nachricht, daß sich Alles nach der Beschreibung gefunden, erhöht wurde. Alle die Fehler des Angeklagten verschwanden über der Freude des Augenblicks; umsonst forderten die betrogenen Thoren ihr Geld zurück, man antwortete ihnen durch Spott.

Allaverdi lebt noch im Besitz der fürstlichen Gunst und großer Ehrenstellen und solcher Reichthümer, daß bey seinem Tode sein Sohn sicherer guten Bastonnade gewärtigen darf, um ihn zu bewegen, das Ganze, oder wenigstens einen Theil von seines Vaters übel erlangten Schätzen, seinem gerechten Beschützer und Fürsten zurück zu erstatten.

Miscellen aus England.

Der Plan, die königliche Bibliothek dem brittischen Museum einzuverleiben, findet viele Gegner, und zwar aus mancherley Gründen. Einer der triftigsten ist, daß es nicht rathsam wäre, alle der Nation gehörige literarische Schätze an einer Stelle anzuhäufen, und dieselben so der Gefahr auszusetzen, durch eine Feuersbrunst das Ganze zusammen zu verlieren. Da es indessen der Wunsch des Ministeriums zu seyn scheint, dem der parlamentarische Ausschuß beystimmte, so darf man wohl nicht zweifeln, daß man bey diesem Plan beharren wird. Die

Kosten für die zur Aufnahme der Bibliothek und des dazu gehörigen Personals zu errichtenden Gebäude sollen auf 40,000 Pf. St. angeschlagen worden seyn. — Die vom Parlamente zum Ankauf von Kunst- und Büchersammlungen für das brittische Museum seit dessen Stiftung im Jahr 1755 bewilligten Summen sind sehr bedeutend. Die folgenden waren einige der größten: Im Jahr 1753 für die Sloanische Sammlung L. 20,000. — 1753, Hale'sche Sammlung L. 10,000. — 1772, Hamilton'sche Vasen-Sammlung L. 8,410. — 1805, Townley'sche Statuen-Sammlung L. 20,000. — 1807, Landsdown'sche Handschriften-Sammlung L. 4,925. — Grenville'sche Mineralien L. 13,727. — 1813, Hargrave'sche Bücher-Sammlung L. 8000. — 1814, das Uebrige von der Townley'schen Sammlung L. 8,200. — 1815, die Phigali'schen Marmore L. 15,000. — 1816, die Elgin'schen Marmore L. 35,000. — 1818, die Burney'sche Bücher-Sammlung L. 13,500. — Auch die Gaben von Privatpersonen an diese herrliche Anstalt waren sehr groß. Unter andern vermachte ihr neulich Sir Jos. Bankes seine vortreffliche Büchersammlung. Das Gebäude aber ist, wie Ref. schon neulich erwähnt, alt und baufällig, und es fehlt ihm an Raum, um all die demselben anvertrauten Kostbarkeiten zur bequemen Uebersicht ordnen, ja um dieselben auch nur unter Dach bringen zu können. So liegt der Hof jetzt schon ein paar Jahre voll der herrlichsten Bruchstücke von Denkmälern der Kunst aus dem egyptischen und griechischen Alterthum, in Marmor und Granit, welche in ihrem Vaterlande noch Jahrhunderte hätten dem Einfluß der Zeit widerstehen können, die aber hier unter diesem feuchten Himmelsstrich zusehends verwittern, ohne daß man sich auch die Mühe nähme, ein hölzernes Dach darüber zu errichten, oder vor ihrer gänzlichen Zerstörung Zeichnungen davon nehmen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 24. Jun.

— Jetzt will ich dir etwas von meiner Reise im Dampfboot erzählen. In 16 Stunden bin ich, fast immer einen Flintenschuß weit von den prächtigen Ufern, den ganzen Halbmond des Lemans umflogen. Die gigantische Macht der Räder erzeugt, wie durch Sturm, einen schäumenden Strom, den unsre Fahrt auf der sapphirenen Ebene breit und immer breiter hinzeichnete. Am Himmel erschienen die Spuren unsers Flugs wie ein langer gebogener Doppelstreif, in Gestalt zweyer parallellaufender Wolken, die der braune Rauch bildete. Noch kann ich mir beynahe jeden Gegenstand vorstellen, der das 36 Stunden weite Ufer des Lemans bezeichnet. Städte, Schlösser, Häuser, Wälder, Gärten, Bäume, Wiesen, Reben, Dörfer erscheinen und verschwinden. Jede Sekunde wechseln alle Formen, so wie man die Gegenstände von der Seite oder gerade vor sich erblickt. Als wir uns den Städten oder Dörfern näherten, liefen alle Menschen an's Ufer; wo Schiffe waren, warf Alt und Jung sich hinein, um dem fliegenden Wunderthier sich zu nähern. Einige Kinder schrieen: Ach! laßt uns das Schiff nur anrühren! Einige Städte begrüßten uns mit Kanonen. Wir erwiederten den Gruß. Eine Stunde von Morges war ein Artillerietamp am Ufer. Schuß, Hurrah und Gruß. An manchen Orten wollten Schiffe uns erreichen. Wir flogen aber so schnell, daß die Schifflein rückwärts zu rudern schienen, zum großen Gelächter der am Ufer gaffenden Menge. Ein Mädchen, das auf einer Segelstange stand, rief, uns anschauend, laut: Voyez comme ils ont l'air content! Wir langten gegen Mittag zu Ouchy unter Lausanne an. Hundert und vier Personen stiegen an's Ufer. Da ich im Wirthshause kein Zimmer fand, nahm ich mit einer liebenswürdigen Genfer Familie einen Wagen bis Vevey, wo wir ruhig schliefen. Zwischen sieben und acht Uhr Morgens kam das Wunderboot an. Alle Ufer bis jenseits Latour, alle Terrassen, Gärten, Fenster, ja Dächer waren mit Menschen besetzt. Kaum vermochten wir durch das Gedränge bis an's Ufer hinab zu arbeiten, um uns in eine Barke zu stürzen, die so überfüllt war, daß man ein Unglück besorgte. Kaum waren wir wieder im Dampfboot, so kamen dreyßig bis vierzig Damen und Herren von der eleganten Gesellschaft von Vevey zu uns. Ein zweytes Schiff folgte mit der Stadtmusik. Unter Tanz und Gesang fuhren wir ab. Ich glaube, das ganze Volk war am Ufer hingereihet. Alles jubelte und grüßte und kanonirte, indeß unsre Musik Harmonie über die Ufer ergoß. Hauteville, Blonay, Montreux und Chillon flogen wie Traumgebilde vorüber. Jenseits Villeneuve steuerten wir in die trübe Mündung der Rhone, dann rechts an das romantische, mit Kastanienwäldern bedeckte, Savoyerufer unter Meilleries Felsen vorbey. Die Berge drohten Regen. Sie waren mit einem durchsichtigen Flor überzogen; doch das Wetter blieb gut. Zu Evian stieg die elegante Welt von Vevey aus. Hundert Hüte und weiße Tücher flogen in die Luft. Wenn das Schiff still stehen will, so geht der Rauch durch einen Schlangenkopf heraus, der vorn am Schiffe unter Tells Büste seinen Rachen öffnet. Das kam den Savoyarden schrecklich vor. Ich habe nie eine so muntere Gesellschaft gesehen, als die unsrige auf dem Schiffe. Die Neugier, also auch die Freude, waren nie erschöpft. Sieh dieß! Sieh das! Jeder Augenblick entfaltete etwas Schönes. Im Schiffe waren immer Menschen, welche die Maschine studierten, deren Uhrwerk unbedeckt ist. Für mich war der Gedanke angenehm, daß diese pfeilschnelle Fahrt keinem Menschen Anstrengung und Mühe kostete. Kein Ruder, kein Segel. Alles war Genuß. Das zierliche Haus wurde wie durch Zauber getrieben. Wir hatten eine warme Küche. Das eine Zimmer ist ein schönes Caffé. Einige Kabinete sind zum Ausruhen da. Die Damen können da in der Stille schlafen oder lesen. Mein treuer Chaputs ließ seine in Stuttgart erlernte Kunst auf der Klarinette vorn im Schiffe hören. Als wir uns Genf näherten, wimmelte es von Schifflein, die uns grüßten und umflogen. Wir langten bey den Holzmagazinen an. Sonderbar war der Anblick, diese Holzgebäude mit Menschen wie bekränzt zu sehen. Alle Mauern, Fenster, Häuser, Dächer, Schiffe waren mit Menschen wie bewachsen. Brundisium longæ finis chartæque viæque est.

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Nr. 55.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. Juli 1823.

Kunstliteratur.

Ueber Hubert und Johann van Eyck, von Dr. Gustav Friedrich Waagen, correspondirendem Mitgliede der königlich bayerschen Akademie der Wissenschaften. — Breslau im Verlag von Josef Max und Comp. 1822. 8. 270 S.

(Fortsetzung.)

Daß übrigens die Miniaturen der erwähnten Bibel, wie die der ähnlichen Nr. 6829², welche im Besitz des Herzogs Philipp des Guten war, in Flandern gegen Ende des 14ten oder Anfangs des 15ten Jahrhunderts verfertigt worden, darauf deuten alle Anzeichen und Umstände; ebenso scheinen auch die Miniaturbilder mehrerer andern Handschriften der Pariser Bibliothek von niederländischen Künstlern herzurühren, deren damals viele nach Frankreich gezogen wurden. Wir führen hier nur diejenigen an, von denen wir dem Leser einige Abbildungen angeben können, so das Titelblatt zu den Statuten des Ordens des heil. Geistes, 1352 von Ludwig von Anjou gestiftet, die Salbung Carl V. von Frankreich, 1364 in einem Codex aus dem Coelestiner-Kloster zu Paris, die Miniaturen in dem Livre des Hommages du Comté de Clermont en Beauvaisis, und aus dem Ordre militaire de l'Ecu 1369 von dem Herzog von Bourbon gestiftet, alle bey Monfaucon T. III. und endlich eine sehr gute Nachbildung der Anbetung der drey Könige aus dem Gebetbuch des Herzogs Johann von Bedfort Regent von Frankreich, bey Dibdin. (Dibdin, Bibliographical Tour Vol. II.) Alle diese Miniaturen, und besonders die letztern, beweisen die gänzliche Aehnlichkeit der altniederländischen mit der altkölnischen Malerey, und so zeugen dafür auch manche andern Kunstzweigen angehörige Denkmale, von denen wir mit noch größerer Gewißheit und zum Theil urkundlich wissen, daß sie niederländischen Ursprungs sind. Wir werden an einem andern Orte Gelegenheit haben, unsere Forschungen über diesen Gegenstand ausführlicher mitzutheilen.

Hier bemerken wir nur noch, daß die Meynung des Verf. über die Vorgänger der Gebrüder van Eyck mit seiner Annahme eines unmittelbaren Einflusses byzantinischer Kunst auf die Niederlande S. 72 und 73, so wie mit seiner Charakteristik des Johann van Eyck gerade zu im Widerspruch ist. Von lezteren sagt er S. 148 und 149 sehr richtig: in Rücksicht der Anordnung des Ganzen, der Stellung der Figuren, der Auffassung heiliger Gegenstände stehe er zwischen der alten Tradition und einer freyen, mehr willkührlichen Art gewissermaßen in der Mitte, und gerade dieses Anlehnen an das Alte, Herkömmliche trage viel dazu bey, ihm eine eigenthümliche Würde und Strenge zu geben. — Am allerstärksten wird jedoch der Widerspruch, worin sich der Verf. befindet, durch die Stelle: S. 154 und 155 kund, wo er von den Gewändern des Joh. van Eyck spricht: „In seinen früheren Bildern heißt es, „wo er in der Composition symmetrisch und mehr nach der „alten Weise ist, hält er sich in der Bekleidung der Hauptpersonen christlicher Religion, in der Form, wie in den „Falten an die Gewandung, welche damals in der Sculptur üblich war u. s. w. Wenn mithin die Gewänder in „der Form schon vom alten Typus" (soll heißen, vom ältesten original-byzantinischen Typus) „abweichen, hat der „Wurf der Falten deßungeachtet noch viel von dem Einfachen, Großen, Idealischen, zu welchem sich schon die „Anlage in den altchristlichen Darstellungen der Apostel „findet, die nur in den erwähnten Skulpturen des 13ten „und 14ten Jahrhunderts entwickelt und ausgebildet wurden." Wie der Verf. diesen unmittelbaren Bezug zwischen den Werken des van Eyck und den alten Skulpturen entdecken konnte, denen durchaus noch das byzantinische Prinzip zu Grunde liegt, und wie er zugleich für bedenklich halten konnte, die altkölnischen Malereyen, die doch schon einen viel individuellern Charakter haben, zum Maaßstab für die Beurtheilung der Vorgänger der Gebrüder van Eyck anzunehmen, das bleibt uns ein unauflösliches Räthsel. —

Wenn wir nun bedauren müssen, daß der Verf. diesen höchst wichtigen Theil seiner Schrift so unbefriedigend behandelt hat, so freut es uns desto mehr, zu der andern

gröſsern Hälfte überzugehen, welche die Nachrichten und Untersuchungen über Hubert und Johann van Eyck, über ihre Schule und Werke enthält; denn hier können wir fast unbedingtes Lob zollen.

Dieser zweyte Theil, der eigentliche Hauptinhalt des Buchs, zerfällt in neun Abschnitte. In den beyden ersten handelt der Verf. von der Lebenszeit und den Lebensumständen der Gebrüder van Eyck; er stellt die wenigen uns hierüber zu Gebot stehenden Ansichten zusammen, und bestreitet den nur zu lang fortgeerbten Irrthum über das Todesjahr des Johann van Eyck, indem er die Gründe, welche Frau Schopenhauer dagegen anführt, weiter entwickelt und noch einige andere beybringt. Zu den lezten gehört die Meinung, daß die unterbrochene Inschrift auf dem Leichenstein in dem Gemälde des jüngsten Gerichts zu Danzig Anno Domini .... CCCLXVII IAR für 1467 zu lesen, und in diesem Jahr das Bild vollendet worden sey. Wir haben nicht das Glück gehabt, dieses Gemälde zu sehen, aber wir glauben, daß die Aeußerung der Frau Schopenhauer, welche den Grabstein und den Kopf des nahe dabey befindlichen Seligen in der Wagschale des heil. Michael für übermalt hält, doch einigermaßen Beachtung verdient hätte. Ueberhaupt scheint uns, daß der Verf. seine Behauptung nicht so unbedingt hätte aussprechen sollen, weil die Jahrszahl, wenn sie auch keine Veränderung erlitten, noch eine andere Erklärung zuläßt: Sie könnte nämlich sehr wohl auf die aus dem Grabe erstandene Frau bezogen werden, die auf jenem Steine sizt, und das von Hrn. Prof. Büsching auf demselben entdeckte E dürfte vielleicht andeuten, daß diese weibliche Figur eine der Familie Eyck angehörige Person vorstellt! Wenigstens wüßten wir, nach dem was uns bis jezt bekannt ist, nichts einzuwenden, wodurch diese Vermuthung gänzlich unstatthaft würde.

Einen sehr wichtigen Grund für die weit über das bisher ohne allen Beweis aufgestellte Jahr 1440 hinausreichende Lebenszeit des Johann van Eyck, die Uebersendung eines seiner Gemälde an König Alfons von Neapel, und die dadurch veranlaßte Reise des Antonello von Messina nach Brügge, führt der Verf. erst im dritten Abschnitt an, wo er bey Gelegenheit der Untersuchung über die Erfindung der Oelmalerey die auf jene irrige Zeitbestimmung gestützte Einwürfe des Tombroni widerlegt.

In diesem dritten Abschnitt gibt der Verf. von Allem Rechenschaft, was seit Lessing bis zum Ueberdruß über die Erfindung der Oelmalerey geschrieben worden, und er thut dieß mit einer solchen Ausführlichkeit und Gründlichkeit, daß jeder, dem es daran gelegen ist, sich über diesen Gegenstand zu unterrichten, hier vollkommene Befriedigung finden wird.

Die Schrift des Mönchs Theophilus (in Lessings Beyträgen zur Geschichte und Literatur 6ter Band) die Denkschriften des Lorenzo Ghiberti (im Auszug bey Cicognara Storia della Scultura T. II. p. 99.) und endlich der 1821 von Tombroni herausgegebene, 1437 geschriebene, wahrscheinlich aber noch früher verfaßte Tractat des Malers Cennino beweisen zur Genüge, daß man schon lange vor Joh. van Eyck, und selbst in Italien mit Oel zu malen verstanden, auch stimmen mehrere andere Nachrichten und Umstände hiemit überein. Indessen ergibt sich aus dem fast gänzlichen Mangel an Denkmalen, daß die Oelmalerey vor der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts in Italien nur sehr wenig geübt worden, während sie in Deutschland, zu Cennino's Zeit, wie derselbe ausdrücklich bemerkt, schon sehr verbreitet war. Herr Waagen führt für die frühe Ausübung dieser Art der Malerey in Deutschland das Zeugniß des freylich ein Paar Jahrhunderte spätern Aubertus Miraeus an, welcher unter mehreren Oelgemälden aus der Zeit vor Eyck eines bezeichnet, das bey den Franziskanern zu Loewen war, und dessen Verfertiger schon im Jahr 1400 gestorben sey. Wir fügen außer der Erinnerung an die altkölnischen Gemälde aus der lezten Hälfte des 14ten und dem Anfang des 15ten Jahrhunderts noch die urkundliche Nachricht von Gemälden hinzu, welche im Jahr 1419 von Seiten der Stadt Gent den Genter Freymalern Wilhelm van Arpoele und Johann Martins mit guten Oelfarben zu malen aufgetragen wurden.

Durch diese Nachrichten, wozu sich wohl noch mehrere finden werden, ist die chemische Analyse alter Gemälde überflüssig geworden. Ueberhaupt kann diese, wie auch die Erfahrung beweisen, nur sehr unzuverlässige Resultate liefern; denn, da die alten Malereyen auf einen Kreidegrund gemalt sind, der mit Leim aufgetragen ist, so erhält man nie blos Oelstoff neben dem Farben- und Kreidestoff, und Hr. Waagen irrt sehr, daß er, um Cicognara zu widerlegen, dieses zur Bedingung eines wahren Oelgemäldes sezt; ja wir glauben sogar, daß manche ächte Oelgemälde mit Leimfarben angelegt und mit Oelfarben nicht nur lasirt, sondern gemalt seyn könnten.

So klar und unzweifelbar nun auch aus allem Obengesagten hervorgeht, daß Vasari sich unrichtig ausdrükt, indem er dem Joh. van Eyck die erste ursprüngliche Erfindung der Oelmalerey zuschreibt, so folgt doch nicht daraus, wie Cicognara (vor seiner Reise in Deutschland) und Tombroni schließen wollen, daß die ganze Erzählung des Vasari von Joh. van Eyck und Antonello da Messina falsch sey; sondern es kommt nur darauf an, daß man statt Erfindung: Verbesserung der Oelmalerey sezt, welche lezte eine entschiedene Sache ist, und das Wesentlichste von jener Erzählung läßt sich mit den uns zu Gebot stehenden historischen Nachrichten, besonders auch mit dem Zeugniß des Fanus, der als Zeitgenosse des Eyck der beste Gewährsmann ist, vollkommen in Uebereinstimmung bringen. Die unbefangenen gründlichen Forscher: Morelli und Lanzi schö-

gen diesen Weg ein, und so lösen sie das Räthsel, selbst ohne die verbesserte Chronologie der Eyckschen Geschichte zu kennen, wodurch jezt noch manche ihnen gebliebene Dunkelheiten verschwinden. Der Verf. stimmt mit der Erklärung, welche diese Autoren von Vasari geben, in den meisten Punkten überein, nur zieht er dessen Erzählung, daß Antonello die Eyckische Malart dem Domenico Venetiano und dieser sie dem Andrea Castagno gelehrt habe, ganz in Zweifel. Der Grund, daß das einzige durch eine Inschrift beglaubigte Bild des Domenico a tempera gemalt ist, scheint uns hiezu nicht hinreichend; denn warum sollte ein Maler, der die Oelmalerey zu üben anfieng, nicht auch noch a tempera gemalt haben, und wer steht uns dafür, daß das Bild nicht aus seiner frühern Periode vor der Kenntniß des Eyckschen Geheimnisses herstammt? Der andere Grund aber, daß die Erzählung von der weitern Ueberlieferung des Geheimnisses an den Andrea eigentlich auf einer unerlaubten Aeußerung des Beichtvaters beruhe, und daher kein großes Zutrauen verdiene, wird durch die Anmerkung des Della Valle zu dieser Stelle des Vasari entkräftet, daß wahrscheinlich der Beichtvater, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, den sterbenden Andrea bereitet habe, ihn zu Entdeckung der an Domenico begangenen Mordthat zu ermächtigen, damit nicht irgend ein unschuldiger deshalb in Verdacht käme. Da der Verfasser weder die Sienes Ausgabe noch eine andre nach derselben veranstaltete benuzt hat, so ist ihm diese Bemerkung unbekannt geblieben. — Für die schändliche Handlung des Andrea spricht auch das Epitaph, welches für ihn gemacht worden, wie wir aus Vasari's erster Edition, wo es abgedruckt ist, ersehen. Ueberhaupt sind wir mit Lanzi der Meynung, daß Vasari, wenn er auch im Einzelnen unbestimmt und unrichtig, doch im Ganzen immer glaubwürdig ist, und zwar in diesem Fall noch besonders deswegen, weil die Geschichte des Domenico, die in Florenz viel Aufsehen gemacht, offenkundig seyn mußte, und nicht etwa wie durch Zufall in die Denkschriften des Ghirlandajo oder anderer Maler konnte aufgenommen worden seyn, aus denen Vasari schöpfte. Wir halten daher auch folgende für den großen Einfluß des Joh. van Eyck auf die italienische Kunst zeugende Stelle dem Wesentlichen nach höchst beachtenswerth, zumal da sie durch die Werke mehrerer darin genannter Maler auffallend bestätigt wird: „Antonello von Messina welcher „mehrere Jahre in Flandern verlebte, brachte diese Kunst „(in Oel zu malen) nach Italien, und als er aus jenem „Lande über die Alpen zurückkehrte, ließ er sich zu Venedig „nieder, wo er einige Freunde darin unterrichtete. Unter „diesen war der Venezianer Domenico, der übte diese Art „der Malerey nachher in Florenz aus, indem er die Kapelle „der Familie Portinari in St. Maria Nuova mit Oelfar„ben malte; dort lernte sie Andrea dal Castagno, welcher sie „wieder andern Meistern mittheilte, und durch dieselbe entwickelte und verbreitete sich dann diese Kunst bis zum „Vater Perugino, Leonardo da Vinci und Raphael von „Urbino, dergestalt, daß sie, Dank sey es unsern Künstlern, „endlich zu der Schönheit gelangt ist, wozu wir sie gebracht „sahen." (S. Vasari Introduzione Cap. XXI.)

(Der Beschluß folgt.)

Zwey Schildbuckel der Vorzeit.

Der zweyte Jahresbericht über die Verhandlungen des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, erschienen 1822, brachte uns unter mehrerm sehr Merkwürdigen und Wichtigen für die Alterthumskunde, auch die Nachricht von einem bronzenen Schildbuckel, welcher am 10. Okt. 1821 bey Rosleben auf einem Felde, ungefähr 150 Schritte linker Hand vom Wege, der von Rosleben nach Ziegelroda führt und etwa 500 Schritt von erstgenanntem Ort, einige Zoll tief unter der Oberfläche der Erde, gefunden ward, wovon auf Tafel VII. des genannten Heftes eine treue Abbildung, der Versicherung nach, gegeben ward. „Es ist eine runde Platte von Bronze; die mittlere Rundung bis zu der gewundenen Einfassung tritt in Form einer halben Kugel hervor, welche hohl ist. Auf der Rückseite zeigen sich Spuren einer eisernen Unterlage, auf welcher die Bronze durch drey Niete, deren Köpfe noch deutlich sichtbar sind, aufgesezt war. Das Eisen ist durch das Alter fast gänzlich zerfezt und mit der Bronze zusammengerostet. Diese eiserne Unterlage läßt in der Bronze den Umbo eines römischen Reiterschildes vermuthen. Edler Rost überzog das Ganze, welches sich zu Naumburg im Besiz des Vereins befindet, als ein Geschenk des Herrn Rektor M. Wilhelm zu Rosleben."

In dem genannten Hefte (S. 23) ward die Vorstellung für einen Curtius gehalten, der sich selbst dem Tode im flammenden Feldschmuck weiht und wohl hatte dieser Gedanke viel für sich.

Durch die freundschaftliche Güte des Herrn Baurath Lepsius zu Naumburg, dem die Breslauer Alterthümer-Sammlung schon mehreres Erfreuliche verdankt, war ich auch im Stande, dieß Heft, welches nicht in den Buchhandel gekommen, noch einmal zu erhalten, um es an die königl. dänische Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer in Kopenhagen zu senden. Dieser treffliche Verein hat die Breslauer Alterthümer-Sammlung schon mit einigen höchst merkwürdigen Stücken in Abgüssen, von denen die Urstücke in Island, Norwegen, Schweden, Dänemark gefunden worden sind, beschenkt, und die erfreulichsten Versprechungen, alles Merkwürdige nach und nach mitzutheilen, erregen für die neu entstandene, aber nun wohl schon ziemlich kühn mit andern Sammlungen in die Schranken tretende Breslauer Universitäts-Sammlung die schönsten Hoffnungen. Manches, was auch für die heid-

nische Zeit Deutschlands Richtigkeit hat, werde ich auch hier zuweilen berühren.

Herr Kanzeley-Rath Thomsen zu Kopenhagen, Sekretär der ebengenannten Commission, von dem mir ein seit einigen Monaten angeknüpfter lebhafter Briefwechsel sehr viel Lehrreiches und Erfreuliches schon brachte, schrieb mir am 15. April d. J.: „Unter den andern Sachen bin ich sehr aufmerksam auf den Schildknopf Taf. VII.; wir haben einen von nämlicher Größe und Arbeit, wovon nächstens ein Abguß, oder wenn dieser nicht geräth, eine Zeichnung erfolgt. Der eiserne Schild hat sich ganz aufgelöst und ein besonderer dicker fester Eisenocker in der Vertiefung des metallenen Schildknopfs sich gesammelt. Er wurde in einem Bache gefunden und scheint mir darin verloren worden zu seyn, so daß der Knopf unterwärts gekehrt lag. Die Vorstellung auf unserem ist aber St. Georg oder vielleicht Sigurd Fofnersbane (Sigurd der Fafners Tödter), mit dem Drachen kämpfend. Der Ritter trägt einen spitzen Helm, von der Art, welche hier um das Jahr Tausend gebraucht wurde."

Ein Abguß ist bereits in meinen Händen und wenn auch durch die Länge der Zeit das Gepräge des Urstücks undeutlicher und das des Abgusses es daher noch mehr ward, so ist doch die Darstellung darauf leicht und deutlich zu erkennen. Der Ritter reitet im Gallop auch hier von der Rechten zur Linken und hat die rechte Hand erhoben, mit welcher er den Spieß hält, den er auf den sich unten krümmenden Drachen stößt. Oben über dem Ritter ist einiges undeutlich, der Rand der Einfassung ist etwas einfacher gebildet (wenn nicht das Auge des Zeichners bey dem Thüringer Schildknopf verschönte) und der äußere Rand ist nicht gezackt, sondern gleich rund und sieht aus wie kleine Buckeln, zwischen denen allerhand Zierstriche stehen. *) Auch hier bezeichnen die Löcher die Art, wie dieser Buckel auf dem eisernen Schilde befestigt ward.

Die Uebereinstimmung beyder Werke ist überaus merkwürdig und die Ansicht des zweyten (dänischen) Stücks berichtiget vielleicht manches auf dem bey Rosleben gefundenen Knauf, welches nur Vermuthung des Zeichners war. So ist uns z. B. das im Hintergrund stehende Gemäuer mit runden Wölbbogen auf dem zu Rosleben gefundenen verdächtig. Es ist schlimm, daß die verdienstlichen und für die Alterthumskunde und die Mittelzeit wichtigen Jahresberichte des Thüringer Vereines nicht in den Buchhandel kommen; es mag vielleicht noch manche Sammlung geben, in welcher ähnliche Stücke vorhanden sind, unter denen dann eines das andere erklären würde. Solch eine lebendige und alles umfassende oder andere Forschungen anreizende Erklärung kann aber nur aus einer allgemeiner erwachenden Liebe der Alterthumskunde entspringen und aus fleißiger Anfertigung von Abgüssen, welche die verschiedenen Sammlungen mit einander austauschen. **)

Was nun die Darstellung auf dem Buckel betrifft, so ist es wohl klar, daß an einen Curtius, auch bey dem Rosleber Bildwerke, nicht mehr zu denken ist, da auch hier der Ritter die Hand, (wenn beym Zeichnen nicht ein Fehler vorgegangen und das Bild nicht umgekehrt worden) die linke, erhoben hat, von der gewiß ein nur verloschener, wenig erhabener Strich, die Lanze, niederging, um den unten befindlichen Drachen zu erstechen, der vielleicht in Flammen gehüllt war, oder dessen undeutliche Gestalt der Zeichner in Flammen auflöste. Auch ist ja der Blick des Ritters niedergekehrt und zwar nach der Stelle, wo das Unthier seyn müßte.

Eine andere Berücksichtigung verdient der Zweifel, ob der heilige Georg oder Sigurd der Schlangentödter gemeint und dargestellt worden sey. Indem ich auf meines Freundes von der Hagen Untersuchung und Entwicklung der Heiligensage vom Georg verweise, *) bemerke ich daraus (S. VIII.), daß vor dem Jahre 1100 nichts von einem Kampf des heiligen Georg mit dem Drachen verlautet, und daß dieser Zusatz erst später angefügt ward, im 14ten Jahrhundert aber schon ganz allgemein war.

Wenn nun die Gestalt des Helmes auf dem Kopenhagener Schildbuckel, nach obigem Briefe des Hrn. Thomsen, eine solche ist, die um das Jahr Tausend erschien und gewöhnlich war (auf dem Bilde, zu Rosleben gefunden, ist eine andere Form), so wächst die Wahrscheinlichkeit, daß das Bild nördlichen Ursprungs war und den berühmtesten Recken aller germanischen Nordlande, den Sigurd, vorstellen sollte; um so eher scheint das wahrscheinlich, da, wie es deutlich ist, wir römische Bedeutung und Bezug auf den Curtius ganz zurückweisen müssen, wenn auch vielleicht dem Former solche römische Bilder vorschwebten. Erwägen wir nun, daß die Sage vom heiligen George aus griechischen Schriften hervorging, daß die griechischen Legenden die Hauptsagen sind, aus welchen alles entsprang, und bedenken wir den Einfluß, welchen die nordischen Völker als besoldete Krieger und Leibwachten so lange in Constantinopel hatten, und daß viel Nordisches in jene Gegenden hinüber ging und von dorther wieder vielfach verändert und morgenländisch wunderbar ausgestattet, zurückkehrte, so zündet dieses doppelte Bildwerk auch für die Legende des heiligen Georg ein neues Licht an, und es steht wohl zu vermuthen, daß der Drachenkampf erst durch nordische Sänger hineingewoben ward, indem die Byzantiner in die Heiligensage ihres größten ritterlichen Helden, welcher der Schutzheilige aller Ritterorden in der Folge ward, die wichtigste Begebenheit des nordischen Recken verflochten, der der berühmteste durch alle Jahrhunderte war; und offenbar zeigen sich schon in der späteren deutschen Sage, worin Sigfried mit dem Drachen um den Besitz der Ebriembilde, nicht mehr um den Schatz, kämpft, die Uebergänge zur Legende, worin ja auch Georg die Jungfrau von einem Drachen befreyt. Nur der Wink muß hier im Kunstblatt, wo nur auf ein gedoppeltes merkwürdiges Bildwerk aufmerksam gemacht werden sollte, genügen; andere Sagenforscher mögen ihn fruchtbringender verfolgen. **)

Büsching.

*) An einem andern Orte, in einer Sammlung von Beyträgen, zur Kenntniß der Vorzeit und des Mittelalters, die ich eben zur öffentlichen Erscheinung vorbereite, soll eine Abbildung erscheinen.

**) So mannichfache Verbindungen ich auch schon deshalb für die Breslauer Sammlung angeknüpft, so wird mir doch eine jede neue sehr erfreulich seyn.

*) Deutsche Gedichte des Mittelalters von Hagen und Büsching Bd. I.

**) Die Möglichkeit, daß beyde Schildbuckel aus der christlichen Zeit herrühren, will ich nicht bestreiten, aber wahrscheinlich ist es mir nicht sehr.

Nro. 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. Juli 1823.

Dem Tugendhaften wird oft Macht zu Theil,
Allein der Mächtige liebt selten Tugend.
Weichselbaumer.

Persische Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

IX.

Als der Hahn am Morgen schlief,
Nahm der Schakal in den Rachen
So ihn, daß er mußt' erwachen,
Und der bange Wächter rief:

Was beginnst du, grauser Schlächter!
Wehe dem, der mich verletzt.
Denn mich hat der Herr gesetzt
Selb zu seines Hauses Wächter.

Stundenzähler ich der Nacht,
Und des Tages Lichtverkünder,
Schrecken bin ich bleicher Sünder;
Gib mich frey aus deiner Macht! —

Ich nicht werd' es thun gewiß;
Denn der Morgen, den du weckest,
Ist mein Feind, und die du schreckest,
Meine Freundin Finsterniß.

Wenn es ist dein Amt, zu wachen,
Schlafend hast du dich verdammt.
Meines ist ein andres Amt,
Und vollziehen soll's mein Rachen.

Sage mir und laß mich wissen,
Wie du willst verschlungen seyn,
Ob in vielen Stücken klein,
Oder ganz auf Einen Bissen.

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Wir waren vierzig bis fünfzig Stunden von Lima entfernt, und konnten leicht mit doppelter Uebermacht angegriffen werden, was nicht geschah, und die wichtigsten Gründe dazu sind wohl, daß man recht gut wußte, daß wir stets zum Einschiffen bereit sind, und daß, da die Fahrt nach Norden ungemein geschwind geht, wir leicht der Armee in den Rücken kommen konnten, um auf die Hauptstadt selbst, wohin wir in einem Tage gelangen konnten, ein Unternehmen auszuführen. Wir befestigten sogleich das dortige Fort (um besonders das Einschiffen zu begünstigen), welches ein Jahr vorher von unsern Kriegsschiffen bey einer Landung daselbst gesprengt worden war. Es wurde viel Branntwein und Zucker an Bord der Transportschiffe gebracht, was jedoch nicht Alles für die armen Soldaten bestimmt war. Alsbald erschien ein Theil der feindlichen Flotte, die aber stets von der unsrigen gejagt wurde und wenig Muth zeigte. Der Vicekönig schickte uns Parlamentaire, und behandelte uns ganz wie eine ehrliche feindliche Macht, und nicht, wie es sonst bisher geschah, wie Insurgenten. Alsbald versammelte sich eine Deputation von beyden Seiten in Miraflores, nahe bey Lima, und es wurde in Friedensunterhandlungen getreten. Es ist leichter, zu berichten, was bey dergleichen Versammlun-

gen gesagt, als was gedacht wird. Zeit zu gewinnen schien hier beyden lieb zu seyn. Von unserer Seite war stets der erste Punkt, die Unabhängigkeit des Landes von Spanien, worauf dann die weitern Verträge folgen sollten. Die verschiedenen Anerbietungen, die uns geschahen, waren hingegen, nebst vielen andern, folgende: Wir sollten von unserm Vorhaben abstehen, nach Chile zurückkehren, mit Schadloshaltung der Kosten für die Expedition; man wolle Chile und Buenos Ayres anerkennen und Frieden machen. Ein langer Waffenstillstand, um von beyden Seiten Abgesandte nach Spanien zu senden und deren Rückkunft zu erwarten. Man bot uns auch an, in peruanische Dienste mit sehr großen Vortheilen zu treten, und was dergleichen Narrheiten mehr waren. So vergingen einige Wochen, wobey gar nichts geschah, und blos der Vicekönig viele Höflichkeits-, Frieden- und Völkerglück wünschends Briefe schrieb, in denen er den General San Martin General der chile'schen Armee, und dieser den andern Vicekönig von Lima, und nicht von Peru, nannte, da wir auch Prätensionen und einigen Besitz an diesem hatten; sonst nannte sich San Martin General en Chef der kombinirten Befreyungs-Armee für Peru. Schon von jezt an begannen alle möglichen Intriguen und gegenseitige Versuche, den Andern zu überlisten. Von unserer Seite wurde eine Division nach dem Innern marschfertig gemacht, die gleich nach beendigten Deliberationen und Waffenstillstand abging. Emissäre, Spione und Aufwiegler aller Art hatten wir schon von Chile und von hier aus überall hingeschickt. Als diese Division im Gebirge und etwas sicher war, schiffte sich die Armee, nach drey bis vier Wochen Aufenthalt, ruhig wieder ein, und erschien zum Schreck der Limaer vor dem Callao (oder Bonna Vista. Hafen von Lima), denn man suchte überall bekannt zu machen, daß blos eine geringe Macht gelandet habe, aber nicht die eigentliche erwartete Expedition. Durch alle wirklich feinen Kunstgriffe wurde doch ganz Peru und selbst der Vicekönig betrogen, der unsere Stärke stets für doppelt so stark hielt, als sie war. In Ancon, ein paar Meilen von Lima, wurde eine kleine Division ans Land gesezt, die den Weg durch Chancay, Huaura nach Supe ging, wo die eigentliche Armee sich ausschiffte. Diese Division hatte zum Zweck, der Armee Lebensmittel zu verschaffen, und, da jezt schon an der Küste mehrere Maßregeln genommen worden, die Ausschiffung zu beschützen. Alles gelang, und unser Hauptquartier ging bald nach Huaura, wo dann die Vorposten bis Chancay vorrückten. Es geschah von beyden Seiten nichts, ganz unbedeutende Vorpostengefechte abgerechnet, dafür wurde aber sehr viel von unserer Seite minirt, und das ganze Land mit Proklamationen überschwemmt; durch unser gutes Betragen wurde alsbald alle Furcht verjagt, und die Indier vor allen, die ihre Freyheit, besonders Erlösung vom Tribut u. s. w. hofften, wurden unsere besten Freunde. Die Korrespondenz ging nach allen Seiten; alle diejenigen, die von ehemals Verbindung in Peru hatten, und alle Emigrirten von Peru nach Chile, die wir in Schutz genommen, und im Dienst befördert mitgebracht hatten, mußten das Ihrige in Person oder durch Briefe thun, und so wuchs unsere Parthey ungemein. Selbst im feindlichen Heere hatten wir viele Freunde, und von diesen wußte man Alles, was vorging. Truppen waren in den verschiedenen Provinzen, außer Arequipa, dem Cuzco und dem obern Peru sehr wenige, und wir erreichten bald unsern Zweck. Guayaquil, wo wir viele Freunde hatten, erklärte sich alsbald unabhängig, und half uns viel durch das gute Beyspiel. Die Division im Innern hatte, ohne vielen Widerstand vom Feinde, die Provinzen von Yca, Guamanga, Huaura genommen und aufgewiegelt, und überall, wo wir hintraten, wurde gleich die Independenz beschworen, neue Gouverneurs von unserer Parthey angestellt, und so viel als möglich etwas gethan, wodurch das Volk entscheidende Parthie ergreifen, und sich für uns kompromettiren (wie das spanische Wort sagt) mußte, um dann gezwungen zu seyn, gegen die spanische Oberherrschaft zu handeln. Aus diesem allem kann man auf die Schläfrigkeit und Apathie dieses Volkes schließen, welches am liebsten eigentlich gar nichts thut. Am 4. Dec. ging endlich das ganze Bataillon Numancia, von 800 Mann der besten Truppen von Terra firma, zu uns über, welches schon längst von San Martin gewonnen war. Am 6ten schlug die Division des Innern eine Division, die von Lima nach Pasco geschickt worden war, völlig, und zu gleicher Zeit erklärte sich die ganze Provinz Truxillo unabhängig, wo ein Marquez de Torre Tagle Präsident war, der eine der ersten Rollen in Peru spielte. Alles dieses brachte so viel Schrecken und Zaghaftigkeit in Lima hervor, daß es keinem Zweifel unterworfen ist, daß wir es hätten einnehmen und sogleich die Campagne beenden können. Es geschah nicht, da man doch des endlichen guten Erfolgs sicher zu seyn glaubte, und Alles wurde dadurch ungemein in die Länge gezogen.

Unsere Armee rückte bis Chancay vor, und bezog dort ein Lager. Sehr viele Offiziere, Bataillons-Chefs, Soldaten und Bürger gingen zu uns über, und aller strengen Maßregeln ungeachtet konnte der Vicekönig die Desertion in seinem schon sehr demoralisirten Heere nicht verhindern. Wir konnten von Chancay oder Retes aus, wo wir waren, nicht wohl Lima angreifen, da diese Seite sehr unzugänglich ist und stark befestigt wurde; außerdem sind diese vierzehn Stunden zwischen zwey Flüssen, und, wie hier überall, eine brennende Sandwüste, und dieses, so wie das Mißtrauen in die Truppen, machte auch, daß wir nicht angegriffen wurden. Die Division des Innern vereinigte sich wieder mit der Armee, es wurden Offiziere und Waffen in alle die Bergthäler um Lima abgeschickt, und daselbst bildeten sich Guerillas-Haufen, die keine großen Heldenthe-

ten verübten, aber, ohne sich sehr auszuzeichnen, dem Feinde viel Schaden thaten, und Lima so zu sagen blokirt erhielten, durch ihre Menge Aufsehen und Schrecken beym Feinde erregten, Landgüter und Plantagen der alten Spanier viel besuchten, und in den Hühnerställen und Viehheerden große Niederlagen anrichteten, auch wohl manche Kirche nicht verschonten, um, wie sie sagten, die übrigen besser zu verzieren, denn die Befreyungs-Armee sollte kein fremdes Eigenthum antasten.

Im Januar zog sich unsere Armee nach Huaura zurück, und nun fingen unsere größten Leiden an. Da die Truppen nicht sehr gut genährt werden konnten, und besonders mit dem Obst keine Diät hielten, so rissen böse Fieber und Ruhr ein, und über die Hälfte lag bald in Hospitälern, wovon auch die Meisten wegen Mangel an Hülfe starben; unsere englische Aerzte und Wundärzte, deren wir viele in der Armee hatten, gingen stets auf englische Art zu Werke, und unerachtet Alles starb, ließen sie sich nicht davon abbringen. Hierbey ist zu bemerken, daß die hiesigen elenden Quacksalber, die meist Mulatten sind, mit ihren Klystiren und Tisanen viel weiter kamen, da jene mit ihrem Salomel Alles zu kuriren fortfuhren. Das Beste bey Allem war, daß in Lima ebenfalls die Hospitäler alle voll waren, und daß alle Lebensmittel theuer wurden, und sich die Armee, aus Furcht vor Aufstand, Verrätherey u. s. w. nicht bewegen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gesang als Bildungsmittel.

Eine Rede, welche der Doktor und Professor Hamhart, am 26. Mai 1823, zur jährlichen Gymnasialfeyer in Basel, über Gesangbildung gehalten hat, ist das nachfolgende Bruchstück enthoben:

Die wahre Menschenbildung ist nicht die einseitige Verstandesbildung, es ist diejenige, welche Verstand und Herz, welche den ganzen Menschen erfaßt und ihm jenen Sinn verleiht für das Wahre, Schöne und Gute, den das Römerwort Humanitas so treffend als das dem Menschen Eigene bezeichnet. Das Wissen ist nicht die Hauptsache bey der Menschenbildung; am wenigsten, wenn es nur ein Wissen desjenigen ist, was Andere wissen, oder was sie vor uns gewußt haben, ein todt liegendes. Was den Menschen adelt, was wahre Bildung beurkundet, ist das Wollen des Guten, zwar erzeugt durch die Einsicht, aber in seiner Kraft erhalten durch ein lebhaftes, zur reinsten, ja zur unmittelbaren Erkenntniß geläutertes Gefühl des Wahren, Schönen und Guten; eines Gefühles, das in seiner natürlichen Reinheit hervortritt bey dem Kinde, welches beym Sehen und Hören des Schlechten unwillkührlich erröthet, das dem Wahren, Schönen und Guten mit lautem Beyfall huldiget. Allerdings ist es gut, wenn der mit Maaß und Zahl vielfältig beschäftigte, zum Erwerb und zu kluger Berechnung des Vortheils ausgebildete, jene Stufe der Besonnenheit erreichte, auf welcher derselbe dem Strome der Empfindung gebieten, seiner oft überschwenglichen Gefühle Meister werden, und zügeln kann die manchmal in's unendlich Leere ausschweifende Phantasie. Aber in den entscheidenden Augenblicken, wo die edelste That zur Geburt reift und mit ihr des Einzelnen, ja ganzer Völker Heil, da gibt nicht der Verstand, das edle Herz gibt da den Ausschlag; es ist die Begeisterung für das Edle und Große, welche den Willen gewaltiglich lenkt, und schnell auf den großen Entschluß folgen läßt die große That. So in Marathon und bey Thermopylä, am Morgarten und bey St. Jakob; so noch überall, wo ein edler Mensch, allein oder mit Andern, den Ruf um Hülfe vernimmt und des Herzens Stimme folgend alsobald hilft, wo er helfen kann.

Was entzündet aber schon im Kinde dieses heilige Feuer? Was unterhält im Erwachsenen die Glut? Der Dichter und Sänger. Ihn höret mit Lust das Kind, das zu frühe zu singen als zu sprechen pflegt, und das Alter mit Andacht. Was aus der Tiefe des Gottbegeisterten Gemüthes hervorquillt, trifft, vom melodischen Tonfall begleitet, mit unwiderstehlicher Kraft die gleichgestimmte Saite in des Knaben, in des Jünglings reinem Gemüth; heiliger Entschließungen voll, fühlt er sich gestärkt zu jeder guten That. Der Tugend und Unschuld hohen Werth preiset ihr nicht vergeblich, Dichter und Sänger, der zarten Jungfrau; sie höret es und ihr seelenvolles Lied macht des Herzens heilige Empfindungen kund. Noch lebst du und wirkst du fort und fort, unsterblicher Sänger der Alpen; aus fernem Lande treibt noch manchen dein Lied in unsere Gebirge, um die Herrlichkeit des Allmächtigen zu schauen; und hier freut er sich wieder gefunden zu haben, was er verloren hatte im Städtegewühl, den Sinn für die Natur, für das einfach Erhabene; von diesem Schauen der Wunder Gottes kehrt er begeistert zur Heimath, verkündigend in Wort und That des Schöpfers Größe und Güte, in dessen heiliger Nähe er wandelte. Du hast nicht vergeblich gesungen, Sänger der Schweizerlieder; noch hallen sie wieder in Berg und Thal, und in noch lieblichern Melodieen werden sie bald dem jugendlichen Schweizerherzen näher treten und die Söhne der Alpen und der Ebene begeistern, zu leben wie die Väter für Gott und Vaterland. Glückliches Volk der Eidsgenossen! Gerade zu der Zeit, wo ein weder sprach- noch stammverwandtes fremdes, gemüthloses Volk seine Sitten oder vielmehr seine Manieren dir schmeichelnd aufgedrungen, wo hie und da der Unterricht schon die einseitige Richtung zur einer Verstandesbildung genommen, die das Gemüth unbefriedigt, die Phantasie

ungeregelt, und eben deßhalb das öde Herz der Schwärmerey und ihren unreinen Lüsten zur Beute läßt, da sind in unserm Vaterlande die edeln Männer aufgetreten, welche den Gesang als das wirksamste Mittel zur wahren Menschenbildung durch Weckung und Erhaltung des religiösen Sinnes und zur Stärkung der Willenskraft empfohlen, die eine zwar nicht schnell, aber desto sicherer zum schönen Ziele führende Lehrweise bekannt gemacht. Mit den einfachsten, aber desto lieblicher, desto stärker uns ansprechenden Melodien begleiten sie, was Deutschland und Helvetiens Dichter zur Ehre Gottes, zum Preis des Erlösers gesungen, und zur Erweckung und Stärkung der Kraft, die der Schöpfer liebevoll in jedes Herz gelegt. Auch Basel hat sich angereiht den Schweizerstädten und Flecken, die in ihren Gesang-Anstalten jene großen Verdienste dadurch am würdigsten ehren, daß sie ihnen öffnen ein mit jedem Jahre sich erweiterndes Feld ihrer wohlthätigen Wirksamkeit. Auch hier nähern wir uns zwar langsamen, aber sichern Schrittes dem Zeitpunkt, wo der Gesang seinen mächtigen Einfluß auf ein Geschlecht äußert, das durch einmüthiges kräftiges Wollen des Guten, zu dessen Erkenntniß es gelangte, seine wahre Bildung beurkundet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juni.

Wir versprachen in unserm lezten Schreiben, noch von einigen Büchern zu sprechen, von denen hier nicht gesprochen wird. Bevor wir aber diese Zusage erfüllen, sey es uns erlaubt, zwey poetische Produktionen zu erwähnen, von denen allerdings, wenn auch nur hie und da, die Rede ist. — Die vor allen andern Künsten vorwaltende Herrschaft der Musik ist bekannt; bekannter noch das lebendige und allgemein verbreitete Interesse, das Webers volksthümlicher Freyschütz erregt hat. Aus diesem heut so fruchtbaren Boden geht nun auch der Antheil hervor, den man an einem eben erschienenen Werk der talentvollen Frau von Ehezi nimmt. Schon längst ist es dem musikalischen, das heißt dem Publikum hat exoxán bekannt, daß diese Dame für Maria von Weber eine Oper Namens Eurvanthe geschrieben hat, die im nächsten Herbste auf dem Theater an der Wien dargestellt werden soll. Die Schriftstellerin, die den Erfolg der Ueberraschung zu verschmähen scheint, hat uns vorläufig eine Uebersetzung der altfranzösischen Novelle gegeben, die schon Boccaz und Shakespear benuzten und welche die Quelle ist, aus der die deutsche Dichterin den Stoff zu ihrem Operngedichte schöpfte. Man darf sich also nicht wundern, wenn diese Uebersetzung mit großem Interesse gelesen und besprochen wird. Die Schwierigkeit der Uebertragung ist äußerst glücklich gelöst, und verdient um so mehr anerkannt zu werden, als in ihr keine Spur zu finden ist von jener neumodischen Mittelalterthuerey und jenen sprachkegezischen Verrenkungen des Stils, von welchen ungeschickte Plumpheit glaubt, daß sie fromm und naiv klingen. Ohne daß der Sprache die mindeste Gewalt angethan ist, ohne das kleine Kunstwerk mit den zufälligen Rostflecken der entschwundenen Zeit geflissentlich und neu zu verzieren, trägt diese Uebersetzung das Gepräge einer wohlthuenden Alterthümlichkeit; und es gereicht dem feinen Takt der Verfasserin zu großer Ehre, daß sie diese ihre Absicht erreichte, ohne, wie so manche Andere, in den Kanzley- oder Klosterstyl zu gerathen. Die Erzählung selbst fesselt und gewinnt uns durch eine spiegelhelle und liebliche Einfachheit in dem steten Wechsel mannigfaltiger Abentheuer; sie ist ein Ritter-Idyll, in welchem der Wolf nicht fehlt. Deßhalb eignet sie sich auch — wenn man die epische Breite dramatisch zu begränzen, die Kontraste augenfällig gegen einander zu stellen und die Gelegenheit zu neuen musikalischen Situationen aufzufinden weiß — deßhalb eignet sich diese Erzählung mit ihrem siegreichen und befriedigenden Schlusse zu einem vorzüglichen Opernstoffe. Nicht aber der Wahrheit wegen, wie die Verfasserin in der Vorrede behauptet, hinzusezend, daß die Musik vor allen andern Künsten auf Wahrheit dringe. Ganz im Gegentheil kann man sagen: Musik hat es weder mit dem Begriff noch mit dem Verstande zu thun und kann daher so wenig Wahrheit darstellen, daß es wohl unmöglich seyn dürfte, gerade das Evidenteste zu komponiren, als z. B. wenn a ist = b und b = c so ist a = c, woran sich wohl kein Tonsezer wagen wird. Aber auch da, wo er angewandte Vernunft-, Erfahrungs-, individuelle Wahrheit sezt, wird er nie die Wahrheit selbst, sondern nur ihre zufällige Aeußerung oder ihren zufälligen Eindruck musikalisch darstellen können. Man denke sich nur die Vernunftwahrheit komponirt: das Gewissen ist die Stimme Gottes in uns; — oder Erfahrungswahrheit: dem rauhen Winter folgt der liebliche Frühling, oder die individuelle Wahrheit: Mich fliehen alle Freuden. — Die ächte Musik ist freylich immer wahr, aber nur in dem Sinne, wie die Natur selbst wahr ist, dadurch, daß sie nämlich ächte Natur ist, so daß man niemals sagt: wie wahr blüht diese Blume, wie wahr stürzt dieser Giessbach herab! und also auch nicht sagen kann: wie wahr ist diese Melodie, diese Harmonie! Man sage nicht, daß wir hier einen kleinlichen Wortstreit anzetteln und eine Unbedeutenheit zu ausführlich und ängstlich entwickelt haben. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß sich Dichter und Tonsezer über das Wesen der Musik verständigen, und beyde nicht verleitet werden, die Grenzen ihrer Kunst zu überschreiten, wie dieß die neueste hypergelehrte deutsche Musik und die musikalisch-lyrische Hyperpoesie noch immer nicht unterlassen wollen. Es gibt Dichter, die dem Komponisten eine Oper schreiben möchten, so melodisch wohlklingend, daß sie gar nicht mehr komponirt zu werden braucht. Es gibt Komponisten, welche gern so wahr deklamiren möchten, daß man in den drey Worten: „Ich liebe dich" das philosophische Ich und Nicht-Ich und zugleich das Leidenschaftliche der Liebe vernehme, während sie, auch um recht wahr zu seyn, wirkliche Flinten und Kanonen als obligate Instrumente zu ihren kriegerischen Kompositionen gebrauchen. Wie hyperbolisch diese Behauptung erscheinen mag, so könnten wir sie doch durch Thatsachen belegen. Wahrlich, es ist Zeit, daß in Deutschland wieder einmal eine Oper erscheine, die ein wahrhaft musikalisches Drama, nämlich eine organische Reihe lebendiger Gemälde wäre, in welchen sich Poesie und Tonkunst wie Zeichnung und Farbengebung verbielten, und harmonisch sich vereinten. Wir würden dieses mit allem Rechte von einer Dichterin, wie Frau von Ehezi, und von einem Tonsezer, wie Maria von Weber, erwarten dürfen, wenn uns die erstere, wie von ihrem poetischen Talente, auch Proben ihrer legalen Theaterkenntniß abgelegt hätte. So aber hoffen wir auch hinsichtlich dieser leztern unerläßlichen Bedingung auf den erfahrenen, die Bretter kennenden Komponisten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Juli 1823.

Dichtkunst.

Haine von J. M. Söltl, Professor im K. Erz. Inst. für Studierende in München. Augsb. und Leipzig in der Jenisch und Stageschen Bchhdl. 1823. 168 S. kl. 8.

Ein Eichenhain, ein Cypressenhain, ein Lindenhain und ein Hain der Sage. So wie Rec. in den Eichenhain trat, stolperte er bey'm ersten Schritte über eine unlogisch gewachsene Weinrebe.

Auf Hügeln glühet und sprosset der Wein.

Der Wein hätte besser gethan, erst zu sprossen und dann zu glühen, das Metrum würd' ihn nicht daran gehindert haben. Indessen Rec. schritt muthig weiter, fand einige (nach dem Verf. teutsche) Eichen, (vaterländische Lieder) wenn nicht von hohem, doch von ziemlich gradem Wuchse und von lenzesgrünem Laub, dazwischen aber mancherley anderes Gestrüpp. Er wand sich glücklich hindurch, aber S. 45. schlug ihn ein undeutscher Doppelast in's Gesicht:

Zugenickt und zugewunken (gewinkt)
Angeklingt (geklungen) und ausgetrunken.

S. 56. fand er eine Wunderblume, die auf erfreuliche Weise ihre Gestalt und ihre Namen wechselt, je nachdem der Gärtner ist. Volkes-Liebe, Volkes-Muth, Volkes-Klage, Volkes-Sinn. Ein poetischer Gedanke kurz und glücklich ausgeführt. Der Cypressenhain ist der Prinzessin von Baiern, Max. Jos. Karoline, geheiligt, ihn soll die Kritik nicht entweihen. Im Lindenhaine blühn einige Bäume recht wohlriechend. Astronomie, Philosophie, Rhetorik, Physik, Botanik heißen die besten. Es ist Gedanke in dem Mark der kleinen Stämme, und anakreontische Lust duftet aus ihren Wipfeln. Aber was soll Rec. sagen von dem Distichon, Tag und Nacht:

Freundlich ist mir willkommen der Tag, er wecket zu Thaten;
Aber zur süßeren Ruh ladet die liebliche Nacht.

Am Tage soll der Mensch arbeiten und des Nachts ruhen, das wissen wir auswendig, es bedarf keines versus memorialis dazu. Der Hain der Sage enthält wenig Bäume, aber sie sind leidlich gewachsen. Der Sänger-Baum jedoch ist ein wenig zu dunkel verzweigt, man sieht so zu sagen den Baum vor lauter Zweigen nicht.

Der Förster, welche diese vier Haine angepflanzt hat, ist allem Anscheine nach ein wackerer, wohldenkender und mit Empfindung begabter Mann; aber südländische Citronenwälder oder morgenländische Cedern- und Palmenwälder wird er im Reiche der Dichtkunst schwerlich anlegen.

Der Druck ist sündlich uncorrect. Raphael d'Urbind! (S. 139.) Sogar die Seitenzahlen sind von S. 155 an verdruckt. Titelkupfer und Vignette erbärmlich.

Zeitgeschichte.

An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander Hohenlohe, on Miss Barbara O'connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc.

Authentischer Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe, an der Miß Barbara O'connor, Nonne des Klosters New-Hall bey Chelmsford, bewirkt hat; nebst einer vollständigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieser Sache im Umlauf waren. Von Dr. Johann Badeley, Protestant, Arzt im genannten Kloster. London 1823. (Ein Band in 8. in englischer Sprache.)

Das muß ein höchst vortreffliches Werk seyn, das schon auf dem Titelblatte belehrend ist! Aus diesem Titel aber ist einiges zu lernen. Erstens ersieht man daraus, daß das Wasser ein Wunderleiter ist, da der Fürst von Hohenlohe, ohne sich einer gefährlichen See-Reise auszu-

setzen, vermochte, seine Wundertätigkeit nach Irland hinüber wirken zu lassen. Dieses führt zu dem Schlusse, daß die Wunderheilkraft mit der Electrizität eine große Aehnlichkeit hat, eine Aehnlichkeit, die zu der angenehmen Hoffnung berechtigt, daß, so wie es Elektrisir-Maschinen giebt, man auch einst noch Wunder-Maschinen erfinden werde, die in Spitälern große Dienste leisten müssen. Zweytens, zeigt der Titel, daß in Irland ein Protestant Arzt eines Nonnenklosters ist, welches auf Eintracht zwischen beyden Religions-Partheyen hindeutet. Was nun das Werk selbst betrifft, so werde ich es nicht beurtheilen. Nicht darum enthalte ich mich dessen, weil mir das Buch gar nicht vor Augen gekommen, ich es also nicht habe lesen können — ein geübter Rezensent muß auch Werke zu kritisiren verstehen, die er nicht gelesen — sondern ich unterlasse es, weil es überflüssig wäre, da sich eine Kritik des Buches schon in einer französischen Zeitschrift findet, die ich also blos zu übersetzen brauche. Was könnte auch ein Deutscher Besseres sagen? In Sachen des Unglaubens muß man sich mit keinem Franzosen messen: darin sind sie Meister. Meister Franzose sagt was folgt.

„Zu dieser Zeit lebte nahe bey der Stadt Chelmsford eine Nonne, die einen bösen Finger hatte. Nichts konnte den Zeigefinger der Nonne vor jeglicher menschlichen Verderbniß bewahren. Miß Barbara O'connor (dieses war auf Erden der Name der Heiligen) versuchte, vom 7. des Monats Dezember 1820 bis zum Monate Januar des folgenden Jahres, vergebens aus ihrem Finger das Uebel zu vertreiben, das sich dort unversehens eingeschlichen hatte; Reibungen, Bähungen, Einschnitte, Salben, Balsame, Elixire, Aufschläge, Einspritzungen — nichts schlug an. Der Daumen (ich irre mich, es war der Zeigefinger), der Zeigefinger der Miß Barbara blieb lange Zeit in dieser traurigen Lage. Alle Apotheker des Sdyre's (des Cantons) untersuchten und behandelten ihn, ohne ihn heilen zu können. Hr. Barlow setzte Blut-Igel an; die Blutigel wollten nicht anbeißen. Hr. Carpue machte Einschnitte, um etwas eiterige Materie ausfließen zu lassen, aber die eiterige Materie floß nicht. Man trieb es bis zu Merkurial-Einreibungen; dieses so wirksame Mittel blieb ohne Erfolg. Ein Jahr verstrich. Der Finger Gottes ruhte schwer auf dem Daumen oder Zeigefinger der Miß Barbara. Endlich (o himmlische Eingebung!) kam es in die Seele der Hochwürdigen Madame Gerard, Superiorin des Klosters, den guten Fürsten Hohenlohe, dessen Wort schon so viel Gelähmte geheilt, und so vielen Blinden das Gesicht wieder gegeben hatte, um die Heilung des unheilbaren Zeigefingers anzuflehen. Man schreibt, man giebt genaue Auskunft über das schreckliche Uebel des Fingers, und man erhält folgende Antwort:

Daß der Fürst am 3ten Mai, um acht Uhr, ihrem Verlangen gemäß für ihre Heilung beten werde. Um dieselbe Stunde soll denn auch sie ihre Gebete verrichten.

Am dritten des bestimmten Monates nachdem Miß Barbara eine andächtige Stunde betend zugebracht und wohl auch zu Bamberg für ihren Finger gebetet worden war, bekömmt dieser Daumen oder Zeigefinger seine natürliche Gesundheit wieder. Kein Uebel mehr am Finger; auch nicht eine Spur mehr. O Wunder!

Das ist das wichtigste von den wunderbaren Begebenheiten, die von dem Herrn Dr. Badeley in dem Buche, das vor mir liegt, sehr umständlich und ernsthaft berichtet werden. Das Buch ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten, die in unserer Zeit erschienen sind; nicht daß es mit Geist und Anmuth geschrieben wäre, sondern wegen des Interesse des Schauspieles, und wegen der seltenen Naivetät, mit welcher der Doktor den Daumen oder Zeigefinger, Madame Gerard, Miß Barbara, die sechs Apotheker des Cantons, sich selbst, und den Daumenheiler auftreten läßt. Es ist jezt nur noch eines kleinen Neben-Umstandes zu gedenken; daß nämlich der gute Doktor, der jene merkwürdige Begebenheit bezeugt, darauf bedacht ist, uns selbst zu unterrichten, daß die Wahrheit der Thatsache ihm ganz unbekannt ist. Dieser treue, einfache und naive Schriftsteller (Schriftsteller wie man keinen mehr sieht) gesteht S. 19 und 20, daß der Daumen oder Zeigefinger ihm erst gegen die Mitte des Mai gezeigt worden ist. Nun muß aber der gute und treuherzige Hr. Badeley bedenken, daß die plözliche Heilung am 3. Mai, worauf das ganze Wunder beruht, keinen andern Zeugen als Miß Barbara selbst, und kein anderes Zeugniß als ihr Wort hat, welches übrigens in Zweifel zu ziehen die Heilige keine Veranlassung giebt. Der geneigte Leser kann also, ohne sich um das Zeugniß des Hrn. Badeley zu bekümmern, an den Daumen der Miß Barbara glauben oder nicht glauben. Hr. Badeley hat sich selbst aus der Sache gezogen, indem er gesagt: Meine Herrn, ich bezeuge es, aber ich weiß nichts davon."

Die menschliche Leichtgläubigkeit ist eine reiche Mine, welche den geschickten Leuten, die sie bearbeiten wollen, immer offen steht. Von den ägyptischen Priestern bis Meßmer, von Apollonius von Thyans bis zu den hochseligen Leiden der Nonne, die, während das Blut von ihr herabrieselte, und die Wolken des Todes ihre Augen bedeckten, schrie: Herz-Papa, ich will Dodo machen, hat der Mensch immer das Unmögliche geliebt, und immer hatte man die Geschicklichkeit jene Neigung durch Wunder zu befriedigen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Geschichte von dem Daumen der Miß Barbara künstlich verfertigt worden sey; aber indem wir ihr Glück wünschen, den Gebrauch ihrer drey kostbaren Fingergelenke wieder erlangt zu haben,

laden wir sie ein, wenn ihr das nämliche Unglück an der linken Hand begegnete, nach Paris zu reisen, und Seiner Durchlaucht ja durch den Doktor Dübas zu ersetzen.

D. B.

Staatswissenschaften.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

(Trümmer einer gescheiterten Kritik.)

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtseyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beybringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm seyn, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Minister im Allgemeinen habe ich zwey Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen Minister absetzen. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreyßig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind, und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freylich nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer gnädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt seyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr Bignon, der lange Minister gewesen, und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzley-Styl. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, sondern Experimental-Politik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Hr. Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Congresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Congreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt;

— — — — Lies't doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Dr. Börne.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft in Paris, vom Mai 1823.

28. April. Hr. Hurtrel sendet eine Denkschrift über ein Werkzeug zum Behuf der Winkel- und Linien-Messungen; Hr. John Walsh eine Abhandlung über die binomische Größe; Hr. Julia eine Abhandlung vom Daseyn des Eisen-Hydrocianats im Urin, und Hr. d'Houmbres Firmas seine in Alais gemachten meteorologischen Beobachtungen. In Gemäßheit eines durch Hrn. Coquebert de Montbret erstatteten Commissionalberichts über die geognostische Beschreibung von Puy-en-Velay und dem Thalgrund, worin diese Stadt gelegen ist, von Hrn. Bertrand-Rour, wird diese Arbeit belobt, und ihr Verfasser zur Bekanntmachung derselben von der Akademie eingeladen. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire liest allgemeine Betrachtungen über die Geschlechtsorgane. Aus den in der lezten Sitzung vorgeschlagnen Candidaten für die erledigte Stelle eines Correspondenten der Agriculturseetion wird Hr. Schwerz gewählt. Hr. Desfontaines erstattet einen Commissionalbericht über die von Hrn. Paulet handschriftlich eingereichte Synonimie der Pflanzen beym Theophrast, welche im ganzen belobt wird. Der Baron Blin liest eine Abhandlung über ein neues Princip der Harmonie.

5. Mai. Von Hrn. Turban erhält die Akademie eine Denkschrift über die Schiffahrt im Innern von Paris, und von Hrn. Metternich eine vollständige Theorie der Parallellinien. Hr. Coquebert de Montbret

erstattet den Commissionalbericht über die Prüfung der für den statistischen Jahrspreis eingelangten Concursschriften. Die zwey preiswürdig erfundenen Stücke sind, die handschriftliche Beschreibung vom Departement der Ober-Loire durch Hrn. de Ribier, und das Dictionaire hydrographique de la France von Hrn. Ravinet. An die Stelle des verstorbenen Bibliothekars der Akademie, Hrn. Charles, wird Hr. Feuillet gewählt.

Hr. Chaussier erstattet den Commissionalbericht über eine von Hrn. Larrey eingereichte Beschreibung eines merkwürdigen Krankheitsfalles. Einem, 25- bis 26-jährigen Soldaten, in der königlichen Garde, drang ein von vorn nach hinten gehender Säbelhieb durch die ganze rechte Seite der Brust; in der Brusthöhle bildete sich eine ungeheure Blutergießung, die durch Oeffnung (mittelst der Operation des Empyems) mußte entleert werden: der Erfolg war unerwartet günstig. Die in dem geheilten Menschen statt gefundenen Veränderungen wurden erstaunenswerth gefunden. Die ganze verletzte Brustseite ist um die Hälfte kleiner geworden; die Rippen haben einen Theil ihrer Krümmung verloren und sie berühren sich. Das Herz ist der Ortsveränderung der Brustmittelhaut gefolgt, von der rechten zur Linken, so daß nunmehr der Herzschlag unter den Knorpeln der siebenten und achten Rippe der rechten Seite gefühlt wird. Die Substanz (parenchyme) des linken Lungenflügels scheint sich im Umfange verdoppelt zu haben. Das Athmen geschieht einzig nur durch diese Lunge. Die Commissarien halten dafür, es biete dieser Fall eine der merkwürdigsten Heilungen der neuern Chirurgie dar. Der Soldat war in der Sitzung zugegen, und nach Anhörung des Berichtes entkleidete er sich, um die Zuhörer augenfällig von der Richtigkeit des beschriebenen Thatverhalts zu überzeugen.

Hr. Brongniart erstattete einen Commissionalbericht über die Abhandlung des Hrn. Bequerel von der plastischen Thonerde von Autevil, welche die Akademie großer und ungetheilter Belobung werth hielt. Hr. Gaymard, einer der naturforschenden Begleiter des Hrn. Freycinet auf der Reise um die Welt, las eine Abhandlung über die Schädelform der Papos. Die HH. Pelletier und Dumas lasen eine Abhandlung über die Elementar-Bildung und einige charakteristische Eigenschaften der vegetabilischen Alkalien, und Hr. Cagniard de Latour überreichte eine Notiz über die Ergebnisse einer vereinbarten Anwendung der Hitze und des Drucks auf gewisse Flüssigkeiten.

Folgende Preisfragen hat die Akademie (in der Sitzung vom 2. Junius 1823) auszuschreiben beschlossen:

Physikalischer Preis für 1825. Die Mangelhaftigkeit des Verfahrens chemischer Untersuchungen hat bis dahin eine genaue und befriedigende Kenntniß der im Magen und Darmkanal und während der Verdauung statt findenden Erscheinungen nicht gestattet. Die Beobachtungen und Versuche, auch die am sorgfältigsten angestellten, haben über den so ungemein wichtigen Gegenstand nur noch oberflächliche Kenntnisse gewährt. Jetzt, bey wesentlich vervollkommnetem Verfahren der Analyse thierischer und vegetabilischer Substanzen, lassen sich genügende Resultate neuer Untersuchungen über das Verdauungsgeschäft hoffen. Die Akademie verlangt demnach: „Es sollen, mittelst einer „Reihe chemischer und physiologischer Versuche, die Erscheinungen ausgemittelt und dargestellt werden, welche „während der Verdauung in den Verdauungsorganen auf „einander folgen." Die Preiswerber sollen zunächst, die chymischen oder andern Modificationen erforschen, welche die unmittelbar organischen Grundtheile in den Verdauungsorganen erleiden, und dabey vorzügliche Rücksicht auf diejenigen nehmen, welche Bestandtheile der Nahrungsmittel bilden, wie der Gallert- Eyweis- Zuckerstoff u. s. w. Hernach sollen die Untersuchungen auf die Nahrungsmittel selbst gerichtet werden, in denen sich verschiedene unmittelbare Grundtheile vereinbart finden, und dabey soll man sorgfältig unterscheiden, was auf Getränke und hinwieder auf feste Speisen Bezug hat. Die Versuche müssen alle vier Klassen der Wirbelthiere umfassen. Der Preis ist eine Goldmedaille von 3000 Fr. Werth.

Mathematischer Preis für 1824 (gleichfalls von 3000 Fr.): Es soll durch zahlreiche Versuche die Dichtigkeit bestimmt werden, welche die Flüssigkeiten, und insbesondere das Quecksilber, das Wasser, der Alkohol und der Schwefeläther, durch einen dem Gewicht mehrerer Atmosphären gleichkommenden Druck erleiden; auch sollen die Wirkungen der durch diesen Druck erzeugten Wärme ausgemittelt werden.

Der Alhumbert'sche Stiftungspreis (von 300 Fr.) soll im Jahr 1824 der gelungensten vergleichenden anatomischen Darstellung eines Fisches und eines Reptils zuerkannt werden.

Den Montyon'schen Preis der Experimental-Physiologie (895 Fr.) will die Akademie im Jahr 1824 dem ihr bis zum 1. Januar handschriftlich oder gedruckt übersandten Werke zuerkennen, wodurch die Experimental-Physiologie den bedeutsamsten Fortschritt gemacht hat.

Weil für's Jahr 1823 keine der an die Akademie gelangten Maschinen oder Instrumente, des Montyon'schen Preises der Mechanik werth befunden ward, so soll im Jahr 1824 die doppelte Summe (2000 Fr.) der preiswürdig erachteten Erfindung zuerkannt werden.

Laland's astronomischer Preis (635 Fr.) wird der vorzüglichsten Beobachtung oder Abhandlung, wodurch die Astronomie neuen Zuwachs erhält, zuerkannt werden. Eben so verhält sich's mit dem Montyon'schen Preis für die lobwürdigst erachtete statistische Arbeit des Jahres.

Die erste in Palladium gepräate Schaumünze ward im Junius durch Hrn. Bréant, den Waradin bey der königl. Münze in Paris, Sr. Maj. dem Könige überreicht. Ihre Vorderseite zeigt das Brustbild von Ludwig XVIII, die Rückseite enthält folgende Inschrift:

1823
Sous le règne de Louis-le-Désiré
Protecteur des lettres, des sciences et des arts,
Pour la première fois le palladium purifié
Par M. Bréant
A servi à la fabrication des medailles.
Medaille en palladium présentée au Roi
par M. Bréant.

Bekanntlich ist das Palladium als neues Metall im Jahr 1803 von den Herren Ebenevix und Wollaston entdeckt worden, welcher letztere dasselbe zuerst nach dem fast zu gleicher Zeit von Olbers entdeckten Planeten Pallas benannt hat. Es findet sich in einzelnen Körnern unter der gediegenen Platina, und ist noch so selten als kostbar.

Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Juli 1823.

Ja, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn;
So will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Ein älterer Dichter.

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

Der Weltkörper, den wir bewohnen, und der seit ungefähr viertausend Jahren der Schauplatz einer langen Reihe von moralischen, wissenschaftlichen und politischen Revolutionen, von Kultur, Barbarey und Blutvergießen gewesen ist, welche das Gemälde unserer Weltgeschichte ausmacht; und der vielleicht viele Jahrtausende vorher eine Menge physischer Revolutionen erlitten hat, welche den Geognosten unerschöpflichen Stoff zu Hypothesen geben; dieser Weltkörper ist eine Kugel von 1720 geographischen Meilen im Durchmesser, die in einer sehr wenig vom Kreise abweichenden Ellipse, in einer Entfernung von zwanzig Millionen Meilen, in 365 Tagen 6 Stunden 9 Minuten 11½ Sekunden einen Umlauf um die Sonne nach der linken Seite macht, zugleich aber um eine Axe, die in unveränderlicher Lage mit der Ebene der jährlichen Bahn einen Winkel von 66½ Grad macht, sich nach eben der Richtung, mit der vollkommensten Gleichförmigkeit, in 23 Stunden 56 Minuten 4 Sekunden einmal umdreht, und durch diesen täglichen Schwung, in der Richtung der Axe oder an den Polen, um fünf bis sechs Meilen eingedrückt ist. Die Erde dreht sich also, während eines Umlaufs um die Sonne, 366¼ mal um ihre Axe, und ändert ihre Entfernung von der Sonne höchstens um 680,000 Meilen, oder um den dreyßigsten Theil der ganzen Entfernung: um so viel ist die Erde der Sonne im Anfange des Winters näher, als im Anfange des Sommers. Diese astronomische Definition bestimmt vollkommen die Natur der Erde, so lange sie blos als einer der himmlischen Körper angesehen wird, und unterscheidet sie hinlänglich von allen übrigen: denn ohne Zweifel gibt es im ganzen Weltall keinen zweyten Körper, der alle diese Umstände in sich vereinigt. Es begreift dieß Alles, was man die mathematische Geographie nennt: die physische Geographie wird den Inhalt der folgenden Blätter ausmachen; die politische Geographie hat keinen Einfluß auf den Gegenstand, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Von der Oberfläche dieser Kugel besteht nur der vierte Theil aus festem Lande, in welchem es weit ausgedehnte Gegenden gibt, die uns eben so unbekannt sind, wie die Länder im Monde. Dieses feste Land ist ein Gemisch von Steinen und Mineralien, von dürrem Sande und fruchtbaren Erdarten, welche letztere die Mannigfaltigkeit von Kräutern, Blumen, Pflanzen, Sträuchen und Bäumen hervorbringen, von denen sich unzählige kriechende, hüpfende, gehende und fliegende Thiergattungen nähren, die sich aber auch großentheils, selbst wo sie es zu ihrem Unterhalte nicht nöthig hätten, unter einander aufreiben. Das Land dehnt sich zum Theil in liebliche Fluren und Wälder, oder in traurige Sandwüsten aus; in andern Gegenden senkt es sich in reizende Thäler oder schauerliche Klüfte herab, oder erhebt sich zu Bergen, deren Gipfel mit Wäldern, mit Gras oder mit ewigem Schnee bedeckt sind, und von

denen sich Bäche und Ströme ergießen, welche jene Ebenen wässern und die Thiere tränken.

Die übrigen drey Viertel der Oberfläche sind mit einer sehr flüssigen, aber sehr wenig elastischen Masse bedeckt, die wir Wasser nennen, und die lange für ein vollkommen einfaches Element gehalten ward, in der That aber aus zwey Luft- oder Gasarten, dem Sauerstoff- und dem Wasserstoffgas (Oxygène und Hydrogène, oder den Basis der reinen Luft und der brennbaren Luftarten), in dem Verhältniß von siebenzehn zu drey zusammengeglüht ist. Diese Masse verdankt ihre Flüssigkeit blos dem Feuer, welches sie enthält, und erstarrt bey einem gewissen Grade von Kälte zur Härte des Steins. Sie nährt nicht blos in ihrem Schooße eine noch größere Anzahl lebender Geschöpfe, als das Land, sondern ist auch das allgemeine Getränk der Pflanzen und aller Thiere, wenigstens der unvernünftigen, wozu aber das Wasser der großen Meere, wegen des von dem beygemischten Kochsalze herrührenden unausstehlichen Geschmacks, nicht tauglich ist; und es ist merkwürdig, daß die Natur, in dem die ganze Erde umgebenden Ocean, die Würze aller unserer Speisen (das Salz) in dem gemeinsten unserer Getränke (dem Wasser) dergestalt aufgelöset hat, daß daraus ein Gemisch geworden ist, welches sich weder essen noch trinken läßt, so daß vielleicht mehr Menschen auf dem Meere verdursten, als auf dem Lande.

Das Flußwasser führt gewöhnlich Theile aus allen drey Naturreichen mit sich, und ist nur selten so rein, wie das Wasser der Newa bey Petersburg, oder des Avon bey Bristol. Auch das Brunnen- und das Quellwasser ist nicht frey von fremden Theilen; nur das Regen- und Schneewasser scheint ganz rein zu seyn. In diesem Zustande der vollkommensten Reinheit muß das Wasser nicht allein ohne Geruch, sondern auch ohne Farbe und ohne Geschmack seyn, so daß es nur auf einen unserer Sinne, das Gefühl, wirkt; und dieß ist vielleicht die Ursache, daß es so wenige Liebhaber unter dem vernünftigen Theile der Schöpfung findet, und daß selbst der ehrbare Elephant ihm starke Getränke vorzieht. — Das Salzwasser des Oceans erfordert, um zu gefrieren, einige Grade Kälte mehr, als das süße Wasser. Da nun die Temperatur der Oberfläche des Weltmeeres fast beständig wärmer ist, so kann es nie frieren, woran es auch durch seine immerwährende Bewegung gehindert wird. Da aber in großen Tiefen, und besonders am Boden des Meeres, ein höherer Grad von Kälte herrscht, so erzeugt sich hier das Grundeis, welches, so wie das Eis aus den Flüssen des festen Landes, als die Quelle der ungeheuern Eismassen angesehen werden muß, die den Ocean, selbst in der gemäßigten Zone, und bis in den Frühling, für den Seefahrer so gefährlich machen.

Die Tiefe des Meeres ist vielleicht nicht geringer, als die Höhe der Berge, die höchstens beynahe eine Meile oder dem tausendsten Theil des Halbmessers der Erde beträgt. Die größte Tiefe, zu welcher wir im Innern der Erde gedrungen sind, beträgt noch weit weniger, und erstreckt sich an wenigen Orten unter die Oberfläche des Meeres. Was kennen wir also von dem Planeten, den wir bewohnen? Nichts als die äußere Schale. Alle Reichthümer der Erde, alle die herrlichen Länder, die paradiesischen Gegenden und die glänzenden Throne, die das Glück und den Stolz der Menschen ausmachen, die alle ihre Gedanken beschäftigen, ihnen so oft den Schlaf rauben, so viele Leidenschaften in Bewegung setzen, und zu so großen Verbrechen reizen; alles dieß ist nichts anderes, als der Staub, den man von einer Sache abbläset, um sie von außen zu betrachten. Die Erde ist ein Buch, in dem Keiner von uns gelesen hat: seit Tausenden von Jahren beschäftigen wir uns damit, den Band dieses Buches zu bewundern oder zu beschmutzen, in dem Staube, der ihn bedeckt, unsere Namen zu kritzeln, welches wir Denkmäler der menschlichen Kunst nennen, zuweilen auch die äußere Rinde des Bandes, so viel es in unsern Kräften ist, zu zerkratzen oder zu beschaben; aber noch hat Niemand einen Buchstaben darin gelesen, oder nur geahnet, was der Inhalt des Buches seyn könnte. Nur die Astronomie lehrt uns, daß das Innere der Erde aus einer Materie besteht, die im Durchschnitt vier- bis fünfmal so dicht als Wasser, und dem Magneten an Schwere und Dichtigkeit gleich ist; ohne übrigens entscheiden zu können, wie diese Masse vertheilt sey, ob das Ganze eine einzige Magnetkugel sey, oder aus Kernen, vielleicht dichter als Gold, bestehe, die mit Zwischenräumen von Luft, Wasser, Erde oder von andern uns ganz unbekannten Körpern abwechseln; und sie überläßt es der Phantasie, diese unterirdischen Reiche mit Gnomen oder Berggeistern zu bevölkern, und der Habsucht und Politik, Plane zur Eroberung dieser Reiche zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Wäre ich Administrator der Gefängnisse, so würde ich ganz anders dabey verfahren. Zuerst würde ich verlangen, daß man diese Kinder auf eine Art nährte, wie sie sich für das Alter geziemt, wo die Natur Kraft zu ihrer allmähligen Entwicklung bedarf. Fünf Tage in der Woche erhalten sie nur Brod; blos am Donnerstag und Sonntag bekommen sie Fleischsuppe und Fleisch. Diese Ausnahme würde gerade meine beständige Regel seyn. Damit würde ich einige reife Früchte der Jahreszeit verbinden. Es ist eine wahre Grausamkeit, der Kindheit den Genuß dieser Früchte, den sie so leidenschaftlich liebt, und der ihr wahrscheinlich sehr wohlthätig ist, zu entziehen. Auch müßten meine Momen immer anständig gekleidet seyn, und ich würde ihnen lederne Schuhe statt der Holzschuhe geben.

Ein Mann oder ein Kind in leztern ist selten aufgelegt, sich selbst zu achten.

Statt des Kirchengesangs, der im gewöhnlichen Leben nur selten vorkommt, würde ich an einem besondern Lokal eine Schule des gegenseitigen Unterrichts für sie eröffnen. Die gemeinschaftliche Arbeit erweckt Nacheiferung, und die in diesen Schulen beobachtete Regelmäßigkeit der Bewegungen pflanzt ihnen die Neigung zur Ordnung ein, die man den Kindern nicht früh genug einprägen kann. Ich würde einen vernünftigen Mann zum Lehrer wählen, der sie im Lesen, im Schreiben und etwas Rechnen unterrichtete; die Elemente der Religion und vorzüglich der moralische Theil derselben würden die Grundlage ihres Unterrichts ausmachen. Man dürfte sie selten von der Hölle unterhalten, die ihnen überhaupt keinen Schrecken einflößt, aber man müßte sie sehr viel von den Pflichten, welche das gesellschaftliche Leben auflegt, von den Vortheilen, welche mit einem arbeitsamen Leben verknüpft sind, von der Achtung und dem Glück, das aus einem regelmäßigen Betragen entspringt, unterhalten. Diese Grundsätze würde ich in Ausübung setzen. Diejenigen, welche das Fluchen unterließen, den zornigen Ausbrüchen oder den rohen Spielen widerstrebten, würden besonders berücksichtigt werden und kleine Belohnungen erhalten. Die Andern ließ ich nicht mit Farrenschwänzen schlagen; aber sie würden die Verachtung fühlen, sie würden Entbehrungen leiden. Die Unverbesserlichen würde ich von den Uebrigen trennen; und sicher würde ihre Zahl gering seyn, oder ich müßte das menschliche Herz schlecht kennen.

Hätten meine Kinder das sechszehnte Jahr erreicht, und das Gesetz forderte ihre Freyheit, so würde ich mich wohl hüten, sie sich selbst zu überlassen. Ich würde einen Reserve-Fond haben, um sie nach ihrem Gewerbe und nach ihren Fortschritten unterzubringen. Mein Auge würde ihnen folgen, und ich würde mich nur dann beruhigen, wenn ich sie in einem regelmäßigen Betragen, wo sie sich selbst und Andern nützlich sind, anträfe.

Zur Beobachtung und Befolgung eines solchen Systems gehörte natürlich ein anderes Lokal, als St. Pelagie. Eine solche Anstalt erforderte vielleicht nur Bauarbeiten und einigen Aufwand; auch dürfte mein Traum so wenig, wie der des Abbé St. Pierre, zur Erfüllung kommen. Man wird mit großen Kosten Statuen und Opernsäle aufrichten, und die Kinder von St. Pelagie werden immerfort den Kirchengesang lernen.

Ich habe bereits Gefangene von einem höhern Alter erwähnt: bey diesen ist alle Hoffnung verloren; sie haben in Lastern gelebt, und werden in Lastern sterben. Der Vater Tristan*), dieser beynahe hundertjährige Greis, der so manche Generationen von Dieben an sich vorübergehen gesehen hat, dient hierin zu einem auffallenden Beyspiel; er betrachtet seinen langen Lebenslauf mit großer Wohlgefälligkeit, und schmeichelt sich noch mit der Hoffnung, vor seinem Tode durch seine Thaten Aufsehen zu machen. Sein Vater, sagte er, sey 125 Jahre, seine Mutter 115 alt geworden; so daß er nach der Mittelzahl seine Laufbahn erst mit 120 Jahren endigen würde.

Tristan war in seinem Gewerbe ein Dachdecker; er hatte schon das vierzigste Jahr erreicht, ohne daß irgend eine schlechte Handlung sein Leben entehrt hätte. Eines Tages kroch er aber in der Straße St. Honoré auf einem Dache, bemerkte durch ein offnes Fenster eine prächtige goldene Uhr, die an einem Kamine aufgehängt war, empfand die lebhafteste Versuchung, dieses kostbare Kleinod sich zuzueignen, und konnte diesem Drange nicht widerstehen. Die Gelegenheit war günstig; er schlüpfte verstohlen in das Zimmer, und nahm die Uhr. Von nun an war er ein verlorner Mensch.

Der Erlös von der Uhr lieferte ihm Mittel, einige Zeit sehr angenehm zu leben. Diese Lebensart behagte ihm; er verlor den Geschmack an der Arbeit, die einzige Gewähr der Moralität bey den niedern Volksklassen. Er besuchte Trinkhäuser, machte Bekanntschaft mit schlechter Gesellschaft, und sah sich bald in alle Geheimnisse des neuen Gewerbes eingeweiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich bezeichne diesen alten Mann nur mit seinem Vornamen. Er soll eine redliche Familie und rechtschaffene Verwandte haben.

Geistreiches Impromptu.

Auf dem Karlsruher Hoftheater wurde kürzlich die schöne Müllerin aufgeführt. Madam Sebring, als Müllerstochter, war in Atlas und Gas gekleidet, mit Perlen geschmückt ꝛc. Die Arie, „Mich fliehen alle Freuden!“ mußte sie wiederholen, und wurde am Ende herausgerufen. Sie erschien und sang folgendes:

Mich fliehen alle Leiden;
Ich sterb vor Ungeduld,
An allen meinen Freuden
Ist eure Liebe Schuld.

Ein lautes Brava erbrauste, und — Bravo! sagen auch wir!! (?)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juni.

(Beschluß.)

Die andere poetische Produktion, die hier Antheil erregt hat, sind zwey Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo von H. Heine. Es ist erfreulich, ein neues poetisches Talent zu gewahren, das aus der Fluth inhaltloser und äußerlicher Nachäfferey auftaucht und eigen und selbstständig erscheint. So selten ist diese Erscheinung heut zu Tage, so sauer reimt und klingelt überall die Mittelmäßigkeit mit hundert Mal gedrehten Worten, daß man ordentlich Sehnsucht oder vielmehr Appetit nach einem schlechten Gedichte bekommen kann, um sich nur von der ewig wiederkehrenden glatten Plattheit zu erholen. Wer dieses Mißbehagen mit uns theilt; wer Antheil nimmt an einer wahrhaft eigenen, nicht sich selbst angelogenen Individualität, und wer von den Erstlingswerken eines jungen Künstlers nicht gleich das Vollendete fordert und erwartet, der wird sich an diesen Poesien erfreuen und sie als beachtungswerthe Vorboten künftiger Meisterschaft betrachten. Hinsichtlich der Romanze scheint es uns, als habe sie der Verfasser nicht chronologisch angeordnet. Wir halten dafür, daß die Tragödie: Almansor,

die den Band beschließt, eine frühere Arbeit sey. Man findet in derselben noch jene undramatische Breite, jene Amplifikationen, von denen die ersten Arbeiten eines jungen Schauspieldichters nie frey seyn können, es sey denn, daß ein solcher Dichter zugleich Schauspieler ist, der dann gewöhnlich in den entgegengesetzten Fehler einer unausgeführten und unzusammenhangenden Effekt-Arbeit verfällt. Neben, oder in dieser Breite findet sich nun auch die Lust und die Sucht nach Lyrik, von welcher Modeliebhaberey der junge Dichter sich nicht frey erhalten konnte und wodurch, wie immer, die feste Conturzeichnung der Charaktere leidet und eine unbestimmte verblasene Manier entsteht, die selbst auf den Stoff, auf den Gang und vorzüglich auf den Schluß der Handlung nachtheilig wirkt. Wir würden dem Verfasser Unrecht thun, wenn wir nicht hinzufügten, daß sich die Mißstände in dieser Tragödie bey weitem nicht so bis zur Karrikatur verzerrt vorfinden, wie in den meisten der neuen unaufführbaren Dramen. Man muß sogar gestehen, daß das Kolorit dieses düsteren Gemäldes, eine lyrische Bilder- und Blumenreiche Sprache erforderte und daß neben ihr auch Tüchtiges, Kräftiges und Einfaches zu finden ist. Dennoch müssen wir, selbst schon hinsichtlich der Sprache, der ersteren Tragödie: William Ratcliff, den Vorzug geben. Diese Sprache ist nicht nur im Ganzen gediegener und bestimmter, sie dringt nicht nur ohne weitschweifige Umwege in den Stoff ein und beherrscht ihn, sondern auch in Behandlung des Verses, der bey anscheinender Lässigkeit, weit kunstreicher, als der in der erstgenannten Tragödie gebildet ist, hat der Verfasser einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Er ist hier den Geheimnissen unsers sogenannten fünffüßigen Jambus (eigentlich zehn- und eilfsylbigen Verses) näher auf die Spur gekommen. Der Jambus ist nicht fortwährend mit mißverstandener Strenge beybehalten, sondern im Gegentheil hie und da mit musikalischer Absicht zerstört; eben so wenig findet man (wie im Alménsor) zehn, ja zwanzig aufeinander folgende Verse mit der Sinnpause am Ende, welches Verfahren eine allzu lyrische und höchst undramatische Eintönigkeit hervorbringt; sondern durch weise Verzweigung — nicht durch ungefähres Ineinanderfließen — der Zeilen, geht zu Anfang des Perioden das Grundmetrum verloren und findet sich erst am Ende desselben wieder, nachdem wir durch mannigfaltige und unerwartete Reymen, wie durch Ausweichungen und Dissonanzen, zum Grundton zurückgeführt werden. „Das Stück hat eine vortreffliche Diction!“ — Wie oft hört man diesen beliebten und bequemen Lobausruf über ein Werk, worin auch nicht eine Spur zu finden ist von dem, was wir mit Recht die Geheimnisse des Versbaues nennen, nicht etwa weil sie nicht zu erklären, aber weil sie, trotz aller Erklärung, ohne angebornen und musikalischen Sinn, nie und nimmer zu erlernen sind. So wie nun die Sprache in diesem Stücke gediegener und konziser als in dem ersten ist, so ist auch der Stoff tüchtiger, die Scenenfolge nothwendiger, die Charakterzeichnung fester und das Ganze für die wirkliche Darstellung angemessener. Mit der leichten Abänderung, daß die Geistererscheinung nicht wirklich erschiene — welche Erscheinung mit der Welt, in der das Stück spielt, in grellem Widerspruche steht — kann diese Tragödie ganz so, wie sie ist, gegeben werden und ihre Wirkung nicht verfehlen. Davon sind wir eben so überzeugt, als daß die gewöhnlichen Theaterdirektionen das Gegentheil behaupten und in ihren heuchlerischen Klagen verharren werden, wie doch jetzt so gar nichts Brauchbares für die Bühne in Deutschland geschrieben werde und man sich nur an Uebersetzungen aus dem Französischen halten müsse. Unser Endurtheil über dieses Stück ist aber dieses: Es ist, wenn auch nicht ein vollendetes tragisches Meisterwerk, doch mindestens eine genialе Studie zu nennen. Mehr als Studie aber ist die Reihe kleiner Gedichte, die der Verfasser zwischen beyde Tragödien gestellt und lyrisches Intermezzo genannt hat. Hier reichen sich Eigenheit und Vollendung die Hand, hier ist keine Spur vom hergebrachten süßen Modellingklang zu hören, der Dichter ist so ganz Herr seines Stoffes, daß er ironisch darüber schwebt, und selbst der Nachtheil, daß alle diese Gedichte nur einem einzigen Lebensereigniß zu entquellen scheinen, wird dadurch wieder zu Schönheit, daß sie nun auch wie Perlen auf derselben Schnur gereiht sind. Es sind Lieder, wahrhafte Lieder, kurze, schnell verklingende Aeolstöne, die meisten in der ächten Sprache des Volks, viele keck, einige barock, keines für elegante Leser und Leserinnen geschrieben. Wir wollen eins der zahmsten hier mittheilen:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und sprächen Trost mir ein.

Die Alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

Wäre unser Schreiben nicht bereits zu lang geworden, so würden wir nun unser eigentliches Versprechen erfüllen und Ihnen von einigen Büchern sprechen können, von denen allhier nicht gesprochen wird; so aber müssen wir uns dieses für unsern nächsten Brief vorbehalten, besonders da diese Schriften ernsteren, nämlich kritischen und polemischen Inhalts sind, und eines derselben: Von der wahren Religion und der falschen Theologie, den berühmten Steffens zum Autor hat, wodurch es nothwendig wird, ein ernstes und strenges Wort darüber zu sagen und zwar in einem Blatte, wie das Ihrige, das nicht nur von einigen theoretischen Gelehrten gelesen wird, sondern ein großes und gemischtes Publikum hat. Wir werden diese Nothwendigkeit darthun. —

Auflösung der Charade in Nr. 160:
Strumpfband.

Charade.

Wo des Schicksals mächtig Walten
In des Lebens Blüthenkreise
Sein Verderben niederdonnert,
Findest du des Ersten Bild.

Wenn die Knospen sich entfalten
In der Zeiten ew'gem Gleise,
Grünt das Zweyte, Kürlung kündend,
Wo des Baches Silber quillt.

Flüsternd senkt sich oft das Ganze,
Wo der Vorzeit Kräfte modern
Und der Hoffnung Saaten schlummern;
Wo des Lebens Stürme schweigen,
Und der Friede seine Palme
Ueber die Verwesung breitet.

G. B . . b . ch.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Nro. 14.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist von

Schiller's sämmtlichen Werken,

Taschen-Ausgabe in 18 Bänden,

die zweyte Lieferung, enthaltend den 2ten, 5ten und 6ten Band, erschienen; der in kurzer Zeit die neue Auflage der ersten Lieferung folgen wird, womit sodann die bisherigen Subscribenten befriediget werden können.

Daß die Herausgabe sich verzögert, ist von Manchem unfreundlich getadelt worden. — Als wir Anfangs die Termine festsezten, wußten wir aber noch nicht, daß die Liebhaber sich so schnell und so zahlreich melden würden — es war daher ein bedeutend größeres Quantum Schrift und Papier nöthig, und jenes wie dieses erforderte mehr Zeit. Für die Verfertigung des leztern, des Papiers, war der heiße Sommer und der nachherige kalte Winter besonders ungünstig, und daß eine doppelt große Auflage auch doppelt Zeit erfordert, wenn die Vermehrung der Pressen durch Umstände unmöglich ist, begreift jeder, besonders wenn man den Umfang unsers andern fortlaufenden Verlags kennt.

Sollte übrigens irgend ein Subscribent aus dieser oder andern Ursachen unzufrieden seyn, so entlassen wir ihn gerne seiner Unterzeichnung, so wie wir dagegen bereit sind, diese in 18 Bänden bestehende Auflage von 400 Bogen, noch bis Ende dieses Jahres für den Pränumerationspreis von 8 fl. 24 kr., das 7te Ex. gratis, zu erlassen, so daß also bey 7 Ex. Ein Exemplar nur auf 7 fl. 12 kr. zu stehen kommt.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind zur Ostermesse 1823 erschienen und für die beygesezten Preise in allen guten Buchhandlungen zu haben:

André (Chr. Carl) Neueste Zahlenstatistik der europäischen und außer-europäischen Staaten. Hülfsbuch für Staats-Geschäfts-Männer, Zeitungsleser und für alle Freunde der Politik, Statistik und Geographie. Erster Jahrgang: 1. Allgemeine Notizen 2. Oestreich. gr. 8. 3 fl.

Annalen, allgemeine politische. In Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard 10r bis 12r Bd. 12 Hefte. gr. 8. broch. 9 fl.

Archives diplomatiques pour l'histoire du temps et des états. IIIe vol. Espagne; congrés européens. gr. 8. 5 fl.

Ciceronis, (M. Tulli) de re publica quæ supersunt, edente Angelo Maio. 8 major. 4 fl. 30 kr.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins 1823. 12 Hefte. gr. 8. broch. 3 fl.

Courtin (C.) Sammlung unterhaltender und belehrender Erzählungen mit deutschen Noten und einem Wörterbuche versehen. Zur Uebung und Vervollkommnung in der italienischen Sprache. Zweyte durchaus verbesserte, und bedeutend vermehrte Ausgabe. gr. 8. 2 fl.

Diel (Dr. A. F. Andr.) Systematische Beschreibung der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten. 2te Bdchen. Aepfel — Birnen. Mit einer Abbildung. 8. 2 fl.

v. Gagern. Mein Antheil an der Politik. I. Unter Napoleons Herrschaft. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Gau, (G. F.), neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte. Gezeichnet und vermessen im Jahr 1819. Als Fortsetzung des grosen französischen Werkes über Egypten. 7e, 8e Lieferung. gr. Fol. Velinpap. 36 fl. fein Pap. 18 fl.

Glaß (J.) Woldemars Vermächtniß an seinen Sohn. Ein Buch für Jünglinge, zur Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens. Zweite verbesserte Original-Auflage. 8. 2 fl. 24 kr.

v. Goethe, über Kunst und Alterthum. 4r Bd. 1s Heft. Mit einem Kupfer der Schild Wellingtons. 8. broch. 2 fl. 24 kr.

v. Goethe Werke, Wiener Ausgabe. 22r bis 26r Bd. 12. Schreibp. 10 fl. 15 kr. Druckp. 8 fl. 45 kr.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser; herausg. von Ch. C. Andre. 1823. 4. der Jahrg. 16 fl.

v. Humboldt (A.) und A. Bonpland, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804. 4r Theil. gr. 8. 6 fl.

Journal, polytechnisches, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüzlicher Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler. 1823. gr. 8. broch. 12 Hefte 16 fl.

Justiz-Kameral- und Polizey Fama, (allgemeine deutsche) Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. gr. 4. 1823. 9 fl.

Kunstblatt. Vierter Jahrgang 1823. Redigirt von Dr. L. Schorn. in 4. 6 fl.

Lamouroux, (J. V. F.) Umriß eines Elementar-Lehr-Kursus der physischen Geographie, für den Unterricht in diesem Theile der Naturgeschichte. Aus dem Französischen übersezt von Dr. Lebret. gr. 8. 2 fl.

Langbein's neuere Gedichte 2r Theil. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

v. Langer (J. P.) der Herr und seine Apostel, in bildlichen Darstellungen mit begleitendem Texte von M. F. von Freyberg in 4. 3 fl.

Las Cases Denkwürdigkeiten von Sanct-Helena, oder Tagebuch in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraume von achtzehn Monaten gesprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist. Aus dem Französischen übersezt. 1r 2r 3r 4r 5r 6r Bd. gr. 8. broch. 15 fl. 45 kr.

v. Lasteyrie Sammlung von Maschienen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oeconomie. Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden. Aus dem Französischen übersezt. II. 5s bis 7s Heft. 4. 3 fl. 36 kr.

Literaturblatt auf das Jahr 1823. Als Beylage des Morgenblatts sowohl, als besonders herausgegeben, und besorgt in seinem kritischen Theil von Müllner in seinem bibliographischen von der Redaktion des Morgenblatts 1823. in gr. 4. 6 fl.

Memminger (J. D. G.) Beschreibung von Würtemberg, nebst einer Uebersicht seiner Geschichte. Zweyte, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Memminger (J. D. G.) Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Jahrg. 1822. 2e Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

v. Miller (M.) Darstellung des Feldzugs der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im Jahr 1812. Mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der königlich-würtembergischen Truppen. Mit Benutzung aller vorhandenen und mehrerer bis jezt unbekannt gebliebenen Quellen. Mit Charten und Planen. 2 Theile in gr. 4. 14 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. Siebzehnter Jahrg. 1823. gr. 4. 20 fl.

Mozin Anecdotes françaises-allemandes. Zum Uebersetzen in beyde Sprachen mit Nachweisungen auf die lezten Ausgaben der französischen Sprachlehre und des fürs zarte Alter bestimmten Auszugs (Grammaire abrégée etc.) Dritte Auflage. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Rogniat Betrachtungen über die Kriegskunst. Uebersezt mit der von dem K. Franz. Obersten Marbot (Marcellin) über dieses Werk bekanntgemachten Kritik (auszugsweis) verbunden und mit Anmerkungen verfaßt von dem K. Württemb. Herrn Generalmajor v. Theobald, vermehrt von M. S. . . . . Mit zwey Steindrücken. gr. 8. 6 fl.

Ramohr (von) Geist der Kochkunst. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

v. Schiller (Fr.) sämmtliche Werke. T. A. 2e Lieferung od. 2t 5t u. 6t Bd. pr. 18 Bde. Pränumerations Preis 8 fl. 24 kr.

v. Schubert (F. Th.) Vermischte Schriften. 1r Band gr. 8. 2 fl.

Thunberg (C. P.) Flora Capensis, sistens plantas promontorii bonæ spei Africes, secundum systema sexuale emandatum redactas ad classes, ordines, genera et species, cum differentiis specificis, synonymis et descriptionibus. Edidit et præfatus est J. A. Schultes. T. I. 8 maj. 3 fl. 24 kr.

Uhlandi (L.) de constituenda re publica carmina. Latinitate et metris Horatianis vestita, adjecto textu vernaculo G. Schwab. in 4to. 36 kr.

Zeitung allgemeine 1823 in gr. 4. 16 fl.

Sophronizon
oder
unpartheyisch-freymüthige
Beyträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik
der Staaten und Kirchen
herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus.
5. Jahrgang 1s — 3s Heft.
Heidelberg bey August Oswald.

sind erschienen und auch mit dem besonderen Titel versandt:

Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch-Hamacherschen Cause celèbre. Um eine staats-oberaufsichtliche Super-Revision des Verkehrten in den Vorbereitungen der beyden Urtheile, auch zugleich wesentliche Verbesserungen im Untersuchungsproceß und dem Geschwornengericht selbst, zu desto gewisserer Erhaltung des die Verkehrtheiten allein entdeckenden Schutzmittels der gerichtlichen Oeffentlichkeit dringend zu motiviren.

Diese psychologisch-juristische Darstellung ist, weil sie vielseitig interessiren muß, auch durch einen besondern Abdruck aus dem fünften Jahrgang des Sophronizon ausgehoben. Ihr Zweck ist für den Menschenfreund, einen Unschuldigen gegen eine grundlos verbreitete Verdächtigungssucht zu vertheidigen, einem andern Unglücklichen, durch sehr schlechte Mittel in eine Nothlüge Verwickelten, doch das Mitleid der Menschheit zu gewinnen. Für den Juristen wird sie zum Beleg praktischer Vorlesungen, wie nicht, und wie richtiger untersucht werden müsse, wie eine verkehrte Proceßleitung aus vermeintlicher, von Vorurtheilen und leidenschaftlicher Schwächen umnebelter Menschenkenntniß sich von ächter Erforschung der Criminal-Wahrheit unterscheide. Für das Staats- und Gesetzgebungsrecht wird die Grundidee der Jury und ihre napoleonisch-französirte, die Beamtenwillkühr äußerst begünstigende Entstellung ins Licht gestellt. Alle theilnehmende Gemüther kann das Tragisch-Romantische der Geschichte anziehen, deren Knoten ohne Zweifel durch die staatsoberaufsichtliche Gerechtigkeit des Königs und der höhern Behörden erfreulich gelöst wird. Die Pflicht, eine von so vielen verkannte Sache ganz überweisend zu beleuchten, wird die Vollständigkeit der Ausführung rechtfertigen, welche nie in leere Weitschweifigkeit ausartet.

Bereits hat die Universität Freyburg dem würdigen Herrn Verfasser ihre Anerkennung durch Verleihung des juridischen Doctorgrades in einem höchst ehrenvollen Diplom an den Tag gelegt.

In der Buchhandlung von E. F. Amelang in Berlin (Brüderstr. Nro. 11.) erschien so eben folgendes wichtige Werk, welches daselbst so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben ist:

Chemische Grundsätze der Kunst Branntwein zu brennen; nach den neuesten Entdeckungen und Vervollkommnungen derselben theoretisch und praktisch dargestellt. Nebst einer Anweisung zur Fabrikation der wichtigsten Liqueure. Von Dr. Sigismund Friedrich Hermbstädt, Königlichem Geheimen und Ober-Medizinal-Rathe ꝛc.

Erster Theil. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Mit sieben Kupfertafeln. 3 Rthlr. 8 Gr.

Zweyter (neu hinzugefügter) Theil mit 12 Kupfertafeln in Quer-Folio. 3 Rthlr.

Mithin complett 6 Rthlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses unstreitig besten Werkes über obigen Gegenstand, erschien im Jahre 1817. Der allgemeine Beyfall, mit welchem solche aufgenommen und

in wenigen Jahren ganz vergriffen wurde, ist der sprechendste Beweis ihres gestifteten Nutzens. Ein Zeitraum von 5 Jahren, welcher jedoch während der ersten Ausgabe verstrichen ist, mußte hinreichend seyn, die im ungehinderten Vorschreiten begriffene Kunst der Branntweinbrennerei mit einer Menge neuer Entdeckungen und Erfindungen zu bereichern, welche sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht dazu dienen, sie ihrer Vollkommenheit immer näher zu bringen.

Der berühmte Herr Verf. ist demnach bemühet gewesen, Alles zu sammeln und gehörigen Orts einzuschalten, was ihm in dieser Hinsicht neu u. praktisch brauchbar schien, und ist überzeugt, daß man das Buch nicht aus der Hand legen wird, ohne den wesentlichen Unterschied zwischen seiner gegenwärtigen und der früheren Ausgabe wohlthätig zu bemerken.

Der erste Theil, welcher besonders der Geschichte der Erfindung und der Theorie der Branntweinbrennerei gewidmet ist, zerfällt in folgende Hauptabschnitte (deren vielfache Unterabtheilungen hier anzuführen der Raum jedoch verbietet): Einleitung. — Von dem Wasser, als Hülfsmittel bey der Branntweinbrennerei betrachtet. — Von den natürlichen Erzeugnissen, aus welchen Branntwein gezogen werden kann. — Von der Wärme, dem Thermometer u. d. Gebrauche des letztern in der Branntweinbrennerei. — Von dem Prozeß d. Malzens, welchem das Getreide unterworfen wird. — Von den Meischgefäßen, v. d. besten Konstruktion derselben, u. v. dem Einflusse ihrer Gestaltung auf den Gang d. Fermentation. — Von der besten Art, d. Prozeß d. Einmeischens zu veranstalten. — Von der Hefe od. Bärme, u. d. künstlichen Darstellung derselben. — Von der Stellung d. Meische mit Hefe, den Erfolgen d. Gährung u. d. Bildung des Alkohols. — Von dem Alkoholimeter im Allgemeinen u. seinem Gebrauche. — Von der Lutter- u. d. Weinblase, so wie d. besten Form von beyden. — Von dem Blasenofen u. d. Feuerung unter demselben. — Von dem Meischwärmer oder Vorwärmer u. d. Nutzen desselben in d. Brtwbr. — V. d. Kühlanstalten in d. Brtwbr., von deren besten Konstruktion, so wie von d. Nutzen. — V. d. Wahl des Materials z. d. Destillirgeräthen, so wie v. d. Destillat. d. Brtws. durch Dämpfe. — V. d. Geschäfte des Lutterns od. Läuterns. — V. d. Geschäfte d. Weinens od. Klärens. — Fabrikation d. Brtws. aus verschied. Substanzen. — Reinigung d. Brtws. von fremdartigen Beymengungen. — Veredlung d. Brtws. zu Franzbrtw., z. Rum und Arak. — Benutzung des Nachlaufs v. Brtw. auf Essig. — Benutzung d. Schlämpe als nährendes Mittel f. Vieh. — Zubereitung der einfachen und zusammengesezten Branntw., so wie d. wichtigsten Liqueure.

Der zweyte Theil enthält dagegen die neuen Apparate, welche im In- und Auslande bekannt gemacht worden sind, nebst einer Vergleichung dessen, was sie zu leisten vermögen verbunden mit andern dahin gehörigen theoretischen Erörterungen. Die Angabe folgender Hauptabschnitte möge dessen hohes Interesse für jeden Sachverständigen bezeugen: Einleitung. — Nothwendigkeit die Fermentation in verschlossenen Räumen zu veranlassen. Schlachters, Dr. Sauters, Dlle. Gervals Versuche; Deurbrouca's Gährungsapparat; des Verf. Prüfung, in wie fern d. Ausbeute an Branntw. durch die Fermentation der Meische in verschlossenen Gefäßen vermehrt wird; d. Verf. verbesserter Meischbottich. — Einfachste und wenig kostspielige Abänderung der gewöhnlichen Destillirgeräthe, um d. Erfolg d. Destillation dadurch zu beschleunigen und ein geistreiches Destillat zu gewinnen; Storch's Klärmaschine; Funkes Destillirapparat; des Verf. neuer Destillirapparat für kleine Branntwbr. — Die in Deutschland erfundenen, zur Branntwbr. bestimmten Apparate f. große Anstalten, um gleich aus d. Meische ohne Luttern u. Weinen Spiritus zu gewinnen. Beschreib. u. Bemerkungen über die Apparate d. HH. Pistorius, Dorn, Reil, Ernst, Strauß und Marechaux. — Die in Frankreich erfundenen Apparate f. größere Anstalten, insbesondere die der HH. Ed. Adam, Dûportal, Sollimani, Isaac Berard, Chaptal, Aug. Menard, Lenormand, Fournier, Couraudau und Lebon. — Der in Rußland erfundene Apparat d. Grafen Susbow; die englischen der HH. Smithson Tennant und Tritton. — Die in Schweden erfund. App. von Norberg, Eiglund; der schwedische Helm. — Bemerk. üb. die in England übliche Verfahrungsart, d. Branntw. aus gegohrner Würze zu produciren. — Vervollk. d. Brtwbr. aus Kartoffeln; Siemens Verbess. derselben; dieselbe nach d. Verf. Methode. — Fabrikation d. ächten holländischen Genievers. — Ueber d. mit der Brtwbr. aus Roggen zu verbindende Fabrikation d. Preßhefe. — Fabrikation d. Essigs aus d. Nachlauf d. Branntw. — Beschreib. u. Abbild. des großen Dampfdestillationsapparats in der landwirthschaftl. Gewerbsanstalt des Hrn. Rathsius z. Althaldensleben, nach einer vortreffl. Zeichnung des Hrn. Ackermann aus London.

Die den beyden Theilen hinzugefügten 19 sehr fleißig ausgeführten Kupfertafeln bieten sogleich den interessantesten Ueberblick und Vergleich der genannten Apparate dar, und ein vollständiges Register über das ganze Werk erleichtert das Nachschlagen bey vorkommenden Fällen.

Bey dieser Gelegenheit erlaubt sich der Verleger vorstehenden Werkes noch auf folgende bey ihm erschienene technologische Schriften aufmerksam zu machen:

Hermbstädt, (Dr. Sigm. Fr.), Chemische Grundsätze der Kunst Bier zu brauen. Zweyte Auflage. gr. 8. Mit 3 Kupfert. 2 Rthlr.

— — Chemische Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrikation. Mit 4 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

— — Anleitung zur Kultur und Fabrikation des Rauch- und Schnupftabacks; nach agronomischen technischen und chemischen Grundsätzen. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

— — Anleitung zu der Kunst wollene, seidene, baumwollene und leinene Zeuge ächt und dauerhaft selbst zu färben ꝛc. gr. 8. 12 gr.

— — Gemeinnütziger Rathgeber für den Bürger und Landmann, oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse d. Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe. gr. 8. 5 Bände. (Von den ersten dreyen erschien bereits die 2te Auflage.) à 18 gr. 3 Rthlr. 18 gr.

Kölle, (Dr. Aug., Finanzrath), System der Technik. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

May, J. G. (Königl. Fabriken-Inspektor), Anleit. zur rationellen Ausübung der Webekunst. gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln. 16 gr.

Muttig, (Hofr.) Die Kunst aus Bronze kolossale Statuen zu gießen. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. Geh. 12 gr.

Bey Hölscher in Coblenz ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die trierischen Münzen, chronologisch geordnet und beschrieben durch J. J. Bohl. 2 fl. 48 kr.

Beyspiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nach der lat. Grammatik von Zumpt, gesammelt von C. Dronke. 36 kr.

Allgemeine Encyklopädie der Künste und Wissenschaften von Ersch und Gruber gr. 4. mit Kupfer und Charten. Leipzig bey J. Fr. Gleditsch.

Hiervon ist der 10te Theil an alle resp. Pränumeranten versendet worden, wogegen die Vorauszahlung für den 11ten und 12ten Theil fällig wurde. Sämmtliche resp. Subscribenten werden daher ersucht, solche aufs baldigste zu leisten.

Der Preis eines compl. ist: 1r — 12r Theil, Velinp. 60 Rthlr., weiß Druckp. 46 Rthlr.

In der Sinner'schen Buchhandlung in Coburg ist so eben erschienen:

Contes, anciens, moraux par M. Marmontel. Nouv. rev. corr. et accomp. de l'explication des mots et des phrases difficiles. Par J. H. Meynier. 8. Preis 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart; von Dr. Franz Horn.

Zweyter Band. Preis 1 Rthlr. 20 gr.; der erste Band 1822 kostet 1 Rthlr. 16 gr.; der dritte erscheint im nächsten Jahre.

Kritische Blätter haben diesem Buche bereits eine bedeutende Stelle unter den literargeschichtlichen Werken eingeräumt, es kann daher den Freunden der deutschen Literatur mit allem Recht empfohlen werden. —

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Echo,

aus den Sälen europäischer Höfe und vornehmer Zirkel,

oder

merkwürdige Erzählungen und unbekannte Anekdoten von den Ereignissen der neuesten Zeit.

16, 26 Stück für 1823.

Mit 1 Kupfer. 8. broch. à 12 Gr.

Das 1. Stück schildert die ersten Heldenthaten der griechischen Flotte, und theilt wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Spanien mit rc., und das 2. Stück liefert in einer gedrängten Uebersicht das Wichtigste der spanischen Revolution.

Ankündigung
und
Einladung zur Unterzeichnung
auf
L. Th. Kosegartens Dichtungen.

Herausgegeben von dessen Sohne Herrn Professor Kosegarten zu Jena. Neue, vollständige, und äußerst wohlfeile Ausgabe in 12 Bänden in 8. Pränumerationspreis 4 Rthlr. 12 gr.

Der Inhalt der einzelnen Bände wird folgender seyn:
Erster: Kurze Lebensgeschichte, und einige Gedichte aus den früheren Jahren.
Zweyter bis Achter: lyrische Gedichte.
Neunter: Sagen der Vorwelt; Rügische u. Ersische Sagen.
Zehnter: Legenden, oder Sagen der kirchlichen Vorzeit.
Eilfter: Die Inselfahrt; ländliche Dichtung in sechs Eklogen.
Zwölfter: Jukunde; ländliche Dichtung in sechs Eklogen.

Greifswald im April 1823.

C. A. Koch.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unterweisung, wie auf eine leichte und sichere Art Kalksteine, Mergel, Gyps, Torf, Stein- und Braunkohlen aufzufinden und zu gewinnen sind. Nach vielen Erfahrungen entworfen. Mit 3 illum. Kupfern. gr. 8. broch. 12 Gr.

Anweisung allerlei Flächen als Felder, Wiesen, Gärten, Teiche u. dergl. nach einer leichten und zuverlässigen Methode, zu vermessen und zu berechnen. Für Oekonomen, Güter-, Feld- und Gartenbesitzer, Bauleute u. dergl. Mit 3 Kupfern. Zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. broch. 10 Gr.

Universalkochbuch.

Bey J. M. Beyer in Eichstädt ist erschienen und in allen Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Teutsches Universal-Kochbuch

oder

Inbegriff aller Kochkunstvortheile, um gut, wohlfeil und wohlschmeckend zu kochen. Mit Berücksichtigung und Anwendung der französischen, englischen und italienischen Küchenvorschriften. Zum leichten Gebrauche als Wörterbuch verfaßt von Franz Anton Weilhuber, herschaftl. Mundkoch in Wien. 2 Thl. A — Z. 8. 1823.

Der Preis für beyde Theile 46 Bogen ist nur 3 fl., es enthält über 900 der besten und vorzüglichsten Vorschriften, verschiedene Speisen und Getränke zu verfertigen. Es empfiehlt sich durch Mannigfaltigkeit, ist sehr deutlich, faßlich, kurz, und in jeder Küche anwendbar.

Nro. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Juli 1823.

Denn es achtet Zeus
Das blutträufelnde, verhaßte Gezücht
Seiner Rede nicht werth!
Die Eumeniden von Aeschylus nach Stolberg.

Persische Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

X.

Die Hornis auf die Biene
Sich stürzt in wilder Gier,
Und machet grimme Miene
Sie zu verschlingen schier.

Die Bien' in Todesnöthen
Sprach: O halt ein, Genoß!
Warum willst du mich tödten?
Die Ehr' ist mir zu groß.

Dort sind die Honigscheiben,
Aus süßem Wachs gebaut.
Laß mich am Leben bleiben,
Und nimm, was ich gebraut.

Die Hornis that erwiedern
Mit folgerechtem Schluß:
Wie sollt' ich mich erniedern
Zu flüchtigem Genuß?

Ist Wachs im Honigkuchen,
So ist es dein Gekleb.
Ist Honig drin zu suchen,
So ist es dein Gewed.

Wenn du denn Ursprungsquelle
Von allem Süßen bist,
Wie nähm' an deiner Stelle
Ich, was dein Ausfluß ist?

Ich bin der ächte Weise,
Der stets den Urgrund sucht;
Daher ich dich verspeise,
Die Wurzel statt der Frucht.

So rief sie, und verschluckte
Des Honigs ersten Grund;
Und statt des Honigs zuckte
Der Stachel ihr im Mund.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Tristan war etwas belesen, und es fehlte ihm nicht an Verstand. Er machte sich ein System nach seiner Art. Noch jetzo ist er bereit, seine Theorien zu entwickeln, und sein Betragen zu erklären: „Ich weiß," sagte er zu einem wegen politischer Vergehungen Verhafteten, der mir diese Details erzählt hat; „ich weiß, was die Welt von mir „denkt; man behandelt mich sicher mit Strenge, und be„trachtet mich mit Abscheu; dieß würde mir, wenn ich in „Sparta gelebt hätte, nicht begegnet seyn. Meine Indu„strie und meine Feinheit würden mir die Bewunderung „meiner Mitbürger erworben haben.

„Sie denken, so verhalte es sich nicht in Frankreich! „Allerdings, was die kleinen Diebe, wie ich bin, betrifft; „wäre ich aber ein großer Dieb, dann verhielte es sich ganz „anders; hätte ich mit Einem Schlage hundert Familien

„ins Verderben gestürzt, hätte ich meine Millionen in Si„cherheit gebracht, und sie entweder in fremden Fonds an„gelegt, oder meiner Frau zuschreiben lassen, so würde ich „nicht hier seyn. Ich würde ruhig in meinem Wagen an „meinen Gläubigern vorüberfahren; ich würde prachtvolle „Bälle geben, ich würde vielleicht sogar an der Spitze eini„ger großen Anleihen, einiger guten Lieferungen stehen. „Wer weiß, ob nicht die Staatsräthe mit Achtung mit „mir sprechen, und Minister mir vielleicht die Hand drü„cken würden? Glauben Sie nicht, daß ich viele Tisch„freunde haben könnte, die meine Rechtschaffenheit zu den „Wolken erheben würden?

„Als mir mein Dachdecker-Gewerbe entleidete, wo ich „mich jeden Augenblick aussezte, Arme und Beine zu bre„chen, so blickte ich das an, was um mich her vorging; „und sah überall nur Geprellte und Prellende. Ich hatte „keine Lust, geprellt zu werden, und wurde ein Gauner, „wiewol nur von der kleinen Art. Ich hatte weder die „Kenntnisse, noch die nöthigen Fonds zur Errichtung von „Agentschaften, zu Spekulationen auf öffentliche Fonds, „zum schnellen Rückzug im günstigen Augenblick. Ich „konnte nicht im großen Strome schwimmen, und begnügte „mich im Sumpfe zu fischen. Da ich kein Dieb im Gro„ßen werden konnte, so wurde ich ein Dieb im Detail.

„Indessen kam mir doch eines Tages der Gedanke, „ein ehrlicher Mensch zu werden. Ich war über siebenzig „Jahre alt, und hatte sechs davon im Gefängnisse zuge„bracht. Tristan, sagte ich zu mir selbst, benüze diese lezte „Lektion; du siehst schon, daß dein Weg rauh ist; schlag „eine andere Bahn ein, mein Freund, vielleicht wird es „dir dort gelingen.

„Ich war in diese Träumereyen versunken, als mich „einer meiner alten Kameraden anredete, der, ich weiß „nicht wie, Kammerdiener in dem Hause eines emporge„kommenen Fürsten geworden war.

„Du begegnest mir ganz gelegen, sagte mein alter „Kamerad zu mir; geben wir etwas auf die Seite, ich will „dir sagen, wovon die Rede ist. Ich habe auf dem Schreib„tische des gnädigen Herrn, links von der Thüre, eine dicke „Brieftasche voll Bankbilleten, und nahe dabey eine Rolle „Napoleonsd'or entdeckt. Was sagst du dazu?

„Ich sage, antwortete ich sogleich, daß das Gold und „die Billete des gnädigen Herrn in meine Tasche schlüpfen, „und daß wir sie als ehrliche Leute theilen werden, wenn „du mir die gehörigen Nachweisungen geben wirst. Erzähle „mir einmal, was in dem Hause vorgeht. Braucht der „gnädige Herr nicht einige Reparationen auf den Dächern „des Hauses?

„Nein, antwortete er, man macht nur Reparationen „in seinem Schloß. Ich habe sogar gehört, daß der Bau„meister einen Plan abholen wird, den der gnädige Herr ge„prüft hat, und der so schnell als möglich ausgeführt wer„den soll.

„Dieß ist hinreichend, erwiederte ich; es müßte sehr „unglücklich zugehen, wenn ich diesen Fisch nicht angelte. „Sey still, und entferne dich, damit man uns nicht bey„sammen sieht. Suche nur unter der Thüre zu seyn, um „mir den Zutritt zu erleichtern.

„Ich dachte bey mir, dieß wäre eine treffliche Gelegen„heit, ein redlicher Mensch zu werden. Wenn ich im Be„sitze dieses Goldes, dieser Billete bin, wer könnte mich „dann verhindern, die Geschäfte niederzulegen, und ruhig „zu leben? Ich habe mich lange genug mit den Gerichten ge„plagt: dieß muß ein Ende nehmen.

„Mein Plan war gut ausgedacht. Ich kleidete mich „am folgenden Tage als Unterbaumeister, in ein schwarzes „Kleid, weißes Halstuch, mit bescheidener Haltung und „dem Maßstab in der Hand. Ich komme an, lasse mich „bey dem gnädigen Herrn melden. Mein Kamerad ruft: „Hier ist der Baumeister des gnädigen Herrn, den man „erwartet. Der Thürhüter meldet mich; ich werde in ein „Zimmer geführt, in welches das Kabinet des Fürsten sich „öffnet, wo er wahrscheinlich mit irgend einem Gesandten „sprach. — Was wollen Sie? fragte er mich. — Gnädiger „Herr, da Ihr Baumeister nicht selbst kommen kann, so „hat er mich beauftragt. — Gut, antwortete er, ich werde „sogleich kommen, gehen Sie in mein Kabinet. — Ich gehe „hinein, und mein Streich ist in einem Augenblick voll„bracht. Ich mußte alle meine Geschicklichkeit aufbieten, „denn der gnädige Herr war mir auf den Fersen. Sein „Plan war auf dem Tische ausgebreitet; er zeigt mir ihn, „und erklärt mir umständlich alle Veränderungen, die er „wünscht. Ich stand auf Dornen, und fürchtete in jeder „Minute die Ankunft des wahren Baumeisters. Endlich „kündigt man dem gnädigen Herrn einen neuen Besuch an, „er gibt mir den Plan und entläßt mich.

„Meiner Sache gewiß, gehe ich die Treppe hinunter; „einige Zimmer standen offen. In einem derselben erblickte „ich auf einem Sessel an der Thüre einen Spencer von „schwarzem Sammt. Dabey fällt mir sogleich ein, daß „meine kleine Nichte mich noch diesen Morgen um einen „schwarzen Spencer gebeten hatte. Ich ergreife diesen und „stecke ihn in die Tasche. Eine verwünschte Magd, die „ich nicht bemerkt hatte, erblickt mich, und ruft sogleich: „Diebe! Ich will entfliehen, zwey große Kerls von La„kayen halten mich fest. Ich war gefangen, man nimmt „mir meinen Schatz, und ich werde kurz darauf, wegen „Wiederholung, auf zehn Jahre Gefängniß verurtheilt.

„Sie sehen wohl, sezt der Vater Tristan hinzu, daß „das Schicksal mir die Rolle des ehrlichen Mannes nicht „gönnt. Ich muß mich daher meinem Geschick unterwer„fen.“

Dieser Greis hat sich im ganzen Laufe seines zügellosen Lebens niemals Leibes- oder beschimpfenden Strafen ausgesetzt. Nie war gewaltsamer Einbruch, nie ein solcher Diebstahl vorhanden, der den Mann auf die Galeeren bringt. Wenn man ihn fragt, wie er es eingerichtet hätte, den Ketten zu entgehen, so antwortet er: „Ich habe immer mit dem Gesetzbuch in der Hand gestohlen.“

Man versichert im Gefängniß, der Vater Tristan hätte ein Einkommen von fünf- bis sechstausend Franken. Aber seine Leidenschaft zum Stehlen ist so eingewurzelt, daß man glaubt, er werde nie einer Versuchung widerstehen können, und endlich sein Leben zu Poissy oder St. Pelagie beschließen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Diese magnetische Kugel, nebst ihrer Rinde, die wir bewohnen und einigermaßen kennen, ist in ein Meer von achthundertmal dünnerem Gewebe, als das Wasser, eingewickelt, welches wir unsere Atmosphäre nennen. Das Fluidum, woraus diese äußerste Schale besteht, ist, obgleich weit feinerer Natur, doch viel zusammengesetzter und elastischer, als das Wasser. Versuche haben gezeigt, daß die Luft sich in einen zehnmal, in den sogenannten Windbüchsen vielleicht in einen hundertmal engeren Raum zusammendrücken läßt. Da nun die Luft auch, gleich allen Körpern, schwer ist, oder beständig gegen den Mittelpunkt drückt, weil sonst unsere Atmosphäre sich in den unendlichen Raum zerstreuen würde; so ist eine natürliche Folge hievon, daß die Luft der untersten Schichten der Atmosphäre, die wir einathmen, durch das Gewicht aller oberen Lagen zusammengedrückt, und daher ohne Vergleich dichter ist, als die oberste Luft. Daß das Wasser achthundertmal schwerer ist, als die Luft, das gilt also nur von der Luft an der Oberfläche der Erde: in einer Höhe von neun geographischen Meilen, welches man als die äußerste Grenze der Atmosphäre annehmen kann, muß die Luft ungefähr tausendmal dünner als unten, oder achthunderttausendmal lichter als Wasser seyn; die in den Windbüchsen zusammengepreßte Luft ist demnach hunderttausendmal so dicht, als die Luft in der obersten Grenze der Atmosphäre. Schon auf hohen Bergen spürt man, an der Schwierigkeit des Athmens, und an der größeren Reinheit des Himmels, die abnehmende Dichtigkeit der Luft; und es leidet keinen Zweifel, daß sie in der Höhe von mehr als einer Meile für unsere Lunge untauglich, und in einer Höhe von zehn Meilen ganz unmerklich ist. Dennoch ist der Druck, den sie durch ihre Schwere auf die ganze Oberfläche des Erdbodens äußert, einem Gewichte von dreyzehn Trillionen Pfunden gleich.

Die Luft dringt, vermöge ihrer großen Elasticität, in alle Körper ein; und man findet nicht leicht einen Körper, zu dessen Bestandtheilen nicht eine von den unzähligen Luft- oder Gasarten gehörte, die in ihrer Natur und ihren Wirkungen so sehr verschieden sind, und nur das mit einander gemein haben, daß sie unsichtbar, flüssig und elastisch sind, aber selbst durch die strengste Kälte nicht in einen harten oder in einen tropfbaren Körper zusammengedrückt werden können. Sogar die untere Schichte der Atmosphäre, in der wir leben, ist aus verschiedenen Luftarten zusammengesetzt, wovon mehr als die Hälfte aus der für die Lungen der Thiere höchst schädlichen, zum Wachsthum der Pflanzen aber sehr nothwendigen, Stickluft besteht. Diese Luft ist, wenn sie von den Pflanzen, besonders im Sonnenschein, wieder ausgedünstet wird, in die reinste Lebensluft verwandelt, worin die Thiere freyer athmen, und das Feuer schöner brennt; so wie die Lebensluft, wenn sie von den Thieren wieder ausgeathmet wird, für sie zu Gift, für die Pflanzen aber sehr heilsam geworden ist. Auf diese Art hat die Natur für Pflanzen und Thiere mit gleicher Güte gesorgt, und dieß zeigt sich nicht blos durch die Verwandlung der Luft, auch die vornehmste Nahrung der Thiere besteht in Pflanzen, und Korn oder Gras wächst üppig hervor auf dem Leichenfelde einer Schlacht: ein ewiger Kreislauf verwandelt Gift in Arzney, und entwickelt neue Lebenskraft aus der Verwesung.

Außer diesen Luftarten enthält die Atmosphäre noch eine Menge fremder Theile, die wir Dünste nennen, und von denen uns vielleicht nur der kleinste Theil bekannt ist. Alle Ausdünstungen der Pflanzen, der Thiere der Erde und des Wassers würden auf der Oberfläche der Körper, welche sie als unnütz oder schädlich von sich geworfen haben, liegen bleiben, und sich wieder mit ihnen vermischen, wenn sie nicht von einer schwereren Flüssigkeit, der Luft, umgeben wären, in der sie, nach den bekannten Gesetzen der Hydrostatik, in die Höhe steigen müssen. Hier werden sie in dem großen Laboratorium der Atmosphäre aufgenommen und von neuem verarbeitet; wohlthätige Winde rühren die faule Masse um, bringen durch ihre mannigfaltige Vermischung unter einander, und mit den verschiedenen Gasarten bald Kälte, bald Hitze, bald Gewitter hervor, oder geben sie in fruchtbarem Regen oder in verheerendem Hagel der Erde zurück. Alle diese chymischen Prozesse gehen in den unteren Luftschichten vor; der Boden dieses Luftmeeres ist der eigentliche Wohnort des Menschen und der meisten Thiere; und von dem, was in der obern Gegend der Atmosphäre vorgeht, wissen wir so wenig als vom Innern der Erde. Die untere Atmosphäre, die wir kennen, ist, wie sich ein großer Physiker

sehr richtig ausdrückt, „vielleicht nur der obenaufschwim„mende Schaum von dem, was im Innern der Erde ge„brauet wird; und die Schwierigkeit, die großen chymi„schen Operationen zu begreifen, die unaufhörlich in der „Atmosphäre vorgehen, liegt nicht allein in der unermeß„lichen Größe des Gefäßes, worin sie angestellt werden, „sondern in der unsichtbaren Verwickelung der verschiede„nen dabey gebrauchten Flaschen, die sich auf mancherley „Art durchkreuzen, und wovon oft eine in der andern „steckt. Wenn der Bauch der Retorte in Afrika liegt, „so kann der Hals sich über Europa erstrecken, und die „Vorlage in Sibirien liegen.“ Tausende von Meilen trennen die Ursache von der Wirkung, und man findet jene nicht, weil man sie zu nahe oder zu weit sucht. Und doch liegt dieses Laboratorium wenigstens vor unsern Augen oder über unsern Köpfen; aber was wissen wir von dem, was unter unsern Füßen vorgeht, und wer kennt den Zusammenhang der atmosphärischen Luft mit der in der Erde eingeschlossenen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

(Durch Mangel an Raum verspätet.)

Die dießjährige, am 22., 23. und 24. Julius (1822) in Bern gehaltene Versammlung der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften ward durch den gegenwärtigen Vorstand des Vereins, den als Botaniker bekannten Rathsherrn von Haller, mit einer Rede eröffnet, welche die Vortheile erörtert, die aus den Sammlungen, zumal insbesondere auch solchen, welche auf spezielle Fächer der Naturgeschichte oder auf Oertlichkeiten beschränkt sind, für die Wissenschaft erwachsen, die (als Naturbeschreibung) selbst nur eine Zusammenstellung und systematische Anordnung der Naturkörper, nach Maßgabe ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten ist, welche nur durch vielfältige Vergleichungen und diese hinwieder nur vermittelst der Sammlungen möglich sind. Reiche Sammlungen waren es, durch welche die Linné, die Jussieu, die Cuvier, die Werner in den Stand gesetzt wurden, der Wissenschaft für die Riesenschritte, die sie in unsern Zeiten gemacht hat, den erforderlichen Antrieb zu geben. Diesen Betrachtungen war ein kurzer Ueberblick der Erweiterungen beygefügt, welche der Verein der schweizerischen Naturforscher seit ihrer ersten Versammlung zu Bern im Jahr 1816 erhalten hat.

Der Professor Pictet aus Genf erstattete hierauf Bericht über den erfreulichen Erfolg, welchen die, unter Gutheißung und Mitwirkung der Gesellschaft vor einem Jahr eröffnete Unterzeichnung, für verbesserte Bauteinrichtungen im St. Bernhards-Hospitium, bereits gehabt hat, indem bis Mitte des Julius 14641 Fr. eingegangen waren, zu denen wenige Wochen später noch 1767 Fr. hinzugekommen sind; unter den großmüthigen Gebern stehen oben an der König von Sardinien mit 2400 Fr., einige Schweizer-Regierungen und die Sammler von Beyträgen in Paris, Dorpat, Amsterdam, Dresden und Leipzig. Ein falscher Steuersammler für das Hospitium, wie deren von Zeit zu Zeit in und außer der Schweiz auftreten, ward vor zwey Jahren in Genf entdeckt, verhaftet und nebst den bedeutenden bey ihm gefundenen Summen an die Regierung der Republik Wallis überliefert. Während seines Prozesses gestand der Inquisit, von dem bey sich tragenden Gelde seyen 1200 Fr. Ertrag der von ihm in Genf gesammelten Steuer; diese wurden hierauf von der Regierung des Kantons Wallis an jene des Kantons Genf übermacht, die nicht anstund, das Geld, seiner eigentlichen Bestimmung gemäß, den Ordensmännern des Hospitiums oder der für sie eröffneten Unterzeichnung zuzuweisen. Aus den eingegangenen Summen wurden nun bereits im gegenwärtigen Jahr die sehr mangelhaften Feuereinrichtungen des Hospitiums, für die Wärmung der Zimmer u. s. w. gründlich verbessert, und im kommenden Jahr soll das Gebäude selbst, welches für die Beherbergung der großen Menge Reisender, von denen es besucht wird, zu enge ist, erweitert werden, in derjenigen Ausdehnung, welche der fernere Erfolg der eröffnet bleibenden Unterzeichnung möglich machen wird.

Im Namen des (auf einer Reise nach Genua zum Besuch des Freyherrn von Zach) abwesenden Hofrath Horner's von Zürich wurde die Gesellschaft des Herrn Pictet eingeladen, sich mit der Arbeit einer Bestimmung des Verhältnisses zwischen den in den verschiedenen Schweizerkantons üblichen Maaßen und Gewichten zu beschäftigen, um eine vollständige und genaue Uebersicht derselben zu erhalten, welche für die mannichfach erforderlichen Reduktionen derselben bequem gebraucht werden könne. Der Antrag ward genehmigt, und die Herren Horner, Pictet und Trechsel mit dem Geschäfte beauftragt. Der Professor Trechsel erstattete Bericht über die Verhältnisse der unter seiner Aufsicht stehenden neuen Sternwarte in Bern, die in den Jahren 1821 und 1822 sehr zweckmäßig ist errichtet und mit guten, theils früherhin theils neu angeschafften Instrumenten versehen worden, worunter sich der große, drey Fuß im Durchmesser haltende, Azimuthal-Kreis von Ramsden auszeichnet, als das einzige auf dem Festland vorhandene Instrument dieser Art, das in den Philos. Transactionen (Vol. 80.), so wie in Adams geometric. et geographic. Essays (von Geister übersetzt, Leipzig 1795), beschrieben ist, und im Jahr 1797, zum Behuf der damals beabsichtigten Arbeiten des Professors Tralles, durch die ökonomische Gesellschaft in Bern mit 250 Louisdors bezahlt ward. Die neuern Instrumente sind meist von Reichenbach und seinem trefflichen Schüler Schenk in Bern verfertigt.

Der Professor Pictet las eine umständliche Nachricht über die natürlichen Eisgruben, die im Jura und im Alpengebirg der Umgegend von Genf vorkommen. Sie werden zum Theil für Eislieferungen nach Genf und in die umliegenden Landhäuser benutzt und verpachtet. Nach milden Wintern, wie die von 1818, 1820 und 1821 waren, wo die gewöhnlichen Eisteller nicht gefüllt werden können, werden aus einer jener natürlichen Eisgruben in das acht bis neun Meilen entfernte Genf, jeden zweyten Tag ungefähr 25 Centner Eis gebracht, deren Detailverkauf ein Privilegium des Hospitals ist. Die physikalischen Verhältnisse dieser Eishöhlen sind nach eigenthümlichen Beobachtungen des Herrn Pictet sorgfältig und belehrend in der Abhandlung erörtert, die nun seither vollständig im Augustheft der Bibliothèque universelle ist abgedruckt worden. Von dem Oberstlieutenant Fischer in Schaffhausen ward eine Handschrift des Prälaten Glutz im Luzern'schen Kloster St. Urban überreicht, die betitelt ist: Meine Wasserkunde nach hydroelektrischen Grundsätzen, die eigentlich in's Gebiet der Wünschelruthe gehört. Herr Peschier in Genf legte die Resultate seiner chemischen Analyse von der Wurzel der Polygala senega vor. Herr Benoit de Pont. de Martel aus Neuenburg überreichte eine Sammlung schöner Zeichnungen von Mißgestaltungen der Schweizer-Flora angehöriger Gewächse.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Nr. 56.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. Juli 1823.

Kunstnachrichten aus Paris.

Paris, den 18 Mai 1823.

Im Jahr 1821 ließ ein hiesiger Buchhändler den Plan zu einer Sammlung erscheinen, welche er unter dem Titel Encyclopädie für Damen herausgeben wollte. Schon aus dem Namen erhellt das Eigenthümliche und der Zweck des Werks, dem viele geistreiche Männer ihre Feder widmeten. Die Unternehmung hat einen guten Fortgang.

Ein Mitglied der Deputirten-Kammer, H. Keratry, schon bekannt in der gelehrten Welt durch seine Inductions morales et physiologiques, ein Werk, das sich im Gebiete der Wissenschaft und insbesondere der Philosophie leicht Eingang verschaffte, und durch seine Artikel im Courier français aus Gelegenheit der Kunstausstellungen von 1819 und 1822, übernahm für die genannte Sammlung eine Abhandlung, welche vor Kurzem erschienen ist *) und zum Gegenstand hat, das Schöne in Rücksicht auf die nachahmenden Künste zu bestimmen. Er durchgeht dabey die Erzeugnisse der verschiedenen Schulen der Malerey und Bildhauerkunst, insbesondere der französischen. Ich muß aber bemerken, daß der Verfasser, ungeachtet der Allgemeinheit des Titels: du beau dans les arts d'imitation etc. sich jedoch auf Malerey und Bildhauerkunst beschränkt und also noch ein schönes Stück auszuführen wäre. Er untersucht Schritt für Schritt, und als Mann von Geist und Geschmack, was für Bedingungen die zeichnenden Künste zu erfüllen haben, d. h. welches die Mittel sind, die sie anwenden müssen oder können, und welches der Zweck, dessen Erreichung sie sich vorsetzen können oder müssen.

Es ist unmöglich, in einer bloßen Anzeige die verschiedenen Partien einer Abhandlung von solcher Art darzustellen, welche eine ganze Reihe von Behauptungen und Urtheilen über Personen und Sachen aufführt, so wie über alte und neue Schulen, auch über die kritischen Geschichtschreiber, welche vor dem Verfasser in dem Fache, das er nun behandelt, aufgetreten sind. Dessenungeachtet werde ich, wie ich glaube, so viel geben, daß der Leser weiß, was er zu erwarten hat, und wie hoch er Alles anschlagen darf.

Man sieht aus dem Werke, daß H. Keratry durch seine eignen Gedanken und durch die Prüfung der Denkmäler, zu anziehenden Betrachtungen hingerissen wurde; man sieht, daß er die Künste liebt, von welchen er spricht, und sie tief empfindet; aber man erkennt auch ebenso leicht, daß er sie auf keine folgerechte Weise studiert hat, weßwegen oft sein Urtheil mißrathet. So macht er z. B. in seinen Betrachtungen über die französische Schule eine besondere Classe von Künstlern, welche er als die Stifter der Schule ansieht; darauf führt er in einem zweyten Namens-Verzeichniß diejenigen auf, welche er für würdig hält, ihnen unmittelbar zu folgen.

Die Ordnung, in welcher diese verschiedenen Namen aufgestellt sind, die Auslassungen, welche dabey vorkommen, die Namen, welche er in diese zwey Classen hereingezwängt hat, beweisen, daß er nicht im Stande ist, für sich selbst ein hinreichendes Urtheil zu fällen, und daß er mit seinen Ansichten ganz allein steht. Er ist mehr gelehrt, als fähig, Künstler und Kunstwerke so zu beurtheilen, daß er im Allgemeinen mit der Meynung derer übereinstimmt, welche eine solche zu geben vermögen, und das Kunsturtheil ist nicht nothwendig bey einem jeden Mann von Geist einheimisch. Es ist auch keine entehrende Rolle, eine Kunstgeschichte unter dem Einflusse eines großen Künstlers zu schreiben, und sich gleichsam zum Echo seiner Meynung zu machen. H. Emerie-David hat dieß in seinen Untersuchungen über die Bildhauerkunst gezeigt, ein Werk, dem das Institut den Preis zuerkannte und dem sein Verfasser den Eintritt in dasselbe verdankt. Um sich auf eine positive Kenntniß der Bildhauer-

*) Encyclopédie des Dames. — Beaux-arts. Du beau dans les arts d'imitation avec un examen raisonné des productions des diverses écoles de peinture et de sculpture, et, en particulier, de celle de France. Par M. Kératry. 3 vol. in 8. ornés de 4 jolies gravures. Paris. 1822. pr. 9 fr. — Wir gedenken unsern Lesern, die schon einen Abschnitt dieses interessanten Werkes kennen (s. Kunstbl. 1822. Nr. 79—81) bald noch einige Proben aus demselben mitzutheilen.

Red.

kunst stützen zu können, um in ihre Geheimnisse eine Einsicht zu bekommen und dadurch zu einer genaueren Kenntniß der Kunstwerke selbst zu gelangen, hat sich H. Quatremère de Quincy einem fortgesezten Studium der Bildhauerkunst gewidmet und eben darum haben seine theoretischen und geschichtlichen Abhandlungen eine wahre Autorität erlangt.—

Berücksichtige ich nun weiter das literarische Verdienst der Arbeit, so findet sich, daß der Styl mehr Stärke, als Anmuth und Zierlichkeit hat; mehr Tiefe als Glanz. Es ist das Werk eines Denkers. Doch erhebt sich H. Keratry auch zweymal zu einer Art von Begeisterung. Das eine ist eine Anrufung, mit welcher das Capitel beginnt, das überschrieben ist: Vorläufige Untersuchungen über das Schöne; das Andere ist eine dithyrambische Schlußrede, welche das lezte Capitel des Werks bildet, mit der Ueberschrift, der Boden des Vaterlands. Ich tadle aber beyde, weil sie mit dem Uebrigen nicht zusammen passen, was mehr in Rücksicht auf Untersuchung der Wahrheit geschrieben ist, als um zu enthusiasmiren. Auch mißfällt mir das Capitel „vom angenommenen Ursprung der Künste." Es sind Vermuthungen, die keine Theilnahme erregen; so geistreich sie auch seyn mögen, so kann doch weder Geschichte noch Geschmack daraus Nutzen ziehen. Wahrhaft und sehr anziehend ist die aus den Denkmälern erhobene Geschichte der Künste. Hier giebt es etwas Positives, das dem Geist gefällt, und ihn aufklärt, und doch hat die Einbildungskraft noch genug Spielraum.

Schließlich muß ich wiederholen, daß die angezeigte Schrift das Werk eines unterrichteten Mannes von Geist und Geschmack ist, und daß ich sie mit Vergnügen, und selbst mit Nutzen gelesen habe. Da der Verfasser ein geachteter und verdienstvoller Schriftsteller ist, so glaubte ich um so mehr, mit Freymüthigkeit meine kritischen Anmerkungen machen zu dürfen.

Lithographie. Es ist unglaublich, wie sehr die Kunst in Frankreich im Zunehmen ist. Sie liefert so viele Erzeugnisse, daß es nicht möglich ist, alles aufzuzählen, was erschienen ist. Ich bleibe daher im Allgemeinen bey dem stehen, das am meisten Gegenstand der Aufmerksamkeit zu seyn verdient, entweder wegen der Größe der Unternehmung, oder wegen des Verdiensts der Künstler. Zuvor aber will ich meinen Lesern eine Vorstellung von der Zahl der lithographischen Blätter geben, welche täglich zu Paris erscheinen, und ein kurzes Gemälde entwerfen von den seit dem Anfange dieses Jahrs erschienenen Werken.

Seit einigen Jahren bringt uns die Zeit der Neujahr-Geschenke Sammlungen von Zeichnungen mehrerer Meister, herausgegeben durch die Unternehmer des Steindrucks. Die beyden ausgezeichnetsten sind H. Delpech und die Gebrüder Engelmann.

Es folgt hier eine Anzeige der merkwürdigsten Stücke aus dem Stammbuch des H. Delpech.*): Pferde, freylaufend, v. H. Carl Vernet, die verwundete Sara von H. Gericault, Rebecca, Ivanhoe's Wunde verbindend, von H. Delorme, die Abreise zur Jagd im Sumpf, und die Jagd im Sumpf von H. Vernet, Compositionen voll Natur und mit einem Geiste ausgeführt, der alle andere Werke dieses Malers übertrifft; Leicester und Freund Robsart; der Schiffbruch Don Juans, von demselben; Rebecca, welche dem Tempelherrn Bois-Guilbert droht, sich zum Fenster hinauszustürzen, von H. Compin, eine Arbeit von vielem Studium, wie alles, was von der Hand dieses Künstlers ist; ein Araber, welcher den Tod seines Renners beweint, von H. Manzaisse; durch dieses Gemälde errang sich dieser Maler die Achtung, in welcher er jezt steht; das Gespenst des Gebirgs, von H. Fragonard, eine von Vicomte d'Arlincourt entlehnte Scene und so ausgeführt, daß sie wahrhaft großen Eindruck macht.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Album lithographique publié par Delpech. — Paris. 1823. Preis 20 Fr.

Kunstliteratur.

Ueber Hubert und Johann van Eyck, von Dr. Gustav Friedrich Waagen, correspondirendem Mitgliede der königlich bayerschen Akademie der Wissenschaften. — Breslau im Verlag von Josef Max und Comp. 1822. 8. 270 S.

(Beschluß.)

Was nun das Verdienst des Johann van Eyck um die Oelmalerey betrifft, so sezt der Verf. dasselbe in die sorgfältige Reinigung des Oels (wir möchten hinzufügen: die Wahl und Bereitung des Oels, besonders mit Hinsicht auf schnelles und unschädliches Trocknen) und in die Entdeckung des wahren Verhältnisses für die Anwendung der mit Oel gemischten Deck- und Lasur-Farben und der zweckmäßigen Behandlung zur Dauerhaftigkeit derselben. Fassen wir dieß und was der Verf. weiter unten in der Charakteristik der Eyckschen Kunst sagt, kurz zusammen, so ist es nicht blos die Verbesserung der Oelfarben und ihres materiellen Gebrauchs, sondern die Verbesserung des Colorits überhaupt, worauf jene Sage von der Erfindung der Oelmalerey beruht, und dieß entspricht ganz unserer Ueberzeugung.

Der Verfasser bemerkt auch sehr richtig, daß die Erfindung, die Joh. van Eyck in der Oelmalerey gemacht,

nicht einzig und allein seinen großen Ruhm bewirkt haben könne, und so geht er in dem vierten Abschnitt zu der Betrachtung seiner Verdienste um die Linien- und Luftperspective über. Er nimmt hier die Vermuthung des ihm unbekannten Verfassers des Aufsatzes über die ältesten Maler Böhmens (in den Beyträgen zur Geschichte und Statistik von Böhmen), daß Joh. van Eyck wohl zuerst an die Stelle des Goldgrundes landschaftliche und architektonische Gegenstände gesezt und zugleich die Linienperspective erfunden habe, gegen Fiorillo in Schutz, welcher an der herkömmlichen Meinung festhält, daß Pietro della Francesca und Paul Uccello die Linienperspective in die Malerey eingeführt haben. Jener Verfasser ist Johann Quirin Jahn, derselbe, welcher die so schätzbare Schrift über das Bleichen und die Reinigung der Oele, Dresden 1803, geschrieben hat; und in so fern man die Aeußerung rücksichtlich des Goldgrundes nicht ganz buchstäblich nimmt, (denn es finden sich allerdings einige deutsche und italienische Malereyen vor Eyck mit landschaftlichem oder architektonischem Hintergrunde), in so fern pflichten wir, wie Hr. Waagen, der Vermuthung des Hrn. Jahn bey. Um sich genauer auszudrücken, müßte man, scheint uns, sagen, daß Joh. van Eyck der Erste gewesen, welcher die Linien-, und zum Theil auch die Luftperspective mit großem Talent geübt, und daher mit glänzendem Erfolg landschaftliche und architektonische Gegenstände an die Stelle des Goldgrundes angebracht habe. Mögen nun Pietro della Francesca und Paul Uccello *als Zeitgenossen des Eyck* die Linienperspective in Italien eben so selbstständig erfunden haben, wie er in Deutschland, oder mögen seine Werke die Italiener zuerst auf diesen wichtigen Theil der Malerkunst geführt haben, wie Lanzi zu vermuthen geneigt ist, oder mag vielleicht gar Pietro, der mit Domenico Venezian in Loretto gearbeitet, von diesem die Perspective gelernt haben, die ihm ohne Zweifel auch von Antonello war überliefert worden; — immerhin wird auch in dieser Hinsicht Eycks eminentes Verdienst anerkannt werden müssen; und unser Verf. sagt ganz treffend: die große Bewunderung, mit welcher Facius von der täuschenden Wirkung der Perspective in Eycks Bildern spricht, beweise offenbar, daß dergleichen in der Mitte des 15ten Jahrhunderts in Italien wo nicht etwas ganz Neues, doch etwas höchst Seltenes gewesen.

Den fünften Abschnitt widmet Hr. Waagen der Frage, ob die für die Glasmalerey überaus wichtige Erfindung: Glasscheiben nur auf einer Seite mit Schmelzfarben zu überziehen, wirklich auch dem Joh. van Eyck zuzuschreiben sey? wie Leviel in seiner Abhandlung über die Glasmalerey nach dem anonymen Verfasser der Remarques savantes et curieuses par Mr. *** Paris 1698 berichtet. Hr. Waagen bedauert, daß er diese Nachricht nicht an der Quelle habe untersuchen können, und wir bedauern es mit ihm, denn es ist uns immer noch nicht möglich gewesen, uns die anonyme Schrift zu verschaffen, oder nur von ihrer Existenz in einer Bibliothek Kunde zu erhalten. Indessen scheint uns, nachdem was wir von der Glasmalerey wissen, die Nachricht allerdings glaubwürdig.

Doch so groß auch die Verdienste sind, welche sich Joh. van Eyck durch diese Erfindungen erworben haben mag, so reichen sie dennoch nicht hin, ihn zum *vorzüglichsten Maler seines Zeitalters* zu erheben, wie er von seinen Zeitgenossen in Italien genannt wurde. Um diese Verehrung begreiflich zu machen, schildert der Verf. im sechsten Abschnitt den künstlerischen Charakter des Joh. van Eyck, und wir gestehen, daß ihm dieser Theil, welcher offenbar einer der schwierigsten der ganzen Aufgabe war, bis auf wenige Kleinigkeiten trefflich gelungen ist. Freylich kamen ihm die Abhandlungen von Goethe und Schorn gut zu statten, aber er äußert und entwickelt Manches, wovon dort gar nicht oder nur andeutungsweise die Rede ist, und man gewahrt in Allem, daß der Verf. die bedeutendsten Werke des van Eyck gesehen und ernstlich studirt hat.

Von den beyden folgenden Abschnitten über das Verhältniß des Joh. van Eyck zu den vorzüglichsten Malerschulen seiner Zeit, und über seine Einwirkung auf die Malerey in Deutschland, Italien und Spanien, können wir nicht so vortheilhaft urtheilen. Des Verf. mangelhafte Kenntniß der altkölnischen Malereyen, von der wir oben Gelegenheit gehabt zu reden, gibt sich auch hier wieder kund, und so läßt auch alles, was er über die Schüler des Eyck und über die gleichzeitigen und folgenden nieder- und oberdeutschen Maler sagt, gar sehr viel zu wünschen und Manches zu berichtigen; ja es sind eigentlich diese beyden Abschnitte nur als schnell entworfene Skizzen zu betrachten. Hierüber ins Einzelne einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht, wir erwähnen nur, daß der Verf. den Einfluß des Eyck auf die oberdeutschen wie auf die niederrheinischen Maler richtig erkannt, daß er aber den Martin Schön zu sehr erhoben, Herlen nicht genug gewürdigt, und Wohlgemuth zu tief herabgesezt hat. Auch bemerken wir noch, daß Israel von Meckenem, dem wir jene durch edele und schöne Charakteristik ausgezeichneten Gemälde im Eyckischen Styl zuschreiben, welche, aus der Mitte und der lezten Hälfte des 15ten Jahrhunderts stammend, sich häufig und fast ausschließend in der Gegend von Köln und Coblenz gefunden haben, nicht von Mecken oder vielmehr Meghen bey Bocholt, sondern von Meckenheim unweit Bonn gebürtig, und daß er der ältere Meckenem, wahrscheinlich der Vater des Kupferstechers ist.

Der neunte und lezte Abschnitt, die Beschreibung und Beurtheilung der Eyckischen Werke enthaltend, gehört zu den ausführlichsten, und der Verf. hat ihr mit großem Fleiß und viel Sorgfalt bearbeitet; indessen bleibt auch hier

wie schon aus der Natur des Gegenstandes folgt, manches zu berichtigen und zuzusetzen, worüber zum Theil erst die Zukunft entscheiden kann. Der Verf. theilt sehr weislich die Gemälde, welche den Gebrüdern van Eyck zugeschrieben werden, in drey Klassen; in die erste setzt er diejenigen, worüber wir blos Nachricht haben, ohne zu wissen, wo sie sich befinden mögen, oder ob sie überhaupt noch vorhanden sind? in die zweyte Klasse nimmt er diejenigen auf, von deren Aechtheit man überzeugt ist, und deren Ort und Stelle sich angeben läßt; in der dritten Klasse endlich führt er die Werke auf, welche an bestimmten Orten unter dem Namen der van Eyck gezeigt werden, von denen dem Verf. aber nicht erwiesen scheint, daß sie wirklich diesen Meistern angehören.

Die Beschreibung und Beurtheilung der als unbezweifelt und als die vorzüglichsten angeführten Gemälde scheint uns bis auf einige Punkte treu, wahr und befriedigend. Unter andern stimmt auch die Zusammensetzung, welche der Verf. von den nun vereinzelten Genre-Altargemälden versucht, fast ganz mit derjenigen überein, welche wir vor Jahren entworfen haben; nur befinden sich in unserer Skizze die unteren Flügelstücke, worauf die Streiter Christi und die gerechten Richter dargestellt sind, nicht an der linken Seite des Mittelbildes, wie Hr. Waagen annimmt, sondern an der rechten Seite, und zwar so, daß sich die Streiter Christi zunächst an das Bild anschließen, während auf der andern linken Seite zuerst die Pilger, und dann die Eremiten erscheinen.

Was die Hölle betrifft; die nach Carl van Manders Angabe unten auf der Fußbank des Mittelstücks mit Leimfarben soll gemalt gewesen seyn, so ist darunter offenbar die Vorhölle oder das Fegefeuer zu verstehen, denn die Alten haben schwerlich etwas von einer Hölle gewußt, deren Bewohner das göttliche Lamm verehren!

Ueber die Copieen des Michael Coxcis nach den Genter Altargemälden bemerken wir, daß die drey in München befindlichen Bilder: Maria, Gott Vater, und Johannes der Täufer, nach dem Urtheil sehr achtenswerther Kenner wirklich zu diesen Copieen gehören; was denn auch durch den Umstand bestätigt wird, daß gerade diese drey Vorstellungen dem Hrn. Aders in London fehlen, der nicht nur die obern und untern Flügelstücke, sondern auch das untere Mittelstück gekauft hat. Es wäre auf jeden Fall zu wünschen, daß das Gemälde des Gott Vaters der Vollständigkeit wegen für die Münchener Gallerie zu den beyden andern Stücken angeschafft würde.

Unter den in der dritten Klasse angeführten Bildern sind uns nur zwey so genau bekannt, daß wir darüber ein Urtheil wagen wollen. Beyde befinden sich gegenwärtig im königlichen Museum zu Paris, nämlich die Hochzeit zu Cana, und Maria mit dem Kinde, gegenüber ein knieender Donatas (nicht St. Joseph, wie Hr. Waagen nach dem Pariser Katalog bemerkt). Von dem ersten Gemälde können wir versichern, daß es keineswegs dem Joh. van Eyck angehört, sondern daß es in den meisten Stücken an die späteren Maler aus der Zeit des Maduse erinnert; wir fanden auf demselben unter der Tischplatte ein A in einem Schilde angebracht, und es ließ sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß dieses auf den Maler Walther van Assen zu beziehen wäre. Früher, in den Jahren 1803 und 1804 sah man statt dieses Gemäldes eine andere Hochzeit zu Cana von Eyck, die sehr schön und gewiß ein ächtes Werk war; Friedr. Schlegel hat sie in der Europa beschrieben. Es wäre ein wahrer Gewinn, wenn dieses Gemälde wieder aufgefunden würde. Jenes zweyte Bild in dem französischen Museum ist eben so sehr des Eycks würdig, als das erste es nicht ist. Der Donatar, ein Geistlicher mit reicher Damastkleidung, könnte wohl für einen Abt gelten, und so möchte dieses Bild das Mittelstück von dem Gemälde seyn, welches nach dem Zeugniß des Carl van Mander ehemals in Ypern war; wenigstens paßt die Beschreibung dieses Autors ganz darauf. Friedr. Schlegel hat auch dieses wunderschön ausgeführte kleine Gemälde der Pariser Sammlung in der Europa erwähnt. Man findet in Filhol's Museum de France einen Kupferstich davon, und in der beygefügten Beschreibung wird, wenn ich nicht irre, gesagt, daß es von Autun nach Paris gekommen sey.

Wir enthalten uns aller ferneren Bemerkungen, um mit einer Betrachtung zu schließen, die uns von großer Wichtigkeit scheint. Wir kennen keine Gemälde, die man mit Gewißheit dem Hubert van Eyck allein zuschreiben kann, eben so wenig wissen wir bis jetzt, welche Theile in den Genter Gemälden ausschließlich von diesem Künstler herrühren, und so reden wir immer von Joh. van Eyck, von seinen Empfindungen und Verdiensten, ohne zu fragen, was wir dem ältern Bruder zu danken haben? Ist es aber nicht möglich und sogar wahrscheinlich, daß Hubert vorzüglich für die Verbesserung der Technik gewirkt, während Johann am meisten Kunstgenie gehabt hat? wie es die von ihm allein verfertigten Werke und die Zeugnisse der Zeitgenossen beweisen. Die hierüber schwebende Dunkelheit zu zerstreuen, bleibt für den Geschichtsforscher immer eine anziehende, aber höchst schwierige Aufgabe!

S. B.

Paris, den 17. Juni.

Ein Unglück, das Hrn. Horace Vernet vor vierzehn Tagen zugestoßen, hatte den Bewunderern seines Talents gerechte Besorgnisse eingeflößt; ein Pferd, das er ritt, wurde scheu, warf ihn ab, und verwundete ihn am Kopf. Jezt ist der Künstler wieder glücklich geheilt, und wird der Kunst, die er mit so vielem Erfolg übt, und seinen Freunden, denen er aus mehr als einem Grunde theuer ist, bald wieder zurückgegeben werden.

Nro. 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. Juli 1823.

Hektor du, und Aeneias; denn es belastet die meiste
Kriegsarbeit der Troer und Lykier, weil ihr die besten
Seyd zu jeglichem Zweck, mit Kraft gerüstet und Weisheit; —
Homer.

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Cochrane machte ein großes Meisterstück, und nahm die feindliche Fregatte Esmeralda unter den Batterien der Forts weg, und verbrannte den Spaniern mehrere Schiffe. Dieses war eines der größten Wagstücke, das, wie alle Seeleute sagen, zur See unternommen wurde. Er blokirte den Callao, wo alle feindliche Schiffe unter den Batterien, und mit einer großen Kette verbunden, gesichert waren. Mit wenigen Booten und auserlesenen Leuten und Offizieren näherte er sich, nahm selbst das erste feindliche Wachtboot ohne Lärm, und bemächtigte sich so der Parole; war der erste, der das Verdeck der Fregatte bestieg, wobey er durch den Schenkel geschossen wurde. Es wurde ungemein hartnäckig gefochten, und nach einem furchtbaren Blutvergießen war die Fregatte bey Tagesanbruch schon in Sicherheit auf unserer Seite. Man behauptete, daß die englische Fregatte, die dort lag, dieses Unternehmen heimlich begünstigt habe, und die Matrosen, die des Morgens mit den Booten ans Land kamen, wurden von dem gemeinen Volk ermordet, da diese, wie die meisten unserer Matrosen, Engländer waren. Eilf oder zwölf kamen um, und der englische Commodore bekam einen großen Streit mit dem spanischen Gouvernement. Er war sehr gut Freund mit Cochrane, und wahrscheinlich wußte er um die Sache, denn durch seine Neutralitäts-Signale und die Manövres, die er beym Ueberfall machte, wurden wenigstens die Spanier irre geführt.

Mit der Neutralität treiben die Engländer hier großen Handel, und nehmen von beyden Theilen die Kapitale an Bord und senden sie für gute Prozente nach Europa in Sicherheit. Die Schiffskapitäne haben sich auch ungeheure Summen damit erworben.

Durch diesen Umstand bekamen wir das völlige Uebergewicht zur See, und die zwey Fregatten, die der Feind hier noch im Ocean hat, gehen flüchtig von einem Ort zum andern. Wir machten in Huaura alle Anstalten, um uns gegen einen Angriff des Feindes zu halten, der aber doch blos einmal bis Chancay kam und unsere Vorposten vertrieb. Da wir das Gebirge blos mit obenerwähnten Milizen besezt hatten, und dem Feinde die Provinz von Xaura wegen der Lebensmittel sehr wichtig war, so wurde im Februar von ihm eine Division von Lima dahin gesandt, wodurch wir gezwungen wurden, auch wieder Truppen dahin zu senden, und die Kommunikation wurde wieder gehindert. In dieser Zeit wurde der Vicekönig Pezuela von den Chefs der spanischen Armee abgesezt, und der General La Serna an seine Stelle ernannt. Diese Gewaltthat, ohne Beystimmung der Vicekönige des Königreichs, brachte uns großen Vortheil, und veranlaßte viele Unordnung in der Verwaltung des Feindes. So wurde Alles nach und nach untergraben, und es bestund schon keine von Spanien sanktionirte Regierung mehr. Bey all diesem hatte San Martin die Hand mit im Spiel, und es war leicht voraus-

zusehen, daß eine gänzliche Anarchie entstehen würde. — Im April wurden neue Unterhandlungen mit dem neuen Vicekönig begonnen, wobey nichts zu Stande kam; aber stets von unserer Seite viele Freunde durch goldne Versprechungen gewonnen wurden. Lima litt immer mehr an Lebensmitteln und durch die Erhaltung der vielen Truppen, und endlich beschloß der Feind den Feldzug gleichsam umzukehren, und uns seinen Platz einzuräumen. Er besetzte die Forts in Callao, und zog mit fast 6000 Mann nach der Sierra (dem Gebirge), wo er die fruchtbare Provinz von Jauja besetzte.

Den 12. Juni zogen wir in Lima unter dem unsinnigsten Jubel ein, und sogleich wurde nun auch dort die neue Regierung eingeführt, und der Callao, (der zwey Stunden entfernte Hafen), zur See und zu Lande blokirt. Die Herren Spanier hatten so viel als möglich Geld und Kapitalien mit sich genommen, und den Limaern versprochen, sehr bald wieder zu kommen, und sie wieder von den Insurgenten zu erlösen. Es ist überall im Kriege wichtig, die Hauptstadt zu besitzen, aber hier, wo sie mehr als irgendwo die Vereinigung aller möglichen Staats- und Regierungszweige ist, wird es noch bedeutender. Von unserer Seite wurde sehr gelinde verfahren, und die meisten Angestellten, wenn sie nicht offenbare Feinde waren, in ihren Posten gelassen, und so ging Alles ganz ruhig zu. Alsbald ließ sich San Martin gleichsam durch das Volk zwingen, das Haupt der Regierung, unter dem Titel des Protektors der Freyheit von Peru, zu seyn, und so blieb Alles ziemlich beym Alten. Die Unabhängigkeit wurde beschworen, viele Dankadressen eingereicht und Te Deum gesungen, Bälle gegeben, und das Volk amusirte sich ganz gut. Ich habe schon irgendwo gesagt, daß das Volk in Lima noch viel weniger Charakter und Energie hat, als es in unsern großen Städten der Fall ist, und so ließen sie Alles gehen wie es wollte, und freuten sich der Neuheit.

Unsere Division, die von Huaura aus nach der Sierra gegangen war, vereinigte sich hier wieder mit der Armee, indem sie nun auch dem starken Feinde nicht mehr widerstehen konnte, und bey der Belagerung in Callao wurde nichts Ernstliches unternommen. Es wurde eine neue Interims-Konstitution verfertigt, die sich über nichts deutlich erklärte, und im Civil und Militär zu organisiren angefangen. Unser Verhältniß in Lima war jedoch ganz anders, als das der spanischen Armee. Sie waren völlig blokirt und litten Mangel, was bey uns nicht der Fall war; denn uns stand die See offen, und die ganze Küste brachte Lebensmittel nach Lima, die sehr bald auf ziemlich mäßige Preise fielen, wodurch das Volk schon sehr erfreut wurde. Wir hatten Kommunikation und freundschaftlichen Verkehr mit allen Provinzen, und der Feind befahl blos, wo er unmittelbar stand, und war (so wie er es noch ist) nur als Fremder im Lande anzusehen, wir aber als die Landesarmee.

Alles war im besten Vernehmen, und die Herren Offiziere schon sehr gemächlich in Lima eingerichtet und in großer Ruhe, als plötzlich die Nachricht erscholl, daß der Feind mit 4000 Mann die Cordillera wieder passirt habe, gerade auf Lima anrücke, und ein großes Strafgericht über die voreiligen Patrioten halten wolle. Dieses jagte nun den Limaern, die San Martin sehr gut hatte zu kompromotiren gewußt, großen Schreck und Patriotismus ein, da sie keinen Ausweg mehr hatten. Alles griff zu den Waffen, Männer, Weiber, Weiße, Schwarze, Mulatten, Pfaffen u. s. w. liefen in den Straßen zusammen und wollten fürs Vaterland fechten, und sogar sterben, wenn es seyn müßte. Dieses war nun auch eine Art Fest und Neuigkeit, und die Armee zog mit dem Protektor vor die Stadt, die wohl verschlossen wurde, damit die Godos (wie man die Spanier hier nennt) nicht hinein, und die wüthenden Patrioten nicht heraus konnten, die blos die Wälle für hohen Nothfall besetzen mußten. Gegen 2000 Alt-Spanier, die sich etwa in der Stadt befänden, und bey Annäherung ihrer Freunde gefährlich werden konnten, wurden alle in ein Kloster gesperrt, und die Wache hatte sehr viel zu thun, um solche vor dem Enthusiasmus des Volks zu schützen. Unterdessen näherte sich wirklich der Feind, den wir schlagfertig erwarteten, aber nicht angriffen; er beobachtete uns, und wollte auch unsere Uebermacht und gute Position respektiren, zog sich um die Stadt herum nach dem Callao, und verband sich mit der dortigen Garnison, die sehr nahe schon daran war, sich uns zu ergeben. Nun nahmen wir Position zwischen Lima und dem Callao, und ließen sie dort machen, was sie wollten. Es war leicht einzusehen, daß sie da nicht lange ausdauern konnten, und uns entweder angreifen, oder wieder weggehen mußten. Nach acht Tagen und vielen Deliberationen entschlossen sie sich, wieder zurückzugehen, und nahmen blos einen andern Weg. Sie waren zwischen den Thälern von San Mateo und Guarochyry über die Cordillera gegangen, und hatten sich sehr vor den Thälern gehütet, wo sie unsere Indier allein mit Steinwürfen von den Bergen herab umgebracht hätten, und so gingen sie auch über die Höhe von Canta zurück. Sie kamen ungefähr von Osten, gingen beym Abmarsch um die Stadt, und nach Nord-Ost wieder zurück. Da es ihren Soldaten und Offizieren, denen die Plünderung von Lima versprochen war, nicht besonders gefiel, in vier Wochen zweymal die Cordillera zu passiren, so fingen sie an auszureißen und haufenweise zu uns überzugehen, so daß diese Division über die Hälfte ihrer Leute und alle Bagage verlor, ohne kaum einen Schuß gethan zu haben; denn es fanden blos kleine Vorpostengefechte und Plänkeleyen auf ihrem Rückzuge statt, wobey wir die Absicht hatten, die Desertion und Unordnung zu befördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eremiten im Gefängniß.

(Beſchluß.)

Fünfzehnte Conſolation, vom Herrn Joup.

Philoſophiſche Denkſprüche.

Iſt es nicht wahr, daß der Körper eines Menſchen nur auf Einem Punkt auf einmal ſeyn kann? Was liegt nun daran, ob dieſer Punkt durch die Laune des Individuums, oder durch die Laune einiger Leute beſtimmt wird, die mit Schleppkleidern und einer hohen Mütze verſehen ſind? Das Wichtigſte iſt, wo man ſich auch immer befinden mag, ſich gut mit ſich ſelbſt zu vertragen.

Die Verhaftung, (wenn ſie nämlich von den phyſiſchen Leiden aller Art befreyt iſt, womit ſie die Exekutoren unſers Geſetzbuchs auszuſchmücken wußten), iſt blos die Verpflichtung, an demſelben Orte ſo lange zu verweilen, als es denen gefällig iſt, die euch dahin ſchicken. Dieſer Zwang will für einen Menſchen nicht viel bedeuten, der im Nachdenken lebt. Iſt es nicht die Einſamkeit, wo die Seele erſt ihre ganze Macht kennen lernt; wo der Geiſt, von allen Seiten auf ſich ſelbſt zurückgeführt, ſich fragt, ſich durchdringt, und, wie Montaigne geſagt haben würde, ſich an allen Punkten betaſtet?

Man gebe daher den Schriftſtellern gute Lettres de Cachet, gute Holzkammern, gute Gefängniſſe; das Talent geht ohne Stürme, wie die Schiffe in einer Windſtille, zu Grunde.

— Was iſt das Talent, und ſelbſt das Genie? Die Fähigkeit, zum Nutzen Anderer neue Genüſſe aus ſeinen Studien, ſeinen Erinnerungen und ſeinen Eindrücken zu ziehen. Wie ſoll man aber zu dieſem vollen Beſitz ſeines moraliſchen Weſens gelangen, ohne ſich in ſich ſelbſt zu konzentriren? ohne, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Leere um ſich her zu ſchaffen? Alle dieſe Vortheile gewährt euch das Gefängniß. Man iſt nun ziemlich allgemein darüber einig, daß die Gerichtshöfe damit gegen die Gelehrten nicht ſehr ſparſam ſind. Die Gerichtshöfe ſuchen daher auch in Frankreich die Männer von Talent und von Genie zu vervielfachen. Ich würde indeſſen nicht darüber erſtaunt ſeyn, wenn leztere ſich nicht zum Dank dafür verpflichtet hielten.

— Der Ruf iſt eine Art von Daſeyn an einem Orte, wo man nicht iſt. Das Gefängniß, die Abweſenheit oder der Tod ſetzen immer dem beſten oder dem ſchlechteſten Rufe etwas hinzu.

— Es gibt ſo nachſichtige Leute, daß nur eine große Ungerechtigkeit im Stande iſt, ſie zum Haß zu beſtimmen: bisher ließen ſie es bey der Verachtung bewenden.

— Welcher Philoſoph hat geſagt, der Polizeyſpion ſey ein kluger und furchtſamer Menſch, der alle Nachtheile bey dem Gewerbe eines Diebs und alle Gefahren bey dem Geſchäft eines Mörders erwogen habe?

— Man ſpricht nie beſſer von der Freyheit, als im Gefängniß. Milton arbeitete an ſeinem Paradieſe nur in einem Keller; Apollo ertheilte ſeine Orakel in einer Höhle von Delos.

— Eine leichte Ungerechtigkeit verbreitet ſich von Wiederhall zu Wiederhall fort, vergrößert ſich, und macht am Ende ſo großes Geräuſch, wie eine große Grauſamkeit.

— Die großen Räume ſchaden dem Glück; man muß in allen Dingen die Gränzen ſehen oder fühlen: daher ſtellt ſich Milton ein Paradies von kleiner, und eine Hölle von unermeßlicher Ausdehnung vor.

— Wir wollen dieſen Artikel mit einer Anekdote ſchließen.

Wenn die Aehnlichkeit zwiſchen zwey Brüdern häufig ſchreckliche Verwirrungen hervorbrachte, ſo hat ſie wenigſtens auch einmal zu folgendem Beyſpiel einer heroiſchen Aufopferung Veranlaſſung gegeben.

Die Gebrüder Montain, beyde Aerzte, übten in Lyon, ihrer Vaterſtadt, eine Kunſt, bey welcher ſie ſich die Achtung und Freundſchaft ihrer Mitbürger erworben hatten, als ſich im Jahr 1815 Alles, was in dieſer Stadt franzöſiſch geſinnt war, föderirte, um dem Strome der fremden Armeen eine National-Vertheidigung entgegenzuſtellen.

Der ältere Doktor Montain fand ſich bey einer Verſchwörungsſache bloßgeſtellt, und wurde zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Er hatte ſchon über ein Jahr in einem ſehr ungeſunden Gefängniſſe in Lyon zugebracht, wo er ſich ſo heftige Schmerzen zuzog, daß er endlich die Bewilligung erhielt, nach Paris gebracht zu werden, und die übrige Zeit ſeiner Haft in St. Pelagie zuzubringen. Bey dem Austritt aus dem Gefängniß von Lyon war Doktor Montain nur mit Hülfe von Krücken zu gehen im Stande.

Sein Bruder begleitete ihn auf einer Reiſe, die durch das Ausruhen der Gensd'armerie, welche täglich nur drey oder vier Stunden zurücklegt, ſehr verlängert wurde. Indeſſen gewann der Patient durch die freye Luft und die Bewegung einige Kräfte.

Nach der Ankunft in Paris wird ein Doktor Montain in St. Pelagie eingeſchloſſen; die beyden Brüder umarmen ſich aufs zärtlichſte und trennen ſich.

Nach Verfluß von einer Woche, und nachdem der Gefangene einen Brief des Inhalts erhalten hatte, daß ſein Bruder in einer Stadt in Belgien in Sicherheit wäre, verlangte derſelbe, dem Generalprokurator vorgeſtellt zu werden; dieſer begibt ſich ins Gefängniß, und der Doktor Montain erklärt ihm, daß er durch eine willkührliche Handlung gefangen gehalten würde, indem nicht er, ſondern ſein Bruder in Lyon verurtheilt worden wäre.

Die ſogleich angeſtellte Unterſuchung bewies in der That, daß der jüngſte der beyden Brüder unterwegs ein Mittel gefunden habe, die Stelle ſeines ältern Bruders einzunehmen, und daß der in St. Pelagie eingeſchloſſene nicht der zur Strafe Verurtheilte wäre.

Man fand in dem Geſetzbuch keine Stelle, die aus dieſer großmüthigen Handlung ein Verbrechen gemacht hätte, und auf dieſe Art fanden ſich die beyden Doktoren Montain in Freyheit geſetzt.

Miscellen aus England.

Am 30. April fand eine große Versammlung von Aerzten in Gloucester statt, in der Absicht, um Dr. Jennern ein Provinzialdenkmal zu errichten. Dieß war bereits die zweyte Versammlung; aber obgleich dieselbe sich an die ganze Nation um Beyträge wendet, so erwartet man doch nicht, daß viele andere als Mitglieder der Fakultät unterschreiben werden. — Dieß gereicht den Reichen im Lande kaum zur Ehre.

Herr Belzoni hat mit dem Deckel des von ihm zu Theben gefundenen Sarkophags dem Fitzwilliam-Museum zu Cambridge ein Geschenk gemacht. Dieß interessante Kunstwerk besteht aus einem einzigen Granitblocke, und war, als es ganz war, über zehn Fuß lang und ungefähr fünf Fuß breit. Er ist über 6000 Pfund schwer und wurde vor Kurzem mit großer Mühe in dem Hofe des Museums niedergelegt. Oben auf dem Deckel ruhet, in schön gearbeitetem Relief, das Bildniß des Verstorbenen der in den Sarg gelegt war. Die Gestalt ist vollkommen, mit Ausnahme der Beine, welche verstümmelt sind. Auf jeder Seite des Bildes befindet sich die Seitengestalt eines Weibes, deren Hände den Körper berühren. In einer Linie mit diesen Gestalten sieht man die Schlange, welche alle Egyptische religiöse und Begräbniß-Feyerlichkeiten zu begleiten pflegt; während eine Schlange von ungeheurer Größe die ganze Platte umgibt. Mehrere Hieroglyphen finden sich sichtlich und deutlich in dem Rande eingegraben; und bis diese enträthselt sind, können wir über den Namen des Monarchen, der unter diesem Deckel geruhet, nur Vermuthungen anstellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

(Beschluß.)

Zu Beantwortung der modificirten Preisfrage über die klimatischen Veränderungen im Alpengebirge, war eine einzige Denkschrift dem Prüfungsausschusse eingereicht worden; sie fand sich mit dem Denkspruche aus Virgil versehen: „Ventos et varium cœli prædiscere morem cura sit.“ Nach einer vorausgesandten Erörterung der Schwierigkeiten, welche die Ausmittelung der Ursachen des Wechsels der mittleren Jahrestemperaturen darbietet, hält der Verfasser dafür, die Beobachtungen über die Zu- und Abnahme der Gletscher seyen jedoch vorzugsweise geeignet, um den Gegenstand aufzuklären. Er bemerkt, daß im Jahr 1811 die Schneegränze gar viel höher als gewöhnlich stund, und daß dieselbe in den Jahren 1815, 16 und 17 um einige hundert Fuß tiefer sank. Er zählt eine Reihe von Thatsachen auf, welche darzuthun scheinen, daß die Temperatur vormals milder war: dahin gehören die verschiedenen unzugänglich gewordenen Alpenpfade oder hohen Bergpässe und manche vormalige, jetzt mit Eis bedeckte Viehweiden. Hinwieder findet sich eine andere, von ihm gleichfalls gesammelte Reihe Thatsachen, woraus sich zu ergeben scheint, daß in einer vorhergehenden und frühern Zeit die Temperatur niedriger war, als sie jetzt ist: zu den merkwürdigsten dieser letztern gehören die sogenannten Gletscherwälle (Morainen) oder Steingeschiebe der Gletscher, deren manche weit unter den gegenwärtigen Auslauf von diesen hinausreichen. Die zahlreichen eigenen, mit vieler Klarheit dargestellten Beobachtungen des Verfassers sind meist den Thälern von Piemont und Wallis entnommen. Er zieht daraus den Schluß, daß die Veränderungen in der mittleren Temperatur der Jahrgänge einem großen periodischen Wechsel der Zunahme und Abnahme unterworfen sind, daß wir uns gegenwärtig dem Ende einer kalten Periode nähern, daß die entgegengesetzte Temperatur beginnen wird, und somit dann auch nicht wahrscheinlich ist, daß die Gletscher jene vorschreitende Bewegung, die sie vor etlichen Jahren erhalten hatten, nochmals fortsetzen werden. — Dem Antrag einer Committee gemäß, ward der ausgesetzte Preis dieser gehaltreichen Abhandlung zuerkannt, und die Eröffnung des Zettels nannte als ihren Verfasser den Straßeninspektor vom Kanton Wallis, Hrn. Venetz. Es wurde beschlossen, sowohl diese als die vor zwey Jahren gekrönte Preisschrift des bernischen Oberförsters, Hrn. Kasthofer, in beyden Sprachen auf Kosten der Gesellschaft drucken zu lassen.

Die vergleichende Uebersicht der Temperatur des Monats Junius auf dem St. Bernhardsberg während der letzten fünf Jahre ward aus einem Schreiben vom Prior des dortigen Hospitiums mitgetheilt. Herr Venetz gab Nachricht über den gegenwärtigen Zustand der im Jahr 1818 durch den Getrozzen'schen verheerten Gegend und über die von ihm getroffenen Anstalten zu Wegschaffung des unten neu gebildeten Gletschers, vermittelst des auf denselben geleiteten, von der Sonne erwärmten Wassers, welches die zuvor in's Eis gegrabene Furchen vertieft und die successive Wegführung großer Eisblöcke begünstigt. Der Professor Meisner beschrieb einige für neue Arten erklärte Vögel, und Herr Seringe überreichte einen Abriß seiner Monographie der Gattung Aconitum, worin er Reichenbachs 107 Arten auf 22 zurückführt.

Der Professor Chavannes wies einen neuerlich in der Nähe von St. Croix im Neuenburgischen gefundenen fossilen Rhinoceroszahn vor, und Herr de Luc in Genf las eine Abhandlung, welche Cuviers Aeußerung bestreitet, der nach kein genügender Beweis vorhanden seyn soll, daß die Temperatur der nordischen Erdstriche seit jener Zeit, wo sie noch Thierarten von der Gattung des Elephanten, des Flußpferdes, des Rhinoceros, des Elademotherium und des Tapirs nährten, sich verändert habe. — „Wenn der Elephant, wie man annehmen muß, (sagt Herr de Luc unter anderm), die Polarländer bewohnte, so mußten dieselben damals von einem hohen dichten Grase und weiten Wäldern bekleidet gewesen seyn, woraus sich auf ein ehemals viel milderes Klima schließen läßt, und wenn die nordischen Elephanten dichter mit Haaren bekleidet waren, so kann daraus nur gefolgert werden, es sey dasselbe nicht so warm gewesen, als jetzt in der heißen Zone. Da, wie Alles zu beweisen scheint, zu jener Zeit die Vertheilung von Land und Meer anders war, als jetzt, so läßt sich auch daraus schließen, daß die Beschaffenheit der Atmosphäre und auch die Temperatur derselben von der jetzigen verschieden war. Das Vorkommen des größeren Elephanten von Sibirien bis nach Sibirien beweist übrigens, daß diese Länder, in Rücksicht ihres Klimas, damals weniger von einander verschieden waren als jetzt.“ Herr de Luc schließt mit der Bemerkung seines berühmten Oheims: „Durch die Revolution der Sündfluth hat eine große Veränderung auf der Oberfläche der Erde, selbst in Rücksicht auf die Einwirkung der Sonnenstrahlen statt gefunden, und es scheint, als sey damals der Unterschied der Temperatur verschiedener Länder kleiner gewesen als jetzt, so wie auch die Abwechslung während der verschiedenen Jahreszeiten selbst unbedeutender. Hieraus erkläre es sich, warum große Thiere in Erdstrichen leben konnten, wo sie jetzt nicht mehr fortkommen möchten.“

Es wurden Probe-Abdrücke von Insektenabbildungen zu des jüngeren Hrn. Doktor Hagenbach Fauna insectorum Helvetiæ und litographirte Abbildungen vorgewiesen, die zu einer von Hrn. Hartmann über die Versteinerungen der Gegend von St. Gallen herauszugebenden Schrift gehören.

Die Zahl der in der dießjährigen Sitzung anwesenden Gesellschaftsglieder betrug einhundert und zehn. Zum Versammlungsort für das Jahr 1823 ward Aarau, und, im Fall man daselbst nicht aufgenommen werden könnte, Zürich festgesetzt. Auf den ersten Fall ist Herr Doktor Rengger und auf letzteren Herr Staatsrath Usteri zum Vorstande erwählt.

Nro. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16 Juli 1823.

Der Dichter lebt in seinem Liede.
Ihn bindet nicht die Zeit, der Ort,
Unsterblich wie der Mäonide,
Tönt er in Melodien fort.
In jedes Herzens Heiligthume
Bewahret sich sein treues Bild.
Er geht den wahren Weg zum Ruhme
Durch sanfter Rührung Lenzgefild.

Theodor Hell.

Sonett.

Ihr hohen Götter wollt mir Thaten geben,
Voll Früchte sey der starke Lebensbaum,
Erfüllend der begrenzten Zeiten Raum,
Laßt ihn in voller Pracht zum Himmel streben.

Und soll mich nicht der Nachwelt Preis erheben,
So schenkt mir einen reichen Blüthentraum;
Hellglänzend wie der Abendröthe Saum,
Ein Weg durch Lenzgefilde sey mein Leben.

So flieht der Jüngling, doch die strengen Mächte
Begehren hart gebietend ihre Rechte,
Und Thaten und Genüsse sind verhüllt;

Da senket tröstend sich die Dichtung nieder,
Und schenkt ihm ihre Leyer, ihre Lieder,
Und alle seine Wünsche sind erfüllt.

Schnabel.

Auszüge aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach dem Abmarsche dieser Division kapitulirte die Garnison von Callao noch ganz anständig, wiewol sie nicht mehr subsistiren konnte; da aber doch die meisten Amerikaner waren, so verlangten sie nicht zur feindlichen Armee zu gehen. Dieses Alles hatte von Ende Augusts bis Mitte Septembers gedauert, und dann wurde Alles wieder ruhig und friedlich in Lima. Der Protektor fing die Protektion wieder von vornen an, und es wurden tausenderley neue Befehle ertheilt, die gefielen und mißfielen. Den Alt-Spaniern wurde erlaubt, mit Hab und Gut nach Spanien sich einzuschiffen; aber wenige machten davon Gebrauch und beschworen die neue Konstitution und Unabhängigkeit. Die feindliche Armee hatte nun blos die Provinz Xauxa, Ariquipa und Cuzco mit wenigen Truppen im Besitz, und da letztere, wiewol sehr wichtig, doch sehr weit entfernt sind, so konnte man sich in vieler Hinsicht fast wie im Frieden betrachten, und nahm sich blos vor, in einiger Zeit einen Heerhaufen gegen diese noch unbesetzten Provinzen zu schicken. Dieses kann man nun als eine neue Epoche ansehen, indem schon die Geschäfte des Friedens und der vollendeten Befreyung angehen sollten.

Vieles war vom General und nachherigen Protektor versprochen worden, und nun kam der kitzliche Zeitpunkt des Vorhaltens! — Hier fingen nun schon die Unzufriedenheiten mit Recht und Unrecht an, und die erste Scene ereignete sich mit der Flotte. Alle Versprechungen, schon in Chile, gingen auf die Einnahme und den Einzug in Lima, als dem zu erreichenden Ziele. Der Marine wurde auch auf diesen Zeitpunkt Bezahlung des Rückstandes und eines Jahressolds Gratifikation versprochen; da man aber bey diesem Einzuge eben nicht viele Gelder vorfand, so konnte man fast zwey Jahre Sold und ein Jahr Gratifikation nicht sogleich zusammenbringen; die Engländer, aus denen meist die Seemannschaft besteht, waren

sehr unzufrieden, und auf viele Vorstellungen von Cochrane, daß er unumgänglich Geld brauche, wurde ihm kein Gehör gegeben. Als nun sich die Spanier Lima wieder näherten, brachte man doch einige hunderttausend Piaster auf verschiedene Transportschiffe in Sicherheit, und Cochrane nahm die gute Gelegenheit wahr, fiel über solche her, und ließ sich alles baare Geld, Gold- und Silberbarren, einliefern, wogegen er Quittung gab. Das Geld der Privatleute gab er zurück, und vertheilte dasjenige des Gouvernements, oder auch das, wovon Niemand recht wußte, wem es zugehöre, und zu dem der Herr sich nicht nennen wollte, unter seine Marine, wodurch sie gegen einen Jahressold erhielten, legte Rechnung davon ab, und segelte unmittelbar auf einen großen Kreuzzug nach dem Norden, von wo er sicherlich nicht ohne gute Prise zurückkommt. Dieses wurde sehr übel genommen, und man konnte nun auch kaum die nicht sehr zufriedene Armee bezahlen. Es waren dieser, und besonders den Anführern, die schon lange in dieser Revolution fochten, sehr viele Versprechungen gethan worden, und alle glaubten, das reiche Peru werde leicht alle befriedigen, und ihnen endlich ein ruhiges Leben zusichern. Hierin irrten nun die Meisten, und der Feldzug fiel ganz anders aus, als man dachte, so daß die Meisten sich jezt so reich, wie vor dem Feldzug, befanden; die vielen eingezogenen Güter wurden zurückgegeben oder anders verwendet, und Alles war unzufrieden. Im Oktober bildete sich schon eine Art Verschwörung gegen die Regierung; allein San Martin, der in solchen Dingen sich ganz gut zu benehmen weiß, unterdrückte sie sogleich, und entfernte ohne viel Aufsehen die Haupträdelsführer. — Im Civilfache gibt es ebenfalls viele Unzufriedene, die eine andere Idee von dieser Freyheit und Unabhängigkeit hatten, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch hier Umwälzungen statt finden werden, besonders wenn die gemeinschaftlichen Feinde, die man deßwegen noch zu verschonen scheint, ausgerottet seyn werden.

Von einer andern Unternehmung muß ich noch ein paar Worte sagen, da sie noch zu den Operationen gegen Lima gehört. Wir hatten, wie ich oben erwähnte, in der feindlichen Armee viele einzelne Freunde, und auch einige Regimenter schienen schon ziemlich gut gestimmt zu seyn. Cochrane, der den Callao blokirte, und sich als der Unternehmendste in dem Feldzug zeigte, bildete den Plan, den Callao durch List und Verrath, und selbst vielleicht mit Gewalt zu nehmen, und hierzu wurden ihm 600 Mann erlesener Truppen gegeben, die aus Piketen von verschiedenen Regimentern bestanden, und welche der Oberst vom Bataillon Numancia, und ein Oberst-Lieutenant Miller, ein Engländer, der den Ruf von großer Tapferkeit hatte, befehligte. Sie schifften sich in Huaura im Februar ein, und sollten versteckt in den Kriegsfahrzeugen seyn, bis etwas unternommen werden könnte, welches aber nicht möglich war, da der Feind wahrscheinlich Nachrichten bekam und gute Maßregeln nahm, und so wurde beschlossen, mit diesen Truppen die Südküste von Lima zu beunruhigen, welches auch mit Erfolg geschah, aber doch, ohne einen bestimmten Zweck zu erreichen, da sie die Provinzen, wo sie sich ausschifften, wieder verlassen mußten, und nicht mit den gehörigen Erfordernissen versehen waren, um die Revolution zu erhalten und zu vermehren. Sie thaten dem Feinde durch einige Ueberfälle großen Schaden, und brachten große Beute mit sich zurück, die aber mit der Fregatte, „der San Martin," welche Cochrane durch ein Wagstück nahe bey Lima auf den Klippen verlor, da er gern hinzufahren pflegt, wohin sich noch kein Anderer wagte, ebenfalls unterging.

Jezt besteht blos eine Division des Feindes in Ariquipa, die mit den Truppen in Cuzco in Verbindung ist, und die Division von La Serna in Taura, die sich wahrscheinlich mit solchen über Guamanga verbinden wird. Deswegen sind wir im Begriff, eine Expedition zur See nach Ariquipa auszurüsten, die vielleicht sehr bald abgehen wird. Sonst ist ganz Peru sehr ruhig, da der große Haufe und die Indier gar keinen Theil an der Regierung nehmen, und man sich wohl hüten wird, solche in die Staatsgeheimnisse blicken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsezung.)

Vielleicht sind manche meteorische Erscheinungen nur Dämpfe, die aus dem Hals einer Retorte hervorsprudeln, deren Bauch mehrere Meilen unter der Oberfläche der Erde liegt. Vielleicht sind Höhlen, wie die in Antiparos, nur die Entréezimmer eines Labyrinthes, das sich durch tausend mäandrische Gänge, durch welche die unterirdische Luft mit der atmosphärischen zusammenhängt, tief in das Innere der Erde erstrecken. Wenn es uns gelungen ist, die Luft selbst auf der Erdfläche hundertmal zu verdichten; wie viel leichter werden dann der Natur solche Experimente gelingen! Wenn die atmosphärische Luft durch unterirdische Gänge in das Innere der Erde dringt, so muß sie daselbst durch den Druck der oberen Luft eine Dichtigkeit erhalten, welche die der meisten uns bekannten festen Körper vielleicht übertrifft. Nach dem Gesetze, welches die Beobachtungen zu beweisen scheinen, würde sie in einer Tiefe von eilf Meilen zu einer Flüssigkeit werden, auf welcher Gold schwimmen würde, wie Silber im Quecksilber. Die geringste Bewegung, die kleinste Welle eines solchen Meeres, könnte nicht allein das plötzliche Steigen und Fallen unserer Barometer verursachen, sondern Erdbeben hervorbrin-

gen, und selbst die Rinde der Erde zersprengen. Hierin läge dann vielleicht der Grund, warum Erdbeben gewöhnlich mit fürchterlichen Orkanen verbunden sind, die sich über einen großen Theil der Erde verbreiten.

So natürlich diese Folgerungen scheinen, so muß man doch bemerken, daß sie auf eine Voraussetzung gegründet sind, die wahrscheinlich nicht richtig ist: daß nämlich das Gesetz der Zusammendrückung der Luft, welches man an der Oberfläche der Erde beobachtet hat, und welches unter dem Namen des Mariottischen Gesetzes bekannt ist, in der größten Höhe, wie in der größten Tiefe, Statt finde. Allein es ist gewiß, daß dieses nicht im strengsten Sinne der Fall seyn kann; auch hat man schon bey einer mehr als achtmaligen Verdichtung der Luft durch die Luftpumpe gefunden, daß das Mariottische Gesetz nicht mehr mit der Erfahrung übereinkommt. Es ist begreiflich, daß die Luft, wie jeder andere elastische Körper, eine gewisse Grenze hat, über welche sie sich nicht mehr zusammendrücken läßt, weil ihre kleinsten Theile sich schon vollkommen berühren. Auf der andern Seite würde daraus folgen, daß die oberste Schichte der Atmosphäre, da sie von keiner oberen Luft mehr gedrückt wird, gar keine Dichtigkeit hätte, welches widersinnig ist. Man muß hieraus schließen, daß das Mariottische Gesetz nur an der Oberfläche der Erde der Wahrheit sehr nahe kommt, daß es aber in beträchtlicher Höhe und Tiefe große Aenderungen leidet. Hierdurch fallen die Einwürfe ganz über den Haufen, die man gegen diese Theorie gemacht hat, besonders, daß alsdann die Erdkugel, selbst wenn sie hohl oder blos mit Luft angefüllt wäre, eine Dichtigkeit haben müßte, welche die spezifische Schwere des Goldes unendlich übertrifft, da es doch durch die oben angeführten Beobachtungen bewiesen ist, daß sie viermal leichter als Gold ist.

Auch die blos mechanische Wirkung der Luft ist für die Bewohner der Erde von großem Nutzen. Ihrer Bewegung, die wir Winde nennen, verdanken wir die Erfrischung der Luft und die Verhinderung der Fäulniß, die Vertheilung des Regens über mehrere Landstriche, und die Verpflanzung der Samenkörner in entfernte Gegenden, den Gang der Mühlen und die Bereicherung Europens durch Indiens Schätze.

Wir kennen die Erde, oder wenigstens ihre Oberfläche, einigermaßen, so wie sie jezt oder seit viertausend Jahren ist; aber wir würden uns sehr irren, wenn wir glaubten, daß sie in diesem Zustande aus den Händen der schaffenden Natur gekommen sey. Es scheint, daß die Natur absichtlich keines ihrer Werke in vollkommenem Zustande aus ihrer Werkstatt heraustreten ließ, sondern daß sie sich gefällt, blos den Keim auszusäen, damit er durch viele Entwicklungen nach und nach zu dem höchsten Grad der Vollkommenheit reife, dessen er fähig ist. Wahrscheinlich ist jeder Weltkörper solchen Revolutionen unterworfen, vielleicht ist mancher noch auf der ersten Stufe seiner Bildung; aber auf der Erde allein finden wir deutliche Spuren von einer oder mehrern Revolutionen, durch die sie bereits gegangen ist. Zwey allmächtige Kräfte, die des Wassers und des Feuers, sind es vorzüglich, die vielleicht Jahrtausende hindurch auf der Erde gewirkt haben, bis sie ihr diejenige Bildung gaben, die für Millionen empfindender Wesen die Quelle des Glücks ist; und man kann sich diese Revolutionen des Feuers und des Wassers als den Sommer und den Winter vorstellen, aus denen das große Schöpfungsjahr zusammengesezt war, oder als die sechs Schöpfungstage, auf welche der große Sabbath folgte, den wir noch jezt feyern.

Die versteinerten Muscheln und andere Seethiere, die in den Bergen aller Welttheile, und in den Cordilleras sogar bis zur Höhe von zwey- bis dreytausend Toisen über dem jetzigen Stande des Meeres, nicht etwa einzeln zerstreut liegen, sondern in tiefen und weit ausgedehnten Bänken und Lagen einen großen Bestandtheil der Berge ausmachen, beweisen unwidersprechlich, daß selbst die höchsten Oerter der Erde während einer langen Zeit vom Meere bedeckt gewesen sind. Die Messungen der Astronomen haben gezeigt, daß die Erde, durch den Schwung ihrer täglichen Rotation, die Gestalt einer an den Polen eingedrückten Kugel erhalten hat, und dieses allein setzt es außer Zweifel, daß nicht blos das feste Land mit Wasser bedeckt gewesen ist, sondern daß lange vor der Bildung der Urgebirge und jener Muschelbänke eine Zeit vorhergegangen ist, da die ganze Erdkugel eine flüssige oder wenigstens weiche Masse war. Aus diesem breyartigen Gemische, welches noch von keinen lebenden Geschöpfen bewohnt seyn konnte, entwickelten sich zuerst durch Krystallisation, vielleicht durch Entwicklungen und Ausbrüche der Gasarten, jene Granitmassen, welche unsere Urgebirge ausmachen, und sich in das Innere der Erde bis zu einer uns unbekannten Tiefe, vielleicht bis zum eigentlichen Kern derselben erstrecken, um welchen wahrscheinlich alle diese Berge eine zusammenhängende Schale bilden, die man als das Gerippe unsers Planeten ansehen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 24. May.

Der hiesige botanische Garten, in welchen sich bisweilen eine Nachtigall verirrt, obwohl es in ihm, wie in seiner Nähe an Wasser zu fehlen scheint, dar für Unterzeichneten etwas sehr magnetisches. Warum? Ja das gehört mindestens zu den kleinern Geheimnissen des Magnetismus. Da man hier nun bekanntlich schon viele Jahre mit den größern desselben beschäftigt ist, ohne daß wir Laien recht tatisest in den Erklärungen geworden wären; so kann es um eine Antwort für jenes Warum nicht anders als äußerst schlecht stehen. Wenn man übrigens weiß, oder erfährt, daß unser nicht kleiner botanischer Garten an der Westseite der Stadt, dicht an dem Wege nach Potsdam

liegt; so sieht man sich vielleicht gemüßigt, zu dem von unsern Physikern bereits angenommenen magnetischen Strome von Norden nach Süden, auch noch den zweyten von Osten nach Westen anzunehmen, und wir hätten damals in aller Unschuld des Herzens die erste Bahn zu einer neuen und kühnen Hypothese gebrochen. Das Daseyn eines solchen Zuges — mag er magnetischer oder anderer Natur seyn — läßt sich in der That kaum ableugnen, wenn man die ansehnliche Menge von Landkutschen in Erwägung zieht, die seit einiger Zeit sonderlich mit jedem neuen Morgen von hier nach Potsdam, so wie den Abend von dort wieder hierher zurück eilen. Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, da es in der Regel den Berlinern an keinem Orte in der Welt weniger gefällt, als an dem, welchen Friedrich der Zweyte zu seinem Lieblingsplätzchen erkoren hatte. Jeder klagt und ächzt und flöhnt über die Todtenstille, die in unsrer zweyten Hauptstadt herrscht, und versichert immer herzlich froh zu seyn, wenn er nur erst wieder heraus ist. Warum bleibt man aber nicht lieber ganz weg von einem Orte, der einem so wenig gefällt? Man erwärbe sich vielleicht, indem man sich selbst peinliche Empfindungen erspart, noch obenein kein geringes Verdienst um die leidende — Thierheit. Wahrlich, wenn man die von Menschen vollgevfropften Wagen mit den paar elenden Kazen von Pferden sieht, die hinkend und keuchend doch noch immer laufen sollen; so bricht einem leicht mit Onkel Toby Shandy das Herz, und man frägt sich bedenklich: wie lange werden das die ärmen zerrütteten Maschinen noch aushalten können? — Gewiß diese Unglücklichen würden sämmtlich erträglicher in das schauerliche Thal des Todes hinüberschlummern, wenn sie, statt ihre armen Lebensüberreste in solchem Sklavenjoche zu verseufzen, sie dem mildern Dienste der Ceres widmen dürften.

Allein wer wird uns hören? Wo der Zug einmal hingeht, da geht er hin, und eine weichgeschaffene Seele läuft tausendmal eher Gefahr, sich mit ihrer eigenen Sentimentalität ein wenig lächerlich zu machen, als das traurige Schicksal der seufzenden Kreatur zu mildern. Und noch diesen Morgen bekamen wir so zu sagen den Glauben in die Hand, daß das magnetische Fluidum, oder was es sonst seyn mag, seine Richtung durchaus von Osten nach Westen nehmen will und muß. Denn uns begegnete in dem besten halben Dutzend verschlossener Wagen die große Thiermenagerie der HH van Aken und Martin, die sich schwerer, als eine Geliebte von ihrem Geliebten, von Berlin hat trennen können, und richtig nahm auch sie ihren Zug abendwärts. Bey solchen Beobachtungen muß selbst der hartnäckigste Zweifler verstummen!

Beyläufig gesagt, hat es die Gesellschaft der HH van Aken und Martin hier genau so gemacht, wie manche wandernde Schauspielertruppe in kleinen Provinzialstädten. Sie hat nämlich gewiß mehr als zehn mal zum — letzten Male gespielt. Zwar kann man ihnen nicht nachrufen: da ziehen sie nun fort mit unserem schönen Gelde! Denn wenn gleich ihre armen unglücklichen Gefangenen auf den niedrigsten Lebensetat gesezt seyn mögen, so muß er doch immer regelmäßig entrichtet werden, und sie selbst lassen sich bekanntlich um so weniger abgeben, je prekärer ihre eigene Existenz zu seyn pflegt. Mithin bleibt das Mehrste von ihrer Einnahme an den nämlichen Stellen zurück, wo sie gemacht wurde. — Aber da ist auf unsern öffentlichen Anschlagezetteln unpäßlich auch wieder ein Bauchredner zu schauen; ob sich bei dem der Status rerum nicht ein wenig anders verhalten sollte? Der Wind, den so ein Demosthenes verbraucht, kostet ihm offenbar nicht das Allermindeste; käme nun noch ein schwacher Appetit hinzu, und das Männchen fände starken Beyfall, und bliebe uns mit dem beredsamen Bauche lange genug hier, was für einen ansehnlichen Theil unsrer harten Thaler könnte er mit sich gelen heißen, ohne daß wir sie im Leben wieder zu sehen bekämen?

Gewiß Se. Herrlichkeit der Herr Bauchredner haben sich sehr zu gratuliren, daß der Ernst Woldemar in finanziellen Verfügungen ohngefähr eben so viel mitzusprechen hat, als das schöne Geschlecht in kirchlichen Angelegenheiten; sonst würden ihm schwerlich mehr, als ein paar Pröbchen seiner ohnehin ziemlich überflüssigen Kunst gestattet werden. Andere Künstler der Art, die man sonst, wo man mit diesem Ehrennamen noch ein wenig haushälterisch umging, gerade zu unter die Gaukler gezählt haben würde, können sich allenfalls noch dadurch ein Verdienst um den Staat erwerben, daß sie — wie wir hier in der That die Fälle schon gehabt haben — einige von ihren Vorstellungen zum Besten hiesiger frommer oder gemeinnüziger Stiftungen geben. Allein es frägt sich, ob man dergleichen milde Gaben von einem, der Bauchrednerey Beflissenen, auch nur mit dem geringsten Anstande annehmen darf?

Etwas anders möchte es mit der respektabeln Gesellschaft seyn, die, um uns hier in unserem traurigen Sande zu erheitern, weite Meere durchschifft ist, und die so erstaunenswürdige Dinge zeigen soll, daß sie sich die Devise: „Wer es nicht gesehn hat, der glaubt es nicht.“ zum Aushängeschildchen hat erwählen dürfen. Wir gehören zu der Klasse derer, die lieber über etwas Außerordentliches erstaunen, das in die mehr geistigen Sinne fällt, und können also in der That nicht sagen, wie weit diese Devise wahr seyn mag. Aufgefallen ist uns indeß auch bey dieser Gelegenheit wieder ein kleiner Widerspruch der Zeit. Es fehlt mindestens in der wissenschaftlich gebildeten Welt nicht an Leuten, welche des zuversichtlichen Glaubens sind, daß wir in Hinsicht unserer geistigen Kultur gegenwärtig um eine gute Stufe höher stehen, als z. B. in den Tagen Friedrichs des Zweyten. Wenn das wirklich der Fall wäre, so sollte man glauben, daß dergleichen natürliche Wunderthäter — denn dafür geben sie sich mindestens bey uns immer nur aus — jezt auch ein weit schwereres Spiel haben müßten, als vor dem, wo die geistigen Kräfte weniger geübt, wenn auch vielleicht von dem nämlichen Grade intensiver Größe waren. Allein trügt uns nicht unser dießen Beobachtungsgeist, so haben alle diese Philadelphias in neu aufgelegten Ausgaben jezt, wo nicht leichtere, doch gewiß noch immer eben so leichte Arbeit, als in der gedachten Periode.

„Was nennen Sie geistige Kultur?“ — Wir sehen diese Frage wie ein zweyschneidiges Schwert der Modedialektik auf uns eindringen. Gut, daß unser Raum eben zu Ende geht; denn wir würden nichts Geringeres zu thun haben, als das Unmögliche möglich zu machen, um hier nur mit leidlicher Ehre vom Kampfplatze zu kommen. Die Hauptbegriffe, die bey vorstehender Frage vor allen Dingen zu entwickeln wären, sind natürlicher Weise die beyden, Vernunft und Verstand. Der Praktiker spricht zwar: das Kind wird mit Vernunft geboren, und der Verstand kommt nicht vor den Jahren; allein wollte er mit dem Unterschiede, den hier das gemeine Leben feststellt, einen philosophischen Gang mit unsern tiefgelehrten Dialektikern machen; so würde er bald genug finden, daß sie zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden beydes gleich unmöglich ist. Bey unsrer Vorliebe für das praktische Leben — die wir übrigens mit dem Weisen der Weisen, mit dem Sokrates selbst gemein haben — ist uns diese vornehme philosophische Sprachverwirrung von jeher sehr possierlich vorgekommen. Um uns indessen keiner unnöthigen Feindschaft auszusetzen, wollen wir ehrlich bekennen, daß uns die ehemals so berühmte Leibnizische und Leibnizisch-Wolfische Philosophie, die den Verstand das Vermögen zu urtheilen, und die Vernunft das Vermögen zu schließen nannte, nicht minder an dem rechten Ziele vorbeygetroffen zu haben scheint.

Ernst Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Mittwoch den 16. Juli 1823.

Geschichte.

Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraume von achtzehn Monaten gesprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist. Von dem Grafen von Las Cases. Aus dem Französischen übersezt. Siebenter Band. Stuttgart und Tübingen, 1823.

Wir beeilen uns um so mehr die baldige Erscheinung der Fortsetzung dieses höchst merkwürdigen Werkes anzuzeigen, als dessen Inhalt des seltenen Mannes und der Aeußerungen wegen, welche es von ihm enthält, von dem allgemeinsten Interesse ist.

Statt eines literärischen Criterion, welches bey diesem Werke keineswegs an seinem Orte seyn dürfte, geben wir unsern Lesern folgende Bruchstücke aus dem alsbald die Presse verlassenden VII. Band.

*

Von mehreren, mir entfallenen Reden habe ich folgenden Ausspruch über die Unsittlichkeit gesammelt. „Die „Unsittlichkeit, sagte der Kaiser, ist ohne Widerrede die „verderblichste Eigenschaft, die an einem Souverän bemerkt werden kann; denn er bringt sie sogleich in Mode. „Man prahlt damit, um ihm zu gefallen; sie verstärkt „alle Laster, vergiftet alle Tugenden, wird eine wahre „Pest der Gesellschaft, die Plage der Nation. Die öffentliche Moral dagegen wirkt als natürliche Vervollständigung der Gesetze; sie ist für sich ein Gesetzbuch." Dabey behauptet er, daß die Revolution, trotz allen ihren Greueln, gleichwohl die wahre Ursache der Wiedergeburt unserer Sitten geworden sey. „So erzeugt," fuhr er fort, „der schmuzigste Dünger die schönste Vegetation." Er sagte gerade heraus: „daß seine Regierung in der Geschichte die denkwürdige Epoche der Rückkehr zur Moral „bezeichnen würde. Wir steuerten dahin mit vollen Segeln; die folgenden Catastrophen werden unfehlbar alles „wieder zurückschleudern. Denn wie sollen die Menschen, „mitten unter so viel Wechsel und Unordnung, den Versuchen jeder Art, dem Reiz der Intrike, der Habgier, „den Gelüsten der Käuflichkeit widerstehen? Indessen „kann man wohl die aufsteigende Bewegung zum Bessern „hemmen; sie ganz zu unterdrücken, ist unmöglich. Die „öffentliche Moral hat ihre Heymath im Gebiete der Vernunft und der Aufklärung; sie ist ihr natürliches Resultat; und Vernunft und Aufklärung rückgängig zu machen, wird man wohl bleiben lassen müssen. Um die „Skandale und Schändlichkeiten der alten Zeiten wieder „einzuführen, den doppelten Ehebruch wieder zu Ehren, „die Liederlichkeit der Regentschaft, die Ausschweifungen „der folgenden Regierung wieder in Mode zu bringen, „müßte man alle Eigenheiten und Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts wieder herstellen, und dieß ist unmöglich. Man müßte die vornehmen Leute wieder zu absoluten Müßiggängern machen, die keine andere Beschäftigung haben, als sich mit zügellosen Geschlechtsverhältnissen abzugeben. Man müßte in der Mittelklasse die „Lebenskraft des Gewerbfleißes unterdrücken, wodurch „heute alle Köpfe beschäftigt, alle Ideen großgezogen, alle „Gemüther erhoben werden. Man müßte endlich das „Volk wieder in die Erniedrigung und Verworfenheit zurückstürzen, wodurch es dahin gebracht wurde, nichts „mehr als ein wahres Lastthier zu seyn. Dieß zu Stande „zu bringen kann Keinem gelingen. — Die öffentlichen „Sitten sind also im Steigen, und es läßt sich voraussehen, daß sie sich unaufhaltsam auf der ganzen Erde „verbessern werden, u. s. w.

„So wie ich Italien betrat, sagte der Kaiser, habe „ich die Sitten, die Gesinnungen und die Sprache unserer Revolution geändert. Ich ließ die Emigranten nicht „erschießen, ich kam den Priestern zu Hülfe, und schaffte „Feste und Institutionen ab, die uns entehrten. Dabey „wurde ich wahrlich nicht von meiner Laune, sondern „von Vernunft und Billigkeit geleitet, welche die beyden „Grundpfeiler der hohen Politik sind. Wäre z. B. die „Feyer des Todes des Königs erhalten worden, so hätte Ihr, (sagte er zu einem) Euch nie wieder vereinigen „können; ꝛc. ꝛc.

Der Kaiser bemerkte, er sey der erste gewesen, der Frankreich mit dem Namen der großen Nation begrüßt habe. „Und in der That," fuhr er fort, „ich habe sie als „solche der besiegten Welt gezeigt." Nach einer kurzen Unterbrechung, sagte er ferner: „Und die Nation wird wieder „groß seyn und es immer bleiben, wenn ihr Nationalcha„rakter sich in Uebereinstimmung sezt mit allen ihren phy„sischen Vortheilen und ihren geistigen Mitteln, ꝛc. ꝛc."

In einem andern Augenblick sprach er von einem, den er sehr liebte, und sagte von ihm: „Er hat den Charak„ter einer Kuh; er ist sanft und ruhig überall, ausge„nommen wo es seine Kinder gilt; sobald man diese an„greift, streckt er die Hörner vor; man könnte ihn wü„thend machen, ꝛc. ꝛc."

In dem Gespräch von einem andern, der dreyßig Jahre alt war, erklärte er ihn für zu jung. „Gleichwohl," sagte er, „hatte ich in diesem Alter schon alle meine Eroberun„gen gemacht, und regierte die Welt; ich hatte den Sturm „beschworen, die Parteyen verschmolzen, eine Nation wie„der vereint, eine Regierung, ein Reich geschaffen; es „fehlte mir nichts als der Titel eines Kaisers." Und indem er über denselben Gegenstand fortfuhr, sagte er: „Ich war verwöhnt, man muß es gestehen; ich habe im„mer kommandirt; seit meinem Eintritt in die Welt war „ich der Macht verpfändet, und die Umstände und meine „Gewalt waren der Art, daß von dem Augenblick an, wo „ich das Kommando erhielt, ich keinen Herrn und keine „Gesetze mehr gekannt habe."

*

Es war zufällig die Rede von dem Zustande unserer Gefangenen in England. Ich will hier zusammenstellen, was er jezt und früher über diesen Gegenstand gesagt hat.

Der schnelle Bruch des Friedens von Amiens, wobey unter so schlechten Vorwänden das englische Ministerium sich durchaus unredlich betragen hatte, reizte den ersten Consul zum Zorn, indem er fühlte, daß man mit ihm gespielt hätte. Dieß wurde noch schlimmer, als, selbst vor der Kriegserklärung, mehrere unserer Kauffahrer genommen wurden. „Auf meine dringenden Vorstellungen, „sagte der Kaiser, begnügten sie sich, kalt zu antworten, „daß dieß ihr Gebrauch sey, und sie stets so gehandelt hät„ten. Dieß war allerdings wahr; aber die Zeiten hatten „sich geändert, und Frankreich war nicht geneigt, weder „eine solche Ungerechtigkeit, noch eine solche Demüthigung „zu dulden. Ich war der Mann geworden, der Frank„reichs Rechte und seinen Ruhm verbürgte, und war ganz „in der Fassung, unsern Feinden zu zeigen, mit wem sie „künftig zu thun hätten. Unglücklicher Weise erlaubte mir „unsere gegenseitige Lage nicht, eine Gewaltthat anders, „als durch eine noch größere Gewaltthat zu rächen. Es „sind in der That die Repressalien nur ein trauriger Be„helf, weil sie nur die Unschuldigen treffen; aber ich hatte „keine Wahl."

„Nach Lesung der ironischen und unverschämten Ant„wort auf meine Klagen, erließ ich, mitten in der Nacht, „den Befehl, in ganz Frankreich und in allen von unsern „Armeen besezten Ländern, alle Engländer zu verhaften, „und sie als Gefangene zu behalten, zur Vergeltung für „unsere so ungerechter Weise weggenommenen Schiffe. Der „größte Theil dieser Engländer bestand aus angesehenen, „reichen und betitelten Leuten, die zu ihrem Vergnügen „reisten. Je mehr dieses Verfahren neu, je mehr die Un„gerechtigkeit eindringend war, desto mehr stand sie mir „an. Ein allgemeines Geschrey erhob sich; alle Engländer „wendeten sich an mich; ich wies sie an ihre Regierung: „ihr Schicksal hänge nur von dieser ab, antwortete ich. „Mehrere erboten sich, für die Erlaubniß nach Hause zu „gehen, selbst den Betrag der angehaltenen Schiffe zu er„setzen. Ich verlange kein Geld, ließ ich ihnen sagen; „sondern die Befolgung der einfachen Moral, die Vergü„tung eines schändlichen Unrechts. Wird man es glauben, „die englische Regierung, so arglistig, so hartnäckig in „Behauptung ihrer Seerechte, als der römische Hof in „seinen religiösen Ansprüchen, wollte lieber eine Menge aus„gezeichneter Engländer zehn Jahre lang ungerechter Weise „in Fesseln lassen, als öffentlich für die Zukunft auf eine „elende seeräuberische Sitte verzichten.

„Bereits als ich an der Spitze der Consularregierung „stand, hatte ich, der Gefangenen wegen, einen Streit „mit der englischen Regierung, und trug damals den „Sieg davon. Das Direktorium beging die Thorheit, sich „zu einer Uebereinkunft zu verstehen, die uns sehr zum „Schaden gereichte, und ganz den Engländern zu Gute kam.

„Die Engländer ernährten ihre Gefangenen in Frank„reich, und uns lag es ob, die unsrigen in England zu er„nähren. Wir hatten aber sehr wenige Engländer bey uns, „während sie viele Franzosen bey sich hatten; in Frankreich „kosteten die Lebensmittel fast nichts, dagegen sie in Eng„land in ungeheurem Preise standen. Die Engländer hat„ten daher nur sehr geringe Kosten: wir mußten große Sum„men in Feindes Land schicken, und wir waren arm. Rech„nen Sie hierzu, daß Agenten in beyden Ländern gehalten „werden mußten, und daß der englische Herr Kommissär „nichts anders als ein Spion bey uns war, eine Maschine, „die innere Komplotte in Verbindung mit den Emigran„ten im Auslande zu unterhalten. Kaum war dieser Zu„stand der Dinge zu meiner Kenntniß gekommen, als ich „den Mißbrauch mit einem Federstrich ausmerzte. Es „wurde der englischen Regierung angezeigt, daß fortan „jede Nation die gemachten Gefangenen ernähren würde, „wenn sie es anders nicht vorzöge, sie auszuwechseln. Man „erhob ein großes Geschrey, und drohte, sie verhungern „zu lassen. Ich traute den englischen Ministern genug

„Härte und Egoismus zu, um zu glauben, daß sie Lust „hätten, die Drohung wahr zu machen; ich war aber zu„gleich sicher, daß die Humanität der englischen Nation sich „dagegen empören würde. Auch gaben die Minister nach. „Unsere unglücklichen Franzosen waren dabey weder besser „noch schlimmer daran; indessen erlangten wir große Vor„theile dadurch, und befreyten uns von einer Uebereinkunft, „die nur ein Joch und eine Art von Tribut für uns war.

„Während der ganzen Dauer des Krieges habe ich „nicht aufgehört, die Auswechselung der Gefangenen vor„zuschlagen; die englische Regierung aber, welche dieß vor„theilhaft für uns hielt, weigerte sich stets, bald unter „diesem bald unter jenem Vorwand, darein zu willigen. „Ich habe nichts dagegen einzuwenden; die Politik hat „im Kriege den Vorzug vor dem Gefühl; warum aber „zeigt man sich ohne Noth barbarisch? Dieß haben sie ge„than, als sie die Zahl ihrer Gefangenen sich vergrößern „sahen. Jezt begann für unsere unglücklichen Landsleute „die Plage der Blockschiffe oder Pontons, womit die Alten „die Hölle bereichert haben würden, hätte ihre Einbildungs„kraft diese teuflische Erfindung sich vorstellen können. Wohl „glaube ich, daß die Franzosen, welche sich darüber beklag„ten, die Sache übertrieben haben; diejenigen aber, welche „sie vertheidigen, sind auch der Wahrheit nicht treu geblie„ben. Wir wissen, was ein Bericht an das Parlament „sagen will: hier können wir, ohne zu irren, darüber ur„theilen, wenn wir die Lügen und Verläumdungen lesen, „welche diese Gottlosen, die nicht erröthen, sich zu unsern „Henkern zu machen, öffentlich im vollen Parlamente vor„tragen. Die Blockschiffe sprechen für sich selbst deutlich „genug, die einfache Thatsache allein sagt Alles. Wenn „man die armen Soldaten, die nicht ans Meer gewöhnt „sind, dorthin schickt, sie in verpesteten Orten aufeinander „häuft, wo sie nicht einmal Raum genug haben; wenn „man sie zweymal in vier und zwanzig Stunden, während „der Ebbe, die giftigen Dünste des Meerschlamms einath„men läßt, und zehn Jahre lang die Plage fortsezt, — „sollte das nicht genug seyn, um bey dem Anblick dieses „scheußlichen Schauspiels das Blut in Aufruhr zu brin„gen? Ich mache mir große Vorwürfe, daß ich in diesem „Punkte keine Repressalien gebraucht habe, daß ich nicht „die Engländer, und zwar nicht die armen Matrosen und „Soldaten, deren Stimme nicht gezählt wird, sondern „die Milords und vornehmen Herren in ähnliche Block„schiffe geworfen habe. Ich hätten ihn dabey erlaubt, frey „mit ihrem Lande und ihren Familien zu correspondiren, „und ihr Geschrey würde die Minister betäubt und sie „zum Nachgeben genöthigt haben. Freylich würden die „Pariser Salons, jeder Zeit treue Alliirte der Feinde, nicht „ermangelt haben, mich einen Tiger, einen Cannibalen „zu nennen; das hätte aber nichts zu bedeuten gehabt; „ich war diese Maasregel den Franzosen schuldig, welche „mich beauftragt hatten, sie zu beschützen und zu vertheidigen. Es hat mir dabey an Charakterstärke gefehlt; „die Pflicht gebot es."

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens.

In unserem lezten Schreiben im Morgenblatt Nro. 165 und 166 sagten wir, daß es nothwendig sey, über dieses neuste Buch des rühmlich bekannten Herrn Professors Steffens ein strenges und ernstes Wort ergehen zu lassen. — Es kann nicht unsere Absicht seyn, dieses Buch als eine theologische Schrift zu beleuchten: der Verfasser selbst erklärt sich S. 2 für einen Unkundigen in der theologischen Wissenschaft, und diese Zeitschrift ist für Controversen nicht bestimmt. Eben so wenig dürften wir hier ein philosophisches Werk zu beurtheilen haben, da der Autor dieses Buch nicht für ein solches ausgibt. Was könnte nun das für ein Buch seyn, welches den Glauben zu seinem Gegenstand hat und weder von einem Theologen, noch von einem Philosophen geschrieben seyn will? — Doch wohl nichts anders, als ein credo des Verfassers; und sollte zu diesem noch etwas hinzugesezt werden, was weder theologischen, noch philosophischen Inhalts wäre; so könnte dieses nur die reine Geschichtserzählung seyn: wie, durch Zweifel und Irrthum, durch Gnadenmittel und Erleuchtung, der Autor zu diesem credo gekommen sey. Eine solche einfache Erzählung innerlich erlebter Thatsachen könnte nun, nicht nur überhaupt erbaulich, sondern auch insbesondere sehr ersprießlich für diejenigen seyn, die sich zur Naturphilosophie, das heißt: zu demselben philosophischen Systeme bekennen, von welchem der Verfasser, nach seinem eigenen Geständnisse, sich ermüdet abgewendet hat. Aber das Buch, trotz dem es weder Theologie noch Philosophie seyn will, will dennoch die Thatsachen seines Glaubens nicht historisch erzählen, sondern beweisen, wodurch in die Wurzel der Schrift ein Widerspruch gelegt ist, der hundert und aber hundert Widersprüche auf jeder Seite des Buchs erzeugt. Diesen Widerspruch in der Wurzel findet man allgemein in einer ganzen Klasse moderner Schriften verbreitet, und es wird nothwendig, ihn aufzudecken. Wir bitten daher den Leser folgende Betrachtung mit uns anzustellen: „Ich denke nicht! ich glaube! Und fühle mich beseligt in „diesem Gefühl überschwänglicher Gewißheit." Gegen die Behauptung solcher Thatsache kann das Denken (der vernünftige sich selbst erkennende Verstand) durchaus nichts einwenden. So angegriffen muß es seine Waffen strecken, das heißt: schweigen; eben so schweigen, als ob behauptet würde: Schmerzen oder Lust zu empfinden. — Jeder andere Angriff auf das Denken (auf Vernunft und Verstand) der nicht vom Standpunkt des absoluten Glaubens, son-

dern vom Standpunkt des Denkens selbst (von Vernunft und Verstand) ausgeht, trägt einen uranfänglichen Widerspruch in seiner Wurzel und besiegt daher, selbst wenn er siegt, nur sich selbst. Denn gesetzt: das Denken bewiese (und beweisen kann einzig nur das Denken), daß es selbst unvollkommen unzulänglich, ohne Stoff, des Vorbildes bedürftig u. s. f. wäre, und daß es ruhe und gegründet sey auf einem Glauben an Offenbarung; so wäre dieser Glaube, wenn auch nicht ein vom Denken erschaffener, doch ein von demselben autorisirter und in seiner eigenthümlichen Sphäre anerkannter Glaube — Vernunftglaube; welchen Vernunftglauben aber die modernen Gegner des Denkens, und Hr. Steffens mit ihnen, von vorn herein als Unglaube verwerfen. Warum also sind sie so wenig folgerecht und bemühen sich durch Denken zu beweisen, was nach ihrem eigenen Geständniß doch außerhalb des Denkens liegt und also weder des Beweises noch der Autorität des Denkens bedarf? Warum sagen sie nicht einfach: Ich glaube! gegen welche Thatsache durchaus nichts einzuwenden ist. Die Antwort auf diese Frage ergibt sich von selbst. Sie hätten, wenn sie allem Denken entsagen könnten, keinen Maßstab für den eigenen Glauben; sie könnten und müßten zwar, rein in der Sphäre ihres Glaubens verharrend, an diesen, als an den einzig wahren Glauben, glauben; aber sie hätten durchaus kein Mittel, kein Organ, keinen Boden, um gegen jeden disparat-andern individuellen und positiven Glauben etwas einzuwenden; und das will man doch nicht, eben so wenig als man den Vernunftglauben gestatten will, muß aber Eines von Beydem, kommt aus diesem Dilemma nicht heraus und wird demnach gezwungen sich selbst zu widersprechen. So muß der Verfasser (pag. 6) sagen: „Eine Vernunftreligion ist daher gar keine Religion," und (pag. 23) „denn der bedingte Glaube ist gar keiner," während er später (pag. 73), wo er seinen wahren Glauben über einen falschen und schwärmerischen setzen will, gezwungen wird, den ersten verständiges Christenthum zu nennen, welches ja, nach der früheren Behauptung, ein bedingtes, vernünftiges Glauben, und also gar kein Glauben wäre. So drängt sich (pag. 182) der Wurzelwiderspruch der ganzen Schrift in eine einzige Phrase hinein. Sie heißt: „Nun entstand aber im Verfolge der Zeiten die menschliche Ueberlegung, daß der Herr diese seine heilige Offenbarung nicht der willkührlichen Deutung der menschlichen Vernunft habe preisgeben können." Also die heilige Offenbarung bleibt deßhalb unangefochten stehn, weil die menschliche Ueberlegung (die nichts anders ist als die willkührlich-deutende Vernunft) sagt: die heilige Offenbarung sey nicht der willkührlichen Vernunft preisgegeben? Wenn Das kein Widerspruch der willkührlichen Vernunft ist, so giebt es keinen! — Aber wir würden die Hälfte des Buchs abschreiben müssen, wenn wir alle seine Widersprüche hier anzeigen wollten. Die Kundigen der Wissenschaft mögen, pag. 88, die Stelle von „Zwar — bis — ableiten können" nachlesen; und sie werden in derselben den Quell finden, dem alle Unphilosophie dieses Buchs entfließt; sie mögen sich überzeugen, wie von pag. 188 und noch schlagender von pag. 204 an diese Schrift eine disparat andere wird, weil nämlich in dem praktischen Theil der Philosophie die christlichen Philosophen einig sind, in dem theoretischen Theil (in der eigentlichen Wissenschaft) aber noch differiren. — Wir kommen darauf zurück, daß der Verfasser, um ein heilsames und erbauliches Buch zu schreiben, sich damit hätte begnügen sollen, wie er es pag. 247 und an andern Stellen thut, sein Glaubensbekenntniß abzulegen, seinen Freund und Lehrer Scheibel mit dankbarem Herzen zu ehren und zu preisen und — was wir leider in dem Buch vermißen — uns die Geschichte seiner früheren wissenschaftlichen Verirrungen und seiner späteren Erleuchtung getreulich zu erzählen. Ein solches innerliches und schlechthin individuelles Ereigniß aber zur Geschichte aller Menschen zu machen, von den verschiedensten, von Gott erschaffenen Individualitäten, dasselbe zu fordern, nicht zu berücksichtigen, daß die Kräfte und Gaben nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden sind, das führt freylich zu jener „furchtbaren Konsequenz," von welcher der Verfasser selbst (pag. 138) sagt: „daß das tiefe Gefühl, das reinste, das kindlichste, dessen Verwandschaft mit dem Gott der Liebe wir keineswegs ablängnen können, vor ihr, wie vor der fürchterlichsten Gotteslästerung zurückschaudert." — Wir setzen hinzu: Ja diese Konsequenz führt zu Religionskriegen, Autodafés und allem Gräuel eines unchristlichen Fanatismus! Und doch will der Verfasser die ihm unentbehrliche Intoleranz, dicht neben der nicht abzuweisenden Duldung, retten. Er sagt selbst, daß dieser Widerspruch nur durch ein Gleichniß zu lösen sey. — Ein Gleichniß aber löst keinen Widerspruch, am allerwenigsten aber löst dieses Widerspruch das Mährchen des Herrn Steffens auf; es geht nichts aus demselben konsequenterweiß hervor, als daß man die Ketzer mit Liebe verbrennen müsse, und dieses hat längst und immer die Inquisition behauptet. Wir sind vollkommen überzeugt, daß der Verfasser so es nicht gemeint hat; ja, daß er einen höchst edeln Zweck sich vorgesetzt, wenn er ihn gleich in dieser Schrift durchaus nicht erreicht hat. Aber — und deßwegen fanden wir es nothwendig vor einem großen Publikum davon zu sprechen — die Wirkung dieser Schrift ist unheilbringend. Denn aus ihren Widersprüchen kann sich nur der untersuchende Philosoph, oder der rein-Gläubige herausfinden; für keinen von Beyden aber ist das Buch geschrieben; keiner von Beyden bedarf es!

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Juli 1823.

Kommet her und sehet an die Werke Gottes: der so wunderlich ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern.

Psalm Davids.

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Diese Berge der ersten Ordnung sind die frühesten Schößlinge der bildenden Kraft, welche den rohen Stoff unsers Planeten bearbeitete: daher man nie Versteinerungen aus dem Thierreiche in ihnen antrifft. Nach dieser Epoche ward vielleicht das Weltmeer, welches sich natürlich zugleich mit diesen Krystallen aus dem chaotischen Brey gebildet hatte, nur von wenigen kleinen Muscheln bewohnt. der ersten Bevölkerung der Erde, in welcher die frühere blos mineralische Revolution noch eine wichtige Rolle spielt: und nun entstanden auch, aus dem Bodensatze des ablaufenden Meeres, die aus Kalk bestehenden Flötzgebirge, welche die Granitberge bedecken oder ihre Spalten und Thäler ausfüllen, und die keine anderen Seethiere, als einige wenige jener alten Muschelarten, enthalten. In dieser Zeit scheint das Meer, so wie die Wärme sich wirksamer zeigte, immer mehr und mehr bevölkert worden zu seyn; und die neueren Kalkgebirge bestehen fast ganz aus Muscheln und andern Seethieren.

Endlich erhielt der Erdboden seine lezte Bekleidung, die ihn zu einem fruchtbaren und bewohnbaren Weltkörper machte. Die herabströmenden Flüsse rissen die Gipfel der alten Berge ein, und aus diesen Trümmern und dem Bodensatze der Flüsse bildete sich nach und nach der Sand und das Erdreich unserer Ebenen, nebst den Bergen der dritten Ordnung. Zugleich hatten sich, wahrscheinlich durch die Kraft der Sonnenstrahlen und das unterirdische Feuer der Vulkane, die damals noch thätiger waren als jezt, die verschiedenen Gasarten entwickelt, aus denen sich unsere Atmosphäre und das Wasser in seinem jetzigen reinen Zustande bildete. Eine wohlthätige Wärme und die sanften Strahlen des Lichtes fingen nun immer mehr an, Leben in dem kalten Stoff zu verbreiten. Das Meer ward zuerst, außer den Muscheln, auch mit Fischen und Amphibien bevölkert; und so wie das Wasser immer mehr abnahm, und die Hügel und das feste Land trocken wurden, brachte die Erde nach und nach Schilf, Kräuter, Bäume und Thiere hervor, bis sie endlich ein würdiger Wohnort ward für vernünftige Wesen, die im Stande waren, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen.

Diese Zeitordnung der verschiedenen Epochen der Bildung unsers Planeten gründet sich nicht blos auf die Natur der Sache, sondern auch auf die Dokumente, die, von der Hand des Schöpfers geschrieben, im Archiv der Berge aufbewahrt sind. Nur in den zulezt vom Wasser gebildeten Gebirgsarten oder Erdlagen finden sich Versteinerungen und Ueberbleibsel von Bäumen und Thieren, aber auch selbst hier trifft man nie Menschenknochen an. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, hat sie keine jener großen Revolutionen mehr erlitten; und der Mensch allein nahm Besitz von der Erde, nachdem sie alle Feuer- und Wasserproben ausgehalten hatte, und geläutert hervorgetreten war.

Indessen dürfen wir uns nicht einbilden, daß die Natur, gleichsam als könne sie, nach der Gelingung ihres Meisterstücks, des Menschen, nichts Vollkommeneres mehr hervorbringen, sich von ihren Arbeiten auf immer ausruhe. Der Sabbath muß nicht länger dauern, als die sechs Tage der Arbeit; und er soll nicht blos der Ruhe gewidmet seyn, sondern auch der Sammlung von Kräften zur folgenden Arbeit; er ist der lezte Tag der vergangenen, und der erste Tag einer neuen Woche. Vielleicht ist die Natur eben jezt auf andern Weltkörpern mit größern Revolutionen beschäftigt, als die sind, welche der Erde ihre jetzige Gestalt und Bildung geben. Selbst auf unserm Planeten zeigt sich die plastische Kraft der Natur noch täglich wirksam, wenn gleich nicht durch so mächtige Katastrophen, wie in jenem ersten Alter der Welt. Ist denn der Wachsthum der Pflanzen, und die Vermehrung der Thiere, nicht eine fortwährende Schöpfung? Und ist es nicht die Natur, die durch uns wirkt, auch da, wo wir selbst Schöpfer zu seyn glauben? Gehorcht nicht das Insekt dem unmittelbaren Befehle der Natur, wenn es seinem Instinkt blindlings folgt, der es oft in das Grab führt? Selbst die großen Revolutionen, die der Erde ihre erste Bildung gaben, scheinen nicht ganz aufgehört zu haben; und wer kann sagen, was für Katastrophen der Erde noch bevorstehen? Die großen Auflösungsmittel, Wasser, Luft, Feuer, haben ihre Kraft nicht verloren. Noch immer stürzen die von Strömen durchwühlten Berge ein, und verlieren täglich an Masse. Noch immer dünstet das Weltmeer aus, die Flüsse bedecken den Boden mit neuem Schlamm, und die Erde gewinnt an trockenem Lande. Noch wüthet das Feuer der Vulcane, noch erschüttern eingeschlossene Dämpfe die Erde; und die Sagen aller Völker reden von Ueberschwemmungen, die ganze Länder verwüstet haben. Noch bilden sich Metalle im Schoße der Erde, Inseln werden von den Wellen verschlungen, und neue steigen aus dem Meere hervor, das Werk der unermüdeten Polypen. — Doch scheint es, daß die jetzigen Wirkungen der Natur sich auf einen Kreislauf einschränken, und mehr auf Erhaltung, als auf Umbildung oder Zerstörung abzielen; oder daß wenigstens die Revolutionen, die uns noch bevorstehen, gleich den Sekular-Gleichungen in der Astronomie, mit einer Langsamkeit vorbereitet werden, die den Furchtsamsten beruhigen kann.

Die Leser werden in diesen wenigen Blättern keine vollständige Geschichte unseres Planeten erwarten, über welche fast jeder Naturforscher eine neue Theorie gibt. Mein Zweck war blos, auf diejenigen unstreitigen Thatsachen aufmerksam zu machen, die uns zur Beurtheilung anderer Weltkörper und ihrer Vergleichung mit der Erde leiten können; und dieses sind besonders zwey Gegenstände, die Bildung der Berge, und die beständige Abnahme des Meeres. Die Berge, die sich gleich Fühlhörnern des organischen Körpers, den wir bewohnen, aus dem Rumpfe herausstrecken, um den Thau der Wolken einzusaugen, scheinen ein wesentlicher Theil jedes Planeten zu seyn. Unsere Berge waren ursprünglich weit höher, als sie jezt sind: denn seit Jahrtausenden sind sie von den Strömen abgespült, und stürzen noch täglich ein, ohne daß je ein Stein wieder heraufgetragen wird. Man könnte also denken, daß die Planeten, deren Berge die unsrigen weit übertreffen, sich noch in einem roheren oder früheren Zustande befinden, als die Erde. Das Meer bedeckte einst die höchsten unserer Berge, und die Erde ist nach und nach ausgetrocknet. Wie will man beweisen, daß diese Abnahme des Wassers jezt ganz aufgehört habe, und daß das Meer nun in seine festen Grenzen eingeschlossen sey? Scheint es nicht offenbar, daß, wenn das Weltmeer unaufhörlich ausdünstet, diese Dünste in Wolken gesammelt, von den Bergen angezogen, oder von wohlthätigen Winden über die Erde verbreitet, in Regen und Schnee oder in Bergströmen herabfließen, um den Wachsthum der Pflanzen zu befördern, die endlich in erdige Theile zerfallen, die Wassermasse mit jedem Jahre abnehmen, und die festen Theile des Erdreiches zunehmen müssen? Selbst die Beobachtungen, die man über die Höhe des Meeres an den Küsten angestellt hat, und andere Erfahrungen, scheinen die beständige Abnahme des Wassers zu bestätigen. Eine natürliche Folge hievon würde freylich seyn, daß, wenn wir nicht durch unsere Sünden eine neue Sündfluth herbeyziehen, einst eine Zeit kommen muß, wo die Erde ganz ausgetrocknet ist, und aus Mangel an Wasser weder Pflanzen noch Thiere ernähren kann. Wenigstens werden wir uns nicht wundern, wenn die Fernröhre uns zeigen, daß dieser Zustand wirklich auf dem Monde Statt zu haben scheint, den wir in einem spätern Abschnitt betrachten wollen.

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820. bis Ende Juni 1822.

(Beschluß.)

Ich sagte oben, daß eigentlich Niemand zufrieden ist, und hier folgen einige wenige abgerissene Punkte, die ungefähr die verschiedenen Ursachen angeben werden. Es ist viel leichter, sich unabhängig zu machen, als sich unabhängig zu erhalten, und nicht in vielen Dingen vom Regen in die Traufe zu kommen, ohne etwas gewonnen zu haben.

Das hiesige Volk (ich meine die Weißen) ist ungemein unwissend, und ungemein wenig in der Welt- und Menschengeschichte bewandert, und es sieht fast aus, als wenn wir das Land entdeckt hätten, oder als wenn sie nach der Eroberung der Spanier bis jezt abgesondert geblieben wären. Sie wissen eigentlich gar nicht recht, was diese Neuerungen alle bedeuten, und benehmen sich zum Theil ungemein lä-

cherlich, indem sie blos einsehen, daß sie von den Spaniern gedrückt und verachtet waren, aber doch immer das höchste Ideal, die ihnen von den Spaniern gelehrten Dinge, bleiben. Sie sprechen viel von der Freyheit, und weinen wie die Kinder, daß sie ihre Wappen von der Thüre nehmen sollen, die wie ein Wirthshausschild bey uns, aussehen, und für welche sie dem Könige 10 bis 20,000 Piaster bezahlen mußten. Weiter sind sie hier ungemein titelsüchtig, welches die Spanier sehr wohl zu ihrem Vortheil benuzten. Es gibt hier mehr Adel, als in Deutschland und Polen, und mehr Titel, als in den verschiedenen Krähwinkeln bey uns, die aber Geld kosteten und selten etwas einbrachten, denn die einträglicheren Posten und Titel wurden immer den Alt-Spaniern ertheilt. Die Ueberschwemmung von Geistlichen, und unsere, hier sehr entartete, liebe Mutter, die Kirche, läßt auch kein gutes Gras aufkommen, und sucht so viel möglich, und auf alle Arten, peruanisches Gold und Silber zu sammeln. Alles wird hier mit Geld erreicht, und was bey uns Bestechung heißt, hat hier einen ganz ehrlichen Namen, man nennt es: sich um etwas bewerben, und so ist es ihnen sehr schwer begreiflich zu machen, daß es jezt anders seyn müßte. Von verkaufter Justiz mag man bey uns schreyen so viel als man will, es ist alles dummes Zeug, denn hier haben die Prozesse eine ganz sichere Taxe, und wo das Uebergewicht an Geld ist, müssen Gesetze und Gerechtigkeit unbedingt schweigen. — So geht es nun in tausenderley Dingen, und die neuen Patrioten fahren ganz ruhig darin fort, und diejenigen, die eine Veränderung in diesen schönen Gebräuchen machen wollen, haben die größte Mühe und Beschwerlichkeit. Wenn man hier von einem Vorgesezten etwas will, und ihn nicht genau kennt, so geht man zu seinem Sekretär, Adjutanten, Verwandten, Freund, Bedienten oder Köchin, und bittet um Fürsprache, wofür aber auch gleich die Summe gesagt wird, die ihm bey Erreichung des Endzwecks zufällt, und der Herr selbst glaubt, das müsse so seyn. Hieraus entstehen denn alle Unordnungen, und mit dem besten Willen kann man oft gar nichts ausrichten; nimmt man noch an, daß viel mehr schlechter Wille, Niederträchtigkeit und Diebssinn vorhanden ist, so ist leicht zu berechnen, wie Alles gehen muß. — Ich muß doch hier bemerken, daß es auch einzelne gute Patrioten, uneigennüzige und liberale Leute gibt, aber, wie gesagt, nur einzeln.

Ich bin kein Freund vom Bestimmen des National-Charakters, da ich dieses fast immer falsch und einseitig fand, und mit Nationalgewohnheiten in Verwechslung und Verwirrung, aber im Allgemeinen kann man, glaube ich, recht wohl Folgendes von den Südamerikanern sagen: Sie sind nicht bösartig, aber ungebildet und träge, und hieraus entspringen viele allgemeine Gewohnheiten und Laster. Sie sind fast durchgängig verschwenderisch und kennen kaum den Werth des Geldes; Hazardspiele sind ganz allgemein, und es ist gar nicht, wie bey uns, eine Art Schmach damit verbunden. In jeder unbedeutenden Zusammenkunft spielt man so hoch, daß unsere großen Goldbanken in den Bädern bettelarm dagegen sind, denn Jeder, der ein paar tausend Piaster besizt, sezt sie mit größter Ruhe auf eine Karte. Die Franzosen haben auch hierher ihre Rouletten geschickt, die zwar anfangs viel gewannen, doch aber am Ende dem diesigen Volk nicht anstanden, die blos ein Kartenspiel (Monte) und Würfelspiel mit zwey Würfeln kennen. — Auch der Verschwendung sind sie sehr ergeben, man nimmt dieses unter andern auch an der lächerlichen Pracht wahr, mit der sie irgend eine hübsche Mulattinn oder eine andere Maitresse herausputzen. — Trägheit ist auch hier allgemein, die Arbeiter gehörten stets zu den Alt-Spaniern, die arm hierher kamen, reich wurden, sich verheiratheten und Vieles zusammenscharrten, fast immer, damit ihre Kinder es bald wieder verschleuderten. Eine allgemein vorherrschende Tugend ist hier die Mäßigkeit im Essen und Trinken, die uns Europäern oft beschwerlich wird, indem wir es ihnen nie gleich thun können. Ich spreche hier von den Weißen (Spaniern und ihren Abkömmlingen, den Kreolen), und nicht von den Indiern und Leuten von Farbe, bis zu den Negern; denn diese sind, auch wenn lezlere frey sind, ganz von den andern abgesondert, und sie mischen sich auch im Ganzen wenig mit einander. Mestizen (Abkömmlinge von Indiern und Weißen) sind nicht sehr häufig, und die Mulatten u. s. w. sind außer der Ehe erzeugt, und heirathen dann wieder unter ihres Gleichen. Im Allgemeinen ist aber das Volk hier sehr aufgeweckt, und sie begreifen Alles sehr leicht, so daß sie jezt sehr bald auf einen gewissen Grad von Kultur gelangen werden. Die schönen Wissenschaften und Künste werden hier auch wenig betrieben, doch findet man ganz gute Gemälde, die aber meist Kopien und Heiligenbilder sind. Die Musik treiben sie in so weit ziemlich, als es für den Gottesdienst nöthig ist, und Alles klimpert etwas auf der Guitarre und singt dazu wie in Spanien, doch gibt es einige Originalmelodien des Landes, alles sind aber traurige Liebesromanzen. Die Indier singen wenig und begnügen sich mit einer kleinen Trommel und Pfeife, die einer wie unsern Bärentanz spielt, damit wahrscheinlich die anderen sich wenigstens nach dem Takte ganz unbändig in Chicha (Maisbier) betrinken können. Die Neger hingegen verläugnen auch hier nicht ihr lustiges Temperament und ihre Tanz- und Lärmlust, denn Musik kann man es kaum nennen. Wo diese ein altes Faß oder sonst etwas dergleichen erwischen können, spannen sie sogleich ein Fell darüber, und fangen an zu lärmen und zu tanzen, dabey haben sie dann noch furchtbar schreiende Schalmeien oder Hoboen und eine Menge Esels- und Pferdekinnbacken, auf deren klappernden Zähnen sie aus allen Kräften mit Knüppeln reiben und schlagen. Es ist kaum zu begreifen, wie es die Tänzer und Musikanten aushalten, denn wenn man ihre Tänze nicht auf bestimmte Zeit einschränkte, so würden sie sicher bis an den jüngsten Tag dauern; dabey trinken sie sehr gern Branntwein, der aber ganz anders Wirkung bey ihnen als bey den faulen Indiern

hervorbringt. Ich werde nie den Lärm vergessen, den die verschiedenen Nationen ein Paar Tage, ehe ich abreiste, in Callao machten. Es war ein Volksfest daselbst, und weiße Indier und Neger hatten, so wie die Engländer, ihre verschiedenen Belustigungen, welche sich wegen des kleinen Raumes ganz nahe zusammendrängten, dabey waren aber auch viele ostindische Seeleute, die sich dann auch zusammensezten und auf originelle Weise ungemein laut sangen.

Ich muß noch Einiges über den jetzigen Stand der Dinge sagen, und wie Alles ohngefähr behandelt wird. St. Martin brachte schon von Chile einige Staatssekretaire mit, die, sobald wir etwas festen Fuß gefaßt hatten, Minister genannt wurden, auch jezt in Lima dazu ernannt sind; eben so kamen auch einige, zu Gouverneurs der verschiedenen Provinzen bestimmte Subjekte hierher, so daß demnach diese als Hauptpersonen auf Alles Einfluß haben. Alle Uebergegangenen im Militär- und Civilfache wurden als ziemlich sichere Leute sehr vorgezogen, was besonders den alten Chefs des Heeres nicht gefiel. Die mitgebrachten Soldaten starben und zerstreuten sich meist, und viele Offiziere wurden besonders nach Chile zurückgeschickt, diejenigen von Buenos Ayres sind weiter entfernt und Viele davon werden ihr Vaterland leicht vergessen, so daß wahrscheinlich nach und nach diese fremde Armee sich mit den Einheimischen ganz vereinigen wird, da schon bey der Formirung neuer hiesiger Truppen von den fremden Offizieren angestellt werden, und somit ist es kaum mehr möglich, die Expeditionsarmee von der einheimischen zu trennen. Diejenigen Offiziere, die hier unzufrieden sind, oder etwas Vermögen zu Hause haben, werden nach und nach dahin gehen, und endlich wird blos eine hiesige Armee übrig bleiben.

Mit Bolivar und Colombia stehen wir in keiner eigentlichen Verbindung auch gehen dort die Dinge einen ganz anderen Schritt. Von dem Sonnenorden, der hier errichtet worden, und wovon die ersten Chefs der Armee, die Minister und ein paar Hiesige Großkreuze sind, habe ich schon etwas gesagt. Der Zweck, die Leute damit zufrieden zu stellen, wird wahrscheinlich nicht erreicht werden, indem die Meisten etwas Soliderres zur Belohnung erwarteten. Die Administration und Militärverfassung ist in ziemlich großer Unordnung und es müssen noch große Veränderungen statt finden, so wie auch im Clerus, wenn das Land glücklich werden soll. Die Abhängigkeit von andern, besonders Handelsvölkern, wird auch hier sehr drückend seyn u. s. w. Der Protektor ahmt gar zu sehr den großen Protektor nach, und alles wird durch sehr geschraubte Mittel erreicht, wobey aber stets viel von Freyheit, Völkerglück, Gleichheit, Menschenwohl, Hochsinn, Großsinn und sofort unsinnig geschrieen wird, wozu dann die spanische höchst rethorische Sprache sehr paßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März, April und May.*)

Die erste Neuigkeit auf der Bühne war im März Kenilworth, nach der Bearbeitung des Schauspielers Kühne in Hamburg. Der Verfasser dieser Bearbeitung scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, so viel Handlung als möglich aus dem Romane beyzubehalten, und in die gewöhnliche Form und Länge eines Theaterstücks zu bringen. Auf diese Weise mußten die reichen Schilderungen verloren gehen, welche der Haupthandlung des Romans eine historische Grundlage und Bedeutung geben, und das Ganze steht nun als eine bloße Liebesintrigue da, von welcher man auch nicht einsieht, warum sie einen sogenannten tragischen Ausgang haben soll. Die Charaktere haben sämmtlich verloren; am meisten Tressilian und Emmy. W. Scott hat uns die Geliebte des Lord Leicester als heraus[illegible] durch Liebe und jugendliche Eitelkeit geschildert, das lezteres Motiv fällt hier fast ganz weg, und damit die Entschuldigung, die ihr den Antheil des Lesers erhält. Momente, welche beym Lesen des Romans eine bedeutende Wirkung hervorbringen, sind hier sehr wenig eindringend. — Neu einstudirt kam auf die Scene das treffliche Lustspiel von Steigentesch: die Mißverständnisse. Die ebenfalls neu einstudierte Operette von Isouard: das Lotterielos. Im März kam Goethe's Clavigo und die Oper Richard Löwenherz erneuert auf die Bühne. In Beziehung auf ersteres lobt Referent die Absicht der Direktion, ihrem Personal zu ernster Charakteristik Gelegenheit zu geben, will aber seine Ansicht über die Darstellung bis zu einer Wiederholung des Trauerspiels versparen. Gretrys einfache, charakteristische Melodien sprechen Jeden an, der nicht die Musik blos als Gegenstand der Mode betrachtet. Die Darstellung war von der Direktion mit viel Geschmack ausgestattet worden. Als Gäste traten auf der berühmte Bassist Fischer (bisher bey der Königl. Oper in München) und Herr Walter von Karlsruhe. Die meisterhafte Charakteristik des Erstern als Barbier von Sevilla (der Darstellung des Leporello in Don Juan und als Figarro konnte Referent nicht beywohnen) hat uns dießmal wie im vorigen Jahre Vergnügen gemacht. Herr Walter trat als Staberl (dreymal in Staberls Reiseabentheuern und einmal in den Bürgern von Wien) zum Ergötzen aller Lachlustigen auf. Dieser Staberl scheint mir eine wahrhaft komische Person. Sein Geschäftigthun, seine Ernsthaftigkeit bey Kleinigkeiten, sein Hang zum Wohlleben und Vornehmthun führen manche komische Situation herbey. Es ist der Harlekin der mitten in dem Bürgerstande lebt. Herr Walter, wenn er ihn auch nicht als reinen Wiener Staberl nehmen sollte, macht doch einen lustigen Charakter aus ihm, den er mit viel Haltung und Laune darstellt; nur daß sein feiner, artiger Gesang sich nicht immer mit demselben ganz vereinigen will. Wenn übrigens die Bürger in Wien, die nebst den Reiseabentheuern Staberls hier zum ersten Male auf die Bühne kamen, wenigstens als die leztern gefielen, ja fast Mißfallen erregten, so liegt der Grund wohl darin, daß dieses Lokalstück hier auf einem ihm ganz fremden Boden steht, und mit einem Anspruch aufzutreten scheint, denes eigentlich nicht erregen will. Am 1. März wurde zum Andenken des verewigten Schichts Mozarts himmlisches Requiem sehr vollständig besezt und unter Mitwirkung mehrerer Dilettanten und Dilettantinen in der Thomaskirche öffentlich aufgeführt. Herr Organist und Musikdirektor Polen hatte diese vortreffliche Aufführung veranstaltet und dirigirte in derselben. In den Abonnementskonzerten der lezten Monate hörten wir mehrere fremde Künstler. Zuerst Herr Haase d. j., Königl. sächs. Kammermusikus, welcher ein Violinkonzert seines Lehrers Polledro vortrug. Reinheit, Nettigkeit und Zierlichkeit zeichnete sein Spiel aus, und gewannen ihm den Beyfall der Versammlung. Beyde Brüder trugen auch ein Concertino für zwey Waldhörner vor, wobey ihnen nur schadete, daß wir das Spiel der Familie Schunk in Berlin noch in zu frischem Andenken hatten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Korrespondenz-Artikel haben sich seit einigen Monaten so gedrängt, daß wir uns dieses Mal genöthigt sahen, die Leipziger Berichte von drey Monaten kurz zusammen zu ziehen, um unsere Leser der treuen und vollständigen Darstellung unsers würdigen Mitarbeiters nicht ganz zu berauben. D. Red.

Druckfehler.

In dem Motto der gestrigen Nr. 169., in der ersten Zeile, ist in einigen Abdrücken lobt statt lebt irrigerweise stehen geblieben.

Nr. 57.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. Juli 1823.

Kunstnachrichten aus Paris.

Paris, den 18 Mai 1823.

(Beschluß.)

Man sieht, wie viel diese Künstler, welche für H. Delpech arbeiteten, aus den beyden in ganz Europa bewunderten englischen Schriftstellern entlehnt haben, nämlich von Walter-Scott und Lord Byron. Das Stammbuch der Gebrüder Engelmann zeigt uns Compositionen anderer Art. Unter den zwölf Blättern, aus denen es besteht, *) führe ich namentlich auf: die kranke Mutter von H. Haudebourt Lescot. Von dem Original glaube ich früher schon in dem Aufsatz über die Gesellschaft der Kunstfreunde gesprochen zu haben, und ich mußte es loben, weil es eine recht artige Arbeit ist; die kleinen Savoyarden von dem H. Grafen Aubry, nach dem Gemälde des H. Dubuffe; zwey schöne Landschaften, sehr gut entworfen, und mit Geschick und Anmuth ausgeführt, v. H. Robert; der Abend, eine andere Landschaft von H. Villeneuve; der Sammthut, ein Portrait, lithographirt von H. Weber nach H. Mansion. Auf diesem Blatt ist die Kreide mit der äußersten Feinheit behandelt und es herrscht darin ein sehr lebhafter Ton; der Tag nach einem Schiffbruch, eine dramatische Scene von H. Gadin.

Die Maler der Porcellanfabrik von Sevres geben auch jährlich eine Sammlung heraus, welcher sie den Namen geben: Abende der Maler von Sevres. Hr. Robert, der Landschaftmaler, von welchem ich so eben gesprochen habe; Hr. Van Os, ein Blumenmaler ersten Rangs; Leguay; Beranger und andere Maler sind Mitarbeiter dieses Stammbuchs **).

H. Géricault hat einzeln mehrere Reihenfolgen lithographischer Blätter unter folgenden Titeln herausgegeben: Pferdstudien*); lithographische Entwürfe**); vier verschiedene lithographirte Gegenstände ***). Wenn schon der Titel der zwey lezten Sammlungen nicht merken läßt, daß das Pferd der Hauptgegenstand derselben ist, so sind es doch eigentliche Pferdstudien, unter verschiedenen Ansichten vorgebracht. Im Allgemeinen strebt H. Géricault die Natur mit Wahrheit wieder zu geben; man kann sogar sagen, er wollte specielle Porträts entwerfen. Alles ist mit Geschick gearbeitet, nur möchte man tadeln, daß er nicht immer die schönsten Arten wiederzugeben versucht.

Dieser Künstler, ein Maler von vielem Talent, giebt sich das Ansehen als schmollte er mit dem Publikum und verachtete seine Stimme. Seine ersten Arbeiten zogen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahr 1819 stellte er eine große Composition auf, darstellend das Boot der Fregatte Medusa, in dem Augenblick, in welchem die dahin Geflüchteten auf den höchsten Grad der Angst und Verzweiflung gebracht sind. Das Ganze hatte eine hochtragische Farbe, viele Kraft und Wahrheit im Ausdruck und alle Künstler glaubten, daß dieser Maler bestimmt sey, in der Schule einen sehr ehrenvollen Platz einzunehmen, aber das Publikum hatte sich entsezt über der Wahrheit des Einzelnen und über das Ganze der Darstellung. Es erregte Abscheu und Ekel. Der Künstler, welcher einen enthusiastischen Erfolg erwartete, erhielt nur die Achtung, welche ihm, ohne ihn zu entmuthigen, zu verstehen gab, daß er eine schlechte Anwendung von seinem Talent gemacht habe, und hat nun seinen Pinsel gleichsam zertrümmert. Aber wie die Liebe zur Kunst sich nie ganz auslöschen läßt, so wird sich auch Hr. Géricault durch die Studien einer ganz andern Gattung trösten wollen über diejenigen, welchen er sich vorher gewidmet hatte.

Hr. Bourgeois, ein geschickter Landschaftmaler, hat eine fortlaufende Unternehmung in Steindruck gemacht, um eine große Zahl Ansichten von Frankreich, der

*) Album lithographique publié par Engelmann frères. Paris 1823. Preis 24 Fr.

**) Zwölf Blätter. Paris 1823. Preis 15 Fr.

*) Zwey Lieferungen in zwölf Blättern. Pr. 12 Fr.

**) Ein Heft von acht Blättern. Pr. 6 Fr.

***) Ein Heft. Pr. 4 Fr.

Schweiz, der großen Carthause zu Grenoble u. s. w. darzustellen. Er hat zum neuen Jahr Studien nach der Natur herausgegeben und sie den jungen Landschaftmalern zugeeignet. *) H. Charlet, welcher zuerst auf militärische Scenen die Lithographie anwendete, und sie mit Geist und auffallend natürlich ausführte, hat auch eine Reihe von 18 Blättern herausgegeben, deren Gegenstände aus den Gewohnheiten der Soldaten und den Sitten im Feld entlehnt sind. **).

Werfen wir unsere Blicke auf die Unternehmungen, welche vorzüglich der Wissenschaft gewidmet sind, so finde ich die Lithographie als eine eben so gelehrige, wie schnelle Gehülfin zur Beförderung des Erfolgs, den sie erzielen. So hat sich derselben Hr. Cloquel in einem wichtigen, vorzüglich der Arzneywissenschaft gewidmeten Werke ***) mit vielem Glücke bedient. Der Arzt Automarchi, in ganz Europa bekannt wegen der großen Sorgfalt, mit welcher er einen der ausgezeichnetsten Männer, welche je gelebt haben, behandelte, hat so eben ein Werk gleicher Art herauszugeben angefangen †) und dabey sich der Beyhülfe der Lithographie bedient. Zunächst geht die Beurtheilung dieser beyden Arbeiten die Mediciner an, doch kann ich, ohne mich von meinem Gegenstand zu entfernen, bemerken, daß die in diesen Werken vorkommenden Blätter großes Lob verdienen, besonders diejenigen, welche der Arzt Automarchi bekannt gemacht hat.

Noch habe ich zu bemerken, daß täglich einzelne Blätter erscheinen, welche bald mehr, bald weniger der Auszeichnung werth sind. Ich könnte z. B. unter andern mehrere Compositionen des Hrn. H. Vernet anführen, von denen zwey, wie der Titel anzeigt, die Treibjagd auf der Ebene, und die Treibjagd im Wald, auch Jagdstücke sind, und zwey andere Scenen kranker Soldaten, von ausgezeichneter Natürlichkeit. *) Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, sie zu beschreiben.

Zwey Soldaten verfolgen ein Schwein. Das erschreckene Thier entflieht so schnell als möglich, aber einer der Soldaten rennt ihm mit dem Spieße vor. Im Gefühl, gefangen und erstochen zu werden, verdoppelt es seine Kräfte und reißt seinen Mörder mit sich fort, der in der Bestürzung und bey der Heftigkeit des Laufs sein Cakquet vom Kopfe verliert. Der Andere ergreift seinen Cameraden am Rock und ruft ihm unter hellem Gelächter zu: Halt fest!

Zwey andere Soldaten näherten sich einem Hühnerstall, der einen Theil eines einzeln stehenden Hauses ausmachte, dessen Bewohner ihren Feldarbeiten nachgegangen zu seyn scheinen. Nach der Ankunft der Soldaten fliehen die Hühner. Diese wagen es nicht, die Thüre aufzubrechen. Doch hätten sie sich gerne des Geflügels bemächtigt. Was war zu thun? der eine hatte einige Körner in seiner Mütze, breitete sie vor dem Hühnerstall aus, und rief mit lockender Stimme: Komm Luck, Luck! Ein Huhn streckt den Kopf vor die Fallthüre heraus, und sieht sich um, ehe es sich auf den Vortheil einläßt. Man sieht wie es im Begriff ist herauszugehen, ohne daß es den Soldaten bemerkt, der seitwärts steht, und den Säbel in der Hand, gerüstet ist, aus seinem Zutrauen Gewinn zu ziehen. Es ist nicht zweifelhaft, daß sie ein Opfer wird, das ein ganzes Bivouak erquickt.

Somit wird meine Ansicht gerechtfertigt seyn, welche ich zu Anfang dieses Artikels ausgesprochen habe, daß nämlich Frankreich in der Lithographie außerordentliche Fortschritte gemacht habe. Noch bemerke ich im Allgemeinen, daß sie sich schon sehr nützlich gemacht hat. Sie macht es den Malern leicht, ohne Hülfe der Kupferstecher selbst ihre eigenen Werke ins Publikum zu bringen, sie hat die elenden Kupferstiche vertilgt und macht es möglich, wichtige Sammlungen in kurzer Zeit herauszugeben.

Ein holländischer Maler von mittelmäßigem Talent, aber vielem Kunstsinn und Beurtheilungsgabe, welche Künstler er in seine Unternehmung ziehen mußte, und welche Gegenstände für sie passen, gibt eine Galerie der berühmtesten Maler aus allen Schulen heraus. **) Wenn es wahr ist, daß man sich beym Anblick der Bildnisse von sehr berühmten Personen befriedigt fühlt, so hat diese Sammlung Anspruch auf Beyfall, allein es kommt hier

*) Ein Heft mit zwölf Blättern. Pr. 8 Fr.

**) Ein Heft. Pr. 12 Fr.

***) Anatomie de l'homme, ou, descriptions et figures lithographiées de toutes les parties du corps humain; par M. Beclard et J. Cloquel. Dieses Werk, von dem bereits mehrere Lieferungen erschienen sind, deren jede aus sechs lithographirten Blättern in groß Folio, und drey Bogen Text besteht, wird im Ganzen 240 Blätter und 120 Bogen Text enthalten. Pr. jeder Lieferung 9 Fr.

†) Planches anatomiques du corps humain, exécutées d'après les dimensions naturelles; accompagnées d'un texte explicatif. Der Verfasser hat den Vorsatz, seinen Lesern zuerst die Oberfläche und dann das Uebrige bis auf das Skelett mitzutheilen; nämlich: das Geflecht unter der Haut, welches die oberflächlichen Nerven bilden, die Puls- und Schlag-Adern auf der Oberfläche; die verschiedenen Muskellagen mit ihren Nerven, ihren Blut- und Lymphgefäßen. Dieses Werk, dessen erste Lieferung erschienen ist, wird in 15 Lieferungen sich theilen, jede zu 5 bis 6 Blätter mit einem erklärenden Text. Preis jeder Lieferung auf groß Velinpapier, 25 Fr. schwarz, und 50 Fr. colorirt.

*) Preis 2 Fr. jedes Blatt.

**) Galerie des peintres, ou, collection de portraits, biographies et dessins des peintres les plus célèbres de toutes les écoles, p. M. Fronquinet, peintre, et Chobert, homme de lettres. Preis jeder Lieferung 12 Fr.

noch etwas weiteres hinzu, auf dessen Berücksichtigung Fraquinet sich einließ: nämlich die Neugierde, welche man für die freyen Erzeugnisse der Menschen, für den ersten Ausfluß des Genie's hat, worin das Talent und die Anmuth sich hervorthut. Darum hat er mit dem Bildniß eines jeden Malers, den er in die Sammlung aufnahm, eine seiner Arbeiten verbunden. Dadurch lernt man nicht nur die Züge jeder Person kennen, sondern auch wie sich ihr Fleiß und ihre geistigen Anlagen äußerten.

Diese Sammlung wird dreyßig Lieferungen umfassen, und jede Lieferung drey Porträts mit biographischen Bemerkungen und drey Copien von Original-Gemälden. Es sind bis jezt zwey Lieferungen erschienen, in welchen sich die Bildnisse von Raphael, Poussin, Rubens, Vandyck, Albrecht Dürer und Holbein finden. Sie sind lithographirt von Manzaisse und Hesse, ausgezeichneten Malern, und besonders geschickten Lithographen. Man sah bis jezt noch nichts so Interessantes und so gut Ausgeführtes. Viele Künstler haben auf dieses Werk unterzeichnet, das so gewiß den besten Fortgang nimmt, als nicht zu zweifeln ist, daß die Herausgeber in gleich sorgfältiger Wahl der Originale und der Künstler, welche sie ausführen, fortfahren werden.

Die alten und neuen Kunstdenkmäler jener berühmten Stadt, die, nachdem sie aufhörte, durch Waffengewalt Herrin der Welt zu seyn, sich des Scepters der Kunst bemächtigte, welche ihr eine neue Gestalt und eine neue Art von Daseyn gegeben hat, sind viel beschrieben worden, aber man kennt nur sehr unvollkommen die Sitten und Gebräuche eines Volks, welches in der Mitte seiner Ruinen, mächtige und so zu sagen unvergängliche Ueberreste einer vorübergegangenen Größe bewohnt. Sie haben einen Charakter der Originalität, welcher alle Fremde in Erstaunen sezt. Hier sind die Merkzeichen der Anhänglichkeit immer begleitet von einer ausgezeichneten Form und oft Pracht, ja, bis auf ihre Spiele herab, zeigen die Römer unserer Tage einen Glanz, eine Abwechslung, einen Geist, der aufmerksam beobachtet zu werden verdient.

Hr. Thomas, von welchem ich aus Gelegenheit der lezten Kunstausstellung gesprochen habe, hat, während seines Aufenthalts in Rom als Pensionär der französischen Academie, eine große Anzahl Zeichnungen gemacht, deren Gegenstände aus den Gewohnheiten, Einrichtungen, Festlichkeiten und dem, was, um mich so auszudrücken, das Ganze der äußerlichen Sitten des römischen Volks ausmacht, hergenommen sind. Er macht sie durch den Steindruck bekannt, und seine Blätter, mit der Geschicklichkeit ausgeführt, welche man von einem Künstler, der gründliche Studien gemacht, und sich im Coloriren, so wie in der richtigen und vollständigen Darstellung aller Sitten und Scenen, große Mühe gegeben hat, versezt in den, der sie betrachtet, ohne Mühe in die Mitte der Hauptstadt der Welt. *)

Dieses Werk wird aus zwölf Lieferungen bestehen, von denen jede sechs Blätter enthält, mit einem erklärenden Text, und noch besonderen Bemerkungen in Beziehung auf das, was der Verfasser beobachtete, und was doch in das Gemälde nicht aufgenommen werden konnte. Hr. Thomas hat die Eintheilung in zwölf Lieferungen und den Titel Ein Jahr in Rom angenommen, um die Zeichnungen in eine chronologische und methodische Ordnung zu bringen, und unter den Augen des Betrachters die verschiedenen Scenen und Ceremonien in der Ordnung, in welcher er sie selbst sehen würde, wenn er wirklich ein Jahr in Rom zubringen würde, nach einander aufzuführen gesucht. Es sind davon bereits zwey Lieferungen erschienen, und ich kann versichern, daß sie der Theilnahme der Kenner würdig sind, und die Aufmerksamkeit aller Classen der Gebildeten verdienen.

Ich schließe hier, was ich für dießmal über die Lithographie sagen wollte. In einem meiner nächsten Artikel werde ich einige Unternehmungen mittheilen, von denen ich noch zu reden habe, und eine neue Anwendung der Lithographie, um Oelgemälde darzustellen, untersuchen.

Malerey. Alle Journale haben von einem Bildniß des Königs gesprochen, das von Hrn. Gerard ausgeführt und in St. Ouen den zweyten Mai feyerlich eingeweiht wurde. Ich habe es noch nicht gesehen, aber bemerkt, daß der Gedanke des Malers von Andern auf verschiedene Art beurtheilt wurde. Nach den einen ist es nicht mehr der König mit den Insignien seiner Macht, sondern der Mensch, der Freund der Literatur, wie er sich seinen Lieblings-Beschäftigungen widmet. Der Ausdruck des Gesichts mild und geistvoll. Nach andern ist es der Gesetzgeber, der zu St. Ouen den neuen Vertrag ausdenkt, welcher Souverain und Volk vereinigen soll; es ist der Urheber der Charte, den der Maler uns vor das Auge bringen wollte.

Ich will weniges dabey bemerken, gestüzt auf gute Autoritäten, welche das Bildniß gesehen haben und fähig waren zu sehen.

Die Anordnung dieses Bildes ist sehr gut gedacht; es ist sehr zweckmäßig in der Vertheilung der Stellen, und in der Art, wie alle Nebendinge benuzt sind. Der Kopf, und dieß ist hier die Hauptsache, ist sehr schön gemalt. Die Blicke und der ganze Ausdruck der Figur sind kräftig. Darin hatte er Recht, denn die Physiognomie des

*) Un an à Rome et dans ses environs, recueil de dessins lithographiés, représentant, les costumes, les usages, et les cérémonies des états romains et généralement tout ce que l'on y voit de remarquable pendant le cours d'une année. Paris 1823. Preis jeder Lieferung 12 Fr. klein Folio, auf Velinpapier (vetins), schwarz oder colorirt, und 18 Fr. in groß Folio.

Königs hat den Charakter der Autorität. Indeß ist es wahrscheinlich, daß dieses Bildniß in der nächsten Kunstausstellung wird zu sehen seyn, und also jeder selbst urtheilen kann, ob es wirklich so vortrefflich ausgeführt ist.

Kupferstecherkunst. Ich glaube, in dem Bericht über die lezte Kunstausstellung von demselben Maler ein Porträt eines der berühmtesten Aerzte Frankreichs und Europas, des Hrn. Dubois, angeführt zu haben. Dieses Bild, voll Geschmack in der Anordnung und Geschick in der Ausführung hatte die Aufmerksamkeit des Publikums sehr auf sich gezogen. Es ist jezt von Hrn. Potrelle gestochen, und wenn es schon keine sehr ausgezeichnete Arbeit ist, so ist sie doch um der Person willen, welche sie vorstellt, ziemlich gesucht. Sie kostet 3 Fr., und 6 Fr. vor der Schrift. P. A.

Römische Alterthümer in Salzburg.

Von Fr. S. K.

Der große Ruf, den die Lage und Umgegend von Salzburg genießt, veranlaßte mich bey meiner Durchreise im Mai d. J. mehre Tage daselbst zuzubringen, und beygehends die Resultate zu erforschen, die seit jener Epoche, als die Notizen über sämmtliche auf dem Terrain des Hrn. Rosenegger aufgefundenen römischen Alterthümer im Drucke erschienen, bey den interessantesten Nachgrabungen sich befunden haben konnten.

Daß zu der Römer Zeiten eine Colonie, welche den Namen Juvavia führte, hier ihren Sitz hatte, scheint durch die aufgefundenen Denkmäler außer Zweifel. Aber erst seit wenigen Jahren hat man in und um Salzburg die interessanten Ueberreste alter Gebäude (namentlich die allenthalben bewunderten Mosaik Fußböden und andere Mauerwerke auf den Loigerfeldern, sind westlich von der Stadt zu Hallebrunn, östlich zu Glas bey Aigen, und in Salzburg selbst) durch Zufall aufgefunden, und ist es seit kurzem, wenigstens was die Nachgrabungen auf den Loigerfeldern anlangt, eine Sache der Regierung geworden, diese für die Alterthumskunde gewiß nicht unwichtige Unternehmung werkthätig zu schützen.

Was ich nun über die interessanten Nachgrabungen mittheile, beschränkt sich einstweilen blos auf Gegenstände, welche auf dem Terrain des unermüdlichen Hrn. Rosenegger in der Vorstadt Stein und dessen Feldern zu Birgelstein nächst Salzburg seit d. J. 1818 herwärts aufgefunden, in seinem antiquarischen Museum aufgestellt sind, und die ich wiederholt mit Aufmerksamkeit betrachtet und geprüft habe. Wären die Schriften des um die Alterthumskunde dieser Gegend so verdienten Hrn P. v. Kurz nicht schon öffentlich gerühmt worden, so könnte ich nicht unterlassen, derselben ausführlicher zu gedenken; doch muß ich hier ausdrücklich bemerken, daß wir diesem eben so fleißigen als gelehrten Forscher vorliegenden getreuen Manuscriptsauszug über die neuesten dießfälligen Resultate zu verdanken habe. Sie setzen sich mit den frühern in die engste Verbindung und erklären manche Gebilde aufs genugthuendste. Manche neuerlich ausgegrabene Gegenstände der Vorwelt werden dem Alterthumsforscher hohes Interesse und volle Zufriedenheit gewähren. Sie sind gehaltvolle, aufklärende Ausdeuten, welche in den Annalen der vaterländischen norischen Vorzeit mit verewigendem Griffel aufgezeichnet zu werden verdienen.

Es sind Jahre verflossen, daß über die Grabungen und über deren Fortgang und Gedeihen in den Gärten und Feldern des am Ufer des Juvavus romantisch gelegenen Birgelsteins in öffentlichen Blättern wenig oder keine Rede mehr war.

Seit dem Jahre 1818 gingen jedoch alterthümliche Gebilde aller Art aus den Sepulkreten und Ustrinen Birgelsteins, aus verschiedenen Perioden der Vorzeit der Juvavia hervor, deren einige ihrem Style nach sich sogar in die Urzeit des Gavanodurum *) — des alten Sitzes der norischen Könige, wie mit Grund vermuthet wird, andere hingegen in die Endschaft der römischen Republik unter den Cäsaren Roms, in die Periode der Gothen, Hunnen, Heruler, Rugier ꝛc. und der großen Völkerzüge, ja selbst noch in die Regierungs-Periode des großen Bildners Rupert sich zu reihen scheinen, welcher bey allen rastlosen Bemühungen der Ausbildung zur reinen Moralität den Fanatism der Noriker für scheußliche Idole, und für Libationen an dieselben, mit dem Krummstabe nicht so gleich verbannen konnte.

Diese neuerlich auf Birgelsteins alterthumsschwangeren Boden aus dortigen Sepulkreten hervorgegrabenen Gegenstände der alten Kunst erregen in geschichtlicher und mythischer Hinsicht hohes Interesse der Kenner und Kunstfreunde, und verbreiten zugleich über die bereits im Rosenegger'schen Antiquarium aufgestellten Gebilde (worüber schon in 2 Bändchen Notizen und im Intelligenzblatte von Salzburg dd. 12. Sept. 1817. Nr. 99. ein vollständiges Detail aufgestellt wurde), wie früher erwähnt, ein helleres Licht.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Die Redaction, die nicht Gelegenheit hat, die hier vorausgesezten historischen Daten zu verificiren, muß alle Verantwortlichkeit dafür auf den Herrn Einsender dieses Aufsatzes legen.

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Juli 1823.

Es gibt wenig Menschen, die sich mit dem nächst Vergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorne, wie es nur möglich seyn will, wieder hervorzurufen und herzustellen.

Die Wahlverwandschaften.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

Eine bewundernswürdige Einleitung, die Walter Scott in einer seiner schönsten und glücklichsten Stunden geschrieben hat, enthält eine Schilderung der ausländischen Sitten gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Eigenthümlichkeit und der Humor dieser Einleitung würde durch eine Zergliederung verlieren, wir können uns aber nicht enthalten, ein Bruchstück daraus mitzutheilen, das einen Theil der Unterhaltung zwischen dem Herrn des Schlosses von Hautlieu, in welchem die Geschichte Quentin Durward's gefunden worden seyn soll, und dem Besucher (Walter Scott) enthält:

„Nach einer augenblicklichen Pause fuhr er in einem etwas heiteren Tone fort: Mein armer La Jeunesse wird Euch unterhalten; er ist, im Vorbeygehen sey es bemerkt, zehn Jahr älter als ich (der Marquis ist gegen sechszig Jahre alt) — er erinnert mich an den Schauspieler in dem Roman comique, der ein ganzes Stück in seiner eigenen Person darstellte, — er besteht darauf, maître d'hôtel, maître de cuisine, valet de chambre, ein ganzes Gefolge von Dienern und Aufwärtern in seiner armen Individualität darzustellen. Er erinnert mich zuweilen an einen Charakter in der Bride of Lammermore, die Ihr gelesen haben müßt, da sie das Werk eines Eurer gens de lettres ist, den man, glaube ich, den Chevalier Scott nennt.

Ich glaube, Ihr meint den Sir Walter?

Ja, denselben — denselben! sagte der Marquis: ich vergesse immer die Namen, die mit diesem unmöglichen Buchstaben anfangen.

Wir wurden nun von peinlicheren Erinnerungen abgebracht, denn ich hatte meinen französischen Freund über zwey Dinge zurecht zu führen. Das erste betreffend, fand ich einige Schwierigkeit; denn obgleich der Marquis das Englische nicht liebte, so glaubte er doch, da er drey Monate in London gewesen war, die verwickeltsten Schwierigkeiten unserer Sprache lösen zu können, und rief jedes Wörterbuch, von Florio an bis herab, zu Hülfe, daß la Bride (die Braut) einen bridle (Zügel) bedeuten müsse. Er war so skeptisch in diesem Punkt der Philologie, daß er, als ich die Behauptung wagte, es sey in der ganzen Geschichte von keinem Zügel die Rede, mit großer Fassung, und nicht wissend, wem er es sagte, den ganzen Tadel dieses Widerspruchs auf den unglücklichen Verfasser wälzte. Hinsichtlich des zweyten hatte ich die gewöhnliche Offenherzigkeit, meinen Freund aus Gründen, die Niemand besser wissen kann als ich, zu unterrichten, daß mein literarischer Landsmann, von dem ich stets mit der Achtung sprechen werde, die seine Talente verdienen, für die leichten Produkte nicht verantwortlich sey, welche die Laune des Publikums ihm zu edelmüthig wie zu voreilig zugeschrieben hat. Der Impuls des Augenblicks schien mich fortreißen zu wollen, und ich hätte mich fast verleiten lassen, das Negative durch positive Beweise zu bekräftigen, indem ich meinem Freund gestehen wollte, daß Niemand anders möglicher Weise diese Werke

geschrieben haben könne, da ich selbst ja der Verfasser sey; — als ich von diesem raschen Selbstbekenntniß durch die ruhige Erwiederung des Marquis abgebracht wurde, daß er sich freue, zu hören, daß diese Art von Kleinigkeit keinen Mann von Stande zum Verfasser hätte. „Wir lesen sie, sagte er, wie wir die Späße eines Komödianten anhören, oder wie unsere Vorfahrer auf ihre Haus- und Familien-Narren hörten, d. h. mit etwas Vergnügen, das wir aber doch nicht gern aus dem Munde von Jemand hörten, der bessere Ansprüche auf unsere Gesellschaft hat.“

Ich kam durch diese Erklärung völlig zu meiner hergebrachten Vorsicht zurück, und erschrack so sehr, mich preis zu geben, daß ich es nicht einmal wagte, meinem aristokratischen Freunde auseinander zu setzen, daß der Gentleman, den er genannt habe, seine Beförderung, nach dem, was ich davon gehört, einigen seiner Werke verdanke, die man, ohne Unrecht, gereimte Romane nennen könne.

Die Wahrheit ist, daß unter andern ungerechten Vorurtheilen, wie ich oben bewiesen habe, der Marquis einen Abscheu, mit Verachtung vermischt, für jede Art von Autorschaft gefaßt hatte, die leichter war, als ein Foliband über Rechtsgegenstände oder Religionssachen, und daß er den Verfasser eines Romans, einer Novelle, eines flüchtigen Gedichts oder einer Kritik in einem Zeitblatte ansah, wie man einen giftigen Wurm ansieht, mit Furcht zugleich und mit Ekel. Der Mißbrauch der Presse, behauptete er, besonders hinsichtlich der leichtern Waare, hat die ganze Moralität Europa's vergiftet, und es steigt stufenweise nun wieder das Uebel, das die Stimme des Krieges eine Zeitlang zum Schweigen brachte. Er klagte alle Schriftsteller, ausgenommen die vom schwersten und dicksten Kaliber, als Ursache dieses Uebels an, von Rousseau und Voltaire an bis zu Pigault le Brun und dem Verfasser der schottischen Novellen, und obgleich er zugab, daß man sie nur zum Zeitvertreib lese, so geschah dieß doch, wie Pistol, der seinen Lauch ißt, nicht ohne die Tendenz zu verwünschen, während er die Geschichte des Werkes verschlang, an dem er las.“

Wir gehen zu dem Romane selbst über. Der Held, ein junger Schottländer aus dem Bezirk von Angus (oder Hanguisse, wie der Marquis es zu nennen hartnäckig besteht), und der einzig übrig gebliebene Zweig einer edeln Familie, die die Ogilvies in einer Fehde gedrängt und zu Grunde gerichtet hatten, kommt in Frankreich an, um sich ein besseres Schicksal zu bereiten; ehe der Verfasser zu Quentins Abenteuer übergeht, zeichnet er meisterhaft den Zustand dieses Landes, den Charakter Ludwig XI. und Karls, Herzogs von Burgund. Es fügt sich, daß Quentin dem ersten bey Plessis-les-Tours begegnet, und sich seine Gunst in so weit gewinnt, als ein aufstrebender offener Jüngling von einem gewandten Politiker gewürdigt werden kann: er läßt sich in einem Gasthaus Quentin's Geschichte erzählen, und erfährt, daß derselbe eine Anstellung wünscht, und zugleich einen Oheim von mütterlicher Seite sucht, einen von des Königs bravsten schottischen Bogenschützen, Namens Ludovic Leslie, oder Le Balafré, von einer Narbe in seinem Gesicht so genannt. In demselben Gasthaus wird Quentin durch den Anblick Isabella's, Gräfin v. Crope, einer Vasallin des Herzogs von Burgund, verwundet, die aber mit ihrer Tante Hameline zu Ludwig geflohen ist, um einer verhaßten Heirath, wozu sie dieser hitzige und gebieterische Herr zwingen wollte, auszuweichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausbrüten der Eyer mit Dämpfen.

Die Times und andere Londoner Blätter vom Juni d. J. enthalten folgende drollige Anzeige:

Ein Mann von gutem Ansehen, welcher verschiedene Nationen besucht hat, um die besten Mittel auszufinden, wodurch Eyer ohne Beystand des Vogels ausgebrütet werden können, erschien vor dem Lord Mayor, um seine Entdeckung einer unfehlbaren Methode, Eyer auszubrüten, ohne den von der Natur erforderlichen Aufschub abzuwarten, bekannt zu machen. Er setzte sodann auf des ersten Schreibers Pult ein Körbchen mit Küchlein und Enten nieder, welche auf dem Wege der Kunst erhalten worden waren.

Der Lord Mayor wünschte zu wissen, auf welche Weise die erste Magistratsperson der Stadt London sich für irgend eine andere, als die natürliche Ausbrütung der Eyer interessiren könnte, da alle natürlichen Erzeugnisse den erzwungenen vorzuziehen seyen.

Der Brutmeister erwiederte: daß seine Entdeckung verschiedene Edelleute, Herren und Damen in Verwunderung gesetzt hätte, welche beym Ausbrüten zugegen gewesen wären, und daß er ebensowol Gänse, als Hühner und Enten ausbrüten könne. Ueber die Wichtigkeit seines Plans für das ganze Königreich könne nicht der mindeste Zweifel obwalten, und er fühle sich verpflichtet, seine Entdeckung zuerst in der Stadt London bekannt zu machen. Zum Beweise seiner Geschicklichkeit habe er nur einige Küchlein und Enten mitgebracht, und sein Zweck sey, Sr. Herrlichkeit Gutachten als eine Empfehlung an die Gesellschaft der Künste zu bekommen, welche ihm berichtet habe, daß, wenn er seine Entdeckung vor der ersten Magistratsperson beweisen könne, so würde er hundert Guineen Belohnung erhalten.

Der Lord Mayor hielt das Ansuchen für äußerst ungewöhnlich und von der Art, daß ihm nie etwas Aehnliches zu Ohren gekommen sey. Er hätte jedoch keinen Anstand, die Sache schriftlich aufsetzen zu lassen, wenn die Gesellschaft der Künste seine Zustimmung für die neue Methode, Eyer auszubrüten, verlange.

Der Brutmeister bemerkte hierauf, daß er sehr viele Mühe gehabt, bis seine Entdeckung den gehörigen Grad der Reife erlangt habe.

Der Lord Mayor erwiederte: der Brutmeister werde doch nicht verstehen, daß er sie selbst ausgebrütet habe.

Der Brutmeister erwiederte: er meine das künstliche Brüten. Er habe nie versucht, den Platz der Henne einzunehmen; auch glaube er nicht, daß menschliches Brüten bey Hühner- und Enteneyern von Erfolg seyn dürfte, was auch bey den Gänseeyern für ein Fall eintreten möchte. Herr Hobler, der Brutmeister, versuchte sodann Se. Herrlichkeit auf eine besondere Thatsache aufmerksam zu machen, daß nämlich das menschliche Brüten vormals bey andern Nationen gebräuchlich war, welche in den Künsten nicht weit hinter uns wären. Ein chinesisches Kriegsschiff habe nämlich ein englisches Schiff erbeutet und beschlossen, die Gefangenen zur Arbeit anzuhalten. Der Zimmermann, Schuster und andere Handwerksleute fanden leicht Beschäftigung; was man aber mit einem Gelehrten anfangen sollte, darüber konnten die Sieger lange nicht einig werden. Zuletzt, nach reifer Ueberlegung, beschlossen sie, dem Gelehrten ein Paar Federhosen anzulegen, und ihn eine Zahl Gänseeyer ausbrüten zu lassen; und, seltsam zu erzählen, die jungen Gänse erschienen in gehöriger Zeit.

Der Brutmeister erklärte sodann, daß seine Entdeckung bey weitem Alles übertreffe, was von zwey- und vierfüßigen Bestien in diesem Fache geleistet werden könne; denn er könne die Jungen in vollkommenem Zustande und in weit kürzerer Zeit, als auf dem gewöhnlichen Wege der Natur, erzeugen. Er habe nämlich eine Maschine für die Eyer gemacht, und durch geschickte Anwendung der Dämpfe den Zweck der Natur erreicht, zum Erstaunen aller derer, welche die fortschreitende Belebung des Eyes beobachtet hätten. Als er zuerst seine Arbeiten mit der Maschine angefangen, sey er genöthigt gewesen, dreyßig Tage und dreyßig Nächte aufzubleiben, um die Eyer umzuwenden, damit die Thiere nicht verunstaltet würden; allein er habe es nun zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß er keine einzige Nacht mehr zu wachen brauche, selbst zu einer Brut von tausend Küchlein, und sie schienen sogar weit vollkommener zu werden, als unter der Pflege ihrer Mütter.

Der Lord Mayor fragte: welcher besondere Vortheil aus dieser Entdeckung entstehe, da es wohl bekannt sey, daß man Geflügel im Ueberfluß habe?

Der Brutmeister erwiederte, daß der größte Vortheil darin bestehe, daß man immer frisch gelegte Eyer bekommen könne, welche sonst zuweilen äußerst selten seyen. Die Hühner, welche nämlich durch Dämpfe ausgebrütet würden, hätten die außerordentliche Eigenschaft, zu allen Jahreszeiten zu legen; da man sich hingegen auf diejenigen, welche auf dem gewöhnlichen Wege der Natur erzeugt würden, nur zu gewissen Zeiten verlassen könne, um den Bedürfnissen der Leckerey abzuhelfen.

Der Lord Mayor unterzeichnete darauf ein Gutachten, worin er die Wichtigkeit der Entdeckung anführte, und der Brutmeister rief seine Küchlein und Enten zusammen, die sich in der Zwischenzeit vor Sr. Herrlichkeit gesättigt hatten, und ging weg, um von dem Sekretär der Gesellschaft der Künste die versprochenen hundert Guineen Belohnung zu erhalten.

Miscellen aus England.

Ein Kaufmann von Neu-York hat neulich ein Dampfboot bauen lassen, welches regelmäßig zwischen Neu-York und Charleston in Süd-Carolina fahren, von wo aus es nach Havannah steuern und auf dem Rückwege wieder Charleston berühren soll. Das Schiff hält 700 Tonnen und ist gut bewaffnet. Zwischen Neu-York und Liverpool fahren schon längst Dampfböte, nun auch schon seit einiger Zeit zwischen England und Frankreich; ein großes und schönes Boot liegt eben in der Themse bereit, welches in Zukunft die Post zwischen England, Corunna, Lissabon und Cadix versorgen soll; ja man geht sogar mit dem Plane um, ein Dampfboot zwischen London und Alexandrien zu errichten, welches die Post nach dem ganzen Orient versorgen soll: die Briefe nach Ostindien sollen über Land nach dem nächsten Hafen im rothen Meer gebracht, und von da mittelst eines andern Dampfbootes weiter besorgt werden, während das zu Alexandrien wartende Boot die Briefe von Indien mit zurückbrächte. Zu welchem Zwecke der Kultur muß die Menschheit endlich gelangen, wenn Kunst und Handel sich so die Hände reichen!

*

Herr Jefferson, der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, hat sein glorreiches und gemeinnütziges Leben durch die Gründung der „Universität von Virginien" zu Charlotteville, bey Monteille, seinem Wohnorte, beschlossen. Das Gebäude, welches auf Kosten der Provinz errichtet wird, ist von alter Bauordnung. Die Universität ist bestimmt, zehn Professoren zu haben, deren jeder eine besondere Wohnung, nebst fünf Sälen und hundert und vier Schlafzimmer für 208 Studenten. Herr Jefferson gedachte sie zu der ersten Landes-Universität zu machen, und deßwegen die Professoren unter den geschicktesten Männern von Europa zu wählen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März, April und May.

(Beschluß.)

In dem Konzerte zum Besten des Instituts für alte und kranke Musiker wurde Beethovens Musik zu Goethes Egmont wieder mit allgemeinem Antheil gehört. Herr Otto Gerke:

aus Lüneburg, ein Jüngling von ungefähr sechszehn Jahren, trat mit dem neunten Konzerte seines Lehrers Spohr auf, und sezte die Versammlung in Erstaunen über die Gediegenheit seines Vortrags. Viele wünschten ihn noch einmal zu hören. Einige Musikfreunde veranstalteten daher eine musikalische Abendunterhaltung, in welcher der junge Künstler ein Soloquartett und ein Potpourri von Spohrs Composition mit der überraschendsten Leichtigkeit vortrug. Fertigkeit und Ausdruck zeugen von den raschen Schritten, mit welchen sein Talent sich dem großartigen Vortrag seines Meisters annähert. Im zwanzigsten Abonnementskonzerte trat Dem. Anna Fischer, Pflegetochter des Bassisten, als Gast auf, und sang eine große italienische Scene von Stunz (im großen leidenschaftlichen Charakter faßlich gearbeitet) und eine Arie von Rossini. Ihre Stimme ist kräftig, an Fertigkeit hat sie seit einem Jahre bedeutende Fortschritte gemacht und wird gewiß in die Reihe der vorzüglichsten Sängerinnen treten, wenn es ihr gelingen wird, ihre Kunst und Fülle noch mehr mit Anmuth zu verschmelzen. Herr Hering, unser wackerer Solotenorist trug Schillers Ballade, der Graf Habsburg, nach Rombergs Komposition mit Begleitung des Orchesters mit Ausdruck, Kraft und Mannigfaltigkeit vor. In demselben Konzert trat noch Herr Hartknoch aus Dresden (gegenwärtig Musiklehrer in Weimar) auf, und trug die Solopartie in seines Lehrers Hummel Septett vortrefflich vor. Sein gründliches, ausgearbeitetes Spiel, die Deutlichkeit seines Vortrags, der durch einen schönen, leichten Anschlag unterstüzt wird, wurde mit allgemeinem Beyfall anerkannt. Am 17. März gab er im Saale des Gewandhauses sein Extrakonzert und spielte darin Hummels schwieriges Hmoll-Konzert, ferner Variationen über Gaudeamus igitur und eine Sonate für Pianoforte und Violine von seiner eigenen Komposition. Der erste Satz der leztern hat uns vornehmlich wohl gefallen, da er in einem edeln Ton gehalten ist; in den übrigen fanden wir zu viele Schwierigkeiten ohne Wirkung. Auch durch dieses Konzert hat sich Herr Hartknoch die Achtung der Kunstkenner erworben. Im ein und zwanzigsten Konzert trat Herr Gährich, Mitglied des hiesigen Orchesters, zum ersten Male als Solospieler auf, und spielte mit Reinheit, Ruhe, und Fertigkeit ein Violinkonzert von Rode (A dur). Kunst und Ausdruck müssen das Ziel seines weitern Strebens seyn. In dem zum Besten der Armen gegebenen Konzert, worin zugleich das obenerwähnte Requiem durch Mitwirkung einer großen Anzahl von Freunden des Gesangs und unter der Direktion des Musikdirektors Schulze ebenfalls tadellos aufgeführt wurde, trug Herr Julius Benedikt aus Stuttgart, Schüler des Kapellmeisters C. M. von Weber, ein interessantes Pianofortekonzert dieses Meisters (C dur), dessen lezter Satz vornehmlich eben so brillant als gut ausgeführt ist, ganz in dem Geiste seines Lehrers vor. Sein Vortrag zeichnet sich durch Kraft, Feinheit und ein Streben nach charakteristischem Ausdruck aus, der auch Webers Spiel auszeichnet.

Zum ersten Mal hörten wir eine brillante Symphonie von Ries in F dur (Nro. 4.), welche eben jezt bey Breitkopf und Härtel gestochen wird. In dem leztgegebenen Konzerte erfreuten wir uns des schönen Stabat Mater von Stunz, das wegen seines fließenden und ansprechenden Gesangs und der ausgearbeiteten Begleitung zu den bessern neueren Kirchenkompositionen zu rechnen ist. Von vorzüglicher Schönheit ist der Satz mit Pizzicatobegleitung — wenn ich nicht irre, zu den Worten Fac me vere tecum flere. In der Thomaskirche wurde von dem vikarirenden Musikdirektor Polenz Haydns sieben Worte aufgeführt und wieder mit großer Erkennung gehört.

Zu Ostern eröffnet einer der vorzüglichsten hiesigen Musiklehrer, Herr Bargiel, eine Akademie für musikalischen Unterricht nach der Methode Logier's, dessen Wirksamkeit er in Berlin genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die vorläufigen Versuche, welche Herr Bargiel mit dieser Methode bereits angestellt hat, berechtigen zu guten Erwartungen von diesem Institute.

An den Ostertagen führte der vikarirende Musikdirektor Polenz unter mehreren guten Kirchenstücken eine Messe von der Komposition eines talentvollen Schülers des verstorbenen Schicht auf, der sich durch Unterstüzung mehrerer hiesigen Kunstfreunde in Wien und München (vorzüglich unter Winters Leitung) weiter ausgebildet hat; eine sehr lobenswerthe Arbeit durch Gesang richtigen Satz und effektvolle Instrumentirung ausgezeichnet, nur an einigen Stellen noch etwas weltlich. Unter des genannten Direktors musikalischer Leitung ward auch am 7. April der aus Dilettanten bestehende Musikverein in einer neuen zweckmäßigen Gestalt mit einer allgemein befriedigenden Aufführung des Naumann'schen Vater unsers eröffnet, dessen Partitur und Klavierauszug nur erst kürzlich in der Härtel'schen Musikhandlung erschienen ist. Das ist wahre Kirchenmusik, die, einfach von einem wohlgeordneten Stimmenchor vorgetragen, jedes, der Andacht fähige, Herz mit sich fortziehen muß. — In dem Abonnementskonzert schloß man den schönen Cyklus großer Symphoniewerke, mit welchen jede Versammlung eröffnet wird, durch Beethovens F dur-Symphonien, Eberls Es dur- und Mozarts D dur-Symphonie Nro. 1. Die Direktion des Theaters setzt Ferdinand Cortez von Spontini mit großer Sorgfalt auf die Scene. Das Orchester und die scenische Einrichtung ließ kaum etwas zu wünschen übrig; manches aber der Chor und einzelne Partien. Für die gediegensten und gelungensten Musikstücke dieser Oper hält Referent die Arien und Duetten, in welchen die Partie der Amazili eingreift; hier ist die Musik am wenigsten forcirt. — Herr Walther aus Karlsruhe wiederholte seinen Staberl und den Doktor Stackelbein mit großer Befriedigung der Lachlustigen. Hinterdrein soll ihnen aber, wie man hie und da vernimmt, diese Komik mißfallen, weil sie den ernsthaften Leuten nicht Rede zu stehen vermochten, die ihnen Mangel an Bildung mit recht schnöden Worten (z. B. Verstäbterwitz u. dgl.) vorgeworfen. Ich halte nach meiner geringen Meinung dafür — um nicht weitläuftiger über die Sache zu werden — daß diese Art von Komik der Ausbildung sehr fähig, und um so mehr werth ist, je beschränkter und dürftiger der Spielraum des Komischen auf unsrer heutigen Bühne ist. Wenn aber — wie in Doktor Stackelbein — der komische Stoff, von dem die Posse voll ist, sich durch Mangel an scenischen Zusammenhang an Geschmack in der Wahl und Schilderung der übrigen Figuren, und durch Uebertreibung zulezt aufreizt, so liegt die Schuld nur am poetischen Ungeschick, nicht an der Gattung des sogenannten Niedrigkomischen *).

Eine sehr wichtige Versammlung, welche dem Staatsrath Thaer in Mögelin ihre Veranlassung verdankt, war der Schaafzüchterkonvent, welcher im Hôtel de Prusse gehalten wurde, und die Verbesserung der deutschen Schaafzucht und Wolle durch gemeinschaftliche Berathung und Mittheilung gemachter Erfahrungen zum Zwecke hatte. Aus allen Gegenden Deutschlands kamen Abgesandte zu diesem Konvent, welche gegen siebzig der bedeutendsten Oekonomen und Schaafzüchter zählte. Hier wurde auch der von Köhler (in Zwickau) erfundene Wollmesser vorgezeigt.

A. W.

*) Die Meßnachrichten müssen wir, leider! als verspätet, hinweglassen.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Freitag den 18. Juli 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Der Sylvesterabend, ein Trauerspiel in zwey Aufzügen von Karl Panse. Naumburg b. A. E. Bürger. 1823. XVII und 96 S. 8.

Nach dem Vorberichte hat der Verf. dieses Stück für die Bühne geschrieben; wir wollen uns also in Gedanken in das Parterre setzen, um es zu beurtheilen. Auf dem Theaterzettel haben wir gelesen, daß die Handlung auf dem Schlosse Gosek im Jahre 1000 vorgeht, und sich zwischen dem Grafen von Wanthur, seiner Gemahlin, deren Kindern Chlodwig und Loska, und dem Todtengräber Fulrad begeben soll. Der Vorhang geht auf, wir sehen einen Saal mit Ahnenbildern, wir hören den Sturmwind an die Fenster schlagen (sic); der Sylvesterabend (31. Decbr.) läßt uns vermuthen, daß auch Schneegestöber dabey ist, und so sind wir denn gleich durch den Theatermeister auf ein Februarstück à la Werner oder Müllner vorbereitet. Die junge Dame, die sich im Saale befindet — Gräfin Loska unfehlbar — ist im Begriff abzugehen, noch ehe das Stück angeht, begegnet aber — zum Glück, denn sonst gienge das Stück wirklich mit einem Abgange an — ihrem Bruder Chlodwig, der in einen Mantel gehüllt und gedankenvoll hereintritt. Er kann nicht zu voll seyn von Gedanken, denn er soll einen Dialog von 20 Seiten mit seiner Schwester halten, in welchem er ihr nichts zu erzählen hat, als daß er eben auf dem Kirchhofe am Grabe seiner Mutter gewesen (wir rathen hier den Zuschauern anzunehmen, daß die Gemahlin des Grafen Wanthur auf dem Zettel eine zweyte Gemahlin ist, damit sie die Ueberraschung nicht einbüßen), daß ihm eine blutige Gestalt gewinkt, daß der Todtengräber ihn am Saume des Kleides fortgezogen, und am Thore des Gottesackers ihm zugeflüstert hat: Eure Mutter, Herr, hat keine Ruh' im Grabe. Da er eben von der hohen Schule zu Bologna zurückgekommen, und seine Mutter in seiner Abwesenheit an dem Sylvesterabende vor 4 Jahren gestorben ist; so will er von Loska wissen, wie; aber sie weiß nichts davon zu sagen, denn sie hat jenen Abend im Zimmer gefangen gesessen, weil der Arzt die Lüge ersinnen müssen, sie sey krank. Aber durch das Fenster glaubt sie bey Mondenlicht wahrgenommen zu haben, daß ihres Vaters Bruder mit der Amme davon gefahren, die sie auch seitdem nicht wieder gesehen. Wer den Hamlet gelesen hat, den wird es nicht wundern, daß Chlodwig vom Kirchhofe die Ahndung mitbringt, seine Mutter sey ermordet worden, und es ist eigentlich die Mittheilung dieser Ahndung an die Zuschauer, wozu er den Dialog von 20 Seiten gebraucht, wobey ihn der Dichter mit einem tüchtigen Ahndungs-Hebel unterstützt, mit Donner und Blitz. „Am Sylvesterabend?" Die Kritik wird sich hüten, eine solche Frage aufzuwerfen, sie hat das Schneegewitter im Yngurd erlebt, und hat im Lit. Bl. 1822. Nr. 36. S. 143. mit Schrecken gesehen, welch ein antikritisches Donnerwetter dem Hamburgischen Dramaturgen auf den Pelz gefahren ist, welcher dieses Yngurdswetter für unnatürlich und unglaublich gehalten bis zum 26. Jan. 1822, wo er selbst ein Schneegewitter in Hamburg erlebte. Genug, die Ahndung eines verborgenen Mordes wird dem Zuschauer vollständig eingeflößt, und zugleich auch die eines künftigen Unglücks: denn während in dem, durch eine Ampel hell erleuchteten Saale der gedachte Dialog gehalten wird, bemerkt Loska, daß Chlodwigs Schatten kein Haupt hat, welches den Tod bedeuten soll. Das ist keine leichte Aufgabe für den Theatermeister, und sehen muß man es, sonst wird man es schwerlich glauben. Nachdem die Doppelahndung eines verübten Mordes und eines bevorstehenden Todesfalles angeregt worden ist, und Chlodwig nach Licht sich sehnt in dem Dunkel der vergangenen Dinge, hört man ein Geräusch wie Tritte. Chlodwig scheint den Geist der Mutter zu erwarten, er bricht in folgende Beschwörung aus:

Erde, spring' aus den Klammern
Oeffne die Kammern,
Speye die Verwesung aus,
Moderndes Leichenhaus!
Erscheine, Gespenst der Nacht,
Das wimmernd auf ihrem Grabe wacht!
Was willst du den Lebend'gen sagen?
Antworte meiner(n) Fragen!
Du kannst nicht schlafen bey den Todten?
Erscheine oder sende deine Boten!

Da tritt herein der Todtengräber mit der Laterne (einem unentbehrlichen Februarstücken-Requisit), Loska wird auf sein Begehren entfernt, und unter mancherley Todtengräberwitz à la Shakspeare bringt er einen Schädel hervor. Der Blitz, erzählt er S. 34., ist am Kirchendache herabgefahren, und hat — ein Grab geöffnet, daraus hat dieser Schädel hervorgeschaut, der auch hinten ein Loch hat, also ein eingeschlagner Schädel ist. An der Hand der Leiche hat der Gräber auch einen Ring gefunden, den legt er, nachdem sein Witz 22 Seiten lang sich erschöpft hat, um Chlodwig in seiner Ahndung von der Mutter Ermordung zu bestärken, auf den Tisch und geht ab. Es ist der Ring der Mutter. Monolog, furchtbarer Eidschwur, den Mord zu rächen, Actus!

Im zweyten Akte brennt die Ampel immer matter (kein Wunder, da es im ersten nach des Todtengräbers Aeußerung S. 40 schon Mitternacht war), aus dem Nebenzimmer lezte, verklingende Lautentöne; aber über die Scene geht Todtenstille, nur von dem Pfeifen des Windes unterbrochen. Wieder ein Gespräch zwischen Loska und Chlodwig, aus dem nicht leicht klug zu werden ist. In einer Stunde schlägt die Mitternacht (der Todtengräber hat also im ersten Akte um mehr als eine Stunde sich verrechnet), und da soll's kommen, sagt Loska sehr freudig; aber sie weiß nicht, was. Von einem Besuche hat der Vater gesprochen, auf welchen Chlodwig sich vorbereiten soll. Alles gut, das kann Licht geben; aber schon im ersten Akte hat der Gräber auf einen Blutfleck im Saale gedeutet, und der Vater hat Loska vertraut, daß er hier einmal einen Menschen erschlagen. Mit dieser Eröffnung geht Loska ab, und Graf Wanthur tritt in Nachtkleidern ein, welches die Nachricht, daß um Mitternacht ein Besuch zu erwarten stehe, wieder sehr zweifelhaft macht. Der Sohn, schon halb überzeugt, daß der Vater die Mutter ermordet habe, dringt mit Fragen auf den Alten ein, so deutlich, daß dieser den Verdacht im Gehirne des Sohnes nothwendig wahrnehmen muß; aber dennoch bleibt er trocken dabey, daß sie gestorben ist. Er recognoscirt S. 65 den Ring, fragt aber nicht, woher ihn Chlodwig habe, und macht überhaupt nichts aus dessen Erscheinung. Mehr wirkt der Anblick des Schädels, er deutet auf „das (den) Fleck," den Blutfleck im Saale, klagt sich eines Mordes an, aber nicht an der Gattin, blos an der Amme. Die Gattin, erzählt er S. 76, hab' er blos verstoßen, und warum?

Heuer sind
Vier Jahre voll, als eure Mutter
Nach dem Befehl des Herren, ihres Gatten (also nach seinem Befehl)
Eilig dieses Schloß verlassen mußte.
Denn ich allein wollt' euch (die Kinder) und nur
Allein besitzen; für zwey Herzen
Kann nimmer sich die Liebe spalten
Du warst noch auf Bologna's hoher Schule (das weiß Chlodwig)
Und wolltest wiederkehren. (vor vier Jahren schon? was mag ihn so lang aufgehalten haben?) drum
Begann ich rasch, was ich beschlossen.

Also darum verstieß er die Gattin, weil er glaubte, die Kinder könnten nicht Mutter und Vater zugleich lieben? Ein wunderlicher Mann, der Graf! Und die Mutter mußte an dem Sylvesterabend vor 4 Jahren das Schloß Gosek verlassen, und starb doch darin an diesem Tage? wurde in Gosek begraben? Man sieht, daß der Sohn dem Vater unmöglich glauben kann, aber das soll er auch nicht nach des Poeten Absicht. Weiter erzählt er: Die Gattin forderte noch, Abschied von Loska zu nehmen, der Graf wollte nicht, er befurchtete Aufsehen, die Amme winselt (sic), will die Pforte zu Loska's Zimmer sprengen (wir wissen aus dem ersten Akte, daß Loska gleichsam gefangen saß wegen — Krankheit); da wird der Graf wild, und erschlägt die Amme mit dem Schwerte. Daher der Blutfleck. Mit dieser Erzählung bricht Inquisit das Verhör ab, und geht in sein Zimmer. Chlodwig bleibt zurück und hat einen Anfall von Wahnwitz. „Das Kind hat einen Wurm im Leibe," sagt er S. 80, er sieht den Wurm am Boden kriechen, will ihn todt schlagen u. s. w. Bald wird er aber wieder vernünftig, begreift, daß ihn der Vater belogen hat mit der Geschichte von der Amme, und sieht sich nun zwischen seinem Rachschwure und dem Verbote des Vatermordes in der Klemme. Er kämpft auf 5 Seiten einen schweren Kampf, dann stürzt er mit dem Schwerte in des Vaters Zimmer, man hört diesen aufschreyen, Chlodwig kommt mit blutiger Klinge zurück, es wird Lärm hinter der Scene, Loska tritt in einen Mantel gehüllt in den Saal, sieht sich um, erblickt aber Chlodwig nicht, der in einem Sessel liegt, und geht durch die Hinterpforte (sic) wieder ab, indem sie „Chlodwig!" ruft. Jezt hört man aus der Kirche der singen: Dies iræ, dies illa etc. und nun stürzt Loska freudetrunken mit einer weiblichen Gestalt in Reisekleidern durch die Hinterpforte wieder herein. Chlodwig erkennt seine Mutter. Stumm deutet er auf des Vaters Zimmer, die Frauen eilen hinein, kommen verzweifelnd wieder heraus, man fragt nach der Ursache der That, Chlodwig zeigt Schädel und Ring; die Mutter sieht nun alles klar, den Ring hat sie der Amme gegeben, daß er den Kindern eine heilige Erinnerung an die fernverstoßene Mutter sey. Chlodwig erfleht eine Umarmung von Mutter und Schwester, dann ersticht er sich, und der ferne Kirchengesang schließt das Trauerspiel.

Es ist traurig genug, und würde höchst wahrscheinlich auch tragisch geworden seyn, wenn der Verf. seinen Stoff eben so gut zu benutzen gewußt hätte, als zu wählen. Der alte Graf wäre kein unedner, aristotelischer Held. Er hat den gehörigen Sündenkler an sich:

die unnatürliche Verstoßung der Gattin, für die sich leicht ein wahrscheinlicherer Grund hätte erfinden lassen, als die Thorheit des Gemahls, die Liebe der Kinder nicht mit ihr theilen zu wollen; und den hitzigen Schlag auf den Schädel der Amme, wozu auch eine bessere Veranlassung zu erdenken war. Beyde Uebelthaten bereut er; die erste kann er gut machen, hat es zum Theil gethan, hat die Gattin zurückgerufen, und sieht ihrer Ankunft entgegen. Die zweyte, die er unter dem erdichteten Tod der Gattin versteckt hat, ist leider nicht gut zu machen; er verschiebt die Entdeckung derselben gegen die Kinder bis zu der Ankunft der todtgeglaubten Mutter, er hofft, das Glück, womit er sie überraschen wird, werde sie nachsichtig machen gegen einen Mord, den er ohne directen Vorsatz begieng. Aber furchtbar rächt sich die Blutschuld an ihm durch die Art, wie er sie verhehlt hatte. Daraus entspringt der Verdacht des Sohnes, wird durch Loska erregt — getheilt vielleicht, wird zur Gewißheit durch Schädel und Ring, und, geschworen oder nicht, der leidenschaftliche Schwärmer übt an ihm das Werk der Rache für den gewähnten Mord. Hat es vielleicht der Poet so gemeynt? Es ist kaum wahrscheinlich: denn wer wird dem Helden der Tragödie im ganzen Stücke nur eine einzige Scene zutheilen, während das Werkzeug seiner Bestrafung mit der ganz unthätigen Schwester fast nicht vom Platze kommt? Wer wird bis nach der Katastrophe für die Zuschauer im Dunkel lassen, was sie kennen müssen, um an dem Helden Antheil zu nehmen: seine Schuld und seine Reue? Wer wird ihnen die tragische Furcht ersparen, aus einem plausiblen Irrthume des schwärmerischen Sohnes die That des Schreckens entstehen zu sehen?

Der Verf. ist nicht Herr genug über seinen Stoff gewesen, um einzusehen, was hier zu exponiren war. Er wollte den Zuschauern alle Wahrheit bis zuletzt aufheben, und für dieselben einen Fettbissen der Ueberraschung daraus machen. Er bedachte nicht, daß dadurch die Handlung fast eben soviel an tragischer Wirkung verlor, als z. B. Werner's Februar verlieren würde, wenn nicht blos Kunz in der Person des Gastes sich irrte, sondern auch die Zuschauer über dieselbe ungewiß wären, und erst mit den Eltern zugleich erführen, daß er deren Sohn sey. Er verstand sich noch nicht auf die Kunst, durch die Handelnden den Zuschauern verrathen zu lassen, was sie einander selbst verhehlen. Er ahndete nicht, daß die Agnition, besonders die nach der Katastrophe, ihre erschütternde Kraft auf die Zuschauer nicht unmittelbar (durch Ueberraschung) sondern sympathetisch äußern soll. Das hätt' er aber ahnden, wissen müssen: denn es ist klar, nur allzuklar, daß er, wenn nicht die alten Tragöden, doch die neuesten, und namentlich Müllnern fleißig gelesen hat, der in einem fast verzweifelten Falle, in der Agnitionsscene der Albaneserin Akt IV, alle Hülfsmittel der Kunst erschöpft hat, um die Zuschauer, die er vor dieser Scene nicht von Fernando's Schicksalen und Leben unterrichten durfte, doch vor der wirklichen Agnition vollständig damit bekannt zu machen, und sie den Schlag fürchten zu lassen, welcher die Handelnden treffen soll. Oder wollt' er absichtlich einen andern Weg gehen? Davon hätt' ihn der Oedip des Sophokles schon abhalten sollen, wo wir ebenfalls die schreckliche Wahrheit früher erkennen, als der unglückliche König. Kurz, es ist ein dramaturgischer Hauptbock, daß er das Leben der von den Kindern todt geglaubten Mutter den Zuschauern so sorgfältig verhehlt, daß sie es selbst aus Loska's Erwähnung eines bevorstehenden mitternächtlichen Besuches im lezten Akte, nur mit Hülfe des Theaterzettels errathen können, der eine Gemahlin ankündiget.

Nicht besser, als auf die Wirkung der Agnition, und der Herbeyführung einer wirksamen Peripetie, hat er sich auf den Gebrauch des Wetters verstanden. Sturm, Regen, Donner, Blitz — wir haben nichts darwider in der Tragödie; aber sie dürfen nicht blos dazu gebraucht werden, den Moment grausender zu machen, sie müssen zur Handlung gehören, wie der Hexensturm im Macbeth, wie das Unwetter im Lear, oder zur Situation, wie der gefährliche Fön in Werners Februar, wie der Schneesturm in der Schuld und im Ynguld; alles auch Wetter, schlechtes Wetter; aber es wäre unzeitig, wenn es als bloße tragische Musik, als leeres Accompagnement der Reden erschiene, wenn es nicht Bedeutung hätte in dem Gemälde der Situation, nicht die Angst der Anwesenden um die Abwesenden motivirte oder steigerte. Unser Verf. hat es offenbar blos als Ouvertüre, und einen Blitz davon statt eines Todtengräberspatens gebraucht, um den Schädel der Amme an das Tageslicht zu fördern. Wie nun aber, wenn Chlodwig auf den Einfall käme, das unnatürliche „Hinterfenster" im Schädel könnte gar füglich eine Wirkung des Blitzes seyn? Hätte dann dieser Blitz nicht die ganze Tragödie erschlagen?

Im Vorbericht S. XII macht der Verf., indem er den Mangel der Charakterzeichnung zugesteht, Anspruch auf Einfachheit des Planes, und sagt u. a.: „Das Einfache ist nicht das Erhabene, aber gewiß das Erhabene ewig das Einfache." Ein wenig oder nichts sagender Gemeinplatz mit seiner Erlaubniß. Er lese nur, was Aristoteles über die einfache und verwickelte Tragödie sagt, indem er der lezt genannten den Vorzug giebt. Wären Hamlet und Othello, Maria Stuart und Don Carlos nicht erhaben, weil Intrigue darin ist?

Die Diction hat mehr Feuer als Farbe, und artet oft in Bombast aus, z. B. S. 9., wo Chlodwig während der Donner-Ouvertüre zu Loska sagt:

Das Weltgericht beginnt, die Donner rütteln
Die tausendjähr'gen Schläfer munter,
Und Blitze, brennende Trümmer von
Zerrissnen Sonnen, leuchten dem
Erschrocknen Todtenzuge.

Der Versbau ist regellos und selten schön. Der Todtengräber treibt den Witz bis zum Räthsel. Auf die Frage z. B.: Hast du noch eine Mutter? antwortet er S. 38:

Noch just soviel davon, daß mein Vetter,
Der Wurm, mich nicht Stiefsohn schimpfen kann.

Soll das heißen: sie lebt, sie ist dem Wurm noch nicht vermählt? Wie kommt der Todtengräber zu diesem überkünstelten Einfall, und was soll der Vetter?

Wir haben diesem Jugendproducte viel Raum gewidmet. Herr P. sehe darin einen Beweis, daß wir Anlagen in ihm vermuthen, denen wir Richtung und Ausbildung wünschen.

Topographie.

Alterthümlichkeit der Residenz Darmstadt, nebst einem Anhange für Reisende in die Bergstraße und den Odenwald. Von Heinrich Zehfuß, großherzogl. Hess. Hofkammer-Registrator. Darmstadt, 1822, gedruckt in der Will'schen Buchdruckerey. gr. 8.

Der Verf. hat durch dieses Buch eine der vielen Lücken, die hinsichtlich des alterthümlichen Darmstadts in den seit mehrern Jahren über diesen Ort herausgekommenen, historischen und topographischen Schriften sich finden, auszufüllen sich bemüht, und er scheint auch diesen löblichen Zweck, durch genaue Untersuchung der Gegenstände an Ort und Stelle, so wie durch viele Auszüge aus gedruckten Werken und Handschriften, besonders aus dem großherzoglichen Staatsarchive, erreicht zu haben. Die Entstehung Darmstadts verliert sich im Dunkel der Zeiten, und erst um d. J. 1014 geschieht dessen als eines Dörfchens „Darmundestadt" Erwähnung. Die Grafen von Katzenelnbogen besaßen es schon frühe, und machten es im 14ten Jahrhunderte zur Stadt und Residenz. Im J. 1403 hielt der Rheinländische Adel, laut den Turnierbüchern, das 23ste Turnier bey Darmstadt, über das der Verf. ausführlich spricht, und von dem sich der alte Reim erhalten hat:

„Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Hessen und siebzehn Franken."

Ein Beweis, daß sich bey diesen, ursprünglich französischen, kriegerischen Spielen, wie im Lande ihrer Entstehung (in einem Turniere zu Nuits 1240 blieben sechzig Ritter und Knappen, theils erschlagen, theils zertreten und theils erstickt), auch in Deutschland, trotz aller Vorsicht, Unglücksfälle ereigneten. — Als 1479 der letzte Graf von Katzenelnbogen starb, kam Darmstadt an Hessen. Das Geschichtliche in Beziehung der Beherrscher Darmstadts bis 1790 hat der wackere Verf. körnig beschrieben, und man verweilt gern bey diesen einfachen, zu mancherley Betrachtungen veranlassenden, Lebensumrissen Hessischer Regenten, welche meistens gute Fürsten waren. Der topographische Theil dieser Schrift ist eben so zweckmäßig, als ihr Anhang, der besonders die Schönheiten der Natur berücksichtigt und wißbegierigen Reisenden vorzüglich willkommen seyn wird.

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens.

(Beschluß.)

In den Händen der Halb-Denker und Fanatiker aber wird ein solches Werk, von solchem berühmten Schriftsteller, ein unerschöpflicher Quell anderer verwirrender und aufreizender Schriftchen, die ihr unduldsames Prinzip, ihr fanatisches Gift bis in die untersten Klassen des Volks tragen. Ist die jüngste Erfahrung nicht Zeuge dieser Behauptung? Sollen wir Beyspiele anführen, was in der Schweiz, im südlichen Frankreich und Deutschland sich Schauderhaftes zugetragen? oder was noch vor wenigen Wochen, gegen das bestehende Gesetz, im Hannöverischen, von einem Theologen gedruckt erschien? oder was der Gesellschafter in einem seiner letzten Blätter erzählt? — Die Sünden, die aus Duldung entstehen sollen, kann die Menschheit tragen, wird Gott verzeihen; von dem Blut aber, das die Intoleranz vergießt, hat sie Rechenschaft zu geben. Dieses anzudeuten, auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, war der Zweck dieser Betrachtungen, die keineswegs Anspruch machen, eine erschöpfende Kritik zu seyn. Die Kritik oder vielmehr die Rezension dieses Buchs findet man (wie überhaupt vielerley) in dem Buche selbst, und wir schreiben sie hier zum Schlusse ab, wie sie pag. 206 und 207 zu lesen steht: „Entweder „du entdeckest, daß dir die geistige Fähigkeit nicht gegeben „ist, die nothwendig erfordert wird, um die Erzeugnisse „der Kunst und Wissenschaft richtig zu würdigen, und „entsagst dem, was dir nicht gegeben ist — eine schöne „Reue zeigt dir deine ursprünglichen Grenzen. Dieß demüthige Bekenntniß kann nun nie mit einem Richten über „Kunst und Wissenschaft verbunden seyn; daß manche Irr„thümer, viel dem Glauben Gefährliches in beyden verborgen sey, das magst du zwar ahnen; aber du bist „nicht berufen, das Böse von dem Guten, das Heilsame „von dem Schädlichen zu scheiden. Deine freywillige, be„scheidne Selbstbeschränkung ist eine wahre Erleuchtung, „ja deine schöne Einfalt ist so tief, ist so heilsam, wie die „höchste Gabe, sie ist selbst die schönste. — Oder du traust „dir geistige Fähigkeit zu; und willst fliehen? — Jetzt da „der Geist so vernehmlich spricht, jetzt da er dir den Feind „gezeigt hat, da du ihn erkennst, willst du den Dir — „ja Dir unläugbar angewiesenen Kampfplatz verlassen? „Jetzt da du mit erneuter Liebe, mit Erhebung und Zu„versicht reinigend für ihn streiten sollst? — Eine fortge„setzte wahre Selbstprüfung wird dir dann zeigen, wie „vieles, was Dich zum Hochmuth, zur Sinnlichkeit ver„leitete, keineswegs in der Wissenschaft oder Kunst, son„dern in Dir lag. Selbst durch die Hülfe des Geistes „gereinigt, wird dir das Bemühen großer Geister reiner, „besser, belehrender erscheinen, und wo der Irrthum „liegt, wird er sich dir nicht verbergen können." —!—

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Juli 1823.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuern Schattenbild.
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt.

Schiller.

Minnelied nach alt-schwäbischer Art *).

Mai 1823.

Wenn ich träumte als ein junger Knabe
Von den Meistren us der alten Zyt,
Wie ich dann in Glut verzehrt mich habe,
Und die Brust ward wyt,
Und in Schmerze
Schlug myn Herze:
O wo ist ihr Sang wohl herr?
Wenn ich doch ein Meister wär'!

Wenn ich lauschte, wie mit Kraft erklungen
Meister Wolframs gluterfüllter Sang,
Dann hat myne Brust ein Füür durchdrungen,
Und ich süüfzte bang:
Sagt mir, Geister
Alter Meister,
Was künnt immer helfen mir,
Daß ich singen möcht' wie ihr?

O, ich wachte viele dunkle Stunden,
Wenn's so heiß mich drang in meiner Brust,
Meinte oft, ich hätt' sie schon gefunden,
Meine Lebenslust;
Ach, da drinnen
Fühlt' ich's brinnen,
Wie noch Keiner im Gemüth
Kühner, heißer hat geglüht.

Und sie rühmten mich bis zu dem Rhyne,
Und sie rühmten mich zum Rhonestrand;
Doch myn Bild in synem milden Schyne,
Ach, ich nimmer fand.
Uf der Haide
Ich der Maide
In ihr liebes Auge sah,
Luag, do war das Bild mir da.

O, da streckt' ich us wohl tusend Arme,
Ob ich's künnt' erjagen dieses Bild,
Daß ich an dem Busen ihm erwarme,
Und ich glühte wild.
Ob mich prysen
All die Wysen,
Maid, o Maid, was hilft mir das?
O dyn Küssen wär' mir bas.

Bin ich nit ein Sänger reiner Minne,
Wie der alte Meister Wolfram was?
Glüh' ich nit, und glühn nit myne Sinne,
Daß ich nit genas
Dir im Arme
Von dem Harme?
O an dynem Munde roth
Endet alle Sängers-Noth.

Kam der Majen nit zu Berg und Thale?
Singt nit Vogelin durch Ast und Heid?
Sieh, der Frühling lacht im Sunnestrahle,
Und ich truure, Maid?
Ziemt wohl Klagen
Diesen Tagen?
Eh' du bangst am Munde myn,
Sag' wie kann es Frühling syn? —

A. Henne aus Sargans.

*) Dem Kenner bemerkt der Verfasser, daß dieses Lied hier des Publikums wegen, nicht in seiner ganz süd- oder hochländischen Form, sondern etwas modernisirt erscheint.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberschrift zu erhalten, diese Sprachfreyheit nehmen müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir sie oktroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben, und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht darin: die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte, und nicht abscheulich, wie andere Publicisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vor Lesungen mehr eine medicinische Polizey, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beyspiele genug, daß Menschen, gleich nach Empfang eines Briefes, krank geworden, oder gar gestorben sind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeathmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medicinische Polizey die Briefe auf verschiedenen Poststationen, und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jezt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Theile. Ich habe im literarischen Conversations-Blatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den lezten Ausbruch des Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen, als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereyen zu heilen sey. Sollte sie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Uebersezungen der Scottischen Romane werden in Paris sämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Theile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte, und es mir verdrüßlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreymal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halb-Jahr zu Halb-Jahr. Aus Ihrer Darstellung, werthester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind, und es Ihnen also weniger Freude, als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedieß, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben seyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literarischen Conversations-Blatte gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drey andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Desert meiner akademischen Freyheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleich Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drey- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, Ihr macht nicht blos lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entspringt Schmeicheley aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen! . . . Einige Wochen später aber fiel mir bey: daß, wenn in dem Pakete Klübers Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch, bey seiner Ankunft, für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren, und der rheinische Bund aufgelöst worden.

(Der Beschluß folgt.)

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der nächste Charakter, mit dem wir nun bekannt werden, ist Quentin's Oheim, Ludovic; ein Theil von Walter Scott's Beschreibung dieser Zusammenkunft zwischen den Verwandten ist werth, als eine Probe des Ganzen angeführt zu werden:

„Der Ritter, der auf Quentin in dem Gemach, wo er gefrühstückt hatte, wartete, gehörte zu denen, von welchen Ludwig XI. seit langer Zeit sagte, daß sie das Schicksal Frankreichs in ihren Händen hielten, denen nämlich die unmittelbare Wache und Beschützung der königlichen Person anvertraut war. Alle diese hatten Rang und Ehre eines Edelmannes; die Nähe des Monarchen gab ihnen Würde in ihren Augen sowol, als in denen der französischen Nation. Sie waren gut bekleidet, gewaffnet, beritten; Jeder von ihnen war berechtigt, sich einen Knappen, einen Diener, einen Pagen und zwey Trabanten zu halten, deren einer coutelier genannt wurde, wegen des breiten Messers, welches er trug, um die abzufertigen, welche sein Herr im Handgemenge niedergeworfen hatte. Mit diesem Gefolge und einer entsprechenden Equipage war ein Bogenschütze von der schottischen Wache eine Person von Stand und Ansehen: da freye Stellen in dieser Wache oft durch die Pagen und Knappen der Bogenschützen besetzt wurden, so sandten öfters die besten schottischen Familien die jüngern Söhne ihren Verwandten zu solchen Diensten, bis sich Gelegenheit zur Beförderung zeigte. Der Coutelier und sein Gefährte waren solcher Beförderung nicht fähig, daher Personen der niedern Stände diese Dienste übernahmen; da sie aber gut gehalten und bezahlt waren, so blieb ihren Herren stets die Auswahl unter den besten und stärksten ihrer Landsleute.

Ludovic Leslie, oder Le Balafré, war über sechs Fuß hoch, rüstig, kräftigen Baues und von rauhen Gesichtszügen, deren Charakter die breite und gräßliche Narbe noch vermehrte, welche, auf der Stirne beginnend, das rechte Auge streifte, und über den Backenknochen bis zum Ohrläppchen ging, und eine tiefe Schramme zeigte, deren Farbe häufig wechselte und immer häßlich war. Seine Kleidung und Bewaffnung war reich. Er trug seine schottische Mütze, die ein Federbusch und eine Jungfrau Maria von massivem Silber als Spange zierte. Der König hatte diese der schottischen Wache zufolge eines Unfalls von abergläubischer Frömmigkeit gegeben, wo er die Schwerter seiner Wache dem Dienst der heiligen Jungfrau weihte, und, wie Einige sagen, die Sache so weit trieb, daß er Unsere Frauen zu dem Hauptmann-General dieser Wache ernennen lassen wollte. Des Bogenschützen Ringkragen, Armstücke und Panzerhandschuh waren von dem feinsten Stahl und reich mit Silber eingelegt, und sein Küraß oder Panzerhemd war so hell und glänzend, wie das Eis eines Wintermorgens am Gesträuche. Er trug ein weites Oberkleid von reichem blauen Sammt, offen auf beyden Seiten, wie das eines Herolds, mit einem großen weißen Kreuze von Silberstickerey; seine Knie und Beine waren mit Panzerhosen und Stahlschuhen bekleidet — ein breiter, starker Dolch (Merci de Dieu genannt) hing an seiner rechten Seite — der Riemen zu seinem derben Schwerte, reich gestickt, hing über seine linke Schulter; es gefiel ihm eben, diese schwerfällige Waffe in seiner Hand zu halten, welche die Gesetze seines Dienstes ihm nicht erlaubten, bey Seite zu legen.

Obgleich Quentin Durward, wie die schottische Jugend jener Periode, früh gelehrt worden war, auf Waffen und Krieg zu blicken, so glaubte er doch, nie einen Mann von martialischerm Ansehen und in einem vollständigern kriegerischen Anzug gesehen zu haben, als ihn nun in der Person des Bruders seiner Mutter, genannt Ludwig mit der Schramme oder Le Balafré, begrüßte: auch enthielt er sich nicht, ein wenig zu erschrecken vor dem grimmen Ausdruck seiner Gesichtszüge, als dieser mit seinem rauhen Schnurrbart zuerst die eine und dann die andere Wange seines Verwandten nicht sehr sanft berührte, seinen lieben Neffen in Frankreich willkommen hieß, und in demselben Athem nach Neuigkeiten aus Schottland fragte.

„Wenig Gutes, lieber Oheim," versetzte der junge Durward: „aber ich bin froh, daß Ihr mich sogleich erkanntet."

Ich würde dich erkannt haben, Knabe, auf den Steppen von Bordeaux, wenn du mir dort auf einem Paar Stelzen, wie ein Kranich einherschreitend, begegnet wärest. Aber setze dich nieder — setze dich nieder — wenn es betrübt ist, was du mir zu erzählen hast, so werden wir Wein haben, es zu ertragen! — Ho, altes Karr-Gemäst, unser guter Wirth, bring' uns von deinem besten, und das im dem Augenblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 16. May.

Ein neues, Kritik bezweckendes Journal hat eben wieder, in einem dicken Hefte, seinen Anfang genommen. Es hat den Titel: Palaephron und Neoterpe, wird herausgegeben von K. E. Schubarth und verlegt von Duncker und Humblot. In den Lesezirkel, dem ich angehöre (denn wer müßte sich jetzt nicht um die Zeitschriften bekümmern! — und nun gar Einer, der, was er selbst schrieb, doch wenigstens auch selbst gedruckt lesen will!!) hat das Heft schon ein paar Tage gelegen, ohne daß ich es ganz aufgeschnitten fand, und ich wollte es nun nicht länger dulden, daß es verschlossene Weisheit zeigen sollte. Ich trennte die noch ungelösten Blätter und las recht viel Gutes, nur mit abschreckend langen Vor- und Ansätzen. Ihr guten Verfasser bemerkt doch, daß ihr jetzt das Tiefste so schmal wie irgend möglich, geben müßt, und daß zwanzig Bogen voll

Kritik euch Hunderte von Lesern verjagen! — „Wir beabsichtigen, uns eine Einsicht über das gesammte ästhetische Gebiet in der neuern und ältern Zeit zu verschaffen;" — so heißt es unter andern anfangs in der Vorrede — „wenn wir hiebey auch nicht immer in alles Detail eingehen sollten, so wird es doch unser angestrengtes Bemühen seyn, von den obwaltenden Hauptmaximen die deutlichste Rechenschaft und Ansicht zu erlangen." — Die Leute wollen aber die Details, und lieber nicht die deutlichste Rechenschaft, wie die Conversations-Blätter nach und à la Kotzebue beweisen! und nun höre man den Schluß der Vorrede! — „Endlich müssen wir bekennen, daß, so willkommen uns jeder wahre und wohlgemeinte Antheil seyn wird, und so sehr wir es mit dem größten Dank erkennen werden, wenn man uns des Bessern belehren wird, wir doch jeder eigentlichen Controverse und bösartigem Widerspruche möglichst ausweichen werden. Da wir bey dieser Gelegenheit unsrer eigenen Bildung zu Liebe etwas zu thun gedenken: so würde es uns schon deßhalb nicht ziemen, streit- und zanksüchtig zu erscheinen." — Nun sieh Einer die unmoderne Stellung! Bescheiden seyn und nicht auf literarische Zänkereyen eingehen wollen — wie will man es wagen, mit so altfränkischen Grundsätzen in die Lesewelt einzudringen. Dazu hilft nicht, daß die Abhandlungen zum Theil schon in diesem ersten Hefte vortrefflich zu nennen, ja es hilft nichts, daß diese Aufsätze meist sogar in dem neugekünstelten Styl geschrieben sind; die Grundsätze schlagen mit ihrer Solidität gewiß die meisten Leser zurück! Und nun waltet in Allem noch der ehrwürdige Geist, der unserm dichterischen Altmeister, Goethe'n, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt — wiederum eine Tendenz, die einer gewissen Zeitverdrüderung sich entgegen wirft — nein, es ist kaum glaublich, daß man mit so achtungswürdigem Verfahren im Felde der jetzigen Journalistik etwas zu thun gedenkt!!

Man spricht hier davon, daß die Gemälde-Sammlung Bettendorfs (in Aachen) auch für unsre Kunstsammlungen erkauft werden soll. Das wäre ein herrlicher Zuwachs, wenn wir nämlich erst Raum dazu haben! Referent sah die Bettendorf'sche Sammlung vor drey Jahren bey einem kurzen Aufenthalt in Aachen und darf den ungemeinen Reichthum an Bildern rühmen, der von jener Familie seit länger als einem Jahrhundert zusammengebracht worden ist. Besonders ist die Menge der trefflichsten Gemälde aus altdeutscher Schule bewunderungswerth, während doch auch die übrigen Schulen so bedacht sind, daß die größeste Gallerie damit ausgestattet werden könnte.

Die Wohlthätigkeit der Berliner wird jetzt durch Kunstleistungen immer mehr in Anspruch genommen; so wurden neulich mehrere große Musiken aufgeführt, für die Wadzeck'sche Anstalt, das Bürger-Rettungs-Institut u. s. w. Bemerkt man nun noch, daß die meisten der öffentlichen Aufforderungen zu Unterstützung bey Brandschäden oder für alte, nahrungslose Personen sehr bedeutende Summen einbringen; so darf man sagen, daß diese Residenz ihren alten Ruf behauptet.

Herr Dobler, Bassist aus Frankfurt am Mayn, hat den Sarastro und Osmin bey uns gesungen. Ich hörte ihn in ersterer Rolle, wo er gefiel. Er hat viel Umfang und gute, noch nicht recht durchgearbeitete Schule und ist selbst als Schauspieler bemerkenswerth. — Herr von Zieten-Liberati aus Leipzig ist auch bey uns aufgetreten. Seine zweyte Rolle, den Shylock, denke ich heute zu sehen; die erste, Hofrath Stahl im Hausfrieden, hat er, wie ich höre, mit Glück gegeben.

London, Anfangs Juni.

In Kurzem wird hier ein deutscher Zuckerbäcker vor Gericht gestellt werden, welcher beschuldigt ist, im Jahr 1811 sein eigenes Haus angezündet zu haben, wahrscheinlich in der Absicht, um die Assekuranz zu prellen. Seine Anklägerin ist eine Frau, die damals bey ihm zur Miethe wohnte, und welche durch den Brand ihre ganze Habseligkeit verlor; ja sie würde mit ihrem Manne selbst verbrannt worden seyn, hätte sie nicht das Bellen ihres Hundes geweckt, und hätte der erstere nicht einen Pfahl in der Stube gefunden, womit er eine der eisernen Stangen auszwang, mit denen ihr Fenster vergittert war. Die Assekuranz weigerte sich damals, ihm seinen angeblichen Verlust an Möbeln zu vergüten; und er hatte nichts mehr von sich hören lassen, bis vor ein paar Wochen ihm wieder ein Haus abbrannte (ob zufällig oder nicht, ist noch nicht bekannt), wobey eine alte Frau das Leben verlor, und wodurch sein Name (Gotte oder Gottin) in den Zeitungen erschien, welches zu seiner Verhaftung führte. Um die Ehre des Vaterlandes willen wollen wir hoffen, daß er sich wird von einem so schwarzen Verbrechen reinigen können.

Wenn nirgends in der Welt so viele Bücher gedruckt werden als in Deutschland, so ist in keinem Lande das Heer der Journale (literarische sowohl als politische) so groß als in England und Schottland. Wie viele Zeitungen (tägliche — Morgens- und Abends-, zwey-, dreytägliche und wöchentliche) es gibt, ist aus den jährlichen Parlamentsberichten zu ersehen; über die große Anzahl der vierteljährigen und monatlichen Reviews und Magazine berichten die Werke fast eines jeden Reisenden; aber eine ganz neue Art von Zeitschriften erscheint seit einiger Zeit wöchentlich, wovon, wie Referent vermuthet, im Auslande noch nichts bekannt ist. Diese enthalten nicht, wie Literary Gazette, (welche auch bereits drey Nebenbuhler in London hat, nämlich: the literary Chronicle, the literary Register und the Museum), sondern bloße Miszellen, welche einen halben Bogen stark, in Oktav gedruckt, mit einem bis zwey niedlichen Holzschnitten versehen sind und zu 2 Pfenningen (ungefähr 6 kr.) das Stück verkauft werden. Leigh Hunt, der Dichter und jetzige Gemüse Lord Byrons im Liberalen, war einer der Ersten, welche diese Wochenschriften herausgaben; sein Indikator aber lebte nicht über ein Jahr. Fast zu gleicher Zeit erschien the Gossip, welche sich aber schon nach sechs Monaten zu Tode schmatterte. Jetzt aber haben wir zwischen zwölf bis fünfzehn davon, wovon eine oder zwey religiösen Inhalts, mit solchen Titeln als the Mixor, the nic-nac, the Humbug u. s. w.; der Inhalt derselben, besonders wenn sie originell seyn wollen, ist, wie sich's denken läßt, (denn was kann man für 6 kr. Großes haben?) sehr mager; indessen enthalten sie doch auch manches Belehrende, und der wohlfeile Preis läßt erwarten, daß sie unter das gemeine Volk kommen, und so vielleicht zum Theil bey demselben die leidige Politik und noch leidigere Zweifelsucht in Religionssachen, welche Carlile und sein Gelichter in eben so wohlfeilen Schriften zu verbreiten sucht, verdrängen helfen. Leider gehen nur die meisten zu schnell wieder ein, als daß man im Ganzen auf einen sehr großen Absatz schließen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 166:
Trauerweide.

Charade.

Das ganze Wort aus zweyen Wörtern zeigt
Den Abendstern der Liebe.
Und Liebe baut die erste Sylbe leicht,
Mit sinnvoll regem Triebe.
Die beyden letzten Sylben zeigen an,
Ob etwas aus dem Knaben werden kann.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Nro. 15.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und wird nächstens an alle Buchhandlungen versandt:

v. Schwerz, J. N., Anleitung zum practischen Ackerbau. 1r Bd. Mit 15 lithographirten Tafeln, XXII u. 578 S. gr. 8. 5 fl.

Inhalt.

I. Klima und Boden. 1. Abschn. Klima; Wärme; Feuchtigkeit; Lage; Richtung und Hang des Bodens; Umgebungen; Winde; Einfluß des Bodens; Einfluß des Untergrundes; 2. Abschn. Boden: Bestandtheile des Bodens; Sand und Sandboden; Thon und Thonboden; Kalk und Kalkboden; Humus und humoser Boden; Benennungen des Bodens. II. Dungmittel. Dung im Allgemeinen. 1. Abschn. Atmosphärische Dungmittel: 2. Abschn. Animalische Dungmittel: Aeser; Fabrikabfall; Knochen; 3. Abschn. Vegetabilische Dungmittel: Unkräuter: auf Brachfeldern; auf Stoppelfeldern; Jäte-Unkraut. Rasen: auf Wiesen; auf Dreischen; beigefahrne Rasen; moorartige Rasen. Zum Unterpflügen gesäete Pflanzen; Feigbohnen; Wicken; Spörgel; Buchweihen; Raps; Getreide. Ueberbleibsel von Pflanzen: Getreidestroh und Stoppeln; Stoppeln von Hülsenfrüchten; Stoppeln von Kleearten; Kartoffellaub; Laub von Gemüse; Scheerauswurf; Heubodenabfall; Abfall von Handelsgewächsen; Wildwachsende Pflanzen; Genst; Geäste; Sägspähne; Laub; Nadeln; Heidekraut, Farrnkraut. Wasserpflanzen und Produkte: Schilf; Tang; Torf; Moder; Teichschlamm; Straßenkoth. Rückstände verbrauchter Vegetabilien: Treber; Oelkuchen; Malzkeime; Lod; Ruß; Asche; Potasche; Heerdasche; ausgelaugte Asche; Braunkohlenasche; Steinkohlenasche; Torfasche. 4. Abschn. Vegetabilisch-animalische Dungmittel: Mist überhaupt: Rindmist; Pferdemist; Schaafmist; Schweinmist; Tasch; Geflügelmist; Hurdenschlag. 5. Abschn. Einstreumittel: Dungauffassende, zugleich düngende Mittel: Stroh; Laub; Nadeln und Moose; Farrnkraut; Schilf; Gezweige; Torf und Rasen; Heidekraut und Plaggen. Blos dungauffassende Mittel: Erde; Sand; Wasser. 6. Abschn. Flüssige Dungmittel: Wasser; Harn; Pfuhl; Gülle: Güllenkarre, Vortheile des Güllenwesens, Mängel, Schlußfolgen. 7. Abschn. Behandlung und Verwendung des Düngers: Behandlung des Strohmistes: Einstreuung; Miststätte; Mistbereitung; im Stalle behandelter Mist; Behandlung des Pferde-, Schwein- und Schaafmistes. Behandlung des Plaggendunges. Behandlung des Mengedungs, Composts: über Compost überhaupt; Bewerbung um Compost zu Hohenheim; Bearbeitung des Composts. Verwendung des Düngers: Vorzüge des frischen Mistes; dabei eintretende Schwierigkeiten; Mittel, den Mist frisch zu erhalten; Breiten des Mistes; schnelles oder späteres Unterpflügen desselben; Regeln dafür; Beispiel schlechter Mistbehandlung. 8. Abschn. Mineralische Dungmittel: ihre Wirkung überhaupt. Kalk; Boden, worauf er passend; Zustand, in welchem er zu verwenden; Gegenstände, worauf er zu verwenden; Weise, wie er zu verwenden; Quantität, in welcher er zu verwenden; besondere Erfahrung über das Kalken. Kreide. Mergel; Beschaffenheit des Mergels; wohin er paßt; Vortheile dieser gewährt; besondere Erfahrung über das Mergeln; Ausmergeln; Vorsicht bei seiner Verwendung; erforderliche Menge; Weise, ihn aufzubringen. Gips: Wirkung desselben; Menge, in welcher er zu verwenden; Weise, wie er zu verwenden; Umstände, unter welchen kein Gebrauch davon zu machen; Vorurtheile gegen das Gipsen; Vortheile des Gipsens. Salzabfälle. Erde: Nothwendigkeit des Erdens; Nutzen des Erdens; Beschreibung des Erdens; gebrannter Thon. III. Grasbau. Wichtigkeit des Grasbodens; Einschränkung desselben; weniger Wiesen und diese besser; Unwerth solcher Wiesen, die anhaltend Dung fordern; Plan der vorliegenden Abhandlung. 1. Hauptstück. Natürliche Wiesen. 1. Abschn. Bestand der Wiesen im Allgemeinen; gute Wiesengräser und Pflanzen; Wiesenlolch, Raigras; Honiggras; Wiesenschwingel; Wiesenfuchsschwanz; Kammgras; rauhes Viehgras; glattes Viehgras; Hafergras; weiche Trespe; Knaulgras; Florin, Windhalm; Lischgras; rother Wiesenklee. Nachtheilige Wiesenpflanzen: Wiesenschachthalm; Kandelwisch; Moose; Haudrechel; Klapperkraut; Wolfsmilch; Rübendolde; Zeitlose; Wasserschierling; Zitterschilf; Binsen u. s. w.; Flachsseide; Wiesensalbei. 2. Abschn. Pflege natürlicher Wiesen: Wiesenhobel; Wegräumung nachtheiliger Gegenstände; Trockenlegung; Reißen des Wassers; Sauerampfereisen. 3. Abschn. Verbesserung natürlicher Wiesen: Einimpfen des Rasens; Erdöden mooriger Stellen; Verjüngen der Wiesen; Scharfeggen; Schröpfen; 4. Abschnitt. Düngen der Wiesen: Erschöpfung der Wiesen; Wechsel der Wiesenpflanzen; Dung auf Wiesen, wann eine Vergeudung; Dungmittel: Mist; Pferch; flüssiger Dung; Compost, Tasch; Straßenkoth u. s. w.; Asche, Ruß; Vegetabilien; Mineralien. Entbehrlich- und Unentbehrlichkeit, Werth und Nachtheil der Wiesendüngung. Barbarische Pachtbedingungen in Bezug auf Wiesendüngung. 2. Hauptstück. Künstliche Wiesen. 1. Abschn. Anlage künstlicher Wiesen: bei der Anlage zu beachtende Regeln; Verfahrungsart; Besaamung; ob Gras zu säen; welche Grasgattungen zu wählen; Quantität des Saamens; Pflege künstlicher Grasländer; Abweiden und nicht Abmähen; einige Regeln für die Pflege. 2. Abschn. Umbruch des Graslandes: welcher Grasboden aufzubrechen; welcher nicht aufzubrechen. Umbruch zur Erneuerung des Grasbodens: Erneuerung saurer Wiesen; Erneuerung dürftiger Wiesen; Erneuerung guter Wiesen; Erneuerung mittelmäßiger Wiesen; Umbruch beim Wechsel zwischen Gras und Getreide. Umschaffung des Graslandes in beständiges Ackerland; Regeln für den Umbruch der Grasländer. 3. Hauptstück. Zufällig bewässerte Wiesen: werth bewässerter Wiesen; Ueberschwemmte Wiesen. 4. Hauptstück. Künstlich bewässerte und zwar überrieselte Wiesen. Einleitung. 1. Abschn. bei der Kunstwässerung zu beachtende Gegenstände. Eigenschaft des Wassers: Wassersammler in der Schweiz; Quellwasser, Seewasser u. s. w.; Verwendungsart der Jauche und Gülle. Eigenschaft des Bodens. Eigenschaft der Lage. 2. Abschn. bei der Kunstwässerung nöthige Werkzeuge: Wiesenspaten;

Wiesenbeil; Felghaue; Schippe; Spaten; Grabenschneider; Grabenspatel; Grabenpflug; Grabenmesser; Greif; Bleiwage; Richtscheit; Meßstangen; Visirstäbe; Pfähle; Schlägel; Stampfer; Schnur; Tragbahre; Schiebkarre; Handkarre; Sturzkarre; Stechbretter; Lochbretter; Schleußen; Wehre; Teichel; Kämel; Reiserwürste. 3. Abschn. Handgriffe; bei der Grabenarbeit: Anfertigung seichter Gräben; Anfertigung tiefer Gräben; Anfertigung der Gräben auf unebenem Boden. 4. Abschn. Handgriffe bei Ausgleichung des Bodens: Abdachen des Bodens durch Visiren; Gleichlegen des Bodens durch Nivelliren. 5. Abschn. Fortsetzung der Grabenarbeit. 6. Abschn. Benennung und Bestimmung der Gräben: Zuleitungsgraben; Vertheilungsgraben; Wässerungsgraben: Form, Länge und Stellung; wagrechte Lage; Ebenung der Ufer; Entwässerungsgräben; Ableitungsgraben; Einlaßgräben; 7. Abschn. Anlage künstlich-bewässerter nicht gebauter Wiesen; verschiedene Wässerungs-Einrichtungen; nicht gebauter Wiesen: rohe Wässerungsart; verbesserte Wässerungsart; siegenische Wässerungsart; hohenheimer Wässerungsart. 8. Abschn. Bau überrieselter Wiesen; vorläufig zu nehmende Rücksichten. 9. Abschn. Hangbau überrieselter Wiesen. 10 Abschn. Rückenbau überrieselter Wiesen: hoher Rückenbau; flacher Rückenbau: auf wagrechtem Boden; auf etwas hangendem Boden; auf Boden mit doppeltem Hange; zusammengesezter Wässerungsbau. 11. Abschn. Ueberstauungswiesen: nicht gebaute Stauwiesen; Gebaute Stauwiesen; Vor- und Nachtheile der Ueberstauung im Vergleiche mit der Ueberrieselung. 12. Abschn. Bewässerungszeit und Weise: Zeit der Bewässerung: Wässerung im Spätjahre und Winter; Wässerung im Frühjahre; Wässerung im Sommer; Wässerung nach der Heuet. Bewässerungs-Weise überrieselter Wiesen; Bewässerungs-Zeit und Weise der Stauwiesen; Pflege gewässerter Wiesen; Abhüten gewässerter Wiesen; Schlußbemerkung. Nachträge und Berichtigungen. Metrisches System; Reduction des Längenmaaßes; des Flächenmaaßes; des Getreidemaaßes; des Flüssigkeitsmaaßes; des Gewichtes.

Wir enthalten uns jeder Empfehlung obigen Werks, da das landwirthschaftliche Publikum die Schriften des berühmten Verfassers längst als klassisch anerkennt, und diesem, das Resultat seiner langen vielfachen Erfahrungen, Beobachtungen und Studien, die Palme zuerkennen wird.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Jahrgang, 1823. 6tes Heft.

Allgem. politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1823. X. Bd. 1stes und 2tes Heft.

Herr H. D., der sich jedoch aus Bescheidenheit nicht nennen will, hat mein Trauerspiel, Pflicht und Gewissen, meisterisch bearbeitet, und es durch seine Bearbeitung sehr gehoben. Er hat sich in den Sinn meiner Arbeit ganz hineingedacht, und ich bin ihm deshalb den aufrichtigsten Dank schuldig, den ich ihm hiermit öffentlich zolle. Möchte er sich doch entschließen, das etwas noch mehr charakteristische Trauerspiel, die Sclaven-Rache, auf gleiche Weise zu bearbeiten, und so meine dramatischen Arbeiten, die für die Bühne geschrieben sind, auch auf solche durch seine Verbesserungen bringen. Zingst den 20sten May 1823.

Frh. von Seckendorff.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleiner Katechismus
der
Größenlehre
von W. Wetzel.
Preis 4 gr.

Dieses Werkchen besteht blos aus Fragen, und ist zunächst zum Gebrauch der königlichen Realschule zu Berlin bestimmt, wo es bereits mit Erfolg gebraucht wird.

Anzeige für Künstler, Architekten und Handwerker.

Bey Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen.

Architektonische Verzierungen für Künstler und Handwerker, herausgegeben von H. Hübsch. Erstes Heft mit sechs lithographirten Blättern und erklärendem Texte gr. Fol. auf Velin-Papier Preis 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Der Herausgeber hat sich vorgesezt, durch das hier angezeigte Werk, wovon alle 3 Monate ein Heft erscheinen soll, dem Geschmack in der Verzierungskunst sowohl architektonischer, als auch anderer Gegenstände durch die besten Vorbilder der Alten aufzuhelfen und denselben zu befördern, und da derselbe Gelegenheit hatte in Italien und Griechenland die schönsten Materialien für diesen Zweck zu sammeln, so werden dadurch manche vortreffliche Ideen zur Popularität gelangen, die bisher entweder gar nicht oder nur in großen kostbaren Werken abgebildet und aufzufinden waren, deren Anschaffung dem minder begüterten Künstler und Handwerker sehr erschwert sind. — Der sehr mäßige Preis dieser Hefte macht dieselben für einen jeden zugänglich, und in der großen Mannigfaltigkeit der darin abgebildeten Gegenstände werden sowohl Architekten, als auch alle Handwerker, welche zur Verzierungskunst beytragen, eine reiche Ausbeute für ihr Fach finden. —

Von Schriften für Lesezirkel sind in der Ostermesse 1823 3. T. ganz neu ausgegeben in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Denkwürdigkeiten aus dem Fache der Geschichte, der Reisen, und der Characteristik verschiedener Länder und Völker. N. Ausg. 8. 20 gr.

Die Gräfin von Fargy. Nach dem Franz. der Frau von Souza, Verfass. der Adele von Senange von K. L. M. Müller. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 6 gr.

Gemälde von Leipzig und seiner Umgegend für Fremde und Einheimische, mit besonderer Rücksicht auf die Schlachten bei dieser Stadt ꝛc. von * ꝛ. Mit 1 neuen Plane und 16 Kpfrn carton. 2 Rthlr. ohne die Kpfr. 1 Rthlr. 6 gr.

Laun, Fr., die Sache des Herzens. Roman. Mit Titelkpfr. 8. 1 Rthlr.

Prätzel, K. G., kleine Romane und Erzählungen. 36 Bändchen 18. Schrbppr. 1 Rthlr. 4 gr.

Philippe Welserin. Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert. N. wohlf. Ausg. 8. Schrbppr. 16 gr.

Rahmanet, König der Mauren, oder der mag. Ring. von H. Frohreich. N. wohlf. Ausg. 8. 21 gr.

Scenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben 1792. N. Ausg. 8. 14 gr.

Schloß, das geheimnißvolle. 2 Thlr. m. Kpfr. N. A. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schubert, D. F. W. von, Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland u. Ingermannland. i. d. J. 1817, 18, u. 20. 3 Bde mit 3 Kpfrn. u. 1 Charte. gr. 8. Subscript. Preis 4 Rthlr.

Scott, Walter, Ivanhoe. N. d. Engl. von K. L. Meth. Müller. 3te verb. Aufl. in 2 Bden. 8. 2 Rthlr.

Täuschungen der Vorwelt. Ein Beitrag zur Lebensweisheit. 8. wohlf. Ausg. 16 gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Fußreisende, oder was hat man zu thun, um angenehm, nützlich, bequem und sicher reisen zu können? Aus vielen Erfahrungen zusammengetragen. Zweite verbesserte Auflage. Mit 1 Kupfer. 12. broch. 12 Gr.

In der Reinischen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lady Morgan, Glorwina, ein Roman aus dem Englischen von W. A. Lindau. 3 Theile. geh. 2 Rthlr.

Allan Cunningham, Schottische Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 1r Theil. 21 gr.

(Der 2te Theil erscheint in 14 Tagen.)

Helmina von Chezy, geb. von Klencke, Erzählungen und Novellen. 2 Theile. 3 Rthlr.

Fanny Tarnow, Sodoniens Witwenjahre. Nach dem Französischen frei bearbeitet. 2 Theile. 3 Rthlr.

— Lilien (Erzählungen) 1r 2r Theil. 3 Rthlr.

— dessen 3r 4r Theil. 3 Rthlr.

Die genialischen Frauen, oder Geheimnisse liebender Herzen. Ein Roman in 2 Theilen. Nach dem Englischen frei bearbeitet von C. von S. 2 Rthlr. 16 gr.

Zaubergaben. Ein Kranz romantischer Dichtungen vom Verfasser des Markulf der Schauermann. Mit 1 Titelkupfer. 1 Rthlr. 16 gr.

Diegel, C. C. Fragmente für Jagdliebhaber. Mit Kupfer. 2 Theile. 2 Rthlr. 16 gr.

Peter Anton Font, der Ermordung W. Ehrens angeklagt. Versuch eines Beitrages zur Beleuchtung dieses Processes, von Dr. Asher in Hamburg. geh. 16 gr.

Noth- und Hülfsbüchlein für Landwirthe, Gewerbtreibende und Künstler, oder auserlesene Sammlung von bewährt befundenen, nützlichen sowohl, als auch Vergnügen gewährenden Erfindungen, in Hinsicht auf Künste, Gewerbe, Landbau und Viehzucht. geh. 12 gr.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fromme Gesänge
nach
bekannten Kirchenmelodien
von
S. C. G. Küster,
K. Superintendenten ꝛc. in Berlin.
Zweite wohlfeilere Ausgabe 1823.
Preis broschirt 8 gr.

Berlin im Verlage der Unterzeichneten erscheint

Quintin Durward. Aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt (mit historischen Anmerkungen) von S. H. Spiker. 3 Bde. in 8. geh. 3 Rthlr.

Der 1ste Band ist bereits fertig und die beyden andern werden ebenfalls in Kurzem versandt. Diese Uebersetzung, die sich durch den Namen des Vers. hinlänglich empfiehlt, schließt sich den früher in unserm Verlage erschienenen Uebersetzungen Walter Scott'scher Romane *) an, mit denen sie im Aeußeren eine gleichförmige Reihe bildet, welche sich schon durch größeres Format und den weniger spärlichen Druck von anderen Sammlungen derselben unterscheidet.

Duncker und Humblot.

*) Robin der Rothe, der Alterthümer, das Kloster, der Pirat; übersetzt von Lindau, Meth. Müller und Spiker.

Bei Heinrich Burchhardt in Berlin ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verstoßenen. Roman, frey nach dem Engl. des Dr. Maturin übersetzt von L. M. v. Wedell. 2 Theile. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Literarische Anzeige.

Urania

oder die Natur in ihrer höhern Bedeutung. Ein Seitenstück zur Anthologie: Tod und Zukunft.

Herausgegeben von
Johann Hugo Wyttenbach,

Mit 1 Kupfer gebunden . . . 1 Rthlr. 16 gr.
Velin Papier . . . 2 Rthlr. 16 gr.

Inhalt.

I. Die Natur, als Ganzes, in ihrer Größe und Schönheit betrachtet. II. Die Natur in einzelnen Erscheinungen. 1. Die Erde. — Der Frühling. — Die Blu-

menwelt. — III. 2. Die Freuden des Landlebens. — Der Gesang der Nachtigall. — Sommer, Herbst und Winter. IV. 3. Das Licht der Sonne. — Das Gewitter. — Der Abend. — Die Nacht und die Sternenwelt.

Den zahlreichen Käufern von „Tod und Zukunft" wird obige „Urania" eine angenehme Erscheinung seyn, und statt aller Anpreisung erlaubt sich der Verleger folgendes aus der Vorrede des Hrn. Herausgebers anzuführen: „Wenn es nicht vermessen wäre, würde ich wünschen, mit dem geistreichen Hippel sagen zu dürfen: nur da, wo zwey oder drey versammelt sind, sich ihres Lebens und ihres Todes zu freuen, wollen meine Anthologien (die gegenwärtige und die frühere über Tod und Zukunft) seyn und Gesellschaft leisten."

Die Tabakspfeife.

Eine Erzählung aus den Kriegsbegebenheiten des 18ten und 19ten Jahrhunderts in Deutschland. 8. Preis 1 Rthlr.

Obige Erzählung (von einem Pr—n Militair) bietet so viel Interesse dar und ist so originell, daß nicht leicht Jemand sie unbefriedigt aus der Hand legen dürfte. — besonders aber möchte sie die Aufmerksamkeit derjenigen Militairs in Anspruch nehmen, welche den Freyheitskampf mit gekämpft haben! —

Leipzig im Juli 1823.

Joh. Fr. Gleditsch.

Ankündigung.

In dem Verlage der Buchhandlung Joseph Max und Comp. in Breslau, sind nachstehende Schriften, so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

I. G. G. Bredow's Schriften. Ein Nachlaß. Mit dem Bildniß und dem Leben des Verfassers herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. Neue Ausgabe. gr. 8. 1823. Geheftet.

II. Dr. Katzenbergers Badereise; nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen von Jean Paul Friedrich Richter. Zweite verbesserte, und vermehrte Auflage. Drei Bändchen. 8. 1823. Preis: Fein Velin-Papier 3 Thlr. 12 Gr. Stark Post-Velin-Papier 4 Thlr. 12 Gr.

Der Veränderungen und Einschaltungen in dieser neuen Auflage sind so viele, daß eine Vergleichung mit den frühern höchst interessant seyn wird, und sie mehr ein ganz neues Buch, denn eine neue Auflage zu nennen ist. In der neuen und zweyten Vorrede sagt der Verfasser selber: „Diese neue Auflage bringt unter andern Zusätzen, mehrere neue Auftritte des guten Katzenbergers mit, welche ich eigentlich schon in der alten nicht hätte vergessen sollen, weil ich durch diese Vergeßlichkeit seinem Charakter manchen liebenswürdigen Zug benommen." — Die Druckausführung läßt nichts zu wünschen übrig und ist gelungen zu nennen; der Verfasser schreibt hierüber an die Verlagshandlung: „Ohne Frage wird Ihr Katzenberger die typographische Preisschrift unter allen meinen Schriften, und die „Schönheit des Papiers und Drucks wird mir durch „Täuschung ordentlich zu einer des Stils." —

Und so übergeben wir den verjüngten Katzenberger, in ungetrübter Geistes-Frische, allen Freunden Jean Paul'scher Art und Kunst, wünschend und hoffend, daß das flüchtige Salz des Komischen, der Laune und des Humors unseres Doctors auch jede etwaige üble Laune, Hypochondrie, Melancolie, und wie die unholden Plage-Geister alle heißen mögen, schnell zersetzen und verflüchtigen, und daneben die echte Empfindsamkeit als ein sanftes sympathetisches Mittel wirken möge! —

III. Lustspiele von Karl Schall. 1) Mehr Glück als Verstand. 2) Das Heiligthum. 3) Der Kuß und die Ohrfeige. 4) Theatersucht. 5) Trau, schau, wem? 6) Die unterbrochene Whistpartie. Neue Ausgabe. 8. 1823. Cartonnirt. 1 Rthlr. 8 gr.

IV. Geschichten, Mährchen und Sagen, von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und Heinrich Steffens. 8. 1823. Preis: auf weißem Schreibpapier 1 Rthlr. 4 gr. — Velinpapier 1 Rthlr. 12 gr.

In dieser Sammlung gibt Fr. H. von der Hagen die tragische Liebesgeschichte von der Herzogin von Amalfi, und dem schönen Lautenspieler Antonio von Bologna, wie sie sich im Anfange des 16ten Jahrhunderts zugetragen und wie er sie in einer noch ungedruckten geheimen Chronik des Hofes von Neapel, in einer Klosterbibliothek daselbst gefunden hat. — Sodann folgt: Meister Johannes Wacht von E. T. A. Hoffmann, ein Karaktergemälde, voll von Rückerinnerungen aus dem Bamberger Leben des Dichters, und ganz in Art und Weise einer seiner trefflichsten Erzählungen: Meister Martin und seinen Gesellen, gedichtet. Kurz vor seinem Tode verfaßt, wird sie Freunden und Verehrern Hoffmanns als kostbare Reliquie gewiß willkommen seyn. — Henrich Steffens gibt zur Sagen- und Märchenwelt: 1) Ueber Sagen und Märchen aus Dänemark. 2) Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge, veranlaßt durch eine Gebirgsreise in der Begleitung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen, und 3) die Trauung, eine höchst räthselhafte Begebenheit, welche sich auf der Insel Seeland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zugetragen hat. Der Verfasser brachte sie zuerst nach Deutschland. Sie ist hier in ihrer ursprünglichen Gestalt, wir möchten sagen, in ihrer grandiosen Einfachheit von wunderbarer Wirkung, und läßt der Phantasie freyen Spielraum, das tiefe Räthsel zu lösen, welches, in geheimes Dunkel gehüllt, den Leser ergreift und mit Schauder erfüllt.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ehrmann und Waller, über die Erinnerung nach dem Tode von Streicher. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Grävell, der Werth der Mystik. Nachtrag zu Ewalds Briefen über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 1 Rthlr.

Müller, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des deutschen Adels. geh. 1 Rthlr.

Nro. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Juli 1823.

An den Mond.

Du kommst zu uns von Weiten her,
Scheinst unsern Brüdern über'm Meer.
Und siehst von deiner hohen Bahn
Mit Einem Blick uns alle an.

Ch. Fr. Gr. von Stollberg. (?)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

Die Eintheilung der Körper unseres Sonnensystems in Haupt- und Neben-Planeten bezieht sich auf den Mittelpunkt ihrer Bahnen. Weltkörper, die, gleich unserer Erde, dem Jupiter oder den Kometen, unmittelbar um den Centralkörper des Systems laufen, das heißt, in einer einfachen Ellipse, deren Brennpunkt die Sonne einnimmt, heißen Haupt-Planeten, Planeten vom ersten Range. Diejenigen aber, deren einfachste oder unmittelbare Bewegung eine Ellipse ist, in deren Brennpunkt einer der Haupt-Planeten sich befindet, in dessen Gefolge sie zugleich, aber nicht unmittelbar, um die Sonne laufen, werden Neben-Planeten genannt; obgleich sie einen eben so wichtigen Theil des Systems ausmachen, als jene, obgleich sie der Anziehung der Sonne eben sowol gehorchen, und an dem wohlthätigen Einfluß ihrer Strahlen eben so nahen Antheil nehmen, wie ihr Haupt-Planet, obgleich sie endlich von diesem ihrem Centralkörper mehr Nutzen genießen, als sie ihm leisten. Es ist wahr, sie erleuchten als Monde seine Nächte; allein denselben Dienst erzeigt er ihnen in weit höherem Grade. Sie erkennen seine Obermacht an, und folgen ihm, der keine Herrschaft als die der Sonne anerkennt, auf seiner Bahn um diesen Centralkörper, als Trabanten; allein dieses ist nur eine zufällige Folge von seiner größeren Masse, und dieser Vorzug findet nur in dem Verhältnisse zwischen diesen beyden Körpern Statt. Es gibt unter den Trabanten Jupiters, und wahrscheinlich auch Saturns, einige, die größer sind als Merkur, und jeder von ihnen ist weit größer, als die vier neu entdeckten Planeten und als die meisten Kometen. Jeder dieser Weltkörper, die den Vorzug, Haupt-Planeten zu seyn, ihrer zufälligen Lage, und nicht ihrer Größe oder ihrer besonderen Beschaffenheit verdanken, würde, näher bey dem Jupiter, sein Satellit geworden seyn; und selbst unsere Erde würde, in die Nachbarschaft des Jupiters, Saturns oder Uranus versetzt, sich mit der Rolle eines Neben-Planeten begnügen müssen.

Die Erde und ihr Mond nehmen im Sonnensystem dieselbe Stelle ein, und in gleicher Entfernung von der Sonne verrichten sie, in der nämlichen Zeit, um diesen gemeinschaftlichen Centralkörper ihren Umlauf. Ein enges Band vereinigt beyde Weltkörper zu einem Ganzen, oder zu einem untergeordneten System; und unter allen Körpern am Firmament, mit Ausnahme der Sonne, ist für die Erdbewohner keiner so wichtig, als der Mond. Der große Jupiter ist für uns blos ein Edelstein mehr in der Sternenkrone des Himmels; gleich einem fühllosen Reichen zeigt er uns seinen Glanz, ohne uns an seinem Reichthume Theil nehmen zu lassen: indeß der unbedeutende, nur von uns gekannte, Mond, im Stillen seine Armuth brüderlich mit uns theilt, und uns Wohlthaten erzeigt, von denen wir vielleicht manche noch gar nicht kennen. Er ist der treue Gefährte auf unsern Wanderungen um die Sonne, den die gütige Natur mit unzerbrechlichen Fesseln an uns

kettete, um uns über den kurzen Verlust der Sonne zu trösten, wenn sie ihr wohlthätiges Füllhorn über andere Länder ausschüttet. Das sanfte Mondlicht erheitert die traurigen Winternächte des Nordens, und gibt den Sommernächten der warmen Länder Reize, die in der Seele des denkenden Weisen oder des fühlenden Dichters süßere Eindrücke hervorbringen, als der schönste Tag. Der Silberfaden des Neumondes, oder die Fackel des Vollmondes, leitet den Wanderer durch Einöden und Wälder, und den Seefahrer durch unbekannte Meere, führt den wilden Jäger, wie den gebildeten Weltumsegler, auf seiner gefährlichen Bahn. Seiner schnellen Bewegung verdanken wir unsere ersten Kalender, und unsere wichtigsten astronomischen Entdeckungen, deren Früchte der Seefahrer oder der Kaufmann einerntet, indeß der Philosoph in der Enthüllung der großen Naturgesetze einen edleren Lohn findet. Die magnetische Kraft des Mondes hebt das Weltmeer, führt die Schiffe in die Häfen ein und aus, treibt die Räder der Fabriken, und wirkt vielleicht selbst auf den menschlichen Körper. In dem Gedanken, daß Millionen Weltkörper das blendende Licht der Sonne mit uns theilen, indeß das sanftere Mondlicht ganz allein unser Eigenthum ist, daß die Erde den übrigen Planeten als ein kleiner, kaum sichtbarer Stern erscheint, indem sie auf dem Monde ein Licht verbreitet, womit der schönste Glanz des Vollmondes nicht zu vergleichen ist — in diesem Gedanken liegt vielleicht der Grund davon, daß der Anblick einer stillen mondhellen Nacht gefühlvolle Seelen bis zur Schwärmerey entzückt, indeß der Philosoph daraus das Gesetz der allgemeinen Schwere entziffert. Kein Weltkörper wird von Neugierigen und Empfindsamen so viel begafft, wie der Mond, aber auch keiner wird von den Astronomen fleißiger beobachtet und berechnet, als dieser unser Trabant.

Der Mond ist, gleich allen Weltkörpern, die wir kennen, eine fast vollkommene Kugel. Sein Durchmesser beträgt 480 geographische Meilen, oder etwas über ein Viertel, genauer $\frac{1}{3\frac{1}{2}}$ vom Durchmesser der Erde. Seine Oberfläche ist der 13te, und sein körperlicher Inhalt der 45ste Theil von dem der Erde. Da aber die Materie, aus der er besteht, um ein Drittheil lockerer ist, als die der Erde, so enthält er auch nur den 68sten Theil der Erdmasse, und die Schwere ist auf seiner Oberfläche fünfmal geringer, als auf der Erde. Seine Masse, im Durchschnitt, ist ungefähr von der Dichtigkeit oder specifischen Schwere des reinsten weißen Glases. Die Hälfte des Mondes, die sich uns zeigt, beträgt an Ausdehnung nicht mehr als das russische Reich.

Der Mond dient unserer Erde zum Reverbère, indem er das von der Sonne erhaltene Licht auf die Erde zurückwirft; allein das Licht, womit er unsere Nächte erleuchtet, so großen Nutzen es uns auch leistet, ist doch so schwach, daß es vom Tageslichte an einem mit Wolken bedeckten Mittage hunderttausendmal, und von dem Sonnenlichte selbst dreyhunderttausendmal übertroffen wird. Die Schönheit einer mondhellen Nacht gibt uns nur ein schwaches Bild von dem herrlichen Anblick, den die Erde den Bewohnern des Mondes gewährt. Sie sehen in ihr eine leuchtende Scheibe von einem viermal so großen Durchmesser, und einer dreyzehnmal so großen Oberfläche, als der Mond uns zeigt; und dieses Licht, welches ihre Nächte erleuchtet, ist so stark, daß sein Glanz sich uns sogar auf dem Monde selbst deutlich zeigt. Einige Tage vor und nach dem Neumonde, wenn auf der uns zugekehrten Seite des Mondes die Nacht anfängt, oder der Morgen eben angebrochen ist, so daß nur ein schmaler Streifen derselben von der Sonne beleuchtet ist, der sich uns in der Gestalt des Hauptschmucks Dianens zeigt, ist die ganze übrige Mondscheibe von einem aschgrauen Schimmer erleuchtet, der uns alle Flecken des Mondes deutlich zeigt. Der Neumond steht nämlich zwischen der Sonne und der Erde: die Bewohner der der Erde zugekehrten Mondscheibe haben also Nacht, und sehen die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte unseres Planeten, die Erde scheint ihnen im vollen Lichte, welches die ganze Mondscheibe mit jenem aschgrauen Schimmer bedeckt. Dieß ist vielleicht der schönste Anblick, den die Fernröhren uns geben: die scharfe Grenze zwischen Tag und Nacht ist auf dem Monde nicht durch eine so starke Dämmerung verwachsen, wie auf der Erde; die größere Hälfte des Mondes zeigt uns die schönste Landschaft mit Bergen und Thälern, vom magischen Lichte der Erde erleuchtet, und unmittelbar daneben einen schmalen Streifen, der, von den blendenden Strahlen der Sonne beschienen, die Erde selbst erleuchtet.

Der Mond befindet sich mit der Erde in gleicher Entfernung von der Sonne: er muß also, nach dem dritten Kepplerischen Gesetze, in eben der Zeit von 365¼ Tagen, wie die Erde, einen Umlauf um die Sonne machen, und dieß würde er thun, wenn er auch nicht von der Erde mit fortgezogen würde: er würde also, wenn er sich ursprünglich der Erde gerade gegenüber, oder auf der andern Seite der Sonne befunden hätte, ewig in dieser Lage als Neumond bleiben, und nichts von der Erde sehen; so daß beyde Weltkörper, als Haupt-Planeten, durch die Strahlen der zwischen ihnen liegenden Sonne, einander beständig unsichtbar, mithin von keinem Nutzen wären. Allein die Natur hat sie so gestellt, daß sie die wohlthätigsten Wirkungen auf einander äußern. Da beyde sich an derselben Seite von der Sonne befinden, so kann der Mond sich nie von der Erde entfernen; und von der Centralkraft der Erde angezogen, würde er bald mit ihr zusammenstürzen, wenn er nicht außer der Wurfsgeschwindigkeit, die ihn um die Sonne schleuderte, noch eine andere erhalten hätte, die seiner Cen-

fernung von der Erde angemessen, ihn immer in dieser Entfernung hält; ihn also in einem Kreise oder einer Ellipse um die Erde führt. Diese Geschwindigkeit ist nur der dreyßigste Theil von derjenigen, womit der Mond und die Erde um die Sonne laufen: es kam also Alles in der Ordnung, wenn der Vollmond ursprünglich einen Stoß erhielt, der um den dreyßigsten Theil größer war, als der Stoß der Erde, oder der Neumond einen um eben so viel geringeren Stoß, weil der leztere sich nach einer Richtung bewegt, die der Bewegung um die Sonne entgegengesezt ist. Durch diese Kleinigkeit aber erhielt der Mond eine weit verwickeltere Bewegung, als die Erde.

Während der Zeit eines Jahres, da beyde Weltkörper in der Entfernung von zwanzig Millionen Meilen einen Umlauf um die Sonne machen, läuft der Mond zugleich in einer Entfernung von 51,500 Meilen zwölf- und ein Drittheilmal um die Erde herum, so daß seine wahre Bewegung im Raum einer aus zwölf bis dreyzehn Knoten zusammengeschlungenen, in einen Kreis gelegten Schnur, einer Radlinie oder Zykloide sehr ähnlich ist, die aber im ganzen Laufe der Ewigkeit nie genau in einander läuft, weil jene monatlichen Knoten mit der jährlichen Schnur kein gemeinschaftliches Maß haben, also immer in andere Stellen fallen. Um sich einen deutlichen Begriff von dieser zusammengesezten Bewegung zu machen, muß man sich in den eigentlichen Mittelpunkt derselben, die Sonne, versetzen. Hier sieht man die Erde, ungefähr von der Größe, wie uns Saturn erscheint, von der rechten nach der linken Seite in 365¼ Tagen einen sehr regelmäßigen Umlauf machen, indessen ein kaum sichtbarer Punkt um die Erde herumtanzt, und jede Tour in 29½ Tagen verrichtet, so daß er in dieser Zeit sich bald rechts bald links von der Erde, bald vor ihr bald hinter ihr befindet, sich aber nie weiter von ihr entfernt, als um den vierten Theil des Monddurchmessers wie er uns erscheint.

Aus diesem Tanz um die Erde und Sonne entstehen alle die schönen Abwechselungen der Mondphasen und Finsternisse, die zu so vielen Schwärmereyen Anlaß gegeben haben, und die in der That dem unphilosophischen Auge der ersten Beobachter seltsam genug vorkommen mußten. Bald schien ihnen der Mond in voller Pracht, bald verschwand er ganz; und zwar schrumpfte er nach und nach zusammen, so wie er der Sonne näher kam, gleich einer mit Wachs überzogenen Kugel, die in der Nähe der Flamme schmilzt. Der Mathematiker sah bald, wie natürlich es mit diesem sonderbaren Räthsel zuging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

(Beschluß.)

In Ihrem Berichte, wertheſter Herr, (und das ist meines Anliegens anderer Theil) beschrieben Sie das vom Vesuv herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie folgendes: „In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch geschah es! Wir trafen viele Zuschauer beyder Geschlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden liessen. Einer — leider ein Deutscher — trieb es so weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesichte der Lava eine Partie Whist zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karten wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern — und das von Rechtswegen.“ — Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem lezten Satze etwas fehlt. Den Worten: so entschlossen, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whistpartie unterblieb. Bey der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jezt aber erlauben Sie mir, die beyden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Vesuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Vesuv Witz zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so ungerechtes Urtheil hatte das französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber ist gar nichts hierüber zu sagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Vesuv eine Partie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angesicht der Lava“ eine Partie Piket zu spielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm gesprochen haben, und wäre dabey so in Eifer gerathen, daß ich ihn, gegen alle Regeln der Höflichkeit, geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Aussprache höre, ein Algauer bist, ich aber ein Wetterauer bin; sondern weil deine Ge

sinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen-Rathe in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen, im Angesichte dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Cassinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beym Frühstücke mit deinem Weibchen, und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Vesuv Flammen speit, sondern zwey Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling! Ich selbst werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freyheit, nicht wie du, aus Kriecherey. Gib mir deine Hand, Algauer, dort liegt die Asche meines Zornes."

D. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Juni.

(Beschluß.)

Sie haben wohl gehört, daß man hier eine Uebersetzung von einem Bande von Grimms Volksmährchen herausgegeben hat. Von diesen ist bereits eine Ausgabe vergriffen, und man druckt eben eine andere. Die Mährchen selbst gefallen ohne Zweifel, gewiß aber haben die sieben Kupfer von dem genialen Cruikshank, womit der Band geziert ist, ein Großes zu dem schnellen Verkauf desselben beygetragen. Vor Kurzem erschien auch eine sehr gute Uebersetzung von einer Auswahl deutscher Gedichte, welche sehr vielen Beyfall gefunden hat; und in wenigen Tagen erwartet man eine Uebersetzung von Goethens Faust und Schillers Lied von der Glocke, von Lord Gower. Alles dieses ist erfreulich, und die Zeit dürfte wohl bald kommen, wo die Engländer einsehen werden, daß es in der deutschen Literatur noch etwas Besseres gebe, als Kotzebue'sche Empfindsamkeit. Das Blackwoodsche und das Londoner Magazin haben bereits viel gethan, um das Publikum über diesen Punkt aufzuklären; durch das letztere sind vier besonders seit Kurzem unser Jean Paul und Lichtenberg der brittischen Leseweit vorgeführt worden, von deren Daseyn nur wenige etwas ahneten, und Lichtenbergs Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche soll bereits im Druck seyn; ein Werk, welches gewiß den allgemeinsten Beyfall erlangen muß. Schwerer würde es seyn, eines der Werke des Ersteren zu übersetzen und dem hiesigen lesenden Publikum allgemein schmackhaft zu machen; dennoch glaubt Referent, daß etwas der Art im Werke ist, und zwar von de Quincey, dem Verfasser der Bekenntnisse des englischen Opiumessers. — Vor ein paar Tagen wurde im Unterhause der Vorschlag gemacht, die Art der Prozeduren im Kanzleygerichtshofe zu untersuchen, in welchem Prozesse so in die Länge gezogen werden, daß es bey den Boxern z. B. heißt, wenn sie sagen: ein Mann hat seinen Kopf in der Kanzley, sein Gegner habe ihn unterm Arme und könne ihn nach Herzenslust knuffen, und im gemeinen Leben ein Kanzleyprozeß, sprichwörtlich, eine endlose Plage bedeutet. Ein zehnjähriger Prozeß mit 1000 bis 2000 Pfunden Unkosten ist eine Kleinigkeit; und wer nicht zwanzig bis 30 Jahre drin hängen bleibt, und 5 bis 10000 Pfund drin hängen läßt, darf von Glücke sagen; so, daß um weniger als etlichen hundert Pfunden nicht leicht ein redlicher Mann dingert, wenn er nicht durch irgend einen Schurken dahin getrieben wird. Ein unredlicher Kurator, Sachwalter oder Vormund darf nur die Kanzley nennen, um meistens seinen Klienten oder Mündel zu beschwichtigen, und ein Reicher darf nur einem Aermeren mit einem Kanzleyprozesse drohen, um ihn zur Annahme seiner eigenen Bedingungen zu nöthigen. Und dennoch findet man, aus Mangel eines andern Hofes, wo man nach Billigkeit statt nach geschriebenen Gesetzen richtet (Court Equity), beständig zwischen 3 und 400 Prozesse dort anhängig und im Durchschnitte eine Summe von 20 bis 30 Millionen Pf. Sterl. so zu sagen mit Beschlag belegt. Der Fehler indessen liegt nicht so sehr an dem Kanzler, als an den Formen des Gerichtshofes, aber man behauptet, der Kanzler, welcher zugleich Siegelbewahrer, Staatsminister und Präsident des Oberhauses ist, und großen Einfluß genießt, habe erklärt, er würde augenblicklich seinen Aemtern entsagen, wenn man seinen Gerichtshof, über den er fünf und zwanzig Jahre mit dem Rufe der größten Unparteylichkeit, aber ohne die geringste Verbesserung, zur Förderung der Gerechtigkeit, gewaltet hat, im Geringsten antasten, oder dessen Einrichtung untersuchen sollte. — Die Mißbräuche müssen also für's erste noch fortbestehen. Einer der größten Mißbräuche ist das Recht, welches sich der Kanzler angemaßt hat, den moralischen Werth eines Buches in Betrachtung zu ziehen, ehe er den Verfasser oder Eigenthümer gegen den Nachdrucker in Schutz nehmen will. Auf diese Weise machte er Byrons Kain und Lawrenzens Vorlesungen so zu sagen vogelfrey. Ein solches eigenmächtiges Verfahren mit dem Eigenthum eines Unterthans scheint geradezu dem Geiste der brittischen Verfassung zu widersprechen. Aber das Uebel, welches diese scharfe Maßregel hemmen sollte, wird nur noch ärger gemacht; denn einige Drucker bemächtigten sich der beyden Werke und verbreiteten sie wie Paine's, Mirabeau's und Volney's Schriften um geringe Preise unter das gemeine Volk, welches dieselbe sonst nie würde zu Gesichte bekommen haben. — Vor ein paar Tagen bat eine katholische Frau bey einem hiesigen Friedensgerichte um einen Befehl an ihren Mann an, daß er sie und ihre Kinder unterstütze. Es zeigte sich, daß er vor zwölf Jahren von einem katholischen Priester in London, aber nicht in der Anglikanischen Kirche, mit ihr getraut wurde. Der Friedensrichter schickte ihm also den Befehl, nicht seine Frau und Kinder, sondern seine Bastarde zu versorgen. Denn so lautet das Gesetz: Ehen, von katholischen Priestern in Irland gestiftet, sind gültig in Irland sowohl als in England; dergleichen Ehen aber in England geschlossen, sind weder hier noch dort gültig. Dieß die Liberalität des neunzehnten Jahrhunderts!!!

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Nr. 58.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. Juli 1823.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco.

(Lord Byron's Schreiben aus Pisa, in Nro. 5. dieses Blattes enthalten, und einige andere Nachrichten in den Tagebüchern neuerer Reisenden in Italien, haben unsere Aufmerksamkeit auf die Kunstleistungen der alten florentinischen Maler hingelenkt und uns den Wunsch eingeflößt, mit den nähern Lebensumständen jener Veteranen der Kunst bekannter zu werden. Wir sahen uns vorzüglich auf Vasari's Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori e Architetti hingewiesen und freuten uns, außer den gewünschten, sehr fleißig gesammelten Notizen über jene Maler, einen so einfachen, schlichten, treuherzigen Erzähler gefunden zu haben. So bekannt nun Vasari's Biographien jener Künstler den eigentlichen Kunstgelehrten seyn werden und müssen, so fanden wir doch weder eine deutsche Uebersetzung dieser Lebensbeschreibungen, noch irgend ein Werk, in welchem man Vasari's Nachrichten umständlicher benutzt hätte. Wir gedenken daher seine Biographien der alten florentinischen Maler in einer angemessenen Bearbeitung in diesem Blatte nach und nach niederzulegen, und beginnen mit dem durch seine Talente in der Kunstgeschichte, und durch seine heitere Laune in den Novellen der Italiener so bekannten Buffalmacco, dem Giotto, Orgagna u. A. folgen werden.)

Buonamico di Cristofano, „Buffalmacco" (zu deutsch „Scherz in Fülle") genannt, im Jahr 1262 geboren, war ein Schüler des Florentiners Andrea Tafi (nach andern des Taddeo Gatti) und spielt in den berühmten Novellen des Giovanni Boccaccio, als ein Mann voller Scherz und Possen, eine anziehende Rolle. Er war ein inniger Freund von Bruno und Calandrino, Maler und heitern, fröhlichen Geistes, wie er. Man kann aus seinen in ganz Toscana verstreuten Werken sehen, daß er als Maler Talent und Scharfsinn besaß. Um mit den Jünglingsjahren des Buffalmacco zu beginnen, setzen wir hierher, was Franco Sanhetti in einer seiner Novellen (Nov. 191.) von ihm erzählt. Als Buffalmacco bey Andrea in der Lehre war, hatte der genannte Meister die Gewohnheit, wenn die Nächte lang waren, vor Tag aufzustehen, die Arbeit zu beginnen und zu diesem Zwecke auch seine Lehrlinge zu wecken. Buffalmacco war sehr unzufrieden, sich stets geweckt zu sehen, wenn er gerade am besten schlief; er dachte daher auf ein Mittel, seinen Meister von dem frühen Aufstehen und Arbeiten abzubringen und fing dieß an, wie folgt. Er fand in einem Gewölbe gegen dreyßig große Käfer und heftete auf den Rücken eines jeden derselben mit Wachs oder dergleichen ein kleines Licht; als die Stunde kam, in welcher Andrea aufzustehen pflegte, brennte er die Lichter an und ließ durch eine kleine Oeffnung an der Thüre eines dieser Thierchen nach dem andern in das Gemach des Meisters. Andrea wachte auf und begann, die vielen Lichtchen auf dem Boden tanzen sehend, dazu alt und von Natur sehr furchtsam, am ganzen Leib zu zittern, zu beten, seine Seele Gott und allen Heiligen zu empfehlen und den Kopf unter der Decke zu verstecken. Buffalmacco wurde dieses Mal nicht geweckt; der Meister erschien nicht eher, als bis der Tag längst angebrochen war. Als er endlich herauskam, fragte er Buonamico, ob er denn auch gleich ihm die vielen Tausend kleinen Teufel gesehen habe. Buonamico sagte nein, er habe die Augen fest geschlossen gehabt und sich gewundert, daß man ihn nicht geweckt und an die Arbeit gerufen habe. An die Arbeit? rief Andrea: ich hatte etwas ganz Anderes im Sinne, als das Malen, und bin fest entschlossen, dieses Haus auf alle Weise zu verlassen und ein anderes zu miethen. In der folgenden Nacht schickte Buonamico nur drey Käfer in Andrea's Zimmer, der denn unter den Schrecken der vergangenen Nacht und in Gesellschaft dieser wenigen Teufelchen kein Auge schloß. Es war kaum Tag, so verließ er schleunig das Haus, entschlossen, nie wieder dahin zurückzukehren. Es bedurfte vieles Zuredens, um ihn von diesen Gedanken abzubringen. Buonamico führte ihm den geschicktesten Geistlichen in dem Stadtviertel zu, um ihn trösten zu lassen. Als darauf Meister und Lehrling über den Vorfall redeten, bemerkte Buonamico: „Ich habe immer gehört, daß Gottes größte Feinde die bösen Geister sind und daß sie folglich

auch die erbittertsten Gegner der Maler seyn müssen: denn, außer dem, daß wir diesen Dämonen stets die scheußlichsten Gestalten geben, malen wir ja nichts als Heilige auf Wände und Holz, und helfen so die Menschen frömmer machen, zum großen Verdruß jener Teufel. Die Gewalt, welche ihnen aber in der Nacht gegeben ist, benutzen sie gegen uns und werden Euch wohl noch schlimmer mitspielen, wenn Ihr das frühe Aufstehen und Wecken nicht einstellt." Diese Worte, welche der Geistliche bekräftigte, hatten den Erfolg, daß der Meister das frühe Aufstehen, und die kleinen Geister ihre nächtlichen Besuche einstellten. Die Sache verbreitete sich in der Stadt und es schrieb sich die Gewohnheit der Maler daher, nie vor dem vollen Morgen an die Arbeit zu gehen.

Als Buffalmacco sich hinlängliche Kenntnisse in seiner Kunst erworben hatte, verließ er Andrea Tafo und begann für sich zu arbeiten, wo es ihm nicht an Beschäftigung fehlte. Er miethete sich ein Haus und kam neben einen Wollenweber zu wohnen, dessen Frau sich immer nach Mitternacht, wenn Buonamico kaum schlafen gegangen war, erhob und an ihr Spinnrad setzte. Unglücklicherweise pflanzte sie sich stets an die Wand, an welcher Buffalmacco's Bett stand und spann die ganze Nacht an ihrer Wolle fort. Da der Maler dadurch sich alles Schlafs beraubt sah, so besann er sich, wie er der Sache abhelfen könne. Er bemerkte bald, daß hinter der Ziegelmauer, welche seine Wohnung von der des Nachbarn schied, der Herd seiner Nachbarin war, und daß er durch eine Spalte sehen konnte, was diese am Feuer mache. Er durchbohrte einen Stock, gab acht, wenn die Frau ihr Feuer verließ und that dann vermittelst des Stockes so viel Salz, als er mochte, in die Töpfe der Nachbarin. Wenn sich nun der Wollenweber an den Tisch setzte, um zu essen, so fand er bald die Suppe, bald das Fleisch versalzen. Ein oder zwey Mal hatte er Geduld und brummte nur was weniges. Als er aber sah, daß das nichts half, drohte er der armen Frau, die in Verzweiflung war, da sie mit dem Salzen ihres Kochwerks umzugehen zu wissen glaubte, gar hart mit dem Stock; endlich, weil das Versalzen gar nicht nachließ, ließ er sie wirklich die Härte des Rohres fühlen, worüber die Frau laut zu weinen und die Nachbarn um Hülfe anzurufen anfing. Unter denen, welche sie rief, war auch Buffalmacco; er kam und ließ sich die Sache nach der Länge und Breite erzählen. Als er alles gehört hatte, sagte er zu dem Wollenweber: „Wahrlich, Freund, Ihr seyd unbescheiden. Ihr beklagt Euch, daß Euer Essen Morgens und Abends versalzen sey, und ich wundere mich, daß Eure gute Frau überhaupt etwas Eßbares kochen mag. Ich weiß nicht, wie sie sich den Tag über hindurch auf den Füßen erhält, wenn ich bedenke, daß sie die ganze Nacht an ihrem Spinnrade sitzt und wie ich glaube, kaum eine Stunde schläft. Macht, daß sie es aufgibt, um Mitternacht aufzustehen, und laßt sie gehörig ausschlafen, so werdet Ihr sehen, daß sie Eure Suppen kocht, wie sich's gebührt." Er wandte sich nun an die andern Nachbarn, die ihm recht gaben und seinen Rath priesen. Der Weber glaubte seinen Worten und befahl der Frau, nicht mehr vor Tag aufzustehen. Die Suppe war von nun an nicht mehr unvernünftig gesalzen, es wäre denn, daß die Frau einmal zu früh aufgestanden wäre, wo denn Buffalmacco sogleich wieder zu seinem Mittel griff und sich so endlich völlige Ruhe verschaffte.

Zu den ersten Arbeiten Buffalmacco's zu Florenz gehören die Malereyen in dem Nonnenkloster von Faenza, wo heutzutag das Castello di S. Giov. Battista steht. Die ganze Kirche war von seiner Hand gemalt. Unter andern Darstellungen aus dem Leben Christi malte er auch den Mord der unschuldigen Kinder, und stellte die verschiedenen Leidenschaften der Menschen sehr lebendig dar. Er wußte vorzüglich in einigen Ammen und Müttern, welche die Kinder den Mördern zu entreißen suchen, Zorn und Wuth, Liebe und Schmerz geschickt auszudrücken. Jene Kirche ist jetzt zerstört, aber man bewahrt noch ein altes Blatt, auf welchem Buffalmacco's Zeichnung von diesem Morde von seiner eigenen Hand zu sehen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Römische Alterthümer in Salzburg.

Von Fr. S. K.

(Beschluß.)

Wir wollen demnach die vorzüglichsten aus den neuerlichen Grabungen hervorgegangenen Gegenstände gedrängt berühren:

Sie bestehen in Ringen von Gold und andern Metallen, auf deren Plättchen von verschiedenen schönen und seltenen Steinarten man entweder im bas-relief oder eingeschnitten, Figuren und Köpfe unendlich klein erblickt. Einer dieser Ringe bildet ein Herz von goldpunktirter hellbrauner Steinart, oder Schmelze, worauf das Auge wohlgefällig verweilet. Dieses Herz wird durch ein silbernes Deckelchen geschützt. Weiter finden sich Siegelringe, worunter ein massiver, umfassender, augenscheinlich von Eisengehalt, gestanden zu haben scheint, welcher wahrscheinlich ein Amtsvorstehers-Siegel gewesen seyn mag. Auf den vier Blättchen stellen sich Embleme, welche für die Colonie-Verhältnisse der von den Römern unterjochten Provinzen und deren Regierung einen Fingerzeig geben, im grazien Zustande dar.

Viele Münzen römischer Imperatoren (die geschichtliche Bekräftigung der Aechtheit der Virgilsteinischen Alterthümer) Unguenten, Phiolen von Glas und Thon, Gebilde von

Vögeln aus Glas, Bruchstücke von langbehalsten Krügen mit Henkeln von rothgelbem Thone, Gefäße, Schalen, Urnen in verschiedenartigen gefälligen Formen vom feinstem Glase und farbigem Thone; derley Bruchstücke von Thon mit eingedrückten Namen, Prädikaten und sonstigen Eigenschaften; schön gebildete Lampen mit auf dem Rücken aufscheinenden Namen und Figuren von röthlichem, gelbem, weißem und grünem Thone; Figuren von Pferden, Hunden, Vögeln, Tauben, Hasen, von Opferthieren aus verschiedenen Thonarten; Schlüssel, Glöckchen, Griffel, Dekorationen ꝛc. aus weißem und gelbem Metalle; eiserne Instrumente zur Auffassung der Asche der verbrannten Leichname in die Urnen; Reinigungsinstrumente, die Montfaucon Strigulae nennt, zur Säuberung vom Schmutze, und den Salben, mit welchen sich die Badenden zu bestreichen pflegten; eine Gattung Dolche in der Länge von 11 Zoll einschließlich des Griffes; Beile, gekrümmte Messer, Balsam- und Thränen-Gläschen: — alle diese höchst mannigfaltigen Gegenstände sind Resultate der neuern Nachgrabungen. Hierzu gesellen sich ferner viele zum Theil höchst komische auf thönernen Platten stark erhoben gearbeitete charakteristische Gebilde meist ägyptischer und indischer Gattung mit Hieroglyphen, so wie man z. B. auf einer Platte von schwarzem Thone den sogestalten Abdruck des Osiris, auf einer andern jenen der Isis findet. Auf zwey ähnlichen Platten drücken sich die Büsten eines Mannes und eines lieblichen Frauenzimmers aus, um deren Umrisse folgende Inschriften laufen, die wir sammt ihren grammatikalischen Unrichtigkeiten hier getreu aufführen, und zwar um den Kopf des Mannes:

PATERNIVS
QUATVORVIRI I
VIALES.

um den weiblichen Kopf liest man folgendes:

PATERNIANA VLORENTINA.

Auf dem Nonnberge zeigt sich noch heut zu Tage an der Klostermauer eine in einem quer eingemauerten Steine gehauene Inschrift, worauf eben dieser Familien-Name erscheint, und auf eine Blutsverwandschaft mit dem Paterius und der Paterniana zu Birgelstein hinführen dürfte.

Das Gebilde eines ägyptischen Oberrichters mit vielen Hieroglyphen drückt sich in Karikatur und komischer Attitude auf einer grauen Thonplatte erhoben aus. Ein Kopf mit sehr hoher Stirne, welche ein hoher Helm ziert, worauf man zwey übers Kreuz gelegte Schlangen mit einem Halbmond in der Mitte erblickt, halbgeschlossene, in ihren Umrissen ziemlich ausgebreitete Augen, eine lange, an den Oeffnungen breite Nase, ein weit geöffneter Mund mit hervorgeschlagener Zunge, ein breites mit einem Unterhaue versehenes Kinn machen die seltsamen Bestandtheile aus. Unter dem Halse, welches ein Gekröse umgibt, hängt eine sehr breite Kette, oder ein links und rechts herab, laufendes Band, an dessen Zusammenlauf eine Kugel befestigt ist. An der Stelle der Arme gehen zwey Köpfe hervor. Ohne Zweifel eine bedeutungsvolle mythische Ausführung.

Die Büste eines Mannes in hoch hervorragender Arbeit auf einer grauen Thonplatte. Trefflicher Ausdruck, Würde, Hoheit, tiefes Nachdenken liegt in diesem Angesichte. An beyden Seiten der Büste erblickt man Embleme von Helmen, Panzern, Lanzen ꝛc. Der Kopf scheint mit einer Gattung Turban bedeckt; den Mund umgiebt ein Schnurrbart.

Das sonderbare Bild eines indischen Pagoden (Dämon) mit grotesken Gesichtszügen, mit der Tiara der Alten und mit Widderhörnern, die Lippen bis an die Ohren hingedehnt, mit einem Körper, dessen untere Theile in ein mit Zotten bewachsenes Thier verwandelt erscheinen, stellt sich ebenfalls auf einer grauen Thonplatte im Relief dar.

Auf einer Platte von lichtgrauem Thone erblickt man die Abbildung einer egyptischen Mumie. Rechts bey der Figur erscheinen die Buchstaben A. M. T., über und unter den Buchstaben Druidenfüße und Sterne ꝛc., links endlich der Buchstabe S. Die anderen noch vorhandenen sind unkenntlich.

Ferner ist eine Figur zu bemerken, in welcher man ein nacktes ägyptisches Idol wahrnimmt, dessen Gesichtszüge denen eines Pavians gleichen; dann eine andere groteske, sehr gut gearbeitete Figur von Thon mit hoher Stirne, und einer fürchterlichen Hautwulst über die Nase, mit Menschenaugen, breiter Nase, weitem thierischen Munde, eingefallnen Kinnbacken, mit Fledermaus-Ohren und Widderhörnern.

Eine ähnliche gräuliche Figur, in Form einer Büste von schwärzlich grauem Thone, zog vorzüglich die Aufmerksamkeit der Antiquare auf sich; in ihrer Physiognomie liegt ein Gemisch von menschlich-thierischen Zügen; eine haarige Stirn, Ohren und Augen der Katze, Nase und Mund des Menschen. Von der Brust bis an den Mund windet sich eine 16 Zoll lange Schlange, welche einen Apfel im Maul zu halten scheint.

Ein gut ausgebildeter, geschnäbelter Kahn von grauer Thonerde, in welchem eine Figur liegt, die man für Osiris hält. Außer dem Kahne sizt eine weibliche Figur mit Schmerzgefühl auf den Kahn hinblickend.

Ein kleines Plättchen von Elfenbein enthält die Gruppe zweyer Kinder, welche eine Traube in einen Pokal ausdrücken; so wie ein anderes ähnliches die Vorstellung von Vulkans Werkstätte.

Mehrere Aetischocken aus weißem Marmor finden sich in verschiedenen Gestaltungen vor. Es scheint, daß Obelisken und Aetischocken bey Anlagen von römischen Monumen-

ten sehr beliebt gewesen seyen; durch erstere wollten die Römer vielleicht die Götter des hohen Olymp, durch lezt-tere das Feuer, und durch die auf den Obelisken angebrach-ten Kugeln vielleicht die Sonne ausdrücken.

Das Gebilde einer nackten, im Naturstande befindli-chen Weibsperson gab vor allem zu ausgebreiteten antiqua-rischen Discussionen Anlaß. Sie hat ein ovales Gesicht, niedere Stirne, das Haupt ist mit einem Bunde bedeckt, worauf sich ein über die Schultern sich hinabdehnender Schleyer befindet; sie hat eine breite Nase und breiten Mund, ein langes volles Kinn, große Augen-Umrisse, eine bis an den Mund hinaufgezogene Hand, in der andern eine an dem Fuße gelagerte Leyer, Harfe, oder Schild haltend, endlich einen Körperbau mit langer Taille. Hier fragt sich, wie diese Gebilde ins Norikum, und nach Juvavia gekom-men? Es scheint, daß, so wie die Sitten und Gebräuche der Aegyptier aus Indien ihren ersten Ursprung erhielten, die Römer viele religiöse Gebräuche und Gewohnheiten der Aegyptier, den Kultus ihrer grotesken Phantasiegeburten aus den unterjochten Provinzen in ihre Hauptstadt brach-ten; so wie sie z. B. den Anubis der Aegyptier später als Mercur verehrten.

Das im Jahr 1819 hervorgegrabene Kopfstück einer Vestalin von weißem Marmor ist das Produkt eines kunst-vollen Meißels; schade, daß Lippen und Nase etwas ver-lezt sind.

Drey kleine Schalen von grauem Thone sind äußerst zart gearbeitete mit geschmackvollen Verzierungen verse-hene Pieces.

Alle bisher erwähnten Gebilde haben eine beyläufige Höhe von 6 — 16 Zoll.

Endlich muß hier noch die mit trefflicher Präcision aus terra sigillata gearbeitete zwey Schuh hohe Büste eines Mannes, dessen Gesichtszüge und Bekleidung eine hohe priesterliche Würde ausdrücken, in ehrenvolle An-regung gebracht werden. Auf der Stirn, welche mit der Tiara oder Mitra geziert ist, kann man das Prädikat Excessus in hebräischer Sprache eingedrückt finden. (?) Die weitere Büste von derselben Erde, ein Bildniß des Kaiser Gratian vorstellend, scheint von minderem Werthe.

Zum Schlusse berühre ich nur noch einen Opferaltar (Ara) welchen ein Vennstinus dem Jovi optimo maximo (J. O. M.) gewidmet hatte.

Es müßten hier noch viele aus den Birgelsteinischen Sepulkreten hervorgegrabene Alterthümer zur Sprache ge-bracht werden; indeß sey es genug zu bemerken, daß so-wohl hierüber, als über die Resultate der künftigen Nach-grabungen auf Juvavia's klassischem Boden ein eigenes ausführliches Werk ähnlich dem über die herkulanensischen Ausbeuten erscheinen wird. Es ist für die Freunde der Alterthumskunst tröstlich zu wissen, daß auf einer mit dem Grabungsplatze in nächster Verbindung stehenden An-höhe des Birgelstein, oder Rosenegger Hügels alle jene Urnen und Steingebilde von größerer Art aufgestellt wer-den. Diese Monumente sind rings um die Büste eines Hermes aufgestellt und haben eine von dem dort bekann-ten vaterländischen Dichter Susan entworfene passende In-schrift.

Nebst diesen dem Boden des einstigen Juvavia eigen-thümlichen reichhaltigen archäologischen Schätzen findet man hier auch römische Ueberreste des kärntnerischen Virunum, welche bereits in früheren Jahren nach Salzburg gewandert waren. Hierüber ein andermal.

K.

Subscriptions-Anzeige.

Wem könnt' es entgangen seyn, daß kein Einziger der gemüthvollen Maler des funfzehnten Jahrhunderts die hohe Seelenschönheit des Giovanni Angelico da Fiesole erreicht hat. Eines der schönsten unter den Werken dieses Meisters ist jenes in kleinen Figuren gemalte Leben Jesu Christi, welches ehemals die Silberschränke der S. Nun-ziata zu Florenz zierte und nunmehr ebendaselbst in der öffentlichen Kunstschule aufbewahrt wird.

Die Kupferstecher, Gio. Bapt. Nocchi und Jo-hann Metzger haben die Bekanntmachung dieses treff-lichen Werkes unternommen. Da ihnen die Erlaubniß ertheilt worden ist, davon Durchzeichnungen zu nehmen und die Platten nach den Originalien zu vollenden, so werden die Kupferstiche genau die Größe der Gemälde halten.

Der Kupferstecher Nocchi wird, um die Ausführung zu beschleunigen, einige dieser Blätter andern, doch ver-dienten Kupferstechern auftragen.

Je drey dieser Blätter werden ein Heft ausmachen. Jedes Heft wird den Subscribenten zehn Paoli (etwa einen Laubthaler) zu stehen kommen.

Die Abdrücke vor der Schrift werden jedoch das Dop-pelte, oder zwanzig Paoli kosten. Es werden nur funfzig Abdrücke vor der Schrift abgezogen werden.

Das ganze Werk wird aus zwölf Heften bestehen, also den Subscribenten 120 Paoli, dahingegen im Handel 160 Paoli kosten. Man verspricht zu Ende des Werkes das Leben des Malers gratis nachzuliefern.

Die Subscription wird im Studium des berühmten Morghen, bey Johann Metzger, via Valfonda no. 4426. und bey allen auswärtigen Kunst- und Buchhandlungen angenommen.

Florenz, den 1. März 1823.

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. Juli 1823.

Tief ihnet die Weise, es klaget so bang,
Es ist der Gefallenen Todesgesang.
Walter Scotts Fräulein von See.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der wohlbekannte Klang des Schottisch-Französischen war in den Tavernen um Plessis so bekannt, wie der des Schweizer-Französischen in den modernen Guingettes von Paris: er wurde sogleich, mit der Schnelligkeit der Furcht und Eile, gehört und befolgt. Eine Flasche Champagner stand bald vor ihnen, aus der der Aeltere einen tüchtigen Zug that, während der Jüngere nur mäßig nippte, um seines Oheims Höflichkeit zu erwidern, indem er entschuldigend sagte, er habe an dem Morgen bereits Wein getrunken.

„Das wär' eine geltende Entschuldigung im Munde deiner Schwester gewesen, lieber Neffe," sagte Le Balafré: „Du mußt den Weinkrug weniger fürchten, wenn du einen Bart bekommen willst und dich einen Soldaten nennen. Doch, komm — komm — schnalle dein schottisches Felleisen auf — gib uns Nachrichten von Glen-Houlakin — was macht meine Schwester?" —

Todt, lieber Oheim! antwortete Quentin betrübt.

„Todt!" wiederholte der Oheim mit einem Tone, der eher Staunen als Mitgefühl ausdrückte: „Sie war doch fünf Jahre jünger als ich, und ich habe mich in meinem Leben nicht besser befunden, als jetzt. Todt! die Sache ist unmöglich. Ich habe nie Kopfweh gehabt, ausgenommen, als ich meinen zwey- oder dreytägigen Urlaub mit den Brüdern der fröhlichen Wissenschaft ausgeschlafen hatte — und meine arme Schwester ist todt! — Und dein Vater, lieber Neffe, hat dieser wieder geheirathet?"

Und ehe der Jüngling antworten konnte, las er desselben Antwort in seinem Erstaunen über diese Frage und sagte: „Wie, nicht? Ich hätte geschworen, daß Allan Durward kein Mann wäre, der ohne Frau leben könnte: er hatte sein Haus gern in der Ordnung, und sah eine hübsche Frau auch nicht ungern; auch war er etwas pünktlich . . . in allem dem war die Ehe eine sehr hülfreiche Sache. Nun, ich sorge wenig für diesen Trost, und ich kann eine schöne Frau sehen, ohne an das Sakrament der Ehe zu denken — ich bin kaum heilig genug für so was."

Ach, lieber Oheim, meine Mutter war ein ganzes Jahr Wittwe, als Glen-Houlakin von den Ogilvies bedrängt wurde. Mein Vater und meine zwey Oheime, und meine zwey ältern Brüder und sieben meiner Verwandten, und der Harfner und der Vogt, und noch sechs andere unseres Stammes wurden in der Vertheidigung des Schlosses getödtet, und in ganz Glen-Houlakin brennt kein Heerd mehr, und steht kein Stein mehr.

„Kreuz des heiligen Andreas!" sagte Le Balafré: „Das nenn' ich einen Angriff. Diese Ogilvies waren immer schlechte Nachbarn gegen Glen-Houlakin: — das endete übel — aber Kriegesschicksal — Kriegesschicksal! Wann trug sich dieß Unglück zu, lieber Neffe?" — Bey diesen Worten that er einen vollen Zug aus der Flasche und schüttelte den Kopf mit großem Ernst, als sein Verwandter

sagte, seine Familie sey am lezten Feste des heiligen Judas besiegt und zu Grunde gerichtet worden.

„Da sehe man!“ sagte der Krieger: „Ich behaupte, daß das Alles Schicksal ist — an demselben Tage haben ich und zwanzig meiner Kameraden das Schloß von Roche noir dem Amoury Bras de fer, einem berühmten Kriegsmann, von dem du gehört haben mußt, durch Sturm weggenommen. Ich tödtete ihn auf seiner Thürschwelle, und gewann mir so viel Gold, als diese schöne Kette ausmacht: die noch einmal so lang war, als sie jezt ist — und das erinnert mich, einen Theil davon an einen frommen Diener Gottes zu senden. Hierher, Andrew — Andrew!“

Andrew, der Trabant, trat ein, fast wie der Bogenschüze selbst, nur weniger reich und glänzend gekleidet, die Haube ohne Federn, und der Waffenrock von Serische oder grobem Tuch, statt des reichen Sammts. Valafré nahm die Kette von seinem Hals, riß ungefähr vier Zoll davon mit seinen festen, kurzen Zähnen ab, und sagte zu seinem Diener: „Hier, Andrew, bring' das meinem Vetter, dem guten Pater Bonifaz, dem Mönch von St. Martin — grüß' ihn schön von mir — sag' ihm, daß mein Bruder und meine Schwester und einige Andere meiner Familie todt und hinüber gegangen sind, und daß ich ihn bitte, so viele Messen für ihre Seelen zu lesen, als der Werth dieser Kette ihm gestattet, und alles Uebrige zu thun, was nöthig und nüzlich seyn kann, sie aus dem Fegfeuer zu erretten. Und hörst du, da es rechtschaffene und von aller Ketzerey freye Leute waren, so mag es seyn, daß sie ihre Buße jezt schon überstanden haben, so daß nur wenig nothwendig ist, sie ihrer Strafe zu überheben; in dem Falle, siehst du, sage ihm, daß er das Gold anwenden soll, einem Stamm, der sich Ogilvie nennt, zu fluchen, in so fern die Kirche demselben am besten ankommen kann. Hast du all das verstanden, Andrew?“

Der Trabant nickte.

„Gut, dann gib acht, daß keines der Glieder der Kette den Weg zum Weinhaus findet, ehe sie der Mönch in den Händen hat: denn wenn das der Fall wäre, so wirst du den Sattelgurt und den Knieriemen fühlen, bis du so weich bist, wie St. Bartholomäus. Doch halt, dein Auge ist fest auf die Flasche gerichtet, und du sollst nicht weggehen, ohne sie gekostet zu haben.“

Er füllte einen schäumenden Becher, den der Trabant austrank, und abging, um seines Herrn Gebot zu vollziehen.

„Und nun, lieber Meß, laß uns hören, wie es dir bey dieser unglücklichen Geschichte erging.“

Ich focht den Kampf aus unter denen, die älter und stärker waren, bis wir Alle überwältigt waren; ich hatte eine schwere Wunde erhalten.

„Keinen schlechtern Hieb, als ich selbst vor zehn Jahren erhielt,“ sagte Ludovic: „sieh der, nie hat eines Ogilvie's Schwert eine so tiefe Furche gepflügt.“

Sie pflügten tief genug, versezte Quentin traurig: aber sie waren endlich erschöpft, und meiner Mutter Unterhandlungen bewirkten Gnade für mich, als man mich fand, verblutet und dem Tode nah; und obgleich ein gelehrter Mönch von Uberbrothock, der zufällig in der verhängnißvollen Zeit unser Gast war, und während des Gemezels kaum dem Tode entrann, Erlaubniß erhielt, meine Wunden zu verbinden und mich in Sicherheit zu bringen, so geschah dieß doch nur unter dem Versprechen, das meine Mutter und er ablegten, daß ich ein Mönch werden sollte.

Quentin war aber für diesen Beruf nicht geschaffen, und nachdem er seine Mutter verloren, verließ er Schottland, um im Ausland sein Glück zu machen. Das Schicksal begünstigt ihn, denn er handelt männlich und vorsichtig: er rettet den König bey einer Eberjagd, wird unter den schottischen Bogenschüzen seiner Wache eingereiht, und zu Geschäften von Belang und Bedeutenheit gebraucht. Am Ende des ersten Bandes übergibt Crevecoeur, ein braver burgundischer Abgeordneter, eine Kriegserklärung von seinem Herrn, dem Herzoge; aber Ludwig ist unentschieden, und vertraut, um einen Theil der Gründe dieses Kampfes von sich abzuwälzen, Quentin die beyden Frauen, Hameline und Isabella, um sie dem Bischof von Lüttich in Schuz zu geben, während er eigentlich beabsichtigt, sie durch Wilhelm von der Mark, einen geächteten Krieger, anderweitig in Sicherheit bringen zu lassen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsezung.)

Die Stellung des Mondes zwischen der Erde und der Sonne heißt Neumond, weil er nun bald, nachdem er etwa fünf Tage unsichtbar gewesen ist, sich der Erde von neuem zeigt: seine hintere Seite ist von der Sonne beschienen, die uns zugekehrte liegt in seinem eigenen Schatten, und die Strahlen der Sonne, die den Mond umgeben, machen ihn ganz unsichtbar. Einige Tage nachher ist der Mond so weit nach der linken oder östlichen Seite gerückt, daß rechter Hand ein Theil seiner von der Sonne erleuchteten Hälfte uns in der Gestalt eines Silberfädens sichtbar wird: diese Phase des zunehmenden Mondes, in dessen Höhlung man, wie der Bauer sehr richtig bemerkt, mit der linken Hand greifen kann, erweitert sich immer mehr, und erhält sieben Tage nach dem Neumonde die Gestalt eines Halbkreises und den Namen des ersten Viertels. Die Lichtgrenze, die den hellen Theil des Mondes von dem dunkeln scheidet, und die bisher hohl gewesen war, jezt aber

zur geraden Linie geworden iſt, nimmt nun eine erhabene oder nach außen gehende Krümmung an, die ſich immer weiter über den dunkeln Theil des Mondes ausdehnt; und fünfzehn Tage nach dem Neumonde erſcheint der Vollmond wie eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe: denn da die Erde ſich gerade zwiſchen ihm und der Sonne befindet, ſo zeigt er uns ſeine ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte. Da der Mond ſich noch immer weiter nach der linken Seite bewegt, ſo wendet ſich uns an der rechten Seite nach und nach ein Theil ſeiner dunkeln Hälfte zu: der erleuchtete Theil nimmt ab, die erhaben gekrümmte Lichtgrenze wird nach ſieben Tagen zur geraden Linie, und der helle Theil erhält mit der Geſtalt eines Halbkreiſes den Namen des lezten Viertels. Der Mond fährt fort, ſich ſeiner Stellung zwiſchen der Erde und der Sonne zu nähern: das, was wir von ihm ſehen, nimmt ab; die Lichtgrenze erhält eine hohle Krümmung, in welche man mit der rechten Hand eingreifen kann, und die ſich immer mehr zuſammenzieht, bis endlich auch der lezte ſchmale Silberfaden verſchwindet, und nach beynahe dreyßig Tagen der neue Mond wieder zwiſchen der Sonne und der Erde ſteht, und wir ihn fünf Tage lang ganz verlieren.

Wenn der Mond einige Tage nachher links von der Sonne zuerſt wieder ſichtbar wird, ſo folgt er ihr in der allgemeinen Umwälzung des Himmels von der linken nach der rechten Seite; er geht alſo nach ihr unter, und zeigt ſich uns des Abends, und zwar immer längere Zeit, je weiter er ſich von der Sonne nach Oſten entfernt. Nach ſieben Tagen beträgt dieſe Entfernung neunzig Grad, oder den vierten Theil des ganzen Himmels, der ſich in vier und zwanzig Stunden umwälzt: das erſte Viertel geht alſo ſechs Stunden nach der Sonne, oder um Mitternacht unter. Während des zunehmenden Mondes haben wir alſo beſtändig des Abends Mondſchein, der nach dem erſten Viertel noch nach Mitternacht, und mit jedem Tage länger fortdauert. Der Vollmond ſteht der Sonne gegenüber, geht alſo mit Sonnenuntergang auf, und mit Sonnenaufgang unter, iſt um Mitternacht im Meridian, und ſcheint vom Abend bis zum Morgen. Da ſich nun der Mond der Sonne weiter nähert, ſo daß er an ihrer rechten Seite ſteht, ſo geht er mit jedem Tage ſpäter, oder kürzere Zeit vor der Sonne auf; das lezte Viertel, um den vierten Theil des Himmels von der Sonne nach Weſten entfernt, geht ſechs Stunden vor ihr, alſo um Mitternacht auf, die erſten Stunden der Nacht ſind ohne Mondſchein, und bald erleuchtet der abnehmende Mond nur die lezten Morgenſtunden, zeigt ſich uns aber den größten Theil des Tages wie eine kleine Wolke am Himmel, bis endlich aller Mondſchein aufhört, und der Neumond zugleich mit der Sonne unſichtbar auf- und untergeht.

Der eben erwähnte Umſtand hat ein äußerſt leichtes Mittel an die Hand gegeben, ein Problem aufzulöſen, welches bey dem erſten Anblick ſehr ſchwer ſcheint, nämlich die Stärke des Lichtes der Sonne und des Mondes zu vergleichen. Wenn der abnehmende Mond bey Tage ſichtbar iſt, ſo trifft es ſich oft, daß bey hellem Sonnenſchein der Himmel hin und wieder mit kleinen weißen Wolken bedeckt iſt; und Jeder von uns wird die Erfahrung gemacht haben, daß, wenn eine ſolche Wolke nicht weit vom Monde ſteht, beyde an Licht einander ſo vollkommen gleich ſind, daß man ſie nicht leicht von einander unterſcheiden kann, und daß man überhaupt den Mond beym erſten Anblick für eine ſolche Wolke hält, bis bey näherer Betrachtung der Mond ſich durch ſeine ſcharf begrenzte Kreis-Peripherie verräth. An einem bewölkten Tage iſt der ganze Himmel mit einer großen Wolke überzogen, und was wir Tageslicht nennen, iſt nichts anders, als das Sonnenlicht, welches die den Himmel bedeckenden Wolken zurück werfen: wir würden alſo dieſelbe Erleuchtung haben, wenn der ganze Himmel mit Monden bedeckt wäre, oder das Tageslicht verhält ſich zum Mondlichte, wie eine Wolke von der Größe des ganzen Himmels zu einer Wolke von der Größe des Mondes. Der ganze Himmel iſt eine halbe Kugelfläche, der volle Mond iſt eine Kreisſcheibe von ein und dreyßig Minuten dieſer Kugel im Durchmeſſer; und dieſe beyden Oberflächen verhalten ſich, nach den erſten Lehrſätzen der Geometrie, gegen einander wie hunderttauſend zu eins. Es folgt hieraus, daß das Licht des Vollmondes hunderttauſendmal ſchwächer iſt, als das Tageslicht eines dünn bewölkten Tages, mithin dreyhunderttauſendmal ſchwächer, als das Sonnenlicht ſelbſt. Wenn man vorausſetzen darf, daß die Erde und der Mond das Sonnenlicht in gleichem Grade zurückwerfen, ſo wird die Erleuchtung, welche der Neumond von der Erde erhält, ſo viel größer ſeyn, als das Licht, welches der Vollmond ausgibt, als die Erdfläche die Mondfläche an Größe übertrifft, das iſt, dreyzehnmal: das Erdlicht auf dem Monde wird alſo beynahe achttauſendmal ſchwächer ſeyn, als das Tageslicht auf der Erde, und drey und zwanzigtauſendmal ſchwächer als das Sonnenlicht auf der Erde und auf dem Monde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen aus England.

Zu Buenos Ayres befinden ſich vier Geſellſchaften, welche über die vier Zweige des Unterrichts die Aufſicht führen, in welche derſelbe abgetheilt iſt: 1) Die literariſche für die Sprachen, Metaphyſik und ſchönen Wiſſenſchaften. 2) Die mathematiſche und naturphiloſophiſche, für die Theorie ſowohl als Anwendung bey öffentlichen Werken, für die abſtrakten und gemiſchten Wiſſenſchaften. 3) Die mediziniſchen für die Arzneykunde; und endlich 4) die juriſtiſche für die Rechtsgelehrſamkeit.

Die brittische Regierung in Indien hat für die Mitglieder der Akademie der morgenländischen Sprachen zu Fort-William, welche Fortschritte in irgend einer dieser Sprachen gemacht haben, eine Prämie von 800 Rupien (ungefähr 1000 Gulden) und für besondere Fälle von 1600 Rupien ausgesezt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 1. Juni.

Gegen die Mitte des vorigen Monats verließ uns die gefeyerte Königl. Bayerische Familie wieder, deren fast sechswöchentliche Anwesenheit in Dresden erhöhten Glanz auf diese schöne Residenzstadt verbreitet hatte. Zahlreiche Beweise von Huld bezeichneten in allen Ständen dieses Scheiden, und waren äußere Erinnerungen an jene Tage, während das innere Andenken daran gewiß nie verlöschen wird. Unser Königlicher Hof begab sich dann wie gewöhnlich auf sein Lustschloß Pillnitz, und unsre Stadt ward plötzlich sehr einsam, da die Wanderungen Fremder in die böhmischen Bäder mit dem Zuge durch Dresden erst gegen Ende Juni beginnen, und viele Familien im Sommer ihre Landgüter zu beziehen pflegen. Doch war es während der Pfingstfeyertage, welche gewöhnlich die Leipziger zu ihren Ausflügen nach Dresden zu erwählen pflegen, sehr lebhaft, und nachher begann bereits das Trinken in dem Braunengarten des Dr. Struve, wo bereits über zweyhundert Personen versammelt waren, und die Morgenspaziergänge durch tägliches Konzert noch mehr verschönt wurden. Unser Böttiger gebraucht auch jezt diese Heilwasser, und scheint von den Zufällen, welche im vorigen Jahre sein theures Haupt bedrohten, ganz wieder hergestellt.

Auf der deutschen Bühne waren die schnell hintereinander folgenden Gastrollen Eßlairs die interessanteste Erscheinung des Monats May. Es ist schon so viel über diesen Künstler gesagt worden, daß es wohl unnöthig wäre, sich hier in eine weitläufige Auseinandersezung seiner Verdienste oder Mängel einzulassen. Der Beyfall, den er auch in Dresden einernte, war ungetheilt, doch fühlten die Unbefangenen recht gut, daß sein Spiel nicht stets aus dem Ganzen sey, daß er nicht selten nach Effekt hasche, daß er manche Partien vernachlässige, um andere desto glänzender hervorzuheben, und daß seine Deklamation dann und wann der Richtigkeit entbehre. Dieß lezztere war besonders im Wallenstein der Fall, wo er mehrere Stellen offenbar falsch betonte, überhaupt auch mit der ganzen Rolle weniger als mit allen übrigen von ihm dargestellten im Klaren zu seyn schien. Am vorzüglichsten gelang ihm die Erzählung des Traums, und die Art, wie er dieses geistige Gesicht vortrug, war wirklich klassisch, um so weniger konnte man aber mit dem Abgange unter der Rede: „Jezt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben" zufrieden seyn, wo er bey dem Worte „Haupt" sich wirklich mit der Hand an dasselbe schlug. Eben so ward die Stelle:

Max, bleibe bey mir! — Geh nicht von mir, Max!

Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager u. s. w.

zwar allerdings trefflich für ein Isländisches Familiengemälde, aber doch viel zu weich und ausgemalt für den Heldencharakter Wallensteins gesprochen. In der Phädra, welche zweymal dargestellt ward, entwickelte er als Theseus einen unerschöpflichen Reichthum plastischer Mittel, und stand dadurch, so wie durch seine Heroengestalt, siegprangend neben den Uebrigen da; die absichtliche Vernachlässigung mancher Stelle trat aber in französischer Manier auch hie und da ein, und benahm der Rolle die Ganzheit. Am deutlichsten und meisterhaftesten trat diese jedoch in der Dienstpflicht hervor, wo er als Kriegsrath Dallner zu der größten Bewunderung hinriß. Hier war jeder Moment ein Kunstwerk, und Alles so fest zusammenhängend, der Charakter von der ersten bis lezten Scene so ganz wahr, so einfach gehalten und doch so tief ergreifend, daß ich diese Leistung unter die vortrefflichsten, welche ich jemals gesehen habe, zählen muß. Große Wirkung brachte auch sein Wilhelm Tell hervor, den er ganz in der Natürlichkeit eines Schweizerlandmanns gab, und dadurch manche Stellen in einem neuen und wahren Lichte erscheinen ließ. Klar ward es aber auch dadurch, daß Schiller selbst in der Zeichnung dieses Charakters sich nicht ganz treu geblieben sey, indem diese Haltung desselben in einigen Scenen nicht ganz zu den Worten passen wollte. Namentlich war dieß bey dem reflektirenden Monologe im vierten Akte der Fall. Die Scene beym Schuß nach dem Apfel wollte mir am wenigsten zusagen, besonders der Punkt, wo der Knabe nach geschehenem Schusse auf Tell zueilt. Schiller schreibt ausdrücklich vor: „Tell, als er den Knaben kommen sieht, eilt ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf, in dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen." Warum that Eßlair dieß nicht, warum hebt er den Knaben seiltänzerisch doch über das Haupt, läßt ihn so hoch oben in die Arme der Umstehenden fallen, und sinkt dann ohne den Knaben zu Boden? Wir bedauerten, daß ein so gediegener Künstler um des Effekts willen, die Wahrheit, des Dichters Vorschrift, das natürliche Gefühl, das den Knaben gewiß nicht loslassen will, verletzen konnte. Ganz frey von solchem Effekthaschen war aber der geniale Künstler wieder im Otto von Wittelsbach, und gab hier ein Bild, das aus einem antiken Rahmen in seiner altertümlichen Kraft und Einfalt herausgeschnitten zu seyn schien. Herausrufen fast bey allen Vorstellungen war nur ein geringer Dank für die genußreichen Stunden, die er uns schuf, sein Andenken bleibt uns und wir hoffen auch das unsrige so innig ihm, daß er uns bald wieder eine Reihe seiner Kunstdarstellungen schenkt.

Mit dem 4. May begannen die Vorstellungen auf dem Theater am Linkeschen Bade, wie es im Sommer gebräuchlich ist, wieder. Ich finde diese Einrichtung gar nicht unzweckmäßig, besonders wenn nur eine gewisse Gattung leichter Stücke auf diesem Sommertheater gegeben wird, dagegen ernstere und höhere Kunstleistungen für das Haupttheater in der Stadt vorbehalten werden. Und so war es recht passend, die dießmalige Saison mit einem Schauspiele mit Gesang und Tanz, welches Theodor Hell nach den deux forçats unter dem Titel. die beyden Galeerensklaven, bearbeitet hat, zu eröffnen. In Paris und London hat dieses Melodram außerordentliches Glück gemacht, und auch hier ward es mit Interesse gesehen und mit entschiedenem Beyfall aufgenommen, so, daß es seitdem bereits viermal gegeben worden ist. Natürlich ist bey solchen Arbeiten fast Alles auf Effekt berechnet und hier bey mehreren Scenen und Aktschlüssen die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht worden. Scenische Anordnungen und recht artige Tänze erhoben die Wirkung des Ganzen. Herr Gärtner hatte sein kleines Ballettkorps allerliebst verwendet, besonders müssen wir den Uebertrager wegen der artigen Idee, seine Genien aus dem Mehlkasten steigen zu lassen, loben. Auch das zweyte neue Stück, welches wir in diesem Monate sahen, war von demselben fleißigen Uebersezer. Es war die Valerie des Scribe, welche derselbe in Einen Akt zusammen gezogen und mit dem Namen Clementine beschenkt hatte. Durch diese Zusammenziehung hatte das Stück offenbar gewonnen, da es in Anlage und Gang viel zu einfach ist, um eine Ausdehnung und Zerstückelung in drey Akten zu ertragen. Es rührte auch in seiner Herzlichkeit und Zartheit ungemein, und Madam Schirmer ward in der Hauptrolle der einstimmigste und wohlverdienteste Beyfall gezollt.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 58.

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 22. Juli 1823.

Reise-Literatur.

Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblentz (1791.) Ouvrage de Louis XVIII., Roi de France. Leipsic, chez Ernst Fleischer. 1823. 120 S. 8.

Es giebt unzählige Bücher, die Königen zugeeignet sind von ihren Unterthanen; hier ist der Fall einmal umgekehrt; ein König widmet seine Schrift dem Unterthan (dem Grafen d'Avaray) als ein öffentliches Denkmal der Dankbarkeit, die er für den unternehmenden Befreyer empfindet. Der Ausdruck dieser Dankbarkeit ist nicht auf die voranstehende Zueignung beschränkt, er ist der Grundgedanke der ganzen Schrift, und der gewählte Stoff entspricht diesem Zwecke. Sie enthält eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Beschreibung der Vorbereitungen zur Flucht des Prinzen aus Frankreich, der Flucht selbst, und der Reise nach den, auf dem Titel genannten Orten. *)

Der Einfall, einem reitenden Freunde auf diese Weise zu danken — wir würden ihn königlich nennen, wenn dieses Beywort nicht so oft entweiht würde durch den Curialstyl der Monarchien, der damit die unwürdigsten Personen und Sachen im Staate zu heiligen sucht, und durch die Usurpation einer hämischen Parthey, welche sich königlich-gesinnt nennt, während sie nur selbstisch gesinnt und herrschsüchtig ist. Nennen wir ihn also nicht königlich: denn in der That, er ist mehr, er ist moralisch schön, und hat selbst einen gewissen ästhetischen Reiz. Ein Monarch steigt hier gleichsam von seinem Throne herab, und betritt das Gebiet des einzigen irdischen Freystaates, wo Gleichheit ist zwischen Königen und Bettlern: das Gebiet des literarischen Freystaates. Hier, wo die Empfindung, wie der Gedanke, und der Ausdruck von beyden, aller äußeren Sanction entbehren, und nur durch ihren moralischen oder poetischen Werth um den Beyfall des Publikums werben können — hier will er dem Freunde danken; hier ihm ein Denkmal setzen, welches öffentlich sey in einem weit ausgedehnteren Sinne, als jedes andere herkömmliche Zeichen königlicher Gnade, und unverdächtiger, unzweydeutiger, als alles andere, was in monarchischen Staaten den Namen der Auszeichnung zu führen pflegt. Um diesen Preis stellt er seine geistige Persönlichkeit, sein schriftstellerisches Talent, dem freyen (gleichviel ob lauten oder stillen) Urtheile der Kenner und des Publikums blos, und zwar zunächst dem Urtheile eines französischen Publikums, welches seine Schriftsteller nach strengen und engen Regeln zu messen gewohnt ist. Wer möchte da nicht im voraus (vor der Lesung der Schrift) wünschen, daß der Roi-auteur ein Autor-Fürst, ein Dichter-König, ein König der redenden Künste sey?

Es ziemt der Kritik nicht, die Frage, welche aus diesem Wunsche nothwendig entspringen muß, bey dem Leben dieses Verfassers vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Warum nicht? wird der liebe Liberalismus fragen. Weil die literarische Republik mitten unter Monarchien existirt, und mit ihnen eng genug in Wechselwirkung steht. Das bindet sie an das Urgesetz alles Rechts: den Königen, welche ihr Gebiet betreten, die nämliche Achtung zu erweisen, welche sie von ihnen für ihre geistige Freyheit begehrt. Weil sie es ungern erträgt, daß die Monarchie die Geister ächte, welche sie (die literarische Republik) für ihre Choriphäen erkennt; daß sie deren Werke confisciere oder vom Fanatismus der Obscuranten verbrennen lasse; daß sie dem freyen Streben der Künst' und Wissenschaften die Schlagbäume einer ängstlichen oder lichtscheuen Politik entgegen stelle: eben darum muß sie, begabt vor allen Staaten mit dem großen Vorrechte, über die Todten sowohl als über die Lebendigen zu richten, Verzicht leisten

*) Im Morgenblatte soll stückweise eine Uebersetzung des ganzen Buches erschienen seyn. So versichert wenigstens der Hesperus Nr. 128, ich selbst habe sie wahrscheinlich überschlagen, wie fast alles Zerstückelte in den Zeitblättern. M.

Die vollständige Uebersetzung findet sich in Nr. 85—99. Red. d. Mol.

auf das Recht, die Schriften lebender Monarchen in eine Untersuchung zu ziehen, bey welcher sie gänzlich vom positiven Range absehen müßte, und nur allzu leicht eine Achtung schmälern könnte, welche der irdischen Majestät ein wesentliches Bedürfniß ist. Man wird dagegen nicht auf ein Repressalienrecht sich berufen wollen, wenn man bedenkt, daß von allen Unbilden, worüber die literar. Republik zu klagen hat, kaum der tausendste Theil von den Personen der Könige ausgeht.

Inzwischen darf uns obiges Rechtsgesetz nicht abhalten, hier ein schriftstellerisches Verdienst anzuerkennen, welches recht eigentlich dem Könige angehört. Es ist das unverkennbare Talent des Verfassers, den König schmucklos in das einfache Gewand der Menschheit zu kleiden, mit den Lesern genau wie ihres Gleichen zu sprechen, (z. B. S. 8: Je crois, avant de pousser plus loin ce récit, devoir prévenir un reproche que mes lecteurs sont en droit de me faire) und mit feinem Takte die zu nahe Berührung von Materien zu vermeiden, worüber die Zeit in fortwährender partheysüchtiger Bewegung ist.

Es ist, mit einem Worte, lediglich die Dankbarkeit für den redenden Freund, welche in dem ganze Buche spricht, wie in dem, gewiß jedes unbefangene Gemüth ansprechenden Schluße: J'ignore quel sera le sort de ma patrie et le mien; mais quel que soit celui, que la Providence me destine, elle ne pourra jamais m'ôter autant qu' elle m'a donné, en m'accordant un ami comme mon cher d'Avarey. Der vor uns liegende Nachdruck (rechtmäßig bey ausländischen Werken) ist ziemlich gut. In der Phrase S. 12: Cela ne laissait pas que de nous embarasser, ist das que wahrscheinlich Druckfehler.

Müllner.

Periodische Literatur.

Vorzeit und Gegenwart.

So lautet der Titel eines neuen Journals „für Geschichte, Literatur, Kunst und Dichtung," das Herr Julius Max Schottky, Prof. in Posen, mit dem Jahre 1823 im Verlage von J. A. Mank begonnen und welches den Zweck hat, Süd- und Norddeutschland und die slavischen Gebiete in literarischer Hinsicht näher mit einander zu verbinden. Herr Schottky hat gegen sechs Jahre in Wien und dem südlichen Deutschland gelebt und vieles gesammelt, was er hier niederlegen will, indem er zugleich animirt, was ihm in der Art Andere schenken wollen. Die zwey ersten Hefte, Januar und Februar, 106 und 216 S. entsprechen dem angedeuteten Zwecke vollkommen. So schildert er im ersten das Leben der deutschen Vorzeit in Wäldern und auf Bergen, so weit solches aus den ihr am nächsten stehenden deutschen Dichtern und Schriftstellern selbst hervorgeht, und mit Vergnügen findet man hier manche noch jetzt übliche Sitte schon im hohen Alterthume, z. B. den Kilpgang in den Alpen, der die Befreyung der Schweiz herbeyführen half. Wie wäre ohne die Dirne, die Melchthal'n hold war, der Roßberg so leicht eingenommen worden? — Die Sucht mancher Gelehrten, ihre Muttersprache zu einer Ursprache zu stempeln, veranlaßte 1633 einen polnischen Franziskaner, in einem Werke voll Scharfsinn und spottender Laune zu beweisen, die slavische Sprache sey die Erstsprache der ganzen Welt. Davon nimmt Herr Schottky im 2ten Aufs. Gelegenheit, sich über den Prof. Bernd in Bonn lustig zu machen, der 1820 ein Werk: „die deutsche Sprache im Großherzogth. Posen" herausgab, woraus hervorgehen sollte, die meisten polnischen Wörter seyen ursprünglich deutsche. Einige Dichtungen, theils vom Herausgeber, theils von einem sich so nennenden Kastor, bilden den III. und IV. Abschnitt. Mehrere sind aus Minnesängern aufgenommen oder ihnen nachgebildet. Der erprobte Liebeszauber nach einer altdeutschen Dichtung des XIII. Jahrh. dürfte den Kranz unter den leztern davon tragen. Die Sonette und Lieder des Herrn Kastor würden jedem Taschenbuche willkommen gewesen seyn. Aber man weiß nicht recht, wie sie hieher kommen. In Nr. V. wird Polens ehemalige Wohlhabenheit geschildert. Ein Krakauer Bürger bewirthete den Kaiser Karl IV., als er die Enkelin des polnischen Königs heimführte, nebst vier andern Königen, und theilte beym Nachtische Geschenke aus, deren Werth 100000 Dukaten betrug. Dem König Siegmund lieh ein anderer Bürger in Krakau 26000 Dukaten baar. Und das war zu einer Zeit, wo Perus Schätze Europa noch nicht reich gemacht hatten. (Jene Dukaten sind für uns mit diesen Schätzen zugleich verschwunden. Dafür haben wir Papiere!). VI. ist ein Versuch die Stätte des Ubier-Altares auszumitteln. Er soll außer den Ringmauern von Cöln zu suchen seyn. In VII. schildert der Herausgeber die österreichischen Archive und Landesmuseen. Sie verdanken ihre Stiftung Maximilian I. Jetzt begünstigt sie vornehmlich der Erzherzog Johann. Ihre Benutzung wird dem Forscher nicht erschwert. — Das Februarheft giebt in VIII. in Briefen an A. Ordienschläger manche Winke über Wiens Entstehung und Umgegend. Wien ist wohl eine der ältesten deutschen Städte. In Vindobona starb der Kaiser Aurel 180 J. nach Chr. Der Uebergangspunkt über die Donau wurde von den Römern durch ein festes Lager gedeckt, und so bildete sich bald eine Stadt. Vielleicht wurde hier im 12ten Jahrh. das Nibelungenlied gedichtet. Zu Ende dieses Jahrhunderts verhehlte hier der Herzog Leopold von Oesterreich das Silber zu dreyßig Pfunden, die Streitrosse, als wären es Lämmer. (Jezt

ist davon keine Spur!) Es giebt in IX. Gedankensprünge zum Besten. Er ärgert sich, daß die Latino- und Gräcomanie immer noch in Deutschland vorherrschend ist. Auf den gelehrten Schulen lernt der Schüler auf D'anvilles Karten jedes Dorf in Attika und um Rom herum kennen und weiß nicht Berlin auf einer Hofmannischen Karte zu finden. Der Professor der Geschichte fertigt den siebenjährigen Krieg in einer Stunde ab, aber für den peloponnesischen muß er mehrere Wochen haben. (Ist denn das wirklich noch so? —) Aus dem nämlichen Grunde wird der Steindrucker zum Lithographen, der Geschwindschreiber zum Tachygraphen, wer Wachsfiguren macht, heißt Keroplastiker und wer in Kork modellirt, ein Phellosplastiker. In X. theilt Herr von Hagen den Anfang der Uebersetzung einer Reise des Grafen Eduard Raczynski von Warschau nach Konstantinopel, 1812 und 1813, mit. Sie ist in polnischer Sprache und ein Prachtwerk, dessen Druck 20000 Thaler kostete. Dieser Anfang macht nach dem Ganzen lüstern. Odessa war, als der Graf hinkam, ungemein von der Pest entvölkert. Die letztere wurde durch einen Offizier eingebracht. Er wußte der Quarantaine einen Shawl zu entziehen, den er, für eine Schauspielerin, in Konstantinopel gekauft hatte. Sie war das erste Opfer der Seuche, die 2623 Menschen hinraffte. Man sieht, daß man die Unmöglichkeit des Erscheinens dieser Plage in Europa gar nicht verbürgen kann. In Nr. XI. setzt der Herausgeber seine Nachrichten über Oesterreichs Archive ꝛc. fort, und in XII. giebt ein Dr. Povendra Kunde von den Alterthümern in Gnesens Umgegend. Er hat bereits 1500 alte Münzen aus allen Gegenden ringsumher zusammengebracht. Ein Beweis, wie bedeutend die Stadt seit Jahrhunderten seyn muß. Das Culmer Stadtrecht macht in Nr. XIII den Schluß. Die Urkunde ist deutsch und lateinisch mitgetheilt und vom deutschen Hochmeister 1251 ausgefertigt. Wer nach solchen Proben behauptete, der Zweck des Herausgebers sey unbeachtet geblieben, thäte unrecht. Mögen ihn recht viele fassen und fördern!

Bade-Litteratur.

Die Insel Norderney und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpunkte. Von Dr. F. W. v. Halem, Königl. Großbrittan. Hannöv. Medizinalrathe. Mit 3 Kupfern. Hannover, bey Hahn, 1822. 240 S.

Auf der deutschen Küste giebt es jezt mehrere, mehr oder weniger gut eingerichtete Seebad-Anstalten, nämlich, so viel deren dem Verf. bekannt sind, an der Ostsee: Travemünde, Doberan, Warnemünde, Putbus auf der Insel Rügen, Schwinemünde auf der Insel Usedom, Colberg, Rügenwalde und Zoppot bey Danzig; — an der Nordsee: Cuxhaven und die Inseln Wangeroge und Norderney. Die Einrichtung der Anstalt auf Norderney beschrieb der Hr. Dr. Halem bereits 1801 und 1815; von der gegenwärtigen Beschaffenheit giebt er in vorliegendem Buche Nachricht. Dieses macht, wie er sagt, keine andere Ansprüche, als auf eine möglichst einfache Weise denen, welche Norderney besuchen, und den Aerzten, auf deren Rath solches geschieht, einige Anleitung zur Uebersicht des Ganzen der Anstalt zu geben. Wirklich lernt man daraus recht gut die Eigenthümlichkeiten der Insel und ihres Seebads kennen, wenn auch eben nicht auf die einfachste Weise, indem sehr füglich manches, z. B. der Aufsatz über die Winde, Franklins Schreiben über das Schwimmen ꝛc. hätte weggelassen, dem Inhalte überhaupt das fragmentarische Ansehen benommen, und eine bessere Ordnung gegeben werden können. Zuförderst spricht der V. von dem Ursprunge der Anstalt, und den Bewegungsgründen, warum man sie nicht an der Küste des festen Landes, sondern auf der nicht weit (etwa 1800 rh. Ruthen) davon entfernten Insel angelegt habe. Hierauf folgt eine chemische Analyse des Nordsee-Wassers, und eine Vergleichung desselben mit dem Ostsee-Wasser, woraus sich ergiebt, daß ersteres einen stärkern Gehalt an salzartigen Stoffen hat.

Zu den Vorzügen der Nordsee-Bäder rechnet Hr. v. Halem den Umstand, daß sie täglich zweymal das große Schauspiel der Ebbe und Fluth darbieten, welches der Ostsee fehlt. Mit Recht sucht er die heilsamen Wirkungen der Seebäder nicht blos in dem kalten gesalzenen Wasser. Die kalten Bäder von Seewasser in der Wanne bekommen selten, und sind, bevor man sich an sie gewöhnt hat, widerlich. Von der reinen Seeluft und dem beständigen Wellenschlage hängen wohl hauptsächlich die wohlthätigen Wirkungen der Seebäder ab. Diesen Ursachen ist es wahrscheinlich auch zuzuschreiben, daß das Baden in der See zur Zeit der Ebbe, und bey stillem Wetter und Sonnenschein, nicht so erquickend und erwärmend ist, als bey gedeckter, stürmischer Luft, und bey stark steigender Fluth, welche Douche und Spritzbad in sich vereiniget. Unser V. jedoch und andere finden diese Ursachen nicht hinreichend, und führen noch mehrere auf. Hufeland z. B., electrische und magnetische Strömungen, ein, ich weiß nicht was für ein äußeres und inneres Leben des Meeres, und animalische, flüchtige Stoffe, die durch das Leben und Absterben zahlloser organischer Wesen entwickelt, und dem Wasser mitgetheilt werden. Unsers Mr. Ruthmaßung dingegen nimmt Millionen lebender Insecten und Mollusken des Ozeans in Anspruch, die, aufgeregt,

Lebensluft entwickeln sollen. Diese braucht aber wohl nicht erst durch Insekten und Würmer hervorgebracht zu werden, sondern ist schon in gehöriger Quantität vorhanden, und wird blos durch Ebbe und Fluth, Wellenschlag, Strömungen, Winde und Stürme von den faulenden Theilen, die sie etwa von der Oberfläche des ruhigen Meeres aufgenommen hat, befreyet.

Nachdem ferner der V. einiges über die Insel selbst, ihre Geschichte, geographische Lage und physikalische Beschaffenheit, ingleichen über die Gewächse derselben, (nach Martens und Jürgens,) so wie über die Krankheiten, gegen welche das Seebad zu brauchen ist, (nach Hufeland) beygebracht hat, so geht er zu den Anstalten zum Baden auf Norderney über. Dieser Abschnitt des Buchs ist unstreitig der interessanteste, und die Liste der Quartiere nach den Hausnummern des Grundrisses wird jedem, der dieses Seebad besuchen will, willkommen seyn. Den Beschluß macht die Beschreibung der Reise von der Küste des festen Landes nach der Insel; (man kann nämlich die Reise zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße, zu Pferde, und im Wagen machen—) nebst einer Fluthtafel für die Jahre 1822, 1823 und 1824. In dem Franklinschen Briefe über das Schwimmen sind drey sinnwidrige Druckfehler stehen geblieben, nämlich S. 165. Z. 7 und 16, Augen statt Lungen, und S. 166. Z. 11, Wassers statt Körpers.

S.

Bock.

In der Wiener Zeitschrift (Modenzeitung) Nr. 49 oder 50 1823, befindet sich ein sehr schätzbarer Aufsatz eines Herrn Dr. Krüger: Von der Satyre. Aber je schätzbarer er ist, je mehr Kenntnisse er verräth, um so auffallender ist es, S. 406 unter dem Worte tragoedis die erklärende Anmerkung zu finden:

> „Die an Bachusfesten sangen, wo diesem (dem Bachus will Herr K. sagen) ein Bock (tragus) geschlachtet, oder auch ein Bock als Preis des Gesanges verschenkt wurde."

Dieser Bock ist ein Conversationsbock, das heißt einer von den unzähligen Böcken der Unwissenheit, welchen das wohlfeile Conversations-Lexikon, dieses Magazin der populären, deutschen Halb- und After-Weisheit, selbst unter den Gelehrten fortgepflanzt hat. *) Im Artikel Schauspiel, Vierte Original-Auflage, Bd. 8. 1817. S. 686 heißt es: „Ursprünglich waren die Tragödien gemischte lyrische und erzählende Gesänge zur Ehre des „Bachus bey dem Feste der Weinlese, und erhielten ihren Namen zuerst von Tragos, Bock, und Ode, Gesang, weil derjenige, welcher am besten gesungen oder „gespielt hatte, einen Bock zum Preise bekam, oder auch, „weil man dem Bachus einen Bock opferte."

Der Bock ist freylich ein alter Bock, man findet ihn u. a. auch bey Corn. Schrevelio s. v. Τραγωδὸς: „α τραγος, et ᾠδὴ, utpote qui cantando caprum mereretur." Aber Adelung hat ihn ja längst geschlachtet, und ihm das Fell abgezogen, s. v. Tragödie, wo er sagt:

„Es ist eine alte, aber um deßwillen nicht minder alberne (ja wohl alberne!) Meynung, die erste Hälfte dieses Wortes für das Hauptwort τραγος, ein Bock, zu halten, und es bald durch einen Gesang zu erklären, welcher dem Bachus bey dem Opfer eines Bockes gesungen wurde, bald durch ein Schauspiel, welches dem Erfinder mit einem Bocke belohnt worden; eine Ableitung, welche sich blos darauf gründet, weil jedermann wußte, daß τραγος im Griechischen einen Bock bedeutete, aber nicht, daß es auch traurig bezeichnete, wovon das Lat. tragicus ein deutlicher Beweis ist, welches sonst eigentlich böckisch heißen müßte. Hesychius erklärt εκτραγωδει ausdrücklich durch απομωζει, αποθρηνει, er weinet. Selbst im alten Oberdeutschen ist Trego der Schmerz, im Niederf. träge, matt, traurig, und im Schwedischen träga, trauern und Träge, Gram, welche alle mit dem Griech. τραγικος oder τραγος verwandt sind."

So weit Adelung. Wer etwa noch zweifelt, der erinnere sich nur an die Acharner des Aristophanes v. 106, wo der Diener des Euripides von seinem Herrn sagt, er mache eben eine Trygödie, i. e. einen Hefengesang, ein Trauerspiel im gemeinen Tone der Comödie, wo man sich mit Hefen schminkte, nach heutiger Art zu reden, eins für die Hefe des Volks, für die Gallerie. Dieser Bedientenwitz würde allen Sinn verlieren, wenn die Griechen schon bey dem Worte Tragödie, welches der Diener zur Trygödie verhunzt, an etwas so Niedriges, als der Bock ist, hätten denken können.

Den griechischen Bock, τραγος, leiteten die alten Lexicographen ab von τραγειν (a. 2. a τρώγω, ich nage), „quia arbores rodit;" ich sehe nicht ein, warum sie nicht gleich unmittelbar das Tragische von jenem τραγειν abgeleitet haben, als von einem Schmerze, der am Gemüthe nagt?

---

*) Er war opinio communis. Freylich, communis opinio, ergo falsa, sagte Zasius; aber wohin würde so ein Conversationslexikon gerathen, wenn es — zumal in der Etymologie — auf die gelehrten Abweichungen von der gemeinen Meynung sich einlassen wollte?

M.

Nro. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Juli 1823.

Und oft lockt uns der Hölle schadenfrohe Macht
Durch Wahrheit selbst an des Verderbens Rand.
Unschuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grausenhaften Folgen hinzureißen.

Macbeth in Schillers Uebersetzung.

Aus Paris.

Das Gastmahl der Spieler.

Deutsche Handels- und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger aus Büchern als aus Manuskripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Meinung, und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Gelehrsamkeit nicht übermäßig groß sey. Ich bin aber von dieser Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt, als die Geschäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauers empirischer Psychologie und andern schönen philosophischen Kenntnissen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerey zu schützen, und verirrte mich nie auf den mäandrischen Wegen der List und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn; und schloß aus transscendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sey. Er hatte als rüstiger, junger Mann der Bestürmung der Bastille beygewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nacheinander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sey, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern, und sprach mit Wehmuth von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweymal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeise-Hause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für sich und noch zwey andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das palastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für ein Narr, und

wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder erlogenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles so feyerlich, so ernst, abgemessen und anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekommen war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu seyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hôtel, ward uns schlimm zu Muthe. Die glänzendsten Equipagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und herausstiegen nur Leute mit Ordenssternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die sich zeigten. Der Portier, als wir seine Loge vorbeykamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu essen! Der Portier lachte, und sagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte seine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakayen ihr Wesen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speisesaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beschäftigt waren: wenn man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir stiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir suchten? zeigte der Bremer zum Zweytenmale seine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Gesellschaftszimmer wies. Beym Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernsthaft auf die Füße sahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erschien. Ich setzte mich an einen Lesetisch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgestanden, kam ein großer, stattlicher Mann, majestätischer Haltung, gleich Ludwigs XIV. seine, zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein schlimmes Zeichen war; den Studiosen der Menschenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen soll, aber nicht viel. Ich übersah sogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geistesgegenwart, mich anzustellen, als verstünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beschloß ich, eine Sprache mit ihm zu sprechen, die er auch nicht verstand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzose nur seine Muttersprache; aber Spieler sind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete also in der Schnelle ein Zungenragout vom deutschen Herr, dem italienischen Signore, und dem englischen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der sich entfernt hatte, wieder herbey käme. Endlich erschien dieser, und ich gab pantomimisch zu verstehen, das sey der Mann, der über mich die beste Auskunft geben könnte. Der stattliche Herr (wie ich später erfuhr ein Marquis, von der Spielgesellschaft angestellt, in diesem Hause die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieser unter mehrern Krotzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er sey? Der Bremer nannte sich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale seine Einladungskarte vor. Jezt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutsche, bemerkte er, er sey auch in Wien gewesen: die Franzosen nämlich halten Wien für die Hauptstadt Deutschlands, und wissen nichts von unseren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tische. Ich habe zwar schon mehrere deutsche Höfe speisen sehen, aber nur aus der Vogelperspektive, von der Gallerie herab. Es war das Erstemal, daß ich an einer fürstlichen Tafel thätigen Antheil genommen als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht sentimental gestimmt, sonst hätte ich keinen Bissen essen können. Ich hätte mir vorgestellt, daß alle diese Speisen in Blut und Thränen gekocht sind, von den Selbstmördern und Verzweiflungsvollen vergossen, welche täglich in den Pariser Spielhäusern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es sich sämmtliche Gäste sehr schmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und essen und trinken wenig. In der Mitte der ovrunden Tafel saß der Marquis und Ceremonienmeister, über Alle hervorragend an Gestalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten versiegelte Depeschen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach sie, las sie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte sie dann einem hinter ihm stehenden Lakayen. Es ging in seiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empirische Psychologie, was diese häufige Korrespondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unschuldige Liebesbriefe, welche die Polizey mit dem Marquis wechsele. Jene stünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und beyde theilten sich wechselseitig ihre anthropologischen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bey Tische langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne scherzhafte und zeitgemäße Gespräche mit der Gesellschaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beym Dessert mich vom Stuhle erhübe, und riefe: Meine Herren, wir sind unter uns, lassen Sie uns dieses Glas auf das Wohl Ne-

poleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermachers Uebersetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen? (Der Beschluß folgt.)

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Die Charaktere, die uns im ersten Bande begegnen, sind schön gezeichnet. Ludwig und seine Umgebungen, der Kardinal Balue, Oliver le Dain (sein Barbier), Tristan (sein General-Profoß) und sein Henkersgefolge, Trois-Echelles und Petit-André, sind anziehend geschildert, und der Herzog von Orleans, der Lütte Dunois, Johanna, des Königs Tochter, Crawford, der Hauptmann der Leibwache und einige herumziehende Zigeuner, die keine unbedeutende Rolle in dem Drama spielen, sind sehr charakteristisch in das Gewebe der Geschichte, die einer Erdichtung so unähnlich ist, verflochten.

Fast den ganzen zweyten Band nimmt die Reise Quentin's und seiner geliebten Schützlingin nach Lüttich ein, nachdem der abergläubische König seinen Astrologen Galeoti über den wahrscheinlichen Ausgang dieses Schrittes berathen hatte. Unser Held vermeidet die Schlinge, welche den Reisenden auf dem Wege gelegt worden, und übermannt seinen verrätherischen Führer, einen der Zigeuner, deren wir erwähnt haben. Ein kleines Bruchstück aus der Unterhaltung auf dem Weg mag als charakteristische Skizze dieser rohen Zeiten gelten.

„Gott weiß — sagte Isabella: — ich habe nie gewünscht, einen Krieg zwischen Frankreich und Burgund wegen meiner Heimath zu erregen, oder daß ein Leben um meinetwillen verloren werden sollte. Ich flehte nur um Erlaubniß an, mich in das Kloster von Marmoutbier, oder an einen andern heiligen Ort, zurückziehen zu dürfen."

Dann sprichst du wie eine Thörin, meine Kusine! antwortete die ältere Dame: und nicht wie die Tochter meines edeln Bruders. Es ist gut, daß noch Jemand am Leben ist, der etwas von dem Geist des edeln Hauses von Crope hat. Wie soll man ein hochgebornes Fräulein von einem sonnenverbrannten Milchmädchen unterscheiden, als daß Speere für jene gebrochen werden und für diese nur Haselstöcke? Ich sage dir, Mädchen, während ich noch in meiner frühesten Blüthe war, kaum älter als du, wurde der berühmte Waffengang von Haslinghem mir zu Ehren gehalten; der Ausforderer waren Viere, der Angreifenden nicht weniger als Zwölf. Die Sache dauerte drey Tage, und kostete zwey fahrenden Rittern das Leben; ferner wurden dabey gebrochen ein Hinterbein, ein Halsbein, drey Füße und zwey Arme, nicht zu gedenken der Fleischwunden und Quetschungen, welche die Herolde nicht zählten; und so wurden die Fräulein aus unserm Hause stets geehrt. Ha, hättest du nur das halbe Herz deiner edeln Vorfahren, so würdest du an irgend einem Hofe, wo Frauenliebe und Waffenruhm noch geschätzt werden, Mittel finden, ein Turnier zu veranstalten, in welchem deine Hand der Preiß wäre, wie es die deiner Urgroßmutter, seligen Andenkens, in dem Speerrennen von Straßburg war, und du solltest die beste Lanze in Europa für dich geschwungen sehen, die Rechte des Hauses von Crope aufrecht zu erhalten, sowohl gegen die Unterdrückung Burgunds, als gegen die List Frankreichs.

„Aber, liebe Tante!" antwortete die junge Gräfin: „Ich habe mir von meiner alten Tante erzählen lassen, daß, obgleich der Rheingraf die beste Lanze auf dem großen Turnier in Straßburg war, und so die Hand meiner verehrten Urgroßmutter gewann, ihre Ehe doch nicht glücklich war, da er meine Urgroßmutter seligen Andenkens oft zu schelten und zu schlagen pflegte."

Und warum nicht? sagte die ältere Gräfin in ihrem romantischen Enthusiasmus für das Ritterwesen: warum sollten diese siegreichen Waffen, der Streiche außerhalb gewöhnt, verbunden seyn, ihre Kraft zu Haus zu beschränken? Ich wollte viel lieber zweymal des Tages von einem Gemahl geschlagen werden, dessen Waffen von Andern eben so gefürchtet werden, wie von mir, als das Weib eines Feigen seyn, der seine Hand weder gegen sein Weib, noch gegen jemand anders aufhebt.

„Ich sollte wünschen, Ihr erhieltet einen so ruchlosen Gatten, liebe Tante" — versetzte Isabella: „ich würde Euch nicht beneiden, denn wenn zerbrochene Glieder etwas Angenehmes auf Turnieren sind, so ist doch nichts besonderes Schönes daran in der Frauen Gemach."

„Nein; aber das Schlagen ist auch keine nothwendige Folge einer Heirath mit einem Ritter von Waffenruhm: auch ist es wahr, daß unser Vorfahr seligen Andenkens, der Rheingraf Gottfried, etwas rauher Natur war und dem Rheinwein gern zusprach. Der vollkommene Ritter ist ein Lamm unter Frauen, und ein Löwe unter Lanzen. Da war Thibaut von Montigni — Gott sey mit ihm — er war die Liebe und Güte selbst, und war nie so unhöflich, eine Hand gegen sein Weib aufzuheben, aber, bey unserer lieben Frauen, er, der alle Feinde außerhalb seines Hauses schlug, fand einen schönen Feind, der ihn zu Haus schlug. Gut, das war sein Fehler: er war einer der Angreifenden in dem Gange zu Haslinghem und hielt sich so tapfer, daß, wenn es dem Himmel und deinem Großvater gefallen hätte, jemand Frau von Montigni geworden wäre, die sein freundliches Wesen freundlicher benutzt hätte.

Die Gräfin Isabella, die einigen Grund hatte, diesen Gang von Hastingdem zu fürchten, da er ein Gegenstand war, über den ihre Tante stets sehr beredt sprach, ließ die Unterhaltung fallen; und Quentin, der fürchtete, seine Gegenwart möchte ihre Unterhaltung stören, ritt zu dem Führer vor, um einige Fragen hinsichtlich des Weges an ihn zu thun. (Die Fortsetzung folgt.)

Persische Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

XI.

Langhals Kameel und Langohr Esel traten,
Bis hin wo eines Stromes Wirbel kreisen,
Da trat der Langhals rüstig in die Fluth.
Und in des Wassers Mitte stille stehend,
Die Flut bis an den Bauch sich reichen lassend,
Macht' er dem rückgebliebnen Langohr Muth:
Du darfst dich keklich in die Fluten wagen,
Siehst du nicht drüber meinen Höcker ragen?
Kaum wird die Welle meinem Nabel kund.
Der Langohr aber spitzte seine Ohren:
Da schölte man mit Recht mich einen Thoren;
Denn wo der Nabel dir, sitzt mir der Mund.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende May.

An Gästen sahen wir auf unsrer Bühne im Laufe dieses Monates Herrn von Zieten Liberati, Regisseur vom Stadttheater zu Leipzig, bekanntlich früher Mitglied des Hoftheaters zu Kassel, als Hofrath Stahl im Hausfrieden, König Lear, und Schylock im Kaufmann von Venedig; in allen jenen Darstellungen trug er das Lob eines verständigen geübten Künstlers davon. König Lear gab er nicht ohne Genialität, obgleich man in der Scene des Wahnsinnes an den Darsteller größere Forderungen hätte machen können; übrigens konnte wohl nur ein Iffland die Schwierigkeiten dieser undankbaren Rolle ganz überwinden; als Schylock wollten mehrere Hrn. Liberati tadeln, daß er blos einen gewöhnlich feigen und grausamen Juden vorstelle, da doch Schylock als ein Wucher-Potentat mit großer Sicherheit und Festigkeit eindertreten müsse; desto mehr Beyfall fand Herr von Zieten in den leidenschaftlichen Momenten dieser Rolle, wo er des Dritten Originalbild mit allen Zügen wiedergab. — Die vom Balletmeister Titus komponirten beyden Ballets: „das Schweizermädchen," und das neue Ballet „Eglé" haben sehr gefallen, vorzüglich durch die Ausführung der Hauptrolle durch Mlle. Lemiere, die während ihres vorigen Sommeraufenthaltes zu Paris ihr Talent noch mehr ausgebildet hat. Zum Besten des Bürger-Rettungs-Instituts führte am 7. dieses die Singakademie des Professors Zelter, im Verein mit den Mitgliedern der Königlichen Kapelle, Haydns Schöpfung, schon früher in dem Opernhause gegeben, in der Garnisonkirche auf. Die schöne metallreiche Stimme der Madam Schütz als Gabriel stand dem volltönenden Basse des Herrn Fischer (Raphael) würdig zur Seite.

Zu den musikalischen Belustigungen dieses Monates gehört auch ein Kinderkonzert, in welchem die beyden Brüder Ebener allerliebst die Violine und ein noch sehr junges Mädchen aus Hamburg, Louise David, vortrefflich das Pianoforte spielte.

An Kunstmerkwürdigkeiten aller Art fehlt es hier nie, so bietet jetzt das Panorama von London auf dem Gensd'armenmarkt ein anziehendes Gemälde jener Königin der Meere dar; als Standpunkt des Zuschauers ist ein Thurm in der Vorstadt Southwark angenommen, man erblickt die majestätische Themse mit großen und kleinen Schiffen belebt, die City mit der prächtigen Paulskirche, Westminster mit seinen Pallästen, wo die Großen wohnen, und auf der andern Seite die unermeßlichen Waarenniederlagen. Im Vorgrunde sieht man das Haus des reichen Bierbrauers und Parlamentsgliedes Whitbread, welches durch einen gesprungenen Dampfkessel gänzlich zerstört und ausgebrannt wurde. — Die Indianer, Gebrüder Medua und Monro Samme belustigen das Publikum im Cirkus des Thiergartens mit jenen indischen Kunstübungen, welche in solcher Wagniß und Körpergewandtheit unter Europäern noch ungewöhnlich sind. Der Indianer nimmt einen blanken Degen und schiebt ihn bis ans Gefäß in die Gurgel, während ein Feuerwerk vom Griffe abbrennt, nach einigen Augenblicken zieht er den Degen wieder heraus, ohne sich beschädigt zu haben; hiernächst spielt er mit einer vierundzwanzigpfündigen Kanonenkugel wie mit einem Ball. — Auch ein Bauchredner, Herr Joseph Fritz, belustigt gegenwärtig mit allerley Uebungen seiner Kunst das Publikum. — Höhern und edlern Genuß gewährt dem Kunstverständigen das kolossale, in Erz gegossene Standbild des Fürsten Blücher von Wahlstatt, welches die Provinz Schlesien in Breslau errichten läßt und das hier im Atelier des Herrn Professor Rauch zu sehen war; es ist elf Fuß hoch und das noch nicht vollendete Piedestal wird sechszehn Fuß Höhe erhalten. Der Held Blücher ist im modernen Kostüm abgebildet, im Moment, wie — in der Schlacht an der Katzbach von Wind und Wetter bestürmt „Vorwärts" kommandirt. Der Sturm, der sich des weiten Reitmantels bemächtigt hat, und der zum Kommando emporgehobene Arm werfen ihn rückwärts, so daß er das Ansehen der römischen Toga gewinnt, und das Kostüm des Helden zugleich das Ideale der Antike und die Wahrheit der Tracht unsrer Zeit darstellt. — Professor Gubitz hat uns in schönem Holzschnitte, mit sechs Platten gedruckt, einen Christus gegeben, der die Aufmerksamkeit der Kenner verdient; auch sind zwölf Holzschnitte, die er zu einem hier herausgekommenen bayrischen Gebetbuch lieferte, zu den gelungensten Arbeiten dieser Art zu rechnen.

Ob in diesem Jahre so viele Berliner, wie vordem, nach dem Karlsbad gehen werden, steht zu bezweifeln, da nun auch in hiesiger Residenz eine Anstalt künstlicher Mineralwasser von Dr. Struve aus Dresden errichtet wird, in welcher Karlsbad, Eger, Ems, Marienbad, Pyrmont, Selters u. a. m. der Natur möglichst treu wiedergegeben werden sollen. Der Unternehmer hat zu diesem Zwecke zwey schöne Gärten hier eingerichtet, in welchen ein 250 Fuß langer bedeckter Gang den Kurgästen bey schlechtem Wetter zur Promenade dient; die Anstalt wird in der Hälfte des Monates Juni eröffnet werden. Das Wasser strömt aus Brunnen mit Zapfen versehen wie in Karlsbad. Herr Struve im Verein mit dem Apotheker Hr. Heinrich Sottmann legt zu gleicher Zeit eine solche Anstalt in London und Paris an, und es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß deutsche Industrie in diesem Falle selbst in England Glück macht. Wie sehr sie überhaupt jetzt sich müht, der englischen gleich zu kommen, beweiset noch Folgendes. Der berühmte Weinstock zu Hampton-court in London, der mit einem Glashause versehen und in köstliche Mistbeeterde gepflanzt ist, trug einmal 227 Trauben. — Wir haben dagegen im Garten des Herrn Recht hier in der Lindenstraße einen in freyer Luft und gewöhnlicher Erde stehenden Weinstock, der eine ganze Laube bildet und im Jahr 1819 2361 köstliche Trauben trug, welche vortrefflichen Wein gaben, im Jahr 1822 aber gar 2700 Trauben hervorbrachte. —

In der königlichen Eisengießerey ist jetzt das eiserne Grabmal ausgestellt, welches die Fürstin Louise von Radzivill, geborne Prinzessin von Preußen, ihrem in der Schlacht bey Saalfeld rühmlich gefallenen Bruder, dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, errichten läßt; bereits sind achtzehn Jahre seit seinem Tod verflossen, aber weder die edle Schwesterliebe noch die dankbare Nation vergaßen des Helden.

C.

Nro. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Juli 1823.

Täuscht dich der Weise, so gibt er dir einen Nebel der Erde, der sich in Regen verdichtet; täuscht dich der Dichter, so gibt er dir einen Nebelfleck des Himmels, der sich in Sonnen zerlegt.

Jean Paul.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

XII.

Mit gebundnen Füßen ging
Das Kameel sein Futter pflücken;
Eine Maus, das kleine Ding,
Sah von fern den Höckerrücken,
Wollte sehn, ob's groß und hoch
Nicht ging' in ihr Mauseloch.

Mäuslein zieht am Strick mit List,
Und das Thier es folgt dem Zuge;
Denn gehorsam jeder Frist
Seinem Führer folgt das kluge.
Folgt, solang das Mäuslein zieht,
Bis es nun das Löchlein sieht.

Soll ich, spricht es, da hinein?
Siehe zu, was du begonnest!
Ich bin groß und es ist klein;
Daß du Schaden nicht gewinnest!
Kann's für mich erweitern sich?
Nicht verdünnen kann ich mich.

Doch das Mäuslein saß im Loch,
Däuchte sich allein das kluge,
Zog und zieht immer noch,
Folgt das Trampelthier dem Zuge;
Und ein Tritt von ihm zertrat
Mäuslein und den Mäusestaat.

Aus Paris.

Das Gastmahl der Spieler.

(Beschluß.)

Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beyde zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preise berechnet, bey Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht Einer von uns spielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart seyn wolle, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte, und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sey. Sie könnten immer etwas dabey scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freylich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. Friedrich Schlegel mag thun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.“ Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paß-Büreauist annimmt, wenn er uns signalisirt. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Ban-

liers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein sehr heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweyte Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses Alles zusammensparte — würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen, Casinos, Theegesellschaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachtparaden-Dienste, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anlegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an- und auszuziehen hat. — darum ist dieses Alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdünste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zu Stande gebracht; sie hätten das Weltmeer schon längst in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohnbedienten, wie schlimm es ihm ergangen. Bey dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Franzosen für liebenswürdige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: Es geschieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohnbediente aber betrug sich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer sein Mißgeschick erzählte, lächelte er und schwieg, und dividirte wahrscheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er blos: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher seyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zuletzt das Landgut seiner Gemahlin gegen einen Engländer gesetzt und es verloren. Der Engländer sey gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle? Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sey der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bey der Brust gepackt, und ihn mit den Worten: „Scheer' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!" zum Thore hinaus geworfen. Darüber sey die Marquisin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen, und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: nichts, er wolle in seinem Park ein wenig spazieren gehen, und habe der Marquisin den Abtretungsschein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, sehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrüßlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freylich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edeln Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Callico's sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Callico's zusammen, als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut englisch zu Bette, und stehen continentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!" . . . Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neustem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Bald beschäftigte sie etwas Wichtigeres. Orleans, welcher eine ihm von dem Könige bestimmte Gemahlin nicht liebte, liebte Isabella und folgte ihrem Zuge: Quentin aber machte ihn bügellos, und bestand einen edeln Kampf mit seinem Begleiter, dem berühmten Dunois, bis ein Haufen Bogenschützen ihm zu Hülfe kam. Die Angriffenden wurden gefangen weggeführt, und unser siegreicher

Schotte verfolgte seinen gefährlichen Weg unter unsicherm Geleit, wie folgende Stelle zeigen mag.

„Während er ungewiß war, ob es nicht besser sey, einen aus seinem Gefolge zurückzuschicken, hörte er den Klang eines Hornes, und in die Gegend blickend, woher der Klang gekommen war, sah er einen Reiter in schnellem Trabe sich dem Zuge nahen. Der niedrige Bau, das wilde, zottige, ungelenke Aussehen des Thieres erinnerte Quentin an die Bergrasse der Pferde seiner Heymath: allein dieses war viel schöner gebaut, und hatte bey demselben Feuer mehr Schnelligkeit in seinen Bewegungen. Vorzüglich war der Kopf, der bey den schottischen Pferdchen oft plump und schwer ist, klein und gut angesetzt, die Kinnbacken dünn, die Augen sprühend von Feuer, und die Nustern ausgedehnt.

Der Reiter war sonderbarer als das Pferd, welches er ritt, obgleich dieses den französischen Pferden äußerst unähnlich war. Wenn er schon seinen Renner mit großer Geschicklichkeit führte, so ritt er doch mit den Füßen in breiten, einer Schaufel gleichenden Bügeln, so kurz, daß seine Knie beynahe so hoch waren, als sein Sattelknopf. Er trug einen kleinen rothen Turban, auf dem eine schmutzige Feder flack; sein Oberkleid hatte den Schnitt derer der Estradisten, (Truppen, welche die Venetianer in jener Zeit an der östlichen Seite ihres Meerbusens warben); es war grün und flitterhaft mit Gold besetzt; er trug weite weiße Hosen, obgleich nicht von dem reinlichsten Weiß, die an den Knien gefältelt waren; seine dunkelbraunen Füße waren ganz nackt, wenn man die Schlingen ausnimmt, welche ein paar Sandalen an den Füßen fest hielten; er hatte keine Sporuen, da die Ecken seiner breiten Bügel so scharf waren, daß er damit sein Pferd hinlänglich antreiben konnte. In einer karmoisinen Schärpe trug der seltsame Reiter einen Dolch auf der rechten Seite, und auf der linken ein kurzes, krummes Mohrenschwert, und an einem schmutzigen Gürtel über der Schulter hing das Horn, welches seine Annäherung verkündigt hatte. Er hatte ein braunes, sonnenverbranntes Gesicht mit dünnem Bart und durchdringenden schwarzen Augen, wohlgebildeten Mund und Nase, und die übrigen Züge würde man schön haben nennen können, wenn nicht die schwarzen Kobolds locken, welche um sein Gesicht hingen, und das Ansehen von Wildheit und Abzehrung ihn eher als einen Wüstenbewohner, denn als einen civilisirten Menschen bezeichnet hätten.

Quentin ritt zu dem Zigeuner, der dem Zuge als Führer dienen sollte, und sagte, als dieser schnell den rechten Sitz auf dem Pferde annahm: „Du wirst dich, scheint es, Freund, als ein blinder Führer beweisen, wenn du eher auf den Schweif deines Pferdes siehst, als auf seine Ohren." — „Und wenn ich wirklich blind wäre, sagte der Zigeuner, so würde ich Euch doch durch jede Provinz des Königreichs führen und auch durch die angrenzenden Länder." — „Und doch bist du kein geborner Franzose?" fragte der Schotte. — „Das bin ich nicht!" versetzte der Führer. — „Was bist du denn für ein Landsmann?" — „Ich bin von gar keinem Land." — „Wie? von keinem Land?" — „Nein, sagte der Zigeuner: von keinem! Ich bin ein Zingaro, ein Aegyptier, ein Böhme, oder wie Ihr in Euern verschiedenen europäischen Sprachen unser Volk nennen mögt: aber ich habe keine Heimath." — „Bist du ein Christ?" fragte der Schotte. — Der Zigeuner schüttelte den Kopf. — „Hund! sagte Quentin (denn es war wenig Duldung in dem Geist jener Zeit): verehrst du Mahomed?" — „Nein!" war die gleichgültige und kurze Antwort des Führers, der weder beleidigt noch verwundert zu seyn schien über des jungen Mannes heftiges Wesen. — „Bist du ein Heide, oder was bist du?" — „Ich habe keine Religion!" sagte der Zigeuner.

Durward schrack zurück; denn obgleich er von Sarazenen und Götzendienern gehört hatte, so war ihm doch nie der Gedanke gekommen, daß Jemand existiren könne, der nicht irgend eine Gottheit verehre. Er erholte sich von seinem Erstaunen und fragte, wo sein Führer gewöhnlich wohne. Wo mich der Zufall hinführt, da wohne ich: ich habe kein Haus, sagte der Zigeuner. — „Wie schützest du dein Eigenthum?" — Ich habe kein Eigenthum außer den Kleidern, die ich trage, und dem Pferd, das ich reite. — „Doch kleidest du dich hübsch und reitest zierlich!" sagte Durward. „Wovon nährst du dich?" — Ich esse, wenn ich hungrig, trinke, wenn ich durstig bin, und habe keinen andern Unterhalt, als den mir der Zufall in den Weg führt. — „Unter wessen Gesetzen stehst du?" — Ich gehorche nur, wenn es mir gefällt, und nur dem, der mir gefällt. — „Wer ist dein Führer, wer gebietet über dich?" — Der Vater unsers Stammes — wenn ich ihm gehorchen will — sonst habe ich keinen Führer, keinen Gebieter. — „Auf diese Weise bist du, sagte der verwunderte Frager, alles dessen entblößt, was andere Menschen unter sich verbindet: du hast keine Gesetze, keinen Führer, keinen bestimmten Unterhalt, kein Haus, keine Heimath und — daß sich der Himmel dein erbarme und dir vergebe! — keinen Gott! Was bleibt dir ohne Staat, Haus und Religion?" — Ich bin frey! sagte der Zigeuner: ich bücke mich vor Niemand — gehorche Niemand — achte Niemand. Ich gehe, wohin ich will, lebe wie ich kann, und sterbe, wenn mein Tag gekommen ist. — „Aber du bist den Gerichten unterworfen!" — Mag seyn, sagte der Zigeuner: sie können blos meinen Tod beschleunigen! — „Man kann dich gefangen nehmen, und wo ist dann deine gerühmte Freyheit?" — In meinen Gedanken, die keine Fesseln binden können, während die einigen, selbst bey freyen Gliedern, durch Gesetze, Aberglauben, Träume von Heimathsabhängigkeit und fantastische Visionen von gesellschaftlicher Verfeinerung gefesselt sind. — „Die Freyheit deiner Gedan-

ken aber macht die Last der Bande um deine Glieder nicht leichter!“ sagte der Schotte. — „Auf kurze Zeit ist das zu ertragen, und wenn ich mir unterdessen nicht helfen kann, oder meine Kameraden mich nicht befreyen, so kann ich immerhin sterben, und der Tod ist die vollkommenste Freyheit von Allen.“

Eine stumme Pause folgte, ehe Quentin wieder anhub: „Wo schreibt dein Stamm seinen Ursprung her? Vielleicht von denen Israels, die jenseits des Euphrat in Gefangenschaft geführt worden sind?“ — Wäre das, sagte der Zigeuner, so hätten wir ihren Glauben und ihre Gebräuche noch. — „Wie heißest du?“ — Mein rechter Name ist nur meinen Brüdern bekannt; — die Menschen außerhalb unsrer Zelte nennen mich Haxraddin Maugrabin, d. h. Haxraddin, der afrikanische Mohr. — „Du sprichst zu gut für jemand, der immer unter Zigeunern gelebt hat.“ — Ich habe Einiges in diesem Lande gelernt. Ich war noch ein Knabe, als unser Stamm von den Jägern vertrieben ward, die nach Menschenblut jagen. Ein Pfeil durchbohrte meiner Mutter Haupt und sie starb. Man riß mich von ihr; ein Priester erbettelte mich von des Henkers Trabanten und unterrichtete mich zwey oder drey Jahre lang in den fränkischen Wissenschaften. — „Warum verließest du ihn?“ — Ich stahl ihm Geld, — den Gott, den er verehrte! Er entdeckte mich und schlug mich. Ich streckte ihn mit meinem Messer nieder, floh in die Wälder und vereinigte mich wieder mit meinem Volke. — „Elender, du hast deinen Wohlthäter gemordet?“ — Wer hieß ihn, mich mit seinen Wohlthaten überhäufen? Der Zigeunerknabe war kein Hausbund, der den Fersen seines Herrn folgt und unter seinen Streichen kriecht: er war der eingesperrte junge Wolf, der bey der ersten Gelegenheit seine Ketten brach, seinen Herrn mordete und in seine Wildniß zurückkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juni.

Vor ungefähr vierzehn Tagen ereignete sich hier einer jener Vorfälle, welche die Menschheit schaudern machen und nur dem Wahnsinne zugeschrieben werden können: ein Sohn erschoß seinen Vater und dann — sich selbst. Verschwendung von Seiten des Sohnes, die der Vater mißbilligte, *scheint* die mittelbare Ursache gewesen zu seyn, die zu diesem gräulichen Verbrechen führte. Aber es wurden vor dem Coronergericht bey der Todtenschau Zeugnisse in Fülle vorgebracht, daß der junge Mann schon längst an Kopfschmerzen gelitten hatte, die einen beständigen Trübsinn und oft beynahe Raserey hervorbrachten; indessen waren keine Beweise da, daß er *unmittelbar* vor der That wahnsinnig gewesen, und die ehrlichen Krämer, welche die Jury ausmachten, und die nicht begreifen zu können schienen, wie ein Mensch in allen Stücken folgerecht handeln und dennoch in einem Punkte wahnsinnig seyn könnte, gaben die Erklärung, der Sohn habe den Vater *vorsätzlich* ermordet und sich dann *bey gesundem Verstande* selbst entleibet. So unbefriedigend diese Entscheidung — besonders bey den höhern Ständen (denn der ermordete Vater war ein Obrist und von guter Familie) — auch war, so mußte doch der Coroner seine Pflicht thun. Der Leichnam des Vater- und Selbstmörders ward demnach, dem noch bestehenden Gesetze gemäß, in Mitten gehäufter und um Mitternacht auf einem Kreuzwege begraben, wobey man sich aber doch die Freyheit nahm, die ekelhafte Zeremonie, dem Todten einen Pfahl durch den Körper zu treiben, dießmal zu unterlassen — welches um so eher zu wagen war, da in diesem Augenblick ein vom Ministerium vorgebrachter Gesetzesvorschlag im Parlamente ist, wodurch diese Begräbnißart der Selbstmörder abgeschafft, und blos darauf beschränkt werden soll, daß solches bey nächtlicher Stille, ohne alles Gepränge und priesterliches Geleite statt finden soll. Auch soll das barbarische Gesetz, nach welchem die hinterlassenen Güter eines Selbstmörders, als wenn dessen Familie noch nicht genug gelitten hätte, dem Fiskus anheim fällt, abgeschafft werden. Aber auch in diesem schmachvollen Grabe war indessen dem unglücklichen Selbstmörder, von dem hier die Rede ist, noch nicht zu rasten vergönnt. Die Habsucht vollendete, was die gesetzgebende Dummheit begonnen. Vor ein paar Nächten kam plötzlich eine Miethkutsche hastig vor das Polizeyamt in Bowstraße gefahren, und der Kutscher erklärte, er habe den Leichnam des jungen Griffiths — so hieß nämlich der Unglückliche — in seiner Kutsche: drey Männer hatten ihn gedungen, sie nach einer gewissen Stelle zu fahren, wo sie ihn halten ließen und nach einiger Zeit den Leichnam brachten (den er aus allen Umständen für den des Vatermörders erkannte) solchen in den Wagen hoben, und, nachdem sie sich zu demselben eingesetzt, dem Kutscher befahlen, sie nach einem andern Theil der Stadt, den sie ihm nannten, zu fahren. Hier stiegen sie aus, und sagten, sie würden sogleich wieder kommen. Aber nach einigen Minuten fing es dem Kutscher wegen der Folgen dieser Geschichte an, bange zu werden, und er entschloß sich kurz und gut, und fuhr im Gallopp zum Polizeyamt. Hier indessen wollte man den Leichnam nicht aufnehmen; eben so wenig im nächsten Armenhause; nach einiger Zeit aber ward der arme Schelm seinen todten Passagier im Armenhause des Kirchsprengels los, wo er begraben gewesen war. Am folgenden Tag beschlossen die dortigen Vorsteher denselben auf dem Gemeindegottesacker für die Armen in der Stille zu begraben, welches auch in der folgenden Nacht geschah, und wo der Leichnam höchst wahrscheinlich seine endliche Ruhe finden wird, da die Elenden, welche ihn aller Vermuthung nach in der Absicht aufgegraben hatten, um ihn zur Zergliederung zu verkaufen, denselben wohl blos darum zurückgelassen hatten, weil sie ihn bereits schon zu sehr in Fäulniß fanden. Der letztere Theil dieser tragischen Geschichte erinnert mich an einen sonderbaren Auftritt, welcher vor ein paar Tagen in Edinburg statt fand. Der Gebrauch, Leichname nach der Beerdigung zur Zergliederung aufzugraben, scheint in Schottland weit neuer zu seyn als in England; wenigstens scheint der Pöbel erst vor Kurzem damit bekannt geworden zu seyn. Wo ich nicht irre, habe ich Ihnen mitgetheilt, zu welch einem ekelhaften Auftritte diese Entdeckung vor einiger Zeit zu Glasgow geführt. Vor einigen Abenden indessen sah man eine Kutsche durch Edinburg fahren, in welcher man einen Sarg bemerkte. Dieß erregte Verdacht; man hielt dieselbe an, und brachte sie vor's Polizeyamt, wo sich sogleich auch der Jan Hagel zu Haufen einfand; und während man den Sarg in's Haus brachte, bemächtigte sich derselbe der Kutsche, und, nachdem die Pferde ausgespannt, schleppte er dieselbe an den Rand eines Felsabhanges, wo man sie hinunterstürzte und in Brand steckte; das Gesindel feyerte dann seinen Triumph, indem es jauchzend um die Flamme herumtanzte. Indessen hatte man den Sarg untersucht und denselben leer gefunden: er war nämlich zur Aufnahme eines Arztes bestimmt, der auf dem Lande gestorben war, und man hatte die Kutsche gemiethet, um solchen hinauszufahren.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 59.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Juli 1823.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco.

(Fortsetzung.)

Buonamico war in seiner Kleidung, wie im Leben, ein sehr wanderlicher Mensch, und da er nicht immer, wie es in jenen Zeiten üblich war, die Kapuze und den Mantel trug, so beschwerten sich die Nonnen, während er in ihrer Kirche arbeitete und von ihnen auf seinem Gerüste gesehen ward, bey dem Castalden (Oekonomen des Klosters) darüber, daß er dort immer in der Jacke stehe. Dieser beruhigte die Frauen und die Sache blieb eine Zeitlang still. Als sie aber sahen, daß er seinen Anzug nicht änderte, und glaubten, er sey nicht der Meister, sondern ein Lehrling oder Farbenreiber, so ließen sie ihm durch die Aebtissin sagen, sie wollten den Meister und nicht immer ihn, arbeiten sehen. Launig, wie er war, versezte der Künstler, er würde ihnen sagen lassen, sobald der Meister gekommen sey. Das wenige Vertrauen, welches die Nonnen in ihn sezten, verdroß ihn aber sehr. Er sezte daher zwey Stühle auf einander, und auf deren Spitze einen Wasserkrug, welchen er mit einer Kapuze oben, in der Mitte aber mit einem Mantel bekleidete, der sehr zierlich über die Stühle herunter fiel und der Figur ein gar stattliches Ansehen gab: durch eine andere Einrichtung hatte er dem Holzmann einen Arm gemacht und in die Hand desselben einen Pinsel gesteckt. Als er damit fertig war, ging er davon. Die Nonnen kamen, um vom Chor herab die Arbeit zu sehen; als sie den falschen Meister im größten Putz auf dem Gerüst sahen, freuten sie sich sehr, glaubend, er werde aus allen Kräften arbeiten und etwas ganz anderes zu Stande bringen, als jener junge Farbenschmierer, wie sie sagten. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sie etwas anderes dachten. Endlich wurden sie begierig, die schönen Sachen zu sehen, welche der Meister gemacht hätte, und wählten, weil sie den Künstler in figura stets am Tage oben sitzen sahen, die Nacht, das Gemälde zu besehen. Beschämt und erröthend blieben sie stehen, als sie den geputzten Künstler erblickten, der sie viele Tage zum Besten gehabt. Als sie nun bemerkten, daß der eigentliche Meister sie nach Verdienst bezahlt hatte und daß seine Gemälde höchst lobenswerth waren, ließen sie ihn durch den Castalden wieder rufen. Buffalmacco folgte ihm lachend und scherzend in das Kloster und ließ die Nonnen merken, welch ein Unterschied zwischen Menschen und Stühlen sey, und daß man den Werth des Mannes nicht nach seinen Kleidern schätzen müsse.

Er vollendete nun in kurzer Zeit ein Gemälde, mit welchem das Kloster zufrieden war und welches man in allen seinen Theilen lobte; nur sey, sagte man, die Färbung des Fleisches nicht frisch genug, sondern eher blaß und bleich. Als Buonamico das hörte und in Erfahrung brachte, daß die Aebtissin einen weißen Wein — den besten in Florenz — im Keller hatte, sagte er, er wolle diesem Uebel gern abhelfen, könne aber nur dadurch, daß er seine Farben mit dem besten weißen Wein anmache, das natürliche Fleisch nachbilden. Die guten Schwestern hörten und glaubten Buffalmacco's Worte und versahen ihn, so lang er in dem Kloster arbeitete, mit ihrem guten Wein. Er ließ sich denselben vortrefflich schmecken und fand die rechten Farben, um mehr Leben in sein Fleisch zu bringen.

Als er mit diesen Arbeiten fertig war, malte er in der Abtey di Settimo einige Scenen aus dem Leben des heil. Jakobus in die Kapelle, welche diesem Heiligen geweiht war: an den Seitenwänden stellte er die vier Patriarchen und die vier Evangelisten dar, unter denen besonders der heil. Lukas merkwürdig ist, der höchst natürlich in die Feder bläs't, damit sie die Tinte von sich gebe. Die andern Gemälde an den Seiten, deren noch fünf sind, entwickeln schöne Stellungen von Figuren und zeugen sämmtlich von Verstand und Erfindungsgabe. Er hat sich aber beym Uebermalen der Fleischtheile einer violetten Salzfarbe bedient, welche alle übrigen damit gemischten Farben verzehrt, so daß diese Gemälde zu Grund gegangen sind, da viele andere, welche er früher machte, sich sehr gut erhalten haben.

Hierauf malte Buonamico für die Karthäuserмönche zu Florenz zwey Gemälde in Leimfarben, deren eines da war, wo die Chorgesangbücher standen, das andere unten in den alten Kapellen. In der Abtey von Florenz malte

er die Kapelle de' Giochi e Bastari zur Seite der größern Kapelle. Jene Kapelle kam hernach an die Familie de' Bolcoli; seine Gemälde an den genannten Orten erhielten sich lang, sind aber jezt zu Grund gegangen. Er hatte in der leztern Kapelle das Leiden Christi dargestellt und besonders an einem Pilatus im Gefängniß und an einem Judas, der sich an einem Baume erhängte, gezeigt, daß er, wenn er Fleiß und Mühe hätte anwenden mögen, (was er nur sehr selten that,) keinem Maler seiner Zeit nachgestanden wäre. Das beweisen auch ferner seine Frescomalereyen in Ognisanti, wo nun der Kirchhof ist, welche mit so viel Fleiß und Nachdenken ausgeführt sind, daß man noch nach so vielen Jahrhunderten ihren Werth erkennt und bewundert. Auf den Seiten ist die Geburt Christi und die Anbetung der drey Weisen aus Morgenland.

Nachdem diese Arbeiten vollendet waren, ging Buonamico nach Bologna und malte in der Kirche des heil. Petronius, in der Kapelle de' Bolognini auf den Seitenwänden einiges in Fresco, was er aber, man weiß nicht warum? unvollendet ließ. —

Im Jahr 1302 kam er nach Arezzo und malte in der Kirche des heil. Franziskus in der Katharinen-Kapelle die Lebensgeschichte dieser Heiligen in Fresco, welche Gemälde sich sehr gut erhalten haben und unter denen man einige sehr lobenswerthe Gestalten sieht. Als er darauf nach Arezzo kam, wollte ihn der Bischof Guido, der von seiner heitern Laune und seinem seltnen Talent gehört hatte, in dieser Stadt festhalten und trug ihm auf, die Kapelle in der bischöflichen Wohnung auszumalen. (Man weiß nicht, ob diese Gemälde noch existiren.) Buonamico begann die Arbeit und hatte sie schon großentheils vollendet, als sich Folgendes zutrug.

Der Bischof hatte einen sehr spaßhaften und muthwilligen Affen — erzählt Franco Sacchetti, (Nov. 161.) — welcher oft unter dem Gerüste stand, auf dem Buffalmacco arbeitete und aufmerksam auf alles achtete, was der Maler that, wenn er die Farben mischte u. s. w. Eines Samstags hatte Buonamico die Arbeit verlassen und am Sonntag früh stieg der Affe auf das Gerüst, leerte die Büchsen, mischte Farben und brauchte dann die Pinsel, nicht eher von der Arbeit ablassend, als bis er alle Figuren von Neuem übermalt hatte, worauf er von dem Gerüste stieg und sich aus der Kirche machte. Am Montag früh kam Buffalmacco an seine Arbeit und stand bestürzt und staunend, da er alle Figuren verdorben, die Farben untereinander geschüttet und Alles drunter und drüber geworfen sah. Nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, fiel ihm ein, irgend ein Arettiner habe ihm aus Neid oder Mißgunst diesen Streich gespielt. Er eilte zu dem Bischof und erzählte ihm, was vorgegangen, und was er vermuthe. Der Bischof war außer sich, sprach aber doch dem Maler Muth ein, und bat ihn, wieder an die Arbeit zu gehen und das Verdorbene gut zu machen: weil er Buffalmacco's Worten von der Bosheit seiner Feinde Glauben beymaß, so gab er ihm sechs bewaffnete Diener, welche mit Spießen an einem verborgenen Orte wachen sollten, wann er nicht arbeitete, um jeden, der sich nahte, ohn' Erbarmen niederzumachen. Als die Figuren nun zum Zweytenmal vollendet und die Diener auf der Lauer waren, hörten sie ein Geräusch in der Kirche und sieh', der Affe kam hervor, sprang auf das Gerüst und schickte sich an, Buonamico's Heilige in seinem Styl zu übermalen. Da man ihn sogleich gerufen und den Uebelthäter gezeigt hatte, so blieb er mit den andern stehen, welche alle vor Lachen vergehen wollten, vorzüglich aber Buffalmacco, der, obgleich es ihn schmerzte, seine Arbeit so geschändet zu sehen, dennoch lachte, daß ihm die hellen Thränen von den Wangen liefen. Er entließ die Diener mit ihren Spießen, ging zu dem Bischof und sagte: „Hochehrwürden, Ihr wollt, daß man Euch so, und Euer Affe will, daß man anders malt." Er erzählte darauf den Vorfall und fügte hinzu: „Wenn Ihr den Meister im Hause habt, so braucht Ihr keinen anderswo zu suchen. Erlaubt mir, daß ich ohne jede andere Belohnung nach Florenz zurückkehre." So sehr dem Bischof die Sache mißfiel, so konnte er sich doch des Lachens nicht enthalten, besonders wenn er bedachte, daß ein Thier dem possenhaftesten Mann einen Possen gespielt hatte. Als sie über die Sache genug gesprochen und gelacht hatten, bewegte der Bischof unsern Buonamico, sein Gemälde zum Drittenmal anzufangen. Zur Strafe und Züchtigung wurde der Affe in einen großen hölzernen Käfig gesperrt und dem Gerüste des Malers gegenüber gestellt, bis die Arbeit fertig war. Die Possen, die er in dem Käfig trieb, sein Zürnen und Toben machten allen Zuschauern vielen Spaß. Als das Gemälde endlich fertig war, trug ihm der Bischof auf, entweder aus Scherz oder einem andern Grunde, daß ihm der Künstler an eine Wand seines Pallastes einen Adler über einem von ihm getödteten Löwen malen soll. (Der Adler war im Wappen von Arezzo, der Löwe in dem von Florenz). Der Maler versprach den Befehlen des Bischofs nachzukommen und ließ das Gerüst so bauen, daß er nicht gesehen werden konnte; vorgebend, er wolle nicht über einem sein Vaterland entehrenden Gegenstand betroffen werden. Und so malte er das Gegentheil von dem, was der Bischof wollte, nämlich einen Löwen, der einen Adler zerreißt. Als die Arbeit fertig war, bat er den Bischof um Erlaubniß, nach Florenz zu gehen, um die ihm abgehenden Farben einzukaufen. Buffalmacco ging also nach Florenz, entschlossen, nie wieder nach Arezzo zurückzukehren. Als der Bischof sah, daß sich die Zurückkunft des Malers in die Länge zog, ließ er die Decken von dem Gemälde abnehmen und sah des Malers List. Er machte dem Künstler die größten Vorwürfe, besänftigte sich aber nach und nach, bedenkend, daß er dem Maler übel habe mitspielen wollen und dieser die Sache blos umgekehrt habe: er ver-

gab ihm den Streich und belohnte ihn freygebig für seine Bemühungen. Was noch mehr ist, er ließ ihn bald darauf nochmals nach Arezzo rufen und in dem alten Dom viele Arbeiten machen, die jezt zu Grunde gegangen sind; er behandelte ihn auch ferner wie seinen Freund und treuen Diener. Auch malte er die Nische der größern Kapelle in der St. Justinenkirche zu Arezzo aus. Diese Malereyen im Dom und in der St. Justinenkirche sind schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts theils verschüttet, theils verblichen.

(Der Beschluß folgt.)

Etwas in Antwort des Aufsatzes über Hanns Holbein,

im Kunstblatte 1823. Nr. 31 bis 34.

Der Verfasser des Aufsatzes „Hanns Holbein, Formschneider oder Zeichner für Buchdruckerstöcke" äußert den Wunsch, daß irgend ein Leser des Kunstblattes auf der Baseler Stadt-Bibliothek einen Bogen aufsuchen, und beschreiben möge, auf dem sich drey lateinische Alphabete von oder nach Hanns Holbein, mit einem Todtentanz, einem Bauerntanz, und mit Kindern verziert, befinden sollen. Ob ein solcher Bogen auf unserer Bibliothek jemals existirt habe, muß ich dahin gestellt seyn lassen, aber vergebens habe ich demselben auf obige Einladung hin nachgespürt. Will. Hr. Chr. v. Mechel einst diesen Bogen daselbst gesehen haben, so dürfte es ihm, der die Kunstschätze der Bibliothek genau kannte und vielfach benuzte, wohl zu glauben seyn. Jedoch was wäre dann daraus geworden?

Das einzige Alphabet, das ich nun vorfand, ist jenes Größere von ungefähr Zoll großen Klözen — 11 französische Linien — mit dem Todtentanze, alle 24 Initialen auf einen Bogen abgedruckt, nebst dem Namen, gleich darunter, des Hanns Lützelburger, Formschnider, genannt Frank, wovon der Anfangsbuchstabe H in einem kleinen Klözchen mit einer Pflanze, die Blumen trägt, verziert ist, und ganz von derselben Hand wie die Initialen des Alphabethes zu seyn scheint.

Außer obigem Alphabet mit dem Todtentanze besize dingegen ich selbst die zwey kleinern, wovon auch oben die Rede ist, vollständig, nämlich, das mit dem Bauerntanze und einigen andern zum Theil sehr freyen Vorstellungen, wovon die Klöze neun französische Linien groß sind, und das mit Kinderspielen von acht französischen Linien, lezteres auf einem einzigen Blatt abgedruckt, und in ganz vorzüglichen Exemplaren. Von einem Monogramm oder Namen ist auf meinen beyden lezgenannten Alphabeten nichts zu sehen; allein offenbar verrathen dieselben in Composition und Zeichnung den gleichen Ursprung des etwas Größern mit dem Todtentanz, d. h. den von Hanns Holbein als Erfinder und Zeichner, und wahrscheinlich Hanns Lützelburger als Formschneider, wie dieß die Unterschrift auf jenem größern Alphabet doch zur Genüge zu beweisen scheint. Alle drey Alphabete stehen rücksichtlich des hohen Verdienstes in Zeichnung und Ausführung ungefähr auf gleicher Linie, und können den genialen Meister und den geübten Formschneider nicht verläugnen.

Auf unserer Bibliothek findet sich unter andern auch noch eine Reihe von 40 Blättern vor, die unter dem Namen von Holbeins Todtentanz bekannt sind, und wovon der Verfasser des zu Anfang gedachten Aufsatzes im Kunstblatt Nr. 31. §. III. 1. spricht. Diese 40 Blätter, jedes auf seinem besondern Papier, mögen von der angeführten ersten Ausgabe von 1530 seyn, indem sie alle nicht allein deutsche Ueberschriften, — nicht Unterschriften wie bey Ottley — tragen, sondern auch ungemein schön und scharf sind.

Ich habe Ausgaben mit lateinischem Text Lugduni ꝛc. von 1542, 1545 und 1547 vor mir, die in der Reinheit des Druckes den obigen sehr weit nachstehen.

Diese Reihe von eigentlich 41 Blättern verrathen durchaus den gleichen Meister der drey Alphabete, und es ist hier unter den Kunstsammlern stets angenommen worden, daß sie von H. Holbein erfunden und vermuthlich aufgezeichnet, von H. Lützelburger aber geschnitten worden seyen.

Der Stock des Blattes mit Erasmi Rot. ganzer Figur, der kürzlich mit dem ganzen Fäschischen Museum an unsere Stadt-Bibliothek durch Erbschaft übergegangen, ist Holz, und zwar wie es mir scheint, von Buchs. Ich besize neben neuern Abdrücken dieses schönen Blattes mit der Aufschrift: Pallas Apelleam nuper etc. auch einen ältern mit der Schrift:

Corporis effigiem si quis non vidit Erasmi,
Hanc scite ad virum picta tabella dabit.

Mögen obige kurze Angaben die etwaigen Zweifel berichtigen helfen, die unter den Kunstliebhabern über unsers Hanns Holbeins eigenhändige Arbeiten noch obwalten können.

Basel im Juni 1823.

Peter Vischer.

Warnung.

Es ist weder neu noch auffallend, daß Gemälde großer Meister copirt werden, vielmehr gewissermaßen nothwendig; theils weil der angehende Künstler, wenn auch zunächst an die Natur gewiesen, der guten Vorbilder schwer entbehren, und sich lange an deren Nachahmung halten kann, theils weil die classischen Bildwerke, historische zumal, fast durchgängig dem Verkehre entzogen, nur noch in öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Palästen und Gallerieen

aufbewahrt sind; darum sind zu allen Zeiten insonderheit Italiens Meisterwerke von jungen Künstlern copirt, und, wenn glücklich, in Privatsammlungen als Copieen aufgenommen worden. Es ist zwar nichts seltenes bey Kunsthändlern, etwa herumziehenden italienischen, von Raphael, Leonardo, Correggio ꝛc. angebliche Original-Gemälde anzutreffen, allein man weiß auch, was davon in der Regel zu halten ist, und diesem gewiß gegründeten Mißtrauen dürfte es zuzuschreiben seyn, daß in Deutschland ein so großer, schwerlich der unverständigere Theil der Sammler sich seit langer Zeit auf die Gemälde der holländischen und niederländischen Schule, und zwar wieder, wie es sich von selbst versteht, mehr auf Cabinetgemälde beschränkt. Nun sind auch von solchen zu allen Zeiten Copieen für Originale verkauft, ja, zu dem Endzwecke gefertigt worden; dieß geschah jedoch seltener, weil das Unterscheiden eines Originals von einer Copie hier weniger schwierig ist, auch pflegten mehr solche Meister copirt zu werden, deren Originalgemälde sehr theuer bezahlt werden, und wovon die Copieen als Zimmer-Decorationen selbst für Nichtliebhaber einen gewissen Werth haben, z. B., Gerhard Dow, Mieris, Wouvermann ꝛc.; auch gegen angebliche Gemälde dieser Meister herrscht darum im Allgemeinen ein nicht ungegründetes Mißtrauen. Seit einiger Zeit werden aber von Kunsthändlern eine Gattung neuer, mitunter täuschender Copieen ganz andrer Meister ausgeboten, gegen die, schon weil die Originale dieser Meister minder selten sind, zum Theil nicht einmal vorzüglich bezahlt werden, der Sammler weniger auf seiner Hut ist, und es scheint um so verdienstlicher, auf sie öffentlich aufmerksam zu machen, als so viele Gemäldehändler selbst (wie selten findet man überhaupt unter diesen einen wirklichen Kenner!) sie für Originale halten.

Solche Copieen sind mir schon zu Gesicht gekommen nach J. Ruysdael, S. Ruysdael, Hobbema, de Vries, Rombouts, Schoefft, Artois, Haverkamp, Cuyp, van Goyen, van Ubden, de Witt, Tenier, Ostade ꝛc., und sind gleichsam aus einer Fabrik; es fehlt ihnen zwar das unnachahmliche Gepräge der Originalität und des Alters, nichts desto weniger sind einige Meister ziemlich gut nachgeahmt, so versicherte ein Mann, welcher für einen bedeutenden Gemäldekenner gilt, von einer solchen Copie nach van Goyen, „es sey das schönste Bild, das er je von diesem Meister gesehen habe," ich will deßhalb versuchen ihre gemeinschaftlichen Kennzeichen, so weit es mir möglich ist, kürzlich anzugeben:

1) Sie sind auf Holz gemalt, *) das auf der Kehrseite mit einer dunkeln Farbe überstrichen ist, um ihm ein altes Ansehen zu geben, am Rande sind sie nach französischer Art mit Papier überklebt, wodurch sie in der Rahme befestigt sind, wahrscheinlich in der Absicht mit, daß es weniger möglich sey, das Gemälde aus der Rahme zu nehmen, und es genau zu untersuchen.

2) Sie bieten zwar nach Verschiedenheit der copirten Meister nothwendig eine Verschiedenheit dar, nichts desto weniger haben sie wieder in der Behandlung eine unverkennbare Aehnlichkeit, da sich dieselben Mängel und Kunstgriffe fast bey allen wieder finden. Man hat besonders in der Luft das Holz an einzelnen Stellen durchscheinen lassen, damit es aussehe, als habe das Gemälde schon gelitten, sey übrigens alt und Original. Ferner haben sie großentheils ein dunkles, in's Graue fallendes Aussehen, das ihnen nicht durch die Malerey, sondern entweder durch einen zu dem Ende bereiteten Firniß, oder dadurch, daß sie in den Rauch eine Zeit lang gehangen worden, gegeben ist, deßhalb braucht man nur den Firniß von ihnen wegzunehmen, um jede Täuschung schwinden zu machen, weil alsdann sich die Copie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit herausstellt. Wem ein zweifelhaftes Gemälde dieser Gattung zum Kaufe angeboten wird, dem ist darum zu rathen, von demselben den Firniß an einer Stelle wenigstens hinwegzunehmen, es kann nachher nicht mehr schwer fallen, sich von seiner wahren Beschaffenheit zu überzeugen.

3) Sie verfehlen immer den wahren Ton des Originals; die Gemälde solcher älteren Meister haben in der Regel nachgedunkelt und viele Lasuren sind verwischt; werden sie nun, wie sie jetzt sind, copirt, so erscheinen sie nothwendig unnatürlich dunkel und hart, wollen sie hingegen so copirt werden, wie sie wahrscheinlich ursprünglich gewesen, so gibt das ein neues und frisches Ansehen, und trotz aller hinterher angewendeten Mittel bleibt die Copie augenscheinlich.

4) Bey den Landschaften ist besonders auf die Ausbildung der Bäume zu sehen, die durchgängig schlecht und schülerhaft ist; überhaupt ist in den Lichtpartieen, vorzüglich nachdem der Firniß herabgenommen, weniger eine Täuschung möglich, in diesen ist auch das Grün, eben weil es mit einer graulichen Farbe überzogen ist, auffallend widrig. An einem gleich widrigen fahlen gelblichen Ton sind die Copien nach Tenier leicht zu erkennen.

Die Werkstätte, aus welcher diese Copieen hervorgehen, ist gewiß in einer Stadt, wo sich gute Original-Gemälde der niederländischen Schule in bedeutender Anzahl befinden, wahrscheinlich in den Niederlanden, auch werden diese Copieen vorzüglich von Brüssel aus nach Deutschland versendet.

Mögen andere die bessere Einsichten und mehr Muße haben, weitere Untersuchungen anstellen, und deren Resultate bekannt machen; vorläufig genügt es, gegen diesen offenbaren Betrug öffentlich gewarnt zu haben.

Frankfurt a. M. Juni 1823.

Dr. C. L. Goldschmidt.

*) Es ist mir nur eine ganz mißlungene Copie nach de Vries auf Leinwand bisher zu Gesicht gekommen.

Nro. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. Juli 1823.

Gestalten seh' ich, anzuschaun wie Menschen,
Doch sind es keine. —

Trauerspiel Edwy von Immermann.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Eine andere Pause folgte, bis der junge Schotte, um den Charakter und Zweck seines verdächtigen Führers zu erforschen, von neuem fragte, ob sein Volk nicht, bey seiner Unwissenheit, Anspruch mache, von der Zukunft eine Kenntniß zu haben, die den Weisen und Philosophen anderer Völker nicht gegeben sey? — „Wir machen Ansprüche darauf, und mit Recht!" sagte Hayraddin. — „Wie kann eine so erhabene Gabe auf ein so verworfenes Geschlecht gekommen seyn?" — Ich kann Euch das vielleicht sagen, aber Ihr müßt mir vorher erklären, warum der Hund die Spur des Menschenfußes verfolgen kann, während der Mensch, das edlere Thier, nicht das Vermögen hat, die des Hundes zu verfolgen. Diese Kräfte, welche Euch so wunderbar vorkommen, liegen in dem Instinkt unseres Stammes. Aus den Linien auf Gesicht und Händen sagen wir denen wahr, die uns um Rath fragen, und zwar eben so zuverlässig, als Ihr aus der Blüthe des Baumes im Frühling die Frucht erkennt, welche er im Herbst tragen wird."

Wilhelm von der Mark ist noch häßlicher gezeichnet, als dieser Zigeuner. „Man nennt ihn den wilden Eber der Ardennen?" fragte Quentin den Prior. — „Und mit Recht, mein Sohn! versetzte dieser: denn er ist wie der wilde Eber des Waldes, dessen Fuß Alles niedertritt, und dessen Zahn Alles zerreißt. Er hat eine Bande von mehr denn tausend Mann um sich versammelt, alle wie er Verächter der bürgerlichen und kirchlichen Autorität: er ist unabhängig von dem Herzog von Burgund, und nährt sich und die Seinigen vom Raub, und fällt ohne Unterschied über Geistliche und Weltliche her. Imposuit manus in Christos Domini — er hat seine Hand gegen den Gesalbten des Herrn ausgestreckt, ohne Rücksicht auf das, was geschrieben steht: Berühre nicht meinen Gesalbten, und thue meinen Propheten keine Schmach! — Selbst in unser armes Haus hat er geschickt nach Summen von Gold und Summen von Silber, unser Leben zu lösen und das unserer Brüder; wir erwiederten darauf mit einer lateinischen Bittschrift, in welcher wir darstellten, daß wir seinen Forderungen zu entsprechen zu arm wären, indem wir ihn zugleich mit den Worten des Predigers ermahnten: Ne moliaris amico tuo malum, cum habet in te fiduciam. Demungeachtet hat dieser Gulielmus Barbatus, dieser Wilhelm von der Mark, so unwissend als unmenschlich, in seinem lächerlichen Kauderwälsch erwiedert: Si non payatis, brulabo monasterium vestrum." — „Ihr habt indessen, guter Vater, dieses rohe Latein hinlänglich verstanden?" — „Ach, mein Sohn, sagte der Prior: Furcht und Noth sind vortreffliche Uebersetzer! Wir mußten die Silbergefäße unsers Altars schmelzen, um der Raubgier dieses grausamen Hauptmanns genug zu thun. Aber der Himmel vergelt' es ihm siebenfach: Pereat improbus — Amen, amen, anathema esto!"

Isabella's und Quentin's Liebe wächst auf dieser unbehaglichen Weise; aber größere Gefahren harren ihrer,

während sie in Sicherheit bey dem Bischof von Lüttich wohnen: das Schloß des Bischofs wird in einer stillen Nacht von dem Eber der Ardennen angegriffen und der Besitzer grausam ermordet. Quentin ist so glücklich, durch Muth, Geschicklichkeit und günstigen Zufall Isabella zu retten. Während des Gemetzels dringt er in ihr Bettgemach, —

„Wo eine weibliche Gestalt in heißem Gebeth vor dem heiligen Bilde lag, und erschreckt durch den herannahenden Tumult auf den Boden sank. Er hob sie auf und erkannte, die er suchte, um sie zu retten — die Gräfin Isabella. Er drückte sie an seine Brust — er beschwor sie zu erwachen — bat dringend, guten Muthes zu seyn, da sie unter dem Schutze eines Mannes sey, der Herz und Hand habe, sie gegen ein Heer zu vertheidigen.

„Durward, sagte sie, als sie sich endlich erholt hatte: seyd Ihr es wirklich? Da bleibt mir noch einige Hoffnung. Ich glaubte, alle meine lebenden Freunde hätten mich meinem Schicksal überlassen. Verlaßt mich nicht mehr!"

„Niemals! niemals! sagte Durward: was auch kommen mag — welche Gefahr auch naht, ich will der Wohlthaten verlustig seyn, welche für uns durch jenes gesegnete Zeichen erkauft worden sind, wenn ich Euer Loos nicht theile, bis es wieder ein glückliches ist." —

Durch Zufälle, deren Erzählung zu lang wäre, fand Quentin in Pavillon und seiner Parthey Freunde; sie können aber das Schloß nicht ohne Erlaubniß des von der Mark verlassen, und treten vor ihn.

„Oben an der Tafel saß in des Bischofs Sitz, der schnell hierher gebracht worden, der gefürchtete Eber der Ardennen, den Schreckensnamen, dessen er sich zu freuen schien, wohl verdienend. Sein Haupt war unbehelmt, aber er trug den übrigen Theil seiner gewichtigen Rüstung und seiner glänzenden Waffen, die er selten bey Seite legte. Ueber seinen Schultern hing ein Ueberkleid aus der Haut eines ungeheuern wilden Ebers gefertigt, dessen Klauen und Hauzähne von gediegenem Silber waren. Die Haut des Kopfes war so gerichtet, daß man sie über die Haube, wenn der Freyherr bewaffnet war, oder über den bloßen Kopf in Gestalt eines Hutes ziehen konnte; und so trug er sie in diesem Augenblick, und glich einem wilden, grinsenden Ungeheuer.

Der obere Theil von des Ardennen-Ebers Gesicht strafte seinen Charakter fast Lüge; denn obgleich sein Haar, wenn es unbedeckt war, den rauhen und wilden Borsten glich, welche er jezt darüber gezogen hatte, so zeigten doch die offene, hohe und männliche Stirne, die breiten, blaßrothen Wangen, die großen, funkelnden, hellen Augen, und eine gleich dem Adlerschnabel gekrümmte Nase auf etwas Kräftiges und Edles; aber die Wirkung dieser günstigern Züge wurden durch seine heftigen rohen Sitten verdunkelt, die nebst Ausschweifung und Unmäßigkeit den Zügen einen Charakter aufdrückte, der abschreckte und zurückstieß. Der große, lange, rauhe Bart verbarg weder die natürlichen Schrecken eines Mundes, dem er eigentlich den Namen des wilden Ebers verdankte, noch gab er dem thierischen Ausdruck desselben einige Würde, obgleich er diese Wirkung beabsichtigte.

Die Soldaten und Offiziere saßen um die Tafel, zwischen ihnen Leute aus Lüttich, wovon einige von zurückschreckendem Aussehen waren; unter diese gehörte Block, der Fleischhauer, der neben dem Hauptmann saß, und sich durch seine aufgestreiften Aermel auszeichnete, welche die bis zu den Ellbogen mit Blut befleckten Arme zeigten, roth wie das Beil, das vor ihm lag. Die meisten Soldaten hatten lange, scheußliche Bärte, wie ihr Führer; die Freuden des Sieges und des Weines entstellten ihre ohnedieß schon wilden Züge, und machten den Anblick der Scene eben so häßlich, als abschreckend. Ihr Gespräch, die Lieder, welche sie sangen, ohne daß Einer auf des Andern Gesang hörte, waren so ausschweifend und gotteslästerlich, daß Quentin Gott dankte, daß das große Getöse seine Gefährtin hinderte, sie zu verstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Erscheinungen, die aber in die entgegengesetzten Zeiten fallen, gewährt die Erde dem Monde. Wenn der Neumond zwischen der Sonne und der Erde steht, so befindet sich diese gegen ihn in eben der Lage, wie der Vollmond gegen uns: es zeigt sich ihm die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte der Erde, indeß die von der Erde abgewandte Seite des Mondes die Sonne im Mittage hat. Im Vollmonde stehen wir zwischen der Sonne und dem Monde, und kehren ihm die von der Sonne abgewandte, oder dunkele Seite zu: die Erde ist dem Monde, was uns der Neumond ist. Die übrigen Phasen erfolgen auf eben die Art, nur daß der zunehmende Erdschein mit dem abnehmenden Monde, und die abnehmende Erde mit dem zunehmenden Monde zusammentrifft.

Die zwölf oder dreyzehn Knoten, die der Mond um die Erde schlingt, indem er mit ihr zugleich einen größeren Kreis um die Sonne beschreibt, erklären nicht allein, wie wir eben gesehen haben, die bekannten Phasen des Mondes, sondern verursachen auch jene merkwürdigen Erscheinungen, die schon im frühesten Alterthume ein Gegenstand der Neugierde oder der Furcht, religiöser Verehrung oder philosophischer Untersuchungen waren. Wenn der Neumond zwischen der Erde und der Sonne durchgeht, so verdeckt er uns zuweilen diese Quelle des Lichtes ganz oder

zum Theil: wir sehen die schwarze kreisrunde Mondscheibe in den rechten oder westlichen Rand der Sonne eintreten, und nach Osten über ihr wegrücken. Da die Scheibe des Mondes, nach seiner verschiedenen Entfernung von der Erde, uns bald etwas größer, bald etwas kleiner scheint als die Sonne, so wird der Mond im ersteren Fall, wenn sein Lauf ihn über die Mitte der Sonne führt, die ganze Sonnenscheibe bedecken, oder eine totale Sonnenfinsterniß verursachen; im leztern Fall aber wird noch ein heller Ring der Sonne um den Mond herum unbedeckt bleiben, und es erfolgt eine ringförmige Sonnenfinsterniß. Da die scheinbaren Größen der Sonne und des Mondes nur wenig von einander verschieden sind, so kann ein solches Phänomen an einem bestimmten Orte der Erde nur wenige Minuten dauern. Da aber, wegen der Bewegung des Mondes und der Umdrehung der Erde, in jedem Augenblick andere Oerter der Erde in die hiezu erforderliche Lage kommen, nämlich von einer geraden Linie durch die Mittelpunkte der Sonne und des Mondes getroffen zu werden, so kann eine totale oder ringförmige Sonnenfinsterniß auf der Erde überhaupt fünfstehalb Stunden dauern. Wenn aber der Mond nicht über die Mitte der Sonne wegstreicht, so wird er nur einen Theil von ihr bedecken: es entsteht eine partiale Sonnenfinsterniß, die an jedem Orte der Erde mehrere Stunden, und auf dem Erdboden überhaupt sieben Stunden dauern kann.

Indem der Vollmond hinter der Erde durchgeht, tritt er zuweilen in den Schatten, den die Erde, gleich jedem dunkeln Körper, nach der dem Lichte entgegengesezten Seite wirft: die Erde entzieht dem Monde ganz oder zum Theil das Licht der Sonne, und es entsteht eine totale oder partiale Mondfinsterniß. Da die Erde rund und kleiner als die Sonne ist, so wirft sie einen kegelförmigen Schatten, dessen Spize hinter die Erde fällt, und der immer schmäler wird, je weiter er sich von ihr entfernt. Die Mondfinsterniß wird also größer oder kleiner, von längerer oder kürzerer Dauer seyn, nachdem der Mond weniger oder mehr von der Erde entfernt ist, und nachdem er näher oder weiter von der Mitte des Schattenkegels durchgeht. Die längste Dauer der Mondfinsternisse findet Statt, wenn der Mond in seiner Erdnähe durch die Mitte des Schattens geht; und in diesem Falle kann die totale Mondfinsterniß auf der Erde überhaupt zwey Stunden achtzehn Minuten dauern, die ganze Finsterniß aber vier Stunden und acht und dreyßig Minuten.

Die Mondfinsternisse können also nur bey dem Vollmonde, so wie die Sonnenfinsternisse nur bey dem Neumonde Statt haben; und man wird fragen, warum nicht jeder Neu- oder Vollmond mit einer Finsterniß verbunden ist. Dieses würde allerdings der Fall seyn, wenn der Mond sich um die Erde in derselben Ebene der Ekliptik bewegte, worin die Erde um die Sonne läuft, weil alsdann bey dem Neu- und dem Vollmonde eine gerade Linie die Mittelpunkte der Sonne, der Erde und des Mondes vereinigen würde. Da aber die Mondbahn eine schiefe Lage gegen die Ekliptik hat, sie also nur in zwey Punkten durchschneidet, die man die Knoten nennt, so wird der Mond nur dann wirklich zwischen der Sonne und der Erde durchgehen, wenn er nahe bey einem dieser Knoten ist; in allen andern Fällen aber wird er, ohne uns die Sonne zu bedecken, über oder unter ihr vorbey gehen; und dasselbe findet in Ansehung des Schattenkegels bey den Mondfinsternissen Statt. Aus der Lage der Mondbahn gegen die Ekliptik folgt, daß in drey Monaten nur eine Finsterniß erfolgen kann, oder genauer, daß gewöhnlich in achtzehn Jahren oder 223 Monaten 70 Finsternisse erfolgen, worunter 29 Mond- und 41 Sonnenfinsternisse sind; so daß jedes Jahr im Durchschnitt vier Finsternisse hat, und die Sonnen- und Mondfinsternisse sich verhalten wie sieben zu fünf. Es gibt Jahre, die vier Sonnen und drey Mondfinsternisse, andere, die nur zwey Sonnenfinsternisse und gar keine Mondfinsterniß haben. Obgleich aber die ersteren auf der Erde überhaupt häufiger sind als die leztern, so sind doch die an einem bestimmten Orte sichtbaren Sonnenfinsternisse fast dreymal seltener als die des Mondes, und man kann annehmen, daß jeder Ort der Erde nur in zwey Jahren eine Sonnenfinsterniß, und nur in zweyhundert Jahren eine totale zu erwarten hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Summarische Uebersicht der Geschichte der Dampfboote.

(Aus einer am 27. Januar 1823 der Akademie der Wissenschaften in Paris von Herrn Dupin vorgelesenen Abhandlung.)

Die ersten gelungenen Versuche, um durch mechanische Vorkehrungen die Kraft des Windes zu ersezen, scheint Herr Duquet von 1687 bis 1693 in Hanze de Graee gemacht zu haben.

Im Jahr 1698, dem nämlichen Jahr, in welchem Herr Savery seine Dampfmaschine in England vorwies, hat er ein durch Schaufelräder bewegtes Fahrzeug verfertigt, ohne auch nur den Gedanken zu haben, dafür die neue Bewegkraft zu benuzen, mit der er sich so eben beschäftigt hatte.

Im Jahr 1736 glaubte Jonathan Hull, welcher die durch Newcomen den Dampfmaschinen ertheilte Vervollkommnung benuzte, ihre Anwendung zur Bewegung von Fahrzeugen mit Schaufelrädern vorschlagen zu können.

Er nahm ein Patent dafür, suchte aber vergeblich die Admiralität für sein Vorhaben zu gewinnen: er ward abgewiesen, und Jonathan Hull's Entwürfe blieben ohne Folge.

Herr Perrier scheint im Jahr 1775 das erste Dampfboot verfertigt zu haben; weil aber dasselbe nur die Kraft eines einzigen Pferdes besaß, so konnte es nicht die Seine aufwärts fahren, wohl aber in stillem Wasser sich bewegen. Herr Perrier verfolgte seine Idee nicht weiter. Im Jahr 1781 war Herr v. Jouffroy glücklicher; er ließ in Lyon ein Dampfboot verfertigen, das 46 Meters lang war und die Saone befahren sollte. Die Staatsumwälzung trat ein; Herr v. Jouffroy verließ Frankreich und gab seine Plane auf.

Von 1785 bis 1801 haben die Herren Miller, Clark und Symington, in Schottland; Lord Stanhope und die Herren Bunter und Dickinson, in England; die Herren Fitsch, Ramsay und Livington, in Amerika; und der Amerikaner, Herr Fulton, in Paris, Versuche gemacht, von denen keiner entscheidend gelungen ist.

Im Jahr 1807 endlich unternahm das von Fulton verfertigte Dampfboot seine erste Reise, indem es in zwey und dreyßig Stunden den Zwischenraum von New-York bis Albany durchzog, und in dreyßig Stunden die Rückfahrt bewerkstelligte.

Dieß entscheidende Gelingen überzeugte sogar auch die Ungläubigsten; reiche Vereine bildeten sich, um den neuen Industriezweig anzuwenden, der in Kurzem außerordentliche Erweiterung erhalten hat. Heut zu Tage fährt man von der Mündung des Mississipi her, im nämlichen Dampfboot diesen Strom und den Missouri hinauf bis zum Flusse Pierre-Jaune, in einer Ausdehnung von 2700 Seemeilen oder 5000 Kilometer (1260 Postmeilen), das will sagen, auf zusammenhängendem natürlichem Wasserlauf einen Raum, welcher ausgedehnter ist, als die Gesammtlänge der anderthalbhundert in England durch Menschenhand gegrabenen Kanäle.

In England, wo die Dampfschiffahrt im Jahr 1812 erst eingeführt ward, ist sie gegenwärtig sehr blühend und ausgedehnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juni.

(Beschluß.)

Neulich erschienen mehrere Lascars mit ihrem Anführer dem Serang vor dem Polizeygericht der Altstadt, und beschwerten sich, daß ihnen die ostindische Gesellschaft, in deren Schiffe einem sie hierher gekommen waren, einen zweymonatlichen Sold vorenthalte, und nicht genug Reis und gar keinen Rum oder Gin (englischen gemeinen Branntwein) gäbe. Der Aldermann wunderte sich, daß sie als Mahomedaner nach geistigen Getränken verlangten. Aber der Serang erwiederte, Mahomed habe nie daran denken können, daß ein Gläubiger in einem so elenden Lande leben sollte, wie dieses, sonst hätte er nie den Grog (Rum oder Gin und warmes Wasser) verbieten können, welches hier ein Lebensbedürfniß sey. — Ein anderer erklärte, er wolle Grog trinken, wo er ihn nur immer fände, und wolle lieber ein Christ werden, als den Grog oder auch nur den Geschmack dafür aufgeben. Uebrigens könne er auch nicht denken, daß Mahomed habe den Gin in kalter Witterung verbieten wollen. Ja er meinte, daß, da man den Gin in den Tagen des Propheten nicht gekannt habe, derselbe gar nicht zu den verbotenen Getränken gehören könne, und daß, wenn solcher zu jenen Zeiten bekannt gewesen wäre, der Prophet zu weise gewesen seyn würde, um ihn zu untersagen. — Ein dritter, welcher ein wenig gebrochen Englisch sprach, schien ganz erbost über den Gedanken, daß der Gin in der mahomedanischen Religion verboten sey. Er meinte, es ginge die Ungläubigen nichts an, wenn einer der Gläubigen Branntwein trinken wolle, da solche doch nicht dafür zu büßen hätten. — Bey weiterem Befragen kam es endlich heraus, daß ein anderer Serang das Geld empfangen habe, und damit zu Calcutta davon gelaufen sey; daß man ihnen die Nahrung reiche, welche alle Lascars erhielten, und die vollkommen hinreichend sey; daß geistige Getränke aber den Lascars nie gegeben würden, weil der Genuß derselben sie zur Raserey treiben würde, indem sie selbst nüchtern oft die Messer gegen einander führten; und daß sie überhaupt von gewissen Feinden der Gesellschaft zu dieser Klage verleitet worden. Die Klage wurde also abgewiesen.

Vor ein paar Tagen ereignete sich in einem der hiesigen Gerichtshöfe ein Streit zwischen einem Advokaten und dem Richter, welcher dem deutschen Leser interessant seyn dürfte. Der Advokat hatte einen Zeugen gefragt, wann er von einem solchen Orte verschwunden sey. — Richter. Das ist eine unschickliche Frage, die Sie nicht thun sollten. — Adv. Das ist eine Beschuldigung, der ich mich nicht unterwerfen will; ich bin nicht fähig, eine unschickliche Frage zu thun. — Richter. Welche Beschuldigung, Herr? Ich verlange, daß Sie mir nicht aufbürden, daß ich Beschuldigungen auswerfe. Das Wort verschwinden heißt sich wegstehlen. — Adv. Keineswegs. — Richter. Ich hoffe, ich habe noch etwas Verstand; das Wort hat gewiß diese Meinung, und darum war die Frage unschicklich. — Adv. Ich will mich nie einem solchen Verweise unterwerfen. — Richter. Das ist eine sehr unschickliche Art von einem Advokaten, mit dem Richter zu reden. — Adv. Und das ist eine sehr unschickliche Art von einem Richter mit einem Advokaten zu reden. — Richter. (Mit Wärme aufstehend) Wahrhaftig, Herr, Sie zwingen mich zu thun, was mir unangenehm. — Adv. Thun Sie, was Sie wollen, Mylord. — Richter (sich niedersetzend). Nun, ich hoffe die Nachsicht eines christlichen Richters zu zeigen. — Adv. Sie mögen Ihre Nachsicht oder Ihre Gewalt gebrauchen, wie Sie wollen, es gilt mir ganz gleich. Ich bin bereit, mich jeder Ihnen beliebigen Maßregel zu unterwerfen. — Richter. Ich habe das Amt eines Richters zu verwalten, und dabey darf man mir keine Verweise der Art geben. — Adv. Und ich habe die Pflicht eines Advokaten zu erfüllen, welches ich nach Entdecken thun will, ohne mich von irgend jemand tadeln zu lassen. — Ein anderer Advokat stand hier auf, um den Streit beyzulegen; aber der erstere wies ihn zurück und wollte ihn nicht zu Worte kommen lassen, indem er sagte, er könne sehen für sich selbst sprechen. Worauf der Richter, welcher wohl einsah, mit wem er es zu thun hatte, sich in seinen Stuhl zurücklegte und stille schwieg; und der Prozeß ging seinen Gang fort.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Freitag den 25. Juli 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Federstiche von Martin Cunow. Erste Sendung XXIV und 212 S. Berl. bey H. Ph. Petri, 1822.

Federstriche, las ich bey dem ersten Blicke auf dem Titel; striche statt Zeichnungen; der Theil für das Ganze genommen. Aber es sind in der That nur Striche, mit der Feder denjenigen beygebracht, die sich vor ihr mehr, als selbst vor dem Schwerte fürchten und daher die Feder am liebsten verurtheilt sähen, nur Koch- und Gebetbücher zu schreiben. Auch solche werden diese Federstiche fürchten, die ihre Thorheiten gern für Weisheit verkaufen möchten Zwölfmal hat Herr Cunow die Feder angesetzt, solche Stiche beyzubringen. Das erstemal that er es, die Vorzüge unedirter Werke vor den gedruckten zu zeigen. Solche unedirte Werke sind a) Manuscripte. Welchen Werth haben sie in den Augen ihrer Schöpfer, und wie schwindet er oft, wenn sie gedruckt erscheinen! b) Briefe; welchen Werth haben sie, Inhalt und Form kann oft seyn, wie der Schreiber will! c) Lettres de cachet; wie wichtig sind sie! d) Akten. Was bringt ihr Stempel dem Staate und das Schreiben derselben dem Advokaten ein! Drum schreiben die leztern auch ganze Berge voll. Den Schluß solcher geschriebenen unedirten Werke machen e) die Rechnungen. Da ist ein Bogen von einem Liferanten oft mehr werth, als alle Werke von Goethe und Schiller. Wir haben aber auch unedirte Werke, die nur gesprochen werden und dennoch hohen Werth vor den gedruckten haben, z. B. a) Predigten, b) Bewillkommungsreden, mit denen man die Fürsten empfängt, wenn sie eine Reise durch ihr Land machen; c) die Gespräche in den Cirkeln der grand und beau monde, aus Lügen, Verläumdungen, Neuigkeiten, Prahlereyen ꝛc. bestehend; d) die Gedanken, diese schont selbst der ärgste Despot, und erlaubt, daß man wenigstens dem Nachbar dieselben durch Anstoßen — mit dem Ellbogen andeuten kann. Was darf man nicht über Staat und Religion denken! Das Vernünftigste, was mancher Schöppenstuhl mit Zuchthaus belegte, passirt auf diese Weise. Auch e) und f) Träume und Wünsche gehören hieher. An diese Darstellung reiht sich 2) eine Eröffnungsrede vom Bachusclub in der Reichsstadt Gimpelshagen, die indessen weniger anziehen dürfte, als 3) der Pferdetriumph; die humoristische Schilderung der feyerlichen Einhohlung der siegreich heimkehrenden Schaaren des Freystaates N. N., der aus einem Städtchen und einigen Dörfern besteht. Statt der Schaaren, die vom Branntwein benebelt zur Unzeit Halt gemacht hatten, kam aber das vom Hunger getriebene Pferd des Majors herein und erndete die Ehre des Triumphs allein. Der 4te Stich ist gegen die Rezensenten, aber auch vice versa gegen manche Autoren gerichtet, und hierauf folgt 5) eine Rede über das Studium der Geschichte, gehalten auf einer Poststation. Die alte Geschichte hat keinen Werth; man schläft bey der Nomenklatur der gekrönten Häupter so fest ein, wie diese selbst schlafen. Aber die neueste Geschichte ist wichtig, und die einzelnen Begebenheiten, die sie mittheilt, interessiren uns alle, wie sie mit dem Quadrat ihrer Entfernung an Unerhörtheit und Schrecklichkeit wachsen. Ein recht derber Stich ist 6) die Dorfrevue. Der Schulze sammelt den Landsturm aus den Greisen, Krüppeln und Jungen des Dorfes zu einem Banner Füßler und einem Fähnlein Reisige. Die Reisigen sollten die Füßler angreifen, welche die enge Gasse des Dorfes zu ihren Thermopylän machten. Der Mundpfiff als Signal erscholl. Nicht Roß und Mann stürzte, wohl aber fielen die Reisigen von den Rossen und die Füßler unter die Rosse, und Reisige und Füßler wären einander in die Haare gekommen, wenn nicht der Generalissimus das Schwert mit dem Stocke des Schulzens vertauscht und bey einem Glase Branntwein den innern Frieden in der Schenke vermittelt hätte. Pater Schalks Predigt über die Legende vom Manne ohne Kamm (Nr. 7.) soll doch nicht ein Stich gegen die Herrn seyn, die über nichts auf der Kanzel eine ganze Stunde zu reden wissen, weil sie, wie man sagt, „aus den Aermeln schütteln?“ Des Schulkollegen Zachäus Storch Ferienreise (8) werden die Leser des Merkurs hier als eine angenehme Be-

kanntschaft wieder finden, aber nun auch gleich mit dem Doctor Frey befreundet werden, dessen Memorabilia Zachäus Storch auf der gelehrten Erholungsreise mit ihrem Verfasser zugleich kennen lernte. Es enthalten diese Memorabilia viele Ketzereyen und Paraderen. So meynt der häßliche Mann, die Menschen ließen sich durch die Kleidung nicht zur Eitelkeit verleiten, denn sonst würde nicht die häßlichste Mode die liebste seyn, wenn sie nur die neueste wäre; der sogenannte gute Gesellschafter könne als ein Automat betrachtet werden, das eine Art Wind, guter Ton genannt, in Bewegung setze. Dem Staate aber schlägt er vor, sich aller Kinder anzunehmen; die männlichen zu Soldaten, die Mädchen aber zu Arbeiten zu erziehen, die jezt noch Männer verrichten, dann könnten die leztern auch noch etwas Besseres thun, nämlich alle marschiren und rechts und links schwenken. Solche Ketzereyen und Paradoren finden auch in X und XI., die Schilderung einer Seereise, die Dr. Frey auf der Ostsee machte, und Ansätze zu philosophischen Vorlesungen, die er auf dem Schiffe entwarf. Die Dissertation eines Doctorhuts der philosophischen Facultät macht den Schluß und giebt eine Kritik der Hände und der Köpfe, mit welchen ein solcher Hut zu thun hat. Die leeren Hände sind gleich den kränkigen und dürfen nicht nach diesem Hute greifen, bis sie kurirt, d. h. gefüllt worden sind. Ist mit gefüllten Händen aber ein leerer Kopf verbunden, so kann der von diesem Hute sich treffliche Wirkung versprechen. Nun mancher Doctor Philosophiæ wird den Stich fühlen; damit aber auch Herr Cunow einen fühle, will Recens. bemerken, daß die (XXII S.) Vorvorrede, Vorrede und Nachvorrede doch etwas zu lang ist.

Sprachkunde.

Teutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen bearbeitet von Friedrich Schmitthenner, Prorector an dem Herzogl. Nassauischen Pädagogium in Dillenburg. Herborn b. Krieger. 1822. XX und 340 S. 8.

„Um eine Sprache vollständig zu kennen," sagt der Verf. S. VI, und dieselbe mit Gewandtheit zu gebrauchen, ist vorab (?) die Kenntniß der allgemeinen Gesetze vonnöthen, die gewisser Maßen das Gerüste sind, auf welchem jegliches besondere Sprachgebäude ruht." — Wir müssen ihn hier unterbrechen, um ihn zu fragen, ob man bey ihm zu Lande die Gebäude auf Gerüste bauet. Auf den Rost sezt man sie in weichem, sumpfigen Boden, das ist bekannt, und wir mögen nicht in Abrede stellen, daß der Grund und Boden, auf welchem die deutschen Grammatiker zu bauen haben, weich und sumpfig genug ist, um das Einrammen tüchtiger Gedankenpfähle nothwendig zu machen, wenn das Sprachgebäude einige Festigkeit erlangen soll. Das scheint denn auch unser V. zu meinen, denn er fährt fort: „Diese Gesetze sind die Gesetze des menschlichen Verstandes, nach ihnen gebraucht, wenn auch ihrer unbewußt, Jeder seine Muttersprache. Da nun alles Handeln, das nur nach dem Gefühl, nicht nach dem klaren Gedanken des Gesetzes geschieht, vor Irrthum nicht sicher ist und im Zweifel der Entscheidungsgründe entbehrt; so ist es erste Aufgabe des Unterrichts in der Muttersprache, dem Schüler die unbewußten Gesetze, nach welchen er dieselbe gebraucht, zum Bewußtseyn zu bringen. Wenn aber die Gesetze der Sprache die Gesetze unseres Verstandes sind, und die Wissenschaft von den Gesetzen unseres Verstandes Logik heißt; so folgt, daß aller verständige Unterricht in der Sprache Unterweisung in der Logik seyn muß." Das läßt sich hören. Kein Mensch spricht gut, wenn er nicht zu denken versteht; das ist so wahr, daß man es in der Regel auch umkehren, und vom Ungeschick im Gebrauche der Sprache auf Mängel am Denkvermögen schließen kann. Man muß also diese heben, um jenes zu entfernen, und wir sehen nicht, was sich gegen die Grundidee des Vfs. einwenden ließe, zumahl da er sie cum grano salis verstanden wissen will. Es soll in den Vorschulen kein collegium logicum, etwa gar nach den Grundsätzen eines besonderen Systems, gehalten (gelesen) werden; nein, aber der denkende Lehrer soll an den gegebenen Spracherscheinungen dem Schüler die Gesetze seines Verstandes aufzeigen. Und dazu hat hier der V. eine Anleitung geliefert, die der Beachtung werth ist. Er macht S. XI. aufmerksam auf die große Schwierigkeit, welche seinem Unternehmen entgegen stand in der Beschaffenheit unserer Logik, welche in der That auf den Luftfahrten, welche sie von Kant bis Hegel mit unseren speculativen Philosophen hat machen müssen, das Feststehen und Sichergeben verlernt zu haben scheint, welches ihr die Alten durch Mathematik so vortrefflich beyzubringen wußten. Als Wissenschaft betrachtet, ist sie in der That sehr in Verwirrung, und durch Hegel insonderheit (sagt der Verf.) in den Zustand der Verrücktheit gerathen, wobey er jedoch erläuternd hinzusezt: „aus ihren Gränzen." Der V. mußte daher seiner logischen Sprachlehre seine eignen Grundsätze der Denklehre zum Grunde legen, und es ist daher befremdend, daß er nach S. XII. dieselben erst in einem künftigen Werke umfänglich (ausführlich?) darstellen will. Inzwischen hat er S. 50—58. in einer Anmerkung eine Quintessenz davon, eine Kategorien-Tafel gegeben, die nothdürftig hinreichen wird, ihn zu verstehen, wo er neue

grammatische Ansichten vorträgt, und ihn zu rechtfertigen, wo er in der Anordnung von dem lieben Herkommen abweichet.

Zu einem kritischen Grundrisse des neuen Baues mangelt hier der Raum, wir können nur durch Einzelnes zum Studium des Werkes einladen.

Wie mancher, der die deutsche Sprache ganz in seiner Gewalt zu haben glaubt, hat vielleicht nie daran gedacht, was der V. S. 59. in Bezug auf die Urwörter und Urlaute anmerkt: daß der W—laut unter andern die Kraft zu fragen hat: Wer? Was? Wann? Wo? Welcher? Lat. Quis? Quid? Quando? Quo (loco)? Qualis? wo nur dem W—laute ein „Gaumenstoß" vorangeht. Wie manchem ist es entgangen, daß man von dem Worte Schlange nur den Zisch- oder auch Scheuch-Laut (sch) hinweg nehmen darf, um wahrzunehmen, wie bezeichnend hier die Sprache die gefürchtete Lange andeutet. Auf ähnliche Art ist aus dem altschwedischen rifva, einschneiden, unser reiben und sch—reiben, aus dem Wanken das Sch—wanken, aus dem Wind das gesch—wind und das schw—winden (im Winde dahin fahren), aus Wulst die Sch—wulst, aus der Wehr das Sch—wert hervorgegangen. Das altdeutsche Ak (Feuer, Licht) hat uns b—acken (an's Feuer bringen) gelehrt, und wie der T—ag das Daseyn, so bezeichnet die N—acht die Abwesenheit des Ak, des Lichtes. Es bleibt in solchen Ableitungen immer viel Problematisches; aber wenn man nur nicht durch das Ak sich verleiten läßt, neue Wörter ohne Noth zu backen, oder den alten neue Bedeutungen anzuschwindeln (auch ein Sprößling aus der Wurzel Wind); so sind dergleichen Wagspiele der Forschung nicht zu tadeln, und mögen wohl den Blick des Schülers auf den Canevas des Sprachgewebes schärfen.

Es ist unfehlbar der große Feldzug eines beliebten Humoristen gegen das kleine s, welcher Herrn S. veranlaßt hat, S. 84—93. die Lehre von den Sammwörtern (obwohl er diesen Namen vermeidet, und überall von der Zusammensetzung zweyer oder mehrerer Wörter zu einem Worte spricht) mit mehr Ausführlichkeit abzuhandeln, als die meisten seiner Vorgänger. Sein Verstand und seine Kenntniß der Sprachquellen haben ihn dabey weit richtiger geführt, als den Obergeneral der Anti-Essisten sein Witz, und seine Freywilligen (worunter sich bevläufig mehr Schriftsetzer als gute Schriftsteller zu befinden scheinen) ihr Neuerungseifer oder ihr Affenthum.

Tadeln müssen wir an dem Buche hauptsächlich zwey Dinge. Einmal den leidigen, deutschen Purismus in der Terminologie der Grammatik. Das Zeitwort (passend genug für ein Wort, dessen Hauptbeugung nach Zeiten geschieht) wird hier zum Meldeworte, das Fürwort (pronomen) zum Deuteworte, und die Partikeln werden durch Halbwörter (warum gerade halb?) verdrängt. Wir halten die Sprachreinigung in Ehren; aber in der Kunstsprache der Grammatik verwirrt sie die Schüler. Wir möchten fast behaupten, es sey damit so weit gekommen, daß Deutsche ihre Muttersprache besser aus solchen deutschen Grammatiken lernen können, welche in einer fremden Sprache geschrieben sind, als aus deutschgeschriebenen, vorausgesetzt, daß sie die fremde Sprache hinlänglich verstehen. Doch vielleicht gehören überhaupt wenigstens zwey Sprachen dazu, um irgend jemanden Eine systematisch beyzubringen, und da wir todte Sprachen nicht durch den Gebrauch, sondern nur nach der Grammatik lernen können; so scheint ihre grammatische Terminologie am meisten dazu geeignet für die Grammatik lebender Sprachen.

Das zweyte Hauptgebrechen ist Mangel des alphabetischen Index. Der logische ist zwar sehr vollständig, aber er citirt nur die Paragraphen, die nicht so leicht als die Seitenzahlen aufzuschlagen sind, und wer des Verfs. Ordnung sich noch nicht eingeprägt hat, muß ihn oft ganz durchlaufen, um das Gesuchte nur erst im Verzeichnisse zu finden. Daß die in der Setzersprache sogenannten Columnen-Titel aus der Mode gekommen sind, ist bey solchen Lehrbüchern mit weit mehrerem Grunde zu beklagen, als es einst ein ungeduldiger Recensent des ästhetischen Faches im Lit. Bl. in Ansehung der Almanachs-Erzählungen beklagte, deren Ende er nicht finden konnte, ohne Blatt vor Blatt umzuschlagen.

Dramatische Dichtkunst.

Eugenie oder die falsche Ehe. Schauspiel in fünf Aufzügen nach Beaumarchais neu bearbeitet von C. Ph. Bonafont. Brandenburg b. Wiesike 1823. 143 S. 8.

Ein schuldloses Mädchen, das, durch den schändlichen Betrug eines vornehmen Verführers hintergangen, sich dessen rechtmäßige Gattin glaubt, hat soviel Anspruch auf unsere Theilnahme, daß man glauben sollte, es könne kaum eine schicklichere Heldin für das bürgerliche Rührspiel geben. Gleichwohl hat solch ein Drama, um auf der deutschen Bühne Posto zu fassen, große Schwierigkeiten zu überwinden. Es gilt, einen tragisch geschlungenen Knoten erfreulich aufzulösen, und das scheint fast unmöglich. Enttäuscht muß die Hintergangene werden, das giebt eine stark erschütternde Peripetie; aber was weiter? Heilt die Entdeckung des Betrugs sie von ihrer Liebe zu dem Betrüger; so verliert sie ihr Hauptinteresse, welches immer der betrogenen Liebe galt. Sie steht entehrt da, und

wir sind nicht befriediget. Macht hingegen der Betrüger die falsche Ehre zur wahren; so ist die Liebende immer mit einem Betrüger vermählt, und wir können sie nicht so glücklich schätzen, als sie früher in der Einbildung war, weil wir für die Besserung des Verführers keine Bürgschaft haben.

Sehr richtig hat Herr B. den erstgedachten Weg verschmäht. Auf dem zweyten hat er redlich mit den Schwierigkeiten gerungen; ob aber eben so glücklich, müssen wir bezweifeln. Sein Lord Clarendon scheint zwar am Ende aufrichtig sich zu bessern, scheint Eugenien wahrhaft zu lieben; aber er tritt als Bösewicht, als ein Lovelace auf, er ist entschlossen, aus Ehrgeiz mit einer Anderen sich zu verbinden, er hofft, die falsche Ehe heimlich fortzusetzen neben der wahren; kurz, er zeigt sich uns als Buben, den wir verachten müssen. Dieser erste Eindruck ist unauslöschlich, und macht seine Sinnesänderung um so unwirksamer, da sie natürlich nicht eher erfolgen kann, bis Eugenie enttäuscht ist, welches nicht durch ihn geschieht, welches zu vermeiden er vielmehr das niedrige Mittel der Briefunterschlagung anwendet. Wir würden Herrn B. gerathen haben, die Sachen anders zu stellen. Clarendon war ein Verführer, ein Wollüstling, der, erzogen in der Sittenverderbniß der großen Welt, den Betrug einer falschen Trauung verübte, unbekümmert um den Ausgang des nur allzugewöhnlichen Abentheuers. Aber in der falschen Ehe mit Eugenien lernt er die Schönheit eines reinen weiblichen Herzens kennen; er erwartete Befriedigung seiner Begierden, rechnete auf das Erlöschen der Flamme im Genuß; aber der Besitz eines solchen Herzens entzündete in ihm ein anderes Feuer, das einer geistigeren Liebe einer Sehnsucht nach unvergänglicher Gegenliebe, die er zwar besitzt, aber nur durch einen Betrug, durch dessen Entdeckung er sie nothwendig verlieren muß. So hat er die Frauen, so das Glück der Ehe nicht gekannt; und er selbst hat durch den schändlichen Weg, auf welchem er es zufällig kennen lernte, die Aussicht sich verschlossen, desselben wahrhaft theilhaftig zu werden, es zu genießen mit derselben Reinheit des Bewußtseyns, womit es ihm, dem Unwürdigen, dargeboten wird. So tret' er auf, Verführer, Betrüger zwar, aber auch schon bestraft, und darum unserer Theilnahme gewiß. So tret' er wieder zurück in die große Welt, die er nicht mehr achtet, die er haßt, und der er seine Stellung zu Eugenien verdehlen muß, damit die Geliebte sein Verbrechen nicht erfahre. In diesem Zustande dräng' ihn seine Familie, ein Oheim, ein Vater, der König selbst, zu einer standesmäßigen Vermählung, die ihn von der Bahn des Leichtsinns zu dem der Tugend zurückführen soll; man schneid' ihm jede Ausflucht ab, man verwickl' ihn in die Schlingen der Hofconventionen, man überrasch' ihn mit einer Erklärung der Verbindung, die er nicht Lügen zu strafen wagen kann, man dict' ihm ein Jawort an, das er für gegeben achten muß, weil er es gegeben zu haben scheint. So treibe man ihn auf den Punct, wo er keine Zuflucht mehr hat, als bey Eugenien selbst, wo er in Verzweiflung zu ihren Füßen sich stürzt, seinen Betrug bekennt, und zitternd den Ausspruch über das Schicksal seiner Liebe erwartet. Jezt, sollten wir denken, ist das Interesse gleich stark angezogen auf beyden Seiten, und alles hangt ab von der Frage, ob Eugeniens Liebe zu dem Reingeglaubten diesen gewaltigen Anstoß aushalten wird oder nicht. Die Liebe halt' ihn aus; aber die Ehre, von Vater und Bruder unterstüzt, trete gegen sie in die Schranken, und bereit' Eugenien einen harten Kampf. Er ende mit ihrem Entschlusse, das zweifelhaft gewordene Glück ihres Herzens der Würde der Tugend aufzuopfern; aber anders entscheide, ohn' es zu wollen, ihres Vaters Ehrgefühl den Conflict. Er entdecke dem Könige, was geschehen ist, und fordere Gerechtigkeit gegen den Verführer, fordere seine entehrende Bestrafung. So erfahre Clarendons Vater (der Oheim reicht hier kaum hin) die Sache; sein Zorn entlade sich gegen den Sohn, der einer solchen That fähig war; des Sohnes trostloser Zustand entwaffne ihn, die Verzweiflung des von Eugenien Verstoßenen laß' ihn erkennen, daß des Sohnes Herz durch Eugeniens Tugend von dem Verderbniß vornehmer Sittenlosigkeit geheilt, bey der Trennung aber sein Leben in Gefahr ist. Er selbst verlange nun von Eugenien, daß sie den Sohn, den er verflucht haben würde, wenn er dessen That früher gekannt hätte, und welchen sie, ihm wie ihr selbst unbewußt, dem väterlichen Herzen gerettet — daß sie diesen Sohn ihm auch erhalte. Er flehe für ihn um ihre Hand, und schwerlich wird es die Zuschauer unbefriediget lassen, wenn Eugenie und ihre Familie diesem Andringen nachgeben, und so nun die falsche Ehe zu einer wahren wird, für deren dauerndes Glück die falsche selbst eine annehmliche Bürgschaft leistet. Daß auf diese Art die leidige, mit der Bühnendezenz schwer zu vereinbarende Schwangerschaft entbehrlich wird, indem es des Muttergefühls nicht mehr bedarf, um dem Verführer das Wort zu reden, das ist vielleicht der kleinste Vortheil, den diese Leitung der Handlung gewährt hätte.

Freylich würde das kaum mehr die Eugenie des Beaumarchais seyn; aber was thäte das, wenn es eine bessere wäre? Gotter und Sonnleithner waren mehr deren Uebersetzer als Bearbeiter. Bearbeitung soll ihr Vorbild zu übertreffen suchen, nicht blos durch Zurichtung für das Theater, auch in Hinsicht auf die Ansprüche dramaturgischer Kritik. Herr B. hat, wie gesagt, darnach gestrebt; er prüfe selbst, ob der hier flüchtig gezeichnete Weg ihn nicht näher an das Ziel gebracht haben würde. Obwohl unseres Wissens kein Deutscher von Geburt, hat er doch unsere Sprache genug in der Gewalt, um damit im bürgerlichen Drama zweckmäßig auf das Gefühl zu wirken.

Nro. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Juli 1823.

Leichten Fluges schwingt die Erde
Sich um die gewohnte Bahn;
Wie ein traulicher Gefährte
Schließt der Silbermond sich an:
Der ein Wächter aufgestellt,
Freundlich unsre Nacht erhellt,
Und dem Denker sichre Schwingen
Leiht, in's Sternenreich zu dringen.

Distling.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Erscheinungen finden auf dem Monde Statt. Auch der Mond wirft einen Schatten hinter sich, der bey dem Neumonde auf die Erde fällt, wegen der geringen Größe des Mondes aber so unbedeutend ist, daß die Bewohner des Mondes, wenn wir eine totale Sonnenfinsterniß haben, den Schatten ihres Planeten in der Gestalt eines kleinen schwarzen, in einen grauen Nebel gehüllten, Fleckens, oder, wenn unsere Sonnenfinsterniß ringförmig ist, wie ein graues Wölkchen, über die Erde wegstreifen sehen. Wenn aber der Vollmond in den Schatten der Erde tritt, so verdeckt die Erde ihm die Sonne, und die größeste Dauer einer totalen Sonnenfinsterniß auf dem Monde ist ebenfalls von fünfviertel Stunden.

Der Mond hat also, gleich der Erde, ein Jahr von 365¼ Tagen, und einen Monat von 29½ Tagen, in welcher Zeit sich ihm an der Erde alle Phasen und Finsternisse, die wir am Monde bemerken, nur in der entgegengesetzten Ordnung zeigen. Man hat auf dem Monde eine Sonnenfinsterniß, wenn wir eine Mondfinsterniß haben, eine Erdfinsterniß, wenn bey uns eine Sonnenfinsterniß ist; und der dunkele Theil der Erde zeigt sich dem Monde immer in derselben sichelförmigen oder konveren Gestalt, wie uns die helle Phase des Mondes erscheint. Indessen findet bey allen diesen scheinbaren Uebereinstimmungen in der Bewegung des Mondes ein besonderer Umstand Statt, der dort ganz andere Erscheinungen, selbst eine ganz andere Natur hervorbringen muß, als uns zu Theil geworden ist: und dieß ist der Umstand, daß der Mond der Erde beständig dieselbe Seite zukehrt. Es folgt hieraus, daß der Mond in der Zeit eines Umlaufes um die Erde von 27 Tagen sich auch zugleich einmal umwendet oder um eine Are dreht, so wie ein Mensch, der bey mir vorbeygeht, sich nothwendig umdrehen muß, um mir seinen Rücken zu verbergen, oder mir immer das Gesicht zuzukehren. Diese Umdrehung muß überdem fast dieselbe Lage haben, wie die Bahn des Mondes um die Erde, weil sonst dadurch Theile der hinteren Hälfte des Mondes oben oder unten zum Vorschein kommen müßten. In der That steht die Are, um welche der Mond sich dreht, fast genau senkrecht auf der Ekliptik, in der er mit der Erde um die Sonne läuft, das heißt, sein Aequator fällt mit seiner jährlichen Bahn zusammen. Da nun die Abwechselung der Jahreszeiten auf jedem Planeten, wie auf der Erde, blos durch den Winkel bestimmt wird, den der Aequator mit der Bahn um die Sonne macht, so folgt, daß auf dem Monde gar kein eigentlicher Wechsel der Jahreszeiten Statt findet, und daß Wärme und Kälte mit den Tageszeiten, Sommer und Winter mit dem Morgen und Abend zugleich wechselt. Da nämlich der Aequator des Mondes beständig durch die Sonne geht, so befindet sich die Sonne niemals nördlich oder südlich vom Mond-Aequator, sie nähert sich nie seinen Polen, und erwärmt seine nördliche und südliche Halbkugel und jede seiner Zo-

nen immer gleichförmig. Die Bewohner des Mond-Aequators haben die Sonne beständig des Mittags im Zenith, und unter den Polen hat man die Sonne unaufhörlich im Horizont: dort herrscht ein ewiger Sommer, hier ein ewiger Frühling. Freylich fällt der Aequator nicht ganz genau mit der Ekliptik zusammen; allein der Unterschied ist so unbedeutend, da er nur anderthalb Grade beträgt, daß er schwerlich eine merkliche Aenderung in der Temperatur hervorbringen kann.

Ein eben so merkwürdiger Unterschied findet in den Tageszeiten zwischen der Erde und dem Monde Statt. Da der Vollmond der Sonne eben die Seite zukehrt wie der Erde, der Neumond aber die entgegengesezte Seite, so werden im Laufe eines Monats von 29½ Tagen nach und nach alle Theile des Mondes von der Sonne beschienen; folglich ist der Tag auf dem Monde mit der Zeit des synodischen Monats von 29 bis 30 Tagen einerley. Jeder Ort auf dem Monde hat die Sonne ununterbrochen fünfzehn Tage über, und eben so lange unter dem Horizont: auf dem ganzen Monde ist beständig Tag und Nacht gleich, und beyde dauern fünfzehn Tage. So wie also die Erwärmung auf dem Monde sehr ungleich ausgetheilt ist, so findet bey der Erleuchtung eine vollkommene Gleichheit, wenigstens in Ansehung der Dauer, Statt; und keine Zone sieht die Sonne länger als die andere. Da aber diese Zeit lange genug dauert, so kann man sagen, daß jeder Ort des Mondes, wenn nämlich dort zwischen der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht ein ähnlicher Unterschied wie bey uns Statt findet, in der Zeit eines Monates, der zugleich sein Tag ist, alle Jahreszeiten durchgeht, einen Sommer und einen Winter von fünfzehn Tagen hat, und daß sein Frühling und Herbst mit den Morgen- und Abendstunden, die dort dreyßigmal länger dauern, zusammenfällt.

Die tägliche Bewegung ist nämlich auf dem Monde dreyßigmal langsamer, als auf der Erde; und in der Zeit von dreyßig Tagen sehen die Mondbürger nur einmal die Sonne und alle Sterne auf- und untergehen. Allein bey dieser allgemeinen Umwälzung des Himmels scheint ihnen ein Weltkörper, der alle übrigen, selbst die Sonne, an Größe weit übertrifft, in fast vollkommener Ruhe zu seyn, und nur unbedeutende Schwenkungen um die Stelle, die er beständig einnimmt, zu machen. Die Bewohner der Mitte von der uns zugekehrten Seite des Monds sehen unsere Erde als eine leuchtende Kugel von viermal größerem Durchmesser als die Sonne, beständig gerade über ihrem Kopfe, indeß die Sonne und alle Sterne sich hinter diesem großen Weltkörper, oder neben ihm vorbeyschieben und Kreise beschreiben, die auf dem Horizont dieses Ortes senkrecht sind. Zu gleicher Zeit nimmt dieser unbewegliche Zentralkörper alle Phase vom Vollmonde bis zum Neumonde an, sein Licht nimmt des Nachmittags zu, des Morgens ab, bis er am Mittage ganz verschwindet. — Die Bewohner des Randes der sichtbaren Mondscheibe sehen die Erde beständig in ihrem Horizont an derselben Stelle, oder vielmehr auf- und niederhüpfen, indeß die übrigen Weltkörper in Kreisen umzulaufen scheinen, die entweder mit dem Horizont parallel sind, oder ihn unter irgend einem Winkel schneiden. Das Erstere ist der Fall mit den beyden Punkten, die der oberste und der unterste der uns sichtbaren Mondscheibe sind: sie haben die Sonne beständig im Horizont, und die Sterne in der einen Hälfte des Himmels sind immer über ihrem Horizont, die in der andern Hälfte sind ihnen beständig unsichtbar. — Die Bewohner der übrigen Theile der vorderen Mondscheibe sehen die Erde gleichfalls fast unbeweglich in einer gewissen Höhe über dem Horizont; die Bewohner der hintern Hälfte kriegen die Sonne niemals zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Die Vorbereitungen zu dem Feste waren so regellos, wie die Gesellschaft. Alle Geschirre des Bischofs, und selbst die, welche der Kirche gehörten — denn der Eber der Ardennen achtete den Kirchenraub für nichts — lagen umher vermischt mit schwarzen Schläuchen, oder großen ledernen Bechern und Trinkhörnern.

Eines Umstandes des Schreckens muß noch hier gedacht werden; das Uebrige der Scene überlassen wir gern der Einbildungskraft der Leser. Während des wilden Gelages nahm ein Krieger (ein Lanzenknecht, der sich durch seinen Muth während des Sturms am Abend ausgezeichnet hatte), von der Tafel, von der er ausgeschlossen war, einen großen silbernen Becher weg, indem er erklärte, daß dieser ihn für die Freuden des Gastmahls entschädigen sollte. Der Führer lachte bis zum Ersticken über einen dem Charakter der Gesellschaft so angemessenen Scherz; als aber ein Anderer, weniger Tapferer im Kampfe, wie es schien, sich eine gleiche Freyheit nehmen wollte, sezte von der Mark dem lustigen Spiele, das die Tafel bald aller Zierden von Werth beraubt hätte, sogleich ein Ziel. „Ho, bey dem Geiste des Donners! rief er aus: wer es nicht wagt, ein Mann zu seyn, wenn er dem Feinde gegenüber steht, darf auch kein Dieb unter seinen Freunden seyn. Was? du Feigherz, der du auf offene Thore und herabgelassene Brücken wartetest, während Konrad Horst sich einen Weg über Graben und Mauern bahnte, mußt du naseweis seyn? — Hängt ihn an den Fensterbalken auf! Er soll den Takt mit seinen Füßen schlagen, während wir auf seine glückliche Höllenfahrt einen Becher trinken.“

Der Befehl war kaum früher ausgesprochen als vollzogen, und in einem Augenblick stieß der Unglückliche seinen

lezten Seufzer aus. Sein Körper hing noch an dem Balken, als Quentin und die Andern in die Halle traten, und warf, die blassen Mondesstrahlen auffangend, einen ungewissen Schatten auf den Schloßflur.

Als der Syndikus Pavillon von Mund zu Mund in der lärmenden Versammlung angekündigt war, bestrebte er sich, in Gemäßheit seines Ansehens und Einflusses, ein würdiges und wichtiges Wesen anzunehmen, welches ein Blick auf den schrecklichen Gegenstand am Fenster und auf die wilde Scene umher nicht sehr unterstüzte, obgleich ihn Peter ermahnte, und ihm mit einiger Verwirrung ins Ohr flüsterte: „Herz gefaßt, Herr, oder wir sind nur verlorne Menschen.“

So gut er konnte, faßte sich der Syndikus, um eine kleine Anrede zu halten, in welcher er der Gesellschaft zu dem großen Siege des Abends Glück wünschte. — „Gut, gut! sagte von der Mark: Aber Herr Bürgermeister, Ihr kommt ja wie Mars, die Schönheit an Eurer Seite! Wer ist dieses holde Geschöpf? Schleyer weg, Schleyer weg!“ — „Es ist meine Tochter, edler Hauptmann! antwortete Pavillon: und ich wollte Euch eben bitten, sie den Schleyer tragen zu lassen, da sie dieß den heiligen drey Königen gelobt hat.“ — „Ich absolvire sie sogleich davon; denn hier mache ich mich zum Bischof von Lüttich, und hoffe, ein lebender Bischof ist drey todte Könige werth.“

Die Gäste fuhren zusammen, denn die Bürger von Lüttich und selbst einige rohe Soldaten verehrten die Könige von Köln, wie man sie gewöhnlich nannte, obgleich sie sonst nichts achteten.

„Nein! sagte von der Mark: Ich will nichts thun gegen die verstorbenen Majestäten; aber Bischof will ich seyn. Ein zugleich weltlicher und geistlicher Fürst, der Gewalt hat zu binden und zu lösen, ziemt sich wohl für eine Bande Geprüfter, wie ihr seyd, denen Niemand anders Absolution geben kann. Doch kommt hierher, edler Bürgermeister — sezt Euch neben mich, und ersezt unsern Vorfahren in dem heiligen Sitze.“

Es ward unruhig in der Halle, während Pavillon, für die ihm zugedachte Ehre dankend, sich fast am Ende des Tisches niedersezte, indeß sein Gefolge sich hinter ihm hielt, nicht unähnlich einer Heerde Schafe, die sich zuweilen hinter einem alten Leithammel sammeln, dem sie etwas mehr Muth zutrauen, als sich selbst. In seiner Nähe saß ein sehr hübscher Jüngling, wie man sagte ein natürlicher Sohn des wilden von der Mark, und gegen den er zuweilen Güte und selbst Zärtlichkeit zeigte. Die Mutter des Knaben war an einem Schlage gestorben, den ihr der wilde Hauptmann in der Trunkenheit oder Eifersucht gegeben, und ihr Schicksal hatte den Rohen so sehr geschmerzt, wie er des Schmerzes nur fähig war. Diesem Umstand mochte man zum Theil seine Liebe für den übrig gebliebenen Waisen zuschreiben. Quentin hatte diesen Zug von des Führers Charakter von dem Prior erfahren, und sezte sich, so nah er konnte, zu dem Jünglinge, entschlossen, sich seines Beystandes zu versichern, wenn andere Rettungsmittel fehlschlagen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus England.

Daß Beharrlichkeit zum Ziele führe, haben die menschlichen Parlamentsmitglieder endlich erfahren, die sich seit Jahren fast vergebens bemüht hatten, das englische Kriminalgesetzbuch von den vielen Mordsentenzen zu reinigen, womit der mißverstandene Eifer älterer Parlamente für die Erhaltung des Eigenthums dasselbe befleckt hatten. Sollte man es glauben, daß in dem philosophischen England das Beschädigen eines jungen Baumes oder der Westminster-Brücke, dem Gesetze nach, den Tod nach sich zöge! Und dennoch ist dieß der Fall bey diesen und ähnlichen Vergehungen, wo durchaus keine moralische Schuld statt findet. Freylich begnadigte die Regierung in den meisten Fällen die Verbrecher; aber die Todesstrafe wurde doch immer vom Richter mit eben so großer Feyerlichkeit ausgesprochen, als hätte es einen Straßenraub oder einen Mordbrand gegolten; ein Verfahren, welches bey dem gemeinen Mann nothwendig alle Arten von Vergehungen und Verbrechen vermengen mußte. Aber auch nicht immer blieb es der Regierung frey, Gnade ergehen zu lassen — oft mußte ein abschreckendes Beyspiel gegeben werden, und ein Unglücklicher, welcher Hundert vor ihm für ein ähnliches Vergehen hatte fast straflos davon gehen sehen, mußte für das seinige am Galgen büßen. Referent las vor Kurzem ein schaudererregendes Beyspiel von dieser Art. Zur Zeit, als England wegen der Falklandsinseln in Streit gerieth, wurde ein Mann für den Seedienst erpreßt und davon geführt. Er ließ eine schöne junge Frau mit zwey kleinen Kindern zurück, welche bald in solche Armuth gerieth, daß sie ihr Brod erbetteln mußte. Als die unglückliche Mutter die armen Geschöpfe fast nackt und kein redliches Mittel vor sich sah, ihre Blöße zu bedecken, trieb sie die Verzweiflung in einen Laden, wo sie einige Ellen grober Leinwand vom Tische aufnahm, in der Absicht, um solche zu stehlen. Als sie aber bemerkte, daß ihr einer der Ladendiener zusah, legte sie das Päckchen wieder nieder und wollte sich entfernen; aber sie wurde ergriffen und vor Gericht gestellt. Hier konnte sie zwar die That nicht läugnen, aber sie berief sich auf ihre unglückliche Lage, auf ihr früheres gutes Betragen, welches alles selbst von den Vorstehern ihres Kirchsprengels bezeugt wurde. Aber unglücklicher Weise waren in der Nachbarschaft des Ladens vor Kurzem häufige Diebstähle vorgefallen, zur Sicherung der Krämer mußte ein Beyspiel gegeben werden, und — das schöne junge Weib ward gehangen; das barbarische Gesetz, welches die unglücklichen Kinder ihres Vaters beraubt und sie zu Bettlern gemacht hatte, beraubte sie auch ihrer Mutter und machte sie gänzlich zu Waisen! — Dennoch welche Schwierigkeiten fand der edle Sir Samuel Romilly, dessen ganzes Leben den Bemühungen, das Gesetzbuch zu verbessern, geweiht war? welche Widersetzlichkeit fand Sir James Mackintosh, sein würdiger Nachfolger, selbst noch vor einem Jahre! Es scheint, als härtete das Unblutige ihrer Hinrichtungsmethode, und die weiße Mütze, welche die Gesichtsverzerrungen der Hingerichteten verbirgt, die Herzen der englischen Reichen und Großen für alles Mitleiden gegen Verbrecher ab. Die Menschlichkeit des Zeitalters aber hat auch end-

lich hier gesiegt: die Regierung selbst hat die Sache zuletzt zu Handen genommen, und es befinden sich in diesem Augenblicke Bills im Unterhause, nach welchen die Todesstrafe bey sehr vielen Vergehungen abgeschafft werden soll. Auch die Barbarey, die Leichname der Selbstmörder auf einem Kreuzwege zu begraben, will die Regierung abschaffen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß derselbe kein eigentliches christliches Begräbniß erhalte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

Im vorigen Monate besuchte Hr. Löwe aus Cassel (vorher in Prag) unsere Bühne, und machte sich den Freunden des Schauspiels durch mehrere gelungene Darstellungen schätzbar. Er gab die Rolle des Jaromir, des Karl Moor, des Anton in Kotzebues Verwandtschaften, des Karl Ruf in der Schachmaschine, und zweymal die des Correggio mit Auszeichnung und Beyfall. Ref., der ihn den Charakter des Moor darstellen sah, freute sich über die kräftige und wahre Auffassung, besonders in den Scenen, wo dieser die verzeihende Antwort seines Vaters erwartet, und dafür den vernichtenden Brief des falschen Bruders empfängt. Herr L. entwickelte hierin nicht gewöhnliche Mimik, durch welche er den von Reue bis zu kühner Verzweiflung hinaufgetriebenen Gemüthszustand ohne theatralische Uebertreibung schilderte. In der Darstellung des Anton war die Naivetät nicht immer ganz rein, obgleich das Ganze den gewandten Schauspieler nicht verkennen ließ. In den Stellungen ist Herr Löwe zuweilen etwas nachlässig, was in Rollen solcher Art mit eingeht; dagegen stört hier das Streben, rein, wohllautend und bedeutsam zu sprechen, den natürlichen und ungezwungenen Ton. Die Darstellung als Jaromir und Karl Ruf sah Ref. nicht. Die letztere wurde sehr gelobt. Für eine der vorzüglichsten Darstellungen aber, welche ich kürzlich gesehen, halte ich die des Correggio durch Hrn. Löwe. Das kindlich weiche Gemüth eines Künstlers, welches Oehlenschläger in diesem Charakter geschildert hat, das in sich sinnende und um das Aeußere besorgte Wesen hielt den Darsteller in seiner Phantasie unveränderlich fest. Aber weil die Schilderung überhaupt bis zur Weichlichkeit geht, so wünschte ich, der Darsteller hätte nach der Scene, in welcher Correggio durch Michael Angelo's Härte so sehr niedergeschlagen wird, auch den Zug des sich erhebenden Genius, der an der vollkommenen Wahrheit jenes Tadels zweifelt und sich gleichsam selbst wiederum Trost einspricht, nicht so sehr fallen lassen, und durch Hervorheben desselben der Stimmung in jener Scene größere Mannigfaltigkeit gegeben. Doch will ich hinzufügen, daß ich nur die zweyte Darstellung des Correggio sah, welche Herr Löwe auf Verlangen des Publikums gab. In dem übrigen Theile der Vorstellung hielt sich gezierter Pathos und plumpe Uebertreibung so ziemlich die Waage.

Am 21. May gab im Saale des Theaters Mad. Cornega aus Wien Concert, und sang am 25. darauf einige Solo-Bravourstücke zwischen den Akten. Referent war beyde Male gehindert, diese Sängerin zu hören. Alle Kenner aber, mit denen er gesprochen, stimmen dahin überein, daß sie derselben in Hinsicht auf Vollendung des Schwierigsten, worin sich die Gesangsvirtuosität bisher gezeigt hat, keine Sängerin vorzuziehen wissen. Gleichwohl soll ihr Concert wenig besucht gewesen seyn, was man sich zum Theil daraus erklären will, daß dieser Sängerin kein ihren Leistungen vollkommen entsprechender Ruf vorherging. Die Stimme soll gar nicht mehr jung und frisch seyn, aber ein kunstmäßiger Vortrag dieses im hohen Grade decken. Ueber Ausdruck und Originalität will man nicht entscheiden, da man Mad. Cornega nur in einem beschränkten Kreise von Musikstücken, (z. B. in den durch die Catalani berühmten Violinvariationen von Rode), gehört hat.

Am Schlusse des Monats trat Herr Emil Devrient (Neffe des berühmten Schauspielers in Berlin und Bruder des Hofschauspielers in Dresden) als Gast auf unsrer Bühne auf, und wurde nach drey gegebenen Gastrollen als Mitglied derselben engagirt. Wenn man erfuhr, daß dieser junge Künstler erst anderthalb Jahr auf der Bühne ist (er hat seine Laufbahn in Braunschweig und Bremen angetreten), so konnte man nicht zweifeln, daß sich in seinem ersten Auftreten bey uns als Sigismund in Calderons allegorischem Gedicht: das Leben, ein Traum, ein ungewöhnliches Talent für die Schauspielkunst, unterstützt durch die seltensten Naturmittel, ankündigte. Ein einnehmend wohlgebildeter Körper, wie ihn ein Darsteller jugendlicher Helden nur verlangt, schlanker Bau, angenehmes Gesicht, ausdrucksvolles Auge, verbunden mit einem kräftigen und vieler Mannigfaltigkeit fähigen Sprach- und Sangorgane empfiehlt schon seine äußere Erscheinung. Dazu kommt eine leichte, freye und edle Körperbewegung, reine Aussprache, und, wie es uns schien, Freyheit von gemeinen Theatermanieren, was in diesem Fache besonders hoch angerechnet werden muß. Damit aber meinen wir nicht, daß Herr Devrient seiner Mittel schon vollkommen Meister sey. Vornehmlich ist erforderlich, daß er auf die Modulation seiner Stimme beym Sprechen und auf die Uebergänge aus Höhe in Tiefe Aufmerksamkeit und Fleiß wende, nicht zu viel in der Tiefe verweile und dem offnen, wohlerverständlichen Laut über den hohlen, unverständlichen, zuweilen etwas näselnden Ton das Uebergewicht verschaffe. Um die Anwendung gleich an der Rolle des Sigismund zu machen, so bemerke ich nur, daß, wenn der Ton seiner geistigen Bedeutung nach betrachtet wird, der zufolge der dumpfe, düstre Ton mehr einem dumpfen und beschränkten Gemüthszustande oder eine der höhern Ausbildung noch ermangelnden Gemüthsart, der klare Ton dagegen mehr die Klarheit und Ruhe des gebildeten Geistes zu bezeichnen geeignet ist, der schöne Monolog des Sigismund, durch welchen der Uebergang desselben aus dem Zustande thierischer Leidenschaftlichkeit zum Bewußtseyn seiner höhern Natur geschildert wird, nicht mit dumpfer, hohler, gleichsam grollender Stimme, sondern mit klarem, ja mit dem Aufgang des höhern Lichts immer klarer werdenden Tone gesprochen werden mußte. Der Zuschauer muß es hören, daß jetzt der Geist frey wird, obwohl der Körper noch gefesselt ist, daß der Geist sich befreyt, indem er sich selbst besinnt und die Fesseln des Wahns und der Leidenschaft gleich einem dumpfen Traum beym Erwachen abwirft. Aus diesem Grunde konnte ich in den Beyfall des Publikums, welcher der Deklamation des angeführten Monologs folgte, nicht einstimmen, und fand vieles minder Beachtete in der Darstellung des Herrn Devrient weit gelungener. —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 132: Nestchen.

Charade.

Du kennst die rauhe wilde Kraft.
Sich selbst zerstörend bringt sie blut'gen Tod.
Wenn Ruhm und Lorbeer sie verschafft.
Da färbt sich blutig selbst das Morgenroth.
Du kennst ein thronendes Gebäude;
Dich ruft sein tönendes Geläute.
Jetzt nenne mir das feste Haus.
Die wilde Kraft kommt friedlich ein und aus.
Doch wehe! wenn ein Körnlein ihrer Macht
Im festen Haus vom Zauberschlaf erwacht.

Gustav von Seckendorf.

Nro. 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Juli 1823.

Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius wie sie —
Das macht uns ihnen gleich.

Klopstock.

Die Spanierin.

(Aus Byron's Childe Harold. I. Gesang.)

Warum erwacht die junge Spaniermaid,
Hängt an die Weide die entspannte Zither,
Hüllt, ganz entweiht, sich in das Waffenkleid,
Singt Kriegsgelänge, stürzt in's Schlachtgewitter?
Die sonst erblich vor einer Wunde Schein,
Beym Eulenruf erschrack, steht nun gelassen
Der Bayonette Wäldchen in den Reih'n,
Der Schwerter Blitz, stürmt, Pallas gleich, auf Massen
Von Sterbenden dahin, wo Mavor möcht' erblassen.

O, kanntet ihr, Bewundrer, diese Schöne
In sanftrer Stunde, fühltet ihr die Macht
Der leichtbewegten, lebensvollen Töne,
Sahst, wie ihr schwarzes Aug' des Schleyers lacht,
Wie unnachahmlich schön die Locken schwellen,
Wie himmlisch reizend die Gestalt — fürwahr,
Kaum glaubt ihr, daß auf Saragossa's Wällen
Sie, dem Gorgonen-Antlitz der Gefahr
Zulächelnd, Reihen brach, der Helden Vorbild war!

Ihr Theurer sinkt — sie hemmt der Thräne Lauf,
Ihr Führer fällt — sie füllt die graufe Stelle;
Die Brüder fliehn — sie hält die Feigen auf;
Nun weicht der Feind — sie lenkt des Ausfalls Schnelle.
Wer sühnt des Lieblings Geist wie sie? Wer rächt
Gleich ihr des Führers Fall? — Wenn Männer schwanken,
Ein Mädchen wendet glücklich das Gefecht!
Wer hängt so mörderisch auf flieh'nden Franken,
Wenn vor dem Weibermuth sie aus der Bresche wanken? —

Doch stammt dieß Weib von Amazonen nicht,
Scheint für der Minne Zauberspiel erschaffen:
Und wenn sie stark in grauser Phalanx ficht,
Mit ihren Brüdern theilt den Ruhm der Waffen,
So ist es nur der Täubin zarte Wuth,
Die pickend, die den Tauber ihr verletzen:
An Zartheit übertrifft sie wie an Muth
Die fernen Frau'n, die, kränkelnd, Ruhm erschwätzen,
Ist edler an Gemüth, an Reiz wohl gleich zu schätzen.

Das Grübchen, das der Liebe Finger preßt,
Beweist, wie zart ihr Kinn: von diesen Lippen,
Die ungern nur der Feuerkuß verläßt,
Darf blos der Held des Vaterlandes nippen.
Bezaubernd wilder Blick! Ha, Phöbus glüht
Vergebens schmachtend auf die Wange nieder,
Die schöner nur von seinem Kuß erblüht!
Wer sucht daheim die bleichern Frauen wieder?
Wie schmachtend, welk und schwach, wie arm der Bau der Glieder!

Rio.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Durch die Umdrehung der Erde zeigt sich dieser Weltkörper den Mondbürgern in vier und zwanzig Stunden von allen Seiten, da wir hingegen nie etwas von der hinteren Seite des Mondes zu sehen bekommen. Die Seleniten, wenn

ſie anders mit Fernröhren oder mit ſchärferen Augen verſehen ſind, und dergleichen Unterſuchungen eben ſo lieben wie wir, haben unſtreitig eine, zwar nicht ſo genaue, aber vollſtändigere Karte vom Erdboden, als wir. Uns iſt die Erde ein Gemälde, das dem Auge zu nahe liegt, ſo daß wir das Ganze nicht überſehen können: es iſt eine Theater-Dekoration, von der wir nichts als einige Farbenflecken ſehen, die aber in der Entfernung des Mondes deutlich zeigt, was ſie vorſtellen ſoll. Im Monde ſah man auf den erſten Blick, worüber man bey uns ſo lange geſtritten hat, daß die Erde eine an den Polen eingedrückte Kugel iſt; Amerika und Auſtralien waren im Monde lange vor Kolumbus und Cooks Zeiten entdeckt; und die von unſeren Geographen noch nicht aufgelöſete Frage über eine Nordweſt- oder Nordoſt-Durchfahrt nach Oſtindien, oder über das große Land am Südpol, iſt von den Aſtronomen des Mondes längſt entſchieden. Vielleicht ſahen die Phyſiker im Monde dem Entſtehen, den Fortſchritten und der allmähligen Abnahme jener großen Ueberſchwemmung, von der wir nur dunkle Traditionen haben, ruhig zu; und ein Theil vom inneren Afrika, vielleicht der Lauf des Nigers, iſt ihnen beſſer bekannt, als uns. Wir hingegen kennen nur die eine Hälfte des Mondes, und die andere wird uns ewig ſo unbekannt bleiben, wie die fernſten Kometen; es ſey denn, daß irgend ein Eroberer, glücklicher als der Macedoniſche Alexander, einen Weg zum Monde findet, wozu wir ihm von ganzem Herzen mit unſern Wünſchen und Kräften behülflich ſeyn wollen, damit er dort, wie Arioſt's Roland ſeinen Verſtand, ſein hier verlorenes menſchliches Gefühl wieder finde.

Alle jene Entdeckungen auf unſerem Planeten, der Anblick der ungeheuern Erdkugel, die, ohne ihre Stelle im Zenith oder im Horizonte zu ändern, in vier und zwanzig Stunden ihre Meere, ihre Länder und ihre Berge in allen fünf Welttheilen zeigt, und in dreyßig Tagen alle Lichtgeſtalten vom erſten Silberfaden bis zur vollen erleuchteten Scheibe darſtellt, die das Licht unſers Vollmondes weit übertreffenden hellen Nächte — alles dieſes iſt das ausſchließende Eigenthum der uns ſichtbaren Hälfte des Mondes. Die Bewohner der hinteren Hälfte bringen ihre fünfzehn Tage langen Nächte in einer vollkommenen Finſterniß zu, die nur durch den ſchwachen Schimmer der Sterne etwas gemildert wird; und ſie haben keine Ahnung von dem prächtigen Schauſpiel, welches der Centralkörper, um den ſie, ohne ihn je zu ſehen, ihren Umlauf machen, ihren Nachbarn gewährt. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem Erſtaunen die Erzählungen dieſer Nachbarn von dem ungeheuern leuchtenden Körper dort angehört, vielleicht bezweifelt werden; man kann ſich denken, mit welcher Andacht Wallfahrten nach dieſer glücklichen Hemiſphäre angeſtellt werden; aber man kann ſich nur einen ſchwachen Begriff von dem erſten Eindruck machen, den dieſer prachtvolle Anblick auf jene Hyperboräer machen muß. Eine Reiſe um die Welt zeigt uns einige Sterne, die im Norden nicht aufgehen, die aber durch nichts von denen verſchieden ſind, die wir täglich ſehen; ſie zeigt uns neue Pflanzen und Thiere, die ſich ohne Schwierigkeit in unſer Natur-Syſtem eintragen laſſen, oder Völker, die wir ſogleich für unſere Brüder erkennen müſſen, und die uns durch ihre Herzensgüte oder durch ihre rohen Sitten auf entgegengeſezte Art in gleichem Grade beſchämen. Allein auf dem Monde bedarf es, für die Bewohner der Gegenden nahe am Rande, nur eine Reiſe von wenigen Meilen, um eine ganz neue Welt zu entdecken; eine genauere Unterſuchung dieſes Schauſpiels wird uns dienen, das zu verſtehen, was wir auf dem Monde ſehen.

Wir kennen außer der Sonne und den Fixſternen keine ſelbſt-leuchtenden Körper: alle Planeten und Monde leuchten nur in ſo fern, als ſie das von der Sonne auf ſie fallende Licht uns zurückwerfen. Allein nicht alle Theile, womit die Oberfläche der Erde und wahrſcheinlich auch der übrigen Planeten bedeckt iſt, ſind in gleichem Grade geſchickt, das Licht zurückzuwerfen; einige leuchten daher mehr, andere weniger: und ſo iſt es natürlich, daß nicht allein jeder Planet, nach der beſondern Natur ſeiner Oberfläche, ein ihm eigenthümliches Licht hat, daß Venus und Jupiter den Mars und Saturn an Glanz übertreffen, ſondern auch daß die Oberfläche jedes Planeten mit mehr oder weniger hellen oder dunkeln Flecken bedeckt ſcheint. Ein völlig undurchſichtiger Körper von weißer oder heller Farbe wirft das Licht ſtärker zurück, als ein dunkler oder durchſichtiger. Das Waſſer läßt, gleich jedem durchſichtigen Körper, eine große Menge Lichtſtrahlen durch, anſtatt ſie zurückzuwerfen, und erhält dadurch in beträchtlicher Entfernung eine ſchwärzliche Farbe; und die mit weißem Sande bedeckten afrikaniſchen Wüſten, oder die mit noch weißerem Schnee bekleideten Steppen Sibiriens, glänzen den Monddewohnern ohne Zweifel ſtärker, als die ſchwarzen Tannenwälder des Nordens, oder die ausgedehnte Fläche des Weltmeers. Ein anderes eben ſo weſentliches Kennzeichen iſt die vollkommen ebene Oberfläche, die das Waſſer, als ein fließender Körper, vermöge ſeiner Schwere von ſelbſt annimmt: das Meer wird ſich alſo wie eine glatte ſchwärzliche Fläche zeigen, auf der kein Licht und Schatten, und keine Abwechſelung der Farben Statt findet; da hingegen das Land ſich durch die Unebenheiten ſeiner Oberfläche und durch die Mannigfaltigkeit ſeines Farbenſpieles auszeichnet.

Durch die mehr oder weniger ſchiefe Lage der Gegenſtände gegen die Sonne, von der ſie erleuchtet werden, erhält die Landſchaft, die ſonſt nur einem Farbenbrette oder einer Muſterkarte ähnlich ſeyn würde, die Schattirungen einer Zeichnung. Thäler liegen mit grauem Schleyer bedeckt, bis die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen ihnen ein lachenderes Anſehen geben; und Berge werfen nach

der von der Sonne abgewandten Seite lange Schattenmassen auf die benachbarten Ebenen, die sich bey der Annäherung des Mittages verkürzen; die Granitgipfel der Berge glänzen wie Diamanten, und die eingestürzten Krater zeigen uns die ausgelöschte Esse Vulkans. So sehen die Bewohner des Mondes, um die Zeit, wenn bey uns Mittag und Neumond ist, Europa, Afrika und Asien, wie eine zusammenhängende hellere Masse, mit unzähligen Abwechselungen von Farben, Licht und Schatten, von grauen Thälern und weißen Bergen durchschnitten, an drey Seiten umgeben von einer gleichförmig schwarzen ebenen Fläche. Nach zwölf Stunden ist fast die ganze Erde von einer solchen schwarzen Fläche bedeckt, aus der unzählige größere und kleinere Punkte (die Inseln des Südmeeres) hervorschimmern, und die von oben bis unten von einem schmalen hellen Streifen (Amerika) durchschnitten ist, der sich durch seine glänzenden hohen Gebirge auszeichnet.

Alles dieses würde ein gutes Auge vom Monde aus ohne Hülfe der Fernglaser erkennen; aber die Entdeckungen auf unserer Erde, die sich mit Herschelschen Teleskopen aus dem Monde machen ließen, müssen dem, der es nicht selbst versucht hat, fast unglaublich scheinen. Man sieht durch mittelmäßige Fernröhre, und mit gewöhnlichen Vergrößerungen, Gegenstände im Monde, die nicht tausend Fuß groß sind, und man erkennt ihre Gestalt deutlich, wenn sie viertausend Fuß oder den sechsten Theil einer Meile im Durchmesser haben. Durch doppelt so starke Vergrößerungen zeigt sich ein Gegenstand, der nicht größer als das Winterpalais in St. Petersburg ist, und von viermal größeren läßt sich die Gestalt deutlich erkennen. Es ist also kein Zweifel, daß ein mit guten Fernröhren versehener Beobachter im Monde nicht allein die Gebirge und einzelnen Berge der Erde, nicht allein unsere Städte und Lager, diese fast eine Meile großen weißen Massen von Steinen oder Zelten auf grauem Grunde, ja selbst in weißem Sande oder hellgrüner Flur den schwarzen Faden des Laufes der großen Flüsse erkennen, sondern auch die Aenderung bemerken würde, welche die Natur oder Menschenhände auf dem Erdboden anrichten. Das blendende Weiß des Winterpelzes würde sich deutlich von dem traurigen Braun des Herbstkleides unterscheiden; aus den schwarzen Sümpfen der Newa-Ufer würden sich die weißen Paläste Petersburgs erheben; die Märsche unserer Armeen würden sich im Fortrücken der Lager zeigen; und selbst das Feuer oder die Rauchwolke einer Schlacht, die blühende Gegenden in Leichenfelder verwandelt, würde vielleicht im Monde nicht unbemerkt bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus England.

Die Parthevlichkeit und Selbstsucht, welcher man so lange die königliche Maler-Akademie in London beschuldigt, hat endlich die Wirkung hervorgebracht, die sich von einem solchen System erwarten ließ, nämlich: eine neue Gesellschaft, mit welcher die Akademie zu wetteifern haben wird. Der Anstalt fehlte es längst schon an dem nöthigen Raum, da sie sich nicht entschließen konnte, nur das Gute und Beste aufzunehmen und alles Mittelmäßige und Schlechte zu verwerfen. Unter 1000 bis 1200 Stück, welche das jährliche Verzeichniß enthält, sind immer 7 bis 800 unter aller Kritik, und unter den übrigen befindet sich eine Masse von Portraits, meistens in Miniatur, deren einziges Verdienst vielleicht Aehnlichkeit ist. Aber diese Alltagsgesichter ziehen die Personen, welche sie vorstellen, nebst deren Familien, Freunden und Bekannten herbey, und dieß hilft um ein Großes die Kasse der Akademie füllen, welche, besonders im lezten Jahr, nicht weniger als 6000 Pfund Sterl. von der Ausstellung zog. Demnach hätte das Publikum sowohl, welches sein Eintrittsgeld bezahlt, als der Künstler, welcher die Ausstellung durch seine Werke anziehend macht, ohne die Ehre oder die Vortheile eines Akademikers zu genießen, ein Recht, ein besseres Lokal zu verlangen, besonders da das Gegenwärtige in drey Geschossen und in manchen Zimmern zerstreut ist, welche nur wenig oder doch schlechtes Licht haben, und in denen oft die Gemälde zur bequemen Besichtigung entweder zu hoch oder zu niedrig gehängt werden. Die Akademie ließ aber ein Jahr ums andere verstreichen, ohne auch nur den Vorschlag dazu zu machen; dabey ist es ein ziemlich anerkannter Gebrauch, daß die Mitglieder, welchen der Reihe nach das Aufhängen der Gemälde übertragen ist, sich und ihren Freunden das beste Licht wählen, und nicht selten (so will man wenigstens behaupten) solche Gemälde, die einen Nichtakademiker zu berühmt machen könnten, in ein falsches Licht oder ins Dunkel stellen. Die dießjährige Ausstellung liefert ein besonders auffallendes Beyspiel solcher Mißhandlung, welches etwas mehr als Zufall zu seyn scheint. Man hing nämlich ein Gemälde, welches eine Scene aus dem drolligen Gedichte Cowpers: John Gilpin, mit wahrem Hogart'schen Humor darstellt, und dabey noch die vorzüglichsten Eigenschaften eines guten Gemäldes in einem sehr hohen Grad besizt, in einem Winkel auf, wo man es nicht anders als zum größten Nachtheil sehen kann, und zwar in einem Zimmer, wohin man sonst nur architektonische Zeichnungen aufzuhängen pflegt. Auch wurden an 270 angenommene Gemälde, aus Mangel an Raum, zurückgeschickt. Alles dieses bewog eine Anzahl Maler, worunter sich die besten unter den Nichtakademikern befinden, einen Verein zu bilden, um eine eigene Kunstausstellung zu errichten, in welcher es weder an Raum noch an gehörigem Lichte fehle, und

worin beym Aufhängen alle Partheylichkeit vermieden würde (wenn anders so etwas möglich ist). Das Lokal soll aus fünf Sälen bestehen, um die verschiedenen Gattungen neuer Oel- und Wassergemälde, Kupferstiche, lithographische Zeichnungen und Skulpturen gehörig zu sondern. Die Ausstellung soll einen Monat früher als in der Akademie, nämlich im April, anfangen. — Die dießjährige Ausstellung wird allgemein als eine der schlechtesten angesehen, die wir seit einigen Jahren gehabt. Man bemerkt nur wenige Werke in den höhern Fächern der Kunst, und auch diese nur von mittelmäßiger Ausführung, einige komische und Phantasiegemälde, das Uebrige ist unter allem Werth. Und dürfte man mit Recht schließen, daß die 270 zurückgeschickten Gemälde wirklich zu den schlechtesten gehörten, so müßte man in der That den Verfall der brittischen Kunst bedauern, und auch den akademischen Rath, welcher solches elende Zeug annehmen muß, weil sie nichts besseres darbietet, um die Gemächer zu füllen. Indessen mag es Zufall seyn, der die dießjährige Ausstellung so unbefriedigend ausfallen ließ; denn im Ganzen hat die Kunst seit einigen Jahren hier gewonnen, auf jeden Fall an Menge, wo nicht an Gehalt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

(Beschluß.)

In der Scene, in welcher Sigismund, wie durch Zauber, seiner Fesseln ledig, zum ersten Male am Hofe erscheint, findet eine fortgehende Steigerung statt, und es wird dem Darsteller hier ein weites Feld zur Kraftentwicklung eröffnet. Zweifelndes Staunen ist das Erste, was sich seines Gemüthes bemächtigt, aber der gleichsam angeborne Herrschersinn verdrängt diesen Zustand bald, Stolz, Zorn und Rache nimmt dafür Platz und wächst durch Widerstand endlich bis zur Wuth. In diesem kühnen Gemälde zeigt der Eindruck der Schönheit vorbedeutend auf die künftige Besänftigung des Gemüthes hin, welches tiefen Eindrucks Sigismund auch späterhin noch gedenket; und das Licht, welches hier in die Schilderung fällt, muß einen schönen Kontrast hervorbringen. Nun war zwar des Herrn Devrients Schilderung von Anfang dieser Scene sehr lebendig und treffend, aber unmittelbar nachdem der wilde Zorn sich gegen den widersprechenden Diener entladen hat, und der königliche Vater auftritt, sollte nicht zu viel Ruhe eintreten, da die That selbst noch nachwirkt und die Vorwürfe des Königs Trotz und Bitterkeit erzeugen, welche eigentliche Ruhe so wenig als das Gefühl des Sohnes in ihm aufkommen lassen. Diese Stimmung und der flüchtige Zweifel an der Wirklichkeit verdrängt Rosaurens Erscheinen, in welchem sich Sigismund eines früheren Daseyns bewußt wird; schnell und begeistert muß die Rede sich erheben, und auch hier der Ton schon klarer werden, um jenes schöne Licht in die Darstellung überzutragen, was wir aber hier vermißten. Alsein der neue Widerstand reizt die Begierde und den Zorn auf's Neue; alles Folgende steigert die Wuth und den Trotz des Jünglings. Diese Steigerung spricht Clotald mit nackten Worten aus, dessen Leben durch die Vertheidigung Rosaurens selbst in dringende Gefahr kommt; und sie muß den höchsten Punkt erreichen, wenn der König zum zweytenmal erscheint, und der Sohn dessen Warnung sogar mit Drohen erwiedert. Diese Drohung nämlich kann nur in dem blindesten Eifer der zuvor erregten Wuth ausgesprochen werden. So muß auf den Schluß die Scene ergreifend wirken. Dieß möge der Darsteller bedenken. Das Gespräch mit Clotald, welches dem obenangeführten Monolog vorhergeht, leitete die Stimmung des letztern sehr gut ein. In der Scene, wo der innere Ruf „Mäßigung!" den Ausbruch der unbesonnensten Leidenschaft immer hemmt, erschien dieser Ruf immer noch zu abgebrochen, so wie denn überhaupt das eifrigste Bestreben des jungen Künstlers seyn muß, die schroffen Uebergänge vornehmlich im Sprechen immer mehr zu mäßigen. — In seiner Darstellung des Melchthal im Wilh. Tell fanden wir die Schilderung des unmittelbaren Eindrucks, welchen die empfangene Nachricht von der grausamen Blendung seines Vaters hervorbringt, vornehmlich in mimischer Hinsicht, äußerst lebendig und ausdrucksvoll; aber wir meinen auch, daß dieser Eindruck durch die ganze übrige Scene hindurch gleichsam nachklingen, und alle folgende Gemüthszustände und Aeußerungen des Jünglings bestimmen muß. Unter den berathenden Männern muß sich der Jüngling durch eine gewisse Ungeduld und Hast in der Betreibung des Rache- und Befreyungs-Wertes charakterisiren, was in der Scene auf dem Rütli nicht ganz sichtbar wurde. Aber sehr lobenswerth fanden wir das stumme Spiel bey der Apfelscene und alles Folgende; so daß der Beyfall hier, wie bey der ersten Darstellung uns eine verdiente Aufmunterung des wirksamen Talents zu seyn schien. Herr Jerrmann, der in dem vordergenannten Stücke den König Basil in einer fast widerlich zerrenden Manier sprach, erfreute uns im Tell durch eine äußerst gelungene Darstellung des Attinghausen. Herr Devrient sang endlich auch den Sarastro mit einer vielversprechenden Stimme, deren Tiefe sehr wohlklingend, aber mit der höhern Region noch ganz ohne gehörige Verbindung ist. Sein Vortrag ist jedoch noch so ganz naturalistisch, daß wohl mehr als ein Jahr Studium dazu gehören würde, um dieser Stimme als Künstler Herr zu werden, und sich vor einem musikgebildeten Publikum mit verdientem Beyfall zeigen zu können; und ob der Erfolg dieses Studiums den Nachtheil ersetzen würde, welchen dasselbe der Entwicklung seines schönen Talents für das recitirende Schauspiel bringen könnte, möchte ich noch dahingestellt seyn lassen.

In diesem Monate sahen wir noch Herr Wüstenberg, Komiker vom Hoftheater in Cassel, in mehreren Rollen (Truffaldin, Doppelpage, Stubidem in den Pagenstreichen und Knall in der schönen Müllerin) auftreten. Allgemein war die Meynung, daß Herr Wüstenberg viel Komisches in Ton und Geberden hat. Ich fand in der Darstellung des Stubidem, daß derselbe noch mehr auf das Einzelne als auf die Zeichnung des ganzen Charakters einwirkt. Weder mit der Furcht vor den Gespenstern, welche doch den Grundzug des genannten Charakters bilden muß, noch mit dem Zorn gegen den Pagen sahe es diesem Herrn Stubidem eigentlich Ernst, und so blieb die Zeichnung flach, während sie durch manche komische Kleinmalerey (z. B. das Dehnen der Stimme auf den Namen Debora) die Menge belustigte. In der Darstellung des Knall sah ich, daß Herr W. ein unvergleichliches Talent zum eigentlichen Opernbuffon besitzt. Hier war auch die ganze Erscheinung und Bewegung des alten lüsternen Gecken sehr passend, allein es that der Vorstellung großen Eintrag, daß Herr W. — seine Parthie, besonders in Hinsicht des Gesanges — nicht fest im Gedächtniß hatte. Von Herrn Genast muß ich erwähnen, daß er als Notar mit vieler Laune sekundirte. Mad. Werner zeigte als Müllerin, was ihrem Talent möglich ist, wenn sie mit Lust und Fleiß es anwendet. Der deutliche und gefällige Vortrag der eingelegten Stücke von Winter macht ihr alle Ehre.

A. W.

Beylage: Kunstblatt Nr 60.

Nr. 60.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. Juli 1823.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco.

(Beschluß.)

Nicht lange nach Buffalmacco's Aufenthalt zu Arezzo wurde er nach Pisa berufen und malte in der Abtey von St. Paul am Ufer des Arno, damals den Mönchen von Valombrosa gehörend, in den Kreuzflügeln der Kirche auf drey Seiten und vom Dach bis zu dem Boden viele Geschichten aus dem alten Testament, von der Schöpfung des Menschen beginnend bis zum Bau des Babylonischen Thurmes. Obgleich diese Arbeiten jezt größtentheils verdorben sind, so erkennt man doch in der Zeichnung der Figuren viel Uebung, in dem Kolorit viele Anmuth, und sieht, daß seine Hand die Ideen seines Geistes geschickt auszudrücken verstand. In der Seitenwand des rechten Kreuzflügels, der Seitenthüre gegenüber, bemerkte man in den Bildern aus dem Leben der heil. Anastasia schöne Formen und Züge an einigen Frauen, welche auf sehr anmuthige Weise daselbst abgemalt sind. Nicht weniger schön sind auch jene Figuren in einer Berke, unter welchen man das Porträt des Papstes Alexander IV. bemerkt, eine angeblich nach einem Original von Andrea Taso gefertigte Copie. In einem andern Gemälde, die Martern der heil. Anastasia darstellend, sind Todesfurcht, Schmerz, Staunen, Schrecken der Umstehenden und die fromme Ergebenheit der Heiligen, die an einen Baum gebunden und von Feuer umgeben ist, sehr gut ausgedrückt. Bey dieser Arbeit unterstützte der Maler Bruno di Giovanni den Buffalmacco. Jener ist aus dem Boccaccio gleichfalls als ein launiger Mensch bekannt: er malte in derselben Kirche mit Buonamico den Altar der heil. Ursula mit den Jungfrauen und gab der Heiligen in die eine Hand eine Fahne mit Pisa's Wappen, einem weißen Kreuz im rothen Feld; die andere läßt er einer Frau reichen, welche zwischen zwey Bergen aufsteigt und mit dem einen Fuß das Meer berührt, ihre beyden Hände aber wie bittend emporhält. Diese Frau sollte Pisa vorstellen; auf dem Haupt hatte sie eine goldene Krone. Durch das Meer beunruhigt, flehte sie der heil. Jungfrau Hülfe an. Während Bruno an diesem Bilde malte, schmerzte es ihn, daß seine Figuren weniger lebendig seyen, als die des Buonamico: dieser sagte daher scherzend, er wollte ihn nicht nur Figuren, welche lebten, machen lehren, sondern auch solche, welche redeten. Er ließ ihn daher einige Worte auf sein Gemälde schreiben, welche den genannten Frauen aus dem Munde zu fließen scheinen und die Bitte der einen, so wie die Antwort der andern enthalten. Das hatte nämlich Buonamico auf Cimabue's Bildern in dieser Stadt gesehen. So verbreitete sich aus einem Scherz *) dieser Gebrauch, den man heutzutag noch auf vielen gewöhnlichen Gemälden antrifft. Und das Campo Santo, von besagten Künstlern zum Theil ausgemalt, enthält viele solcher Sprüche.

Da Buffalmacco's Werke den Pisanern sehr gefielen, so trug man ihm auf, in dem Campo Santo auf vier einzelnen Gemälden Gegenstände aus der heil. Schrift von Erschaffung der Welt an bis zur Sündfluth in Fresco darzustellen. In die Verzierungen umher malte er sein Porträt und andere Köpfe. Und weil hier der Schöpfer dargestellt war, der mit den Armen, den Himmel und die Elemente oder vielmehr das ganze Weltall hält, so wollte Buonamico seine Darstellung erklären und schrieb also zu Füßen desselben mit eigener Hand ein Sonett, welches wegen seines Alters und seiner Einfachheit merkwürdig ist, besonders wenn man sich in jene Zeit versezt. **) Es ge-

*) Dieser Gebrauch ist älter, als die Gemälde der genannten Meister und schreibt sich wahrscheinlich aus einer Zeit her, wo die Kunst noch nicht im Stande war, ihren Schöpfungen, man möchte sagen, Leben und Sprache zu geben.

**) Wir theilen dieses Sonett hier als eine, rücksichtlich des Inhalts und der Form, literarisch-artistische Seltenheit, mit:

Voi, che avvisate questa dipintura
Di Dio pietoso sommo creatore
Lo qual fe' tutte cose con amore;
Peseto, numerate, ed in misure,

In nove grade angelica natura
In ello empirio ciel pien di splendore
Colui che non si muove, ed è motore,
Ciascuna cosa fece buona e pura.

hörte dazumal viel Muth dazu, es zu unternehmen, einen Gott Vater, die Chöre der Engel, den Himmel, den Thierkreis u. s. w. darzustellen. Um die zwey untern Winkel auszufüllen, malte er in der einen den heil. Augustin, in der andern den heil. Thomas von Aquin. Buonamico malte ferner in dem Campo Santo das ganze Leiden Christi mit einer großen Anzahl von Figuren zu Fuß und zu Pferd und alles in den mannichfaltigsten Stellungen; ferner noch die Auferstehung und des Heilands Erscheinung in der Mitte der Apostel. *) Alles das in Fresco und von hohem Werth für die Kunstgeschichte.

Als diese Arbeiten und in derselben Zeit alles, was er in Pisa verdient hatte, (und das war nicht wenig) zu Ende war, kehrte er so arm nach Florenz zurück, als er es verlassen hatte, und malte einiges, von dem wir keine Rechenschaft geben können. Da man seinem, ebenfalls von Pisa zurückgekehrten Freund Bruno einige Arbeiten in der Kirche zur St. Maria Novella aufgetragen, dieser aber weder Erfindungsgabe noch große Fertigkeit im Zeichnen hatte, so zeichnete ihm Buonamico das Ganze, und Bruno führte es dann an einer Seite dieser Kirche, der Kanzel gegenüber, zwischen den Säulen in Fresco aus. Es war dieses die Geschichte des heil. Mauritius und seiner Gefährten, die für den Glauben ihr Blut vergossen. Bruno malte diese Geschichte für Guido Campese, dessen Bild auch von seiner Hand vor der Mutter Gottes mit dem heil. Kind kniend, zwischen dem heil. Dominicus, und der heil. Agnes zu sehen war. Hinsichtlich der Zeichnung und der Erfindung, die, wie gesagt, von Buonamico war, ist diese Arbeit zwar nicht ausgezeichnet schön, aber in manchen Theilen doch sehr lobenswerth, vorzüglich wegen der Mannichfaltigkeit der Gewänder, der Helme, und der andern in jener Zeit gebräuchlichen Waffen.

In derselben Zeit wollte ein Bauer einen heil. Christoph von Buffalmacco gemalt haben und sie kamen kontraktmäßig mit einander überein, daß der Preis acht Guldeu, die Höhe der Figur aber zwölf Ellen betragen solle. Buffalmacco ging in die Kirche, wo er den heil. Christoph malen sollte und fand, daß hier kein hinreichender Raum vorhanden war, ein so großes Bild zu malen und daß er es nicht höher als neun Ellen machen könne. Er entschloß sich also kurz, ihn liegend zu machen, und da auch so der Raum an einer Seite der Kirche noch nicht hinreichte, malte er die Beine von den Knieen an um das Eck herum auf die anstoßende Giebelwand. Als er fertig war, wollte der Bauer nichts bezahlen, und schrie, daß er betrogen sey. Die Sache kam vor Gericht und da die Figur, dem Contract gemäß zwölf Ellen groß war, so erhielt Buffalmacco Recht. —

In St. Giovanni zu Florenz war eine Passion, sehr schön von Buonamico's Hand ausgeführt. Besonders lobenswerth ist ein Judas, der sich an einem Baum aufhängt, an welchem Gegenstand unser Künstler viele Freude gehabt haben muß, da er ihn mehrmalen darstellte. Ferner war ein Greis, der sich die Nase puzt, sehr natürlich abgebildet, endlich zwey Marien, welche ganz in Schmerz und Thränen zerflossen und in Betracht jener Zeit, wo man die Bewegungen des Innern noch nicht so mit dem Pinsel auszudrücken wußte, bewundernswürdig sind. Alle diese Gemälde sind mit dem Gebäude im Jahre 1529 durch den Krieg zerstört worden.

Zu Cortona malte Buonamico für Aldobrandino, Bischof dieser Stadt, vieles in dem bischöflichen Pallast, vorzüglich aber schmückte er die Kapelle und den hohen Altar mit seinen Arbeiten. Es ist aber alles das zu Grund gegangen, daher wir hier davon schweigen. In den Kirchen des heil. Franziscus und der heil. Margaretha zu Cortona sind noch einige Bilder von Buonamico's Hand. — Hernach, als er Cortona verlassen hatte, malte er abermals in Arezzo die ganze Kapelle des spanischen Cardinals Egidio Alvaro aus und wurde von diesem Herrn, dem seine Arbeiten gefielen, freygebig belohnt.

Nachdem er an noch vielen andern Orten eine Menge Malereyen vollendet hatte, ließ er sich endlich zu Perugia nieder und malte in der Kirche des heil. Dominikus daselbst die Kapelle der Buontempi mit der Geschichte der heil. Catharina aus. In der Kirche des heil. Dominikus stellte er auf einer Seitenwand in Fresco dieselbe Heilige, Tochter des Königs Costa, dar, wie sie einige heidnische Philosophen, zur christlichen Religion bekehret. Dieses Gemälde ist das schönste, was von Buffalmacco geschaffen worden, und man kann sagen, daß er sich darin selbst übertroffen hat. Die Vorzüge desselben bewogen die Peruginer, ihm die Abbildung des Bischofs und Schutzpatrons von Perugia, des heil. Ercolano, zu übertragen, eine Aufgabe, die er auch vollendete, und dann nach Florenz zurückkehrte. Es würde zu weit führen, alles, was er hier noch ausarbeitete, umständlich zu erzählen. Blos einer Madonna mit dem Christuskinde in Fresco, werde noch ge-

---

Levate gli occhi del vostro intelletto:
Considerate, quanto è ordinato
Lo mondo universale; e con affetto
Laudate lui, che l'ha sì ben creato:
Pensate a passare à tal diletto
Tra gli angeli, dove è ciascun beato.
Per questo mondo si vede la gloria,
Lo basso, e il mezzo, e l'alto in questa storia:

*) Buffalmacco malte in die Loge gegen Mitternacht die Schöpfung der zwey ersten Menschen, das Opfer Kains und Abels, den Mord des Abel, und die Erbauung der Arche Noah's. Es scheint, daß Raphael seine Idee, Gott den Vater darzustellen, wie er mit offenen Armen das Chaos theilt und zerstreut, die Elemente und die Gestirne des Himmels ordnet, dem Gemälde Buffalmacco's entlehnt habe.

dacht, welche er nach seiner Rückkehr von Perugia nach Florenz zu Calcinaia malte und wofür derjenige, der das Bild bestellt hatte, ihn statt des Geldes mit schönen Worten abfertigen wollte. Als Buonamico sah, daß er nicht zu der Bezahlung kommen konnte, ging er hin, und übermalte das Kind mit bloßen Wasserfarben, so daß es die Gestalt eines kleinen Bären bekam. Der Bauer kam nun in der Verzweiflung, alles bietend und bittend, ihm das Kind wieder herzustellen. Buffalmacco konnte dieß leicht, denn er brauchte die Wasserfarbe nur mit einem nassen Schwamm wegzuwaschen, und als nun das Kind wieder zum Vorschein kam, erhielt er seinen Lohn. Es würde gar zu lang werden, wenn ich von allen Gemälden sprechen, und alle Possen erzählen wollte, die Buonamico und Buffalmacco zugeschrieben werden. Er starb 1340, im acht und siebenzigsten Jahre seines Alters in dem Hospital zu S. Maria Nuova zu Florenz in der größten Armuth, in welcher er fast immer gelebt hatte, da er trotz seines Verdienstes stets mehr ausgab, als er verdiente. Er wurde wie alle Armen der Stadt auf dem Kirchhof des Hospitals begraben. Adrian.

Kunstliteratur.

Vorlagen für Landschaftzeichner. München 1823. Im Verlage der lithographischen Kunstanstalt an der Feyertagsschule. Nebst Titel und Vorrede, 20 Blätter. gr. 4.

Herr Max Joseph Wagenbauer, Central-Galerie-Inspector zu München, ist als ein geschickter praktischer Künstler im Landschaft-Fache rühmlichst bekannt; mit Recht läßt sich daher von dessen Bemühen, den angehenden Landschaft-Zeichnern durch Vorlagen gegenwärtiger Blätter nützlich zu seyn, ein zweckmäßiges Werk erwarten.

Der Verfaßer schickt seinen Vorlagen eine passende Vorrede voran, worin er zuerst berichtet, daß er sich zur Herausgabe dieses Werkes dadurch zunächst bewogen gefunden habe, daß seine schon in den Jahren 1805 und 1815 erschienenen Anleitungen und Studien ähnlichen Inhaltes durch den Gebrauch derselben als Vorlagen sowohl im In- als Auslande längst vergriffen sind.

Dadurch aufgemuntert, glaubt er, es werde dem kunstliebenden Publikum die Erscheinung gegenwärtiger Zeichnungs-Vorlagen nicht unwillkommen seyn, und dieses demselben seinen Beyfall um so weniger versagen, als dieselben aus seinen in der lezten Zeit gesammelten Studien nach der Natur hervorgegangen, und hinsichtlich ihres Charakters und der Eigenthümlichkeit aller Details mit größter Sorgfalt gewählt sind.

Hierauf bemerkt der Verfaßer, daß die Staffage der Landschaft ein besonderes Interesse gebe, und ein eigenes Leben; nur müsse sie aus dem Motive der Landschaft selbst genommen, darum ihr Hauptcharakter damit übereinstimmend, und überhaupt an der rechten Stelle angebracht seyn. Er räth daher, bey den Studien sich unmittelbar an das Leben selbst zu halten, und bey Zeit im Nachzeichnen menschlicher sowohl als thierischer Gestalten zu üben, um dadurch den Blick rücksichtlich der verschiedenartigen Formen, Größen und Verhältnisse zu schärfen, und den Gegenstand mehr nach seiner Individualität als Allgemeinheit aufzufassen, wodurch Alles anziehender und lebendiger würde.

Dann eifert er mit Recht gegen jene unberufenen, ungeschickten Lehrer in den so wichtigen Anfangsgründen der Landschafts-Zeichnung, die, ohne alle Kenntniß ästhetischer Grundsätze, durch Vorlagen geschmackloser, unrichtiger Vorbilder, und höchst mittelmäßiger Nachahmungen gleich anfangs der zarten Pflanze in ihrem künftigen Wuchs durch verkehrte Pflege mehr oder weniger hinderlich sind.

Der Verfaßer dringt daher zunächst und vor Allem auf stufenweise Erklärung des Vorbildes rücksichtlich der Formen und Zusammenstellungen der Theile, der Austheilung von Schatten- und Licht-Massen, so wie der individuellen Ausführung des Ganzen; endlich aber auf das Studium der Natur selbst, doch nicht eher, als bis der Schüler es im Nachzeichnen der gewählten Vorbilder zur Fertigkeit gebracht, und wenigstens einige Begriffe von der Perspective erlangt hat.

Bis dahin empfiehlt er dem mit Talent begabten, nach eigentlicher Kunst strebenden Anfänger zu weiterhin förderlichen Vorübungen, mehrere radirte Blätter von Ferdinand Kobell und Hermann Swaneveld, deren wesentlichsten Verdienste einer vortheilhaften Auswahl mehrentheils aus der Natur, der Schönheit der Form von Bäumen und der Bestimmtheit der Ausführung hinlänglich bekannt sind; endlich aber Waterloo's Blätter, die dem reiferen Kunstjünger nur dann verständlich und lehrreich sind, wenn er bereits größere Fortschritte im Zeichnen nach der Natur gemacht hat.

Der Verfaßer schließt zulezt noch mit der zu beherzigenden Wahrheit, daß man seinen Geschmack nach den Werken großer Meister zwar bilden, aber keineswegs ihr Nachahmer werden soll; da nur auf dem Wege der Natur ein Talent mit entschiedenem Auffassungsgeiste und regem Eifer bey anhaltendem Fleiße zum Erfolge künftiger Größe und Auszeichnung gelangen könne.

Hierauf folgen nun die obenerwähnten 20 Blätter

Vorlagen. Der Künstler hat sich bey ihrem Entwurfe an den für den Schüler natürlichsten Gang vom Leichtern zum Schwereren; vom Einfachern zum Zusammengesetzteren; vom Einzelnen zum Ganzen; von den Theilen in ihrer Gruppirung, und endlich von der weiteren Verbindung dieser zu dem völlig abgeschlossenen Ganzen einer Landschaft gehalten.

Die Blätter 1 — 6 enthalten Proben einzelner Verästungen und des verschiedenartigen Baumschlages, theils einzeln und gleichsam nur in Umrissen, theils an den mannichfaltigen Verzweigungen der Aeste selbst angebracht und zwar jedesmal nach den individuellen Charakteren der Eiche, Buche, Tanne oder der Birke und Weide.

Die Blätter 6 und 7 geben mehreres zu Vorgründen nöthige Detail, als: Distelgewächse, Sumpf- und andere breitblätterige Pflanzen, Zäune, liegende und stehende Baumstürze u. dgl.

Dann folgen auf den Vorlagen 8 — 12 die obenerwähnten fünf Baumarten, jede einzeln auf einem passenden Vorgrund gestellt, schöne Muster hoher, kräftiger Stämme, reich beästet und wohl belaubt.

Auf den Tafeln 13 und 14 befinden sich Vorlagen von ländlichen Hütten, Felsen, bewachsenen Hügeln mit ferner Gebirgsmasse.

Auf Nr. 15 und 16 gestaltet sich das früher einzeln gegebene zu schönen Gruppen von Bäumen mit waldigem Hintergrund.

Endlich findet sich auf den Blättern 17 — 20 alles noch übrige Detail zu einem Ganzen vereint, zur Einheit reicherer, mannichfaltigerer Landschaften abgeschlossen mit geeigneten, wohlangebrachten Staffagen.

Nr. 17. Eine hohe Felsenschlucht mit Wasserfall, wild und ernst.

Nr. 18. Eine zerfallene Burg auf felsiger Anhöhe mit passendem Hintergrund, einsam und verlassen. Ein Wanderer steigt eben den Vorgrund herauf, an dem einige Ziegen, ohne Hirt, der Weide nachgehen.

Nr. 19 und 20. Freundlich und einladend, bewohnte Hütten zwischen kräftigen Eichen und niederem Gesträuch. Schafe und Rinder weiden am grasigen Vorgrund neben seichtem Gewässer.

Dieß ist im Ganzen der Inhalt aller in diesem Werke enthaltenen Vorlagen, die wir nach ihren Einzelnheiten anzeigen zu müssen geglaubt haben, theils um zu zeigen, daß Hr. Wagenbauer das geleistet, was er in der Vorrede versprochen, theils um angehende Landschaftzeichner nicht nur auf den Inhalt, als trockenes Material zum Gebrauche des geistlosen Nachzeichnens aufmerksam zu machen; sondern vielmehr sie auf das Wesenhafte dabey, auf das hinzuweisen, als was und wie sie diese Vorlagen anzusehen und zu benutzen, und wie sie sich vor Allem in das von dem Künstler in jeden einzelnen Theil gelegte Individuelle und Charakteristische zu finden haben, um es mit derselben Treue wieder zu geben; damit, wenn sie sich dann später einmal zu ihren Studien der unerschöpflich reichen und mannichfaltigen Naturvorlagen bedienen, sie dann auch den Naturgeist um so leichter verstehen und demselben, der sich in jeder Pflanze eigenthümlich verschieden ausprägt, nachspüren können.

Sind sie einmal auf dem Wege, die Natur bey all ihrer anscheinenden Absichtslosigkeit nicht als ein todtes Aggregat, sondern als ein durch und durch beseeltes Ganzes zu verstehen; so sind sie auch auf dem Wege tüchtige Landschafter zu werden.

Wir glauben hiermit den Nutzen dieser zweckmäßigen Vorlagen, als ersten Wegweiser hierzu, hinlänglich angezeigt zu haben, und bemerken nur noch, daß Hr. Wagenbauer seine Gegenstände frey und geistreich auf Stein geschrieben hat, die, nach dem uns vorliegenden Exemplare, nun in schönen, kräftigen Abdrücken vervielfältiget wiedergegeben sind, wie dieß von der lithographischen Anstalt an der männlichen Feyertagschule, unter ihrem würdigen Vorstande, dem verdienstvollen Prof. Mitterer, mit Recht erwartet werden konnte.

Speth.

Aus Leipzig im Juni.

Am ersten Mai verloren wir hier einen unserer besten Künstler, den Kupferstecher Wenzel Amadeus Böhm, Mitglied der königlichen Akademie der Künste. Er war 1771 zu Prag geboren, und erhielt in der Zeichenschule daselbst, unter dem damaligen Direktor Schmuzer, seinen ersten Unterricht im Zeichnen; im Kupferstechen aber unterrichtete ihn der dortige Kupferstecher Kuhl. Was er zu leisten im Stande war zeigte früherhin das von ihm gestochene Porträt des Königs von Dänemark und sein heil. Paulus nach Screta. In späterer Zeit war er zu ängstlich, um größere Platten zu übernehmen, welche Aengstlichkeit auch zum Theil Folge eines kränklichen Körpers seyn mochte; dazu kam, daß er einen Theil seines kleinen Vermögens durch unglückliche Umstände verloren hatte.

Im Jahr 1786 kam er nach Leipzig, welches seitdem sein fester Wohnort blieb. Er arbeitete sehr fleißig für Buchhändler, und verzierte viele Musikwerke aus dem Härtelschen Verlag (z. B. Mozarts Werke) durch seinen Grabstichel. Seine kleinen Kupferblätter gehören zu den besten der Taschenbücher, wovon die Taschenbücher zum geselligen Vergnügen, Minerva ꝛc. Beweise in Menge geben.

Er war ein verständiger Kenner der Kunst, ein liebenswürdiger bescheidener Mensch, dessen Umgang die hiesigen Kunstfreunde vornehmlich vermissen.

Nro. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. Juli 1823.

Gott, der den Sünder trug —
Er wird ihn einstens richten.
Aus einem altfranzösischen Gedicht.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der Bischof von Lüttich, Ludwig von Bourbon, wurde von der wilden Kriegerschaar in die Halle seines eigenen Palastes geschleppt. Sein zerstreutes Haupt- und Barthaar, sein Anzug, Alles bewies die schlechte Behandlung, die er bereits erfahren hatte: einige priesterliche Zeichen, die man in der Eile über ihn geworfen hatte, schienen seinen Stand und seine Würde lächerlich und verächtlich machen zu sollen. Glücklicherweise saß die Gräfin Isabella so, daß sie von Allem, was vorging, nichts sehen noch hören konnte, denn ihre Gefühle beym Anblick des Leidens ihres Beschützers hätten ihr Geheimniß verrathen und ihre Sicherheit gefährdet: Durward hatte sich, dieses zu verhüten, vor sie gestellt, so daß sie weder bemerkt werden, noch selbst bemerken konnte, was geschah.

Die Scene, welche folgte, war kurz und schrecklich. Als der unglückliche Prälat vor den Sitz des wilden Hauptmanns gebracht worden war, zeigte er, obgleich früher nur wegen seiner Gutmüthigkeit und heitern Laune bemerklich, eine Würde und edle Entschlossenheit, die seines Namens würdig war. Sein Blick war ungetrübt und gefaßt, seine Bewegungen, als die rohen Hände, die ihn vorwärts schleppten, von ihm abließen, edel und zu gleicher Zeit ergeben. Diese feste Haltung seines Gefangenen, und die Erinnerung der Wohlthaten, die er früher von ihm empfangen hatte, schienen selbst den von der Mark unentschlossen zu machen; er schlug die Augen nieder, und erst als er einen großen Becher Weins geleert hatte, nahm er sein frech-stolzes Wesen wieder an und sprach zu dem unglücklichen Gefangenen: „Ludwig von Bourbon, ich habe Eure Freundschaft gesucht, und Ihr habt die meinige verworfen. Was würdet Ihr nun geben, wenn es anders wäre? Block, halte dich bereit!"

Der Fleischhauer stand auf, nahm sein Beil und stand, um des Hauptmanns Stuhl schleichend, die nackten, nervigen Arme erhoben, da.

„Blicke auf diesen Mann, Ludwig von Bourbon! — sagte von der Mark wieder: Was wirst du opfern, um dieser gefährlichen Stunde zu entfliehen?"

Der Bischof warf einen wehmüthigen, aber entschlossenen Blick auf den scheußlichen Trabanten, der bereit schien, den Willen seines Herrn zu erfüllen, und sagte dann mit Festigkeit: „Höre mich, Wilhelm von der Mark, und ihr guten Menschen alle, wenn Einer hier ist, der diesen Namen verdient, hört, was ich diesem Bösewicht bieten kann. — Wilhelm von der Mark, du hast eine kaiserliche Stadt in Aufruhr gebracht — den Palast eines Fürsten des heiligen deutschen Reichs angegriffen und eingenommen — seine Leute gemordet — seine Güter geplündert — ihn mißhandelt — für Alles das bist du dem Reichsbanne verfallen — hast verdient, für geächtet und flüchtig, land- und rechtlos

erklärt zu werden. Aber du hast mehr als Alles das gethan. Du hast mehr als blos menschliche Gesetze gebrochen — mehr als blos menschliche Rache hast du verdient. Du bist in das Heiligthum des Herrn eingedrungen — hast Hand an einen Diener der Kirche gelegt, und das Haus Gottes beraubt und mit Blut befleckt."

„Bist du jezt fertig?" fragte der Hauptmann ihn stolz unterbrechend und mit dem Fuße stampfend.

„Nein, antwortete der Prälat, denn ich habe dir noch nicht gesagt, was ich dir bieten will, um Alles zu schlichten."

„Laß hören, sagte von der Mark: und laß die Bedingungen besser seyn, als die Vorrede, sonst wehe deinem grauen Kopf!" Und sich in seinen Sitz zurückwerfend, knirschte er seine Zähne zusammen, daß der Schaum von seinen Lippen floß.

„Das sind deine Verbrechen! fuhr der Bischof mit kalter Entschlossenheit fort: Höre nun meine Bedingungen, die ich mich herablasse, dir als gnädiger Fürst und Prälat, mit Beyseitesetzung aller persönlichen Beleidigung und Vergessen aller Unbilden, anzubieten. Lege deinen Führerstab nieder — entsage deiner Herrschaft — entfessele deine Gefangenen — erstatte das Geraubte wieder — vertheile, was du sonst an Gütern hast, um die zu unterstützen, welche du zu Wittwen und Waisen machtest — kleide dich in Sack und Asche — nimm den Pilgerstab zur Hand und walle nach Rom, und wir wollen Vermittler für dich seyn bey der kaiserlichen Kammer zu Regensburg für dein Leben, und bey dem heiligen Vater für deine arme Seele."

Während Ludwig von Bourbon diese Bedingungen aussprach, in einem so entschiedenen Tone, als nähme er noch seinen bischöflichen Stuhl ein, und als kniete der Sieger bittend zu seinen Füßen, erhob der Hauptmann sich langsam in seinem Stuhl; das Staunen, das ihn anfangs erfüllte, ging stufenweise in Wuth über, bis er, als der Bischof endigte, auf Block blickte und den Finger erhob, ohne ein Wort zu sprechen. Der Bösewicht hieb zu, als verrichte er sein Geschäft in der Fleischbank, und der gemordete Bischof sank, ohne einen Seufzer, an seinem bischöflichen Stuhle nieder. Die Lütticher, die auf eine so schreckliche Katastrophe nicht vorbereitet waren, und einen gütlichen Vergleich erwarteten, erhoben einmüthig einen Ruf der Verwünschung, vermischt mit dem Geschrey nach Rache." —

Eine Unterhandlung erfolgt, und unsers Helden Parthey sieht sich am Schlusse des zweyten Bandes gerettet.

(Der Beschluß folgt.)

Was die Hauslehrer thun und nicht thun sollen.

Im Auszuge von des Herrn Professor Hanhart in Bassel Gymnasial-Programm vom 26. May 1823).

Wenn die Nachhülfe der Hauslehrer den Schülern, welche öffentliche Lehranstalten besuchen, nüzlich werden soll, so muß jene auf die Wiederholung des in der Schule Erlernten, nicht aber auf Vorbereitung für die Schule gerichtet seyn.

Ein altes Sprichwort nennt die Wiederholung mit Recht die Seele des Unterrichtes. Unsere Altvordern legten auf dieselbe einen großen Werth. Von der Elementarschule bis zur Universität übten unter mancherley Namen die Repetenten auf den Unterricht einen großen Einfluß. Der ehrwürdige Girard (zu Freyburg in der Schweiz) erwarb sich dadurch ein unsterbliches Verdienst, daß er jene uralte, schon von den Römern *) angewandte, also legitime Wiederholungs-Methode, die nun ein neuerungssüchtiger Bischof anfeindet, in ihre Rechte wieder einsezte. Les moniteurs ne sont que des répétiteurs — das ist der Wahlspruch des durch zwanzigjährige tägliche Uebung und Beobachtung zu einem hohen Grade der Tüchtigkeit gereiften Schulmanns, von dem ich schon vieles gelernt und noch mehr zu lernen hoffe. Ich habe selbst in Freyburg auf der bedeckten Treppe, die von den Franziskanern zu den Jesuiten führt, mehr als einmal eine Gruppe kleiner Knaben getroffen, die aus der Stadtschule kehrend dort ihre Lektion wiederholten. Der Werth dieser Unterrichtsweise ist auch so anerkannt, daß dort häufig die ausgezeichneten Moniteurs oder Repetenten der ärmern Klasse in die Häuser der Begüterten zum Wiederholungs-Unterrichte für die Kleinern gerufen werden. Wenn also auch anderswo die Thätigkeit der Hauslehrer sich zeigt in der Wiederholung desjenigen, was die öffentliche Schule lehrt, so bringen sie den häuslichen Unterricht mit dem öffentlichen in die erwünschte Verbindung, und machen sich um denselben wahrhaft verdient. Unter den Lehrfächern ist es wohl dasjenige des Sprach-Unterrichts, welches die Wiederholung vorzüglich in Anspruch nimmt. Selbst unter den fähigern Schülern gibt es manche, denen die Kraft fehlt, das Vielartige scharf aufzufassen und im Gedächtniß richtig zu ordnen. Für solche ist eine Wiederholung, die sich oft Monate lang mit einer einzigen Sprache beschäftigt, ein erprobtes Stärkungsmittel, und der öffentlichen Schule, wenn ihr die Sprachstunden nicht in gehöriger Fülle zugetheilt werden konnten, leistet diese Nachhülfe einen wesent-

---

*) Quinctilian Instit. L. 9. Incipientibus et adhuc teneris condiscipulorum quam præceptoris jucundior, hoc ipso quod facilior, imitatio est.

lichen Dienst. Auch den sogenannten flüchtigen, wie den langsamen Köpfen kann ein nachhelfender Lehrer durch das Wiederholen ihrer Lektionen sehr nützlich werden. Die erstern kann derselbe durch die strenge Rechenschaft, die er ihnen abfordert, nöthigen zur angestrengten Aufmerksamkeit in den Lehrstunden; den leztern geht oft erst bey der Wiederholung das Licht auf. Diese Wiederholung soll aber nie ausarten in das Vorbereiten (Rüsten) für die Schule. Dadurch ist mancher Schüler nicht nur für die Schule, sondern auch für die ganze Lebenszeit verdorben worden.

Trauriges Loos der Hauslehrer, die sich für dieses Zurüsten hergeben! Sie sind den Schülern behülflich, ihre Lehrer zu hintergehen, welchen sie Arbeiten vorweisen, die nicht von ihnen, sondern vom Hauslehrer gefertigt worden. Wird der Betrug nicht sogleich entdeckt, so müssen die übrigen Schüler, welche ihre Arbeiten so gut als möglich selbst gefertigt haben, ihrem schwächern, aber vermittelst des Hauslehrers überlegenen, Mitschüler ihren Platz abtreten; der betrüglich Siegende muß, was entsezlich ist, heuchelnd seine Gewissensangst zu verbergen trachten; er nimmt oft zum Lügen seine Zuflucht, wenn er den Ursprungschein nicht vorweisen kann. Lange bleibt der Betrug nicht verborgen. In welchem Lichte erscheint dann aber der überwiesene Betrüger vor seinem Lehrer und vor seinen Mitschülern, die ihm solche Schliche nicht so leicht vergessen. Wäre diese Züchtigung die einzige, durch verdoppelten Fleiß kann ja der so Bestrafte wieder zu Ehren kommen, oder durch eine gute Arbeit, die er unter den Augen des Lehrers fertigt. Aber wie schwer fällt es ihm; denn er hat nicht arbeiten gelernt. Ja er hat das Arbeiten verlernt. Und der Hauslehrer hat sich bezahlen lassen vom Vater, um dem Sohne gerade dasjenige Kapital zu rauben, das ihm in spätern Jahren sichere und reichliche Zinsen trägt.

Ein zweytes großes Verdienst erwirbt sich der Hauslehrer durch den unermüdeten Kampf gegen Alles, was seinen Zögling zerstreut und entkräftet. Oefters Zumuthungen der Eltern halten, freylich in der guten Absicht, ihre Kinder in kurzer Zeit recht Vieles lernen zu lassen, den Hauslehrer an, jene vielartig zu beschäftigen. Mit diesen Wünschen der Eltern vereinigt manchmal auch der mit edler Lernbegierde vorwärts strebende Schüler die Bitte, ihn weiter zu führen, als für einmal das Pensum der Schule reicht. Es treten zu diesen äußern Versuchungen noch innere; es schmeichelt dem Lehrer, etwas ganz allein Hervorgebrachtes vorweisen zu können. Sich selbst muß also der Hauslehrer in der Ueberzeugung zu befestigen suchen, daß es heilige Pflicht des Lehrers und rathenden Freundes ist, die sogenannte formale Bildung, d. h. diejenige zu empfehlen, welche sich die harmonische Entwicklung, Uebung und Stärkung aller Geisteskräfte zum Ziel sezt, im festen Vertrauen, derjenige, welcher in der Jugend Weniges, aber dieses Wenige genau und gründlich gelernt, werde späterhin mit seinem wohlgeschärften Messer Alles schneiden, was ihm vorgelegt wird. Jeder Zweifel an der Zweckmäßigkeit der sogenannten antiphilanthropischen Bildungsweise wird verschwinden, wenn er sich einerseits mit der Bildungs-Geschichte berühmter Männer jedes Faches bekannt macht, anderseits in seinen nächsten Umgebungen auf die Früchte der Vielerley Methode seine Aufmerksamkeit richtet. Solche Lehren der Geschichte und der Erfahrung benuzend, wird er die Eltern leicht überzeugen können, daß jener Ruf des Vaters Pestalozzi nach Kraft! Kraft! Kraft! aus der Tiefe eines edeln Gemüthes gedrungen, das die Schwäche der in der Zerstreuung erzogenen Zeitgenossen und die furchtbaren Folgen dieser Schwäche für den Staat, die Kirche und die Schule mit Wehmuth wahrgenommen, und in des Erziehers unablässigem Kampfe gegen diese Zerstreuung das vornehmste Mittel zur Erhebung seiner Zeitgenossen erkannt. Sollte er aber auch nicht sogleich Gehör finden, so wird er wenigstens in der Art und Weise, mit welcher er das befohlene Nebenwerk treibt, und durch die Geschicklichkeit, welche er in der Verbindung der vielartigen Materialien zu einem Ganzen zeiget, das traurige Loos seines Zöglings zu mildern suchen. Doch soll er ja nicht, wo der Same auf guten Boden fällt, kleinmüthig seine Stelle einem Andern überlassen, der sich nur etwas verdienen, nicht ein Verdienst sich erwerben will. Hat er sich so durch treue Pflichterfüllung das Zutrauen der Eltern erworben, so kann er allmählig dasjenige aufeinander folgen lassen, was sonst nebeneinander getrieben werden mußte. In der Lust und Kraft des erstarkten Knaben findet er dann die beste Empfehlung seiner Lehrweise, und die Dankbarkeit des Geretteten wird ihn als süßer Lohn seiner Ausdauer ermuthigend durch das ganze Leben begleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 3. Jul.

Es ist wahrscheinlich schon im vergangenen Jahre um eben diese Zeit gewesen, daß unsere Herren Stadtverordneten eine zwar kleine, aber höchst interessante Schrift drucken ließen, worin sie ihren sämmtlichen Mitbürgern über die bisherige Verwaltung ihrer Communal-Angelegenheiten öffentlich Rechenschaft ablegten. Ich bin immer mit Leib und Seele dabey, wo ich, sonderlich unter meinen herzlich geliebten Landsleuten, unverdächtige, thätige und wirklich zum Ziele treffende Gemeinnüzigkeit bemerke, und schäme mich fast, daß ich eines so rühmlichen Beweises von Bürgerliebe und Bürgertreue nicht früher erwähnt habe. Aber auch jezt werde ich noch Theilnahme erwecken. —

Eine einzige Bemerkung aber, welche die Herren Stadtverordneten S. 59 ihrer gehaltvollen Schrift machen, kann Unterzeichneter unmöglich, selbst nach Jahresfrist, völlig unerwähnt lassen, nicht blos, weil sie mit seinen eigenen kleinen Beobachtungen so höchst genau übereintrifft, sondern weil sie auch für weit längere Zeit, als für kurze zwölf Monate vollauf zu denken gibt. Die weisen Väter der Stadt haben damit theils ihren Einsichten, theils und vornehmlich aber ihrem edeln und gefühlvollen Herzen ein bleibendes Denkmal gesezt. Sie sprechen übrigens an der angezogenen Stelle von der Musterung der jungen Leute zum Kriegsdienste, und bedauren schmerzlich, bey dieser Gelegenheit eine so unverhältnißmäßig große Anzahl körperlich untauglicher Söhne des Vaterlandes gefunden zu haben. „Es gewährt" — dies sind ihre eigenen Worte — „einen höchst traurigen „Anblick, jährlich eine so große Anzahl junger Leute siech und „elend heranwachsen zu sehen, welche doch den Stamm künftiger Generationen bilden sollen!"

Woran liegt das? Und wie ist diesem immer mehr und mehr um sich greifenden Elende zu steuern? Sind ein paar Fragen, deren Wichtigkeit jedem auf der Stelle einleuchten muß; aber sie haben das leider mit vielen wichtigen Fragen gemein, daß sie leichter gethan als befriedigend zu beantworten sind. Wir würden die erste Bürgertreue verdient zu haben glauben, wüßten wir hier die rechten Gegenmittel anzugeben; doch uns vergeht aller Muth zum Nachdenken bey dem bloßen Gedanken an die Unzahl von Geschäften, welche in einer so großen Hauptstadt, wie Berlin, sitzend oder stehend, folglich ohne die treu

menschlichen wie jedem andern thierischen Körper so unentbehrliche Bewegung verrichtet werden müssen. Hier ist augenscheinlich die erste Grundquelle jenes furchtbar wachsenden Uebels zu suchen; und selbst die Allmacht ist nicht hinreichend, dasselbe zu beseitigen, wenn kein Mittel ausfindig gemacht werden kann, wie die körperlichen und geistigen Kräfte jedes Staatsbürgers ohne Ausnahme abwechselnd zu benutzen sind.

Aber ist das auch wirklich auszusinnen? Bis irgend ein Mdser seine Stimme darüber abgegeben hat, wollen wir die Sache doch noch nicht für so ganz unmöglich halten. Wäre es indessen auch schon glücklich ausgesonnen, und dem wohlthätigsten aller Erfinder bereits die gebührende Ehrensäule gesetzt; was für ein gewaltiger Riesenschritt ist nicht erst noch bis zur wirklichen und allgemeinen Ausführung zu thun übrig? Bis dahin können wir unsern herzlich geliebten Mitpatienten nichts Besseres anrathen, als was wir mindestens einen großen Theil von ihnen auch schon fleißig ausführen sehen, daß sie nämlich dem großen Heiligthume der freyen offenen Natur jeden Augenblick, der von ihren Geschäften übrig bleibt, und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit widmen mögen. Sie, unsere große, Alles beseligende und Alles erhaltende Mutter thut ja, sonderlich in diesem Sommer, selbst an unserm dürftigen Sande, ganz unglaubliche Wunder. Seit den zwölf Jahren, welche ich in Berlin gelebt habe, erinnere ich mich noch nie, eine so außerordentlich lebendige Vegetation durch die ganze hiesige Gegend wahrgenommen zu haben, als uns während dieses Sommers überall und von allen Seiten entgegen schimmert, grünt, blüht und duftet. Nicht blos der Thiergarten führt dießmal seinen Namen mit der That, denn er ist wirklich nichts anderes, als ein großer zusammenhängender Garten; sondern auch die sämmtlichen Getreidefelder umher zeigen den üppigsten Wuchs, so daß man oft stehen bleiben und sich verwundert fragen muß: ist's möglich, daß eine so reiche Fülle aus dem bloßen Sande hervorgehen konnte?

Freylich kommt an einzelnen Stellen die berlinische Industrie zu Hülfe, und wandelt den Boden von Grund aus um. Es hat mir, der ich, meiner dichterischen Anwandlungen ungeachtet, meine Augen doch immer gerne auf das Nützliche richte, oft schon im Stillen große Freude gemacht, zu sehen, mit was für ausharrender Geduld und wirklich eisernem Fleiße man hier ganze Aecker durch das sogenannte Rigolen umzuschaffen und selbst für edlere Gartenfrüchte tragbar zu machen sucht. Das „Labor omnia vincit improbus" (unverdrossene Arbeit überwindet Alles) ist gewiß bey Berlin noch wahrer als es in Italien war, wo es der Dichter zuerst sang. In dem laufenden Jahre aber scheint es die mächtige Natur selbst und allein zu seyn, die uns den dürrsten Sand mit schönem Grün bekleidet, riesenlange Aehren aus magerm Boden hervortreibt und in Feldern wie in Gärten die reichlichsten Erndten verspricht.

Schon oft ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht unsere zuverlässigsten und besten Wetterprophete — bekanntlich keine graduirten Personen, sondern nur befiederte Persönchen, zwar auch nur zweyfüßig, aber doch mit ein paar Flügeln versehen — von solchen vorzüglich fruchtbaren Jahren eine sichere Vorahnung haben, und sich eben deshalb in ardßeren Anzahlen bey uns einfinden möchten. Und meine dießjährigen kleinen Naturbeobachtungen, die er aber keiner menschlichen Seele für Evangelien aufdringen will, bestätigen dieß vollkommen. Daß die eine Tochter Pandions, Progne (die Schwalbe), in mehreren Exemplaren als sonst erschienen seyn müsse, hat ihr die winzigste aller Geschichten, die Geschichte seines Fenstergiebels gelehrt. Hier hat er als Freund der Reinlichkeit alle Sommer einem Baue zu wehren, den er als gutmüthiger Mensch herzlich gern erlauben würde; allein noch nie ist es ihm so schwer gefallen, Schwesterchen Progne von dem Fenster abzuhalten, als dießmal. Bekanntlich lassen sich diese Thierchen nicht mehr als einmal an dem nämlichen Orte in ihrem Nesterbaue stören. Wenn man also diese Störungen öfter als gewöhnlich wiederholen muß, so scheint der natürlichste Schluß von der Welt der zu seyn, daß eine größere Frequenz der Bauenden statt findet. Und das war in diesem Sommer allerdings der Fall. — Doch auch Schwesterchen Philomele, die liebliche Sängerin, oder damit ihr gleich ihr volles Recht geschieht, die erste Meisterin des Gesanges, hat sich während dieses Frühlings in unserem Thiergarten weit häufiger hören lassen als sonst. Ja unsere herz- und gewissenlosen Nachtigallenjäger, die Sprosser aus Wien ankündigen und uns unsre eigenen verkaufen, haben dießmal sehr lange jagen müssen, ehe sie uns um eins der wonnevollsten Vergnügen haben bringen können. Es ist bekannt, daß die Nachtigall, wenn sie ungestört und ungefangen bleibt, bis nach Johannis fortschlägt; aber Dank sey den Bemühungen jener Grausamen, von den vielen schönen Sängerinnen, die wir im Freyen vernehmen, ist schon seit mehreren Wochen auch nicht eine einzige mehr zu hören! Die dritte Art von Zugvögeln, an welcher ich die erwähnte Beobachtung vollkommen bestätigt gefunden habe, sind die schönen Goldspechte, die den Namen Pyral führen, und die ich gleichfalls noch nie so zahlreich bey uns sah, als eben jetzt.

Zum Schlusse sey es uns vergönnt, noch eines Ruheplätzchens im Thiergarten zu erwähnen, das mit diesem fruchtbaren Jahre eröffnet, und recht eigentlich für die selige dichterische Träumerey und das divino far niente eröffnet worden ist. Wahrlich, der verdient besungen zu werden, der den ersten Gedanken dazu hergegeben hat. Da ich außer einem blöden Humor und einer dienstbaren Feder weiter eben nichts Sonderliches unter meine Besitzungen zu zählen habe; so möchte ich fast hier öffentlich darauf antragen, daß man mir erlaubte, mir dieses süße Plätzchen zu meinem Eigenthume zu erwählen. Nicht daß ich nach der Besitznehmung Jedermann den freyen Zutritt dorthin versagen wollte; nein, Apoll und alle Musen sollen ihn vor dem bloßen Gedanken an eine solche heillose Selbstsucht bewahren! Auch möchte es mir als einen unbedeutenden Privatmann sehr schlecht kleiden, in einer Gegend, wo das Prinz Ferdinand'sche Haus schon seit einer langen Reihe von Jahren im Sommer jeden Nachmittag den freyen Besuch des schönen Gartens gestattet, mit seinem Lieblingsstellchen so engbrüstig zu thun. Ich versichere vielmehr vollkommen zufrieden zu seyn, falls man mich nur dann und wann ein halbes Abendstündchen dort meinen Gedanken ganz ungestört Audienz geben lassen will. — Man verläßt in der Gegend von Bellevue die große Charlottenburger Chaussee, an der nämlichen Stelle, wo ein großes Rondel angebracht ist, um den Lustwandelnden die reizende Aussicht auf den Prinz Ferdinand'schen Garten zu eröffnen, und begibt sich rechts in einen Schattenweg, der ziemlich parallel mit der Kunststraße nach Charlottenburg geht. Dieser Weg führt schon nach mehreren Hundert Schritten zu einem Bellevue en miniature, das für die hiesige Gegend in der That einzig genannt zu werden verdient. Unter einem sehr angenehmen Gesträuche ist hier nämlich ein Bänkchen angebracht, von den das Auge über die freundlichsten Wiesen hinweg auf die neuerbaute Brücke nach Moabit wie von selbst geleitet wird; und dicht nebenbey befindet sich auch für Leute, die zu lesen oder — zu essen mitbringen, ein allerliebstes kleines rundes Tischchen. Bey Sonnenaufgang hat man die prachtvolle Königin des Tages vor sich, bey deren Untergange aber hinter sich im Rücken. Es gibt in beyden Fällen die köstlichste Erleuchtung, sonderlich geht nichts über die wunderschönen Abende, die hier eine dichterische Seele genießen kann. — — —

Ernst Woldemar.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 60.

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 29. Juli 1823.

Geschichte.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben frommer Personen der Vorwelt, deren Namen im Kalender stehen. Von M. J. S. Grobe, Senior des königl. protestantischen Dekanats, Pfarrer und Lokalschulen-Inspektor in Maslach. Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung, 1823. 8.

„Der Betrag dieses Buchs" — heißt es am Schlusse „der Vorrede — ist für zwey Brüder bestimmt, welche sich „dem Studiren widmeten, und deren Vater, ohne Ver„mögen, nicht im Stande ist, die talentvollen Jünglinge „gehörig zu unterstützen." Dieser Grund mag wohl die nicht unbedeutende Anzahl der Subscribenten veranlaßt haben, diesen guten Zweck mit befördern zu helfen; und das findet man auch gewiß billig und lobenswerth. Ohne die Berücksichtigung dieses Zwecks würde Referent — er gesteht es aufrichtig — schwerlich zum Ankaufe dieses Werkchens zu bewegen seyn. Da der Verfasser von jeder im Kalender vorkommenden Person Etwas sagen mußte und wollte: so konnten seine geschichtlichen Nachrichten, deren Richtigkeit sich übrigens wohl nicht immer verbürgen lassen mag, da die Quellen, aus denen sie geschöpft, nicht angegeben worden sind, über Manche nur dürftig ausfallen. Der Gelehrte wird in diesem Buche keine Belehrung, der Laie — für den es zunächst bestimmt ist —, keine Unterhaltung finden: beyde werden also wohl, obgleich aus verschiedenen Gründen, dasselbe thun; sie werden die Schrift weglegen. Wer wird z. B. über Salomo, Nestorius, Rufinus u. A. nicht etwas mehr, als das Beygebrachte, zu lesen wünschen? — Unser Heiland, Jesus, macht den Anfang (S. 1—3.); aber hier vermißt man schon eine planmäßige Ordnung: denn anstatt einige biographische Nachrichten von ihm zu geben, spricht der Verfasser ohne alle Ordnung und innern Zusammenhang, aber in echtem Predigertone, über das Verdienst Jesu und über das Streben, ihm ähnlich zu werden. Daß man sich, wie von jeher, auch jetzt nicht über seine Person völlig vereinigt habe, scheint der Verfasser mit den Worten (S. 2.) ausdrücken zu wollen: „Mögen auch die Menschen noch so getrennt „und verschieden seyn in ihren religiösen Meynungen, da„rinnen stimmen sie alle überein: Jesus hat sich große und „bleibende Verdienste um die Menschheit erworben." Ein sehr wichtiges Resultat! Dadurch werden die Gegner schwerlich vereinigt. Gegen das Ende wird der Verfasser ganz rhetorisch und declamatorisch. Eine nähere Erklärung des Namens „Jesus" und vieler anderer wäre sehr erwünscht gewesen. — Man begnüge sich an diesem einen Beyspiele, um die andern nach ihm zu beurtheilen, und erlaube Referenten nur noch in einige Einzelheiten einzugehen. Der Styl ist herzlich schlecht; und von Druckfehlern wimmelt das Buch. Zum Beweise stehe hier die erste beste Stelle, aus der sich des Verfassers graphisches Talent, sein wohlklingender Periodenbau und seine correcte Construction hinlänglich ergeben. S. 4: „Das Glück des „sanften und zufriedenen Abels, der vielleicht auch von „den Aeltern vorzüglich begünstigt wurde, erregte den Neid „in dem Herzen Kains, besonders wenn er, in der Son„nenhitze dem harten Boden bearbeitend, erblickte den „Bruder im kühlen Schatten der Bäume, bey seiner „Heerde hingestreckt. Abel, der Günstling der Aeltern, „war, nach dem Urtheile des Kains, auch ein Günstling „der Gottheit, die sein Glück und seine Lage so auffallend „beförderte. Hierin wurde Kain noch mehr gestärkt, als „er mit dem Bruder der Gottheit Geschenke weihete und „durch Opfer die Gefühle der Dankbarkeit aussprach. Der „ruhige und bedachtsame Abel hatte alles so gut eingerich„tet, Holz und Opfer so gelegt, daß das Feuer geschwind „aufloderte und die helle Flamme schön und strahlend gen „Himmel aufloderte. Kain aber, die Leidenschaft des „Neides, der böse Argwohn und seine Unzufriedenheit „hatten ihn verdrossen und mürrisch gemacht, war mit „weniger Ordnung bey der Errichtung des Opferaltars zu „Werke gegangen." Wer dieß liest, sehnt sich schwerlich nach mehrerm Genuß. Es fehlt auch nicht an übermäßiger Breite, wie (S. 42): „seines Lebens grausam beraubt,"

für umgebracht. Provinziel (S. 57): „der Augustin; nicht Deutsch (S 51): „Emanuel. Gott mit uns! Ein Name, der aus dem Propheten Jesaias auf Jesum angedeutet worden.“ Eben so (S. 68): „in den Kirchen von Occident.“ Von den vielen mit der oberflächlichsten Seichtheit und tadelnswerthesten Kürze abgefaßten Artikeln mögen hier nur einige stehen:

(S. 46.) „Den 14. März.
„Ernestus.

„Ein gelehrter und frommer Bischof, der bey allem „Reichthum, den er hatte, sehr dürftig lebte und den h. „Aposteln zu Ehren eine schöne Kirche zu Mans bauete.“

(S. 63.) „Den 14. April.
„Tiburtius.

„Aus der Stadt Tibur. Er besiegelte das Bekenntniß des Christenthums durch den Märtyrertod.“

(S. 102.) „Den 21. Juni.
„Albanus.

„Ein Bürger in England von vornehmem Geschlecht, „wurde ein Bekenner des Christenthums und erduldete „den Märtyrertod.“ *)

(S. 115.) „Den 12. Julius.
Heinrich.

„Ein Eremit in England. Er erwarb sich große Ver„dienste durch Heilung der Kranken.“ **)

(S. 124.) „Den 3. August.
„Augustus.

„Ein Bekenner des Christenthums, der auch den „Märtyrertod erduldete.“ ***)

(S. 159.) „Den 24. September.
„Robertus.

„Ein Abt in Campanien. Er begab sich in eine Ere„mitage, Cistertium genannt, in Burgund, und stiftete „den Orden der Cisterzienser.“ †)

Wie bey diesen Beyspielen, fehlt bey sehr vielen die Chronologie, die bey so kurzen Nachrichten unumgänglich nöthig ist, damit doch nur Etwas wenigstens dastehe. Manches ist auch historisch unrichtig. So heißt es (S. 70.) vom Marcus: „Er stand den Aposteln Petrus, Paulus „und Barnabas treulich bey,“ da wir doch aus der Geschichte wissen, daß er besonders der Gefährte des Petrus war, so wie Lucas der des Paulus. Die Eigennamen sind mitunter ganz eigen geschrieben, wie: Emanuel, Mardachai, Ansheim u. m. a. Im Subscribenten-Verzeichniß steht (XV): „Condidor“ für Conditor. Einigen Artikeln sind zum Theil wäßrige, oft peinlich gereimte Verse angefügt. Auch legt der Verfasser ein deutliches Zeugniß ab, daß er mit unserm Zeitalter gleichen Schritt gehalten hat: denn er sagt (S. 6.): „Ehemals glaubte man, Gott habe den Enoch, ohne ihn sterben zu lassen, zu sich genommen.“ Den Anhang des Buches — über das Referent schon zu viel gesagt hat — macht (S. 209—214) ein Kirchen-Kalender aus, der kürzlich die Entstehung der Feste angiebt; aber dieser Gegenstand ist bereits öfters und besser abgehandelt worden als hier. ††)

*) Kurz und trocken genug; aber doch besser, als bey Böhme über den Ursprung und die Benennung aller Sonn- Fest- und anderer Tage. Zwickau b. Schumann. 1817. wo von Albanus blos der Name, Ernestus und Tiburtius aber unter'm 13. März und 14. April gar nicht angegeben sind. M.

**) Böhme giebt hier zwey andere Heinriche an: den röm. Kaiser und den Erzbischoff zu Upsal. M.

***) Böhme hält's da wiederum mit dem Kaiser Augustus. M.

†) Böhme wiederum ganz anders, und zwar unter'm 27. März. M.

††) Ist er denn nicht irgendwo so abgehandelt, daß man sieht, wie und wann die Kalender-Namen aufgekommen, und nach welchen Regeln die Kalendermacher bey den veränderlichen Tagesnamen verfahren. Bey Böhme fehlt gerade diese Hauptsache. M.

Erbauungs-Literatur.

Hausaltar, oder Morgen- und Abendgebete auf alle Tage des Jahres von M. Georg Hieronymus Rosenmüller, Pfarrer in Oelzschau bey Leipzig. Leipzig im Industrie-Comptoir. 1822. Vier Bände in gr. 8., deren jeder die Gebete auf ein Vierteljahr enthält.

Seit einigen Jahren ist das Feld der Ascetik mit neuem Fleiß angebauet, und dem Publikum sind eine Menge von Andachtsbüchern in jeder Art und Form dargeboten worden, die, ohnerachtet ihres sehr ungleichen Werthes, doch größtentheils guten Absatz zu haben scheinen. Auf der einen Seite ist dieß ein erfreulicher Beweis des wieder erwachten, immer weiter sich verbreitenden religiösen Geistes; auf der andern aber auch ein Zeichen, daß sich die Mehrzahl unsrer Zeitgenossen, trotz der höhern Stufe von Bildung, auf der sie steht, doch nicht auf eigenen Schwingen der Andacht und ohne fremde Beyhülfe ins Reich des Uebersinnlichen zu erheben vermag. Ob hievon der Grund mehr in einer gewissen Geistesarmuth, Beschränktheit religiöser Ideen, Bequemlichkeitsliebe, oder in einer löblichen Schüchternheit und Mißtrauen gegen eigene Kräfte zu suchen sey, wollen wir hier nicht weiter erörtern. Genug, wenn nur das Rechte und Gute geschieht, sey auch

die Art, wie es geschieht, für's Erste noch mangelhaft. Fortgesezte Uebung führt auch hier allmälig zum Vollkommnern. Was das hier benannte Gebetbuch betrifft, so verdient es unter den neuern Erscheinungen dieser Art ehrenvolle Auszeichnung. Es enthält Gebete, welche vorzüglich für das große Publikum, den Bürger und Landmann bestimmt sind. Die Einleitung handelt zweckmäßig und mit practischer Umsicht von dem rechten Gebrauche eines solchen Gebetbuches. Jedem Gebete ist eine Stelle der heiligen Schrift zum Grunde gelegt und so in dasselbe verwebt, daß sie näher erklärt, und, was sie zur Belehrung, Besserung und Beruhigung Fruchtbares enthält, hervorgehoben wird. Dadurch ist ermüdende Einförmigkeit vermieden, jedem Gebete ein bestimmter Charakter gegeben und, da über 700 Bibelsprüche auf diese Weise behandelt sind, nützliches Verständniß der Kernsprüche unsrer heiligen Schriften befördert worden. Diese Gründung des Ganzen auf die Bibel gereicht hauptsächlich, nach unserm Dafürhalten, dem Werke zur Empfehlung. Denn wenn sich der Leser — was auch in der Einleitung ausdrücklich angerathen wird — den ihm bey seiner Morgenandacht näher erklärten und an's Herz gelegten Bibelspruch in's Gedächtniß prägt und zum Leitstern seines Denkens und Handelns für den Tag über erwählt: so kann dieß einen sehr heilsamen Einfluß auf sein Herz und sein Leben haben. Wenn sich hingegen besonders der gemeine Mann eines Gebetbuches bedient, worin, ohne Text und Grund, gleichsam ins Blaue hinein gebetet wird: so ist mit dem Weglegen des Buches auch gemeiniglich das Gelesene aus dem Gedächtnisse hinweg, und die ganze Andacht war, wenn nicht ein unnützer Zeitvertreib, doch ein fruchtloses Opus operatum. Es sind daher in diesem Andachtsbuche besonders die Schriftstellen zu den Morgengebeten mit vieler Sorgfalt und Umsicht ausgewählt. Uebrigens herrscht in den Gebeten kein steifer, gezwungener Lehrton. Sie sind sämmtlich in die Form wirklicher Anreden an Gott eingekleidet und in einer einfach-deutlichen, herzlichen Sprache gehalten, die fern von breiter Redseligkeit dem Geiste heilbringende Nahrung giebt und das Gemüth wohlthätig anspricht. Ueberall ist auf die kirchlichen Festzeiten Bedacht genommen und auch in Hinsicht der Länge und Kürze der Gebete das rechte Maß getroffen. In der Klarheit und Einfalt des Vortrags zeigt sich der Verf. als glücklicher Nachfolger seines verewigten Vaters, dessen ascetische Arbeiten bekanntlich Muster einer edlen Popularität sind. In der Einleitung wird ein Register versprochen, welches dem Werke beygefügt werden und dazu dienen sollte, dem Leser die Auffindung solcher Gebete zu erleichtern, welche für seine jedesmalige Gemüthsstimmung passen; allein es ist weggelassen worden. In der That scheint es auch überflüssig, weil schon ein flüchtiger Blick auf den jedem Gebete voranstehenden Bibelspruch den Inhalt des erstern errathen läßt, und ein solches Register das Werk nur vertheuert haben würde. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

Von demselben Verf. ist herausgekommen:

Mitgabe für das ganze Leben, am Tage der Confirmation der Jugend geheiliget. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung. 1823. 8.

Ebenfalls ein recht nützliches Buch, dessen Brauchbarkeit auch bereits, wie die schnell auf einander gefolgten Auflagen beweisen, von dem Publikum anerkannt worden ist. In einer Reihe moralischer Aufsätze werden den jungen Leuten, die im Begriffe sind, aus der Schule in das bürgerliche Leben zu treten, Lehren zur Einrichtung ihres künftigen Verhaltens mitgetheilt, welche die bey der Confirmation gegebenen Ermahnungen theils vervollständigen, theils tiefer begründen, theils von Zeit zu Zeit in das Gedächtniß zurückrufen sollen. Die Wahl der Materien ist zweckmäßig, die Ausführung gründlich und bündig, der Vortrag klar, einfach, herzlich. Es ist nach des Referenten Ansicht ganz verkehrt, wenn man, wie in unsern Tagen immer mehr Mode wird, in den eigentlichen Confirmationsunterricht zu Vieles zusammendrängt, die Kinder gleichsam mit einer Fluth von Ermahnungen überschüttet, und dabey Alles darauf anlegt, ungewöhnliche Rührungen zu erregen und Thränen zu erpressen. Die Folge davon kann der Natur der Sache nach keine andere seyn, als daß das Gedächtniß einen großen Theil des Stoffes, mit welchem es überladen wurde, bey Zeiten wieder von sich giebt, und daß die gewaltsame Anstrengung des sittlichen Gefühls desto größere Erschlaffung zurück läßt. Besser möchte es seyn, wenn man in jener Vorbereitungszeit neben der Wiederholung und tiefern Begründung des bisherigen Religionsunterrichts hauptsächlich dahin arbeitete, die Kinder so viel als möglich zu eigenem, selbstständigen Denken, Urtheilen und Wählen zu gewöhnen, und wenn man ihnen dann für die Zukunft ein solches Buch, wie diese Mitgabe, gleichsam als Wegweiser zugesellt. Dazu eignet es sich auch vollkommen, und gewährt, ohnerachtet der großen Verständlichkeit seines Inhalts, doch eine kräftige, gesunde Geistesnahrung, welche selbst für viele Erwachsene weder zu leicht, noch unbeträchtlich seyn möchte. Daß auf dem lithographirten Titel, welcher dieser dritten Auflage, so wie ein eben nicht besonders ausgeführter Steindruck, als Titelkupfer beygefügt ist, Comfirmation und Hieronymus steht, ist ein großer Uebelstand des sonst auch äußerlich guten Buchs.

Archäologie.

Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adrian. Frankfurt a. Mayn. Gedruckt und verlegt bey Sauerländer. 1822. 136 S. 8.

Mit vieler Gelehrsamkeit und vielem Geschmack erörtert der Verf. dieser kleinen Schrift einen sehr interessanten Punkt der Alterthumskunde, und zeigt sich dadurch als einen glücklichen Nachfolger Böttigers, der, so viel uns bekannt, zuerst in Deutschland die Archäologie auf eine Art behandelt hat, welche auch Ungelehrte dafür zu gewinnen wohl im Stande seyn möchte. *) Ja wir dürfen behaupten, daß die von Herrn Dr. A. gewählte Behandlungsart sich vor der seines Musters durch größere Einfachheit und weniger Künsteley im Styl und Vortrag empfehle. Wer sich noch des Streites erinnert, der sich auf Veranlassung eines Aufsatzes in der Zeit. f. d. eleg. Welt (Jahrg. 1818.) Ueber die Hierodulen zwischen dem Verf. desselben und Herrn Hofr. Hirt zu Berlin erhob, der durch seine Behandlung der genannten Tempeldienern bey einem Maskenaufzuge am Hofe dazu Veranlassung gegeben hatte, dem muß diese Schrift besonders interessant werden. Herr Dr. Adrian entscheidet sich für Herrn Hofr. Hirt, und behauptet mit diesem, daß die Hierodulen keinesweges öffentliche, der Lust geweihte Dirnen gewesen. Ja zum Schlusse der ganzen Schrift sagt er: „Im Allgemeinen, sey bemerkt, haben die alten Völker, von den rohesten bis zu den gebildetsten, so weit nähere Nachrichten auf uns gekommen sind, die Würde reiner Weiblichkeit, den unmittelbaren Einfluß ihres Wesens auf Geist und Gemüth anerkannt, indem sie vorzugsweise den Frauen die Leitung und Pflege derjenigen gottesdienstlichen Anstalten vertrauten, welche mehr oder weniger auf Begründung häuslichen Glückes und gesellschaftlicher Verbindungen, auf Veredlung der Sitten und Kräftigung und Heiligung des Lebens in jeder Hinsicht berechnet waren. Es würde schon aus dem Zwecke der Religionsstifter Griechenlands hervorgehen, daß nur Frauen im edelsten Sinne des Wortes jenen hohen Absichten (Familienglück, Staatsglück, Menschenglück) entsprechen konnten; die Kunde aber, welche uns aus dem größten Theile der griechischen Schriftsteller über diesen Gegenstand geworden, beweist hinlänglich, wie streng man aller Orten in Griechenland auf die Reinheit und Unbeflecktheit der Götterdienerinnen gehalten, so wie es klar ist, daß nur der blinde Eifer und der rücksichtslose Spott ihren Tadel auf Institute werfen konnten, welche, wenigstens vor der Ueberbildung der Menschen, durch die reinsten und erhabensten Zwecke geheiligt waren." X. r.

*) S. Lit. Bl. 1821. Nr. 27. S. 106. u. 1822. Nr. 71. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Novellen von Luise Brachmann. Nürnberg bey Schrag. 244 S. 8.

Die Verfasserin vorliegender Erzählungen war eine so durchaus lyrische Dichternatur, daß ihr jeder Versuch, aus dem ihr von der Natur angewiesenen Kreise heraus zu treten, und in einer andern Sphäre bildend zu werden, mißlingen mußte. Tiefe, Stärke, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeisterung für sittliche Schönheit, feiner Sinn für Harmonie und Ebenmaas verbunden mit einer, wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantasie, setzten sie in den Stand, ihren Gedichten jenes lebhaft Ergreifende, oder sanft Anziehende und Gewinnende zu geben, wodurch sie so viel Beyfall und Theilnahme bey verwandten Seelen (und das waren ihrer Natur alle ächt Deutschen) — erwerben mußten. Allein dagegen fehlte es ihr ganz an einer sichern, festen, selbstständigen Weltanschauung, an dem Talent aus sich selbst herauszugehen, und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren, — denn dieser Gegenstand blieb nur immer sie selbst mit ihrem, ewig bewegten, meist exaltirten Gemüthe — so wie jene heitere Ruhe des Geistes, ohne welche keine objective Gestaltung gelingen kann. Einen Beweis davon geben auch die hier anzuzeigenden Erzählungen. Nicht nur daß sie in Hinsicht auf Erfindung sehr beschränkt erscheinen, indem sie fast sämmtlich dasselbe Thema, Liebe in sehnsüchtig elegischer Stimmung behandeln, sondern die Darstellung trägt auch überall das Gepräge von Mangel an plastischer Ordnungskraft, und man erkennt es deutlich, wie sich die Verfasserin freut, wenn sie in dem Gange der Darstellung auf Situationen trifft, die ihr gestatten, sich wieder in sich selbst zu versenken, und gleichsam in den Empfindungen zu schwelgen, die der behandelte Stoff in ihr erregt hat. Die ganze Welt um sie her bekommt, ohne daß sie es beabsichtigt, die Farbe ihres Innern, und man kann ihre Gemälde am besten wohl mit Mondscheinlandschaften vergleichen, welche gerade durch das Verschwimmen der Umrisse jenen phantastischen, zauberähnlichen Anstrich erhalten, der ein schwärmerisches Gemüth so vorzüglich anspricht. Dazu kommt, daß das vorherrschend Elegische im Ton und der Behandlungsart an sich schon eine schwer zu beschränkende Herrschaft über Gemüther ausübt, die man wohl eigentlich weibliche nennen kann, wenn sie schon in äußerer Männergestalt erscheinen, und welche bey weitem die größere Anzahl derer ausmachen, die sich jetzt für Kunst und Literatur noch interessiren. Im Uebrigen gewähren diese Novellen immer eine unterhaltende Lektüre, in so fern das Eigenthümliche einer so schönen Seele, wie die verewigte Dichterin war, unter allen Formen ein edleres Gemüth ansprechen muß. Jede derselben einer besondern Prüfung zu unterwerfen, scheint hier um so überflüssiger, da die Verf. selbst dieselbe nicht mehr beachten kann, ob sie gleich in ihrem Leben für milden Tadel nichts weniger als unempfänglich war.

Druck und Papier sind sehr gut. X. r.

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Juli 1823.

Edle Naturen werden oft mehr durch das Niederträchtige, Widrige einer Handlung, als durch das Unmoraliſche empört. — Wo uns die Kraft verläßt, rettet uns oft die Größe.

— J —

Perſiſche Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

XIII.

In eines Gärtners Hauſe
Thät wohnen eine Maus,
Die las ſich ſtets zu Schmauſe
Die beſten Samen aus.

Von Hülſ'chen und von Schötchen,
Von Körnchen auch genug,
Mit Zähnchen ſie und Pfötchen
In ihre Schlupfe trug.

Das Trockne und das Friſche,
Nach allerſchönſter Wahl;
Sie hatt' auf ihrem Tiſche
Das ausgeſucht'ſte Mahl.

Der Wirth, der kargen keiner,
So mildreich war ſein Sinn,
Er gönnt' ihr Scherflein ſeiner
Kleinen Koſtgängerin.

Leicht ſchwindelt ein Geringer
Auf hohen Glückes Stand;
Und wem man reicht den Finger,
Der will die ganze Hand.

Das Mäuslein ſchlich in Tücke
Zum Beutel ſeines Herrn,
Und holte Stück für Stücke
Daraus des Goldes Kern.

Und als, ein Geld zu holen,
Er einſt zu Sacke fuhr,
Fand er ſein Gut geſtohlen,
Und ahnte gleich die Spur.

Er ſtellt als eine Katze
Selbſt auf die Lauer ſich,
Ertappt den Dieb am Platze,
Und faßt ihn meiſterlich.

Es ſollte noch kein Schaden
Am Leben ihr geſchehn;
Er band ihr einen Faden
An's Bein, und ließ ſie gehn.

Das Mäuslein nahm die Gänge
Nach ſeinem Hohl alsbald.
Des argen Fadens Länge
Verrieth den Aufenthalt.

Da fand ihr Sparebüchschen
Sofort der Herr vom Haus,
Und nahm die goldnen Füchschen,
Die ſie gemauſt, heraus.

Sodann nach Fug und Rechte
Gab er das Mäuſelein
Dem Kater Henkersknechte
Zur wohlverdienten Pein.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Beschluß.)

Quentin und Isabella fliehen aus Lüttich, und werden von Crevecaeur gefangen genommen; die Dame wird in Charleroi gelassen, und ihr Ritter nach Peronne gebracht, wo er am Hofe Karls des Kühnen unerwarteter Weise Ludwig XI., der den Herzog besuchte, findet. Die Verhandlungen gingen hier so leicht vor sich, wie dieß von dem feinen Politiker und seinem verwegenen Vasallen erwartet werden konnte; aber die Nachricht von dem Morde des Bischofs von Lüttich facht die Flamme von neuem an. Diese That seiner ehemaligen Freunde wird Ludwig aufgebürdet, und sein halsstarriger Nebenbuhler nimmt den Gast seines Hauses gefangen. Ludwig wird in das alte Gefängniß geworfen, wo Karl der Einfältige umgekommen war, und hier hören wir ihn in seiner Noth ein seltsames Gebet beten.

„Er maß das Gemach mit kurzen und ungleichen Schritten, stand öfters still, faltete seine Hände, und überließ sich überhaupt einer Bewegung, welche er öffentlich so gut zu bemeistern verstanden hatte. Endlich stellte er sich dem Gitterthore gegenüber, welches der alte Mornay als das bezeichnet hatte, durch welches einer seiner Vorfahren zum Tode abgeführt worden. Es war, vielleicht zum Andenken der That, welche hier vollbracht wurde, über dem kleinen Thore eine rohe Nische, welche ein in Stein gehauenes Kruzifix enthielt. Auf dieses Sinnbild heftete der König seine Blicke, aber nur einen Augenblick, denn es schien ihm zu rasch gehandelt, wenn er dem heiligen Bilde nahte, ohne sich vorher die Vermittlung eines Fürsprechers gesichert zu haben. Er wandte sich von dem Kruzifixe, als unwürdig, auf dasselbe zu blicken, und wählte unter den Bildern, mit welchen, wie bekannt, sein Hut ganz umgeben war, eine Abbildung der heiligen Jungfrau von Clery, kniete vor ihm nieder, und betete folgendes ungewöhnliche Gebet, in welchem, wie man bemerken muß, der hohe Grad seines Aberglaubens ihn verleitete, die heilige Jungfrau von Clery gewissermaßen als eine von der Madonna von Embrun, ein Lieblingsbild, an das er oft seine Wünsche richtete, verschiedene Person zu betrachten.

„Süße Jungfrau von Clery! — rief er aus, indem er seine Hände faltete, und, während er sprach, auf seine Brust schlug: — Gesegnete Mutter der Gnaden, die du allmächtig bist mit dem Allmächtigen, habe Mitleiden mit mir Sünder. Es ist wahr, ich habe dich oft um deiner gesegneten Schwester von Embrun willen vernachlässigt; aber ich bin ein König, meine Gewalt ist groß, mein Reichthum unermeßlich; und wär' es nicht, ich würde die Steuern meiner Unterthanen verdoppeln, um euch Beyden meine Schuld abzutragen. Oeffne diese eisernen Thore — fülle den Graben des Schlosses aus — führe mich, wie eine Mutter ihr Kind führt, aus dieser dringenden Gefahr. Wenn ich deiner Schwester den Oberbefehl über meine Garden gegeben habe, so sollst du die große und reiche Provinz von Champagne haben, und ihre Weinberge sollen ihren Segen in dein Kloster spenden. Ich hatte diese Provinz meinem Bruder Karl versprochen; aber du weißt, er ist todt, vergiftet von dem schlechten Abbé Angelo, den ich strafen werde, wenn ich am Leben bleibe. Ich hatte dieß schon einmal versprochen, aber diesesmal werde ich Wort halten. Wenn ich einige Kenntniß von diesem Verbrechen hatte, so war es, glaube mir, holdselige Beschützerin, weil ich kein besseres Mittel kannte, die Unzufriedenen meines Königreichs zu beruhigen. O rechne diese alte Schuld nicht zu meinen neuen! Sey mild und gnädig, wie du immer warst, und bewirke bey deinem Kinde, daß mir alle meine begangenen Sünden vergeben werden, und eine — eine kleine That die ich diese Nacht vollführen muß — es ist keine Sünde, nur eine Handlung der Gerechtigkeit im Stillen verübt; denn der Schurke ist der größte Lügner, der je eines Königs Ohr nahte, und hängt überdieß der schmutzigen Sekte der Griechen an. Er ist deines Schutzes nicht würdig; überlaß ihn mir, und halte es für einen guten Dienst, denn er ist ein Schwarzkünstler und Hexenmeister — ein Hund, dessen Tod in deinen Augen so wenig seyn kann, als wenn ich den Funken austrete, der von einer Lampe fällt, oder aus dem Feuer springt. Denke nicht an diese Kleinigkeit, süßeste, holdeste Jungfrau, sondern denke nur, wie du mich am besten aus einer Noth retten kannst; und hier bind' ich mein königliches Siegel an dein Bild, als Pfand, daß ich wegen der Grafschaft von Champagne Wort halte, und dich zum Leztenmal wegen Blutes beunruhige, wohl wissend, daß du so milden und zarten Herzens bist.“

Nach diesem außerordentlichen Kontrakt mit dem Gegenstand seiner Anbetung sagte Ludwig, scheinbar mit tiefer Andacht, die sieben Bußpsalmen lateinisch her, mehrere Ave's und andere Gebete, welche an die heilige Jungfrau gerichtet waren. Er stand dann auf, zufrieden, sich die Vermittlung der Madonna gesichert zu haben, um so mehr, als er bedachte, daß die meisten Sünden, um deren Vermittlung er sie bey frühern Gelegenheiten angesprochen, von einem verschiedenen Charakter waren, und daß sie ihn daher nicht für einen harten, an Blutvergießen gewöhnten Sünder halten würde, wie die andern Heiligen, denen er häufig Verbrechen dieser Art bekannt hatte.“ —

Eine Versöhnung zwischen Ludwig und Karl wird endlich zu Stande gebracht, und manche zufällige Ereignisse beleben die Szene. Der Zigeuner kommt als Herold von dem wilden Eber, und wird erst gehezt, und dann gehangen; von ihm erfährt Quentin das Geheimniß von den Anschlägen seines Herrn, welches ihn am Ende in den Stand sezt, sich die Erbin von Crope zu erwerben. Lüttich wird von den Franzosen und Burgundern gemeinschaftlich genom-

men, und Wilhelm von der Mark von Balafré in einem verzweifelten Gefecht erschlagen, nachdem unser Held ihm eine fast tödtliche Wunde beygebracht hatte. Sein Lohn für des Ebers Haupt ist die Hand Isabella's, um welche sich die ganze Ritterschaft bemühte, und unter andern auch Le Glorieux, des Herzogs von Burgund Hofnarr, der in dieser Geschichte lustig genug figurirt.

Im Ganzen steht diese neue Gabe des schottischen Novellisten seinen neuern Erzeugnissen nicht nach, nur fürchte ich, werden besonders die Frauen viele Zeichnungen zu roh und manche Scenen zu blutig finden. Aber wir wollen dem Genuß, welchen das Ganze dem Leser gewähren wird, nicht weiter vorgreifen.

Was die Hauslehrer thun und nicht thun sollen.

(Beschluß.)

Wenn auch nur einige Hauslehrer zu diesem Kampfe gegen die Zerstreuung sich vereinigen, und durch ihre Bemühungen die gründliche Bildungsmethode vorerst nur in einigen Familien empfehlen, so bringen sie dadurch ihren Privatunterricht mit dem öffentlichen in Einklang. Der Knabe gewöhnt sich bald, dem Wunsche und Willen seiner Eltern, die nicht einen Vielwisser, sondern einen Rechtwisser aus ihm machen wollen, freudig zu begegnen, und verfolgt mit doppeltem Eifer die Bahn, welche der Schulplan ihm vorzeichnet. Auch die Wünsche der für die gründliche Bildung gewonnenen Eltern werden laut; es bildet sich eine öffentliche Meinung, die durch ihre Stellvertreter, auf Vereinfachung der Lehrpläne dringend, die darauf hinzielenden Anordnungen der leitenden Behörde unterstützt; im Aufblühen eines gründlich gebildeten, kräftigern, also bessern Geschlechtes sieht der dafür eifernde Hauslehrer eine schöne Frucht auch seiner Wirksamkeit.

Benuzt endlich der Hauslehrer jede Gelegenheit, um auf die körperliche Erziehung seines Zöglings wohlthätig einzuwirken, so macht er sich durch diese Art von Nachhülfe zuerst um den Zögling selbst, und dann um die öffentlichen Lehranstalten sehr verdient. Lehrer und Aufseher bemerken oft mit Wehmuth den schnellen Abfall der Blüthe und das Welken der Blätter des sonst in frischem Grün mit herrlicher Blüthe prangenden Baumes; aber weit eher als der übrige dringt des Hauslehrers scharfer Blick dahin, wo ein nagender Wurm die Keime des jungen, frischen Lebens zerstört. Heil den Eltern, die durch würdige Behandlung an dem Hauslehrer einen Hausfreund gewonnen, der bescheiden, aber nicht schüchtern sie frühe genug auf die Gefahr hinweiset, welche die Lieblinge ihres Herzens umfangen hat. Ihres Vertrauens zu seiner Gewissenhaftigkeit getrost, weiß er die Eltern, die in ihrem Knaben durch eine Menge von Nebenstunden die Lebensfreudigkeit ertödten wollen, auf bessere Wege zu leiten. Sie folgen seinem Rathe. Er führt den Zögling zuerst bey schöner, später auch bey weniger schöner Witterung hinaus und wiederholt das Pensum in freyer frischer Luft, studirt mit demselben die Naturgeschichte in der Natur selbst, und zeigt ihm beym Aufsuchen der Pflanze, wie unentbehrlich jene Kenntnisse sind, deren Erwerb so viele Mühe kostet. Den Schwächling nöthigt er zuerst zu einem kleinen Gang, dehnt diesen von Tag zu Tag, bis der Erstarkte eine kleine Reise unternehmen kann. Oft legt er die Bücher auf die Seite, begleitet den Zögling zum Schwimmplatz, zur Schießstätte in der Absicht, aus demselben allmählig einen tüchtigen Schwimmer, einen geschickten Schützen zu bilden, auf daß er einst nicht jammernd und schamroth am Ufer stehe, wenn ein Hülfestehender im Strome untersinkt, nicht um Roß und Wagen bitten müsse, wenn der stärkeren Freunde Schaar, die Last auf dem Rücken, die Wanderung zum fernen Gebirge auf eigenen Füßen beginnt, und daß er nie aus Waffenscheu in Versuchung komme, wenn das Vaterland seine Söhne zum Kampfe ruft, von persönlichem Dienst sich loskaufen zu wollen. Bemerken dann die Eltern, daß solche Gänge ins Freye bey dem schwächlichen Knaben weit besser anschlagen, als Schneckenbrühe und Eselsmilch; werden sie belehrt, daß mit dem Schwimmen allerdings einige Mühe und Gefahr verbunden, das Ertrinken aber, weil die Schwimmkunde fehlt, noch gefährlicher ist; weiset ihnen, bey politischer Besorgniß, der Hauslehrer aus seinem Xenophon und aus der ältesten Geschichte nach, daß selbst der Perserkönig die Gymnastik begünstigt hat, so werden sie ohne Besorgniß für Leib und Seele ihrer Lieblinge diese gern so guter Leitung anvertrauen.

Miscellen aus England.

Vor Kurzem wurde dem königlichen ärztlichen Kollegium ein menschliches Herz geschenkt, welches man in einem in den Trümmern eines egyptischen Tempels hervorgezogenen Sarkophage gefunden. Dieser war, ohne geöffnet worden zu seyn, nach Malta gebracht worden, wo dessen Inhalt in Gegenwart mehrerer Personen, besonders der Aerzte der Insel, untersucht ward. Es erforderte die anhaltende Anstrengung des Meißels und Hammers, den Deckel zu lüften. Man fand es mit einem harzigen Stoff und einer Flüssigkeit angefüllt, welche in Farbe und Ansehen altem Portowein glich, und welche das Herz unmittelbar umgab. Dieses ist jezt in Spiritus von der gewöhnlichen Art aufbewahrt. Die Flüssigkeit befindet sich in einer besondern Flasche, und besteht nach Sir Humphrey Davy's Analyse aus Pflanzensäften mit einem Theil von Harz vermischt *).

*) Eine ähnliche, aber wegen des geringeren Alterthums der Leiche viel weniger auffallende, Erscheinung findet der Leser in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth, von ihr selbst geschrieben, welche vor zehn oder zwölf Jahren in der Cotta'schen Buchhandlung auch in einer deutschen Uebersetzung herauskamen. Es fand eine jener Materie ganz ähnliche Fettigkeit in großer Menge aus einem alten Sarg der markgräflichen Gruft in Bayreuth. D. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg.

Der Gegenstand, von dem ich Sie unterhalten will, hat, im Ganzen betrachtet, wenig Neues, denn unsere neuen Hospitäler sehen sich in ihrer äußern Einrichtung einander ziemlich ähnlich — und von einem Hospital will ich Sie unterhalten: nämlich von dem kaiserlichen Hospital für arme Kranke, das unter dem Schutze und der Leitung der Kaiserin Maria steht. Das neue Interesse meiner Nachricht von dieser wohlthätigen Stiftung beruht nur auf der Lokalität, wo es sich befindet, und auf der Gattung und Zahl der Kranken und ihrem Verhältniß zu den Genesenden, wodurch sich der Werth eines solchen Instituts für den wissenschaftlich Gebildeten ausspricht. Diese schöne Anstalt liegt in der Stückhofsstraße, nahe am Newsky-Perspektiv. Die Vorderseite ist von der Straße durch einen Hof getrennt, der, seiner ganzen Länge nach, durch ein eisernes Gitter, auf einer Grundlage von Quadersteinen ruhend, geschlossen ist. An der Hinterseite schließt sich ein großer Garten an, welcher 22 englische Morgen Flächengehalt hat, und früher unter dem Namen des italienischen Gartens bekannt war. Rechts und links vom Hauptgebäude, in einer Entfernung von 11 Faden, stehen zwey Häuser für die Oberbeamten und weiterhin Remisen, Ställe und andere Wirthschaftsgebäude. Die Aussicht auf den Garten ist ganz frey, und der Lüftung im Umkreise des Hospitals durch keinen Gegenstand gehindert. Es wurde im Jahr 1803 zu bauen angefangen und 1805 vollendet, in welchem Jahre es auch am 30. Juli eröffnet wurde. Die Kosten des Baues, welche sich auf ungefähr 410.000 Rubel Banknoten beliefen, wurden von den Kapitalien der beyden Findelhäuser in Petersburg und Moskau genommen. Von den Zinsen eines Kapitals von 2,000,000 Rubel Banknoten, das zu 6 vom Hundert jährlich im dortigen Findelhause angelegt ist, werden die jährlichen Auslagen bestritten.

Im Hospital werden 200 gefährliche Kranke beyderley Geschlechts, die Genesenden nicht inbegriffen, aufgenommen; überdieß wird jeder arme Kranke, der sich meldet, empfangen, behandelt und ihm die Arzney unentgeldlich gereicht. Der linke Flügel des Gebäudes ist für das weibliche und der rechte für das männliche Geschlecht bestimmt; ein Hof trennt beyde Abtheilungen. Nicht aufgenommen werden Seeleute, Landsoldaten, Wöchnerinnen, Wahnsinnige und an unheilbaren chronischen Krankheiten Leidende, Venerische und Dienstboten des Adels, welche alle besondere Hospitäler haben. Das etwa 10 Fuß hohe Erdgeschoß ist gewölbt, und seiner ganzen Länge nach durch einen mit Kieselsteinen gepflasterten Gang getheilt; es enthält die Mehlmagazine, Bäckerey, Küche, Zimmer zur Aufbewahrung der Arzneymittel und der Kleider, welche die Kranken mit sich gebracht haben, und mehrere andere für die untern Beamten. An beyden Enden sind Schwitz- und andere Bäder angebracht.

Das erste Stockwerk ist ungefähr 18 Fuß hoch; es enthält die Apotheke und mehrere große Säle, worin die ankommenden Kranken empfangen werden. Ebendaselbst werden chirurgische Operationen gemacht, die ab- und zugehenden, außer dem Hause wohnenden Kranken, welche an äußerlichen Schäden leiden, behandelt und Medikamente gereicht. Auch sind hier Säle zum Aufenthalte der Genesenden bestimmt, deren Kräfte hier gestärkt werden. Diese Säle haben Ausgänge nach dem Garten, welcher während der guten Jahreszeit benutzt wird. Ein breiter Gang theilt sowohl das erste als das zweyte Stockwerk in zwey gleiche Theile, wovon das letztere etwa 23 Fuß hoch, und blos für die im Hospital wohnenden gefährlichen Kranken bestimmt ist. Das ganze Gebäude enthält 26 Zimmer, worin sich 242 Betten befinden. Ein Theil davon bleibt leer für solche Kranke, die man von andern trennen muß. Die Bettstellen sind von Eisen.

Jeder Kranke im obern Stock hat 1606 englische Cubikfuß Raum, und die Genesenden im untern Stock 2401. Nach Sir Hilbert Blanc sind 700 Kubikfuß hinreichend. In dringenden Fällen könnte daher sehr leicht eine größere Anzahl Kranker aufgenommen werden. Zur Reinigung der Luft dienen: 1) ein Fenster über jeder Zimmerthüre, das man nach Belieben öffnen und schließen kann; 2) ein Fenster in jedem Zimmer von oben zu öffnen; 3) Luftzieher und Luftlöcher in den Mauern, welche mit Röhren in Verbindung stehen, die durch das Dach geleitet sind; 4) ein Ofen und ein Kamin in jedem Zimmer; 5) Luftlöcher im Fußboden, die bey sehr schädlichen Ausdünstungen geöffnet werden. Jedes Zimmer ist durch eine dicke Mauer von dem andern getrennt, und keines hat mehr als 15 Betten. Verschiedenartige Kranke werden nicht zusammen gelegt, und für ansteckende Krankheiten sind Zimmer in den entferntern Theilen des Gebäudes bestimmt. Ueber jedem Bette hängt eine Tafel mit dem Namen des Kranken, dem Tage seiner Aufnahme und der Nummer seiner Einschreibung, und eine andere mit dem Namen seiner Krankheit in lateinischer Sprache, damit der Kranke sein oft gefährliches Uebel nicht kennen lerne. Diese Idee rührt vom Kaiser Alexander her.

Eine griechische Kapelle theilt das Gebäude und erhebt sich zwischen den beyden größten Sälen des ersten und zweyten Stockwerks. Vermittelst großer Fenster, welche auf diese Säle hinausgehen, können auch die bettlägerigen Kranken den Gottesdienst hören. Der Geistliche wohnt im Hause. Kranke anderer Religionen erhalten auf Verlangen den Beystand ihrer Prediger. Gottesdienst wird an Sonn- und Feyertagen und während der Fasten täglich gehalten. Des Morgens und Abends werden den Kranken eigends für ihre Lage verfaßte Gebete vorgelesen. Dieses Amt haben, zugleich mit der allgemeinen Pflege der Kranken, 24 Wittwen von unbescholtenem Rufe und gutem Charakter, welche aus einer andern Anstalt der Kaiserin Maria „für arme Wittwen aus dem Militär- und Civilstande" erwählt und mitleidige Wittwen benannt werden.

Für Schlafsüchtige, Scheintodte und Ertrunkene sind besondere, mit allem Nöthigen versehene Zimmer in einem eigenen Gebäude. Von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags werden alle ab- und zugehende, auswärtige Kranke empfangen und behandelt, deren Anzahl im Mai und Juni am beträchtlichsten ist, wenn die Barken aus dem Innern des Reiches ankommen. Von 1803 bis 1816 sind behandelt worden: im Hospital 22,736, an auswärtigen Kranken 222753, und von diesen geheilt: im Hospital 15,939, außer demselben 111,121. Im Hause selbst starben 4667. Verflossenes Jahr sind behandelt worden: im Hospital 2586; davon geheilt 1823 und gestorben 530, worunter 114 in den ersten drey Tagen nach der Aufnahme. An auswärtigen Kranken 42,224 behandelt und 24,251 geheilt. 6381 haben sich nicht wieder gemeldet und sind daher aus dem Verzeichniß gestrichen.

Bey der vortrefflichen Einrichtung des Ganzen müßte die Sterblichkeit im Hause geringer seyn, wenn nicht folgende Umstände dagegen wären: erstlich, daß nur gefährliche Kranke im Hause aufgenommen werden, und zweytens das schwer zu überwindende Vorurtheil des gemeinen Volkes gegen ärztliche Hülfe, verbunden mit der großen Weitläufigkeit der Residenz, wodurch die Kranken gemeiniglich erst dann sich melden, wenn die höchste Noth eintritt, und daher oft schon in den ersten Tagen sterben, wie oben angezeigt ist. Wer dieses Hospital besucht, wird es gewiß nicht verlassen, ohne eine vermehrte Hochachtung für die Monarchin zu fühlen, die den größten Theil ihrer Zeit dazu anwendet, Wohlthaten überall zu verbreiten und neue philantropische Anstalten mit jedem Jahre zu schaffen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Nro. 16.

Intelligenz-Blatt.

1823.

In P. G. Kummers Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ansichten von Italien nach den neuern ausländischen Reiseberichten, in Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von H. Hirzel. 1r Band. 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Georget, über die Physiologie des Nervensystems und insbesondere des Gehirns; Untersuchungen über die Nervenkrankheiten überhaupt und namentlich über den Sitz, die Natur der Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie und des krampfhaften Asthma. Aus dem Französischen von Dr. G. F. Kummer. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Klose, C. L., Beyträge zur Clinik und Staatsarzneiwissenschaft. gr. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Kotzebue A. von, die Indianer in England. Lustspiel in drey Aufzügen. Neue Auflage. 8. 8 gr.

Leslie, J., kurze Nachricht von Versuchen und Instrumenten, welche das Verhalten der Luft zur Wärme und Feuchtigkeit betreffen. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von H. W. Brandes. Mit einer Kupfertafel. 8. 18 gr.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Gesänge der Religion

von

Joh. Fr. Schink.

Dritte verb. Auflage

Preis sauber broschirt 1 Rthlr.

Der Recensent in der „Leipziger Literatur-Zeitung" sagt von der zweyten Auflage folgendes:

„Diese Gesänge, voll wahrhaft-religiöser Empfindung, „Klarheit des Begriffs und Kraft des Ausdrucks, ganz „im Geiste des Protestantismus, faßlich für jeden gesunden Sinn und Verstand, sich verbreitend über alle „Hauptmomente des religiösen Lebens, verdienen ganz „den Beyfall, den sie erhalten haben. Ein Beweis jenes Beyfalls ist diese zweyte (jetzt dritte) Auflage, welche „der Vollendung näher zu bringen der Verf. nach Kräften gestrebt hat."

Ein mehreres hinzuzufügen hält der Verleger für überflüssig; — das Buch ist in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Bey Tobias Loeffler in Mannheim ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke, verdeutscht von F. H. Bothe, Ausg. letzter Hand in 3 Bden. 1r Bd. gr. 8. 3 fl.; Schreibp. 4 fl. — Engl. Postvelinp. 4 fl. 30 kr.

Schon einige Zeit fehlt die frühere Auflage dieser allgemein anerkannten trefflichen Uebersetzung des Euripides. Die gegenwärtig mit allem Fleiße und Sachkenntniß neu bearbeitete Ausgabe wird also allen denen, welche diesen ausgezeichneten Dichter der Alten in einer geistvollen Uebertragung wünschen, volle Befriedigung gewähren. Die beyden letzten Bände, womit das Werk complet ist, erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

W. Scott's Romane.

Von unserer bekannten Taschenausgabe der W. Scottschen Romane sind so eben Bd. 22 bis 33 erschienen und an die Buchhandlungen versandt.

Diese 12 Theile enthalten in vollständigen, guten Uebersetzungen und mit Anmerkungen versehen:

1. das Kloster; übers. v. Dr. F. Dietz. 4 Bde.
2. den Abt; übers. v. H. Müller, 4 Bde.
3. Waverley; übers. v. M. C. Richter. 4 Bde.

Jedes Bändchen mit 1 Titelkupfer kostet roh 8 gr., geheftet 9 gr., wofür man auch die frühern 21 Theile erhalten kann.

Schöner, scharfer Druck auf feinem Schweizer-Velinpapier, möglichste Correctheit, und der äußerst wohlfeile Preis zeichnen diese Ausgabe sehr aus.

Zwickau, 30. Juni 1823.

Gebr. Schumann.

Vom

Literarischen Beobachter, herausgegeben von Assessor Rüder und Dr. Gleich in Leipzig.

erscheint zu Johannis, h. a. die Fortsetzung des 2ten Bandes. Der Preis jedes Bandes ist 4 Rthlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Die durch die literarische Anzeigen der Haller, Jenaer, Leipziger Literatur-Zeitungen, der Heidelberger Jahrbücher und Versendung der gedruckten Cataloge bereits verkündete — in der Nachbarschaft der Stadt Baden Großherzogthums Baden auf den 4ten August und folgende Tage des laufenden Jahrs bestimmte — Bücherversteigerung, wird an erwähntem 4ten August, Vormittags von 8 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr in Rastatt, in dem Hause Nro 53. — der Hauptwache gegenüber — eröffnet, und auf dieselbe Art — Sonn- und Festtage ausgenommen — ununterbrochen fortgesezt werden.

Außer den in dem gedruckten Catalog verzeichneten Büchern, sind noch achthundert und sechzig — (860) — Bände zum Verkauf bestimmt; von diesen werden aber nur die vorzüglichen Werke, und jene, die besonders verlangt werden, ausgeboten; das darüber verfertigte Verzeichniß liegt in Handschrift zur Einsicht bereit.

Die Bücher von beyden Abtheilungen können — vom 28sten Juli an, bis zum dritten August, Vormittags von 9 bis 12 und Nachmittags von 3 bis 6 Uhr — nach dem Anfange der Versteigerung aber — der dem Catalogus vorgedruckten Nachricht gemäß — Vormittags von 7 bis 8, und von 12 bis 1 Uhr und Abends von 6 bis 7

Uhr — in einem besondern Zimmer ebener Erde — nach der Reihenfolge des gedruckten Catalogs — eingesehen werden.

Die Abgabe und Versendung der gedruckten Cataloge hat die C. Fr. Müllersche Hofbuchhandlung in Carlsruhe übernommen.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Bibliotheca theologica
oder
Verzeichniß

aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit in Deutschland erschienenen Werke über alle Theile der wissenschaftlichen und practischen, besonders protestantischen, Theologie; nach Winers Handbuch, mit Zuziehung anderer zuverlässiger literarischer Hülfsmittel alphabetisch bearbeitet, und mit einem Materienregister versehen. gr. 8. Preis 16 gr.

Im Verlage von Georg Friedrich Heyer in Gieſſen, sind zur Jubilate-Messe 1823 folgende neue Verlagsbücher erschienen, und alle solide Buchhandlungen nehmen darauf Bestellung an:

(NB Die mit * bezeichneten Werke erscheinen zur Herbstmesse dieses Jahres.)

1) Bergmann (Fr.) Liturgie für die Amtsverrichtungen evangelischer Prediger bey Landgemeinden. Zweyte ganz umgearbeitete, mit mehreren neuen Gebeten und Formularen vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

2) * von Feuerbach (Dr. J. P. A.) Lehrbuch des in Deutschland geltenden peinlichen Rechts. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

3) * Hesselbach (Dr. A. K.) Beschreibung der pathologischen Präparate, welche in der Königl. anatomischen Anstalt zu Würzburg aufbewahrt werden. gr. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

4) * Mackeldey (Dr. F.) Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Thle gr. 8. 3 Rthlr. 8 ggr. oder 6 fl.

5) * Marezoll (Dr. Theodor) Die Lehre von der bürgerlichen Ehre und deren Einfluß auf die Verhältnisse des öffentlichen und Privatrechts. Nach den Quellen des gemeinen, römischen und deutschen Rechtes historisch und dogmatisch bearbeitet. gr. 8.

6) * Paulizky (Dr. H. F.) Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege ꝛc., der neuen Umarbeitung zweyte Ausgabe. 8. (In Commission.)

7) Peez (Dr. A. H.) Wiesbadens Heilquellen und ihre Kraft. Mit Vign. gr. 8. broschirt. 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.

8) Quintiliani (M. Fabii) de Institutione oratoria liber Decimus. Ex C. L. Spaldingii Recensione cum selecta diversarum lectionum notatione in usum Scholarum edidit. Dr. Nicol. Godofred. Eichhoff. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

9) * Ritgen (Dr. F. F. A.) Handbuch der niedern Geburtshülfe. 8.

10) * Snell (Dr. Christ. Wilh.) Chrestomathia Liviana, oder historisches Lesebuch aus des Livius Werken, gesammelt für die obern Klassen der Gymnasien. Zweyte verb. Aufl. 8.

11) Snell (J. P. L.) Katechismus der christlichen Lehre ꝛc. 10te Aufl. 8. 5 ggr. oder 24 kr.

12) Snell (Dr. F. W. D.) Leichtes Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie für die ersten Anfänger, mit 5 Kupfertafeln. Siebente verbesserte Auflage. 8. 22 ggr. oder 1 fl. 40 kr.

13) Sandheim (Carl) Ueber die Richtigkeitsgründe eines Erkenntnisses in Criminalsachen ꝛc. 8. (In Commission.) 10 ggr. oder 45 kr.

14) Vogt (Dr. P. F. W.) Handbuch der Pharmakodynamik, zweyter und letzter Band. gr. 8. 2 Rthlr 8 ggr. oder 4 fl. 12 kr.

15) Weber (Dr. G. F.) Grundzüge der Consumtions-Krankheiten des Lungenorgans oder der Lungenschwindsuchten und ihrer Behandlung. Ein pathologisch-therapeutischer Versuch. gr 8. 14 ggr. oder 1 fl. 3 kr.

16) * Winkler (Fr. L.) Kurze doch deutliche Anweisung zur Bereitung und Prüfung der in der Preußischen Pharmacopöa vorgeschriebenen und einiger noch außerdem gebräuchlichen chemisch-pharmaceutischen Präparate. 8.

In der Herbst-Messe 1822 sind neu erschienen:

Hüffel (L.) Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. Zweyter und letzter Band. Auf milchweißes Druckpapier. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr. Auf ordinair Druckpapier. 1 Rthlr. 16 ggr. oder 3 fl.

Klipstein (P. C.) Versuch einer Anweisung zur Forst-Betriebs-Regulirung nach neuern Ansichten. 8. 22 ggr. oder 1 fl. 40 kr.

von Savigny (Dr. K.) Lehre vom Recht des Besitzes. Eine civilistische Abhandlung. gr. 8. Vierte vermehrte und verbesserte Aufl. auf weißes Druckpapier 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. auf ordinair Druckpapier. 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.

Schulz (Dr. C. F.) Selbstständigkeit und Abhängigkeit oder Philosophie und Theologie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse betrachtet. 8. 10 ggr. oder 45 kr.

Neue Verlagsbücher von Gerhard Fleischer in Leipzig.
Jubilate-Messe 1823.

Blumenhagen, W., der Mann und sein Schutzengel. Roman. 8. 1 Thlr.

Ciceronis opera quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta. Recognovit Chr. Godofr. Schütz. Tomi XVI. p. III. Librorum de Republica fragmenta nuper ab Angelo Maio ex codice rescripto edita. 8. 20 gr.

Euripidis Bacchae. Recensuit Godofredus Hermannus. 8. 1 Thlr.

Florian, M. de, Numa Pompilius second roi de Rome. Mit grammatischen, historischen, mythologischen ꝛc. Erläuterungen und einer Erklärung der Wörter und Redensarten zur Erleichterung des Uebersetzens ins Deutsche für den Schulgebrauch. Fünfte Auflage. 8. 10 gr.

— — Guillaume Tell ou la Suisse libre. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister zum Behufe des Unterrichts. Dritte Auflage. 8. 4 gr.

Gelpke, Dr. A. H. C., Anleitung zur Geometrie, besonders als ein Schärfungsmittel der Denk- und Beurtheilungskraft. Für Schüler der mittlern Klassen der Gymnasien und die der höhern Bürgerschulen. 8. 12 gr.

Harnisch, Dr. W., die wichtigsten neuen Land- und Seereisen für die Jugend und andere Leser bearbeitet. 4r Theil mit 2 Charten und 2 Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Hering, M. C. G., vollständiges Textbuch des musicalischen Volksschulengesangbuchs. 8. 8 gr.

— — Jugendfreuden in Liedern, mit Melodieen und einer Begleitung des Claviers oder Fortepiano. 2r Heft. 4. 16 gr.

Hirschfeld, Dr. K., historische Bilder aus alter und neuer Zeit. Zur Lehre und Unterhaltung für allerley Leser. 1r Theil Mit 1 Kupfer. 8. 2 Thlr.

Köppen, F., vertraute Briefe über Bücher und Welt. 2r Theil. 8. 2 Thlr. 12 gr.

von Krusenstern's, A. J., und H. von Langsdorffs, Reise um die Erde; nebst Golownins Gefangenschaft in Japan. Für die Jugend und andere Leser bearbeitet von Dr. W. Harnisch. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Lehrmeister, der erste, ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht, von mehrern Verfassern. 28r 29r Thl. 8. 20 gr.

Löhr, J. A. C., die Bewohner der Erde, oder Beschreibung der Völker der Erde. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 16 gr.

Löhr, J. A. C., gemeinnützige Kenntnisse. Dritte mit vielen Zusätzen versehene, berichtigte Auflage. 8. 16 gr.

Phalaridis Epistolae. Latinas fecit et interpositis Caroli Boyle notis commentario illustravit Joannes Daniel a Lennep. Mortuo Lennepio, finem operi imposuit, praefationes et adnotationes quasdam praefixit L. C. Valckenaer. Edit. altera textu passim reficto correctior notisque additis auctior, curavit Godofr. Henr. Schaefer. 8. maj. 2 Thlr. 12 gr.

Richter, C. C., vollständige Wort- und Sachregister zu Fr. Thiersch's griechischer Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialekts. Nebst einer Vorrede des Verfassers der Grammatik. gr. 8. 12 gr.

Schellenberg, J. P., 150 Exempeltafeln zur nöthigen Uebung im Rechnen, sowohl für Bürger- und Landschulen, als auch zum Privatgebrauch. Mit Hinweisung auf die im Rechenbuche enthaltenen Regeln. 8. 12 gr.

Schillers Werke. 18 Titelkupfer zu der wohlfeilen Taschenausgabe in 18 Bänden. 12. Pränumerationspreis 1 Thlr. 8 gr.

Schmidt, C. F., vollständiger und gründlicher Gartenunterricht, oder Anweisung für den Obst-, Küchen- und Blumengarten. Mit 3 Anhängen vom Aufbewahren und Erhalten der Früchte und Gewächse, vom Obstwein und Obstessig und einem Monatsgärtner. Neunte verbesserte und mit vielen Zusätzen bereicherte Auflage. 8. 1 Thlr.

Sophoclis Antigona. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit C. G. A. Erfurt. Editio secunda cum annotationibus Godofr. Hermanni. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Sophoclis Oedipus Rex. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit C. G. A. Erfurt. Editio secunda cum annotationibus Godofr. Hermanni. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Thiersch, C., über den Waldbau, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Gebirgsforsten von Deutschland Notizen und Bemerkungen auf praktischer Laufbahn gesammelt. gr. 8. 20 gr.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. De arte hujus scriptoris hist. exposuit; ejus vitas a vet. grammaticis conscriptas addidit; codicum rationem atque auctoritat. examinavit; graeca ex iis emendavit; scripturae diversitates omnes, chronologiam comm. rerum geograph. scholia graeca et notas tum Duceri omnes atque alior. select., tum suas, denique indices rerum et verbor. locupletiss. subjecit E. F. Poppo. Pars I. vol. 2. In Thucydidem commentarii politici, geographici, chronologici. 4. maj. 3 Thlr.

Tischer, Dr. J. F. W., die Hauptstücke der christlichen Religion mit biblischen Denksprüchen verbunden. Neunte Auflage. 8. 3 gr.

Tzschirner, Dr. H. G., die Gefahr einer deutschen Revolution. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 16 gr.

Zachariä, K. S., Handbuch des königlich-sächsischen Lehnrechtes. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von den Oberhofgerichtsräthen Dr. C. E. Weiße und F. A. von Langenn. gr. 8. 2 Thlr.

Bey Tobias Loeffler in Mannheim ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Moralische Erzählungen von Sophie von La Roche. 2 Bde. 3te verb. und verm. Aufl. mit Kupf. 8. 2 fl. 45 kr.

Der moralische Werth dieses Buchs, das Tiefgedachte, Reinsittliche der Schreibart, die Gabe der verstorbenen Fr. Verfasserinn, dem Guten und Schönen durch eine unterhaltende, immer spannende und doch ruhige Darstellung das höchste Interesse zu verleihen, ist allgemein anerkannt, und so darf sich der Verleger schmeicheln, daß es fortdauernd recht viele Leser und Leserinnen finden wird.

Medizin.

Meiner, Dr. L., die Krankheiten des Ohres und Gehörs, oder Hülfe und Rath für Alle diejenige, welche sich ein gutes und feines Gehör erhalten, und Fehlern desselben in Zeiten vorbeugen wollen. Nach den neuesten prakt. Erfahrungen. 8. Preis 10 gr.

Diese Schrift ist so eben im Verlage des Unterzeichneten erschienen. Die Wichtigkeit derselben für alle diejenigen, welche das Unglück haben, an Schwerhörigkeit zu leiden, ist so groß, daß selbe keine weitere Empfehlung bedarf.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neues Handbuch für Reisende am Rheine, enthaltend die Nachweisung alles Sehenswerthen im Gebiete dieses Stroms von der Quelle bis zur Mündung. Mit 2 Chärtchen.

In diesem Buche findet man kurz und mit möglichster Genauigkeit alles das erzählt, was der Rheinreisende zu wissen nöthig hat, um seine Reise mit Nutzen und Vergnügen ohne unnöthigen Aufenthalt zu vollenden. Die als Umschlag beygegebene Karte dient zugleich dem

Reisenden zur Bequemlichkeit, indem er darauf sieht, wo er den Lauf des Stromes manchmal verlassen muß um sich durch den Anblick einer reizenden Gegend zu überraschen, oder ein Denkmal des Alterthums (deren manche von früheren Reisenden nicht erwähnt wurden) zu beschauen. Dieses bequeme Taschenbuch enthält 260 eng, aber schön und deutlich gedruckte Seiten und kostet nur 1 Thlr.

Zweytes Heft: Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche, herausgegeben von Dr. J. C. L. Gieseler und Dr. F. Lücke. 16 ggr.

Eine vollständige Inhaltsanzeige des ersten und zweyten Heftes ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

System der Logik von Dr. W. Esser. gr. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

Fünfte verbesserte Auflage: die deutsche Geschichte für Schulen bearbeitet von Fr. Kohlrausch. Erste Abtheilung. gr. 8. 16 gGr.

Die zweyte Abtheilung der fünften Auflage erscheint Michaelis-Messe.

Johannes Calvin, des großen Theologen, Institutionen der christlichen Religion. Verdeutscht durch Fr. A. Krummacher, der h. Schrift und Gottesgelahrtheit Doctor. Erstes und zweytes Buch. gr. 8. 622 Seiten. 3 Thlr. 12 gGr.

Ausführliche Anzeigen davon in allen Buchhandlungen.

Taschenbuch der Frühlingskuren.

Bey C. H. F. Hartmann in Leipzig ist neu erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dr. C. Caspari, Taschenbuch der Frühlingskuren, oder vollständige und gründliche Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauch der Kräuter und Badekuren, und einem passenden Verhalten während denselben. 8. Preis 21 gr.

Inhalt: Beschreibung der Milch-, Molken-, Kräuter- und Bade-Kuren, des Gebrauchs der künstlichen und natürlichen Mineralwasser, sowohl am Orte ihrer Quelle, als auch zu Hause. Angabe des verschiedenen Nutzens der einzelnen Kuren. Bezeichnung der Krankheiten, in welchen sie anwendbar sind. Regeln für ihren Gebrauch. Verordnung für mancherley Zufälle während des Gebrauchs derselben. Beschreibung der einzelnen Bäder. Vorschriften zu Kräuterbädern. Diätetisches Verhalten. Geistes- und Gemüthskrankheiten. Gesundheitsreisen.

Diese Schrift ist ebenso reichhaltig als unentbehrlich für alle diejenigen, welche zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit dergleichen Kuren gebrauchen.

Die Gräfin von Fargy. Nach dem Französ. der Frau von Souza von K. L. Methus. Müller. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 6 gr.

Die Verfasserin, welche sich schon seit Jahren der Lesewelt durch ihre von Huber verdeutschte Adele von Senange so vortheilhaft empfohlen hat, stellt hier ein ähnliches Gemälde auf, das durch den sanften Reiz der Darstellung sowohl, als durch den bessern innern Gehalt alle diejenigen anziehen und aufs angenehmste unterhalten dürfte, welche für etwas Höheres Sinn haben, als für das unruhige Drängen und Treiben eines gemein bewegten Lebens. Auch hier ist Anregung und Leben; aber jenes höhern, welches sich dem feinern Blicke in die Tiefe des menschlichen Herzens aufschließt. Mit Recht hat der deutsche Bearbeiter dieses Werk den edlern Bildern verglichen, die in großen Gallerien oft übersehen werden, aber den gemüthsvollen Beschauer nur desto inniger erfreuen und desto länger fesseln.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Bibliotheca
Autorum Classicorum
et Græcorum et Latinorum
oder
Verzeichniß derjenigen Ausgaben und Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller, welche vom Jahre 1700 bis zu Ende des Jahres 1822 in Deutschland erschienen sind. —
Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis 8 ggr.

Bey H. Ph. Petri in Berlin erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

1. Unterhaltungsschriften.

Burdach, H., Lebensgemälde, der Wirklichkeit nachgebildet in Sagen und Erzählungen aus der alten und neuen Zeit. 8. 20 gr.

Hofmann, Dr. L., das Pfarrhaus. Ein Gemälde des menschlichen Herzens. Mit einem von L. Wolf gezeichn. und von Meno Haas gestoch. Kupfer und einer Titelvign. 8. Schreibp. geh. 1 Rthlr. 16 gr.

Museum, neues, des Witzes, der Laune und der Satyre. Mit Beyträgen von M. Cunow, Döring, Josephus Fatalis, Lohwe, K. Locusta, K. Müchler, A. Roland, J. D. Symanski und Andern. Herausgegeben von H. Ph. Petri. 2r Band (bestehend aus 4 Heften) 1s und 2s Heft. Mit Karrikatur-Kupfern. 8. geh. pro Band 2 Rthlr. 12 gr

Voß, J. von, Trauerspiele. 1. Mustapha Bairaktar. 2. Die Grabrosen. 8. geh. 1 Rthlr.

2. Für Schulen.

Schenk, K. G. F., Entwurf einer kleinen lateinischen Grammatik, für höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht. 8. 4 gr.

Medizinische Literatur.

In unserem Verlage ist fertig geworden:

Benedict's, (Dr. Traugott Wilhelm Gustav,) Handbuch der praktischen Augenheilkunde, 2ter Band von den sympathischen Ophthalmieen. Mit 1 Kupfer. gr. 8. 1823. 1 Rthlr. 12 gr.

Der 1822 erschienene 1ste Band (von den idiopathischen Ophthalmieen) kostete 1 Rthlr. 18 gr.

Leipzig, Juli 1823.

Dyk'sche Buchhandlung.

Nro. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Juli 1823.

Holder Schlaf . . . .
Bist Seelentröster, Schattenruh,
Bist Labsal aller Sorgen —
Bist Todesbruder! — O wie schön
Sich Seyn und Nichtseyn grenzen!
Wie schön wird unsre Abendthrän'
Am frühen Morgen glänzen.

Herders Volkslieder.

Nachtlied.

Schon wieder ruft mit hohlem Munde
Der Tag mir seine Sterbestunde
So bang aus düstrer Höh' herab;
Bald löscht die Zukunft sein Gedächtniß,
Und es empfängt auch sein Vermächtniß
In der Vergessenheit das Grab.

Wie ruhig schied er von dem Throne,
Und legt' in Frieden still die Krone
In seines jüngern Bruders Hand!
Und dieser läßt den Schlaf noch walten,
Daß neue Kraft sich muß entfalten;
Sein heil'ger Fried' umschwebt das Land.

Ach, fänd' auch mich der süße Schlummer! —
Muß ich allein im wachen Kummer
Nur Zeuge seines Segens seyn?
Wann schwebt er auch auf mich hernieder,
Und wiegt die matten Augenlieder
In seliges Vergessen ein?

Du nahst mit Trost so manchem Belte,
Umschirmest jede Lagerstätte
Mit heil'gem Dunkel, stille Nacht!
O ruf aus diesem matten Herzen
Den wilden Kampf so langer Schmerzen,
Um die die Krankenlampe wacht!

Am Fenster rauscht das Nachtgefieder,
Und Schreckensangst durchzuckt die Glieder,
Ein trübes Ahnen mich umarmt,
Der Träume fibrische Gebilde
Ziehn mich in düstre Angstgefilde,
Wo sich kein Engel mein erbarmt.

Da tönt's! — Erst eine von den Stunden
Hat sich der Schmerzensnacht entwunden;
Wie träge schleicht der Zeiger fort!
Die Freude nur hat rasche Flügel,
Und naht sie auch mit goldnem Zügel,
Ist doch nur karg ihr Himmelswort.

Bald lenkt sie zu dem Heimathslande,
Wenn hier, im düstern Erdgewande,
Der Schmerz um Thron und Hütte schleicht,
Und Keinen schont mit seiner Sendung,
Bis einst des Irdischen Vollendung
Der Erdgeborne hat erreicht.

Doch ist's nicht süßen Wahns Bethörung,
So fühl' ich selige Erhörung
Dem müden Herzen leise nah'n.
Es ruhn die marternden Gefühle,
Und eng umschränkt die wilden Spiele
Der Phantasie Gesetzesbahn.

Umarmt den Müden, heil'ge Mächte
Des Schlafs, und tragt in tiefe Nächte
Ihm huldvoll seinen Kummersinn!
Ist auch nur kurz des Leidens Mindrung,
Das Unglück hascht nach jeder Lindrung,
Die kleinste Gunst ist ihm Gewinn!

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Nach solchen Betrachtungen wird man sich wundern, daß wir noch so wenig wissen von dem, was auf dem Monde vorgeht; oder man wird daraus schließen, daß es dort ruhiger hergeht, als bey uns, daß es vielleicht auf dem Monde ganz anders aussieht, als auf der Erde, so ähnlich einander beyde Weltkörper auch bey dem ersten Anblick scheinen. In der That beweisen die Namen, die man den Mondsflecken gegeben hat, z. B. Malta, Aetna, Meer der Fruchtbarkeit u. s. w., daß die ersten Astronomen, die den Mond durch Fernröhre betrachteten, eine vollkommene Aehnlichkeit zu finden geglaubt haben. Allein die genauern Untersuchungen, die seit wenigen Jahren mit vollkommeneren Fernröhren über den Mond angestellt sind, zeigen ein Bild, welches jenem sehr unähnlich ist; und noch haben wir auf einen Zug des Gemäldes nicht Rücksicht genommen, der einen wesentlichen Unterschied zwischen der Erde und ihrem Trabanten macht.

Das Luftmeer, welches die Erde gleich einem Heiligenschein umgibt, ist für uns, die wir davon eingeschlossen sind, so unsichtbar, wie den Fischen das Wasser, in dem sie schwimmen; nur fremde Körper, Dünste, Wolken, die darin herum schweben, können wir sehen, wie der Fisch die Lockspeise, die ihm hingeworfen wird. Allein einem Auge, das sich weit außerhalb dieses Meeres befindet, kann dasselbe so wenig ganz unsichtbar seyn, als uns das Wasser ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erde in der Entfernung des Mondes, gleich den Kometen, wiewol in weit geringerem Grade, sich wie ein dichter Kern zeigt, den ein Nebel umfließt, welcher näher an der Erde dicker wird; wenigstens wird sich dieser Nebel deutlich zeigen, wenn die Seleniten, zu der Zeit, da wir eine Mondfinsterniß haben, die schwarze Erdkugel über die flammende Sonnenscheibe wegstreifen sehen. Ueberdem ist unsere Atmosphäre ein physisches und chymisches Laboratorium, in dem mehrentheils in der Stille, oft aber auch mit großem Geräusche stetig gearbeitet wird. Wenn dort die Natur einen elektrischen Versuch, oder einen chymischen Niederschlag macht, wenn sie einen Stoff aus einer Phiole in die andere gießt, oder mit Seifenblasen spielt und sie fortbläset, damit sie über einer andern Gegend, die dieses Tropfens gerade bedarf, zerplatzen; so geschieht dieses alles in einem so großen Maßstabe, daß es auf dem Monde nicht unbemerkt bleiben kann. Eine Landschaft muß dort ganz anders erscheinen, wenn sie im Sonnenlichte glänzt, als wenn Platzregen auf sie herabströmen, oder wenn sie mit dicken Nebeln bedeckt ist, die den Tag beynahe in Nacht verwandeln; und dem Auge auf dem Monde werden große Wolken, die der Sturm über die Erde treibt, ungefähr so erscheinen, wie uns der Halbschatten, der bey einer Finsterniß über den Mond wegstreicht. Es ist sogar nicht unmöglich, daß weit sich erstreckende Blitze, die plötzlich eine schwarze Gewitterwolke erleuchten, im Monde eben sowol bemerkt werden, wie der Ausbruch des Aetna im Jahr 1669, oder das Feuer, welches drey Jahre vorher London in die Asche legte.

Das Gemälde, welches wir bisher von der Erde aus dem Standpunkte des Mondes entworfen haben, wird, wenn wir es mit dem Gemälde vergleichen, welches uns der Mond wirklich zeigt, unser Urtheil über die Beschaffenheit dieses Weltkörpers am sichersten leiten. Das erste, was sich dem Beobachter des Mondes vollkommen deutlich und mit mathematischer Gewißheit zeigt, ist die ungeheure Menge von Bergen, welche die ganze Oberfläche des Mondes, wie Thautropfen ein Blumenbeet, bedecken, und wovon einige die höchsten Berge unserer Erde weit übertreffen. Da dieß der wichtigste Gegenstand unserer Beobachtungen des Mondes ist, so wird eine kurze Erklärung nöthig seyn, wie es möglich ist, die Höhe der Mondsberge mit solcher Genauigkeit zu messen.

Es gibt dazu drey Methoden, wovon die erste sich nur bey solchen Bergen anwenden läßt, deren Fuß sich am Rande der uns zugekehrten Seite des Mondes befindet, die also die Scheidewand ausmachen zwischen den glücklichen Gegenden, denen die Erde sich beständig zeigt, und denen, wo sie immer unsichtbar ist. Der helle Mondsrand zeigt sich nicht vollkommen rund und glatt, sondern er ist ausgezackt: man sieht durch gute Fernröhre deutlich die Spitzen der Berge über dem Rande hervorragen, so wie die Einschnitte tiefer Thäler oder Schluchten; und die Messung dieser Unebenheiten mit den gewöhnlichen Instrumenten gibt das Verhältniß der Höhe der Berge zum Durchmesser der ganzen Mondscheibe, welcher 480 Meilen beträgt. Diese Messung läßt sich am besten bey Sonnenfinsternissen anstellen, wo der ausgezackte Rand des schwarzen Mondes sich deutlich auf dem hellen Grunde der Sonne zeigt.

Die zweyte Methode ist folgende: Bey dem ab- oder zunehmenden Monde ist die Lichtgrenze, welche die Phase des Mondes bestimmt, von unzähligen glänzenden Punkten umgeben, die aus dem dunkeln Theile des Mondes, wie Inseln aus dem Meere, oder wie Sterne aus der Nacht, hervortreten; und die Bewohner gebirgiger Gegenden, denen dieses Schauspiel nichts Neues ist, werden sogleich errathen, daß es nichts anders ist, als die Gipfel der Berge, die von den Strahlen der auf- oder untergehenden Sonne lange vorher oder noch lange nachher vergoldet sind, wenn die benachbarten Ebenen oder Thäler bereits von den Fittigen der Nacht bedeckt sind. Man begreift leicht, daß ein Berg, um die am Horizont des Mondes wegstreifenden Sonnenstrahlen in der Nachtseite aufzufangen, desto höher seyn muß, je tiefer er im Schatten der Nacht liegt, oder je

weiter er von der Lichtgrenze entfernt ist; daß sich also aus dieser Entfernung die Höhe der Berge berechnen läßt.

Es gibt noch eine Methode, die sich am häufigsten anwenden läßt. So wie auf der Erde die Schatten der Berge, Thürme u. s. w. am Morgen und Abend die größte Länge haben, und sich in dem Verhältniß verkürzen, wie die Sonne sich dem Meridian oder dem Zenith nähert; so wie die Schatten des Morgens nach Westen, des Abends nach Osten fallen: so sehen wir auch auf dem Monde, in dem Laufe seines dreyßigtägigen Tages, die Schatten seiner Berge hin- und herziehen, sich verlängern, verkürzen, und beym Vollmonde, wenigstens in der Mitte der Mondscheibe, wo die Berge der Sonne senkrecht ausgesezt sind, ganz verschwinden. Kurz vor und nach dem Neumonde, wenn der schmale erleuchtete Mondsstreifen die Sonnenstrahlen in sehr schiefer Richtung erhält, erstrecken die Schatten der Berge sich weit über die Ebene, und die erhabenen Ränder oder Wälle werfen einen schwarzen Schatten in den Abgrund der Höhlungen oder Krater, die sie einschließen. Diese Schattenmassen verkürzen sich, so wie die Phase des Mondes wächst, und sie fallen alle links bey dem zunehmenden Monde, rechts bey dem abnehmenden. Hier kennt man die Höhe der Sonne über dem Horizont, welche mit der Entfernung des Berges von der Lichtgrenze einerley ist: wenn man also die Länge des Schattens mißt, so kann man daraus die Höhe des Berges berechnen, so wie man auf der Erde, aus der Höhe der Sonne und der Länge des Schattens, die Höhe eines Thurmes findet.

Die größte Aehnlichkeit zwischen dem Monde und der Erde findet in Ansehung der Berge Statt, und es scheint, daß diese Arme oder Fühlhörner, die der Polyp, den wir Planet nennen, in den Weltraum ausstreckt, ein sehr nothwendiges Organ sind, mit welchem die Natur alle Weltkörper versehen mußte, so verschieden auch die Bildung seyn mag, die sie ihnen in anderer Rücksicht zu geben für gut fand. Von den drey oder vier verschiedenen Gattungen von Erhöhungen, die wir auf dem Monde bemerken, wird es uns nicht schwer, das Urbild auf der Erde zu finden. Es gibt dort flache, weit ausgestreckte Bergadern, die unsern Flözgebirgen ganz ähnlich sind; hohe, steile Berge, die entweder wie einzelne Massen dastehn, oder sich in mehrere Aeste theilen und in großen Ketten fortgehen, gleich unsern Piks und Granitgebirgen; es gibt Höhlungen, von ringförmigen Wällen umgeben, eigentliche hohle oder Krater-Berge, und andere, die als wahre Vulkane noch jezt Feuer speyen. Man hat Berge im Monde bemerkt von der Höhe von sechzig bis viertausend Faden: der Mond ist also nicht allein gebirgiger als die Erde, sondern seine Berge übertreffen die höchsten der Erde um fast tausend Faden oder um den dritten Theil; sie sind also, im Verhältniß der Durchmesser beyder Weltkörper, fünfmal so hoch als unsere Berge. Indessen muß man hiebey nicht vergessen, daß wir die Höhe unserer Berge nur von der Oberfläche des Meeres an rechnen, und daß die Erde nicht viel weniger uneben erscheinen würde, als der Mond, wenn unsere Meere, wie es dort der Fall ist, ohne Wasser wären, oder wenn unsere Berge noch ihre ursprüngliche Höhe hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein afrikanischer Parvenu*).

Der reichste Mann in der Stadt (Ardrah) ist Tammata, besser bekannt unter seinem europäischen Namen, Monsieur Pierre. Er ist zu Housa geboren und ward in seiner frühen Jugend von dem Patron eines französischen Schiffes nach Frankreich gebracht. Dort hatte man ihn in die Schule gesandt, wo er Schreiben, Lesen und Rechnen lernte; und er leistete nachmals seinem Herrn in seinen Handelsreisen nach Afrika solche wichtige Dienste, daß er ihm seine Freyheit, und, um ihn in Stand zu setzen, auf eigene Rechnung Geschäfte zu treiben, für bedeutende Summen Kredit gab. Da er die Housa, Eyeo und französischen Sprachen reden konnte, so wurde sein Handel (in Sklaven) sehr beträchtlich, so daß er bald allen übrigen Handelsleuten zuvorkam. Mit der Zunahme seines Vermögens erweiterte er sein Haus, vermehrte er die Anzahl seiner Weiber und Dienerschaft, und bald gewann seine Haushaltung ein königliches Ansehen. Sein Haus enthält über dreyßig Zimmer, und sein Serail beynahe eben so viele Weiber, und das Ganze ist mit einem Erdwall umgeben, welcher eine Fläche von ungefähr zehn Acker einschließt. Sein Hausrath ist theils französisch, theils afrikanisch; denn obgleich er seinen europäischen Staat gern zur Schau trägt, so ist sein Geschmack doch ganz afrikanisch. Er kleidet sich als ein Europäer und seine Dejeunés und Dinés sind ganz im französischen Geschmack, und beständig hat er einige französische Offiziere an seinem Tische, an welchem er die Honneurs macht. Hinter ihm stehen mehrere von seinen jüngsten Weibern, die nur blos ihm aufwarten, und ihm seine Lieblingsgerichte vorsetzen, welche aus stark gewürztem und mit Palmöl zubereitetem Gemüse, Fisch und Fleisch bestehen; wobey man statt des Salzes Potasche gebraucht, welche von den Einwohnern von Ardrah, Housa und Eyeo gewöhnlich statt dessen benuzt wird. Die Weiber kosteten jedes Gericht in seiner Gegenwart, und ehe es auf den Tisch gesezt ward; eine Vorsicht,

*) Aus Kapitain Adam's Remarks on the Country extending from Cape Palmas to Th. River Congo, with an Appendix containing an account of the European Trade with the Westcoast of Africa. London, 1823. 1 Vol. gr. 8.

die er beständig gebraucht, um sie zu hindern, etwas Schädliches in seine Speisen zu mischen. Man bedient sich an seinem Tische silberner Gabeln, die er sehr gut zu gebrauchen weiß, obgleich er sich zuweilen vergißt und mit seiner schwarzen Faust in die Schüssel fährt, wofür er denn immer von den anwesenden Europäern ausgelacht wird, welches ihm dann gar nicht behagt. Hätte bey einer solchen Gelegenheit eine seiner Weiber oder einer seiner Diener eine Mustel verzogen, so hätten sie das Vergehen wahrscheinlich mit ihrer Freyheit büßen müssen. Er ist ein Mann von schneller Verstandeskraft, aber von einer wilden Gemüthsart, welche weder die genossene Erziehung, noch sein beständiger Umgang mit Europäern besänftigen konnte; und die Erlangung seiner großen Reichthümer hat dieselbe Wirkung bey ihm gehabt, wie bey allen rohen Gemüthern selbst in gebildeten Ländern. Monsieur Pierre ist von Natur geizig; die Vermehrung seiner Reichthümer vermehrte daher auch den Wunsch bey ihm, solches zu behalten. Er ließ demnach unter einem seiner innern Gemächer von mehreren seiner Hausssklaven ein großes Gewölbe machen; und um das Geheimniß, welches nur diesen und seinen Gemahlinnen bekannt war, noch mehr zu sichern, ließ er jene Unglücklichen in Säcke thun, und des Nachts durch französische Bootleute an Bord eines französischen Schiffes bringen, welches eben im Begriffe war, nach Westindien abzusegeln.

Kurz vor meiner Ankunft zu A:drah gab er einen Beweis von seiner grausamen Gemüthsart, indem er seinen Sklavenaufseher, welcher zwey der ihm anvertrauten Unglücklichen hatte davon laufen lassen, den Kopf abschlagen ließ, und ich sah noch den Leichnam in einer Matte eingehüllt, unbedeckt in einem Loche liegen, aus dem man Lehm gegraben hatte, und dieß zwar in der Nähe des Thores, welches zu seinem Hause führt. Zu seinen europäischen Geschicklichkeiten gehörte auch das Blasen eines Waldhornes, worauf er sich gewöhnlich des Abends hören ließ, besonders wenn ein Handelsmann von Hio da war, vor denen er gern seine Geschicklichkeit zeigte. Er ist ein sehr guter Billiardspieler und hat einen großen Billiardtisch in einem eigends hiezu erbauten Zimmer; die Wände in demselben sind von Erde mit gespaltenem Bamboo bedeckt, über welches ein sehr feines Papier gespannt ist; auch hat er mehrere Portraits von der Bourbonschen Familie hier, und prächtige Sopha's und Stühle bilden die Möbel des Zimmers.

Korrespondenz-Nachrichten.

Speyer, den 26. Juli.

Wir haben in diesem Sommer in einem schönen, aber bis jezt unbeachtet gebliebenen Eichenhaine, eine kleine Stunde von der Stadt, den ein hier garnisonirender Offizier H. R. v. Sp. mit unglaublicher Schnelligkeit und sinnreicher Benützung zu einem Park umgeschaffen, einen Lustort erhalten, in dem nun und unsern Nachbarn schon manche frohe Stunde zu Theil ward. Zwey Wege führen von Speyer dahin; der eine schlängelt sich am Gestade des Rheins hin bald an Wiesen, bald am Saume eines Wäldchens vorbey, der andere führt auf dem Damme, gewährt die Aussicht auf die im Rhein sich spiegelnden Dörfer Rheinhausen und Lußheim, und läßt Berghausen, Philippsburg und Heidelberg in der Ferne erblicken; des Rückkehrenden Blicke aber bleiben nach der Stadt und dem im Abendlichte doppelt herrlichen Haardtgebirge gerichtet.

Eine besondere Vorliebe des Förderers dieser Anlage für die einer Nation aus dem Herzen und in's Herz geschriebene Freyschützoper beachtend, hat das Publikum alle aus dieser Oper entlehnten Localbenennungen auf diesen Lustort angewendet, und der Fremde wird bald durch das Waldschlößchen des Kuno, bald durch die Wolfsschlucht und einen Thiergarten, in dem zwey Schehns aus dem Anweider Thal figuriren, überhaupt durch eine Menge kleiner Beziehungen überrascht; mitten im Walde öffnen sich unerwartet verzügliche Aussichten: östlich über den etwas entfernten Rhein hin nach dem daran liegenden Dorfe, westlich nach dem im Abendrothe wie in einer himmlischen Glorie prangenden Dome, und an einem von üppigen Baumwuchs überwölbten Plätzchen hat man den weiten Spiegel des Rheins zu seinen Füßen.

Hier vereinigt man sich nun von Diesseits und Drüben zu Tanz, Spiel und traulicher Mittheilung, und der Rhein bringt uns die Freunde, statt sie von uns zu trennen.

Aber noch mehr besitzen wir in dieser Anlage, ein Theater, wohlfeiler als irgend eines von denen, von welchen in Ihren Blättern geredet wird, das wir aber doch nicht leicht mit einem andern vertauschen möchten.

Anstatt Soffiten — des Himmels Wölbung, die Coulissen blühendes und grünendes Gesträuche, die Wände des Amphitheaters prächtige Eichen, die im Hintergrunde zu einer hohen Kuppel sich wölben. Der Vordergrund ist mit blühenden Gewächsen geschmückt und selbst der Soufleurkasten in einem malerischen Eichensturze verborgen. Hier nun war es, wo vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung aus allen Theilen der Nachbarschaft, Mainz, Straßburg und Karlsruhe nicht ausgenommen, schon mehrere Aufführungen statt fanden. Die letzte war — am 20. Julius — die des Marschall von Sachsen von Ischoffe; die Rollen waren theils durch Mitglieder des dramatischen Vereins, theils durch junge Militärs recht brav besetzt, und es gewährte ein eigenthümliches befriedigendes Gefühl, von Männern, die zum Theil den Krieg in der Nähe kennen gelernt haben, ein kriegerisches Schauspiel aufführen zu sehen. Das Spiel war meist wahr und natürlich, der Inhalt wurde empfunden und mit Leben und Wärme wiedergegeben. Was aber das Ganze zu einem Tableau voll bewunderungswürdiger Wahrheit machte, das waren Schlacht-, Parade- und Lagerscenen, wobey von 300 geschmackvoll, zum Theil glänzend kostumirten Personen die Scenen des kriegerischen Lebens mit der Pünktlichkeit wiedergegeben wurden, die man am Soldaten gewohnt ist, der hier, wie er, sich selbst vergessend, sein früheres Leben nachahmte, auch den Zuschauer oft vergessen ließ, daß, was er sehe, nur Nachahmung sey. Und als nun nach einem trüben Tage die Sonne mit ihren lezten Strahlen auf der einen Seite des Theaters die Gipfel der Bäume vergoldete, als des Mondes glühende Scheibe aus dem Dunkel des Hintergrundes sich hob, mit den Lagerfeuern kontrastirend; da traten auch dem Manne die Thränen des Gefühls in die Augen und wir gestanden uns, daß, wo Liebe, Eifer und herzliches Zusammenwirken statt findet, die Kunst mit der Natur verschwistert gar leicht die prosaische Lebensstunde zur poetischen zu machen und ohne Aufwand und Geräusch das schwüle Leben zu verschönern vermögen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Nr. 61.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. Juli 1823.

Kunstgeschichte.

Histoire de la Peinture en Italie. Par M. Beyle. 2 Vol. 8. Paris, chez Mongie. 1823.

Ungeachtet der Menge von Büchern über Malerey und Maler, ist dieses Werk doch eines derjenigen, die in diesem Zweig der Literatur Berücksichtigung verdienen. Deutsche, Franzosen und Engländer haben in ihren Reiseberichten aus Italien vieles Interessante über das Leben berühmter Künstler beygebracht; es fehlt nicht an kunstgerechten Urtheilen über ihre bemerkenswerthesten Arbeiten; aber alles das ist weit zerstreut, mühsam aufzufinden und bildet weder Folge noch ein Ganzes. Nehmen wir unsere Zuflucht zu den Schriftstellern der Italiener selbst, und sehen, was sie über ihre Lieblingskunst gesagt haben, so thürmen sich ganze Bibliotheken vor uns auf, in deren Labyrinthen nur der Eingeweihte wieder Licht und Ausweg findet. Wer arbeitet sich ohne Anstrengung durch die sechszehn gewichtigen Bände des Vasari, der doch, im Vorbeygehen gesagt, nichts weniger als unpartheyisch ist, denn er opferte die venezianische und bolognesische Schule denen von Florenz und Rom auf, und war folglich sehr ungerecht in vielen seiner Urtheile und besonders in denen über Correggio. Es ist uns nicht unbekannt, daß seine Fehlgriffe und seine Vorurtheile in hundert Italienischen und andern Werken besprochen und widerlegt worden sind. Wer hat aber die Geduld das Rechte und Wahre in den weitläufigen Werken eines Malvasia, Ridolfi, Baldinucci, Lanzi, Lanetti, Condivi, Della Valle u. s. w. u. s. w. herauszusuchen? Wir müssen es daher Hrn. Beyle Dank wissen, nicht nur diese Mühe übernommen, sondern uns auch die Resultate eines langen und leidenschaftlichen Studiums der vorzüglichsten Kunstwerke in Italien mitgetheilt zu haben.

Die zwey ersten Bände dieses interessanten und nützlichen Werkes eröffnet eine Einleitung, welche eine geistreiche und anziehende Skizze der Sitten und Lebensweise der Bewohner Italiens in der Zeit enthält, wo sich die ersten Spuren der Kunstentwicklung zeigten. Nach dieser Einleitung geht der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstand seines Werkes, der Geschichte der Malerey, über und beginnt mit der alt-florentinischen Schule, von Nicola Pisaro und Cimabue bis zu Leonardo da Vinci. Vor dieser Epoche schon hatte die Kunst einige rohe Versuche gemacht, z. B. die Porträts der Päpste in Fresco in der Paulskirche zu Rom aus der ältesten Zeit, u. dgl. Ueber diese rohen Vorläufer der Kunst sagt unser Verfasser: „Ihre Arbeiten sind merkwürdig, aber sie haben für uns kein anderes als ein historisches Interesse. Um einiges Vergnügen bey der Betrachtung ihrer Werke zu empfinden, muß man schon lange die von Correggio und Raphael geliebt haben und bey diesen alten Malern (peintres gothiques) die ersten Schritte in Erwägung ziehen, welche der menschliche Geist machte, ehe er eine klare Idee von Kunst hatte und mit den Mitteln vertraut war, die den Ausdruck der Ideen vermitteln. Man darf sie in der Kunstgeschichte nicht übergehen, sie würden sonst mit dem großen Dichter, ihrem Zeitgenossen ausrufen:

Non v' accorgete voi che noi siane vernie
Nati a formar l'angelica farfalla.

Dante."

Cimabue's Leben ist angenehm und einfach erzählt; das von Giotto ist sehr anziehend durch einige eingestreute merkwürdige Anekdoten von König Robert, von dem Zustand Italiens im 14ten Jahrhundert, von den Päpsten zu Avignon und von den Sitten des in jener Zeit so blühenden Florenz. Die Nachrichten von Fra Filippo und seiner Liebe zu der schönen Lucrezia haben einen hochromantischen Reiz. Massaccio's Genius ist treu geschildert: er gab seinen Gesichtern einen schönen Ausdruck, welcher ihnen die Ehre sicherte, mit denen Raphael's verglichen zu werden: er wurde in seinem zwey und vierzigsten Jahre (1444) durch Gift, das ihm seine Nebenbuhler beyzubringen wußten, getödtet. Ghirlandajo war der Erfinder der Luftperspective, mit welcher er die Hülfsquellen der Malerey bereicherte. Er war der unmittelbare Vorgänger Leonardo da Vinci's, der das Ideal unseres Verf. zu seyn scheint. Ehe wir ihm zu dem merkwürdigen und interessanten Leben dieses großen Mannes folgen, wollen wir einige Stellen aus dem vorhergehenden einschalten. Von Fra Bartolomeo handelnd, der gegen das Ende des 15ten

Jahrhunderts blühte (und nicht wie der Verfaſſer, oder vielleicht der Setzer meynt, gegen die Mitte des 13ten Jahrh.) leſen wir folgende Stelle:

„Das berühmte Gemälde in der Kirche der Serviten, unter dem Namen La nunziata bekannt, iſt wahrſcheinlich von ihm. Die Mönche hatten Bartolomeo den Auftrag gegeben, die Verkündigung zu malen. Der Engel machte ihm keine Schwierigkeit; als er aber die Jungfrau darſtellen ſollte, verzweifelte er, die Idee der Heiligkeit, die in ihm lebte, durch Farben auszudrücken. Er ſchlief ermüdet ein. Sobald er die Augen geſchloſſen hatte, ſtiegen Engel vom Himmel nieder und malten geräuſchlos ein himmliſches Antlitz in allen Theilen auf das ſchönſte aus: ſich entfernend, erweckten ſie den Maler, indem ſie ihn am Ermel zogen. Er ſieht ſeine Arbeit vollendet und ruft Wunder: ganz Italien wiederholt dieſen Ruf, der den Serviten Millionen einbrachte. In der neuern Zeit hat ein grämlicher Philoſoph, Namens Lammi, es gewagt, das Wunder in Zweifel zu ziehen. Die Mönche wollten ihn ermorden. Er entkam mit Mühe. Die Jungfrau ſelbſt wollte ſich aber auf eine zartere und weniger verbrauchte Weiſe rächen und begnügte ſich, ſich häßlich zu machen vor den Augen der Profanen, die nicht mehr finden als ein gewöhnliches Geſicht, eine gewöhnliche Geſtalt, der man in der Drapperie ein wenig nachgeholfen hat.“

Wir können uns nicht enthalten, folgende Bemerkungen über den Ausdruck in der Malerey mitzutheilen.

„Der Geiſtreiche wie der Geiſtloſe, der Phlegmatiker wie der Leidenſchaftliche, werden zugeben, daß der Menſch nichts iſt, ohne die Gedanken und das Gefühl. Die menſchliche Maſchine bedarf der Knochen, des Blutes, um ſich zu bewegen: aber kaum weihen wir dieſen Lebensbedingniſſen, um ſein großes Ziel zu erreichen, um zu ſeinem lezten lezten Reſultat zu gelangen, nämlich zu denken und zu fühlen, einige Aufmerkſamkeit. Das iſt die Geſchichte der Zeichnung, des Colorits, des Helldunkels und aller der verſchiedenen Theile der Malerey im Vergleich mit dem Ausdruck. — Der Ausdruck iſt die ganze Kunſt. Ein Gemälde ohne Ausdruck iſt nichts als ein Bild, das das Auge kurze Zeit unterhält. Ohne Zweifel muß der Maler mit der Zeichnung, dem Colorit, der Perſpektive u. ſ. w. bekannt ſeyn; ohne dieſes iſt er kein Maler. Aber ſich mit dieſen untergeordneten Fertigkeiten begnügen, heißt auf eine erbärmliche Weiſe das Mittel für den Zweck anſehen; das heißt ſeinen Beruf verkennen. Was nüzt es dem Santo di Tito, der große und ſo berühmte florentiniſche Zeichner geweſen zu ſeyn? Hogarth wird ihn überleben. Die einfachſten Coloriſten ſind mehr geſchäzt. Bey gleichem Mangel an Ausdruck bezahlt man ein Abendmahl von Bonifazio zehnmal theurer, als eine Kreuzabnahme von Salviati.“

„Durch den Ausdruck ſchließt ſich die Malerkunſt dem Erhabenſten an, was in dem Herzen großer Männer vorgeht; durch die Zeichnung erwirbt ſie ſich die Bewunderung der Pedanten; durch das Colorit empfiehlt ſie ſich reichen engliſchen Käufern.“

„Man klage die Maler nicht leichthin der Kälte an: ich habe in meinem Leben fünf oder ſechs große Handlungen geſehen und war erſtaunt über das einfache Weſen der Helden.“

Wir möchten gern einen Abriß von dem XXX. Kapitel (Etat des Esprits vers l'an 1500) und von dem über den Charakter der florentiniſchen Maler geben, wenn wir nicht, die Grenze einer bloßen Anzeige kennend, zu den Nachrichten über Leonardo da Vinci und ſeine Erzeugniſſe eilen müßten. Dieſer Theil des Werkes iſt der anziehendſte und wurde ſichtbar con amore geſchrieben: er athmet eine begeiſterte Bewunderung für das außerordentlich begabte Weſen, deſſen Geſchichte er entwickelt.

Leonardo da Vinci war der natürliche Sohn von Meſſer Pietro, einem Notarius des florentiniſchen Freyſtaats: er lebte von 1452 bis 1519. Er zeichnete ſich durch ſeine Schönheit aus; ſeine übrigen Eigenſchaften betreffend, laſſen wir unſern Autor ſprechen.

„Von ſeiner zarteſten Kindheit an war er die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen. Begabt mit den ſchönſten Anlagen, begierig nach allem greifend, was ſeine Lernbegierde befriedigen konnte, ſich in allem verſuchend — trug er dieſen Charakter nicht allein über auf die drey Künſte des Zeichnens, ſondern auch auf Mathematik, Mechanik, Poeſie, Muſik, Philoſophie, ohne anderer Fertigkeiten zu gedenken, in denen er ſich auszeichnete, des Fechtens, Tanzens, Reitens; und er war in dieſen Fertigkeiten ſo geübt, daß er ſobald er gefallen wollte, für eine einzige derſelben geboren ſchien.“

Er weihte, wie es ſcheint, ſeine Aufmerkſamkeit nicht ausſchließlich der Malerkunſt; er beſchäftigte ſich ſehr mit neuen Entdeckungen und machte viele Verſuche in der Chemie und Mechanik zum Theil zu geſellſchaftlicher Unterhaltung, zum Theil auch zu höhern Zwecken. Er war es, z. B. der die kühne Idee faßte, die ungeheure Maſſe der St. Lorenzkirche zu heben und ſie auf eine ſchönere Baſis zu ſtellen. Er war ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Pferden und der anmuthigſte und unerſchrockenſte Reiter ſeiner Zeit. Das Leben dieſes erhabenen Künſtlers kann in vier Epochen abgetheilt werden: ſeine Jugend brachte er in Florenz hin, ſein reiferes Alter an dem Hofe zu Mailand, — zwölf oder dreyzehn Jahre, während welcher er im Toskaniſchen reiſte oder arbeitete, — und endlich ſein Alter am Hofe Franz I. Was als ſeine erſte Arbeit bekannt geworden iſt, war ein Carton, welcher Adam und Eva vorſtellte, wie ſie den verhängnißvollen Apfel pflücken; er wurde für den König von Portugal ausgeführt. Was aber zuerſt die Vortrefflichkeit ſeiner Anlagen und ſein ſorgfältiges Studium der Natur verrieth, war ein Schild, den

er auf seines Vaters Verlangen für einen Landmann von Vinci machte, welcher gebeten hatte, irgend ein scheußliches Thier darauf zu malen. Der Herzog Galeas von Mailand kaufte ihn nachher für 300 Dukaten an sich. Am Hofe von Mailand trat Leonardo zuerst als Musiker unter einer Anzahl der ersten Leyerspieler Italiens auf, eine silberne Leyer in der Gestalt eines Pferdskopfes tragend, die er selbst nach ganz neuen akustischen Grundsätzen zusammengesetzt hatte. Er sang eine Ode aus dem Stegreif gedichtet und begleitete seinen Gesang mit seiner seltsam geformten Leyer: darauf ließ er sich Fragen aus allen möglichen Gegenständen des Wissens vorlegen, die er augenblicklich und geschickt beantwortete, alle Gegenwärtigen entzückte und sich die Gunst des Herzogs Ludovico sicherte, der ihm einen weiten Wirkungskreis anwies, und seine mannichfaltigen Talente auf alle Weise benuzte. Durch die Anstrengungen und Erfindungen Leonardo's wurde der Adda zweyhundert Meilen lang, schiffbar gemacht, u. s. w. Es ist sehr zu bedauern, daß die drey vorzüglichsten Werke dieses großen und liebenswürdigen Mannes der Bewunderung der Nachwelt entzogen sind, — das berühmte Gemälde der Cena — die kolossale Statue eines Pferdes — und die Cartons der Schlacht von Anghiari. — Ueber Leonardo's Charakter drückt sich H. B. so aus:

„Sein zartes und reizbares Gemüth floh mit einem unbeschreiblichen Abscheu alles, was durch seine Häßlichkeit verletzen konnte. Er hatte keine andere als schöne und anmuthige Gegenstände um sich versammelt. — Man erzählt, daß Leonardo oft mit seinen Schülern lustwandelte und sich erfreute, die rührenden und erhabenen Eindrücke mit ihnen zu genießen, welche die Natur in der schönen Lombardie bey jedem Schritte beut. — Eines Tages näherte er sich mit der Neugierde eines Kindes einigen großen Käfigen, in welchen schöne Vögel zum Verkauf ausgestellt waren: nachdem er sie lange betrachtet und mit seinen Freunden ihre Anmuth und Farben bewundert hatte, kaufte er die schönsten, fing sie selbst in den Käfigen und gab ihnen die Freyheit."

Wir hatten mehrere Stellen der Art aufgezeichnet, um sie den Lesern des Kunstblattes mitzutheilen; wir müssen uns aber begnügen, mit der schönen Beschreibung von Leonardo's großem Werke, das lezte Abendmahl, und mit einer kurzen Skizze des zweyten Bandes unsere Anzeige zu schließen.

„Es ist unmöglich, daß ihr dieses Gemälde nicht kennen solltet; es ist das Original des schönen Stiches von Morghen. Es handelte sich, den Augenblick darzustellen, wo Jesus am Tage vor seinem Tode zu seinen Jüngern sagte: „Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen!" Eine so liebreiche Seele mußte tief gerührt seyn, wenn sie dachte, daß unter zwölf Freunden, die er sich erwählt hatte, mit denen er sich verbarg, um einer ungerechten Verfolgung zu entgehen, die er an diesem Tag zu einem brüderlichen Mahle, dem Sinnbild der Vereinigung der Herzen und der allgemeinen Menschenliebe, die er auf Erden wieder herstellen wollte, vereinigt hatte, daß unter diesen ein Verräther sey, der ihn um eine Summe Geldes seinen Feinden ausliefern könnte. Um einen Schmerz dieser Art im Gemälde auszudrücken, wurde die einfachste Anordnung erfordert, welche die Aufmerksamkeit ganz allein auf die Worte fesselt, die Jesus in diesem Augenblicke ausspricht: es bedurfte einer hohen Schönheit in den Häuptern der Jünger und eines feinen Adels in ihren Bewegungen, um fühlen zu lassen, daß es nicht eine niedrige Todesfurcht war, was Jesus betrübte. Leonardo da Vinci fühlte die himmlische Reinheit und die tiefe Gefühlsfülle, welche den Charakter dieser Handlung des Heilands ausmachen. Das Unwürdige einer so schwarzen That zerriß sein Herz und die Menschheit so erniedrigt sehend, freute ihn das Leben nicht mehr, und er empfand mehr Trost, sich der himmlischen Schwermuth zu überlassen, die seine Seele erfüllte, als ein unglückliches Daseyn fortzusetzen, das er unter so undankbaren Geschöpfen hinleben müßte. Jesus sah sein System der allgemeinen Menschenliebe zertrümmert: ich habe mich getäuscht, sagt er sich: ich habe die Menschen nach meinem Herzen beurtheilt. Er ist so erweicht, daß er, wie er ihnen die traurigen Worte sagt: Einer von euch wird mich verrathen! keinen von ihnen anzuschauen wagt."

„Er sizt an einer großen Tafel, deren Seite, die sich gegen das Fenster und den Beschauer wendet, leer geblieben ist. Der h. Johannes, der liebste seiner Jünger, ist zu seiner Rechten; an der Seite des h. Johannes sizt Petrus, und nach ihm kömmt Judas. Der Augenblick ist der, wo Jesus die traurigen Worte ausgesprochen hat und die erste Bewegung des Unwillens malt sich auf allen Gestalten. Der h. Johannes, niedergeschlagen durch das, was er eben hörte, weiht dennoch dem h. Petrus einige Aufmerksamkeit, der ihm lebhaft den Verdacht mittheilt, welchen er gegen einen der zur Rechten des Beschauers sitzenden Apostel gefaßt hat."

„Judas, bald nach hinten gewendet, sucht den h. Petrus zu sehen und zu entdecken, von wem er mit so viel Feuer redet; indessen faßt er sich und bereitet sich, alles standhaft zu läugnen. Er ist aber schon entdeckt. Jakobus der jüngere streckt seinen linken Arm über die Schulter des heil. Andreas aus und benachrichtigt Petrus, daß der Verräther an seiner Seite ist. Der heil. Andreas betrachtet Judas mit Schaudern. Bartholomäus, am Ende der Tafel, links, hat sich erhoben, um den Verräther besser zu sehen."

„Rechts von dem Heiland betheuert Jakobus seine

Unschuld durch die bey allen Nationen übliche Bewegung: er öffnet die Arme und zeigt die unbeschützte Brust. Der h. Thomas verläßt seinen Platz und nähert sich Jesu lebhaft, indem er einen Finger der rechten Hand aufhebt und dem Erlöser zu sagen scheint: „Einer von uns?“ Hier sehen wir eine der Bedingnisse, die uns erinnern, daß die Malerey eine irdische Kunst sey. Diese Bewegung war nothwendig, um vor den Augen des großen Haufens der Beschauer diesen Moment zu charakterisiren, um ihnen das Wort verständlich zu machen, das ausgesprochen worden ist: sie spricht aber den Adel der Seele nicht aus, welchen die Freunde des Heilands charakterisiren mußte. Eine Seele war schwarz genug, den geliebten Meister zu verrathen; das ist der Gedanke, der jeden der Apostel niederschlagen mußte; diesem folgt sogleich der andere: „ich werde ihn nicht mehr sehen!“ und dann: „wie ist er zu retten?“

„St. Philippus, der jüngste der Apostel erhebt sich, seine Treue zu betheuern; seine Bewegung ist voller Naivetät und Freymuth. Der h. Matthäus wiederholt die schrecklichen Worte dem h. Simon, der nicht daran glauben will. St. Thadäus, der sie ihm zuerst wiederholt hat, zeigt auf Matthäus, der wie er gehört hat. Der heil. Simon, der lezte der Apostel rechts vom Beschauer, scheint auszurufen: „wie wagt ihr es, so etwas Schreckliches zu sagen?“

„Aber man fühlt, daß alle die, welche Jesus umgeben, nur Jünger sind und das Auge wendet sich nach der Betrachtung derselben schnell zu dem erhabenen Meister zurück. Der so edle Schmerz, der ihn niederdrückt, zerreißt das Herz. Verrath an der Freundschaft! Man fühlt, daß die Brust frischer Luft bedarf, um zu athmen: auch hat der Maler die Thüre und zwey Fenster im Hintergrunde des Saales geöffnet dargestellt. Das Auge sieht auf eine ferne und friedliche Landschaft und das Herz schlägt ruhiger: es hat diese schweigende Ruhe nöthig, welche um den Berg Sion herrschte, und um derentwillen Jesus seine Jünger gern daselbst versammelte. Das Licht des Abends, dessen sterbende Strahlen auf die Landschaft fallen, gibt ihr einen Anstrich der Trauer, die mit der Stimmung des Beschauenden harmonirt. Er weiß, daß dieser Abend der lezte ist, den der Menschenfreund auf Erden hinbringt: am nächsten Tag, ehe die Sonne ihren Lauf geendigt hat, hat er aufgehört zu leben.“ —

Die eine Hälfte des zweyten Bandes ist dem Leben Michel-Angelo's und Bemerkungen über seinen Styl und seine vorzüglichsten Erzeugnisse geweiht. Viele dieser Bemerkungen sind originell und anziehend und zeugen von Gedankentiefe und gründlichen Studium dieses Meisters. Einer der bemerkenswerthesten Theile des Werkes ist die Abhandlung über das schöne Ideal in der alten und neuern Kunst. Wir dürfen diese Abhandlung allen denen empfehlen, welche die tiefsinnigen Mysterien solcher Fragen kennen oder zu kennen glauben: sie werden gewiß manchen Gedanken finden, der ihnen bisher entgangen ist.

Ueberhaupt kennen wir kein Werk, das, nach den zwey vor uns liegenden Theilen zu schließen, zugleich so gedrängt und so vollständig wäre. Wir haben hier die nützlichen Resultate einer ausgebreiteten Belesenheit ohne alle pompöse Pedanterie und ohne alle schwerfällige Details: die genialen und scharfsinnigen Erörterungen metaphysischer Fragen über die Ursachen und Wirkungen des Vergnügens, das die schönen Künste gewähren, ohne die Tiefsinnigkeit und den Mystizismus, in welchen sich solche Untersuchungen gewöhnlich zu verhüllen pflegen. An diese Eigenschaften schließt sich ein gedrängter, glänzender und malerischer Styl, ein leichter Ausdruck und die Grazie der Erzählung.

Wir wollten keine Kritik über dieses Werk schreiben, sondern nur auf die empfehlenswerthen Einzelnheiten des Buches hinweisen. Es würde nicht schwer seyn, auf manches Tadelnswerthe, auf manche Irrthümer hinzudeuten, denn sie zeigen sich dem Blick sogleich: — es wäre leicht, mit kritischer Strenge eine Reihe von Ansichten darzulegen, die als Dogmen hingestellt sind, von denen aber die Beweise nichts weniger als einleuchtend sind; eine Reihe von Behauptungen, die, wie Mahomed's Sarg, eines festen Standpunktes entbehren; von Vorurtheilen, die um so abstoßender und tadelnswerther sind, als der Verfasser eine „Tolerance entière“ zu seinem Motto genommen zu haben scheint, u. s. w.

Wir freuen uns schließlich, den Inhalt der drey folgenden Bände, die für die Presse bereit liegen und mit denen das Werk geschlossen ist, anzeigen zu können.

Der dritte Band des Ganzen enthält:

Die Geschichte der römischen Schule, mit dem Leben Raphaels, Julio Romano's, Poussin's, Salvator Rosa's und Claude Loraine's.

Der vierte Band umfaßt:

Die Geschichte der venezianischen Schule und die Lebensbeschreibungen Tizians Giorgione's, Paul Veronese's und Tintoretto's. Als Anhang wird ein Versuch über die Physiognomik und ihre Geschichte gegeben werden.

Der lezte Band enthält:

Die Geschichte der Bologneſischen Schule und die der vier berühmten Nebenbuhler in der Malerey: Annibal Carraccio's, Dominichino's, Guido's und Guercino's.

Der Verfasser, der viele Jahre in Rom gelebt hat, wird dem lezten Bande einen Versuch über das Leben und die Werke des berühmten Canova beyfügen, zu dem er von italienischen Kunstkennern aufgefordert worden seyn soll.

Eugen A.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebzehnter Jahrgang.

1823.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geschichte und geschichtliche Sagen.

Proben mauriſcher Diplomatie aus Coxes Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien. 184. 185. 191. 192.
Napoleon zu Erfurth und zu Mainz. Mitgetheilt von Dr. Dorow. 197. 198. 199.
Jane Grey. 204.

Länder- und Völkerkunde.

Bruchſtücke aus Kapitän Hodgſons Reiſe zu den Quellen des Jumna in dem Himelayа-Gebirge. A. d. Engl. 183.
Die Fantees zu Annamaboo auf der Goldküſte. A. d. Engl. des Kapitän Adams. 190. 191. 194. 208.
Bruchſtück aus einer Reiſe von Madrid nach Sevilla. A. d. Engl. 195. 196. 198. 201. 202. 203. 206. 207.

Erzählungen.

Die Prinzeſſin mit den Roſen und der Kater mit den Dornen, ein Mährchen. A. d. Däniſchen. 184. 185. 186. 188. 189. 190. 192. 193.
Liſt eines Wahnſinnigen. A. d. Engl. 193.
Das Gefängniß von New-York. Aus Herrn Jay Eremiten im Gefängniß. 195. 196. 197. 200. 201. 204. 205. 206. 207. 208.

Natur-Geſchichte.

Der Mond. Von Fr. Ey. Schubert. 183. 186. 187. 188. 189.
Feuerſpeyender Berg auf Island. 184.
Einfluß der Kälte auf die Magnetnadel. 191.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Kunſt in drey Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden. 199.
Aus Paris. 203. 204. 205. 206.
Allerley. 205. 206.
Der weibliche Matroſe. 208.

Gedichte.

Charade. Freygeiſt. 184.
Bürgerkrieg. L. E. Kehr. 185.
Nachtphantaſie. Z. R. 187.
Charade. Drinach. Adrian. 190.
Beym Hinſcheid einer kränkelnden Mutter und Gattin. 189.
Die Raupe und der Schmetterling. J. R. Wyß. 194.
Räthſel. Tag und Nacht. 196.
Deutſchlands Frauen. Von Buchner. 200.
Der Knabe. Guſtav Hohlbach. 202.
Charade. Schadenfreude. 202.
Charade. Purpur. 208.

Korreſpondenz.

Berlin. 183. 187. 188. 189. 195. 200. 205. 206. — Dresden. 207. — Drinach. 190. — London. 184. 203. 204. — Leipzig. 185. 186. 187. — Mey. 193. 194. — München. 194. 195. — Paris. 191. 192. 198. 201. 202. 208. Wien. 196. 197. 199. 200.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Kunstgeschichte. Histoire de la Peinture en Italie. Par M. Beyle. 2 Vol. 8. Paris, chez Mongie. 1823. Von Eugen A.

Nro. 62.

Ausstellung der französischen Akademie in Rom. — Ueber die Bauerüberschaften des Mittelalters. Von Stieglitz. — Kunstnachrichten aus Carlsruhe. — Von der Italienischen Gränze.

Nro. 63.

Ueber eine kürzlich auf Corfu entdeckte Tempelruine. Von v. Brönsted. — Gemälde von Joseph C. Vogels. Von Speth. — Rom.

Nro. 64.

Die Rückkehr von der Abendandacht. Neuestes Landschaftsgemälde von G. Steinkopf. — Vom Rhein. Juli. Von J. Schlesinger. — Neue Kupferstiche.

Nro. 65.

Ueber das Fugger'sche Kunstdenkmal im Garten des Banquier von Schäzler zu Augsburg. Von J. A. Adam. — Ueber die Paulskirche von Rom. — Neue Kupferstiche. — Neapel, den 10. Juni 1823.

Nro. 66.

Ueber die Ausstellung in Berlin von Amalie von Helwig, geb. Freyinn von Imhoff. (Fortsetzung.) — Kunstnachrichten aus London. Von Adrian. — Stuttgart. — Anfrage.

Nro. 67.

Ueber die Ausstellung in Berlin. (Fortsetzung.) — Alterthümer. Von Dr. Dorow. — Kunstnachrichten aus London. Von Adrian. — Florenz.

Nro. 68.

Ueber die Ausstellung in Berlin. (Beschluß.) — Kunstnachrichten aus Paris. — Aus London.

Nro. 69.

Malerey in Lyon. Von Schorn. — **Kunstliteratur.** Ueber die Kunst- und Industrie-Ausstellung für das Großherzogthum Baden von 1823 zu Carlsruhe. Von Carl Nehrlich. 1823. 8. — Kunstnachrichten aus England.

Literatur-Blatt.

Nro. 61.

Jugend-Literatur. Der kleine Freyschütz. Ein Singspiel in drey Aufzügen, nach Kind's „Freyschütz" und mit Rücksicht auf C. M. v. Webers Composition für die Jugend bearbeitet von Moriz Thieme. — **Schul-Literatur.** Hülfsbuch der deutschen Stylübungen für die Schüler der mittleren und höheren Klassen ꝛc. von Ch. F. Faltmann.

Nro. 62.

Gewerbkunde. Beantwortung und Widerlegung der von Herrn Professor Christoph Bernoulli im Druck und zu öffentlichem Verkauf herausgegebenen Schrift: Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie, mit besonderer Hinsicht auf Basel, von Joh. Jakob Best. — **Unterhaltungs-Literatur.** Calthorpe oder gestrandetes Glück, ein Roman. Frey nach dem Englischen des Verf. der Lollharden von Georg Ley. — **Dramatische Dichtkunst.** Dramatische Spiele von Pius Alexander Wolff. Erster Band. Pflicht um Pflicht. Preziosa. Cäsarie. Adele von Budoy. — **Dichtkunst.** Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller dédiés au Roi Frédéric-Guillaume III par C. Bonafont.

Nro. 63.

Dichtkunst. Gedichte von J. C. Siegberg. — **Rechtswissenschaft.** 1. Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik. Gegen C. F. Griesinger von Dr. Karl Ernst Schmid. 2. Schriftstellerey, Buchhandel und Nachdruck, rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangenheim'schen Vortrags darüber beym Bundestage. Vom Prof. Krug in Leipzig. — **Jugend-Literatur.** Allen verjüngt. Der Jugend gewidmet von Karl Lappe. Erster Theil. Die Insel Felsenburg. Mit einem Plan der Insel. — Jury.

Nro. 64.

Unterhaltungs-Literatur. Anecdotes, Biographical Sketches, and Memoirs; collected by Lætitia Matilda Hawkins. Vol. 1. — **Reise-Literatur.** Tagebücher aus Venedig. Von M. Frhr. von Freyberg. — **Dichtkunst.** Merope. Trauerspiel in fünf Akten von Victor Alfieri. Metrisch übersezt von F. L. Gr. W. — Quadratur des Kreises.

Nro. 65.

Dichtkunst. Loves of the Angels (Liebe der Engel.) A Poem. By Thomas Moore. Heaven and Earth (Himmel und Erde.) A Mystery. By Lord Byron. — **Unterhaltungs-Literatur.** Quentin Durward. By the Author of Waverley, etc. 3 Vols. — **Vermischte Schriften.** Der Herr und seine Apostel, in bildlichen Darstellungen von J. P. von Langer, mit begleitendem Texte von M. F. von Freyberg.

Nro. 66.

Physische Geographie. Umriß eines Elementar-Lehrcursus der physischen Geographie, für den Unterricht in diesem Theile der Naturgeschichte von J. B. F. Lamouroux. Aus dem Französischen übersezt von Professor Dr. le Bret. — **Unterhaltungs-Literatur.** Amelie ou le Manuscrit de Therese de L. par Madame Martinetti. — **Dichtkunst.** Poetische Betrachtungen von Alphons de Lamartine. Aus dem Französischen übersezt von J. B. Schaul.

Nro. 67.

Geschichte. Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. Erstes Heft. Mit einer Höhenkarte. — **Anthropologie.** Die Anthropologie als Wissenschaft. Von Joseph Hillebrand.

Nro. 68.

Alterthumskunde. Su i dodici Obelischi Egizj che adornano la citta' di Roma. Ragionamento di Giov. Battista Cipriani, corredato di quattordici tavole etc. — **Sprachenkunde.** Diccionario de las Lenguas Española y Alemana. Por el Baron D. Tereso Seckendorff etc. Tomo 1. A — E. — **Unterhaltungs-Literatur.** Die Gräfin von Fargy. Ein Roman nach dem Französischen der Frau von Souza, Verf. der Adele von Senange von K. L. Methusalem Müller. Zwey Theile. — **Dramatische Dichtkunst.** Die beyden Bräute. Trauerspiel in fünf Akten, von Julius Körner.

Nro. 69.

Geschichte. Aelteste Geschichte von Tegernsee aus den Quellen bearbeitet von Max Freyherrn von Freyberg. — **Naturgeschichte.** Die Wunder des Mikroscops oder Darstellung der Weisheit des Schöpfers in verhältnißmäßig kleinen Gegenständen für Freunde des Wissens. Mit 9 Kupfern. — **Dichtkunst.** Dichtungen von A. C. Lindenau.

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. August 1823.

Unsers Glückes unwerth, sollten wir's verschweigen,
Würde gegen uns die todte Schöpfung zeugen,
Diese milde Sonne zeugen, die auch morgen wiederkehrt,
Dieses Mondes Silberwagen, der noch unsre Nacht verklärt.
Michaelis.

Der Mond.
Von Fr. Th. Schubert.
(Fortsetzung.)

Die Erhöhungen, die man am häufigsten auf dem Monde antrifft, und mit denen seine Oberfläche dergestalt übersäet ist, daß sie das Ansehen eines wogigen Meeres und die Farbe eines Mosaiks hat, sind diesem Weltkörper eigenthümlich, und lassen sich nicht völlig mit unsern Vulkanen vergleichen. Dieß sind kreisrunde, gleich einem Wall aufgeworfene Anhöhen, die zuweilen einen Theil der Ebene, auf der sie stehen, wie die Mauern den Hof eines Gebäudes, umzäunen, öfters aber, gleich den lockern Wänden des Aetna, tiefe Einsenkungen oder wahre Krater einschließen. Die hohlen Ringberge unterscheiden sich von den eigentlichen oder soliden Bergen durch ihre vollkommen runde Form, durch ihre geringere Höhe, die im ganzen Umkreise von gleicher Größe ist, und durch den sanften Abhang nach außen: ihre Basis ist daher sehr groß, und die eingeschlossenen Kessel erstrecken sich zuweilen bis zu einem Durchmesser von dreyßig Meilen. Die eigentlichen großen Krater, deren Höhlungen wahre Versenkungen unter der Oberfläche des Mondes sind, zuweilen bis zu einer Tiefe von dreytausend Faden, welches die Höhe unsers Chimboraso ist, haben das Eigenthümliche, daß sie desto tiefer sind, je kleiner ihr Durchmesser ist, und daß der körperliche Raum des umgebenden Walles genau mit dem Inhalte des eingeschlossenen Kraters übereinkommt. Dieses beweist offenbar, daß diese ungeheuern Wälle mit dem Krater zugleich durch eine Eruption aus dem Innern des Mondes, und nicht durch Einsturz oder Versenkung entstanden sind: denn im leztern Falle wäre zwischen beyden gar kein Zusammenhang, und es wäre unbegreiflich, daß von allen Bergen auf dem Monde gerade die Hälfte eingestürzt seyn sollte. — Allein außer diesen Vertiefungen gibt es noch andere, die nicht von Wällen umgeben sind, Schlünde von ungeheuerer Tiefe, voll erhabener Stellen, die wahrscheinlich durch Einsturz und später erfolgte Ausbrüche entstanden sind.

Auch fehlt es dem Monde nicht an Ebenen oder flachen Thälern, unter denen einige größer als England sind, und die sich von den erhabenen Stellen des Mondes durch ihr aschfarbiges Licht unterscheiden. Sie sind mehrentheils, gleich einem Teller mit seinem Rande, von Gebirgen eingeschlossen, die hin und wieder wie hohe Vorgebirge in das Thal eingreifen, oder sich wie Flötzgebirge weit in dasselbe erstrecken. Die Thäler selbst sind nach allen Richtungen von Hügeln durchschnitten, welche Bergketten bis zur Länge von neunzig Meilen bilden, die sich trennen und wieder vereinigen, oder durch kleinere Zweige verbunden sind, und auf diese Art ein zusammenhängendes System, gleich dem Gewebe der Adern der Thiere und Pflanzen, bilden. Diese Ebenen oder Thäler, die es wahrscheinlich der festeren Rinde, welche sie gegen die zerstörenden Vulkane schüzte, zu danken haben, daß sie, wie es scheint, die einzigen fruchtbaren Gegenden des Mondes

geblieben sind, wurden von den ersten Beobachtern des Mondes, wegen ihrer dunkelen Farbe, für Meere gehalten. Man glaubte in ihren Unebenheiten Inseln, Klippen, Untiefen und Sandbänke zu sehen; und in der That sehen sie vollkommen so aus, wie uns der Boden des Meeres in eben der Entfernung erscheinen würde; allein ihr Anblick ist ganz von dem der Oberfläche des Wassers verschieden. Ihre Farbe ist nicht gleichförmig schwarz, sondern sie sind mit einem grauen Lichte von abwechselnder Stärke bedeckt, in dem man das Spiel der Farben und Schatten deutlich bemerkt. Nicht der kleinste Fleck in ihnen ist vollkommen glatt, obgleich sie sich durch ihre geringeren Unebenheiten von den übrigen Stellen des Mondes merklich unterscheiden. Durchschnitten von Hügeln, Thälern und mit Wällen eingefaßten Höhlen sind sie unsern mit Haiden, Feldern und Wäldern bedeckten Landschaften ähnlicher, als dem Meere, und dem Boden ausgetrockneter Seen ähnlicher, als der Oberfläche des Wassers. Da nun dieses die einzigen Stellen sind, die man bisher mit einigem Grunde für Meer gehalten hatte, so ist wohl kein Zweifel, daß es dem Monde ganz an Wasser fehlt; und dieser wesentliche Unterschied unsers Trabanten von seinem Centralkörper, der größtentheils mit Wasser bedeckt ist, wird noch durch mehrere Gründe bestätigt.

Der Mond hat, wie wir bald sehen werden, keine dichte Luft, die durch ihre Schwere und Elasticität das Wasser zusammenhalten könnte; und dieser Mangel der Atmosphäre beraubt ihn zugleich des Regens, der den Flüssen und Seen Nahrung geben könnte. Unsere Berge sind die eigentlichen Behältnisse, aus denen das Wasser über die Erde vertheilt wird; aber nirgends sieht man, selbst von den höchsten Bergketten des Mondes, Ströme herabfließen: auch die Krater, diese natürlichen Cisternen, sind völlig leer an Wasser. Zwar bemerkt man hin und wieder auf dem Monde nicht sehr tiefe Rillen oder Kanäle, die bey einer Breite von höchstens einer halben Meile sich in schlängelnder Bewegung auf viele Meilen erstrecken, also unsern Flüssen ganz ähnlich sind; allein auch dieses sind nur trockene Flußbetten, die entweder ganz leer, oder mit einer weit dünneren Materie, als unser Wasser, angefüllt sind.

Dieß führt uns natürlich auf die Frage, ob der Mond gleich der Erde eine Atmosphäre habe? Luft und Wasser sind zwey so nahe verwandte Flüssigkeiten, durch so starke gegenseitige Wirkungen von einander abhängig, daß man vermuthen darf, jeder Weltkörper werde in dem Verhältniß, wie ihm das eine fehlt, auch des andern beraubt seyn. So wie es aber unerachtet der eben erzählten Beobachtungen möglich, und sogar durch manche Umstände wahrscheinlich ist, daß es im Monde Landseen und Bäche gibt, die zu klein sind, um von uns bemerkt zu werden, und die mit einer Flüssigkeit angefüllt sind, die vielleicht nicht viel dichter ist, als die Luft, die wir einathmen; so läßt sich auch erwarten, und das Feuer, welches den Mond nicht allein ehemals durchwühlt hat, sondern sich noch von Zeit zu Zeit sehen läßt, macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Mond wirklich von einer Atmosphäre umgeben ist, die aber aus so dünnem Gewebe besteht, daß sie sich zu der Luft auf unsern höchsten Bergen vielleicht verhält, wie das Wasser des Mondes oder wie unsere Luft zu unserem Wasser: und hiemit stimmen die Beobachtungen vollkommen überein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Kapitän Hodgsons Reise zu den Quellen des Jumna in dem Himelaya-Gebirge.

(Aus dem Englischen.)

Die Pheir.

Zwischen den Klippen gegen die Spitze des Berges sah ich mittelst des Fernglases eine Menge Thiere von einer Art, welche diesen hohen Gegenden eigen ist, und Pheir genannt wird; und da es einem meiner Leute nach einer schweren Jagd gelang, eines derselben zu erlegen, so vermag ich eine Beschreibung davon zu geben.

Länge, vom Ende der Nase bis zum Ende des Schwanzes (das Gesicht 11 und der Schwanz 3 Zoll lang) 5 Fuß. Höhe, von der Schulter bis zu den Zehen, 3 Fuß 2½ Zoll. Umfang an der Brust, 2 Fuß 11½ Zoll. Deßgleichen um die Lenden, 2 Fuß 4 Zoll. Länge des Haars an den Schultern, 3 Zoll; an den andern Theilen des Körpers ist es kurz. Die Haut und die Knochen des Kopfes und die Hörner übergab ich dem General-Gouverneur, der sie, wie ich glaube, dem Sir Joseph Banks zuschickte. — Das Gesicht dieses Thieres, welches männlichen Geschlechts war, gleichet dem des Nil Gao. Die Hörner sind lang, und das untere Ende steht beynahe aufrecht von dem Kopfe in die Höhe, während die obere Hälfte rückwärts gebogen ist. Der Huf ist gespalten. Die Farbe ist wie beym Kameel oder Löwen, so wie das Haar um den Hals und die Schultern auch einer Löwenmähne gleicht. Das Fleisch schien grob, und hatte einen unangenehmen Moschusgeruch. Die Hindus wollten es nicht anrühren, aber die Gorcha Stpahis und Berg-Cooris aßen es mit Begierde. Es ist merkwürdig, daß dieses Volk kein Hammelfleisch essen will. Die Pheir leben in Gesellschaft, und scheinen sich von dem kurzen Grase zu nähren, das am Rande des Schnees wächst. Die Jagd dieses Thieres über die Klippen und Abgründe ist voller Gefahr und Beschwerde; in der Mitte des Winters aber, wenn der Schnee sie zu den Dörfern hinabtreibt, werden sie mit leichterer Mühe erlegt.

Heiße Quellen.

In dieser Gegend (bey der Quelle des Jumna, im Himelaya-Gebirge) gibt es viele heiße Quellen; man sieht sie an verschiedenen Stellen längs den Flüssen aus den Felsen hervorsprudeln. Die Hitze des Wassers ist zu groß, um die Hand über ein Paar Augenblicke drinnen zu lassen; da ich aber meinen langen Thermometer zerbrochen hatte, so konnte ich den eigentlichen Grad der Hitze nicht finden. Das Wasser hat wenigen oder gar keinen Geschmack. — Der Bannasafluß fällt ungefähr eine halbe englische Meile, ehe er sich mit dem Jumna vereinigt, von einer Wand von gelbem und rosenfarbenem Granit, eine Höhe von achtzig bis neunzig Fuß herab, und bildet einen prächtigen Anblick. Die Breite des Stromes ist ungefähr fünfzehn Fuß, und fällt mit großem Gebrause in ein tiefes Becken, das er sich selbst gehöhlt hat. Dieser Strom entsteht aus dem schmelzenden Schnee auf dem Hochgebirge.

Das Dorf Cursali.

Den 16. April 1817. Bannasa, Länge 5° 13′ 47″. Breite 30° 55′ 50″.

Den 17. April. Von Bannasa nach Cursali. — Thermometer: bey Sonnenaufgang 38°. — Steige zum Jumna hinab, und gehe auf einem 12½ Fuß langen Brett über denselben, und noch einmal auf einem 10 Fuß langen Brette. Tiefe des Wassers: 2½ Fuß. Lagen gefrornen Schnees erstrecken sich bis zum Rande des Stromes. Eine sehr mühsame und steile Anhöhe von 675 Schritt, von wo man allmählig hinabsteigt, und auf einem kleinen Sangha über den Jumna geht, da wo er den Imri empfängt, und bereits den Rang eines Stromes erhalten hat. Steiler Weg zum Flusse Cursali. Gänzliche Entfernung 4978 Schritt. — Das Dorf Cursali enthält ungefähr fünf und zwanzig gute Häuser, und liegt unmittelbar an den Füßen der Jumnotori-Schneeberge; aber sie sind nicht sichtbar, da die nahen und steilen Abhänge des Berges das Gesicht einnehmen. Die Lage von Cursali ist sehr eigen, und man muß sich wundern, wie Menschen sich haben entschließen können, in einer so abgelegenen und kalten Gegend zu leben. Eben jetzt noch fallen täglich leichte Schneeschauer, und an den schattigen Stellen des Ortes liegen noch die Ueberbleibsel des Winterschnees. Längs dem Imri und Jumna gibt es mehrere flache Stellen, worauf die Einwohner so viel Getreide bauen, als ihre Nothdurft erfordert. Gegen Nord-Westen und Osten ist dieser kleine, abgelegene Ort von sehr hohen Felsen des Himelaya umgeben, und gegen Süden schützt es ein weniger steiler Berg, welcher mit Waldung bedeckt ist. Alle diese liegen jetzt tief im Schnee, welcher bis zu den zwey Strömen hinabreicht, dennoch fand ich das Dorf keinen unangenehmen Aufenthalt, indem die dasselbe umgebenden Höhen es gegen die Heftigkeit des Windes beschützen. Die Sonne am Mittage gewährt eine angenehme Wärme, und der Wachsthum der Pflanzen ist um so schneller, je länger der Winter ist. Der eingeschneyte Felsenschlund Jumnotori, wo der Jumna entspringt, zeigt sich in der Richtung von Norden 42°. Oestliche Entfernung drey Meilen. Breite von Cursali 30° 57′ 19″.

Schneegewölbe.

Am 21. April begab sich Kapitän Hodgson von Cursali nach Jumnotori. Er bestieg den Bsairo-Ghati, den steilsten Berg, den er je gesehen, auf Stufen, die er in den Schnee graben mußte; und auf ähnliche Weise stieg er auf der andern Seite zum Jumna hinab, wo der Strom ungefähr einen 50 Fuß hohen Fall hat, und sich seinen Weg unter einem 300 Fuß breiten Schneebett durchgräbt und nur durch ein im Schnee befindlichem Loche sichtbar ist. Felsenwände, von denen neulich 40 Fuß lange Massen herabgestürzt sind, begrenzen den Schnee auf beyden Seiten. Im Hintergrunde, eine Strecke von ungefähr 1500 Fuß erhebt sich steil ein Fuß des großen Jumnotori in Schnee und Eis gehüllt, und schließt den Schlund, in welchem der Jumna entspringt. Vermittelst der im Schnee befindlichen Löcher, welche durch den Dampf der vielen dort entspringenden heißen Quellen entstehen, fand er die Dicke des Schnees 40 Fuß 5½ Zoll. Der Schnee ist sehr hart gefroren; aber Kapitän Hodgson stieg durch ein äußerst dunkles enges und steiles Loch zum Jumna hinab, und genoß hier einen merkwürdigen Anblick, den er der frühen Jahreszeit und der Menge des Schnees, welcher in jedem Jahr gefallen war, zu verdanken hatte. Als er bey dem hier nur einen starken Schritt breiten Strome Fuß gefaßt, dauerte es lange, ehe die durch den Dampf der Quellen noch vermehrte Dunkelheit des Ortes irgend etwas zu unterscheiden erlaubte; aber mittelst einiger Wachskerzen, die er anzündete, war er im Stande, die außerordentlichsten Kuppeln zu sehen, welche durch den Dampf ausgeschmolzen worden waren. Einige dieser Kuppeln sind sehr groß und haben das Ansehen von marmornen Gewölben; und der schmelzende Schnee fällt wie ein Regenschauer in den Strom hinab, welcher dadurch bedeutend vergrößert wird. Die Quellen, deren Wasser beynahe kochend heiß ist, und welches Reis, obgleich nicht vollkommen, kochte, sind sehr zahlreich. Sie sprudeln aus den Spalten im Granit hervor, und setzen eine Eisenkruste an. Dergleichen Quellen gibt es viele auf dem Himelaya, vielleicht von der Natur in der Absicht veranstaltet, um die Ströme im Winter mit Wasser zu versehen, wenn die Sonne nicht Kraft genug hat, um auf den Schnee zu wirken.

Bevölkerung von Hindostan.

Die ganze Bevölkerung von Hindostan wird auf 134,000,000 Seelen und der Flächeninhalt auf 1,280,000 englische Quadratmeilen gerechnet. Die größten Städte sind Benares, Calcutta, Surat, Madras, Lucknow und Hydrabat, welche von 200,000 bis 600,000 Seelen enthalten. Zwanzig andere Städte enthalten von 30,000 bis 180,000.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

Der Monatskorrespondent des Morgenblattes muß sich am Schlusse dieses Monates wirklich in Verlegenheit finden, da weder Gesellschaft, noch Theater, noch Literatur etwas Neues darbieten. Trotz dem kalten, nassen Sommer ist ein großer Theil der schönen Welt nach den Bädern, oder auf Reisen gegangen; im Theater sahen wir den ganzen Monat nichts wie kleine Stücke, meist aus dem Französischen, nur Innocentia von Levezow, eine romantische Tragödie, die in den lezten Tagen dieses Monates gegeben wurde, bot der Neugier ein neues Feld dar, auch der Empfehlungsbrief, Lustspiel in vier Akten von Dr. Töpfer, der in diesem Monat dreymal wiederholt wurde, hat Beyfall gefunden.

Mad. Nina Cornega, eine Schülerin Salieris und Mitglied der Operngesellschaft des Theaters San Carlo zu Neapel, hat sich hier in einigen Konzerten hören lassen; ihre volle, schöne, obgleich nur geringen Umfang haltende Altstimme, so wie ihre zart italienische Manier, wurden sehr gelobt. Mehrere Konzerte zu wohlthätigen Zwecken fanden statt, unter andern eines zum Besten der munter fortblühenden Wadzeckschen Anstalt, und eines zum Besten von ein und dreyßig Familien, die bey einem in diesem Monat, in der Petristraße, ausgekommenem Brande um ihre ganze Habe gekommen sind.

In der Literatur haben wir keine neue belletristische Erscheinung, in den politischen Stürmen der Zeit feyern die Musen, oder man beschäftigt sich nicht mit ihnen. Doktor Spiker gibt uns im Verlag von Dunker und Humblot eine Uebersetzung des neuesten Scott'schen Romans, Quentin Duward. Hoffmanns Leben erregt Theilnahme, es ist mit vieler Unparteilichkeit geschrieben. — Die Memoires der Madam Campan und Las Casas Werk über Napoleon finden unter allen Klassen viele Leser; die erstern sind vorzüglich dadurch merkwürdig, daß sie eine Rechtfertigung der hart verläumdeten Königin Maria Antoinette enthalten, und uns eine Kenntniß des innern häuslichen Lebens am Hofe Ludwigs XVI. verschaffen, wodurch manches Räthsel der Revolution gelöst wird.

Die beyden Chinesen, deren in dieser Correspondenz schon früher erwähnt ward, welche vergangenen Winter von einem Holländer für Geld gezeigt wurden, sind von Sr. Majestät dem Könige frey gekauft und somit aus ihrer Leibeigenschaft erlöst worden. Sie befleißigen sich jezt mit Eifer der deutschen Sprache, aber ihr Organ legt ihnen dabey bedeutende Hindernisse in den Weg, indem sie nur mit der größten Mühe Sylben aussprechen, die mit zwey Consonanten endigen, welche die chinesische Sprache nicht hat, auch vermögen sie die Töne l und r kaum zu unterscheiden. Man hofft von ihnen viel Gewinn für die Erlernung der lebendigen chinesischen Sprache und Schrift zu ziehen.

Herr Professor Lichtenstein macht in hiesigen Blättern bekannt, daß die große Riesenschlange, welche Herr Hill im vorigen Winter hier zeigte, in diesem Frühling zu Elberfeld sich aufs neue gehäutet und nach zweyjährigem Fasten zehn lebendige große Kaninchen verzehrt habe; eine Scene, worauf hier tausende von Zuschauern vergeblich gewartet hatten.

Anfangs Juli wird hier die vom Ministerium patentirte Anstalt zur Verfertigung künstlicher Mineralwasser eröffnet werden, die Brunnenstunden dauern von früh sechs Uhr bis zehn Uhr und werden von einer angenehmen Musik begleitet seyn. Das Brunnengeld beträgt die Woche fünf Thaler. Man findet hier alle Heilquellen Böhmens, auch Selters und Pyrmonterwasser durch künstliche Bereitung, wozu sehr kostspielige und komplicirte Apparate aufgestellt sind, nachgeahmt; doch wird, wer Vermögen genug besizt, wohl immer die Heilquelle an Ort und Stelle, frisch aus dem Busen der Natur strömend, vorziehen, zumal da das Vergnügen der Reise und die Zerstreuung des Ortes so wohlthätig auf die Gesundheit wirkt. Die nun auf allen Hauptstraßen vom General-Postamt eingerichteten Schnellposten erleichtern Bequemlichkeit und Wohlfeilheit für die Reisenden außerordentlich; in zwey bis drey Tagen gelangt man von Berlin bis an die äußersten Endpunkte der Monarchie; Fuhrleute und besonders Extraposten werden durch die Schnellpost verlieren. Man spricht hier viel von dem, in den nächsten Jahren Statt findenden, Bau eines neuen großen Museums, welchen Geheimerath Schinkel nach seinem, bereits von Sr. Maj. dem Könige genehmigten, Plan dirigiren wird. Der Platz dazu ist im Lustgarten gewählt und eines Denkmals vaterländischer Kunst und Wissenschaft würdig, deren Schätze hier vereint aufgestellt werden sollen.

Se. Maj. der König wird in der ersten Hälfte des Juli nach Tplitz reisen; schöne Dekorationen zu mehreren Vorstellungen sind von hier an das dortige Theater gesandt worden.

In meinem vorlezten Schreiben versprach ich Nachrichten über die hier unter den Bekennern des mosaischen Glaubens entstandenen Spaltungen, welche seitdem zu einer völligen Untersagung des Gottesdienstes im neuen Tempel gediehen sind, wo derselbe in deutscher Sprache und nach einem von dem alten Rabbinischen Kultus abweichenden Ritus gehalten wurde. Die leztere Art der religiösen Feyer neigte sich im Aeußern beynahe ganz zu dem christlichen Gottesdienst, indem die, diesem modernen, auch in andern großen deutschen Städten eingeführten Ritus anhängenden Juden zuerst durch die deutsche, vom Orgelspiel begleiteten Gesänge den Gottesdienst eröffneten, sodann eine Rede in Art einer Predigt hörten und die Feyer wieder unter Orgelton und Gesang beschlossen. Auch hatte in dem Alter der Konfirmation bey den Christen, hier bey den Israeliten ebenfalls eine Einsegnung nach Ablegung eines feyerlichen Glaubensbekenntnisses Statt. Der Neuheit der Sache wegen besuchten viele Christen den neuen jüdischen Tempel, während die alten Synagogen, wo der israelitische Gottesdienst von den Rabbinern in hebräischer Sprache gehalten wurde, einen Theil seiner Gemeindeglieder verlor, so daß von Seiten der Lezteren gegen die obigen Neuerungen wiederholte Beschwerden eingingen, welche bey der Frage über die Beyträge zu den Kultuskosten und Bauten dringend erneuert wurden. Da nun der Staat die israelitische Gemeine nur nach den bisher üblichen religiösen Gebräuchen anerkennt, und einen sich zum reinen Deismus hinneigenden Kultus zu begünstigen keine Veranlassung fand, so sind die Israeliten alles Ernstes angewiesen, sich über die Modifikationen ihres Kultus zu vereinigen, die Spaltungen unter den Gemeinden auszugleichen und bis dahin den Gottesdienst im neuen Tempel einzustellen. Lezterer ist auf obrigkeitliche Verfügung geschlossen worden.

C.

Beylagen: Literaturblatt Nr. 61. und Monatsreg. Juli.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. August 1823.

Jugend-Literatur.

Der kleine Freyschütz. Ein Singspiel in drey Aufzügen, nach Kind's „Freyschütz" und mit Rücksicht auf C. M. v. Webers Composition für die Jugend bearbeitet von Moritz Thieme. Leipzig in Commission b. Leich. 1823. XIV u. 80 S. 8.

Der Verf., der, wenn wir nicht irren, auch ein Bändchen Kinderschauspiele herausgegeben hat, *) glaubte der Welt der Kleinen nebst ihren Aeltern und Erziehern sich angenehm zu machen, wenn er den allbeliebten Freyschützen für die Kinderbühne bearbeitete. Aus diesem Einfalle, der insoferne an den unvergeßlichen Kinderfreund Weiße erinnert, als auch dieser Gegenstände, welche eben die Neugier des großen Publikums beschäftiget hatten und zum Gespräche des Tages geworden waren, oft zu belehrender Ergötzung der Kinderwelt zu benutzen pflegte — aus diesem glücklichen Einfalle, sagen wir, ist eine unwillkührliche und eben deßhalb nur um so anziehendere Parodie des Kind'schen Freyschützen hervorgegangen, der mit Hülfe einer glücklichen, populären Musik die großen Kinder entzückt hat, welche man — die deutsche Nation zu nennen pflegt, obwohl außer der Kindheit ihres Geschmackes, der Kindlichkeit ihres Gemüthes, und dem kindischen Wesen ihrer gesellschaftlichen Institute, im Durchschnitt an ihnen nicht viel Nationelles sich offenbart. Herr Th. wollte der lieben Jugend das Vergnügen schaffen, ein Schützenfest zu spielen und dabey nach den, ihr schon geläufig gewordenen Weisen des Jägerchors, des Kranzliedes u. s. w. vernünftige Kinderlieder zu singen. Was den Aberglauben nähren und das Reich der Unvernunft erweitern könnte, das glaubte er mit Recht aus seiner Nachbildung entfernen zu müssen, und daraus insonderheit ist das Parodistische seiner Arbeit hervorgegangen, welches mehr, als alle Kritik es vermöchte, die Schwäche des Kind'schen Opertextes in's Licht zu setzen geeignet ist. Ein Ahnherr des Grafen Ottelar hat ein Schulfest gestiftet zum Andenken der That eines Schulknaben, der ein Kind von ihm durch einen glücklichen Schuß mit der Armbrust von dem Anfalle eines bis zur Wuth gereizten Schwanes rettete. Der V. zeigt S. XIII gewissenhaft an, daß er diese Anecdote aus den Erheiterungen 1822. Bd. 2. S. 105. entlehnt hat. Das Fest besteht in einem Vogelschießen, welchem ein Probeschießen nach der Scheibe vorangeht; zu den Kosten hat der Ahnherr eine Summe legirt, und der jedesmalige Besitzer des Schlosses ist verpflichtet, dem kleinen Vogelkönig nach seinem Ermessen irgend eine, demselben nützliche Gnade angedeihen zu lassen. Eine spätere Stiftung hat ein Kapital zu Schulprämien ausgesetzt, und die Bestimmung hinzugefügt, daß das Vogelschießen nicht eher, als nach gehaltener Schulprüfung gehalten werden soll. Die Schülerin, welche am besten bestanden hat, wird von den übrigen Mädchen mit einem Rosenkranze gekrönt, und der jedesmalige Schützenkönig eröffnet mit der Rosenkönigin den kindlichen Ball. Agathe, die Tochter des Försters, welcher das Amt eines Bogenspanners (Schützenmeisters) verwaltet, hat in der Schulprüfung das Recht des Rosenkranzes sich erworben. Max, der fleißige Sohn einer armen Wittwe, hat bereits die Examen-Prämie erhalten, und möchte nun auch gern Vogelkönig werden um Agathens willen. Wie? Liebt das Büblein etwa schon? Ja, aber in Ehren, wie Kinder wohl dürfen. Er wünscht, ihr näher, wünscht um sie zu seyn, er hat Neigung zum Waidwerk, er möchte gern des Försters Lehrling werden, wozu ihm die Mittel fehlen, und als Vogelkönig hätt' er Hoffnung, diesen Weg zu einer künftigen Lebens-Bestimmung durch die Gnade, welche der Graf dem glücklichsten Schützen zu erweisen pflegt, sich eröffnet zu sehen.

Wie viel zarter und dichterischer sind hier die Sachen gestellt, als im großen Freyschützen. Die plumpe Art, womit dort die Heimführung einer Geliebten, die sich schon als Braut geschmückt hat, von dem Gelingen eines (immer ungewissen) Probeschusses abhängig gemacht worden (sie ist im Lit. Bl. 1822. Nr. 56. Sp. 2. und S. 223. Sp. 2. oben, sehr schonend gerügt worden),

*) Wir irren nicht. „Almanach dramat. Spiele f. d. Jugend," angezeigt Lit. Bl. 1823. Nr. 5. M.

bleibt immer ein dramaturgischer Bock, der hart auf den Geschmack stößt, und diesen Bock sezt unser kleiner Freyschütz hier in das beste kritische Licht, indem er zeigt, wie kinderleicht er zu vermeiden war. Freylich durfte dort die Liebe cum spe possidendi nicht fehlen; aber konnte denn Herr F. Kind die spem possidendi nicht seiner mit dem Probeschusse verweben. Schon das, einem nur halbweg gewandten Operdichter so nahe liegende Bedürfniß, dem rauhen Jägerfeste ein Blumenfest der Jungfrauen an die Seite zu stellen, hätte den Jagdhund seiner Erfindungskraft auf die rechte Spur leiten müssen. Kam er denn nicht eben so weit mit seinem Max (nämlich in die Wolfsschlucht, den Culminationspunkt seiner deutschthümlichen Superstitions-Romantik), wenn er einen heftig Liebenden, von Eifersucht oder wenigstens von dem Unglauben an Gegenliebe gequälten Jäger darstellte, der es wagte, mit dem Teufel sich einzulassen, um an dem festlichen Tage die Geliebte, die Königin der Blumenjungfrauen zur Tänzerin zu erhalten? In Wahrheit, hier hat der kleine Freyschütz (Herr Thieme) den großen (Herrn Kind) in aller Unschuld seiner Kinderpoesie so unbezweifelt abgeschossen, wie ein Centralschuß einen Streifer. Doch weiter im kleinen Freyschützen.

Max schießt fehl bey'm Scheibenschießen, ein Anderer (auch ein Kilian) wird Scheibenkönig, Max wird ausgelacht. Caspar, ein bösartiger und alberner Knabe, räth ihm an, sich bey dem alten, hinkenden Jäger im Vogelheerde (Samiel) einen Freykolzen geben zu lassen, und da dieser sich weigert, mit dem alten Teufelsbanner in Verbindung zu treten, beschließt Caspar, sich selbst einen zu holen, um den Königsschuß zu thun. Dazu ermuthigt er sich durch folgendes allerliebst travestirte Casparliedchen:

In der Schule Jammerthal
Giebt es Nichts, als Plack und Qual!
Immer soll man lernen!
Doch, was kümmert mich das viel!
Treibe oft manch tolles Spiel,
Schnitze oft mit Kernen!
Eins ist eins und drey sind drey!
Drum addirt noch Zweyerley
Zu dem tollen Spaße:
Vogelfang und Fischerey,
Und bisweilen Prügeley
Hilft zur blut'gen Nase!
Ohne dieß Trifolium
Gäb's kein wahres Gaudium,
Gäb' es nichts zu lachen!
Scheer' mich viel um die Censur!
Fleißig sind die Dummen nur:
Ja will Streiche machen!

Die beyden Mädchen, Agathe und ihre Freundin Aennchen, hören S. 53. auch von dem Freybolzen, erklären sich die Sache aus den Freykugeln des großen Freyschützen, den Aennchen in der Stadt gesehen hat, ohne in dem Glauben zu wanken, daß das alles dummes Zeug und Alfanzerey sey. Der Freybolzen ist eine so treffende Parodie des Freykugelwesens, daß er höchstens einem Freyspeist (bekanntlich eine befiederte Schusterzwecke, womit man aus dem Blaserohre schießt) zu überbieten seyn würde. Max stößt nun auf einen frommen Eremiten, dem er seine Noth klagt, und seinen Wunsch vertraut. Auf Gott zu bauen, räth ihm dieser, zu ihm zu beten. Er habe den Gegenstand für zu kleinlich dazu gehalten, sagt Max, der Eremit bedeutet ihn, auch das Spiel froher Knaben sey vor dem Herrn des Himmels und der Erde nicht zu klein, um wichtige, heilsame Folgen für ihr Leben daran zu knüpfen; und zum Gebet nimmt er ihn mit sich in seine Klause. Caspar kommt mit seinem Freybolzen aus der Wolfsschlucht, beschreibt kurz den langen Hexenlärm daselbst, hört einen Donnerschlag aus heitrer Luft, und wundert sich ein wenig über den Schlag. Da schlägt die Dorfuhr zwölf, „So, das hör' ich lieber; das ist die Tischglocke, und die Mutter wird hoffentlich was Gutes aufgetischt haben." Mit diesem Geißelschlage auf die Buckel der Gespenster- und Mitternachts-Dramatiker schließt der zweyte Akt. Der dritte zeigt uns das Vogelschießen. Bey'm Schuß auf den Rumpf legt Caspar, der noch nichts getroffen hat, den Freibolzen auf, und fehlt. „Samiel, du erbärmlicher Schuft!" ruft er aus, und versucht nun, den zielenden Max durch Stoßen am Treffen zu hindern. Der Förster Schützenmeister zieht ihn zurück, den „Neidhammel," und Max schießt den Vogel herunter. Von Caspar erfahren wir nun weiter nichts, als daß sein Vater den albernen Jungen, der sich von einem alten Vogelsteller anführen ließ, erbärmlich bey den Ohren nach Hause gezerrt habe; aber des fleißigen, auf Gott vertrauenden Max vernünftige Wünsche gehen in Erfüllung, und das vereinigte Schützen- und Rosenfest schließt die Handlung. Da der Rec. des großen Freyschützen in der angez. Nr. des Lit. Bl. gefragt hat: „Könnte denn in dem Brautjungfernliede nicht auch ein zusammenhängender Sinn seyn, der veilchenblauen Seide unbeschadet?" so les' er dagegen hier die artige Travestie S. 73, er wird weder Sinn noch Zusammenhang vermissen, so wenig als in der des Schlußchors S. 76.

Was gleicht wohl auf Erden der Jugend Vergnügen?
Wo ist noch das Leben so fröhlich, so reich?
Wir trinken die Freude mit mächtigen Zügen!
Wir Knaben sind alle einander noch gleich!
Uns fröhlich zu tummeln ist unser Verlangen;
Das stärket die Glieder und würzet das Mahl;
Soldaten zu spielen und Bälle zu fangen,
Ist lustigen Knaben die lustigste Wahl!
Jo hoho! Drallara!

Die Sorge der Aeltern, den Weg zu erhellen,
Uns Blumen zu streuen, wird nimmer gefühlt! (?)
Wer hätte nicht schon in unendlichen Fällen
Der Aeltern unendliche Liebe gefühlt?

Uns fröhlich zu tummeln iſt ſelbſt ihr Verlangen;
Das ſtärket die Glieder und würzet das Mahl;
Soldaten zu ſpielen und Bälle zu fangen,
Iſt luſtigen Knaben die luſtigſte Wahl!
Jo hoho! Drallara!

Daß die Moral des kleinen Freyſchützen beſſer als die des großen, und auch abgeſehen von dem Moraliſchen, in der Grundidee mehr Klarheit und Verſtand iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Genug, das harmloſe Kinderſtück iſt nicht blos den Kindern, ſondern auch Herrn Kind zu empfehlen, und allen denjenigen, die der Erfolg von Weber's Freyſchützen (der Muſik) in den Elementarbegriffen der dramatiſchen Dichtkunſt irre gemacht hat. Sie ſuchen den Grund des Erfolgs in der Volksthümlichkeit eines verſchollenen Aberglaubens. Sie halten Spukgeſchichten, die in der Romanze von guter Wirkung ſind, für Freyboltzen, um vor dem deutſchen Volke auch ohne Opernmuſik den dramatiſchen Vogel abzuſchießen. Sie legen eine bürger'ſche Eleonore, eine Schön Ella auf den, nicht muſikaliſch beſaiteten Bogen, und Puff! ſchießen ſie daneben. Es geht ihnen ziemlich genau, wie dem Knaben Caſpar: der alte Vogelſteller Samiel (Weber sans comparaison) hat ſie mit dem Freyboltzen angeführt, und Vater Criticus muß für ihre Leichtgläubigkeit ſie abſtrafen.

Das Buch iſt ziemlich nett und correct gedruckt; doch ſollten S. 70. die Worte: mit inniger Bewegung, paren-theſirt oder kleiner gedruckt ſeyn, damit der kleinen Agathe nicht begegne, was Rec. einmal auf einem Wandertheater von einem Franz Moor erlebt hat, welcher mit den Worten auftrat: Franz erſcheint im Hintergrunde.

Schul-Literatur.

Hülfsbuch der deutſchen Stylübungen für die Schüler der mittleren und höheren Klaſſen ꝛc. von Ch. F. Falkmann, fürſtl. Lipp. Rath und Lehrer am Gymnaſium zu Detmold. Hannover b. Hahn 1822. XLVI und 546 S. gr. 8.

„Ich wünſche nicht," ſagt der Vf. in der Vorrede S. XXVIII., „daß Jemand den Vortrag des Buches an einzelnen Stellen zu breit oder zu weitläuftig fände." Offen muß Ref. bekennen, daß er ein ſolcher Jemand iſt; ein Jemand, der nicht nur den Vortrag an einzelnen Stellen zu breit und zu weitläuftig findet, ſondern das ganze Buch mit Einſchluß der ganzen Vorrede, die ſelbſt ein kleines Buch iſt. Dieſen Tadel reichhaltig belegen, hieße ſelbſt weitläuftig werden, die vier erſten Sätze der Schrift werden hinreichen.

1. Wenn der Menſch von einer Kraft (einem Vermögen, einer Anlage) wiederholt Gebrauch macht, ſo ſagen wir, daß er ſie übe.

2. Je mehr der Menſch eine Kraft übt, deſto mehr Fertigkeit erhält er in ihrer Anwendung. Eine unbedeutende Kraft wird oft dadurch bis zum Erſtaunen erhöhet und vervollkommnet.

3. Je mehr Kräfte der Menſch bey (?) ſich geübt hat, deſto mehr vermag er, deſto vollkommener iſt er: daher muß er vorſätzlich, planmäßig, alle üben.

4. Eine der wichtigſten Kräfte oder Fähigkeiten, die der Menſch beſitzt, iſt die Sprachfähigkeit, oder die Fähigkeit, ſeine Gedanken durch artikulirte Laute von ſich zu geben.

Wer ſo anfängt, wo will der enden? Und wer ſo verkehrt ausholt, wie will er treffen? Hat denn der Verf. nicht gefühlt, daß er, um vom Allgemeinen auf das Beſondere zu kommen, offenbare Unwahrheiten ſagte? Er hätte nur daran denken dürfen, daß es Kräfte im Menſchen giebt, die durch den wiederholten Gebrauch ſich ſelbſt zerſtören können; ſo würd' er die drey erſten Sätze gewiß weggelaſſen haben. Und von Einer Kraft wenigſtens mußte ihm doch bekannt ſeyn, daß ſie am meiſten vermag, wenn ſie noch gar nicht geübt worden iſt.

Der Zweck des Buches iſt, Anleitung zu Stylübungen zu geben für möglichſt viele Arten von ſchriftlichen Aufſätzen. Wie weit der Verf. darin geht, beweiſet unter andern der Umſtand, daß er S. 110—119. lehrt, aus Pfeffels Gedichte Ibrahim eine Erzählung, und S. 92—98. aus Gellerts Amynt ein Drama zu machen. Das ſind nicht Stylübungen, das ſind Talentübungen, und darin Unterricht zu geben, muß man ſelbſt Talent (Kunſttalent) beſitzen. Dem Verf. aber ſcheint es daran wenigſtens für das Drama zu fehlen, das beweiſen außer der unglücklichen Wahl des Stoffes ſchon die Vorſchläge, die er S. 96. thut, um dem Amynt, der ungeachtet ſeiner drückenden Armuth den für ein falſches Zeugniß ihm gebotenen Lohn ausſchlug, den Lohn ſeiner Redlichkeit zu Hauſe finden zu laſſen. Nach ſeiner Anweiſung ſoll dieſer Lohn gleichſam vom Himmel fallen; nach geſunder Dramaturgie aber müßte er in Cauſalitätsverbindung mit der redlichen Handlung ſtehen, und wenn der V. Talent für das Drama beſäße; ſo müßte er das gefühlt haben, wenn er es auch nie gehört oder geleſen hätte. Gott gnade unſerer ſchönen Literatur, wenn die Schüler ſchon auf den Gymnaſien ſolchen Unterricht in der Fabrikation von Schauſpielen und Erzählungen erhalten! Das kommt wohl ohn' unſer Gebet. Man lehre ſie denken durch Unterricht in der Mathematik; man lehre ſie ihre Mutterſprache richtig, leicht und angenehm gebrauchen (und das kann Herr Falkmann, ſeiner Weitſchweifigkeit, die eigentlich mehr Denkfehler iſt, ungeachtet): dann findet ſich das übrige von ſelbſt.

Eben ſo ungebührlich überſchreitet der V. die Gräm-

zen des Schulunterrichts außerhalb der Sphäre der Schöngeisterey. S. 142 — 148. ertheilt er Anweisung zu einem Berichtschreiben, in welchem ein Beamter auf dem Lande vorläufige Meldung thut von einem vorgefallenen Braude, und giebt als Muster einen ausgearbeiteten Beamtenbericht über eine Ueberschwemmung, die in Folge eines Wolkenbruches statt gefunden. „Das Rittergut Thalheim hat nämlich durch eine, in Folge des gestern im Gebirge unweit Warmbrunn Statt gehabten Wolkenbruchs, eingetretene Ueberschwemmung an verschiedenen Punkten Schaden gelitten.“ Wer wird Schülern, welche sich einen guten Styl anüben sollen, die barbarischen Participialhausen des Beamtenstils als Muster vorlegen! Der Muster-Beamte erzählt, wie er auf die Meldung des Müllers, daß der Fluß gewaltig anschwelle, sich benommen habe. „Ich eilte sofort mit einigen Knechten nach der Mühle, in deren Nähe uns ein gewaltiges Brausen das immer stärkere Anschwellen des Flusses verkündigte.“ Was kümmert es den Berichtsempfänger (vermuthlich den Eigenthümer von Thalheim), ob sein Beamter das Brausen der Ueberschwemmung gehört? Ref. hat in seinem Leben unzählige solcher albernen Einstreuungen in Geschäftsberichten lesen müssen; aber von dem Kopfe des Berichtserstatters hat er daraus niemals eine vortheilhafte Meinung geschöpft. Ein solches Muster ist ihm noch heute lächerlich. Es war eben auch ein Bericht über eine Wassersnoth, worinnen der Berichtserstatter sorgfältig referirte, daß er auf das Geschrey der Leute in der Ufervorstadt seine Pantoffeln aus und seine Stiefeln angezogen; hierauf beschrieb er ausführlich alle Anordnungen, die er zu Vermeidung der Dieberey an den geretteten Sachen getroffen, und schloß mit der Versicherung, daß er bey'm Auskleiden seine Strümpfe so naß gefunden, als ob sie eben aus der Waschkufe gekommen wären. Der weitläufige Mann belustigte das Collegium, welchem Ref. den Bericht stückweise vorlas, so, daß ein junger Beysitzer ein Belobungsdekret wegen der polizeylichen Anstalten, jedoch mit der Weisung in Vorschlag brachte, in ähnlichen Fällen die Stiefeln tüchtig mit Fischthran einzuschmieren. Der Vorschlag wurde natürlich verworfen, man wollte den guten Alten nicht verspotten; aber wenn Schüler dergleichen Berichte zur Uebung entwerfen, so möchte ein gutmüthiger Spott gar wohl am Platze seyn.

Wir wollen unseren Vers. aus Rücksicht auf seinen löblichen Zweck damit verschonen; müssen ihn aber erinnern, daß auch diejenigen Bücher, welche man Eselsbrücken zu nennen pflegt, keine Ausnahme von der Bauregel machen: Je kürzer die Brücke, desto sicherer. S. XXIV. sezt er die Idee eines „rhetorischen Wörterbuches“ auseinander, welches er sich zu der Rhetorik in dasselbe Verhältniß denkt, wie etwa die gewöhnlichen Wörterbücher der deutschen Sprache zu der Grammatik oder (setzen wir erläuternd hinzu) wie der gradus ad parnassum zur Poesie. Es ist der Grundriß zu einer Brücke, deren Länge der vor einigen Jahren begonnenen encyclopädischen von Halle wenig nachgeben würde. Man höre nur:

„Es enthielte eine Uebersicht, wie bis dahin in einer gewissen Sprache die wichtigsten Gegenstände der Menschheit sowohl Körper als Ideen dargestellt worden sind, oder welche Hauptwörter, Beywörter, Zeitwörter (denn diese drey kämen hier vorzüglich in Betracht), welche Bilder, welche Vergleichungen die vorzüglichsten Schriftsteller dazu angewandt haben. Vom „Meere“ fände man z. B. die Haupterscheinungen, die es darbietet, nebst den Hauptbeywörtern, die man leztern oder jenem zugesellt, erwähnt; von den Flüssen, den Bergen, den Bäumen dasselbe. Vor Allem müßte diese Uebersicht aber raisonnirend (wenn auch nicht kritisirend) und höchst geordnet seyn; die einzelnen Ausdrücke müßten nach den verschiedenen Hauptbeziehungen, z. B. der geringern oder größern Bestimmtheit, Bildlichkeit, Würde ꝛc. zusammengestellt, der Uebergang der einen Ausdrucksform zur andern bemerklich gemacht, und, wo möglich, selbst die komischen, die wunderlichen, die verkehrten Bezeichnungen nicht vergessen werden. Das höchste Interesse würde endlich das Werk erhalten, wenn darin auf die Sprachen sämmtlicher gebildeten Völker der Erde Rücksicht genommen, und also auf wenigen Seiten die Art erblickt würde, wie sich ein Gegenstand im Gemüthe der Menschheit abgespiegelt hat. Es würde freylich schwer seyn, hier Prosa und Poesie scharf zu trennen, jedoch käme gar Viel auf den Hauptgesichtspunkt an. Vielleicht verhindert mich die Kürze, meine Idee deutlicher auszusprechen; aber ich dächte, ein solches Werk müßte, gehörig ausgeführt, ein wundersames Licht über alle „Darstellung“ verbreiten, Gelegenheit geben zu den allerinteressantesten Bemerkungen, und vor Allem einen sichern Maaßstab darbieten, den Reichthum oder den Geist zweyer Sprachen mit einander zu vergleichen. Indessen gestehe ich gern, daß die Ausführung einen Aufwand von Geisteskraft, Zeit und Mühe erfordere, dessen ein Einzelner kaum fähig ist.“

Das ist ein Glück; die Brücke wird ungebaut bleiben, und es wird für die Halbkultur und die Talentlosigkeit einen Weg weniger geben, in das Gebiet der schönen Künste einzudringen.

Uebrigens wollen wir nicht in Abrede stellen, daß dieses Hülfsbuch, unter Anleitung geschickter Lehrer, auf Schulen Nutzen stiften kann. Der Druck ist reinlich und bequem, auch ziemlich correct bis auf die Stelle S. 531, wo die ersten Wörter der 4ten Zeile an das Ende derselben gehören. Ein doppeltes Register erleichtert den Gebrauch des Buchs und verbessert so gut als möglich den Mangel aller systematischen Anordnung.

Nro. 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. August 1823.

Die Furcht, die bebend und bange
In die verhüllte Zukunft sieht,
Gleicht der elektrischen Stange,
Die den Blitz auf sich nieder zieht.

Adrian.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

Ein Mährchen*).

Obgleich Ibrahim der ärmste Mann im ganzen Orient war, besaß er jedoch die schönste Tochter, auf welche die orientalische Sonne je ihre Strahlen geworfen hatte. Der Ruf ihrer Schönheit gelang bald zu den Ohren des regierenden Sultans, und — der Sultan Ali überschüttete den armen Ibrahim mit Schätzen, und nahm die Tochter in sein Serail. Der mächtigste Sultan Ali besaß von der Wiege an in einem noch mächtigeren Zauberer einen Beschützer, und die schönste Sultanin Zaide war schon in den Windeln in die Obhut der noch schöneren Fee Merline genommen.

Man will behaupten, daß der große Firlefamber, der den Sultan beschützte, sehr viel zu dem Glück der Unterthanen seines Günstlings beytrug; denn von diesem großen Manne hörte der Sultan viele Wahrheiten, die ihm die kriechenden Höflinge kaum gesagt haben würden, und zur Ehre des Herrschers sey es verkündet: er hörte sie gern, und berieth sich in wichtigen Begebenheiten immer mit dem klugen Freunde; denn er verehrte den großen Firlefamber, wie ein guter Sohn den Vater verehrt.

Nur als er Zaide zur Sultanin erhob, holte er keinen Rath bey seinem Beschützer, welches den Zauberer weder in Verwunderung sezte, noch ihn verdroß, denn er wußte recht gut, daß die Liebe sich nicht berathen läßt; so viel aber ist gewiß, daß der Weise deßwegen so entzückt wie der Sultan selbst bey weitem nicht war, und — was noch sonderbarer ist, die Fee Merline wurde nicht wenig bekümmert, als sie ihre Pflegetochter auf den Thron erhoben sah.

Firlefamber erschien dem Günstling, ermahnte ihn, Mann zu seyn, und sich ja nicht von der schönen Zaide beherrschen zu lassen! Der Sultan dagegen betheuerte, daß seine junge Gemahlin eben so bescheiden, wie schön sey; sie wäre zuvorkommend und nachgiebig, wie keine, und besäße keinen einzigen der gewöhnlichen Fehler des Geschlechts. — Der weise Zauberer gab lächelnd zur Antwort: „In einem Jahre siehst du mich wieder; es soll mich sehr freuen, wenn du alsdann derselben Meinung bist. Indessen wiederhole ich meine Warnung: Sey nachgiebig gegen dein Weib, aber hüte dich, ihr Sklave zu werden, sonst bedaure ich dich und dein Volk; denn Schönheit und Weisheit herrschen nur selten gemeinsam, und ich weiß mit Gewißheit, daß sie nicht neben einander Hand in Hand mit Zaide gehen. Gott befohlen!“

Der verliebte Sultan zog zum Erstenmal die Stirn

*) Aus dem Dänischen des Fräuleins M. J. Jessen. Die Mittheilung dieses Mährchens hat zum Zweck, das deutsche Publikum mit einer Dichterin bekannt zu machen, die bey ihrer Nation die seltene Auszeichnung genoß, daß ihr bey einer Preis-Ausstellung, das beste Nationallied betreffend, der erste Preis zuerkannt wurde.

in Falten bey der Warnung seines Freundes, und wurde froh, als der Zauberer mit seinem Stabe winkte, und sein himmelblaues Pferd mit zwey großen silbernen Flügeln aus der Luft herunterschwebte, und vor die Füße seines Herrn niederkniete; Firlefamber schwang sich auf das seltene Thier und eilte hinweg, dem Sultan noch einmal zurufend: „Vergesse meines Rathes nicht!“

Zu derselben Zeit stand die Fee Merline vor Zaide; sie erinnerte sie an alle die Pflichten, auf deren Erfüllung ihr höherer Rang Ansprüche mache: daß sie gegen ihren Gemahl dankbar, ehrerbietig und gehorsam, gegen ihre Gefährtinnen sanft und freundlich seyn solle. — „Gefährtinnen, Madame? fiel ihr Zaide in die Rede — ich habe gar keine Gefährtinnen. Ich bin die Favorit-Sultanin unsers erhabenen Sultans, und dem zu Folge sind alle andern Weiber nur meine Sklavinnen.“

Ein schöner Anfang der Ausübung meiner Lehren, dachte die Fee; sie erzürnte sich aber nicht, denn man weiß ja, daß Groll und Rache nur Folge der Schwäche seyen. Es that Merlinen leid um ihre Pflegetochter, und sie hätte sie gern gebessert, in so fern es möglich gewesen wäre. Allein man braucht eben keine Fee zu seyn, um einzusehen, daß eine Frau in dem Augenblick, da sie, von Schmeichlern umgeben, in einem glänzenden Cirkel vor einem Spiegel aufgetreten ist, der ihr schönes Bild noch mehr von der seligen Wonne der Liebe verschönert, von Diamanten, von dem vollen Glanze, den die Eitelkeit, um das Geschlecht zu schmücken, erfunden hat, umstrahlt, ihr wiedergibt, da sie sich der Gunst eines großen Herrn erfreuet, der ihr alle Augenblicke betheuert, daß er ihr unterthänigster Sklave sey, — daß sie in solchem Augenblick kaum zu bessern sey; es ist daher sehr begreiflich, daß die Fee keine Worte mehr verlieren mochte. Sie sprach blos zu Zaide: „Du wirst bald empfinden, daß du schwanger seyst; wenn du geboren hast, werde ich mich bey dir einfinden, um deinem Kinde das Geschenk zu ertheilen, das du selbst ihm erwählen magst. Ich sage dir dieß im Voraus, damit du Zeit hast, etwas zu bestimmen, das dem Kinde Nutzen bringen kann. Lebe wohl! — Sey klug, wenn du es kannst!“

Sie schlug in die Luft mit ihrem kleinen elfenbeinernen Stab, und ein kleiner Wagen von weißen Lilien, von sechs kleinen Hermelinen gezogen, kam durchs Fenster hinein. Die Fee sezte sich in den Wagen und verschwand. Zaide blieb noch in — tiefem Sinnen über das, was sie wohl ihrem in die Welt hineintretenden Kinde wünschen sollte, denket ihr wohl! Ach nein! in vollem Lachen über die lächerliche Moral, wie sie sie nannte, die ihr die hohe Gönnerin vorgepredigt hatte. Und wenn diese nur ein irdisches Wesen gewesen wäre, würde sie ihr ohne Zweifel den Hof verboten haben; allein — wozu dem Portier zu befehlen, solchen Wesen den Eintritt zu verweigern, die auf Lilienwagen durch die Fenster hineinfahren. Zaide hatte kaum geäußert: „Gut, daß sie mich verlassen!“ als der Sultan Ali vor ihr stand, und ihr während den süßesten Liebkosungen berichtete, wie der sonderbare Firlefamber sie verkannte; wie er sie des Leichtsinns und der Herrschsucht zieh. — Zaide ärgerte sich so, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen perlten. Der zärtliche Sultan küßte sie alle hinweg, und versicherte, daß Niemand besser als er ihre sanfte, edle Seele kenne, daß er nur bedaure, daß sie nie etwas von Bedeutung verlange, und er dessen zu Folge nie Gelegenheit habe, ihr zu beweisen, daß er jeden ihrer Wünsche als sein heiligstes Gesetz ansehe. Zaide war zu nachgiebig, um das Anerbieten ihres Geliebten nicht zu benutzen, und ihn durchs Befehlen zu erfreuen.

Einer ihrer ersten Wünsche war, daß der langweilige alte Großwessir Abnru in Ruhestand versezt, das will sagen, von seinem Amte gejagt — werden müsse. Zaide wußte recht gut, daß dieser edle Greis durch Firlefamberes Einfluß angestellt worden war. Dieß war der Hauptgrund ihres Begehrens. Sie wußte, daß der Großwessir ein eben so unbiegsamer, als rechtschaffener Mann sey, der keinen Anstand nehmen würde, sich ihren Einfällen zu widersetzen, wenn diese nicht mit dem Wohle des Staates übereinstimmten. Kurz, er mußte fort. — Der Sultan liebte in der That diesen Minister, daher wagte er eine Gegenvorstellung. Er meinte, daß seine Geliebte diesen ihm so ergebenen Mann nicht genau kenne. —

„So laß ihn denn sein Amt behalten, erwiederte die Schöne. Ich darf mir nicht einfallen lassen, einen wackern Mann aus deinem Herzen zu reißen; allein — damit du nicht meine Absicht verkennen sollst, will ich nur dieß zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich, ehe das Glück mir zu Theil ward, dich persönlich zu kennen, das, was Alle meinen, auch gemeint habe, daß es seine Weisheit, und nicht die deinige sey, die dein Volk beglückt; daß du, wäre es auch dein eigener Wunsch, diesen Minister, weil er ein Freund von Firlefamber ist, nicht entfernen darfst; man wollte wissen, wie sehr du in dem Gängelband dieses Zauberers gehalten würdest!“ —

Das Wort: Gängelband, brachte die ganze Seele des Sultans in Aufruhr; es wurde ohne Unmuth, so unschuldig leicht hin gesagt, als sey es nur die Wiederholung der öffentlichen Meinung, als fühlte das Volk Mitleid mit seinem Sultan; allein ein Sultan will nicht bemitleidet, er will gefürchtet seyn. Es war ihm darum zu thun, Zaide von seiner Gewalt zu überzeugen, und der alte, treue Abnru bekam den Befehl, sein Amt niederzulegen. Daß die Sultanin, die so viel Sorgfalt für die Ehre ihres Gebieters bezeigt hatte, bey der Wahl eines neuen Wessirs auch gefragt wurde, war ja gar nicht mehr als billig; und daß dieser sich gern den leisen Wünschen seiner Wohlthäte-

rin fügte; ist es nicht weniger. Der gute Sultan, der durch die bloße Benennung: Gängelband, erschrak, ging jezt in zwey solchen, die sehr straff gehalten wurden. Doch bemerkte er sie nicht, weil der kleine schelmische Amor sie in der Hand hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben maurischer Diplomatik aus dem spanischen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien."

Nachdem die Dynastie der Omeyen, deren Scepter ganz Spanien unterworfen war, ein Ende genommen hatte, gab es in Spanien eben so viele kleine Könige, als vorher Provinzen und Bezirke, indem sich die Statthalter (Wali, Amire und Alcayden genannt) für unabhängig erklärten, und einer den andern nach Maßgabe seiner Macht zinsbar zu machen suchte. Diese innerlichen Unruhen benuzten die christlichen Könige, und nahmen den Mauren bald alle Besitzungen nördlich von der Sierra Morena weg, oder machten die Schattenkönige solcher Provinzen zu ihren Vasallen.

So bedrohte Alphons VI., König von Toledo, an der Spitze eines zahlreichen Heeres Andalusien und dessen sämmtliche kleinen Könige, von denen er theilweise bereits Tribut bezog. Da gingen endlich den Muselmännern die Augen auf, daß sie den Krieg unter sich einstellten, und an ihre allgemeine Sicherheit dachten. — Um sich über die nöthigen Maßregeln zu besprechen, wurde in Sevilla eine General-Versammlung gehalten, und darin bey der Unzulänglichkeit der eigenen Streitkräfte beschlossen, den damals seiner Eroberungen in Afrika wegen so berühmten und mächtigen König von Fez und Marokko Juzef ben Tarfin um Hülfe zu bitten. Dieser versprach denn auch den Abgesandten seinen kräftigen Beystand, und traf ernstliche Anstalten zu einer Landung mit einem zahlreichen Heere.

Mittlerweile, und zwar im Jahr der Hegyra 479, oder nach unserer Zeitrechnung 1086, sezte König Alphons seine Eroberungen fort, nahm Zaragoza weg, machte den Wali von Valencia zinsbar, und schickte dem Könige von Badajoz drohende Ermahnungen, sich gleichfalls zu unterwerfen, worauf dieser, im Vertrauen auf die afrikanische Hülfe, antwortete:

(Hier folgt sein Brief in getreuer Uebersetzung nach dem Manuskript.)

„Omar ben Alaftas Alnundafar, König von Algarbe, „an den König von Galizien, Alphons. Es ist Uns ein „Schreiben zugekommen von dem mächtigen König der Chri„sten, in welchem derselbe voll Einbildung und Vertrauen „auf seine Macht, und auf die Größe, welche ihm der un„begreifliche Gott hat zukommen lassen, mit Donnern und „Blizen um sich wirft, Uns ohne gegründete Ursache mit „seinem zahlreichen Heere droht, mit seiner Gewalt und „seinen Siegen, und weder einsieht noch versteht, daß „Gott immer noch Heere besizt, mit denen er die Wahr„heit seines Glaubens und die Lehre unsers Propheten „Muhamed kann in Ehren erhalten und triumphiren las„sen, daß er die Muselmänner begünstigt und unterstüzt, „wenn sie gerechten Krieg gegen die Christen führen, wenn „sie den von Gott vorgezeichneten Weg verfolgen, ohne „Merkmale von Furcht zu äußern, ihn, ihren Gott, allein „fürchten und anerkennen, und sich in der Demuth üben, „— denn wenn dieser Christenkönig hievon etwas verstünde, „würde er nicht schreiben, wie er geschrieben hat; — wenn „für jezt das Antlitz der Christen glänzet und strahlt, so „geschieht es nur darum, weil Gott solches zugibt, da„mit die Gläubigen ihre Augen aufthun und ihre Blind„heit erkennen, damit sie unterscheiden lernen die bösen „Dinge von den guten, und damit sogar den Ungläubigen „ein Fingerzeig und Belehrung gegeben werde.

„Was nun die Verachtung und den Hohn betrifft, womit „sich der Christenkönig über unsere Unfälle und Nach„theile ausläßt, so diene ihm zur Nachricht, daß wir wohl „wissen, wie daran unsere Sünden, unsere Mißhelligkei„ten und Streitigkeiten schuld sind, so wie das geringe „Einverständniß unter unserm Volke — denn fürwahr! „wenn dieses unter sich eins würde, und sich verbände, „so würden wir Euch, König Alfons, und euren Christen „begreiflich machen, daß wir immer noch jene Leckerbissen „zuzubereiten verstehen, welche in früheren Zeiten unsere „Vorfahren Euern Ur-Eltern zu kosten gaben; — wisse „daher, daß wir unsre Hoffnung auf Gott nicht verlieren, „vielmehr mit seiner Hülfe nicht davon abstehen wollen, „Dich einen so bittern Trunk schmecken und bis auf die „Hefen ausleeren zu machen, wie Du ihn noch niemals „gekostet, noch von ihm gehört hast. — Bis dahin erin„nere Dich an Almanzor und jene Unterhandlungen Dei„ner Vorgänger, worin sie ihm ihre leiblichen Töchter „anboten und als Tribut in sein eigenes Land abschickten.

„Was aber Uns Beyde anbelangt; so ist es zwar „richtig, daß die Anzahl meiner Kriegsvölker abgenom„men hat, und daß mir anderweite Hülfe abgeht; aber „deßhalb liegt kein Meer zwischen Dir und mir, das Uns „getrennt hält, und noch gibt es ein anderes Hinderniß, „uns zu sehen, als die Schwerter, an derer Klingen Du „bald die Hälse und Köpfe der Deinen — als einen hel„len furchtbaren Waffenglanz erblicken sollst, der Deine „Augen verblenden wird, daß Du ihn nicht zu schauen „vermagst! — Mein Vertrauen ist Gott, bey ihm hoffe „ich Schuz gegen Dich zu finden, und bey seinen Engeln, „welche erscheinen in menschlicher Gestalt. — Von Nie„mand erwarten wir Hilfe als von Gott, es gibt keinen

„andern Ort der Zuflucht als bey Gott, und kein anderes „Schirmdach als Gottes Allmacht. — Mit einem Worte, „wir vertröſten uns nur auf zwey glückliche Fälle, — ei„nen ruhmvollen Sieg über Euch — o welches Entzücken „wird er gewähren! oder, einen noch glorreichern Tod auf „dem Wege und im Dienſte des Herrn — welche Glück„ſeligkeit, welches Paradies von Herrlichkeiten bietet er „dar! Denn in Gott liegt der Lohn und die Anerkennung „für dieſe deine Drohungen, oder den ehrenvollen Tod, „und von Gott erwarten wir einen Sieg, der uns wieder „herausreiße aus den ertragenen Drangſalen, und dieſer „allerhöchſte Gott möge Dir, König Alfons, Alles das „geben, mit welchem Du Uns gedroht haſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Feuerſpeiender Berg auf Island.

Dieſer Berg ward im vergangenen März von Kapitän Webſter beſucht. Indem er in eine kleine Bucht hinein fuhr, in der er zu landen gedachte, kamen ihnen in einer Entfernung von ungefähr 300 Fuß vom Ufer heiße Windſtöße entgegen, und als ſie die Finger ins Waſſer tauchten, fanden ſie es beynahe kochend heiß. Die Steine am Strande und die der Fluth ausgeſetzten Felſen rauchten und ziſchten und das Waſſer umher kochte auf. Die Spitze ſchien von hier aus ungefähr eine Viertelmeile (engliſch) zu ſeyn. Nachdem ſie gelandet, ſtiegen ſie eine Felſenwand hinan, wobey ſie ſich an dem Graſe hielten, das aus der Aſche hervorwuchs, und als ſie mit großer Gefahr endlich den Gipfel erreicht, fanden ſie einen kleinen Baum, unter deſſen Schatten ſie einen vollen Anblick des Vulkans hatten. Er iſt ungefähr eine halbe Meile hoch. Der Umfang am Fuße iſt ungefähr 900 Fuß und am Gipfel 90, welcher Raum gänzlich von der Mündung eingenommen zu ſeyn ſcheint. Es kam beſtändig ein dünner weißer Rauch aus derſelben hervor. Kapitän Webſter watete 30 bis 40 Ellen Fußtief durch die Aſche, um zu dem Krater zu gelangen, fand es aber unmöglich.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London: Juli.

Am 4ten dieſes fand der von den Frauen der Oppoſition veranſtaltete Ball zum Beſten der in dem jetzigen Kampfe verwundeten oder ertrankten ſpaniſchen Patrioten ſtatt. Es war, was man hier einen Fancy-Ball nennt, wobey man zwar in Maskenkleidern, aber ohne Maske erſcheint. Indeſſen, da das Weſen des Vergnügens Freyheit iſt, ſo iſt man über dieſen Punkt nicht ſtrenge; und dieſe Nachſicht machten ſich bey dieſer Gelegenheit beſonders die Herren zu Nutze, indem kaum ein halbes Dutzend in fremder Kleidung erſchien; während die Damen doch meiſtens etwas von ſpaniſcher Tracht anhatten. Der Ball fand im Schauſpielhauſe von Coventgarden ſtatt, und war in jeder Hinſicht prachtvoll: man hatte das Parterre mit der Bühne gleich gemacht und den ganzen Saal aufs geſchmackvollſte erleuchtet und ausgeziert; aber mit Verwunderung bemerkte man die Abweſenheit jeder Deviſe oder Anſpielung, welche an den Gegenſtand der Verſammlung erinnern konnte; welcher ohne dieſe Erinnerungszeichen kein anderer als die Verſammlung ſelbſt zu ſeyn ſchien. Die Geſellſchaft, welche nicht über 900 Perſonen ſtark ſeyn mochte, obgleich man auf 3000 gerechnet und wirklich Kreditive für 1400 gegeben haben ſoll — war ganz auserleſen, und von den vornehmſten Klaſſen — aber nicht ausſchließlich von der Oppoſition. Man hatte aber Sorge getragen, daß die Geſellſchaft auserleſen ſeyn mußte; denn der ariſtokratiſche Geiſt unſerer höheren Stände will ſich zu politiſchen, und, was noch mehr, wohlthätigen Zwecken, nicht den niedrigeren nähern — und ſo legte man auch hier nicht nur durch den hohen Eintrittspreis — zwey Guineen die Perſon — einen ſtarken Schlagbaum vor, ſondern ein jeder mußte ſich zuerſt von gewiſſen, eigends hiezu niedergeſetzten, Perſonen ein Kreditiv (Voucher) verſchaffen, ehe er für ſeine zwey Guineen auf eine Eintrittskarte Anſpruch machen konnte. Der Ertrag dieſes Balles, nach Abzug der Unkoſten von 12 bis 1400 Pf., beläuft ſich auf etwas mehr als 300 Pf. — Der Ball zur Unterſtützung der Irländer im vorigen Jahre trug 4000 Pf. ein; das Lokal hatten die Eigenthümer des Theaters unentgeldlich geliehen — eine Großmuth, welche auch der Wirth des Gaſthofes bewies, wo die große Verſammlung zu Gunſten der Spanier am 13. Juni ſtatt fand. So eben aber findet ſich angekündigt, daß das Theater, ſo wie es in der Ballnacht war, zu einem Schilling die Perſon zu ſehen iſt — man ſagt nicht, zu weſſen Vortheil.

Zu Teneſſee, Nordamerika, hat der Kongreß den weißen Männern das Ehelichen ſchwarzer Frauen unterſagt; — man ſcheint ſich in den ſüdlichen Staaten Nordamerikas gar ſehr vor der zu großen Vermehrung der Mulatten zu fürchten!

Die Peckinger Zeitung enthält einen Beſchluß des Kaiſers zur Verminderung des ſtehenden Heeres, welches, wie es dort heißt, für China allein 600,000 Mann ſtark iſt. Zu dieſem ſtellte die Provinz Setſchuen allein 33,970 Mann.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 178.

Pulverthurm.

Charade.

Die Erſte nennet dir ein herrlich Wort;
Beglückend ſchallt es in der Schöpfung fort und fort.
Es webet dir vom Blüthenbaume nieder,
Der jüngſt noch unter dunkeln Knospen ſchlief;
Beſeelend lebt es in der jungen Vögel Lieder,
Im Schmetterling, den Mutter Sonn' ins Daſeyn rief.

O Zweytes! fühle deiner Abkunft Werth,
Und ſey das Erſte ganz, in hohen großen Sinn.
Wirf Erdentand und Wahn in Meereswellen hin
Und ſey, was Wahrheit, ſey, was die Natur dich lehrt,
Dann haſt du alle ird'ſche Schranken überſtiegen,
Du kannſt in weite ferne Himmel fliegen,
Beglückt und froh ein ſelig Götterkind.
Dir iſt die Welt — dir ſind die Himmel offen —
Emporgehoben, fromm voll Glaube — Liebe — Hoffen.

Und dieſe Seligkeit, die Eins dem Zweyten giebet,
O Ganzes! fühlſt du nie in deinem irren Wahn.
Mit frommem Glauben ſchwingſt du nie dich himmelan,
Und glücklich iſt nur der, der Gott und Tugend liebet.
Dir iſt die Schöpfung todt, da dir der Schöpfer fehlet,
Der ringsum ſeine Welt bedeutungsvoll beſeelet.

Nro. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. August 1823.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Schillers Lied von der Glocke.

Bürgerkrieg.

Nirgends Ruhe, nirgends Frieden,
Ueberall ein wilder Krieg!
In Partheyen streng geschieden
Feyert Rachsucht ihren Sieg.
Der Verfolgungsgeist zeigt höhnend
Seinen Basiliskenblick,
Frecher Leidenschaft nur fröhnend
Mordet er des Bruders Glück.

Was die Freundschaft eng vereinte,
Trennt der Leidenschaften Wuth.
Wo die Liebe Thränen weinte,
Wälzt der Haß sich nun im Blut.
Lachend ob des Bruders Schmerzen
Hebt sich des Verfolgers Brust,
Und im rachentflammten Herzen
Birgt er wilde Höllenlust.

Lauernd auf des Freundes Worte,
Forschend nach des Nachbarn Thun —
Daß er seine Ruhe morde —
Läßt der Haß ihn nimmer ruhn.
Aufgelöset alle Bande,
Brauset hin die wilde Schaar,
Und streut Zwietracht in dem Lande,
Das der Sitz des Glückes war.

Steig' hernieder, goldner Friede,
Und zerbrich des Würthers Schwert,
Daß im frohen Jubellliede
Sich verherrliche dein Werth.
Bring' dem Lande wieder Segen,
Das des Bruders Blut gedüngt,
Daß sich im geschäft'gen Regen
Die zertretne Flur verjüngt.

L. C. Kehr.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Solcherweise vergingen einige Monate. Zaide wurde nicht müde, immer etwas Neues zu verlangen, Ali auch nicht, ihre Wünsche zu gewähren. Die würdigsten Männer wurden aus der Stadt gejagt, weil die Sultanin nicht vertragen konnte, ihre Namen nennen zu hören, oder weil sie die Gesichter ihrer Frauen nicht ausstehen mochte. Von den entferntesten Gegenden der Welt wurden Kostbarkeiten geholt, um ihre Prachtliebe zu befriedigen. Das Volk seufzte unter den Lasten, welche ihm aufgelegt wurden, um ihre Wünsche zu erfüllen, und doch war sie nie zufrieden. Ja ihre Ansprüche wurden ohne Grenzen, so wie die Freude des Sultans auch ohne Grenzen war, weil seine Zaide bald Mutter werden sollte.

Ein herrliches Fest wurde im Serail veranstaltet, bey welchem dieß große Ereigniß bekannt gemacht werden sollte. Alle vornehme Damen der Stadt wurden zu Zaide einge-

laden, während alle Großen des Reichs an die Tafel des Sultans gerufen wurden. Unter dem Donner der Kanonen wollte er ihnen seine Vaterfreude mittheilen. Mit Erröthen empfing Zaide die Damen. Die Gemahlin des neuen Wessirs war die erste, die hereintrat; ganz natürlich! Ihr Rang, ihr Glanz war das Werk der Sultanin, und — sie befand sich eben in derselben Lage, wie die Sultanin selbst.

Ali fühlte sich ein wenig beklommen, als sein Freund Firlefamber nicht bey diesem Fest erschien; er nahm sonst Antheil an allen seinen Freuden. Die Sultanin Zaide wurde im Gegentheil nicht wenig erschrocken, als die Fee Merline, in dem Augenblick, da man sich zur Tafel setzen wollte, in ihrem Lilienwagen herabschwebend anlangte, und ohne zu erwarten, daß man ihr einen Platz anwies, sich zwischen Zaide und die Gemahlin des Wessirs einschob.

Hundert junge Mädchen, in Silberflor gekleidet, und durch duftende Blumenkränze mit einander verbunden, tanzten um die Tafel, und verkündeten in festlichen Gesängen, was die ganze Versammlung schon wußte, welche sich aber so anstellte, als wäre ein solches Ereigniß nie vorher gehört worden, und erführe sie es jezt zum Erstenmal. Niemand ergoß sich in so wortreichen Glückwünschungen, als die Gemahlin des Wessirs, (sie besaß die Gabe, immer in Hyperbeln zu reden). Sie sah schon im Geist den neugebornen Prinzen, denn daß ein solcher geboren werden müsse, war schon eine ausgemachte Sache, schöner als alle andere Kinder, die je geathmet hatten, und von der Geburt an mit allen erdenklichen Tugenden und Vollkommenheiten begabt. — „Dießmal hast du eine falsche Rechnung gemacht, fiel ihr die Fee hier ins Wort; nur das, was du unter dem Herzen trägst, ist von männlichem Geschlecht, und — ich weiß, daß sein Schicksal in genauer Verbindung mit dem der Tochter Zaidens steht." — Darauf redete sie die Sultanin also an: „Es ist fünf Monate her, seit ich dir vertraute, daß dein Kind eine Gabe von mir bekommen werde; du hast Zeit genug gehabt, zu überlegen, was du der noch Ungebornen wohl wünschen möchtest. Wohlan! was verlangst du für deine Tochter?"

„In der That, erwiederte Zaide, der Prophet hat ihr schon das Größte durch ihre Geburt geschenkt. Sollte ich meiner Tochter — denn du behauptest ja, daß ich keinen Sohn unter dem Herzen trage — sollte ich der Tochter noch etwas zu wünschen haben, so müßte es nur Schönheit seyn; eine so außerordentliche Schönheit aber, daß sie nie früher gesehen worden ist. Die Poeten singen immer von den Rosen auf den Wangen der Mädchen, möge meine Tochter denn mit zwey wirklichen Rosen, mit wirklichen rothen Blättern, auf den ihrigen geschmückt werden!"

„Und das wünschest du nach der Bedenkzeit von fünf Monaten?" fragte die erstaunte Fee, und heftete einen Blick voller Vorwürfe auf sie.

„Was könnte ich wohl Besseres wünschen?" versezte Zaide. —

„Wohl, es geschehe!" sprach die Fee, und Zaide auf beyde Backen küssend, fügte sie hinzu: „Deine Tochter sey so schön wie du, und es blühen zwey rothe Rosen auf ihren Wangen."

„Ach! rief die Gemahlin des Wessirs; gesegnet sey Ihre Hoheit, die das Edelste ausgesprochen, das Sie für Ihre Prinzessin Tochter erfinden konnte! Nur Sie vermochten etwas so Erhabenes zu ergründen! Wie sehne ich mich, den schönsten Engel mit seinen unverwelklichen Rosen zu sehen!"

„Es gehören Dornen und grüne Blätter zu jeder Rose, nahm Merline das Wort; der Prinzessin habe ich die Rosen geschenkt! Wünschest du wohl, daß der Knabe, dem du das Leben geben wirst, den Stiel und die grünen Blätter, die jenen Rosen gehören, tragen möge?"

„Nichts könnte mir lieber seyn, als meinen Sohn in irgend einem Verhältniß zu der Tochter meiner Beherrscherin zu wissen!" lautete die Antwort.

„Es geschehe!" sprach die Fee. Darauf gab sie der Dame des Wessirs einen kleinen Schlag auf beyde Ohren: „Es trage dein Sohn hinter den Ohren den dornigen Stiel und die grünen Blätter jener Rosen, und erst wenn er sich der Herrschaft der Prinzessin unterwirft, und von ihr zum Gemahl erkoren wird, vereinen sich die Rosen, welche Zaide thörichterweise auf die Wangen ihrer Tochter gewünscht, mit den Blättern, welche deine niedrige Heucheley hinter die Ohren deiner Brut gepflanzt hat." So sprach die Fee mit ernster Strenge und verschwand.

Die übrigen Damen stießen einander verstohlen an, und Alle freuten sich über die Ohrfeigen, welche die Gemahlin des Wessirs empfangen hatte, während diese mit glühenden Wangen schon den Einfluß berechnete, der ihr zu Theil werden würde, wenn ihr Sohn die Tochter der Sultanin heirathete. Sie tödtete schon im Geist alle die Prinzen, die dem Sultan geboren werden konnten, um ihrem Ungebornen auf den Thron zu erheben. Während sie ihre Plane machte, ärgerte sich Zaide insgeheim nicht wenig darüber, daß Merline das Geschick ihrer Tochter mit dem des Sohnes eines Unterthans verbunden hatte.

Die Nachricht von dieser Begebenheit erreichte bald die Tafel des Sultans. Der Wessir stolzirte wie ein Pfau über die Liebkosungen, so nannte er die Ohrfeigen, die seine Gemahlin von der überirdischen Beschützerin der Sultanin empfangen hatte, und noch mehr darüber, daß er sich als fest im Amte betrachten konnte, denn der Sultan würde sich doch wohl nicht mit dem Manne entzweyen, dessen Sohn in das Geschick seiner eigenen Tochter verwickelt

war. Alle waren oder schienen zufrieden mit dem Geschehenen; nur Ali schüttelte bedenklich den Kopf — denn Firlefamber war ja nicht gegenwärtig gewesen, und das weissagte ihm nichts Gutes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben mauriſcher Diplomatik aus dem ſpaniſchen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien.“

(Fortſetzung.)

Indeſſen zogen ſich die Zurüſtungen des Königs von Marokko in die Länge, und obſchon er feſt entſchloſſen war, ſeine Eroberungen auch über Spanien zu verbreiten, und ſich zum Herrn über die Provinzen zu machen, deren kleine Könige ſeinen Beyſtand anriefen, verſchob er die Landung doch noch ſo lange, bis ihm Gibraltar war ausgeliefert worden, wohin er eine ſtarke Beſatzung legte. Hören wir was ſein Großvezir, ein geborner Andaluſier, über das Anliegen der ſpaniſchen Könige zu ſeinem Gebieter ſpricht:

„O Herr, es iſt allerdings kein Zweifel vorhanden, „daß es jedem Muſelmanne ziemt, ſeinem Bruder, dem „Muſelmann, beyzuſtehen, aber ich muß dir einige Be„merkungen machen. Du ſollſt wiſſen, daß Spanien gleich„ſam eine abgeſchnittene Inſel iſt, von allen Seiten vom „Meere umfloſſen, ausgenommen gegen Nordoſten, wo „es Gebirge begrenzen. Von dieſem Spanien beſitzen die „Muſelmänner einen großen Theil, und verlieren davon „mit jedem Tage, das Uebrige gehört den Chriſten; es „iſt ein brengtes Land, von Bergen durchſchnitten, und ein „Gefängniß für die, welche hineinkommen, denn wer „dorthin zieht, kommt nicht wieder zurück, und wird am „Ende gezwungen, unter der Herrſchaft desjenigen zu „bleiben, welcher dort befiehlt; und ſo wie du den Fuß in „dieſes Land geſetzt haſt, ſteht es augenblicklich nicht mehr „in deiner Gewalt, heimzukehren. Ueberdieß ſage mir, „welche Freundſchaft beſteht denn zwiſchen dir und dieſen „Emiren, die dich anrufen, welche Sicherheit können ſie „dir leiſten, und welche alte Verwandtſchaft macht es dir „zur Pflicht, ihnen beyzuſtehen? Ich würde befürchten, daß „wenn Gott den Unternehmungen der Feinde günſtig iſt, „der König von Sevilla dir den Rückzug nach Afrika abſchnei„den dürfte, ohne dabey große Schwierigkeiten zu finden. „Daher möchte ich rathen — wenn es dir genehm iſt — „ihm zu ſchreiben, daß du nicht hinüber kommen könn„teſt, und auch nicht kommen würdeſt, bis er dir die „grüne Inſel abgetreten habe, damit du dorthin vertraute „Kriegsvölker legen kannſt, welche deinen Rückzug zu je„der Zeit und nach deiner Willkür verſichern.“

Das Schreiben, welches wegen dieſer Abtretung an den König von Sevilla erlaſſen wurde, lautet nach unſerm Werke alſo:

„Im Namen des barmherzigen, gnädigen Gottes: „der König der Muſelmänner, Beſchützer des Glaubens, „Erneuerer der Anrufung des Herrn der Muſelmänner: „an den hochherzigen König, der auf Gott vertraut, und „ſeine Stütze in Gott hat, an den König Abuleaſen Mu„hamad Aben Abed, welchen Gottes wohlthätige Hand in „ſeiner heiligen Furcht und Verehrung lenken, leiten, be„feſtigen und erhalten wolle, nach dem Befehle der gött„lichen Majeſtät; Unſern Gruß mit Gott, und über Euch „ſeine Barmherzigkeit und ſein himmliſcher Segen.

„Dieß vorausgeſetzt, ſollt Ihr wiſſen, daß Uns Euer „Brief und edles Verlangen zugekommen iſt, daß wir „Uns von dem Ganzen recht wohl verſtändigt, und erfah„ren haben, wie Ihr Uns auffordert, Euch beyzuſtehen, „Euch Hülfe zu leiſten, Euch aus den Uebeln und Drang„ſalen zu befreyen, die ſo ſchwer auf Euch laſten; Wir „haben ferner erkannt, welche geringe Einigkeit und Bru„derſchaft unter Euch Königen von Andaluſien obwaltet, „wie wenig Ihr Euch wechſelſeitig gefällig ſeyd; — daher „will ich, für meinen Theil, Eure rechte Hand werden, „und Euch Hülfe leiſten mit meiner eigenen Perſon und „meinem Kriegsvolk, denn ſo befehlen es mir die heiligen „Vorſchriften Gottes in ſeinem geprieſenen Alkoran. — „Aber es iſt keine Möglichkeit vorhanden, zu Euch nach „Spanien hinüber zu kommen, wenn Ihr nicht die grüne „Inſel in meine Hände und Gewalt übergebt, damit ich „dort Beſatzungen meiner Leute aufſtelle, welche Unſern „Hin- und Hermärſchen, je nachdem Unſer Wille beſchlie„ßen wird, zur Sicherheit dienen, und jedes Hinderniß „beſeitigen.

„Wenn Ihr alſo dieſen Vorſchlag zweckmäßig erach„tet und eingehen wollt, ſo fertigt die Urkunde darüber „aus, worauf ich ohne längeres Verweilen zu Eurer „Hülfe erſcheinen werde, wenn anders Gott will. Mei„nen beſten Gruß.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juli.

Neulich war die feyerliche Einſetzung des an des verdienſtvollen Schichts Stelle erwählten Cantors Winding auf der Thomasſchule. Dieſer, der Neffe des bekannten Kirchencomponiſten und Cantor an der Kreuzſchule in Dresden, legte früher auf unſrer Univerſität den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, widmete ſich ſpäter ganz der Muſik und vornehmlich

der Theorie, reiste dann in Italien und wurde darauf Cantor an der Kreuzschule in Dresden, welche Stelle er aber wegen kollegialischer Mißverhältnisse wieder niederlegte. Er privatisirte seitdem in Dresden, und machte sich durch treffliche Leitung einer Singakademie um den Gesang daselbst sehr verdient. Dieses und sein bedeutender Ruf als musikalischer Theoretiker läßt uns erwarten, daß er ein rühmlicher Nachfolger seiner würdigen Vorgänger sey, und die Vervollkommnung der ihm untergebenen trefflichen Anstalt mit nachdrucksvoller Thätigkeit befördern werde. Es macht seiner Bescheidenheit Ehre, daß er mit der Aufführung einer Kirchenkomposition seines Vorgängers am 13. Juli sein Amt als Musikdirektor antrat.

Die Trinkanstalt des Herrn Dr. Struve in Dresden ist auch für diesen Sommer in dem Garten des Herrn Reichel eröffnet worden, obgleich noch immer die Meisten nach den Naturquellen reisen.

Der schon in meinem vorigen Bericht genannte Schauspieler Wüstenberg vom Kaßler Hoftheater gab zur lezten Gastrolle den Bürgermeister Staar in der falschen Prima Donna; er hatte auch hier nur viel Komisches, aber Herr Genast besiegte ihn in der Hauptpartie, sowohl durch launiges Spiel, als durch die Wirkung seines geschickten Falsets. Hiezu traten Hr. und Mad. Maurer vom Stuttgarter Hoftheater (lezitere früher als Dem. Schaffner bey hiesiger Bühne) als Ferdinand und Louise in Kabale und Liebe und als Rudolph und Hedwig in Körners Hedwig auf; dem Hrn. Maurer ist Bühnengewandheit nicht abzusprechen, aber die glühende Jugend, und das, Sprache, Blick und Bewegung ergreifende, Gefühl des Ferdinand konnte ich an ihm nicht entdecken; statt der Schwärmerey des Jünglings fanden wir in seinem Spiel vielmehr eine männliche Prosa, und in den höchsten Ausbrüchen des Gefühls war die Stimme nicht ausweichend. Mehr sagte Mad. Maurer, die übrigens immer noch in ihrer alten Melodie spricht, das Sentimentale der Louise zu. Herr Genast gab als Geiger Müller eine sehr schätzbare Charakterzeichnung, nur noch ein wenig chargirt. Herr Brand, als Wurm, war seiner Haltung wegen zu loben. Am 27. Juni wurde zum ersten Male die kleine Oper Aladin (Musik von Girowetz) mit vielem Glück auf die Bühne gebracht. Die Handlung interessirt durch den naiven Charakter des Aladin, welchen Hr. Genast, vornehmlich in der ersten Hälfte des Stückes, mit leichter und natürlicher Laune ausführte. Die Musik ist gefällig und hat angenehme Melodien, ohne originell zu seyn. Aladins erste Arie, in welcher er zulezt einschlummert, gehört zu den interessantesten Stücken. Die reizende Ausstattung der kleinen Oper durch muntern Tanz, in die Augen fallendes Kostüm und eine hübsche Dekoration, den Pallast des Aladins vorstellend, empfehlen dieselbe noch mehr. — Darauf wurde (auch zum ersten Mal) die Theilung der Erde, Lustspiel in drey (langwierigen!) Akten von Schmidt gegeben. Das Stück theilt die Eigenschaften mehrerer kürzlich auf der Bühne erschienenen Lustspiele: eine Handlung ohne Handlung; zur Ungebühr ausgedehnt durch locker zusammenhängende Situationen und überflüssige Episode (die ganze Scene in des Cantors Hause, wo der liebe Bengel von Sohn das Publikum durch sein Geplerey unterhalten soll) und mit einigen starken Spißen, Anekdoteneinfällen und Anspielungen auf Zeitverhältnisse gewürzt, welche beym großen Haufen noch immer das Meiste wirken. Daß einige treffende darunter sind, kann nicht geläugnet werden. Ungeachtet dessen und der belebten Darstellung schien jedoch die Langweile und der Verdruß über einige gemeine Uebertreibungen der herrschende Eindruck zu seyn, welchen das Stück machte, bis die am Schlusse geschickt angebrachte captatio benevolentiæ, welche der vermeintliche Demagog aussprach, (höchst wahrscheinlich wird der Name des Landes und des Landesherrn nach dem Orte verändert, wo man das Stück aufführt) die Hände in Bewegung brachte. Schwerlich möchte es Viele geben, die diesen erfolgreichen Moment zum zweyten Mal abwarten möchten. Uebrigens will ich nicht unbemerkt lassen, daß dieses Lustspiel, so viel mir bekannt ist, zugleich als der erste Versuch betrachtet werden kann, die etwas abkommenden Deklamationen in dramatischer Form schmackhaft zu machen.

Die Oper Camilla von Paer wurde neu und gut einstudirt gegeben. — Mad. Werner hat uns als Camilla auch im Spiel ausgezeichnet geschienen und Herr Köckert als Herzog.

Am 11. Juli trat Mad. Meyger-Vespermann in ihrer ersten Gastrolle als Prinzessin von Navarra im Jean de Paris auf. Als talentvolle Anfängerin sahen wir sie hier vor sieben Jahren an ihres Lehrers, Winters, Seite auftreten, als Meisterin des Gesanges kehrte sie jezt zu uns zurück, mit lautem Beyfall bewillkommnet. Es war nicht ihr Wille, in der genannten Parthie zuerst aufzutreten, welche an und für sich ihrer, in der Höhe etwas beschränkten, Stimme nicht ganz angemessen ist; aber die, auch bey hiesiger Bühne häufig „eintretenden Hindernisse" nöthigten sie, diese Parthie als erste Gastrolle zu geben. Ungeachtet nun Mad. Vespermann aus dem angeführten Grunde zu einigen, der Melodie nicht ganz günstigen Abänderungen der ersten Arie genöthigt ist, und eine nicht zu verkennende Befangenheit die Intonation etwas schwankend machte, so konnte doch bey solchem ausgebildeten und ausdrucksvollen Vortrag der Erfolg keinen Augenblick ungewiß seyn; denn ihr Gesang gehört zu dem ausdrucksvollsten, was man nur von deutschen Sängerinnen gehört hat, und mit diesem Vorzug hat sie die Vollkommenheit formeller Ausbildung, die nur aus italienischer Schule hervorzugehen pflegt, auf bewundernswürdige Weise vereinigt. Auch an ihr nehmen wir das, was zum Höchsten des Gesanges gehört, mit Entzücken wahr, daß Alles, was dem Vortrage der Sängerin angehört, bey ihr unmittelbar und im Augenblicke (nicht einstudirt) aus der Seele hervorzugehen scheint, und daß das Geleistete als Ganzes lebendig dastent, wobey man gern zu übersehen geneigt ist, wenn im Einzelnen etwas mißlingt. Allgemeine Freude verursachte es, die hier oft gehörten, und von Winter für Mad. Vespermann geschriebenen Variationen: **o cara memoria** nun von der Meisterin selbst zu hören, welche sie in einem passenden deutschen Texte im zweyten Theile der Oper einlegte. Der Geist der Anmuth und des seelenvollen Anschließens an die Natur war wie ein Zauber über das Ganze verbreitet. Wer könnte so schöne Zugaben unwillig, ja undankbar aufnehmen? Wird doch der Zusammenhang einer solchen Oper auch eben dadurch nicht gehemmt. Mit Recht loderte daher ein Feuer des Beyfalls unter allen Hörern. Und doch muß ich gestehen, daß, wenn das Einfache nun auch seine Krone fordert, der Künstlerin wegen des Vortrags des Troubadours vornehmlich diese Krone gebührte; denn ich sehe nicht ein, wie verständige Sängerinnen gerade diesen — eine kleine Romanze nennt ihn Jean de Paris — so überladen ausschmücken können. Mad. V. hatte durch diese Parthie das Publikum auf die Darstellung der Müllerin sehr begierig gemacht, welches die darauf folgende war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Nr. 62.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. August 1823.

Ausstellung der französischen Akademie in Rom.

(Verspätet.)

Die französische Akademie in Rom hat im verflossenen Winter einen neuen Direktor an Herrn Guérin erhalten, unter dessen Leitung in der Mitte des April die Ausstellung der Skulpturen, Gemälde und Zeichnungen der Zöglinge veranstaltet wurde. Diese Werke waren nach Zahl und Umfang bedeutend genug, um einen Begriff von der Richtung und den Verdiensten der jungen Künstler zu geben, welche, nachdem sie den großen Preis auf der Akademie zu Paris erworben, nun das Studium der Kunst nach den großen Vorbildern in Rom fortsetzen. Die Regierung, die ihnen alle dazu nöthige Unterstützung gewährt, verlangt von den Bildhauern und Malern, als jährliche Probe ihrer Fortschritte, die Darstellung einer nackten Figur, und überläßt mithin die Aufgabe des Gegenstandes weder ganz der freyen Wahl des Künstlers, noch beschränkt sie denselben auf eine besondere Scene oder Handlung. Genau betrachtet, mögen Vortheile und Nachtheile dieser Einrichtung einander so ziemlich die Wage halten: die Darstellung des Nackten ist unerläßlich, und wird der Künstler dadurch gewissermaßen beengt, so erhält der Erfindungsgeist desto größeren Antrieb sich in seiner eigenthümlichen Kraft zu zeigen.

Die historischen Gemälde waren alle etwas über Lebensgröße:

1. Scene der Sündfluth von Court. Diese Composition zog die Augen am meisten auf sich, sowohl durch Inhalt als durch Ausführung, und wer auch am Gegenstand selbst keinen Gefallen fand, mußte doch gestehen, daß in der Bearbeitung des Einzelnen der Künstler viel Talent entwickelt hatte. Die Figuren sind etwas über Lebensgröße. Aus der heraundringenden Fluth hat ein kräftiger Mann sich auf eine Klippe gerettet, sein greiser Vater und sein Weib mit einem Säugling sind ihm schwimmend gefolgt, aber nun ist der Greis im Begriff unterzusinken, und der Sohn streckt sich knieend auf dem Felsen weit hervor, um die emporragenden Hände des Vaters zu fassen. Er hat in diesem Augenblicke Weib und Kind vergessen, doch die Frau hat glücklich einen Zweig ergriffen, und hält angstvoll das halbtodte Kind mit der Rechten empor, um es der Hand des Retters zu nähern. Wenn die Composition nicht eben vorzüglich zu nennen ist, da die unteren Figuren etwas abgeschnitten aus der horizontalen Wasserfläche hervorragen, so besitzen doch die einzelnen Figuren unbestreitbare Verdienste in Hinsicht der Korrektheit und Großartigkeit der Zeichnung, worin man ein gründliches Studium des Nackten erkennt. Der Ausdruck der Angst in den Gesichtern des Mannes und des Greises, der Liebe und Verzweiflung in der Mutter, des nahenden Todes im Kinde, ist zwar etwas grell, doch mit Wahrheit aufgefaßt. Nur das Colorit ist kalt und kalkig und rührt wohl von der besondern Behandlung, welche der Künstler angenommen zu haben scheint, indem er die Farben sehr trocken übereinander tolkirt, und somit auf die Vortheile der Lasuren größtentheils Verzicht leistet.

2. Aristomenes, König von Messene, in die lacedämonische Ceada gestürzt, fand einen Ausgang aus der Höhle des Todes mit Hülfe eines Fuchses, den er an den Leichnamen nagen sah. Er ergriff das Thier, folgte ihm durch einen engen Seitengang, und entkam so glücklich seinen Feinden. Diesen Gegenstand hat Hr. Monvoisin in einem großen Gemälde behandelt. Aristomenes liegt vorwärts, auf beyde Hände gestützt, wie eben herabgefallen, über den Leichnamen, die von fahlem obenherabkommendem Lichte in vielen Reflexen erhellt werden. Er horcht mit weit aufgerissenen Augen auf das Geräusch des Fuchses, der vornen an seinem Fraße zehrt. Ein nackter Körper, der neben ihm liegt, ist sehr schön im Reflexlichte gemalt, aber der grelle Ausdruck in Aristomenes Gesicht vermehrt noch das Widerwärtige, das die Scene schon an und für sich haben mußte, und das durch alle Kunst der Zeichnung, der Beleuchtung und Farbengebung nicht aufgehoben werden kann.

3. Othryades tödtlich verwundet, schreibt auf seinen

Schild: „die Lakedämonier haben die Argiver besiegt.“ Von Hesse. Ein blutender Held, der am Boden liegend mit seinem Blute seinen Schild beschreibt und eben nur noch wenige Augenblicke zu leben hat. Der Künstler hätte, da er diesen Gegenstand einmal gewählt, wohl den sterbenden Fechter ansehen dürfen; der wahre und nichts weniger als gräßliche Ausdruck in diesem Meisterwerke der alten Kunst würde ihn nicht zu dem krassen theatralischen geführt haben, den er in sein Bild gelegt. Von demselben Künstler war auch eine wohlgelungene Copie der Grablegung von Caravaggio, die sich jezt in der vatikanischen Sammlung befindet, vorhanden.

4. Ereſychthon haut den Baum der Ceres um und hat dabey einen jungen Menschen getödtet (?). Dieß ebenfalls lebensgroße Bild von Coutan könnte, so wie es aufgefaßt ist, nur durch lebendige und meisterhafte Darstellung einer schwierigen Bewegung interessiren. Ereſychthon haut auf den Baum los, und der Getödtete liegt daneben. Obgleich in Hinsicht der Farbe nicht ohne Verdienst dünkt es mir in Hinsicht der Zeichnung weniger gründliches Studium des Modells zu verrathen als die übrigen, von denen eine korrekte tüchtige Zeichnung des Nackten fast durchgehends zu rühmen ist.

Warum alle diese Künstler furchtbare abschreckende, ja gräßliche Gegenstände gewählt, möchte wohl nur aus der allgemeinen Neigung der französischen Nation zum Affektvollen und aus dem besondern Gang der französischen Historienmalerey zu erklären seyn. Es ist gewiß eine der schwersten Aufgaben der Kunst, Zustände darzustellen, welche an die Zerstörung des Lebens gränzen. Verzweiflung, Todesangst, Todeskampf in der Wirklichkeit zu beobachten, findet sich nur selten Gelegenheit, und doch können sie wahr nur aus der Wirklichkeit aufgefaßt werden. Aber es scheint eine aus Davids Schule herrührende Maxime der französischen Künstler, daß die heroische Malerey des Ausdrucks starker Affekte und Leidenschaften bedürfe, um die Seele zu rühren; und nachdem nun eine Reihe von Meistern Gegenstände dieser Art behandelt, ist der Ausdruck dafür fast stehend geworden, und jüngere Künstler finden es leicht, ihn nachzuahmen, ohne daß sie bedenken, wie weit ihre Vorgänger selbst noch von der Wahrheit der Natur möchten entfernt gewesen seyn. Fragen wir indessen, durch welche Darstellungen die Kunst am meisten einnehme und uns in das höhere ideale Leben, das sie zu bilden vermag, einführe; so sind es weit mehr die ruhigen, einfachen, einer edlen und höhern Existenz verwandten, als die, worin sich das zerstörende Prinzip menschlicher Leidenschaft oder die traurige Gewalt des Unglücks zeigt. Aber es ist freylich für den Künstler fast noch schwerer, die feinsten Gedanken und Empfindungen, das innere Leben des Geistes und der Seele, in der äußerlichen wenig bewegten Erscheinung des Menschen schön und lebendig auszudrücken, und nur die größten Genien der Kunst haben es erreicht. Deßhalb sollte es jedoch nicht aufhören, Zweck des künstlerischen Strebens zu seyn.

Im Fache der Landschaftmalerey waren nur zwey Gemälde von Rémond vorhanden: eine sehr große, etwa 5 Fuß hohe und 7 Fuß breite historische Landschaft; die Geschichte des Cincinnatus darstellend, wie er vom Pflug zur Diktatur gerufen ward. Unter einem großen Baum im Vorgrund sieht man die Senatoren dem bescheidenen Helden nahen, den Mittelgrund bildet die Ansicht römischer Gebäude, ideell aufgefaßt, die Composition ist großartig und die Ausführung mit Geschick, jedoch ohne gehöriges Studium des Einzelnen größtentheils zu tapetenartig behandelt. — Sehr manierirt und auf bloßen Effekt gearbeitet schien mir die zweyte kleinere Landschaft, eine Ansicht von Amalfi, wo die dunstigen Berge und staubenden Wege mit einer Heerde von Schaafen darauf in wenig große Massen von Licht und Nebel zusammenfloßen.

Die Sculptur hatte eine bedeutende Anzahl von Werken aufzuweisen, unter denen an Naivetät der Auffaßung und Natürlichkeit der Ausführung wohl eine Figur von Jacquot in Gyps modellirt voranstand; ein kleines nacktes Mädchen, wie es im Begriff ins Bad zu steigen, die Kühle des Wassers mit der Fußspitze probirt. Sie stüzt sich mit beyden Händen auf den hinter ihr stehenden Tronk und scheint, eben im Begriff hinabzugleiten, sich noch lächelnd zurückhalten zu wollen, weil ihr das Wasser zu frisch dünkt. — Von demselben Künstler war auch noch eine gute weibliche Porträtbüste in Gyps, und eine Copie des Apollino in Marmor, aufgestellt.

Euridice, von der Schlange am Fuße verwundet, Marmorstatue in Lebensgröße von Nanteuil, eine Figur von schönen Formen und fleißiger Ausführung, doch glücklicher wie mich dünkt, in diesen beyden Hinsichten als in Beziehung auf Anlage, da die Wendung des Körpers etwas zu heftig und der Anmuth der Verhältnisse nachtheilig seyn möchte. Derselbe Künstler hatte auch eine Copie der sitzenden Venus im vatikanischen Museum, welche den Namen des Bupalos an der Basis trägt, geliefert.

Linus, der von Apoll mit dem Pfeile verwundet worden, Statue in Gyps von Dimier. Der Künstler hat den Sänger fast nackt apollähnlich gebildet, wie er, das tödtliche Geschoß in der Brust mit einem Knie sich auf ein Felsenstück stüzt, und schmerzvoll nach dem unsichtbaren Feinde emporschaut. Die heftige vorwärts gerichtete Bewegung des Körpers und besonders der Brust schien nicht ganz angemessen, in der Ausführung war der Figur manches Gute nicht abzusprechen. — Askan, ein Studienkopf in Gyps von demselben Künstler, war zu leer an Cha-

rakter und Ausdruck, als daß er besonders hätte anziehen können. Außerdem war eine Copie des Dornausziehers in Marmor von diesem Künstler aufgestellt.

Ein Titan vom Blitze des Zeus getroffen, kolossale Gypsstatue von Lemaire, erinnert durch gewaltsame Bewegung und übertriebenes Muskelspiel an die ältere französische Bildnerschule, doch ist in der Ausführung des Einzelnen ein tüchtiges Studium des Nackten nicht zu mißkennen.

Ein schlafender Endymion von dem Medailleur Hrn. Brun, schien mir weder in Verhältnissen noch in Form und Ausdruck sehr gelungen; auch die minder schöne Statue hätte von einer geübtern Hand mit mehr Wahrheit dargestellt werden können.

Noch sind zwey Basreliefs in Gyps von Vatinelle zu erwähnen: Herkules mit der Amazone kämpfend, Figuren von etwas zu gedrängten Formen, und eine Copie des schlafenden Endymion auf dem Capitol.

Mit besonderm Vergnügen wurden von dem Publikum die Zeichnungen von Architekten betrachtet: Details vom Theater des Marcellus, von Callot, eine Restauration des Tempels der Jupiter Tonans, und ein Säulenkapitell vom Tempel der Concordia von Le Sueur, Kapitelle und Glieder vom Tempel des Jupiter Stator von Blouet. In allen bemerkte man ein vorzügliches Geschick, ja ein völlig ausgebildetes System in Behandlung der Sepia, und bewunderte wie auf mehr oder minder kräftige Weise ein täuschendes Relief erreicht war. Etwas weniger gelungen in Hinsicht der Rundung schien ein Kapitell vom Pantheon von Villain. Bey Betrachtung des Fleißes und der Geschicklichkeit, die auf diese Arbeiten verwandt worden, drängt sich jedoch dem Beobachter die Frage auf: ob der Nutzen, den solche Zeichnungen architektonischer Theile bringen, in gleichem Verhältniß mit der Zeit stehe, die darauf verwendet wird, da sie doch eigentlich nur Abbildungen guter Modelle sind, und ob es nicht zweckmäßiger für das Studium selbst wäre, sie lieber in Gyps zu modelliren als sie zu zeichnen?

Außer diesen waren keine Zeichnungen vorhanden als eine große, wohlgelungene Kreidezeichnung von Dubois, Copie eines Theil der Gruppe des Archimed aus Raphaels Schule von Athen. S.

Ueber die Baubrüderschaften des Mittelalters.

So Manches auch schon über die Baubrüderschaften gesprochen worden, so scheint doch, bey dem großen Wirkungskreise während ihrer Dauer, bey den bedeutenden Folgen ihrer Aufhebung, eine nochmalige Erinnerung an sie, hauptsächlich wegen ihres Ursprunges, nicht überflüssig zu seyn.

Ihre Wichtigkeit für jene alten Zeiten spricht sich selbst aus. Sie bestanden aus Meistern jeder Art der Künste, die zur Errichtung eines Bauwerkes nöthig sind. Diese Meister wirkten vereint, nach einem Geiste, nach gleichen Grundsätzen, und sie unterzogen sich nicht nur der Angabe des Ganzen, sie besorgten auch die Ausarbeitung einzelner Theile. Ohne ihren Verein wären die mächtigen Dome nicht entstanden, die wir noch bewundern.

Die Aufhebung dieser Brüderschaften, am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, brachten der Baukunst nicht geringen Nachtheil. Wenn schon früher, ungefähr vom Mittel des funfzehnten Jahrhunderts an, Vernachlässigung der Grundsätze der Kunst einriß und nur Nachahmung des bereits Festgesetzten sich zeigte, so ging, nach Auflösung des Bundes, die tiefe Kenntniß der Geometrie, die Kenntniß der Gesetze der Natur, nach denen die Formen gebildet waren, und der daraus hergeleiteten Grundsätze der Kunst ganz verloren. Diese Erkenntniß war nicht in Schriften abgefaßt, sie wurde, durch Hülfe der aufgestellten Symbole, nur mündlich von Bruder zu Bruder fortgepflanzt, eine Mittheilung, die nach Zerstörung des Bundes nicht mehr statt finden konnte. Nunmehr standen die Meister einzeln, die sonst im Verein gearbeitet hatten, das Ganze trennte sich in verschiedene Zweige und nur das Aeußere, das Zunftmäßige blieb übrig. Die Maurer gingen in die gewöhnliche Zunft über, die Steinmetzen beschäftigten sich nur mit der regelmäßigen Zurichtung der Werkstücke, nicht mehr mit der Bearbeitung der Bauzierden, welche nun den Bildhauern überlassen wurde, besondere Steinhauergilden bildeten sich, welche gleiche Arbeit verrichteten wie die Steinmetzen, ohne jedoch zünftig zu seyn, und die eigentlichen Baumeister standen für sich, ohne Verbindung mit einander.

Der Ursprung der Baubrüderschaften wird aus den römischen Baucollegien hergeleitet, eine Meinung, die mit vielen Gründen unterstützt wird, deren Richtigkeit jedoch manchem Zweifel unterworfen ist. Bey den Römern kommen Tignarii vor, Zimmerleute, Structores, Bauleute oder Maurer, Lapidarii, Steinbrecher, Quadratarii, Steinhauer, Marmorarii, Marmorarbeiter. Alle waren in Corporationen vereinigt. Auch findet sich, im Allgemeinen, ein Collegium fabrum, diejenigen, die aus Stein, Holz, Metall Werke verfertigten. Nirgends aber wird ein Collegium architectorum erwähnt, obschon die Architekten einzeln aufgeführt werden als Mitglieder der Collegien, wo sie Ehrenämter bekleideten.

Wir sehen also hier nur Baugewerker zunftmäßig verbunden und Gehülfen der mechanischen Arbeiten, keine Vereine der Baukünstler. Wo diese dabey erscheinen, sind sie den Collegien nur einzeln beygemischt, indeß in den Bauvereinen des Mittelalters die Baumeister den Hauptbestand ausmachen, die mechanischen Arbeiter aber untergeordnet sind. Kommen auf römischen Grabmälern architektonische Zeichen vor, Zirkel, Winkelmaß, Hammer und andere, so haben sie unstreitig auf mechanische Arbeiter Bezug, oder auf einzelne Architekten, woraus auf Baumeister-Zünfte nicht zu schließen ist.

Und warum hätte man im Mittelalter diese Corporationen als Vorbild der Bauvereine annehmen sollen, da andere Verbindungen näher lagen. Dieses waren die Klöster. In ihnen wurde, in den frühern Zeiten, alle Kunst und Wissenschaft allein betrieben, in ihnen zeigten sich Brüderschaften; Baukünstler, Bauarbeiter und Künstler anderer Art, zur Ausschmückung der Bauwerke gehörig, standen hier in genauer Verbindung. Trennten sich nun von ihnen, mit der Zeit, die in den Klöstern zur Ausführung der Kunstwerke aufgenommenen Laien, stifteten sie eigene Vereine, so war es wohl das nächste, daß diesen Vereinen die Klosterbrüderschaften zum Muster dienten, in denen sie waren gebildet worden. Dafür spricht ebenfalls der gemeinschaftliche Name, Bruder, welchen die Mitglieder der Bauvereine, so wie die Mönche, unter einander führten.

Indeß ist es nicht unmöglich, daß die römischen Baucorporationen einigen Einfluß auf die Baubrüderschaften haben konnten. Dieses scheint in England der Fall gewesen zu seyn, wo, während der Herrschaft der Römer, die Baucorporationen sich eingefunden hatten, wo auch die Baubrüderschaften ihren Anfang nahmen. Doch hatte dieser Einfluß nur auf das Aeußere und allgemeine Bezug, hauptsächlich auf das Zunftmäßige, auf die Vorrechte, welche den Baubrüderschaften zugestanden wurden, das Innere und Eigene derselben, die brüderliche Vereinigung, die Grundsätze, wonach die Kunst behandelt wurde, die Lehren eines sittlichen und religiösen Lebenswandels, alles dieses war schon durch die Klostervereine fest bestimmt, die mit den römischen Corporationen weder überhaupt, noch in dem, was das Bauwesen betrifft, gewiß in keiner Verbindung standen.

Stieglitz.

Kunstnachrichten aus Carlsruhe.

Von den Gemälden in der lezten Ausstellung hat der hiesige Kunstverein, dessen Bestrebungen gewiß nicht ohne schönen Erfolg bleiben werden, eine Landschaft von Huber dem Vater, den Kirchhof von Köster und die Harfenspielerin von Keller, nebst einem großen Theile der Industrie-Gegenstände gekauft und verloost. — Von dem zweyten Blatte Haldenwangs nach Claude, dem Mittage, ist bereits ein Aetzdruck fertig und vortrefflich ausgefallen. Es ist dieß, in dem kleinen Cyclus, die reichste Composition, und doch nirgends etwas Ueberflüssiges oder Störendes. — Von Frommels Darstellungen der Gegend um Baden erscheint, mit Ende Junius, das erste Heft. Außer den malerischen Ansichten aus Italien von Reinhard ꝛc. wüßten wir keine deutsche Voyage pittoresque, die dieser an die Seite gesezt werden dürfte.

Ein ähnliches Unternehmen hat die Herdersche Kunsthandlung in Freyburg mit ihren malerischen Darstellungen merkwürdiger Trachten, Beschäftigungen und Volksfeste im Großherzogthum Baden begonnen. Die Zeichnungen sind von Folz, und die Momente mit lebendiger Eigenthümlichkeit aufgefaßt.

Der treffliche Architekt Weinbrenner fährt unermüdlich fort, die theils von ihm aufgeführten, theils restaurirten oder nach den Angaben alter Schriftsteller entworfenen Gebäude in Zeichnungen und Erklärungen dem Publikum zu übergeben. Dieß dürfte gerade jezt um so verdienstlicher seyn, da lächerlicher pedantischer Dünkel, von allen praktischen Kenntnissen entblößt, mit fast unerhörter Arroganz neue Verwirrung in diesem Gebiete anzuzetteln bemüht ist. —ber.

Von der Italienischen Gränze.

Ende Jun.

Die herrliche Pauls-Kirche in Rom, eine der fünf Patriarchal-Kirchen der Stadt, merkwürdig durch ihr bis zu Theodosius hinaufsteigendes Alter, welche eine Menge prächtiger Säulen, einen schönen Fußboden, Mosaiken, kostbare Marmore, Inschriften, die Bildnisse aller Päpste, von Petrus bis Benedikt XIV., und schöne Bronze-Thüren enthielt, ist gänzlich ein Raub der Flammen geworden. Das Unglück ward durch Fahrlässigkeit bey der Dach-Reparation herbeygeführt, indem die Kupferschmids-Gesellen ein Becken mit glühenden Kohlen nicht vor dem Winde bewahrt hatten, der die verzehrende Glut zwischen das durch die Zeit sehr ausgetrocknete Gebälke von Cedern-Holz trug. Die Vernichtung dieses Pracht-Werkes ist für die Kunstwelt ein unersetzlicher Verlust.

Nro. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. August 1823.

Menschen können nicht genesen
Von der Sehnsucht nach dem Glück,
Und doch ist ihr ganzes Wesen
Nur bestimmt zu Mißgeschick.

Raupach.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Unter immer wechselnden Belustigungen, unter ununterbrochenen Wünschen von der Seite Zaidens, und unermüdeter Nachgiebigkeit von der des Sultans nahete sich endlich die Niederkunft beyder Damen, welche an einem Tage vor sich ging. Der Sultan schmeckte alle Vaterfreuden, als man die kleine niedliche Prinzessin in seine Arme legte; doch mußte er sich selbst gestehen, daß das Kind noch schöner gewesen seyn würde, wenn die zwey unnatürlichen Rosen auf seinen Wangen nicht geblüht hätten. Er empfand, daß die Natur dem Weibe die höchsten Reize, die sie spenden könne, verliehen habe, und daß die Uebertreibung derselben sie nur zerstöre. „Ach! seufzte er; meine Tochter ist eine Mißgeburt, freylich die schönste, aber dennoch Mißgeburt! Und wenn nun diese Knospen sich völlig entwickeln? Wenn die erwachsene Jungfrau zwey dicke Rosen in dem schönen Antlitz trägt? Wenn sie einmal verwelken? Wie schrecklich!" Eine Thräne benetzte die Wange des Sultans. Er gab der Hebamme die Tochter zurück, eilte zu Zaidens Bett, umarmte sie und dankte ihr für das Kind, das sie ihm geschenkt hatte. Zaide, die, in den heiligen Stand der Mütter eingetreten, alle ihre Thorheiten abgeschworen zu haben schien, war in großer Bewegung. „Ich habe zu viel gewünscht, sprach sie; meine Tochter ist schön, jedoch eine Mißgeburt! Ach, nur das Natürliche besitzt Anmuth! Und das Geschick droht noch ärger; denn stehen nicht die grünen Blätter, womit der Sohn des Wessirs beschenkt worden, in Verbindung mit den Rosen unserer Tochter? Wie, wenn nun diese verwelken mit jenen? Wie, wenn der dornige Stiel an die Rosen ihrer Wangen geheftet würde? Merline schien eine solche Drohung anzudeuten, denn, ach! daß sie mir meinen thörichten Wunsch erfüllte, um mich zu bestrafen, ist mir erst jezt klar!"

„Auch mich wollte sie bestrafen, entgegnete der Sultan, und nach Verdienst! Denn warum — verzeihe mir die Wahrheit, Zaide! — erfüllte ich auch alle jene thörichten Wünsche? Nie wären deine Ansprüche so übertrieben geworden, hätte ich sie nicht blindlings befriedigt. O meine geliebte Zaide, wie wahr sprach doch der große Firlefamber?"

„Und Merline! fiel ihm Zaide ins Wort; wie mütterlich hat sie mich ermahnt! Allein ich war taub gegen ihre Warnungen, mochte stets etwas Hervorgekünsteltes haben, als sey die Natur nicht reich genug."

„Wir haben Beyde geirrt, versezte der Gatte; wir wollen uns aber bessern, und solcherweise uns die Gunst unserer überirdischen Gönner wieder erwerben! Bestrebe du dich, geliebte Zaide, deine überspannten Erwartungen zu beschränken, und erziehe unsere Tochter so, daß solche bey ihr nicht entstehen mögen. Ich will mich bemühen, die Thränen meines Volks zu trocknen, und mich dadurch Firlefambers Freundschaft wieder werth zu machen; dank-

bar wollen wir Beyde das Gute genießen, welches uns Orsi*) verliehen, ohne nach solchen Dingen zu trachten, welche die Menschen nicht erreichen können!"

„Das ist eine würdige Art, Vergehen zu bereuen!" klang es in der Luft. Firlefamber auf seinem himmelblauen Pferd, und Merline in ihrem Lilienwagen, schwebten jedes durch ein Fenster herein, und ihre Züge glänzten von Zufriedenheit; doch der, welcher zu gleicher Zeit durch die Thüre hereintrat, war weit davon, so ruhige Empfindungen zu theilen.

Es war der Großwessir, der außer sich hereinstürzte, um dem Sultan zu melden, daß seine Gattin einen jungen grünen Kater, der an beyden Seiten des Kopfs einen langen dornigen Stiel mit zwey grünen Rosenblättern trüge, zur Welt gebracht habe. Vergebens hatte er sich schon bemüht, das kleine Ungeheuer zu tödten, denn es schwamm, wie großes Gewicht auch daran gehangen wurde, im Wasser, lief, ohne sich zu verbrennen, im Feuer herum, und hatte ein Fell, das kein Stahl durchdringen konnte. Derweil die zwey hohen Gönner ihm unsichtbar waren, verwünschte er recht aus dem Grunde seines Herzens Merline, die ihm dieß Ungeheuer auf den Hals gezaubert hatte; wie schrack er aber zusammen, als diese ihm in demselben Moment erschien und ihn also anredete: „Durch Schmeicheln hast du das Amt bekommen, das du jezt bekleidest; durch Schmeicheln, dadurch, daß du alle Thorheiten Zaidens beförderteſt, hast du dich darin erhalten; allein während du deinen Obern schmeichelteſt, waren sie grausam gegen Alle, die unter deinem Befehle standen, und behandelten das Volk, wie der Kater die Mäuse. Dein Abkömmling trägt demnach nur dein eigenes Bild. — Deine Gattin ist desselben Geistes Kind, wie du, eben so grausam, kriechend und gemein; daher muß auch das, was sie unter dem Herzen getragen, ihr ähnlich sehen. Was sie gebar würde in menschlicher Gestalt stolz, wild, heuchlerisch geworden seyn. Als Kater ist ihr Sohn weniger schädlich, denn die natürlichen Anlagen dieses Thieres sind bekannt, und man kann sich dafür in Acht nehmen. — Jedoch dein junger Kater wird nicht immer diese Gestalt behalten. Die Blätter, welche er trägt, stehen mit den Rosen der Prinzessin in genauer Verbindung. Die Prinzessin, so will es das Geschick, muß ihn lieben, und so oft er ihre Güte verdient, wird er in einen Menschen umgewandelt; doch behält er diese edle Gestalt nicht länger, als er, dadurch, daß er so handelt, wie es einem edeln Menschen geziemt, sich derselben würdig macht. So oft er sich gegen die höhere menschliche Natur versündigt, wird er wieder in irgend ein Thier umgewandelt werden. Vielleicht soll er nie würdig befunden werden, die menschliche Gestalt zu behalten; wenn es so ist, bedaure ich die Prinzessin."

„Ach, ihre Eltern würden alsdann noch mehr zu bedauern seyn!" seufzte der Sultan.

„Vergehungen verdienen Strafe! nahm der weise Firlefamber das Wort; allein Reue versöhnt. Du hast deinen Irrthum eingesehen, und bist entschlossen, denselben auf eine edle Weise gut zu machen: dieß verdient wenigstens Trost; und bleibst du deinem Entschluß getreu, ist es auch billig, daß ich dir Beystand leiste, in so fern meine Gewalt es erlaubt. Ich will dir noch blos dieses sagen, daß weder das Geschick des Wessirs, noch das seiner Gattin, in der kleinsten Verbindung steht mit dem, welches zwischen deiner Tochter und ihrem Kater statt findet. Dieß mußt du wissen, damit dein Vaterherz dich nicht mißleite." — Bey dieser Aeußerung warf der Wessir dem Zauberer einen ergrimmten Seitenblick zu, denn sie ließ ihn nicht viel Gutes ahnen. Der Sultan aber gebot ihm, den kleinen Kater sorgfältig zu pflegen, und entließ ihn durch ein Zeichen mit der Hand.

Zaide streckte beyde Arme nach Merline aus, und flehte, unter einem Strom von Thränen, sie bey der Erziehung der Tochter zu leiten, und versprach die pünktlichste Erfüllung ihrer Lehren. Der Sultan gab Firlefamber die Hand, und schwur: daß er in Zukunft selbst seine zärtlichste Liebe der Oberherrschaft der Vernunft unterwerfen würde. Der überirdische Gönner versprach ihm dagegen, daß er ihn bey jedem Straucheln warnen, und ihm bey jedem zweifelhaften Falle nützlichen Rath geben wolle. Die beyden hohen Wesen trösteten die Eltern damit: „daß ihre Tochter so schön sey, daß man die unnatürlichen Rosen ihrer Wangen gar nicht bemerken würde; daß der Schöpfer ihren Geist mit Anlagen zu allen Tugenden ausgerüstet habe; daß die Eltern bey einer sorgfältigen Entwicklung dieser Gaben sehr viel zu ihrem Wohl, und daher auch zu dem Glück ihrer eigenen Zukunft beytragen könnten, und daß sie besonders darauf zu sehen hätten, daß ihre Neigung zu dem kleinen Kater diese schönen Anlagen nicht zerstören möchte."

Das hohe Ehepaar versprach Alles. Firlefamber und Merline erfreuten sich Beyde sehr, daß die Ermahnung, welche Ali und Zaide empfangen, so gute Früchte getragen habe, und nachdem sie nochmals ihren Schützlingen ihre gnädige Obhut zugesichert hatten, verschwanden sie Beyde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Gottheit der Perser.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Bey den ringförmigen Sonnenfinsternissen, wo der schwarze Mond in der hellen Sonnenscheibe wie ein kleinerer Kreis in einem größeren erscheint, zeigt sich die Atmosphäre des Mondes wie ein grauer Nebel, der den schwarzen Kern umgibt, und nach der Mitte hin dunkler wird, nach der Natur elastischer Flüssigkeiten, die durch ihren eigenen Druck zusammengepreßt werden. — Dieser untere oder dichtere Theil der Monds-Atmosphäre hat sogar die Kraft, die Lichtstrahlen zurückzuwerfen, und dadurch eine Dämmerung zu bewirken, die sich kurz vor und nach dem Neumonde über die Hörner des erleuchteten Mondes hinaus in die Nachtseite, wie ein schwacher weißlicher Schimmer, erstreckt, welcher spitz zuläuft, nach der Spitze hin schwächer wird, und sich endlich verliert, oder vielmehr mit dem aschfarbigen Lichte vermischt, welches der Erdschein auf den Mond wirft. Man sieht hier, wie es auch auf der Erde oft der Fall ist, die Morgen- oder die Abenddämmerung sich auf der einen Seite mit dem Sonnenlichte, auf der andern mit dem Mondschein vermischen, und so den Tag mit der Nacht verschmelzen. Diese Dämmerung, oder vielmehr der Theil von ihr, der stark genug ist, um das Erdlicht an Glanz merklich zu übertreffen, erstreckt sich auf zehn bis zwölf Meilen, und beweist, daß der Theil der Monds-Atmosphäre, der noch nicht dick genug ist, um die Sonnenstrahlen zurückzuwerfen, eine senkrechte Höhe von achttausend Fuß hat, welches etwa der dreyßigste Theil von der Höhe der dämmernden Erd-Atmosphäre ist.

Ueber dieser Lage befinden sich, nach der Natur elastischer Flüssigkeiten, ohne Zweifel noch unzählliche Lagen von feinerem Stoff, welche die Spitzen der höchsten Berge wahrscheinlich bedecken. Wenn der Mond über Fixsterne weggeht, so wird ihr Licht, einen Augenblick vorher, ehe sie wirklich vom Mondsrande bedeckt werden, durch den dichteren Theil der Monds-Atmosphäre eine Abnahme leiden, die aber wegen der geringen Höhe dieser Atmosphäre nur einen Augenblick dauern kann, und daher den Beobachtungen entgeht. So läßt es sich erklären, daß die Fixsterne, wenn sie vom Monde bedeckt werden, so schnell, wie ein Blitz, verschwinden; aus welchem Grunde man bisher geschlossen hat, daß der Mond gar keine Atmosphäre habe, da doch nur daraus folgt, daß sie ohne Vergleich geringer ist als die unsrige. — Eben dieß folgt aus der Strahlenbrechung in der Monds-Atmosphäre, die sich bey den Sonnenfinsternissen zeigt, und verursacht, daß die Sonnenstrahlen, die am Rande des Mondes vorbeystreifen, also seine dichteste Luft durchschneiden, nicht in gerader Linie gehen, sondern sich nach dem Monde hin krümmen; die Refraktion ist aber fast tausendmal schwächer, als auf der Erde. — So wie bey uns die Sonne und der Mond im Horizont ein matteres Licht haben, so wie die Gipfel der Schneegebirge von den schief auffallenden Sonnenstrahlen, in der Morgen- und Abendröthe, schwächer erleuchtet werden, als von den senkrechten Strahlen der mittägigen Sonne; so haben auch die Mondsberge ein matteres Licht, wenn sie nahe an der Lichtgrenze, als wenn sie weiter in der Tagesseite liegen, weil dort nämlich die schiefer einfallenden Strahlen der auf- oder untergehenden Sonne einen größeren Theil der dichten Monds-Atmosphäre durchschneiden müssen. Dieser Lichtverlust ist aber weit geringer als auf der Erde, und beweist die größere Feinheit der Monds-Atmosphäre.

Es scheinen sogar in dieser Atmosphäre Veränderungen vorzugehen, die unsern Wolken ähnlich, aber nicht stark genug sind, um sich als wahre Wolken zu zeigen. Berge und andere einzelne Gegenstände ändern ihre Gestalt, ihr Licht und ihre Farbe oft so plötzlich, daß man es nicht wohl anders als durch atmosphärische Wirkungen erklären kann. Dieselben Berge zeigen sich bald länglich, bald abgerundet, bald mit, bald ohne Krater u. s. w. Ihr Schatten ist nicht allein sehr wandelbar, sondern fällt sogar zuweilen auf eine Seite, die der Sonne nicht entgegengesetzt ist; welches eine Anhäufung dichter Dünste in den niedrigsten Lagen der Atmosphäre zu beweisen scheint. Die graue Farbe der großen Ebnen, die oben beschrieben sind, wird zuweilen heller oder dunkeler, ohne daß in unserer Luft die geringste Aenderung vorgeht; auch finden diese Aenderungen der Farbe nur an einzelnen Stellen des Mondes Statt; es scheint also eine Verdichtung oder eine Aufklärung der Monds-Atmosphäre die Ursache davon zu seyn.

Wenn wir gleich nicht die Schicksale unsers Trabanten mit eben der Sicherheit bestimmen können, wie die Geschichte unsers Planeten; wenn wir gleich weder einen Herodot oder Tacitus haben, der uns das Andenken der Heldenthaten oder der Gräuel aufbewahrt hat, wodurch die Seleniten vielleicht eben so, wie wir, der Unbequemlichkeit einer zu großen Bevölkerung abhelfen, noch die Eingeweide oder wenigstens die Haut des Mondes durchwühlen können, um die Dokumente aufzusuchen, auf welchen die Natur die Geschichte der größeren, aber harmloseren Revolutionen eingegraben hat, durch welche sie jeden Weltkörper durch mannigfaltige Epochen zu dem höchsten Grade der Bildung führt, deren er fähig ist, und für das Glück empfindender und vernünftiger Geschöpfe sorgt, die von ihrer Seite oft den wohlthätigen Zwecken der Natur entgegen streben, und ihr den einzigen Dank, den sie erwartet, versagen, indem sie sich selbst das Leben verbittern; wenn wir gleich keine mikroskopischen Untersuchungen auf dem Monde anstellen können: so haben wir vor den Bewohnern dieses Trabanten das voraus, daß wir sein Ganzes mit einem Mal übersehen, und uns in wenigen Tagen eine Generalkarte von ihm entwerfen können, die ihnen Jahrhunderte von mühsamen Reisen und Untersuchungen kostet. Die Beobachtungen des Mondes durch gute Fernröhre sind hinlänglich, die wichtigsten Revolutionen,

die dieser Weltkörper erlitten hat, mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Wir sehen deutlich, daß der Mond durch eine große Hauptrevolution in seinen jetzigen Zustand übergegangen ist; wir finden unverkennbare Spuren von später erfolgten Revolutionen, die einzelne Gegenden des Mondes verändert und zum Theil zerstört haben; es gehen endlich noch jezt vor unseren Augen hier und da nicht unbeträchtliche Veränderungen auf ihm vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juli.

(Fortsetzung.)

Das schönste Wetter lockte hinaus ins Freye. Gleichwohl war das Haus ziemlich gefüllt, und die Kunst entschädigte vollkommen für das Entbehrte. Zuvor versetzte uns Müllners Onkeley und die lebendige Laune, mit welcher sie (vornehmlich auch durch Herrn Stein, von Zieten, Schmidt) dargestellt wurde, in eine fröhliche Stimmung, da es wohl den Meisten unbemerkt blieb, daß man den leichten Scherz dieses Stückes, wohl noch etwas mehr verdeutsche, als es der Dichter gewollt. Darauf trat die Müllerin auf, deren Erscheinung der bekannten Operette einen wahren Sieg verlieh. Man muß, um das Verdienst der Mad. Vespermann gehörig zu würdigen, diese Leistung durchaus als Ganzes betrachten, und den schönen Einklang wahrgenommen haben, welchen Spiel und Gesang, diese in der Oper selten recht verbundenen Elemente, hier hervorbrachten. So kann man sagen, daß diese Darstellung der Müllerin etwas in seiner Art Vollendetes ist, was nicht blos Augen und Ohren verlangen, um anerkannt zu werden, sondern den innersten Schönheitssinn auffordert. Lezteres setze ich hinzu, weil bey uns leider noch diejenige Art der Beurtheilung häufig ist, welche auf der Voraussetzung beruht, ein fremder Darsteller, welcher sich als Gast zeigt, müsse eine Art von Wunderthier seyn, welches durch seine Kunststücke Auge und Ohr verblüffe. Wie lieblich bescheiden, ohne alle Koketterie stellte Mad. V. die Schalkheit der Müllerin dar, und wie einfach gefühlvoll und doch reizend verziert war ihr Gesang! Das ist aber auch eine ihrer vorzüglichsten Eigenheiten, daß ihre Kunst so zur Natur wird, als ob jede Sängerin mit einiger Stimme und Fertigkeit es ihr nachthun könnte. Ueber alle Schilderung reizend trug sie die eingelegte Cavatine von Carossa im ersten Akt, und im zweyten die Variationen von Winter vor, und zwar so, daß man darin nicht eine konzertirende Sängerin, sondern immer noch die reizende Müllerin der Oper vernahm; in die Ensembles aber brachte sie durch Spiel und Gesang ein ganz neues Leben. Vortrefflich unterstüzte sie Herr Genast als Vater, den sie mit Recht beym Hervorrufen dem Publikum vorführte. Das launige Zusammenspiel und das Verstehen im Gesang (besonders ein Duett mit der Müllerin im zweyten Akt) hat Ref. ungemein gefreut. Aus der Parthie des Knoll, von Hrn. Fischer dargestellt, gefiel uns am meisten die Buffo-Arie, die er mit ungemeiner Beweglichkeit der Zunge vortrug; sonst glauben wir, daß Hr. F. weniger den pedantischen lüsternen Gecken, als einen bäuerischen Amtmann darstellte. Wir sahen heute augenscheinlich, daß die Oper auch in ihrer neuen Bearbeitung Interesse haben kann, wenn die Hauptpartheien gut charakterisirt werden. Noch es was mehr Interesse könnte sie gewinnen, wenn man, wie auf andern Bühnen geschieht, die Baronin bedeutender macht, oder sie im Dialog weniger kürzt, damit eine bedeutende Sängerin, die sich sonst nicht zu einer solchen Parthie hergeben würde, dieselbe übernehme. Natürlich würde dann durch die Wichtigkeit dieser Person die Lebhaftigkeit des Gegensatzes gesteigert, wenn es jezt noch sichtbar fehlt, indem jezt die Baronin mit ihrem Gefolge jedesmal nur die Bühne betritt, um sie nach einigen unbedeutenden Worten sogleich wieder zu verlassen.

Herrn Vespermann lernte Ref. schon aus einigen Darstellungen, die er vor wenigen Jahren in München sah, als einen feinen Charakteristiker kennen, deren die deutsche Bühne nur noch wenige aufzuweisen hat. So fand er ihn auch bey seiner ersten Gastdarstellung als Haushofmeister Constant in Iffands Selbstbeherrschung wieder. Es leuchtete schon bey seinem ersten Auftreten nicht blos eine völlige Gewandheit in Benuzung der Umgebungen hervor; sondern, was mehr ist, eine völlige Beherrschung des Charakters, die sich in konsequenter Durchführung und mehreren Zügen von eigenthümlicher Erfindung kund gab. Zu diesen Zügen, welche von seiner Auffassung zeugen, rechnen wir es z. B., daß Constant, der immer vor der gnädigen Herrschaft seinen Rücken — fast zu sehr — krümmt, in den Scenen, wo er allein ist, sich freyer erhebt, und daher, wenn er den Assessor Wilnang verläßt, und in das Zimmer der Baronin geht, gleichsam unwillkührlich seine Glieder in die knechtische Geberde wieder hineinwirft; daß er ferner nachher den im Zorn von der Baronin entlassenen, von ihm verläumdeten, Sekretär in ihrer Gegenwart ganz verstohlen eine Miene des Mitleidens zuschickt, wodurch sich der Zweyzüngler so fein charakterisirt. Die Krone der Darstellung war aber die Scene, wo er, da alle Mittel nicht mehr ausreichen wollen, sich bis in Verzweiflung lächerlich zu werden zwingt, um das Gewitter von sich abzuleiten. Der Versuch zeigte die seltsamste Gewalt über sich. Das hervorgebrachte Lachen nöthigte den Zuschauer unwillkührlich zum Lachen. Gerade diese Scene aber ist es, in welcher wir oft die Kunst des Schauspielers haben scheitern sehen. Iffland, zu dessen vorzüglichsten Darstellungen auch dieser Constant gehörte, deckte und verminderte die Malice dieses Charakters durch das vornehme Wichtigthun, an welches der alte Herrendienst sich so sehr gewöhnt hat, daß es ihm Pflicht scheint, durch List und Kabale Alles auszurotten, was nicht zu diesem ceremoniellen Systeme stimmt, wie er es früher in diesem Hause gewohnt gewesen. In diesem Sinne schien auch Herr V. darzustellen. Uebrigens muß ich bemerken, daß die ganze Vorstellung sehr rund und lobenswerth war und uns Iffands oft zu sehr verkannte, Verdienste in der Charakterzeichnung wieder recht lebhaft vor Augen stellt, ja mit einer Art von Wehmuth, wenn wir auf die Conversationsstücke sehen, welche in den lezten Jahren auf der Bühne erschienen sind. Vor Allem muß ich anführen die Darstellung des Sekretär Wilnang durch Hrn. Stein, in welcher vornehmlich der Ausdruck der kindlichen Herzlichkeit, der sittlichen Würde eines unverdorbenen Gemüths höchst ansprechend war. Ob aber dieser Jüngling gegen den Oberhofmeister in der Scene, wo er denselben das Betragen seines Sohnes als beleidigter Bruder vorhält, in dem Tone kalter, gleichgültiger Verachtung sprechen wird und kann, ob nicht vielmehr lebhafte Indignation ihn fortreißen und beherrschen wird, welche nur anfangs in dem Gedanken, er spreche mit dem Bruder seiner Wohlthäterin, ein Gegengewicht findet; ferner ob nicht die rührende Ehrfurcht eines solchen Sohnes gegen seine arme Mutter noch eine sorgfältige Rücksicht auf den Ton gegen dieselbe verdiene, dieß möchte ich dem Künstler selbst zu bedenken überlassen. Um sich einer einförmigen Modulation, besonders in Stellen, wo ein herzliches Gefühl ausströmt, und nachlässigem Sprechen in ruhiger Rede nicht hinzugeben, braucht dieser Künstler nur freundlich erinnert zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. August 1823.

Gewerbkunde.

Beantwortung und Widerlegung der von Herrn Professor Christoph Bernoulli im Druck und zu öffentlichem Verkauf herausgegebenen Schrift: Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie, mit besonderer Hinsicht auf Basel, von Joh. Jakob Best, Notar und Bürger zu Basel. Basel in der Schweighauserschen Buchhandlung. 1823. 147 S. 8.

Bey der Anzeige der gründlichen Schrift, wodurch der Professor Bernoulli in Basel den nachtheiligen Einfluß eines engherzigen Handwerkszwanges auf den Wohlstand seiner Vaterstadt einleuchtend darstellt, hatten wir bereits auch (Lit. Blatt, 1823, Nr. 5.) der Klage gedacht, welche ein Mitglied des souverainen Rathes von Basel, dieser Behörde gegen die Schrift einreichte, um ein Verbot derselben auszuwirken, worüber die einsichtsvolle Versammlung zur Tagesordnung schritt, indem die Kanzleysprache ihres Protocolls sich ausdrückt: „Ist dieser Anzug dahingestellt." Sein Urheber aber, der Notar Best, appellirt nun vom souverainen Rath an das Publikum, von den Stellvertretern des Volks an das Volk selbst, von den Verständigen an die Menge.

Die sachwalterische Denkschrift gegen den Hrn. Professor Bernoulli übergab er in Handschrift seinen Committenten, dem Handwerksstande, und dieser säumte nicht darüber ein Expertenzeugniß auszustellen und die Anordnung ihres Drucks zu beschließen; beyde Urkunden sind der Schrift des Hrn. Best angehängt, und sie lassen sich unter anderm also vernehmen: „Die Antwort und Widerlegung zeigt in allen Theilen deutlich und klar, wie nachtheilig eine Gewerbsfreyheit für Basel, und sonderheitlich für dessen gewerbtreibende Mittelklasse seyn würde; es bleibt dem Handwerksmann nichts mehr darüber zu sagen übrig, als es mit dem Wunsche zu begleiten, daß es beytragen möge den Gemeingeist unserer lieben Vaterstadt zu befördern und gegenseitiges Wohlwollen in allen Ständen zu begründen, als wodurch hauptsächlich und mehr als durch die angepriesene Industrie Basels Wohlstand und Ruhe erhalten werden kann. Mögen dann immer unsere Schlosser noch wie vor Jahrhunderten sich des Hammers, der Feilen und des Amboses bedienen; bedienen sich ja doch auch die Herrn Professoren der Gegenwart, wie jene der Vorwelt, noch der lieben Gänsekiele. Das Manuscript der Antwort und Widerlegung, welches der Herr Verfasser zu unsern Handen (dem Handwerksstand) gefälligst übergab, übergeben Wir hiemit dem Druck zur öffentlichen Kunde."

Des Buches Geist und Schreibart sind dieses darüber ausgestellten Zeugnisses völlig werth, und von Ordnung ist dann vollends so gar keine Spur darin zu finden, daß es ganz auf eines heraus kommt, ob man seine Abschnitte von hinten oder von vorn herein zu lesen anfängt. Etliche kleinere Stellen mögen zur Probe dienen. „Wolle der Himmel (ruft Hr. Best bald anfangs aus) den Industrie-, Fabrik- und Maschinengeist, für Basel in Gnaden abwenden! Wir können aber auch nach der gesunden Vernunft beweisen und behaupten, daß die Industrie nicht den Fabriken ihr Entstehen zu verdanken hat (da er doch beyde zusammen verwünscht, so sollte man denken, ihm wäre an der Berichtigung ihrer Herkunft wenig gelegen), sondern dem Handwerks- und Gewerbsmann und dem Künstler selbst, die, wenn ihnen die Nachmachung und das Geheimniß abgelockt worden sind, oft mit dem größten Undank, ja sogar mit ihrem Untergang bezahlt werden. Daher sollten diese sich wohl hüten, zu keinen Zeiten ihre Kunstgeheimnisse an eine Fabrike zu verkaufen, sondern entweder in ihren eignen Werkstätten oder in Gemeinschaft kleiner Werkstätten sie in Ausübung zu setzen: was dann für sie den überwiegenden Nutzen hätte, daß sie den Gewinn in eigenen Sack stecken und nicht andere sich damit bereichern ließen."

Diesem ersten verständigen Rathe für Herstellung des Wohlstands der Bürgerschaft von Basel, dem nach jeder Handwerker seine Geheimnisse für sich bewahren soll, reiht sich ein zweyter an, dem nach man die Gewerbsleute von Basel wegweisen und statt ihrer Ren-

tiers anziehen soll. Das Leztere wird leicht seyn, wenn man die Einladungen so fein macht, wie Hr. Vest bereits es in eignem Namen zu thun angefangen hat. „Es wäre (sagt er S. 19.) besonders für Basel bey dem Uebersatz der Handwerker zu wünschen, daß viele Rentiers oder Kapitalisten, wie wir sie hier nennen, sich um die Ehre bewürben, das Bürgerrecht von Basel zu erkaufen, oder sich in der Stadt anzusiedeln, wenn sie auch gleichwohl im Ausland ihre Gelder angelegt hätten, und kaum den vierten Theil ihrer Zinsen verzehrten, dagegen aber nur soviel von ihren Einkünften ausgeben, als sie für karglosen Lebens- und Verpflegungsbedarf und für ihr Vergnügen auszugeben nöthig haben: denn mehr darf man ja von ihnen nicht fordern." Wer hätte dem Handwerksstande von Basel so großmüthige Gesinnungen zugetraut, daß er nicht mehr forderte, und welcher reiche Rentierer sollte sich einer solchen Einladung nicht freuen?

Der Professor Bernoulli hatte berechnet, wie sehr die Milch durch die Taxen vertheuert wird, und wie viel wohlfeiler sie ohne diese beschränkte Concurrenz wäre. Man kann nicht naiver antworten als Herr Vest, der Sachwalter der Taxen, thut. „Es hat hierbey (sagt er) der Herr Professor weder bedacht noch überlegt, daß auch gerade darum eine Milchtaxe aufgestellt seyn muß, damit der Werth der Güter und selbst der Landbau aufrecht und in seiner Thätigkeit erhalten wird. Wäre der Herr Bernoulli ein Güterbesitzer, so würde er sicher hierüber eine andere Saite aufgezogen, und mit klaren Augen eingesehen haben, daß blos durch den Bestand dieser Taxen, die Güter gehörig bebaut und der Lehenherr doch auch einen mit dem Kapitalwerth seines Guts etwas verhältnißmäßigen Zins beziehen kann, den er sonst nicht beziehen könnte, weil alle Lehnleute, bey einer deshalb zugelassenen Willkürlichkeit, sich selbst unter einander zu Grunde richten würden."

Die Summe alles dessen aber, worauf Basel's Wohlstand für alle Zukunft gegründet werden mag, wird (S. 41) in folgendem Satze ausgesprochen „Für den jungen Menschen, der sich einem Berufe widmen will, geziemt sich weiter nichts, als fertig lesen, geläufig schreiben, richtig rechnen und französisch sprechen und allenfalls zeichnen zu können, und wenn er nebenbey auch so weit in der Geographie unterrichtet würde, daß er weiß, unter welchem Himmelsstrich die bekanntesten Länder u. s. w. liegen, so mag es noch mitgehen; besonders und hauptsächlich aber, daß er einen treuen und gewissenhaften Unterricht in der Religion genieße, worauf Eltern und Vormünder die größte Sorgfalt und Achtsamkeit verwenden sollten." Wenn die Universität Basel sich nicht beeilt, ihrem Mitbürger das Doctorat der Philosophie darzubringen und genehm zu machen, so steht zu erwarten, daß er sie nächstens mit den Gewerbsleuten wegweisen und gegen einen Schock Rentiers vertauschen wird.

Unterhaltungs-Literatur.

Calthorpe oder gesunkenes Glück, ein Roman. Frey nach dem Englischen des Verf. der Lollharden von Georg Lotz. Leipzig. Kollmann. Erster Thl. 246 S. Zweyter Th. 254 S. 8.

Mit diesem Romane hat der Verf. und Uebersetzer eine Schüssel auf die Tafel gesezt, woran das leselustige Publikum seinen immer regen Appetit zu stillen pflegt, welche gewiß den meisten Gästen recht sehr munden wird, denn sie enthält alle Ingredienzen, die der Lesehunger liebt, und auf eine Art gemischt und verarbeitet, welche das Ganze nur noch pikanter machen muß. Mannichfache, bunt in einander verschlungene Begebenheiten, geheimnißvolle Erfahrungen, Verbrechen, Unglück und Elend verbunden mit öfterer Abwechselung des Schauplatzes — die Geschichte spielt nämlich in England, Amerika, selbst in der Gegend von Leipzig nahe an dem grimmaischen Thore während der Vorbereitungen zu der großen Völkerschlacht im Jahre 1813. — Charaktere, welche bald anziehen bald abstoßen, genug das Meiste von dem, was Unterhaltung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu gewähren vermag. Allein, wie sieht es denn mit den Entdeckungen aus, die der Verf. in dem auch dem hellsten Blicke immer, wenigstens zum Theil, unbekannt bleibenden Lande macht, das man mit der Hand bedecken kann, dem menschlichen Herzen? Nun, wenn er auch hier gerade nicht Entdeckungen macht, so deckt er doch manche Gegend dieses Landes auf, die den Blick des Menschen, dem nichts Menschliches fremd ist, wohl zu fesseln vermag; auch weiß er sie immer in einem solchen Lichte zu zeigen, daß selbst bekannte Gegenstände auf eine anziehende Weise hervortreten. Kurz die ganze Komposition zeugt von Menschenkenntniß, und der Kunst, das dem Herzen näher zu bringen, was seine Saiten harmonisch zu berühren geeignet ist. Die Darstellung ist nicht ohne Leben, der Styl hat Anmuth und Leichtigkeit. Wie viel davon auf Rechnung des Uebers. zu schreiben, läßt sich nicht bestimmen, da meistens bey solchen Producten es nicht darauf ankommt, alle feineren Schattirungen zu erhalten und wieder zu geben, sondern die Bearbeiter sich die Freyheit nehmen, Vieles auf ihre Weise zu gestalten oder zu behandeln.

Das Aeußere ist empfehlenswerth.

X. y.

Dramatische Dichtkunst.

Dramatische Spiele von Pius Alexander Wolff. Erster Band. Pflicht um Pflicht. Preziosa. Cäsario. Adele von Budoy. Berlin b. Duncker und Humblot. 1823. 343 S. 8.

Schauspieler schreiben gewöhnlich die Theaterstücke, wie sie dieselben zu spielen pflegen: unbekümmert um ein poetisches Ganzbild, um Grundidee, Anlage der Fabel, Leitung der Handlung, Gestaltung und Gruppirung der Charaktere und überhaupt um dramaturgische Haltung, arbeiten sie auf eine Rolle hin (oder allenfalls auf ein Paar, für sich und die liebe Frau), und statten diese mit frappanten Zügen, mit Schlag-Momenten aus, von denen sie aus Erfahrung wissen, daß sie die Gründlinge des Parterres zum Händeklatschen aufzuregen pflegen.

Herr W., als sein kleines Drama Pflicht um Pflicht zuerst in Müllner's Almanach erschien, begründete die Vermuthung, daß er eine Ausnahme von der Regel machen wolle. Obschon die Handlung dieses Stücks, innerer Kampf zwischen orientalisch-sinnlicher Liebe und inniger Männerfreundschaft, nicht von großem dramatischen Gewicht ist, zumal da beyde Liebenden ohne Gegenliebe glühen, und folglich ihre Entsagung bey allem moralischen Werthe dramatisch leer ist; so sind doch die Charaktere und die Situationen sehr glücklich gezeichnet; die Treue der Liebe auf der einen, und die Treue der Freundschaft auf der anderen Seite, jene von der milden Sonne des Occidents, diese von dem feurigen Titan des Orients beleuchtet, stehen einander anziehend gegen über; die ruhige und sichere Tugend, und die mit dem wilden Naturtriebe kräftig ringende, machen einen feingedachten Contrast, und der edle Sinn aller Handelnden (der Jude handelt nur im kaufmännischen, nicht im dramaturgischen Sinne) löset den leicht geschürzten Knoten auf ungesuchte und moralisch befriedigende Weise. Die Sprache ist dichterisch, durchaus correct, und die Reminiscenzen (besonders aus Göthe) stören wenig, weil sie nicht abstechen gegen das, was dem Dichter eigenthümlich anzugehören scheint.

Ganz anders, weit weniger künstlerisch und viel handwerksmäßiger ist Preciosa gearbeitet. Alles beruht hier auf dieser einzigen Rolle, sie ist ein Paradepferd für die erste Liebhaberin der Truppe, und ihr Heil beruht wesentlich auf Bestechung der Sinne durch Declamation, Gesang und Tanz. Das Zigeunermädchen tritt auf, wie eine Gastspielerin, der ein unbändiger Ruf vorangeht, und die, von lauter unbedeutenden und langweiligen, albernen oder häßlichen Figuren umgeben, nur halbweg ihr Handwerk zu verstehen braucht, um denselben zu rechtfertigen bey dem schaulustigen großen Haufen. Trotz der interessanten Situation eines geraubten Kindes von edlen Anlagen, die selbst die Erziehung unter einer Zigeunerhorde nicht an ihrer Entwickelung hindern konnte, spricht sie das Gemüth nicht an, und ihre, mit den ganz gewöhnlichen plumpen Zügen der Theatermalerey dargestellte Agnition und Wiedererhebung zu den Rechten ihrer Geburt, gewährt statt alles echt dramatischen Genusses nur ein theatralisches Schlußspektakel. Der V. hat sie mit so viel Schmelz behangen und mit soviel Theaterlichtern umgeben, daß selbst die Fackel des Liebesgottes, welche unser Gemüth zum Antheil erwärmen möchte, nur wie eine gemalte Flamme sich ausnimmt. Die Sprache ist ungleich, und die poetischen Farben, welche den auf der deutschen Bühne neuerdings versuchten spanischen Stücken abgeborgt sind, stechen störend ab gegen den übrigen Maueranstrich eines handwerksmäßig geführten Pinsels. Das Stück ist mit einem Worte, Theaterwaare. Auf den Bretern gilt sie ihr Geld; aber die Literatur wird sie — zu den übrigen legen müssen. Schad' um den Stoff der zum Grunde liegenden, bekannten spanischen Novelle, der sich zur dramatischen Behandlung gar wohl eignet, wenn der Bearbeiter sich darauf versteht, die psychologischen und moralischen Triebfedern gehörig spielen zu lassen.

Cäsario ist ein durchaus prosaisch gedachtes, und eben so ausgeführtes Verkleidungs- und Intriguenstück. Alles ist mit der Axt, ohne Hobel gearbeitet, und eine einzige lächerliche Situation saumt den possenhaften Anstalten zu einem Zweykampfe sind es unstreitig, was dieses abgeschmackte Product seit 6 — 8 Jahren auf der deutschen Bühne erhalten haben mag.

Adele von Budoy endlich ist das tragische Ende einer durch Unglück und Verbrechen wahnsinnig gewordenen Frau, in einem einaktigen Singspiele dargestellt. Den Stoff hat, wie der V. sagt, das Morgenblatt als eine wahre Begebenheit geliefert, und das Singspiel ist für eine berühmte deutsche Sängerin geschrieben, welche wir, wenn Kreutzers Composition nicht poetischer ist, als der Text, um diese Gabe nicht beneiden.

Herr W. scheint sonach von der erfreulichen Ausnahme, womit er begann, in die Eingangserwähnte unerfreuliche Regel zurück gefallen zu seyn. Wir befürchten, es fehlt ihm die Kraft der Phantasie und des Gemüthes zu beyden, und eine leidige Mosaik aus Erinnerungen von dem, was er als Einzelheit vom Theater herab hat wirken gesehen, scheint uns die natürliche Schranke seines Berufs zum dramatischen Schriftsteller. Das Buch ist einfach, aber fein und geschmackvoll costumirt.

Dichtkunst.

Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller dédiés au Roi Frédéric-Guillaume III par C. Bonafont. Halle chez Eduard Anton, 1823. 19 pag. 8.

Fünf Gedichte von Schiller: das Mädchen aus der Fremde, die Theilung der Erde, das Geheimniß, die Begegnung, und Würde der Frauen, sind hier à la française zugerichtet. Das erste ist eine ziemlich treue wohllautende Uebersetzung.

Dans un riant vallon, chez de pauvres bergers
Chaque nouveau printemps avec Philomèle etc.

Der zweyte Vers hat eine Sylbe zu wenig, und läßt sich vermuthen, daß der V. ein Gascogner sey, gewohnt das Wort avec wie das veraltete und nur im style Marotique brauchbare avecque auszusprechen. Die Verse:

Doch schnell war ihre Spur verschwunden,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

sind übersetzt:

Et jamais à leurs yeux sa fuite sans détour
Ne décelait les pas, qui l'avait enlevée.

Daran erkennen wir den gebornen Franzosen, der seine Muttersprache nach dem Ohre schreibt, welchem avaient und avait einerley klingen. Wir würden einen Druckfehler annehmen, wenn der böse singularis pro plurali nicht S. 15. wiederkehrte:

Dégagé des liens qui l'avait enchainé.

Die Theilung der Erde giebt Herr B. doppelt zum Besten. Zuerst in einer geschwänzten Nachbildung und dann in einer verschnittenen. Schiller schließt bekanntlich sein Gedicht einfach und überraschend:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Herr B. läßt den Zevs sagen:

Accepte dès ce jour, en dédommagement,
Un libre accès dans ma cour (!) immortelle.

und dann erbaulich weiter reden, wie folgt:

Ainsi toutes les fois qu' avec ravissement
Tu viendras écouter la divine harmonie,
Qui part du sanctuaire où regnent nos concerts;
A ton zèle immortel les cieux seront ouverts;
Et te plaçant moi-même aux côtés d'Uranie
Dans nos banquets délicieux,
Tu boiras à longs traits la céleste ambroisie,
Et tu pourras prétendre au rang sacré des Dieux.

Hätte Schiller nicht auch auf diesen glücklichen Einfall kommen? und den Jupiter fortfahren lassen können:

So oft du also kommen willst zu hören
Entzückten Ohrs die trefflichen Concerts,
Wie sie erschallen in der Götter Ehren;
Tritt frey herein nur, keine Wache wehrt's.

Ja will dich an Uraniens Seite setzen
Bey unserm leckerhaften Freudenmahl;
Da trinkst du Götterbrot (tu boiras la céleste ambroisie), kannst dich dran letzen.
Wirst mitgezählt selbst zu der Götter Zahl.

Im Anfange des Gedichts hat Herr B. sowohl den Junker als den Abt weggelassen, vermuthlich um weder dem Adel noch der Geistlichkeit zu nahe zu treten; was ihn aber abgehalten haben mag, den Poeten, der Ambrosia zu trinken bekommt, nicht auch Nectar zu essen zu geben, das können wir uns nicht enträthseln.

Hierauf folgt nun „autre imitation de la même poésie," in eilf Zeilen. Jupiter wies den Talenten unter den Menschen ihren Rang an, die Poesie blieb in einer Ecke (étoit demeurée en un coin) und wurde vergessen. Als Jupiter — Jupin heißt er hier (marotiquement doch wohl, da der Name wie ein neugeschmiedetes Diminutivum von jupe — Unterrock — klingt?) — Als Jupiter es bemerkt, sagt er: Bleibe bey mir, du sollst meine Gefährtin seyn, und den Werth des Olymps steigern, wo du stets wohl aufgenommen werden sollst. Darauf möchte die Poesie, zum Theil mit Herrn B's. eignen Worten ergegnen:

Mais oui, Jupin a pris le soin
De m'assigner mon rang, et je l'en remercie,
Vous cependant, Monsieur, avez la poésie
Laisse où elle étoit: au coin.

Im folgenden Gedichte: le secret, kriecht sie aus dem Winkel wieder hervor, die Uebersetzung ist über alle Erwartung gelungen. Hier die lezte Strophe:

C'est en secret que le plaisir s'avance,
Il marche seul, entouré de la nuit;
Que le soupçon le suive ou le dévance,
Dèslors soudain il s'échappe et s'enfuit.
O frais ruisseau, source limpide et pure!
Forme un torrent menaçant, furieux,
Qui, repoussant la cruelle imposture,
Ferme à jamais l'enceinte de ces lieux.

In der Begegnung hingegen begegnen wir einem tüchtigen Bocke. Schillers Worte:

Die Seele war's, die Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jezt auf einmal brach,

werden so übersezt:

Plein de vagues désirs, mon cœur comme égaré
Soudain brisa les fers d'une longue apathie.

Apathie heißt indolence, insensibilité pour toute sorte de choses, und davon spricht Schiller hier nicht.

Im lezten Gedichte hat der Verf. die lezte Strophe des Originals ganz weggelassen; sie ist aber unentbehrlich, nicht der Tadel der Männer, sondern das Lob der Frauen muß den Wechselgesang schließen.

S. 10, nimmt Herr B. sich die Freyheit, den Olymp (l'olympe), um auf industrie ihn zu reimen, l'Olympie zu nennen, eine Reimindustrie, die mehrmals wiederkehrt. Das dünne Büchlein ist sehr splendid gedruckt, und sowohl das voranstehende: au Roi, als das Schlußgedicht an die Dankbarkeit, geben zu erkennen, daß es geschrieben ist, dem Könige von Preußen für die Huld der Aufnahme in seinen Staaten Dank zu sagen. In dieser Beziehung ist die Wahl des Stoffes glücklich: einem deutschen Könige kann der Ausländer nicht feiner huldigen, als wenn er ihm zeigt, daß er die Könige der deutschen Literatur zu ehren weiß.

Nro. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. August 1823.

Klagend spricht das Herz zum Auge:
Du bist schuld an meiner Pein,
Du die Wächterin der Pforte,
Lockest selbst den Feind hinein.
Herders Volkslieder.

Nachtphantasie.

Freundlich strahlt aus heil'ger Ferne,
Holde Cynthia, dein Licht;
Und du blickst dem Liebessterne
Zärtlich mild ins Angesicht.
Leichtbeschwingte sanfte Lüfte,
Schwärmend aus dem Blumenflor,
Tragen süße Opferdüfte
Liebeathmend dir empor.

Thal und Hügel schwimmt im Frieden,
Lichtumsäumet ruht der Hain,
Süßer schlummern alle Müden
Unter deinem Lächeln ein.
Dieser Zauber deines Blickes
Löset den beklommnen Schmerz,
Und in Ahnung künft'gen Glückes
Schweigt das liebend kranke Herz.

Ist es nicht wie weiches Sehnen,
Das aus deinem Angesicht
Durch die kaum verhüllten Thränen
Zu den Eingeweihten spricht?
Hat dich Amor neu bezwungen?
Oder hat der goldnen Zeit
Selige Erinnerungen
Diese holde Nacht erneut?

Denkst du noch der lieben Stunden,
Längst verweht im Zeitenflug,
Wo auch dir die süßen Wunden
Amor, der Gewalt'ge, schlug?

Ja, du denkst der schönen Nächte,
Wo, vom Götterarm umstrickt,
Aus dem sterblichen Geschlechte
Dich der Glückliche beglückt.

Oft an seines Berges Grotte
Lag in tiefer Mitternacht,
Eingewiegt vom Schlummergotte,
Er, der schöne Sohn der Jagd.
Manche ernste Oreade
Sah mit Sehnsucht seine Ruh,
Manche zärtliche Dryade
Säuselte ihm Kühlung zu.

Und du zogst auf leichtem Wagen,
Von dem silbernen Gespann
Durch den Aether hingetragen,
Näher dem geliebten Mann.
Lichter strahlten alle Hügel,
Eingetaucht in deinen Blick,
Näher gab der Wasserspiegel
Glänzender dein Bild zurück.

Und du sahst ihn schön umflossen
Von dem eignen süßen Licht,
Sahst die Schönheit ausgegossen
Auf des Jünglings Angesicht;
Sahst in seinen stillen Zügen
Ausgeprägt den reinen Sinn,
Und mit innigem Vergnügen
Sahst du lang und länger hin.

„Wie er da liegt! Sanft umfangen
Von des Schlummers Allgewalt.
Welche Augen! Welche Wangen!
Welche herrliche Gestalt!

Webet ſanfter, Abendlüfte,
Weht um das geliebte Haupt
Alle ſüßen Nektardüfte,
Die ihr Blumen weggeraubt.

Morpheus, Roſenbilder webe
Ihm zum ſchönſten Traumgebild.
Ach, mein eigen Bildniß ſchwebe
Lieblich vor ihm, zärtlich mild.
Raſcher Strahlenbruder, ſäume
Mit des Morgens Purpurlicht!
Nimm dem Schlummerer die Träume,
Und mir ſelbſt, der Wachen, nicht!

Ich, ich weck' ihn — — Wolkenſchleyer,
Hülle mein Erröthen ein.
Welch ein ungewöhnlich Feuer!
Bange Luſt und ſüße Pein!
Immer höhnt' ich ſolche Wunden,
Und was fühl' ich Arme nun!
Ach, ich möchte lange Stunden
Neben dem Geliebten ruhn.

Nein, ich darf nicht. — Zwar ihn näher
Anſchaun wäre wohl vergönnt — —
Doch ich will nicht! Auf! und höher
Rolle, Wagen, Roſſe, rennt!"
Doch du ließeſt ſelbſt den Wagen
Immer tiefer, bis zum Rand
Des beſtrahlten Berges tragen,
Zu der Grotte Felſenwand.

Welch ein Kampf! Es ſiegt die Liebe.
Aus dem Wagen, ſchüchtern kühn,
Sinkeſt du mit raſchem Triebe
An den Heißgeliebten hin;
Und vergaßeſt, hingeriſſen,
Deiner Roſſe freyen Lauf,
Und mit raſchen Feuer-Küſſen
Weckteſt du den Schlummrer auf.

Z...n.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortſetzung.)

Wie auf der Erde, ſo gibt es auf dem Monde Urgebirge, mit dem Planeten ſelbſt von gleichem Alter, und andere, die in der Folge nach und nach entſtanden ſind. Es iſt natürlich, daß wir hiebey an die große Kraft des Waſſers denken, von deren Wirkungen wir an den Verſteinerungen auf der Erde die Beweiſe in Händen haben; aber es iſt zugleich offenbar, daß bey der Umbildung des Mondes das Feuer eine weit größere Rolle geſpielt hat. Dieſer Weltkörper iſt mit größeren und kleineren Kratern bedeckt, wovon die erſteren lange vor den letzteren, und nicht etwa wie unſer Aetna nach und nach durch wiederholte, ſondern durch eine einzige vulkaniſche Eruption entſtanden ſind. Der Beweis hievon liegt in der oben erwähnten genauen Uebereinſtimmung zwiſchen der Maſſe jedes großen Kraters, und dem Wallgebirge, welches ihn einſchließt. In dieſer nämlichen Epoche, dem erſten Alt der großen Bildung dieſes Weltkörpers, entſtanden wahrſcheinlich zugleich die großen Gebirge, die nicht gleich jenen hohl, ſondern ſolide ſind: eine Urſache gab beyden das Daſeyn. Durch inneres Feuer und eingeſchloſſenes Waſſer entwickelten ſich elaſtiſche Dämpfe, die ſich mit Gewalt einen Ausweg bahnten, die ſchwächeren Stellen der äußeren Mondsrinde wirklich zerſprengten, die feſten Theile aber nur anſchwellten, ohne ſie durchbrechen zu können, und auf dieſe Art die Krater mit ihren Wällen, und die ſoliden Berge, die man als unvollkommene oder nicht gelungene Eruptionen anſehen kann, zugleich bildeten. Dieſer gemeinſchaftliche Urſprung ſcheint dadurch bewieſen zu ſeyn, daß die Bergadern gewöhnlich auf Kratergruppen ſtoßen, und daß in Gegenden, die an hohen Bergrücken reich ſind, ſich keine Krater finden, und umgekehrt. So ſind die einen die Fortſetzung der andern, und dieſe verwandelten ſich in jene, je nachdem die Rinde des Mondes zu feſt war, oder nachdem ſie dem Ausbruche des Feuers weniger Widerſtand leiſtete.

Die kleineren Krater haben mehrentheils die Lage der kleinen Vulkane, die ſich an den Aetna angehängt haben: ſie greifen in die großen Urkrater ein, haben ſie zum Theil zerſtört, und ſind weit tiefer und von höheren Wällen umgeben, als jene; aber nie ſchneiden die großen Krater in die kleinen ein. Manche der größten Krater ſind nur zur Hälfte von Kreiſen umgeben; und in der Nähe ſolcher Ruinen der ehemaligen vollſtändigen Ringgebirge finden ſich gewöhnlich kleine Krater, die in jene eingreifen und ihre Zerſtörung angerichtet haben, ſelbſt aber ihre urſprüngliche vollkommen runde Form beybehalten haben. Alles dieſes beweiſt, daß die kleinen Krater ſpäter und nach und nach entſtanden ſind.

Einer der Gegenſtände, die ſich jedem Beobachter des Mondes am häufigſten darbieten, ſind die Krater, aus deren Mitte ſich ein Berg, gleich einem Nabel oder dem Buckel eines Schildes, bisweilen zur Höhe von mehr als tauſend Faden, erhebt. Hier, ſcheint es, machte die Natur neue Verſuche zu Eruptionen, die aber wegen der feſteren Rinde, oder der geringeren Kraft, nur eine Anſchwellung hervorbrachten. Die kleinen Krater, die an ſolchen Centralbergen häufig anhängen, ſind einzelne ſchwächere Stellen der Mondsrinde, wo die Eruption wirklich gelang. Der Veſuv im Innern der Rinde des Monte Somma würde, aus dem Monde betrachtet, faſt denſelben Anblick gewähren.

Zu den wenigen Krutern, die unſern Vulkanen vollkommen ähnlich ſind, gehören beſonders ſolche, deren Wälle weit niedriger als gewöhnlich ſind, ſo daß ſie kaum die Hälfte des Kraters ausfüllen würden, und von denen nach allen Richtungen Lichtadern von geringer Dicke ausſchießen. Hier gerieth die ausgeworfene Maſſe in Fluß,

lief am äußersten Walle herab, und verhärtete sich zur Lava, deren Glanz uns jene Lichtadern zeigen.

Man bemerkt sogar deutliche Spuren, daß die schaffende oder bildende Natur auf dem Monde noch nicht müssig ist: noch jezt ereignen sich dort Revolutionen, mit denen unsere Erdbeben und vulkanischen Eruptionen nicht zu vergleichen sind. Dieß beweisen nicht allein die Unterschiede, die zwischen den älteren Mondskarten und den jetzigen Beobachtungen nicht zu verkennen sind, und die sich nur aus den Veränderungen erklären lassen, welche in diesen hundert Jahren vorgefallen sind, sondern auch die Begebenheiten, die wir vor unsern Augen vorgehen sehen. Man bemerkt nicht selten bey totalen Finsternissen, oder auch in der Nachtseite des Mondes, glänzende Flecken, die gleich Blitzen erscheinen und verschwinden, oder deren Licht nach und nach abnimmt; da man dann an derselben Stelle, wenn sie nachher von der Sonne erleuchtet wird, wirkliche Krater entdeckt, die vorher nicht bemerkt waren, und noch nachher Aenderungen ihres Lichtes leiden. Es ist nicht wohl möglich, diese Phänomene anders zu erklären, als durch Vulkane, die noch jezt von Zeit zu Zeit sich entzünden, oder wenigstens ein phosphorisches Licht ausströmen lassen. Auch kraterartige Versenkungen oder Einstürze von mehrern Meilen im Durchmesser sieht man noch jezt zuweilen auf den großen Ebenen des Mondes entstehen.

Einer der merkwürdigsten Flecken im Monde ist der unter dem Namen Aristarch bekannte, der sich selbst im Vollmonde durch sein äußerst starkes Licht auszeichnet, und sich in der Nachtseite, oder bey Mondfinsternissen, wie ein kleiner Stern zeigt. Es ist schwer, diesen nie unterbrochenen Glanz durch das ewige Feuer eines Vulkans zu erklären; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß der Grund davon in der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Flecks liegt, der, gleich einem Demantfelsen, das Erdlicht so stark reflektirt, daß er wie ein Stern glänzt, wenn die übrige Nachtseite des Mondes sich nur in aschfarbiger Dämmerung zeigt. Sein Glanz in den Mondfinsternissen, da er kein Licht von der Erde erhält, scheint sogar zu beweisen, daß er ein eigenes phosphorescirendes Licht besizt.

Dieser einzige Gegenstand würde hinlänglich seyn, uns zu überzeugen, daß es auf dem Monde nicht ganz so aussieht, wie auf der Erde; und der Philosoph wird mit Vergnügen bemerken, daß die Natur, selbst auf zwey so nahe verwandten Weltkörpern, die gleichsam nur ein Ganzes ausmachen, und dieselbe Lage im Weltraum einnehmen, doch in ihrem unerschöpflichen Reichthum Mittel gefunden hat, eine so große Mannigfaltigkeit hervorzubringen; indeß der Physiker am Monde lernt, was aus der Erde unter etwas andern Umständen geworden wäre, was sie vielleicht einst gewesen ist, oder was sie dereinst werden wird, wenn sie durch noch bevorstehende Revolutionen zu demjenigen Grade der Reife oder zu dem schwächlichen Alter gelangt seyn wird, welches der Mond früher erreicht hat. Dieser Weltkörper ist der wahre Prüfstein unserer Fernröhre, und kein Gegenstand am Himmel hat auf eine so auffallende Art gezeigt, wie sehr sich unsere Ansicht der Dinge mit jeder neuen Vollkommenheit der Werkzeuge ändert.

Als man den Mond zuerst durch Gläser betrachtete, glaubte man auf ihm die ganze Natur unseres Erdbodens, Land und Wasser, Meere und Inseln, Felder und Sümpfe wieder zu finden; wie solches die Namen beweisen, welche die ersten Entdecker den Mondsflecken gaben. Als man aber durch vollkommenere Fernröhre weder Aenderung noch Bewegung auf dem Monde bemerkte, als man sah, daß die dunkelen Flecken nicht, wie man geglaubt hatte, die Oberfläche des Wassers, sondern der Boden der sogenannten Meere oder niedrige Ebnen sind, daß der ganze Mond mit übereinandergethürmten ungeheuern Felsen oder Gebirgen, größtentheils vulkanischen Ursprungs, bedeckt ist, daß es ihm an Wasser und Luft fehlt, worin Thiere und Pflanzen leben können; da erklärte man ihn für ein nacktes, unfruchtbares, unbewohnbares Felsengerippe, von Feuer und vulkanischen Eruptionen durchwühlt, für einen Schauplatz der schrecklichsten Revolutionen und Verwüstungen, auf dem weder Leben noch Vegetation noch Bewegung, auf dem nur Ruhe und Stille des Grabes herrsche; für einen Weltkörper, der sich entweder selbst überlebt habe, oder einem schöneren Leben entgegen schlummere. Die lezte Vollkommenheit der Fernröhre hat uns endlich gezeigt, daß auch hier vielleicht die Wahrheit in der Mitte liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juli.

(Beschluß.)

Mad. Miedke legte in die wirklich ins Tragische streifende Rolle der Baronin alle die Weisheit und Herzensgüte, welche dieser Charakter erfordert. Hr. Brand zeichnete mit großer Mäßigung in dem steifen Oberhofmeister eine herrliche Carrikatur; ein wahrer Gliedermann mit eingelernten französischen Phrasen, ein ci-devant; aber immer noch eine ergötzliche Figur. In der lezten Scene mit seiner Schwester verdarb sich Herr B. den komischen Effekt in etwas, indem er bey der höchst charakteristischen Bitte, das adeliche Erdbegräbniß betreffend, die Worte: „man weiß doch gleich, wenn zu Gericht gelaufen wird, mit wem man sich rangiren soll.“ aus der Ruhe und Trockenheit fiel, welche diesen Vorschlag so komisch machen. In der That aber, es gehört von Seiten des komischen Schauspielers oft viel Selbstüberwindung dazu, bey Stellen, die er selbst höchst komisch findet, nicht mit zu viel Affekt zu sprechen, da der Antheil des Darstellers und sein Hineilen auch komischen Effekt verräth. So gibt es auch mehrere Schauspieler, die sich durch Uebereilung im Sprechen meist die komische Wirkung verderben; die Hastigkeit ist dem Komischen, wo sie nicht etwa selbst dargestellt werden soll, fast immer gefährlich. Bey

der Darstellung des Bauern will ich eine böse Angewöhnung mehrerer Mitglieder unserer Bühne in Conversationsstücken erwähnen; das ist: das unmäßige Schreyen, was als ein unbestreitbarer Uebelstand auf der französischen Bühne gewiß nicht geduldet werden würde. Es fragt sich hier: soll denn die Grobheit und naive Biederkeit des Bauern dadurch charakterisirt werden, daß er seine Herrschaft, besonders eine Dame, gleichsam anbrüllt? Und wenn dieß in der Wirklichkeit wahrlich nicht statt findet, soll es denn auf der Bühne schöner seyn? Uebertreibungen dieser Art habe ich kürzlich auch in der Abtheilung der Erde, selbst in den Mißverständnissen und in der Onkeley gefunden. In solchen Dingen verwöhnen sich Schauspieler und Publikum oft gegenseitig, und ein roher Ton wird der Darstellung des feinsten Scherzes Eintrag thun. Das Theater aber ist, selbst wenn eine Bierstube dargestellt würde, noch keine Bierstube. Im Uebrigen zeigen sich für das Conversationsstück gerade jetzt bey unserer Bühne mehrere vortheilhafte Elemente. Weiter gab Madam Vespermann die Parthie der Myrrha in Winters Opferfest. Der Vortrag derselben ist das Herrlichste, was man hören kann. Die volle, anmuthig resonirende Stimme ergießt sich frey und ausdrucksvoll in ihres Meisters Töne. So einfacher und voller Vortrag, wie in der Cavatine: Ich war, wenn ich erwachte, — muß für Jeden, dem Töne ein Höheres bedeuten, den künstlichsten Bravourgesang niederschlagen. Auch das ist nicht genug zu loben, daß Mad. V. nicht überall Nachdruck anbringen will. In dieser Hinsicht finden wir den Ausdruck der Stelle, wo Myrrha den Geliebten als schuldig angibt; so wahr, als ausdrucksvoll, mit einem sehr passenden Spiele begleitet bezeichnete ihr Vortrag, wie schwer und mit welcher widerstrebenden Verlegenheit sie diesen so höchst unnatürlichen Anschlag ausführt. Dagegen welchen großen Schwung nahm dieser Vortrag wieder in dem herrlichen Quintett, und noch mehr in der Scene, wo Myrrha bis zum Wahnsinn schwärmt. Hier könnten nur Töne schildern. Die Darstellung war wieder ein faßliches Ganzes, worin, ein wenig Dialekt abgerechnet, auch nicht der geringste Mißlaut war. Uebrigens sind wir der Künstlerin doppelt Dank schuldig, indem ihre Anwesenheit die besten Opernvorstellungen, die wir seit langer Zeit gesehen, veranlaßt hat. Herr Höfler trug die Parthie des Murney ungemein lobenswerth vor. Das Cantabile im ersten Finale macht ihm, in Hinsicht auf ausdrucksvolle Haltung und Portament eben so viel Ehre, als die schwierige Arie im zweyten Akt. Sein Spiel ist immer anständig, und seine Geberden einnehmend; seine Darstellungen würden aber noch gelungener ausfallen, wenn er sich hüten wollte, sich im Sprechen zu übereilen. Von Hrn. Kilert gilt dasselbe; wird sein Vortrag ruhiger und taktfester, dann kann er sich zu den ersten Bassisten zählen. Mad. Neumann sang mit belebender Anstrengung die Bravourarie der Elvira, obgleich sie nicht recht bey Stimme zu seyn schien. Hrn. Genast gelang besonders das Sanfte in der Partie des Ynka, wie denn überhaupt sein Gesang am angenehmsten ist, wenn er die Stimme nicht zu stark angreift — denn im Vortrag zeigt sich Talent und Schule. Hr. Gey sang die Partie des Oberpriesters gut, aber war im Text nicht recht fest. Selbst die Rolle des Rolla war gut besetzt, und Hr. Volgt legte einen sichtbaren Fleiß auf sein Spiel. Im Orchester wollte es einige Male nicht recht zusammengehen, besonders mußte man den Eintritt einiger neuen Tempi sehr schwankend finden. Das Publikum bezeugte viel Freude an dieser Erneuerung der Oper, welche gewiß in Hinsicht des schönen Gesanges immer zu den bessern Leistungen der Deutschen in diesem Gebiete gehören wird. Von den übrigen Darstellungen unserer Gäste nächstens.

L. W.

Berlin, Anfangs Juni.

Wir haben seit einiger Zeit keinen Bericht über das hiesige Theater gegeben, und Sie werden dieses der Naturordnung, das heißt: der Jahreszeit gemäß finden, da der Junius auch für die Bühne ein Brachmonat ist. Ja, wenn wir Liebhaber von Wortspielen wären, so könnten wir auch den Julius den Heumonat unsers Theaters nennen, weil er uns die Heurath im zwölften Jahre, dieses welke, trockene Stück, als eine geschmackvolle Speise darbringt, und weil sich die supertlugen dramatischen Zwerggeschöpfe zu wahrhaften und natürlichen Kindern, wie Heuwändel zu einer frischen blumigen Wiese, verhalten. Allein die Direktion hat Recht, dieses und ähnliche Stücke zu geben, da man Geschmack daran findet, und man kann sie eben so wenig tadeln, als den Oekonomen, der... Nun, wir wollen nicht in unserm Heugleichniß fortfahren! wir wollen zu dem übergehen, was wir in der letzten Zeit Bemerkenswerthes auf unserer Bühne sahen. Ein neues Lustspiel von Herrn Dr. Töpfer zog um so mehr die Aufmerksamkeit an sich, als jene beliebten Stücke aus den Anekdoten Friedrichs II., die des Verfassers dramatischen Ruf begründet haben, hier nicht gegeben werden und man sie nur aus vortheilhaften Zeitungsberichten kannte, überdieß der Autor anwesend war, und dieses sein neuestes Stück, bereits vor der Aufführung von den Mitspielenden vielfach belobt wurde; auch hat es diesem Lobe vollkommen entsprochen und sich den Beyfall des Publikums erworben. Dieses Lustspiel, der Empfehlungsbrief genannt, ist ein reines, deutsches Intriguenstück, deutsch, weil es weder an englische noch an italienische Muster erinnert, weder so leicht als die französischen, noch so kunstreich als die spanischen geschürzt, und in einer Prosa geschrieben ist, die zwischen der Büchersprache und der gewöhnlichen liegt — rein: weil die Gattung so unvermischt erhalten, so gar keine andere Zuthat die Aufmerksamkeit von der Intrigue abzieht, daß nicht nur die Charaktere durch weise Berechnung zu Null werden, sondern auch kein Wort des Witzes, keine schlagende Rede und Gegenrede störend hervorspringt. Es ist ein Meisterstück der deutschen Bühnendirektionen, ganz so, als ob sie es sich bestellt und nachher selbst gestrichen hätten: keine überflüssige Poesie, kein phantastischer Humor, keine feine Beziehung, keine großartige Ironie, oder sonst dergleichen, was, wie sie sagen, zwar sie recht wohl zu würdigen wissen, das Publikum aber durchaus nicht verstehen könnte — nein, das Stück ist ein ächtes, direktionsgemäßes Handlungsstück, durch und durch voll für und zu Handlung. Das Einzige, was ein prosaischer Sinn gegen dieses Lustspiel sagen könnte, wäre vielleicht die Frage: ob es wohl in Deutsch- oder auch in einem andern Lande einen Vater gebe, der einem jungen Menschen, welcher ihn zum ersten Male fast mit Gewalt besucht und sich Herr Gar-Nicht nennt, nicht nur seine Tochter (von der er überdieß weiß, daß sie einen Andern liebt) sogleich zusagt, sondern auch in deren Entführung einwilligt; oder ob ein Vater einen solchen Herrn Gar-Nicht gar nicht freundschaftlich behandeln würde? Herr Lemm, der diesen seltenen Vater darstellte, hat diese prosaische Frage äußerst poetisch gelöst, indem er die Lustigkeit seiner Rolle bis zum unermüdlich-beweglichen Wahnwitz steigerte. Ueberhaupt haben alle Darsteller mit Fleiß, Anstrengung und Liebe gespielt, wie dieses immer der Fall ist, wenn der Dichter kein phantastischer Poet, sondern ein Mann ist, der die Bretter durch Selbstbetretung kennt, die Saalagestette berechnet und den Schauspielern keine ungewohnten Aufgaben stellt. So rundete sich das Intriguenstück in sich selbst ab und erwarb sich Beyfall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. August 1823.

Welchen der Tadel nicht schmerzt, nicht spornt auch, edler zu werden,
Der, leichtsinnig, verdirbt — rettet ihn Strafe nicht noch.

R. Wyß.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Daß man sich Mühe gab, der Prinzessin die beste Amme zu verschaffen, versteht sich von selbst. Die Fee Merline hatte dem Kinde Namen gegeben, und es Raisonable genannt. Die Höflinge flüsterten sich in den ersten Tagen zu, daß die kleine Raisonable eine niedliche kleine Mißgeburt sey; allein, weil sie jedoch ihrem Herrn und ihrer Herrin gern ein Kompliment machen mochten, so übertünchten alle Damen ihre Wangen mit einer grellen rothen Farbe, welche der der Rose ähnlich sah, und daher hat die Mode, sich zu schminken, ihren Ursprung.

In dem Palaste des Wessirs war eine Menge Damen versammelt, um der Dame zu ihrer Niederkunft Glück zu wünschen. Man verlangte den Neugebornen zu sehen, und obgleich Alles beym Anblick des jungen Katers mit den grünen Blättern an dem langen dornigen Stiel vor Schrecken erstarrte, so versicherte man doch, daß dieß Naturspiel ganz allerliebst sey. Man legte sich die kleine Mißgeburt in die Arme, und sogleich schlug sie die Krallen in diejenigen, die sie liebkoseten, allein sie besaßen Alle Lebensart genug, um zu betheuern, daß es gar nicht schmerze. Der Wessir und seine Gattin hörten so oft ihren kleinen Kater loben, daß sie begannen, ihn in der That für liebenswürdig zu halten; ja ihre Liebe ging so weit, daß Jeder, der nur eine Miene verzog, wenn die kleine Bestie ihn kratzte, in demselben Augenblick aus dem Hause gejagt wurde. Das unglückliche Weib, das den Kleinen säugte, wurde in Kurzem so zerkratzt, daß man sie ins Spital bringen mußte, und lange vergeblich suchte, ehe eine zweyte für vieles Geld ihren Platz einzunehmen sich entschloß.

So wie der Kater die Krallen in die Amme geschlagen, so schlug der Vater auch Krallen in die Unterthanen seines Herrn. Das Winseln der Zerkratzten gelangte zu den Ohren des Herrschers, und dieser, hochgesinnt wie er war, vergaß jedes bevorstehende Verhältniß zwischen dem jungen Kater und seiner Tochter. Er verabschiedete den Wessir, und rief den edeln Ahmru zurück. Das Volk jauchzte, und Firlefamber machte dem Sultan einen Besuch, um ihm seinen Beyfall zu erkennen zu geben. Ali ersuchte ihn, in so fern es möglich sey, das Verhältniß zwischen dem jungen Kater und seiner Tochter zu lösen. — „Das übersteigt meine Kräfte, gab der Zauberer zur Antwort. Zwar vermag ich deutlicher, als du, die Kette des Schicksals durch den Nebel, der sie umgibt, zu erblicken, allein es ist mir nicht vergönnt, ihr auch nur ein Glied abzulösen. Alles, was ich versprechen darf, besteht darin, daß ich jedes Vergehen, dessen er sich schuldig macht, bestrafen, und in so fern er solches unter menschlicher Gestalt begeht, ihn sogleich in ein Thier verwandeln werde; deine Tochter wird alsdann, wenn du sie gut erziehst, sich nicht herabwürdigen, ein Vieh zu heirathen."

Dadurch fühlte sich der Sultan in etwas getröstet; er und Zaide entschlossen sich, Alles anzuwenden, um Raisonable eine gute Erziehung beyzubringen; Zaide berieth sich darüber mit der Fee, die ihr diese einfache Ermahnung gab: „Erziehe deine Tochter selbst; gewöhne sie früh daran, ihre Sinne zu beherrschen, die Götter und ihre Gebote zu ehren, die Zeit nützlich zu verbringen, ihre Gesellschaft zu wählen, Freundin und Trösterin der Unglücklichen zu seyn.“

Diese Begebenheit muß ohne Zweifel älter, als die Erziehungs-Institute seyn, denn sonst hätte wohl Merline Zaiden ein solches empfohlen, um ihre Tochter völlig ausgebildet zu wissen. Wir wissen nur, daß die Sultanin die Ermahnungen der Fee genau befolgte, und daß die kleine Raisonable das liebenswürdigste Kind von der Welt wurde, so nachgiebig, so fromm, so zufrieden mit Allem, was sie umgab, so besorgt um das Wohl ihrer Angehörigen, daß man sie, wäre sie auch die Tochter eines Bettlers gewesen, geliebt haben würde, kein Wunder also, daß sie jezt, da sie die Tochter eines Sultans war, angebetet wurde; doch ward sie dadurch nicht verdorben, weil sie — ja — weil sie die Prinzessin Raisonable war.

Das Geburtsfest ihres neunten Jahres sollte auf einem der Lustschlösser ihres Vaters gefeyert werden. Die jungen Mädchen der ganzen Gegend hatten sich vereint, um der Prinzessin diesen Tag recht angenehm zu machen. Diese waren alle auf einem großen Platze vor dem Schlosse versammelt. Die schwarzen Sklaven hatten in weiter Ferne einen Kreis um den Platz gezogen, damit kein Mann sich den spielenden Mädchen nähern sollte; sie waren eben im Begriff, zu ihrer Ergötzung nach einem Ziele zu laufen, und die Prinzessin, die von ihrer zartesten Kindheit an gewohnt war, die Gelenkigkeit ihres Körpers zu üben, war schon allen Andern eine gute Strecke voraus, dem Ziele ziemlich nahe, als sie beym Anblick eines noch nicht erwachsenen Katers, der von einem Baume mit dem niedlichsten bunten Vogel im Maule herunterſprang, stehen blieb. „Pfui, schäme dich!“ rief sie, und sprang ihm ängstlich entgegen. Durch ihr Geschrey erschrocken ließ er die Beute fahren; allein wie groß war ihre Verwunderung, als sie, sobald ihre Angst um die kleine anmuthige Sängerin vorbey war, bemerkte, daß der Kater ein Büschel der schönsten grünen Rosenblätter an jedem Ohre trug. Der Kater erstaunte beynahe eben so sehr, wie die Prinzessin selbst, und es war das Erstemal, daß dieß unbändige Thier seine Beute entschlüpfen ließ. Er nahete sich der Prinzessin mit allen Kennzeichen der Demuth und der Freundlichkeit. Die Prinzessin bückte sich und liebkoſete den Kater. Kaum war dieses geschehen, als ein kleiner Junge von derselben Größe, und in demselben Alter wie sie, vor ihr stand. Dem erstaunten Mädchen schwebte so eben eine Frage auf den Lippen, als Firlefamber auf dem himmelblauen Pferde erschien, und den Jungen also anredete: „Eine gute That bleibt nie unbelohnt, und eine böse nie unbestraft. Du mußtest zu Folge deiner Katzennatur auf Raub ausgehen; allein du bist von der eines guten Katers abgewichen, dadurch, daß du Ratten und Mäuse in Ruhe ließest. Du hast durch deine Raubsucht nie Nutzen gestiftet; nur unschuldigen Vögeln hast du nachgestellt. Dieß wurde dadurch gestraft, daß du von deinen Eltern getrennt wurdest, und dich in einer Wüste verirrtest, um einen schönen Kanarienvogel zu erjagen. Die Wüste, worin du dich verirrt hattest, umfaßte nichts Lebendiges, wodurch du dich sättigen konntest, und vor Hunger wärst du gestorben, wenn ich dich nicht hierher geführt hätte. So ausgehungert, wie du warst, kann es entschuldigt werden, daß du dich mit einem Singvogel sättigen wolltest, und doch wurdest du durch den Anblick der Prinzessin dazu bewogen, deine Beute fahren zu lassen. Dieß menschliche Gefühl verdient Belohnung, und — ich habe dir die edle menschliche Gestalt gegeben. Benutze den Vorzug, den du jezt besitzest. Bestrebe dich, der Gunst der kleinen Raisonable würdig zu bleiben, du wirst dich sonst wieder selbst zum Thier herabwürdigen!“

Firlefamber verschwand, und die Kinder waren allein. Bald aber naheten die übrigen Mädchen der Prinzessin; diese ergriff den kleinen neugeschaffenen Knaben bey der Hand und führte ihn zu ihren Eltern. Daß diese sich bey weitem nicht so sehr wie die Prinzessin über den dornigen Stiel und die grünen Blätter bey den Ohren des Knaben verwunderten, ist begreiflich. Sie seufzten nur tief, und versprachen der schönen Tochter, daß sie ihrem neuen Spielgefährten alle mögliche Sorgfalt bezeugen würden, in so fern er der Güte Firlefambers würdig bleibe. — „O, der wird er immer würdig bleiben!“ rief die fröhliche Raisonable. — „Der Himmel gebe es!“ beteten die Eltern inbrünstig, und der neue Mensch stotterte hervor, daß er immer gut bleiben und von Raisonable lernen wolle, ihre Gunst zu verdienen. Seine ersten Worte wurden nur hervorgestottert, aber er sprach bald mit erstaunenswürdiger Fertigkeit, ja oft sogar in schönen, nie vorher gehörten Ausdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Der Mond ist im Ganzen der Erde sehr ähnlich, hat aber dem unerachtet einzelne sehr wichtige Eigenthümlichkeiten, die ihm die Selbstständigkeit eines besondern Pla-

neten, und vielleicht ganz neue Naturschönheiten geben, von denen wir uns gar keinen Begriff machen können. Es ist ein natürlicher Gedanke, daß zwey Weltkörper, denen die Natur denselben Standpunkt im Weltsystem, dieselbe Entfernung von der Urquelle der Wärme und des Lichtes, des thierischen und des Pflanzenlebens, angewiesen hat, die, indem sie gleiche Bahnen durchlaufen, gegenseitig ihre Nächte erleuchten; mit einem Worte, daß zwey Weltkörper, deren ganze äußere Lage fast dieselbe ist, auch in ihrer inneren Beschaffenheit sehr viel Aehnlichkeit haben müssen. Allein eben so natürlich ist auch der Gedanke, daß die Natur das Ideal, welches sie bereits auf einem Planeten ausgeführt hatte, nicht zum Zweytenmal auf einem andern sklavisch kopirt haben werde, daß sie vielmehr den Unterschied, der, wie wir gesehen haben, in der Bewegung beyder Planeten wirklich Statt findet, benuzt haben werde, einer neuen Gattung von Wesen das Daseyn zu geben; und beyde Vermuthungen werden vollkommen durch die Beobachtungen bestätigt.

Der Mond ist an Größe von der Erde nur so viel verschieden, als nöthig war, ihn als Trabanten um die Erde herumzuführen. Seine Oberfläche besteht, gleich der unsers Wohnortes, aus hohen, ebenen und niedrigen Gegenden; seine Gebirgsketten stehen, wie bey uns, durch unzählige Zweige und Adern in Verbindung, und laufen gewöhnlich aus einem Berge, als dem Mittelpunkt, gleich Strahlen, nach allen Richtungen aus. Rauhe Felsenmassen wechseln mit lachenden Ebenen ab; es gibt dort vierzig Meilen lange Thäler, von felsigen Gebirgen eingeschlossen, die unsern schönsten Landschaften ähnlich sind. Unzählige feuerspeyende Berge und ausgebrannte Krater zeigen uns das Gegenbild unserer Vulkane. Der Mond schwimmt, gleich der Erde, in einer elastischen Flüssigkeit, die sich näher am Planeten verdichtet. Es gibt sogar eine Aehnlichkeit zwischen beyden Weltkörpern, wovon der Grund sich schwerlich errathen läßt, nämlich daß die meisten und höchsten Gebirge sich auf der südlichen Hemisphäre befinden. Allein wie viele Abwechselung hat die Natur, in der Ausführung desselben allgemeinen Plans, auf beyden Planeten angebracht! Und welche Vorstellung von der unendlichen Mannigfaltigkeit, die durch das ganze Weltsystem verbreitet ist, muß uns der Reichthum geben, den die Natur in dem kleinen Raume von der Erde bis zum Monde gezeigt hat!

Die Schwere ist auf dem Monde fünfmal geringer, als auf der Erde; ein Klumpen Gold würde dort nicht schwerer wiegen oder nicht stärker drücken, als bey uns ein gleich großes Stück von Diamant oder Krystall; der Magnet würde weniger wiegen, als das Wasser auf der Erde; und die Körper fallen dort nicht wie bey uns fünfzehn Fuß in einer Sekunde, sondern weniger als drey Fuß. Diese geringere Schwere gibt den chymischen Kräften, die vom Innern des Mondes nach außen wirken, einen weit größeren Spielraum, und die vulkanischen Eruptionen konnten die Rinde des Mondes zu Bergen von einer fünfmal größeren Höhe anschwellen, und weit größere Zerstörungen auf diesem Planeten anrichten, als auf der Erde. Vulkane sind auf der Erde immer eine seltene Erscheinung, und das Weltmeer und selbst ganze Welttheile bestehen aus Ebenen, oder sind nur von wenigen Inselgruppen oder Gebirgsrücken durchschnitten; aber die ganze Oberfläche des Mondes ist mit ungeheuern Gebirgsmassen, und unzähligen ausgebrannten Kratern oder noch brennenden Vulkanen bedeckt. Eine aufmerksame Beobachtung des sonderbaren Farbenspiels auf dem Monde zeigt, daß unzählige Theile desselben das Licht, nicht blos wie jeder helle Körper, sondern wie wahre Spiegelflächen zurückwerfen. Die Natur hat hier durch vulkanische Schmelzungen ungeheure Spiegel geschliffen, und wir können uns schwerlich einen Begriff von der Wirkung machen, die eine an solchem Email reiche Landschaft, wenn es ihr gleich an Wasser fehlt, auf die Bewohner des Mondes machen muß. — Selbst die Bildung der Berge scheint dort andern Gesetzen gefolgt zu seyn, da die Plateaux, aus denen die Gebirgsadern auslaufen, nicht wie auf der Erde, die höchsten Punkte, sondern oft sehr niedrige Punkte sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Juli.

(Fortsezung.)

Ein anderes neues Stück, eine romantische Tragödie: Inocenzia vom Herrn Professor Levezow, haben wir nicht gesehen; wir können also nur berichten, daß, trotz dem die ernste Melpomene, während des ganzen vierten Aufzugs, ihre hier so beliebte, silberfüßige Schwester Terpsichore zu Hülfe rief, daß dennoch dieses Trauerspiel allstimmig durchgefallen ist. Ein Theil des Publikums sagt: die Ursache dieses Mißfalls sey, weil das Stück zu jener Gattung gehöre, die Voltaire die einzige nicht gute nennt, und führt zum Beweis an, daß weit über ein Dutzend Monologe vorkämen; ein anderer Theil des Publikums behauptet, das Trauerspiel wäre einer Kabale erlegen, die so manche hiesige Künstler und insbesondere die Dichter, welche der Herr Professor einst in einer ehemaligen von ihm redigirten Theaterzeitung belehrend zurechtwies, jezt nach so langen Jahren gegen ihn angesponnen hätten; doch wie gesagt, wir haben der ersten und einzigen Aufführung nicht mit beygewohnt und können also die Streitigkeit nicht entscheiden. — Zweifelsohne sind, außer diesen beyden Novitäten, noch einige andere neue Kleinigkeiten aus dem Französischen gegeben worden; allein beschämt müssen wir gestehen, daß wir sie nicht gesehen und auch nichts davon gehört haben.

Wir müssen uns daher zu einigen ältern Stücken zurückwenden, die unsere Aufmerksamkeit erregten. Zuerst zu Quentin Messis von Herrn Julius von Voß, ein Stück, das wir — indem des Verfassers derben Possen die Grazie der Gemüthlichkeit fehlt — für die gelungensten seiner dramatischen Produktionen erklären, und die wir mit gutem Gewissen den deutschen Bühnenverwaltungen empfehlen können, um so mehr, da das Stück gedruckt ist und also, nach deutschem Rechte, kein Honorar kostet. Quentin Messis ist, um mit der Dresdner Dichterschule zu sprechen, ein Malerstück und stellt sich selbst — doch ohne das allzuleichte und sinnliche Mittel transparenter und beweglicher Tableaus — als ein anmuthiges und heiteres Gemälde dar. Ein alter Meister, der nur der Kunst und seiner Tochter lebt, streng nach der Natur und doch ideal gehalten, mit all der Gutmüthigkeit und dem sorglos leichten Sinn, der jedem wahren Künstler eigen ist; ein junges wirklich liebenswürdiges Mädchen, das, nicht wie die gewöhnlichen Gurli-Geschöpfe, mit widriger Ziererey, oder indezenter Natürlichkeit, oder dummer Nichtigkeit die Naive nur spielt, sondern die es wirklich, in ihrem innersten Wesen und auf die schönste Weise ist; tugendreich ohne Prüderie, liebend ohne wortklingende Lyrik, fromm ohne geistlichen Hochmuth, unerfahren und leichthin durch's Leben gehend, ohne ein knäbischer Springinsfeld oder eine stummbescheidene Manisell zu seyn, ein munteres, sinniges und kindliches Geschöpf, das mit seinem Vater in einem beschränkt häuslichen und doch idealischen Verhältniß lebt; der Rathsherr einer alten Stadt, ernst und edel, kunstsinnig und freygebig; endlich Quentin Messis, ein junger Schmiedegesell, dem die Liebe zur Malerkunst mächtig inwohnt, den sie treibt und drängt, der aber diese Liebe und jene, die für die schöne Malerstochter in ihm schlummert, sich so wenig deutlich gemacht hat, so wenig von seiner schon erreichten Meisterschaft weiß, daß er, als er die Schmiede verlassen muß, mit Lastträgen sein tägliches Brod erwerben will, um in den Feyerstunden malen zu können; dieses sind die Personen, welche die mehr ernste Gruppe dieses heitern Gemäldes bilden. Ueber das Alltagsleben erhoben, ordnen sich diese Personen auf der sonnigen Höhe der Kunst und leuchten im vollen Lichte mit unabgedämpften, aber milden und nicht blendenden Farben. Quentin Messis, die Hauptfigur, verbindet diese Gruppe mit einer andern, die ihr zum Gegensatz dient, die uns die schwerste Handtierung des beschränkten und doch muntern Werkeltagslebens zeigt, und grell von einer Flamme erleuchtet wird, die ihr das harte Eisen zu harter Arbeit erweicht. Mit dieser Anordnung hätte sich der Maler begnügen müssen; der dramatische Dichter hat die Mittel des größeren Raums, der Beweglichkeit seines Gemäldes, und Hr. von Voß hat sie trefflich benuzt. Er läßt noch ein paar komische Figuren vorüberschreiten, die äußerst ergötzlich sind und hier nicht fehlen durften: ein paar Lexte, welche die Kunst für ein ganz natürliches Metier halten und den Künstler in die Kategorie ihrer Schneider, Schuster, Putzmacher und Friseurs setzen. Beyde Figuren — ein handfest-prosaischer, doch freygebiger Schiffskapitän und eine alte, eitele, geizige Betschwester — haben ihre Portraits bey dem alten Maler bestellt, kommen nun sie abzuholen, und haben, je nach ihrem verschiedenen Charakter, dieß und das daran auszusetzen, wollen dieß und das geändert und hinein gemalt haben. Diese Scenen sind so voll ächten Witzes und so wahrhaft und ungezwungen launig, als es manche Scenen neuerer Stücke, worin auch lärmmachende alte Militär- und zimperliche alte Weibspersonen mit Gewalt komisch seyn sollen, bey weitem nicht sind. Wenn wir den schalkischen Dichter richtig verstanden haben, so sind diese beyden possirlichen Figuren sogar allegorische Personen und stellen zwey Gattungen unserer deutschen Bühnendirektionen vor, die alle Beyde, wenn sie den Etat ihrer Jahresausgaben machen, den dramatischen Dichter nicht nur hinter den Deckorateur und Maschinenmeister, sondern auch unter den Schneider und Friseur setzen; wovon aber die Eine das Drama gut bezahlt, wenn nur alles das weggestrichen, was sie für unnütz und hineingeschrieben wird, was sie für vortheilhaft für die Kasse hält; indeß die Andere selbst ein Stück, das ihr nicht gefällt, freudig annimmt, wenn sie es nur gratis bekommt. Möchten sich die löblich deutschen Theaterdirektionen durch diese treffende Allegorie nicht abhalten lassen, ein Drama darzustellen, das zu den gelungensten gehört, welches in dieser Gattung und in neueren Zeit erschienen ist, das zwar nicht so reich, aber im besten Sinne bühnengerechter als Oelenschlägers vortrefflicher, aber durch sein willkührlich-phantastisches Ende störender Correggio ist, und das uns zu der vielleicht harten Frage zwingt: wie ist es möglich, daß der Dichter des Quentin Messis so vieles Richtige und Verfehlte, so manches Niedre geschrieben hat? Warum schenkt er seinem bedeutenden Talent nicht auch die gehörige Zeit und die reife Ueberlegung, die selbst das eminente Genie nicht entbehren kann? Daß doch Hr. Julius von Voß diese Zeilen lesen und unsere schwer tadelnde Fragen durch die That widerlegen möchte! Auch die seltene, wir müssen leider sagen: undeutsche Schönheit der Kürze hat dieses Drama, so daß an demselben Abend noch zwey Kleinigkeiten gegeben wurden: der Nachtwächter von Theodor Körner und Blind und Lahm von Herrn Ludwig Robert, deren relativer Werth bekannt ist. Das Schauspielhaus war gefüllt. Ueberfüllt aber war das große Opernhaus — und wir erwähnen dieß zu Ehren unseres Publikums — bey den Aufführungen des Wallenstein und des Don Karlos. Ueber die Darstellung des ersten Stückes sey es uns erlaubt zu schweigen; da wir zu den Alten gehören, die dieses Meisterwerk in den neunziger Jahren von einem Fleck und Iffland, einer Meyer und Fleck sahen; der übrigen sehr braven Spieler nicht zu gedenken, von denen Jeder seinen Platz würdig ausfüllte und von den Heroen der Kunst gehalten und emporgetragen wurde. Auch hinsichtlich der Aufführung des Don Karlos müssen wir auf die Zeiten Flecks hinweisen, obgleich dieses Stückes jetzige Darstellung bey weitem nicht so grell gegen die frühere absticht; ja sich sogar einiger Vorzüge erfreuet. So wollen wir z. B. nicht entscheiden, wer der beyden bewährten Meister, ob Herr Beschort oder ob Herr Wolf die Rolle des Posa besser spielt? Nur müssen wir den lezteren fragen, ob es wohlgethan sey, in einer Schiller'schen Tragödie zu improvisiren? Ja ja: ein Schauspieler, der sich einen Monolog in solch ein Stück hineinschreibt, improvisirt; denn er kritisirt aus dem Stegreif, indem er mit Muße der Muse etwas andichtet. Wenn die schwierige Rolle der Prinzessin Eboli, die der Dichter an die äußerste Gränze des Erlaubten gestellt hat, von der Schauspielerin nicht gemildert und bewältigt werden soll — was allerdings unsere Meinung ist, da wir abgesagte Feinde der Verblassung und Verflachung sind — so hat Mad. Strich diesen Charakter vortrefflich, das heißt: bey aller Kühnheit nicht zurückstoßend dargestellt, wie sehr auch die allzuängstlichen Rigoristen dieses kühne Feuer tadeln dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Nr. 63.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. August 1823.

Ueber eine kürzlich auf Corfu entdeckte Tempelruine.

(Von dem königlich dänischen General-Agenten in Rom, Herrn Ritter v. Brondsted, an den Herausgeber.)

Geehrter Herr und Freund!

Sie wünschen, daß ich Ihnen einen Brief, den mir kürzlich der junge Graf Conrado von Lunzi über eine auf Corfu gemachte nicht uninteressante Entdeckung zuschrieb, deutsch mittheilen möchte. Ich erfülle um so lieber Ihren Wunsch, indem es mir vorkömmt, daß jener Bericht über die neulich ausgegrabene Ruine eine ziemlich klare Vorstellung von der Sache gewährt. Mein Freund befand sich, als er vor etwa zwey Monaten den Brief schrieb, auf Corfu, und hatte eben die Ruine genau untersucht. Einen kleinen, zwar nur flüchtig gemachten Riß nahm er an Ort und Stelle. Er schreibt über diesen Gegenstand Folgendes:

— — „Die kürzlich von einem Engländer, Hrn. W. Worsley entdeckte Ruine, worüber ich Dir einige Nachricht mittheilen will, befindet sich etwa ein halbes Stündchen vor der Stadt Corfu, über der sogenannten Fontana di Cardachio und nahe an dem jetzigen Landhause des Generals Adam. Es ist ein herastyles Tempelchen von dorischer Ordnung, dessen Verhältnisse aber keine sehr alte Zeit andeuten, indem die Säulen viel schlanker sind, als die irgend eines der berühmteren dorischen Tempel, von Aegina z. B., von Athen u. s. w., der viel stämmigeren Säulen der älteren dorischen Tempel, von Corinth, Pästum u. a. nicht zu gedenken.

Die Säulen des Tempelchens sind cannelirt, etwas über 7 Fuß hoch, und, bis auf das Capitell und das kleine mit dem Capitell verbundene Stück des oberen Theils der Säule, aus einem Block gehauen. Das Material ist ein auf Corfu einheimischer Sandstein. Es sind vom Peristyl noch die sechs Säulen der hinteren (westlichen) Façade, so wie von den Längeseiten nördlich drey und südlich fünf, die Eckſäulen nicht mitgerechnet, stehen geblieben. Da der Stein ziemlich weich ist, so hat die Oberfläche der Säulen viel gelitten.

Dieser kleine Tempel ist nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Epochen verschüttet worden. Man kann die verschiedenen Anhäufungen des Schuttes wahrnehmen, und man bemerkt sogar eine allmählige Steigerung hinsichtlich der Abnagung der Oberfläche der Säulen. Man steigt auf zwey Stufen zur Basis des Tempels. Etwa sechs Fuß mehr einwärts vom Rande der oberen Stufe erhebt sich die Cellenmauer, die nur noch bis zu 6 Fuß Höhe vorhanden ist, und von demselben, marmorähnlichen Sandstein, als die Stufenunterlage des Gebäudes, aufgeführt war. Die Dicke der Cellenmauer ist etwa zwey Fuß und der äußere Theil derselben, bis zur Hälfte der Dicke, ist von großen Quadersteinen ohne Mörtel zusammengefügt, die innere Hälfte aber besteht aus kleinen mit Mörtel aufgemauerten Steinen. Die innere Breite des Tempelchens ist etwa 30 Fuß. Die Cella selbst hat in der Breite 12 Fuß. Eine Art von Altar (wenn man es sonst so nennen kann) oder erhöhtes Mittengebäude theilt die Cella in zwey ungleiche Theile und läßt nur auf beyden Seiten einen sehr schmalen Gang übrig. Dieses im Innern aufgeführte Gebäude ist ein zwischen 10 und 11 Fuß langer Rectangel, der in zwey gleiche Theile zerfällt. Die viereckigen Sandsteinblöcke, woraus dieses Gebäu besteht, sind mit großer Genauigkeit zusammengefügt und mit Eisenklammern und Bley verbunden. Zwey Cisternen (wovon unten ein Mehreres) auf beyden Seiten des Tempels haben unter der Erde eine Verbindung, die gerade jenem Altar oder Mittengebäude zuläuft. Die Beschaffenheit des Gebäudes in der Mitte der Cella, die Abtheilung desselben, der dazu führende unterirdische Kanal und die große Genauigkeit, womit beyde ausgeführt sind — Alles läßt vermuthen, daß jenes Gebäude in der Mitte nicht blos zu einem Opferaltar bestimmt gewesen sey. Eine Menge von den Baugliedern, die den Aufsatz und das Dach bildeten, sind unten zerstreut gefunden worden. Sonderbar ist es, daß gar keine Spur von Triglyphen und nicht einmal von irgend einem Scheidungsglied des Architravs vom Fries gefunden worden. Ein wenig her-

vortretendes Band bildet den Anfang der Cornische, die eng und meslin ist. Einige mehr verzierte Stücke von der Cornische gehörten vielleicht zur Façade unter den Frontons. Die Zeichnung dieser Cornischstücke entspricht der dorischen Ordnung des Tempels nicht; die Arbeit daran ist kleinlich, und mag bey einer späteren Restauration hinzugefügt worden seyn. Ganz sonderbar ist es ferner, daß die ganze Frontonbekleidung sich gefunden hat. Sie besteht aus fünf sehr großen Platten von Kalkstein, die völlig glatt sind und ohne irgend eine Spur von Verzierung, auch ist keine Spur vorhanden, daß sie von irgend einer Cornische eingefaßt gewesen wären. *) Von den Metopen ward keine gefunden.

Auf beyden Seiten des Tempels, in etwa 20 Fuß Entfernung von demselben, fanden sich zwey Cisternen in gerader Linie mit dem inneren Gebäu, welches wir den Altar genannt haben. Diese Behälter sind viereckig, 40 Fuß tief und enden sich unten in kleine viereckige Kämmerchen, von welchen Gallerien oder unterirdische, im Felsen ausgehauene Kanäle ausgehen. Durch einen von diesen Kanälen, der unter dem Altar hinläuft, sind die beyden Cisternen verbunden, und diesem gegenüber, das heißt auf der entgegengesezten Seite der Behälter, gehen andere Kanäle aus, von welchen man blos einen am nördlichen Behälter geöffnet hat. Dieser Kanal theilt sich bald in mehrere, die verschiedene Richtungen nehmen; einer von ihnen mit einer Richtung nach der Stadt hin, sezt sich mehr als tausend Schritte fort. Die Kanäle haben sieben Fuß in der Höhe und drey in der Breite und man hat sie voll Wasser bis zu einer Höhe von drey Fuß gefunden.

Hinter dem Tempel, in einer Entfernung von etwa 40 Fuß, ist eine Mauer von Kalkstein aufgedeckt worden, die dazu gedient hat die Anhöhe zu unterstützen. Sie ist gut gebaut, besteht aus Quadersteinen ohne Mörtel zusammengefügt, und bildet nach Süden hin einen Winkel.

Bey der Ausgrabung sind weder Sculpturfragmente noch Inschriften gefunden worden; hingegen fanden sich einige Münzen, aber keine seltenen. Es waren darunter eine von Silber mit der Corcyreischen Kuh (aus der autonomen Zeit oder doch aus der Archonten-Epoche) und einige von Bronze, etwa aus derselben Zeit, eine von Leucas, einige von Corinthischen Colonien mit dem gewöhnlichen Typus, dem Pegasos, und etliche von der römischen Imperatoren-Zeit.

*) Es versteht sich aber doch von selbst, daß die Frontonplatten nicht ohne eine Einfassung gewesen seyn können, wenn sich auch gar kein Stück derselben bey der jetzigen Ruine gefunden hat.

(Note des Uebersezers.)

Im dritten Buch seiner Schrift über Corcyra führt Mustoxidi an, daß Strabo (im zweyten Buch) von einem Tempel in dieser Lage spricht; auch führt er eine, von Maffei erläuterte Inschrift an, worin gesagt wird, daß dieser Tempel ausgebessert und die Mauer, welche die Anhöhe unterstüzt, aufgeführt wurde, daß man eine Schlange aus Metall als Geschenk gab, und einen Altar mit den Anfangsbuchstaben A bezeichnet; daß man die beyden Cisternen machte, so wie auch viele unterirdische Kanäle, um die Gewässer zu vereinigen und sie hernach dem Arsenal zuzuführen. Die Inschrift endigt mit der Angabe, daß man zu der Erbauung des Altars viel Salpeter (?) verbrauchte und mit einem Verzeichnisse der Kosten. Man sieht hieraus, daß der Tempel dem Asklepios geweiht war und daß das Arsenal sich in der Nähe befunden haben muß.

Die Lage des Tempels ist schön und malerisch. Unter einem lieblichen mit Olivenbäumen bewachsenen Hügel steht die Ruine über einem Abgrund, in welchen die ganze östliche Façade und ein großer Theil der beyden Längseiten hinabgestürzt sind. Gerade unter der Ruine am Abhange befindet sich der Quell von Cardachio, auch war hier vordem eine moderne Kirche, aber keine Spur derselben ist übrig geblieben. Diese Kirche war dem heil. Nicolò geweiht, weßwegen man in Corfu ziemlich allgemein behaupten will, daß der Tempel dem Poseidon angehört haben muß, indem der heil. Nicolaos, wie Du weißt, bey uns Griechen, gewissermaßen in das Amt des Meergottes eingetreten ist. Der Ruine gegenüber sieht man den Felsen von St. Michele oder die sogenannte Fortezza Vecchia, die Insel Hyria, und in der Entfernung erheben sich die grandiosen Gebirge von Epiros."

So weit Graf Lunzi. Wären wir hier das Buch von Maffei und ein Strabo bey der Hand gewesen, so würde ich noch Einiges hinzugefügt haben. So aber, auf der Reise, und beschäftigt, wie Sie es selbst sind, die Sammlungen einer schönen und mir wenig bekannten italienischen Stadt zu besuchen, muß ich für dießmal abbrechen. Finden Sie, daß der Bericht sich für das interessante Blatt, welches Sie herausgeben, eignet, so glaube ich Sie versichern zu können, daß Hr. v. Lunzi die Mittheilung gerne gestatten würde.

Mit vorzüglicher Werthschätzung ꝛc.

Genova, den 29. Juni 1823.

Bröndſted.

Gemälde,

von Joseph C. Cogels.

Was immer in seinem blühenden, vollendeten Zustande sich groß und herrlich gezeigt hat, das verläugnet seinen Charakter nicht, wenn es auch durch die Zeit zerstört worden, oder durch des Feuers furchtbare Ströme hohl ausgebrannt in seinen Resten uns schauerlich entgegenstarrt.

Dieß ist der Fall bey dem am Abende des 14. Januars dieses Jahres während der Vorstellung plötzlich und fast von allen Seiten zugleich in Feuer aufgegangenen neuen Hoftheaters in München. Wer es leider in seinem jetzigen Zustande gesehen und mit seinen Blicken die schwindelnde Höhe des kolossalen Gemäuers im Innern des Bühnen-Raums gemessen hat; wem die übrigende Mauer, die mit ihren viersach übereinander gestellten Logeneingängen das Parterre im Halbzirkel umspannt, wenn die kühne Sprengung des Bogens aufgefallen ist, der durch die ganze Breite des Raums hin die Bühne vom Saale der Zuschauer getrennt und sich trotz der entsetzlichsten Feuermasse schwebend darin erhalten hat, der muß unverholen gestehen, daß dieser erhabene, königliche Bau das Werk einer gediegenen, großartigen Conception war, das seinem Meister, einem praktisch gebildeten Architekten, dem bescheidenen und anspruchlosen Professor Fischer, der leider seinen Bau nicht lange überlebt hat, zum nie erlöschenden Ruhme gereicht.

Daß ein so imposantes Werk, auch nach der Zerstörung, seiner mannichfaltigen, weiten und großen Räume wegen, das es in perspectivischer Ansicht und wirksamer Beleuchtung, zum Theil mit vielen noch übrigenden Spuren einfacher und großartiger Verzierungen im Innern enthält, einen Künstler begeißern, und ihm Stoff zu verschiedenen malerischen Darstellungen geben könne, ist eben so gewiß, als es erfreulich ist, daß Hr. Cogels bereits einen der interessantesten Puncte im Gemälde dargestellt hat.

Dieses Gemälde gibt uns eine perspectivische Ansicht des Vestibuls mit seinen jezt einsam trauernden, zum Theil zerfallenen vier Säulenschäften von alt-dorischer Ordnung, und mehreren andern Ein- und Ausgangs-Oeffnungen. Zur Rechten sieht man einen Theil der großen, ganz zerstörten marmornen Haupttreppe. Durch den mittleren Eingang in das Parterre gewahrt man einen Theil des inneren Raumes, wo Logen und Bühne sich befanden mit der völligen Durchsicht nach hinten zu, und hinaus ins Freye.

Vom Vestibul aus, dessen Decke eingestürzt, sieht man hinauf zu den traurigen Resten des königlichen Salons; die Wände umher mit cannelirten Pilaven und andern Ornamenten in Stucco reich und passend verziert. Durch die große Oeffnung, die nach der königlichen Hauptloge führt, zeigt sich dem Auge noch der mittlere Theil des früher erwähnten kühnen Bogens, der frey und leicht von der einen zur andern Seite sich hinüberwölbt.

Man muß gestehen, daß Hr. Cogels kaum einen Standpunct hätte wählen können, der ihm so, wie dieser, zu einer malerischen Darstellung aus den Resten dieses einst in seinem Glanze Thalien geweihten Tempels, glücklichere Motive, und eine interessantere Zusammenstellung mannichfaltiger Theile hätte gewähren können.

Auch hat der Künstler seine Aufgabe trefflich gelöst. Das Ganze ist in einem warmen Tone gehalten, mit glücklicher Wahl aller Lokalfarben durchaus leicht, frey und geistreich mit breitem Pinsel behandelt, klar und durchsichtig aufgetragen. — Die angebrachte Linienperspective zeugt von richtigem Verstand und gründlicher Einsicht. Eine kräftige Haltung durch wirksames Helldunkel, ohne Uebertreibung in künstlichen Kontrasten, gehört immer zu den schwierigsten Punkten solcher Darstellungen. Hr. Cogels hat den glücklichsten Zeitpunkt zur Beleuchtung des Ganzen benuzt, und indem er jenem treu gefolgt, diese durch kräftig einfallende Schlaglichter zur täuschendsten Wirkung in Auseinandersetzung der Massen verstärkt.

Wir setzen ohne alles Bedenken dieses Gemälde den besten und gelungensten Arbeiten dieses Künstlers an die Seite.

Auf einem zweyten Gemälde beabsichtigte Hr. Cogels die ursprüngliche Construction dieses denkwürdigen Baues, wegen der dem hintern Theile desselben eigenen, imposanten Höhe, durch eine äußere Ansicht desselben, und wovon der Künstler sich schon vor der Zerstörung eine Zeichnung gefertiget hatte, dem ferneren Andenken zu erhalten.

Um von dieser Seite her dem Ganzen noch mehr malerische Wirkung zu geben, verband er zugleich damit eine perspektivische Ansicht des daran stoßenden hintern Theils vom alten Hoftheater, und erreichte dadurch eine glücklich zusammengruppirte Masse von Gebäuden, die gleichsam den Mittelgrund des Bildes ausmachen. Links, nach Süden hin, die Fortsetzung eines Theils der Hauptstadt als Hintergrund. — Zunächst dem Standpunkte des Künstlers (von der Seite und am Ende des Hofgartens) erhebt sich im äußersten Vorgrunde des Bildes der alte, runde mit Epheu umrankte Thurm jenseits des Grabens, der mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen und weiterhin mit seiner Brücke sich nach dem Mittelgrunde hinabzieht und mittelst der sich darauf fortsetzenden Gebäude damit in Zusammenhang tritt.

Dieß sind im Wesentlichen die Theile, welche Herr Cogels zum Ganzen eines erfreulichen Bildes zusammengeordnet hat, und das, wenn in späteren Zeiten sich — wie nicht zu bezweifeln ist — diese Umgebungen anders gestaltet haben werden, der Nachwelt von dem, wie es einst hier gewesen, ein treues Bild hinterlassen wird.

Von Seite der Luftperspektive und der sich darauf gründenden Wirkung und Auseinandersetzung des Ganzen bewährt auch diese Darstellung große Wahrheit und einen geübten, verständigen Blick in die Natur. Vom Vorgrunde geht die meiste Kraft aus, hier treten die Gegenstände in ihren Umrissen und übrigem Detail mit größerer Bestimmtheit vor das Auge; mit zunehmender Ferne verliert sich dieses mehr und mehr, und Alles weicht in duftigerer Haltung zurück. Von Seite der Behandlung verdient im Ganzen auch dieses Bild mit dem vorigen dasselbe Lob.

Beyde Gemälde befinden sich gegenwärtig im Besitze Ihrer Majestät der Königin.

Da dieser Künstler sich den jezt Lebenden seines Faches würdig anschließt, so glauben wir einige, wiewohl nur fragmentarische, doch in kunstgeschichtlicher Beziehung nöthige Notizen von ihm dem Publikum mittheilen zu müssen.

Joseph C. Cogels wurde im Jahre 1786 zu Brüssel geboren und 1806 Mitglied des königlichen Kunstvereines zu Gent.

Im Jahre 1817 erhielt er, bey Gelegenheit der Kunstausstellung daselbst den Preis, und im nämlichen Jahre die Aufnahme zum Mitglied der königlichen Akademie von Antwerpen.

Seit 1822 königlich baierischer Pensionär lebt er schon mehrere Jahre in München seine Kunst übend, wo er seines stillen, gesezten und wahrhaft bescheidenen Charakters nicht minder, als seines anerkannten Talentes wegen, als Mensch und Künstler die verdiente Liebe und Achtung Aller genießt, die ihn kennen.

Speth.

Rom.

Herr Baron O. M. v. Stackelberg hat seit längerer Zeit ein ausführliches Werk über den Tempel des Apollon Epikurios bey Phigalia in Arkadien bearbeitet, unter dessen Ruinen im Jahr 1812 von ihm und einigen anderen vereinten Künstlern und Kunstfreunden die Reliefs aufgegraben wurden, die jezt im brittischen Museum in London aufgestellt sind. Die Bemerkungen und Vermessungen, die er selbst an Ort und Stelle gemacht, sind hier zusammengestellt, und die Abbildungen nach seinen eigenen sehr getreuen Zeichnungen unter seiner Aufsicht von geschickten Kupferstechern, theils mit dem Grabstichel, theils mit der Radirnadel, in Licht und Schatten ausgeführt. Auf 31 Kupfertafeln in Folio, 1 Titelkupfer und 3 Vignetten, von C. Reichart, F. Gmelin, D. Marchetti u. A. gestochen, sind hier: Ansichten der Gegend und der Tempelruine vor und nach der Grabung, Grundriß und Ergänzung des Tempels, Zusammenstellung und Ergänzung des ganzen innern Frieses, ausgeführte Abbildungen der einzelnen Reliefstafeln desselben in ¼ der Größe des Originals, endlich Bruchstücke der Metopen und der Apollostatue selbst, enthalten. — Der Text liefert eine Schilderung der Gegend und ihrer Bewohner, Nachrichten von der Grabung und Findung, von dem vor- und nachmaligen Zustande des Tempelgebäudes, nebst Betrachtungen über seine Architektur, über Anordnung der Reliefstafeln des Frieses übereinstimmend mit den Maßen des Standorts, über Sinn und Zusammenhang des Frieses, Erklärung und Beurtheilung der dargestellten mythischen Gegenstände, verbunden mit allgemeinen Bemerkungen über die Sculptur, endlich Ideen über die Metopen und die Tempelstatue. In den Beylagen gibt der Verfasser noch Nachrichten von dem localischen Berge, Messene, dem Panhellenion auf Aegina und den Mainotten. Der Text erscheint sowohl in deutscher als in französischer Sprache auf Velinpapier und wird unverweilt gedruckt. Der Verf. hat den Verlag selbst übernommen und die nöthige Anzahl von Subscribenten ist bereits beysammen. Preis 54 Louisd'ors. — Dem Publikum wird es unstreitig angenehm seyn, hier die Resultate einer mühsamen und merkwürdigen Forschung von der Hand eines Theilnehmers, und mit aller Treue und Schönheit dargestellt zu erhalten, die ein ausgezeichnetes Talent im Zeichnen überhaupt, und besonders im Auffassen des Charakters antiker Bildwerke dem Verf. möglich macht. Auch erscheint hier zum Erstenmal ein genauer Bericht über den Tempel und die Aufgrabung selbst, worüber man bisher noch von keinem der Theilnehmer etwas Ausführliches erhalten hatte. Das Werk wird den Titel führen: Der Apollotempel zu Bassä bey Phigalia in Arkadien und die im Jahr 1812 daselbst ausgegrabenen Bildwerke, dargestellt und erläutert durch O. M. Baron v. Stackelberg.

Ref., der diese Angaben nach eigener Ansicht der sämmtlichen Kupfertafeln mittheilt, kann nicht umhin, noch eines andern von Hrn. v. Stackelberg vorbereiteten Werks zu gedenken, das in derselben Größe und Ausführung wie das vorige erscheinen und für Kenntniß der Kunst und des Alterthums ein äußerst merkwürdiger Beytrag seyn wird. Der Verf. hat darin alle seine Untersuchungen über die griechischen Gräber zusammengestellt, ein Gebiet, das bisher noch wenig bearbeitet war und in der That eine Ausbeute liefert, die eine Menge neuer Ansichten und Aufschlüsse gewährt. Die abgebildeten Gegenstände sind theils von dem Verf. selbst und seinen Freunden ausgegraben, theils nach anderen in Griechenland befindlichen Werken mit genauer Angabe des Fundorts von ihm gezeichnet, und durch dieselben Künstler wie das obenerwähnte Werk, auf 76 Platten in groß Folio und 6 Vignetten gestochen, einige, bey welchen der Gegenstand es erforderte, auch colorirt. Die erste Abtheilung liefert die Darstellungen der Gräber, Denksteine u. s. w. mit ihren Reliefs und Verzierungen, die zweyte und dritte enthalten die in den Gräbern gefundenen Gegenstände, nämlich Vasen, gemalte und mit Bildwerken versehene Thonbilder, Bronzen und Schmuck von Gold und Silber; alle nach dem muthmaßlichen Alter geordnet. Hier finden sich die zierlichsten und seltensten Gegenstände, besonders in der Classe der Thonbilder und Gefäße. — Der Text wird nur eine kurze Anzeige und Erklärung der dargestellten Gegenstände enthalten, indem der Verf. den Archäologen überläßt, ihre Ideen und Vermuthungen an das, was sie vor Augen sehen, anzuknüpfen. Die Kupfertafeln sind bereits alle vollendet, und stellen die Denkmale, wie Ref. aus eigener Vergleichung einiger Originale mit den Abbildungen weiß, sehr getreu dar. Dabey ist der Vortheil, daß sie alle nach Zeichnungen einer und derselben Hand gemacht sind, augenscheinlich in der Gleichmäßigkeit der Ausführung und dem schönen Maaß der Behandlung, so daß dieses Werk, wie das vorige, zu denjenigen gehören wird, welche Denkmale des Alterthums am treusten und mit der zweckmäßigsten Art der Ausführung darstellen. Es ist zu wünschen, daß Hr. v Stackelberg recht bald den Text vollenden, und dieß eben so anmuthige als lehrreiche Werk nicht lange dem Publikum vorenthalten möge.

S.

Nro. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. August 1823.

Sanfte Wehmuth, sey willkommen!
Himmelerzeugte! du hast
Den Fels von meinem Herzen genommen!
Helferin der starren Last,
Sanfte Wehmuth, sey willkommen.

J. F. Schmitt.

Beym Hinscheid einer kränkeluden Mutter und Gattin.

Zu schwach von Körperkraft, den seelenguten Willen
An Kindern und Gemahl noch fürder zu erfüllen,
Bestrebt umsonst zu Gott sich das gelaßne Weib:
„Gib, Lebensvater, Stärke diesem Leib!“

Doch ihren frommen Wunsch, ihr innig heißes Flehen,
Wie anders läßt der Herr es in Erfüllung gehen! —
Ein Engel … hinfort dem theuren Haus sie seyn,
Und Engelspflege den Geliebten weihn.

Die morsche Hülle sank, und frey, und hochentschwungen
Zu Himmelsjugend auf, von neuer Kraft durchdrungen,
Stieg freudenvoll ihr Geist, rief Dank an Gottes Thron, —
Und kehrt zum Schutz der Ihren erdwärts schon.

Joh. Rud. Wyß.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Dieser Reichthum an Bergen und Vulkanen, und der Mangel an Wasser und dichter Luft, ist der charakteristische Zug im Gemälde des Mondes; und das Leztere besonders muß diesem Planeten eine ganz andere Natur geben, die ihn für die Geschöpfe, welche unsere Erde bewohnen, untauglich, aber eben deßwegen desto geschickter für andere Thiergattungen macht, die ihn wahrscheinlich bevölkern. In der feinen Atmosphäre, die den Mond umgibt, würden die Menschen und Thiere der Erde so wenig athmen können, wie unsere Fische in der Flüssigkeit leben könnten, welche die tiefsten Thäler des Meeres vielleicht erfüllt, und dort die Stelle des Wassers vertritt; selbst unsere Pflanzen würden dort schwerlich Nahrung finden. Die natürliche Folge, die sich hieraus ziehen läßt, ist nicht, daß der Mond gar nicht bewohnt sey, weil er sich für uns nicht schickt, sondern daß seine Bewohner, vielleicht eben so glücklich, aber anders organisirt sind, als wir, und daß zwischen den Menschen und den Mondsbürgern ein größerer Unterschied Statt findet, als zwischen den zwergartigen Lappländern oder den kraushaarigen Negern, und den schlanken weißen Europäern. Wenn die Fische über ihren Zustand Betrachtungen anstellen könnten, so würden sie sich wundern, daß in dem feinen Fluidum, welches wir Luft nennen, Thiere leben können; und die Mondbürger begreifen vielleicht eben so wenig, wie in der erstickenden Atmosphäre, in der sie unsere Erde schwimmen sehen, ein Geschöpf athmen könne. Die höchsten Berge des Mondes sind wahrscheinlich eben so wenig bewohnt, als die Gipfel unserer Cordilleras; aber die Ebenen und niederen Gebirge liegen, wie wir gesehen haben, in einer Luftschichte, die dicht genug ist, die Sonnenstrahlen zu reflektiren; und die tiefsten Thäler des Mondes sind vielleicht von einer Atmosphäre bedeckt, die unseren höchsten Luftschichten sehr nahe kommt, und Thieren und Pflanzen Nahrung geben kann. — Es gibt auf dem Monde keinen eigentlichen Regen, aber dieser Mangel wird viel-

leicht durch erquickenden Thau ersezt. Es fehlt dem Monde an den großen Naturscenen, die in unserer Atmosphäre gespielt werden, an den fürchterlich schönen Abwechselungen der Orkane und Gewitter; aber seine Bewohner werden durch einen immer heiteren Himmel dafür schadlos gehalten; und wenn sie den schönen Anblick des Regenbogens und der Morgenröthe entbehren, so werden ihre Tage auch nicht durch Wolken und Platzregen getrübt. Die Strahlen der Sonne schießen nicht wie bey uns über den ganzen Himmel, und verbreiten das Licht über die beschatteten Theile der Tagesseite des Mondes; sondern aus dem Dunkel des schwarzen Gewölkes glüht die Feuerkugel mit stärkerem Glanze hervor, ohne die Sterne zu verdunkeln, und bey ununterbrochen heitern Nächten zeigen sich die kleinsten Sterne auf völlig schwarzem Grunde.

Das Resultat aus allen diesen Beobachtungen ist folgendes: Der Mond ist ein der Erde sehr ähnlicher Weltkörper und hat vielleicht gleiche Schicksale mit ihr gehabt, ist aber durch weit größere Revolutionen, besonders des Feuers, geläutert worden, und, wie es scheint, früher in einen Zustand gerathen, der vielleicht auch unserem Planeten dereinst bevorsteht, der ihn aber, besonders in den tiefen Thälern, keineswegs unbewohnbar macht; so wie ohne Zweifel die höchsten Gebirge, die jezt unbewohnt sind, die erste Wiege des Menschengeschlechtes waren. Wenn wir durch die Beobachtungen, die wir auf der Erde anstellen können, die Gesetze und Plane der Natur kennen lernen, so ist es natürlich, sie wenigstens im Allgemeinen auch auf andere Weltkörper auszudehnen. Wo wir unsern Blick hinwenden, da ist der große Zweck der Natur unverkennbar, jeden Stoff und jeden Platz zu benuzen, um Leben, Empfindung und Glück zu verbreiten, und die organischen Geschöpfe auf Kosten der unorganischen zu unterhalten. Der leblose Theil der Schöpfung ist zum Dienst der mit dem Funken des Lebens begabten bestimmt, und gröber organisirte Wesen werden vollkommeneren aufgeopfert. Die äußere Haut und die Eingeweide der Erde, Luft und Meere, wimmeln von lebenden Geschöpfen; jeder Wassertropfen ist eine Welt, die nur zur Nahrung ihrer unzähligen lebenden Bewohner bestimmt scheint; und Würmer zernagen den todten Stein zu ihrer Speise. Wie kann man glauben, daß diese Oekonomie der Natur, die gleich der Sparsamkeit des Geizigen bis in das Kleinliche geht, auf ganzen Weltkörpern vernachlässigt sey! Selbst die Beobachtungen des Mondes scheinen Spuren von der Kultur und Industrie seiner Bewohner zu zeigen. Das monatliche Farbenspiel, und unzählige kleine Lichtpunkte, die sich nur von Zeit zu Zeit zeigen, sind der Vegetation unserer Aecker, und der abwechselnden Bekleidung unserer Felder nach den Jahreszeiten, sehr ähnlich; die gänzliche Aenderung der Farbe beträchtlicher Flecke läßt sich am leichtesten durch Urbarmachung und Verwüstung erklären; und eine Menge sehr kleiner heller Flecken, besonders in den tiefen Ebnen, die, da sie gar keinen Schatten werfen, sehr flach liegen müssen, oder nur eine Höhe von etwa fünfzig Fuß haben können, möchte man beynahe mit unsern Städten und Dörfern vergleichen.

Daß die Bewohner des Mondes von denen der Erde, so wie jedes andern Weltkörpers, verschieden sind, das läßt sich schon aus der Mannigfaltigkeit, welche die Natur, wo es nur möglich ist, selbst auf unserer Erde angebracht hat, erwarten. Vielleicht bewohnen sie, wie ächte Troglodyten, nur die tiefsten Höhlen, scheuen das Sonnenlicht, welches dort weit blendender als bey uns seyn muß, und treiben ihr Gewerbe nur bey dem sanfteren Lichte ihrer dämmerungsähnlichen Nächte. Vielleicht fehlen ihnen einige unserer Sinne, denen wir alle unsere Genüsse und Kenntnisse verdanken, und sind dafür durch andere Sinne entschädigt, von denen wir uns keine Vorstellung machen können. Wenn der Rang eines Hauptplaneten, den unser Wohnort einnimmt, uns ein Recht gibt, uns wenigstens nicht für schlechter organisirt, oder mit geringeren Geistesträften begabt zu halten, als die Mondsbürger, so werden sie auch vielleicht durch weniger Leidenschaften gequält, und genießen ein weniger glänzendes, aber ruhigeres Glück. Wenn sie die Rechnung des Unendlichen nicht erfunden haben, so wissen sie vielleicht auch nichts von der höheren Taktik, und unsere Dreydecker sind ihnen so unbekannt, wie die Kanonen, die sie an Bord haben. Wer weiß, ob wir nicht unter vielen andern auf der Erde verlornen Sachen, wie Ariost uns lehrt, auch dereinst die längst von der Erde entflohene Astrâa, die Unschuld der Sitten, den ewigen Frieden, und das goldene Zeitalter, auf dem Monde wieder finden; oder ob die Böswichter, die hier nur zum Unglück ihrer Nebenmenschen gelebt haben, nicht zwischen den kalten Felsen oder den heißen Vulkanen des Mondes, die Wunden abbüßen müssen, die sie der Menschheit geschlagen haben?

Die Leser haben das Recht, diese lezten Bemerkungen als einen Beweis von der nahen Verwandtschaft zwischen der Sternkunde und der Dichtkunst anzusehen, von welcher oben geredet ist. Es ist schwer, sich über Gegenstände, die so weit außer unserm Gesichtskreise liegen, Urtheile zu erlauben, ohne sich in Träumen zu verlieren; und es ist Zeit, aus diesem Feenlande zurück zu eilen, um dem Schicksale Rolands zu entgehen.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Merline, die sich sogleich bey Zaide einfand, sagte ihr, daß der Name des Knaben Fantastus sey, daß er sehr streuge gehalten werden müsse, sonst werde er ein un-

setzliches unbändiges Wesen werden, daß er bey der kleinen Raisonable wohl bleiben dürfe, doch hätte man sehr darüber zu wachen, daß sie nicht, durch ihn verleitet, gar zu ausgelassen werde, welches sehr leicht der Fall werden könnte, weil die liebenswürdige Prinzessin so sehr von ihm eingenommen sey. Während dieß bey den Eltern vorging, spielten die Kinder zusammen, als hätten sie sich in vielen Jahren gekannt. Fantastus wand Kränze von Ewigkeitsblumen für seine Prinzessin, allein er flocht so viel wilden Thymian dazwischen, daß die Kränze sich beynahe bachantisch in ihre Locken schlangen, und die Büschel ihr in die Augen weheten, so daß sie ohne Zweifel blind geworden wäre, wenn es Merline, da es noch Zeit, nicht bemerkt, und ihr den verworrenen Kranz von den Schläfen gerissen hätte.

Die Prinzessin hatte nicht sobald den vollen Gebrauch ihres Gesichts wieder bekommen, als sie sich entschloß, Führer des kleinen Wildfangs zu seyn. Sie schlang die zartesten seidenen Bänder um ihn. Der kleine Fantastus ergötzte sich einen Augenblick daran, von Raisonable geleitet zu seyn, allein es war doch immer eine Art von Zwang, und jeder Zwang war ihm verhaßt, weil man in seinem zartesten Alter, da er noch Kater war, ihm erlaubt hatte, nach seinem Gefallen wild herum zu laufen. Er riß sich daher scherzend los, die Prinzessin lief ihm nach, es war ihr aber unmöglich, ihren Flüchtling zu erhaschen. Sie bat, sie weinte; er lachte und lief; warf in seinem Lauf Alles herum, ja durch seine Unvorsichtigkeit geschah es, daß er sogar die Hand der Prinzessin, die nach ihm ausgestreckt war, verwundete. Als er ihr Blut fließen sah, gerieth er eben so außer sich vor Schmerz, als er es vorher vor Ausgelassenheit gewesen. Er schluchzte ihr seine Reue in den rührendsten Tönen mit einer Art von Rythmus vor. Daher haben die Elegien ihren Ursprung. — Sie verzieh! und nun brauste sein Entzücken aufs neue in abgemessenen Harmonien, wie der Ocean im Sturm braust; die Ausdrücke seiner Freude thürmten sich, wie die Wogen des Meeres; das nannte er Oden. Die Prinzessin war entzückt! Und jezt war es das Erstemal, seit sie denken gelernt, daß sie es nicht gewahr wurde, wie die Mutter den Kopf schüttelte.

Das Fest des Tages ging zu Ende. Die Eltern der Prinzessin wollten nach der Residenz zurückkehren. Die beyden Kinder saßen Hand in Hand mit ihnen in dem Palankin. Während der Rückkehr machte der kleine Fantastus die lustigsten Bemerkungen über alle Leute, denen sie vorbeyeilten. Es war unmöglich über den beißenden Spott seiner beredten Zunge nicht zu lachen, doch kränkte er Alle, die er traf. Einige geriethen in solche Wallung, daß sie sich vergaßen, und Steine nach ihm werfen wollten; ja er wäre gewiß nicht mit dem Leben davon gekommen, wenn er sich nicht unter solchen hohen Personen befunden hätte. Die kleine Raisonable versicherte zulezt, daß sie ihm unmöglich gut seyn könne, wenn er auf solche Weise fortführe. Er im Gegentheil betheuerte, daß es nur Wahrheitsliebe sey, die ihm solchen beißenden Spott über Alles eingäße. Vielleicht glaubte der Knabe es selbst, denn Selbstsucht besizt einen schönen Schleyer, den sie über alle unsere Thorheiten wirft. Zulezt ging Fantastus in seiner Ausgelassenheit so weit, daß er auf das Bitterste über die Prinzessin selbst spottete. Dieß nahm ihm aber der Sultan sehr übel! Er ergriff den Knaben beym Arm, und war im Begriff, ihn aus dem Palankin zu werfen. Plötzlich aber erschien die Fee Merline auf ihrem Lilienwagen in der Luft. „Wer Raisonable spottet, rief sie, verdient nicht Mensch zu seyn! Lauf und folge deinem Triebe, zerstöre Alles, ohne weder dir selbst noch Andern Nutzen zu bringen!“

In demselben Augenblick ward Fantastus in einen Iltis verwandelt, lief in den Dörfern herum, zerriß den Bauern ihre Hühner und Küchlein, saugte einige Tropfen von dem Herzblut jedes Ermordeten in sich, und ließ den Raub nachher unberührt liegen. So wurde er immer durstiger, und folglich auch immer grausamer.

So vergingen zwey Jahre. Raisonable sehnte sich immer inniger nach ihrem Fantastus, denn sie war dem kleinen unbändigen Knaben sehr gut. Sie flehete die Eltern so unaufhörlich um Erlaubniß, ihren Wildfang aufzusuchen, daß sie nicht umhin konnten, ihr solche zu gestatten. Eine Reise wurde veranstaltet, die man eine Lustfahrt nannte; allein der Zweck war, den Iltis mit den grünen Rosenblättern hinter den Ohren aufzufinden. — Mehrere Tage lang wurde in dem Land herum gewandert; endlich ward die Prinzessin, die immer durchspähende Blicke rings um sich warf, einen Iltis mit grünen Blättern hinter den Ohren gewahr, der aus einem Hühnerstall, von mehrern Bauern, die mit Stöcken und Heugabeln bewaffnet waren, verfolgt, hervorstürzte. Er war schon umringt und sehr nahe daran, getödtet zu werden, allein der Anblick der Prinzessin machte seine Verfolger erstaunen, und gab ihm Zeit und Gelegenheit zu entfliehen. Jedoch auch an ihm übte die plötzliche Erscheinung seiner geliebten Beherrscherin ihren alten Zauber, und statt zu fliehen, kehrte er um, drang muthig durch die Schaar seiner Feinde, und warf sich vor die Füße der Prinzessin. Sogleich erschien Firlefamber und redete das schädliche Thier also an: „Daß du dich, trotz allen Gefahren, zu den Füßen deiner Herrin begeben, bezeigt Reue. In der Hoffnung, daß du durch Schaden klug geworden seyest, schenke ich dir die menschliche Gestalt wieder.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein eilfjähriger Knabe statt des Iltisses da stand, der mit thränenden Augen die Prinzessin um Gnade flehte und Besserung versprach. Raisonable nahm seine Versicherungen mit der Ueberzeugung an, daß er sie jezt nimmermehr verlassen

würde; allein die Eltern bauten nur wenig auf den jungen Wildfang. Indessen war er lange recht artig. Er erzählte seiner Herrin die ergötzlichsten Begebenheiten, und wußte sie mit den anmuthigsten Ausdrücken zu würzen. Als der Junge bemerkte, wie sehr sein Geschwätz der Prinzessin gefiel, erdichtete er die sonderbarsten Sachen. Schlösser von Diamanten, Geister aus Luft gebildet, Bäume von Smaragden, Wasser von fließendem Silber und Feuer von Gold kamen nun immer in seinen Erzählungen vor. Raisonable lachte zwar im Anfang über diese Dichtungen, bald aber wurde ihre Einbildungskraft so unbändig und verworren, daß sie sich nach allem dem, wovon diese Fabeln erzählten, sehnte. Das schöne Schloß ihres Vaters erschien in ihren Augen wie eine armselige Hütte. Die herrlichen Gärten, die es umgaben, kamen ihr vor wie Sandwüsten. Die Blumen der Felder waren ihr zu gering, denn sie bestanden ja nicht aus Jaspis, Rubinen, Topasen u. dergl. Die Menschen in ihrer Nähe erregten nur Unwillen bey ihr, denn sie trugen keine Flügel, verstanden nicht auf Mühlsteinen zu schiffen, nicht in der Luft auf Wolken von Silberflor zu schweben; — mit einem Worte, die ganze Natur, mit allen ihren Reizen, war ihr in einer Welt, wo weder Vögel noch Blumen mit ihr sprechen, wie todt. Die Rosen in ihren Wangen würden zu Essigrosen, weil das Blut der Prinzessin in zu große Wallung gerathen war, und sie fiel in ein hitziges Fieber. Ihre Liebe zu Fantastus war eben so gewaltsam, wie ihre übrigen Leidenschaften, und während sie jene für ganz und gar geistig hielt, nahm diese Liebe beynahe die Natur überspannter Sinnlichkeit an.

Die trauernden Eltern sahen mit Schmerz, daß ihre geliebte Raisonable auf solche Weise zu Grunde gehen müsse, und es würde auch geschehen seyn, wenn nicht die Fee Merline zu Hülfe gekommen wäre.

„Du vergiftest dich selbst! sprach sie mit Strenge zu Raisonable. Dein Kopf ist verwirrt, und es strömt dir Feuer statt Blut durch die Adern. Du erkennst nicht, was du besitzest, und verlangst nur das, was nicht zu haben ist; und warum? weil du vergessen hast dem Himmel zu danken, der dir so viel gegeben, und dich von ihm an den thörichten, ausgelassenen Fantastus gewendet. Deine Neigung zu ihm hat eine thierische Natur angenommen, die dich herabwürdigt. Möge er dir immer etwas vorschwatzen; allein da du dir weniger aus dem Sinn der Dichtungen, als aus ihrem leeren Schall machst, so kann er dich eben so gut als Papagey ergötzen."

Die Fee zog einen kleinen Kreis auf dem Boden, und ein schöner goldener Käfig umschloß den in einen Papagey verwandelten Knaben. „Dießmal bestrafe ich dich mehr als deinen Geliebten, fuhr die Fee fort, und nur du vermagst seinen Zauber zu lösen. Wenn dein Gemüth ruhig wird, die Rosen in deinen Wangen wieder hell, du selbst aufs neue zufrieden mit der Lage, worin die wohlthätige Vorsicht dich gestellt hat, und wieder verdienst die Führerin deines Fantastus zu seyn — dann erst bekommt er die menschliche Gestalt wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Juli.

(Beschluß.)

Wir wenden uns, dem Beyspiel unserer Bühne folgend, von der erhabenen Tragödie rasch zu dem französischen Vaudeville. Kanonikus Ignaz Schuster ist ein scharmantes Stückchen der Art. Mit großem Geschick in's Deutsche übertragen, ward es mit ächtlebendiger Lust von allen Mitspielenden gegeben. Hier war das Improvisiren an seinem gehörigen Orte; denn all dergleichen für den Moment berechnete Possenspiele können nur ein Rahmen seyn, den der komische Schauspieler auszufüllen und immer wieder neu und anders auszufüllen hat. Das, für eine gewisse Gattung der Komik, unentbehrliche Improvisiren ist auf unsrer neuen vornehmen Bühne leider ganz verloren gegangen und sollte wieder hervorgerufen und geübt werden. Aber im Gegentheil, der Schauspieler, der zu improvisiren sich unterfängt, wird in Strafe genommen, und so das bischen aufkeimende Leben, die Lust im Lustspiele ertödtet. Herr Gern Sohn, Herr Blum, Herr Rüthling u. a. haben schon oft dafür, daß sie das Publikum zu herzlichem Lachen brachten, Strafe zahlen müssen. Auch nach der Aufführung des erwähnten Vaudevilles war dieß der Fall, worin trefflich improvisirt wurde. Der letzte Karneval, der uns als Neuigkeit ein paar schon oft gehörte Spontinische Opern brachte, bekam seinen Theil. Im Karneval, so sang man im Chor, da gaben wir aber mit erhöhten Eintrittspreisen „Das alte Lied, das alte Lied, u. s. w." — Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, und so hieß es in Beziehung auf das am vergangenen Tage durchgefallene Trauerspiel Innocenzia: „Ich habe eine vortreffliche Tragödie geschrieben, die wollen wir aufführen, sie heißt: Imprudenzia." Auch wir Kritiker bekamen unsern Hieb: „Der Schulz hier im Ort macht ja wohl die Zeitungsrezensionen, dem müssen wir gleich einen Korb Wein und ein Freybillet schicken." Ja selbst die Theaterdirektion wurde nicht geschont und über die Engheit der gesperrten Sitze und die Unbequemlichkeit zu einem solchen geschlossenen Platz zu gelangen, ein artiges Lied gesungen. Man hätte über die hühnersteigartigen Logen noch beißender seyn können. Uebertreibung soll überall vermieden werden; aber ohne Freyheit kommt es wenigstens zu keinem Lustspiel! — Am nämlichen Abend sahen wir auch ein uraltes, aber frisch aufgearbeitetes Ballet: Der Karneval von Venedig. Die Fabel ist äußerst geistreich erfunden, die Charaktere gehalten und die Diktion vorzugsweise vortrefflich; auch ist die Einheit der Handlung so strenge beobachtet, daß die ganze Begebenheit, mit allen Personen, sich beständig auf einem einzigen Fuß herumdreht. Unsere jungen dramatischen Dichter sollten sich hieran ein Beyspiel nehmen. — So viel von dem, was in letzter Zeit auf unsrer Bühne Bemerkenswerthes erschien. Schweres wird uns die nächste Zukunft bringen, denn eine Gestalt mit einem Anker in Händen (wir glauben es ist die Hoffnung) erzählt für gewiß, daß nächstens bey einer höchst feyerlichen und ehrwürdigen Gelegenheit die Musen unserer Bühne die vor vielen Jahren in Paris mit so bekanntem Beyfall aufgenommene Oper: Milton, vom Herrn General-Musikdirektor Spontini, aufführen werden, von welcher wir überzeugt sind, daß sie hier doppelt so sehr als in Paris gefallen wird, da sie doppelt so lang als früher, das heißt mit einem Akte vermehrt seyn soll.

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. August 1823.

Dichtkunst.

Gedichte von J. C. Stosberg. Aachen 1823. (Selbstverlag) 183 S. 8.

Belehrende Winke will der Verf. mit Dank aufnehmen und gerne befolgen; hämische Kritiken aber mit Stillschweigen übergehen, und von der günstigen Aufnahme dieser Auswahl soll es abhangen, ob er einen zweyten Theil und drey fertig liegende Schauspiele folgen lasse. Es wäre sonach eine Art von Unglück, wenn diese Auswahl keine günstige Aufnahme fände; aber wir rufen dem Verf. mit seinen eignen Worten (pag. vii.) zu:

Mag dir Unglück auch drohen,
Zage nicht, du Göttersohn,
Gehe furchtlos weiter!

womit wir zugleich den belehrenden Wink verbinden, daß dir der Dativ ist, bedrohen aber den Accusativ regiert, welcher dich heißt. Der Druck wimmelt von Böcken, die am Schlusse auf zwey Seiten verzeichnet sind.

Liederspiele von Justus Breithaupt. Braunschweig bey Lucius 1823. 48 S. 8.

Ein junges Vögelein aus dem Neste probirt seine Flügel, ist aber vorsichtig genug, sich nicht gleich in die hohe Luft zu wagen, sondern schaukelt sich vor der Hand nur auf den Aesten des Nestbaumes und schwingt sich ziemlich leicht und angenehm von einem auf den andern. Wir wünschen Wachsthum und Gedeihen.

Rechtswissenschaft.

I. Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik. Gegen C. F. Griesinger von Dr. Karl Ernst Schmid. Jena b. Frommann 1823. 168 S. 8.

II. Schriftstellerey, Buchhandel und Nachdruck, rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangenheim'schen Vortrags darüber beym Bundestage. Vom Prof. Krug in Leipzig. Lpz. b. Brockhaus. 1823. 123 S. 8.

Beyde Schriften stehen in nahem Bezuge mit den jüngsten Verhandlungen des Hohen Bundestages über die auf den Titeln genannten Gegenstände, obwohl Dr. Schmid diese Verhandlungen nur beyläufig erwähnt, und seine Waffen hauptsächlich gegen einen einzelnen advocatum diaboli richtet; während Krug die Sache umkehrt, das jüngste Bundestags-Votum von allen Seiten beleuchtet, und den Nachdrucksadvokaten blos im Anhange widerlegt. Schmid geht tiefer ein in die Geschichte des Streitgegenstandes und in die Elemente des Rechts. Krug ist populärer, obschon er seinen Stoff mit mehr wissenschaftlicher Methode behandelt. Beyde übertreffen die Vertheidigung des schriftstellerischen Erwerbsrechtes von einem Ungenannten im literar. Conversationsblatte vom Mai 1823., die ohne alle Methode geschrieben ist, ihren Gegenstand durch Casuistik verdunkelt, und den Leser durch eine widrige, anzügliche Höflichkeit gegen ihren vornehmen Widerpart verwundet. In der Hauptsache haben alle drey Verfasser unserer Ueberzeugung nach Recht. Hier sind in nuce die Gründe unserer Ueberzeugung.

Der Schriftsteller, welcher mit Anwendung seiner Geisteskräfte ein Buch als Manuscript producirt, ist unstreitig dessen Eigenthümer, und niemand hat noch sein Recht bezweifelt, mit diesem seinem Eigenthume Geld oder Geldeswerth zu erwerben. Nun giebt es dermalen zur Ausübung dieses Rechts nur einen, allgemein practicablen Weg: den Verlag, i. e. die Vervielfältigung durch den Druck, und den Handel mit den Exemplaren. Denkt man sich die Nachdruckerey nicht nur als unbedingt erlaubt, sondern auch als ein allgemein im Schwange gehendes Gewerbe; so ist dieser Erwerbsweg so gut als verschlossen. Der Schriftsteller kann als Selbstverleger nichts mit seinem Manuscripte erwerben; denn er kann nicht Preis halten mit der Nachdruckerey, die das nämliche Geisteswerk materiell herstellt, ohne den nämlichen geistigen Fleiß, die nämliche Zeit darauf zu verwenden. Will er Preis halten mit der Nachdruckerey, so kann er auf dem Wege des Selbstverlags keinen Ersatz für den Aufwand an Kraft und an Zeit hoffen, d. h. er kann, mit diesem Aufwande, auf diesem Wege

nichts erwerben an Geld oder Geldeswerth, an dem, was in den Rechten Vermögen genannt wird. Er kann es aber auch nicht durch Verlagscontract, mit einem Andern: denn dem Begriffe dieses Contractes liegt der Gedanke zum Grunde, daß der höflich sogenannte Ehrensold dem Schriftsteller seinen Aufwand an Kraft und Zeit bezahle. Dadurch tritt der Verleger in des Schriftstellers Verhältniß zum Handel: zahlt er Ehrensold, so kann er nicht Preis halten mit dem Nachdruckereygewerbe, welches keinen zahlt; und will er Preis halten, so kann er keinen zahlen, der Schriftsteller keinen bekommen, es wäre denn etwa eine unbedeutende Kleinigkeit, die sich für den Vortheil des Etrennirens, des Erstgebrauchs geben ließe. Kurz, wie der allgemeine Gebrauch des Druckes bereits wirklich denjenigen Erwerb abgeschnitten hat, welcher vor dieser Erfindung mit dem Abschreiben von Büchern zu machen war — auch für den Autor oder für den Besitzer der Urschrift, durch Verstattung des Collationirens —; so hebt die Nachdruckerey, als allgemeines und freyes Gewerbe gedacht, auch denjenigen Erwerb auf, den der Schriftsteller durch den Druck machen konnte. Verlag und Nachdruckerey verhalten sich ungefähr — ungefähr sagen wir — wie Handfabrik und Maschinenfabrik. A. fabricirt Knöpfe durch Arbeit menschlicher Hände. Sobald eine Maschine erfunden und wohlfeil genug herzustellen ist, die, zumal in kürzerer Zeit, die nämliche Art von Knöpfen genau eben so gut hervorbringt; so muß A. aufhören, Knöpfe zu machen, oder er muß sich dieselbe Maschine anschaffen, womit B, C, D, u. s. f. Knöpfe fabriciren. Der Schriftsteller aber kann das nicht; es giebt keine Maschine, womit Geisteswerke hervorgebracht werden können. Die Presse kann sie nur materiell nachmachen. Wird eine solche — wird z. B. ein Clavier erfunden, welches selbst componirt, eine Feder, oder gar eine Presse, welche ganz allein dichtet, philosophirt, Geschichte schreibt u. s. f.; dann freylich muß der Tonsetzer, muß der Schriftsteller auf allen Erwerb mit seiner geistigen Menschenarbeit Verzicht leisten. Aber bis dahin scheint es, muß ihm jener einzige, allgemein practicable Erwerbsweg offen gelassen werden, d. h. der Staat darf das Gewerbe der Nachdruckereyen nicht gestatten, welches ihm diesen Erwerbsweg verschließt.

Aber das will man ja nicht! Man will nur den Gebrauch dieses Weges der Zeit nach beschränken: sechs Jahre lang soll er offen, dann aber in alle Ewigkeit (für ein gegebenes Geisteswerk 1) verschlossen seyn. Wenn man, das Man par préférence, das allmächtige Man des Staates, etwas will; so ist das übrige, ohnmächtige, individuelle Man seit Jahrtausenden schon daran gewöhnt, nicht viel darnach fragen zu dürfen, wo der Staat das Recht dazu hernimmt. Aber warum der Staat es will, darnach darf man ja wohl fragen.

Er will, daß die Bücher, die gedruckten, wohlfeiler werden, ohne das bedenkliche, schwierige, fast unausführbare Mittel einer Taxe. Nun fürwahr, da ist er auf ein höchst wunderliches Mittel verfallen, welches in 100 Fällen gegen Einen menschlicher Wahrscheinlichkeit nach das Gegentheil bewirken muß, und ad absurdum führt. Theilen wir alle denkbaren Bücher, die erscheinen können, in zwey Classen ein; in solche, von denen der Staat vernünftiger Weise wollen kann, daß sie in den ersten 6 Jahren nach ihrer Erscheinung recht wohlfeil zu haben seyen; und solche, von denen er das erst für die Zeit nach dem 6ten Jahre ihre Erscheinung wollen kann. Dem einen wie dem anderen Willen kann nur die Voraussetzung zum Grunde liegen, daß, je nach Beschaffenheit des Buches, das Publikum dasselbe vor oder nach dem termino fatali eifrig suche, weil es dasselbe braucht, sey es zum Nutzen oder zum Vergnügen: denn bey Büchern, welche gar nicht eifrig gesucht werden, weil man sie nicht braucht, fällt der Nachdruck wohl von selbst weg. In Bezug auf die erste Classe aber ist jenes Mittel zweckwidrig: ist der Verleger in den ersten 6 Jahren sicher, wirklich sicher vor Nachdruck; wie könnt' ihn der Nachdruck hindern, diese 6 Jahre eben durch den möglich-höchsten Preis des eifrig gesuchten Buches zu nutzen? In Hinsicht der zweyten Classe aber gewährt jenes Mittel den Verlegern gar keinen Vortheil; sie verlieren den Erwerb genau für die Zeit, in welcher er voraussetzlich statt hat. Was den Nachdruck beschränken zu wollen scheint, begünstiget ihn, und ihn allein.

Nimmt man nun hierzu noch, daß die Nachdruckerey von allen rechtlichen und sittlichen Menschen, welche dieselbe kennen, allgemein für ein schändliches Gewerbe gehalten wird; wo wäre da wohl in der gesunden Staatskunst das haltbare Warum, das Schändliche nach Ablauf einer sechsjährigen Frist von dem Eintritte seiner Möglichkeit an gesetzlich zu autorisiren? Wenn der Staat überhaupt das Schändliche zuläßt, vielleicht gar begünstiget; so kann ihn nichts rechtfertigen, als die Noth, die unumgängliche Wahl zwischen einem größeren und einem kleineren Uebel. So duldet er B....lle, um die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes minder zerstörend zu machen. So verpachtet er das Hazardspiel, um es unter seine Aufsicht zu stellen, und das heimliche, viel gefährlichere Hazardspiel zu verdrängen. Aber wie lassen diese Fälle mit dem vorliegenden sich vergleichen? Sind theure Bücher ein Uebel, welches groß genug wäre, um ein immoralisches und schändliches Gewerbe dagegen loszulassen? Ein Gewerbe, welches den schriftstellerischen Gebrauch der Zeit und Geisteskraft auf ein Nichts oder auf ein Blutwenig des bürgerlichen Er-

werbes reducirt? Ein Gewerbe, welches, nach dem termino fatali allgemein erlaubt, selbst den Buchhandel zu einem bello omnium contra omnes machen würde?

Auf diese Resultate führen die Betrachtungen beyder obgenannten Schriftsteller, obschon auf verschiedenen Wegen. Beyde drücken mehr oder minder deutlich die Besorgniß aus, daß der Hohe Bundestag durch die Scheingründe der Teufelsadvokaten irre geleitet werden könnte. Diese Besorgniß theilen wir nicht. Es giebt bereits Gesetzgebungen in Deutschland, Gesetzgebungen großer und mächtiger Staaten, welche die Nachdruckerey verdammt haben. Ihre Völker sind stolz auf dieses legislatorische Zeichen ihrer Civilisation, ihres Gleichranges mit den benachbarten großen Nationen. Werden diese Staaten sich zu einem Rückschritte verstehen um einiger kleinerer willen? Werden sie nicht vielmehr alle gegentheiligen Vorschläge mit dem Einwande abweisen, daß die Bundesacte die Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck einmal anerkannt habe? Daß nur von ihrer Sicherstellung noch die Rede seyn könne? Und daß mithin diejenigen Gesetzgebungen, welche sie noch nicht in demselben Umfange anerkannt haben, entweder sich ihren Einrichtungen anschließen, oder doch wenigstens Verzicht darauf leisten müßten, durch ein Bundesgesetz ihren, für die Rechte der Schriftsteller und Verleger günstigeren Landesgesetzen zu derogiren? Ueber diesen letztgedachten Punkt verbreitet sich Schmid auf eine sehr scharfsinnige Weise; er zeigt, wie bey'm schlimmsten Gange der bundestäglichen Discussion die gedachten Staaten Schriftstellern und Verlegern wenigstens die Vortheile retten können, welche sie ihnen vor der Bundesacte schon zugestanden, und, soweit dem Einzelstaate möglich war, gesichert hatten. Möcht' es nie zu diesem trostlosen Behelfe kommen!

Jugend-Literatur.

Altes verjüngt. Der Jugend gewidmet von Karl Lappe. Erster Theil. Die Insel Felsenburg. Mit einem Plan der Insel. Nürnberg 1823. bey Haubenstr. 172 S. groß 12.

In mehr als einer neueren Selbstbiographie, deren Verfasser seiner ersten Unterhaltungslectüre gedenkt, findet man die Insel Felsenburg unter den Büchern genannt, die ihn vorzüglich angezogen. Das Buch ist in der deutschen Literatur berühmt; aber jetzt den meisten Zeitgenossen nur dem Namen nach bekannt. Wenige, bemerkt unser V. sehr richtig, haben es gelesen. Ihm selbst ist es erst in spätern Jahren gelungen, dieses Schatzes, nach dem er schmachtete, habhaft zu werden. Dem Ref. ist es gewissermaßen noch schlimmer gegangen: er hat den Schatz von Jugend auf besessen, ohn' ihn zu kennen, und ihn erst entdeckt, als die schöne Zeit vorüber war, wo ihn dieser Reise-Roman hätte ergötzen können. Damit das den Lesern nicht auch begegne, bemerkt er hier, daß der erste Theil den Titel führt:

> Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, Welcher in seinem 18ten Jahre zu Schiffe ꝛc. ꝛc. entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne, Mons. Eberhard Julio, Curiosen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüths-Vergnügen ausgefertiget, auch par Commission dem Drucke übergeben von Gisandern. Nordhausen, Bey Joh. Heinrich Groß, privil. Buchhändlern. Anno 1736.

Erst der zweyte Theil (1737) erwähnt auf dem Titel der Insel Felsenburg und seiner (des Alberti Julii) dort errichteten Colonien, und eben so der dritte, welcher der letzte ist in dieser ersten Ausgabe; Herr K. Lappe's Schatz ist unfehlbar eine spätere, da er von vier dicken Bänden spricht. Der Roman ist ein Zeitgenosse und Rival des allbekannten Robinson Crusoe von de Foe (vergl. Lit. Bl. 1822. Nr. 13.), steht aber dem Geiste nach weit unter dem philosophisch politischen des Veiras d'Allais (Histoire des Severambes), obwohl er mit diesem die Fiction eines irdischen Paradieses auf dem Ocean, und der glückseligen Regierung eines tugendhaften Volkes gemein hat. Der Staat der Severamben ist ein platonisch-kühner Traum von einer Volksglückseeligkeit, die auf der gesetzlichen Aufhebung alles Privateigenthums, des Quelles von allem Eigennutz' und folglich auch von den meisten Lastern ruhet. Felsenburg hingegen ist eine rein patriarchalische Colonie, von verschlagenen Schiffbrüchigen gegründet, und verschwenderisch mit angeborner Tugend gesegnet. Es ist hier auf kein künstliches Ideal einer bürgerlichen Gesellschaft abgesehen, sondern auf ein natürliches, welches, unbekümmert um die Ansprüche des philosophir-lustigen Verstandes, blos die Phantasie auf eine ganz bequeme Reise führt, und, wie der Titel ankündiget, ein Gemüths-Vergnügen gewährt. Die Insel Felsenburg ist die Poesie in ihrer Kindheit, und in unserem Zeitalter der Gemüthlichkeit war sie demnach in doppeltem Betracht dazu tauglich, Auszugsweise für die Jugend bearbeitet zu werden. Zu diesem Behuf hat unser Bearbeiter die mäßig verwickelte Anlage des Originals noch mehr vereinfacht, die episodischen Erzählungen von Reisen und Abentheuern größtentheils weggelassen, und ist selbst über die reinsten Liebesangelegenheiten mit bloßer Erwähnung des Resultats vorsichtig hinweggegangen, wie es Jugendschriftstellern gar wohl ansteht. Freylich hat dadurch die, nicht für Kinder ersonnene Dichtung viel verloren. Die Ermordung des van Leuvens durch den grau-

lichen Lomelie, welche dessen Wittwe Concordia und den Albert Julius in das interessante Verhältniß des Selbanderlebens auf unbewohnter Insel sezt; der zarte Uebergang von Freundschaft zur Liebe, von Liebe zur Ehe; das und vieles Andere, nicht minder Anziehende fehlt hier, um der lieben Jugend willen. Schade darum! Herr K. Lappe, der Sänger des trefflichen Liedes „So oder so," welches Bethoven so einfach als schön componirt hat, wäre wohl der Mann gewesen, des Albertus Julius veraltete Liebesklage zu verjüngen:

Soll meiner Jugend beste Kraft
In dieser Einsamkeit ersterben?
Ist das der Keuschheit Eigenschaft?
Will mich die Tugend selbst verderben?
So weiß ich nicht, wie man die lasterhaften Seelen
Mit größrer Grausamkeit und Marter sollte quälen.

Ich liebe was und sag es nicht,
Denn Eyd und Tugend heißt mich schweigen.
Mein ganz verdecktes Liebeslicht
Darf seine Flamme gar nicht zeigen.
Dem Himmel selbsten ist mein Lieben nicht zuwider,
Doch Schwur und Treue schlägt den Hoffnungsbau darnieder.

Concordia du Wunderbild,
Man lernt an dir die Eintracht kennen,
Doch was in meinem Herzen quillt
Muß ich in Wahrheit Zwietracht nennen,
Ach ließe mich das Glück mit dir vereinigt leben,
Wir würden nimmermehr in Haß und Zwietracht schweben.

Und wie würd er den Brief (Th. 1. S. 261.) verjüngt haben, in welchem Concordia, nachdem sie dieses Lied belauscht hat, dem liebenden Herzensfreunde, der ihr, als betrübter Wittwe, keusche Freundschaft zugeschworen hatte, selbst ihre Hand anträgt, und welcher mit den Worten schließt:

> Nach Verlesung dieses, werdet ihr mich bey dem Damme des Flusses ziemlich verschämt finden, und ein mehreres mündlich mit mir überlegen können, allwo zugleich den Glückwunsch zu eurem Geburtstage abstatten wird, die euch aufrichtig ergebene
>
> Concordia van Leuvens.

d. 7. Jan. 1648.

Zur Entschädigung für diese und ähnliche Situationen bietet Herr L. der Jugend am Schlusse einen Krieg der Felsenburger gegen die Seeräuber, welche die Insel im Namen des Königs von Portugal in Besitz nehmen wollen, wobey die Frauen als Amazonen, zeitgemäß und geschmackvoll uniformirt, zur Musterung erscheinen. Ein männlicher Held spottet ihrer, und der Altvater Albertus verurtheilt ihn, unter den Streichen ihrer Strumpfbänder Gassen zu laufen. Alles recht anmuthig für die liebe Jugend; warum aber hat der V. die Affen nicht besser benuzt, die bey Gisander im Beginn der Colonie Gesindedienste leisten, und zu mancher interessanten Reflexion über Menschen anregen? Das wäre für die Jugend gewiß sehr ansprechend gewesen.

Am Schlusse schließt er die, zwar verjüngte, aber — um der lieben Jugend willen — entkräftete Dichtung eng an unsere Zeitläufte an: „Seit dieser Zeit hat man von den Felsenburgern nichts mehr gesehen, so oft auch Schiffe bey ihnen vorbeysegelten oder an ihren Küsten anlegen wollten. Sich selbst genug und das Fremde weislich verschmähend, haben sie allen Verkehr mit der übrigen Welt abgebrochen und mögen nicht einmal wissen, welch ein merkwürdiger Gast sich in unseren Tagen, in ihrer Nachbarschaft, auf St. Helena ansiedelte."

Herr L. hat die Absicht, auch noch aus einigen anderen, vormals berühmten, aber jezt verschollenen Lesereyen Auszüge nach seinem Sinne zu versuchen. Er führe sie aus; aber — rein heraus gesagt — er verjünge in einem besseren Sinne des Wortes! Er gebe nicht blos die Originale im verjüngten Maaßstabe, nicht blos als Spielzeug für die Kinder; er richte zugleich seinen Sinn auf Verjüngung der poetischen Kraft, die in der verrosteten Form unwirksam geworden ist. Er nehme Musäus zum Vorbild, welcher auch die Kinder vergnügt, aber ohne den Erwachsenen Langeweile zu machen. Das Buch ist nicht von brillantem, aber sehr angenehmem Aeußeren. Der Druck sehr bequem und correct.

Jury.

Der Gründe gegen dieses Institut werden in Deutschland immer weniger. Ein wichtiger war der, daß die öffentliche Auseinandersetzung schändlicher Dinge vor den Ohren des Volkes der Sittlichkeit Nachtheil bringen werde. Der fällt aber weg, seitdem die ästhetisch seyn wollenden deutschen Unterhaltungsblätter keine Scheu mehr tragen, ausländische Criminalgeschichten der scandalösesten Art zur Vollmachung ihrer Bogen zu benutzen. Die Winkler'sche Abendzeitung tischt in Nr. 135. ff. aus den Verhandlungen des Pariser Assisenhofes vom Mon. April die Geschichte des blutschänderischen Mörders Heinrich Feldtmanng (eines deutschen, in Paris etablirten Schneiders) auf; nun, was wir, troz des moralischen Ekels, in der vielbeliebten Abend-Zeitung lesen müssen, *) warum sollen wir das nicht auch in deutschen Assisen mit anhören dürfen? G.

*) Haben wir's nicht längst (freylich viel schöner) im Ovid, in der Fabel von Cyniras und Myrrha gelesen? Man wolle die Kunst nicht mit der Decenz chicaniren! Hat die Abendzeitung von Feldtmanns mörderischer Tochterliebe artistischen Gebrauch gemacht (ich habe sie in diesem Augenblick nicht zur Hand); so ist gegen die Wahl des Stoffes wahrhaftig kein leichterer Grund aufzutreiben, als der obige, es ist ein wahrer Jurygrund. Hat sie aber diesen psychologisch interessanten Steff blos nach Art der Volkszeitungen als ein leidiges Tagesfactum erzählt, wo es nur empören, durchaus keinen Genuß gewähren kann; dann hat sie allerdings gefehlt, wie — so andere ästhetische Tageblätter. M.

Nro. 190.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Sonnabend, 9. August 1823.

Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.
Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Male ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie der Menschen Fall.

Das eleusinische Fest von Schiller.

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste*).

Die Regierungsform der Fantees (sprich Fanties) ist republikanisch. Eine Anzahl Greise, Pinins genannt, an deren Spitze der Amoonikummy, sind bey gemeinen Streitigkeiten, die sich unter den Eingebornen, oder zwischen diesen und Europäern erheben, Schiedsrichter; wichtigere Dinge aber, z. B. solche, wobey das Vermögen oder die Freyheit angesehener Männer auf dem Spiel steht, werden an die Advokaten der Landschaft Brafoo (sprich Brafuh) verwiesen, die es eben so gut, wie Manche in Europa, verstehen, den Kläger sowol als den Beklagten auszuplündern; der einzige Unterschied ist, daß, wer am längsten bezahlen kann, vielleicht mit seiner Freyheit davon kommt, während sein minder reicher Gegner mit allen Angehörigen oft in Sklaverey und Verbannung geräth. Wer in Fantee reich ist, und seinen Wohlstand zur Schau trägt, ist so sicherlich verloren, als lebte er in den Staaten des Großherrn. Vorsichtige Leute zeigen sich daher in dem Maßstabe, als sie reich werden, mäßig und demüthig, verstärken sich durch Familienverbindungen, und thun alles Mögliche, um in kein Palaver (Gerichtsversammlung) zu gerathen, und der Aufmerksamkeit der Pinins zu entgehen, die immer auf der Lauer sind. Aus den folgenden Beyspielen mag man schließen, wie nothwendig dergleichen Vorsicht, und wie gefährlich Stolz und Aufgeblasenheit in Fantee ist.

Yellow Joe und Tom Coffee, zwey Fantees, leben Beyde zu Annamaboo. Der Erstere ist äußerst ernsthaft in seinem Betragen, besonders wenn er sich in Gesellschaft von Europäern befindet; er lächelt selten, spricht wenig, obgleich Alles, was er sagt, zweckgemäß ist. Wenn einer der Eingebornen mit einem Schiffskapitän in Streit geräth, so hält er es immer mit dem Ersteren, indem er wohl weiß, daß er nur von jener Seite Unheil zu befürchten hat: er nimmt sich daher in Acht, daß er sich keinen Feind mache, der ihn in einen Streit verwickele, welcher ihn und die Seinigen zu Grund richten müßte; denn da er für reich gilt, so wäre die geringste Kleinigkeit genug, um die Habsucht der Advokaten der Fantee'schen Kanzley zu erregen. Jeden, der zu ihm kommt, behandelt er mit der größten Herablassung und anscheinender Unterwürfigkeit, und Alles, was sein Haus vermag, wird seinen Gästen vorgesetzt. Seine Kleidung ist einfach und von geringem Werthe; er trägt nur wenig Gold an sich, wie sonst der Gebrauch bey den reichen Eingebornen auf der Goldküste ist. Seine Hauptwohnung ist in der Stadt, wo er seinen Handel treibt und Ceremonienbesuche annimmt. Zu Annischan aber, eine englische Meile westlich von Annamaboo, welches sein Croom (sprich Kruhm) oder Dorf genannt wird, hat er ein Haus, wo er sich unbeachtet im

*) Aus Kapitain Adam's Remarks on the Country extending from Cape Palmas to Th. River Congo, with an Appendix containing an account of the European Trade with the Westcoast of Africa. London, 1823. 1 Vol. gr. 8.

Stillen einer Reichthümer freuen, und gelegentlich seinen Söhnen Geschenke daraus machen soll; denn Tacky Mensa, sein Neffe und gesetzlicher Erbe, würde nach seinem Tode Alles an sich reißen, obgleich es in Europa ihr rechtmäßiges Erbe seyn würde.

Tom Coffee ist ein offener, freundlicher, ja treuherziger Mann. Aber er war reich, und suchte es unglücklicher Weise nicht zu verbergen, vielmehr trug er seinen Wohlstand öffentlich zur Schau. Er hatte seine Reichthümer vorzüglich im Handel mit den Europäern erworben, und war bey diesen sowol, als den afrikanischen Handelsleuten aus fernen Gegenden, sehr beliebt, indem er bey Streitigkeiten zwischen denselben und seinen Landsleuten immer auf ihrer Seite war; denn er war durch sie reich geworden, und er wünschte auf diese Weise seine Dankbarkeit zu bezeugen. In seinem Hause fand man manches kostbare europäische Geräth, und die Anzahl seiner Hausslaven und Diener war fürstlich. Er und seine Weiber kleideten sich auf's kostbarste, und oft hatte er mehrere Pfunde reines Felsengold an sich; dieß brachte ihn ins Unglück. „Wenn" sagten die Pinins, „Coffee so viel Gold an sich tragen kann, so müssen seine Kisten ziemlich voll seyn." Er bot eine zu reiche Beute dar, um ihren Klauen zu entgehen, und zu unvorsichtig, um ein Palaver zu vermeiden, welches ihn bald in den Abgrund oder den Kanzleyhof von Brafoo versenkte. Unglücklicher Weise für Tom hatten die Kanzley und die Advokaten gerade damals nichts anders zu thun; deßwegen hatte man ihn bald ausgeplündert; und als ich ihn das lezte Mal sah, lebte er in tiefer Armuth und Dunkelheit zu Cape Coast, froh, noch mit seiner Freyheit davon gekommen zu seyn; während sein Landsmann Yellow, in Folge seiner Klugheit und Vorsicht, im vollen Genusse seines Wohlstandes zu Annamaboo fortlebte.

Die größte Freude gewährt es den Pinins, wenn sie einen Europäer in ein Palaver verwickeln können; indem sie dadurch eine reiche Ernte und schnelle Bezahlung erwarten. Der Versuch, den sie an uns machten, schlug indessen glücklicher Weise fehl. Da wir uns wegen unseres Verbrauchs von Fischen nicht gänzlich von den Eingebornen abhängig machen wollten, so hatten wir einige Netze gekauft. Nun wird das Stehlen oder Beunruhigen eines Netzes bey den Fantees als ein großes Verbrechen betrachtet und durch eine schwere Geldbuße bestraft. Es waren aber eben mehrere Netze gestohlen worden; und da wir die unsrigen, den Einwohnern unbewußt, in Cape Coast gekauft hatten, so hielt man uns für die Diebe. Wir erhielten daher nach ein paar Tagen auf einmal den Besuch der Pinins, welche in vollem Staate an Bord kamen, um für ihre benachtheiligten Landsleute Recht zu suchen. Diese Herren sind nebst ihrem hohen Alter noch durch ihre Kleidung unterschieden, und behalten, wie die Quaker, zu allen Zeiten den Hut auf dem Kopf, welcher auch eine eigene Gestalt hat, woran man sie beym ersten Blick erkennt. Diese Hüte, welche aus Stroh verfertigt sind, haben einen breiten kreisförmigen Rand, niedrige Krone mit einem Büschel trocknem Gras in der Mitte.

Mit ernsthaften Gesichtern setzten sie sich in der Kajüte nieder, wo ein Jeder eine halbe Pinte Franzbranntwein, den man ihnen vorsetzte, Glas auf Glas schnell hintereinander austrank, wobey sie aber, um dem Lieblingsgetränke desto mehr Geschmack abzugewinnen, dasselbe immer eine Zeitlang im Munde behielten, und es erst verschluckten, wenn sie bereit waren, die Stelle durch anderen zu ersetzen. Nachdem sie ihrem Lieblingsgotte hinlänglich geopfert, eröffnete Obeky, der älteste von den achten, die Sache, und setzte in einer fünfzehn bis zwanzig Minuten dauernden Rede den Fall mit treuherziger Deutlichkeit auseinander. Seine Gefährten waren stille, nur wenn ihnen eine Stelle gefiel, riefen sie Ampa, ampa! (wahr, wahr!), ein Gebrauch, den sie gleichfalls haben, wenn in großen Versammlungen auf dem Lande Reden gehalten werden, und dem Hear, hear im englischen Parlamente ähnlich ist. Als er seine Rede geendigt, rief ich zwey schwarze Knaben, die Söhne von Goldmachern (Mäckler) in die Kajüte, welche den Pinins sagten, daß sie uns hätten die Netze von Gnaschyroo zu Cape Coast kaufen sehen. Diese Nachricht schien ihnen zu mißfallen, und statt drey bis vier Unzen Gold nebst dem Werthe des Netzes zu empfangen, wie sie erwartet hatten, mußten sie sich mit acht Maaß Branntwein, einigen Pfeifen und Tabaksblättern, womit wir ihnen ein Geschenk machten, begnügen; dennoch entfernten sie sich in ziemlich guter Laune, nachdem sie uns wegen des ungerechten Verdachtes um Verzeihung gebeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prinzessin mit dem Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

So wie die Fee verschwand, stürzte die verwirrte Prinzessin sich über den Käfig und wollte die Thüre aufreißen. Sie gab aber nicht nach. Sie wollte den Vogel liebkosen, allein seiner Papageynatur zu Folge bückte er den Kopf herunter, und dessen bedornte Stiele verwundeten die kleinen weißen Finger. Sie nahete ihre Lippen dem Käfig, um ihn zu küssen, die grünen Blätter aber kitzelten ihr die Nase, so daß sie sich zurückziehen mußte. Sie gerieth außer sich, als die zärtliche Mutter sie in die Arme schloß und sie darauf aufmerksam machte, daß sie selbst diese Trennung von Fantasins veranlaßt habe.

„Ist's möglich, rief der besorgte Vater, daß mein

Kind sich so vergessen kann? Wir stammen vom Himmel, und du würdigest dein Geschlecht, ja die eigene Würde herab, um eines Wildfangs willen, den du zu deinem Sklaven machen solltest.“ Es war das Erstemal, daß der kluge Sultan seiner jungen Tochter ihren hohen Ursprung genannt hatte, denn er stammte von Orsi ab, und in jedem Firman stand, daß er ein Vetter von dem himmlischen Beherrscher der Erde sey.

Als Raisonable ihren hohen Ursprung kennen lernte, regte sich in ihrem Busen ein edler Stolz, und sie beschloß, jenem würdig zu bleiben. Das Geschwätz des Papageyen machte jezt keinen schädlichen Eindruck mehr auf sie, und da die Mutter ihr einige kühlende Getränke gegeben, wodurch ihr Blut ruhiger wurde, so begann sie sich selbst zu wundern, daß dieß Papageygeschwätz sie je hatte hinreißen können. Es verdroß sie weiter, daß ihr lieber Fantastus durch ihr Vergehen auf solche Weise eingesperret worden war; kniend und mit Thränen flehte sie ihren großen Stammherrn an, daß der Göttliche den lieben Günstling nicht von ihr trennen möchte, sie werde sich in der Zukunft wohl hüten, daß er sie nie zu irgend einer Thorheit verleite. — Der eingesperrte Fantastus wurde krank, und als der Papagey die Flügel hängen ließ, vergoß Raisonable Thränen, allein es waren nicht mehr Thränen des Grolls, es waren die der Reue. Sie fürchtete um so mehr, den lieben Vogel zu verlieren, als er das einzige Wesen auf der Welt war, das ihr von Natur ernstes Gemüth erheitern konnte.

Beynahe ein Jahr verging, und die trauernde Prinzessin hatte noch nicht ein einzigesmal gelächelt; dagegen hatte sie ihren Papagey sorgfältig gepflegt, ihm theils durch gute Worte, theils durch Zuckerbrod, womit sie ihn fütterte, die Gefangenschaft erträglich gemacht, ja dadurch, daß sie ein dickes Tuch über den Käfig warf, wenn er gar zu viel schwazte, gewöhnte sie ihm ab, sein ungereimtes Zeug zu erzählen.

Da beendigte sie das zwölfte Jahr. Sie kniete nieder und dankte Orsis, der sie so väterlich durch das kindliche bis an das jungfräuliche Alter geleitet hatte. Ach! ihre Gebete, obgleich aufrichtig, waren jedoch kalt. „Mächtiger Orsis, seufzte sie, warum kann ich dich nicht so warm, so glühend wie früher anbeten? O, wenn du mir noch gnädig bist, so erhöre mein Flehen! Verleihe mir Kraft, deine Gottheit und meine hohe Verwandtschaft mit dir zu empfinden!“ Ein heller Strahl fuhr ihrem Blick vorbey. Der Käfig war verschwunden, und ein weißgekleideter Knabe stand, wo der Vogel so eben gesessen hatte. Er kniete an ihre Seite nieder, und beyder Lobgesang stieg vereint und jauchzend zu dem Thron des Höchsten. Er hatte ihre Andacht entflammt, und ihre Besonnenheit machte ihre Gebete der Gottheit würdig. Raisonable war herzlich froh, und bat Fantastus, daß er nie etwas unternehmen möge, wodurch sie wieder getrennt werden könnten.

Fantastus war eine Zeitlang wieder recht artig. Er war immer reich an lustigen Einfällen, und wenn die Prinzessin dabey lächelte, fand der Hof es schicklich, überlaut zu lachen. Ja viele unter den Höflingen zogen sogar den Jüngling der ernsteren Prinzessin weit vor. Es machte ihr eine große Freude, als endlich ihre beyden Eltern ihm sehr gut wurden, und sie bat ihn zärtlich, daß er doch nie ihre Gunst verscherzen möge. Der kleine Heuchler versprach es so heilig, daß die frohe Raisonable meinte, ihm nun völlig vertrauen zu können; allein leider behielt die angeborne Bösartigkeit wieder die Oberhand bey ihm!

Der junge Fantastus wurde immer mehr aufgeblähet von dem Lob, das man ihm spendete. Er fand, daß sein Glück seinen Verdiensten bey weitem nicht entspräche. Er wußte, daß er durch seine Verbindung mit Raisonable den Thron ihres Vaters in der Zukunft erben würde, hatte aber keine Lust, den geregelten Weg bis dahin zu verfolgen. Er mochte nicht einmal die Gewalt mit der Prinzessin theilen; allein und unbeschränkt zu herrschen war sein Verlangen. Er fing an Kabalen zu schmieden, und ließ sich mit einem Schwarm ausgelassener Bursche, die eben so unbändig und wild, bey weitem aber nicht so klug wie er waren, ein. Verbunden mit diesen wollte er eine Revolution machen. Freyheit und Gleichheit hießen die Gaukelworte, womit er sie leitete, obgleich er tief im Herzen entschlossen war, sie alle zu seinen Sklaven zu machen. Ja er lächelte oft still bey sich, wenn der Sultan — nach der Meinung des jungen Fantastus — die Unterthanen nicht genug im Zaume hielt, während er öffentlich und laut von dem Rechte der Menschen sprach, obgleich er die der guten Bürger vergaß, welche gern in Frieden leben und den Schutz der Gesetze genießen mögen.

Endlich hatte der junge Fantastus einen Aufstand zuwege gebracht, jedoch sich so benommen, daß er der Prinzessin bis zum entscheidenden Augenblick verborgen geblieben war. Als der blinde Schwarm, von ihm angeführt, wüthete, waren ihre Winke vergebens. Seine Gefährten, und er selbst mit, erregten alle solchen Staub, um das Volk zu verblenden, daß sie selbst auch dadurch verblendet wurden, und ihr wildes Geschrey übertäubte die Stimme der Prinzessin, wie hell und durchdringend auch diese war.

Alles gerieth nun in Unordnung; man wüthete, fluchte, tödtete; das Schwert des Sohnes war gegen den Vater gekehrt, und der Pfeil des Vaters traf des Sohnes Herz. Die schneeweißen Haare des Greises wurden nicht geschont, und das Flehen der kindlichen Unschuld ward nicht gehört. Raisonable wagte sich mitten unter die Barbaren, und fragte: was sie wollten? Niemand konnte ihr Antwort geben, denn Niemand wußte es selbst. Sie stieß auf Fantastus, der an dem Rosenstiel und den Blättern leicht

zu erkennen war, und fragte ihn ängstlich: was das Alles zu bedeuten habe? Er war von Wein berauscht, kannte seine Geliebte nicht, und während dessen er wankend die Worte: Freyheit und Gleichheit! ausrief, stieß er mit dem Schwerte nach ihr. Es wäre um Raisonable geschehen gewesen, wenn sie die Fee Merline nicht in demselben Augenblick in ihren Lilienwagen aufgenommen hätte. Zu gleicher Zeit erschien auch Firlefamber auf seinem himmelblauen Pferd und zerstreute mit einem Schlag in die Luft den Staub, der alle Anhänger Fantastus verblendet hatte. Sie sahen sich verwundert an, und begriffen nicht, wodurch sie irre geführt worden waren. Sie warfen sogar die mörderischen Waffen hinweg, ja Einige kehrten sie sogleich gegen Fantastus selbst. Firlefamber berührte ihn aber mit seinem Zauberstab und rief: „Gehe, Ungeheuer! Werde unter den wilden Thieren, was du schon als Mensch bist: das gefährlichste und schädlichste aller Geschöpfe! Verfolge Alles, sey aber selbst den Pfeilen jedes tapfern Mannes, dem Spieß Jedwedens, der es gut mit seinen Mitgeschöpfen meint, bloßgestellt!" — Fantastus entfloh in der Gestalt eines wilden Tigers.

Die verblendeten Anführer baten um Gnade, und der Sultan war so großmüthig, ihres Vergehens, weil es in Verblendung begangen war, nicht weiter zu gedenken. Alles wurde wieder ruhig; nur Raisonables Eltern waren traurig, weil sie bemerkten, daß ihre Tochter, von Fantastus getrennt, ihre ganze Schönheit und Heiterkeit verlöre. Sie war still und kalt wie ein Todter, ihre Stimme ward rauh und unangenehm, die Rosen ihrer Wangen, die kurz vorher in voller Anmuth blühten, welkten hin. Ihr Liebreiz verschwand, nichts konnte sie sich selbst recht machen. Sie verschloß sich in ihr Zimmer und vertrieb die Zeit mit düsterem Sinnen. Sie sehnte sich nach dem jungen Wildfang, schämte sich jedoch, sich selbst zu gestehen, wie sehr sie ihn liebe. Der ganze Hof wurde melancholisch und traurig. Zaide schwamm in Thränen und der Sultan konnte des Nachts nicht schlafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Deinach, den 3. August.

Von dem seiner Industrie wegen bekannten Würtembergischen Städtchen Calw führt eine schöne Straße an der Nagold hinauf durch ein wahrhaft schweizerisches Thal: die vielfachen Beugungen des Weges, stets neue Ansichten bietend, das frische Grün der Matten, das schattige Dunkel der Wälder, die lieblich zerstreuten Häuser und Hütten und der klare stille Bach bereiten den Wanderer auf das vor, was seiner harrt, je mehr er sich dem schönen Badeort selbst naht. Wo die Nagold sich mit dem kleinen Bache, Deinach genannt, vereinigt, wendet der Weg sich rechts und führt zwischen Waldesgrün und duftigen Wiesen, durch welche die silberhelle Deinach fließt, das Thal hinauf. Bald erfreuen die malerischen Ruinen des Zavelsteins auf einer waldigen Höhe das Auge. Der Weg zieht sich nun um eine Felsenecke und in dem Hintergrunde eines engen romantischen Thales liegt Deinach. Die Lage dieses kleinen Ortes ist höchst malerisch. Auf beyden Seiten erheben sich steile Berge mit Fichten und Tannen bedeckt, welche grüne Matten und Wiesen begrenzen und einen lieblichen Contrast mit der friedlichen Einsamkeit des klosterartigen Dörfchens bilden, das sogleich durch seine Zierlichkeit, Einfachheit und Reinlichkeit einen günstigen Eindruck auf den Fremden macht. Deinach erfreut sich jährlich des Glückes, die verwittwete Königin von Würtemberg auf fünf bis sechs Wochen zu besitzen. Charakter und Lebensweise dieser erhabenen Fürstin sind zu einfach und anspruchlos, als daß irgend ein Zwang für die Badegäste statt fände; im Gegentheil belebt Derselben liebenswürdige Umgebung die Stille des Ortes und die Einförmigkeit des hiesigen Lebens und ermuntert oder theilt die Freuden, welche Zeit und Gelegenheit zum Genusse bieten. Unter der Gesellschaft der Badegäste herrscht eine eben so schöne als seltene Eintracht und Heiterkeit. Die Umgebungen von Deinach bieten alle zu wünschenden Mittel, die Morgen und Nachmittage auf das mannigfaltigste und angenehmste hinzubringen. Der Weg nach Sommenhardt bietet, ohne beschwerlich zu seyn, eine der schönsten Aussichten in die Schwarzwaldthäler und auf die schwäbische Alb. Die Ruinen von Zavelstein sind anziehend an sich und durch die, zwar beschränkte, aber reizende Aussicht in die Tiefe des Deinachthales. Charlottenruhe und Katharinenlust sind nahe und freundliche Zielpunkte für Spaziergänge. Weitere Ausflüge auf die Berge und umliegenden Dörfer, z. B. nach Neubulach, Emberg, Röterbach, werden gewöhnlich auf Eseln gemacht. Frohsinn, Freude, Scherz und Lust sind das Geleite dieser Züge, die gewöhnlich mit Musik und Tanz endigen. Bey schlechtem Wetter ist die sogenannte Laube (ein langer heiterer Saal) der Versammlungsort der Gesellschaft, und das innigste und behaglichste Zusammenseyn läßt des schlechten Wetters vergessen. Seit zwey Jahren, wo mit der hiesigen Brunnenkur auch eine Molkenkur verbunden worden, erfreut sich Deinach eines zahlreichern Besuchs von Fremden als vorher.

Auflösung der Charade in Nr. 184.

Freygeist.

Charade.

An Sie.

Der Ersten Fuß wandle stets
Auf Blüthen der Freude, des Glückes,
Und ein heitrer Himmel lächle stets
Dem milden Strahl ihres Blickes.

Wenn das Zweyte der Lüfte entfloh,
Verwebt's und wird den Winden zum Spiele:
O wär's doch auch mit dem Schmerze so,
Der jenes gebiert im Drang der Gefühle.

Im Ganzen wohnet das Glück, der Frieden,
Und wer da leidet dieneden,
Der komme nur und wolle gesunden,
So hat er sein Heil gefunden.

Nro. 17.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. 1stes Heft. Mit einer Höhenkarte von Würtemberg und den anliegenden Gegenden. Subscriptions-Preis 1 fl. 12 kr.

Inhalt: Chronik. I. Witterung; Fruchtbarkeit und Preise der Lebensmittel im Jahre 1822. Von Herrn Prof. Schübler u. D. H. — II. Besondere Denkwürdigkeiten. Geburt des Kronprinzen Karl Friedrich Alexander. Neue Entdeckungen von Alterthümern. Eröffnung des Wilhelms-Kanals und nähere Beschreibung dieses Kanals. Bevölkerung am Ende 1822. Unglücksfälle. Natur-Erscheinungen. — III. Nekrolog. Professor Rösler. Professor von Pfleiderer. Dr. Joh. Fried. v. Flatt. Von Hrn. Prof. Paul Karl Bellino, Dollmetscher und Kapitän der Englisch-Ostindischen Kompagnie zu Bagdad. — Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten. Beschreibung der Königl. Eisenwerke, (Beschluß) Von Hrn. Geh. Rath v. Kerner. Die Herzoge Erchinger und Berthold von Allemannien und ihre Hinrichtung. V. d. H. Verzeichniß sämmtlicher Papierfabriken des Königreichs mit Angabe der Besitzer, des Betriebs und des angewiesenen Lumpendistrikts. Der Würtembergische Handel, von 1814 und 1824. Vergleichende Zusammenstellung der bis jezt in Ansehung ihrer Höhe bestimmten Gegenden Würtembergs, mit Bemerkung ihrer Hauptgebirgsarten, Luftbeschaffenheit und Vegetations-Verhältnisse. Von Hrn. Prof. Schübler. Beytrag zur Geschichte der Holzsparkunst. Von Hrn. Prälat von Schmid. Beyträge zur Landes-, Sitten- und Kulturgeschichte. Von dem verst. Prof. Peterien. 1) Zur Geschichte der Blitzableiter. 2) Zur Geschichte des Degentragens. 3) Lezter Hofzwerg. 4) Zur Geschichte der Pferdezucht und des Marstalls. 5) Frühere Garten- und Obst-Kultur. 6) Aelteste Kirchenbücher. 7) Glück der Würtemberger im Auslande. 8) Der einzige noch verehrte Heilige in dem protestantischen Würtemberg. Die Johannisbäder, oder der Gebrauch 24 Stunden lang in ein Bad zu sitzen. Die Entstehung des Dorfes Bürg, Neckarsulmer Oberamts. Von Pfarrer M. Jäger in Bürg. Loos des Ritters Heinrich von Stain. Beylage: Höhenkarte von Würtemberg.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. E. André. Juli 1823.

Correspondenz-blatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Juli 1823.

Bey Euslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumensprache
oder Bedeutung der Blumen
nach orientalischer Art.
Ein Tollettengeschenk, mit 1 illum. Kupfer.
Siebente vermehrte Auflage.
Preis broschirt 8 gr.

Ungeachtet aller Nachahmungen ist dieses Werkchen noch immer das beliebteste geblieben, und hat nun in wenigen Jahren sieben starke Auflagen erlebt; ohne Zweifel ein Beweis, daß es seiner Bestimmung entspricht. —

Ankündigung.

Eine höchst sonderbare Erscheinung war es, als am Ende des vierzehnten Jahrhunderts vier Gemeinden der St. Gallischen Bergleute es sich in den Kopf sezten, frey und unabhängig zu werden, und dieses Vorhaben mit der größten Entschlossenheit durchsezten, so daß weder ihr Herr, der Abt von St. Gallen, noch die Seestädte, noch der St. Jörgen-Schild des Adels, noch der Herzog von Oesterreich, seine Verbündeten und weder der Kaiser Ruprecht, noch der Papst sie daran zu hindern vermochten. Vielmehr ward der ihnen neugeschaffne Name Appenzeller durch das unerhörte Gelingen in ganz Teutschland bekannt, der freylich von Einigen als der Name in Kirchenbann und Reichsacht erklärter und für Vorläufer der Hussiten gehaltener Leute verabscheuet, von Andern hingegen, die auch gerne Appenzeller geworden wären, hoch geehret wurde.

Das, was sich in diesem Kriege während den ersten sechs Jahren ereignet hatte, ward von einem Augen- und Ohrenzeugen in Reimen und in einer Sprache beschrieben, deren Worte und Redensarten theils dem Altteutschen angehörten, theils noch in der St. Gallischen, schweizerischen und schwäbischen Mundart angetroffen werden. Diese Reim-Chronik giebt einen umständlichen und gleichzeitigen Bericht von jener Fehde; sie ist eine neuentdeckte Quelle der Geschichte jener Zeit und eine große Seltenheit, da sie seit fast vierhundert Jahren nur in einer einzigen Handschrift vorhanden war.

In der Voraussetzung, den Liebhabern der Geschichtsquellen durch die Bekanntmachung derselben einen schätzbaren Beytrag zu liefern, und dem Rücksicht verdienenden Wunsche mehrerer in diesem Fache ausgezeichneter Gelehrten entsprechend, hat sich nun der um die St. Gallische Geschichte so verdiente Herr Regens von Arx entschlossen, jenes so merkwürdige und seltene Stück unserer vaterländischen Historie, mit erklärenden Anmerkungen und Erläuterungen begleitet, dem Drucke zu übergeben. Die Unterzeichneten beeilen sich daher, die Kenner und Freunde geschichtlicher Denkwürdigkeiten hievon in Kenntniß zu sezen, um dieselben zu einer Subscription auf das vorhabende, nach der Urschrift zu druckende, Werkchen einzuladen. Dasselbe wird circa 12 Bogen in gr. 8 betragen, mit neuer Schrift auf gutes Druckpapier gedruckt, und mit einem farbigen Umschlage versehen werden. Der,

gewiß sehr mäßige, Subscriptionspreis ist auf 1 fl. 12 kr. festgesetzt; wer für sechs Exemplare unterzeichnet, erhält das siebente frey. Die Subscription bleibt bis Ende Oktober d. J. offen; nach Verfluß dieses Termins ist der Ladenpreis 1 fl. 40 kr. Sobald nur die Druckkosten gedeckt sind, wird mit dem Druck begonnen, damit das Werkchen, wenn immer möglich, zu Ende dieses Jahrs erscheinen könne. Da die Namen der Herren Subscribenten demselben vorgedruckt werden, so werden sie hiemit höflich ersucht, ihre Namen deutlich geschrieben einzusenden. — Briefe und Geld erwartet man portofrey.

St. Gallen, im Juli 1823.

Wegelin und Rätzer,
Buchdrucker.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die wichtigsten neuern
Land- und Seereisen,
für die Jugend und andere Leser bearbeitet
von
Dr. Wilhelm Harnisch.
1ster bis 4ter Theil mit 6 Karten und 9 Kupfern.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1821 — 23.
Jeder Theil 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk ist auf etwa 12 bis 16 Bände berechnet, und wird eine Beschreibung der ganzen Erde in Reisen enthalten, also eine lebendige Geographie. Die schöne und doch treue Darstellung erhebt es zu einem Panorama von der Erde, und erzeugt Länderbilder in dem Leser, während die ausführlichsten Geographien nur mathematische Grundstriche darbieten. Das Werk ist für die Jugend, und für alle die Leser berechnet, die gerne sich auf der Erde umschauen und denen Zeit, Lust und Gelegenheit abgeht, die oft trockenen größeren Werke zu lesen. Der Verfasser, den Lehrern und der Jugend Deutschlands durch mehrere Schriften hinlänglich bekannt, legt bey der Bearbeitung jedes einzelnen Landes die wichtigste Reisebeschreibung zum Grunde, sondert daraus das wenige Merkwürdige, und webt darin das Anziehendste und Belehrendste aus andern Reisebeschreibungen und Nachrichten, um Vollständigkeit mit Anmuth zu verbinden. Die den einzelnen Theilen beygefügten Karten werden einen zusammenhängenden Atlas bilden, und die Kupfer eine kleine Bildergallerie von sehr merkwürdigen Gegenständen auf der Erde liefern, wodurch dieses Werk zu einem wahren Orbis pictus wird.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie. Herausgegeben von Dr. Chr. Fr. Harleß. VIII. Bd. 16 Stck. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Inhalt.

I. Von einer nicht seltenen Ursache des Absterbens der Leibesfrüchte während der Geburtsarbeit, von dem Großherz. Hessischen Leibarzt Freyherrn von Wedekind.
II. Zwey Beyträge zur Lehre von den Krankheiten des Herzens, vom Herrn Dr. N., k. Baier. L. G. A. zu G.
III. Merkwürdige Geschichte eines, mit Meningitis complicirten, tödtlich abgelaufenen Hydrocephalus, nebst beygefügtem Obductionsbericht, vom Herrn Dr. Sibergandi in Dorsten.
IV. Eine Beobachtung über die nachtheilige Wirkung der Blausäure bey denjenigen chronischen Brustkrankheiten, welche in einer Abdominal-Plethora begründet sind; von Demselben.
V. Auscultation bey Schwangeren, als ein wichtiges Mittel zur Vervollkommnung der äußerlichen Untersuchung während der Schwangerschaft und bey der Geburt, vom Hrn. Dr. Adam Ullamer, zu Würzburg.
VI. Bemerkungen über die Behandlung des Croups, vom Herrn Kreis-Physicus Dr. O. Seiler in Hörter; mitgetheilt vom Herrn Hofrath Dr. Meyer in Minden.
VII. Anmerkungen und Zusätze zu des Herrn Dr. Seilers Aufsatz über die Behandlung des Croups, vom Herrn Hofrath Dr. N. Meyer in Minden.
VIII. Die angemessenste und erfolgreicheste Behandlung des entzündlichen Kindbettfiebers, vom Herrn Dr. und Professor J. V. Van den Zande, zu Antwerpen.
IX. Moses Griffiths Mixtur, als Heilmittel in der Phthisis pituitosa, von Herrn Günther dem ältern, ausübendem Arzte in Aachen.
X. Kurzgefaßte Wahrnehmungen, vom Hrn. Medicinalrath Dr. Mylius zu Caub am Rhein.

Elberfeld am 2. Juni 1823.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist neu erschienen:

Tone
oder Beyspielsammlung für eine höhere Bildung des declamatorischen Vortrags im öffentlichen und Privat-Unterrichte von D. H. A. Kerndörfer. gr. 8. 20½ B. 21 gr.

Die hier aufgestellten Uebungsstücke unserer ächten Klassiker sind für einen höhern Cursus bestimmt, wobey schon ein gewisser Grad von höherer Geistes- und Geschmackebildung vorauszusetzen ist. Die dem Texte beygefügten Andeutungen beziehen sich zum Theil auf Erläuterungen des Inhalts, zum Theil auf die beym Vortrage anzuwendenden declamatorischen Regeln.

So eben ist erschienen, und wurde an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt:

Schul- und Hausbedarf
aus der neuesten
Geographie und Statistik.
Zum
Gebrauche bey öffentlichen Lehranstalten, beym Selbstunterrichte, und für Zeitungsleser
bearbeitet
von
A. H. Petiscus,
Professor.
49 compresse Bogen in groß 8. 2 Rthlr.
Berlin, 1823. Druck und Verlag der Buchhandlung
Carl Friedrich Amelang.

Das nützliche Lehrbuch der Geographie von J. G. Fr. Cannabich erschien zu einer Zeit, wo die neuesten Friedensbestimmungen den Stand der politischen Geographie bedeutend verändert hatten; und acht hinter

einander folgende Auflagen haben bewiesen, wie brauchbar und willkommen es war. An dasselbe schließt sich nun vorbezeichnetes Werk dergestalt an, daß es für obere Classen öffentlicher Lehr-Institute, für einen umfassendern Privatunterricht, für eine auch Erwachsenen noch wünschenswerthe Belehrung, und zum Nachschlagen für Zeitungsleser eingerichtet, und deßhalb vorzüglich geeignet ist, da es, neben allen erforderlichen geographischen und topographischen Angaben, die statistischen Verhältnisse der Staaten und Länder bis auf die neueste gegenwärtige Zeit in bündiger Darstellung und klarer Entwickelung enthält. Geübte Lehrer werden in dieser sehr passend der Schule und dem Hause gewidmeten Schrift ein reiches Material für verschiedene Abstufungen des Unterrichts in den beyden eng verwandten Wissenschaften, der Geographie und Statistik, — Freunde derselben auch lehrreiche Beyträge zur Kenntniß der Literatur Beyder, und Zeitungsleser überall eine genügende Auskunft über die innern Verhältnisse der Staaten und Länder finden.

Die Verlagshandlung hat, um die Ausbreitung dieses, ein immer gefühltes Bedürfniß gründlich befriedigenden, Werkes zu befördern, einen sehr billigen Preis gestellt, und sieht sich veranlaßt, auf die Erscheinung desselben Jugendlehrer, Hausväter und Zeitungsleser besonders aufmerksam zu machen.

Von demselben Verfasser erschienen 1822 in dem nämlichen Verlage:

Der Olymp,
oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer.
Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende Künstler.

8. Mit 40 Kupfern von L. Meyer. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Geheftet 1 Rthlr.

Die allgemeine Weltgeschichte.
Zur leichtern Uebersicht ihrer Begebenheiten, so wie zum Selbstunterrichte faßlich dargestellt.

Zwey Theile. gr. 8. Mit 18 Kupfern, gezeichnet und gestochen von L. Meyer, und zwey illum. Landcharten, gestochen von F. Jättnig. Beyde Bände unzertrennlich. 4 Thlr. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu haben:

Wilson Philip, Aler., P., Abhandlung über die Verdauungsschwäche und ihre Folgen, die sogenannten nervösen und gallichten Beschwerden; nebst Bemerkungen über die organischen Krankheiten, in welche sie zuweilen übergehen. Nach der 2ten vermehrten englischen Auflage übersezt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Elias Wolf. gr. 8. geheftet. 2 fl. 24 kr.

Außer dem, was der Titel schon anzeigt, enthält dieses wichtige Werk auch Vieles über die originellen physiologischen Versuche des Verf., über die Anwendung des Galeanei im habituellen Asthma und die dyspeptische Schwindsucht.

Frankfurt a. M. im Juli 1823.

S. H. Gullhauman.

Anzeige
für die
Pränumeranten auf die wohlfeile Taschenausgabe
von
Schillers Werken
in 18 Bänden.

Zu dieser Ausgabe erscheint in meinem Verlag eine Sammlung von 18 Kupfern, bearbeitet von guten Künstlern, deren jedes einem Band derselben angehört, und von denen die 1ste und 2te Lieferung, welche die Kupfer zum 1sten bis 3ten Bändchen enthalten, bereits fertig und ausgegeben ist.

Der sehr billige Pränumerationspreis für sämmtliche 18 Kupfer von Einem Thaler Acht Groschen Sächs. oder Zwey Gulden Vier und Zwanzig Kreuzer Rhein. dauert noch bis Ende dieses Jahres. Jede Buchhandlung nimmt darauf Bestellung an.

Leipzig, den 1. Juli 1823.

Gerhard Fleischer.

Zur Vermeidung der Concurrenz zeigen wir an, daß von dem Roman:

The favourite of nature, by the Cruthor of Osmond,

eine Bearbeitung von H. Georg Lotz bey uns erscheint.

Rengersche Verlags-Buchhandl. in Halle.

Bey W. Lauffer in Leipzig ist erschienen:

Erläuterungen einiger Hauptpunkte
in Dr. Fr. Schleiermachers christlichem Glauben nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang, dargestellt von J. G. Rätze. gr. 8. 1823. 357 Seiten. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Schönwissenschaftliche Werke.

Ypsiboe. Ein Roman nach dem Französischen des Vicomte d' Arlincourt von Heinrich Döring. 3 Bde. 8. 1823. Velinpapier 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.

Ihrer oder die Widersprüche der Liebe. Ein Roman vom Lord Byron bearbeitet von G. Jördens. 2 Bände. 8. 1823. 1 Rthlr. 16 gr oder 3 fl.

Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen und seine Getreuen. Romantisches Gemälde der Vorzeit von W. v. Gersdorf. 8. 1823. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Lothario oder die Brüder des Bundes zum Gemeinwohl. Eine Räubergeschichte von C. Nodier. Nach der 2ten Auflage a. d. Fr. von G. Jördens. 8. 1823. 22 gr. oder 1 fl. 40 kr.

Skanderbeg. Heroisches Gedicht in 10 Gesängen von Fr. Krug von Nidda. 1r Bd. 1r bis 5r Gesang. 8. 1823.

Ritter Ademar von Bourbon oder die Bewohner des weißen Felsens. Nach A. Porter frey bearbeitet von W. v. Gersdorf. Ein Seitenstück zu dem Ritter der rothen Rose. 2 Bde. 8. 1823. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. Ein Roman herausgegeben von Luise Brachmann. 8. 1823. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Die Circe von Glas-Llyn. Ein Roman nach Walter Scott bearbeitet von K. H. Leop. Reinhardt. 4 Bde. 8. 1822 u. 1823. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Verlagswerke von Rubach in Magdeburg.

Deutschlands Giftpflanzen. Mit illum. Abbildungen. 8. Preis broch. 9 gr.

Es ist unstreitig Pflicht eines Lehrers, seinen Schülern und Schülerinnen von den gewöhnlichen Giftpflanzen, mittelst Anschauung, deutliche und richtige Kenntniß beyzubringen, und zu diesem Behufe lieber einige andere, minder wichtige Lehrgegenstände im Laufe der Schulzeit kürzer zu behandeln. Die schon vorhandenen Hülfsmittel zu diesem Zwecke werden durch das vorliegende Büchlein um eins vermehrt. Vorzugsweise ist dasselbe aber durch eine faßliche Kürze und gut gezeichnete und passend illuminirte Kupfer allen Volksschulen zu empfehlen.

Schulvorschriften. Zweytes Heft. Für Geübtere. Preis 9 Gr.

„Von dem 1sten Hefte dieser Schulvorschriften sind an 8000 Exemplare abgesezt worden; unstreitig die beste Empfehlung für diese Blätter! — Vielfach wurde ein zweytes Heft für Geübtere gewünscht; und in derselben Gestalt wie das frühere, erscheint es jezt zum Erstenmale, durch die geschickte Hand des Kalligraphen womöglich noch das 1ste Heft übertreffend — so daß es auch als selbstständiges Werk sich nicht blos Bürger- und Landschulen, sondern auch jedem Liebhaber der Kalligraphie empfiehlt. Die Aussicht auf einen großen Absatz allein machte es möglich, den Preis von 16 Folioblättern eben so billig wie beym ersten Hefte (9 Gr.) zu stellen.“ —

H. F. F. Sickel's Naturgeschichte für Schulen und zum Selbstunterrichte.

Mit 96 illuminirten Abbildungen auf 48 Tafeln. Preis sauber gebunden 2 Rthlr. —

Mit schwarzen Abbildungen 1 Rthlr. 10 Gr. — Ohne Abbildungen 22 Gr.

Auch unter dem Titel:

Kleines Lehrbuch der Naturlehre und Naturgeschichte. Für Lehrer an Land- und Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte.

(Rezension im Wochenblatt für Prediger und Schullehrer. Erfurt 1822. Nro. 46.)

„Rezensent kann dem vorliegenden Buche das Lob der Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit durchaus nicht versagen. Es ist sichtlich aus bewährten Quellen geschöpft, und wenn man auch hier und da mehr Ausführlichkeit wünschte, so ist doch in dem Gegebenen eine strenge Auswahl des Nützlichen nicht zu verkennen. Ueberall ist der Zweck, den Geist zu bilden und das Herz zu veredeln, festgehalten, und eben der religiöse Geist, der dieses Buch durchwehet, der allenthalben die Spuren der göttlichen Weisheit und Liebe finden und auf sie achten lehrt, gereicht ihm zum Lobe und giebt ihm vor andern ähnlichen einen Vorzug. Die Kupfer sind gut gezeichnet und erhöhen die Brauchbarkeit des Werkchens. Möge es nur in recht vielen Schulen Eingang finden; es wird nicht ohne Nutzen gebraucht werden.“

Lesebuch für Bürgerschulen. Nach einer zweckmäßigen Stufenfolge gesammelt und bearbeitet von Dr. Th. Tetzner.

„Dieses Lesebuch, welches sogleich bey seinem ersten Erscheinen die Blicke vorzüglicher Pädagogen auf sich lenkte, so daß es für werth erachtet wurde in den untern Classen der höhern Gewerbe- und Handlungsschule eingeführt zu werden, füllt eine recht fühlbare Lücke in der Literatur aus. Die große Menge der Lesebücher, welche wir besitzen, sind theils zu doch, theils zu tief berechnet, gewöhnlich ohne Plan und zu theuer; dieses hingegen geht vom Leichtern zum Schwereren über, eignet sich durch Zweckmäßigkeit in der Auswahl, Anordnung, gleichmäßig durchgeführte Grammatik, (nach Heyse's Lehrbüchern) Correktheit und ganze Bearbeitung, besonders für Bürgerschulen, und wird sich einem Jeden durch seine Brauchbarkeit hinlänglich empfehlen. — Preis 16½ Bogen 8 Gr. Courant.“

Sternkarten. Himmelsglobus in 6 Blatt. Quer-Folio. Preis 1 Rthlr.

Himmelskarte, 17 Zoll im Durchmesser. Royal-Folio. Preis 18 gr.

Diese Karten, welche in der Manier der Seebergischen (d. h. die Sterne erscheinen weiß auf schwarzem Grunde) von einem geschickten Künstler gearbeitet worden, unterscheiden sich von jenen merklich durch Deutlichkeit sowohl der einzelnen Sterne ganzer Sternbilder, als auch durch die Zweckmäßigkeit der übrigen Anordnung. Es würde unter diesen Umständen nicht möglich seyn, beyde Werke so billig zu liefern, wenn nicht die hohe Vervollkommnung des Steindrucks den oben angegebenen, äußerst billigen Preis gestattete.

A. G. Hahnzog's

Lesebuch der Militair-Geographie von Europa.

2 Bde. 71 Bogen. 2 Rthlr. 21 gr.

Der Rezenient sagt in der Münchner Literaturzeitung Nro. 32. Jahrgang 1820 von dem ersten Bande.

„Es ist erfreulich, unter der Legion geographischer „Schriften, die uns seit dem lezten Pariser Frieden aufgetischt sind, doch auch einmal etwas Neues und Originelles zu finden. Vorliegende Schrift ist in so fern neu „zu nennen, als sie, wie schon ihr Titel lehrt, die Geographie aus einem ganz andern Gesichtspunkte auffaßt, „als bey andern geographischen Schriften der Fall ist. Die „Tendenz derselben ist rein militärisch, und sie besaßt „sich lediglich mit der Darstellung des Terrains in Beziehung auf die Anwendbarkeit der Grundsätze der Strategie und Taktik. Im Ganzen ist das vorliegende Werk „eine sehr gelungene, nicht blos für den Krieger, sondern auch für den Geographen sehr brauchbare Arbeit, „von welchem der zweyte Theil, welchen die Geographie „des übrigen Europa's umfassen soll, mit Sehnsucht erwartet werden darf.

Dieser zweyte Theil ist so eben erschienen und enthält die Beschreibung der europäischen Länder außer Deutschland, worauf eine Uebersicht sämmtlicher Staaten Europa's und ein alphabetisches Register über beyde Theile folgt; hiermit ist nun das Lehrbuch vollendet.

Nro. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. August 1823.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben in Olympos blühn?
— — — — — — —
Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Seligen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?

Das eleusinische Fest von Schiller.

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Fortsetzung.)

Tacky Mensa, ein reicher Handelsmann zu Annamaboo, hatte das Todtenamt seiner Vorfahren zu feyern. Fünf Unglückliche sollten dabey hingeschlachtet, und Schießpulver, Branntwein, Tuch und Lebensmittel unter das Volk vertheilt werden. Eine große Menschenmenge aus der Gegend hatte sich zu dieser Feyerlichkeit in der Stadt versammelt. Schon vor Tagesanbruch verkündigten Flintenschüsse, Trommeln und wildes Gejauchze den Tag der Feyer, und gegen acht Uhr hatte sich eine große Menge Menschen in und bey dem Hause des Tacky Mensa versammelt, unter welche Branntwein reichlich ausgetheilt wurde. Das Schießen, Jauchzen und Trinken dauerte bis gegen Mittag, dann wurden die fünf Schlachtopfer aus einer Hütte hervorgebracht. Ihre Hände waren gebunden, und um die Augen hatten sie ein Band von Schlingpflanzen, welches mittelst eingesteckter Hölzer so stark zusammengezogen war, daß das Nasenbein flach gedrückt wurde und die Augen tiefer in den Kopf sanken. Es waren alle Männer, einer ein Greis von Aschantee, die übrigen von Chamba. Die Europäer hatten sich vergebens bemüht, diese Armen loszukaufen, und sie wurden unter diesen Martern in der Stadt umhergeführt, erlitten jede Schmach, die nur wilde Grausamkeit ersinnen und ausführen konnte, ohne auch nur einen Seufzer hören zu lassen, und wurden zuletzt an den Strand geführt, wo man sie unter den Mauern des Forts aufs Grausamste, und unter dem teuflischen Jauchzen der Menge, hinmetzelte. Selbst Weiber halfen bey diesem schrecklichen Geschäft, und beschmierten sich mit dem Blute der Geopferten, so wie es von ihrem enthaupteten Körper floß, und — aus menschlichen Schädeln, welche noch vor wenigen Minuten Leben und Empfindung hatten, ward Branntwein getrunken. Drey Tage und Nächte dauerte das Schießen, wilde Tanzen und übermäßige Trinken fort, ehe die Feyer ihr Ende erreichte. Diese Todtenopfer werden manchmal so weit getrieben, daß der Feyernde dadurch in gänzliche Armuth geräth; aber alle Männer von Ansehen sind genöthigt, diese grausame Pflicht gegen die Verstorbenen irgend einmal in ihrem Leben zu erfüllen, wenn sie sich nicht der allgemeinen Verachtung aussetzen wollen.

Kurz nach dieser Begebenheit starb Kapitän Agro, ein Eingeborner von Cape Coast, ein reicher und vornehmer Mann. Er hatte lange an der Krankheit gelitten, woran er starb, und da es bey den Fantees der Gebrauch ist, die Crabba und den Cransa (das jüngste Weib, wenn die Ehe noch nicht vollzogen worden, und der Knabe, welcher das Tabacksgeräth eines großen Mannes trägt) in dem Augenblick des Todes hinzuopfern; so ließ der Gouverneur, Herr Field, den Gang der Krankheit beobachten, in der Absicht, die beyden Kinder zu retten. Der Wundarzt der Festung, welcher bey dem Kranken Zutritt hatte, benachrichtigte den Gouverneur von seinem herannahenden Tode, und die Kinder wurden durch List in die

Festung gebracht. Das Mädchen war ungefähr eilf, und der Knabe neun oder zehn Jahr alt. Die Verwandten und Mitbürger des Verstorbenen gebrauchten Bitten, List und Drohungen, um sie zurück zu erhalten, aber ohne Erfolg. Agro wurde daher ohne die gewöhnlichen Schlachtopfer begraben, und seine Verwandten nahmen einige Monate nachher ein Geschenk von Branntwein und Schießpulver an, um solches als eine Entschädigung für das Leben der Kinder auf dem Grabe zu verbrauchen, und nach einem Jahr durften diese zurückkehren, und wurden in der Familie des Verstorbenen aufgenommen. — Auf ähnliche Weise wurde während meines Daseyns ein anderes menschliches Geschöpf von einem frühzeitigen Tode gerettet.

In einer Nacht brach ein Feuer in der Stadt aus, welches sie in wenigen Stunden in Asche legte. Aber schon nach einigen Tagen war dieselbe wieder aufgebauet; denn jeder Einwohner verstehet genug vom Handwerk, um sich eine Wohnung zu errichten, und die benachbarten Wälder liefern die Bedürfnisse dazu im Ueberfluß. Der arme Schelm, in dessen Wohnung das Feuer ausgebrochen war, hatte all sein Eigenthum verloren, und stand auf dem Punkt, auch das Leben einzubüßen; denn es ist der Gebrauch in Fantee, so wie in der Dahomy-Landschaft, denjenigen hinzurichten, in dessen Haus Feuer ausgebrochen ist. Er war ein Sklave der Kompagnie, ein Oberböttcher in der Festung. Glücklicherweise hatte der Proviantmeister, Herr Jackson, gehört, daß das Feuer bey ihm ausgebrochen war, und ging, um ihn zu retten, in die brennende Stadt, und holte ihn ins Fort, welches er nicht mehr verlassen durfte, bis man Gelegenheit fand, ihn einzuschiffen und nach Westindien zu bringen. Er begleitete seinen Retter nachher nach England, wo er seine Freyheit erhielt, und starb zuletzt zu Demerara in seinen Diensten, dankbar bis ans Ende. Die Einwohner von Cape Coast hatten alles Mögliche angewandt, um seiner Person habhaft zu werden, und da man befürchtete, daß ihnen dieß doch am Ende gelingen dürfte, so hatte man ihn aus dem Lande geschickt.

(Der Beschluß folgt.)

Proben maurischer Diplomatik aus dem spanischen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien."

(Fortsetzung.)

Ehe wir das Schreiben mittheilen, welches unter Einwirken der andalusischen Gesandtschaft in Marokko die obige Antwort zur Folge hatte, wollen wir den an den afrikanischen Herrscher Juzef ben Tar fin erlassenen Brief des Königs von Algarbe, Omar, einrücken, dessen Korrespondenz mit König Alphons den Anfang dieses Auszugs gemacht hat. Omar, König von Algarbe (Badajoz), schrieb nämlich folgendermaßen an den Eroberer Juzef ben Tar fin:

„Omar ben Alaftas — der auf Gott Vertrauende — „an Juzef ben Tar fin, den König der Muselmänner: — „Wie das Licht und der Abglanz eines guten Leitsternes, „o Herr der Muselmänner! — den Gott stärken wolle — „möge auch der Lenker seyn, der Dich führet, zurecht „weiset und bewegt — zu seinem unveränderlichen Ziele „auserwählen lassen den Weg der Wohlthätigkeit, und „Deine Weisheit immer damit beschäftigen und dazu verwenden, Anderen Gutes zu thun; in Dir immer den „Wunsch erhalten, Krieg gegen die Ungläubigen zu führen. — Es hat uns Erfahrung und Ueberzeugung bereits „zur Genüge Nachricht gegeben, daß Dein vorzüglichstes „Streben dahin gerichtet ist, die Ehre unsers Glaubens „aufrecht zu erhalten, sie zu verherrlichen und zu beschützen, und es konnte uns bey Deinen weltberühmten Thaten nicht entgehen, daß Du, der Erste unter den Herrschern, der mächtigste Feldherr, der größte Eroberer und „Sieger über die Ungläubigen bist.

„Darum steht es uns wohl zu, Deinen hohen Beystand anzurufen, Dich zu bitten, daß Du kommst, um „unsern Glauben und uns selbst in Deinen Schutz zu nehmen. — Der Schmerz über unser Unglück hat keine Grenzen mehr, Verwirrung und Unheil umgeben uns von allen Seiten in Spanien, größere Uebel, die sich ohne Entsetzen nicht denken lassen, stehen drohend im Hintergrund.

„Von allen Seiten und Orten umzingelt uns das „. . . . Christenvolk, seitdem die Unsrigen versäumt haben, es wie früher in Unterwerfung zu halten und vereint gegen dasselbe zu wirken. Diese Feinde haben zugenommen, Flügel erhalten, und da sie uns von jeher abhold waren, ist mit ihrer Gewalt auch ihre feindselige „Wuth gewachsen — diese Hunde geben uns bereits auf „eine Art zu Leibe, daß sie feigherzig gemacht, und „ihren Bart beständig auf unsern Schultern „haben*), ohne daß uns ein anderes Mittel zur Selbsterhaltung übrig bliebe, als erdichtete Worte von Ergebung und Gefälligkeit; treulose Unterhandlungen, die „keine Ruhe gewähren, und uns vielmehr in beständigen „Sorgen und Bedenklichkeiten wegen der Zukunft gefangen „halten. — Uns dieses Mißtrauens zu entledigen, reichen „die Geschenke nicht hin, noch die kostbaren Gaben, die sie „tagtäglich erhalten, noch die Erlaubniß, aus unsern Ländern alle Arten von Vorräthen und Lebensmitteln fortzuschleppen; — mit allen diesen Opfern werden die Drangsale nicht gemildert, die Gefahren nicht verringert; — „doch, fürwahr, wenn sich das Uebel hierauf allein be-

*) Ein auffallender eigener Ausdruck.

„schränkte, so würden wir uns zufrieden mit den Unterdrückern finden, und froh seyn mitten in dem Elend, Jammer und Unglück unsers Zustandes; allein sie sind unersättlich, rauben uns mit jedem Tage unser Vermögen, und wir Elende lassen es stillschweigend geschehen; ja es scheint uns sogar, daß sie uns gnädig behandeln, wenn sie uns keine größere Gewalt anthun, wir sind ihnen gewissermaßen dankbar dafür verbunden, und denken aufs Neue daran, was wir ihnen zu geben im Stande seyn möchten, wenn sie — wieder etwas zu verlangen — kommen sollten. Aber, o Herr! sie werden uns endlich die Augen wegnehmen, und das Uebel hat uns bereits von einer Seite bis zur andern durchfressen, so, daß die Wunde unheilbar erscheint.

„Da unsere Feinde wohl wissen, daß wir nichts mehr haben, ihnen zu geben, ihre Habsucht aber unersättlich ist, so gehen sie schon mit dem Gedanken schwanger, unsere Städte zu erobern und auszuplündern, unsere Festungen einzunehmen, und das Feuer der Christen hat sich über ganz Spanien verbreitet, an allen Orten haben die Spitzen ihrer Lanzen, und die scharfen Schneiden ihrer Schwerter Ströme muselmännischen Blutes getrunken, und trinken es leider noch; wer zufälligerweise dem grausamen Tode in den mörderischen Gefechten entkam, der seufzet, von des Feindes unmenschlichen Händen gepeinigt, in harter Sklaverey — denn der Ungläubigen Absicht ist, uns Alle aufzureiben, und uns unsäglichen Martern zu unterwerfen.

„Ja es scheint, daß sie sich auf den lezten Schlag vorbereiten, daß sie das Ziel ihrer Wünsche und ihres Bestrebens — unsere gänzliche Unterdrückung — sehr nahe vor Augen haben. — Aber, o Glaube an Gott! sollte es möglich werden, daß wir Muselmänner die Hoffnung aufgegeben, und den Muth verloren hätten, aufrecht zu erhalten und zu unterstützen die Wahrheit unsers Glaubens? Soll ein Tag kommen, an dem der falsche Glaube über Gottes wahrhafte Lehre triumphirt, ein Tag, an dem die Anbeter einer zusammengesezten Gottheit die Bekenner der göttlichen Einheit überwinden? Wird es Niemand geben, der uns beschütze, der uns befreye von diesen Drangsalen; soll der ausbleiben, der unsern zu Boden gefallenen Glauben wieder aufhebt, und wird kein Beschützer, kein Vertheidiger für Gottes heilige Lehre erscheinen? Aber wir haben keine andere Hülfe, als Gott, keine andere Zuflucht, als bey Allah und seinem erhabenen Thron, zu welchem unser irdisches und demüthiges Flehen dringt, von dessen Gnade die Niedergebeugten so oft schon wieder aus dem Staube gehoben wurden. — Für unser Unheil gibt es keinen Trost, für unser Elend kein Gleichniß.

„Ich habe Dir, o König der Muselmänner, nicht eher geschrieben als jezt, weil ich damit beschäftigt war, das Land vor dem Feinde zu schützen, welcher die Stadt Medina Cauria (Coria) belagerte, denn weil bis nahe an diese Stadt (Gott gebe sie uns wieder zurück) die Gegend von Muselmännern bewohnt ist, so hätte bey der Belagerung das Land leicht entvölkert werden können. — Unausgesezt in Sorgen, diese Stadt zu verlieren, traf mich endlich der gefürchtete Schlag, indem der Feind Zuwachs erhielt, und Meister der Stadt wurde, ein Umstand, der meine Uebel vergrößert. — Mitten in der Stadt befindet sich ein besonders festes Schloß, wie es wenige gibt, dasselbe beherrscht alle Theile der Stadt, und gewahrt wie ein Wartthurm im Mittelpunkte eines Zirkels die ganze Gegend im Umkreis, daß nichts verborgen kann bleiben, es mag nah oder fern davon versteckt werden wollen; so glich dieses Schloß, wenn die darin Belagerten Ausfälle machten, einem gewaltigen Sturmwinde; aber es hat sich desselben ein feindlicher Verräther bemeistert, ein aufgeblasener Ungläubiger, und wenn Du nicht sehr eilst zu kommen mit Deinen Heeren, mit Fußvolk und Reiterey, so wird bald Alles dem Verderben und der Verwüstung preis gegeben seyn. — Ich führe Euch, o König der Muselmänner, nicht in's Gedächtniß die Worte im Buche Gottes, noch die Lehren unsers verehrten Propheten, denn bey Euch gibt es mehr Unterricht und Kenntniß als hier zu Lande, und Ihr wißt wohl, welche Obliegenheiten wir haben. Ich übersende Euch diesen Brief durch einen edlen Xequen (Häuptling), unsern Kanzler und Geheimschreiber, damit derselbe, wenn Euch irgend ein Zweifel im Einzelnen vorkommen sollte, die nöthige Erläuterung gebe. — Es hat sich derselbe zu dieser Gesandtschaft, und zum Ueberbringen meines Schreibens entschlossen, weil es ein verdienstliches Werk ist, von Eurer Macht den nöthigen Beystand und diese besondere Gnade auszuwirken, und ich habe keinen Anstand genommen, ihm mein Vorhaben zu entdecken, indem ich vollkommen vertraue sowohl auf seine erprobte Treue als seine Kenntnisse und Zierlichkeit in anständiger Rede. Meinen Gruß.

(Der Beschluß folgt.)

Der Einfluß der Kälte auf die Magnetnadel.

Der Kapitän Ellis hatte vorlängst gemeldet, die magnetische Kraft der Nadel der Boussole werde durch die Kälte in den Polarländern überhaupt, und in der Hudsonsbucht insbesondere, völlig aufgehoben. Diese Meinung, obgleich sie mit den vom Kapitän Parry erhaltenen Resultaten unverträglich ist, und obgleich sie eben so in völligem Widerspruch mit den Versuchen des Kapitän Scoresby steht, hat der Doktor de Sanctis kürzlich wieder aufgefrischt. Ihm zu Folge sollte eine Magnetnadel nicht nur bey hinlänglich großem Kältegrad die Eigenschaft verlieren, sich nach dem magnetischen Erdpol hinzurichten und der Wirkung einer Eisenstange zu folgen, sondern sie würde sogar auch durch einen Magnet weiter nicht

weder angezogen, noch zurückgestoßen. Der Herausgeber des Quarterly Journal of Sciences hat, dadurch veranlaßt, einen die Frage entscheidend lösenden Versuch gemacht.

Eine mit Leinwand umwickelte Magnetnadel ward in carburirten Schwefel getaucht und auf ihr Pivot gebracht, im Recipient einer Luftpumpe, die möglichst schnell von Luft entleert ward. Damit ward die Temperatur schnell bis unter den Gefrierpunkt des Queckſilbers gesenkt. Unter diesen Umständen folgte die Nadel gleichmäßig der Einwirkung des Eisens und derjenigen eines Magneten. Dem magnetischen Meridian entrückt, kehrte die Nadel durch allmählig abnehmende Schwingungen zurück, deren Dauer, unter Beobachtung ihrer Zahl in bestimmter Zeit, bemerkt ward. Nach diesem ersten Versuch ward eine Feuerpfanne in die Nähe des Recipienten gebracht, und die Temperatur stieg bis auf 27° der Centesimalscale; der leere Raum war unverändert geblieben. Die Magnetnadel schien jezt bey neuer Untersuchung wie zuvor der Wirkung des Eisens so wie dem Magnete zu folgen. Auch die Zahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit war ungefähr die nämliche, und nur um ein weniges stärker. Wie viel dieser Unterschied betrug, gibt der Verfasser des Aufsatzes nicht an, und doch wäre dieß sehr nöthig gewesen, um bestimmen zu können, ob man als zuverläſſig annehmen soll, es ergebe sich eine wirkliche Vermehrung der magnetischen Kraft in einer Magnetnadel, wenn ihre Temperatur von — 40° zu + 27° der hunderttheiligen Scale übergeht, oder ob die fragliche Verschiedenheit vielleicht nur auf einem Irrthum der Beobachter beruht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

Ein Ultrablatt will den Nutzen des vorsichtigen Stillschweigens zeigen, und erzählt daher folgende Anekdote: Als Talleyrand noch jung war, und als Abbé in die große Welt eintrat, befand er sich einmal bey dem damals mächtigen Minister Choiseul, dessen Schwester, die Gräfin von Grammont, großen Einfluß aufs Ministerium und bey Hofe hatte, und die überhaupt den Ton in der Modewelt angab. Da sie bey dem Minister, ihrem Bruder, eintrat, welcher eine zahlreiche Versammlung zu Tische geladen hatte, stellte sich Abbé Talleyrand neben die Thüre und sagte sehr laut Ah! beym Vorübergehen der Gräfin. Es wurde gespeiset. Talleyrand aß viel und sprach wenig; nach Tische wandte sich die saubne Gräfin gegen ihn hin und sagte: Herr Abbé! Sagen Sie mir doch, was heute Vormittags ihr Ah! bedeuten sollte. Verzeihen Sie, Frau Gräfin! antwortete der Abbé, ich habe nicht Ah! sondern Oh! gesagt. Dieß soll dem Abbé, wie das Ultrablatt versichert, als etwas Tiefsinniges ausgelegt worden seyn und ihn als einen schlauen Kopf der großen Welt empfohlen haben. Ob nun jenes Blatt aus dieser Anekdote folgern will, daß man, um in der Welt fortzukommen, heut zu Tage sich oft auch mit einem Ah! oder Oh! begnügen solle, anstatt zu reden, weiß ich zwar nicht; indeß läßt sich die Nutzanwendung von selbst machen, und im Grunde hat das Ultrablatt nicht ganz Unrecht, besonders wenn es uns erlauben will, dem lakonischen Oh! und Ah! das eben so lakonische Ach! beyzufügen. Gewiß würden so manche schätzbare Schriftsteller jezt nicht von der französischen Justiz verfolgt; das St. Pelagiegefängniß stäke nicht voll von Journalisten und andern Autoren, wenn sie blos Ah und Oh gerufen hätten, anstatt die herrschenden Mißbräuche zu rügen, oder die Lage der Dinge so nützlich zu schildern, wie sie ist. Hätte der Verfasser der Lilier Zeitung nicht gesagt, der unglückbringende Krieg beraube eine Menge Arbeiter und ihre Familien ihres täglichen Brodes, sondern hätte er sich statt dessen blos der klugen und kurzen Ausrufung Talleyrands bedient, so würde er so eben nicht zu drey Monat Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße von 3000 Franken verdammt worden seyn. Wie verwegen sind nicht alle diejenigen, die etwas mehr sagen wollen als Ah und Oh? Die Welt gehen lassen wie sie will, seine Pflicht so und so erfüllen, und immer dem Pater Prior Gutes nachsagen, ist, wie Voltaire bemerkt, eine alte Mönchsregel, die zwar das Kloster in seiner Unbedeutendheit läßt, wobey aber der einzelne Mönch wohl besteht. Warum haben alle die Verfasser, die nun muthlos ihre Feder niederlegen, und den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen, nicht an diese Klostermaxime gedacht? Sie hätten sich den widerlichen gerichtlichen Verfolgungen entzogen. Es ist eine wahre Verheerung mit der periodischen Literatur in Frankreich vorgegangen. Vor einigen Jahren bestanden wenigstens dreyßig freysinnige Journale; fast alle sind unter irgend einem Vorwande vor Gericht gezogen worden; jedoch bis zu Anfange dieses Jahres konnten sie wenigstens fortbestehen; nun wurde aber versucht, eins derselben eigenmächtig aufzuheben: dieß ging durch; alsbald ward dasselbe Verfahren auf die andern angewandt; einige wollten unter einem andern Titel wieder auftreten, allein die Buchdrucker wurden mit Einziehung ihres Patents bedroht; einigen, welche manche freymüthige und freysinnige Schriften gedruckt hatten, wurden die Patente wirklich entzogen; und sie mußten ihre Druckereyen schließen. So haben denn die interessantesten periodischen Schriften, die das Publikum ergötzten, aufgehört, und nur die Zeitschriften der Ultrapartey blühen fort, so wie das Unkraut auf dem Boden fortwuchert, den die gewaltsame Hand des Krieges wüste gelegt hat. Wer an den platten Schimpfreden des La Foudre oder an der kriechenden Unterwürfigkeit der Lettres Champenoises Geschmack findet, für diesen mag freylich der Verlust unersetzlich seyn: wer aber gern freymüthige und gemeinnützige Gedanken in witziger Einkleidung liest, der entbehrt ungern die Blätter, in denen er dieselben reichlich vorfand, und die Anzahl Leser der lezten Art ist überall sehr zahlreich, besonders aber in Frankreich, wo die öffentliche Urbanität keineswegs den Geschmack an Freymüthigkeit unterdrückt, und wo das franc parler sich unter allen Regierungen so ziemlich beybehalten hat. Den Buchhändlern und Buchdruckern ist ein panischer Schrecken eingejagt worden; man hat ihnen unter der Hand zu verstehen gegeben, daß, wenn sie künftighin Bücher verlegten oder druckten, welche der Regierung mißfielen, so würde man ihnen ihre Läden oder Druckereyen schließen. Nun sind seit fünfzig Jahren eine überaroße Menge von Schriften in Frankreich erschienen, die zum Theil eine Menge Auflagen erlebt haben, worin aber Manches den jezigen Machthabern mißfallen kann. Es müssen diese Leute rathen, was ihnen wohl Schaden zufügen könne, und da wagen sie dann nicht mehr, eine Menge allgemein verbreiteter Schriften in ihren Bücherverzeichnissen auch nur anzuzeigen; einige, um sich das Ansehen zu geben, als ob sie die in Gunst stehenden Gesinnungen wollten befördern helfen, suchen alte abgeschmackte Andachtsbücher hervor und kündigen dieselben in ihren Katalogen an; dadurch hoffen sie, diesem oder jenem, jezt verdächtigen Buche durchzuhelfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Nr. 64.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. August 1823.

Die Rückkehr von der Abendandacht.

Neuestes Landschaftsgemälde von G. Steinkopf.

Wann in der holden Frühlingszeit, wo schon die Rose und der Hollunder blüht und die verjüngte Natur all' ihre Reize vor unsern Augen entfaltet, sich die Sonne gegen den fernen Horizont neigt und einen schönen Tag zu enden beginnt, dann ergießt sich ein Glanzmeer über Berg und Thal, über Fluß und Hügel, das von dem durchschimmerten Duftton bis zum blendenden Goldblick in unendlicher Abstufung zu uns heranwogt. Ein herrliches Schauspiel, das selbst den gemeinen Sinn ergreift, doch mehr zum Anstaunen; da der wahre Genuß nur dem reinen Gefühl vorbehalten ist, das sich mit der Tiefe der Empfindung hineinzusenken und die Wirkung in sich aufzunehmen versteht.

In diesen Zauberton hat H. Gottlob Steinkopf seine neueste Landschaft, ein Bild von beträchtlicher Größe, mit solchem Erfolg gehüllt, daß jeder Beschauer schon von Ferne stehen bleibt, um die mächtige Wirkung des Gesammt-Eindrucks zu genießen, ehe er sich noch auf die Entwicklung des Gegenstands einläßt. Und in dieser fast allgemeinen Aeußerung liegt ein unwidersprechlicher Beweis, wie viel in der Landschaft auf kluge Wahl und richtige Behandlung der Beleuchtung ankomme: Sie ist es, die Harmonie über das Ganze verbreitet, und wo solche Harmonie ist, da benimmt sich das Auge, wie in der freyen Natur; es erfaßt nämlich Alles auf einmal, weil es nirgend gestört wird und geht dann mit größerem Vergnügen zum Verweilen beym Einzelnen über: im Gegentheil aber wird sein Genuß verkümmert, wenn es von allzu hervorstechenden Parthien zuerst ergriffen, erst den Zusammenhang suchen muß, und vielleicht nicht immer findet. Man hört deßwegen auch öfter die sehr bezeichnende Kritik: Es seyen ganz vortreffliche Sachen in diesem oder jenem Bilde! Was ungefähr eben so viel sagen will, als es sey im Einzelnen recht schön, aber —

Diese Bemerkung führt zu einer kleinen Abweichung, und es sey erlaubt sie zu verfolgen, ehe wir zur näheren Beschreibung des vorliegenden Kunstwerks selbst übergehen, weil wir den Werth desselben nur desto anschaulicher machen, je deutlicher der Begriff von einem seiner Hauptvorzüge wird. Wenn der Landschafter mit allem im Reinen ist, was Formen, Linien, Lagen, ja selbst was Haltung und Localtöne an ihn fordern, so ist immer noch die Beleuchtung in dem Sinn, wie wir sie hier nehmen, ein eigener Gegenstand seines angestrengtesten Studiums. Es ist nicht genug, daß er seinem Bilde wahre Farbe, und durch Abwechslung von Schatten, Licht und Luftton, Rundung und Abstufung verschaffe, denn so kann er zwar ein sehr scheinbares und auffallendes Gemälde liefern, dem aber doch noch ein gewisses Etwas, — ich möchte sagen, die Seele fehlt, und diese besteht in der Einheit des durchgreifenden allgemeinen Lichts oder in derjenigen Beleuchtung, die wir meynen, und die Alles, Nahes und Fernes zusammenbindet. Mit jeder Stunde des Tages wechselt ein und ebendieselbe Gegend ihr Ansehen mit dem Stande des Lichts. Deßwegen muß der Moment festgestellt und festgehalten werden, in dem sie der Künstler uns zeigen will, und nur dadurch gelangt er zur höchsten Stufe der Wahrheit, statt daß andere, unbekümmert um diese Bedingung, ein schwankendes unbestimmtes Licht wählen, das verschiedenen Tageszeiten angehöret, aber eben deßwegen nie ganz wahr seyn kann. Jeder Moment hat seinen eigenen Charakter und es liegt nicht in unserer Willkühr, irgend eine Lichtwirkung hineinzulegen, weil diese immer von der Erscheinung bestimmt und bedingt ist. Nehmen wir einige Beyspiele im Großen, und zwar von der Beleuchtung am Morgen und am Abend.

Wann die Sonne, wie der Bräutigam aus seiner Kammer, hervorgeht, so sendet sie auch ihre Strahlen über Nahes und Fernes; aber wie ganz anders ist da ihre Wirkung. Wo das gelbe Licht des ersten Sonnenstrahls hinfällt, da ist ganz sichtlich ein Erwachen, ein Hinstreben nach der willkommenen neuen Erwärmung. Alles wird wieder herrlich beleuchtet, aber das Licht schwebt nur auf der Oberfläche und die Gegenstände sind noch nicht davon durchdrungen; darum erscheinen sie auch weniger durchsichtig. Jede vertiefte Stelle, jede dem Lichtstrahl noch

nicht zugängliche Seite hat ein dumpfes, feuchtes Aussehen. Die Dünste der Luft weichen zwar zurück, aber sie hemmen die Klarheit und überziehen das Entlegene mit einem düsteren Flor. So gibt es der Charakter des frühen Morgens; er wirkt aber dennoch äußerst angenehm durch die aus dem sichtbaren Streit der Wärme mit der Kühle entstehende Frischheit auf den Beschauer, und dieser lebt gleichsam mit der ihn umgebenden Natur auch wieder auf. Einige Stunden später spricht uns die Morgenlandschaft schon ganz anders an: Nun ist überall völliges Leben, aber neues, unermüdetes Leben im Ausdruck der Jugend; das Licht durchdringend, und doch die Schatten noch frisch. Das Auge gleitet ungehindert in die weite Ferne und erblickt überall Wärme und Klarheit. Noch einige Stunden weiter und es lastet schon Hitze auf den Gründen, die das Licht zitternd zurückwerfen, und uns die Wirkung eines heißen Tages versinnlichen. Die Farbe wird stärker, die Schattentheile sind heller und völlig erkenntlich. Vom Mittag wollen wir nicht sprechen; er ist fast immer unmalerisch, wegen Ueberfluß an Licht und Mangel an Schatten. Nur wo er des Contrasts, oder einer besonderen Andeutung wegen gemalt seyn soll, wird er in seiner drückenden Wirkung eben so treffend gehalten seyn müssen, um als wahr zu erscheinen. Wer wird sich aber nicht gerne zum Abend wenden? Hat uns die Sonne im Scheitelpunkt unter das schützende Dach gebannt, so gehen wir wieder gerne hervor, wenn ihre schiefauffallenden Strahlen nicht mehr sengen, sondern nur freundlich berühren. Nun erblicken wir auch die Landschaft wieder in einem ganz andern Gewand. Sie erholt sich stufenweise, wie sie, der Hitze entladen, sich wieder aufrichtet und gleichsam im Nachgenuß schwelgt. Sie wird immer reizender, je mehr die Kühlung des Abends auf sie einwirkt und es geht damit periodisch, wie wir es am Morgen beobachtet haben. Nur ist wohl zu bemerken, daß jede Periode von Stunde zu Stunde wieder eine ganz eigenthümliche Beleuchtung erhält, und in dieser aufgefaßt werden muß, wenn das Gemälde bezeichnend seyn will. Die Abendbeleuchtung ist unter allen die reizendste und anziehendste, weil durch das Ganze nun eine wohlthätige Wärme, als Rückwirkung des vorübergegangenen und überall eingedrungenen Sonnenlichts herrscht, die selbst in den flimmernden Schatten sichtbar, und gerade im Gegensatz mit den Schatten des Morgens ist.

So kann und so muß der Maler immer genau die Zeit angeben, in welcher er die Landschaft gesehen hat und sehen lassen will. Doch gehen wir jezt zu dem Gemälde über, das den Anlaß zu diesen Bemerkungen gab. Hr. Steinkopf machte es uns freylich leicht, die Stunde zu errathen, da er die Uhr gleichsam vor unsern Augen aufgehängt hat. Die in der Mitte des Bildes niedergehende Sonne sagt es deutlich, daß es nahe an sieben Uhr seyn. Damit hat er sich aber die Aufgabe sehr erschwert, und doch wollte man schon tadeln, daß er es gethan habe, weil man die Sonne nicht malen könne. Man kann die Sonne in ihrem verblendenden Glanz nicht malen, aber man kann sie auch nicht ansehen, und so müssen wir dem Künstler Dank wissen, daß er nur den höchsten Lichtpunkt in der hellen Scheibe angedeutet und doch die ganze Wirkung aus diesem Sonnenstand so herrlich gegeben hat. Nur die größten Meister haben sich mit Erfolg an solche Verstellungen gewagt, und wer hat nicht schon von den Claude'schen Sonnen-Effecten gehört, wenn gleich dort wie hier die Sonne nur als hellester Punkt erscheint. Von neuern Künstlern hat schwerlich einer mit größerem Glück diese Wagniß bestanden als Hr. Steinkopf. Die Sonnenscheibe, die hier nur ein leichtes Abendgewölk zerstreut und herrschend bleibt, hätte leicht hinter eine dichte Wolke versteckt werden, aber durchaus diesen Effekt nicht mehr machen können. Nun geht von ihr als Centralpunkt das Licht nach allen Richtungen aus und das ist eben die große Wirkung, die, wie wir gleich anfangs bemerkten, uns so mächtig ergreift, als ob wir befürchten müßten, geblendet zu werden. Das in den angenehmsten Abwechslungen nach der Ferne hinziehende Gebirge ist mit Klarheit übergossen und spielt in den leichtesten heitersten Farbentönen. Aber die ganze Stärke des Lichtglanzes fällt auf den breiten Strom, welcher der Länge nach gegen uns herfließt und täuschend wahr das aufgefangene Licht zurückwirft: Ein ganzes Lichtmeer. Von der rechten Seite kommt ein zweyter, minderer Fluß und vereinigt sich mit dem ersten hart an dem Vorgrunde, um mit jenem nach der Linken sich abzuwenden. An der Erdzunge, die sich zwischen beyden Wassern bildet, ist ein Landungsplatz, auf dem ein Schiffmann ruhet, und annähernde Personen zur Ueberfahrt mit seinem Kahn erwartet. Weiterhin steht auf der Anhöhe einzeln eine schöne Kirche, wo eben das Abendgebet geendigt zu seyn scheint. Die Andächtigen kehren nach Hause und wenden sich größtentheils nach der Brücke, die über den kleineren Fluß nach dem friedlichen Dorfe leitet, das gleich hinter dem Vorgrunde sichtbar ist. In größerer Entfernung sieht man auch eine Brücke über den breiteren Strom. Rechts und links zieht sich die Landschaft, in kleinen Hügeln und Flächen wechselnd, nach dem Hintergrunde, und zeigt einzelne Wohnungen und Baumgruppen. Ueber das Ganze ist tiefe Ruhe verbreitet, wie an Sonn- oder Festtagen, wo das gewöhnliche Treiben schweigt und einer feyerlichen Stille Raum gibt; was hier in den feyerlichen Charakter der Landschaft um so tiefer eingreift.

Ein schönes Detail ist dem breiten Vorgrunde geworden, der sich in abwechselnden Stufen von der Wasserfläche gegen den Beschauer herauszieht. Zur Rechten schließt eine etwa zur Hälfte sichtbare stattliche Villa den

Schauplatz; auf einem erhöhten Vorsprung, im größern italienisch-ländlichen Styl erbaut. — Sie bezeichnet bey edler Einfachheit doch die Wohnung des vermöglichen Besitzers im größeren Umfang und der festeren Bauart. Eine steinerne Treppe führt zu dem geräumigen Vorplatz, auf welchem ein alter Baum die weite Weinlaube beschattet und noch ein zweyter Baum seine Aeste ausbreitet; am Fuße dieser Treppe blühen die Rose und der Hollunder. Gegenüber zur Linken dehnen sich die natürlichen, mit Gesträuchen und hohen schlanken Bäumen bekränzten Terrassen und verdecken die Aussicht auf den Fluß. Ein Hirte bewacht hier weidende Schaafe in einer zauberähnlichen Beleuchtung, die bis an die Kronen der Bäume hinaufreichend, die prächtigste Wirkung gegen die durchschimmernde Ferne und selbst gegen das heraustrahlende Sonnenlicht bildet. Und welche üppige Fülle von Pflanzen und Kräutern deckt hier überall den Boden, der bald in Einsenkungen, bald in höheren Stellen von dem streifenden Licht erhellt oder überschlagen wird! Hier ruht eigentlich das Auge in behaglicher Betrachtung aus und vergißt über der Wirkung, daß dieß Alles nur die Frucht des ausharrenden Fleißes eines nach Vollendung strebenden Künstlers ist.

Wenn es den Worten gelungen seyn möchte, das schöne Bild auch ohne Beschauung nur einigermaßen vor das Auge zu bringen, so müssen wir zum Schluß noch die Hauptsache, die sinnreiche Staffage, die vom ganzen Beziehung nimmt, und sie ihm gibt, hinzufügen, um den Cyclus zu schließen. Vor dem, nach der Rechten und Linken schon beschriebenen Vorgrund und fast in der Mitte des Bildes wird durch den Zusammenfluß beyder Ströme eine kleine Bucht gebildet, von welcher sich der Weg nach der Villa heraufwendet. In dieser Bucht hat eben ein Kahn gelandet, der eine festlichgekleidete Familie, aus einem jungen Mann, zwey jungen Frauen und zwey Kindern bestehend, und wahrscheinlich von der Kirche zurückkehrend, an das Ufer bringt. Das größere Mädchen ist bereits am Lande und springt fröhlich einem würdigen alten Mann, dem Besitzer der Villa, entgegen, der mit offenem Arm den Liebling empfängt, während die übrige Gesellschaft besorgt der Eilenden nachsieht. Es ist eine liebliche Belebung des Ganzen in dieser Gruppe, die nach vollendeter Andacht nun im häuslichen Kreise die Wirkung eines solchen Abends ganz genießen wird. Man genießt mit, wenn man die geschäftige Schaffnerin dort oben den Tisch unter der Laube mit edlen Früchten besetzen sieht.

Viele vermuthen und wohl mit Recht in dieser Ausstattung eine bedeutsame Anspielung auf den künftigen Besitzer des Bildes, den Freyherrn von Cotta, die ihm der Künstler aus Dankbarkeit weihte. Und wohlverdient ist ein solches Opfer der Dankbarkeit von dem Mann, der ausharrend das Talent des Malers vom Beginnen seiner Laufbahn als Landschafter an, unterstützte, und nun in schöner Reihenfolge die zunehmende Entwicklung desselben bis zur reifen Ausbildung aufweisen kann.

Möchte dem Talent überall solche Unterstützung gewährt werden! H. R.

Vom Rhein. Juli.

An den jungen Meister, von dessen vortrefflicher Copie der Madonna del S. Sixto von Raphael das Kunstblatt kürzlich Rechenschaft gegeben hat, ist in einem unsrer öffentlichen Blätter eine Bitte gerichtet worden, die sich auf das Originalwerk selbst bezieht, und die durch neuere Nachrichten, namentlich durch das Wort eines kunstsinnigen und kunstreichen Königes über den zunehmenden Verfall des Originals veranlaßt worden ist: „Er möge sich nämlich über den dermaligen Zustand des Gemäldes und hauptsächlich darüber aussprechen, in wie fern eine angemessene künstlerische Restauration nothwendig und ausführbar sey, was durch dieselbe verbessert, was verhütet werden könne.“

Dieser Anfrage hat Hr. Schlesinger durch folgende Erklärung entsprochen, die zur Kenntniß des ganzen kunstliebenden Publikums gebracht zu werden verdient:

„Das Raphael'sche Bild, in der Behandlungsart einem Fresco-Gemälde ähnlich, ist auf weißem Oelgrund gemalt, die Leinwand fein, aus drey Stücken zusammengesetzt, noch ziemlich stark und gesund. Am obern Theil des Bildes ist etwa einer Handbreit von der Malerey um den Rahmen genagelt, worauf eine Fortsetzung der Glorie, der Vorhänge, und einer Stange, woran diese befestigt sind, abgebildet ist; ein eben solches Stück ungrundirter Leinwand ist unten außer dem Rahmen zum Gemälde gezogen, und dieß soll, so lange Sachsen sich des Besitzes dieses Bildes erfreut, also gewesen seyn.

Was nun den ersten Eindruck dermalen dem Beschauer erschwert, ist eine unbeschreibliche Trockenheit des Bildes und eine Lage von Schmutz, welche es überzieht; dazu kommen einzelne dunkle und braune Stellen von aufgetrocknetem Oel u. dgl., welche um die Köpfe der Mutter und des Kindes, dann auf dem Körper des Kindes, auf dem blauen Gewand, und sonst hin und wieder angetroffen werden, und besonders störend wirken. Retusche finden sich nur wenige, nämlich kleine Ergänzungen abgesprungener Farbe, und eine bedeutendere im blauen Gewande, das überhaupt am meisten gelitten hat, so daß der Gang einiger Falten kaum mehr zu verstehen ist.

Dieser Zustand des Gemäldes läßt wohl keinen Zweifel übrig, daß es zu einer kunstgerechten Restauration

leider! gar sehr geeignet sey. Ueber die Art der Restauration habe ich bereits in Dresden auf höheres Verlangen meine Ansicht schriftlich eingereicht, (wo ich indessen der dort vielfach angenommenen Meynung, als sey das Bild auf Kreidegrund gemalt, nicht widersprochen habe) und will nun dieselbe auf geschehene Aufforderung hiemit zur öffentlichen Kunde bringen.

Vorerst, um der Trockenheit des Bildes abhelfen zu können, ist es nöthig, dasselbe auf frische Leinwand aufzuziehen, wodurch zugleich die Farbe, welche hie und da locker zu werden beginnt, Haltbarkeit bekommt, und bevorstehender fernerer Verderb verhütet wird. Hierauf müßte zur Säuberung im Allgemeinen geschritten werden; das ganze Bild aber von allen Unreinigkeiten befreyen zu wollen, halte ich nicht für rathsam, aus Gründen, die jedem Kenner und Verehrer alter Gemälde ohne weiters fühlbar sind. Die Mittel zur Säuberung müssen Erfahrung und vorhergehende Versuche dem Restaurator an Handen geben. Bloßes reines Wasser wird ihm immer das liebste seyn. Hinsichtlich der sogenannten Putzwasser ist die allergrößte Vorsicht nöthig, und nur bey den störenden Flecken und Retuschen, wo nichts zu verlieren ist, sollte man sich dazu entschließen. Ist dieses geschehen, dann müssen die Stellen, wo Farbe abgesprungen ist, und Vertiefungen entstanden sind, mit Stopffarbe, die auch bey den dunkelsten Stellen weiß seyn muß, ausgeglichen und mit guten erprobten Materialien wieder beygearbeitet werden. — —

Da mich eine nicht unbedeutende Summe von Erfahrungen belehrt hat, wie bey den meisten Restaurationen die Retuschen gar sehr nachdunkeln, und dadurch neue Unbilden erzeugen, will ich hierüber noch Einiges beyfügen.

Die Oelfarben mit Wachs, Leim oder Eyweiß zu mischen, halte ich für unnütz, weil sie derselben Veränderung unterworfen bleiben. Die Retuschen dürfen auch nicht sogleich in der Dunkelheit des Originaltons aufgetragen werden, sondern man arbeite mehreremale darüber, bis selbige nahe am Originalton stehen, und lasse sie wohl antrocknen. Zuletzt, um sie völlig gleich zu stimmen, lasire man mit purem Lack.

Ist nun das Bild also hergestellt einige Zeit an Licht und Luft gestanden, dann gibt man ihm den bekannten einfachen Gemäldefirniß aus Mastix und Terpentinöl.

Bey dieser erprobten Verfahrungsart ist für das Bild durchaus nichts zu fürchten, es kömmt nur dabey, wie überall, darauf an, wie man sich bey der Sache anstellt, was für Materialien man gebraucht, und daß ein tüchtiger, in der Kunst des Restaurirens wohl erfahrener und erprobter Maler Hand ans Werk lege. Das Restauriren ist nur deßhalb in Verruf gekommen, weil sich häufig unerfahrene Menschen, verdorbene Maler, ja selbst Handwerker damit abgeben, die weder Farben noch deren Eigenschaften kennen, und sich brauner, harziger Oele bedienen, die sie, wie ich es selbst erlebt habe, mit einem Holz aus einer Büchse auf die Palette spinnen, und welche so durch ihren Unverstand manch schönes Bild zu Grunde gerichtet haben.

Also, um das Resultat zu ziehen: durch einen wohl erfahrenen Mann auf einfache Art behandelt, kann dieß Bild, verjüngt, Jahrhunderte noch bestehen, da im Gegentheil zu fürchten ist, es werde dem Schlimmen bald Schlimmeres nachfolgen, und eine übergroße Aengstlichkeit den gänzlichen Verfall herbeyführen.

J. Schlesinger."

Neue Kupferstiche.

Attends! Attends! d'après H. Vernet gravé par Jozet. Fol. 8 fl. 15 kr.

Eine, dem ersten Anblick nach, unbedeutende Erfindung. Ein schon etwas bejahrter Offizier sitzt im Freyen, und hält ein Kind auf den Knieen, welches ihn am Knebelbarte zerrt. Er ist in Schuhen und Strümpfen, und scheint sich von einer militärischen Tanzgesellschaft entfernt zu haben, die in einiger Entfernung gesehen wird. Das vielleicht sehr bedeutsame Attends! Attends! welches er dem Knaben zuruft, und das die Unterschrift des Bildes macht, könnte wohl den Schlüssel zum wahren Sinn der Darstellung geben. Das Ganze componirt sich trefflich und in schöner Harmonie. Der Kopf des alten Kriegers gehört zu denen, die dem Künstler so herrlich gelingen. Der Mann ist auf den Schlachtfeldern grau geworden, und Gegenwart und Zukunft schreiten jezt an seiner Seele vorüber. — Die Manier des Stechers ist aus seinen frühern Blättern bekannt. Er behandelt sie mit Geschmack, und weiß ihr oft überraschende Töne abzugewinnen. An schönem Effekt fehlt es dabey nie.

Jesus-Christ portant la croix, d'après Landines, par P. Anderloni. Kl. Folio. 6 fl.

Daß der Erlöser mit dem Kreuze auf der Schulter, in halber Figur dargestellt ist, möchte zu tadeln seyn, indem lezteres dadurch zu der Gestalt selbst in ein unangenehmes Verhältniß gesezt wird, wie denn die über das Haupt hervorragenden drey Balken schon an sich sehr ungünstig wirken. Auch erscheint die Figur, durch den schmalen Raum, zu sehr beengt. Die Zeichnung ist im großen Styl, nur wäre der Draperie mehr Simplizität zu wünschen. Der Stich von Anderloni verdient, an sich, großes Lob, doch scheint uns seine Art nicht ganz geeignet für Blätter von so geringer Dimension.

—ber.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. August 1823.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit niemand streit' ich.
Aber ich geb' ihm
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Goethe.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsezung.)

So vergingen drey traurige Jahre, als dem Sultan eines Tages gemeldet wurde, daß einige Jäger aus den am weitesten abgelegenen Provinzen des Reichs um die Gnade flehten, Höchstdemselben ein Raubthier, dessen sie sich bemächtiget, und welches sie, seiner Wildheit ungeachtet, lebendig nach der Hauptstadt, seiner großen Seltenheit wegen, gebracht hätten, vorzeigen zu dürfen. Der Sultan war so eben bey der Prinzessin, als ihm dieser Bericht abgestattet wurde, und Raisonable, die sonst nie ihre Einsamkeit verlassen mochte, äußerte ihr Verlangen, das Thier zu sehen. Der Käfig ward in den Schloßhof hereingebracht, und der ganze Hof begab sich dahin.

Schrecklich brüllte der Tiger, als sich so viele Leute ihm naheten. Die Prinzessin aber stieß einen lauten Schrey aus, als sie die wohlbekannten bedornten Stiele mit ihren grünen Blättern an dem grimmigen Unthiere gewahr wurde. Sie erkannte ihren lieben Fantastus wieder. Sie vergaß alle Gefahr und flog an den Käfig. Der verhungerte Tiger springt auf, um seine Krallen in die unvorsichtige Beute zu schlagen, stürzt aber sogleich, als wolle er knien, zu ihren Füßen nieder, mit allen Kennzeichen der Unterwürfigkeit und Demuth. Ihre Hand öffnet den Käfig. Sie wagt zu dem Tiger hineinzutreten; er bleibt ruhig in derselben Stellung liegen. Sogleich erschien Zirlesamber und rufte dem bezähmten Unthiere zu: „Du unterwirfst dich also Raisonable? — Unter dieser Bedingung verdienst du wieder Mensch zu werden. Orsis hat ihr Geschick und das deinige zusammengeknüpft; allein es gebührt ihr, immer eine Stufe höher zu stehen. Sie soll dich beherrschen. Suchst du die Oberherrschaft über sie zu erschleichen, so bist du ein Verbrecher, und mußt die Strafe ertragen, unter die Thiere wieder versezt zu werden. Du weißt aus Erfahrung, daß ich Wahrheit rede. Hüte dich, daß deine Unbändigkeit dich nicht aufs Neue hinreiße, denn ihr folgt unmittelbar die Strafe." — Er berührte mit dem Zauberstabe das Unthier, und ein siebenzehnjähriger Jüngling lag, statt des Tigers, zu den Füßen der Prinzessin.

Allein er war sanft und nachgiebig, sang seiner Raisonable die erlebten Widerwärtigkeiten in schmelzenden Elegien vor; lobte ihre Reize in begeisterten Versen; pries die Gottheit, die seine Prinzessin ihm wiedergegeben hatte, in den erhabensten Oden; dichtete Lustspiele, wobey seine ernste Gebieterin lachen mußte, und Trauerspiele, die ihr die wehmüthigsten Thränen entlockten; ließ seine Harfe die Loblieder begleiten, auf deren Flügeln sich ihr Herz zu Orsis erhob; verebnte die Klänge aller Instrumente, um ihr Gemüth in seliger Wonne zu fesseln; umtanzte sie wie ein heiterer, junger Apoll; war immer geschäftig und immer liebenswürdig.

Sezte sich die Prinzessin zum Schreibpult, um der heiligen Anschauung der Religion ihre Feder zu weihen, so

ſtellte ſich der Jüngling leiſe an ihre Seite, und ſie ſchilderte die Vollkommenheiten Orſis ſo groß, die Pflichten, welche er von ſeinen Geſchöpfen fordert, ſo beglückend; die Wonne der Seligkeit ſo hehr, ſo heilig, daß man in der Verſuchung zu glauben war, daß der Engel, welcher ſeinem Throne zunächſt ſteht, ihr in die Feder diktirt habe. Stellte ſie die Tugend dar, dann lieh er ihr die Farben, und — die Ruchloſigkeit ſelbſt wünſchte tugendhaft zu ſeyn. Jedes Geſchäft gelang der Prinzeſſin, und ſie wurde täglich ſchöner, weil der heitere Geliebte ihr zur Seite ging. Es freuten ſich ihre Eltern und ſie hatten den Jüngling lieb, der den Trübſinn der Tochter hinweggezaubert hatte. Der ganze Hof betete ihn an. Er wurde ſo berauſcht von dem Rauchwerk, womit man ihn umnebelte, daß er ſich ſelbſt für eine weit erhabenere Perſon hielt, als ihn Raiſonable anſähe. Er wollte nicht länger blos ihre Unternehmungen verſchönern, ſondern etwas ganz für ſich unternehmen. Er wollte nicht von ihr geleitet werden; ſie ſollte ſich von ihm führen laſſen. Sie hatte aber ſchon aus Erfahrung gelernt, daß ſie ihm die Zügel nicht übergeben dürfe, und hütete ſich, von dem leichtſinnigen Jüngling verleitet zu werden. Sie meinte, daß ſein Geſchäft nur ſey, ihr Armuth, Glanz und Gewalt zu reichen; er behauptete, daß er es ſey, der Alles hervorzauberte, und ſie mithin ſehr gut entbehren könne. Ja er wurde ihr gar ungetreu, und buhlte um ein blutjunges weibliches Weſen, das bey weitem nicht ſo ſanft und liebenswürdig, wie Raiſonable war, allein einfältig genug, um den jungen Wildfang zu bewundern und mit ihm herumzuſchwärmen, ſo viel es ihm gefiel. Dieß überkluge Kind predigte ihm immer vor, während ſie ihn in betäubenden Wirbeln herumdrehte, daß Raiſonable ihm zu alt und pedantiſch ſey, und ſezte ihm ein Paar Brillen auf die Naſe, wodurch wirklich Raiſonable ein ſteifes, unangenehmes Ausſehen bekam. Der junge Thor glaubte mehr den bezauberten Brillen, als ſeinen eignen Augen, und verließ die Prinzeſſin ganz. Mit den trügeriſchen Brillen auf der Naſe vertiefte er ſich nun in eigene Anſichten, nur um Raiſonable zu zeigen, wie unbedeutend ihre Geiſtesgaben waren. Obgleich es dem, was er an den Tag förderte, durchaus an einem klaren Sinn fehlte, ſo klangen jedoch die Worte recht hübſch, und das war genug, um die Jugend und die Menge hinzureiſſen. Raiſonable's Warnungen wurden nun gar nicht mehr gehört, und ſo kehrte er in dem Bereich der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks das Unterſte zu oben, und wenn ihm Raiſonable Gegenvorſtellungen machte, lachte er ihr ins Geſicht. Die Prinzeſſin war untröſtlich, ſich ſo von dem Geliebten verhöhnt zu ſehen. Ihre Schönheit ſchwand hin, die rothen Roſen ihrer Wangen wurden gelb; allein ſo wie die Roſenblätter auf Raiſonable's Wangen erbleichten, ſo verdorrten auch die grünen Blätter hinter Fantaſtus Ohren, und nur der nackte, dornbeſezte Stiel blieb ihm übrig. Er wurde häßlich. — Die arme Prinzeſſin konnte nicht länger die Kälte und Anmaßung ihres Geliebten, ſein wüſtes, verwirrtes Aeußere und den Verluſt ihrer eigenen Schönheit ertragen. Sie mochte nicht die Undankbaren erblicken, die ihrer über Fantaſtus Ausgelaſſenheit vergaßen; ſie faßte den Entſchluß, in eine Einöde, weit von den Menſchen, zu fliehen, und zu dem bitterſten Kummer ihrer Eltern führte ſie ihr Vorhaben aus. — Das ganze Land ſuchte nach der verlornen Prinzeſſin, nur Fantaſtus war unbekümmert; er war in ſeiner Geiſtesabweſenheit auf die tolle Grille gekommen, als ſey die vermißte Raiſonable in einer der Falten ſeines großen Gewandes verborgen. Es war unmöglich, ihm dieſe Meinung zu benehmen. — „Gib mir meine Tochter wieder, rief der Vater, oder zeige mir blos die Falte, in welcher ſie ſich verborgen hält!" — Fantaſtus lächelte, und zum Erſtenmal ward man inne, daß ſein Lächeln eben ſo unangenehm, wie dumm ſey. — „Ach, du allein, ſeufzte Zaide, biſt Schuld daran, daß unſer Kind uns verlaſſen hat! Und nun ſuchſt du ſogar ihren Ruf dadurch zu beflecken, daß du der Welt einbilden möchteſt, ſie ſey bey dir verborgen." — Fantaſtus lachte doch auf, allein ſein Lachen glich völlig dem Geſchrey eines Eſels. — „Elender!" rief Merline. „Deine Thorheit geht in der That weit, wenn du wirklich wähnſt, daß Raiſonable unter die Obhut eines Wahnſinnigen, den ſie verachten muß, geflüchtet ſey. Wohlan! ſie trete hervor aus ihrer Verborgenheit, und rette dich dadurch von dem Schickſal, das du dir ſelbſt bereitet haſt; wo nicht, ſo empfange denn, du dummer Prahler, in der allgemein verachteten Geſtalt die Strafe, die allein auf ein ſo unvernünftiges Geſchöpf, wie du biſt, wirken kann!" Sie berührte ihn mit ihrem Zauberſtab, und ein Eſel mit langen nackten Dornſtielen hinter den Ohren eilte aus dem Schloßthore heraus.

(Der Beſchluß folgt.)

Proben mauriſcher Diplomatik aus dem ſpaniſchen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien."

(Beſchluß.)

Der König von Sevilla, Aben Abed, gab ſeinem Geſandten nachſtehendes Schreiben an den marokkaniſchen König mit, die Antwort darauf haben wir bereits vorausgehen laſſen:

„Dieſer Brief gelange zum Angeſicht des Fürſten der „Muſelmänner, des Beſchützers ihres Glaubens, des Wiederbelebers der wahrhaften Sekte des Kalifen, an den „Iman der Muſelmänner und König der Gläubigen,

„Abu Jacub Juſef ben Tar ſin, den Erlauchten und Erhabenen, den Lobpreiſer der göttlichen Majeſtät und Allmacht des Höchſten, dem nach dem Willen Gottes und des Himmels Lebenden, der nicht ſtolz wird ob ſeiner Ehre und Größe, und ſich begnügt mit dem Lohne, welchen ihm Gott ſendet — Muhamed Aben Abed ſeinen Gruß, vollkommene Wohlfahrt durch Gott, wie Deiner erhabenen Perſon zukommt, zu gleicher Zeit Gottes Barmherzigkeit und himmliſchen Segen. —

„Dieſen Brief ſendet der ab, welcher, von allen übrigen Dingen abſtehend, ſich einzig an deine großmüthige Majeſtät wendet, und von Medina Sevilla aus zu Dir ſpricht, in der Hälfte des erſten Giumada Mondes, im Jahre der Hegyra 479 (1086). O König der Muſelmänner, Dich wolle Gott erheben, und durch Dich ſeinen Glauben in Schutz nehmen. Wir andaluſiſche Araber haben in Spanien unſere erlauchten Stämme nicht rein erhalten, ſondern dieſelben ſind unter ſich vermiſcht in verſchiedene Theile des Landes zerſtreut worden, dergeſtalt, daß unſere Geſchlechter und Familien alſo vermengt, ſeit langer Zeit keinen Verkehr haben mit unſern verwandten Stämmen, welche in Afrika wohnen. Dieſer Mangel an Vereinigung hat auch unſere Intereſſen getheilt, aus der Uneinigkeit iſt Zwieſpalt entſtanden; dann hat ſich die Macht des Staates geſchwächt, und hierauf haben unſere gebornen Feinde die Oberhand genommen, daß wir uns jezt in einem Zuſtande befinden, in welchem uns Niemand beyſtehen noch von Nutzen ſeyn kann, und wir dem Hohne und Verderben ausgeſezt ſind; denn mit jedem Tage wird die Bitterkeit und Wuth des Königs Alphons unerträglicher; wie ein wüthender Hund fällt er mit ſeinem Kriegsvolk in unſere Länder, erobert Feſtungen, nimmt Muſelmänner gefangen mit ſich fort, und betrachtet uns gleichſam als ſeine Fußſchemel, ohne daß ein Emir Spaniens ſich erhöbe, die Unterdrückten zu beſchützen; im Gegentheil ſehen die Emire ſorgenlos dem Untergange ihrer Verwandten, Freunde und Nachbarn zu, keiner denkt daran, ſeinen Glauben zu vertheidigen, und ſie ſind die nämlichen nicht mehr wie ſonſt; das Wohlbehagen, das liebliche Gekächel andaluſiſcher Luft, das Vergnügen, die köſtlichen Bäder in duftendem, wohlriechendem Waſſer, die friſchen Quellen und wohl bereitete Leckerbiſſen haben ſie verweichlicht, und ſind ſchuld daran, daß ſie ſich ſcheuen, in den Krieg zu ziehen und Strapatzen zu ertragen, ſelbſt die gerechteſten Urſachen unſerer Bedrückung können ſie nicht dazu vermögen; ja ſo weit geht es bey uns, daß wir uns kaum erdreiſten, das Haupt in die Höhe zu richten. Da nun — Ihr o Herr! ein Abkömmling ſeyd von Homair, unſerm Urahnen, ein mächtiger Herr ſeiner Völker und ausgedehnten Länder, ſo ſeyd auch Ihr der Herr, an den ich mich wende, erfüllt von dem vollkommenſten Vertrauen, und zugleich Gott, wie Euch, bitte um Hülfe und Beyſtand, Euch dringend erſuche, ſonder Zögern nach Spanien herüber zu kommen, und mit dem Feinde zu kämpfen, welcher, ungläubig und treulos, ſich über uns erheben will, und unſern Glauben auszurotten trachtet. — O Herr, kommt recht bald, und erweckt in Andaluſien den Eifer für die Laufbahn Gottes und die Vertheidigung der Lehren unſers verehrten Propheten; Dienſte, für welche wir uns ewige Belohnungen erwerben, himmliſche Gnaden von Gottes wohlthätiger Hand, reich ausgeſtreute Wiedervergeltungen; denn es gibt keine Gewalt und keine Macht, als in Gott dem Allerhöchſten und Allmächtigen, deſſen Heil und Segen und himmliſche Barmherzigkeit ſich über Eure Hoheit verbreite."

Alphons VI. ſpricht mit Aben Abed, dem Könige von Sevilla, alſo:

„Dem Beherrſcher und Herrn der beyden Glauben und Nationen, der erlauchte und mächtige König Don Alphons ben Sancho, — an den König Almutamed Vila Aben Abed, welchen Gott ſtärken und ſeinen Verſtand erleuchten wolle, damit er ſich entſchließe, den Weg einzuſchlagen, der ihm der erſprießlichſte iſt; ſeinen Gruß und guten Willen, von Seiten eines Königs, allzeit Mehrer ſeines Reichs und Beſchützer ſeiner Völker, deſſen Haupthaar grau geworden iſt in der Erkenntniß und Einſicht der Dinge, in der Uebung und Gewandtheit unter den Waffen und im fortwährenden Erringen des Sieges; — in deſſen Haus geboren wurde die Erreichung ſeiner Wünſche wie die Verfolgung ſeines Willens, in deſſen Fahnen der Sieg ſeinen Wohnſiz aufgeſchlagen hat, eines Königs, welcher die Lanzen zum Weichen bringt, wie es mit ihm ſeine tapfern Begleiter in kräftigen Streichen vollführen; welcher in Trauer kleidet die muſelmänniſchen Weiber und Jungfrauen; welcher die Schwerter bekränzen läßt an den Leibbinden ſeiner Kämpen, und Eure Städte mit Jammer erfüllt und mit Kriegslärm. Wohlbekannt iſt es Euch, was ſich zugetragen in Toledo der Hauptſtadt und dem Hof von Spanien, und was ſeinen Bewohnern begegnet und dem Volke der dortigen Umgegend während der Belagerung wie bey der Einnahme; und wenn Ihr und die Eurigen bis jezt verſchont geblieben ſeyd, ſo wird auch Eure Zeit kommen, denn der Aufſchub hat nur ſtatt gefunden, weil es alſo mein Wille war, und mein eigenes Belieben; und wenn Ihr jezt ruhig lebt und ungeſtört, ſo bedenkt, daß der Verſtand und die Klugheit des Menſchen darin beſteht, daß er ſich in Zeiten verwahre, und genau erwäge, was ihm fromme und zuträglich ſeye, ehe er in Schlingen fällt, oder gar in's Verderben, welches ſich ſpäter nicht wieder gut machen läßt; — denn fürwahr, wenn ich keine Rückſicht nehmen wollte auf die Verträge, welche zwiſchen uns be-

„stehen, und auf das Wort, so wir uns gegeben — denn „nichts liegt meinem Gedächtnisse näher als das gegebene „Wort, und Treue und Glauben — so würde ich schon „in Euer Land gefallen seyn, und Euch mit Feuer und „Schwert aus ganz Spanien vertrieben haben, ohne Zeit „zu Fragen und Antworten zu gestatten, und würde es „für uns keinen andern Gesandten mehr geben, als den „Lärm und das Getümmel der Waffen, das wilde Wie„hern der Schlachtrosse, das Gewirbel der Trommeln und „das Trompetengeschmetter. — Ich will Euch dieß voraus „verkünden, um Euch jeder Entschuldigung zu entledigen, „und bemerke dabey nur noch, daß nur der zu eilen nöthig „hat, welcher fürchten muß, die Ereignisse möchten nicht „nach seinem Wunsche ausfallen. Ich sende Euch diese „Botschaft mit dem Carmut Albarhan, denn ich setze Ver„trauen in ihn, er versteht dergleichen Geschäfte in Ord„nung zu bringen, und mit Personen von Einsicht umzu„gehen; — was Du auch immer mit ihm besprechen magst, „vertraue auf ihn, er hat Verstand für jedes Geschäft, „und weiß von Allem, was Du in Bezug auf Deine ei„gene Person oder deine Vasallen mit ihm zu unterhan„deln belieben wirst, auch je nachdem Du Dich dabey be„nimmst, sollst Du später Dein Werk sehen und seine Fol„gen. Meinen Gruß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

(Fortsetzung.)

Seit der Revolution war Gleißnerey eine ziemlich seltene Untugend in Frankreich; aber unter den jetzigen Umständen steht wahrlich zu befürchten, daß sie wieder emporkommen wird. Der hiesige Wechsel der Regierungssysteme hat manche Spekulanten außer Fassung gebracht; glücklich diejenigen, die Geistesgegenwart genug besitzen, um den Mantel immer nach dem Winde zu hängen und aus den schnell vorübergehenden Umständen sogleich allen möglichen Nutzen zu ziehen! Man hat mir von einem hiesigen großen Handlungshause erzählt, daß es vier bis fünf Mal seine Spekulationen mit Kupferstichen hat ändern müssen. Unter der alten Regierung, als Frankreich mit Klöstern und Kirchen angefüllt war, war dieses Haus durch den Verlag und Handel der heiligen Bilder reich geworden. Die ausgebrochene Revolution machte diesem Handel mit einem Mal ein Ende; die Kupferplatten mußten zernichtet oder bey Seite geschafft werden, um keinen Verdacht zu geben, als ob der Prinzipal aristokratische Gesinnungen hegte. Da es also mit den Heiligen nicht mehr fort wollte, so ließ das Handlungshaus alle die Helden der Zeit, als Robespierre, Marat u. a. in Kupfer stechen, dieß gab dann wieder zu einem beträchtlichen Absatze Anlaß und es ging eine Weile vortrefflich. Endlich aber erschien jemand, der alle die in der Revolution groß oder berüchtigt gewordenen Männer verdunkelte; Robespierre und Marat konnten unmöglich mehr zum Verkaufe ausgestellt werden, das Haus würde sich ein jakobinisches Ansehen gegeben haben. Es fing also an, nichts als Landcharten der Kriegsschauplätze zum Behufe der Zeitungsleser zu verlegen, und aus Dankbarkeit gegen Napoleon, dessen Feldzüge einen reißenden Absatz der Landcharten verursachten, wollte das Haus ein vortreffliches Portrait des Kaisers liefern, und ließ es daher von einem der ausgezeichnetsten Künstler in Paris stechen. Es hatte dafür bereits 12,000 Franken ausgegeben, und das Portrait war eben zur allgemeinen Verwunderung ausgestellt worden, als die Revolution vom Jahr 1814 einfiel, und es nun gefährlich wurde, ein Portrait Napoleons im Laden zu haben. Die Platte wurde zerbrochen und dafür Portraite der Königl. Familie bekommen. Einige davon waren so eben ausgegeben, als die Landung Buonapartes im Jahr 1815 es erheischte, die Königl. Familie zu verstecken, und Kupferstiche aus der kaiserlichen Zeit hervorzuziehen. Drey Monate hernach mußten diese auch wieder versteckt werden, wogegen dann die Portraite der Königl. Familie wieder ans Tageslicht gebracht wurden. Jetzt verlegt sich das besagte Handlungshaus wieder aufs Verfertigen der Heiligenbilder und bekömmt starken Absatz.

Vermuthlich um den unabhängigen Schriftstellern zu Hülfe zu kommen, denen durch die jetzt herrschenden Regierungsgrundsätze manche Aussichten verschlossen werden, hat neulich ein wunderlicher Kauz, Namens Eloi Johanneau, der übrigens sehr gelehrt ist, den Plan seines Coenobiums drucken lassen, einer Anstalt, womit er sich schon lange herum trägt. Sein Coenobium soll eine Wirthschaft gelehrter Junggesellen werden, die vermittelst einer bestimmten Einlage oder einer jährlichen Zahlung das Recht erlangen, in der Anstalt zu wohnen, und sich von derselben verpflegen zu lassen. Der Herr Erfinder will natürlicher Weise der Direktor derselben werden und sich einen aus den Pensionären gewählten Rath beygesellen; jedweder Gelehrte, der ein Gast des Coenobiums wird, soll ein Zimmer, drey Mahlzeiten im Tage, ein Hemd und ein paar Strümpfe in der Woche bekommen; letzteres Versprechen lautet freylich etwas trivial und gar nicht literarisch: allein E. Johanneau behauptet, daß die Haushaltungssorgen den Gelehrten gerade am widerlichsten wären; er meint also, ihnen einen großen Dienst zu erweisen, wenn er sie dieser Sorgen überhübe und sie wie Mönche oder wie Knaben in einer Erziehungsanstalt versorgte, damit sie sich ausschließlich ihren gelehrten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend widmen könnten, und in ihren tiefsinnigen Forschungen durch keine einzige Sorge wegen materieller Bedürfnisse zerstreut würden. Anfangs sollten die Mitglieder des Coenobiums auch Vorlesungen halten, eine monatlich zu erscheinende Sammlung von Abhandlungen herausgeben und die Fortsetzung der großen, von den ehemaligen Benediktinern begonnenen geschichtlichen Arbeiten unternehmen; dieß sollte sogar der Hauptzweck des Coenobiums werden. Ich möchte doch diese gelehrte Junggesellen-Wirthschaft im Gange sehen, und mich besonders von der Eintracht in einer solchen Schriftstellergemeinde überzeugen! Nota bene, um die Polizey besser handhaben zu können, schreibt der Herr Direktor in seinen Statuten vor, kein Frauenzimmer, sogar nicht einmal eine Magd dürfe die Nacht im Coenobium zubringen. Wenn er sie am Tage auch ausschlösse, so würde das Pariser Coenobium ja fast zu einem Monte Santo oder Athos. Das wäre etwas neues in Paris, wenigstens so lange man es nicht dahin bringt, (wenn man es ja dahin bringen sollte), die ehemaligen Mönche leibhaftig wieder herzustellen, woran man emsig arbeitet, fast eben so emsig als an der Besitznahme der einträglichsten und bequemsten Aemter im Staate.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. August 1823.

Was der Mensch gesäet, das soll er ernten!
Doch es ist der Menschen Fluch und Segen,
Daß nicht Jedem seine Saaten reifen,
Sondern oft der Enkel edeln Waizen,
Oder Schierling erntet, den die Väter
Weislich oder thöricht ausgestreuet.

Ranpach.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Beschluß.)

Lange trieb sich der Esel schreyend auf dem Schloßplatze herum. Je mehr er schrie, desto lauter lachte das Volk. Der Esel nahm das laute Lachen für Beyfall, und schrie nur lauter, denn er war eben so stolz als Esel, wie er früher als Mensch gewesen war. Das ewige Geschrey ärgerte zuletzt Alle, die vor Kurzem gelacht hatten. „Gutes dummes Thier, höre doch einmal auf!“ baten die Gutmüthigen. Der Esel schrie. Andere schalten und hielten sich die Ohren zu. Der Esel schrie. „So schweige, du Ausbund aller Esel!“ riefen Einige, und erhoben schon die Prügel. Der Esel schrie noch lauter. Da kam endlich ein Bauer hinzu, der seinen vor Kurzem weggelaufenen Esel überall suchte. Der eine Esel sieht dem andern ähnlich, und mithin hielt er den verwandelten Fantastus für den seinen. „Ey, ey! finde ich dich hier wieder, du dummes, träges, widerspenstiges Thier? rief er. Fort, zu Hause! Ich werde dich eines Bessern belehren, als mit deinem Geschrey feine und hochgeborne Ohren zu betäuben.“ Der Esel machte Miene, ihm Eins mit dem Fuße zu versetzen, doch ein tüchtiger Hieb von dem Knittel des Bauern brachte ihn bald zum Gehorsam. „Du hast immer zu wenig Prügel bekommen, rief der erzürnte Bauer; darum wagst du jezt, deinem Gebieter zu trotzen; allein mein Knittel wird dich wohl zu Raison bringen.“ Dieß Wort mahnte Fantastus an die Prinzessin Raisonable, und da er, unter jeder Gestalt, sich immer der Vergangenheit erinnern konnte, so seufzte er tief bey dem Andenken seiner verlornen Geliebten. Der Bauer hielt diesen Seufzer für eine gewöhnliche Eselsgrille, und so wurde seine Sehnsucht nach Raisonable dießmal mit Prügeln belohnt. Der Esel fand das Benehmen seines Herrn höchst ungerecht, doch während er durch einen Zwang, der bey weitem nicht so gelind war, als der, in dem die Prinzessin ihren Geliebten gehalten haben würde, zur Ergebung in den Willen Anderer gebracht wurde, fing er an nachzudenken. Ja, noch ehe der Esel das Haus des Bauern erreichte, war seine Eselshaut so mürbe und sein Wille so nachgiebig geworden, daß er es sich selbst ernstlich gelobte, daß nichts auf der Welt ihn von seiner Gebieterin trennen solle, wenn er je so glücklich wäre, sie wieder zu finden. Nur Schade, daß er erst in Eselsgestalt sich zu diesem guten Vorhaben entschloß. Nicht weniger wollte er durch stille Geduld die Gunst der Wesen, welche sein Schicksal und das der Raisonable leiteten, selbst wenn er, so wie hier, mißhandelt werde, verdienen. Daher ließ er sich auch willig die schwersten Bürden auflegen, arbeitete von Morgen bis Abend, und bekam doch oft Prügel, obgleich er nach und nach der frömmste und fleißigste Esel wurde.

Daß diese Belehrung Zeit erforderte, ist natürlich; es vergingen Jahre, ehe Fantastus der fromme, gehorsame Esel ward, den ich hier beschrieben habe.

Sein Herr war einer von jenen Menschen, die sich

nur durch ihre äußere Gestalt von den vierbeinigen Thieren unterscheiden lassen. Sein Gemüth war eben so starr, eben so roh, wie das seines Thieres; daher prügelte er den seinigen, obgleich er still und ruhig seine Pflichten erfüllte.

Eines Tages, als der Bauer dem Esel so viele Sachen aufgepackt hatte, daß es sich beynahe nicht von dem Flecke rühren konnte, wollte der harte Herr es jedoch durch entsetzliche Prügel in Trab bringen. Der Esel war nahe daran, zu unterliegen, jedoch versuchte er sein Schicksal nicht, strengte aber alle Kräfte an, um dem Herrn zu gehorchen. — „Unmensch!" rief dem Bauer eine Bettlerin zu, die am Wege saß, den Kopf so verhüllt, daß man nicht entdecken konnte, ob sie jung oder alt sey; der Bauer mußte das Letztere vermuthet haben, denn er schalt sie eine alte Hexe, die ihm es verwehren wollte, sein Thier so zu behandeln, wie es ihm beliebte. „Begreifst du denn nicht, versetzte die Bettlerin, daß du noch einfältiger als dein Thier bist, wenn du es zwingen willst, eine Unmöglichkeit auszuführen?"

„Ach!" dachte Fantastus, mit dergleichen Fragen hat meine Raisonable oft versucht, mich zur Vernunft zu führen. Wehe mir, ich hörte sie nicht, und doch besaß ich mehr Geist, als mein harter Herr; er wird gewiß meine Versprecherin auch nicht hören!" Er hatte Recht. Der Bauer schalt, ja er erhob sogar den Knittel gegen die Bettlerin. Der Esel wollte hinzueilen, um den Hieb von der armen Frau abzuwehren. In demselben Augenblick wurde er in einen Löwen verwandelt; er richtete den Kopf in die Höhe, schüttelte die furchtbaren Mähnen, und drohte, den Bauer anzufallen. Der Grausame ist gewöhnlich feig, daher entfloh auch der Bauer mit entsetzlichem Gebeul. Der Löwe ließ ihn fliehen; es war ihm genug, daß die Bettlerin unberührt davon kam, und er wollte mit seinem Morde dem Himmel seine Veredlung nicht danken. — Während dessen der Bauer ein Angstgeschrey ausstieß, ließ die Bettlerin ein lautes Geschrey der Freude vernehmen. Sie war die Prinzessin Raisonable, denn vor Angst über dem Löwen war es ihr entgangen, wo der Esel geblieben war, und nun überzeugten sie die grünen Blätter hinter den Ohren des Ersteren, daß dieser ihr geliebter Fantastus sey. Daß Fantastus, der noch vor Kurzem ein Esel gewesen, sie nicht sogleich erkennen konnte, ist sehr begreiflich; daß sie fürchtete, sich ihm zu erkennen zu geben, ist es eben so. Sie hatte leider zu viele Proben seines Leichtsinns und seiner Unbeständigkeit gehabt. Indessen sah sie es als ein gutes Zeichen an, daß die vor Kurzem verwelkenden bedornten Stiele aufs Neue grüne Blätter trugen, denn alsdann, das wußte sie wohl, blüheten auch die Rosen ihrer Wangen wieder, und der Gedanke erfreute sie, sich ihrem Geliebten, wenn sie sich ihm zu erkennen geben wollte, in der Glorie ihrer Anmuth darstellen zu können. Sie lockte den Löwen an sich, und mit so schmeichelnder Freundlichkeit, als er seinem Wesen beylegen konnte, nahete er seiner Wohlthäterin. Sie liebkosete ihn zärtlich, zog eine kleine Schnur aus dem Busen, wand sie um den Hals des Löwen, und das starke Thier ließ sich gern binden, und ging wie ein Lämmchen an ihrer Seite. Raisonable war so ganz außer sich vor Entzücken, daß sie sich entdeckt haben würde, hätte nicht Merline, die ihr auf ihrer freudenlosen, düstern Wanderung unsichtbar gefolgt war, und jetzt, doch ihr unsichtbar, vor sie hintrat, ihr zugeflüstert: „daß es klüger sey, sich noch nicht zu erkennen zu geben, damit er blos durch das Gefühl der Dankbarkeit die menschliche Gestalt wieder gewinnen möchte; denn wenn dieß Fantastus Herz erfülle, könne sie sich zuversichtlich auf ihn verlassen; dagegen wäre die Liebe immer nur eine Leidenschaft, und sie wisse ja nur zu gut, daß der gute Fantastus sich gar zu leicht von seinen Leidenschaften hinreißen lasse, die eben wegen ihrer Heftigkeit nur von kurzer Dauer seyen. Erst müsse geprüft werden, ob er ihren Geist oder blos ihre Schönheit liebe." — Die Prinzessin sah ein, daß ihre himmlische Begleiterin Recht habe, und Fantastus trug mithin die leichten Ketten seiner Raisonable, ohne es zu wissen.

So hatten sie eine gute Strecke zusammen gewandert, als man den Ruf einiger Jagdhörner vernahm, und fünf Jäger mit wildem Geschrey auf Raisonable zustürzten: Sie würden sie ohne Zweifel getödtet haben, wenn der Löwe nicht mit edler Tollkühnheit für seine Wohlthäterin gekämpft hätte. Sie ließ die Schnur fahren, und der Löwe stürzte sich auf die Feinde. Der Kampf war hartnäckig, allein das Feuer des Löwen erregte den Muth der Prinzessin, mit Besonnenheit wurde sie jeden Kunstgriff gewahr, mit dem die Jäger den Löwen berücken und ihn an sich ziehen wollten; ja es gab Augenblicke, während deren er zu wanken schien; da erhob Raisonable die Blicke gen Himmel und rief: „Orsi, stärke du ihn mit deiner Kraft, und vergönne, daß ich, der ich von dir abstamme, nicht von diesen Barbaren zernichtet werde!" Die Kraft des Löwen wurde durch ihre Gebete entflammt, denn es war ihm, als stünde Orsis an seiner Seite, lehre selbst ihn zu kämpfen, und reiche ihm des Siegers glänzende Krone. Die fünf Jäger wurden besiegt. „Wohl dir, daß du gewonnen!" klang es vom Himmel. Firlefamber auf dem himmelblauen Pferd, und Merline in ihrem Lilienwagen erschienen Beyde. Das zerlumpte Gewand der Prinzessin fiel ihr von den Schultern, und sie stand da, schöner, als sie Fantastus, der sie endlich wieder erkannte, jemals gesehen. Froh umarmte sie ihren theuern Löwen, und während dessen ihr Gesicht ihm nahete, berührten die Rosen ihrer Wangen die Stiele hinter seinen Ohren. Blumen und Blätter, ihren alten Platz verlassend, vereinten sich, wurzelten in der Erde und wurden der schönste Rosenbaum,

dem die himmlischen Wesen Unsterblichkeit verliehen, so lange Raisonable und ihr Geliebter einig waren, seiner zu pflegen.

Die Prinzessin war schöner als je, nun, da nichts Unnatürliches ihre reinen Züge entstellte. Ihr Löwe war in den heitersten, schönsten, feurigsten Jüngling verwandelt worden, der, vor seiner Geliebten niederknieend, flehte, daß sie doch um des Himmels willen das liebe, leichte Band wieder um ihn winden möchte, damit er nie mehr von ihr gerissen werde. — Die Fee Merline schenkte der Prinzessin ihren Lilienwagen, nachdem die fünf Jäger hinten an denselben gekettet waren, und versicherte sie, daß ihr Geliebter, selbst wenn er den Versuch machen sollte, ihre Schnur zu zerreißen, ihr immer wieder theuer werden würde, wenn sie in diesem Wagen zusammen führen. Firlefamber überließ dem Jüngling sein himmelblaues Pferd, indem er hinzufügte: daß es nur auf diesem Thier geschehen dürfe, wenn er höher als gewöhnlich hinaufsteigen möchte, dann würde er immer froh zu seiner Geliebten zurückkehren und ihr immer theurer werden.

Die Prinzessin und ihr Geliebter bestiegen den Wagen, und nie war Phantasos — in diesen lieblichen Namen hatten die beyden beglückenden Wesen den vorigen Fantastus verwandelt, welchen er nur so lange zu tragen bestimmt war, bis er die angebornen irdischen Makel abgestreift hatte — so hinreißend, nie war seine geliebte Prinzessin so voller Anmuth erschienen, als unter dem Lilienbogen, welchen der Wagen über ihnen bildete. Die beyden Geister begleiteten sie zu ihren Eltern. Der Sultan umarmte die Tochter und segnete ihre Verbindung mit dem geliebten Phantasos, dem Wohlthäter der Menschen. Zaide weinte die süßesten mütterlichen Thränen, und das ganze Land, die ganze Welt jauchzte, als Raisonable ihrem Phantasos die Hand zum ewigen Bunde hinreichte.

Xfg.

List eines Wahnsinnigen.

Vor Kurzem ereignete sich im Norden von England ein merkwürdiger Vorfall. Ein Mann, welcher allgemein als wahnsinnig erkannt worden, sollte auf Befehl der Beamten von Manchester in das Tollhaus zu Lankaster gebracht werden. Der Aufseher der Armenanstalt übernahm das kitzliche Geschäft: und da die Geisteskrankheit des Mannes ohne gefährliche Ausbrüche zu seyn pflegte, so entschloß sich der Aufseher, seinen Patienten ohne alle Gewaltthätigkeit nach dem Orte seiner Bestimmung zu bringen; und brachte ihn, unter dem Vorwande eine Lustfahrt mit ihm zu unternehmen, auch glücklich nach Lankaster. Inzwischen aber hatte der Wahnsinnige angefangen, über die wahre Absicht seines Führers Verdacht zu schöpfen und war auf seiner Hut. Als sie zu Lankaster angekommen waren, war es zu spät, um noch denselben Abend ins Hospital zu gehen, und die Reisenden begaben sich demnach in ein Wirthshaus, wo sie die Nacht über blieben. Wahrscheinlich brachte der Wahnsinnige dieselbe in stiller Schlaflosigkeit zu; denn schon bey Tagesanbruch eilte er zu der Ausführung seines Planes, den er in dieser Zwischenzeit entworfen haben mußte, und wodurch er nicht nur der ihm drohenden Gefangenschaft entging, sondern sich auch zugleich an seinem treulosen Führer rächte. Er stand nämlich leise auf, durchsuchte die Taschen seines Aufsehers und fand den amtlichen Befehl zu seiner Aufnahme ins Tollhaus, wie er es vermuthet hatte. Sogleich zog er sich an, steckte den Befehl in die Tasche und eilte ins Tollhaus, wo er den Direktor wecken ließ und ihm sagte, er habe einen Wahnsinnigen im Wirthshaus, den er gerne ohne Geräusch ins Hospital bringen möchte, und mit dem er daher im Laufe des Morgens, als wäre es für einen Spaziergang, in dasselbe kommen würde. Der Gouverneur möchte ihn dann in Empfang nehmen lassen. Es würde, sezte er hinzu, wohl fürs erste nothwendig seyn, ihn zu binden und ihm den Kopf zu rasiren, indem er wohl etwas wild werden dürfte; denn er habe es sich den ganzen Weg über fest in den Kopf gesezt, er selbst sey der Aufseher und habe ihn (den angeblichen Aufseher) als einen Wahnsinnigen ins Tollhaus zu bringen. Alles dieses schien sehr wahrscheinlich: der Gouverneur sah den Befehl, und da solcher natürlicher Weise keine Beschreibung enthielt, und der Wahnsinnige, dessen ganze Seele wahrscheinlich auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet war, sich zu benehmen wußte, so bewies jener nicht den geringsten Anstand, und traf sogleich die gehörigen Anstalten zur Aufnahme des neuen Gastes. Als der Wahnsinnige ins Wirthshaus zurückkam, weckte er seinen sorglosen Aufseher zum Frühstück, wobey er ihm sagte, er habe den Morgen schon einen langen Spaziergang gemacht. — „Wahrhaftig," erwiederte der andere, „das thut mir leid; ich hätte gern selbst mit euch ausgehen wollen." „Nun, das kann noch geschehen, ich bin gar nicht müde." Man befand sich bald auf dem Wege und ging, wie der Wahnsinnige es erwartet hatte, gerade auf's Tollhaus zu. „Welch ein schönes Haus!" rief dieser mit scheinbarer Verwunderung. — „Hättet ihr wohl Lust hineinzugehen?" „O ja, wenns erlaubt wäre." — „Kommt nur mit, ich will uns schon die Erlaubniß auswirken," rief der Führer, stolz auf seine vermeintliche List, und froh, daß es ihm so leicht würde, den armen Schelm ins Garn zu führen, und eilte schnell in den Hof, während der andere sich dicht an ihn hielt, und die Miene annahm, als dürfte er seinen Patienten nicht aus den Augen verlieren. Indessen hatte ihn der Gouverneur kommen sehen; und da er den Mann, der am Morgen da gewesen war, sogleich erkannte und natürlich vermuthete, daß sein Gefährte der Seelenkranke seyn müsse, so eilte er ihnen mit zwey Wärtern entgegen,

damit der Kranke nicht etwa schüchtern würde und davon liefe. Sobald der Aufseher des Gouverneurs ansichtig ward, machte er ein paar Kratzfüße, fühlte in die Tasche und sagte listig lächelnd: „hier bringe ich ihnen einen armen Mann, der —“ aber wie vom Donner gerührt stand er da, als er den Wahnsinnigen kalt hervortreten und dem Gouverneur den Befehl, den er eben in der eigenen Tasche suchte, mit den Worten übergeben sah: „das ist der Mann,“ und sich in demselben Augenblicke von vier Riesenarmen festgehalten fühlte. Verlegenheit, Erstaunen und Wuth folgten schnell aufeinander: er schwor, er sey der Aufseher und jener der Wahnsinnige — das hatte man aber ja gewußt, daß er das sagen würde — und als er nun zu schlagen, treten und beißen anfing, sah man sich mit Bedauern genöthigt, dem Rasenden die Arme zu fesseln, und um das Fieber zu vermindern, ihm den Kopf zu scheren. — Der Wahnsinnige fuhr inzwischen ruhig nach Manchester zurück, und sagte denjenigen, welche ihn nach seinem Führer fragten: „O der ist ganz verrückt, und ich habe ihn im Narrenhause zu Lankaster gelassen.“ — Als der Befehl des Stadtrathes zu seiner Loslassung dort ankam, war er beynahe wirklich wahnsinnig geworden und kam nach ein paar Tagen beschämt und mit verbundenem Kopfe nach Manchester zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mey, im Juli.

Die Grundsätze, nach welchen Staaten und Völker der aufstrebenden Jugend zu Hülfe kommen und ihr Gedeihen fördern, sind nie mehr besprochen und mannigfaltiger behandelt worden, als in den lezten zwanzig bis dreyßig Jahren. Die Art, wie die Erziehung in England, an mehreren Orten der Schweiz u. s. w. behandelt wird, hat eine Menge Ankläger und Vertheidiger gefunden, während die Methode der Franzosen, ihre Nachkommenschaft zu bilden, mehr oder weniger mit Stillschweigen übergangen, oder höchstens von den Anstalten der Hauptstadt geredet worden ist. Da Mey eines der Hauptbildungs-Institute des Landes besizt, so dürfte eine Uebersicht dessen, was hier in dieser Beziehung geleistet wird, einige Rücksicht selbst im Auslande verdienen. Das königliche Kolleg hier ist eine Vorbereitungsanstalt für diejenigen jungen Leute, welche sich einem der gelehrten Fächer oder der Artillerie weihen. Es ist in acht Klassen abgetheilt, welche jeder junge Mensch, der sich dem Staatsdienste weiht, regelmäßig von Stufe zu Stufe zu durchlaufen hat und nach deren Beendigung und abgelegtem Examen der Jurist u. s. w. das Studium seines Faches auf den dazu eigends errichteten Schulen beginnt, die aber, welche sich dem Genie-Wesen widmen, in die polytechnische Schule zu Paris übergehen. Die Schüler selbst theilen sich in solche, welche in dem Kolleg wohnen, essen u. s. w. (internes) und solche, die nur die Lehrstunden besuchen (externes). Was für die lezteren geschieht, hat blos Bezug auf ihren Fleiß und ihr sittliches Betragen innerhalb der Mauern des Kollegs: für die erstern aber wird auf eine Weise gesorgt, die eine nähere Zergliederung verdient. Es sind für dieselben fünf Aufseher bestimmt (maitres d'études), welche sie nie, als in den Stunden des Unterrichts verlassen. Die Schlafstätten sind große Säle, in denen je zwanzig bis dreyßig Betten stehen; Einfachheit, Reinlichkeit und Ordnung zeichnen diese Säle aus; in jedem Saal schläft ein Lehrer, der für Ruhe und Sittlichkeit sorgt; für die Aufsicht über Wäsche, Kleider u. s. w. sind eigene Bediente. Sämmtliche Schüler stehen nach fünf Uhr auf; um halb Sechs beginnt die Vorbereitungsstunde nach einem kurzen Gebete; zwischen sieben und acht wird jedem Zögling ein Stück Brod zum Frühstück gegeben und sie haben frey bis acht, wo die Lehrstunden beginnen und bis Mittag dauern. Nach dem Mittagessen haben sie frey bis Ein Uhr, wo Vorbereitungs- und Lehrstunden bis 7 Uhr Abends währen; nach einem einfachen Abendbrode wird gespielt und um neun Uhr zu Bette gegangen. Der Sonntag und Donnerstag sind, wenigstens die Nachmittage, zu Spaziergängen bestimmt. Wir haben dieselbe Ordnung und dieselbe Frugalität in Schweizer-Instituten schätzen gelernt und das System, das man hier in dieser Rücksicht befolgt, ist jenen Anstalten nachgeahmt, nur ist der Charakter des hiesigen Systems weniger gewissen Ausnahmen unterworfen, welche dort zu Mißbräuchen Veranlassung geben, und mehr militärisch zu nennen. Die Art des Unterrichts in den niedern Klassen verdient billig unsere vollkommenste Anerkennung, nur bedauerten wir, daß man mit dem Griechischen nicht so früh und nicht so ernst beginnt, wie mit dem Lateinischen. In den obern Klassen ist der Unterricht bey weitem nicht so zweckmäßig und vielseitig (im guten Sinne des Wortes), wie in vielen deutschen öffentlichen Anstalten dieser Art. Zwar sind in Mey eigene Lehrer für die Fächer der Philosophie, Literatur, Geschichte u. s. w. angestellt; zwar wird hier für die alten Sprachen viel gethan und eine gründliche Erklärung der klassischen Autoren gegeben; aber es ist doch noch mehr eine blos grammatische Erläuterung als eine in den Geist eindringende kritische; die Lichter, welche sich in neuerer Zeit über die Philosophie in Europa verbreiteten, sind nicht bis nach Mez durchgedrungen und was in den, nach der französischen Klassifikation der philosophischen Wissenschaften, zwey Theilen derselben, der Metaphysik und Moral, in der neuern Zeit selbst in Frankreich geleistet worden, ist hier noch zu unbeachtet geblieben: so, daß trockene Dialektik noch die Stelle der ins Leben und Handeln eingreifenden und auf diese wirkenden Wissenschaften vertritt. Literatur nennt man hier immer noch, was nichts ist als Poetik und Rhetorik; und diese Fächer als solche werden überdieß ohne Rücksicht auf die allgemeine Fortbildung der schönen Literatur Europa's betrieben: wenn alle möglichen poetischen und oratorischen Figuren erklärt und durch Beyspiele erhellt sind und wenn eine Uebersicht aller Dichtungsarten gegeben worden, so ist der Cursus der Literatur geschlossen. Der Unterricht in der Geschichte bezieht sich blos auf französische Geschichte, und es möchten nicht leicht junge Leute gefunden werden, die in Allem, was auf alte und ausländische Geschichte Bezug hat, so grenzenlos vernachlässigt sind, wie die französische Jugend. Von Geographie und neuern ausländischen Sprachen ist kaum die Rede. Es bleibt hauptsächlich die Mathematik, aber hier ist auch zu rühmen, daß vielleicht nirgends eine Anstalt ist, in welcher so viel dafür gethan wird, wie in dem hiesigen Kolleg. Die Lehrer in dieser Wissenschaft verdienen den Namen wahrhaft gelehrter Schulmänner: der Erfolg ihrer Bemühungen spricht besser für sie, als alles Lob. Die Leitung des Ganzen der Anstalt ist in den Händen dreyer Vorsteher, des Directeurs, als Oberaufsehers, des Censeurs, als Aufsehers über Alles, was auf die Studien Beziehung hat, und des Proviseurs, der über Moralität, Ordnung u. dgl. wacht. Diesen stehen einige Lehrer in jedem Fache zur Seite.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 18.

Intelligenz-Blatt.

1823.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslands wurde so eben versendet:

Ganymeda.
Fabeln,
Erzählungen und Romanzen
zu
Gedächtniß- und Rede-Uebungen der Jugend.
Gewählt und herausgegeben
von
A. F. E. Langbein.

Zwey Bände in Octav, auf dem besten englischen Druckpapier. Sauber gebeftet à 20 Gr. 1 Rthlr. 16 Gr.
Berlin, Druck und Verlag von Carl Fr. Amelang.

Der Zweck dieses nett gedruckten Buches ist, der Jugend und ihren Lehrern einen ansehnlichen Vorrath ausgezeichnet guter Poesie zur Deklamation anzubieten. Der erste Band enthält 62 Fabeln, 38 erzählende Gedichte, 19 Parabeln, 25 Balladen und Romanzen; der zweyte Band: 75 Fabeln, 23 Erzählungen, und 29 Balladen und Romanzen. — Der Inhalt derselben ist durchaus sittlich, und sie stammen insgesammt von berühmten Verfassern her, deren Schriften als Meisterwerke anerkannt sind. Der Herr Herausgeber selbst ist als Dichter bekannt genug, daß man seiner Auswahl vertrauen kann. Der Preis äußerst billig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Jugendfreuden in Liedern mit Melodien
und
einer Begleitung des Klaviers oder
Fortepiano
von
M. C. G. Hering.
1r und 2r Heft.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Eine Sammlung fröhlicher Lieder, in ihrem Inhalte wie in ihren gefälligen Melodien für das junge Gemüth ansprechend, wird Eltern und Erziehern gewiß sehr willkommen seyn. Der Verfasser hat bey diesen Gesängen sowohl auf die Jugend überhaupt, als auch auf jedes Geschlecht besonders Rücksicht genommen, und die Mannigfaltigkeit des Inhalts wird im jugendlichen Leben Veranlassung genug geben, Frohsinn zu wecken, zu beleben und zu erhöhen. Ueberdieß hat der Verfasser selbst über den Zweck und die Einrichtung dieser Liedersammlung in der Vorrede sich näher erklärt.

In der Palm'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen ist erschienen:

Dictionnary, a compleat english german, german english, oder vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Lexicon, herausgegeben von J. C. Fick, 2te sehr vermehrte Aufl. gr. 8. Schreibp. 9 fl. o Rthlr. Druckp. 7 fl. 30 kr. 5 Rthlr.

Kelber, J. G., der Kastengeist oder über die Ungebühr der Stände, gr. 8. 1 fl. 16 gr.

Pfaff, J. W., astrologisches Taschenbuch für das Jahr 1823. 8. 2 fl. 1 Rthlr. 8 gr.

Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten, 66 Bdchen, oder des baierischen Schulfreunds 16s Bdchen, herausgegeben von H. Stephani. 8. 1 fl. 16 gr.

Stephani, H., Beyträge zur Kenntniß der deutschen Sprache, 16 Bdchen. 8. 36 kr. 9 gr.

Wintler, J. L. Versuch einer bildenden Sprachbaulehre für Volksschulen, 1r Lehrgang. gr. 8. 45 kr. 12 gr.

Wörlein, J. W., die deutsche Volksschule mit Politik, Hierarchie und Barbarey im Kampfe, oder über die Hindernisse des deutschen Volksschulwesens besonders auf dem Lande. 8. 1 fl. 15 kr. 20 gr.

Subscriptions-Anzeige.
An Prediger und Religions-Schullehrer.

Ein Prediger, als theologischer Schriftsteller bereits bekannt, mit allen literarischen Hülfsmitteln und vielen Vorarbeiten versehen, beschäftiget sich mit der Bearbeitung eines Werkes unter dem Titel:

Handbuch der Definitionen aller in der Glaubens- und Sittenlehre vorkommenden Begriffe,

und bietet dasselbe seinen Amtsbrüdern und den Religions-Schullehrern auf Subscription, welche bis Ende Decbr. 1823 offen steht, an. Der bey der Bearbeitung verfolgte Plan ist: Alle, in der Dogmatik und theologischen (und philosophischen) Moral (das aus der Psychologie hierher Gehörige nicht ausgeschlossen) vorkommenden Begriffe werden, nach unsern besten Dogmatikern, Moralisten und Philosophen, in alphabetischer Ordnung und mit Nachweisung der Autorität vollständig, kurz und deutlich definirt, in ihren Unterordnungen dargestellt, für Religions-Schullehrer noch besonders biblisch und populär entwickelt, und in kurzen Anmerkungen die nothwendigen Nachweisungen gegeben.

Für einen ganz andern Zweck und nach einem sehr abweichenden Plane arbeiteten Meineke in seinem theologisch-encyklopädischen Handwörterbuche und Fuhrmann in seiner Moral in alphabetischer Ordnung; noch weniger collidiren die vielen homiletischen Repertoria.

Das ganze Werk, höchstens 2 bis 3 Alphabete stark, wird in 2 Bänden im Laufe des Jahres 1824 bey A. Wienbrack in Leipzig erscheinen, und man kann in jeder soliden Buchhandlung darauf subscribiren.

B., im August 1823.

M.

Würde und Hoffnung der protestantischen Kirche mit Rücksichtnahme auf die katholische Kirche von einem protestantischen Pfarrer im Unter-Mainkreise des Königreichs Baiern.

Ein Seitenstück zu Pfarrer Kastners Würde und Hoffnung der katholischen Kirche. 8. 1823. 18 gr., ist so eben in der Kesselringschen Hofbuchhandlung erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben.

Unter den Schriften, welche neuerlich zur Vertheidigung der protestantischen Kirche gegen die Angriffe katholischer Schriftsteller erschienen sind, nimmt die gegenwärtige eine bedeutende Stelle ein. Eine besondere Wichtigkeit erhält diese Abhandlung dadurch, daß sie als eine gediegene Widerlegung einer bekannten Schrift zu betrachten ist, welche das k. baierische Consistorium zu Baireuth für wichtig genug hielt, zum Gegenstand einer Synodal-Frage für das Jahr 1822 zu machen. Herr Consistorialrath Kaiser in Baireuth urtheilt über die Schrift: „Es sey mit Einsicht und auffassendem Blick das Moment der Aufgabe erwogen; das Ganze bewähre nicht nur eine Fülle gelehrter Kenntnisse, sondern einen edlen christl. Charakter und viele innere Haltung. Es sey daher sehr zu wünschen, daß dieses Buch so bekannt werde, als es verdiene, und insbesondere als ein ehrenwerthes Zeugniß, daß es der protestantischen Kirche in Baiern an tüchtigen Pfarrern nicht fehle, welche das jetzige Drohen und Herausfodern abzuwehren und zu bestehen wissen."

Bildniß
des verstorbenen
Dr. Eduard Jenner,
Erfinders der Schutzpocken,
gestochen von
W. Sharp, nach einem Gemälde von W. Hobday.
Länge 16½ Zoll; Breite 13¼ Zoll.
Probe-Abdrücke, 3 Pfund Sterling 3 Schillinge. — Gewöhnliche Abdrücke, 1 Pfund 11 Schillinge 6 Pence.

Der verstorbene Dr. Jenner wurde von seinen Zeitgenossen einstimmig für einen der größten Wohlthäter der Menschheit gehalten, und die Nachwelt wird ihm gewiß das Recht zu dieser Ehre nicht streitig machen. Der von ihm gestiftete Nutzen ist so groß, daß ihn nicht nur die Guten und Aufgeklärten seines Vaterlandes, sondern auch die Menschenfreunde aller Länder, wo seine unschätzbare Erfindung bekannt worden ist, verehren. Sein Ruhm ist auf kein Land, kein Zeitalter eingeschränkt, und wird sich bis auf die spätesten Nachkommen erhalten.

Wenige haben so viele Beweise von Dankbarkeit und Achtung erhalten, als Dr. Jenner. Die Belohnungen, welche ihm das Britische Parlament zuerkannte und welche sich zusammen auf 30,000 Pfund Sterling beliefen, daß gleichen die schätzbaren Anerkennungen seines Verdienstes, die er von öffentlichen großen Vereinen erhielt, beurkunden hinlänglich, was man in seinem Geburtslande von ihm hielt; aus dem übrigen Europa aber schickten ihm fast alle regierende Herren, fast alle Staaten, Ringe, Dosen und andre Geschenke, um den hohen Werth zu bezeugen, welchen sie auf seine unvergeßliche Entdeckung setzten.

Damit nun die in- und ausländischen Freunde dieses Wohlthäters der Menschen ein anständiges Denkmal von ihm besitzen mögen, wird Herr Sharp ein Portrait des Dr. Jenner sorgfältig in Kupfer stechen. Dieß wohlgetroffene Bildniß gehört dem Neffen des Verewigten, Herrn Eduard Davies zu: es wurde 1821 vom Herrn W. Hobday gemalt, und voriges Jahr in der Königlichen Akademie ausgestellt.

Auf diese Art wird man sich einen sehr ähnlichen Kupferstich von einem Manne verschaffen können, der nur lebte, um der Welt zu nutzen, und dessen Hintritt Alle beweinen, die wahren Herzens-Adel zu würdigen verstehen.

Dieses Blatt, welches man den Herren Subscribenten zu Ende des Jahres 1824 abzuliefern gedenkt, wird von derselben Größe und eben so gearbeitet seyn, wie das berühmte Portrait von John Hunter, welches auch H. Sharp nach einem Gemälde des Sir Josua Reynolds stach.

Der Werth, womit man das Bild selbst betrachten wird, dürfte noch dadurch erhöhet werden, daß Kunstliebhaber hier zuverlässig die letzte Arbeit von Herrn Sharp's beliebtem Grabstichel erhalten.

Diejenigen Herren Subscribenten, welche frühe Abdrücke zu erhalten wünschen, werden ersucht, ihre Namen an R. Ackermann, Repository of Arts, 101, Strand, London, oder an andre beliebige Kunst- und Buchhandlungen, baldigst einzusenden.

G. Schulze, Buchdrucker,
Poland Street.

Neue Musikalien, welche im Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig erschienen und in allen guten Musik- und Buchhandlungen zu haben sind.

Für Pianoforte:

Weber, Carl Maria von, Concert-Stück für das Pianoforte. (Larghetto affettuoso, Allegro passionato, Marcia e Rondo giojoso) mit Begleitung des Orchesters. 79. Werk. 3 Rthlr.

Klengel, A. A., 2e Concert pour Pianoforte avec Orchestre. O. 29. 3 Rthlr. 12 gr.

Häser, A. F., Ollapodrida pour Pianoforte, avec Flûte, Clarinette, Haulbois et Basson, ou avec 2 Violons, Viola et Violoncelle. 2 Rthlr. 8 gr.

Reissiger, G., Quintetto pour le Pianoforte, 2 Violons, Viola et Violoncelle. O. 20. 2 Rthlr. 8 gr.

Böhm, T., Potpourri sur des Melodies suisses, pour Flûte et Pianoforte. O. 5. 18 gr.

Klengel, A. A., Air suisse avec Variations pour Pianoforte et Violon (ou Clarinette). O. 3e. 20 gr.

— — — Sonate pour le Pianoforte. O. 9. 20 gr.

— — — Le Depart et le Retour, Romance et Rondo pour le Pianoforte. O. 30. 12 gr.

Moscheles, J., 3 Allegri di Bravura: La Forza, la Legerrezza et il Capriccio, calcolati pel la più grande difficolta del Pianoforte. 1 Rthlr. 8 gr.

Cramer, J. B., Introduction et Rondo pour Pianoforte. 14 gr.

— — — Introduction et Air anglais p. Pianoforte. 16 gr.

Knecker, A., Amusement pour le Pianoforte. 20 gr.

Gerke, A., Divertimento per il Pianoforte. O. 22. 12 gr.

Benedict, J., (Elève de C. M. de Weber.) Sonate pour Pianoforte. O. 2. 1 Rthlr.

Kalkbrenner, F., Polonoise pour le Pianoforte. O. 55. 20 gr.

— — — Rondo pastoral p. le Pianoforte. O. 59. 12 gr.

Reissiger, G., la Gaieté, Rondo brill. p. le Pianoforte. 12 gr.
Ries, F., Air militair avec Variations pour Pianoforte. O. 96. Nr. 3. 10 gr.
— — Air national av. Variat. à 4 mains pour Pianoforte. O. 100. Nr. 2. 16 gr.
— — Ballade ecossaise av. Var. p. Pianof. Nr. 5. 10 gr.
Schneider, F., Der Dessauer Marsch, als Ouverture zu 4 Händen für Pianoforte, 51. Werk. 18 gr.

Für Saiten- und Blase-Instrumente:

Spohr, L., Potpourri irlandais pour Violon avec Orchestre. O. 59. 1 Rthlr. 16 gr.
Crusell, B., Quatuor pour Clarinette, Violon, Viola et Violoncelle. O. 7. 1 Rthlr. 4 gr.
— — Quatuor pour Flûte, Violon, Viola et Violoncelle. O. 8. 1 Rthlr. 4 gr.
— — Divertimento per l'Oboe, con 2 Violini, Viola et Violoncello. O. 9. 1 Rthlr.
Keller, C., Concerto pour la Flûte avec Orchestre. O. 15. 1 Rthlr. 20 gr.
Kraft, Ant., Divertissements pour le Violoncelle avec Basse. 2 Rthlr. 8 gr.
Schneider, Fr., grandes Polonoises à grand Orchestre. O. 48. 1 Rthlr. 16 gr.
Wassermann, J. H., Duos faciles pour 2 Violons. 1 Rthlr. 12 gr.
— — Potpourri de Tancred de Rossini arrangé pour Violon, Flûte et Guitarre. 1 Rthlr.
Walch, Pièces d'Harmonie pour Musique militaire. 5ième Livr. 2 Rthlr. 20 gr.

Für Gesang, Guitarre und Orgel:

Liedertafel, oder Gesänge für 4 Männerstimmen ohne Begleitung. 4. Heft, enthält 6 Gesänge von Fr. Schneider und Wendt. 20 gr.
Sor, T., Tre Duetti italiani con Pianoforte. 20 gr.
Spohr, L., 16 einzelne Gesänge aus der Oper Faust mit teutschem und italien. Text.
Gräffer, A., gr. fantaisie pour la Guitarre seule. O. 15. 12 gr.
Herrmann, A. F., Zwischenspiele zu den gebräuchlichsten Chorälen nach dem Hillerschen Choralbuche, mit Rücksicht auf das Umbreitsche Choralbuch, nebst einer kurzen Anweisung zu Uebergängen aus einer Tonart in die andere. 1 Rthlr. 4 gr.
Portrait vom Kapellmeister J. N. Hummel. 12 gr.

In unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen für herabgesetzte Preise zu haben:

Cornelius Nepos, zum Gebrauch der ersten Anfänger, mit kurzen grammatischen und historischen Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuche versehen von A. Ch. Meinecke; 3te Auflage. 16 gr.
Das Wörterbuch apart 8 gr.
Der Satyren über das göttliche Volk 1ste und 2te Abthl. nebst den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborators und Hof-Criticus Dr. Peter Rüpel zu D***, von W Freyhr. v. Blomberg. gr. 8. 2te Aufl. Druckp. 2 Rthlr.
Dasselbe Schreibp 2 Rthlr. 16 gr.
Psychologische Untersuchungen über die Natur der menschlichen Erkenntnisse von Dr. J. K. W. Panisen. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.
Deutsche Gräser. Für Botaniker und Oekonomen getrocknet und herausgegeben von Dr. Aug. Weihe. 10te Sammlung von 25 Arten. Folio: 1 Rthlr.
Sammlung leichter Arien und Chöre mit Clavierbegleitung zum öffentlichen und häuslichen Gebrauch. Componirt von A. H. Pustkuchen. Drittes Heft der Gesangstücke. gr. Folio. 1 Rthlr. 8 gr.

Nächstens erscheint:

Böhm, Ch. W. v., nach seinem Wollen und Handeln. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. gr. 8.
Meusel, J. G. Das gelehrte Teutschland, fortgesetzt vom Professor Ersch. 19t Band. gr. 8.
Thucydides Geschichte des Peloponesischen Krieges; aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von Dr. J. D. Heilmann. Dritte von Druckfehlern gereinigte und mit des Verfassers Gedanken über die Schreibart des Thucydides vermehrte Auflage. Mit Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträgen von G. G. Bredow. 2 Theile.

Lemgo im Juni 1823.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Theologische Literatur.

In unserm Verlage sind jetzt erschienen:

Augusti (Dr. Johann Christian Wilhelm), Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie; mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Kirche. 6r Bd. gr. 8. 1823. 1 Rthlr. 18 gr.

Es enthalten die 3 ersten Bände dieses Werks unter besondern Titeln: die Feste der alten Christen. Für Religionslehrer und gebildete Leser aus allen christlichen Konfessionen, 1r, 2r, 3r Bd. 1817 - 1820. (Ladenpreis 5 Rthlr. 6 gr.) — der 4te, 5te, 6te Band: die heiligen Handlungen der Christen, archäologisch dargestellt 1r, 2r, 3r Bd. 1821—1823. (Ladenpreis 5 Rthlr. 6 gr.) Davon umfaßt der 1ste Band: die Einleitung in die Geschichte des christlichen Gottesdienstes; der 2te Band: Ueber Gebet und Gesang in der christlichen Kirche; der 3te Band: Ueber den gottesdienstlichen Gebrauch der heiligen Schrift in der christl. Kirche; oder von biblischen Lectionen, Homilien und Katechesen. Der zunächst erscheinende 7te Band wird enthalten: Taufe und Confirmation.

Leipzig im Juli 1823.

Dyk'sche Buchhandlung.

In Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

Magazin für christliche Prediger, herausgegeben vom Dr. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig. Ersten Bandes erstes Stück. gr. 8. 20 Sgr.

Das erste, bisher von dem Herrn Oberhofprediger und Kirchenrath Dr. Ammon redigirte, Magazin für christliche Prediger findet in dem Herrn Professor und Superintendenten Dr. Tzschirner in Leipzig wiederum einen Herausgeber, dessen längst anerkannter Ruf

jener bisher so geschätzten Zeitschrift eine fernere günstige Aufnahme sichert. Der Plan derselben bleibt, bis auf den Ausschluß der sonst darin erschienenen kurzen Kritiken, völlig unverändert, und über die Grundsätze, nach welchen der würdige, gelehrte Hr. Herausgeber diese Zeitschrift zu leiten gedenkt, hat er in dem anziehenden Aufsatze, der das erste Stück des ersten Bandes eröffnet (Die Verschiedenheit der dogmatischen Systeme, kein Hinderniß des Zweckes der Kirche), eben so lichtvolle, als treffende Andeutungen gegeben. Den Geist einer besonnenen, unbefangenen Forschung, und das ächte Streben, den großen Hauptzweck des Christenthums zu fördern, wird man gewiß in dieser Abhandlung des Hrn. Verf., wie in dessen übrigen, und in den Beyträgen seiner geschätzten Mitarbeiter (z. B. eines Röhr, Dolz, u. s. w.) mit Freude wahrnehmen, und man wird, wie wir überzeugt sind, dieses erste Stück nicht zur Seite legen, ohne die beste Erwartung für die Folge begründet zu sehen.

Jährlich erscheinen davon zwey Stücke, welche einen Band bilden. Hahn'sche Hof-Buchhandlung in Hannover.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vollständige

Wort- und Sachregister

zu

Friedrich Thiersch's griechischer Grammatik,

vorzüglich des Homerischen Dialekts, von M. Carl Ernst Richter, Conrector an der Schule zu Zwickau. Nebst einer Vorrede des Verfassers der Grammatik. 168 Seiten. gr. 8. 1823. Leipzig bey Gerhard Fleischer. Preis 12 Gr.

Ueberzeugt von der Unentbehrlichkeit eines solchen Hülfsmittels bey dem Gebrauche der so reichen und anerkannt trefflichen Grammatik des Herrn Prof. Thiersch, unterzog sich der Herausgeber der genannten Register der mühsamen Ausarbeitung derselben, in der Hoffnung, daß sie sowohl Schulmänner wie Schüler, welche sich dieses Handbuchs bedienen, als eine willkommene Zugabe zu demselben ansehen dürften, eine Hoffnung, die ihm durch die schmeichelhafte Anerkennung des Herrn Verfassers der Grammatik schon vor der Bekanntmachung zur Gewißheit werden mußte. Die Verlagshandlung hat nichts unterlassen, durch Papier, Druck und sorgfältige Correktur die Brauchbarkeit dieser Register zu erhöhen, und wünscht auch hierdurch den Beyfall der immer zahlreicher werdenden Freunde dieser Grammatik zu verdienen.

Bücher-Anzeige.

Bey uns ist jetzt fertig geworden, und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau. Herausgegeben von Friedrich Jakobs. Erste Sammlung. 8. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Die zahlreichen Freunde des Pfarrhauses in Mainau, das durch die in unserm Verlage erschienenen Feyerabende so bekannt geworden ist, erhalten hier aus demselben eine Sammlung von Erzählungen und Charakterstücken, die mit mannichfaltigen Betrachtungen und Lehren gemischt, aus den reichhaltigen Tagebüchern des alten Großvaters gezogen sind, in denen er die Ereignisse und Erfahrungen seines Lebens und seiner Reisen, zunächst für seine Kinder und dann für jeden Freund einer erheiternden und belehrenden Unterhaltung, niedergelegt hat. Diese Tagebücher des wackern Greises, der seit der Erscheinung des zweyten Theils des Feyerabende in die Ewigkeit gegangen ist, enthält noch zu einigen Sammlungen Stoff, der, wenn das Publikum an dieser ersten Wohlgefallen bezeigt, ihm nicht entzogen werden soll.

Leipzig im Juli 1823

Dyk'sche Buchhandlung.

So eben hat die Presse verlassen:

Dr. F. W. von Schubert (Prof. zu Greifswald) Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland in den Jahren 1817, 18 u. 20. Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Reise durch das südliche und östliche Schweden oder durch Schonen, Blekingen, Smaland, Östgothland, Södermannland nach Stockholm und Upsala. Mit 1 Kpfr. und 1 Karte. gr. 8. 2 Rthlr.

Der Subscriptionspreis zu 4 Rthlr. Sächs. für das ganze Werk in 3 Bänden bleibt noch bis zur Erscheinung des 3ten Bandes offen.

Leipzig am 15. May 1823.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien. Nach den Grundsätzen des Privat- und Völker-Rechts dargestellt vom Dr. B. W. Pfeiffer, Kurf. Hessischem Ober-Appellationsrathe. Hannover 1823, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XIV und 302 Seiten in Octav. (Preis 1 Rthlr. 16 Ggr.)

Veranlassung zu diesem Werke gab die bekanntlich von Napoleon geschehene Einziehung ausstehender Capitalien, die den von ihm verdrängten Landesfürsten oder eroberten fremden Staaten, ursprünglich eigenthümlich gehörten, und die jetzt so häufig streitig gewordene Frage über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der von den ursprünglichen Schuldnern an die Französischen Cassen geschehenen Zahlungen jener Capitalien. Mit strengster Unpartheylichkeit und genauer Berücksichtigung der privatrechtlichen und völkerrechtlichen Principien hat der Verf. den Begriff und die Wirkungen der Kriegseroberung überhaupt, sodann ihre Wirkungen in Beziehung auf ausstehende Capitalien, und endlich in specieller Berücksichtigung der solchergestalt in den Hessischen Landen geschehenen Einziehung derselben erörtert, und jene Frage von allen Seiten erwogen, auch mit Rücksicht auf die verschieden vorkommenden Umstände entschieden. Unbefangenheit in der Behandlung dieser Aufgabe, Gründlichkeit in deren Erörterung, und Scharfsinn in Erwägung der möglichen concurrirenden Umstände und in Entscheidung der Hauptfrage und Nebenfragen, zeichnen dieses Werk vor allen frühern, die über diesen Gegenstand abgefaßt sind, so vortheilhaft aus, daß es ohne Zweifel als ein wahrhaft classisches zu betrachten ist.

Nro. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. August 1823.

Arbeit und strebender Fleiß schützt zwar vor darbendem Mangel.
Aber zu frohem Genuß leiten nur Kühnheit und Geist.
Treshow Hanson.

Die Raupe und der Schmetterling.

Fabel.

Die Raupe saß an ihrem Blatt',
Und nagt' es kahl mit scharfem Zahne;
Denn nimmer rastend, nimmer satt
Erschien sie täglich auf dem Plane.
Das Feld war schmal, zwey Daumen breit
Und nach der Länge drey nur weit.
Sie kroch herum am scharfen Rande,
Dann oben, dann nach unten hin;
Doch fort aus ihrem engen Lande
Vermaß sich nicht ihr enger Sinn.

Und eines Tags, beym Sonnenscheine
Des vollen Sommers, naht im Flug',
Auf seinem heitern Wanderzug,
Ein Schmetterling; der sezt die Beine
Zu kurzer Rast auf's Blatt daher,
Wo die beschränkte Raupe hauset;
Und der behagt das Ungefähr,
Weil sie so lang schon einsam schmauset.

Gleich hebt sie zwanzig Fragen an:
Woher? Wohin? Und was gethan? —
Doch ist ihr nicht daran gelegen,
Was der Bescheid des Fremdlings sey;
Denn eilig strebt und allerwegen
Sie zu geblähter Schwätzerey.

Herr Sausin'sland! er kömmt von Ferne;
Die ganze Welt durchschwärmt er ja:
Vom Busche gehts zum Blumensterne,
Vom Gräschen auf zum Baume da.
So sprech' er: bey dem Flatterwesen
Was leuchtet Gründliches heraus?
Ein Bischen Honig wird gelesen,
Im Uebrigen ist's Windgesaus.
Solides müssen wir betreiben,
Die hübsch an Einer Sache bleiben;
Wir schaffen, wir, für Staat und Haus.
Zum Beyspiel: sag' uns, Vielgereister!
Was denn nun wißt ihr Wirbelgeister
Von einem Blatt, wie dieses hier? —
Ist's glätter, trockener und spröder?
Ist's flaumiger, ist's weicher, blöder?
Wie groß im Viereck sein Revier?
Hat's viele Zähnchen, starke Rippen?
Und ist es lang, ist's dick gestielt?
Wie läßt sein Fleisch und Saft sich nippen?
Wird's oft von frischem Thau bespült? —

Ja, ja, ihr Herren Dilettanten,
Da haperts arg mit eurer Kunst!

O! spricht der Schmetterling, mit Gunst,
Das ist ein Futter für Pedanten,
Und schwellt den Kopf mit eitel Dunst.

Er sagt's; — die kleinen Füße brannten:
Fort, fort, auf neue Wandrung fort,
Mit Naschens Lust von Ort zu Ort!

J. R. Wyß.

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Beschluß.)

Das Panyaren oder Stehlen von Personen, um eine, ungerechter Weise verweigerte, Bezahlung zu erzwingen, ist in Fantee gewöhnlich. Wenn ein Einwohner von Annamaboo einem von Tantum Geld schuldig ist, und die Schuld nicht bezahlen will, so bemächtigt er sich des ersten seiner Landsleute, dessen er habhaft werden kann, und behält ihn, bis seine Forderung berichtigt ist, welches oft schnell geschieht, indem des Gefangenen Familie den Schuldner zwingt zu bezahlen.

Branntweinen ist eine Art von Wetten, wobey zwey Personen, die über einen Gegenstand verschiedener Meinung sind, eine Quantität Branntwein gegen einander setzen, und die Entscheidung den Pinins überlassen. Ein Jeder läßt einige Fässer Branntwein in die Straße rollen, Faß gegen Faß, sechs bis acht auf einmal. Das Urtheil wird oft durch den Goldstaub verwirrt, den die Wettenden den Pinins zuwerfen; und da die Zuschauer es freuet, das Urtheil verschoben zu sehen, so zeigen sich die Schiedsrichter immer gefällig genug, die Entscheidung so lange hinzuhalten, bis die Hälfte des Branntweins ausgetrunken, und sie eine hübsche Summe unter sich zu vertheilen haben.

Ihre Art der Aufnahme von Europäern, die sich bey ihnen niederlassen wollen, ist nicht die angenehmste, obgleich sie wohlgemeint ist. Eine große Menge von Einwohnern versammelt sich am Strande, um den Gast gleich beym Aussteigen zu empfangen. Ist nun das Händeschütteln mit den vornehmsten Personen und das Fragen: Akio Brinny (wie gehts, weißer Mann? oder: es freut uns, dich zu sehen)! vorüber, so bewegt sich der Zug langsam der Stadt zu, während welchem sie ein beständiges Schießen unterhalten, und je näher dem Gesicht des Fremden die Flinte abgedrückt werden kann, desto größer dünkt ihnen die erwiesene Ehre, so daß, während er, von dem Knall einer Flinte betäubt, den Kopf schnell nach der einen Seite wendet, ihm einer seiner gastfreyen Freunde den Backenbart auf der andern versengt. In der Stadt weist man ihm ein Haus zu seiner künftigen Wohnung an, und die Weiber bringen ihm kleine Geschenke von Gemüse, Geflügel und Obst, wofür sie reichliche Gegengeschenke erwarten. Alsdann wird Branntwein, Pfeifen und Tabak unter dem Volke ausgetheilt, welches sich hierauf zerstreuet, außer Einige von den vornehmsten Männern, welche sich in Gruppen zusammenstellen, und über die wahrscheinlichen Vortheile, die ihnen der neue Gast gewähren dürfte, ihre Muthmaßungen anstellen.

Der Selbstmord wird so sehr verabscheuet, daß eine Familie es als das größte Unglück betrachtet, wenn ein Mitglied derselben ein solches Verbrechen begehet. Der älteste Sohn des John Adoo, eines reichen Annamaboer, erhing sich, worauf die vornehmsten Personen der Familie eine geraume Zeit in ihren Häusern sich verschlossen. Als sie wieder öffentlich erschienen, schien Schmerz und Scham sie zu bedecken, und man bemerkte, daß ihre Landsleute Sorge trugen, nie den Namen des Verstorbenen in ihrer Gegenwart zu nennen. Als ich fragte, warum er sich gehangen, antwortete man: Abuddam (er war wahnsinnig)!

Alle in Fantee gebornen Zwillinge heißen Attah, und deren Mütter werden ihrer Fruchtbarkeit wegen sehr geschätzt. In Bonny im Gegentheil werden die Mütter von Zwillingen mit Ziegen verglichen, und nicht selten mit den Kindern umgebracht.

Die Fantee's und Aschantee's können als eine Nation betrachtet werden, wovon die erstern längs des Seeufers und einige Meilen landeinwärts wohnen, und die letztern einen großen Landstrich nördlich von ihnen inne haben. Sie sind kohlschwarz, kräftig und wohlgebildet, und diejenigen, welche sich mit dem Schiffen und Rudern der Boote beschäftigen, können viele Strapazen erdulden, obgleich sie sich gern den Arbeit entschlagen, wie gut man sie auch dafür bezahlen mag; denn sie eilen, ihr Tagewerk am Mittag zu schließen, um sich waschen, ankleiden und den übrigen Theil des Tages mit ihren Nachbarn schwatzen zu können. Ihr Nationalzeichen besteht aus drey senkrechten Einschnitten auf den Schläfen und im Nacken. In dem Bau ihrer Wohnungen und Boote zeigen sie sich den übrigen afrikanischen Stämmen sehr überlegen; die erstern sind fest, und haben oft noch einen zweyten Stock über dem Erdgeschoß, und die leztern sind so gezimmert, daß sie nicht leicht umschlagen. — Die Weiber sind wohlgestaltet, und manche sogar schön, indem ihre Züge klein, ihre Glieder zierlich gerundet, ihre Hände und Füße klein und ihre Zähne durchaus weiß und eben sind. Der Putztisch eines solchen Frauenzimmers besteht aus einer Kürbisflasche, welche einen kleinen Spiegel, weiße Schminke, Zahnbürsten, eine Rinde von einem starken Moschusgeruch, Fett und Seife enthält. Auch haben sie meistens eine große messingene Schüssel, worin sie sich gewöhnlich zweymal des Tages vom Kopf bis zu den Füßen waschen. Oft bringen sie eine oder zwey Stunden mit Putzen zu, und die Vertheilung der Schminke, die Anordnung ihres Haars und der Gebrauch von Wohlgerüchen verrathen keine gemeine Geschicklichkeit. Wenn ein Mädchen mannbar geworden ist, so wird sie in ihren besten Staat gesteckt, mit allem der Familie und ihren Freunden angehörigen Golde geschmückt, und so von mehreren ihres Geschlechts durch die Stadt geführt, um dadurch den Männern bekannt zu machen, daß sie heirathsfähig ist. Indessen werden auch hier, wie in den meisten Gegenden von Afrika, die Weiber zum Säen, Ernten und Mahlen des Getreides, zum Holz- und Wassertragen, so wie zu allen häuslichen Arbeiten angehalten, indeß die

Männer vielleicht schwatzen, trinken oder schlafen, außer während der Häringzeit, wo man in allen Dörfern längs der Küste eine ungemeine Thätigkeit bemerkt. Ein ruhiges Meer, stille Luft und Schwärme von Häringen setzen jedes wasserfähige Canoe in Bewegung, und mit zwey oder drey Fischern in jedem fahren sie jenseits der Brandung hinaus, wo das Netz mit großer Geschicklichkeit geworfen wird. Dieß ist drey- oder viermal um den Arm des Auswerfers gewickelt, und hat unten in kleinen Entfernungen von einander Bleygewichte, um es auszubreiten und niederzuziehen. Nachdem er demselben eine schnelle kreisförmige Bewegung gegeben, wodurch das Bley in Strahlen, wie von dem Mittelpunkte eines Kreises, ausfliegt, und das Netz in seinem äußersten Umfang von dreyßig bis vierzig Fuß ausbreitet, schleudert er es von sich, und so wie es ins Wasser sinkt, schließt es alle Fische ein, die nicht haben entschlüpfen können. Wenn es den Boden erreicht hat, wird es mittelst einer Leine zusammengezogen und heraufgehoben, und die Fische werden in das Boot ausgeleert. Nachher werden dieselben entweder geräuchert oder an der Sonne getrocknet, und bilden, nebst Mais, die Hauptnahrung der Einwohner. Der Mais wird zwischen zwey Steinen, auf die in Nordafrika allgemein gebräuchliche Weise, klein gerieben, worauf man das Mehl etwas sauer werden läßt, und dann nach Belieben kocht oder bäckt, und auf beyde Arten ist es angenehm und schmackhaft. Die Eingebornen nennen es Kanky, und den europäischen Zwieback Panoo. — Die Töchter werden den Vätern abgekauft, und nach dem Range und Vermögen des Bräutigams sowol, als des Vaters, bezahlt. Der gewöhnliche Preis einer Gattin ist eine Unze Gold, ein Anker Branntwein oder Tuch, das eine Unze im Handel werth ist. — Die Kinder an der Seeküste bekommen Stücke von alten Canoen, womit sie außerhalb der Brandung rudern, und sich dann von einer Welle mit äußerster Geschwindigkeit wieder zurückwerfen lassen, wobey die Kunst vorzüglich darin besteht, daß diese jungen Seeleute ihren Sitz nicht verlieren; geschieht dieß aber, so müssen sie schwimmen, um ihrer Planke wieder habhaft zu werden, während ihre geschickteren Gespielen unter allgemeinem Beyfall der versammelten Zuschauer das Ufer erreichen. Auf diese Weise sieht man Kinder von sechs bis sieben Jahren spielen, wobey sie wie die Enten schwimmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mey, im Juli.

(Beschluß.)

Wir hatten nicht ohne Wehmuth bemerkt, daß die Jugend des Kollegs schon mehr, als der Jugend ziemt, mit dem Gift politischer Meynungen behaftet ist und sich unter sich in Parthenen theilt, deren verschiedene Tendenzen sie in der Karikatur darstellen und die uns ein Lächeln erregen würden, wenn die traurigen Folgen eines solchen Geistes nicht zu sichtbar wären. Neben dem Kolleg ist die praktische Artillerie-Schule zu nennen (Ecole d'Application). Diese seit langer Zeit bestehende und berühmte Anstalt zählt jezt über sechzig Zöglinge, welche aus der polytechnischen Schule in Paris gewählt und dort als die vorzüglichsten Schüler befunden, hieher gesendet werden und Lieutnantsrang haben. Sie wohnen sämmtlich in einem eigenen Gebäude und haben je zwey ein eigenes Zimmer. Ihre Lehrgegenstände umfassen alle Theile der angewandten Mathematik, in so fern sie Bezug auf Kriegswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes haben. Neben diesen wird im Planzeichnen, in der Behandlung des schweren Geschützes jeder Art und in Reiten, Schwimmen und Fechten Unterricht gegeben. Man nennt diese Schüler hier ehrenvoller Weise das gelehrte Korps. Es ist keinem Ausländer erlaubt, an dem Unterricht in der Ecole d'Application Theil zu nehmen, er müßte sich denn naturalisiren lassen und das Examen an der polytechnischen Schule zu Paris bestehen; dahingegen steht der Unterricht an dem Kolleg auch Fremden offen, welche ihre Befähigung darzuthun im Stande sind. — Die Art, wie in der Bürgerschulen verfahren wird, bietet nichts Bemerkenswerthes. — Die Vorzüglichkeit der öffentlichen Anstalten ist zu anerkannt und die Kosten sind im Vergleich mit denen an Privatanstalten zu unbedeutend, als daß hier Privat-Unterrichtsanstalten aufkommen könnten; auch haben wir von keinem solchen Institut für Knaben reden hören. Unter den weiblichen Erziehungs-Anstalten, deren hier mehrere sind, verdient die der Demoiselle François ehrenvoller Erwähnung. Wir haben in der Vorsteherin dieses Instituts eine ihrer geistigen und gesellschaftlichen Bildung wegen sehr schätzenswerthe Dame kennen gelernt, welche sich durch Reisen in Deutschland und Italien den engen Kreise enthob, auf den die gewöhnliche französische Erziehung und die Art des Unterrichtes beschränkt ist. Ihr schönes und edles Streben hat in jeder Beziehung den glücklichen Erfolg, den es verdient. — Bey der großen Menge von Israeliten, welche hier wohnen, ist es sehr zu verwundern, daß für den Unterricht ihrer Jugend so wenig, oder vielmehr gar nichts gethan wird: die Folgen dieser Vernachlässigung des ärmern Theils dieser Nation sind auch höchst sichtbar und fühlbar. Man tritt nicht ohne eine Art von Schauder in den Theil der Stadt, welchen sie bewohnt; Schmutz und Unreinlichkeit bezeichnet schon das Aeußere am Kay der Juden hinauf. — Oeffentliche Spaziergänge sind vielfach in der Stadt und an den Wällen angebracht; die besuchtesten sind der Jardin d'Amour während der Messe und an den Theaterabenden, und die Esplanade, eine der schönsten Anlagen, die man sehen kann: die freye Luft von allen Seiten her, die zierlichen Gärten in der Mitte der Anlagen, wo die schönsten und seltensten Blumen nach der Jahrszeit wechselnd blühen, verblühen und jüngere Schwestern an ihre Stellen treten lassen; das schöne Landschaftsgemälde, im Hintergrunde von Bergen umfangen, an deren Abhängen heitere Villen und freundliche Dörfer in das grüne Bassin des breiten Thales schauen, in dem der Seille und Mosel blumengeschmückte Ufer widerstrahlen; der Schatten der Alleen, der Duft der Blüthen, die Menge fröhlicher Kinder, die jeden Abend hier spielen, und die Heiterkeit der hier und dort in Gruppen sich sammelnden Bekannten und Bekanntinnen — das Alles macht einen Abend auf der Esplanade zu einem Genuß, den Jeder nach Gefallen würzen kann, denn die Ingredienzien dazu sind reichlich vorhanden. Wer einen Spaziergang auf das Land vorzieht, dem bieten sich als Zielpunkte seiner Wanderung in der Umgegend von Mey neun reizende Dörfer dar, zu denen er an schönen Villen vorbey, durch heitere Gärten, kleine Wäldchen. — Alles jezt, besonders an Festtagen, vielfach belebt — gelangt und überall dem Freisum, einer freundlichen Aufnehmenheit und seinem schönen Sitte voll Anmuth und Einfachheit begegnet. Wir haben unter diesen Dörfchen stets St. Julien seiner reizenden Lage auf

einer Anhöhe wegen vorgezogen. — Unter den Kirchen ist die Kathedrale die anziehendste. Die Freunde der alten Baukunst werden trotz des, im Vergleich mit dem Kölner und Straßburger nur unbedeutenden Thurmes und des neuerer Zeit angebauten unpassenden Portals die großen schönen Verhältnisse des Innern dieses Tempels nicht verkennen. Die großen Glasgemälde in der lezten Kapelle rechter Hand gehören zu den schönsten, die wir gesehen haben. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ist nur das Gouvernementshaus zu nennen, das in einem einfachen Styl massiv aufgeführt ist und eine sehr schöne Lage hat. Der bischöfliche Pallast ist leider unvollendet; das, was sich von dem Plane aus dem, was ausgeführt ist, errathen läßt, zeugt von einem geschickten und geschmackvollen Baumeister. — Das Theater ist von Außen ganz unansehnlich und man würde es eher für ein Heumagazin als für einen Aufenthalt der schönen Künste halten. Das Innere ist geräumig, geschmackvoll und reich verziert: aber der Baumeister ließ sich große Fehler zu Schulden kommen: die Kuppel ist nicht gewölbt genug, die erste Gallerie springt zu sehr hervor; die beyden Seiten derselben und mehrere Logen sind so verfehlt gebaut, daß man nur stehend sehen kann, was auf der Bühne vorgeht; im Hintergrunde des Parterres verhallt der Ton zu sehr, und die Logen unter der ersten Gallerie (Baignoir's genannt) sind so tief und düster, daß sie eher Räuberhölen ähnlich sehen als dem Aufenthalt des schönen Geschlechtes, daher sie auch nur derjenige Theil desselben besucht, der nicht Zeit, oder Lust oder Mittel hat, gehörig Toilette zu machen. Es ist auf der hiesigen wie auf vielen Bühnen der Departementsstädte hergebracht, daß alle drey Monate Oper, Lustspiel und Trauerspiel wechseln. Keine der Gesellschaften, welche abwechselnd hier spielen, leistet etwas Ausgezeichnetes, wenn man kleinere Lustspiele und Operetten, besonders die der grotesken Gattung, und Vaudeville's ausnimmt. Das Trauerspiel ist nur eine Parodie der wahren Tragödie und man lacht mehr als man weint; das feinere Lustspiel (Sitten- und Charaktergemälde) ist bekanntlich eine noch schwerere Aufgabe für den Schauspieler, als die Tragödie: auch hat das Publikum hier wenig Sinn für diese Art der Komödie, und beklatscht blos den derben Witz, das Groteske und stark Aufgetragene. Größere Opern werden nur selten gegeben und man thut sehr wohl daran. Wir hörten Mozarts Figaro aufführen: die Geduld ist kaum auf eine höhere Probe zu stellen; für den Geist dieses Meisters hat man hier kein Maaß, auch sahen wir das Haus nie leerer. Und dennoch beurtheilt man nach solchen Aufführungen hernach in dem hiesigen Publikum den Werth des unsterblichen Komponisten! Die Ballette, mit denen wir bis jezt heimgesucht worden sind, wollen zwar nicht viel sagen, aber man sieht, daß die Gesellschaft ihr Möglichstes thut, um das Publikum zu befriedigen. Man sieht daraus, was alles von solchen Provinzialgesellschaften gefordert wird; eine sogenannte erste Sängerin muß sich zu allen Singpartien hergeben, welche ihr aufgebürdet werden und obendrein noch im Ballet tanzen. Dabey ist das Publikum unbarmherzig streng selbst gegen seine Lieblinge auf der Bühne; eine falsch ausgesprochene Silbe bringt das ganze Haus in Aufruhr. Unter den neuern Opern, die wir hier sahen, hatte der Solitaire den größten Erfolg, den man jedoch nicht der Musik, die eine geistlose Kopie des Rossinischen Styls ist, zuschreiben darf, sondern dem Talent der Dem. Rosine Rose (Marie) und der Mad. Jouard (Elodie), so wie des Hrn. André (Charlot), deren Zusammenwirken dem Ganzen viel Interesse gibt.

D. A.

München, Ende Juli.

Unsere Messe, die Jakobidult genannt, die sich auf dieses Jahr zwischen dem Sarjs- und Schwabingerthor ausbreitete, macht wieder unsere Boulevards ungemein lebhaft. Der Schaubarkeiten gibt es sehr viele, als da sind: Kunstreiter, Seiltänzer, Schwimmer ꝛc., Riesen, Zwerge und andre Abnormitäten der Natur; unter den Bestien verdient ein vierjähriger Elephant Beachtung, der viele Gelehrigkeit zeigt, auch eines der Wachskabinete zeichnet sich durch Aehnlichkeit der Figuren mit den Originalen, und durch Richtigkeit und Reichthum der Kostüme aus. Wer Bildungen dieser Art liebt, und in wem der Schein des Lebens am Todten nicht die unheimliche Empfindung hervorbringt, die uns beym Anschauen von Leichnamen beschleicht, der wird zufrieden den Saal verlassen.

Unsre Bühnen haben seit meinem lezten Berichte nichts Neues geliefert. Nebst einigen andern Anfängern trat im Hoftheater Mlle. Spitzeder, Schwester unserer geachteten Fries, als Fidelio auf, und soll sich als talentvoll im Spiel, und bildungsfähig im Gesang gezeigt haben. Referent war durch Abwesenheit gehindert, diesen Versuchen beyzuwohnen. — Es drängt mich, bey dieser Gelegenheit, jedoch im Allgemeinen und ohne alle Beziehung ein Wort zu sprechen über die Sucht, sich dem Theater zu widmen, welche unter unsern jungen Leuten endemisch zu werden anfängt. Es scheinen Viele die Bühne für eine Versorgungsanstalt anzusehen, in welcher man, etwa in Ermanglung eines anderen, sein Unterkommen finden kann. Ist das Töchterlein oder der junge Mensch einigemal im Gesellschaftstheater aufgetreten und von Vettern und Muhmen beklatscht worden, so ist ihm auch sein Beruf zur Kunst klar. „Was Mad. X oder Hr. Y leistet," heißt es, „werd' ich wohl auch fertig bringen, und wie wird Mad. X und Hr. Y nicht bezahlt, gefeyert und gerühmt!" Die jungen Leute haben nicht Unrecht; die Fähigkeit, eine Rolle zu spielen, wie wir sie gewöhnlich spielen sehen, liegt in den meisten Menschen, sie braucht nur geweckt und ausgebildet zu werden. Nun ist aber das Publikum mit dem Alltäglichen zufrieden, ja es rühmt und erhebt dasselbe nicht selten. Wir sehen ergraute Theaterbesucher über die gewöhnliche Darstellung eines Stückes in Entzücken gerathen, uneingedenk einer frühern Periode, wo sie dieses Stück ungleich besser darstellen sahen, weil man damals nicht gelungene Theile, sondern ein vollendetes Ganzes bot. Die Extase des Zuschauers mag übrigens die Stimmung des Augenblicks entschuldigen, was soll man aber denken, wenn Kunstrichter, und mitunter namhafte, das ganz Gewöhnliche als Außerordentliches anpreisen! — Die nothwendige Folge dieser Ueberschätzung des Alltäglichen ist der zunehmende Hochmuth mancher jungen Schauspieler, gerade der nicht vorzüglichen. Sie bilden sich ein, was Wunder für wichtige und unentbehrliche Leute sie wären, und wie sie höher stünden als diejenigen, deren Worte sie auswendig lernen. — „Ich bin Künstler," — sagt der junge Mensch, der ein paarmal hervorgerufen und in den Journalen gelobt wurde, und man läßt ihm's hingehen, während es z. B. einen namhaften Schriftsteller mit zweyfacher Doktorwürde sehr übel vermerkt würde, wenn er sich selbst einen Gelehrten nennte. „Die Kritik gegen Anfänger sey gelinde und schmeichelnd," ermahnte Lessing vor funfzig Jahren. In unsern Tagen würde er wahrscheinlich sprechen: sie sey scharf und positiv. An dem sichtbaren Verfall unsers deutschen Theaters haben die Rezensenten keinen geringen Antheil. Ich kenne Schauspieler, die nur darum Stümper geblieben sind, weil die Journale sie zu Meistern avancirt hatten. — Wir sind weit entfernt, das Verdienst des Darstellers schmälern zu wollen. Achtung, Ehre und Auszeichnung dem wirklichen Künstler — und wir können uns rühmen, deren zu besitzen — dem gewöhnlichen Rollenspieler aber — Duldung und Mitleiden! (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Nr. 65.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. August 1823.

Ueber das Fugger'sche Kunstdenkmal im Garten des Banquier von Schäzler zu Augsburg.

Das glorwürdige und wohlthätige Andenken der reichen Fugger in Augsburg, einst Deutschland's Medici, feyert noch die Gegenwart in so vielen von ihnen hinterlassenen Denkmalen. Auch jenes treffliche Gußwerk, welches vor Kurzem in dem großen Garten des Freyherrn von Schäzler aufgerichtet wurde, hat ihre Kunstliebe hervorgerufen.

Hanns, Graf Fugger von Kirchheim, der Stifter dieser Linie, und der gütigste Mäcen der Gelehrten und Künstler seiner Zeit, ließ im Hofe vor seinem herrlichen Schlosse einen prächtigen Springbrunnen setzen; in der Mitte desselben prangte glänzend ein hohes Fußgestell von geschliffenem rothen Marmor, geziert mit goldenen Inschriften und vier metallenen Larvatiden, darauf ruhten drey kolossale Gestalten, eine Gruppe bildend. *) Die berühmten Bildhauer, Hubert Gerhard und Carlo Pallago **) zeichneten und formten dieselben; ***) gegossen wurden sie aber von dem kunstfertigen Italiener, Pietro di Neve, und dem fleißigen Niederländer, Cornell Anton Mann, im Jahre 1585.

Dieses Kunstwerk entfernt sich von dem strengen Styl der Antike, und trägt ganz den Typus der Bildner-Meister seiner Zeit. Die Bildhauer des 14ten, 15ten und auch noch des 16ten Jahrhunderts, wohl überzeugt von den großen Vorzügen der antiken Sculptur, übten sich ihr dennoch nicht kuechtisch nach; sie wurden lieber Schöpfer als Nachahmer, und darum spricht sich in allen ihren Werken ein selbstständiger, eigenthümlicher Charakter aus: anmuthige Einfalt oder frommer Ernst, Wahrheit und ausgezeichneter Fleiß sind das Gepräge desselben.

Auch dieses schöne Bildwerk gehört zu den vorzüglichen Kunstarbeiten des 16ten Jahrhunderts, und die kühnen mächtigen Gestalten geben der Gegenwart und Zukunft das schönste Zeugniß von dem hohen Werthe jener Zeit, welcher sie ihr herrliches Daseyn zu verdanken hatten.

Herr Paul von Stetten, der Jüngere, hielt die Bildnisse dieses Denkmals für Jupiter, Juno und Ganymed, *) ohne sich hierüber weiter auszusprechen; und dafür wurden sie auch bis jezt von Gelehrten und Ungelehrten anerkannt. Ich vermag dieser Meynung nicht beyzustimmen; oft und lange habe ich diese Gruppe betrachtet, aber schon bey dem ersten Anschauen wurde jene sonderbare Idee durch eine ganz gewöhnliche und natürliche Vorstellung verdrängt. — Nein, das sind nicht Zeus und Here's hohe Göttergestalten, und dieser schalkhafte Knabe kann unmöglich zu dem holden Jüngling Ganymed gedichtet werden. Kein Künstler der Griechen und Römer hatte es jemals gewagt, Kronion und Saturnia in liebender Umarmung zu bilden; sie dachten sich selbe ganz rein, hehr und göttlich, unfähig jeder Darstellung. Den überzeugendsten Beweis hievon gibt die Mythe der unglücklichen Semele.

Ich glaube diese Gebilde deuten allegorisch die Vereinigung der weiblichen Schönheit mit der männlichen Stärke, dargestellt durch die reizende Göttin der Liebe, und durch Mars, das Prototyp der Mannes-Kraft; der Knabe, welcher in der rechten Hand eine reife Traube hält, und mit der linken den Liebenden die volle Schale glühenden Weines bietet, ist vielleicht Cupido selbst, oder einer der lieblichen Genien aus Cypris fröhlichem Gefolge.

*) Ward vollendet 1590.

**) Beyde Künstler waren im Dienste Herzogs Wilhelm des V. von Baiern. Hubert Gerhard vom Jahre 1586 — 1595. Er formte zu München die herrliche Statue St. Michaels an der Kirche gleiches Namens nach Peter Candito's Zeichnung, und in Augsburg hat er auch die metallenen Statuen an dem Augustus-Brunnen geformt.

Siehe Westenrieders Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie ꝛc. 3ter Band, dann Felix Lipowsky's: Baierisches Künstler-Lexicon. I und II Theil.

***) 1584.

*) Sieh dessen Kunst- und Gewerbsgeschichte der Reichsstadt Augsburg. 2ter Theil, Seite 276 und 277.

Vermuthlich hat Herrn Paul von Stetten und Andere das Diadem, womit die weibliche Figur geschmückt ist, irregeleitet. Doch nicht allein Zeus Gattin, die allgewaltige Here, auch Aphrodite, Artemis, Demeter und andere Göttinnen findet man öfter in den Statuen, Basreliefs und Gemmen der Alten mit dem Diadem abgebildet.

Bin ich gleich der Erste, der in Hinsicht der Deutung der geschichtlichen Darstellung dieses Kunstwerkes abweicht, so will ich deßhalb meine geäußerte Meynung Niemanden als unfehlbar aufdringen; ich schließe mich gern jeder gründlichern Ansicht an.

Herr von Schäzler hat dieses Fugger'sche Monument durch Ankauf an sich gebracht; Er ließ dafür den geeignetsten Plaz in seinem Garten auserwählen, und dieses ist nun nicht nur eine der vorzüglichsten Zierden desselben, sondern auch eines der merkwürdigsten Kunstdenkmale Augusta's. J. A. Adam.

Ueber die Paulskirche von Rom.

Als im vierten Jahrhundert die christliche Religion in Rom über den Paganismus triumphirte, wurden beym Verfall der Civilarchitektur, bey der Eilfertigkeit, womit man mehrere christliche Basiliken zugleich aufführte, und bey dem Eifer, die heidnischen Tempel zu zerstören, antike Säulen, aber weder von gleicher Größe, noch von einem antiken Monumente, sondern von verschiedenen alten Gebäuden zu einer und derselben Kirche genommen, wie wir denn dieß häufig antreffen. Somit verdanken wir dem Christenthum die Erhaltung einzelner antiker Baustücke und auch ganzer Gebäude, z. B. des herrlichen Pantheons.

Die Paulskirche von Rom, gegenwärtig durch Brand zerstört, war die schönste und merkwürdigste christliche Basilica; ihr Inneres, was das Langhaus betrift, stellte zugleich ein Beyspiel von den großen fünfschiffigen profanen Basiliken der Römer auf. Sie wurde von 386 bis 395 erbauet; 1070 erhielt sie ihre mittlere bronzene Thüre, 1285 das von dem berühmten Baumeister Arnolph Lapo im deutschen Styl gemachte Tabernakel. Cavallini sezte im 14ten Jahrhundert die Säulen im Querschiff, und Canevari führte von 1592 bis 1600 die im verdorbenen italischen Styl gezeichnete Façade und einige Capellen auf. Vier Reihen corinthischer Säulen, theils cannelirt, theils glatt, deren Schaft aus einem Block bestand, waren in dem Langhause aufgestellet: in jeder Reihe standen zwanzig. Die in den zwey mittlern Reihen waren 31 Fuß 9 Zoll bis 32 Fuß 4 Zoll 9 Linien hoch, und die Höhe der glatten Säulen in den zwey übrigen Reihen betrug 27 Fuß Pariser Maaß. Viele davon sind, wie man behauptet, von dem Grabmahl Hadrians genommen. Diese auf drey Durchmesser Abstand gestellten Säulen waren mit halbkreisförmigen Bögen überwölbt, auf denen sich die hohen Wände der Schiffe erhoben. Das Hauptschiff hatte bis zu dem sichtbaren Dachsparrwerke eine Höhe von 93 Fuß 10 Zoll. Die Länge dieser Kirche beträgt 391 Fuß 5 Zoll, und die innere Breite 200 Fuß. Sie bedeckt einen Flächenraum von 64,000 Pariser Quadratschuh, der sich zu dem der Peterskirche wie 1 : 3,170 verhält. Das Pflaster im Langhause bestand aus unregelmäßigen Steinplatten, ehemals aber wahrscheinlich aus Mosaik, wovon noch jezt ein Theil des Fußbodens im Querschiff zusammengesezt war. Die Bögen sowohl als die hohen Wände der Schiffe waren mit Ornamenten und biblischen Darstellungen auf Kosten der Placidia, Mutter des Kaisers Theodosius bemalt. Der einfache Plan des Innern dieses Tempels, die abwechselnden Perspective in seinen Säulenhallen, waren von außerordentlicher Wirkung, und wiewohl diese Kirche keine Decke hatte, indem man das Dachsparrwerk gleich vom Boden aus übersah, so entstand doch hiedurch dem Beschauer kein nachtheiliger Eindruck.

Diese Construction ist ohne Zweifel eine Nachahmung der antiken römischen Basiliken; sie erklärt es auch, wie diese Gebäude bey den verschiedenen Bränden von Rom ein Raub der Flammen wurden. Hätten die Römer die Dachconstruction von Eisen gekannt, die, in Bogenhängwerken angebracht, nicht viel mehr als das Doppelte der hölzernen Dachstühle kosten, deren manche Baumeister sich bey großer Breite der Gebäude bedienten und noch bedienen, und die sie mit Kupfer decken, so würden sie solche ohne Zweifel bey ihren Basiliken angewendet haben, und die ersten christlichen Basiliken Roms wären auch mit solchen antiken eisernen Dachstühlen belegt worden: somit bestünde die Paulskirche noch jezt in ihrer Pracht.

Die genauen Abbildungen und die umständliche Beschreibung davon findet man in dem ersten und zweyten Bande von Wiebekings theoretisch praktischer bürgerlicher Baukunde. Auch erscheinen in den „Denkmalen der christlichen Religion oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert, aufgenommen und herausgegeben von J. G. Gutensohn, und J. M. Knapp, Architekten," wovon mit nächstem das erste Heft ausgegeben wird, sieben bis acht schon längst mit der größten Genauigkeit aufgenommene Darstellungen dieses herrlichen Bauwerks.

Wg.

Neue Kupferstiche.

A tous les cœurs bien nés, que la patrie est chère! d'après Delassus, par Piringer. Gr. Fol. 11 fl.

Ein blinder französischer Krieger, mit dem Ehrenkreuze geschmückt, wird von einem jungen Mädchen (viel-

leicht seine Tochterr oder Enkelin?) geführt, und bettelt jezt an der Heerstraße, aber so, wie der pauvre honteux beym York. Sein Anblick fordert das Mitleid auf, wenn auch das flehende Wort auf der Lippe verschwebt. Die jugendliche Führerin zeigt auf einen Stein, der die bedeutsame Inschrift hat: Limite de la France, und man sieht in geringer Entfernung den Fluß, der nun die Grenze bezeichnet, welche sonst weiter reichte. Traurige Erinnerungen scheinen in der Brust des benarbten Kriegers aufzusteigen. Es ist merkwürdig, wie der französische Geist sich in der lezten Zeit von der früheren frivolen Spottsucht, die sich meist in Karikaturen und Epigrammen kund gab, zur tragischen Ironie gewendet hat, was unstreitig auf eine Veränderung im Charakter der Nation hindeutet. Delaffus eifert seinem Landsmann H. Vernet rühmlich nach. Alles ist gedacht und gefühlt. Nur in der Zeichnung und in der malerischen Behandlung muß er jenem noch den Vorrang lassen. Pirlinger scheint geübter in der Landschaft als in Figuren, wozu seine Behandlung der Aquatinta weniger paßt. Er weiß nicht, die schöne Mannichfaltigkeit harmonischer Töne hervorzubringen, die man in den Blättern von Jazet findet. Uebrigens hat dieses Blatt doch sein Verdienst und zumal ist ihm der Effekt nicht abzusprechen.

Susanna and the aldars, nach F. Mola, gest. von Jenkins. Fol. 8 fl. 15 kr.

Es gibt rührende biblische Geschichten, welche in der Darstellung des Künstlers fast immer frivol und unerbaulich erscheinen. Wir rechnen dahin die Susanna, Loth mit seinen Töchtern, Sara, die dem Abraham ein junges Mädchen zuführt, nebst vielen andern. So z. B. wird, beym Anblicke einer Susanna, das: turpe senilis amor, doch immer unser Gefühl seyn, und auch das vorherrschende bleiben. Die alten Meister bedienten sich bey solcher Gelegenheit häufig der komischen Motive, und in der That können dergleichen Gegenstände nur dadurch für die Kunst gerettet werden. Peter Franz Mola gehört zu den Künstlern, in denen eine schöne Anlage zur vollkommenen Entwicklung gedieh. Was Talent und Studium erreichen können, das wurde ihm zu Theil. Seine Compositionen sind nicht das Produkt der Begeisterung, wohl aber einer tiefen Ueberlegung. Er ist immer edel, aber von ihrem schönen Kolorit entkleidet, erinnern seine Gruppen nicht selten an die Sculptur, und bisweilen weiß er die Handlung nur anzudeuten, nicht aber den Moment dramatisch zu gestalten, auch begnügt er sich gewöhnlich mit der historischen Bedeutung selbst da, wo ihm die höhere schon mit dem Stoffe gegeben war. Als Kolorist verliert er nothwendig im Kupferstich, doch bleibt noch die großstilisirte Zeichnung, die wohl überdachte Anordnung und das ausdrucksvolle Gepräge der Köpfe, besonders der männlichen. Da wenig Bedeutendes nach diesem Meister gestochen worden, so wird das vorliegende Blatt, auch in dieser Hinsicht, den Sammlern willkommen seyn.

Pitture di Fra Giovanni Angelico de Fiesole. Gez. und gest. von G. B. Nocchi. Sehr gr. Folio. 1ster Heft. 3 fl. 30 kr.

Das beträchtlichste Werk des Dominikanermönchs Joh. Angelico von Fiesole ist sein Leben Christi, welches Nocchi in leicht schraffirten Umrissen herauszugeben unternommen. Der erste Heft enthält den englischen Gruß, die Anbetung der Könige und den Kindermord. Die Blätter scheinen eher nach Basreliefs als nach Gemälden copirt, was freylich mit den Bildern der ältesten Meister immer der Fall seyn muß, wenn sie, wie hier, vom Kopisten mehr angedeutet als ausgeführt werden. Stille Andacht und den frommen, gottergebenen Sinn wußte der Klosterbruder von Fiesole vortrefflich auszudrücken, und wenn ihm meist auch nur die Ruhe, nicht die Bewegung gelang, wie dieß im Kindermorde sichtbar ist, so ist er doch fast immer edel, und besizt jene naive Grazie, die so unwiderstehlich das Herz ergreift. Am wenigsten hat uns, unter den drey vorliegenden Blättern, das erste, oder die Verkündigung gefallen. Der Kopf der Jungfrau hat keine schöne, jugendliche Form, der Oberleib ist etwas seltsam gebildet, so daß man glauben sollte, der ehrbare Mönch habe nie gewagt, seine Augen auf einer weiblichen Gestalt ruhen zu lassen; dagegen verdient der Wurf des Mantels großes Lob. Das zweyte Bild hat eine schöne Anordnung, einige treffliche Köpfe, die Verbindung der Gruppen ist ungesucht, und die Jungfrau mit dem Kinde würdig charakterisirt, wenn gleich dem Munde und den Augen etwas mehr Anmuth und Leben zu wünschen wären. Im Kindermorde sind einzelne Figuren und Stellungen wahrhaft antik gedacht; dagegen fehlt es andern an Bewegung, und der Meister hat sich fast ausschließend an die gräßlichen Motive gehalten, wahrscheinlich, um den höchsten Abscheu gegen die That zu erwecken.

Bey dem geringen Preise des Werkes wird es auch weniger bemittelten Künstlern zugänglich. Nur hätte ein angemessener Text mit gründlichen Notizen über die Gemälde selbst beygegeben werden sollen.

—ber.

Neapel, den 10. Juni 1823.

Der König hat durch einen bestimmten Befehl allen Cabalen bey der Ernennung eines neuen Direktors der Maler-Akademie ein Ende gemacht und verordnet, diejenigen, welche sich zur Bekleidung der Stelle fähig fühlen,

sollen durch Ausstellung ihrer Werke concurriren, und dem Besten soll die Anstellung gegeben werden.

Man war fast allgemein der Meynung, der von Jedem, der sein Bild sah, vorgezogene französische Künstler Franque, habe alle Hoffnung verloren, weil er auf sein Talent bauend, den geraden Weg einschlug, indem er es öffentlich zur Schau stellte.

Seit der Bekanntwerdung der Concurrenz haben sich nun noch vier Maler, Berti aus Florenz, Celestino, Marsigli und Alberti von hier gemeldet, und ich habe heute die Ausstellung gesehen.

Ohne selbst Künstler zu seyn, noch auf große Kennerschaft Anspruch machen zu wollen, kann ich meine Meynung nur nach meinem Gefühle geben. Diesem zufolge verdient ohne Widerrede Franque nicht allein unbedingt den Vorzug und die andern können gar nicht gegen ihn auftreten, sondern scheinen, besonders die beyden lezten, noch weit entfernt, auf das Direktorat irgend einer Malerakademie Anspruch machen zu dürfen. Franque ist ihnen durchaus in Allem weit überlegen, da er, als unumgängliche Eigenschaften, Zeichnung, Färbung und Composition versteht; die andern aber darin wenig oder nichts geleistet haben, welches irgend Jemand, der gesunde Augen und Gefühl fürs Schöne und Richtige hat, befriedigen könnte.

Franque hat eine bey der Verwüstung von Pompeji im Jahr 79 fliehende Familie gewählt, welche mit dem, was ihr von der sie ereilenden Lava zu retten möglich war, auf einem Wagen zu entkommen sucht. Der Gedanke ist fast geschichtlich, weil sich bey einer frühern Ausgrabung Reste eines Wagens, nebst Gerippen und Gegenständen von Werth zusammen gefunden haben, welche diese Voraussetzung veranlaßten, und deren unverbrannte Schätze im Museum aufgestellt sind. Diese hat er also nach der Natur dargestellt. Die Figuren sind Lebensgröße. Die erschrockenen Pferde sind wild geworden und bäumen sich; der Vater oder Führer stürzt entseelt herab; dicker Dampf und Rauch bedecken den Hintergrund des Bildes. Eine Mutter, einen Säugling im Arm, an welche sich eine erwachsene Tochter in Todesangst anklammert, stehen aufrecht auf dem zweyrädrigen Wagen und blicken mit dem Ausdruck der größten Furcht und mit Entsetzen in die sie umgebende Verwüstung, und die sich von der linken Seite herandrängende glühende Lava. Der Deichsel und das Vordertheil des Fuhrwerks ist durch die wildgewordenen Pferde hoch emporgehoben, und dadurch eine jüngere Tochter im Vorgrunde vom Wagen herabgestürzt; vom Dampf erstickt scheint ihr stieres Auge nur noch krampfhaft fast leblos vor sich hinzublicken, während die obenerwähnten geretteten Gegenstände, herausfallend, deutlich zu erkennen sind.

Das Hauptwerk des holländischen Malers Van Haanselaar's, dem vor Eröffnung der Concurrenz von der Meynung die Direktors-Stelle der Akademie zugedacht war, scheint das Porträt des vor einigen Wochen verstorbenen Herzogs von Ascoli zu seyn. Ein Gegenstand, der sich wenig eignet, seine Geschicklichkeit, besonders in der Composition zu zeigen. Auch ist, wie bey allen übrigen Stücken desselben, der meiste Fleiß auf die Nebenwerke verwandt, und Uniform, Orden und Stickerey mit niederländischer Genauigkeit so treu dargestellt, daß einige Betrachter nahe hinantraten, um zu untersuchen, ob es nur Farbe, oder wirkliches Gold sey. Das nämliche gilt von einem Bilde, welches einen Christen in der ersten Verfolgungszeit, der nur an einem Kreuze von Rohr kennbar ist, am Eingang der Catacomben sitzend, vorstellt, der einen Haufen ausgesuchter Trauben und anderer Früchte, neben sich liegen hat, welche zwar schön gemalt sind, aber doch auf keinen Fall hierher gehören. Ueberhaupt scheint der Gedanke schlecht gewählt, und ein sich Verbergender dürfte schwerlich den Eingang der Catacomben wählen, wo er, um unentdeckt zu bleiben, mit der linken Hand ein Gewand über den Kopf hält, als ob er sich gegen Sonnenstrahlen schützen wollte. Dieser Künstler scheint durch die Zahl seiner Bilder seine Richter bestechen zu wollen, allein seine Susanna ist wohl das Einzige, welches in Betracht gezogen werden dürfte, obgleich nur der Körper einige Aufmerksamkeit verdient, denn der Kopf und vielleicht das Ganze, ist offenbar Porträt einer nicht sehr reizenden Brünette.

Des Florentiner Berti Composition ist ziemlich unbedeutend. Ein Pilgrim, Kniestück, der von einem Kinde ein Cruzifix küssen läßt, neben welchen zwey Weiber stehen, und links im Hintergrunde ein drittes jüngeres Mädchen. Die Zeichnung ist gewiß nicht richtig und die Malerey von der Art, daß er wohl eigentlich noch selbst lernen müßte, ehe er zu lehren im Stande ist.

Marsigli hat eine große Composition aufgestellt. Homer, der den Hirten singt. Sie scheint Verdienst zu haben, ist besser gemalt, aber auch nicht richtig gezeichnet, und schwerlich würde man überhaupt den Gegenstand erkennen, wenn nicht die Leyer und einige andere Attribute Homer andeuten müßten, da er mehr einem, mit etwas ungestüm Almosen fordernden blinden Bettler gleichet, wie dem begeisterten Dichter. Ein großer im Vorgrund liegender Schäferhund ist treu und schön gemalt. Außer diesem stehen vom hiesigen Maler Celestino drey Bilder da, welche im ersten Augenblick sehr ansprechen. Ein Mann in türkischer Kleidung, fast Lebensgröße, Christus, der im Tempel lehrt, und eine Carita. Leztere ist von allen das Beste. Eine Mutter mit drey Kindern, hübsch gruppirt und gezeichnet, mit einer reinen lebhaften Fleischfarbe gemalt, welche das Auge augenblicklich anziehen, und weniger monoton auch wohl auf die Länge gefallen würden. Die beyden andern sind nicht so interessant, obgleich das zweyte gut componirt scheint, nur ist der Christus — kein Christus — und allen seinen Bildern fehlt Kraft; war es mir doch, als ob ich keines derselben vollendet hätte nennen dürfen.

Alberti hat eine Magdalene zu malen gemeynt, von der man weiter nichts sagen kann, als daß das vor ihr liegende Buch das schönste am Bilde ist.

Die Entscheidung der Richter wird in einigen Wochen erfolgen. Mn.

Nro. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. August 1823.

Beglückt, wem Gott verlieh, auf Erden schon
Der Erde Schuld in kurzem Schmerz zu büßen,
Und dann versöhnt bey Engels Harfentön
Im Licht zu ruhen, zu der Liebe Füßen.

Aus Anna Boleyn.

Das Gefängniß von New-York.

(Aus dem zweyten Theil „der Eremiten im Gefängniß" von Herrn Jay.)

Im Jahr 1794 äußerte ich eines Tages gegen den Doktor Brown, einem berühmten Arzte von New-York, den Wunsch, das Staatsgefängniß dieser Stadt zu sehen. „Ich weiß, sagte ich zu ihm, daß diese Anstalt eine besondere Aufmerksamkeit, vorzüglich von Seite eines Europäers, verdient. Sie befolgen bey allen Ihren Anstalten die Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die in Europa anerkannt sind, aber vielleicht noch lange daselbst keine Anwendung erhalten werden. Sie handeln, während wir sprechen. Man sieht bey uns die Fehler der gegenwärtigen Einrichtungen der Gefängnisse ein. Hier aber legen Sie die Hand an das Werk, Sie verbessern die von Ihnen eingesehenen Fehler, Sie zerstören die Mißbräuche in eben dem Maß, als sie entstehen; die Erfahrung belehrt Sie, und Sie wissen diese Lehren zu benutzen."

„Dazu gehört nur gesunde Vernunft, antwortete der Doktor. Ehe wir zu einer Unternehmung schreiten, so erwägen wir den Zweck derselben, und untersuchen alsdann die besten Mittel zur Ausführung derselben. Die einfachsten und geradesten Mittel erhalten immer den Vorzug. Nehmen wir einmal die Gefängnisse zum Beyspiel. Welchen Zweck hat die Gesellschaft, wenn sie eines ihrer Mitglieder zur Haft verurtheilt? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Man will 1) daß eine der Gesellschaft zugefügte Beleidigung gebüßt werde, damit die Furcht vor der Strafe Vergehungen gleicher Art verhindere; 2) daß die Strafe ein Mittel der Besserung für den Schuldigen sey, da dieser nach einer gewissen Zeit wieder in Freyheit gesezt werden soll, und dann einen strafbaren Gebrauch von derselben machen könnte, wenn seine Neigungen und Gewohnheiten sich nicht geändert hätten.

„Dieß wäre der Zweck, folgendes die Mittel. Die in unsern Gefängnissen übliche Behandlung bringt bey den Gefangenen allmählig ein Vergessen ihrer alten Gewohnheiten und eine Einsicht und Liebe ihrer Pflichten hervor. Die Ungerechtigkeit, Willkür und die schlechte Behandlung sind in den Strafhäusern unbekannt; denn weit entfernt, die Seele zur Reue geneigt zu machen, erfüllen sie dieselbe mit Bitterkeit und Entrüstung. Die beständig zu einträglichen Arbeiten verwendeten Gefangenen tragen zu den Kosten ihrer Haft bey, kennen die Gefahren des Müssiggangs nicht, und bereiten sich eine Hülfe für eine bessere Zukunft vor.

„Es würde uns aber zu lange aufhalten, wenn ich Ihnen alles dieß umständlich erzählen wollte, wir wollen es lieber selbst einsehen."

Die Hauptseite dieses Gebäudes ist 204 Fuß lang. An jedem Ende derselben treten zwey Flügel hervor, die sich durch zwey andere kleinere endigen. Oberhalb dem untersten Stock sind zwey Stockwerke von verhältnißmäßiger Höhe zu der Höhe des Gebäudes. Das mit Schiefer gedeckte Dach hat noch eine hervorragende Kuppel. Die aus

gehauenen Steinen von einer dunkeln Farbe errichteten Mauern harmoniren mit der Bestimmung des Hauses: schon der erste Anblick verkündet den Aufenthalt des Verbrechens und der Buße. Der nördliche Flügel enthält einen großen mit Gallerien umgebenen Saal, der die Kirche des Gefängnisses ausmacht.

Hinter einem geräumigen Hofe befindet sich ein niederes mit Backsteinen errichtetes Gebäude, das alle Werkstätten des Hauses enthält. Im innern Hofe befinden sich zwey Zugbrunnen, die ein treffliches Wasser liefern. Zugleich ist in diesem Hofe ein großer Wasserbehälter, wo sich die Gefangenen häufig während des Sommers baden. Gegen Süden ist ein ziemlich ausgedehnter Garten angelegt. Das Ganze nimmt einen Raum voll etwa sechshundert Morgen ein.

Im Augenblick, wo wir in die Thüre eintraten, bemerkten wir einen Aufseher des Hauses, einen vertrauten Freund des Doktor Brown, der uns mit Gefälligkeit empfing. Herr Patterson ist einer der sieben Inspektoren des Staatsgefängnisses. Sie werden von dem Gouverneur und seinem Conseil ernannt, und müssen sich nach dem Gesetz wenigstens einmal monatlich versammeln. Bey jeder dieser Versammlungen werden zwey Mitglieder derselben ernannt, welche die allgemeine Aufsicht des Hauses besorgen. Sie sehen nach, ob die Gefangenen mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit behandelt werden, ob Ordnung, Anstand und Reinlichkeit erhalten wird. Sie empfangen die Beschwerden der Verhafteten, und entscheiden vorläufig darüber; sie beobachten den Charakter und die Moralität der Gefangenen, ermahnen die Schlechten, sprechen den Guten Muth ein, und machen täglich ihre Berichte an das Central-Bureau.

Herr Patterson, der erst neuerlich als Aufseher ernannt worden war, sagte uns, er hätte sich gerade das Verzeichniß der Gefangenen, der Beschaffenheit ihrer Arbeiten, der Anzahl der Kranken, und endlich aller merkwürdigen Ereignisse, die seit einem Monate in dem Gefängnisse vorgefallen wären, geben lassen. Er habe die Bestrafung eines Wächters befohlen, der im Anfall des Zorns einen Gefangenen mißhandelt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Aus dem Englischen.)

Sobald es entschieden war, daß die Regierung nach Sevilla verlegt werden sollte, entschloß ich mich, gleichfalls dahin zu reisen, und nahm daher einen Platz in der Diligence. Dieses bequeme und schnelle Fuhrwerk ist auf dieser Straße seit einem Jahre veranstaltet worden, und war das erste der Art, das sich gegen die Wuth und Kabale der Eigenthümer der Posadas und Berlinas, deren Vortheile bedeutend dadurch leiden, zu erhalten vermochte. Die Berlinas sind schwere Kutschen, welche von sieben Maulesein gezogen werden, und da diese Thiere die ganze Reise von acht und achtzig Stunden zurücklegen, so dauert dieselbe gewöhnlich zehn bis zwölf Tage. Die Diligence macht dieselbe in fünftehalb Tagen. Dieselbe Gesellschaft hat eine Diligence auf der Straße nach Valencia, welche, nebst dem in Spanien gewöhnlichen Hinderniß, das aus den alten Interessen entspringt, auch gegen die Beschwernisse einer barbarischen Straße zu kämpfen hat. — Das Reisen in diesen Fuhrwerken ist bis jezt, im Vergleich mit England und Frankreich, ziemlich theuer, indem solche große Ausgaben haben, da sie sich auf einem großen Theil des Weges von Bewaffneten begleiten lassen müssen, und viele Spanier noch die alte Reiseart vorziehen, wofür sie weniger bezahlen und auch dabey ihrem unseligen Hang zur Trägheit willfahren können. Ein Sitz in der Kutsche kostet 45 Thaler, und im Cabriolet, welches zwey hält, 38 Thaler. Ueberdieß bezahlt der Reisende noch viertehalb Thaler an die Postillone, und bey seiner Ankunft zu Sevilla 2 Thaler an den Mayoral oder Führer.

Wir verließen Madrid (26. März) mit sieben Maulesein, und kamen bald über die Brücke von Toledo, welche überflüssig prachtvoll ist, wenn man bedenkt, daß der Manzanares, über den sie führt, ein seichtes Flüßchen ist, in welchem im Sommer das Wasser austrocknet. Die Straße ist vortrefflich und mit Bäumen eingefaßt, welche eben zu keimen anfingen. Die Landschaft auf beyden Seiten flach, offen und wohlangebauet; zur Linken sah man den Manzanares sich hinwinden, und hinter demselben hielt eine Hügelreihe gleiche Richtung mit dem Strom. In ungefähr zwey Stunden kamen wir bey dem auf einer Anhöhe gelegenen Kloster de los Angelos vorbey. Hinter demselben sahen wir zum Erstenmale eine kleine Olivenpflanzung, welche sich nachher öfterer zeigten, besonders auf den Anhöhen, welche meistens damit bedeckt waren. Diese Bäume waren voller Blätter, aber die Reben, welche dazwischen standen, zeigten noch keine Spuren von wiederkehrendem Laube. Das Dorf Pinto liegt zur Rechten in einer anmuthigen Ebene, und die Felder umher, obgleich es ihnen an Wasser fehlt, sind mit Oliven und Weinreben bedeckt. Es soll gerade im Mittelpunkt von Spanien liegen. . . . Bald darauf hielten wir mehrere Wagenzüge voller Gepäck und Reisende ein, und gegen sechs Uhr des Abends fuhren wir in das Thal von Aranjuez hinein. Dieses Thal gewährt einen der reichsten und anmuthigsten Anblicke, die ich in Spanien genossen. Der Fluß Jarama durchströmt es in seiner ganzen Länge und erhält es beständig grün. Die Straße durch dasselbe wird beynahe eine Stunde weit von zwey Doppelreihen stattlicher Ulmen beschattet, in wel-

chen die Nachtigallen während des ganzen Frühlings am Tage sowol als des Abends ihren lieblichen Gesang vernehmen lassen. Viele Bäume waren schon belaubt. Wir fuhren über eine schöne Brücke, die von Karl III. erbaut worden, und gepflasterte Fußwege hat. . . . Ueber eine hölzerne Brücke, die über den Tagus führt, betraten wir die Stadt Aranjuez. Von ferne sahen wir den schönen Palast und die herrlichen Gärten, welches aber jezt Alles verfällt, da der König den Ort nicht so oft mehr besuchen kann, und auch nicht dieselben Mittel hat, um ihn in Ordnung zu halten..

Wir waren schon bey einem Posthause einem Offizier begegnet, welcher allein in einer Kalesche fuhr, und uns sagte, daß er aller seiner Habe, außer einer goldenen Dublone, die er bey sich versteckt hatte, beraubt worden sey. Als wir durch dieses Thal kamen, redete der Mayoral einen Fuhrmann an, welcher ihm sagte, daß seine acht Wagen bey Ocana gleichfalls ausgeplündert worden seyen, und daß der ganze Weg nach Sevilla von Räubern wimmele. Dieß war uns keine angenehme Nachricht, besonders da unsere Bedeckung noch nicht bey uns war, auch die Nacht anbrach, und wir in eine Gebirgsgegend hineinfuhren. Indessen kamen wir um acht Uhr wohlbehalten zu Ocana an. Wir hatten hier ein ziemlich gutes Essen mit gutem Wein, aber Betten, in denen es unmöglich war zu schlafen. Indessen betrug unsere ganze Zeche nur 16 Realen. Unsere ganze Gesellschaft, welche aus zwey Mitgliedern der Cortes, einem Staatsrath, einem Mitglied der Admiralität und seinem Sohne, einem Redakteur einer Zeitung und mir selbst bestand, wurde zusammen in eine Stube gepackt, und schon um zwölf Uhr wurden wir wieder zur Fortsetzung unserer Reise gerufen. Nebst der Schlechtigkeit der Betten hatte uns auch das Geräusch einer nahen Mühle am Schlafen verhindert.

Wir erreichten ohne Unfall Tembleque und Madridejos. In beyden Städten sahen wir nichts Merkwürdiges, außer in der lezteren, wo wir zum Erstenmale eine ärmliche Nachahmung der im Süden von Spanien so gewöhnlichen zierlichen Patios fanden. Ein Patio ist ein kleines, nach oben offenes, Viereck, um welches her die Häuser gebauet sind. In Madridejos sahen wir mehrere der Einwohner im Patio sitzen und ihre häuslichen Arbeiten betreiben. In der dunkeln und schmucklosen Kirche machte man Anstalten für die Prozession und Ausstellung der Hostie, welches von den Spaniern als eine der herrlichsten Feyerlichkeiten im Kirchenjahre angesehen wird. Es war grüner Donnerstag, welcher, so wie der Charfreytag, in ganz Spanien als ein Feyertag begangen wird, weßwegen wir die Einwohner allenthalben aufs Vortheilhafteste sahen, da sie ihren besten Staat anhatten. In diesem Orte wurden wir von einer Menge Bettler umringt, welche alle in demselben Tone um Almosen baten, besonders die Kinder, welche zu dieser trägen Lebensweise erzogen werden. Hier bestätigte man uns auch alle frühern Nachrichten über die Räuber, welche diese Straße unsicher machten; ja man sagte uns geradezu, es sey beynahe unmöglich, daß wir ihrem Angriffe entgehen sollten.

Unsere Straße von Madridejos führte durch eine lange Strecke von Wein- und Oelpflanzungen hin. Vor uns lag eine Sierra oder Gebirgsgruppe, deren Abhänge, so wie die Ebenen unter derselben, mit Oelbäumen bedeckt waren. Diese Bäume werden gewöhnlich in geordneten Reihen gepflanzt; sie sind kurz und haben eine Menge Zweige, welche selten ohne Blätter, die mehr von einer dunkeln Schieferfarbe, als grasgrün sind. — Wir trafen bald einen Zug von fünf und siebenzig bedeckten Wagen, acht oder zehn Privatwagen, Calesinas und andere Fuhrwerke an, welche sich zur gegenseitigen Sicherheit vereinigt hatten. Bey diesen befanden sich zwey oder drey Kompagnien von der Madrider Stadtmiliz, wovon Einige ziemlich müde zu seyn schienen, während Andere auf Eseln und alten Rozinanten ritten, die sie auf dem Wege aufgegriffen hatten. Als wir bey diesem Zuge vorüber waren, holten wir die Mitglieder der Cortes ein, und nach diesen zwey Regimenter Milizen und Soldaten, so daß die Straße drey Stunden weit, von Madridejos bis nach Puerto Lapiche, von Soldaten und Fuhrwerken ganz munter war. Es würde schwer gewesen seyn, für so viele Reisende Lebensmittel auf dem Wege zu finden, aber die meisten führten ihren Wein, Fleisch und Küchengeschirr mit sich. Die welche in den bedeckten Wagen fuhren, schliefen auch in denselben, und unterhielten sich dann und wann mit der Guitarre. Die Soldaten mußten wohl meistens unter freyem Himmel schlafen, und fanden sie auch ein Obdach, so mußten sie sich doch mit dem harten Fußboden zum Bette, und dem Ranzen zum Pfühl begnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Juli.

(Beschluß.)

Um unsre italienische Oper durch taugliche Subjekte zu ergänzen, ist der Regisseur Hr. Massa und der Komponist Hr. Niblinger nach Italien mit Vollmacht gesandt worden. Dieser Umstand bürgt uns für die Fortdauer dieses Instituts, das einem großen Theil des Publikums so herrlichen Genuß verschafft hat und noch verschafft. In so ferne freuen wir uns also über die Reise dieser Herren, wenn wir auch keine bedeutenden Resultate davon erwarten. Große Talente brauchen nicht erst aufgesucht zu werden. Man weiß, wo die Fodor, die Pasta ꝛc., wo der David und der Velluti (seligen Andenkens) zu finden sind. Also Anfänger? die haben wir in München, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die hiesigen eben so talentvoll, dagegen bey weitem wohlfeiler sind. Ob man übrigens

zur italienischen Oper, wenn man diese generisch erhalten wollte, jemals deutsche Individuen hätte zulassen sollen, ist eine andere Frage!! —

Am 14. dieses Monats wurde von dem Staatsminister der Armeen, von Maillot, in der Maximiliansvorstadt der Grundstein zu einer Infanterie-Kaserne für 2800 Mann gelegt, einem Bauwerke, welches der Gegenwart als ein neuer Beweis der Fürsorge, den Enkeln aber als eine bedeutende Urkunde aus der glorreichen Regierungsperiode unsers Königs erscheinen wird. Der verdiente Oberstlieutenant Beter hat hiezu den Plan entworfen, und unter seiner unmittelbaren Leitung wird dieses große, trefflich gelegene, und besonders gut gedachte Gebäude aufgeführt. — Wir halten uns verpflichtet, hier auch einmal einer in Baiern bereits vielfach angeregten, hochwichtigen Sache zu gedenken, deren Saat zwar ihrer Natur nach Jahrzehente, wohl auch Jahrhunderte zum Aufgehen fordert, aber wenn sie aufgegangen ist, desto lieblicher steht und später unzweifelhaft die herrlichsten Früchte zur Ernte spendet. Wir meinen die Landesverschönerung, ein Ausdruck, der unsrer Zeit angehört, und den die alte Welt nicht kannte. Wohl dürfte es zu den erfreulichen Erscheinungen gehören, daß, während die Völker so mancher von der Natur gesegneten Länder schwankende Politik beschäftigt, in Deutschland der Sinn für bessere Gestaltung der Städte, Dörfer und Markungen geweckt wurde. Dieser allenthalben Ordnung und Reinlichkeit, Wohlstand und Liebe zum Vaterland verbreitende Gegenstand, höchster Theil der Architektur, der Kunst, von welcher Büsching sagt, daß sie gleichsam die Erde an den Himmel knüpfe, und als das Heiligste und Höchste, das Größte und Tüchtigste verlange; höchster Theil der Agrikultur und Gartenkunst, bezeichnet zugleich den Standpunkt der Civilisation der Völker, und wird einst als eine neue Säule des Glücks der Menschheit erkannt werden. Unter der heilbringenden Regierung Maximilians in Baiern zuerst angeregt, hat dieser Gegenstand die nöthige Unterstützung erhalten. Er wird von dem König, von der Regierung und den Ständen des Reichs gleich begünstigt, und von einer großen Anzahl trefflicher Männer im In- und Auslande mit Beyfall beehrt. Eine eigene Deputation der beyden Vereine für Landwirthschaft und Politechnik zu München wirkt nach allen Kräften für die Förderung dieses Zweiges, und gibt zu diesem Entzwecke seit zwey Jahren ein Monatsblatt für Landbau und Landesverschönerung heraus, dessen Auflage 4000 Exemplare stark ist, worin sich Alles findet, was auf diesen Gegenstand Bezug hat, und was als Anregungsmittel frommen kann. Das gut gewählte Motto dieser Schrift ist: „Freundliche, gut eingerichtete Häuser und Höfe — glückliche „Einwohner; schönere Städte, Dörfer und Fluren — bessere „Bürger; verschönerte Länder — verbesserte Völker; verschönerte Erde — verbesserte Menschheit!“ — Wir erlauben uns hier aus der neuesten Nummer dieser Zeitschrift eine Stelle zu geben, die wohl verdienen dürfte, durch das Morgenblatt weiter verbreitet zu werden: „Einen vorzüglichen Einfluß wird „die Landesverschönerung auf die Bildung des ächten Gemeindewesens ausüben. Da, wo sie sich zeigt, findet sich auch „Gemeinsinn; sie berücksichtigt nicht blos das Einzelne, sondern „das Allgemeine, und gibt den wahren Grundstein des glücklichen Bürgerthums, das da nicht zu Hause ist, wo nur einzelne nichts nutzende, die wahre Kunst nicht fördernde Gegenstände in Glanz ersteigen, oft aus den sauer erworbenen „Pfenningen des Bürgers, dessen Wohnung eine ärmliche Hütte „ist, dessen Wohnort eine geist- und sinnlose Gestalt hat, umgeben von Fluren, die unaufgeräumt und ungeordnet sind. „Möchte dieser volksbeglückende Gegenstand allenthalben besondere Pflege erhalten! Soll ein großes Werk gelingen und „recht gedeihen, so müssen viele gute Menschen dafür auf verschiedenen Wegen wirken, es unermüdet fördern, selbst wenn „sie auch nichts ernten sollten; der, wer Großes unternimmt, „der muß nicht ernten wollen.“

Wir können diese Notiz nicht schließen, ohne den Mann mit Achtung zu nennen, dem die Landesverschönerung in Baiern vorzüglich viel zu danken hat, der mit Liebe und Uneigennützigkeit dafür wirkt, somit wesentlich beyträgt, den Ruhm seines Vaterlandes zu mehren: dem königl. Baurath Vorherr, einen durch Studien, Erfahrung und Reisen zur Kunst gebildeten Architekten. Er hat das Landesverschönerungswesen auf die beste Art behandelt, selbst hierdurch die Architektur, Agrikultur und Gartenkunst — die drey großen Pfeiler der Landesverschönerung — auf einen höhern Standpunkt zu bringen gewußt. Dadurch, daß ihm neuerlich von dem Könige neben seiner bisherigen Dienstesstelle die Aufsicht auf unsre Baugewerksschule übertragen worden ist, dürfte die Sache der Landesverschönerung noch mehr befördert werden, so wie durch die von ihm für Bauwerkleute gestiftete Prämie, welche alljährlich demjenigen zukommt, der die gegebene Aufgabe über irgend einen nützlichen Gegenstand der Architektur am besten lösen wird.

Berlin, 3. August.

Heute wird der Geburtstag unsers geliebten Monarchen von zehn Millionen treuer Menschen gefeyert, die Glück und Sicherheit unter den schirmenden Fittigen des preußischen Adlers finden. Ich beeile mich für das allgemein verbreitete Morgenblatt den übrigen Korrespondenten desselben den Vorzug abzugewinnen, um ihnen zuerst Nachricht von dem kostbaren Angebinde zu geben, welches der Monarch an diesem schönen Tage seinem Volke widmete; es ist die nunmehr publicirte Königl. Verordnung über die Provinzial-Ständeverfassung der Kurmark und einiger nahen Landstriche, als Vorläuferin der künftigen Reichskonstitution. Der nähere Inhalt gehört zum Ressort der politischen Blätter. Doch dürfte Jenes in Ihrem ästhetischen Blatte, in der sittlich zarten Beziehung nicht unerwähnt bleiben, vermöge derer der Monarch an dem Tage, wo ihm Alle mit wahrer Liebe huldigen, auch Allen in gleicher Liebe ein Andenken zu widmen beschloß, das noch die spätesten Enkel ehren werden. Das überall in zahlreichen Gruppen wogende Publikum, welches nicht den Vauxhalls und Illuminationen im Freyen folgte, und sich auch durch das Brillantfeuerwerk der Artillerie nicht angezogen fühlte, fand im Opernhause durch die neu einstudirte Oper Richard Löwenherz einen seltenen Genuß. Voran ging eine Geburtstagsfestrede und der von Spontini dem Könige geweihte Festmarsch, welcher mit der imposantesten Begleitung der Militärmusik und des von mehreren hundert Männerstimmen vorgetragenen Volksgesanges der Preußen wirklich einen erhabenen rührenden Effekt hervorbringt. Auch eine entfernte unglückliche Familie sollte den allgemeinen Freudenjubel theilen, so wollte es der milde Sinn des Königs. Jene ist von aller Strafe gänzlich frey gesprochen. Ueberall wurde in der Residenz der Armen gedacht. — Die dem Stand des Müssigganges und dem Verbrechen entrissenen vierhundert Kinder der Waisenhausanstalt bekränzten in dem von tausend Lampen erleuchteten Garten der durch Privatwohlthätigkeit gegründeten Anstalt die Büste des Königs mit Blumen, und die alten Silberhäupter der Invaliden aus Friedrichs des Großen Siegesschule konnten am Abend auf das Wohl seines durchlauchtigsten Enkels trinken, von dem einst der Weise von Sanssouci mit prophetischem Geiste ausrief: „Der wird sich Schlesien nicht nehmen lassen.“

C.

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. August 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Anecdotes, Biographical Sketches, and Memoirs; collected by Lætitia Matilda Hawkins. Vol. 1, 8. London, Rivingtons etc. 1822.

Es giebt nur eine Methode, literarische und biographische Anekdoten, wie der vor uns liegende Band sie enthält, zu beurtheilen: man muß untersuchen, welche Mittel der Belehrung ihr Sammler hatte, und darnach den Grad von Glaubwürdigkeit ermessen, welche sich nach dem Charakter und der Lage des Individuums an seine Compilation anschließt; dann, sehe man wie der Verfasser seinen Stoff geordnet und behandelt hat, und endlich gebe man dem Leser zu seiner Belehrung und Unterhaltung einige bemerkenswerthe Stellen, in denen sich der Charakter des Ganzen so viel möglich getreu abspiegelt. Wir sind gesonnen, dieser Methode bey der Beurtheilung der Anekdoten der Miß H. zu folgen und weihen vor allem dem Leben der schönen Schriftstellerin einige Zeilen.

Miß Hawkins ist die Tochter des Sir John Hawkins, befreundet mit Johnson, und den meisten berühmten Literatoren, welche seit 50 Jahren mit untergeordnetem Glanze um den großen Lichtpunkt seines Zeitalters sich bewegten. Miß Hawkins ist, scheint es, alt genug — wir zittern, zu der Unart, darauf anzuspielen, gezwungen zu seyn —, sich der häufigen Versammlungen jener würdigen Männer in dem Hause ihres Vaters zu erinnern; ihre Kindheit und Jugend floß in einer geistigen Atmosphäre hin. Sie selbst zählt die vorzüglichsten Individuen auf, welche den Kreis der Bekanntschaften ihres Vaters bildeten: manche derselben nennt sie freylich unverdient berühmt und andere sind, wie groß auch ihre Berühmtheit gewesen seyn mag,

> Quique sacerdotes casti, dum vita manebat,
> Quique pii vates, et Phœbo digna locuti
> (die reine Priester waren, so lang sie lebten,
> und fromme Seher und des Phöbus Würdiges sagten
> Virg. Aen. VI, 661.)

fast vergessen. — John Hawkins selbst war eher dadurch ausgezeichnet, daß er in Gesellschaft talentvoller Männer lebte, denn daß er die Talente seiner Freunde getheilt hätte. Er war ein thätiger Mann von gewöhnlichem Verstande, dessen man gedenken wird, (wenn man seiner überhaupt nur gedenkt) als des Verfassers einer unbedeutenden Biographie Johnsons und einer noch schlechtern Geschichte der Musik. Aber sein Gedächtniß mußte eine reiche Fundgrube literarischer und biographischer Belehrung werden durch den vertrauten Umgang mit Männern von Ruf. Er konnte nicht lang in ihrer Gesellschaft leben, ohne die anziehendsten Anekdoten aus ihrem Leben, ihrem Charakter und ihren Schriften zu sammeln und die bedeutendsten Einzelnheiten in Betreff der Literar-Geschichte der lezten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auszuheben. Alle diese Schätze des „gelehrten Geklatsches" mußten durch Mittheilung oder Vererbung auf seine Tochter gekommen seyn. Wir bedauern mit Miß Hawkins, daß sie, wie sie sich launig ausdrückt, nicht früher auf die Welt kam, denn wir hätten dann alles, was wir nun aus der zweyten Hand erhalten, aus der ersten. Wenn man aber bedenkt, daß ihre frühesten Jahre in der Gesellschaft so anziehender Männer hinflossen, und daß sie aus ihres Vaters Unterhaltung in der leztern Zeit, wo sie seine vertraute Lebensgefährtin war, alles das, was sie gesehen und beobachtet, ergänzen und berichtigen konnte, und wieder umgekehrt ihre Ansichten und Erfahrungen dem Urtheile ihres Vaters zur Berichtigung zu übergeben im Stande war; so muß man bekennen, daß ihre Lage eine günstige war, ein Werk wie das vorliegende der Welt zu überliefern. Ihre Ueberlieferungen sind dadurch gleichsam das Werk zweyer Generationen geworden, die sie zu einem einzigen verschmilzt.

In dem Gesagten spricht sich die historische Glaubwürdigkeit dieser Memoiren und Charakterskizzen hinlänglich aus; wir gehen daher zur Untersuchung über, ob die Verfasserin befähigt gewesen, den Versuch zu wagen, als Schriftstellerin in diesem Zweige der Literatur aufzutreten. Wir wollen schnell über diesen Theil unserer Aufgabe weggehen, denn wenn die Untersuchung tief ginge, so

möchte man uns vielleicht nicht für einen Richter halten, der ganz befähigt wäre, über die Leistungen „schöner Frauen" zu urtheilen. Mit möglichster Zurückhaltung bemerken wir daher blos, daß wir gegen die Qualität mancher Anekdoten in dieser Sammlung Einwendungen zu machen hätten. Lustige Scherze, wie wir deren hie und da finden, läßt man sich wohl erzählen, aber niemand — besonders keine Dame — schreibt sie auf oder läßt sie gern drucken: sie gehören in die Reihe gewöhnlicher Anekdoten, wie man sie höchstens in den Landkalendern abdruckt. Die schöne Verfass. ist, wie sie selbst bekennt, „in ihrer Vorliebe für das Lächerliche ganz Kind"; sie „kann nicht schreiben, ohne sich mancher launigen Incidenzien zu erinnern," u. s. w. Es ist betrübt, daß Leser (Kritiker wenigstens) nicht immer so fröhlichen Humors sind, oder Scharfsinn genug haben, die Spitze des Witzes zu fassen. Was uns betrifft, so bekennen wir, daß unsere schwerfällige Geisteskonstitution uns dieses Ungemach mehrere Male bereitete. Die Sache ist die, daß Miß H. ihre Materialien nicht auszuwählen verstand. Sie scheint von dem Entschluß ausgegangen zu seyn, alles was in ihrem Besitze war, ohne Ordnung und Auswahl drucken zu lassen; daher ist der größere Theil ihrer Sammlung werth- und gehaltlos. Wir bedauern, Krankheit vorgeschützt zu finden als Entschuldigung für die mangelhafte Anordnung; aber wir wünschen, sie hätte die Bekanntmachung des Werkes verzögert, bis ihre wiederhergestellte Gesundheit sie in den Stand gesezt hätte, die Blüthen ihrer Sammlung von dem Unkraut und den Disteln zu sondern. Wir wissen nicht, auf wie viele Bände sich dieses Werk erstrecken mag, wenn es vollendet seyn wird; nach dem Verhältniß der Materialen von Werth aber in dem vor uns liegenden Bande dürften die drey oder vier Theile, welche noch folgen, in einem leidlich dicken Octavband zusammenzufassen seyn: dieses Zusammenfassen rathen wir auch ernstlich, so wie die Zurathziehung unterrichteter Freunde und das Ausbessern des Stils und der Sprache, um so mehr, da wir finden, (pag. 277) daß Miß Hawkins nur wenig Englisch liest.

Wir freuen uns, hiermit unsrem kritischen Gewissen Genüge gethan zu haben und theilen nun einige der anziehendern Bruchstücke aus dem Werke mit. Von Johnson redend erzählt sie folgendermaßen:

„Die Frauen fühlten sich damals geehrt, wenn Johnson sie bemerkte und waren stolz darauf, ihm vorgestellt worden zu seyn: ich bekenne, daß ich nie begreifen konnte, worin diese Ehre bestehe. Mich betreffend kann ich wahrhaft sagen, daß es immer eine wahre Strafe für mich war, wenn ich meinen Vater zu ihm begleiten mußte und daß ich bey keinem Besuche sechs Worte von ihm hörte, welche mich für den Verdruß getröstet hätten, in seine Höhle eintreten zu müssen und die Unreinlichkeit seiner Wohnung zu ertragen, die ich nirgends größer sah.

Meine Mutter rühmte sich lange Zeit, daß er gegen sie nie unhöflich gewesen wäre, — bis sie ihn einst unglücklicher Weise an unserm Tische sehr zuvorkommend fragte, ob er nicht ein wenig Wein trinken wolle: da er ihr keine Antwort gab, schloß sie natürlich, daß er sie nicht gehört habe und wiederholte ihre Worte: da brach er donnernd aus: „Ich trinke keinen Wein! Warum quälen Sie mich?" Da hörte sie denn auf, sich zu rühmen und blieb im Rang und Auszeichnung im Gleichgewicht mit den achtzehn Nymphen, welche so unvorsichtig waren, ihm in corpore ihre Aufwartung machen zu wollen. Ich kann mir das anderthalb Dutzend Frauen denken, welche sich anschickten, auf dem Teppich so zerrissen und räucherig er war, sich hinzustrecken und Guirlanden aller Arten von Blumen zu seinen Füßen niederzulegen; als er die Treppe herab und in das unsaubre Sprachzimmer kam und ausrief: „hätt' ich gewußt, daß ihrer so viele wären, ich wäre nicht gekommen." Der ersten — der Sprecherin, die eine Anrede bereit hielt, ersparte er die Mühe des Hersagens derselben, indem er sagte: „Fidel di di dum, mein Schaz!"

Diese fanden ihren Lohn und zwar, meiner Meynung nach, ihren verdienten Lohn; — als aber Miß K.ight, deren Ansprüche auf Achtung gegründet waren, durch den Gedanken, der ihrem Werke Dinarbas zum Grunde lag, und den auszuführen sie nur zu träg war; sie, die Marcus Flaminius und das wahrhaft nüzliche Werk „die Campagne von Rom" hervorgebracht hatte, — als diese ihm ihren Abschiedsbesuch machte in dem Augenblicke, wo sie England verließ und er sie mit den Worten verabschiedete: „Gehen Sie, meine Liebe! denn Sie sind zu dick für eine Insel" — so war das doch eine rohe Ungezogenheit.

Von Händel erzählt Miß Hawkins zwey Geschichten, deren keine, mit geringer Veränderung, den Lesern ganz unbekannt ist. Die erste ist auf John Hawkins Autorität erzählt.

„Als Händels Verhältnisse nicht mehr sehr glücklich waren, lud er Goupy zum Mittagessen ein. Das Mahl war klein und frugal, wie er seinem Gaste vorher angedeutet hatte. Nach dem Essen verließ Händel die Tafel und blieb so lang entfernt, daß Goupy endlich aus Mangel anderer Unterhaltung in die nahen Hinterzimmer ging und an ein kleines Fenster trat, welches auf ein schmuziges Kämmerchen ging; in diesem sah er Händel an einem mit den besten Speisen bedeckten Tische sitzen und für sich allein verzehren, was er als unfähig aufzubringen seinem Freunde geklagt hatte. Goupy, dem diese Leckerbissen eben so gut gemundet hätten, wie seinem Wirthe, wurde wüthend und verließ ohne weiteres das Haus; bald darauf erschien der Kupferstich, auf welchem Händel in einer thierischen Gestalt mitten unter Leckerbissen dargestellt ist."

Dieses ist nichts mehr und nichts weniger als eine Wiederholung der alten Geschichte, der zufolge Händel mitten in einer Unterhaltung in seinem Hause aufsprang und ausrief: Ich habe eine Idee! worauf er als wollte er sie zu Papier bringen, in ein nahes Zimmer eilte, daselbst heimlich ein Glas Liqueur oder einen feinern Wein hinunter schluckte, als er seinen Gästen gab, und dann wieder auf seinen Sitz zurückkehrte. Der Miß H. andere Anekdote ist folgende:

„Als man Händel über seine Gefühle und Ideen während seiner Composition des Halleluja-Chores befragte, sagte er in seinem gebrochenen Englisch: „Mir war, als hätt' ich den ganzen Himmel und den großen Gott selbst vor Augen."

Die unterhaltendsten Anekdoten dieses Bandes sind die von Aerzten, und wir würden einige derselben zum Beschluß hieher setzen, wenn wir nicht verhältnißmäßig schon zu viel Raum für ein Buch dieser Art hier in Anspruch genommen hätten. X. Y. Z.

Reise-Literatur.

Tagebücher aus Venedig. Von M. Frhr. von Freyberg. München 1823, bey J. Seraph Hübschmann. 79 S. 8.

Der Verf. schildert in einer begeisterten, blumenreichen Sprache die Eindrücke, welche Venedig in historischer und künstlerischer Hinsicht auf sein Gemüth hervorbrachte. Enthusiastisch für alles eingenommen, was an die ehemalige Größe der Venezianer erinnert, vertraut mit der Geschichte ihres Staates und ihrer Kunst, und in letzterer Beziehung sehr bekannt, wie uns scheint, mit dem Besten, was der schöne Italienische Himmel erzeugt hat, und daher im Stand, Vergleichungen anzustellen, besizt er zugleich das Talent, mit warmen Farben seine innige Empfindungsweise auf dem Papiere festzuhalten. Die Freunde Italiens und besonders Italienischer Kunst werden diese Tagebücher mit Genuß durchgehen. — Wir setzen als Probe einige Stellen aus des Hrn. Verf. Abschied von Venedig her.

„Heute fuhr ich nach dem Lido und gieng über die Sandbänke an den Strand des Meeres wandeln. Ich wollte zum Abschiede noch ein recht großes Bild der Natur in meine Seele fassen, damit ich dir würdig mitzutheilen hätte. Es ist mir auch geworden, noch mehr als ich erwartete. Der Himmel war klar wie ein Spiegel, der in vollem Feuer strahlt; nur im Süden stand ein leichtes Gewölke. Bey frischer Ost-Luft trieb die steigende See in freudiger Eile die tiefblauen Wogen nach dem Strande, wo sie in rauschende Perlen zerstieben. Ein unbeschreiblicher Glanz war durch die unendlichen Räume verbreitet, die ein mächtiges Walten und Weben mit Geist und Leben erfüllte. Ich hatte beym Genusse dieses unendlich großen Schauspieles eine Empfindung, die der innigen Seelen-Freude ähnlich war, welche wir bey dem Anblicke eines recht herrlich schönen Menschen empfinden. Es war im großen Maaßstabe all' dieß sanfte Verschweben der Linien, diese Fülle blühender Formen, dieser ununterbrochene Strom von Bewegungen, dieser Geist und Athem des frischesten kräftigsten Lebens. Ja dieser frische Geist der Jugend besonders entzückte mich. Meine Blicke schwelgten an dem Bilde der Schöpfung, die so wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen, in ihrer wunderbaren Schönheit in mein Auge strahlte. O wie herrlich ist das Auge, das sich in der großen Schöpfung ergehen und im Fluge des Blickes berühren kann den höchsten Gipfel, den glänzenden Strahl, die farbigen Wolken, die duftigen Fernen. In jedem Sinn hat Gott seine Allmacht kund gegeben, daß der Mensch sich berufen fühle ihn zu heiligen. So gab mir denn dieser herrliche Erguß von Leben und Jugend, der das ganze Bild durchströmte, ein unaussprechlich seliges Gefühl des Daseyns, das sich in beflügelten Pulsen nach Jenseits erhob.

Auf dem Rückwege besuchte ich das Kloster der Armenier auf einsamer Insel der Lagunen. Der Priester, welcher mich empfing, ein ernster, bedächtiger, doch milder und freundlicher Mann, der ganz in seiner Wissenschaft — der Astronomie — zu leben schien, war mir eine jener persönlichen Erscheinungen, die uns so ganz mit dem Leben versöhnen. Ich fühlte in dem Tone seines Wesens, daß seinem Auge, während es die Bahnen der Gestirne gemessen, wohl schon viele Thränen der Bewunderung und Andacht entstürzt, und daß er schon lange die Eitelkeit des Wissens durch die Demuth des Glaubens und der Anbetung überwunden. Dieses Bild einer so gottseligen Ruhe, das er mir abstrahlte, erhob sich zu noch höherer Klarheit und Bedeutung, als ich darauf bey St. Markus zu Land gestiegen, und mich nun die rauschende Menge des Vergnügens-süchtigen Volkes aufnahm. Ich eilte mich dem zerstreuenden Gedränge zu entwinden, um das Gefühl und die Sammlung unverlezt zu bewahren, die mir dort im stillen Kloster zu Theil geworden.

Und nun in meiner ruhigen Wohnung hatte ich wieder einen so schönen Augenblick heiliger Einsamkeit, daß mich ein Gefühl anwandelte, jenem des Kindes ähnlich, das in seiner Wiege liegt, und dem die trauliche Lampe, welche die stille Kammer beleuchtet, die ganze Welt abspiegelt, und das, während es dem Schlafe entgegenträumet, doch auch schon ein süßes Ahnden kindlicher Liebe empfindet.

Lieber — geliebter Freund! wie wohl ist mir, daß ich hier im Gedränge dieser geschäftigen Menschen, beym Abschiede, des stillen Segens einer solchen Einsamkeit

genieße, und den tiefen, heiligen Ernst im Herzen fühle, welcher ein Band zwischen Gott und den Menschen ist. Möge ich immer so ruhigen Blickes in den hellen reinen Spiegel der Natur schauen können, und mir so unbefangen aneignen, was der Genius des Menschen in der Kraft seiner Begeisterung schuf — möge der tiefe Sinn des Lebens, sich mir immer so erhebend, in dem milden Geiste der Liebe und Andacht erschließen.

Es ist so stille um mich her. Tausend Sterne, und des Mondes Sichel glänzen am dunkeln Himmel, dessen Pracht unendliche Hoffnungen in der Seele erwecket; die kühle Nachtluft weht aus dem Meere herein, die Gesänge der Schiffer verstummen, die Lampen ihrer Gondeln sind gelöscht. So senke ich denn mit diesen Sternen einen tiefen Blick auf Eure Ruhe nieder, aus der noch tausend Zweige des schönsten Lebens ergrünen sollen.

Dichtkunst.

Merope. Trauerspiel in fünf Akten von Victor Alfieri. Metrisch übersezt von F. L. Gr. W. Göttingen b. Vandenhöck und Ruprecht. 1823. 87 S. 8.

Der Uebersetzer dieses Trauerspiels ist allem Anscheine nach ein junger Mann, der sich hier zum ersten Mal in der, nicht ganz leichten Kunst, ein fremdes Meisterwerk in unsre Sprache zu übertragen, versucht hat. Wir müssen diesen Versuch in vielfacher Beziehung mißlungen nennen. Der Hr. Uebersetzer ist der deutschen Sprache noch nicht hinlänglich Meister und in der Prosodie derselben hat er sich nicht hinlänglich unterrichtet, noch lange genug geübt. Der Leser mag das kleine Heft aufschlagen, wo er will, so wird er Anstöße gegen Sprach- und Versbau finden. Wir wollen blos den Monolog Polyphont's (S. 11.) als Beleg unseres Urtheils anführen und das verfehlte durch größere Schrift bezeichnen.

Umsonst, du Schlaue; du bist Mutter; einst
Wirst selbst aus deinem Busen das Geheimniß
Du ziehn . . . Ach ja! Ihr Sohn, er athmet noch.
Warum sonst lebte sie? Glaubt' ich auch todt ihn,
Muß doch bey ihr ich mich verstellen. Sorglos
Kann ich vielleicht die schlaue Mutter machen,
Indem aufmerksam ich beständig laure . . .
Jedoch was frommt mein Lauern mir? bis jezt
Fing ich noch keine Botschaft von ihm auf,
Auch konnt' ich seine Freystatt nicht entdecken,
Ob fern er sey, ob nah; drum kann zu nichts
Ich mich entschließen . . . . Ich sah Meropen
Manch Jahr, zwar fröhlich nicht, doch ihren Schmerz
Verschließend, einer gleich, die hohe Rache
In ihrem Busen kocht, die nun allmählig
Zum Ausbruch reift. Vor einem Jahre wohl
Ward sie bekommert und der Kummer, den
Sie in den Herzen barg, lockt' manche Thräne
Aus ihrem Aug . . . des Sohnes Tod vielleicht? . . .
In der Messener Herz lebt noch der Vater,
Und niemals werd e ich sie ganz gewinnen.
Wenn ich mit Merope den Thron nicht theile . . .
Wie schwer bist du, o Krone, zu erhalten.

Das Original ist hier zwar treu wieder gegeben, aber man hört, daß der Uebersetzer die Sylben eher an den Fingern, als mit dem Ohre gemessen hat; der Inversionen sind zu viele; von einer, bey Alfieri so kunstreich ausgebildeten Cäsur ist in der Uebertragung nirgends eine Spur: ganz bekannte Grundsätze hinsichtlich des Hiatus, der Monosyllaben, der Scheidung der Verse u. s. w. scheinen dem Uebersetzer unbekannt. Sollte derselbe fortfahren wollen, Alfieri'sche Stücke zu übertragen — eine Unternehmung, die unsern völligen Beyfall hätte, wenn die Ausführung desselben werth würde — so rathen wir ihm, den Geist seines Originals tiefer zu erfassen, unsere bessern Dichter mit geschärfterem Ohre zu lesen und seine Arbeiten sorgfältiger zu feilen, eh' er sie in die oft zu gefälligen Druckerey sendet.

Quadratur des Kreises.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne; und nichts kann erfunden werden, daß nicht ein älterer Erfinder sich finde, der die erste Entdeckung vindicirt. Wir haben im Lit. Bl. 1823. Nr. 18. über Herrn Wanschaff's Erfindung der Kreis-Quadratur gesprochen. Herr C. A. von Gaupp in Pforzheim hat uns eine Vindication eingesendet. Er hat, schreibt er, diese Erfindung bereits in einer zu Tübingen bey Fues 18 3 gedruckten Schrift von 46 Seiten bekannt gemacht. Wir kennen sie nicht, und er hat sie nicht mit eingesendet. Aber in der Vindication beschreibt er seine Quadratur ausführlich genug. Wir können den ganzen Aufsaz nicht mittheilen, unser Raum ist zu eng, und unser mathematisches Publikum zu klein. Aber das Resultat seines Nachdenkens, so viel die Quadratur selbst (nicht die Rectification des Bogens) anlangt, trifft allerdings mit Wanschaff's Quadratur zusammen. Dieselbe Figur, wie im Lit. Bl. S. 71; und Herr v. Gaupp will unter Anwendung der Flurionen-Lehre gefunden haben, daß wirklich die Quadrateken extra circulum den Kreis-Segmenten extra quadratum gleich sind, daß $q \infty q = p \infty p$. Zur Herausgabe seiner Theorie sucht er Subscription.

Die Redaction hat in der Note S. 71. Sp. 2. angemerkt, daß das Wanschaff'sche Quadrat nichts anderes ist, als die Quadratur des regulären Zwölfecks im Kreise, folglich nicht die des Kreises selbst. Den Beweis hat sie nicht mitgetheilt; aber Herr v. G. kann ihn in der, von Kotzebue's Schatten redigirten Hekate 1823. Nr. 20. finden. Da führt ihn Pythagoras selbst im Kotzebue'schen Museum zu Tenare, und zwar mit Hülfe seines berühmten Theorems, magister Matheseos genannt. Wir halten ihn für ein unumstößliches Gebäude, und glauben nicht, daß des Herrn v. G. Flurionen dasselbe zu untergraben im Stande seyn werden.

Nro. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. August 1823.

Nicht wag' es nach nothwendigen Gesetzen,
Nach strengem Maß der unbelebten Welt
Die Kraft des Menschengeistes zu ermessen,
Die, ewig stark genug zum Widerstand,
Nur wenn sie will, dem Drucke unterliegt.

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Auf dem Gebirge fanden wir einige einzelne Soldaten, und vor Puerto Lapiche begegneten uns zwey Bewaffnete, welche die Diligence unter ihre Bedeckung nahmen. Sie liefen den ganzen Weg neben dem Wagen her, obgleich sie diesmal ihrer Mühe hätten überhoben seyn können, da die Landstraße voller Soldaten war. Auch begegneten wir dem aus fünf Landleuten bestehenden Ayuntamiento des Orts, welcher den Cortes entgegenging. Hier verließen wir die Provinz Toledo, und kamen in die nach der neuen Eintheilung genannte Provinz Ciudad Real, ein Theil der alten Mancha, dem Vaterlande des Don Quixote. Ich sah mich natürlich hier nach Windmühlen um, sah aber nur ein Paar, welche wohl schon in Cervantes Zeiten da gewesen seyn mochten. Eine kurze Strecke weiter trafen wir zwey andere bewaffnete Fußgänger, welche uns durch einige dichte Oelpflanzungen geleiteten, die in üblem Ruf standen, und kamen um halb zwölf Uhr des Morgens nach Villarte. Dieß war ehemals eine bedeutende Stadt, wurde aber von den Franzosen, wegen des Widerstandes ihrer Einwohner, in einen Steinhaufen verwandelt. Sie deckten die Dächer ab, und zerschmetterten die Mauern mit Kartätschen; seitdem sind nur wenige von den Häusern wieder aufgebaut worden. Spät des Nachmittags kamen wir nach Manzanares, einer reichen und hübschen Stadt am Flusse Azuel. Die Prozession war schon seit einigen Stunden vorüber, und die Einwohner belustigten sich mit Fischen oder gingen spazieren. Die ganze Gegend umher ist flach und wohl angebaut, nur Berge und Hügel in der Ferne schienen unfruchtbar.

Valdepenas, dessen rother Wein in Spanien so berühmt ist, fanden wir in einem Thale, welches voll Oel, Wein und Weizenfeldern war. Selbst die benachbarten Hügel waren mit grünen Pflanzungen bedeckt; eine seltene Erscheinung in Spanien. Hier empfanden wir den milden Frühling, der sich mit schnellen Schritten dem Norden näherte. — Die Stadt war voller Menschen, welche theils die religiöse Feyerlichkeit des Tages, theils die Gegenwart des Königs, welcher während der Feyertage hier rastete, hierher gebracht hatte. Der König und die Königin wohnten in einem ziemlich guten Hause; auch die Infanten und ihre Gemahlinnen hatten für die Umstände ziemlich gute Wohnungen. Im Laufe des Abends zog eine Prozession durch die Straßen, und JJ. MM., so wie die übrige königliche Familie, zeigten sich bey dieser Gelegenheit auf ihren Balkonen. Der König trug einen einfachen schwarzen Rock mit einem Stern, und sah kränklich aus. Die Königin, welche ihre Schönheit allgemein beliebt gemacht hat, hatte ein sehr gutes Ansehen. Die Menge Volk und Soldaten verursachte viel Geräusch; aber ich bemerkte keine Spur von Begeisterung, weder für den König, noch für den Gegenstand seiner Reise. — Im Wirthshaus fand ich kaum etwas anderes, als Eyer und Rosinen,

das Brod aber war sehr gut, und der Wein vortrefflich. Wir speisten gleich nach den Ministern, und waren froh, daß diese Betten in einem Privathause gefunden hatten, da wir dadurch auch welche fanden. In dem langen Gange, der nach unserer Stube führte, lagen dreyßig bis vierzig Reiter in ihren Kleidern und Stiefeln auf beyden Seiten ausgestreckt, und wir mußten beym Ein- und Ausgehen über ihre ausgestreckten Beine wegschreiten. Einer oder zwey saßen aufrecht, und schienen die Möglichkeit des Schlafes aufgegeben zu haben; einer sang ohne Unterlaß, entschlossen, daß, da er nicht schlafen könne, seine Kameraden auch nicht der süßen Selbstvergessenheit genießen sollten. Endlich ward er müde, und Soldaten und Reisende versanken in tiefen Schlummer. Wir aber mußten schon um halb zwey Uhr wieder auf, und kamen nach ein paar Stunden in das Dorf Almuradiel. Dieß ist eines der Dörfer, welche längs der neuen Straße der Sierra Morena erbauet wurden, an deren Fuße wir uns jezt befanden. Vor der Regierung Karl III. war dieses Gebirge wegen seiner zahlreichen und kühnen Räuberbanden berüchtigt; dieser aufgeklärte Monarch aber bevölkerte es mit fleißigen Menschen, meistentheils Deutschen, die er hierher geladen.

Nachdem wir durch dieses Dorf und eine Strecke von zwey Stunden über eine Reihe kleiner Hügel weggekommen, gelangten wir zu der Venta de Cartenas, wo die Sierra anfängt. — Venta nämlich heißt gewöhnlich ein allein stehendes Wirthshaus, während ein Wirthshaus in der Nähe oder zwischen andern Häusern Posada heißt. — Diese Venta besteht aus einem einzigen langen Gebäude, dessen mittlerer Theil, nebst eine der Seiten, zur Aufnahme von Fuhrwerken und Maulesel bestimmt ist; auf der andern Seite sind einige kleine Schlafstuben, eine Küche und andere Zimmer. Das Innere des Daches war beynahe gänzlich mit Schwalbennestern angefüllt, und die Vögel belebten die Einsamkeit des Ortes durch ihre unaufhörliche Thätigkeit und mit ihrem Gezwitscher. — Nach der Chokolade fuhren wir weiter und kamen bald ins hohe Gebirge, wo wir eine herrliche Straße antrafen. An einigen Stellen war eine Mauer vom Boden des Abgrunds heraufgebauet, um die Straße, die an dessen Rand hinführte, zu unterstützen; an einer andern Stelle sind die Felsen auf einer Seite weggehauen worden, um den Raum zu erweitern. Der erste Berg bildet, was man den Paß der Sierra Morena nennt. Die Straße windet sich zwischen hohen Felsen empor, ist an mehrern Stellen enge, und überall den benachbarten Kuppen so ausgesezt, daß ein paar entschlossene Guerilla-Parthien ein ganzes Heer feindlicher Truppen würden aufhalten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Während unsers Gesprächs mit dem Aufseher berichtete ihm einer der Wächter des Hauses die Ankunft eines neuen Gefangenen. „Wir haben nie etwas Aehnliches gesehen, sezte er hinzu, dieß ist der entschlossenste Bösewicht, den man finden kann. Man bemächtigte sich seiner erst nach dem kräftigsten Widerstande. Dazu brauchte man zehn Mann, von denen er drey gefährlich verwundet hat. So fest er auch in Ketten liegt, so möchte er doch noch sich fortwährend vertheidigen, und man kann sich ihm nur mit Vorsicht nähern."

„Und wo ist er jezo?" fragte der Aufseher. — „Im Vorzimmer mit dem Kerkermeister, zwey Wächtern und vier Konstabeln."

„Folgen Sie mir, sagte uns der Aufseher, ich will selbst mit diesem Manne sprechen, ihn zu beruhigen suchen, und ihm die Thorheit einer fruchtlosen Empörung begreiflich machen."

Ich werde nie das Schauspiel vergessen, das sich uns bey dem Eintritt in das Vorzimmer darbot. Ich sah einen jungen Mann von sehr schönem Wuchs, von der edelsten Physiognomie, die selbst durch die konvulsivische Bewegung einer wüthenden Entrüstung nicht ganz entstellt werden konnte. Seine feurigen Augen verkündeten eine brennende Seele. Auf der Seite über dem linken Auge hatte er eine leichte Narbe, die noch den Ausdruck seines Gesichts erhöhte. Seine dunkelbraunen Haare hoben seine weiße Farbe hervor. Seine Gestalt drückte sich mir so sehr ein, daß ich ihn malen könnte, wenn ich diese Kunst verstände.

Dem Unglücklichen waren Hände und Füße mit dicken Stricken gebunden, und er wurde von zwey Männern gehalten, die in ihrem ganzen Wesen Schrecken athmeten.

„Man binde ihn los!" sagte mit ernster Stimme der ehrwürdige Aufseher.

„Nehmen Sie sich in Acht! antwortete einer der Konstabeln. Er ist ein Wüthender, und im Stande, wenn er frey ist, das ganze Gefängniß umzukehren. Es wäre besser, ihn in diesem gebundenen Zustande in ein Gefängniß zu werfen und Hungers sterben zu lassen. Er ist ein wildes Thier, das man nie zähmen wird."

„Sprich nicht so, erwiederte der Aufseher, schmähe die Menschheit selbst in ihren bedauernswürdigsten Verirrungen nicht. Man gebe mir das Bulletin des Gefangenen!"

Der Konstabel gab ihm, der Sitte gemäß, eine Schrift, welche eine kurze Erzählung des Verbrechens enthielt, wegen dessen der Gefangene verurtheilt worden war, so wie der Umstände seines Prozesses, und eine kurze Darstellung seines Charakters, nach den eingezogenen Erkundigungen über sein früheres Leben.

Nach aufmerksamer Durchlesung dieser Schrift sagte Herr Patterson: „Heinrich Fitz-Allan, ich werde Ihre Bande lösen lassen. Versprechen Sie mir, sich jeder gewaltthätigen Handlung zu enthalten. Sie würde unnütz seyn, und Sie strengen Maßregeln aussetzen, die Sie vermeiden können."

„Ich verspreche nichts, erwiederte der Gefangene mit wildem Tone; ungerechte, barbarische Menschen, befreyt mich von dem Leben, dieß ist der einzige Dienst, den ihr mir leisten könnt!"

„Zweifeln Sie etwa an der Gerechtigkeit Ihrer Verurtheilung? Haben Sie nicht Patrice Burke, Ihren Landsmann, angegriffen; haben Sie ihn nicht in Lebensgefahr versezt?"

„Die Gesetze verweigerten mir Gerechtigkeit, deßwegen habe ich mir sie selbst verschafft; ich habe mich meines natürlichen Rechts bedient."

„Das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, ist in den Wäldern vorhanden, wo die Wilden wohnen, aber nicht in policirten Gesellschaften."

„Ich habe mein Vaterland verlassen, um eine Schmach zu rächen; ich glaubte, in dieser so gerühmten Republik die Freyheit zu finden; hier liege ich nun in Ketten."

„Das Verbrechen hat Sie dahin gebracht, die Gerechtigkeit hält Sie darin fest, die Reue kann Sie davon befreyen. Glaubten Sie denn die Freyheit zu Ausübung von Verbrechen bey uns zu treffen? Diese würden Sie weit eher unter dem Despotismus gefunden haben; nur dort kann diese bestehen."

„Ich fühlte mich zum Gebieter geboren, und nun bin ich ein Sklave."

„Ein Sklave des Verbrechens, zugestanden. Die Tugend kann diese Sklaverey lösen."

„Was wollen Sie aus mir machen?"

„Einen ehrlichen Mann, einen guten Bürger, Ihnen die gehörigen Begriffe beybringen, ehrenvolle Gefühle einflößen, die Rohheit Ihrer Sitten mildern, Sie an Ordnung und Arbeit gewöhnen."

„Was sagen Sie? Zwangsarbeit!"

„Nein; Sie werden selbst die Arbeit als eine Begünstigung verlangen."

„Niemals."

„Ehe drey Tage vergehen. Aber jetzo leiden Sie; Ihre Lage bekümmert mich."

„Beklagen Sie etwa mein Schicksal?"

„Von ganzer Seele; und ich möchte es mildern." Hier warf Herr Patterson von neuem seine Blicke auf die Schrift, sprach leise mit einem der Konstabels, kam dann wieder zu dem Gefangenen und sagte ihm mit Heftigkeit: „Unglücklicher, Sie überlassen sich der Verzweiflung, und haben eine Mutter!"

Bey diesen Worten zeigte das Gesicht des jungen Mannes eine plötzliche Veränderung. Dieser Muttername war ihm ins innerste Herz gedrungen, und, trotz aller Gegenbemühungen, schieuen sich große Thränen in seinen Augen zu sammeln.

„Macht diese Bande los, sagte Herr Patterson mit Rührung, es ist nichts mehr zu fürchten; ich stehe für Alles."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni und Juli.

Der an der Bastey, der kaiserlichen Burg gegenüber, neu angelegte Volksgarten, dessen Platz ehemals das sogenannte Paradiesgärtlein einnahm, ist diesen Sommer zum erstenmal eröffnet worden. Hier erhebt sich der Tempel des Theseus mit der von Canova verfertigten kolossalen Gruppe; ein Meisterwerk des Künstlers, so wie der Kunst überhaupt. Bekanntlich wurde sie von Napoleon für Mailand bestellt. Dem Kopfe des antiken Helden waren die Züge des Modernen eingeprägt. Diese sind nun möglichst ausgelöscht, wodurch dieser Theil der Figur, wie Kenner behaupten wollen, wohl etwas gelitten haben soll. Schon im Jahr 1805 wurde dieses Kunstwerk begonnen, doch Hindernisse zogen erst 1819 vollendet. Es ist in kararischem Marmor ausgeführt. Theseus ist in dem Moment dargestellt, wo er das Ungeheuer zu Boden geschleudert hat und nun die Keule des Periphetes schwingt, um es vollends zu erlegen, während seine Linke ihm die Kehle schon zusammenpreßt. Nicht nur die Gestalt des Helden, sondern auch das Bild des Centauren athmet die höchste Kraft, und der Ausdruck des Grimmes selbst wird durch den reinsten Adel noch gemildert. Sogar der Faltenwurf des Mantels fesselt die Bewunderung; die höchste möchte man versucht seyn, dem Centauren zuzuwenden, der niedergeworfen auf dem hintern Theil seines Körpers, noch die lezte Kraft zusammenrafft, um dem Ueberwinder zu entrinnen. Unübertrefflich ist der Ausdruck des Todesschmerzes in dem zurückgebogenen Kopfe. Krampfhaft wühlt die linke Hand in den Boden, während sich die Rechte in den Arm des Siegers krallt, der die Kehle ihm mit solcher Kraft zusammenschnürt, daß die Adern des Halses aufzuschwellen scheinen. Einer ganz vorzüglichen Beachtung ist der menschliche Theil des Centaurenkörpers, der nackte, übergebogene Rücken, werth. Das Ganze macht einen großen imposanten Eindruck. Die Bildsäule des Theseus mißt 9 Fuß, die Gruppe mit dem Piedestal 18 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite. Die Beleuchtung fällt von oben und konzentrirt sich besonders vortheilhaft auf dem Kopf des Helden. Zu bedauern ist es demnach, daß dieses Kunstwerk nicht von allen Seiten eine ganz freye Beschauung zuläßt, da der Raum etwas zu beschränkt ist. Fremde haben die Bemerkung gemacht, daß der Centauer, im Verhältniß zu dem Helden, wenn man sich ihn ganz aufgerichtet denkt, zu klein sey. Wohin versteigt sich nicht die Kritikley, und was ist der Kritik nicht unterworfen! — Der Tempel selbst ist ein getreues Abbild jenes antiken Tempels zu Athen, das Werk der edelsten Architektur. Des engeren Raumes wegen hat man nur die beyden dort befindlichen Anticellen weggelassen. Die Säulen sind dorischer Ordnung. Man zählt deren zehn an den langen, sechs an den kurzen Seiten. Die äußere Länge des Tempels beträgt 76 Fuß, die Breite 43. Da der Bau, seiner tiefen Lage wegen, in dem ehemaligen Festungsgraben beträchtliche Fundamente nöthig machte, so entstanden dadurch Souterrains, die zur Aufstellung verschiedener Alterthümer, als Sarkophage, Urnen u. dgl. bestimmt wurden. Dieß sind die sogenannten Katatomben. Ein kleines, zierliches Gebäude zur lin-

ten Seite des Tempels enthält den Eingang zur Treppe, die hinunter führt. Dem Tempel in spitzer Richtung gegenüber, in Gestalt eines Halbzirkels, zieht sich eine Kolonnade hin, worin das neu errichtete Kaffeehaus sich befindet. Sie bildet eine von 28 ionischen Säulen getragene, gedeckte Halbrotunde. Das Innere ist geschmackvoll eingerichtet und enthält Raum genug, um bey ungünstiger Witterung den größten Theil der Lustwandelnden aufzunehmen. Die Zwischenräume der Säulen sind mit großen Fenstern geschlossen. Zehn an der Rückwand glänzende Spiegel werfen das Bild der reizenden Umgegend in der Ferne zurück. Eine Hauptzierde sind die Gemälde der beyden kaiserlichen Majestäten, die drey Medaillons in der Vertiefung, wo die Conditorey angebracht ist, werden nach Basreliefs von Thorwaldsen gearbeitet. Die Gartenanlage, welche dieses Gebäude umgibt, wird aus Linden, Pappeln, Spitzahornen und Rüstern, mit dazwischen gelegenen Rasenplätzen bestehen, wobey man die reguläre Anlage der englischen vorgezogen hat, jedoch mit Vermeidung aller steifen Formen. Der Garten vereinigt sich auf der einen Seite mit dem auf der Bastey liegenden, zum ältern Kaffeehaus gehörigen Spaziergang und bleibt mit diesem in Verbindung. Auch hier versammelt sich an heitern Sommerabenden ein Theil der schönen Wienerwelt. Das Gebäude war früher ein Sommerpalais, wo sich die höchsten Herrschaften zuweilen einfanden, um die schöne Aussicht zu genießen und Erfrischungen einzunehmen. Hier bietet sich eine majestätische Aussicht dar auf den weiten Kreis der Vorstädte bis an die fernen Gebirge hin. Abends, wenn die Beleuchtung sowohl des Bastiongartens als der Kolonnade sich mit dem Schimmer des, die fernen Vorstädte und ihre Umgebung erhebenden Laternenkranzes vereinigt, gewinnen diese Anlagen einen feenhaften Charakter, und die Harmonien des neuen Orpheus von Italien schließen oft im eigentlichen Sinne die Zaubergärten der Armida auf.

Auf dem Hoftheater gab im Junius der Schauspieler Ludwig Löwe vom Hoftheater in Cassel, Bruder unserer Grazie des Lustspiels, Julie Löwe, eine Reihe von Gastrollen mit allgemeinem und ausgezeichnetem Beyfall. Er eröffnete sie mit der Darstellung des Correggio, und zeigte hier zu seinem Vortheil im Voraus den Besitz der nöthigsten Erfordernisse für den mimischen Künstler: edle Gestalt, durch frische Jugend belebt, Anstand und Würde, die oft durch eine malerische Haltung noch gehoben werden. Sein Organ ist voll und wohltönend; wenn es auch für die höchsten Momente tragischer Kraft nicht immer auszureichen scheint, so ist es doch sehr biegsam und modulationsfähig; auch weiß dieser Schauspieler mit dem glücklichsten Erfolg die intensive Kraft statt der extensiven zu verwenden. Sein Vortrag wird nur selten durch schwankende Accente gestört. Seine Begeisterung für die Kunst leuchtet unverkennbar hervor, und seine tragischen Darstellungen tragen das Gepräge einer oft tiefen poetischen Empfänglichkeit. Der Gastspieler leistete in der Entwickelung des erstgenannten Charakters, besonders am Schluß des ersten Akts, dann auch im dritten und vierten, durch Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks viel Ausgezeichnetes. Die Durchführung des Monologs nach Buonarotti's Abgang, und die Unterredung mit Giulio Romano waren trefflich. Im Ganzen der Darstellung konnte wohl eine größere Unbefangenheit und etwas mehr Passivität hervortreten. — In Peter und Paul gab dieser Schauspieler seine zweyte Gastrolle. In den komischen Parthieen der Rolle des Pauls wurde zwar der Humor zum Theil vermißt; desto besser gelang der Kontrast zwischen auffallendem Zorn und beschäftigender Gutmüthigkeit. Es zeigte sich hier, und in der Folge noch mehr, daß der Gast weniger frey im Lustspiel als in der Tragödie, am freyesten aber in dem eigentlichen Schauspiele sich bewegt. In der Darstellung des Spielers von Iffland und des Philipp Brook steigerte sich der Beyfall am höchsten. Die Leistung des Künstlers in dieser letzten Gastrolle schien den Sieg über alle vorhergehenden davon zu tragen. Im Charakter des Hugo (in der Schuld) gelang es ihm vielleicht am wenigsten, den denkenden Theil der Zuschauer zu befriedigen. Er gab ihn unstreitig mit zu vieler Weichheit, stellte zu sehr den in tiefem Schmerz und Gewissensangst versunkenen, ganz in Reue aufgelösten Verbrecher dar, dem es nicht gelingen will, sich hier und da zu seiner ursprünglichen Kraft zu erheben. Doch fehlte es besonders im dritten und vierten Akt nicht an hervortretenden Parthieen. Kunstkenner, die sich bey jeder Gelegenheit gern auf den Aristoteles berufen, fanden hier ein freyes Feld, uns ihre Kenntnisse der dramatischen Grundgesetze mitzutheilen, wofür wir ihnen bey der heutigen, immer mehr um sich greifenden, Regellosigkeit nicht genug danken können. Auch als Rodrigo in „das Leben ein Traum" war die Zeichnung in den größern, Energie erfordernden Stellen, wo die rohe Naturkraft hervorbricht, etwas zu schwach, und eine diesem Charakter nicht angemessene gezierte Haltung kannte, wenn man auch berechtigt war, Absicht darin zu vermuthen, die Billigung des aufmerksamen Beobachters nicht gewinnen. Erst im letzten Theil, wo gemäßigte Kraft und Besonnenheit vorherrschend werden, erhob sich der Gast wieder zur vollen Entwickelung seines Kunsttalentes und bewährte seine anerkannten Verdienste aufs Neue. Es ist hier noch überflüssiger als in anderen Fällen, zu erwähnen, daß der, wie anfangs schon gesagt, im Ganzen eines enthusiastischen Beyfalls sich erfreuende Gastspieler nicht nur nach jeder Leistung am Schlusse der Vorstellung mit rauschender Auszeichnung gerufen, sondern auch häufig während der Darstellung, sowohl am Ende des Akts als nach einzelnen Scenen auf gleiche Art gewürdigt wurde. Man glaubt, er werde nach Ablauf seines Kontrakts in Kassel als Mitglied des hiesigen Künstlervereins zurückkehren, denn unser Hoftheater, wiewohl es auf seiner jetzigen Kunststufe schon den ersten Rang unter Deutschlands Bühnen in der Sphäre des rezitirten Schauspiels behaupten darf, strebt immer höher und sucht das Bedeutende in seinen Kreis zu ziehen. Es sind neuerdings Einrichtungen getroffen worden, theils um diesen Zweck zu befördern, theils um der Direktion in andern Fällen die nöthige Energie zu sichern. Diese Bühne ist nun während der Ferienzeit vom ersten Juli bis zum ersten August verschlossen, und mehrere Mitglieder sind in alle Welt gegangen, nicht um den Ausspruch des Evangeliums zu erfüllen, sondern vielmehr ihre Kassen zu füllen, indem sie ihre Talente geltend machen, Andere, um ihre Gesundheitsumstände zu verbessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 190.

Delnach.

Räthsel.

Zwey Streiter sah die Welt Jahrtausende im Ringen.
Jahrtausende wird sie die Welt noch ring'n seh'n.
Nicht Schwert, nicht Lanzen diese Ungeheuren schwingen;
Nein, in des Zornes Gluth die Waffen sie verschmäh'n.
Von gleicher Nerv' und Muskelkraft durchdrungen,
Und Stirn an Stirn und Arm um Arm geschlungen,
So ringen sie. Ihr Tritt die Erde bricht.
Denn weichend stets nach Ost der Eine geht,
Weiß dieser ist und rabenschwarz der Zweyte;
Dieß eben reizt die Mächtigen zum Streite.
Bald muß der Neger sich nach Norden biegen
Und jubelnd hofft der Weiße dann zu siegen.
Bald aber hebt des Negers Kraft sich wieder
Und drückt den Hoffenden zum Süd-Pol nieder.

Nro. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. August 1823.

Wer wider göttliches Geschick ankämpfen will.
Muthvoll ist der, doch thöricht ist ein solcher Muth;
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himmlischer.
Die Trachinerinnen.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Heinrich Fitz-Allan blieb still. Die Knoten der Stricke waren so fest gewunden, daß man sie durchschneiden mußte. Hierauf sagte der Aufseher zu dem Wächter: „Sie sehen, daß die Kleidung dieses jungen Mannes in Stücke zerrissen, sein Körper mit Staub bedeckt ist, führen Sie ihn ins Bad, und geben Sie ihm eine reinliche Kleidung. Dann führen Sie ihn uns wieder vor. Fitz-Allan, folgen Sie diesem Manne, und bedenken Sie, daß Sie eine Mutter haben!“

Nach diesen mit patriarchalischem Tone ausgesprochenen Worten senkte Heinrich das Haupt, und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus.

„Er ist überwunden, sagte der Aufseher zu uns; ich habe in dieser Schrift gesehen, daß seine Mutter in New-York wohnt; ich habe sie holen lassen. Ihre Gegenwart war das lezte Mittel, dessen ich mich bedienen wollte, und es war unfehlbar. Wir hatten es aber nicht nöthig. Ich wollte wetten, daß das Herz dieses jungen Mannes noch nicht ganz verdorben ist. Man hat ihn mir als einen dem Spiel und den Ausschweifungen ergebenen Verschwender geschildert, der zu den größten Verbrechen fähig sey. Wir wollen ihn dieser Krankheit gemäß behandeln. Die gegohrnen Getränke werden ihm untersagt seyn; eine gesunde und kühlende Nahrung wird sein Blut versüßen, eine regelmäßige Beschäftigung seiner Einbildungskraft eine bestimmte Richtung geben, und vernünftiger Rath wird seinen Geist aufklären. Wir werden einen neuen Menschen aus ihm machen.“

Ich wagte nun einen Einwurf, und sagte zu dem Aufseher: „Wenn er sich aber hartnäckig weigert zu arbeiten?“

„Dieß ist noch niemals vorgekommen, antwortete Herr Patterson. Wir haben zur Ueberwindung einer solchen Hartnäckigkeit die einsame Verschließung. Sie besteht aus Zellen von sechs Fuß Länge, sechs Fuß Breite und neun Fuß Höhe. Sie sind sehr reinlich, luftig, und bekommen durch ein großes Fenster von der Höhe von acht Fuß Licht, haben aber keine andern Geräthschaften, als eine hölzerne Bettstelle, eine Matraze, Leintücher und Decken. Dort schließen wir den Gefangenen ein, der nicht arbeiten will. Er lebt daselbst ganz einsam, und sieht selbst mit dem stillen Schließer nur einmal des Tages in Verbindung, wenn ihm dieser sein Essen bringt. Nie hat ein Gefangener bey der größten Hartnäckigkeit diese gänzliche Einsamkeit und Entfernung von allem Lebenden, diese Stille, die von keinem menschlichen Ton unterbrochen wird, ausgehalten. Er bittet sich bald die Arbeit als eine Wohlthat aus. Selten sezt er sich zum Zweytenmale dieser schrecklichen Isolirung aus.“

„Zu welcher Art von Arbeit bestimmen Sie diesen jungen Mann?“

„Er wird selbst wählen. Wir haben in dem Hause Werkstätten für Weber, Tischler, Schuster und Schneider. Einige Gefangene sägen Marmor, schleifen ihn, be-

reiten Späne von Cedernholz, zerstoßen Gyps, kartätschen Wolle, klopfen Hanf. Die schwächsten, die ungeschicktesten zupfen Wolle, Baumwolle, Roßhaare, Werg. Jeder wird nach Verhältniß seiner Arbeit bezahlt. Es sollte mich wundern, wenn der neue Gefangene, der viele Kraft besizt, nicht das Tischlerhandwerk erwählen würde. Dieß ist eines von den gewinnreichsten. Hier bringt man ihn aber wieder zu uns, Sie werden ihn ruhiger und vernünftiger finden."

Heinrich Fiz-Allan kam wieder. Seine ganze Energie schien sich in seine Seele zurückgezogen zu haben, die besondere Schönheit seiner Züge war durch keine Spur von Wuth entstellt. Die Kleidung des Hauses, die er angezogen hatte, war reinlich, bequem und schicklich.

„Ich sehe Sie mit Vergnügen wieder, sagte der Aufseher, fassen Sie Muth, mein Freund, ich sehe, daß Sie erst drey und zwanzig Jahr alt sind. Sie haben daher noch eine lange Zukunft vor sich. Man sagt mir, ihr Gegner, Patrice Burke, sey außer Gefahr. Sie haben daher nur eine dreyjährige Gefangenschaft zu bestehen, und Sie können sogar die Dauer derselben durch eine gänzliche Sinnesänderung und durch ein regelmäßiges Betragen abkürzen. Ich werde Sie nicht aus den Augen lassen; der Gouverneur ist mein Freund, und er kann sein Vorrecht gebrauchen, wenn Sie sich der Wohlthat der Freyheit würdig machen."

Bey diesen Worten stürzte eine alte Frau, die Mutter des Gefangenen, in das Zimmer und in die Arme des Jünglings. Wer könnte diese Scene des Schmerzens schildern, die Klagen einer Mutter bezeichnen, die ihren Sohn zurückersteht und sein Unglück beweint? Die Rührung des Gefangenen, die bisher immer zurückgehalten war, zeigte sich nun in vollem Maße. Er vergoß Ströme von Thränen auf die grauen Haare seiner Mutter, der einzigen Freundin, die ihm noch in der Welt blieb. Unter Schluchzen drückte er sie an sein Herz. Bald darauf aber stieß er sie wieder zurück.

„Entfernen Sie sich! sagte er zu ihr. Warum folgen Sie mir überall nach? Warum sind Sie nicht in ihrer Hütte geblieben? Dort würden Sie ein friedliches Leben geführt haben. Allein ich treffe Sie immer auf meiner Spur; nirgends, wo mich das Unglück hin verschlagen hat, konnte ich Sie vermeiden. Warum haben Sie bey Ihrem Alter und Ihrer Schwächlichkeit über Meere gesezt, warum folgten Sie einem Sohne, der von seiner Geburt an dem Unglück geweiht ist?"

„Mein Sohn! mein Sohn!" Dieß waren die einzigen Worte der armen Frau.

„Kehren Sie nach Derrimore, an jenen Ort zurück, wo ich so glücklich war, und den ich nie wiedersehen werde! Leben Sie dort mit unsern guten Nachbarn zusammen, und nennen Sie nie mehr meinen Namen. Lassen Sie mich hier in Schande und Verzweiflung sterben."

„Nein, du wirst nicht sterben, rief die alte Frau aus, und ergriff die Hände ihres Sohns. Ich verlasse dich nicht mehr, ich werde über dich wachen. Ich habe dich mit meiner Milch genährt, ich habe dich an meinem Busen getragen, und du sollst mir die Augen schließen."

„Sie haben Recht, sagte Herr Patterson, es wäre Ihres Sohnes Pflicht, Ihren Muth aufzurichten, und Sie suchen ihm wieder Energie einzuflößen. Trösten Sie sich Beyde. Reden Sie Ihrem Sohne zu, gelehrig und gefaßt zu seyn. Dieses Unglück, das Ihnen unter einer so furchtbaren Gestalt erscheint, dürfte vielleicht einst für Sie Beyde eine Quelle des Glücks werden. Ich gebe Ihnen zwey Stunden zu ungestörter Unterhaltung. Nach Verfluß dieser Zeit, sezte der Aufseher, zu den Wächtern gewandt, hinzu, werdet ihr den Gefangenen in sein bestimmtes Zimmer führen, und ihm seine ersten Obliegenheiten anweisen. Heinrich, sagte der Aufseher zu dem Gefangenen, bedenken Sie, daß Sie hier unter der Herrschaft des Gesetzes stehen, daß keine menschliche Gewalt Sie derselben entziehen kann. Ihre Mutter wird Sie zweymal in der Woche besuchen; ein schlechtes Betragen könnte Ihnen allein diesen Trost rauben."

„Gott segne Sie! antwortete schluchzend die gute alte Frau. Gott segne Sie! Ich glaubte nicht, hier Mitleid zu finden."

Wir gingen mit dem Aufseher hinaus, der uns sagte: „Ich sehe voraus, daß uns der Charakter dieses Mannes viel zu thun machen wird. Es findet sich allerdings ein Grund von Empfindsamkeit in seiner Seele, aber ich fürchte, daß die Gewohnheit des Lasters und die Heftigkeit der Leidenschaften der hier zu beobachtenden Behandlung große Schwierigkeit entgegensetzen möchten. Es wäre zu bedauern; dieselben Fähigkeiten, von denen er einen strafbaren Gebrauch gemacht hat, könnten ihn unter einer andern Leitung zu einer ehrenvollen Stelle in der Gesellschaft erheben. Ich gestehe, daß mich dieser Mann interessirt, und daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren werde."

„Ich vermuthe aus Ihren Reden, sagte ich zu Herrn Patterson, daß dieser junge Mann ein Irländer ist."

„Ihre Vermuthung ist wahr, antwortete er mir; er ist zu Derrimore in der Grafschaft Clare geboren. Die gefangenen Irländer machen hier die Mehrzahl gegen andere Fremde aus. Dieß rührt daher, daß ihre Erziehung gewöhnlich vernachlässigter ist."

Nun verabschiedete ich mich von diesem würdigen Aufseher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon zu Erfurt und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurt während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bey Leipzig.

Mitgetheilt von Dr. Dorow*).

Die Einwohner der sehr mitgenommenen Provinz Erfurt hatten schon längst, und vorzüglich in dem Jahre 1813, über den schrecklichen Druck ihre Unzufriedenheit laut geäußert, und bey der in demselben Jahre eingeführten Conscription, von der dieses Land bis dahin befreyt war, brach die Volkswuth in Thätigkeiten aus; zerstörte unter andern das Haus des damaligen Bürgermeisters Weißmantel, weßhalb dreyßig Bürger arretirt, und drey, als die ersten Aufrührer, auf Befehl des damaligen Gouverneur-Generals, Ditallis, auf der Festung Petersberg erschossen wurden.

In dieser Volksstimmung kam Napoleon unvermuthet, während des Waffenstillstandes Ende Juli, Abends zehn Uhr zu Erfurt mit einem kleinen Gefolge an, stieg im Gasthof zum römischen Kaiser ab, und mißhandelte den damaligen französischen Intendanten, De Vismes, in Gegenwart vieler Menschen auf das Härteste, wegen der von ihm geduldeten Bedrückungen der Einwohner des Landes, — er erklärte: „daß er sich selbst mit der Erleichterung der Landeslasten beschäftigen wollte, und befahl, den Kammer-Präsidenten v. Resch rufen zu lassen, um mit einigen Deputirten des Landes ihm nach Mainz zu folgen. Die Deputation bestand aus dem Hofrath v. Weißenborn, General-Direktor der Accise Spönla, Post-Direktor Löber, und dem Kammer-Präsidenten v. Resch. Diese Herren erhielten eine schriftliche und besiegelte Ordre, auf Befehl des damaligen Kaisers ausgefertiget, die zum Reisepasse diente.

Die Reise wurde Tag und Nacht fortgesezt.

Gleich des andern Tages nach erfolgter Ankunft wurden die Deputirten durch einen Palast-Fourier zum kaiserlichen Palast, dem deutschen Hause zu Mainz, geführt.

Rechts wohnte die Kaiserin und links der Kaiser.

Sie wurden ohne den geringsten Aufenthalt durch den Fürsten von Neufchatel (Berthier) an die Wohnzimmer des Kaisers gewiesen, welche von zwey Kammerdienern besezt waren; der Führer klopfte mit einigen Schlägen an die Thüre, welches von innen beantwortet wurde, sogleich öffnete Napoleon selbst die Doppelthüre. Die Deputirten hatten die Nacht, als sie zu Mainz ankamen, benuzt, um eine Vorstellung aufzusetzen, worin alle Beschwerden enthalten waren. Die Vorstellung mochte über drey Bogen stark seyn.

Der Kaiser begann mit den Worten:

„Es scheint mir, als ginge es Euch sehr schlecht in Erfurt; ich habe Euch kommen lassen, um Euch zu helfen."

Nun stellte er sich, mit der Vorstellung in der Hand, mitten in das Zimmer, und las stehend, Wort für Wort, die Vorstellung laut ab.

Ein Tisch hinter ihm im Zimmer war mit Offizieren besezt, welche große Quartblätter Papier und Schreibzeug vor sich hatten.

Nachdem der Kaiser die Verstellung durchlesen hatte, sezte er sich auf einen Stuhl nieder, und ging von Neuem die Vorstellung von Punkt zu Punkt laut durch.

Der erstre Punkt betraf die Unmöglichkeit, die Garnison auf Kosten der Provinz ferner unterhalten zu können.

Hier sagte der Kaiser:

„Ihr habt recht, ihr habt zu viel ertragen, „und ich befehle: daß die Garnison künftig aus meinen Magazinen und auf meine Kosten verpflegt „werde."

Nun stand er auf und befahl einem Offizier, sogleich einen Kourier mit diesem Befehl nach Erfurt abgeben zu lassen. — Der Offizier gab darauf die geschriebene Ordre in's Nebenzimmer zur weitern Besorgung.

Nun sezte sich Napoleon von Neuem und sagte:

„Die durchpassirenden Truppen müßt ihr aber ferner „noch verpflegen, denn sonst würden meine Allirten „eifersüchtig auf Euch werden."

Er ging zum zweyten Punkt der Vorstellung über, welcher eine Verminderung der Conscription von 1000 Mann betraf. Er sagte:

„Ja, ihr habt Recht, und ich bin geneigt, eine Ver„minderung zu bewilligen — wie viel glaubt ihr, daß „solche betragen soll?"

Auf die Bemerkung: daß dieses allein von seiner Gnade abhängen könnte — sagte er:

„Wohl — ich will die Conscription um die Hälfte, „auf 500 Mann vermindern."

Hier stand er wieder auf und trat vor jeden Deputirten besonders hin, sah Jeden scharf in's Auge und fragte Jeden:

„Seyd Ihr damit zufrieden?"

Im Namen des Landes wurde gedankt, und Napoleon fertigte, wie das erstemal, einen zweyten Kourier nach Erfurt ab; beyde Couriers trafen in der Zwischenzeit von einer halben Stunde in Erfurt ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) In der folgenden Erzählung, was Napoleon über Erfurts Lage, mit der Deputation dieser Stadt, gesprochen, tritt auch der Kammer-Präsident v. Resch auf, und dieser Mann ist es, der das Material zu dieser interessanten Darstellung geliefert hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni und Juli.

(Fortsetzung.)

An Neuigkeiten wurde auf dieser Bühne gegeben: Eine Freundschaft ist der andern werth. Lustspiel in drey Aufzügen nach Vaffiard und Folvence, von Lebrün. Ein Freund wird aus Versehen für den andern, Schulden halber, arretirt, als er eben ein kleines Fest veranstaltet hat. Im Gefängniß spinnt sich ein Duell an; die zweyte Herausforderung kommt in die Hände des Freygebliebenen, und nun wird Alles offenbar. Dieser schlägt sich aus Dankbarkeit für den Arretirten — denn eine Freundschaft ist der andern werth! — Daß auch Liebesintriguen mit eingeflochten sind, läßt sich denken. Das Ganze hat Leben und Humor, lustige Scenen und einen pikanten Dialog. — Hierauf folgte als Nachspiel: Die junge Tante, von Castelli nach Melesville. Zwey junge Leute sollen einander unbekannter Weise heirathen; sie wollen aber nicht. Das junge Frauenzimmer, das sich schon im Wittwenstand befindet, gibt sich für ihre eigene Tante aus, um den Bestimmten abzuschrecken; dieser, von einem jungen Mädchen hintergangen, zieht ältere Frauen vor. Indem er nun wirklich an der verstellten Tante Behagen findet, schmeichelt er ihrer Eitelkeit, gefällt ihr ebenfalls, und Beyde werden doch ein Paar. — Dieses Spiel ist bey weitem schwächer als das vorhin genannte, allein der Schluß gelungen und eine neue Huldigung der Frauen! bleibt nicht ohne Wirkung; so ging das zweyte mit dem ersten glücklich durch. Auf die Schauspielerin, der die Tante zufällt, ist es vorzüglich berechnet, und das anziehende Talent der Löwe für das Lustspiel fand hier wieder einen vortheilhaften Wirkungskreis.

Die italienische Gesellschaft setzt ihre Vorstellungen über die bestimmte Zeit fort. Der Zulauf hat sich vermindert, weil der Sommer einen großen Theil der Bewohner der Residenz ins Freye lockt, allein die Theilnahme ist sich immer gleich geblieben. Der Tonsetzer Caraffa wurde hieher berufen, um eine neue Oper zu komponiren, die er auch in kurzer Zeit beendigt und selbst dirigirt hat. Diese führt den Titel: Abnefar, ossia: Famiglia araba. Melodramma (!) in due atti, del Signor Maestro Carafa. Dieses Werk hatte mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen; die Gesellschaft hatte sich bisher blos auf die Produktion Rossinischer Dichtungen beschränkt; mit diesen war das Publikum vertraut, der neue Komponist den Wenigsten bekannt. Außerdem ist der Text mehr lyrisch als dramatisch, bewegt sich mehr in wechselnden Gefühlen als in anschaulicher Handlung u. s. w. Der Komponist hat indeß diese Schwierigkeiten glücklich überwunden und ein günstiger Erfolg sein Werk gekrönt. Schon die Ouvertüre, die den Charakter des Ganzen auf das Treffendste ausdrückt, wurde von den Kennern ausgezeichnet. Ein Chor der betenden Araber, worin Solostimmen mit dem Tutti sehr effektvoll abwechseln, eröffnet den ersten Akt. In der vierten Scene ist ein sehr angenehmes Tanzstück eingewebt. In der sieventen glänzte Sgra. Fodor ganz vorzüglich. Ein Recitativ mit Duett und sehr effektvoll eintretendem Chor ist höchst kunstreich gearbeitet und von großer Wirkung. Diese Parthie wurde von der vorgenannten Künstlerin und Sgr. David mit höchster Virtuosität ausgeführt. Sänger und Tonsetzer wurden hervorgerufen. Das vorzüglichste Stück der ganzen Oper ist das erste Final, das sich besonders durch die originelle Behandlung des Chors auszeichnet. Der zweyte Akt bietet weniger Effekt dar, woran der Stoff selbst Schuld ist; doch können mehrere Gesangstücke zu den besten Tondichtungen neuerer Zeit gezählt werden. Eine Arie mit Chor, auf das große Talent der Sgra. Fodor berechnet, wurde mit fast beyspiellosem Jubel aufgenommen. Ueberhaupt schien die Künstlerin in dieser Oper alles Treffliche, das sie früher leistete, überbieten zu wollen. Aber auch die Aufführung des Ganzen war ein Meisterwerk zu nennen. Den glänzendsten Parthien der kunstreichen Sängerin reiht sich das heitere Final an. Die Harmonie dieser Komposition verräth durchaus eine sinnreiche Behandlung und die Melodie bildet gleichsam ein zusammenhängendes Gemälde leidenschaftlicher Gefühle. Bemerkt man hin und wieder auch Rossinische Anklänge, so verschwinden sie doch schnell und spurlos in der Eigenthümlichkeit des Ganzen. — Rinaldo d'Asti heißt ein von Sgnr. Taglioni neu in die Scene gesetztes Ballet, wozu eine alte französische Oper, wie früher zu andern Ballets, den Stoff gegeben hat. In den Hauptmomenten verräth sich die Aehnlichkeit mit einer neueren, sehr beliebten Opernrolle; doch kommt in dem mimischen Tableau Alles auf die Darstellung des komischen Charakters eines Invaliden an, den Sgnr. Salvarola aus Neapel durch seine kräftige Mimik sehr lebendig schilderte; schade nur, daß er einige Lazzi, die bey uns als abgenutzt und trivial erscheinen, zu häufig anbrachte, z. B. das gierige Verschlingen der Maccaroni! — In dem Ballet Alina oder Wahnsinn aus Liebe, trat Mlle. Berceval auf, und zeigte bedeutende Bravour. Ihre Pas sind rein, rund und kräftig, nur vermißte man die Grazie der Bewegungen und der Kostümirung, was an einer Pariser Tänzerin befremden mußte. — Der durch mehrere gelungene Balletkompositionen, unter welchen die des Alfred obenan steht, auch als Tonsetzer bekannte Graf von Gallenberg, dem ein Theil der Leitung der musikalischen Angelegenheiten dieser Bühne übergeben war, hat sich dem Geschäft entzogen.

Mit dem Theater an der Wien stand es noch vor Kurzem mißlich, und man war im Begriffe, es einige Sommermonate hindurch zu schließen, was aber das Privilegium nicht gestatten will. Indessen mußten bedeutende Veränderungen und Einschränkungen gemacht werden. Die Preise sind herabgesetzt und die Oper hat gänzlich aufgehört, so daß die Sänger jetzt nur aus dem Theater am Kärnthnerthor verwendet werden, das gut organisirte Orchester sich aber blos noch in Melodramen und anderen Instrumental-Kompositionen auszeichnen kann. Die Einnahmen fielen schon so unbedeutend aus, daß eine solche Summe selten hinreichen würde, die Kosten einer Vorstellung mancher ambulirenden Theaterdirektion zu decken. Preciosa, schon vor etwa zehn Jahren mit einer andern Komposition hier in Wien gesehen, wirkte damals wenig, obgleich die Hauptrolle gut besetzt war, und konnte, vielleicht aus demselben Grunde, dießmal bey der ersten Vorstellung kein zahlreiches Publikum herbeyziehen. Sie wurde mehrmals wiederholt, ohne daß jedoch die Kasse viel dadurch gewann. Die jüngere Tochter der Hofschauspielerin Schröder, ihrer artigen Gaben ungeachtet, ist dennoch für die Heldin dieses Theaterwerks noch viel zu schwach. Webers Musik ist, wie es sich versteht, nach Verdienst gewürdigt worden. — Die rothe und schwarze Feder, oder der wandelnde Wald, eine Zauberpantomime von dem, aus einem Kunstreiter schnell genug in einen Pantomimenmeister verwandelten Herrn Babtiste Fourlaur, hat ungeachtet ihres Pferdespektakels, der Ein- und Auszüge, der Befreyungs-Geschichte und einiger überraschenden Theaterkeups, nur Langeweile verursacht, und die rothe Feder darf sich ihres endlichen Triumphes eben nicht sehr rühmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Nr. 66.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. August 1823.

Ueber die Ausstellung in Berlin

von

Amalie von Helwig, geb. Freyinn von Imhoff.

(Fortsetzung.)

Bey der reichen Zahl lobenswerther Kunstleistungen, welche mir noch zu nennen übrig bleiben, muß ich mich nothwendig kürzer fassen, ohne jedoch damit andeuten zu wollen, daß diese, zulezt aufgezählten Arbeiten, nicht gleich ausführlicher Erwähnung würdig seyen. So gehörten unter mehreren auch die Gemälde der Herren Adam, Dorner, Heß und Wagenbauer aus München zu den anmuthigsten Zierden unsrer Ausstellung; wie ich selbst diese Arbeiten später im Palais S. M. des Königs mit großem Vergnügen sah. — Ein kleines Bild des Ersteren, worauf drey Pferde einen Wagen bergauf ziehen, ward unter andern, und mit größtem Recht, allgemein bewundert; Herr Heinrich Heß hat auf einer etwa 1½ Fuß hohen Tafel, den heil. Lukas vorstellend, welcher die Jungfrau mit dem Kinde malt, ein Gegenstück jener reizenden Abbildungen geliefert, wie sie uns die Niederländer hinterlassen, und zugleich den Gestalten die einfache Würde des Ausdrucks zu verleihen gewußt, welche man meistens an jenen Werken vermißt.

Meisterhaft ist die Behandlung des, vom hohen Fenster einfallenden Lichtes zu nennen; man glaubt die weißlichte Wand und vor ihr die in voller Beleuchtung sitzende Maria körperlich zu sehen, wie die Rosen im Glase, auf dem einfachen Tischchen. Der Ausdruck stiller Aufmerksamkeit und frommen liebevollen Fleißes ist trefflich in der Gestalt des Apostels gelungen, wie dieser, ganz in Schatten gehalten, indem er unterhalb des Fensters sizt, uns eine sinnige Künstler-Natur zeigt, deren Blüthe schon im frühen Mannes-Alter sichtbar durch die tiefe Glut des schöpferischen Geistes verzehrt ward. Das treue, wahrhaft rührende Abbild eines frommen Malers, der nur in den Gestalten seiner innern Unschuldswelt lebt. Gar angenehm überraschte es mich, dem Künstler auch auf diesem höher-geistigen Wege zu begegnen, dessen schönes Talent mich früher bereits in einem allerliebsten Bilde ergözt hatte, eine Schmiede im Gebirge darstellend, *) augenscheinlich aus der Natur genommen, und mit seltnem Geiste behandelt, wie dort die hohen steil aufsteigenden Felswände, ganz lichtlos gehalten, den Glanz des blendenden Schimmels hervorheben, der allein vom hoch einfallenden Sonnenstrahle getroffen wird, indeß nur ein ganz kleiner Raum oberhalb, uns das dunklere Blau des südlichen Himmels zeigend, die Phantasie in die Engpässe des schönen Tyrols führt, welche dem Reisenden zu dem Paradiese Italiens die Felsenpforten öffnen. Jeder Kunstfreund muß wünschen, seine Sammlung mit einer Arbeit dieser beyden Künstler zu bereichern, welche mit wahrhaft idealem Sinn die Erscheinungen der Außenwelt auffassen, indeß ihr Pinsel uns Netschers zarte Vollendung mit dessen glücklichen Farbentönen wiedergibt. Man sieht überhaupt an den Leistungen sämmtlicher leztgenannten Künstler, welchen Schatz vortrefflicher Vorbilder die Gallerie von München in sich faßt, ohne jedoch irgendwo eine Nachahmung gewahr zu werden, und so dürfte dieß Beyspiel die Bemerkung bestätigen: daß gute Muster, früh gesehen, das Talent anregen, und ihm den Weg andeuten, welcher für dasselbe passend ist, ohne darum die eigene Erfindungskraft zu ersticken, wie hin und wieder wohl behauptet worden; wenn der Geist nur stark und reich genug ist, sich frey von knechtischer Nachbildung zu erhalten. Die Welt in ihren wechselnden Gestaltungen wird dem aufmerksamen Blick stets neue Gegenstände darbieten, und keine Region der Kunst ist erschöpft für denjenigen, welcher richtig und selbstständig zu beobachten fähig ist.

So hat ein junger Berliner Künstler, Herr K. F. Schulz, in einem sehr gelungenen Bilde **) uns einen Moment aus jenem Zeitpunkt dargestellt, wo die wanderlichen, außereuropäischen Schwärme, die Kosaken, un-

*) Im Besiz des Herrn von Quandt, welches jedoch auch vielleicht von Hrn. Peter Heß seyn dürfte, der uns ein kleines Schlachtstück von vielem Verdienst ausgestellt.

**) Gegenwärtig im Besiz des Bankier Herrn J. Mendelsohn.

ser Deutschland überflutend, durch ihre abentheuerliche Gestaltung, — die Willkühr ihres Aufputzes und die, zuweilen grellen Grundzüge ihrer Eigenthümlichkeit, sich den etwas derben Benamen der Rettungs-B—ſ—n erwarben. In winterlicher Frühe zieht der Trupp durch ein Städtchen, das mit alterthümlichen Mauern umgeben, an einem kleinen Fluß zu liegen scheint; wie wir rechts in der Ferne bereits den Vortrab über die hohe hölzerne Brücke hinwegziehen sehen, welche die steilen Ufer verbindet, — indeß im Vorgrunde, bey dem engen Thore des Eingangs, die letzten des Zuges in verschiedenen Gruppen verweilen. Mehrere gefangene Franzosen in ihrer Mitte sind mit großer Treue in ihrem nationellen Ausdrucke aufgefaßt. — Wahrhaft tragisch erscheint hier die Uebermacht roher Naturgewalt über höhere Kultur, und die dumpfe Verzweiflung, die in sich verschlossene Wuth, wie die trostlose Niedergeschlagenheit, bilden scharfe Contraste gegen das instinktartige Behagen, die rohe Verschmitztheit und die befriedigte, doch ungesättigte Habgier, wie sich diese verschiedenen Motive in Geberde und Handlung jener Halbwilden unterscheiden. Wenn längst die verhängnißvolle Zeit in gestaltlosem Hintergrund zurückgetreten seyn wird, welche ähnliche Bilder vor dem scheuen Blick der Zeitgenossen vorüberführt, so kann einst dieses wohlgelungene Gemälde Zeugniß geben von den Ereignissen, die bestimmt sind, die ferne Nachwelt mit neugieriger Bewunderung anzuziehen.

Derselbe Künstler stellte in zwey geistvollen Sepia-Zeichnungen, von eigener Composition, Faust's Studierstube und die Hexenküche uns vor Augen — in der ersten tritt eben Mephistopheles als fahrender Schüler hinter dem Ofen hervor — die zweyte läßt uns diesen mit seinem artigen Lieblingsgeschlecht, den Meerkatzen, am Kaminfeuer beschäftigt sehen, indeß Faust im ersten überraschten Anschauen verloren, vor dem Zauberspiegel steht, welcher ihm Gretchens jugendliche Reize zeigt.

Einer anmuthigen Abendphantasie vergleichbar, erfreute eine Oellandschaft desselben Künstlers, die dem Blick eine weite Aussicht über Strom und Gebirge öffnend, uns die stillwehmüthige Stimmung des treuen Ritters Toggenburg theilen ließ, der vor seiner Klause, links im Vorgrunde des Gemäldes sitzend, eine männlich kräftige Gestalt im Einsiedler-Gewande, mit glücklich angedeuteter Bewegung des Innern und milden schwärmerischen Zügen, den Blick nach dem Klostergebäude richtet, das am waldigten Gipfel einer einzeln emporsteigenden Höhe ruhend, das Auge zum Mittelpunkte der Tafel zieht.

Recht viel gelungene Landschaften hätten wir zu nennen, wäre solche Nomenclatur nicht dem Leser so ermüdend, wie unzureichend für dessen Vorstellung. Doch kann ich nicht umhin, des Cyclus zu erwähnen, mit welchem Prof. Rösel in sechs Sepia-Zeichnungen uns von den rauhen Felsen des Nordens bis zu Parthenopes Feen-Gärten führte. Dieser wackere geistvolle Künstler wählte aus einem überreichen Schatz von Zeichnungen, die er auf mehrjährigen Reisen gesammelt, jene, den Charakter des Landes, wo sie aufgenommen wurden, am bestimmtesten andeutende Gegenden aus, und so sahen wir zuerst mit einem Blick vom Kulla-Gebirge in Schweden in's Meer, die wilde Größe jener Küsten, wo der Wogenschaum hoch zwischen den dunklen Klippen emporsprizt. — Hierauf folgte die Aussicht vom Ruhberge, bey Schmiedeberg in Schlesien, auf Buchwald, und die Falkenberge; eine wahrhaft deutsche Landschaft; zugleich einfach und malerisch in die trauliche Stille jener schönen Thäler und Berge lockend. Den dritten Gegenstand nannte der Künstler einen Blick in's Lauterbrunner Thal, beym Herabsteigen von der Wengern Alp. Sehr reizend war die vierte Aussicht, aus dem Garten von Champ de l'air auf die Stadt Lausanne und den Genfer See. Großartig und in den Lufttönen der Ferne meisterhaft gehalten das fünfte Bild, von Trinita dei monte in Rom genommen, gegen die Peterskirche und den Vatican hin. — Aller Zauber südlichen Lebens aber schien über die lezte Darstellung ausgegossen, die den Beschauer unter hohen, immer grünen Eichen, in den Garten des Duca di Gallo bey Neapel, neben dem Marmorbecken eines hochaufsteigenden Springbrunnens zum freyen Ueberblick der Stadt und des Meerbusens versetzend, ihm die ganze Herrlichkeit jener entzückenden Gegend mit dem Behagen genießen läßt, welches dieser Ort der Phantasie bietet, wo erquickender Schatten, dem Geflüster lebendigen Wassers verbunden, labende Ruhe und reges Leben der Natur zugleich empfinden läßt. Man glaubte, S. H. der Kronprinz werde sich diese anmuthige Bilderreihe vorbehalten. Eine Mondschein-Landschaft bey Neapel, von Dahl in Dresden, zeigte ganz die geniale Manier dieses originellen Künstlers, von dessen Leistungen ich mir vorbehalte, bald besonders Erwähnung zu thun, indem ich vielleicht alsdann im Stande bin, zugleich etwas Näheres von der merkwürdigen Bildungsgeschichte dieses frischen, eigenthümlichen Talentes hinzuzufügen, dessen Wiege Nerwegs rauhe schöne Felsenthäler waren.

Auch von Isola bella sahen wir eine anziehende Abbildung in der braven Copie des Herrn W. Ahlborn, Eleven der Akademie, nach dem Original-Gemälde des Herrn G. C. Baurath Schinkels, und nur ungern vermißten wir dießmal eine ähnliche Gabe dieses so vielseitig begabten Geistes, welcher seinen großen Oellandschaften sowohl durch reiche Werke der Architektur, als auch durch effectvolle Beleuchtung einen besondern Reiz zu verleihen weiß. Nur wenige Worte drängt es mich über ein Gemälde hier zu sagen, dessen Beschreibung ich bereits frü-

her, von Rom aus, in diesen Blättern gelesen, und das ich um so gespannter war, zu sehen, als sich bereits im Publikum mehr Stimmen dawider, als dafür erhoben hatten. Ich meine die große Landschaft des Herrn von Rhoden, in welcher derselbe, nach einer Aufgabe des kunstliebenden Herrn von Quandt, die Pracht und Fülle der Vegetation des Südens darzustellen, beabsichtigt.

Glücklicher als jene strengen Tadler, betrachtete ich mit wahrhaft großem Genuß dieses, in seltener Meisterschaft des Technischen vollendete Gemälde, dessen Einzelnheiten sowohl von dem Geschmack des Künstlers, als von einem Sinne zeugen, dem sich in der Natur jene innere geistige Bedeutung offenbart, die, wo sie in einem Werke sichtbar wird, — die höhere Weihe des Landschaftsmalers beurkundet. — Eine Felswand, welche ganz in Schatten gehalten, die rechte Seite von Rhodens Gemälde einnimmt, ist von preiswürdiger Wahrheit des Tons, und die, oberhalb durch Pinien und Lorbeerbäume einfallenden Lichter sind glücklich angebracht. Der Betrachtende genießt die Kühle des Vorgrundes zugleich mit dem Pilger, der hier am Tische sizt, welcher aus marmornen Trümmern aufgerichtet, rings am Boden mit Platten umgeben ist, deren Form und Inschriften auf eine längst versunkene Zeit hindeuten. Aus der natürlichen Grotten-Wölbung des Felsens leuchtet die Ampel des Einsiedlers hervor, der, seinen Gast zu bewirthen, mit allem beeifert, was die reiche Natur ihm bietet, und nicht als den lezten Reiz dieses Ortes entdeckt das Auge den Quell, der aus Steinspalten hervorrieselnd, zur äußersten Rechten des Bildes über Farrenkräuter in ein kleines, von dem Wasser selbst ausgehöltes Becken fällt. Dieser, in höchster Vollendung ausgeführte Theil des Gemäldes erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Darstellung Hemlings in einem herrlichen kleinen Gemälde der Boisserée'schen Sammlung, wo Johannes der Täufer neben einer Felsenquelle gesehen wird. — Das Gegenstück zu dem, mit Recht berühmten Christophorus, und, in seiner Art, demselben an Werth gleich.

Schade, daß der Wunsch des Künstlers, alle Reichthümer des schönen Landes geltend zu machen, ihn zu einem Detail verleitete, wodurch die linke Seite des Gemäldes unruhig wird, indem die Gegenstände nicht so gehörig in dem Verhältniß zurücktreten, als es der Plan fordert, worauf sie stehen.

Ueber diesen mit Weinreben, Orangenbäumen u. m. a. geschmückten Mittelgrund hinaus öffnet sich die Aussicht in die Ferne, gewiß genau, allein nicht mit jener Glut der Beleuchtung dargestellt, welche im Süden so zauberisch die Berge mit Purpur kleidet, wie die Luft selbst und nicht das tiefe Blau zeigt, welches, bekanntermaßen, einen eigenthümlichen Vorzug von Italiens Himmel ausmacht. — Möchte H. v. Rhoden die reine Anerkennung seines großen Verdienstes gern vernehmen, aber auch eben so den unpartheyischen Wunsch beherzigen: daß er künftig den Total-Eindruck, als ein Haupterforderniß der Landschaft, mehr berücksichtigen, und die geistvolle und treue Auffassung der Natur, welche seine Werke so glänzend auszeichnet, nur dazu anwenden wolle, um denselben zu verstärken, welches, nach unsrer Ueberzeugung, einzig dann geschehen kann, wenn man des Beschauers Auge nicht mit zu vielen Einzelnheiten ermüdet, und, dem Genius des Dichters folgend, einem Hauptgegenstande die übrigen unterzuordnen sich entschließt.

Nur nach diesem Grundsatz läßt sich der übertriebene Beyfall erklären, welchen vor einiger Zeit Schönbergers Landschaftsgemälde fanden, in denen, bey dürftiger Erfindung, nicht einmal verstandener Baumschlag, noch sonst ein Verdienst des Details zu finden war, die aber durch einen warmen Himmel und glückliche Wiederscheine der, von dem Künstler fast immer benuzten Wasservarthien, auf die Menge einen gewissen Sinnenzauber ausübten, den der unkundige Theil des Publikums nur allzuleicht mit wahrem Kunstwerth verwechselt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstnachrichten aus London.

Der bekannte Rutter wird nächstens seine Beschreibung von Fonthill-Abbey mit den dazu gehörigen Kupfern herausgeben. Dieses Werk wird von allen Freunden der Kunst um so eifriger erwartet, als die dort angehäuften Kunstschätze, auf deren Beschreibung Rutter lange Zeit und viele Mühe und Sorgfalt verwendet hat, leicht zerstreut werden könnten, wenn der Besitz des Hauses in andere Hände kömmt.

* * *

Eine Reihe von Kupferstichen, gezeichnet und gestochen von G. Cruikshank, als Erläuterung launiger Einfälle und Scenen, sind unter der Presse: eben so wird ein anderes Werk, nämlich Abdruck von Southwell's „Maria Magdalena's Schmerz um des Erlösers Tod" nächstens ausgegeben werden.

* * *

Die Beschreibung von Angerstein's Gallerie, an welcher John Young und verschiedene andere ausgezeichnete Künstler seit längerer Zeit arbeiten, wird eben vollendet. Die meisten diese Beschreibung begleitenden Kupferplatten sind im höchsten Grad vollendet und das Werk wird seine Verfasser eben so ehren, wie die Liebhaber erfreuen.

Indem wir dieser ausgezeichneten Gallerie alter Meister gedenken, nehmen wir Gelegenheit eines anziehenden neuern Kunstproduktes zu gedenken, zu welcher sie Veranlassung gab: wir sprechen von einer Copie der berühm-

ten Einschiffung von Claude, von Miß Pearson. Diese Dame war, wenn wir nicht irren, nicht eigentlich für die Malerkunst erzogen; allein die Geschicklichkeit, welche sie in dieser Copie eines der schönsten Gemälde von Claude entfaltete, würde jedem Mitgliede unserer Akademie zur Ehre gereichen. Wir haben gehört, es sey ein vorzügliches Gemälde; wir bekennen aber, daß wir nicht allein durch seine große Treue, sondern durch den allgemeinen Effect und den Styl des Ganzen sehr überrascht worden sind. Es ist in der That eine herrliche Uebertragung des Originals. Das tiefgrüne Meer, die stolzen Schiffe, die glorreich leuchtende Sonne, die belebte Architektur zur Rechten, das schöne Stückchen perspectivischer Landschaft und die düstern Säulen zur Linken, an denen sich die stattlichen Segel so malerisch theilen, alles das ist treu in der Zeichnung, im Tone und in dem Ensemble wieder gegeben. Kurz, eine schöne Frauenhand hat uns mit einer Copie beschenkt, die ganz und gar der vielgerühmten Einschiffung Claude's würdig ist, und das man wenigstens eben so gern beschaut, als man andere des Genusses theilhaftig werden lassen möchte, den die Beschauung gewährte.

* * *

Folgende Kritik über Thomas Lawrence's Gemälde, Georg IV. vorstellend, verdient einen Platz in dem Kunstblatt, da es in kurzen Worten das, wie uns scheint richtigste, Urtheil über dieses Gemälde ausspricht: „Man hat schon viel oder zu viel über dieses Gemälde gesagt, welches für das beste von Th. Lawrence, dem Präsidenten der königl. Maler-Akademie, gehalten wird und in H. West's Behausung zu sehen ist. Die Composition ist gut und die Treue, die Aehnlichkeit, die glänzende Farbengebung und die Zierlichkeit, mit der dieser Künstler zu arbeiten pflegt, verdienen alles Lob. Aber die Zeichnung ist nicht genug studiert, und ihre Theile nicht genugsam durchdacht: die Formen sind ein wenig zu unbestimmt; die Knochen, Muskeln u. s. w. (was die Franzosen in der Malerey les dessous nennen) sind nicht genug angedeutet. Dieser Fehler, dessen sich die englische Schule im Allgemeinen zu Schulden kommen läßt, hat seinen Grund in der Nachlässigkeit der Ausführung um einer zu ausschließlichen Bemühung willen, den Ausdruck der Idee hervorzuheben."

* * *

Ein Maler, Namens Lissett, ist eben von Neu-Südwallis zurückgekommen, wo er seit acht Jahren beschäftigt war, eine Reihe schöner Zeichnungen der sehr malerischen Scenerie jener Gegend zu fertigen. Unter diesen ist eine große Zeichnung von Hobarts Town, die bewundernswürdig ausgeführt ist. Die anziehendste seiner Leistungen ist aber eine ausgedehnte panoramische Ansicht vom Derwent-Flusse, welche gegen 30 Meilen seines Laufes umfaßt und durch die Inseln, wie durch die Menge der Ansiedlungen an den Ufern des Stromes eine reiche Abwechselung darbietet. Der Künstler wird wahrscheinlich eine Sammlung dieser Ansichten herausgeben und das Panorama auf einem großen Blatte für die Ausstellung vollenden.

* * *

Sir John Leicester's Gallerie war sehr besucht. Das schöne Wetter hat diese Ausstellung sehr begünstigt. Der Unternehmer verdient den Dank jedes Vaterlandsfreundes für die uneigennützigen Opfer, welche er der Beförderung der englischen Kunstschule bringt und für die geschmackvolle Auswahl, mit welcher er das, was ihren Genius ehrt, zu sammeln weiß.

Adrian.

Stuttgart.

Unter den neuern Arbeiten der hiesigen jungen Künstler, welche sich des Glückes erfreuen, unter unseres verehrten Dannekker's Auge und Leitung sich zu bilden, glauben wir hier einer über vier Fuß hohen und eben so breiten, in Kreide-Manier ausgeführten Zeichnung von Hrn. Gutekunst gedenken zu dürfen, welche Silvan und den jungen Cyparissus darstellt. Der Gegenstand ist einfach. Silvan sizt auf einem Felsstück und beugt sich tröstend und theilnahmvoll über Cyparissus, seinen Liebling, welcher, sein von Silvan getödtetes Hirschkalb im Schooße, in düstern dumpfen Schmerz verloren ausblickt. Die Zeichnung läßt im Ganzen wenig zu wünschen übrig; die Züge der beyden Figuren sind ausdrucksvoll, ihre Gestalten richtig kontrastirt, wahr und lebendig gehalten. Wald, Laubwerk und einige lichte Himmelsflecke im Hintergrund sind mit großer Sorgfalt ausgeführt. Möge unsere Anerkennung sehr merkbarer Fortschritte in dem Bestreben des jungen Künstlers denselben ermuntern, ernst und freudig auf dem glücklich betretenen Wege weiter zu schreiten und die Hoffnungen nicht zu täuschen, welche wir von seinem Talent und seinem Fleiß hegen zu dürfen Ursache haben. D...n.

Anfrage.

In v. d. Hagens Briefen in die Heimath, Breslau 1818. Bd. 1. S. 109 wird eines in der Münchner Bibliothek aufbewahrten alten Schnitzwerks erwähnt, die Liebesgeschichte eines Minnesingers darstellend, mit der Bemerkung, daß Bibliothekar Scheerer solches in Abbildungen mit Erläuterungen bekannt machen werde. Ist seitdem diese Bekanntmachung erfolgt? oder ist sonst irgendwo eine Beschreibung jenes Kunstwerks zu finden?

Nro. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. August 1823.

Denn die Obryser hatten einen, dem in der persischen Monarchie ganz entgegengesezten, Gebrauch eingeführt, nämlich eher zu nehmen als zu geben.

Thucydides.

Napoleon zu Erfurth und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurth während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bey Leipzig.

(Fortsetzung.)

Nun sezte Napoleon sich wieder und überlas den dritten Punkt der Vorstellung. Er betraf die Bezahlung der unermeßlichen Forderungen an Frankreich, und die Schulden.

Napoleon sagte mit fester und starker Stimme:

„Ich werde Erfurth behaupten!" Mit gleicher Heftigkeit sagte er weiter: „Ich werde Erfurth zur ersten und bedeutendsten Festung in Deutschland machen, — mit leiser Stimme — und Ihr sollt glücklich, und Euer Land der glücklichste Winkel in Deutschland werden. Ich verlange Euer Geld nicht — arrangirt Euch, wie Ihr könnt — Eure Schulden werde ich aber bezahlen.

„Ich unterscheide aber die Staatsschulden, sowol die ältern als die neuen, — diese werde ich bezahlen. Die städtischen und Kommunal-Schulden müssen die städtischen und Kommunal-Fonds übernehmen, die Privat-Schulden oder die Forderungen der Kosten für Verpflegung der Lazarethe ꝛc. ꝛc. will ich folgendermaßen vergüten:

„Ich werde Bons d'Erfurth machen lassen, und werde alle Domänen der Provinz Erfurth öffentlich verkaufen. Mit den Bons d'Erfurth werde ich alle diese Forderungen, welche über fünf Millionen Franken betragen, bezahlen lassen, und bey dem Verkauf der Domänen können die Inhaber der Bons d'Erfurth kaufen und damit bezahlen. Reicht der Erlös aus den Domänen von Erfurth nicht zu, so gebe ich noch mehrere von Westphalen her. Ich werde meinen Kronschatzmeister, l'Abbedoullirie, nach Erfurth schicken, um diese Operation auszuführen."

Dieser Mann ist auch wirklich nach Erfurth, gleich nach der Deputirten Abgang von Mainz, gekommen, und ihm mußten alle Nachweisungen dieserhalb gegeben werden.

Weiter sagte Napoleon:

„Ich will, daß Ihr glücklich seyd. Eure Fabriken haben sehr gelitten, ich will Euch den Verkauf Eurer Fabrikate und Waaren in Frankreich und Italien gestatten, Ihr sollt eine Deputation nach Paris sogleich abgehen lassen, und ich werde den Grafen Defermont instruiren, damit Ihr diese Vergünstigung erhaltet."

Dieses ist denn auch durch den General-Accise-Direktor Spönla und Kaufmann und Fabrikanten Rothstein, welche als Abgesandte nach Paris gingen, bewirkt worden.

Napoleon fuhr fort über den ferneren Inhalt der Vorstellung zu sprechen; doch muß ihm dieses zu ermüdend geworden seyn; indem er über zwey Stunden auf diese Weise mit den Deputirten sich besprach — sagte er:

„Doch Ihr seyd Deutsche, Ihr kennt vielleicht meine „Absicht nicht ganz, Ihr könnt sie nicht genau ver„standen haben, Ihr scheint mir auch nicht ganz von „Menschenfurcht frey zu seyn, (weil ***** stets er„schrocken zusammenfuhr, wenn Napoleon ihn ansah,) „besonders gegen meine Soldaten, wovon Euer Un„glück mit herrühren kann — ich will Euch daher ei„nen Mann bestimmen und kennen lehren, der wei„ter mit Euch sprechen und Euch unterrichten soll, „wie Ihr ohne Menschenfurcht künftig Euch zu betra„gen habt, damit Ihr nicht wieder mißhandelt wer„det."

Hier gab er Ordre, ohne den Deputirten den Mann zu nennen, denselben einzuführen, und ging, bis dieser ankam, im Zimmer auf und ab, ohne weiter zu sprechen.

Es erschien hierauf der Präfekt des Donnersberges, Chambon St. André, und der Kaiser gab ihm die Vorstellung und redete sehr lebhaft in einiger Entfernung mit ihm, so daß nichts genau zu verstehen war. Hierauf trat der Präfekt mit dem Kaiser näher zu den Deputirten, las die Vorstellung nochmals laut ab, und wiederholte, was der Kaiser bereits gesagt hatte, jedoch weitläufiger, so daß dieser Vortrag wohl noch eine ganze Stunde dauerte. Hierauf wurden die Abgesandten mit dem Befehl, Morgen früh zehn Uhr wieder zu kommen, entlassen.

Der Präfekt nahm sie aber mit sich in seine Wohnung, deren Inneres darauf hindeutete, daß der ehemalige Bischof ein Cyniker seyn mußte. Er machte gleich beym Eintritt folgende Bemerkung:

„Bedenkt, wie viel der Kaiser für Euch thun will, „nehmt Euch wohl in Acht, widersprecht ihm nicht zur „Unzeit — denn Ihr könnt Alles eben so schnell wieder „verlieren. Stellt Euch vor, als wenn Ihr einen Aal in „der Hand festzuhalten gedächtet — bey der geringsten Be„wegung entschlüpft er Euch."

Hierauf gab der Präfekt die Plane der Organisation der Provinz den Deputirten zu erkennen, und berathete sich mit denselben, wie er sagte, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, um ihm den Plan nachher vorzulegen. Er gab ferner zu erkennen: daß des Kaisers Wille sey, daß die Erfurther weder von seinem Militär, noch von den Behörden sich sollten mißhandeln lassen, wodurch sie seither so viel gelitten, und daß er beauftragt sey, die Deputirten zu unterrichten, wie sie sich bey solchen Gelegenheiten zu verhalten hätten.

„Um Euch dieses zu lehren, muß ich Euch ein Beyspiel „von mir selbst anführen, welches sich zwischen mir und „den Kommandeurs eines Korps von 24,000 Mann zuge„tragen, die ungefähr vor vierzehn Tagen unvermuthet „wie eine Bombe zu Mainz eintrafen." (Die Namen der Generale waren nicht zu erfahren, ein Marschall war aber dabey gewesen.) „Diese Truppen wollten in der „Stadt einquartirt, und von den Bürgern mit den Pfer„den verpflegt seyn. Ich lehnte dieses Verlangen Anfangs „ganz ruhig ab, da man aber zudringlicher wurde, ver„wies ich auf die Magazine, welche damals nicht hinrei„chen mochten, und daher mit Oekonomie eingetheilt wer„den mußten. Der Marschall ließ mir sagen, wenn ich „nicht Fourage und Lebensmittel bey den Bürgern ver„schaffen würde, so würden sie selbst zu mir kommen, und „beydes bey mir holen. Ich ließ ihnen antworten, daß „ihnen solches zu thun frey stünde.

„Es war Nachts gegen eins bis zwey Uhr; ich lag in „meinem Bette, was Sie hier sehen" — er zeigte das Bett im Nebenzimmer — „der Marschall und einige Generale „stürmten in mein Zimmer mit Heftigkeit ein, und ver„langten augenblicklich Fourage und Lebensmittel bey den „Bürgern. Ich erhob mich ganz gelassen von meinem La„ger in die Höhe, kehrte den brausenden Herren meinen „..... zu, und denselben mit der Hand klopfend sagte „ich: Sehen Sie hier Fourage? Sehen Sie „hier Lebensmittel? Ich hatte Ruhe, die Herren „gingen fort, und ich habe sehr ruhig geschlafen. Seht, „so solltet Ihr es auch machen; der Kaiser will es „haben!"

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Die Straße über die Sierra Morena geht jeden Augenblick aufwärts, und da sie über die Gipfel wegführt, so folgt sie so viel wie möglich ihren natürlichen Windungen, so daß an manchen Stellen eine bedeutende Strecke weit zwey Theile derselben einander gleich laufen. Die Höhe ist so groß, daß Reisende und Fuhrleute, die wir eben auf der untern Straße verlassen hatten, plötzlich die Hälfte ihrer natürlichen Größe verloren zu haben schienen. Es war noch immer Morgendämmerung, und hier und da erblickten wir eine Anzahl Männer, welche um Feuer her saßen oder schliefen, die in den Felsenvertiefungen brannten. Wir erfuhren bald an den Werkzeugen, welche neben ihnen lagen, und an der früheren Thätigkeit einiger ihrer Gefährten, daß sie hier waren, um die Straße für die Ueberfahrt des Königs auszubessern. Wo der Weg rauh war, überstreuten sie denselben dick mit Erde, und brachen alle hervorstehenden Steine weg, wodurch der kränkliche Monarch geschüttelt werden könnte. Als die Sonne aufging, sahen wir mehrere Haufen Männer auf diese Weise beschäftigt, und begegneten ihren Weibern und Kindern, welche auf Eseln zu ihnen ritten, und ihnen Speise für den Tag zuführten. Zuweilen war die Mutter mit zwey Kindern auf einem Esel zusammengedrängt, das

eine mit dem Speisekorbe, das andere mit dem Weinschlauche, und das dritte zur Gesellschaft der Andern, oder vielleicht auch, weil es sich fürchtete, allein zu Hause zu bleiben. Auch begegneten wir auf diesem Gebirge mehreren hundert Eseln, welche Oel in Schläuchen trugen. Für diese Thiere gibt es Nebenpfade, welche den Weg abkürzen, wo die Straße eine Wendung nimmt. Wir wären einmal beynahe verunglückt, als unsere Thiere, während der Postillon zu Fuße ging, einen solchen abschüssigen Pfad einschlugen; nur die zeitige Dazwischenkunft des Mayorale rettete uns.

Nachdem wir zwey bis drey Stunden aufwärts gefahren waren, kamen wir endlich über die höchste Spitze des Gebirges, und wechselten die Pferde bey einem andern neuen Dorfe, Namens Santa Elena. Hier, und schon einige Zeit früher, ehe wir heraufkamen, waren die Berge grün mit Gesträuche und Gras: in der Nähe des Dorfes wuchsen Getreide und Bohnen in Menge. Die Lage des Orts ist entzückend, und die Luft balsamisch. Die Aussicht von hier aus auf das niedere Gebirge und dessen grüne Thäler und das ferne Gebirge von Granada ist herrlich.

Wir erreichten Carolina um halb 12 Uhr des Morgens. Der Eingang ist zwischen zwey Thürmen, die Straßen sind breit, und eine derselben mit schönen Bäumen eingefaßt, welche kleine Gärten einschließen, die sich vor den Häusern befinden. Die Bäume waren alle belaubt und voller Vögel, und die Altanen mit Blumen geziert. Der Konstitutionsplatz ist groß, und die Stadt und ihre Umgebung von den angenehmsten, durch welche wir gekommen waren. An dem Hause, welches zum Empfange des Königs zubereitet war, hatte man eine Menge irdene Lampen mit Lehm an die Mauer befestigt. Die Miliz schlenderte in der Erwartung des Monarchen auf den Straßen umher. Die Beamten waren in ihrem besten Staate. — Wir hörten hier die angenehme Nachricht, daß eine Menge Räubereyen auf der Straße begangen worden, unter andern an den Abgeordneten Saavedra und Galiano, welche 15 Unzen Gold verloren.

Um sieben Uhr des Abends erreichten wir Andujar, eine bedeutende Stadt am Guadalquivir, in einer fruchtbaren Gegend. Eben zog eine Prozession mit Wachskerzen und Musik der Kirche zu. — Man findet in dieser Gegend eine Erde, woraus man Krüge verfertigt, die im Sommer das Wasser eiskalt erhalten. — Hier sahen wir die ersten weiß angestrichenen Häuser. Das Haus, welches für die Aufnahme des Königs bestimmt war, war wie das zu Carolina mit Lampen beleht. — Während wir zu Nacht aßen, kam der Postmeister zu uns, und erzählte uns, wie man ihm vor ein paar Tagen einen Streich gespielt habe. Es kam nämlich ein Herr vors Posthaus gefahren, der nach ihm fragte. Sobald er erschien, sagte der Fremde zu ihm, er sey ein Abgeordneter auf seinem Wege nach Sevilla, und sey bey Andujar all seines Gepäckes und Geldes beraubt worden, weßwegen er ihn um 80 Thaler bitte, um seine Reise fortsetzen zu können, die Regierung, meinte er, werde ihn für seinen Verlust entschädigen; für jetzt aber würden 80 Thaler genug seyn. Der Postmeister, durch die glatten Reden hintergangen, gab das Geld, und am folgenden Morgen erschien der Abgeordnete, dessen Namen der erstere angenommen — der nichts als ein Betrüger war.

Wir verließen Andujar um zwey Uhr und fuhren durch eine fruchtbare Gegend nach Carpio, wo wir Chokolade tranken. Auf dem Wege sahen wir manche schöne Landsitze auf den Abhängen der Berge. Kamen über die Brücke von Alcolea, welche über den Guadalquivir führt, aus 24 Bogen besteht und aus schwarzem Marmor erbaut ist. Dieser ist zwar ungeglättet, dennoch ist die Brücke ausnehmend schön.

Um halb ein Uhr kamen wir nach Cordova *). — Es war nicht ohne große Erwartungen und Gefühle der Hochachtung, daß ich mich dieser alten Stadt näherte, dem Geburtsort eines Seneca und Lucan, dem Lieblingssitz der Wissenschaften, Künste und Kriegskunst zu einer Zeit, wo sie auf der übrigen Halbinsel Fremdlinge waren. Hier sollte ich auch den berühmten Dom mit seinen 360 marmornen Pfeilern sehen, welcher zu den Zeiten der Mauren für einen andern Gottesdienst errichtet worden war. Die Lage der Stadt am Fuße höher, mit Gärten und Landsitze verzierter, Berge, und an den Ufern des Guadalquivirs erinnerte an ihren ehemaligen Handelsreichthum und ihre einstige Thätigkeit; im Innern aber fanden wir nur enge Straßen mit verfallenen Häusern. Sie soll indessen noch immer einige Bänder-, Seiden- und Hutfabriken besitzen. Das Cordovan-Leder wurde ehemals selbst in England geschätzt; aber selbst auch dieser Handelszweig ist, glaube ich, beynahe zu nichts herabgesunken. Die Bevölkerung, welche ehemals 30,000 Seelen betrug, besteht jetzt nicht aus mehr als 10,000, dennoch hat die Stadt noch ein lebhaftes Ansehen. In dem Dom fand ich mich getäuscht. Ich hatte erwartet, hohe Säulen zu finden, welche Gänge bildeten, die durch ihre Erhabenheit die Andacht hervorriefen. Ich fand aber ein viereckigtes Gebäude mit dicken hohen Mauern von außen, die dem Gebäude mehr das Ansehen von einem Gefängnisse als von einem Gotteshause gaben. Beym Eintritt durch eine ihrer siebzehn Thüren fand ich, daß das Innere aus neunzehn Schiffen besteht, welche durch Marmorsäulen gebildet werden, die vielleicht von obengenannter Zahl seyn mochten, aber von unbedeutender Höhe und mit dem übrigen Gebäude in keinem Verhältniß stehen. Je zwey von den Pfeilern trugen einen aus hellfarbigten Backsteinen gebildeten Bogen und über diesem war nach einem leeren Raume ein anderer Bogen, welches, meiner Meinung nach, dem Ganzen ein verwirrtes und geschmackloses Ansehen gibt. Indessen scheint es, daß die Moschee von Cordova in ihrem ursprünglichen Zustande schöner und reicher verziert gewesen als es die jetzige Kirche ist. Vor ungefähr fünf oder sechs Jahren entdeckte man zufällig eine maurische Kapelle, welche seit Jahrhunderten vermauert gewesen war. Die Decke und Wände derselben sind reich vergoldet, und mit

*) Es ist vielleicht von einigem Interesse für den Leser, der den vorigen Jahrgang des Morgenblatts zur Hand hat, die im Juni und Juli unter dem Namen: „Allerley aus Spanien" enthaltene Beschreibung von Cordova, von einem jungen Deutschen mit dieser zusammen zu stellen. So verschieden wirkt derselbe Gegenstand auf verschiedene Individualitäten!

arabischen Inschriften verziert. Der Fußboden ist von herrlicher Mosaik. In einigen andern der kleinen Kapellen bemerkte ich einige gute Gemälde. Der Hochaltar so wie das Chor sind wahrhaft prachtvoll. Neben der Kirche befindet sich ein schönes Patio von Pomeranzenbäumen mit mehreren Springbrunnen geziert.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

(Beschluß.)

In der Erwartung des Wiedererscheinens der alten geistlichen Korporationen, ohne welche es, wie einige Blätter dieser Parthey versichern, unmöglich ist, die Jugend umzumodeln, sieht man allerhand vorbereitende Gesellschaften erscheinen. Von der seit einigen Jahren vorhandenen sogenannten Gesellschaft der Bonnes lettres, welche ausschließlich den guten Geschmack in der Literatur und die ächten Grundsäze in der politischen Moral zu behaupten wähnt, im Grunde aber nur blinden Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen sinnliche und übersinnliche Herrschaft predigt, ist bereits mehrmals Meldung geschehen. Weil sie von den jezigen Ministern unterstüzt wird, so hat sie dadurch einiges Gewicht erlangt; da man nun aber immer noch nicht den Geist der Jugend genug beherrschen kann, so hat man mit dieser Société des bonnes lettres neu gebildete Vereine von Jünglingen in Verbindung gesezt, wovon der eine Gesellschaft der guten Studien und der andere Gesellschaft der literarischen Studien heißt. Natürlich fehlt es in keinem dieser beyden Vereine an Lobreden auf das moralische Prinzip, wies die Ultras verstehen. Bisher ist aber damit ihr System wenig gefördert worden. Eltern, welche zu dieser Parthey gehören, oder die nöthig zu haben glauben, sich der herrschenden Parthey zu empfehlen, schicken ihre Söhne zu solchen Vereinen hin: die andern nicht; somit bleiben die Sachen so ziemlich beym Alten. Soviel sieht man hieraus, daß selbst diejenigen, welche so ängstlich alle Vereine abschaffen, die nicht in ihrem Sinne gehalten werden, und alles mögliche thun, um die Bürger getrennt von einander zu halten, im Grunde doch die Nothwendigkeit der Vereine als Mittel, den Gemeingeist zu befördern, wohl einsehen und sich selbst derselben gern bedienen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Dieser Vereinigungs- und Verbindungsgeist ist ein solches Bedürfniß in einem konstitutionellen Staate, wie Frankreich, daß selbst neulich in der öffentlichen Sitzung der königl. Ackerbaugesellschaft, bey welcher der Minister des Innern den Vorsiz hatte, der Generalsekretär den Mangel an denselben als ein großes Uebel beklagte. Ich will die Stelle hieher sezen, da sie zum Belege einer wichtigen Wahrheit dienen kann. Der Generalsekretär sprach eben von der Anlegung der Kanäle, die am besten als Privatunternehmen gedeihen; hiezu wollen sich aber die Franzosen nicht verstehen, so lange als sie keinen sichern und freyen Gang an der konstitutionellen Regierung bemerken; „Wir haben, sagte der Generalsekretär, nicht ohne Bedauern gesehen, daß ungeachtet der wiederholten Versuche des Ministeriums und ungeachtet der Bemühungen des Herrn Becquey, unsers Kollegen, (Generaldirektors des Brücken- und Wegebaues) nur ein einziger Kanal Aktionäre gefunden hat, welche sich anheischig machen, gegen den zeitigen Genuß der Einkünfte die Unkosten und die Ausführung der Arbeiten zu unternehmen. Alle andere Kanäle werden mit Hülfe zweckmäßiger, bereits zugesicherter Anleihen, von der Obrigkeit verfertigt werden müssen. Diese Verfahrungsart, wozu man nur gezwungener Weise seine Zuflucht genommen hat, verspricht zwar mehr Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit in den Arbeiten; aber es beweist, daß der Verbindungsgeist in Frankreich unglücklicher Weise noch weit von dem Punkte entfernt ist, worauf er nach den Bedürfnissen des Ackerbaues stehen sollte, und überall fehlt er, wo ihn die Fortschritte des Ackerbaues erheischen; überall sehen wir, wie Lokalunternehmungen, deren Wichtigkeit außer Zweifel ist, und welche bedeutenden Vortheil gewähren würden, unausgeführt bleiben, entweder weil die Theilnehmer beständig auf die Dazwischenkunft der Regierung harren, oder weil sie nicht gerne Vorschüsse thun mögen, oder weil Mangel an Unterricht und besonders an Aufmerksamkeit sie verhindert, den daraus erwachsenden Vortheil richtig zu berechnen. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß die meisten Zufälle, welche den Landleuten zustoßen, die meisten Verluste und Widerwärtigkeiten, die sie erleiden, daher rühren, weil sie die Vortheile des Verbindungsgeistes nicht gehörig zu schäzen wissen. Man sollte glauben, die Landeigenthümer und Landbauer seufzten unter dem Joche eines eisernen Geschickes, dem sie sich nicht einmal zu entziehen wagten. Wenn sie das Zehntel des Betrages ihres winterlichen Verlustes an Pferden und Wagen zusammen legten, um die Nebenwege auszubessern, die sie zu befahren haben; das Zehntel des Betrages des, durch Ueberschwemmungen verdorbenen, Futters und Einsaat würde hinreichen, um die Wässer in ihrem Bette einzuzäunen und die Felder gegen Verheerungen zu schüzen. Jeder Landinhaber steht allein, leidet und wagt es nicht, gegen Hindernisse anzukämpfen, welche durch die Vereinigung der Bemühungen aller Interessenten so leicht gehoben werden könnten. Wollten die Landeigenthümer sich untereinander verständigen, so würden sie ihren wahren Vortheil kennen lernen, zu einträglichen Vorschüssen geneigt werden und nicht mehr durch die oft so nichtige Furcht, für Andere zu arbeiten, zurückgehalten werden. Die Pflanzungen würden geschont, die Wege unterhalten, die Flußbette eingedämmt, die Versandungen aufgehoben, die Bäche und Gräben gereinigt, die Gemeinweiden verboten, schädliche Pflanzen und verheerende Thiere ausgerottet und nüzliche Austauschungen veranstaltet werden. Das Vereinzeln im Landbaue ist eine Quelle von Elend; eine der Verbreitung würdige Wahrheit ist, daß alles Gute, was ein Landmann durch seine Arbeit oder durch seine Beyträge zu Gunsten seiner Nachbarn befördern hilft, ihm in der Folge selbst zu gut kommen wird. Mehrere im Laufe leztern Jahres eingeschickte Bemerkungen dienen alle zum Beweise, wie schwer der Verbindungsgeist zu erwecken ist und wie wünschenswerth es ist, daß sich derselbe allgemein verbreiten möge." Gesezt, ein freymüthiger, einsichtiger Landmann hätte der Sizung, wo über den Mangel an Gemeingeist so geklagt wurde, beygewohnt; er würde aufgestanden seyn und ungefähr folgendes erwiedert haben: „Alles, was Sie so eben bemerkt haben, Hr. Generalsekretär ist völlig richtig und es freut mich sehr, daß es der Minister mit angehört hat: aber nicht uns, sondern das herrschende System müssen Sie anklagen. Als vor einigen Jahren der freye Konstitutionsgeist die Volksmasse zu durchdringen anfing, da zeigten wir, so wie die andern Klassen der Gesellschaft uns bereit, uns zu vereinigen und zu verständigen; die Wichtigkeit des Associationswesens ward allgemein von uns gefühlt; wir traten zusammen, um unsre nächsten Angelegenheiten zu befördern: allein Alles dieses hat aufhören müssen; man trennt uns jezt, anstatt uns zu vereinigen. Wollen wir Vorstellungen wider Mißbräuche einreichen, so beschuldigt man uns böser Absichten. Wir dürfen unsere Landbehörden nicht selbst wählen; diejenigen, die man uns vorsezt, können sich oft nicht mit uns verständigen. Man redet uns von allerley veralteten Anstalten zu, die uns nichts angehen; man erschwert den so nüzlichen Unterricht unserer Kinder: man mengt sich in alle unsere Angelegenheiten. Wo sollten wir den Muth hernehmen, uns zu nüzlichen Unternehmungen zu verbinden?" Dg.

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. August 1823.

Dichtkunst.

Loves of the Angels (Liebe der Engel.) A Poem. By Thomas Moore. 8. 1823. London.

Heaven and Earth (Himmel und Erde.) A Mystery. By Lord Byron. 8. 1823. London.

Es ist seltsam, daß zwey so reichbegabte und zu gleicher Zeit so charakteristisch verschiedene Dichter wie Moore und Byron denselben ungewöhnlichen und, wie man versucht seyn möchte anzunehmen, fast unbehandelbaren Stoff zu poetischen Darstellungen wählten. Aber der Geist weiß sich jedes Stoffes zu bemächtigen und ihn in das Gebiet der Dichtkunst herein zu ziehen. Wir dürfen den Leser im Voraus versichern, daß von dem speculativen Umgreifen, welches in dem Mysterium, Kain überschrieben, so vielen Anstoß und Aergerniß gab, in dem vorliegenden Erzeugniß Lord Byron's nichts oder doch fast nichts zu finden ist; und daß Thomas Moore in seinem neuesten Gedichte sich in den strengsten Grenzen des Schicklichen gehalten hat. Es ist nichts zweydeutiges darin, als der Titel. Die erste dieser zwey ungewöhnlichen Erscheinungen wird gelesen werden, ohne daß der oder die Frömmste auch nur Ein Mal Ursache hätte, die Stirne zu falten, und die zweyte, ohne die Wange der Bescheidenheit zu röthen. In Betracht der Natur des Gegenstandes und des Charakters der beyden Dichter ist dieß ein großes und seltenes Verdienst. Vielleicht sahen sie sich dem Rande des Abgrundes so nah, daß sie fürchteten, in den „zehn tausend Klaftern tiefen" Schlund zu stürzen, wenn sie auch nur Einen falschen Schritt thäten. Welcher Ursache aber diese vorsichtige Zurückhaltung und Selbstverläugnung zugeschrieben werden muß; wir wissen es ihnen Dank, uns eine moralische Abhandlung erspart zu haben, die man in kritischen Darstellungen nicht liebt und den Kathedern und Kanzeln der Moral-Philosophen überläßt.

Moore unterrichtet uns in seiner Vorrede, daß er die Erscheinung seines Gedichtes einigermaßen beschleunigt habe, um dem Nachtheil auszuweichen, mit seinem Werke nach dem seines Freundes Lord Byron zu kommen, oder, wie er sinnreich sagt, „durch eine frühere Erscheinung am literarischen Horizonte sich dem gleich zu stellen, was die Astronomen einen Heliacal-Aufgang nennen, bevor der Sonnenkörper, in dessen Licht er sich verlieren müßte, erscheint." — Das ist nun eine freundschaftliche, aber keineswegs vernünftige Bescheidenheit. Die Strahlen, welche Moore's Verse umfließen, zart, glänzend, oft prachtvoll, sind nicht in Gefahr, durch das fieberhafte Feuer des Byron'schen Genius verlöscht zu werden, so wenig, als ein Ausbruch des Vesuvs den Glanz einer Morgenröthe in den Polar-Ländern verlöschen kann. Sie sind beyde helle Sterne an dem Firmament der neuern Poesie, aber unter sich so entfernt und unähnlich, wie der Saturn und Merkur. Sie mögen wohl in derselben Zeit aufgehen, aber sie bewegen sich nicht in demselben Kreise, noch treffen oder berühren sie sich in „dem weiten pfadlosen Wege" der Phantasie und Erfindung.

Wir begreifen, obgleich diese zwey berühmten Schriftsteller gewissermaßen das poetische Publikum unter einander theilen, daß es nicht ein und dasselbe Publikum ist, dessen Gunst sich jeder einzelne derselben in dem höchsten Grad erfreut. Man liest und bewundert beyde, ohne allen Zweifel, in denselben ausgedehnten Kreisen, die auf Geschmack und Mode Anspruch machen: aber jeder ist der Günstling einer ganz verschiedenen Gattung von Lesern. Ein Liebhaber mag auf gleiche Weise zwey verschiedenen Frauen äußerliche Aufmerksamkeit weihen; eigentlich aber scherzt er blos mit der einen, während die andere die Gebieterin seines Herzens ist. Die Fröhlichen, Schönen, Witzigen, Glücklichen vergöttern Moore's sichtliche Muse auf ihrem Piedestal leichten Lächelns oder vorübergehender Thränen. Lord Byron's ernstere Verse werden in den Herzen derer verehrt, deren heitere Laune sich in Bitterkeit verwandelte, deren schönes Aeußere einen Krebs im Innern birgt, deren Freude man für Wahnsinn erklärt hat und von denen das Glück gleich einem Traume geflohen ist. Fernere Unterschiede zwischen beyden Dichtern sind folgende: Moore's Poesie ist wesentlich die der Phantasie; die Poesie Byron's die der

Leidenschaft. Wenn der erstere Leidenschaften zu malen hat, so ist die Phantasie, welche dieselben darstellt, über dieselben vorherrschend: ruft der andere die Phantasie zu Hülfe, so ist sie stets der Leidenschaft dienstbar. Lord Byron's Scherze sind durchaus ernsthaft; wenn Moore ganz ernsthaft ist, scheint er halb zu scherzen. Der leztere spielt und tändelt mit seinem Gegenstand, scheint ihn zu liebkosen, in ihn verliebt zu seyn; der erstere reißt ihn ungestümm an seine Brust, haucht ihm den Tod ein und wendet sich von ihm mit Widerwillen oder Verachtung. Der liebliche Duft, der den Blüthen der Poesie entströmt, ist überall in Moore's Gedichten fühlbar. Byron will nur Gift aus ihren Kelchen pressen. Moore ist kein Glied der Rosenkreuzer Gesellschaft, und freut sich seiner luftigen Existenz unter Schaaren von Sylphen und Genien und in einer steten Vision von Schwingen, Blüthen, Regenbogen, Lächeln, Erröthen, Thränen und Küssen. Jede Seite seiner Werke ist eine Vignette; jede Zeile, die er schreibt, glüht oder sprüht Funken, und es scheint (so sagen wenigstens einige, die ihn genau kennen und sehr lieben) „als ob sein luftiger Geist, aus der Sonne niedergezogen, stets in diesem geistigen Elemente lebe und nach dieser Quelle des Lichts und Feuers zurückstrebe." Schade, daß unseres Dichters Gemüth zu lebendig, zu thätig ist, um sich eines Augenblickes Ruhe zu vergönnen. Wir sind von Süßigkeit überschwemmt und von Glanz geblendet. Jedes Bild muß „himmlisches Rosenroth widerstrahlen, der Liebe eigenthümliche Farbe"—, jede Sylbe muß einen Seufzer aushauchen: — jedes Gefühl verliert sich in ein Gleichniß — das Gleichniß ist mit Epitheten überladen. Nichts Zufälliges, kein kräftiger Kontrast, keine Moral, nichts von den gewöhnlichen Details des Menschenlebens (alles ist ätherisch!), keine seiner bittern Unfälle; wo diese aber unvermeidlich eintreten, zieht seine Muse einen weichen, reizenden Schleier über dieselben,

Wie Mondlicht auf getrübten Wassern liegt,
Den Sturm, den es nicht zügeln kann, umglänzend.

Wir glauben nicht, daß Moore jemals eine Zeile schreibt, die nicht an sich selbst für Poesie gelten könnte, die nicht wenigstens ein lebendiger, harmonischer — Gemeinplatz wäre. Lord Byron schreibt ganze Seiten mürrischer kalttrockener Prosa, einem langen holprigen Wege vergleichbar, der entweder zu düstern Schatten oder zu Palästen der Seligen führt. Kurz, Moore's Parnaß ist ein blühendes Eden, der Byron's eine rauhe Wildniß voll Schmach und Kummer. An dem Baum der Erkenntniß des erstern sieht man nichts als ewige Blüthen, ewiges Grün, an dem des leztern den nackten Stamm und die entblößten Wurzeln: aber er bewegt sich in Zwischenräumen mit unartikulirtem Stöhnen und man hört den Klagelaut menschlicher Stimmen darin.

Kritisch zu sprechen, macht sich Moore's Poesie zweyer nicht lobenswerther Eigenthümlichkeiten schuldig. Erstens: das Vergnügen oder Interesse, welches er uns einflößt, entspringt fast immer aus den ersten Eindrücken oder physischen Eigenschaften der Gegenstände und nicht aus ihrer Verbindung mit Leidenschaften u. s. w. Sein Licht blendet die Augen, seine Düfte schmeicheln dem Sinne, seine Klänge bezaubern das Ohr: aber sie thun alles das von und für sich selbst und zu allen Zeiten, an allen Orten auf gleiche Weise — denn das Herz kömmt dabey nicht in das Spiel. Daher wird den Meisten eine Art eiler Uebertreibung in Moore's ernsten Gedichten auffallen. Jedes Einzelne muß schön, zart, auserwählt an sich seyn, denn es ist nie durch Reflexion oder Contraste hingestellt. Er unterhält uns zu oft mit Kleinigkeiten, welche er mit den reichen Farben seiner Phantasie umhüllt, die er mit dem Schleier der schönsten poetischen Diction umkleidet. Die Poesie wird in seinen Händen zu einer Art von kosmetischer Kunst — es ist die Poesie der Toilette. Dadurch geht nun nicht nur gewöhnlich das dramatische Interesse verloren, sondern man vermißt auch das Wirken der Einbildungskraft; denn der kleinste Vorfall oder Gegenstand erhält Licht und Bedeutung dadurch, daß er mit andern Gegenständen und mit dem menschlichen Gemüth in Berührung gebracht wird, und die so geschaffene Mannigfaltigkeit ist endlos wie sie anziehend und ergreifend ist. Wenn wir aber beginnen und enden mit solchen Gegenständen, welche schön an sich und in jedem Augenblicke gleich vorzüglich sind, so werden wir bald in einen schmalen Kreis stehender Bilder eingeschlossen seyn und der Oberflächlichkeit überdrüssig werden.

Zweytens: Wir haben bemerkt, daß Moore niemals oder doch sehr selten ganze Gegenstände beschreibt, sondern abstrakte Eigenschaften der Gegenstände. Wir wollen dadurch sagen, daß er kein Gemälde, sondern ein Verzeichniß von Schönheiten giebt. Er nimmt ein Erröthen, ein Lächeln, und jagt ihm nun ganze Seiten lang in begeistert lobendem Entzücken nach, so daß die Sache und der Leser abgehezt am Ziele anlangen. Was er beschreibt — sey es nun das Licht des Himmels, oder die Stimme des Widerhalls u. s. w. — wir haben nichts Objectives vor uns, keine menschliche Gestalt, keine antastbare Wirklichkeit, einer existirenden Form des Daseyns in der Natur entsprechend. Daher mag es denn auch erklärt werden, warum dieser Dichter so wenig malerischen Effekt hat, bey aller Lebendigkeit der Gedanken, bey allem Schmuck der Rede und bey dem unerschöpflichen und reizenden Spiele der Phantasie. Moore ist ein Kolorist in der Poesie, er ist musikalisch, er hat ein Herz voller Zärtlichkeit und Empfänglichkeit für alles, was lieblich und schön an sich ist. Und darin besteht der Reiz seiner Poesie, welchen jeder fühlen kann, der aber für den Kritiker so schwer zu erklären ist.

Die Ausführung ist weich, zart und überaus glänzend. Da ist kein Schatten, kein Auswuchs auf der schimmernden Oberfläche; der Reiz entsteht aus dem Verlangen, stets zu gefallen und aus der Eigenthümlichkeit des Dichters, das Talent des Gefälligen in so hohem Grad in sich zu vereinigen. Ohne je grob sinnlich zu seyn, ist er üppig im höchsten Grade. Es ist eine Art solphengleicher, vergeistigter Sinnlichkeit. Er gleicht in den Huldigungen, die er den Musen weiht, einem Liebhaber, der seiner Geliebten stets die angenehmsten Dinge sagt, der mit unwiderstehlicher guter Laune über sein Glück scherzt und lächelt, der Qual, Sorge und Elend verbannt, sobald er erscheint und das Vergnügen, welches er in sich und andern unbewußt, fühlt, der Geliebten mittheilt. Moore's Poesie ist die dornenlose Rosenknospe; die von Byron ein nackter Baum, dessen Wurzeln in den Spalten der Felsen eingezwängt sind, dessen Wipfel des Himmels spottet, um den laute Wasserfälle donnern und der mit Sturm und Blitzstrahl kämpft.

Die Leser mögen nach dem Gesagten selbst über die zwey neuen Werke der Dichter, welche wir eben charakterisirten, ihr Urtheil bilden: wir haben die Grundzüge dazu angedeutet. Lord Byron's „Himmel und Erde" hat eine dramatische Form; Moore's „Liebe der Engel" ist in erzählender Form gedichtet. Beyde haben eine Verschiedenheit des Charakters der Engel zu zeichnen versucht und die Züge der von den Engeln geliebten Frauen nüanzirt. Lord Byron hat seine Liebespaare kontrastirend dargestellt und den sanftesten Engel dem männlichsten Weibe gegeben: Moore stellt die Seinigen gleich und giebt ein hochstrebendes Weib als Gebieterin dem würdigsten und heldenmüthigsten Engel, dem Jupiter eine Semele. Jeder folgt dem Zug seines Genius in dem Weg, den er erwählt hat; der eine schwebt mild und sanft, der andere schreitet kräftig einher.

Lord Byron's Mystery hat, bey aller Herbe oder Fehlerhaftigkeit, die ihm anhängt, gewiß mehr Poesie und Musik als eines seiner dramatischen Erzeugnisse seit Manfred —: es hat auch das seltene Verdienst, daß es uns in hohem Grad in die wunderbare Vorzeit versezt, in welcher die Handlung vorgeht. Es ist ein wahres Gemälde und in jedem Sinne des Wortes ein Begegnen von „Himmel und Erde"; — man sieht Engel auf- und niedersteigen und die Thore des Himmels sind geöffnet, die Oberfläche der Erde zu überschwemmen. Wir haben ein leidenschaftliches Gemälde der starken und innigen Anhänglichkeit, welche die englischen Gestalten den Töchtern der Menschen einflößen. Die Leidenschaften sind hier eben so im Kampfe, wie die Elemente, — alles wild, chaotisch, verhängnißvoll, unwiderstehlich — aber es weht ein harmonischer Geist durch die entschiedensten Gegenklänge — die Färbung ist so gut gehalten wie die Zeit. Der Styl ist nicht geglättet und verfeinert, wie dieß in Don Juan zum Theil der Fall ist. In dem Ausdruck der irdischen Gestalten lesen wir die leichten lustigen Träume, welche das Auge der Schönheit zu dem Himmel zu erheben hießen: in dem der himmlischen Gestalten walten die menschlichen Leidenschaften vor, welche Engel zur Erde niederzogen. Die Verzweiflung der sterblichen Liebenden um den Verlust ihrer sterblichen Freundinnen ist wahr und leidenschaftlich ausgedrückt. In seiner Beschreibung der Sündfluth — ein eben so mannigfaltig gestaltetes als lebendiges Meistergemälde (wir hören sie vorherverkündigt, wir sehen sie nahen und sehen sie eintreten) — scheint Lord Byron Poussin's berühmtes Gemälde vor Augen gehabt zu haben, mit dem gleich einem Bleigewicht über den Wassern hängenden Himmel, der trüben, wasserumhüllten Sonne, den Felsen und Bäumen, die düster ihres Schicksals harren und den wenigen, fruchtlos mit den heranstürmenden Wogen kämpfenden Figuren. X. Y. Z.

Unterhaltungs-Literatur.

Quentin Durward. By the Author of Waverley, etc. 3 Vols. Edinburgh, Constable and Comp. London, Hurst and Comp. 1823. 12.

Gewiß haben bereits alle literarischen Schildwachen Deutschlands das Gewehr präsentirt vor dem neuen Kinde der Walter Scott'schen Muse; wenigstens sind unsre Englischen Blätter voll von seinen Vorzüglichkeiten und auch der, nun heimgegangene, Miroir spricht mit Entzücken von ihm — oder, um die Wahrheit zu sagen, von einer sehr eiligen französischen Uebersetzung.

Man wird vor allem fragen, was ist denn die Idee dieses neuen Werkes des vielschreibenden Verfassers? und wir antworten: er will die Zeit Ludwigs XI. von Frankreich schildern. Aber, hören wir sagen, die Geschichte geht ja, wenigstens zum größern Theil, nicht in Frankreich vor? Der Held ist kein Franzose? — Thut nichts zur Sache; die Heldin ist eine Französin; Ludwig XI. spielt vom Anfang bis zum Ende des Stückes mit; der Onkel des Helden, der fast mehr Aufmerksamkeit verdient, als sein Neffe, ist in französischen Diensten; die Oberhenker, Unterhenker, Henkersträbanten und Henkersknechte, deren genaueste Bekanntschaft wir machen müssen, wir mögen wollen oder nicht, sind billiger Maßen Franzosen, Lüttich und was zu Lüttich vorgeht, geschieht theilweise durch Einfluß der französischen Politik — also haben wir ein Sittengemälde Frankreichs unter Ludwig XI. vor uns und bitten, uns diese Freude zu lassen — denn was hätten

wir sonst? — das sind triftige Gründe, gegen die sich nichts einwenden läßt. Geben wir also zu dem Plane über. Ein junger ganz hübscher und nichts weniger als geistloser Schotte kömmt nach Frankreich, um Dienste zu suchen, macht sich dem König vortheilhaft bekannt, verliebt sich in eine schöne junge Gräfin, in die alle Welt verliebt ist, von der alle Welt geheirathet seyn will, und weiß sich so zu wenden und zu drehen, daß er sein Schätzchen nach Hause führt, d. h. sie am Ende des Romans heirathet. — Man wird nicht absprechen, daß dieser Plan, einen armen Schottischen Edelmann mit einem reichen, altadeligen französischen Fräulein zu verheirathen, originel ist und daß nicht jeder Romanschreiber so abentheuerliche Situationen hätte erfinden können, wie die sind, in welche Walter Scott die schöne, arme Gräfin Isabelle mit ihrem Geliebten versezt. Bald droht ein Herzog, die zarten Bande zu trennen; bald ein Zigeuner, bald ein Räuberhauptmann, bald — ein Hofnarr. Wie ist der heutigen Lesewelt besser zu dienen? Rec., der wenig Romane liest, glaubte sich in die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts versezt, wo ein Rinaldo Rinaldini das Entzücken der deutschen Lesewelt ausmachte.

Gegen den Charakter dieses Quentin Durward etwas zu sagen, würde eben so ungerecht und eben so aus der Mode seyn, als jeder andere Tadel, der gegen diesen neuen Stern des Walter Scott'schen Himmels, gegen „dieses glücklichste Erzeugniß des Verfassers!" — erhoben werden dürfte. — Ludwig XI. ist karrikirt, Ludovic Leslie nicht weniger; der Held wird, wie die Helden der meisten Walter Scott'schen Romane, wie ein Kind behandelt, dem der edle Verfasser nicht einmal die Ehre gönnt, seinen Feind selbst zu erlegen, selbst den Preis des Kampfes gegen den bis zum Ekel verzerrten Wilhelm von der Mark zu gewinnen (der Preis ist nämlich — die Hand der schönen Gräfin Isabelle!); die fein abgestuften Charaktere der Schindersknechte (nach Memoiren jener Zeit kopirt, wie der Verf. zu verstehen gibt) haben mehr von Bluthunden, als von Menschen, und die Späße eines Trois Echelles und Petit-André, so traditionsmäßig sie seyn mögen, sind abgeschmackt und abstoßend: — aber das alles beweist nichts gegen einen Roman, der jezt schon in aller Welt Händen ist, den jeder Fashionable gelesen haben und bewundern muß und dessen Beurtheilung ein hiesiges kritisches Blatt folgender Maßen schließt: „Was im Allgemeinen den Charakter und die reine (!) Entwicklung der menschlichen „Natur betrifft, ferner was dramatische Schürzung des „Knotens, Beschreibungen und die feinern Züge eines „scharfsinnigen und geübten Geistes angeht, so scheint „uns dieser Roman auf einem fremden Boden spielend, „fast den glücklichsten Bemühungen unsres Schottlanders auf dem heimathlichen Boden gleichgesezt werden „zu dürfen." Ob das deutsche Leser glauben, lassen wir hingestellt seyn.

London im Juli 1823.

Vermischte Schriften.

Der Herr und seine Apostel, in bildlichen Darstellungen von J. P. von Langer, mit begleitendem Texte von M. F. von Freyberg. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823. 48 S. 4.

Herr von Langer, welcher die dreyzehn hier erscheinenden, in hohem Grade vollendeten Umrisse, welche den Heiland und die zwölf Apostel darstellen, entwarf und ausführte, darf unseres Dankes für diese schöne Gabe um so eher versichert seyn, als eben der seltene Werth dieser Umrisse H. v. Freyberg veranlaßte, seine den bildlichen Darstellungen so angepaßte und entsprechende Erklärungen niederzuschreiben und sie mit jenen hier erscheinen zu lassen. Ueber den Zweck dieser so anziehenden Zugaben des Hrn. v. F. spricht sich derselbe S. 4. folgendermaßen aus:

„Wie die Einheit der göttlichen Lehre allen Zeiten und allen Völkern zum Heile gediehen ist; wie des Gnadenschatzes der Erbarmungen noch immer kein Maaß ist; wie das aus der Ewigkeit stammende Licht in die Ewigkeit zurückströmt und alle Finsterniß zu Schanden macht, indem es alle Herzen, die Liebe und Demuth haben, erleuchtet und beseligt — das lehrt dich die Geschichte und die Gegenwart. Den Wandel, die Thaten, die Leiden und die Blutzeugschaft der Zwölfe, welche durch Worte des Lebens und der Wahrheit, durch Kräfte und Gaben des Himmels, durch ein anhaltendes Wunder ihrer Erscheinung, durch ihren Sieg über alle Macht, die nicht mit Gott streitet, durch ihren Tod endlich, mit welchem sie die Aechtheit ihres Berufes und heiligen Amtes besiegelt — alle Welt umgestaltet, ihren Stolz überwunden, ihren Hochmuth zu Schanden gemacht, und das Zeichen des Kreuzes in seinem vollen Triumphe auf jenem Felsen befestigt haben, den die Pforten der Hölle nimmer überwinden werden — sollen diese Blätter in dein Andenken zurückrufen."

Der Verf. hat, wie man sieht, sich ein schönes und würdiges Ziel gesteckt. Mit einer Einfachheit und Innigkeit, die wir allen religiösen Geschichts- und Erbauungs-Werken neuerer Zeit wünschen möchten, erzählt er die Lebensgeschichte der zwölf Apostel. Seine Sprache verschmäht jeden Schmuck — und bedarf die Sprache eines frommen, treu an seinem Glauben und seiner Ueberzeugung hängenden Herzens eines andern Schmuckes als dessen, der aus diesem Glauben, dieser Ueberzeugung und einer tiefen Gemüthlichkeit stammt? Wir fanden in dieser kurzen Geschichte der Apostel die Grundlagen des ganzen christlichen Glaubens rein historisch entwickelt und fühlten uns durch den kindlich begeisterten Sinn des Darstellers gestärkt und erhoben. Kein Leser möchte — welcher Kirche er auch zugethan ist — dieses Büchlein ohne Erbauung aus der Hand legen. Der Druck des Textes ist sehr bequem, das Papier schön.

Nro. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. August 1823.

Wer Alles, was er kann, stets thut.
Und auch, wenn kein Gesetz ihn bindet,
Der Güte großes Gesetz in seinem Herzen nicht findet —
Und wär' er Herr der Welt, mir wär er ein Tyrann.

Wieland.

Napoleon zu Erfurth und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurth während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bey Leipzig.

(Beschluß.)

Den folgenden Tag erschienen die Deputirten zur bezeichneten Stunde mit dem Präfekten bey Napoleon, und hatten die Papiere der Organisation bey sich. Die Unterredung dauerte wieder gegen zwey Stunden; Napoleon ging alle Vorschläge durch, und änderte selbst Mehreres daran.

Den dritten Tag, den Tag der Abreise, gingen die Abgesandten von Erfurth früh zehn Uhr freywillig zu Napoleon, um das Dekret, welches er versprochen hatte, auszuwirken und mitzunehmen, da die Abreise des Kaisers zu Nachmittag drey Uhr nach Dresden festgesezt war. Sie befürchteten, da Napoleons Verhältniß zu Oestreich — wie es schon überall verlautete — sich getrübt hatte, keine gute Abfertigung zu erhalten. Die Deputirten wurden zwar gleich vorgelassen, trafen aber Napoleon in sehr übler Laune. Er sagte, daß er sie hier nicht abfertigen könnte, die Geschäfte seyen zu groß gewesen, um hier das Dekret ausfertigen zu lassen, wie er versprochen hätte —

„Ihr sollt mir daher nach Dresden folgen — bringt „Euern Intendanten mit Euch, und in Dresden werde „ich Euch mein Dekret publiciren lassen."

Hier frugen die Herren an: ob sie nicht das Glück haben könnten, der Kaiserin aufzuwarten, und ebenfalls derselben für die bewiesene kaiserliche Gnade zu danken? — Hierauf sagte er:

„Vous voulez voir ma femme? — Oui!"

und ging langsam einem diensthuenden Kammerherrn, dem General Nansouty, entgegen, gab ihm Ordre, und entließ sie mit den Worten:

„Wir werden uns in Dresden wiedersehen."

Es dauerte lange, bis die Deputirten zur Audienz bey der Kaiserin gelangen konnten, sie ward in großem Kostüm und mit großer Pracht und Feyerlichkeit gegeben. Auf die Frage: ob man mit der Kaiserin Deutsch reden dürfte? erwiederte Nasutty ein hartes, ungnädiges: „Nein!"

Die Kaiserin war von ihren Hofdamen umgeben. Die Kaiserin sagte: daß die Umgebungen von Erfurth schön seyen, und daß sie sich sehr darauf freuete, bald daselbst zu seyn, und die Herren dann wieder zu sehen. Mit diesen Worten hatte die Audienz ein Ende, der Präsident Resch wurde mit einem kleinen Knix, die Uebrigen aber mit einer geringen Kopfbeugung entlassen.

Nun ging die Reise schnell über Erfurth nach Dresden. Vorher reiste aber der Kaiser von Mainz ab, seine Gemahlin rief ihm vom Balkon des Schlosses mit lauter Stimme, thränenden Augen und wehendem Schnupftuch ein Lebewohl nach. Der Intendant De Bismes wurde in Erfurth abgeholt.

In Dresden wurde die Deputation den 8. August früh sieben Uhr zur Audienz gefordert; sie warteten aber bis neun Uhr Abends vergebens, weil Napoleon mit dem Grafen v. Loben, Berthier und Daru sehr beschäftiget war. Um neun Uhr erhielt Daru die Ordre vom Kaiser, die drey Herren zu sich zur Tafel zu nehmen. Der Kaiser sezte sich mit Berthier allein, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, und bedient von einem Kammerherrn, zur Tafel. Daru ließ die Deputirten in seinem Bureau, wo er laut in ihrer Gegenwart diktirte, bis gegen eilf Uhr warten, so daß sie es vor Hunger kaum aushalten konnten. Dann genossen sie aber ein prächtiges Mahl in Gesellschaft von ungefähr dreyßig Personen.

Den 9. August erhielten sie Audienz bey Napoleon. Der Intendant wurde vorerst allein vorgelassen, nach wenigen Minuten kam er zurück, um die Herren abzuholen und einzuführen. Napoleon saß auf einem Throne, welcher zwey Stufen erhaben war, eine Menge Fahnen bildeten den Thronhimmel. Ein Tisch mit Schreibzeug stand vor ihm.

Er sagte, daß er vermuthe, der Krieg werde von neuem anfangen, daher er die Organisation des Landes bis zum Frieden verschieben wollte, indessen hätte er das versprochene Dekret erlassen. Hier hob er eine Mappe auf, nahm das Dekret heraus, und gab es dem Intendanten mit dem Befehl, solches in seiner Gegenwart sogleich zu verlesen. Der Intendant las das Dekret laut ab, und nach dieser Publikation frug der Kaiser Jeden besonders:

„Seyd Ihr zufrieden? Habt Ihr noch etwas vorzu„tragen oder zu bitten?"

Der Präsident v. Resch erinnerte den Intendanten an sein früheres Versprechen, Vorstellungen zu machen wegen des großen Drucks des Kolonial-Impostes, der den ganzen Handel von Erfurth weg in die benachbarten sächsischen und schwarzburgischen Städte gebracht hatte. Der Intendant suchte dann auch diesen Gegenstand auseinander zu setzen; allein Napoleons Gesicht verfinsterte sich stets mehr und mehr. Plötzlich stürzte er vom Thron, riß die ersten beyden Fensterflügel auf, ergriff einen Stuhl, kniete darauf, sah zum Fenster hinaus und rief laut:

„Ich kenne dieser Gegenstand nicht, und will oder „mag ihn nicht kennen!"

Nach einigen Augenblicken rief er weiter, doch mit umgewendetem Gesicht:

„Sprecht hierüber mit meinem Minister, Grafen „v. Fermont zu Paris!"

und die Audienz hatte ein Ende.

Die nach Paris gesandte Deputation von Erfurth hat auch mit dem Minister, Grafen v. Fermont, mit Erfolg gesprochen, doch machte die Schlacht bey Leipzig diesem großen Druck schon früher ein Ende.

Nach dieser Schlacht kam Napoleon Nachts eilf Uhr zu Ottendorf, einem sonst Erfurth'schen, jezt Weimar'schen, Dorfe mit seinen Garden, in Begleitung von mehr wie dreyßig Fackelträgern, an, und kehrte bey dem Bauer, dem Freysaß Weißbach, ein; nachdem er daselbst einige Stunden geschlafen hatte, ließ er den Bauer vor sich rufen, und bedeutete demselben, daß er ihm seinen Schaden — die Franzosen hatten geplündert und gebrannt — vergüten wollte; er sey aber dieses zu thun jezt außer Stande. Endlich sagte er düster:

„In Zukunft wird der Herzog von Weimar Euer „Herr seyn."

Weißbach hat dieses damals öffentlich in Erfurth erzählt. Dieses Dorf ist jezt auch an Weimar von Preußen abgetreten.

Früh gegen vier Uhr traf Napoleon in gleichem Gefolge unter Fackelschein in Erfurth ein; der Rückzug der geschlagenen Armee war ihm vorausgegangen. Der Hofrath v. Weißenborn und der Präsident v. Resch begaben sich zu ihm, um Geld zu fordern, da in den Lazarethen täglich Tausende von Menschen hingerafft wurden, und alle Mittel fehlten, dem Unglück abzuhelfen. Diese Herren erhielten durch den Palast-Fourier die Antwort: daß der Kaiser sie würde rufen lassen. Am Tage der Abreise schickte er früh halb vier Uhr mit dem Befehl zum Präsidenten, um eilf Uhr zu ihm zu kommen. Dieser und Herr v. Weißenborn hatten eine Vorstellung über Erfurths Noth entworfen, und gingen mit derselben zu Napoleon, erhielten aber zur Nachricht, daß er sie selbst nicht sprechen könnte, sie sollten aber in einer halben Stunde Antwort auf ihre Vorstellung erhalten. Diese Zeit war noch nicht verflossen, als der Intendant erschien, drey Geldfässer, jedes mit 100,000 Franken, an den Präsidenten v. Resch überlieferte, und im Namen des Kaisers befahl, diese Handlung sogleich öffentlich bekannt zu machen, welches auch auf der Stelle befolgt wurde. Doch gleich nach der Abreise Napoleons erschienen Daru und der Gouverneur, Graf v. d'Alton, um das Geld wieder zurückzunehmen. Eine Repartition ließen sie zwar zurück, doch das Geld ward auf die Festung gebracht, über welchen Gegenstand nachher auch der Präsident v. Resch zur Verantwortung gezogen worden ist.

Die Kunst, in drey Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden.

Es gibt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drey Tagen, die Buchhalterey sogar in drey Stunden zu erlernen. Wie man aber in drey Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt.

Und doch ist es so leicht! Man hat nichts dabey zu lernen, sondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, sondern manches zu vergessen. Wie die Welt jezt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke, den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereyen eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faseleyen eines Mönchs, erst abkratzen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken, und weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemliche richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt, was sie sind erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesezt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An nichts ist gröſserer Mangel, als an Büchern ohne Verstand; an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl originneller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist Allen gemein. Groſse und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung die nöthigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker gibt, so gibt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jezt wie ein Brey, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brey bleibt Brey, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmuzigen Handthierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nüzt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Censur der Regierungen ist die Censur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrey und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drey Tage hintereinander, ohne Falsch und Heucheley, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fouks Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von euern Vorgesezten — und nach Verlauf der drey Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drey Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden!

D. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni und Juli.

(Fortsetzung.)

Der Schauspieler Herrmann, vom Leipziger Nationaltheater? — (daß dich über alle dieß theatralische Nationalwesen! Grade so, wie der Farcen-Patriotismus und der lokale Volksthümlichkeitsdram) — trat auf dieser Bühne in mehreren Gastrollen auf, oder wie man sehr zierlich zu sagen pflegt: gab einen Cyklus von Gastspielen. Sein Aeußeres zeigte sich

gleich anfangs ziemlich vortheilhaft und gewann noch mehr durch ein vernehmliches Organ. Er scheint das Fach der Böswichter zu seinem Lieblingsfach gewählt zu haben, und begann mit Franz Moor, worauf bald Körners Rudolph, dann etwas später Kote u. s. w. folgten. Indessen zeigte er sich auch als Faust, Roderich und Sollmann (im Zrimy). Alle diese Darstellungen boten nur gelungene Einzelnheiten dar, nirgends ein zusammenhängendes Gemälde. Neben Feuer und Lebendigkeit herrschten oft Unruhe und Befangenheit; dieß war besonders in der ersten Darstellung sichtbar, in der jedoch die Erzählung des Traumes ausgezeichnet werden darf. Ueberhaupt konnte man in seinen Leistungen das Streben nach dem Bessern nicht verkennen, dem endlich manche üble Angewohnheit, die man auf guten Theatern eben nicht so leicht anzunehmen, oder doch bald abzulegen pflegt, endlich weichen wird. Dahin gehört das häufige Herumtrippeln, das Verschlucken der Endsylben, das in die Seiten-Stemmen der Hände, das sonst an die kleinstädtischen Theatermanieren erinnert, nebst andern Kleinigkeiten. Wollte man aus manchen Umständen auf Mangel an Routine schließen, so scheint doch das Vertrautseyn mit dem gewöhnlichen Theatereffekt, das der Gastspieler gut genug zu seinem Vortheil zu benutzen weiß, das Gegentheil anzudeuten. Wenn es ihm indessen nicht gelang, Palmen oder Lorbeerkränze einzuärnten, womit oft die Rezensenten nur all zu freygebig sind, so zeigte sich doch das Publikum größtentheils nicht karg mit Theilnahme und Beyfall und ließ seinen lobenswerthen Gaben Anerkennung wiederfahren. Einige Gastspiele wurden wiederholt, und das gereicht dem Darsteller allerdings zur Ehre, wiewohl man oft im Nothfall das liebe Publikum zu locken pflegt, damit es glauben soll.

Ein Komiker dieses Theaters hat einen Preis von 100 fl. C. M. außer dem von der Direktion zu bestimmenden Honorar für das beste Lokalstück festgesezt, welches er zu seiner nächsten Benefice zu geben Willens ist. Die andern Manuskripte werden nach Maßgabe ihrer Brauchbarkeit honorirt. Die Lokalpoeten haben sogleich im Wege der Journalistik den Preisaussteller ersucht, sich über verschiedene Punkte deutlicher zu erklären. Dieß ist geschehen, und die Direktion hat das Versprechen des Theatermitgliedes bestätigt. — Jezt werden wir etwas Extra sehen! sagen unsre Wiener. — Dieses Unternehmen verdient in der That Epoche in der dramatisch-komischen Literatur zu machen. Schade nur, daß es kaum mehr, als drey Lokal-Autoren gibt, von denen sich in diesem Fach etwas erwarten läßt! — Von einer Veränderung der Direktion des Volkstheaters hört man nichts mehr; vermuthlich hat der Mangel des klingenden Prinzips eine Stockung in die Unterhandlungen gebracht.

Hoangpuff heißt eine auf dem eben genannten Theater aufgeführte Posse in einem Akt mit Musik und Tanz nach dem Französischen von Feick. (Der Vogel führt vermuthlich einen andern Namen.) Nadir will seinen Vater an dem Mandarin Hoangpuff rächen und ihm seine Geliebte entführen, wird jedoch verrathen und soll sterben. Ein Astronom macht dem Mandarin weis, er habe mit dem Jünglinge einen Stern und werde ihn nicht überleben. Dieß rettet ihn. Seine Geliebte erhält er aber dann erst, als er sich zu ermorden droht. — Für eine Posse gut genug! — Alois Gleich hat ein neues Stück gemacht, das nichts gemacht hat: Der Barbier und der Waldgeist, Zauberschwank mit Gesang nach einem Volksmährchen bearbeitet. Herr Gleich hat noch ein Stück geliefert, diesem gleich: Die goldenen Kohlen, Singspiel in zwey Akten, ebenfalls nach einem Mährchen. Dieser Autor bringt doch immer neue Schüsseln auf den Tisch und weiß jeden Stoff nolens volens zu einem Theaterstück zu verarbeiten. Er darf sich wenigstens in diesem Punkt gewissermaßen mit dem Verfasser der Stricknadeln vergleichen. — Meisl hat sich's einfallen lassen, eine Art von Seitenstück zu der Parodie der Aline oder Wien in einem andern Welttheil, zu schreiben, nämlich: Die Wiener in Bagdad. Dieser Posse werden aber in einem gewissen Theaterblatt alle Vorzüge abgesprochen, womit jene berühmte Afterkönigin von Golkonda der Unsterblichkeit entgegen glänzt, so daß es nicht der Mühe werth ist, etwas noch darüber zu sagen. Warum strebte der Verfasser auch so hoch hinauf? Das hat er nun davon! — Der Schauspieler Korntheuer, ein wackrer Komiker, liefert dieser Bühne fleißig kleine Bearbeitungen nach dem Französischen, die nicht ohne guten Erfolg bleiben, weil sie, wie es in solchen Fällen meistentheils geschieht, auf das eigne, oder das Talent irgend eines andern Schauspielers berechnet sind. Es kann übrigens einem Verfasser kaum besser gerathen, wenn er sich noch so sehr bemüht, diesen Kleinigkeiten allen ausländischen Geschmack zu benehmen, als es den Schauspielern bey der Ausführung gelingt: man glaubt in der That Lokalpossen zu sehen, oder vielmehr den Prozeß ihrer Verwandlung, was noch interessanter ist. — Ein Quodlibet führt den Titel: Vier Speisen. Sehr anlockend! man muß aber nicht von Allem haben. Eine Zauberpantomime folgte hierauf, genannt der Raubritter. Man sieht, es wird hier mancherley aufgetischt, und auch Pantomimen sind an der Tagesordnung, aber im alten vulgären Styl, mit stehenden Charakteren und allen herkömmlichen Farcen. Der Pantomimenmeister Rainoldi ist überaus glücklich in Darstellung grotesker Charaktere; der Harlekin besizt Gewandtheit und Geschick. Sonst gab es hier auch einen recht komischen Pierrot, und die Grotestänzer springen hoch genug.

Auch in der Josephsstadt wimmelt es von Gastspielern. Unlängst traten auf: ein Herr Müller, eine Madam Müller und ein Herr Deny. Ersterer in einer lokalen Posse, die zweyte als Donna Diana (Ich wollt' ich wär dabey gewesen! sagt Prinz Hamlet), der Lezgenannte als Don Cäsar. Dieser und die Dame kamen aus Baden, wo sich eine Filialgesellschaft der Josephsstädter Bühne jezt befindet, die den Winter über in Pressburg spielt. Der Komiker gefiel nicht, die Schauspielerin außerordentlich; dem dritten Gast warf man Undeutlichkeit des Vortrags und allgemeine Vernachlässigung vor. Zu viel für einen Don Cäsar oder vielmehr zu wenig! Andere loben wieder sein außerordentliches Talent, besonders für das Schauspiel. Wo liegt nun die Wahrheit? — Mitten inn. Herr Deny ist wirklich mit Talent begabt, hat es aber sehr verwahrlost. — Dann trat auch der Schauspieler Grimm aus Pesth als Franz Moor auf. (Dieser Franz kann eben so gut, wie jener in Don Juan, auch Leporello genannt, singen: „Keine Ruh' bey Tag und Nacht!") Der Gast gefiel außerordentlich. Er ließ es sich besonders angelegen seyn, die teuflische Bosheit mit Höllenfarben auszumalen und bediente sich hiezu auch physischer Hülfsmittel, denn die widrigen Gesichtswarzen machten einen starken Effekt. Dem Dichter dürfte man in dieser Hinsicht zurufen: „Tu l'a voulu, George Dandin!" — Der Darsteller ist übrigens sehr routinirt und hat sich im Fache der Intriganten und Theaterschurken einen gewissen Kredit erworben. Nun genug hiervon! Wollte man von allen in hiesiger Theaterregion vorkommenden Gastrollen den Lesern mehr als blos zu kosten geben, so würde man ihnen bald tödtliche Indigestionen verursachen; das will der Wiener Korrespondent nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 66.

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Mittwoch den 20. August 1823.

Physische Geographie.

Umriß eines Elementar-Lehrcursus der physischen Geographie, für den Unterricht in diesem Theile der Naturgeschichte von J. B. F. Lamouroux, Professor der Naturgeschichte bey der K. Akademie von Caen, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Aus dem Französischen übersezt von Professor Dr. le Bret. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823.

Die physische Geographie ist die Wissenschaft, welche die astronomischen, physischen und naturhistorischen Erscheinungen kennen lehrt, die in unmittelbarer Beziehung zu dem Erdball stehen.

Ein vollständiges Werk über einen so wichtigen Gegenstand würde eine vieljährige Arbeit erfordern, und mehrere Bände ausfüllen. Dieses Ziel hat der Verf. bey diesem Werke nicht vor Augen gehabt; es soll blos den Umriß der Lehrcurse über die Elemente der physischen Geographie darstellen.

Sein Werk zerfällt in vier Abtheilungen: die erste enthält in einer sehr gedrängten Uebersicht einige allgemeine Grundsätze der Astronomie. Er glaubte sich hier nur auf das beschränken zu müssen, was in wesentlicher Beziehung zum Erdball, als planetarischer Körper betrachtet, steht. Die zweyte, mit der Ueberschrift Atrographie, enthält die Beschreibung aller Phänomene, welche die Luft und die Atmosphäre darbieten; dahin gehören auch die Meteore. Die dritte, die Hydrographie, handelt von dem Wasser, in allen seinen Zuständen auf unserm Sphäroid betrachtet. Die vierte endlich, die Geognosie, liefert einen kurzen Abriß dieser fast neuen Wissenschaft, in welchem man gesucht hat die verschiedenen Erdstriche, die so mannigfaltigen Formen der festen Oberfläche der Erde, ihre Klimate, so wie die großen Gesetze zu erläutern, die bey der Vertheilung der organischen Geschöpfe auf unserem Planeten geherrscht zu haben scheinen. Dem Ende des Werks ist eine kurze Geschichte der Vulkane und der Versteinerungen beygefügt.

Wir geben nun aus diesem interessanten Werke noch folgendes Bruchstück:

Die Mastodolithen oder die fossilen Säugethiere sind gewöhnlicher, als die der drey vorhergehenden Klassen. Sie zeigen sich isolirt und zerstreut, oder in Familien vertheilt, oder unter einander gemischt. Einige haben [illegible] Abdrücke hinterlassen, und diese sind die seltenern, die andern sind petrificirt. Bey einigen sind die Stelette so unverlezt, wie wenn sie auf den anatomischen Theatern zubereitet worden wären, während die Knochen an andern Stellen zerbrochen und durch die Gewässer abgerollt worden sind.

Die Revolutionen, welche der Oberfläche des Erdballs eine andere Gestalt gegeben haben, sind zuweilen so augenblicklich eingetreten, daß große Thiere, wie Elephanten und Rhinoceros, von Sand und Lehm überdeckt, und von der Kälte mit dem sie umschließenden Erdreich in ganz kurzer Zeit ergriffen worden sind. Dieß ist die einzige Art, wie man sich erklären kann, daß diese Geschöpfe, als Zeitgenossen der lezten Katastrophen, sich bis auf unsere Tage haben erhalten können, ohne daß irgend eines ihrer Organe auch nur einen Anfang von Fäulniß verkündigte. Die Bewohner dieser Eisregionen glauben, diese Thiere leben in der Erde; sie nähren sich davon, so oft sie das Glück haben, dieselben zu finden, und häufig theilten sie dieses sonderbare Mahl mit dem reisenden Naturforscher, mit dem Jäger; diese leztern schäzten sich glücklich, Mittel zu besitzen, ihre Lebensvorräthe in einem ganz öden und unwirthbaren Lande zu erneuern. Zu wie vielen Betrachtungen giebt aber nicht die Gegenwart dieser Thiere und der Zustand ihrer Frischheit Veranlassung!

Man hat für das Museum der Naturgeschichte in St. Petersburg glücklicherweise ganze Theile dieser Säugethiere geliefert, als kostbare Denkmäler der alten Revolutionen des Erdballs, welche der Sand des Wilhoui, die eisigen Ufer des Lena, in großer Menge umschließen.

Fossile Trümmer von Säugethieren sind in allen neueren sekundären Erdstrichen, und in denen des aufgeschwemmten Landes enthalten. Große Höhlen sind damit angefüllt,

und zuweilen sieht man sie auf der Oberfläche des Bodens zerstreut.

Herr Cuvier hat 68 Gattungen von fossilen Quadrupeden in seinem schönen Werke über diesen Gegenstand der Naturgeschichte beschrieben.

Neun und vierzig Gattungen sind unbekannt; 16 — 18 haben sehr große Aehnlichkeit mit einigen Thieren, die noch auf verschiedenen Theilen der Erde vorhanden sind; 11 — 12 unterscheiden sich von den unsern gar nicht.

Unter den 49 unbekannten Gattungen gehören 27 zu 7 neuen Geschlechtern, und 22 zu 16 bekannten Geschlechtern. Unter den 68 Gattungen sind 15 vierfüßige eyerlegende in 11 Geschlechter abgetheilt. Diese muß man mit den Erpetholithen vereinigen.

Es ist zu bemerken, daß die ältesten Mastodolithen wenig zahlreich sind, und auf sehr enge Gränzen beschränkt scheinen. Man findet häufig in einer großen Strecke nur eine einzige Gattung, ein einziges Geschlecht, wie wenn diese Thiere auf eine Insel gebannt gewesen wären, die ihre Welt gebildet hätte; während die neuern Mastodolithen auf große Räume und in verschiedenen Himmelsstrichen verbreitet sind.

Herr Cuvier erklärt diesen Umstand in seinem Werke mit ebensoviel Genie als Klarheit; er schreibt ihn der Isolirung der ersten von den Thieren bewohnten Landstriche zu. Dieß waren öfters sehr kleine Inseln, die durch große Zwischenräume von einander getrennt waren; jede Insel hatte eine ihr eigenthümliche Bevölkerung u. s. w. Man kann nicht umhin, dieser Ansicht beyzupflichten, da sie mit den großen Gesetzen, welche die geographische Vertheilung der Geschöpfe auf der Erde bestimmt zu haben scheinen, in Uebereinstimmung ist.

Die Thiere von allen Klassen, so wie die Pflanzen, haben daher in allen Erdstrichen Beweise ihres alten Daseyns hinterlassen, und nirgends findet man die geringste Spur von Anthropolithen, d. h. von Versteinerungen, die zum Menschen gehörten. Alles vereinigt sich für die Ansicht, daß er zuletzt geschaffen wurde, nachdem die Katastrophen und Revolutionen aufgehört haben, die Rinde unseres kleinen Planeten zu umwälzen. Der Schöpfer scheint das Ende der großen Revolution abgewartet zu haben, um dann den Menschen, als seine vollkommenste Schöpfung, darauf zu pflanzen.

Man behauptet, daß zu Guadeloupe, auf einem Seestrich unter dem Winde, Namens la Moule, in der Nähe des eigentlichen Landes, fossile Skelette vorkommen, die von den Eingebornen der Insel Galibis genannt werden. Dieß sind ganze Skelette, die auf den Felsen hervorspringende Blöcke bilden, die um so härter sind, je näher der Stein bey den Knochen liegt. Diese inkrustirten und in den Stein eingehüllten Skelette liegen immer unter der Linie der Fluth. Die Gebirgsart löst sich ganz in Salpetersäure auf; sie besteht aus Bruchstücken von dichtem kohlensauren Kalk, Muscheln und Polypengehäusen, die durch ein thonigkalkerdiges Bindemittel mit einander vereinigt sind, und außerdem phosphorsauren Kalk, besonders in der Nähe der Knochen, enthalten. Herr Leman sieht diese Gebirgsart als eine Art von Pudding, den Steinmassen der Meerenge von Messina ähnlich, an. Die Knochen sind in dem Augenblick, wo man sie von dem Steine ablöst, sehr zerreiblich; sie erhärten an der Luft, und enthalten nach der von Herr Davy vorgenommenen Analyse, ebenso viel phosphorsauren Kalk und Gallerte, als die frischen Knochen.

Der leztere Charakter, die Gegenwart der Phosphorsäure in dem die Knochen umhüllenden Stein, der Zustand der Skelette, die Caraibische Rasse, der sie angehören, die Thätigkeit der Vulkane, in deren Mitte der Fels liegt, und vielleicht jene unbekannte Ursache, welche den beweglichen Sand der Meerenge von Messina in eine Masse vereinigt, und die Bäume, welche die Ufer eines Theils der südlichen Küste von Neuholland bedecken, in Wälder von Stein umändert; alle diese Thatsachen im Verein, die bey andern Versteinerungen niemals vorkommen, lassen die Bildung dieser vorgegebenen Anthropolithen als sehr neu betrachten. Es blieben demnach wahre menschliche Versteinerungen noch zu entdecken übrig, und wir glauben wenigstens bis zu dem Augenblick, wo man sie etwa gefunden hätte, sagen zu können: Der Mensch ist erst nach den Katastrophen, welche die Oberfläche der Erde umgewälzt haben, erschaffen, und auf die Erde gesezt worden. *)

Wenn man die lebenden und die fossilen Thiere in Beziehung auf die zwischen ihnen stattfindende Analogie betrachtet, so kann ich nur das wiederholen, was bereits an mehreren Stellen dieses Werks ausgesprochen wurde; doch will ich einen kurzen Abriß darüber liefern.

Es ist durch Thatsachen entschieden, daß je älter die Versteinerungen sind, sie sich auch um so mehr von den auf der Erde vorhandenen organisirten Geschöpfen unterscheiden. Die erstern sind an Individuen, an Gattungen, an Geschlechtern arm, und scheinen nur beschränkte und eigenthümliche Räume einzunehmen, wie wenn sie in Buchten, Seen oder Inseln von der übrigen Welt isolirt gelebt hätten. Je mehr man sich der gegenwärtigen Epoche nähert, um so mehr vermehren sich allmählig die Versteinerungen, und bedecken die Erde mit ihren Trümmern. Die Haufen oder Geschlechter sind gleichförmiger verbreitet,

*) In den Annalen der Chemie und Physik ist angegeben, man hätte in Sachsen wahre menschliche Versteinerungen in einem thonigen Erdstrich gefunden, der Spalten einer Gypsformation ausgefüllt habe, die einem alten sekundären Kalk untergeordnet wäre. Diese Thatsache verdient aber erst durch große Anatomen constatirt zu werden.

und nähern sich denen unserer Tage mehr; die neuesten haben ihre Analoge um sich her, und scheinen unter dem Einfluß der gleichen athmosphärischen Agentien gelebt zu haben. Die ältern lebten in einem heißern Klima als das unsere ist, und ihre Analoge finden sich unter dem Himmelsstrich der brennenden Zone. Unter den leztern scheinen viele Gattungen ganz ausgestorben zu seyn. Endlich haben uns die alten Erdstriche nur solche Geschöpfe gezeigt, die von den uns umgebenden verschieden sind. Es sind demnach Rassen verschwunden, und andere haben sich gebildet. Die Zahl derjenigen, die nicht mehr vorhanden sind, und derer, die vielleicht bald aussterben werden, muß vermöge der Erkältung und allmähligen Austrocknung unseres Planeten schnell zunehmen; vorzüglich aber auch durch die Macht des Menschen, die mit der Civilisation zunimmt. Er sucht immer die für sein Daseyn gefährlichen Geschöpfe zu vertilgen, und diejenigen zu entfernen, von denen er keinen Vortheil, keinen Dienst erzielen kann. Somit beherrscht der Mensch, den Befehlen des Ewigen gehorchend, die ganze Natur. Er sollte daher auch sich bestreben, den Umfang seines Gebiets, die großen Erscheinungen, die ihn zu regieren scheinen, oder die ihm untergeordnet sind, so wie die Geschöpfe, welche die Erde bewohnen, kennen zu lernen.

Unterhaltungs-Literatur.

Amelie ou le Manuscrit de Therese de L. par Madame Martinetti, née Comtesse Rotti. Rome 1823.

Ein Roman aus Italien ist an sich schon eine Seltenheit, ein französischer von einer italienischen Dame geschrieben, eine doppelte. Er ist als Handschrift für Freunde gedruckt, Einsender des Gegenwärtigen hat jedoch von der geistreichen Verfasserin die Erlaubniß erhalten, in diesen Blättern Erwähnung von demselben zu thun, und einige Stellen zu übersetzen.

Die Verfasserin hat mehrere Jahre ihres Lebens in Paris zugebracht, und viele der ausgezeichnetsten Männer aus allen Nationen haben die Erinnerung an die angenehmsten Stunden ihres Lebens aus dem Kreise der, in jeder Beziehung seltenen und ausgezeichneten Frau mitgenommen, von der ich gerne noch mehr reden würde, wenn nicht die einfachste Wahrheit jedem, welcher sie nicht kennt, als partevisches Lob klingen müßte. Gerard hat das Motiv zum Kopfe seiner Corinna ihrem Bilde entnommen —

Das Buch, von welchem ich zu reden habe, gehört zur gemischten Gattung; zuerst malt Therese de L. das Bild ihrer verewigten Freundin, dann folgt das Tagebuch der leztern, endlich wird ihr Tod in einer Nachschrift Theresens erzählt. Amelie unterliegt dem Schmerz über den Verlust eines einzigen Kindes. An diesen Faden, mit welchem nur wenige Zwischendegebenheiten und Individualisirungen verbunden sind, reihen sich die feinsten Bemerkungen über Welt und Schicksal, Gesellschaft und Religion, und mehrere Bildnisse, deren Urbilder im Kreise der Verfasserin theilweise gefunden werden dürften. Man könnte dieses Buch in einer Hinsicht ein Gegenstück zu Werther nennen, der Mann will das Unerreichbare, und erschießt sich, die Frau betrauert das Unabwendbare, und verzehrt sich.

Einige Stellen, aus welchen das Gemüth der Verfasserin, wie aus klaren Augen herausblickt, mögen hier ihre Stelle finden. Das Buch selbst wird hoffentlich der deutschen Lesewelt durch eine Uebersetzung bekannt werden, welcher wir den reinen Styl und das ausgezeichnet schöne Aeußere des Originals anwünschen.

1.

Nicht sowohl die Kunst gefällt und rührt in der Ausführung der Musik, als die Empfindung, das Herz wird nur vom Herzen fortgezogen.

2.

Eine reine Seele blickt nie in den gestirnten Himmel, ohne von ihm wenigstens Einen Gedanken herabzuholen.

3.

Die Blumen sind ein Geschenk, welches der Himmel der Erde reichte, um sie zu schmücken, und zu verschönern. Ein arabischer Schriftsteller sagte, daß die Sonne an dem Tage, als sie sich mit der Erde vermählte, die Blumen auf dem Busen der Braut aufschießen ließ.

Die Blumen erweckten im Menschenherzen jedes sanfte und zärtliche Gefühl, ihr Duft ist ein Ruf an die Liebe, die Sprache der unbelebten Natur, eine Sprache, welche überredet, berauscht, hinreißt. Hier erinnert er den Liebenden an süße Augenblicke, welche seine Vergangenheit verschönt haben, dort erfüllt er ein unschuldiges Herz mit der unbestimmten Sehnsucht, den gewissen Vorläufer einer Leidenschaft, die da kommen soll.

Die Alten, welche die Gottheit so schön zu ehren verstanden, hätten geglaubt sie zu entweihen, wenn sie sie mit dem Geschmeide der Erdkönige gekrönt hätten. Sie wähnten mit Recht, daß ein Blumenkranz himmlische Stirnen würdiger ziere. Die Unschuld opferte den Göttern ein Rosengewinde, dessen süßer Duft, sagten sie, den Göttern angenehmer ist, als der dicke schwarze Rauch, welcher sich aus den Scheiterhaufen einer Hekatombe erhebt.

4.

Der Himmel hatte Mitleid mit dem Menschen, er ließ einen göttlichen Strahl mitten in sein dunkles Verhängniß fallen. Dieser Strahl ist das Gefühl des Erhabenen und Schönen, welche sein Gemüth erwärmen, seinen Geist erleuchten. Das Erhabene kömmt von Oben, wie aus den Wolken der Blitz. Das Schöne ist ein Ge-

schenk der Einbildungskraft, es giebt die Natur wieder, geschmückt mit allen ihren Reizen. Der Mensch, entzückt von der Kraft der Schöpfung, sang des Himmels Lob, welcher so viele Reichthümer ihm geschenkt hatte. Begeisterung und Dankbarkeit erzeugten da Dichtkunst. Das Jauchzen der noch wilden ungebändigten Natur wurde zum wohllingenden Liede der Liebe, der ersten Beförderin der Sittigung. Der Tanz entstand plötzlich, mitten in der Freude beym Schalle der Musik. Um höhere Wesen zu ehren, um ihr Bild auf die Nachwelt zu bringen, sind Malerey und Bildnerey erfunden worden. Zur Tugend getrieben durch Gedicht, Tonkunst und Liebe, haben die Menschen den Tod verachtet, und große, edle, aufopfernde Thaten verrichtet. Alle Künste sind gemacht, um zu unserem Glücke beyzutragen, ohne sie hätte das Leben nur Eine Gestalt, Eine Farbe. —

Dichtkunst.

Poetische Betrachtungen von Alphons de Lamartine. Aus dem Französischen übersezt von J. B. Schaul. Gmünd, in der Ritterschen Buchh. 1823. 160 S. 12.

Die Méditations poétiques des Hrn. de Lamartine, welche in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebten, haben allerdings im Vergleich mit so vielen neuen poetischen Productionen der Franzosen entschiedene Vorzüge, unter denen Gedankentiefe, einiges dichterische Gefühl und eine schöne korrecte Sprache hervorstechen. Hr. de Lamartine ist dem Geiste seiner Poesien nach eher ein Engländer, denn ein Franzose zu nennen: eine oft düstere Schwermuth, ein in wehmüthiger Ahnung sich verlierendes Sehnen, ein Hinneigen zu dem Uebersinnlichen, und große Vorliebe für poetische Landschaftsmalerey — das alles sind mehr oder weniger bestimmt ausgesprochene Eigenthümlichkeiten unseres Dichters, aber gewiß nicht der französischen Poesie, die fortfährt, auf der Oberfläche zu bleiben oder doch nur auf Augenblicke in die Tiefe zu gehen. Die bezeichneten Eigenthümlichkeiten gaben zugleich zu den Fehlern Veranlassung, welche wir in de Ls. Gedichten bemerken: seine Schwermuth ist oft erkünstelt, gezwungen: er macht sich, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, breit damit, wenigstens wird er manchmal sehr breit; dieses Gezwungene ist häufig auf seine Bilder und Vergleichungen übergegangen. Seine Sehnsucht schweift oft so weit aus, daß man gar nicht recht weiß, was er eigentlich ersehnt. Die Vorliebe zur poetischen Landschaftsmalerey nimmt die Geduld der Leser zu oft in Anspruch und der Dichter vergißt, daß die schönste Landschaft das Gemüth nicht anspricht, wenn nichts Belebtes darauf zu finden ist. In seinen didactischen Gedichten ist Hr. de L. viel zu vage (s. v. v.); er vergißt die Idee, die er sich zu Grund gelegt hat, holt seine Stoffe aus weiter Ferne, und, den Zusammenhang herzustellen, zerreißt er zuweilen den ohnedieß nur locker geknüpften Gedankenfaden ganz und gar. — Wir sahen Franzosen, die ganz petrifizirt waren vor Staunen und Bewunderung über die „correction sublime," die er aus dem Lord Byron in seiner Ode, „L'Homme" überschrieben, gegeben haben soll. Wir finden in dieser Ode weder viel Wahres, noch viel Neues, sondern nur eine Sammlung von Antithesen, Sinn- und Sitten-, und oft Gemeinsprüchen, die lose zu einem Ganzen verbunden sind.

Hr. Schaul, der Klopstock und Schiller schulmeisterte, hat die strengste Kritik über jenes sein verdienter Maßen vergessenes Opusculum geschrieben, indem er diesen jungen, zwar talentvollen, aber noch sehr unreifen Poeten überhaupt nur einer deutschen Uebersetzung werth finden konnte: wer aber Schiller tadeln und verbessern zu wollen wagen konnte, der sollte doch geschmackvoller übersetzen, wenn er auch nicht geschmackvoller zu urtheilen im Stande ist, als er that. Der Reim ist bequemerweise ganz aus dem übersezten Buche verbannt; den Sinn betreffend, so kömmt es Hrn. Sch. auf ein paar Umschreibungen mehr oder weniger nicht an, zuweilen läuft auch etwas Unsinn mit unter, für den der französische Dichter nicht verantwortlich gemacht werden darf. Wir wollen einige Stellen zur Vergleichung versetzen:

S. 115 der achten Ausgabe des Originals heißt es:

Horace dans ce frais séjour,
Dans une retraite embellie
Par les plaisirs et le génie
Fuyait les pompes de la cour;
Properce y visitait Cynthie
Et sous les regards de Délie
Tibulle y modulait les soupirs de l'amour.
Plus loin, voici l'asile où vint chanter le Tasse,
Quand, victime à la fois du génie et du sort,
Errant dans l'univers, sans refuge et sans port,
La pitié recueillit son illustre disgrâce.

Hr. Sch. übersezt hoch poetisch folgendergestalt (S. 104 u. 105)

Horaz an dieser kühlen Stätte,
In einer Einsamkeit, die Vergnügen (!)
Und hoher Geist verschönerten.
Entfloh er (!!) dem Gepränge des Hofes.
Da besuchte Properz die Göttin (!!!) Cinthia (!)
Und Tibull sang unter Delia's Augen
Der Liebe schmachtende Seufzer.
In weiterer Ferne ist der Zufluchtsort, wo Tasso sang,
Als er, ein Opfer des Genie's und des Geschicks zugleich
Ohne Aufnahme und Aufenthalt umher irrte
Und das Mitleid sich seines berühmten Unglücks erbarmte.

Jede Bemerkung über diese exemplarisch poetische Uebertragung kann unterbleiben, da die Vorzüge zu sehr in das Auge springen.

S. 116 heißt es ferner:

Ainsi tout change, ainsi tout passe;
Ainsi nous-mêmes nous passons,
Hélas! sans laisser plus de trace
Que cette barque où nous glissons
Sur cette mer où tout s'efface.

Der Uebersetzende übersezt:

So ändert, so vergehet alles
Und so vergehn wir selbst. (,)
Ach! ohne eine größere Spur zurück zu lassen
Als den Nachen (!!!) worauf wir über das Meer
Hingleiten wo alles auslöscht (!!).

Wir sind fernerer Beyspiele müde und die Leser dürften unser Gefühl leicht theilen.

Nro. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. August 1823.

Sie haben hohen Genius,
Wir haben Genius wie sie.
Das macht uns ihnen gleich.
Wir und Sie. Von Klopstock.

Deutschlands Frauen.

Im Kölner Dom, von alten Wappenschildern,
Von bunten Scheiben wunderbar umblinkt,
Im Kölner Dom, von riesenhaften Bildern,
Mächtigen Säulen, Bogen dicht umringt,
Im Kölner Dome, wo das Licht in mildern
Schwingungen still auf Königsgräber sinkt:
Dort möget ihr von deutschen Meistern schauen,
Kunstreich geformt, die Lieblichste der Frauen.

Wie lächelnd ruht das Kind auf ihrem Schooße,
Das einst die Welt mit seinem Heil beglückt;
Ein Stern erglänzte auf des Zugs Getose,
Nun schweigt der Zug, und in den Staub gebückt,
Und überreichend goldnen Glückes Loose,
Im dunkeln Schacht, im Meeresgrund gepflückt:
So knie'n die Weisen aus den Morgenlanden
Vor Kind und Mutter, künft'ger Zeit Gesandten.

Und, o Maria! Frau und doch Jungfraue,
Des Heilands Mutter und doch Mutter auch,
Im Lockenschmelz, im reinen Augenblaue,
Und in des Mundes lindem Liebeshauch,
Im Busenwallen, im krystallnen Thaue
Anmuth'gen Lebens, von dem Mannastrauch,
Der reinsten Wolke Edens sich ergießend,
Wie aller Schönheit sonnhell überfließend!

Einst stand ich vor ihr, und ihr Bild gemahnte
Mich deutscher Frau'n und deutscher Jungfrauschaft:
„So seyd, so lebt ihr! Lieb' und Anmuth bahnte
Den nähern Weg euch! Wenn die Männerkraft,
Irre sich leitend, kaum das Ziel noch ahnte,
Das Beff're floh, das Schlimme sich erraffte,
Habt ihr das Beste schon in euch gefunden,
Sieger seyd ihr, doch Niemand überwunden."

Und weiter schweifte, wie durch Säulengänge,
Mein trunkner Blick die Zeiten still hinauf,
Und deutsche Frau'n in bleicherem Gedränge
Gleich Lilien sproßten aus den Gräbern auf,
Denn farbig hell, als wärens Festgesänge,
Frühröthlich schimmernd, kamen sie herauf,
Die Athmenden, die heilig frohen Herzen,
Wie meins erregt von selber Zeiten Schmerzen.

„Der gleicht ihr Alle! rief ich, Alle, Alle
Sind deines Bildes Bild, hochedle Frau!
Sie Alle sind du selbst! O walle, walle
Vorüber, Zug! O sanftes Augenblau,
Ihr braunen Sonnen, euerm Glanz gefalle,
Hell zu erleuchten dieses Domes Bau,
Hochaufgethürmt von deutschen Manns Gedanken,
Die nur zu euerm Dienste niedersanken.

„Und hat die Zeit, getrennt durch lange Träume,
Dasselbe Gold verschieden ausgeprägt,
Und hat der Nord, der Süd gleich edle Bäume
Mit andrer Sonne liebend aufgepflegt,
Doch seyd ihr stets dieselben, nur die Säume
Des Bilds verschieden, was sich dort, umhegt
Von goldnem Rahmen, unterm Fenster breitet,
Und euern Blick auf seine Blicke leitet.

„Ihr deutschen Frau'n, ihr alten, halb ergrauten,
Sangt ihr der Lieder einst auf Winfelds Plan,
Der Männer Wunden saugend? Ha, wie schauten
Deutschlands Panière Roma's Adler an!
Thusnelde, Weib, gleich Eisesstapfen thauten
Die Ketten hin, umengend deine Bahn,

Als schweigend, ernst, zum Boden hingesenket,
Dein wollt'ger Blick Cheruska's Führer denket.

„Am Elbeufer, an geheimer Stelle,
Sprach eine Frau von Drusus nahem Tod,
Welleda schöpfte Zukunft aus der Welle,
Der Wolfin Brunnen färbte Jetta roth.
Dort stehn die Drey. O schwelle, Busen, schwelle
Angstvoll nicht höher! Riesenmäßig droht
Ihr Gang, ihr Wuchs, ihr Blick — doch nein, die Augen
Sind Tauben gleich, die sich dem Quell entrauchen.

„Der mildre Klang im Lied der Nibelungen,
Sonst eine Harfe, stark gefügt und wild:
Chriemhild, die schöne, Brunhild, unbezwungen,
Erliegend nur Siegfriedens Heldenbild,
Frau Ute, fromm, Gotlinde, ach! gerungen
An Rüd'gers Grab hat sie die Hand so mild, —
Der süße Klang hebt hell von jener Seiten,
Wo Ritter sich im bunten Glas bestreiten.

„Und Hildegard, Genossin Karls des Großen,
Wie reich und keusch der Gürtel sie umschlingt,
Elisabeth, die lenzig blüh'nde Rosen
Der armen Menge vor die Wartburg bringt,
Kath'rine Bora, die mit lindem Kosen
Des Mannes Geist gewaltig aufwärts ringt,
Und Eginhardens Emma, schnee'ge Pfade
Durcheilt sie fest, als wären's Lustgestade.

„Noch andre Frauen, wie die Perle schimmert
In goldner Muschel, wie der Abendstern
Durch's Wetterleuchten auf uns niederflimmert,
Noch andre Frau'n aus jener Zeit, die fern,
Unkenntlich uns geworden, hold zertrümmert,
Erblickt das Auge, wie so lieb und gern,
Euch holde Frau'n, — der Name, stark erschallt er, —
Euch holde Frauen aus dem Mittelalter.

„Agnes Bernauer, lichtumglänzte Thräne,
Du Rosmarinzweig, Wasserlilie du!
Gertrude Wart, o deines Lebens Schöne
Ging mit dem armen Rudolph ein zur Ruh!
Mathilde, sich die männerstarken Söhne,
Wie Heinrich stark! O trete still herzu,
Du Gisela, die Konrads Lieb' erworben,
An seinem Tod in Kaufung einst gestorben!"

„Und Philippine Welser, angetrauet
Dem Sohne Oestreichs, wie so rein und hold!
Die Frau'n aus Weinsberg, wo ein Himmel blauet,
Gleich Weibertreu beständig, stark wie Gold!
Thüringens Perle, ach! im Schmerz ergrauet
Sind deine Augen, freudig einst gerollt,
Die Lippen welk, die blutig und zerrissen
Sich in des Sohnes Wange eingebissen!

„Des Brunnens Dame, die mit reiner Minne
Der weise Sachsenherzog sich erlor!
Burgunds Maria, welche Herz und Sinne
Am ersten Mar gleich Epheu schlang empor!
Heinrich des Vierten Bertha! Thräne, rinne
Dicht an sein Herz, daß Liebe keimt hervor,
Und in des Keimes wunderbarem Blühen
Mit Bertha's Leid die Thränen auch verglühen!

„Agnes von Mansfeld, mit dem Fürstenhute
Vertauschte Gerhard freudig deine Hand!
Hessens Amalie, deren starkem Muthe
Kein feindlich Heer, kein Bernhard widerstand!
Gleichens Gemahlin — ach! dein Busen ruhte
Gleich Meeresfluth, von Liebesöl gebannt,
Als dir den Gatten sein Gemahl gerettet,
Im Grabe noch seyd ihr vereint gebettet.

„Kehrt wieder heim, ihr Abgeschiednen, Bleichen,
Kehrt wieder heim, ihr ruht im deutschen Land,
Wo neben tausend thränenvollen Leichen
Preußens Luise Grab und Denkmal fand,
Wo Klopstocks Cidli, Bürgers Molly schweigen,
Und leise nur um ihres Grabes Rand,
Gleich Weinesperlen um die Festpokale,
Gesänge tönen, Männerliebe Mahle.

„Und ihr, noch Leben athmend, Leben hauchend,
Wie schön, wie groß, wie wunderbar ihr seyd,
Den Schwänen gleich aus Himmelswogen tauchend,
Den Sel'gen gleich aus irdisch wildem Streit.
O fahret wohl, ihr Frauen! Still verrauchend,
Gleich Frühlingswolken, ist der Erde Leid,
Der Erde Lust, der beyden Doppelthräne,
Doch in euch spiegelt ewig sich das Schöne!

„Jezt, alter Dom, laß deine Orgel schallen,
Der Zinken Blitz durch ihre Donner wehn!
Jezt, alter Dom, laß deine Säulenhallen
Noch einmal mir riesig vorübergehn!
Jezt, alter Dom, laß Melodieen wallen,
Gleich Geistern sie um Königsgräber stehn,
Und wenn mich dann ein liebes Bild umleuchtet,
Verzeihe, Dom, wenn sich mein Auge feuchtet!"

Buchner.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit begegnete ich in einer Vorstadt von New-York dem Herrn Patterson. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten war meine erste Frage nach dem Gefangenen. „Ich hoffe, sagte ich zu ihm, daß er sich gut aufführt, und daß Sie mit ihm zufrieden sind."

„Ich sehe noch nicht klar, was aus ihm werden wird, antwortete Herr Patterson; dieser Mann ist von einer ganz ungewöhnlichen Seelenstärke, und es dürfte große Anstrengung nöthig seyn, seinen Charakter zu zähmen. Er hat Anfälle von Wuth, deren Ursache ich zu enthüllen suche. Sie müssen sich auf irgend eine schmerzhafte Erinnerung, auf irgend eine tiefe Herzenswunde beziehen. Er ist überdieß voll Stolz, und will sich den Arbeiten nicht unterwerfen, die er für eine Erniedrigung hält. Seit drey Tagen befindet er sich in dem einsamen Gefängniß, und bezeugt, was in der That unglaublich scheint, kein Verlangen, dasselbe zu verlassen."

„Und was iſt aus ſeiner armen Mutter geworden?“

„Sie verließ die Schwelle des Gefängniſſes nicht, ſaß beſtändig auf der ſteinernen Bank an der Thüre, in Thränen gebadet, und ſchien nur für den Augenblick zu leben, wo ſie ihren Sohn wiederſehen würde. Ermattung, Kummer und Schmerz haben ſie krank gemacht. Als Fremde im Lande, ohne Schutz, ohne Vermögen, habe ich ſie in mein Haus aufgenommen, wo ſie täglich Nachrichten von ihrem Sohne hört, und wo unſer Freund, Doktor Brown, für ihre Geneſung ſorgt.“

„Dieß wäre eine Entwicklung, die wir nicht erwarteten.“

„Es gehört zu Allem Geduld. Widerſteht dieſer Mann der in unſern Gefängniſſen eingeführten Behandlung, ſo rührt dieß davon her, daß er ganz verdorben iſt, daß der moraliſche Brand ſein Herz erreicht hat. Dieß wäre das erſte Beyſpiel dieſer Art. Doch läßt ſich noch nichts Beſtimmtes ſagen. Und an ſeiner Heilung zu verzweifeln, müßten alle ſeine Gefühle verkehrt ſeyn. Er liebt aber doch ſeine Mutter, wie ich nicht bezweifeln kann. Die kindliche Liebe verträgt ſich aber nicht mit gänzlicher Verderbniß. Durch dieſes Gefühl können wir ihn allmählig in eine beſſere Bahn leiten. Sie ſehen, daß man zur Leitung unſerer Häuſer einiger Kenntniß des menſchlichen Herzens bedarf.“

„Und der Liebe zur Tugend. Ich kenne nichts Edleres, nichts Erhabeneres, als Ihre Verrichtungen. Ihnen ſollte der Ruhm zu Theil werden, welchen die Thorheit der Menſchen den Zerſtörern zuweiſt. Sie triumphiren für die Menſchen, ohne ihren Thränen zu koſten. Ihre Eroberungen ſind eben ſo viele Wohlthaten für Ihr Vaterland: welche Verpflichtungen, welchen Dank iſt es nicht Ihrer Aufopferung ſchuldig!“

„Es iſt uns nur Achtung ſchuldig. Wir entledigen uns einer Schuld an das Vaterland für die Freyheit, die wir genießen, für die unter uns herrſchende Gleichheit und die Gerechtigkeit unſerer Geſetze. Würde ſich das, was Sie Ruhm nennen, oder ſelbſt nur die kleinſte Geldertheilung, zu unſern Verrichtungen geſellen, ſo würde ſich etwas Perſönliches in dieſelben miſchen, das ihre Reinheit trüben dürfte. Dann würde mehr Prunkſucht als redlicher Eifer, weniger Realität als Schein ſtatt finden, und man würde mehr nach dem Beyfall des Publikums, als nach dem des eigenen Gewiſſens trachten. Dieß mag ſeinen Werth in Monarchien haben, wo die Tugenden ihren Tar haben, wo die Pflichten mit baarem Gelde belohnt werden; in unſerer Republik hätte dieß aber keinen Sinn. Wir verwalten ſelbſt unſere Angelegenheiten, und das gemeinſchaftliche Intereſſe iſt auch das Intereſſe eines jeden Bürgers. Wenn ich daher der Geſellſchaft einen Dienſt leiſte, ſo leiſte ich mir ſelbſt dadurch einen Nutzen. Sie ſehen daher, daß wir nicht völlig uneigennützig ſind.“

„Ich ſehe, daß Sie der Freyheit würdig ſind. Dieß iſt das größte Lob, das man einem Volke ertheilen kann. — Ich möchte Sie nun noch um eine Aufklärung bitten. Geſetzt, der Gefangene entledige ſich ſeiner verdorbenen Sitten, er bekomme Geſchmack an der Arbeit, mit einem Worte, er werde achtungswerth, welches Glück kann ihm die Zukunft darbieten? Durch eine gerichtliche Verurtheilung gebrandmarkt, durch ſeinen Aufenthalt in einem Korrektionshauſe erniedrigt, was kann er von den Menſchen hoffen? Welchen Rang wird er in der Geſellſchaft einnehmen?“

„Den eines redlichen Mannes und eines guten Bürgers. Sie beurtheilen uns immer mit Ihren europäiſchen Vorurtheilen. Wir ſetzen eine Schande in das Verbrechen, aber nicht in die Buße, welche die Geſellſchaft wegen der gegen ſie verübten Beleidigung auflegt. Iſt die Büßung vorüber, zeigt der Schuldige Tugenden, erfüllt er ſeine Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen ſeinen Nebenmenſchen, ſo iſt Alles vergeſſen. Er iſt ein Unglücklicher, der dem Sturme der Leidenſchaften entkommen an einem gaſtfreundlichen Gebiete gelandet hat. Daſelbſt verliert er mit der Zeit die Erinnerung an ſeine Gefahren und an ſeine Leiden, oder wenn ſie ihm noch einfallen, ſo werfen ſie nur einen höheren Reiz auf ſeine gegenwärtige Ruhe und Glück. Ich könnte Ihnen mehrere durch ihr Vermögen und ihr Verdienſt angeſehene Männer anführen, deren ſtürmiſche Jugend der Büßung und der Reue bedurften. Jetzo leben ſie geehrt, weil ſie achtungswerth geworden ſind.“

Am Ende dieſes Geſprächs kamen wir an der Hausthüre an. Dort wurde Herr Patterſon von ſeiner Tochter, einer jungen Perſon, von der Geſtalt eines Engels, empfangen. Sie erwartete ihren Vater mit Sehnſucht, wie wenn ſie ihm was Wichtiges mitzutheilen hätte. Ich begab mich nach Hauſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

Gleichwie ein großer Theil der eleganten Welt, während der Sommermonate, durch Bedürfniß oder Mode, zum Beſuch auswärtiger Bäder veranlaßt wird, ſo pflegen auch die in der Reſidenz zurückgebliebenen Berliner dieſe Zeit zu Luſtfahrten nach Charlottenburg, Stralau, Briz, Tempelhof, Pankow und andern nahgelegenen anmuthigen Dörfern zu benutzen. Vorzüglich auch in dieſe Periode fallen die häufigen Beſuche der ſchönen Pfaueninſel, dem Lieblingsaufenthalt des Königs, welcher in einer romantiſchen Waſſergegend bey Potsdam liegt.

Auch die minder wohlhabenden Klassen können sich dieß Vergnügen verschaffen, da auf den, zu diesen Fahrten bereit stehenden, Hamburger Stuhlwagen der Platz nur zwey Groschen kostet; sehr klein ist daher die Anzahl derer, die ihren Naturgenuß nur auf Spaziergänge beschränken müssen.

Das Repertoir des Theaters brachte uns vergangenen Monat unter einer Menge Opern und Lustspiele, auch einige Kraft- und Prachtstücke, wie den Hamlet, welchen Herr Wolf meisterhaft darstellt und den Faust von Klingemann, den uns Herr Maurer vom Hoftheater zu Stuttgart, der sich in Berlin zur Kunst gebildet hat, mit vielem Beyfall gab. Große Kraftanstrengung des Schauspielers kann allein der leeren Hohlheit dieser Rolle Leben geben, wodurch sie sich dem historischen Faust annähert, dessen Görres in seinem interessanten Werke über deutsche Volksbücher erwähnt, und der in die Klasse der sogenannten fahrenden Schüler, die im fünfzehnten Jahrhundert ihr Wesen trieben, angehört. Weniger gleicht Klingemanns Faust dem poetischen, welchen uns Goethe schilderte, der die Fabel der Titanen, in ein Gewand aus der neuern Zeit hüllend, uns ein Bild des innern Menschen gibt, wie ihn seine Kraft treibt, nach dem Höchsten und Unbegreiflichen zu ringen, und da er dieß nicht erreichen kann, in die Gewalt der bösen Geister fällt. — Eine recht angenehme Erscheinung war die Sängerin Wilhelmine Schröder, jetzt verehelichte Madam Devrient vom Dresdener Hoftheater, die als Agathe im Freyschütz, Pamina in der Zauberflöte und als Fidelio in der Oper dieses Namens von Beethoven auftrat. Wir erwarten hier auch Mad. Meyger-Vespermann aus München, der ein sehr großer Ruf vorangeht, man setzt sie der Madam Catalani fast gleich.

Walter Scotts neueste Romane werden häufig gelesen; auch viel wissenschaftliche Schriften kommen hier heraus. Ein Werk über Brasilien aus den hinterlassenen Papieren E. W. Feldners, eines portugiesisch-brasilianischen Obristlieutenants, der ein gebohrner Schlesier war, wird auf Subscription angekündigt, es soll eine Uebersicht des ganzen Landes und eine besonders ausführliche Beschreibung der Provinz Rio Janeiro und der Hauptstadt enthalten, auch die Reisen nach Porto Seguro, Rio Grande, S. Paulo und Bahia, und besonders merkwürdige, noch wenig bekannte Thiere und Pflanzen schildern.

Die Wissenschaften schlummern hier nie. Die königliche Akademie derselben hielt am 3ten Juli zur Feyer des Leibnitzischen Jahrestages eine öffentliche Sitzung, in der der Preis von hundert Dukaten, der in wiederholten Terminen auf eine genaue Messung der Winkel, an einem oder mehreren Krystallisationssystemen gesetzt war, Herrn Doktor Adolph Theodor aus Mitau zuerkannt wurde. Herr Süvern las eine Abhandlung über den künstlerischen Charakter des Tacitus und Herr Bopp eine vergleichende Zergliederung des Sanscrits und der damit verwandten Sprachen in Bezug auf die Wurzeln und die Pronomina der ersten und zweyten Person.

Am 9. dieses feyerte die hiesige Gesellschaft Naturforschender Freunde ihr funfzigstes Stiftungsfest unter des würdigen Bode Vorsitz; ihm und den beyden Jubelgreisen Gronau und Heim wurden Kränze von Je länger je lieber, Lorbeeren und Rosen überreicht. — Die Industrie schlummert hier eben so wenig, wie die Wissenschaft; außer den künstlichen Mineralwassern aller Sorten bereitet man jetzt auch hier künstliche Weine aus Kartoffeln und Stärke; von den Stärkeweinen existirt schon eine Niederlage, wo rothe und weiße Weine aller Länder zu sehr billigen Preisen verkauft werden, auch der Gesundheit nicht schädlich seyn sollen. Berlin wird also wohl bald Alles hervorbringen, was die Welt Gutes hat. Die Brunnenanstalt des Herrn Dr. Struve, der kürzlich den sächsischen Verdienstorden erhielt, ist in vollem Gange. Der Garten mit großen breiten Spaziergängen, Blumenparterre und Säulenhallen versehen, ist einer der schönsten in Berlin. — In einem bedeckten Gang sieht man eine lange Reihe goldener Zapfen und darunter den Namen des künstlichen Wassers, welches, ehe es zubereitet wird, vorher aller seiner natürlichen Bestandtheile durch Destillation entkleidet werden muß. Se. Majestät der König besuchte vor seiner Abreise nach Töplitz mit den königlichen Kindern und dem ganzen Hof diesen Garten, kostete das Karlsbader Wasser und erklärte, es sey von dem ächten Sprudel nicht zu unterscheiden.

E.

Wien, im Juni und Juli.

(Beschluß.)

Ein Herr Gautier, der sich Schuls- und Kunstbereiter, Contribuent aus Pesth unterschreibt, machte unlängst bekannt, der kleine zehnjährige Jaquê Gautier, der sich bey der ersten Production durch die glänzendsten Kunststücke auf dem Straffeil und zu Pferde großen Beyfall erwarb, späterhin aber durch einen Fall vom Pferde das Unglück hatte, den Arm zu brechen, werde nächstens seine Kunststücke wieder beginnen u. s. w. Solchen Leuten sind ein Paar Glieder grade so viel, als ob sie Ueberfluß daran hätten!

Das jährliche Volksfest auf der Brigittenau war heuer — ein seltener Fall! — durch die schönste Witterung begünstigt; auch schien der Platz mit Menschen übersäet, doch wie gewöhnlich am Montag mehr als Tags vorher. Mitten im Gewühl der frohen Volksversammlung bemerkte man das Kaiserpaar, begleitet von der Erzherzogin Marie Louise und ihrem liebenswürdigen Sohn, dem jungen Herzog von Reichstadt. — Der Hof bringt wieder dieses Jahr den Monat Julius in Baaden zu. Um diese Zeit pflegt der Zufluß der Gäste dort am stärksten zu seyn. Diesen Sommer ist jedoch der Zuspruch überhaupt nicht groß, was besonders der unfreundlichen Witterung beyzumessen ist. Im Allgemeinen schaden die ganz in der Nähe Wiens befindlichen mineralischen Quellen mit ihren Anstalten dem Ort immer mehr und mehr. Diese letztern liegen in einem Kreise beysammen, so, daß die größte Entfernung höchstens eine Stunde beträgt. Fast nur einen Büchsenschuß von der Linie trifft man in einem und demselben Ort zwey kalte Schwefelquellen an, deren eine erst vor zwey Jahren entdeckt wurde; beyde mit sehr geschmackvollen und bequemen Einrichtungen versehen. Die Bewohner der Hauptstadt dürfen nur einen Spaziergang hinmachen, oder sich der eigends bestellten, sehr billigen Fuhrwerke bedienen, die fast stündlich hin und hergehen. An diesen Ort stößt der herrliche Garten von Schönbrunn, dessen Hauptallee in das weit belebtere Hietzingen führt. Allerdings gebührt den Heilquellen Baadens der Vorzug; den kostspieligen Aufenthalt indessen nicht zu rechnen, wirkt das Wasser auf manche Konstitutionen allzustark; selbst arthritische Personen, wenn ihr Nervensystem geschwächt ist, dürfen sich des Wassers mit der größten Vorsicht nur bedienen, und Vielen hilft es nichts. In apoplektischen Zuständen, Lähmungen u. dgl. leistet es treffliche Dienste. Ich hörte Jemand einem Gichtkranken, der sich beklagte, daß ihm das Baden nicht bekomme, ganz treuherzig den Rath geben: „Gehen Sie doch zu dem Fürsten von Hohenlohe; er hat so vielen ja geholfen!“ — Und der arme Kranke sah aus, als wenn er, hätte er nur die mindeste Bürgschaft für den Erfolg, diese Kurart wohl versuchen möchte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Nr. 67.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. August 1823.

Ueber die Ausstellung in Berlin

von

Amalie von Helwig, geb. Freyinn von Imhoff.

(Fortsetzung.)

In unsrer Ausstellung wirkten noch zwey Umstände ungünstig auf Rhodens Gemälde; erstlich, daß es unter diesen Hunderten fast allein eines, dasselbe abschließenden Rahmens entbehrte; zweytens, daß es seinen Stand zunächst bey einer großen Landschaft von Hrn. Steinkopf dem Jüngern in Stuttgart erhalten hatte, welche eben in Ton und allgemeiner Haltung sehr lobenswerth und dadurch dem Publikum gleichsam verständlicher war, als ein Werk, zu welchem der Beschauer selbst etwas mehr mitbringen muß, als das bloße Verlangen nach Augenlust.

Gar vielen wackern Leistungen verschiedener Art nur umgern und durch die Zeit beschränkt vorbeygehend, muß ich doch flüchtig eines Bauernhofes erwähnen, gemalt von H. Hampe, Mitglied der hiesigen Akademie, welcher das Innere einer wohlhäbigen ländlichen Wirthschaft gar ergötzlich darstellt. Am besten gefiel mir darin der Knabe, der an des Vaters Hand, ungeduldig erwartend beym Fuß der Leiter steht, von welcher ein junger Knecht eine Taube aus dem Schlage mit beyden Händen herablangt, und eine junge Magd, welche mit ihrer Schürze die Hühner von der steinernen Seitenpforte wegscheucht, durch deren Wölbung man die alterthümliche Landkirche erblickt. Der Hof wird über die Hälfte durch den Schlagschatten der umgebenden Gebäude von der linken Seite her im Halbdunkel gesehen, und alles deutet die spätere Nachmittagsstunde, sowohl durch die Beleuchtung, als in dem gesammten Treiben der Hausbewohner an. Von einem schönen und immer seltener werdenden Talente sahen wir dießmal nur zwey Skizzen in Gouache durch Hrn. Krügers leichte kunstgeübte Hand gezeichnet, einen Dragoner- und Husaren-Stall; im ersten Bilde sind die Pferde zum Ausreiten gesattelt und werden vorgeführt, im andern hingegen kehren sie zur Krippe zurück, und der graubärtige Veteran legt eben sorgfältig die wollene Decke auf seines Rittmeisters Leibschimmel; indeß der danebenstehende junge Husar, das Pferdezeug auf dem Arm, noch bey dem Alten fragend zu verweilen scheint. Von mehreren erfreulichen Arbeiten dieses geistvollen Künstlers (dem auch das Porträt in einer ihm eigenen Kreidenmanier gelingt) zog vor vier Jahren ein höchstgenialeS Bildchen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, und ein andres, ganz in gleichem Sinne, nur im größeren Maaßstabe ausgeführt, machte im Herbst 1821 dasselbe glänzende Glück in Dresden auf der dortigen Ausstellung, von welchem sofort Herr von Quandt der vielbeneidete Besitzer ward. Es stellte dieses zwey Offiziere vor, die auf Vorposten mit weniger Begleitung ausgeritten, — von einem Hügel zur weitverbreiteten Ebene herabschauen, welche, zusammt der ganzen Gegend mit Schnee bedeckt, durch das Talent des Künstlers ein getreues Bild der Natur in den farblos matten Tönen der Ferne darbietet. Beyde Offiziere von porträtartiger Individualität, schöne Gestalten im vollkräftigen Mannesalter, haben nur eben auf der Höhe stillgehalten, während die Gemeinen erst zur Hälfte dahinter gesehen, noch bergan reiten. Sichtlich kämpfen die, aufmerksam in die Ferne Spähenden mit dem Wintersturm, der ihre Mäntel wild um sie her schlagend ihnen gerade entgegenweht — was denn sowohl an den Pferden, als besonders auch an dem großen neben diesen stehenden Windhunde sichtbar wird, welcher vor Kälte zu zittern scheint. — Wie sich der Blick aber auf die ausdrucksvolle Gruppe schärft, so entdeckt er zugleich am Hügel-Abhang, gegen dem Beschauer zu, eine verschneite Gestalt im langen Winterschlafe des Todes am Boden ausgestreckt — und der ganze verhängnißvolle Winter des Jahres 1812—1813 steht, mit diesem einzigen Zuge, vor unsrer Phantasie. — Die leise Abschattung der Formen des erfrornen Franzosen, wenig von den andern Ungleichheiten des schneebedeckten Bodens verschieden, läßt diesen auffallend schauerlichen Gegenstand fast nur als eine Vision auf Augenblicke hervortreten, und wieder so verschwinden; das Gemälde hatte daher namentlich in Dresden bereits die lebhafteste Theilnahme erregt, als noch die meisten Personen (worunter sogar

mehrere junge Künstler sich befanden) nichts von dem seltsamen Schneemann ahneten, der, als ich veranlaßt ward, ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, ihnen nur um so gespenstischer und unter diesen Umständen wunderbarer erschienen.

Herr Krüger hat das Bildniß Sr. Hoheit des Prinzen August von Preußen, wie ein anderes des Generals Grafen von Gneisenau zu Pferde, sehr gelungen in Oel gemalt, und nur kürzlich eine schöne Kreide-Zeichnung vollendet, welche die Gemahlin des russischen Gesandten, Herrn von Alopeus zu Pferde vorstellt, welcher vom Gebüsche halb verdeckt ein Reitknecht von Ferne folgt; wie man diese herrliche Gestalt leicht und fest das stolze Roß regierend, manchmal durch unsers Thiergartens schattigte Gänge mit Vergnügen schweben sieht.

Endlich soll Hrn. Krüger auch eine Zeichnung S. M. des Königs nach dem Leben zu höchster Zufriedenheit gelungen seyn, von welcher die sprechende Aehnlichkeit gerühmt wurde, wie solche noch nicht zuvor erreicht worden ist; da selbst Gérard's sonst gewiß verdienstvolles Gemälde in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig läßt.

Daß unsere Ausstellung an größern und kleinern Porträten sehr reich war, läßt sich, bey dem jetzt obwalteten Geschmack des größeren Publikums, voraussetzen. — Unter diesen zeichnete sich das Bildniß des berühmten Astronomen, Prof. Bode, von Herrn Hofmaler Weitsch, ein Kniestück in Lebensgröße sehr vortheilhaft aus, wie dasselbe in fast skizzenhafter Flüchtigkeit des Pinsels, jedoch mit viel Geist und Leben hingestellt ist, und das originelle Wesen des ehrwürdigen heitern Greises jedem, der sich seiner Bekanntschaft freuen darf, so angenehm als getreu wieder gibt. Leider sah ich nicht mehr ein Bildniß von der Hand des jungen hoffnungsvollen kölnischen Künstlers, Hrn. Bégasse, von dem ich sehr viel Gutes gehört habe, so wie auch ein von demselben eingesandtes Familien-Gemälde der Seinigen, worin die Köpfe vortrefflich seyn sollen. Ein Berliner, P. Mila, gegenwärtig in Rom, hatte sein eigenes Bild sehr brav und mit eben so viel Fleiß als Freyheit der Ausführung behandelt, hierher geschickt. Herr Wolf, von dem ich bereits mehrere wohlgelungene Bildnisse gesehen, zeigte auch dießmal sein Talent in dem Bildnisse eines Knaben. Sehr lieblich erschien ein Gemälde der jungen Künstlerin, Louise Claude, zwey Mädchen nach der Natur, etwa halbe Lebensgröße, zusammen in einem Buche lesend. — Die Stellung beyder Kinder war angenehm und natürlich, und ein warmer Hauch schwesterlicher Vertraulichkeit und Eintracht schwebte, wie eine milde Glorie, über dem stillen, klaren Bilde, aus dem der sanfte besonnene Geist der liebenswerthen Malerin uns rein und ungekünstelt ansprach. Die braven Copien, welche dieselbe zu verschiedenen Zeiten in Dresden gemacht, so wie der ernste Sinn, mit welchem sie, unter Prof. Schadows Anleitung, weiter studiert, und die Natur zum Vorbilde nimmt, verspricht ihrem schönen Talent eine immer fortschreitende Entwicklung. Daß es uns nicht an braven, ja trefflichen Copien fehlte, kann jeder vermuthen, dem die großartige Gesinnung des Monarchen bekannt ist, durch welche, so viel als möglich, die preußischen Künstler in Paris und Rom zweckmäßig beschäftigt werden; eine Großmuth, die in so fern ihre Belohnung bereits mit sich führt, als dadurch die unveräußerlichen Kleinodien der verschiedenen Gallerien nach und nach in Copien zu uns kommen, welche mit Liebe und Sorgfalt gemacht, den Geist ihrer Urbilder möglichst getreu wieder geben. — So hatte vor zwey Jahren Hr. J. Schoppe die berühmte Madonna del pesce vortrefflich für das Palais S. M. des Königs copirt. — Dießmal sahen wir den herrlichen Erz. Michael ebenfalls von Raphael, aus den Sälen des Louvres durch Hrn. Ternites Pinsel hierher versetzt — desselben Künstlers, nach dessen Zeichnungen die Krönung der Maria von Johannes von Fiesole durch den Schweden Forsell vortrefflich gestochen und mit erklärendem Text von Herrn August W. v. Schlegel versehen, vor einigen Jahren erschienen ist.

Mehrere Personen, welchen Raphaels Meisterwerk bekannt ist, waren so befriedigt durch diese Uebertragung, als ich es freylich nur vermöge der Vorstellung seyn zu dürfen glaubte, die ich mir von der herrlichen Gabe gebildet, womit einst der Fürst der Maler den kunstliebenden Monarchen Franz I. so hoch erfreute, und dafür von diesem wiederum mit wahrhaft königlicher Großmuth belohnt wurde. Herr Ternite copirte auch die Hauptgestalt aus Raphaels Kreuztragung, unter dem Namen des Spasimo di Sicilia bekannt. Auch dieses Gemälde ist, so weit ich dasselbe zu beurtheilen vermag, ohne das Original zu kennen, von entschiedenem Verdienst; doch schadet ihm allerdings der umgebende leere Raum, welcher, des Kreuzes wegen, bedeutend groß seyn mußte. — Schade daß der Künstler nicht veranlaßt worden, uns das ganze wunderherrliche Werk wieder zu geben, das in Anordnung und Ausdruck gewiß mit Recht zu den vorzüglichsten Leistungen des unsterblichen Meisters gezählt wird. Auch ein allerliebstes kleines Oelbild, die heilige Catharina, nach Francesco di Francia, erwarb verdienten Beyfall. Es ist dieses von einer gebornen Breslauerin Julie Mihes, jetzt vermählte Primisser in Wien copirt worden, und befindet sich, wo ich recht gehört, bereits im Besitz S. M. des Königs.

Indem ich die Schilderung einiger plastischen Werke für ein besonderes Blatt erspare, worin, so weit ich es vermag, die Schöpfungen aus diesem mir fremderen Kunstgebiete berührt werden sollen, welche die Ausstellung ver-

herrlichten, darf ich in Rücksicht des schon zu bedeutenden Umfangs dieses Aufsatzes, mir nur erlauben, unter den übrigen ruhmwerthen Arbeiten des Grabstichels, so sich hier auszeichneten, diejenigen zu nennen, welche für ein größeres Ganze bestimmt, durch ihren Gegenstand selbst den Antheil des Publikums besonders auf sich zu ziehen geeignet waren.

Das Festspiel Lalla Rukh aus dem Gedichte des Engländers Moore entlehnt, hatte, während des Carnevals vom Jahr 1821, den ganzen Hof und die vornehmsten Personen der Stadt in Bewegung gesezt, da denn bey einem großen Ball masqué im königlichen Schlosse die Aufführung von zwölf Bildern statt fand, die verschiedenen in jenem Gedichte vorkommenden Erzählungen zu versinnlichen bestimmt; indeß die höchsten Personen des königlichen Hauses selbst, die Familie des Aurengzeb und Abdallahs, Königs der Bucharey vorstellend, nach prunkvollem Einzuge, sowohl der Darstellung jener obengenannten Bilder, wie denen damit abwechselnden Tänzen, als Zuschauer beywohnten.

Man wiederholte in einem kleineren Kreise eine Vorstellung, die an sich so reizend als prachtvoll, zum zweyten Male besser ungestört, von den erwählten Anwesenden genossen werden konnte, unter denen sich die ersten Künstler Berlins zählen durften, und Wilhelm Hensel, ein junger Mann von viel versprechenden Anlagen, erhielt den Auftrag jene Bilderreihe, aus dem vergänglichen Reiche feenhafter Erscheinungen in das bleibendere Gebiet der Kunst zu versetzen. So entstanden zwölf Zeichnungen, welche, nächst der, fast durchgängig glücklich gedachten Anordnung, noch ein besonderes Verdienst in der Abbildung mehrerer durch Rang und Schönheit ausgezeichneten Personen darbieten, wie sie mit feinem Kunstsinn für ihre besonderen Rollen gewählt, vollkommen deren inneren Beziehung entsprachen, und man könnte sagen, daß in den siebzehn verschiedenen Gestalten, aus welchen die besagten 12 Bilder sich zusammensezten, das bedeutendste eingeschlossen war, was in den glänzenden Kreisen des Hofes sich bewegte. Dem Künstler kam bey dieser, an sich gewiß sehr schwierigen Aufgabe die Leichtigkeit und Zartheit der Manier zu statten, in welcher er bereits früher geübt war, Bildnisse in Bleystift-Zeichnungen auf eine höchst gefällige Weise auszuführen — und die Wahrheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks die er seinen Köpfen zu geben versteht, indem er zugleich von jedem Individuum den glücklichsten Moment in Wendung und Geberde auffaßt, qualificiren ihn so recht eigentlich zum Hofmaler, ein Amt, welches auf jeden Fall weit günstiger ist und weniger beschränkenden Bedingungen unterworfen seyn dürfte, als dasjenige eines Hofpoeten. Da S. K. Hoheit der Großfürst Nikolaus die Abbildungen der sämmtlichen hohen Personen zu besitzen wünschte, welche dem Festzuge beygewohnt, so ward es Hensel vergönnt, noch außerdem die königlichen Prinzen und Prinzessinnen einzeln zu zeichnen, und das Portefeuille seiner Studien für diesen ehrenvollen Auftrag, bietet in dieser Hinsicht ein neues und großes Interesse dar.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthümer.

Von Dr. Dorow.

Die bey dem Bau der niederländischen Festung Löwen (Louvain) gefundenen Alterthums-Gegenstände sollen großentheils zerstreut oder in Privat-Sammlungen gekommen seyn. Eine vor nicht langer Zeit ebendaselbst zu Tage geförderte Kupferplatte gelangte in die reiche und merkwürdige Sammlung des Grafen Renesse-Dürresheim, welcher die Güte gehabt hat, mir selbige mitzutheilen.

Diese Platte ist 2¼ Zoll lang, 1 Zoll 8 Linien breit, 2 Linien dick, trägt die Spuren hohen Alterthums an sich und stellenweise einen Aezugo der edelsten Art. Auf der einen Seite dieses Alterthumstücks ist eine 1 Linie erhoben gearbeitete männliche Figur, welche sich bey dem ersten Anblick als eine altgallische Gottheit darstellt, jedoch meines Wissens bis jezt nirgends erwähnt und bekannt. Die andere Seite der Platte ist glatt und aus dem rund um dieselbe ungleich abgebrochenen Rändern kann man wohl mit Gewißheit abnehmen, daß es nur Bruchstück eines größern Ganzen ist. Zu Seiten und Füßen des Götzen läuft ein erhoben gearbeiteter ausgezackter Rand, dessen beyde lange Seiten, gleichsam wie Stöcke, von der Figur in den Händen gehalten werden; die obere Seite ist dagegen reicher verziert, nicht unähnlich den Verzierungen auf altdeutschen Urnen. Nun zu der Figur selbst. Diese sizt wie indische oder tibetanische Götzen mit untergeschlagenen Beinen, ist bis auf einen breiten, spiz nach dem Kopfe zulaufenden Perlen-Gürtel nackt und mit Geschlechtstheilen versehen, welche Graf Caylus in seinen Rec. d'Ant. III T. pag. 325 den gallischen Götzenbildern abspricht. Der Kopf ist im Verhältniß zur Figur sehr groß, oben dick und nach unten spiz zulaufend; hat schlicht herabhängende Haare und zu den Seiten Ochsenhörner, — bis auf die hier fehlenden, von den Hörnern hängenden Ringe, der Abbildung des Cernunnos bey Montfaucon und Mongez ähnlich. Der Bart theilt sich gleich am Kinne in zwey entgegengesetzte Spitzen; jede derselben bildet mit dem Horne ihrer Seite einen

vollständigen halben Mond, und diese beyden halben Monde finden im Kinne ihren Berührungspunkt. Die Arbeit ist sehr roh und erinnert an die Bronzeplatte, welche ich im zweyten Heft meiner morgenländischen Alterthümer tab. III. fig. 2. habe abbilden lassen.

Ob ähnliche Darstellungen schon mehrmals in Gallien oder sonst wo gefunden?

Ob Graf Rennesse uns nicht mit seinen Schätzen des Alterthums bekannt machen wird? Jeder Forscher und Freund vaterländischer Kunst und Geschichte würde ihm dankbar dafür seyn! —

Kunstnachrichten aus London.

Georg Hayter ist, wie wir hören, eben beschäftigt, für den Herzog von Bedford ein großes Gemälde, darstellend das Verhör von Lord Russel, zu entwerfen und sammelt die Porträts dazu.

* * *

Eine neue Reihe von Kupfern zu den poetischen Werken des Sir Walter Scott nach Original-Gemälden von R. Smirke, gestochen von den ausgezeichnetsten Künstlern Englands, erscheint eben und übertrifft alles, was wir bis jezt in diesem Zweige der Kunst hier gesehen haben.

* * *

Malerische Ansichten von den Severn-Ufern, nach Original-Zeichnungen von Samuel Ireland. Samuel Ireland ist in England als ein eben so zierlicher wie treuer Landschaftszeichner bekannt und hat sich besonders durch seine malerischen Ansichten von der Themse, dem Avon und Medway den Kunstfreunden empfohlen. Der Tod entriß uns diesen Künstler zu früh. In seiner Hinterlassenschaft fanden sich 52 Ansichten von den Severn-Ufern, von der Quelle dieses Flusses am Plinlimmon-Hill an, durch die Grafschaften von Montgommery, Salop, Worcester und Gloucester, bis zu seinem Eintritt in das atlandische Meer. Harral gibt diese Sammlung nun heraus und das erste Heft, sechs kolorirte Abdrücke in Quart-Format enthaltend, liegt vor uns. Das Malerische der Scenen, die Zartheit der Zeichnung und die lithographische Vollendung der Abdrücke lassen nichts zu wünschen übrig. Die geschichtlichen und topographischen Erläuterungen nach den Handschriften von Ireland über Dörfer, Städte, Schlösser, Kirchen und andere ausgezeichnete Gebäude geben dem Werke ein hohes Interesse; sie sind einfach, belehrend und zeugen von dem feinen, zarten Sinne des Künstlers fast eben so sehr, wie seine Zeichnungen.

* * *

Eine Reihe von Porträts historischer Charaktere aus den Novellen und Erzählungen des Verfassers von Waverley erscheint in acht Heften, deren jedes vier Porträts enthält. Die Zeichnungen sind nach Original-Gemälden von Thurston, Uwins und Watson; der Stich von Cooper. Wir haben im Kunstblatte schon von dem Verdienste der mit diesem Werke beschäftigten Künstler gesprochen und brauchen nur zu bemerken, daß das siebente Heft eben erschienen ist, den vorigen in nichts nachsteht und folgende Porträts enthält: 1. Der Earl von Murray. 2. König Jakob I. 3. Prinz Charles. 4. Rob Roy (Robin der Rothe).

Adrian.

Florenz.

Herr Giuseppe Nizzoli, seit mehreren Jahren bey dem östreichischen Consulat in Cairo angestellt, hat eine Sammlung ägyptischer Alterthümer nach Florenz gebracht, die er sich durch eigene Aufgrabungen in verschiedenen Theilen Aegyptens verschafft hat. Er sucht dieselbe um eine mäßige Summe an irgend eine Regierung zu verkaufen, und in der That scheint dieß Kabinet ganz geeignet, da wo man noch kein größeres ägyptisches Museum besizt, einen Begriff von den merkwürdigsten ägyptischen Alterthümern kleinerer Art zu liefern. Kolossale Statuen und Sarkophage fehlen, dagegen enthält die Sammlung eine Anzahl gut erhaltener und bedeutender Basreliefs, ein erhöhtes Relief in Stein, eine Zeichnung auf Stein, mehrere Gemälde auf Stein und Holz, eine vortrefflich erhaltene Mumie mit zwey bemalten Kästen von großer Schönheit, viele Gefäße aus Alabaster und Thon, gegen 120 kleine Bronzen, und viele merkwürdige Idole aus Holz, verschiedenen Steinen, emaillirtem Thon, auch sehr viele kleine Geräthe, Ringe, Scarabäen ꝛc. von großer Schönheit. Außerdem fünf Papyrusrollen, wovon eine doppelt beschrieben ist. Hr. Nizzoli ist überdieß im Besitz aller Notizen über die Fundorte und übrigen merkwürdigen Lokalbeziehungen der vorhandenen Gegenstände.

Von Drovetti's großer Sammlung ägyptischer Alterthümer, die um 500,000 Franken an die Regierung von Sardinien verkauft ist, sind kürzlich wieder 20 Kisten mit kleinen Gegenständen in Livorno angekommen. Diese Sammlung enthält allein 12—15 große sitzende Statuen, mehrere große Sarkophage, viele Münzen, und eine Menge kleiner Gegenstände aller Art.

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. August 1823.

Das europäische Vorurtheil, welches eine Familie durch Bestrafung eines ihrer Glieder für entehrt hält, kömmt mir sehr abgeschmackt vor, und ich bin dagegen der Meynung, daß ein gehenkter Schurke aus einer Familie ihr mehr Ehre macht, als zehn darin Lebende.

Franklin.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen nach den erwähnten Ereignissen veranlaßten mich verschiedene Umstände, New-York zu verlassen, und meinen Wohnsitz zu Boston aufzuschlagen. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in dieser Stadt entschloß ich mich zur Rückkehr nach Europa. Auf einer Reise bis in die alte französische Kolonie von Canada, die ich noch zuvor anstellte, stieß ich wieder auf meinen Gefangenen.

Während dieser Zeit hatte ich einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Doktor Brown unterhalten; daraus erfuhr ich, nach Verfluß von zwey Jahren, daß Heinrich Fitz-Allan begnadigt worden sey. In New-York war das gelbe Fieber ausgebrochen, und hatte große Verheerungen angerichtet. Heinrich hatte sich in eine Meyerey zurückgezogen, die er in der Nähe von Sleenborough, einer an den Ufern des Champlain-Sees gelegenen Gemeinde, anpflanzte. Der Doktor fügte noch hinzu, daß dieser junge Mensch die Miß Hannah, Tochter des Herrn Pattersen, geheirathet habe.

Ich nahm mir vor, über dieses Gut zu reisen, und Aufträge dieses Paars nach New-York mitzunehmen. — Am 10. Sept. erreichte ich bey der schönsten Witterung diesen Besitz, und ging durch einen Gang von Ahorn und Tulpenbäumen dem Wohnhause zu. Dort begegnete ich zwey schönen Kindern, die mit Einsammlung von Heidelbeeren beschäftigt waren. Das eine derselben, ein kleines Mädchen, betrachtete mich mit Aufmerksamkeit. Ihr Bruder kam entschlossen auf mich zu, und fragte mich, ob ich nach der Wohnung wollte. Als ich ihm bejahend antwortete, so sagte er, er wolle die Mutter davon benachrichtigen, und eilte hinweg. Ich näherte mich dem kleinen Mädchen, nahm sie bey der Hand, fragte sie um ihren Namen, und trug sie auf meinen Armen bis vor die Thür des Hauses. Dort wurde ich von einer sehr schönen Frau empfangen, die in weiße indische Leinwand, mit einem blauen Gürtel, gekleidet war. Es war Hannah selbst. „Ich bedaure, sagte sie zu mir, daß Ihnen die Kleine Mühe macht. Treten Sie herein. Sie werden müde seyn, ich will Ihnen einige Erfrischungen reichen."

Nach den ersten Begrüßungen kam ich in ein schönes Wohnzimmer, das mit Spiegeln, Fußteppich und Mahagony-Geräthschaften geziert war. Eine am Fenster sitzende alte Frau war mit Näharbeit beschäftigt; an ihrer Seite schlief ein Kind in einer schönen Wiege. Alles athmete in diesem Hause Wohlstand, Frieden und Heiterkeit. Ich machte der jungen Frau diese Bemerkung, die mir lächelnd antwortete, daß sie dieß ihrem Gatten, der gerade das Feld besuche, aber bald zurückkehren werde, verdanke. Zugleich äußerte sie, daß ihr meine Stimme und mein Gesicht nicht ganz fremd wären.

„Sie irren sich nicht, sagte ich; ich hatte das Vergnügen, Sie sowol, als Ihren würdigen Vater, Herrn

Patterson, zu kennen. Ich hoffe, ihn bey meiner Durchreise durch New-York wieder zu sehen."

„Sie werden ihn in dieser Welt nicht wiedersehen, antwortete Hannah seufzend; mein Vater ist vor acht Jahren gestorben, und ich bin noch nicht über diesen Verlust getröstet. Ich hätte ihn so gern in seinem Alter gepflegt."

Nach diesem Gespräche sah ich Heinrich Fitz-Allan hereintreten, den ich bey dem tiefen Eindruck, welchen mir seine Gestalt hinterlassen hatte, sogleich wieder erkannte. Er war nur von der Sonne etwas brauner geworden, und hatte dadurch in seiner Physiognomie einen mehr männlichen Charakter gewonnen.

„Mein lieber Heinrich, sagte Madame Fitz-Allan, hier ist ein alter Freund meines Vaters, der uns um Gastfreundschaft anspricht."

„Sie ist eine Pflicht, antwortete er, die wir mit Vergnügen erfüllen." Er reichte mir dann die Hand, die ich herzlich drückte.

Während dieser Unterhaltung waren die Vorbereitungen zum Mittagessen geendigt, und wir begaben uns in das Speisezimmer.

Das Essen war vorzüglich. Ich fand den Roest-Beef trefflich, den Apfelwein herrlich. Unter andern Gerichten kam ein Pudding von Heidelbeeren, den ich mit einem Blick auf die Kinder lobte. Der Knabe sagte: „Meine Schwester und ich haben die Beeren gesammelt, und unsere gute Mama hat den Pudding verfertigt."

Ich hatte auch die gute Mama wieder erkannt. Es war jene arme Frau, die ich zur Zeit der Gefangenschaft von dem Unglück ihres Sohnes so tief gerührt gesehen hatte.

Als sich beym Nachtisch die Damen und Kinder zurückgezogen hatten, so blieb ich bey einer Bouteille portugiesischen Weins mit Fitz-Allan allein. Dieser sagte mir beym Einschenken eines Glases: „Ich habe einigen Zwang in Ihrer Sprache bemerkt, als meine Frau und meine Mutter bey uns waren. Sie haben Herrn Patterson gekannt; wahrscheinlich wissen Sie einen Theil meiner Geschichte; dieß darf Ihnen keinen Zwang auflegen. Sie können offen vor Hannah sprechen: sie ist eben so vernünftig, als tugendhaft und gut. Ich bin nicht mehr der hitzige und wüthende Mensch, der so viel Geräusch in der Welt gemacht hat. Sie sehen in mir nur noch einen guten Familienvater und einen arbeitsamen Landmann."

Ich erinnerte ihn dann, daß ich Zeuge der Scene in dem Vorzimmer des Gefängnisses von New-York gewesen sey; ich setzte hinzu, daß mir sein Unglück viele Theilnahme eingeflößt habe. „Ich bin nun sehr geändert, antwortete er mir lächelnd, und ich muß jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens betrachten. Mit ihm begann die Zeit meiner Besserung und meines Glücks."

„Sie schienen indessen von Ihrem Abenteuer sehr betroffen zu seyn, und man schien wenig Hoffnung zu haben, Sie in eine ruhigere Stimmung zurück zu versetzen."

„Allerdings. Ich könnte Ihnen die Ursache davon angeben: allein diese Geschichte wäre zu groß für den gegenwärtigen Augenblick. Ich wünsche, daß Sie mein Gut einsehen. Diesen Abend nach dem Thee werde ich Ihnen die Hauptbegebenheiten erzählen, die meiner Verhaftung vorausgingen und ihr folgten. Sie werden hören, welchen Gefahren ich entgangen, und welchen Dank ich der Vorsehung für eine Gefangenschaft schuldig bin, die ich damals für eine schreyende Ungerechtigkeit und für ein unersetzliches Unglück hielt."

Wir gingen mit einander aus, und ich bewunderte die sich uns darbietende Landschaft, so wie die mannichfachen Anstalten auf dem Gute, welche den denkenden Landwirth verrathen, die Zahl seiner Bienenstöcke, die Schönheit seiner Kühe und Schafe.

Nach unserer Rückkehr wurde der Thee aufgetragen. Fitz-Allan sagte zu seiner Frau: „Hannah, unser Gast wünscht, daß ich ihm meine Schicksale erzähle."

„Wohlan, mein Freund, antwortete seine Frau, erfülle seinen Wunsch; sicher beseelt ihn hier nicht bloße Neugierde, sondern eine wahre Theilnahme an uns."

„Sie irren sich nicht, antwortete ich sogleich; es ist zugleich zu meiner Belehrung. Ich möchte gerne wissen, wie man glücklich wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Um zwey Uhr des Nachmittags verließen wir die Stadt Cordova unter der Bedeckung von fünf Reitern, deren jeder mit zwey Flinten bewaffnet war. Sie waren in ihre große Mäntel gehüllt, und ritten gewöhnlich drey- bis vierhundert Schritt vor dem Wagen her, damit, wenn sie ja auf Räuber stoßen sollten, das Gefecht einen Flintenschuß von den Reisenden statt finden möchte. Es waren keine Soldaten, dennoch verstanden sie sich gut aufs Gewehr, da in diesem Lande ein Jeder sich von Kindesbeinen an im Schießen übt, und alle daher gute Schützen sind; aber wir hatten im Laufe der Reise Ursache zu vermuthen, daß alle unsere Bedeckungen ehemals Räuber gewesen. — Nachdem wir über eine alte Brücke weg über den Guadalquivir gekommen, hob sich die Straße über Berge, welche mit Oelpflanzungen und wohlriechenden Gebüschen und Kräutern bedeckt waren. Hier und da erblickten wir hübsche weiße Häuser, deren jedes vorn einen Bach

ofen hatte. Weiterhin sahen wir Bohnen in Blüthe, ein Beweis, wie früh hier der Frühling anfängt.

Nachdem wir drey Stunden auf einer sehr angenehmen Straße zurückgelegt, kamen wir nach Carlota, dem neuesten und schönsten Dorfe in der Sierra Morena. Es liegt auf einer Anhöhe, und bestehet aus einer langen breiten Straße mit einigen engeren Gassen. Die Häuser sind groß und schön, besonders das Haus des Intendanten der neuen Dörfer, der ehemals hier wohnte, und welches einem Palaste gleicht. Auch die Posada ist ein großes, schönes Gebäude, ist aber nur halb vollendet. Das Dorf hat ungefähr sieben- bis achthundert Einwohner. Die jüngeren Frauenzimmer zeigten sich auf der Straße und den Altanen mit eben gepflückten Rosen und Nelken in's Haar geflochten, welches ihnen ein arkadisches Ansehen gab. Wir fanden hier eine Menge Reisende, welche nach Sevilla wollten, und auf die Bedeckung eines militärischen Zuges warteten, weil sie das Gerücht von zehn Räubern schreckte, die sich in den dicken Olivenpflanzungen jenseits des Dorfes befinden sollten. Die Sonne ging eben zwischen Regen-Wolken unter, als wir in dieses berüchtigte Gebüsch hineinfuhren. Unsere Bedeckung ritt vor uns her, und so wie es dunkler und das Gebüsch dichter ward, erwarteten wir jeden Augenblick Flintenschüsse zu vernehmen, entweder auf die Bedeckung oder auf uns. Die Männer vertheilten sich, zwey ritten vor uns, zwey hinter und zwey neben uns her. Zuweilen vereinigten sich alle wieder, zuweilen begaben sich zwey oder drey in die Nebenwege. Bey diesen Verwechselungen ihrer Stellen flogen sie mit Pfeilesschnelle an uns vorüber, und hatten in ihren breiten Hüten, dunkeln Mänteln und ihrer doppelten Bewaffnung selbst mehr das Ansehen von Räubern, die unsere Kutsche durchspähten, als von Wachen, die sie beschützen sollten. Es regnete dabey in einem fort, bis wir gegen neun Uhr zu Ecija ankamen, wo wir zu Nacht speisen und einige Stunden ruhen sollten. — Die Posada ist groß, und von besserem Schlage, als man sie gewöhnlich in Spanien antrifft. Da es aber in der Charwoche war, so mußten wir uns mit Fischen, Feigen und Rosinen behelfen, und da der Wein und auch die Betten gut waren, durften wir uns nicht beklagen.

Wir fuhren um zwey Uhr wieder ab, und sobald der Tag anbrach, erblickten wir eine ungeheure Haide, ohne alle Menschenspur, als hier und da einen Hirten, welcher mit seinen Hunden einer großen Heerde Ziegen folgte. Zur Rechten begrenzte eine Hügelreihe, und zur Linken mehrere Berggruppen die Aussicht. Die Straße war schlecht, und an manchen Stellen fuhr die Kutsche über das Gras weg. Hier und da sahen wir eine Heerde Kühe, eine seltene Erscheinung im Innern von Spanien. — Wir wechselten unsere Maulesel mitten in dieser Wüsteney, wo dem Posthause gegenüber ein alter Mann, der dort eine Hütte hat, Wein und Branntwein verkauft. Das Dach seiner Wohnung erhebt sich vom Boden, ist mit Unkraut gedeckt und eben hoch genug, um einen Menschen einzulassen. Des armen Mannes Bett von Schaffellen liegt in einem Winkel, und in einem andern stehen drey oder vier Krüge mit Wein und Branntwein. Er hatte die Hütte und das Geschäft seinem Vorgänger für 22 Thaler abgekauft; er klagte aber, daß er dabey nichts verdiene. Eines Nachts, im vergangenen Sommer, kam ein furchtbares Ungewitter, von einem schweren Regenguß begleitet, über die Haide, und mitten in seiner Angst pochte es an seiner Hütte. Nach einigem Zögern öffnete er, und es traten mehrere Männer, die, wie er bey den Flammen des Blitzes sah, alle bewaffnet waren, herein. Sie tranken seinen Wein aus, legten sich nieder, bis der Sturm zu toben aufgehört, und gingen dann weg, ohne ihm einen Heller zu bezahlen. Dieß war ein Schlag für den Armen, wovon er sich noch nicht hat erholen können. Er hat Frau und Kinder zu Ecija; er verlebt aber seine alten Tage hier in der Einsamkeit, in der Hoffnung, in einem Monat einen oder zwey Thaler zu verdienen.

Nachdem wir diese Haide verlassen hatten, betraten wir eine fruchtbare Landschaft, wo wir Pferde- und Kühheerden auf großen Wiesen weiden sahen, und kamen auf einem steilen und mühsamen Wege nach Carmona, welches auf einem Berge liegt. Hier sahen wir ein großes Weizenfeld, welches innerhalb fünf oder sechs Wochen zur Ernte reif schien. Carmona fanden wir auf seinem Felsen als eine alte Stadt mit ungefähr 3000 Einwohnern. Die Häuser haben ein luftiges Ansehen und viele derselben haben schöne Patios, die, wie gewöhnlich, mit Blumen ausgestattet sind. Da es Ostersonntag war, so hörten wir in allen Kirchen, als wir vorbeyfuhren, Dank- und Freudenlieder von den Orgeln tönen, und auf der Plaza bemerkten wir einen Haufen schöner Männer in ihrem besten Staate. In Andalusien ist der Hut und Mantel derselbe wie in den nördlichen Gegenden; die Unterkleider aber haben ein muntereres Ansehen. Die Beinkleider sind mit schön vergoldeten durchbrochenen Knöpfen die ganze Nath herunter von der Hüfte bis zum Knie besetzt und die weißen Strümpfe sind unter denselben mit einem seidenen Bande und einer Quaste befestigt. Auch die Jacke ist reichlich mit hängenden vergoldeten Knöpfen geziert, und besteht, je nach dem Geschmack oder dem Vermögen des Mannes, aus Stoff, Seide oder Tuch. Das Brusttuch ist gewöhnlich von bunter Farbe, oder weiß, und die mittleren oder ärmern Klassen sind besonders stolz auf ein schneeweißes Hemd, mit netter Krause und offenem Kragen. Selten tragen

sie eine Halsbinde. Ihr Anzug ist der menschlichen Gestalt sehr vortheilhaft, und Jung und Alt haben ein gutes Ansehen darin.

Die Straße von hier war sehr schlecht, bis wir Alcala de los Panaderos (der Bäcker) erreichten. In diesem Dorfe wird alles Brod gebacken, welches in Sevilla gegessen wird. Wir hatten noch immer eine Bedeckung bey uns, aber zu Fuß; und die armen Leute müssen es sehr schwer gefunden haben, an einem so heißen Tag als wir damals hatten, neben dem Wagen herzulaufen. So wie wir uns Sevilla näherten, ward die Straße vortrefflich, und bald erblickten wir seinen berühmten Thurm. Die Stadt liegt herrlich am Fuße einer bis zur Spitze angepflanzten Bergreihe an dem Guadalquivir, der sich von dort durch eine der reichsten Landschaften weiter schlängelt.

Um vier Uhr erreichten wir die Stadt, von unsrer Bedeckung bis zum Thore begleitet: vergebens aber sah ich mich nach Pomeranzenbäumen um, und ich erfuhr, daß diese Bäume im Innern der Provinz wachsen. So hatten wir denn unsere Bestimmung erreicht, ohne einen Räuber gesehen oder auch den geringsten Anfall erlitten zu haben. Die einzige Plackerey, die wir erfahren, war, daß wir auf jeder Post unsre Päße vorzeigen mußten: aber obgleich die Polizey, welche in Spanien beynahe ausschließlich in den Händen des Militärs ist, aufmerksam war, so wurden wir doch immer auf's höflichste behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Juli.

Wer sollte wohl glauben, daß in der ersten Hälfte dieses Jahres 110 neue Stücke auf den Pariser Bühnen aufgeführt worden sind? Und doch ist diese Angabe völlig der Wahrheit gemäß; ein Journal liefert eine genaue Berechnung der einzelnen Posten dieser Summe. Das gymnase dramatique hat nemlich neue Stücke hervorgebracht, das Vaudeville achtzehn, die Variétés vierzehn u. s. w., 110 neue Stücke in sechs Monaten. Soviel bringen andere Länder kaum in sechs Jahren hervor; freylich befinden sich unter diesen 110 Stücken viele Vaudevilles in einem Aufzuge, welche für die Dichter nur eine Arbeit von wenig Tagen gewesen und von den Schauspielern eben so leicht einstudirt worden seyn mögen. Aber dagegen trifft man doch auch Opern und Operetten an, die Monate erfordern, um in Gang gebracht zu werden. Lustspiele in Versen, Melodrame, die mit ihrem nöthigen Zubehör, als Tänzen, feyerlichen Aufzügen, Dekorationen u. s. w., doch auch viele Zeit, Mühe und Aufwand erfordert haben. Könnte man die Kosten berechnen, welche die sämmtlichen 110 Stücke verschlungen haben, und die noch weit größeren Summen, welche das Publikum hergegeben hat, um die Aufführung derselben zu sehen, welche ungeheure Geldmasse würde man dadurch in Umlauf gesetzt sehen? Es wäre der Untersuchung werth, wie bey den jetzigen Umständen, da die politischen Begebenheiten so wichtig sind, und während ein unpopulärer Krieg Frankreichs Kräfte verschwendet, das Schauspiel einen so starken Reiz für's Publikum haben und einen so starken Tribut von demselben erheben kann. Man muß jedoch bemerken, daß nicht alle Schauspielgattungen mit gleichem Erfolg betrieben werden. Lust- und Trauerspiele haben viel Mühe gegen die herrschende Zerstreuung und die politischen Bewegungen anzukämpfen, und nur dann besucht sie das Publikum fleißig, wenn sie von den ersten Schauspielern aufgeführt werden, oder wenn sie viele Anspielungen auf Tagesbegebenheiten enthalten, und die herrschenden Gesinnungen in Anspruch nehmen. Die große Oper verdankt den großen Zuspruch des Publikums hauptsächlich den Ballets, die immerfort ihre Vortrefflichkeit behaupten, und die Musikliebhaber finden ihr Heil nur in der italienischen Oper, wo Rossini, Cimarosa, Mozart ihnen Genüsse darbieten, die sie in der französischen Oper nicht anzutreffen wähnen. Dieß gilt aber nur für eine kleine Anzahl Eingeweihter, daher dann auch das Publikum der italienischen Oper stets ungefähr gleich bleibt und dieselben Gesichter darbietet. Was aber eigentlich großen Zulauf in Paris hat, das sind einerseits die Melodramen der Volkstheater, woran sich die untern Volksklassen ergötzen, und andrerseits die Vaudevilles, die den gebildeten eine kurze aber angenehme Unterhaltung gewähren, weil hier stets Witz und Eleganz in einem schön abgerundeten Spiele verbunden zu seyn pflegen und die Aufmerksamkeit einem so leichten Spiele ohne große Anstrengung folgen kann, welches bey wichtigen Zeitbegebenheiten seine Annehmlichkeit hat. Man hatte vor zwey Jahren ausgerechnet, wie viel Vaudevilles jeden Abend auf den Pariser Bühnen verbraucht werden; die Zahl belief sich, wie ich glaube, auf zwanzig; seitdem sind mehrere kleinere Bühnen entstanden, die alle zur abendlichen Konsumation der Vaudevilles beytragen, und jetzt könnte sich jene Anzahl leicht auf dreyßig solcher Stücke belaufen. Es sind nämlich außerhalb Paris, aber ganz nahe bey den Barrièren, drey kleine Theater entstanden, die zum Behufe der Vorstädte und den neben Paris gelegenen Dörfern Vaudevilles und dann und wann auch Melodramen darstellen; in Paris selbst ist neben dem Variétés-Theater eine kleine Bühne angelegt worden, worauf von Kindern gespielt wird, und zwar auch in der Vaudevillegattung. Bey einer solchen Konkurrenz kann es also den Vaudevilledichtern nicht an Arbeit fehlen, zumal da eine Pariser Schauspieldirektion sich nie auf das Alte verlassen darf, sondern selbst mitten in dem besten Erfolge eines neuen Stückes schon wieder ein anderes neues vorbereiten muß. Dieß versteht das Variétés-Theater sehr wohl, und läßt daher fast keine Woche ohne ein neues Vaudeville verstreichen. Schon funfzig Mal hat es ein lustiges Stück: die Köchinnen, worin die kleinen Schliche, die Sitten und Gebräuche dieser Gattung Dienstboten aufgedeckt und geschildert werden, aufgeführt, und durch diesen Beyfall aufgemuntert, sogleich eine andere Gattung Menschen, die wandernden Viehhändler, auf die Bühne gebracht, die zwar auch lustigen, aber bey weitem nicht so, als die Köchinnen. Letzteres Gemälde hat den Vortheil, die Herrschaften auf die Umtriebe ihrer Dienstboten aufmerksamer zu machen und diese dadurch zu zwingen, etwas vorsichtiger mit dem Mein und Dein zu Werke zu gehen. Wenn das Vaudeville oft auf diese Art eine witzige Rüge der Mißbräuche in den verschiedenen Ständen der Gesellschaft würde, so käme es seiner ursprünglichen Bestimmung wieder näher, anstatt daß es unter den Händen mehrerer Dichter nur eine schlechte Wiederholung bekannter dramatischer Handlungen geworden ist. Manche bieten für das Ausland nicht das mindeste Anziehende dar, weßhalb die Erwähnung derselben in diesen Briefen auch meistens übergangen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. August 1823.

Geschichte.

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. Erstes Heft. Mit einer Höhenkarte. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823.

Diese Jahrbücher fahren mit dem vorliegenden Hefte fort, nicht allein ein würtembergisches, sondern ein allgemeines Interesse zu gewähren. Ihr Inhalt als: Chronik, besondere Denkwürdigkeiten, Nekrologe verstorbener berühmter Würtemberger, und andere Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten, ist diesesmal durch eine interessante Beylage, eine Höhenkarte Würtembergs und der benachbarten Gegenden, bereichert, welche eine höchst verdienstliche und belehrende Zusammenstellung darbietet. Neben einer äußerst klaren Darstellung der Gebirgshöhen des höchsten und mittlern Schwarzwaldes, der schwäbischen Alp und der Gebirge des würtemb. Unterlandes vom Schönbuch bis an den Kocher, enthält sie auch den Lauf des Neckars, der Donau und des Rheines sammt ihren Strom-Gebieten und Einflusse, dann Bemerkungen über die mittlere Temperatur, den Druck und Sauerstoffgehalt der Luft, die Hauptgebirgs- und Bodenarten, die Versteinerungen, die klimatischen und Vegetations-Verhältnisse.

In das mannichfaltige Einzelne einzugehen erlaubt uns der Raum nicht, wir geben nur einen kurzen Theil von dem über Neue Entdeckungen von Alterthümern Gesagten, was die allgemeine Aufmerksamkeit verdient:

„Wir kommen nun auf die zweyte Entdeckung, die Entdeckung von Alterthümern im Schönbuch. Man verdankt dieselbe vornämlich dem K. Revierförster Bechtner in Weil im Schönbuch. Dieser Mann, den die Geschichte und die Ueberreste des Alterthums, wie jeden gebildeten Menschen, in hohem Grade anzogen, wurde bald auf mehrere Hügel, die er innerhalb seines Bezirks beobachtete, aufmerksam gemacht. Er nahm wahr, daß dieselben nicht von der Natur, sondern durch Menschenhände gebaut seyen, und schloß daraus auf Grabhügel. Die Vermuthung bestätigte sich auch vollkommen, als Herr Bechtner einen der Hügel eröffnen ließ. Es fanden sich darin Urnen, welche theils mit Asche und Knochen gefüllt, theils davon umgeben waren, und einzelne Ueberreste von Waffen. Nachdem der Entdecker davon seiner Behörde die nöthige Anzeige gemacht hatte, gab er Veranlassung zur Bildung eines Privat-Vereins, der die erforderlichen Kosten zur weitern Untersuchung der Hügel zusammenschoß, welche sodann im Sommer 1821 unter seiner Leitung begann, und folgendes Ergebniß liefert.

„Die Hügel, deren sieben untersucht wurden, stellten sich in verschiedener Größe und bald mehr, bald weniger zerstreut dar. Die größten hatten einen Umfang von etwa 50 Fuß, die kleinern ungefähr von der Hälfte oder auch nur von einem Drittheil. Ihre Höhe war verschieden, und betrug bey einigen in senkrechter Richtung noch etwa 10—12 Fuß. Sie bestanden durchgängig aus reinem Sande, der wie gesiebt sich zeigte. In einigen fand man große Steine, von welchen zu vermuthen ist, daß sie zum Einschließen ihres Inhalts gedient haben.

„Dieser Inhalt bestand gemeiniglich in einem oder mehreren Aschenkrügen, um diese herum befand sich eine Lage von Kohlen und verbrannten Gebeinen, Schaalen und Scherben von irdenen Gefäßen; auch wurden Ueberreste von Waffen, Ringe von Metall, und in einem auch kleine goldene Ohrenringe gefunden.

„Die Urnen oder Aschenkrüge waren sämmtlich mit Erde, Asche und angebrannten Knochen gefüllt. Ihre Größe zeigte sich verschieden, 1 bis 1½ Fuß hoch, oben und unten gemeiniglich etwas weniges verengt, und in der Mitte von einem Durchmesser von ungefähr 8 Zoll. Eine davon war fast ganz cylindrisch geformt. Die Masse war ganz gemeiner und roher Thon, der entweder blos getrocknet oder nur sehr leicht gebrannt wurde. Aus diesem Grunde brachte man auch nicht eine einzige Urne ganz aus ihrem Lager. Oben fand man einige mit dün-

nen metallenen Platten bedeckt, welche aber so zerfressen waren, daß sie wie Staub zusammenfielen.

„Gemeiniglich fand man die Urnen von Steinen umgeben, welche aber ganz unbehauen waren, und in bunter Unordnung durcheinander lagen. In einem der Hügel waren Steine von dem südlichen Ende desselben an bis in den Mittelpunkt, wo sich die beygesezten Ueberreste befanden, aufgestellt.

„Wie die Urnen, so waren auch die Schaalen, deren man zwey in einem der größern Hügel zu beyden Seiten einer Urne fand, von ganz gemeiner Art. Sie bestanden aus einer schwarzen, nur leicht geformten Thonmasse, hatten eine Tiefe von etwa 3 Zoll und einen Durchmesser von 6 Zoll, und waren gleichfalls mit Erde, Asche und Knochen angefüllt. Die schwarze Farbe hatten sie ohne Zweifel von dem Feuer und den Kohlen erhalten.

„An Ueberresten von Waffen fand man Pfeile und Wurfspieße, ein säbel- oder vielmehr sichelartiges Stück, Alles aber vom Roste so zerfressen, daß sich die ursprüngliche Form und Bestimmung schwer erkennen läßt.

„Besser erhalten zeigten sich die Ringe von Bronze. Diese waren von verschiedener Art und Größe, und theils geschlossen, theils geöffnet. Sie hatten eine Größe von 3 bis 6 Zoll im Durchmesser, und lagen gewöhnlich paarweise in der Nähe der Urnen beysammen. Einmal fanden sich auch zwey auf der Urne selbst liegend. Die geöffneten waren etwas feinerer Art, als die geschlossenen, und auf der Oberfläche häufig verziert, besonders aber mit Knoten oder Querringen versehen. Außer diesem fand man in den kleinern Grabhügeln noch zwey ganz hohle, aus dünnem Blech verfertigte Ringe von 4½ Zoll Durchmesser, und zwey ovale, platte Ringe von 2 Zoll Länge und ½ Zoll breite, beyde Gattungen übrigens wieder von Bronze. An ihrer offenen Stelle endigen sie sich in zwey ausgehöhlten Knöpfen, welche sich einander anschließen.

„Die goldenen Ohrenringe, welche sich zu beyden Seiten der cylindrisch geformten Urne fanden, bilden zwey kleine, sich in den Schwanz beißende Schlangen. Sie sind aber nicht massiv, sondern aus Goldblech geformt, übrigens vollkommen gut erhalten. Ein ähnliches kleines, goldenes Ringchen fand sich in der Nähe einer andern Urne, jedoch sehr verdorben.

„In demselben Grabhügel, in welchem sich die goldenen Ohrenringe befanden, entdeckte man auch noch eine Kette von kleinen durchlöcherten Kügelchen aus Gagat oder sogenanntem schwarzen Bernstein, und in einem andern endlich auch noch einen durch Kunst geformten eyförmigen Schleifstein aus einem feinkörnigen Sandstein, ferner verschiedene kleine Ringe, platte Knöpfe, gewundene Dräthe und mancherley kleine Verzierungen, sämmtlich aus Bronze.

„Es entsteht nun die Frage: sind diese Gegenstände und Grabhügel Römische oder Deutsche Denkmäler? Wie gewöhnlich, hat man sich auch bey ihrer Entdeckung sogleich für das Erstere entschieden; allein theils die schlechte Beschaffenheit der Urnen, theils der Umstand, daß durchaus weder Münzen noch eine Spur von dem edlern Röm. Geschirre, das man sonst in Röm. Gräbern findet, entdeckt wurden, lassen sehr daran zweifeln, und in diesen Grabhügeln vielmehr die Ruhestätte alter Deutschen vermuthen. Daß die Leichname verbrannt wurden, kann keineswegs als Beweis dagegen angeführt werden. Ergingen ja noch im sechsten und siebenten Jahrhunderte unter unsern zum Christenthum bekehrten Vorfahren Verbote gegen das Verbrennen. Zwar haben die gefundenen Gegenstände in ihrer Form zum Theil viel Aehnliches mit denjenigen, welche neuerlich zu Canstatt und früher schon auch anderwärts ausgegraben wurden, und auffallend ist besonders die Entdeckung der Ringe, welche fast ganz ähnlich mit denjenigen sind, die in dem Grabhügel in der Nähe des Rotenbergs neuerlich (man vergl. das Würt. Jahrbuch von 1820) ausgegraben wurden; aber wie leicht lassen sich diese Erscheinungen einmal durch Nachahmung und dann durch gemachte Beute oder durch andere Erwerbsart erklären?

„Auch der Umstand, von dem wir jezt noch Nachricht zu geben haben, daß sich diese Grabhügel an so vielen Orten und so zerstreut finden, möchte gegen ihre Röm. Abkunft zeugen. Herr Bechtner beobachtete sie nämlich nicht nur in dem Weil im Schönbucher Revier, sondern auch in den benachbarten Revieren von Waldenbuch, Einsiedel, Plattenhardt, und besonders im Untern Wald, zwischen Weil und Waldenbuch bey der sogenannten Todtenbachmühle in großer Anzahl, und an lezterm Ort wurden auch schon früher beym Graben nach Waldboden Urnen aufgedeckt. So zerstreut aber haben die Römer weder gelebt, noch ihre Todten beerdigt, wohl aber die alten Deutschen."

Anthropologie.

Die Anthropologie als Wissenschaft. Von Joseph Hillebrand, Doctor und ordentl. Professor der Philosophie an der Universität in Heidelberg. 3 Theile. Mainz bey Flor. Kupferberg. 1822 und 1823. 8.

Es darf wohl als ein gutes Zeichen im Gebiete der deutschen Philosophie angesehen werden, daß seit einigen Jahren das Feld der Anthropologie mit besonderm Fleiße von den verschiedensten Seiten her angebauet wird. Mit Recht sagt der Verfasser des obigen Werks: „Unter allen Gegenständen, welche sich dem Menschen zur Erkenntniß darbieten, bleibt er sich selber der wichtigste, in gewisser Hinsicht der erste und lezte. So weit auch seines for-

schenden Geistes Blick in der Natur der Dinge umherschweift, immer kehrt er zurück, von wannen er ausgesandt ward — zum Menschen.“ — Weiter heißt es: „Kaum möchte es ein Gebiet des Wissens geben, welches, aller Bearbeitung ungeachtet, der wiederholten Berücksichtigung so sehr bedarf, als das der Menschenkunde. Mit jedem Vorschritte der Zeit bieten sich dafür neue Erfahrungen, von jedem gewonnenen Resultate der Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie empfängt es hellere Beleuchtung. Schon deßwegen muß die Aufmerksamkeit sich stets und vorzüglich dorthin wenden.“

Daß nun die verschiedenen Versuche in dieser Hinsicht von verschiedenen Stand- und Gesichtspunkten aus unternommen wurden, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, wie mannigfach die Philosophie in Deutschland sich gegenwärtig darstellt, trotz der Forderung, welche eine Partey von ihrem Olymp herab an alle Denker ergehen läßt, nur unter ihre Fahne sich zu sammeln, weil allein in ihrem Zeichen, dem absoluten, sich selbst begreifenden Begriffe, der Sieg der Wahrheit möglich sey. Besonders gehen die Meinungen in zwey Punkten auseinander, einmal nämlich in der Frage, wie bey der Anthropologie Empirie und Speculation sich verhalten müssen, und dann, welcher Umfang dem Begriffe dieser Wissenschaft gebühre. Referent gesteht, daß ihm in beyderley Hinsicht kein Werk so genügend geschienen, als obiges, dessen Verfasser seinen Beruf für ein solches Unternehmen sowohl durch seine vielseitigen ästhetischen und philosophischen Schriften, wie auch durch sein lebendiges Wirken als Lehrer der Philosophie hinlänglich beurkundet hat. Erfahrung mit rationaler Forschung innigst verbindend, auf dem Wege der Analyse und Synthese zugleich die mannigfaltigen Erscheinungen im Reiche des menschlichen Seyns betrachtend und erklärend, das natürliche Gegebenseyn desselben, wie seine nothwendige geschichtliche Entwickelung nach Bedingung und Gesetzmäßigkeit darlegend, hat er ein schönes Totalgemälde des Menschen aus dem Gesichtspunkte der Menschheit entfaltet, in welchem kein wesentlicher Zug mangelt. Dabey muß noch mit Beziehung auf die gewöhnliche Darstellungsweise in den meisten deutschen philosophischen Werken an dem vorliegenden als ein nicht unbedeutender Vorzug gerühmt werden, daß es bey aller wissenschaftlichen Haltung dennoch durch seine klare und anziehende Sprache auch demjenigen eine willkommene Lektüre bietet, welcher gerade nicht Philosoph von Profession ist. Der Verfasser ist bey der Entwickelung seines Gegenstandes keiner sogenannten philosophischen Schule gefolgt, — (obwohl er in seinen früheren philosophischen Schriften in dieser Hinsicht noch oft befangen erschien) sondern hat sich, die eigenthümliche Natur der Aufgabe streng im Gesichte behaltend, seinen Weg selbst und nicht ohne Glück gewählt; besonders in der Psychologie, in welcher man auf manche selbstständige, fruchtbare Ansichten trifft. Außerdem zeigt eine vielseitige Belesenheit, daß dem Verfasser nichts bedeutendes, das anthropologische Gebiet auch nur von ferne berührendes, fremd geblieben ist.

Muß nun Ref. obiges Werk nach Begriff, Plan, Anordnung und Ausführung im Allgemeinen als den ersten vollständigen Versuch der Anthropologie anerkennen, und somit für eine wirkliche Bereicherung der betreffenden Literatur halten; so sieht er sich andererseits zu der Erklärung gedrungen, daß im Besondern mit Recht manche Ausstellung gemacht werden kann. Vieles erscheint zu wenig geprüft; mehr als ein wichtiger Punkt ist unerschöpft geblieben; oft ist der Gang der Untersuchung zu rasch und flüchtig. Namentlich finden wir wesentliches zu erinnern gegen die Ansicht von dem physischen Reproduktionsvermögen.

Es ist gewiß verdienstlich, daß der Verfasser hierbey das Moment des eigentlichen Denkens mehr hervorgehoben hat, als gewöhnlich geschieht; allein andererseits ist der Zusammenhang dieser Seelenthätigkeit mit dem organischen Leben gar zu wenig berücksichtiget, und die Nachweisungen der betreffenden Gesetze und Bedingungen fast ganz vernachlässiget worden. Ebenso scheint uns das Wesen der Gefühle nicht mit dem gehörigen psychologischen Scharfsinne erörtert zu seyn. Die Lehre über den Somnambulismus und thierischen Magnetismus ist zu flüchtig dargelegt, obwohl es Ref. gefreut hat, den Verfasser hinsichtlich der Erklärung dieser Phänomene aus dem Instinkte (Thl. II. S. 160.) mit einem andern geachteten Philosophen, Köppen, (siehe dessen vertraute Briefe über Bücher und Welt Thl. II.) auf gleichem Wege zu finden, ohne daß der Eine des Andern Ansicht aus ihren fast ganz gleichzeitig erscheinenden Schriften erkannt haben könnte. Eine allseitigere Erforschung endlich, als man sie hier findet, hätte noch die Theorie der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele gefordert. Jüngst hat darüber Nasse in seiner Zeitschrift für Anthropologie (1stes und 2tes Quartalheft) recht gute Entwickelungen geliefert. Dieses und noch manches Andere weitläuftig nachzuweisen, zu beleuchten, zu berichtigen, oder zu widerlegen, möchte schwerlich der Bestimmung dieser Blätter angemessen seyn.

Um indessen unser allgemeines beyfälliges Urtheil einigermaßen zu rechtfertigen, und zugleich dem Leser eine Ansicht von dem Werke selbst zu geben, wollen wir in aller Kürze den Inhalt und eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. liefern.

Das Ganze zerfällt in drey Theile, von denen im 1sten die allgemeine Naturlehre des Menschen, oder die Begründung des menschlichen Seyns in dem Naturseyn überhaupt dargelegt wird.

Nach einer zweckmäßigen Einleitung und einer etwas zu weit ausgedehnten Literatur-Angabe wird im 1sten Buche von der Natur überhaupt gehandelt (ihrem Begriffe, ihren allgemeinen Erscheinungen, Kräften und Gesetzen), im 2ten von der erdlichen Natur (ihrer Begründung, Ausbildung, der Abstufung ihrer Geschöpfe bis zum Menschen), im dritten endlich von der menschlichen Natur im Allgemeinen. Der 2te Theil giebt die besondere Naturlehre des Menschen (den gewöhnlichen Inbegriff der Anthropologie) in zwey Abtheilungen, von welchen die 1ste die Somatologie, die 2te die Psychologie enthält. Jene befaßt in drey Büchern das Wichtigste über das menschlich-leibliche Leben nach den vorzüglichsten Resultaten der Anatomie, Physiologie und der Naturgeschichte des menschlichen Körpers. Die Psychologie zerfällt dem vorzüglichsten Theile nach in die psychologische Analistik (worin die Entwickelung des Seelenlebens nach den einzelnen Thätigkeitssphären dargelegt wird) und die psychologische Synthetik, (welche die gesetzmäßige Begründung und Verbindung der verschiedenen Thätigkeiten unter den Aufschriften „Theorie der Seele," Theorie der Sinnlichkeit, Theorie des Gemüths, Theorie des Geistes, endlich Theorie der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, versucht), darauf folgt eine Phänomenologie oder Lehre von den hauptsächlichsten außerordentlichen Seelenerscheinungen, (z. B. von den Träumen, dem Somnambulismus und den Seelenkrankheiten;) den Beschluß macht die psychologische Charakteristik (Ursachen der Seelenverschiedenheiten, Charakteristik des Persönlichen, des Geschlechts, der Alter, des Nationalen).

Der 3te Theil liefert die pragmatische Anthropologie, oder die anthropologische Kulturlehre, und zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste die allgemeine Kulturlehre darstellt (Wesen und Bedingungen der menschlichen Kultur, die verschiedenen Beziehungen des Menschen, die allgemeinsten Förderungsmittel und Hindernisse der Kultur, die hauptsächlichsten Seiten derselben), die zweyte Abtheilung umfaßt die besondern Momente der Kultur, und hat vorzüglich das betreffende Geschichtliche zum Gegenstande, (Ursprung und Anfang aller Kultur, allgemeine kulturhistorische Einwirkungen, Uebersicht der Geschichte der Menschheit nach den hauptsächlichsten Völkern; orientalische, europäische Kultur, antik- und modern-europäische; Bemerkungen über außerasiatische und außereuropäische Kultur, allgemeine historisch-philosophische Resultate über die Menschheit. —) Offenbar hat der Verfasser durch die anthropologische Kulturlehre dem Gebiete der Anthropologie als einer eigenen, in sich abgeschlossenen Wissenschaft, zuerst die ihm gebührende Ausdehnung und Vollständigkeit gegeben. Wer wollte bey einem so umfassenden Geschäfte wegen Mangels im Einzelnen das wesenhafte Verdienst im Ganzen nicht anerkennen? Immer gebührt dem Verfasser der Dank des Freundes dieser wichtigen Wissenschaft, und sein Werk darf neben die vorzüglichsten in diesem Fache gestellt werden. Möge er nur bey einer zweyten Ausgabe, welche Ref. dem Buche wegen seiner Einrichtung und des darin waltenden Geistes aufrichtig wünscht, auch viele einzelne Seiten *genauer* entwickeln, und *tiefer* erschöpfen. —

Zum Schlusse eine kurze Probe des Vortrags. Wir wählen dazu aus dem dritten Theile den Anfang des Kapitels. S. 289.

„Eine neue Periode für den modernen Europäismus trat mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts ein, die Periode seiner männlichen Reife und Vollendung. Wie die Jugend auf dem Scheidewege hingestellt, stand Europa in den nächsten Vordecennien dieser neuen Zeit. Der wilde Kampf ungeregelter Triebe hatte ausgetobt, die Gährung unbeherrschter Kräfte sich zu ernster Gediegenheit entwickelt, die zuchtlose Willkühr neigte sicherer Ordnung zu, der Geist sehnte sich nach höherer Thätigkeit. Da erschien die Wahrheit und der alte Wahn, jene ernstmahnend, Anstrengung und Gefahren zeigend, aber im Hintergrunde die ewige Freyheit mit ihrem unsterblichen Kranze; diese schmeichlerisch lockend, durch bunten Trug bethörend, und leichte Bahn zum Heile weisend, in der Ferne aber schimmerte die Fessel, bereit, That und Kraft zu lähmen. Da wankte einige Augenblicke die hohe Gestalt, allein die Rüstigkeit und der Stärke Selbstbewußtseyn entschied die Wahl —. Europa wandte sich der Wahrheit, mit ihr der Freyheit zu."

„In Deutschland war es, wo die Entscheidung fiel; in Deutschland hatte Europa seinen Geist versammelt, und seine Lebensrichtungen zur großen That vereint. Was hier beschlossen und begonnen worden, verbreitete sich durch tausend Adern über die nahen und fernen Länder, hier offen, dort verborgen, bald in neuer Gestalt erscheinend, bald in der alten verschleiert wirkend. Wo das Herz gesund ist, stirbt des ganzen Körpers Leben nicht. Europa ward durch Deutschland frey im Denken wie im Leben, früher oder später, vor Jahrhunderten, wie heute.

„Reformation nennt die Geschichte diese Wahl der Wahrheit. Obgleich zunächst in Deutschland, und durch einen deutschen Mann entschieden, gehört sie doch Europa an, und tausend und abermals tausend edlern Denkern und Streitern für Licht und Freyheit in der Vor- und Nachzeit. Nichts ereignet sich in der Welt in der Form absoluter Allgemeinheit. Still und weit umher sammelt und bildet sich das Allgemeine — aus verborgenen Elementen, und tritt, reif zu einem großen Resultate, unvermuthet in einem Punkte hervor, aus welchem es dann, einer Sonne gleich seines innern Reichthums Seegen spendet. Das ist auch der Weg der Menschengeschichte. Jahrhunderte und in diesen Jahrhunderten Millionen thätiger Menschen ringen zum Bessern hin, unvermerkt gestaltet sich das Ungemeine, welches in einer reichen Individualität, in einer Nation zur bestimmten Wirksamkeit lebendig konzentrirt hervortritt. — Gleiches geschah mit der Reformation, welche, durch lange Zeiten vorbereitet, aus vielfachen Elementen zusammengreift, von manchem hellen Geiste vorgebahnt, endlich durch Luther, den Mann des Muths und persönlicher Kraft, zur konkreten Erscheinung kam. U. s. w."

Nro. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. August 1823.

Ach weit weg in der Ferne ist des Wiedersehens Stunde gehüllt, verborgen in Nacht. Kein Engel erbarmt sich und verräth nur mit einem leisen Laut, wenn mit ihrer Freude Schrecken sie kommen werden! — —

Klopstocks Messias.

Der Knabe.

Auf der Wiese ging ein Knabe,
Sah so viele Blümchen blühn —
„Knabe, willst du uns nicht pflücken?
„Sieh, wir sind so frisch und grün.“

Und da muß der Knabe weinen —
„Knabe, sag', was weinest du?
„Eiltest sonst ja stets so heiter
„Ihrer kleinen Hütte zu.

„Brachtest immer deinem Mädchen
„Einen frischen Blumenstraus;
„Doch nun weinst in stillen Thränen
„Tiefen Herzensgram du aus.“

Pflück' euch nicht mehr, holde Blümchen,
Denn mein Röschen ist verblüht —
Zu dem Weiß der Anemone
Ist der Wangen Roth verglüht!

Nicht mehr eil' ich Morgens frühe
Hin zu ihrem stillen Haus,
Nicht mehr pflück' ich auf der Wiese
Blumen ihr zu einem Straus.

Doch noch einen will ich pflücken,
Will ihn pflanzen auf ihr Grab.
Kommt der Herbst dann angezogen,
Streifet euch die Blüthen ab:

O dann welket auch mein Leben,
O dann hab' ich ausgeweint!
Und mit meinem Röschen wieder
Werd' auf immer ich vereint!

Und der Herbst kommt angezogen,
Streift die holden Blüthen ab;
Wie die lezte war gefallen,
Sank der Knabe blaß ins Grab.

Gustav Hohbach.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsezung.)

„Ich bin zu Derrimore, einer kleinen Stadt in Irland, in der Grafschaft Clare, geboren, sagte Fitz-Allan. Mein Vater, der ein ansehnliches Vermögen besaß, übte mit Ehren das Amt eines Advokaten; ich hatte aber das Unglück, ihn zu verlieren, ehe noch mein Verstand gebildet war. Meine Mutter, eine treffliche Frau, deren einziges Kind ich war, verzog mich mit ihrer Liebe. Meine Launen waren Gesetze für sie, und ich führte unumschränkte Herrschaft in dem Hause. Nicht ohne Mühe lehrte man mich erträglich lesen, schreiben und rechnen. Mir war es weit angenehmer, die Felder zu durchwandern, und die Gärten der Nachbarschaft zu besuchen. Ich wurde ein händelsüchtiger Mensch, und fast täglich gelangten Klagen zu den Ohren meiner Mutter, die aber selten ermangelte, Gründe zu meiner Rechtfertigung auszufinden. So nahm ich in Eigensinn, Kraft und Kühnheit zu.

„Ich hatte mein neunzehntes Jahr erreicht, ohne daß man meinen Geist unter irgend ein ernsthaftes Studium

gebracht hätte, als einer meiner Vettern, Patrice Burke, der drey Jahre älter als ich war, von der Universität Dublin zurückkam. Seine Ankunft machte Aufsehen in unserer kleinen Stadt. Man sah ihn für einen ganz gebildeten jungen Mann an. Er hätte sich, behauptete man, in dem Kollegium durch glänzende Fortschritte ausgezeichnet, und beginne die Laufbahn des Advokaten mit Auszeichnung. Er kleidete sich mit Geschmack, sang zur Guitarre, sprach französisch und machte sogar Verse. Auch wurde er von den Mädchen sehr gut aufgenommen, gab den Ton in der Gesellschaft, und war der Phönix von Derrimore.

„Ich gestehe Ihnen offen, daß ich eifersüchtig auf meinen Vetter war. Ich sezte seine Eigenschaften so viel als möglich herunter, und machte mich über dieselben Talente lustig, welche die allgemeine Bewunderung auf sich zogen. Ein glühender Haß entspann sich zwischen uns Beyden; aber der meinige war frey, unverholen, lebhaft. Ich sagte Alles, was mir auf dem Herzen war. Burke aber war zurückhaltend und verstellt; er gab sich das Ansehen, als bedaure er mich; ich hätte, wie er sagte, eine so schlechte Erziehung erhalten! Er interessirte sich für mein Schicksal, und behauptete, er würde gerne Vieles opfern, wenn er nur in seinem Vetter keinen so unbelecten Bären sehen müßte. Ich erfuhr diese Reden, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, Rache dafür zu nehmen.

„Eines Tages aber, wo ich am wenigsten daran dachte, sah ich Patrice in mein Zimmer treten. „Heinrich, sagte er zu mir, warum sollten wir Feinde seyn? Sie sind ein trefflicher Mensch, und es fehlt Ihnen, um eben so, wie ich, zu glänzen, nur einige Weltkenntniß. Was thun Sie zu Derrimore? Sie sind nicht dazu gemacht, sich lebend in einer kleinen Stadt zu begraben. Kommen Sie mit mir nach Dublin, dort werden Sie bald die Erfahrung gewinnen, die Ihnen mangelt, Sie werden keine lange Weile haben, und sich wie ein Prinz unterhalten."

„In Burke's Reden war ein Ton von Offenheit, der mich rührte. Meine Eitelkeit war durch seine Lobsprüche geschmeichelt; er goß Balsam auf die Wunde, und ich fühlte mich in meinem Betragen gegen ihn nicht ganz vorwurfsfrey. Ich war mehr lebhaft als böse, und drückte mit Herzlichkeit seine mir dargereichte Hand.

„Ich will Ihr Führer in der Stadt seyn, fuhr er fort; Sie werden finden, daß die Vergnügungen einer großen Stadt von ganz anderer Art, als die von Derrimore sind. Ich weiß, daß Sie einige Neigung für Ihre Nachbarin, Sophie Graham, besitzen, dieß darf Sie aber nicht abhalten. Warum sollen Sie sich von einem Landmädchen beschränken lassen, die weder Geschmack noch Geist hat? Sie sind für ausgezeichnetere Damen bestimmt; ich sage Ihnen voraus, Sie werden Aufsehen in Dublin machen."

„Diese Reden schmeichelten meiner Eigenliebe, und ich ließ mich wie ein Thor dadurch fangen. Ich nahm den Vorschlag an, sprach darüber mit meiner Mutter, die sogleich in der Ueberzeugung, daß ich dort mein Glück machen und mich Jeder mit ihren Augen betrachten würde, einwilligte. Sie nahm mir noch das Versprechen ab, ihr alle acht Tage zu schreiben.

„Die erwähnte Sophie war das schönste Mädchen von Derrimore; ihre rührende Schönheit, ihre Sanftheit hatten mich an sie gezogen, und der Kontrast unserer Charaktere hinderte sie nicht, mich mit Vergnügen zu sehen. Ich gestehe sogar, daß sie eine große Gewalt über mich ausübte. Sie war unglücklicher Weise gerade abwesend, als Burke sich entschloß, mich nach Dublin mitzunehmen. Er kannte sie ebenfalls, und ich hatte zuweilen gedacht, daß sie ihm nicht gleichgültig wäre.

„Meine Vorbereitungen waren bald geendigt. Meine Mutter gab mir alles Geld, über das sie verfügen konnte, und empfahl mir, nach der zärtlichsten Umarmung, meinen Aufenthalt in Dublin nicht zu sehr zu verlängern. Ich fühlte eine große Rührung beym Abschiede; schämte mich beynahe, meine Thränen nicht zurückhalten zu können, und sah dieß als eine Schwäche an.

„Während unserer Reise unterhielt mich Burke blos mit Festen und Vergnügungen der Stadt. Er würde mir die glänzendsten Bekanntschaften machen, wo der beste Ton herrsche. Ich könnte sogar, wenn ich es wünschte, die Schauspielerinnen des großen Theaters besuchen, was in kurzer Zeit meine Erziehung vollenden dürfte. Ich wünschte nichts sehnlicher, als mich in einer so guten Schule zu bilden, und versprach, seine Lehren genau zu befolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt in Sevilla.

Die Stadt hatte bereits einen bedeutenden Zuwachs von Einwohnern erhalten. Sie besizt einige gute Gasthöfe oder Fondas, der Posadas aber gibt es wenige, und diese sind unbequem und auch sonst fehlerhaft. Ich fand ein Bett in der Fonda del Sol, und suchte am folgenden Morgen ein Quartier. Hier, wie in Madrid, wird, wenn ein Haus zu vermiethen ist, ein Stück weißes Papier an das Gitter in der Mitte der Altane befestigt, und wo nur einige Zimmer, auf der Seite desselben. Ich fand indessen nur ein leeres Haus und einige unmeblirte Zimmer, und mußte mich mit einer Stube im Gasthof begnü-

gen, wo ich kaum so viel Licht hatte, um dabey schreiben zu können, dabey aber hatte ich den Vortheil, daß ich die Hitze der Sonne nicht empfand, welche selbst um diese Jahreszeit für einen Nordländer drückend ist. — In Madrid wohnen gewöhnlich mehrere Familien in Einem Hause, während hier fast jede Familie allein wohnt. Die Häuser sind meistens nach morgenländischer Art um einen viereckigen Hof, Patio genannt, gebaut, und haben selten über zwey Stockwerke. Die Hausthüre, welche den ganzen Tag offen steht, führt zu einem kurzen Flur, welcher niedlich mit Backsteinen oder polirten Ziegeln gepflastert ist. Von dieser Vorhalle, Zaguan nach dem Arabischen genannt, führt eine andere Thür, welche gewöhnlich verschlossen ist, in das Patio. Die innere Thür ist zuweilen von Eichen- oder Mahagonyholz; gewöhnlich aber besteht sie aus einem schönen eisernen, reich vergoldeten und gemalten Gitterwerk. Durch diese Thür erblickt man von der Straße schon das Innere des Patio, welches mit geglätteten Ziegeln gepflastert, zuweilen mit schattigen Bäumen bepflanzt, gewöhnlich aber mit Töpfen geschmückt ist, in welchen die wohlriechendsten Blumen wachsen, und die nicht nur am Boden umherstehen, sondern auch in eigenen Töpfen an den Wänden umherhängen. Hier sieht man zuweilen auch gläserne Gefäße, worauf all das Porzellan im Hause aufgestellt ist, und vergitterte Fächer, worin die Bücher im Schatten geordnet sind. Es ist ganz erquickend, von den brennenden Straßen in einen dieser feenartigen Orte zu treten, wo man auf einmal den kühlendsten Schatten genießet. In einigen findet man schöne Springbrunnen, und die Ziegel werden häufig mit Wasser angefeuchtet, damit sie beständig kühl bleiben. — Bis jezt lebten die meisten Einwohner noch oben, und die unteren Zimmer waren verschlossen. Viele hätten daher dieselben vermiethen können, aber sie behielten sie lieber für sich, da sie dieselben gegen das Ende Mays selbst beziehen. Die Verbindung der obern Zimmer mit einander ist gewöhnlich mittelst einer äußern Gallerie, welche um das Patio her läuft. An diese Gallerien sind Rollen befestigt, mittelst welchen man im Sommer über den ganzen Hof ein Tuch spannen kann. — Die Straßen indessen sind so enge, daß nur durch zwey oder drey zwey Wagen neben einander fahren können. Viele lassen gar kein Fuhrwerk zu, und man kann zu gleicher Zeit die Häuser auf beyden Seiten mit den Händen berühren. Die Absicht dabey soll gewesen seyn, die Straßen kühler und schattiger zu erhalten. Diese Absicht ist freylich erreicht, aber die Folge davon ist, daß die Stadt aus einem Labyrinth von engen Gängen besteht, aus welchen der Fremde sich kaum zu finden weiß. Auch ist das Pflaster schlecht, und für einen, der nicht daran gewöhnt ist, schmerzhaft darauf zu gehen.

Der Dom ist ein prachtvolles Gebäude, 420 Fuß bey 263(?). Er wurde im Jahr 1401 erbaut und sein Thurm ist der Stolz von Sevilla. Guever, der berühmte maurische Baumeister, brachte ihn auf 250 Fuß, nachher aber wurde er noch 100 Fuß höher geführt. Er enthält ungeheure Glocken und man steigt mittelst einer schrägen Fläche hinauf, auf der ein Pferd bequem hinaufgehen könnte. Ganz oben stehet eine Giralda, welche den Glauben vorstellt, und sich, obgleich sie drittehalb Tonnen wiegt, bey dem leisesten Lüftchen umdrehet. Die Kirche hat zwanzig gemalte Fenster, wovon jedes 1000 Dukaten gekostet haben soll. Das Chor, die Orgeln, der Hochaltar sind in einem äußerst prachtvollen Styl. An dem Hauptgebäude her befinden sich mehrere schön geschmückte Kapellen, in welchen, so wie hinter dem Hochaltar, die herrlichsten Gemälde hängen. Die Sakristey ist ein prachtvolles Gemach, dessen reich gearbeitete Decke von massiven Pfeilern getragen wird. Auch hier befinden sich mehrere schöne Gemälde, die nebst den übrigen im Dome, meistens von Murillo und Zurbaran gemalt sind. In der Kapelle der Könige befindet sich der Leichnam des heil. Fernando, und die Asche des Königs Alphonsus des Weisen, der Königin Beatrice und anderer Mitglieder der Königl. Familie.

Die andern Hauptgebäude bestehen aus der berühmten Schnupftabaksfabrik; ein Gebäude, das für eine Börse bestimmt war, welches aber hernach zu einem Archiv für die südamerikanischen Aktenstücke benuzt wurde; das Amphitheater für Stiergefechte; einige Pfarrkirchen, in denen sich mehrere herrliche Gemälde befinden, und einige Hospitäler und Klöster. Mehrere der lezteren sind aufgehoben worden, und man bereitete eben einige dazu gehörige Kirchen zum Sitzungssaal für die Cortes und andere öffentliche Aemter zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 19. Juli.

(Fortsetzung.)

Man weiß, wie viel der komische Potier zur Aufnahme mancher Vaudevillestücke beygetragen hat, z. B. des Ci-devant jeune homme, des Solliciteur u. a. Auch habe ich zur Zeit gemeldet, daß er eines förmlichen Vertrages ungeachtet, der Bühne der Porte St. Martin entlaufen und wieder auf der Bühne des Variétés-Theaters erschienen war, wo er zuerst seinen Ruf begründet hatte, wie auch, daß die Porte St. Martin ihn durch ein gerichtliches Urtheil wieder erhalten hatte, mit dem Zusatze, er solle sie für die Zeit seiner Abwesenheit entschädigen. Seitdem bringt Potier auf richterlichen Befehl

das Publikum des Porte St. Martin-Theaters regelmäßig wieder zum Lachen, indeß er selbst wohl wenig zum Lachen aufgelegt seyn mag. Es blieb nämlich bisher die der Direktion zugesprochene Entschädigung zu bestimmen. Ueber diesen Punkt schienen Direktor und Schauspieler himmelweit von einander verschieden gewesen zu seyn. Die Direktion forderte nämlich nicht weniger als 300,000 Franken für die Zeit, während welcher Potier ihrer Bühne entwischt war, und im Variétés-Theater gespielt hatte. 300,000 Franken für einige Monate Abwesenheit! so hoch würde man nicht einmal die Abwesenheit manches Staatsmannes, der sich für sehr wichtig hält, angeschlagen haben. Potier selbst war nicht so närrisch, seinem Spiele einen so hohen Werth beyzulegen, und schob die Schuld des Verlustes der Direktion auf ihre schlechte Verwaltung. Da nun zwischen 300,000 Franken und Null kein gütlicher Vergleich zu treffen war, so kam die Sache neulich wieder vor Gericht; es fand sich bey diesem Prozesse das Sonderbare, daß der Sachwalter der Direktion gewaltiges Gewicht auf die Person seines Gegners legte, indeß der Sachwalter Potiers, dem diese schmeichelhaften Komplimente 300,000 Franken kosten konnten, nimmermehr zugeben wollte, daß sein Klient einen so hohen Werth habe. Das Gericht entschied zuletzt, die von der Direktion zur Entschädigung verlangten 300,000 Franken sollten auf 25,000 reduzirt werden, welches dann auch sehr vernünftig scheint. Ein Journal erzählt, Jemand habe Potier über den Ausschlag seines Prozesses Glück gewünscht, da er dadurch 275,000 Franken erspare. Ach mein Lieber! soll er wie Pyrrhus geantwortet haben, noch einige solche Siege, so bin ich zu Grunde gerichtet! Das Porte St. Martin-Theater, das sich von ihrem Hauptschauspieler 25,000 Franken Entschädigung will zahlen lassen, hat eine Vorstellung zum Besten der Armen gegeben, und bey dieser Gelegenheit ein neues Trauerspiel versucht, unter dem Titel Philestis; allein das Publikum, welches voraussah, daß das Trauerspiel zum Besten der Armen ein armes Trauerspiel seyn würde, drängte sich nicht hinzu, und obschon die Spaßvögel ein altes Epigramm wieder erneuerten, worin das Publikum gebeten wird, aus Barmherzigkeit Beyfall zu klatschen, so sind die Armen hierbey doch sehr zu kurz gekommen. Ein andermal werden sie bitten, ihr Heil doch ja nicht von einem neuen Trauerspiel abhangen zu lassen, da sich auf solch eine Aussicht keine Einnahme assekuriren läßt. Das Wort Assekuranz wird bey den Schauspielern Mode, seitdem eine besondere Profession entstanden ist, die nur in einer theaterstichtigen Hauptstadt, wie Paris, ausgedacht werden konnte. Diese Profession wird nämlich von Leuten ausgeübt, die für Geld Beyfall klatschen und ihre Oberhäupter und ihre Statuten haben. Es mag wohl vieles in demjenigen, was man von ihnen erzählt, übertrieben seyn; allein es ist doch unläugbar, daß man jezt in allen Theatern einen Trupp Leute antrifft, die alle zur bestimmten Zeit klatschen, und gedrängt mitten im Parterre beysammen sitzen, und von da aus ihren Beyfall erschallen lassen; da es ihnen zuweilen ereignet, ganz zur Unzeit zu klatschen, so verrathen sie dadurch ihre Gegenwart dem Unkundigen; wer aber das Theater häufig besucht, lernt diese ewig erscheinenden Gesichter, die sich beständig auf demselben Flecke befinden, leicht kennen. Durch einen Trupp solcher handfesten Kerls läßt sich oft ein mittelmäßiger Schauspieler oder Dichter seinen glücklichen Erfolg zusichern; wenn diese breitbändige Mannschaft zu klatschen beginnt, so ist es dem Mißvergnügten nicht wohl möglich, sein Mißfallen an dem Stücke oder an dem Spiele zu erkennen zu geben, seine schwache Mißbilligung wird bald überstimmt und verliert sich in dem rauschenden besoldeten Beyfall; auf diese Art ist mancher Durchfall eines neuen Stückes oder eines mittelmäßigen Schauspielers verhindert worden. Zuweilen schafft sich aber der Unmuth der bezahlenden Zuschauer Luft; es entsteht eine Opposition der Unabhängigen wider die Söldlinge, gerade wie im politischen Fache; die Mißbilligung bekömmt die Oberhand und zuweilen wird der verächtliche Haufen aus dem Parterre gestoßen. Die Erfahrung hat jedoch endlich den Oberhäuptern desselben eine gewisse Taktik gelehrt, und sie vorsichtig gemacht: ist der Sturm zu heftig, so geben sie klüglich nach und überlassen das schlechte Stück oder den schlechten Schauspieler seinem bösen Geschicke. Man erblickt unter diesen verächtlichen Söldlingen wohlgekleidete Jünglinge, die gewiß nur aus Neigung zum Faullenzen und zur Ausschweifung unter die elende Bande gerathen seyn können, und die gewiß eine ehrbare Beschäftigung würden ergriffen haben, wenn sie nicht Mittel gefunden hätten, auf jene so leichte Art ihr Brod zu gewinnen. In den Journalen wird diese Klasse oft nach Gebühr herabgewürdigt, und neulich hat man sie auch auf der Bühne lächerlich gemacht: allein ihre Unverschämtheit bietet der öffentlichen Verachtung Trotz und der Sold, den sie empfangen, macht sie gefühllos gegen die Schande ihres Gewerbes. Die Polizey vermag nichts gegen sie; denn wie sollte man einen besoldeten Klatscher von einem nicht besoldeten unterscheiden können? und wollte man allen Söldlingen, welche ihren Miethherren Beyfall zurufen, ihr Handwerk verbieten, so müßte man etwas höher beginnen, als im Parterre der Theater, und da würde der Dienstleister der Polizey wohl an unsichern Klippen scheitern.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 196.

Tag und Nacht.

Charade.

Das Erste schafft der Mensch sich oft;
Doch senden's ihm auch unverhofft
Des Schicksals strenge Mächte;
Der, den es trifft, steht dann und klagt,
Und spähet, ob's ihm nicht bald tagt
Im Labyrinth der Nächte.

Doch, wenn das Zweyte sie verleih'n,
Wem sie es in das Leben reih'n,
Dem gibt die Welt Entzücken,
Dem malet sich, was ihn erfüllt
Mit Wahrheit stets und unverhüllt
In seinen heitern Blicken.

Weh! wo das Ganze grinzend steht,
Wo es mit Satansblicken späht,
Das Zweyte zu verderben,
Da bleicht der Tugend heller Glanz
Und ach! aus ihrem schönen Kranz
So manche Blüten sterben.

Nachricht.

Die Mittheilung des von Frankfurt erhaltenen Berichts kann nicht statt finden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Nro. 19.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 fl. 48 kr. zu haben:

Zeitschrift für Kriegswissenschaft. Redigirt von Hauptmann von Kausler. Neue Folge. 1s Heft.

Inhalt

I. Beyträge zur militairischen Geschichte des 30jährigen Kriegs. 1. Berennung, Belagerung und Eroberung von Magdeburg. Mit 1 Plan.

II. Bericht des Obersten von Dalwigk an den Prinzen Emil von Hessen, über die Gefechte, welchen das Großherzogl. Hessische Garde-Chevauxlegers-Regiment im J. 1812 in Rußland beygewohnt hat.

III. Gespräch zweyer Reiter-Officiere über Gegenstände ihrer Waffe. Vom General Bismark.

IV. Literatur.

1. Oeuvres completes de Napoléon. T. I. et II.
2. Untersuchungen über den Dienst des Generalstabs vom K. K. Obrist Lieut. v. Werklein
3. Technisches Handbuch für angehende Artilleristen v. Major v. Breithaupt. 1r 2r Bd.
4. Darstellung des Feldzugs der französisch verbündeten Armee gegen die Russen im J. 1812. v. Obrist-Lieut. M. v. Miller.
5. Terrainlehre v. J. Ritter v. Xylander, Ober-Lieut. im K. Baierschen Ingenieur-Corps, Lehrer der Taktik am K. Kadetten-Corps zu München.

Anzeige.

An alle solide Buchhandlungen ist versandt worden:

Gottfried August Bürger's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl v. Reinhard. Vollendete, rechtmäßige Ausgabe in sechs Bänden. Berlin, bey Ernst Heinrich Georg Christiani. 1823.

Meine erste Sammlung von Bürger's Schriften (4 Bände Göttingen, 1796 – 8,) mußte höchst unvollkommen ausfallen, weil mir damals noch zum Theile gerade die neuesten und wichtigsten Handschriften des Verfassers abgingen. Sie ist zudem in den folgenden Auflagen, welche ich nicht selbst besorgte, durch Fehler jeder Art so entstellt, daß ich sie nicht mehr für die meinige erkennen kann.

Das Publikum hat eine bessere früher vermißt und gewünscht, als ich Anstalten dazu machen konnte. Endlich bin ich im Stande, seine Erwartung zu befriedigen, und ihm eine neue, nicht blos geordnete, durchaus berichtigte und correcte, sondern in der That vollendete, vollständige Ausgabe von der lezten Hand anzukündigen. Ueber die nun erreichte Vollständigkeit, namentlich in Ansehung der Gedichte, habe ich mich in der Vorrede erklärt, auf welche ich die Leser verweise.

Die beyden ersten jezt fertigen Bände enthalten die Sammlung der Gedichte, mit etwa funfzig Stücken gegen die vorigen Ausgaben bereichert. Jedem sind Anmerkungen und eine sorgfältige Lese aller vorhandenen Varianten angehängt. — Zwey andere Bände, Bürger's übrige Schriften, gedruckte und ungedruckte, umfassend, werden im Laufe dieses Jahres ebenfalls erscheinen, und das Werk beschließen.

Der Herr Verleger hat es anständig und geschmackvoll ausgestattet, und durch drey verschiedene Auflagen, so wie durch die billigsten Preise für die Verbreitung desselben unter allen Classen von Lesern und Käufern gesorgt.

Berlin, am 12. März, 1823.

Karl v. Reinhard.

* * *

Die beyden jezt erschienenen Bände dieses classischen Werkes, die Gedichte enthaltend, kosten in der ersten Ausgabe auf starkem Schweizer-Velin-Papier im größten Octav-Formate 4 Rthlr. 12 Gr.; in der zweyten, gleichfalls in großem Octav auf schönem Velin-Papier, 3 Rthlr., und die dritte, in kleinerem Formate auf Velin-Papier, 1 Rthlr. 18 Gr.

C. H. G. Christiani.

Neue schöngeistige Schriften

im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung, durch alle deutsche Buchhandlungen zu bekommen:

Fr. de la Motte Fouqué und Caroline Fouqué Reise-Erinnerungen, 2 Thle. Velinp. 2 Rthlr. 12 gr.

W. Scott das Herz von Mid-Lothian a. d. Engl. von Lindau, 3r Thl. 1 Rthlr., alle 3 Thle. 3 Rthlr.

C. F. v. d. Velde, die Patrizier. Erzähl. a. d. 16. Jahrh. Velinp. 1 Rthlr. 15 gr.

C. F. v. d. Velde, Guido. 21 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Schriften von van der Velde 11r und 12r Theil.

Die ersten 10 Bände enthalten Erzstufen (kleinere Erzählungen). 3 Bde. 2 Rthlr. 18 gr. Prinz Friedrich, 1 Rthlr. 12 gr. Die Eroberung von Mexiko. 3 Thle. 3 Rthlr. Der Malthoser. 1 Rthlr. 12 gr. Die Lichtensteiner, 1 Rthlr.; und die Wiedertäufer, 1 Rthlr. 3 gr., zusammen 10 Rthlr. 21 gr., und sind durch alle Buchhandlungen, in Tübingen bey Laupp und Osiander, zu bekommen.

Practische Erörterungen auserlesener Rechtsfälle, vom Dr. C. F. von Dalwigk, Präsidenten des Herzogl. Nassauischen Ober-Appellationsgerichts. Hannover 1823, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII und 356 Seiten in Quart. (Preis 2 Rthlr. 16 Ggr.)

Unter der Anzahl der seit dem lezten Decennium erschienenen Bearbeitungen wirklicher Rechtsfälle nimmt das ebenbezeichnete Werk einen sehr ehrenvollen Platz ein.

Es empfiehlt sich nicht allein durch die strenge Auswahl des Mitgetheilten, sondern auch durch Klarheit der Darstellung, und Gründlichkeit der Behandlung; dem juristischen Geschäftsmanne wird es daher von größtem Nutzen seyn; aber auch der wissenschaftliche Forscher wird es mit großem Interesse lesen, da namentlich die Erörterung über die Grenzen der Freidings- und Meierdings-Gerichtsbarkeit als ein sehr willkommener Beytrag zur Geschichte der deutschen Gerichtsbarkeit im Mittelalter zu betrachten ist.

Journal
für
Literatur, Kunst, Luxus und Mode,
redigirt von Edmund Ost und Stephan Schütze,
1823. gr. 8.

Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs; zu bekommen in allen Buchhandlungen und auf den Postämtern Teutschlands. (Preis des Jahrgangs 8 Rthlr. Sächs. oder 14 Fl. 24 Kr. Rheinisch.)

Im Laufe des Monats Junius sind davon 11 Stücke, Nr. 45 bis 55., nebst 2 colorirten Modetafeln und Jagemann's Portrait, erschienen.

Inhalt:

Nr. 45. Französische Literatur. Teutsche Literatur. Correspondenz. Miscellen. — Nr. 46. Sonett. Die Fürstenhöfe, geschildert vom Fürsten von Ligne. Teutsche Literatur. Kleine Theaterrevue. Miscellen. — Nr. 47. Die Heimath. Eßlair's Gastspiel in Dresden. Zum Modebild Tafel 15. — Nr. 48. Sur la mort de Napoleon. Aphorismen über Paris. Wie die Bourbons zur Spanischen Krone gelangten. Pianoforte-Musik. Miscellen. — Nr. 49. Des Adlers Flug. Anekdoten. Miscellen. — Nr. 50. Ueber Eßlair's Darstellungsweise, von St. Schütze. Gegenwärtiger Zustand der Musik in England. Miscellen. — Nr. 51. Nachtigallen. Neues über Petrarca. Miscellen. — Nr. 52. Die Zeit, von K. Müchler. Teutsche Literatur. Kleine Theaterrevue. Zum Modebild Tafel 16. Miscellen. — Nr. 53. Naturandacht, von G. Döring. Ein Pariser Urtheil über die Leipziger Musikalische Zeitung. Künsteley. Miscellen. — Nr. 54. Lebensglück. Sylla und Napoleon. Allerley aus Paris. Correspondenz. Miscellen. — Nr. 55. Anakreon. Luxussteuer auf Luxushunde. Gedanken. Zu Jagemann's Portrait (Taf. 17.) Miscellen.

Neue Romane von 1823,
welche zur Ostermesse im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden sind:

Fouqué, Caroline Baronin de la Motte, die Vertriebenen. Eine Novelle aus der Zeit der Königin Elisabeth von England. 3 Theile. 8. Preis 3 Rthlr.

—, Baron de la Motte, wilde Liebe. Ein Ritterroman in 2 Theilen. 8. Preis 2 Rthlr.

Hildebrandt, C., Iwan, und Fedora, oder die Entführte. Eine Geschichte aus dem 7jährigen Kriege. 2 Theile. Preis 2 Rthlr.

Laun, Fr. neue Kleinigkeiten. 1. Die Schlittenfahrt zur Hochzeit. 2. Die Zwillingsschwestern. 8. Preis 1 Rthlr.

— — die schwache Stunde. Ein Roman. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Scott, W., die Schwärmer. Ein Roman in 3 Theilen übertragen von W. A. Lindau, 2te verbesserte vollständige und unverkürzte Auflage. Preis 3 Rthlr. 8 gr.

Körner, J., die beyden Bräute, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Preis 16 gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:
K. S. Zachariä's
Handbuch
des Königlich-Sächsischen Lehnrechts.
Zweyte vermehrte Ausgabe, herausgegeben von Dr. Christian Ernst Weiße und Friedr. Albert von Langenn.
gr. 8. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1823.
Preis 2 Thlr.

Ernst Tiersch.
Königlich-Sächsischer Ober-Förster.
Ueber den Waldbau,
mit vorzüglicher Rücksicht auf die Gebirgs-Forste von Deutschland, in Notizen und Bemerkungen auf seiner praktischen Laufbahn gesammelt.
gr. 8. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1823.
Preis 20 Gr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Bildniß von Dr. Fried. Strauß, Hof- und Dom-prediger in Berlin, und Professor der Theologie an der dortigen Universität, gewesenen Evang. Pfarrer in Elberfeld. Verfasser der Glockentöne ꝛc. ꝛc. gemalt von Schütz, gestochen von Geoffroy in Paris. fol. 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rheinisch.

Elberfeld Oster-Messe 1823.

Schönian'sche Buchhandlung.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin.

Oster-Messe 1823.

Bode (Joh. El.) Betrachtung der Gestirne und des Weltgebäudes. Mit einer allgemeinen Himmelskarte. Ein Auszug aus dessen Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Marheineke (Ph.) Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens. Zum Gebrauch in den obern Klassen an den Gymnasien und für die reifere Jugend überhaupt. gr. 8. 10 Gr.

Pfeil (Dr. W.) kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, in Verbindung mit mehreren Forstmännern und Gelehrten herausgegeben. 28 Heft. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Ratier (F. S.) Versuch über die physische Erziehung der Kinder. Eine von der medic. Gesellschaft zu Bordeaux gekrönte Schrift. A. d. Franz. 8. geh. 10 Gr.

Richter (Dr. A. G.) die specielle Therapie 6ter Band (der chronischen Krankheiten 4ter Band). Dritte Aufl. gr. 8. 3 Rthlr.

— — die specielle Therapie. Auszug des großen Werkes in 9 Bänden. Besorgt durch Prof. Dr.

G. A. Richter, in 4 mäßigen Bänden. 3r Band. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Savigny, Eichhorn und Göschen Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 5r Bd. 1s Heft. (zu Michaeli.)

So eben ist erschienen und in der C. A. Sonnewald'schen Buch- und Musikalienhandlung in Stuttgart in Commission zu haben:

Kauz oder Minerva's Vogel die Eule, ein Melodrama auf Noten nach der Weise des literarischen Freischützen mit Variationen und transparenten Nachstücken sammt angehängtem Grundrisse der 1808 condemnirten Kirchen- und Ketzer-Geschichte, naturtreu dargestellt von J. F. Gam, Dr. der Philosophie und Theologie. Mit dem Motto: Für Diebe und Mäuse eignet die Nacht sich, für Wahrheit das Licht. 27½ Bogen. Med. 8. Preis 1 fl. 48 kr. (Nach einem Vierteljahr tritt der erhöhte Ladenpreis mit 2 fl. 24 kr. ein.)

Neue schöngeistige Schriften.

Von H. Clauren sind so eben bey der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen, in Tübingen bey Laupp und Osiander, zu haben:

H. Clauren Scherz und Ernst, 2te Sammlung 1r Thl., des Vaters Sünde der Mutter Fluch; 2ter Thl., die Fraueninsel; 3r Thl., der Blutschatz. Velinp. zusammen 3 Rthlr. 6 gr.

Die erste Sammlung besteht aus 10 Bänden für 9 Rthlr. 20 gr., es sind darin unter vielen andern kleinern Erzählungen enthalten: der Grünmantel von Venedig; die Kartoffeln in der Schale; ein Scherz und tausend Folgen; die Reise aus dem Lager; das Mädchen aus der Fliedermühle ꝛc.

Außerdem sind noch einzeln erschienen:

H. Clauren, Des Lebens Höchstes ist die Liebe. 2 Thle. 2 Rthlr.
— — Lisli und Elsi, 1 Rthlr. 8 gr.
— — Der Liebe reinstes Opfer. 18 gr.
— — Lustspiele 2 Thle, 2 Rthlr. 6 gr.
— — Das Pfänderspiel, 1 Rthlr. 6 gr.
— — Rangsucht und Wahnglaube, 22 gr.
— — Das Vogelschießen, Lustspiel, 21 gr.
— — Der Vorposten, Schauspiel, 16 gr.
— — Das Schlachtschwert, 18 gr.

Von G. Schilling sind nunmehr die Bände 21 bis 25 der zweyten Sammlung seiner Schriften erschienen; sie enthalten:

G. Schilling der Mädchenhüter 2 Thle, zweyte verbesserte Auflage 1 Rthlr. 16 gr.
— — Schilderungen 1 Rthlr. 4 gr.
— — Leander 2 Thle. 2 Rthlr. 4 gr.

Alle 25 Bände kosten im Prän. Pr. 20 Rthlr. und im Ladenpreise 25 Rthlr.

Die erste Sammlung von 50 Bänden kostet im Ladenpr. 50 Rthlr. und im herabgesetzten Preise 33 Rthlr., wofür solche durch alle namhafte Buchhandlungen zu beziehen sind von der

Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Bey Otto Wigand, Buchhändler in Kaschau, ist so eben erschienen und zu haben:

Zwanzig Ansichten und Beschreibungen der merkwürdigsten Haupt- und Residenz-Städte in Europa. Nach den besten, neuesten und verläßlichsten Quellen bearbeitet von Joseph Oehlinger.

Quer 4to 2 Bde. In niedlichem Umschl. gebund. 8 Rthlr.

I. Band enthält: Paris — Stockholm — Petersburg — Neapel — London — Barcelona — Rom — Florenz — Venedig — Genua. II. Bd. Prag — Triest — Ofen und Pesth — Dresden — Nürnberg — Mainz — Madrid — Livorno — Wien — Constantinopel.

Städte, besonders Hauptstädte, waren von jeher, und sind es in unseren Tagen in einem vorzüglicheren Grade, die Central-Punkte menschlicher Thätigkeit, die großen Werkstätten für Kunst und Wissenschaft, und, gleichnißweise gesprochen, die Herzen im großen Ländervereine handelnder Völker, die eigentlichen Repräsentanten eines jeglichen Bezirkes, worin sie liegen. Sie bieten in allen Umständen und zu jeder Zeit das höchste Interesse dar, und liefern den reichhaltigsten Stoff zur Betrachtung mannigfaltiger Schätze, welche sie enthalten. Wer möchte nicht in nähere und vertrautere Bekanntschaft mit Orten von so hoher Wichtigkeit zu treten wünschen? —

Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so sind die Haupt-Rubriken: 1. Name und Lage der Stadt. — 2. Klima. — 3. Umfang, Größe und Gestalt. — 4. Eintheilung. — 5. Gassen und Straßen, Bauart der Häuser, deren Anzahl. — 6. Die vorzüglichsten Plätze mit ihren Merkwürdigkeiten, z. B. Statuen, Monumenten. — 7. Kirchen-, Klöster- und andere gottesdienstliche Gebäude. — 8. Paläste. — 9. Andere merkwürdige, theils öffentliche, theils Privat-Gebäude. — 10. Andere Bauwerke und Denkmähler, Brücken, Thore, Grabmähler ꝛc. 11. Wissenschafts- und Kunstanstalten. — 12. Wohlthätigkeitsanstalten. — 13. Lust- und Vergnügungsorte. Theater, Spaziergänge. — 14 Umgebungen. — 15. Allgemeine Bemerkungen über die Stadtbewohner, deren Zahl. — 16. Geschichte der Stadt von der Gründung bis auf die neueste Zeit.

Die Unvermählte. Ein Charaktergemälde nach dem Englischen: The village of Münster der Lady Marie Hamilton. Von Dr. Franz Rittler.

2 Thle. 12. 1823. In Umschlag brochirt. 1 Rthlr. 16 gr.

Die gebildetsten Nationen Europens haben zwar mehrere Schriften der Lady Marie Hamilton in ihre Sprachen übersezt, und mit immer erneuertem Vergnügen gelesen, aber unstreitig ist diese Lieferung eine der gelungensten der geistreichen Verfasserinn, indem sie durch die Entwickelung einer rührenden Verwandtenliebe, der uneigennützigsten Opfer, einer seltenen Seelengröße und besonnenkräftigen Wirkens, ein Ideal edler Weiblichkeit aufstellt, das um so reizender wird, da es keineswegs — wie so manche andere — durch offenbare Unerreichbarkeit,

den Muth benimmt, ihm gleich zu werden. — Lebhafte Bewegung der Handlung, sehr geschickte Verflechtung der Begebenheiten und ein schöner Styl werden auch in dieser Uebersetzung einer anerkannt geübten Hand den strengern Anforderungen der Kritik entsprechen; vorzüglich aber dürfte Müttern die Versicherung willkommen seyn, daß aus dem Chaos so vieler seichter und daher oft nachtheiliger Lectüre dieses Charaktergemälde heranwachsenden Töchtern ohne Bedenken in die Hände gegeben werden könne.

Worte des Ernstes und der Kraft über verschiedene Gegenstände der Religion, der Sittenlehre und des menschlichen Lebens. Von M. T. Josephi.

gr. 8. 1823. Preis in Umschlag broschirt 18 gr.

Für Journalzirkel, Leihbibliotheken ꝛc.

Deutsche Blätter
für
Poesie, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Karl Schall, Friedrich Barth und Karl v. Holtei.

Von dieser Zeitschrift, die wöchentlich viermal, vor liegender Anzeige ähnlich, im Verlage von Graß, Barth und Comp. ausgegeben wird, ist bereits ein halber Jahrgang erschienen. Das Publikum möge beurtheilen, in wiefern es den Herausgebern, unter den Schwierigkeiten, die sich dem Emporkommen einer Zeitschrift entgegenstellen, gelungen sey, dem vorgesteckten Ziele näher zu kommen. Wir theilen deßhalb eine Uebersicht des Inhalts mit.

Der erste halbe Jahrgang der Deutschen Blätter enthält:

1) Gedichte von Friedrich Raßmann, Karl Witte d. j., Fr. Haug, Agnes Franz, Karl Immermann, K. W. Halbkart, Th. Hell, Otto Graf v. Haugwitz, Bärmann, Helmina v. Chezy, Joh. Gabriel Seidl, Henriette v. Montenglaut, Wilh. Müller, Grünig, Joseph Frhrn. v. Eichendorff, Dr. Nürnberger, Wilibald Alexis, Wilh. v. Stubnitz, K. L. Kannegießer, Ludw. Haltrich, Anselmi, Leopold Haupt, Julius Epstein, Hoffmann v. Fallersleben, L. M. Fouqué, J. F. Castelli, Contessa d. á., Beauregard Vaudin, K. Ansorge.

2) Sechszehn Erzählungen, Novellen, Parabeln und Proben von Bühnenstücken, zum Theil von vorstehenden Schriftstellern, wie auch von Luise Brachmann und Karl Keller.

3) Biographien, Reisebeschreibungen, Aufsätze über Kunst, Alterthum, Literatur, Philosophie, Religion; außer von einigen schon Genannten auch noch von Franz Horn, Büsching, Dr. Löbell, Karl Pause, Le Brün, Fischer, Kreuzler, Fr. Gr. Kalkreut, Peter Lelli, Friederike Brun, geb. Münter, u. s. w.

4) Fabeln, Miscellen, Anekdoten und Charaden.

5) Berichterstattungen aus Berlin, Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg, u. s. w. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß diesen Berichten der gewöhnliche Vorwurf der Flachheit nicht gemacht werden kann.

Die Redaktion ist keineswegs gesonnen bey dem, was bis jezt geschehen ist, stehen zu bleiben; sie wünscht vielmehr ihrem Institute eine noch größere Ausdehnung zu geben, darnach strebend, daß die deutschen Blätter gelesen werden mögen, wo deutsche Zunge und Sitte herrschend ist. Aber nur dem vereinten Streben ist es möglich, dieß schöne Ziel zu erreichen. Deßhalb ergeht an die Mitarbeiter und Leser der deutschen Blätter, so wie an Jeden, der Bemerkungen um die Literatur zu schätzen weiß, die Bitte, uns in unserm Streben förderlich zu seyn. Die Redaction wird das Ihrige thun, das Lob, welches über ihre Zeitschrift, in einigen kritischen Blättern, namentlich im Literarischen Conversations-Blatt, ausgesprochen ist, auch ferner zu verdienen.

Man unterzeichnet in allen deutschen Buchhandlungen (Leipzig, bey Joh. Ambr. Barth) mit 8 Rthlr. auf den Jahrgang.

Breslau, im Juni 1823.

Redaktion und Verlag der deutschen Blätter.

Neue Schriften.

M. L. S. Jaspis Unterhaltungen auf dem Krankenlager. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Dr. M. Luthers kleiner Katechismus, in behaltbaren Sätzen zum Auswendiglernen ꝛc. von M. L. S. Jaspis (7 Bogen) 4 gr.

A. W. Tarpe vom Göttlichen und Ewigen im Menschen, drey religiöse Reden, 3te verb. Aufl. broch. 10 gr.

* * * *

Dr. G. Ficinus Flora der Gegend um Dresden. Zweyte und letzte Abtheilung: Kryptogamen mit 3 Foliotafeln. 2 Rthlr. 12 gr. Die erste Abtheilung: Phanerogamen kostet 2 Rthlr.

Anweisung, einzig aufrichtige, zum Destilliren aller Breslauer, Danziger und anderer Liköre, Rosolis und Ratafia, in 211 Recepten, mit deutlicher Erklärung jeder Verfahrungsart und der Zucker- und Farbenbereitung, nebst einem Anhang für Branntweinbrenner von einem 16 Jahre praktizirenden Destillateur G. B. K. Sechste, vollständig und verbesserte Aufl. mit 1 Kupf. 8. br. 21 gr.

Die Multiplication in ihrer vollkommensten Gestalt, oder Beschreibung einer neuerfundenen, untrüglichen Maschine für die Multiplication mit vielzifferigen Zahlen, vermittelst welcher man das Produkt aller Zahlen ohne Mühe, ja ohne Kenntniß des Einmal-Eins gleich in der ersten Seite findet u. s. w. 8. 16 gr.

J. F. W. Richter Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 — 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 1r Band: Reise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg; mit Rücksicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. Zweyte verbesserte Aufl. 8. Velinp. 1 Thlr.

F. J. Richter, die Bergbaukunst nach A. G. Wörners Vorträgen und nach eignen Erfahrungen. m. K. gr. 8. 2 Rthlr.

H. v. Trautschen, die bürgerliche Baukunst für angehende Forstmänner und Landwirthe. 8. br. 18 gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, von Carus, Ficinus, Frankr. Kreyssig, Radig, Seiler, 3n Bandes 1stes Heft. gr. 8. 1 Thlr.

Zeitschrift 3n Bandes 2tes Heft. m. K. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der Arnoldschen Buchhandlung (in Tübingen bey Laupp und Osiander) in Dresden.

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. August 1823.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sichs leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Goethe im Faust.

Aus Paris.

Polichinel Vampire.

Steif seyn kann Jeder; aber es mit Grazie seyn, das ist eine seltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern lernen will, der komme und sehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberey, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, ist diesem Manne vollständiger, als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrscheinlich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosserarbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie befestigt, macht er frey, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er öffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechsen. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftungen geschützt, so härtet sich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er sich jeden Abend übt, seine Glieder zu brechen, ohne daran zu sterben. Seit zwey Monaten entzückt er die Pariser, und in die zwölf Tafeln der Mode-Gesetzgebung wurde eingegraben: „Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.“

Vor einigen Tagen wohnte ich zum Erstenmale einer seiner Vorstellungen bey; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun spielt zwar die Handlung auf der Insel der Stummen, in einem Klima also, wo die Blutsauger ungemein gedeihen; aber Polichinel ist die beste Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn seine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen solchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Insel der Stummen an; der Luftballon zerreißt, und Polichinel stürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern festen Dingen zusammengesetzt ist; aber Polichinel schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser, mit der anmuthigsten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier seine künstlerische Laufbahn. Er wird halb todt ans Ufer geworfen, legt sich zusammen wie ein Taschenmesser, und läßt den Kopf hängen wie eine abgeschlachtete Gans. Dann ermuntert er sich, tanzt, springt, und macht, so zu sagen, unmögliche Dinge. Zum Beyspiel, er stellt sich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präsentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leser wolle nicht zu schnell über dieses Erzählte hinausgehen, sondern sich durch eigene Nachahmungsversuche überzeugen, daß beschriebenes Unternehmen höchst wundervoll ist. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet sich auf einen Baum, und vertheidigt sich aufs Artigste. Ein andersmal wird er

überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern schlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — sein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt sich ohne Kopf. Wahrhaftig, es ist so! Polichinel sizt erst und geht dann so vollständig ohne Kopf, daß er in diesem Zustande an manchen wichtigen Berathschlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freylich sagt die Logik: „Wahrscheinlich hält er den Kopf geschickt zwischen den Schultern versteckt, denn a. der Mensch kann sich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel ist ein Mensch und bewegt sich; also c. hat Polichinel einen Kopf.“ Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen sehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß sich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenster eines Hauses fliegt. Ein Draht mag ihm freylich dabey behülflich seyn, aber man sieht den Draht nicht — süßer Schauer durchrieselt den Busen aller Frauen, und das männliche Entsetzen bricht in ein donnerndes Beyfallklatschen aus. Kurz, Mazürier ist ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert seinen Ruhm nicht; denn er springt über seine Nationalität hoch hinaus. Deutsche Hof- und Volkstheater könnten sich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn sie den genialisch hölzernen Mazürier zu Gastrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erst, wie sehr er sich dort in seiner Kunst noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, ist, wie sich erwarten läßt, die abgeschmackteste Geschichte von der Welt. Sollte man nur wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeschickt hat, worin er wie ein Demosthenes donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum Erstenmale aufgeführt wurde, ließ man einen gesprochenen Prolog voranschreiten, welcher Prolog aber schrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter sagt: sein Prolog wäre ursprünglich himmlisch gewesen, aber die Censur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er verwandeln müssen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, sondern nur auf einem Dragon. Dadurch sey alles Salz verloren gegangen. Die Censur habe die schönsten Stellen gestrichen „phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues“ ... Es gibt nichts Komischeres, als zu sehen, wie alle dramatischen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieses den Censoren zuschreiben, die sie für Genie-Räuber erklären. Wenn Censoren aus Büchern den Verstand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderstehlicher Diebssinn angeboren seyn; denn daß sie aus Eigennutz stehlen, das werden ihnen ihre ärgsten Feinde nicht nachsagen.

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Der Alcazar, welcher eben für den König und die königliche Familie eingerichtet wurde, soll ursprünglich von den maurischen Königen erbaut worden seyn, ist aber durch Karl V. und Philipp II. vergrößert worden. Das Hauptgebäude liegt um einen viereckigen Raum her, und die Gemächer stehen mit einander in Verbindung. Die Decken sind durchgängig von geschniztem Holz, gemalt, und hatten wahrscheinlich vergoldet werden sollen. Diese scheinen im altspanischen Styl, und die einzigen maurischen Verzierungen im Palaste finden sich in einer durchbrochenen Stukaturarbeit an dem Hauptthore und in einigen Zimmern. Der einzige merkwürdige Theil dieses alten Palastes ist der Gesandtschaftssaal mit seiner reich vergoldeten Decke. In dem Fries über den Schwibbögen, welche die Decke tragen, befinden sich die Porträte von alten spanischen Königen, mit Einschluß des jetzigen, eingelegt. Dieser Saal ist hoch, und reichlich mit durchbrochener Arbeit geschmükt, die aber durch häufiges Uebertünchen undeutlich geworden ist. Dieser Saal, so wie die oberen Gemächer, sind bis vier oder fünf Fuß vom Boden mit viereckigen Stücken von gemaltem Porzellan belegt, welches ehemals in Spanien sehr beliebt gewesen zu seyn scheint. — Die Gärten sind gänzlich im altspanischen Geschmak. Der Hauptgarten besteht aus mehrern mit Buchsbaum bepflanzten Vierecken, welche in wunderliche Gestalten zugeschnitten sind. So enthält eines das spanische, ein anderes das asturische Wappen, ein drittes die Lilie. Einige Blumenbeete sind sehr vernachlässigt. Die Gänge sind alle mit Ziegeln gepflastert, und unter denselben befinden sich Röhre, welche Wasser, wenn es angelassen ist, in Gestalt eines Kreuzes in die Höhe spritzen. In diesen Gärten befinden sich auch mehrere Springbrunnen, worein einer ein Becken von weißem Marmor aus einem einzigen Stücke hat. Von den zwey Fischteichen ist einer von zwey grünen Rittern mit eisernen Lanzen bewacht. Mehrere dieser Helden hielten ehemals Wache an den verschiedenen Ecken dieser Wohnung eines verkehrten Geschmacks, sie sind aber jezt verschwunden, und der Antiquar findet ihre getrennten Glieder in dem Schatten von Maria Padilla's Bad. — Diese Maria war zuerst die Maitresse und nachmals die Gemahlin Peters des Grausamen, welcher ihr

unter dem Patio des Palastes ein großes Bad erbauen ließ. König Joseph gebrauchte es zum Speisesaal. Jezt ist es ein Lagerplatz für altes Gerülle. — Das Merkwürdigste in diesem Garten ist ein Spaziergang auf einer hohen Mauer, welche vom Karl V erbaut worden seyn soll, und von welcher man eine schöne Aussicht genießt. Gleich darunter ist ein anderer Gang, welcher unter den Pfeilern wegführt, die die Mauer stützen. Ehemals bildete diese Mauer eine geheime Verbindung mit dem goldenen Thurm, welcher am Guadalquivir steht und von Cäsar erbaut worden seyn soll. Diese Mauer wird durch mehrere Schlösser am Ende der Pomeranzenpflanzung, die sich hinter dem Garten befindet, vertheidigt, und dort hielt Joseph, während seines Aufenthalts zu Sevilla, beständig eine Wache, damit er bey etwaiger Gefahr sogleich entfliehen und sich auf dem Flusse einschiffen könnte. Durch die Hinwegräumung einiger Häuser ist die Verbindung mit dem goldenen Thurm jezt unterbrochen.

Die Zubereitungen im Palast bestanden indessen blos in Tünchen, Färben und Scheuern. Im ganzen Gebäude fand ich nicht einmal einen Stuhl, und man erwartete, daß ein Transport mit dem nöthigen Zimmergeräth von Madrid auf dem Wege sey. Es fehlte den Beamten an Geld zur geziemenden Aufnahme der Regierung; und ob sie gleich täglich die schmeichelhaftesten und rührendsten Einladungen zu freywilligen Beyträgen an die Einwohner von Sevilla ergehen ließen, so waren dieselben doch ungeneigt für die Vortheile, die sie von der Versetzung der Regierung nach ihrer Stadt erwarteten, im Voraus zu bezahlen. Ueberall in der Stadt herrschte die größte Thätigkeit, man bereitete Häuser zu, legte Vorrath ein, schaffte Hausgeräth an, indem Jeder entschlossen war, von der kommenden Ernte den meisten Vortheil zu ziehen. Betten und Zimmer waren fünfmal so theuer wie gewöhnlich, und man machte sogar den Versuch, den Preis des Brodes zu erhöhen, unter dem Vorwande, daß es an Mehl fehle; aber dieser Prellerey sezte die Obrigkeit sogleich ein Ziel.

Der vorzüglichste Spaziergang ist die Alameda del Rio (Allee oder Lustwäldchen, von Alamo, Pappel, am Flusse). Jeden Abend zwischen fünf und sieben Uhr war es hier gedrängt voll. Die hiesigen Damen sind sehr lebhaft und interessant, und haben noch viel vom arabischen Feuer in den Augen. In der Alameda gehen sie gewöhnlich in vollem Anzuge, d. h. das Haar ist sorgfältig gelockt, die Arme blos, ein Schleyer über den Kopf und die Schultern, aber das Gesicht offen. Ihr größter Reiz aber ist ihre schöne Gestalt und ihre lebhaften Gesichter, welche vielleicht mehr anmuthig als schön sind. Ihre Gesichtsfarbe ist maurisch, mitunter findet man aber doch welche, die die Frische einer englischen Schöne haben.

Die meisten Seidenzeuge, die man hier trägt, sind von französischen Fabriken; eben so sind es die Bänder, Strümpfe, Shawls, Schleyer und selbst Fächer, ohne welche eine Spanierin doch nicht seyn kann. Französische Hüte tragen die Frauenzimmer hier und in Andalusien überhaupt mehr, als in den Frankreich näher gelegenen Provinzen. Ueberhaupt scheinen die Andalusier ein ganz anderes Geschlecht zu seyn, als die Bewohner von la Mancha und den beyden Kastilien. Sie gefallen sich in bunten Farben, die sie besonders in der Wahl ihrer Halstücher sehen lassen. Die Kleider sind wie gewöhnlich schwarz, reich garnirt, und nicht lang genug, um den schneeweißen Strumpf zu verbergen. In dem Putz ihrer Füße geben sich die Sevillerinnen überhaupt viele Mühe. In ihrem Staate tragen sie im Allgemeinen niedrige Schuhe von rosenrother oder weißer Seide, mit einer großen Schleife von weißem Bande. Die weißen Strümpfe sind durchbrochen, und zeigen unter dem schwarzen Rocke den schönen Fuß und Knöchel zum großen Vortheil. Hier sieht man all den Stolz der Schönen, und ihr niederwärts gekehrter Blick zeigt, mit welchem Wohlgefallen sie die Fallstricke betrachten, die sie in jener Richtung gelegt. Die Mantilla ist hier von feinerem Stoff und reicher mit Spitzen besezt, als anderswo in Spanien. Die mittleren Stände von zehn bis zwanzig Jahren tragen natürliche Blumen im Haar; ja selbst Matronen, deren Haar schon die Grabesfarbe trägt, zieren sich noch mit Rosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 5. August.

Vor Kurzem fand ein hiesiger Kohlenhändler eine zehn Pfund Banknote in seinem Komptoir. Begierig, den Eigenthümer derselben zu erfahren und solche demselben zuzustellen, ließ er einige Anzeigen von dem Fund in die Zeitungen einrücken. Bald meldete sich auch der Eigenthümer, war aber undankbar genug, dem redlichen Finder die gehabten Auslagen zu verweigern, welche leicht angelaufen seyn mochten, da in England die kürzeste Anzeige einer Zeitschrift sieben Schilling (3 fl. 44 kr.) kostet. Was war zu thun? Die Banknote mußte der Kohlenhändler schon aufgeben; es blieb ihm also nichts übrig, als dem undankbaren Eigenthümer wegen der Unkosten gerichtlich zu belangen, welches er auch that. Der Prozeß aber zog sich in die Länge; die Kosten häuften sich, und der Kläger ließ sich endlich bereden, die Sache verloren zu geben. Unwillig aber, die neuen Unkosten zu bezahlen, ließ er einen Tag nach dem andern hinstreichen, bis eines Morgens ihm — eine Exekution ins Haus kam. Jezt wäre es freylich am besten gewesen, zu bezahlen und der Sache ein Ende zu machen; — er aber, aufgebracht über die Unannehmlichkeiten, worein sein unglücklicher Fund ihn gebracht, widersezte sich den Gerichtsdienern und verging sich so weit, daß er einen derselben einen Stoß gab. Neues Unglück — er ward vor den Lord Mayor gebracht; und obgleich der Magistrat sein unglückliches Gesicht bedauerte, so blieb ihm doch auf dem Wege des Rechts keine andere Wahl als den Angeklagten entweder zu vermögen, den Gerichtsdienern eine Abbitte zu thun, oder seine Sache vor die höhere Instanz

zu schicken; und da der erboßte Kohlenhändler sich hartnäckig des ersteren weigerte, so mußte er sich das zweyte gefallen lassen und — ward zu einer ziemlich schweren Geldbuße verurtheilt. Dießmal war er geschmeidiger — die Alternative eines Gefängnisses war doch zu schreckhaft — er bezahlte — und so endigte die Geschichte des unglücklichen Fundes einer Banknote! welche wohl noch in spätern Tagen für manchen ein Mittel seyn wird, seine Unredlichkeit gegen sein eigenes Gewissen zu bemänteln.

Der bekannte Beckford, der neueste Eigenthümer der, wegen ihrer äußern und innern Pracht berühmten, Abtey Fontvill, wurde durch den ungeheuern Aufwand, den er sich zur Befriedigung eines feinen Geschmacks sowohl als in Folge der großen Verminderung der Einkünfte von den Westindischen Besitzungen, worin sein Vermögen vorzüglich bestand, so herabgebracht, daß er sich zum Verkauf jenes herrlichen Landsitzes und des größten Theiles der darin enthaltenen Möbeln und Kunstsachen entschließen mußte. Nichts aber schien ihm so nahe zu gehen als der Verlust seines unvergleichlichen Gartens, wo er, je nach der Jahreszeit, in offener Luft und in Treibhäusern beständig die herrlichsten Blumen zog. Dabey hatte er die Gewohnheit angenommen, auf seinen täglichen Spaziergängen, wo er nur immer eine schön aufgeblühte Blume sah, dieselbe abzuschneiden, daran zu riechen und — sie wegzuwerfen. Diese Gewohnheit sahen er nicht bemeistern zu können. — Er kam daher mit einem Londoner Gärtner überein, daß er ihm ein gleiches in seinem blumenreichen Garten erlaubte, wofür er ihm wöchentlich seine Rechnung einsenden sollte. So kam einmal für Eine Woche seine Rechnung auf zwanzig Pfund Sterling! (Diese Thatsache hat Ref. von dem Gärtner selbst.)

Eine der auffallendsten Erscheinungen des Tages ist das große Aufsehen, welches der Prediger Irving in London erregt. Er gehört zur Schottischen Kirche und ist ein Zögling des berühmten Chalmers, dessen Nachfolger als Prediger bey der Caledonischen Kirche in London er auch ist. Schon Chalmers zog ein großes und ansehnliches Publikum an; aber bey Herrn Irvings Predigten trifft man den Staatsminister neben dem Oppositionisten, den geschmeidigen Höfling neben dem feisten Aldermann, einen Jünger Paine's neben einem Bischof der englischen Kirche, die stolzesten Herzoginnen und Gräfinnen in denselben Stuhl mit der stattlichen Kaufmannsfrau und demüthigen Krämerin und preziösen Putzmacherin — kurz, man drängt sich nur, um Sitze zu erhalten, und Aristokratenstolz und bürgerliche Förmlichkeit, Religiösität und Zweifelsucht weichen dem Einfluß eines großen Rufes und der Neugierde, und entsagen Ansehen und Bequemlichkeit, um nur sagen zu können, man habe auch den großen Prediger gehört. Man bewundert seine Lehre, seine Weise sie darzustellen, seine Beredsamkeit, seine Stimme, den Reichthum, die Zierlichkeit und Schönheit seiner Sprache, die Eigenheit des Caledonischen Accents, den Ernst seines Wesens und die Feyerlichkeit seines Ausdruckes, — den Schwung seines schlichten Armes. Umfang seiner Gelehrsamkeit, die Breite seiner Schultern, die Schwärze seiner Locken, das Feuer seiner dunkeln Augen abstechend mit der Blässe seiner Wangen. So findet ein Jeder und eine Jede etwas zu bewundern, etwas, das anzieht, und wäre es auch nur die bloße Neuheit — und so hat man die seltene Erscheinung, daß man an einem Sonntag Morgen eine abgelegene Gasse im östlicheren Theile Londons, weit von der schönen Welt entfernt, gedrängt von prächtigen Carossen, geziert mit reichen Wappen und Kronen (der englische hohe Adel führt bekanntlich Kronen, oder was man hier Coronets über den Wagen nennt) und die Reichen und Vornehmen sich mit dem gemeinen Volke um die Wette in eine enge Kirche drängen sieht, die nicht einmal für ihre eigentliche Gemeinde hinreicht. Das Gedränge wurde endlich so groß, daß man sich unter den Augen des Gottesmannes zu balgen anfing und die Kirchenältesten sich entschließen mußten, Einlaßzettel zu geben, um die man im Laufe der Woche nachsuchen muß, damit nicht mehr in die Kirche kommen als sie zu halten vermag und wahrscheinlich auch, damit die Zuhörer alle anständig und würdig seyen, denn Herr Irving hat sich recht eigentlich dahin erklärt, daß er — das Evangelium an die Reichen predige! Ob es ihm gelingen werde, unter dieser Klasse viele Proselyten zu gewinnen, muß die Zeit lehren — so weit Ref. die englische Fashionables, ja wohl die Vornehmen überhaupt kennet, fürchtet er — daß wenn der Reiz der Neuheit vorüber, wenn man müde geworden ist, in der Gesellschaft von dem großen Prediger zu reden und — reden zu hören, diese Klasse ihn verlassen, und ihm wieder die Gelegenheit geben werde, die himmlische Botschaft an die zu predigen, die ihrer am meisten bedürfen und für die sie auch eigentlich bestimmt war — den Armen. Diesem Fall geht Herr Irving um so schneller entgegen, weil die Presse nicht von einer Parthey, sondern von allen, ihm entgegen ist. Die Times nennen seine Reden ein dunkler Wortkram, ohne Sinn; der Courier nennt sie gänzlichen Unsinn; das Morning Chronicle lacht ihn aus; der John Bull macht einen Gassenhauer auf ihn — kurz es gibt keine Tag-, Wochen- oder Monatschrift, die nicht von ihm gesprochen und noch spricht, und jede — fast ohne eine einzige Ausnahme — gegen ihn, wenigstens war fast in keiner einzigen das Lob ohne ein bedenkliches Aber! Aber, fragen die Leser auch, was ist denn die Ursache, daß alle englische Blätter gegen ihn sind? Hören Sie: für's erste ist er ein Schottländer — ein Schottländer, der ganz London laufen macht — daß darf kein englisches Journal dulden; zweytens predigt er Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit — das bringt alle Whig- und Radikaljournale gegen ihn; drittens sagt er, er wisse nicht, was ihm am meisten Ekel verursache, ob Byrons roher Spott in seinem Gesicht des letzten Gerichtes (Vision of Judgement: oder Southeys kriechende Heucheley in seinem Werke dieses Namens — dieses letztere müssen die Torryjournale rächen; viertens gehört er zur Kirche von Schottland — und dieses erregt den Neid der Anglikaner, besonders der Geistlichkeit und wohl auch den Neid der Settirer, die ihn noch besonders darum nicht lieben können, weil er fünftens den Reichen predigt — und da er sechstens der Religion Ansehen zu verschaffen sucht, so hat er auch alle Ungläubige gegen sich. Wie viele ächte Anhänger er bey allem dem doch haben müsse, zeigt sich indessen am klärsten in dem Verzeichniß einer eben eröffneten Subscription unter den Mitgliedern seiner Gemeinde zur Erbauung einer neuen Kirche, welche mehrere hundert sehr achtbare Namen und bereits über 1000 Pfund Sterling enthält, meistens unter der Benennung von jährlichen Beyträgen, fünf Jahr vorausbezahlt, nebst einem besondern Geschenk für den Augenblick. Der Mann muß also nothwendig einiges positives Verdienst haben. Muß, denn Ref. kann nicht sagen, daß er's hat; denn da er sich bey seiner Andacht nicht gern drücken läßt, so hat er den Besuch zu seiner Kirche von einer Woche zur andern aufgeschoben, bis es mehr Raum gibt, und den dicken Octavband von Predigten, den Herr Irving so eben herausgegeben, hat er, aus Mangel an Muße, noch nicht lesen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Nr. 68.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. August 1823.

Ueber die Ausstellung in Berlin

von

Amalie von Helwig, geb. Freyinn von Imhoff.

(Beschluß.)

In der Ausstellung befanden sich nun einige Abdrücke des, bereits seiner Vollendung nahen Werkes, *) dessen Stich den ersten Künstlern ihrer Art anvertraut worden. So sahen wir eine Vorstellung aus dem Feste der Rosen im Thal von Kachmir, äußerst gefällig von Moses in London gestochen. Die Platten zu den Bildern aus den Ghebern hat H. Ferdinand Berger in Berlin sehr brav gearbeitet, welcher, wo ich nicht irre, seine Studien in Paris gemacht. Meine Lieblings-Vorstellung, die Peri vor dem Paradies, führt Hr. Meyer mit immer wachsender Fertigkeit aus — und gern verweilte ich bey einem Kupferstiche, der mir das rührendholde Bild neu lebendig vor die Augen zauberte, wie es mich damals bis zu Thränen der Entzückung bewegt hatte. Die schönste unter jenen drey Vorstellungen der Peri und die einzige, welche ich mir zu schildern erlaube, war, meinem Gefühl nach, diejenige, wo der Eroberer Mahmud Ghizni, im prächtig rothen Waffenrocke und glänzenden Helmschmuck leuchtend, mit dem Ausdruck triumphirenden Uebermuthes den rechten Fuß auf den jungen Krieger sezt, der, in heldenmüthiger Vertheidigung seines Vaterlandes gegen ihn gefallen, hier sterbend vor ihm liegt, — indeß die Peri zu den Häupten des Jünglings knieend, im reinen Kelch der Liebe die lezten kostbaren Tropfen seines Herzblutes auffängt, um sie zum Thore des Paradieses zu tragen, als die Gabe, welche ihr, der Tochter eines, zwischen Himmel und Erde verbannten Geschlechts, dort den Eintritt verschaffen möchte. — Oberhalb von Wolken getragen, erscheint diese Pforte in orientalischer Weise ausgeschmückt, vor welcher ein Engel den Eingang zum Lichte hütend, Wache steht, — und an Ernst und Reinheit der Formen wirklich einem der Ueberirrdischen ähnlich, sanft und doch entschieden, mit dem Ausdruck des Verneinens herabschaut. Diese holdselige, fast noch kindliche Erscheinung, *) die malerisch ausdrucksvollen Züge der beyden Männer, **) wie endlich die zarte, wahrhaft rührende Schönheit der gleichsam aus Aether gewebten Peri, ***) deren Gestalt eins mit den durchsichtigen Sylphiden-Flügeln schien, welche sie zu höheren Regionen erheben sollten, indeß sie hier nur von himmlischem Mitgefühl festgehalten weilte, liehen vereint diesem Bilde einen wunderbaren Seelenreiz. Kein Laut ward in der Menge hörbar, als es sich den nimmergesättigten Blicken so in günstiger Stille zeigte, und ein Hauch unaussprechlich süßer Wehmuth verklärte die sanften Züge der durch ihre Güte eben so sehr als durch ihre Grazie ausgezeichneten Prinzessin, unter deren langen seidnen Wimpern die fromme Mitleidsthräne zu leuchten schien. Es mag mir erlaubt seyn, hier zwey Gedichte mitzutheilen, welche einer noch ungedruckten Reihe von Sonetten entnommen sind, in denen ich die verschiedenen Eindrücke jener reichen Stunde auszusprechen versuchte; in so fern als sich das erste auf die Erscheinung der Peri, das zweyte aber auf das nur eben beschriebene Bild bezieht:

I.

Die Peri.

Wer sah die Wehmuth je in schönerm Bilde
Den bunten Schmuck der Freude tief beschämen? —
Zu höhern Sphären leicht den Aufflug nehmen,
Zart, wie ein weich verkörpert Luftgebilde.

Dort mußte Haß, Grimm unter'm Glaubensschilde
Den edlen Schlag des edlen Herzens lähmen,
Hier Reue tief im Staub gebeugt sich grämen. †) —
— So herbe Sühne heischt des Himmels Milde?

*) Dieses kommt bey Hrn. Wittich in Berlin unter der besondern Aufsicht des Grafen von Brühl, General-Intendanten sämmtlicher königlicher Schauspiele, heraus. Ein erstes, bereits früher erschienenes Heft enthält die gesammten Costümen, nebst einer Darstellung des Fest-Aufzuges selbst, in Farben.

*) Gräfin Voß, jezt vermählte Gräfin Bynar.

**) H. v. Podewils und Graf Pückler.

***) Prinzessin Elise Radziwill.

†) Die Peri fängt im dritten Bilde die Thränen eines reuig Betenden auf, und dieses Opfer öffnet ihr die Pforte des Paradieses.

Nein, nur daß zwischen Himmel stets und Erde
Ein reger Geist vermittelnd sichtbar werde,
Mit Aetherschwingen auf- und niedersteige.

So hebt, o Peri! — sich der Welt Beschwerde
Durch Dich, wie Weihrauch, hoch vom Opferherde,
Daß sie versöhnend Allah's Knie erreiche.

2.

Mahmud Ghizni.

Voll grimmen Trotzes ragst Du, stolzer Krieger,
Hoch über Ihn, der Deinem Schwert gefallen,
Wie warm sein Herzblut, noch im lezten Wallen,
Hinströmend, feucht die Sohle nezt dem Sieger.

So, furchtbar sieht der königliche Tiger,
Die Beute drückend unter mächt'gen Krallen,
Die er erlas, die beste unter Allen.
— Nicht wohlgefällig doch dem Thaten-Wieger! —

Denn wie der Blick jezt auf den Jüngling sinket,
Auf dessen Brust feindsel'ge Lanze blinket
Scheint höh'rer Sieg sein tödliches Verderben.

Und jeder fühlt, wo wahrer Ruhm ihm winket,
Ob auch, wie hier, sein Blut die Wüste trinket,
Für seines Innern heil'ges Gut zu sterben.

Gewiß ward nicht leicht ein Hoffest je so bedeutend und sinnvoll angeordnet, noch alles was Schönheit und Reichthum bey ähnlichen Gelegenheiten spenden, glücklicher zur Verherrlichung eines Dichterwerkes angewandt, dessen Gestaltungen schwerlich ihrem Schöpfer selbst blendender vorgeschwebt haben dürften.

Unserm Freund Hensel ward noch, außer jenem Auftrag für das eben genannte Werk, das Glück, in den Bildnissen J. K. H. der Großfürstin Alexandra als Lalla Rukh, so wie in einem zweyten Sr. K. H. des Prinzen Wilhelm, Bruder S. M. des Königs als Aurengzeb, und der Prinzessin Elise Radziwill, als Peri, seine Geschicklichkeit auch auf andere Weise darthun zu können; wie diese Oelgemälde im Maaßstab größerer Miniaturbilder ausgeführt, den Künstler zu äußerster Sorgfalt in der Vollendung, sowohl der Köpfe, als der unendlich reichen Beywerke aufforderten, welche durch den wahrhaft asiatischen Aufwand des Anzuges bedingt wurden. Zweckmäßig wählte Hensel zum Hintergrunde der Großfürstin einen nächtlichen Himmel, wie diese von rosenfarbenem Schleyer ganz umflossen, der von diamantner Krone über die Schultern herabfällt, einem holden Stern vergleichbar erscheint, der in Abendnebeln sein Leuchten hüllt. Ein Schatz von Smaragden und Perlen deckt den Busen der Fürstin, welcher, gleichwie die Oberarme, von Goldstoff umschlossen wird; Juwelen, Spangen und Perlen-Schnüre winden sich um den Unterarm, indeß ihre Hände auf dem Schooß ruhend, eine schöne Lotosblume halten, welche derselben an jenem Feste auf eine sinnreiche Weise überreicht worden war. Das tiefe ausdrucksvolle Auge schaut sanft träumerisch vor sich hin, und die ganze, unendlich zarte Bildung scheint gleich einer schönen Blume in unbewußter Herrlichkeit duftend und strahlend, wie die Rose vom Thau, von dem fremden Schmucke fast gedrückt, welcher dem natürlichen Reiz der geistvollen Züge nichts hinzuzusetzen vermochte, in denen angeborne Würde mit bescheidener Anmuth gepaart, Gemüth und kindliche Heiterkeit im Hintergrunde erblicken lassen. Den Eindruck, welchen diese Erscheinung auf mich machte, als sie auf goldenem Tragesessel erhaben, an mir vorüber schwebte, mag folgendes Sonett beurkunden:

Lalla Rukh.

Schmückt man auch Rosen mit demantner Krone? —
Sieht man die Lilie Diademe tragen? —
So macht Dein Anblick, Tulpenwange *) fragen,
Du Blüthenkind aus morgendlicher Zone.

Wie zarter Geist die schöne Form bewohne
Scheint uns Dein holdgesenkter Blick zu sagen:
Mit süßer Scheu ein seelenvoll Behagen. —
So hohe Demuth auf so hohem Throne! —

Erhaben bist Du, brauchst es nicht zu scheinen;
Wie, seelig spielend, gern Du mit den Deinen
Die Hirtin wohntest, in verborgnem Thale.

So kann nur Lieb' Einfalt und Hoheit einen;
Und aus dem Kreis, gewebt von Edelsteinen,
Trifft uns Dein Blick mit höhrer Welten Strahle.

Wie festlich glänzend und großartig auf dieselbe Weise Aurengzeb allen Blicken erschienen, kann nur von denen geahnet werden, welchen des Prinzen Wilhelm männlich schöne, ritterlich heitere Bildung bekannt ist. Der geschmackvolle Turban, über dem die schwarze Reiherfeder aus hoch schimmernder Diamant-Agraffe sich bog — das Kleid aus reich geblümtem Goldstoff, vom hellen Luft-Hintergrunde kräftig abstechend, wo, einen klaren Wasserspiegel begrenzend, fern auf erhöhten Klippen phantastische, von Palmen umwehte Palläste sichtbar werden — ein Juwelen-Schmuck, würdig des Namens, der als Inbegriff alles Reichthums genannt zu werden pflegt: dieß alles stellte uns Hensel mit glücklicher Auffassung und lobenswerthem Fleiße dar, wobey ich nicht umhin kann eines mit Brillanten umgebenen, besonders großen rosenrothen Rubins zu erwähnen, welcher als Schlußstein der reichen Perlenschnüre die Brust zierend, die vom Wiederscheine eines unsterblichen Ichor's wahrhaft zu funkeln schien. Doch wenn es dem Künstler auch gelang, uns so die ruhige Majestät der an reichen purpurnen Kissen sanftgelehnten königlichen Gestalt zu zeigen, und den feurig dunkeln Blick, der die Lust wie die Gefahr auffordert, so muß doch jeder sich glücklich schätzen, dem es vergönnt werden in eigener Erinnerung das Ganze einer Erscheinung zu bewahren, welche einzig genannt werden darf. — Gerne folgsam bietet mein Gedächtniß mir oft diesen schönen

*) Dieß ist die Bedeutung des Namens Lalla Rukh.

Genuß, wie er sich mir damals im ersten Augenblick entzückten Anschauens zu folgendem Sonett gestaltete:

Aurengzeb.

Wie strahlend Dich von Indus Zauberglanze
O Siegesfürst! — entzückte Blicke schauen,
Weckst Du Bewundrung ungetrübt von Grauen
In Muth und Schönheit seltnem Doppelkranze.

Vom Elephanten schwingst Du hoch die Lanze,
Am Ganges dort, und auf Golkonda's Auen,
So freud'gen Auges, wie auf holden Frauen
Es heute weilt und reich verschlungnem Tanze.

Wie, naht der Tag, im heitern Morgenwehen,
Demantner Sternenhimmel höchst zu sehen,
Und tiefst das Meer, gefärbt in Rosenfluten.

So — muß, um nicht erblindend zu vergehen,
Von Deiner Stirn der Blick sich abwärts drehen —
Strahlt Deines Fußes Saum in Purpurgluten. *)

Der Leser verzeiht mir vielleicht diese Abschweifung von dem eigentlichen Kunstvorwurf, in Rücksicht meines Wunsches, ihm die lebendigere Vorstellung von den Gegenständen zu geben, welche unser junger Freund, so weit es die Schranken der Kunst zulassen, allgemein befriedigend ausgeführt hat.

Eine reiche Schule war diese Aufgabe, in ihrem ganzen Umfang, für Hensels Talent, welches vielseitig dadurch entwickelt worden; jedoch wollen wir uns freuen, wenn er die lezten ehrenvollen Aufträge Sr. Maj. des Königs beendigend, bald möglichst Zeit findet, seine schon früher vorgehabte Reise nach dem Vaterlande der Kunst anzutreten, damit er diese im Vereine mit der Natur an ihren großen Erscheinungen dort studiere, und mit seiner leichten Auffassungsgabe ausgestattet, ohne Beschränkung und Nebenrücksicht, fortan den lebendigen Hauch reiner Künstler-Freyheit immer mehr über seine Schöpfungen zu verbreiten lernen wird. Der höhere Antheil sieht den Freund willig scheiden, wenn sein Weg ihn einem würdigen Ziele entgegenführt.

Indem ich diesen Bericht schließe, dessen Unvollständigkeit mir selbst allzuwohl bekannt ist, hoffe ich jedoch den geneigten Lesern damit eine hinlängliche Vorstellung, sowohl von den löblichen Bestrebungen unsrer vaterländischen Künstler, als auch von der reichen Ausbeute überhaupt gegeben zu haben, welche dieser heimische Schatz künftig noch verspricht, dafern hochgesinnte Fürsten und geistvolle Beschützer dessen weitere Förderung begünstigen. Wer die Säle der Ausstellung in Berlin auch nur einmal mit unpartheyischem Sinn durchwandelt hätte, müßte sich überzeugt haben: daß die jetzige Zeit vieles erzeugt hat, was vor 30 Jahren aus manchen Ursachen von keinem damals lebenden Künstler geleistet werden konnte, und daß der Weg, der in jeglichem Fache neuerdings eingeschlagen worden, außerdem was bereits darauf gewonnen worden, unter nur einigermaßen begünstigenden Umständen zu den glücklichsten Ergebnissen führen muß. Möge den lebenden Künstler denn endlich das erfreuen, was dem verstorbenen so reichlich oft zu Theil wird, ohne daß es ihm weiter nützen kann: reger Antheil und freygebige Würdigung; so wird er nicht hinter seinen Vorbildern zurückbleiben.

*) Zur Erklärung dieses Ausdrucks diene: daß an des Fürsten reicher Fußbekleidung der Vordertheil ganz aus Purpur leuchtender Folie bestand.

Kunstnachrichten aus Paris.

Der Maler David, der sich durch seine größern Werke unsterblich gemacht hat, behandelte das beschränktere Fach der historischen Porträt-Malerey edel und zart, erhaben, einfach und natürlich. Sein Porträt von Pius VII. gehört, unter allen Arbeiten Davids in diesem Zweige der Kunst, zu denen, welche verdienen zuerst genannt zu werden. Es ist eine der schönsten Zierden der Gallerie von Luxembourg, wo man eine große Anzahl köstlicher und schätzenswerther Werke findet. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Kupferstecher, wie unser Lignon, oder ein Lithographe, wie Strirner, oder wenn von französischen Lithographen die Rede ist, wie Mauzaise oder Grévedon es unternehme, diesem merkwürdigen Kunstwerke ein ausgedehnteres Publikum zu verschaffen. Wir hatten bis jezt nur sehr unvollständige Copien davon. Indessen ist eine, ohne den Namen des Künstlers, eben erschienene Copie in Steindruck die empfehlungswertheste von denen, die seit zehn Jahren gefertigt wurden. Sie zeichnet sich durch Leichtigkeit der Behandlung aus, und wenn der Charakter von Davids Gemälde nicht immer treu beachtet worden ist, so ist sie doch in Hinsicht des Gesammt-Effektes sehr genügend.

* * *

Wie sein Meister, hat Gérard seinen Pinsel oft der Reproduction der Züge ausgezeichneter Männer und berühmter Künstler geweiht, deren Name und Talent unserm Jahrhundert zur Ehre gereicht. Gérard möchte aber selten ein Werk mit der Begeisterung unternommen und ausgeführt haben, welche aus dem Porträt der berühmten Schauspielerin Mars spricht. Das Porträt dieser Schauspielerin, welches man in den französischen und deutschen Kunstläden bisher verkaufte, ist nichts weniger als ähnlich; nicht zu gedenken, daß der Stich rauh, herb und ungleich ist. Gérard's Porträt ist eben so treu, als im schönsten Style der Kunst ausgeführt, den Kopfputz ausgenommen, der zu geziert und zu unmalerisch erscheint. Zwey bekannte Künstler, Grévedon und Weber, haben fast zu gleicher Zeit Gérard's

Porträt zu lithographiren unternommen. Die Arbeit Grévedons gehört zu dem besten, was in diesem Fache bis jezt in Frankreich ist geleistet worden: ich fand allen Reiz des Gemäldes von Gérard, allen Reiz des Modells in der Copie wieder: was den Halsschmuck und die Ohrringe betrifft, möchte ich aber den Künstler bitten, bey unserm Strirner in die Schule zu gehen; Grévedon's Perlen u. dergl. sind ohne Glanz und hängen steif und ohne Anmuth um den Hals, der ohnedieß alle Kleinodien in Schatten stellt. Weber, der vor einigen Monaten den Chapeau de Velours nach Mausion mit Glück wieder gab, scheint mir dieses Mal nicht mit gleichem Erfolg gearbeitet zu haben, und steht seinem Mitbewerber weit nach. Das beweist freylich noch nicht gegen sein Talent; man ist nicht alle Tage glücklich.

* * *

Die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche Lemot, Mitglied und Professor der Akademie der schönen Künste zu Paris, für die Stadt Lyon auszuführen beauftragt war, ist von kolossaler Größe. Der Reiter hat siebzehn Fuß Höhe; dessenungeachtet ist die Wirkung der Kunst, der Richtigkeit der Verhältnisse und der Harmonie, welche in den Theilen herrscht, so mächtig, daß sich die ungeheure Masse dem Auge mit allen Merkmalen der Anmuth und Leichtigkeit darbietet.

Der König ist im heroischen Costüme und in der Reife des Alters dargestellt. Die Haltung, welche ihm der Künstler gegeben, ist bewundernswürdig: er sizt ohne Steifheit und ohne Nachlässigkeit zu Pferde. Seine Schultern sind mit einem Mantel bedeckt, der in anmuthigen Falten niederfällt und sich von dem Körper entfernt, um den Wuchs des Helden und den Reichthum seiner Kleidung sehen zu lassen. Er stüzt sich auf den königlichen Scepter, dessen eines Ende auf dem Schenkel ruht; die glückliche Idee dieser ruhigen Haltung, voller Adel und Würde, gab dem Künstler Gelegenheit, die Contouren zu entwickeln und die Schönheit des Armes und der Hand in dem einzelnen sehen zu lassen. Das Haupt ist mit nicht geringerer Sorgfalt behandelt. Die königliche Würde athmet in dem Ganzen der Züge, welche Pinsel und Meisel so oft nachgebildet haben.

Das Pferd ist gleichfalls ein Meisterwerk. Die neuern Künstler haben in der Darstellung der Thiere wenige große Muster aus dem Alterthum, an denen sie studiren, an deren Nachahmung sie ihre Kräfte üben können. Um so mehr sind sie darauf hingewiesen die Natur zu studiren, sie nachzuahmen und dem Ideal anzupassen; die größten Talente haben an diesen Schwierigkeiten Schiffbruch gelitten; man sehe z. B. das Pferd auf der Place des Victoires...

Das, von welchem wir reden, ist stehend dargestellt. Sein ganzes Wesen ruft uns Virgils oder Buffon's großartige Beschreibung dieses Thieres zurück. Man fühlt die Geschmeidigkeit und Gelehrigkeit seines Wesens, seine Ungeduld, die Leichtigkeit seiner Bewegungen. Der Klang der Trompete, oder das Geräusch der Waffen hat sein Ohr erreicht, es wird aufmerksam und richtet sich empor. Seine Nustern strömen das Feuer aus, von dem es belebt ist und es schreitet, stolz auf die Hand die es leitet.

Man findet im Ganzen und in den Theilen dieser schönen und umfassenden Composition den reinen und strengen Geschmack, die Erhabenheit der Ideen, die Weisheit der Erfindung und die Kraft der Ausführung, welche Lemot's Werke auszeichnete und ihm den Ruf eines schäzbaren Künstlers erwarb, dessen er sich mit Recht erfreut.

Die Statue wird noch in diesem Jahre gegossen und in dem nächsten nach Lyon gebracht werden.

X. Y. Z.

Aus London.

Illustrations of the Public Buildings of London: with Historical and Descriptive Accounts of each edifice. Nro. 1. By J. Britton and A. Pugin, Architect. London, J. Taylor. Der Plan dieses Werkes, dessen erste Nummer nun erschienen ist, hat unsern ganzen Beyfall. Wenn er so durchgeführt wird, wie die Probe es verspricht und wie die Namen der beyden Herausgeber wohl verbürgen können, so ist kein Zweifel, daß die Freunde der Kunst im Allgemeinen, und im Besondern Künstler und Architekten diese Gabe mit Freude und Nuzen in die Hand nehmen. Das vor uns liegende Heft enthält sieben sehr schön gearbeitete Kupfer in einem leichten, aber geistreichen Styl ausgeführt und den Gegenständen, welche sie darstellen, in hohem Grade entsprechend. Diese Gegenstände sind: die St. Paul'skirche; der neue Eingang in das Haus der Lords; der Tempel; die Kirchen von St. Pankraz und St. Stephan (Walbrood); die Mauth und Urbridge Haus. Der beygefügte Text enthält eine Abtheilung der sehr zweckmäßig verfaßten Geschichte der St. Paulskirche von J. Gwilt, welcher sich hier eben so vortheilhaft als Literator, wie als geistreicher Architekt zeigt.

Es gehört dieses sehr schäzbare Werk zu denen, über die sich nicht leicht eine, desselben würdige Anzeige machen läßt. Wir können die Kupfer nicht copiren und würden dem Ganzen der historischen Abhandlung schaden, wenn wir einzelne Stellen aus dem meisterhaften Aufsatze des Hrn. Gwilt ausheben wollten. Wir werden es daher bey der Anzeige der ersten Nummer dieser Sammlung dabey bewenden lassen, die Herausgeber zu ermuntern, dem Plane, den sie sich vorgesezt haben und den der Prospectus deutlich auseinander sezt, treu zu folgen. Dem Plane nach ist dieses Werk ganz eigentlich bestimmt, die Geschichte der englischen Architektur zu behandeln und auf die Fortschritte und die Verirrungen dieser Kunst in England hinzuweisen. Wir werden bey Erscheinung von Nr. 2. ausführlicher über diese interessante Erscheinung in der Kunstliteratur zu sprechen Gelegenheit nehmen.

Adrian.

Nro. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. August 1823.

Wo ist der Baum, wo ist das Kraut auf Erden,
Das sich vermehrt wie eine Freveltat,
Die wuchernd schnell das Leben überspinnt.

Raupach.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

„Eine umständliche Erzählung aller der Thorheiten, der ich mich schuldig machte, würde überflüssig seyn. Die wichtigen Personen, von denen mir Patrice gesprochen hatte, waren Spieler, Glücksritter, Menschen, die in Lastern versunken waren; jene Damen vom besten Ton waren von gleichem Gehalt. Jung und ohne Erfahrung ging ich in alle Fallstricke ein; ich ergab mich den größten Ausschweifungen. Mein Geld war bald erschöpft, und ich nahm zu meinem Vetter Zuflucht, der mich an das Spiel verwies. Ich machte Schulden, spielte mit Leidenschaft, und hatte Unglück. Eines Tages glaubte ich zu bemerken, daß einer meiner Gegner sich unerlaubter Mittel bediente; ich beleidigte ihn öffentlich, zwang ihn, sich zu schlagen, und verwundete ihn so gefährlich, daß ich ihn für todt hielt. Entschlossen, den gerichtlichen Verfolgungen zu entgehen, wählte ich einen Zufluchtsort, wo ich nichts zu wagen glaubte; ich wurde aber entdeckt, festgesetzt und in ein Gefängniß geworfen.

„Während der ersten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt hatte ich meiner Mutter geschrieben; bald wurden meine Briefe seltener, endlich vernachlässigte ich diese Pflicht gänzlich. In meiner gegenwärtigen traurigen Lage schrieb ich an Burke, und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß er nicht mehr in Dublin sey. Ich nahm nun meine Zuflucht zu den Gesellschaftern meiner Vergnügungen, zu den Frauen, die mir so viele Zärtlichkeit bezeigt hatten, so lange ich Guineen zu meiner Verfügung hatte. Man antwortete mir nur mit Komplimenten über das, was man meine kriegerische Hitze nannte, und mit Ermahnungen zur Geduld. Ich erstickte vor Aerger. Sie können sich aber erst meine Wuth denken, als ich erfuhr, daß mich Burke selbst bey den Gerichten angegeben hatte, und daß seine Treulosigkeit meine Zufluchtsstätte verrathen habe. Ich schwur bey mir, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreyen.

„Auf diese Art blieb ich fast drey Monate, von allem Trost entblößt, von der ganzen Welt verlassen, auf Stroh liegend, das bittere Brod der Gefangenen genießend, den Rohheiten der Wächter ausgesetzt, mit den niedrigsten Verbrechern untermischt, und wartete auf mein Urtheil.

„Ich begreife noch nicht, wie ich in einer so grausamen Lage den Verstand nicht verlor. Ich wurde krank, bekam ein hitziges Fieber, wurde immer schwächer, so daß man mich in ein Hospital bringen mußte. Dieser Versetzung erinnere ich mich nicht, denn ich hatte bereits alle Besinnung verloren. Während einer Nacht erwachte ich wie von einem Todesschlaf, und fühlte, daß mir eine Hand den kalten Schweiß abwischte, der mir das Gesicht bedeckte. Ich glaubte, das Herabfallen glühender Thränen auf meinen Wangen zu fühlen, öffnete die Augen, und fand mich kräftig genug, mich aufzurichten. Eine Lampe brannte in der Nähe meines Bettes, und ich glaubte meine Mutter, wie im Traume, zu sehen. Meine Gedanken

waren noch so verworren, daß sie nirgends fest hielten; ich fühlte nur eine äußerst angenehme Empfindung, wie wenn ein Engel des Himmels neben mir säße. Ich nahm ohne weiteres Nachdenken ein mir dargereichtes Getränk, und schlief bald darauf wieder fest ein.

„Als ich erwachte, war der Tag schon weit vorgerückt. Nun erkannte ich meine unglückliche Mutter deutlich. Meine Erinnerungen stellten sich wieder ein, und ich sah nun den ganzen Schauder meiner Lage. Ich schämte mich über mich selbst, und das Vergnügen des Wiedersehens meiner Mutter war mit einer Verwirrung gemischt, wegen der ich die Augen niederschlug.

„Heinrich, sagte mir meine treffliche Mutter, ich mache dir keine Vorwürfe. Gott erhalte dir das Leben, dieß ist mein einziger Wunsch. Du glaubst nicht, welchen Kummer du mir verursachst, wenn du meinen Anblick vermeidest. Vertraue mir, und denke nur an deine Heilung; ich bin glücklich, dich zu sehen, und bey dir zu wachen."

„Diese sanften Aeußerungen durchdrangen mein Herz; meine Augen füllten sich mit Thränen, und mir wurde leichter. Meine Mutter umarmte mich zärtlich, und das Unglück schien sich von mir zu entfernen. Ich erfuhr, daß der Mann, den ich getödtet zu haben glaubte, von seiner Wunde genesen sey, und daß ich die Strenge der Gesetze nicht mehr zu fürchten hätte. Meine Wiedergenesung erfolgte sehr langsam. Endlich kehrte ich mit meiner Mutter nach Derrimore zurück.

„Ich hatte mich oft nach Sophie Graham erkundigt. Seit meinem Unglück schien ich sie inniger zu lieben. Meine Mutter war meinen Fragen ausgewichen, oder hatte sich nur so ausgedrückt, daß ich nichts von dem erfuhr, was ich wissen wollte. Ich sehnte mich daher nach der Ankunft in unserer kleinen Stadt, versprach mir eine glückliche Zukunft bey meiner Sophie, und vertiefte mich aufs Angenehmste in diese Gedanken.

„Urtheilen Sie nun von meiner schmerzhaften Ueberraschung. Patrice Burke war während meiner Gefangenschaft nach Derrimore zurückgekommen, und hatte sich in der Familie Graham eingeführt. Die unglücklicher Weise nur zu getreue Schilderung, die er daselbst von meinem Betragen und von meinem Charakter entworfen hatte, empörten Sophiens Eltern; sie selbst sah mich ihrer Liebe unwerth, und nahm Burke's Anerbietungen an. Sie hatten sich vor wenigen Tagen geheirathet, und waren Beyde nach Cork abgereist, wo der grausamste Feind, den ich in der Welt hatte, sich, wie man mir sagte, niederlassen wollte.

„Wie soll ich Ihnen die Gefühle schildern, welche mein Herz bey diesen Nachrichten bestürmten? Ich sah nun die Treulosigkeit, deren Opfer ich geworden war, klar ein. Es überfiel mich ein Ekel vor aller Gesellschaft, und ich lebte wie ein Einsiedler. Ich verabscheute die Menschen, die ich alle für eben so schlecht und betrügerisch hielt, wie die, welche ich bisher kennen gelernt hatte; ich verabscheute mich selbst, bey dem Gedanken an meine thörichte Leichtgläubigkeit.

„Uebrigens hatte mein Geburtsort nun keinen Reiz mehr für mich. Ich hatte den Becher des Lasters bis zur Betäubung geleert, und für Familienfreuden allen Sinn verloren. Mein ungebildeter Geist bot mir keine Zuflucht an; ich hatte nur Einen festen Gedanken, der meine ganze Einbildungskraft umfaßte; es war der Drang nach Rache.

„Bey dem Entschluß, meinen Feind zu verfolgen, ihn zu treffen, ihn überall, wo ich ihn finden sollte, anzugreifen, ihn mit meinen Händen zu zerreißen, wußte ich mich hinreichend zu verstellen, um meinen Vorsatz zu verbergen; ich wollte die unruhige Zärtlichkeit meiner Mutter täuschen, und stellte mich ruhig. So verflossen fünfzehn Monate, ohne daß die Zeit die gehässige Leidenschaft milderte, die in meinem Innern tobte. Meine Mutter, die mich für beruhigt hielt, wurde in ihrer Aufsicht nachlässiger; ich benuzte diesen Umstand, verließ ins Geheim Derrimore, und schlug den Weg nach Cork ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Paris.

Gloire.

Die Franzosen könnten mich mit ihrer „Gloire" in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung sonst keine Zuflucht übrig. Der deutsche Ruhm ist wenigstens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzosen aber ist eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kokette, daß sie gar nicht zu ertragen ist. Geht hin, und seht den verbannten Marius mit seinem Riesenherzen wehmüthig sinnend auf den Trümmern Karthago's — schön und erhaben ist der Anblick! Sieht man aber die Pariser bey den Scherben ihrer Herrlichkeit grinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weste ziehen, um ihnen Wange und Nase damit zu säubern. Menschen, die von Morgen bis Abend von Freyheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freyheit, die es andern Völkern geraubt, seine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, womit Münchhausen den Bären gefangen! Die römische Geschichte wurde von den Franzosen dramatisirt, das Drama ist unter dem Namen: Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bey der Aufführung großen Eindruck; die besten Schauspieler traten darin auf; Musik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schönste angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauspiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres gewesen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meisten Franzosen verloren.

Komödianten sind sie, und Komödianten werden sie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freylich, weil solche kriegerische Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Vestalin und im Titus. Jezt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erst ist geendigt,) jammern sie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahllosen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menschen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch diese nur seitdem keine Gefahr dabey ist — denn unter Napoleons Herrschaft waren sie stumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn diese verlornen Nationalruhm beweinen, so ist es lächerlich und abgeschmackt. Daß sie wenigstens, was sie sich selbst als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen lassen! Aber davon sind sie weit entfernt. Rußland, Oestreich, Preußen besiegt zu haben, scheint ihnen glorreich; daß aber die Russen, Oestreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären sie für gemein und niedrig, und sie reden davon, als hätten sich die verbündeten Heere bey Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geschlichen, und hätten wie Diebe mit Nachschlüsseln die Thore der Hauptstadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatischer Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Messéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, singt:

L'étranger qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment.
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiser Augustus, als er die Herrmanns-Schlacht erfuhr, stieß sich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht so gemein, um den Schmerz seines Gebieters zu beschwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu schimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüstung des Museums" singt. Daß man den Franzosen die Kunstwerke, die sie ja selbst als Sieger erbeutet, nachdem sich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — gibt es etwas natürlicheres und billigeres als das? Aber Delavigne findet dieses um so schlechter und spitzbübischer, da die barbarischen Italiener, Deutsche und Engländer Kunst und Kunstwerke nicht zu schätzen wissen. Er sagt:

Muses, penchez vos têtes abattues:
Du siècle de Léon les chef dœuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Musen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavignes poetische Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans clarté" und „froids Germains," ist bemerkenswerth. Man frägt sich: wie ist es möglich, daß die Franzosen so wenig von der Geographie Deutschlands gelernt, da sie doch dieses Land fünf und zwanzig Jahre lang durchstrichen? Es scheint, daß man sie in ihren Schulen nur das Deutschland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzose, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen, Zufall erfuhr, daß dieser Tonkünstler in Wien gelebt, konnte sich nicht satt wundern, daß unter einem so rauhen Himmel so zarte Musik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzosen aus Deutschland nach Frankreich reiste. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein starker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bey der französischen Schildwache angelangt, sprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte sich die Weste auf, und rieb sich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freyen in ein geheiztes Zimmer tritt.

(Der Beschluß folgt.)

Jane Grey.

Der gelehrte Roger Asham hat in seinem Scholemaster folgende Schilderung von der liebenswürdigen Jane Grey, nachmaliger Gemalin Heinrich VIII., entworfen: „Eh' ich nach Deutschland reiste, besuchte ich Bradgate in Leicestershire, um Abschied von der edeln Lady Jane Grey zu nehmen, auf deren Wohlwollen ich den höchsten Werth legte. Ihre Eltern und Verwandten mit dem ganzen Haushalt jagten eben in dem Park. Sie selbst aber fand ich in ihrem Gemache, Platon's Phaedon im Originale lesend und das mit so viel Vergnügen, wie mancher Mann eine lustige Geschichte im Boccaz liest. Nachdem ich meine Begrüßung ausgesprochen und das Nöthige, um deßwillen ich gekommen war, gesagt hatte, fragte ich, warum sie die Freuden der Jagdgesellschaft im Park nicht theile? worauf sie lächelnd versezte: Ich dachte, alle Lust in dem Park sey nur ein Schatten gegen die Freude, welche ich in Plato finde. Ach, die guten Leute wissen nicht, was wahres Glück,

wahre Freude ist. Und wie kamt Ihr, Madame, fragte ich, zu dieser tiefen Erkenntniß des Vergnügens? Wie wurdet Ihr vorzüglich damit bekannt, da ich nicht viele Frauen und sehr wenige Männer kenne, die es so weit brachten? — Ich will Euch das sagen, erwiederte sie: Eine der größten Wohlthaten, die der Himmel mir gab, ist die, daß er mir so strenge Eltern und einen so milden Lehrer sendete. Denn wenn ich in der Nähe meines Vaters oder meiner Mutter bin, ich mag sprechen oder schweigen, sitzen, stehen, gehen, essen oder trinken, fröhlich oder traurig seyn, arbeiten, singen oder tanzen oder irgend sonst etwas thun, so muß es so genau und abgemessen geschehen, und soll so vollkommen seyn, wie Gott die Welt erschaffen hat, sonst werde ich streng getadelt und grausam angegangen, ja oft auf eine Weise mißhandelt, die ich nicht näher bezeichnen will, so daß ich in der Hölle zu seyn glaube, bis die Zeit kömmt, wo mein Lehrer eintritt, dessen Unterricht mich so anzieht, daß ich, so lange er da ist, alles Andere vergesse.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 5. August.

(Beschluß.)

Ich habe eben den fünften August, den großen Bringer frischer Austern, mit angesehen, und will jezt, da noch hier und da die Trümmer der Austerschalen auf den Straßen liegen, und hier und da in den Vorstädten noch ein Haufen halbnackter Glückliche um den halben Pfennig für die Grotte betteln, ihnen eine Beschreibung von diesem großen Tage zu geben suchen. — Schon in der Mitte des Julius wird der aufmerksame Beobachter durch die neuen und alten, aber ausgebesserten Kübel, welche in den Laden der Fisch-, Obst- und Gemüsehändler und die mystische Thätigkeit, welche bey allen diesen Leuten herrscht, an die Ankunft der Austern erinnert; spitzige Messer werden geschliffen, Salz fein gerieben, kurz Alles deutet auf etwas Merkwürdiges. Wie lange vorher die Thätigkeit an der Seeküste und bey den Austerbänken angefangen hat, weiß ich nicht. Aber am 4ten August, mit der lezten Fluth, nahet sich eine Flottille von großen Barken der Stadt; die unbedeckte orangelbliche Ladung verräth etwas, das den Einfluß eines englischen Himmels nicht fürchten darf — es sind — die Austern. Seit dem März oder April sind diese aus dem Markte weggeblieben; aber wie sehr auch den guten Bürger und Bürgerinnen der Mund nach dieser Lieblingsspeise wässern mag, wie begierig auch die Blicke der am Ufer versammelten Menge an der noch verbotenen Frucht (in Italien gehören die Austern mit zu den frutti di Mare) hängen mögen — es darf nicht eine einzige gelandet werden. Aber die mitternächtliche Glocke schlägt zwölf Uhr, und als wäre die Hölle losgelassen, stürzt sich ein Heer (meistens irländischer) Verkäufer und Verkäuferinnen und mitunter auch mancher Liebhaber und Liebhaberin mit Lebensgefahr *) in die Barken hinab, um für ein Spottgeld ihre Körbe und Kübel zu füllen. Schon ein paar Stunden darauf kann der späte Nachtschwärmer, der fleißige Gelehrte oder der schlaflose Kranke, selbst in den entferntesten Gegenden der Stadt, ein klapperndes Gerassel auf dem Steinpflaster vernehmen, welches, wenn er nicht ganz ein Neuling in London ist, ihm sagen wird — dieß sind die ersten Austern. — Am folgenden Tage ißt Alles, was nur essen kann — Austern, und es wird als eine Art von übler Vorbedeutung angesehen, wenn man den fünften August hat — Austernlos vorübergehen lassen. Die Freude der armen Kinder aber, von der ich oben gerede, fängt erst an, wenn sich alle Andere satt gegessen haben, und besteht in dem Sammeln der Schalen. Diese bringen sie in irgend einen sichern Winkel der Straße und fangen an damit systematische Grotten zu bauen, die sie des Nachts im Innern mit Wachslerzchen beleuchten, wozu sie das Geld erbetteln. Und wenn entfernt, sich dieses Geschäftes zu schämen, scheint dieses es gerade zu seyn, welches ihnen die meiste Freude gewährt — dieß wenigstens scheinen die lachenden Gesichter und schelmischen Augen der Kleinen anzudeuten, welche halbdutzendweise neben dem Vorübergehenden herlaufen, und mit komischem Ernst um einen kleinen Beytrag für ihre Grotte anhalten, während Andere entweder mit dem Bau, der Beleuchtung oder Bewachung dieser ephemeren Gebäude beschäftigt sind und die gesammelten Pfennige in Empfang nehmen, die wohl zum Theil auch auf den Ankauf frischer Austern und Obst verwendet werden dürften. Dieß ist der fünfte August in London.

Glücklich ist das Land, wo das Gesetz herrscht. Aber selbst die besten Gesetze können es nicht verhindern, daß man sie nicht mißbrauche, und sie, die zum Schutz und zur Vertheidigung des Wehrlosen gemacht worden sind, als Werkzeuge zur Bedrückung des Schwachen benuzt. In despotischen Staaten, wo die öffentliche Stimme durch Zwanggesetze gefesselt ist, sind solche Erscheinungen in der Ordnung der Dinge; aber daß sie sich selbst in einem Lande ereignen sollen, das sich der besten Verfassung in der Welt rühmt, beweist, daß auf Erden nichts Vollkommenes möglich ist. In Irrland, wo die englische Verfassung eingeführt seyn soll, sind amtliche Bedrückungen ganz gewöhnlich, da ein Jeder, der nur ein Amt hat, bey seinen Mitbeamten beynahe der Strafloßigkeit gewiß seyn kann. Ein Beyspiel: Vor Kurzem wurde ein Constabel schuldig befunden, an einem Tag gegen eine Person eine Pistole abgedrückt und eine andere mit dem Säbel angegriffen zu haben und das gänzlich ohne Noth oder Reizung. Was war die Strafe? Einsperrung für einen Monat — aber die Prozeßkosten wurden den Klägern (armen Landleuten) — zuerkannt, weil der Constabel, während er sich im Gefängniß befände, keinen Gehalt bekommen würde, und folglich nicht bezahlen könne! An demselben Tag wurde ein ganz armer Bauer wegen einer Balgerey zu einer Geldbuße von zwanzig Pfund verurtheilt und dabey festgesezt, daß er im Gefängniß behalten würde, bis er bezahlt hätte! — Auch in England ist seit Kurzem ein Beamter der Bestechung und ein anderer der Begünstigung eines Mörders überwiesen worden. Hier aber wird die Strafe ohne Zweifel dem Vergehen angepaßt werden.

Vor ein Paar Tagen belangte ein hiesiger Geistlicher, angetrieben von dem frommen Eifer, die Heiligkeit des Sabbaths unverlezt zu erhalten, den Ausläufer eines Gasthofes vor das Friedensgericht, weil er ein durch eine Landkutsche mitgebrachtes Paket am Sonntage abgeliefert hatte. Der Geistliche brachte ein Gesez aus den Zeiten Karls II., das ein solches Vergehen mit einer Geldbuße belegt — da stand es schwarz auf weiß, und niemand durfte dem Gesetze widersprechen. Aber ach! zu früh war der Triumph des frommen Eiferers: in seiner Sorgfalt den alten Gesetzen gegen die Sabbathbrecher nachzuspüren und solche in Ausübung zu bringen, hatte der gute Mann vergessen, auf die Arbeiten der jetzigen Legislatur zu merken; und da fand sich's denn, daß ein ganz neues Gesez den Eigenthümer der Landkutschen gleichfalls bey einer Geldstrafe befiehlt, die ihnen anvertrauten Pakete immer — innerhalb sechs Stunden nach der Ankunft derselben abzuliefern. Wie es denn nun in diesem Zeitalter der Reformation zu gehen pflegt, das Neue sezte das Alte auf die Seite, und — der Kläger ward abgewiesen.

*) Nicht selten fallen Leute dabey ins Wasser und kommen in der Dunkelheit um; und selbst dießmal hieß es, seyen fünf Personen ertrunken, obgleich man nachher behauptete, sie hätten sich alle, obgleich durch den Fall beschädigt, gerettet.

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. August 1823.

Alterthumskunde.

Su i dodici Obelischi Egizj che adornano la citta' di Roma. Ragionamento di Giov. Battista Cipriani, corredato di quattordici tavole etc. 4. Roma 1823. 25 pag.

Nach einer kurzen und nicht sehr genügenden Uebersicht über die Geschichte der Obelisken im Allgemeinen und deren mannigfaltiger Bestimmung in den ältern Zeiten geht der Herr Verfasser S. 12. auf die zwölf in Rom befindlichen Obelisken über, weist, wenn historische Andeutungen über diese Monumente aus ältern oder neuern Schriftstellern beyzubringen sind, dieselben nach, bestimmt die Höhen und fügt hier und da einige (jedoch spärsame) Bemerkungen über den künstlerischen Werth dieser Denkmäler bey. Wir wollen das, was Hr. Cipriani über den größten und kleinsten dieser Obelisken zu Rom beybringt, als Probe hierher setzen und einige Bemerkungen hinzufügen.

„Der Lateranische Obelisk, so genannt von dem alten Pallast des Plauzio Laterane in dessen Nähe, ist der erste hinsichtlich der Höhe, welche erstaunenswerth ist. Er wurde von Constantius (dem zweyten) nach Rom und auf den großen Circus gebracht, wo ihn Sixtus der Fünfte ausgraben, wieder herstellen und auf dem Platze zum h. Johannes vom Lateran aufstellen ließ. Nach Einigen soll er auf Befehl des jungen Rameses ausgehauen und dem Ammon zu Theben geweiht worden seyn; Cambyses, heißt es weiter, habe ihn in Ehren gehalten und nicht erlaubt, daß er beschädigt oder umgeworfen werde: später sey er von Constantin dem Großen nach Alexandria gebracht und für Constantinopel bestimmt worden, Constantius II. habe ihn aber nach Rom gebracht.

Die Säule selbst, welche aus drey Stücken besteht und wegen ihrer Ungleichheit auf der Basis, wo sie vielfach beschädigt gewesen, um vier Fuß verkürzt werden mußte, ist nun noch 144 Fuß, das Ganze aber 204½ Fuß hoch."

Wir vermissen hier mancherley Andeutungen über diesen Obelisk, welche in Zoega's Werk über die Obelisken und an vielen andern Orten zu finden gewesen wären, wenn es dem Hrn. Verf. um Vollständigkeit seiner Notizen wäre zu thun gewesen. Dahin gehört z. B. daß der lateranische Obelisk in dem fünften Jahrhundert von den barbarischen Völkern umgeworfen worden, daß er in drey Stücke zerbrochen, wovon zwey lange Zeit von Schutt bedeckt gelegen, bis Sixtus V. sie 1589 ausgraben und den Obelisk wieder aufrichten ließ. Von der Arbeit an diesem Denkmal, die ihrer Schönheit wegen berühmt ist, spricht H. C. gar nicht. Dahingegen scheint uns die Höhe richtiger angegeben zu seyn, als dieß sonst der Fall war.

„Der kleinste Obelisk zu Rom, Matteiano genannt, befindet sich auf der Villa Mattei auf dem Celischen Hügel; früher war er auf dem kleinen Platze des Capitoliums aufgestellt, wurde aber von dem römischen Senate den 11. Sept. 1582 dem Herzog Ciriaco Mattei, einem Liebhaber und Sammler alter Monumente geschenkt. Der Friedensfürst D. Emanuel Godoi, dem nun die vorgenannte Villa gehört, stellte sie 1817 auf einem andern (günstigen) Platz in derselben Villa auf: der spanische Architect D. Antonio Celles leitete die Veränderungen, welche damit vorgenommen wurden. Um die sehr kurze Säule zu erheben, wurde an das Fußgestell ein Stück Granit angefügt. Dieser Obelisk ist mit Hieroglyphen geziert. Die Säule ist zwölf Fuß hoch; mit dem Fußgestell beträgt die Höhe 54½ Fuß." Wir bemerken, daß dieser Obelisk mit dem neuen, nicht sehr geschmackvollen Aufsatz nun ohne das Fußgestell 34 bis 36 Fuß Höhe hat.

Die vierzehn beygefügten Platten sind sehr schön gearbeitet und in allen Theilen mit der größten Sorgfalt ausgeführt.

Sprachenkunde.

Diccionario de las Lenguas Española y Alemana. Por el Baron D. Tereso Seckendorff etc. Tomo 1. A — E. Hamburgo, Perthes y Besser. Nurenberga, Riegel y Wiessner. 1823. 832 pp. 8.

Bey der Liebe und dem Eifer, mit welchem seit ungefähr zehn Jahren das Studium der spanischen Literatur und deren Erzeugnisse betrieben wird, war es zu wundern, daß sich kein Gelehrter gefunden, welcher dem Bedürfnisse eines guten und vollständigen spanisch-deutschen Lexicons abgeholfen hätte. Das von J. D. Wagener, welches 1800, dessen Hülfswörterbuch und das 1808 zu Berlin erschienene Taschenwörterbuch der spanischen Sprache — sämmtlich Arbeiten, von denen Hr. v. Seckendorf mit einiger Achtung hätte sprechen dürfen, da sie den Pfad ebneten, auf dem er nun bequemer wandelt — waren unvollständig und ließen Ref. fast immer da, wo er ihres Rathes am bedürftigsten war, im Stiche; daher wir bemerkten, daß die meisten Freunde der spanischen Literatur zu den weit zweckmäßiger abgefaßten Wörterbüchern der spanischen Sprache, welche in Frankreich erschienen sind, ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen waren. Wenn uns daher das schon vor mehreren Jahren durch einen Freund des H. v. Seckendorf — (H. v. Soden in dessen Uebersetzung der Schauspiele des Lope de Vega), und dann durch den Verf. selbst angekündigte neue spanisch-deutsche und deutsch-spanische Wörterbuch den lebhaften Wunsch einflößte es recht bald erscheinen zu sehen, so freuten wir uns doppelt, unsere Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen zu sehen. Nicht nur hat die Lexicographie seit den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, sondern die Spanier haben nach dem Beyspiele der französischen Akademie, an ihrem Wörterbuch der Akademie bis zum Jahre 1815, wo die neueste Auflage desselben erschien, mit Fleiß und Gründlichkeit fortgearbeitet und so dem Hrn. Verfasser es möglich gemacht, auch in diesem Fache der Literatur ein des deutschen Namens und des deutschen Fleißes würdiges Werk zu liefern.

Die erste, vor uns liegende Hälfte des spanisch-deutschen Wörterbuchs bot, von dem Sprichwort „Aller Anfang ist schwer" abgesehen, bey weitem die größten Schwierigkeiten, da sich hier, besonders in den mit A und B beginnenden Wörtern die größte Reichhaltigkeit und die meisten eigenthümlichen Redensarten der Spanier zusammen finden. (Man sehe z. B. nur die S. 65 — 106 dieses Werkes enthaltenen Wörter, die mit Al — beginnen). Diesem Umstand muß man es auch zuschreiben, daß des Wörterbuches erste Hälfte nur fünf Buchstaben umfaßt. H. v. Seckendorf gibt als Verhältniß dieser fünf Buchstaben zu den sämmtlichen folgenden des Alphabets an wie 485 : 515. Wir haben dasselbe Verhältniß nach einem, jedoch schon ältern, spanischen Wörterbuch berechnet und gefunden, daß es eher wie 493 : 485 ist.

Es kann hier nicht der Ort seyn, mit dem Verf. über das und jenes Verfehlte oder Uebergangene zu rechten; auch ist dessen nur äußerst wenig und bezieht sich größerntheils auf die spanischen Sprüchwörter, deren Reichthum freylich überschwänglich zu nennen ist und mit denen man fast nur in Spanien selbst und aus dem Munde des Volkes sich bekannt machen kann. Es ist derselbe Fall mit vielen einzelnen Wörtern, welche, im Süden von Spanien vorzüglich, noch aus der Zeit der Mauren im Munde des Volkes und in dessen köstlichen kleinen Liedern fortleben, und welche wir hier vergeblich nachsuchten; H. v. S. hatte in dieser Rücksicht im Adelyb Wagner, der neuerdings Bailey-Fahrenkrügers Englisches Wörterbuch neu bearbeitete, ein vortreffliches Vorbild, denn in diesem Werke finden sich eine Menge von Wörtern, welche nur in einzelnen Landstrichen und selten in der Schriftsprache vorkommen.

Das Verdienst der Einfachheit, Klarheit und Ordnung, das Lob des Fleißes, der möglichen Vollständigkeit und einer sehr zweckmäßigen und dabey sparsamen Einrichtung dem geschätzten Verfasser zugestehend, ermuntern wir ihn zugleich, auf dem betretenen Pfad, von dessen Schwierigkeit wir uns überzeugten, rüstig zum Ziele zu schreiten und uns recht bald die Früchte seines Fleißes vollständig in die Hand zu geben. Sollte der Sohn des verstorbenen J. D. Wagener durch den Erfolg des Nebenbuhlers seines Vaters den Muth nicht verlieren, mit welchem er anfangs mit Hrn. v. Seckendorf in die Schranken treten zu wollen schien, so könnten bey einem so lobenswerthen Wettstreite (aus dem jedoch Persönlichkeiten und verächtliche Seitenblicke entfernt bleiben können) die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur nur gewinnen.

Unterhaltungs-Literatur.

Die Gräfin von Fargy. Ein Roman nach dem Französischen der Frau von Souza, Verf. der Adele von Senange von K. L. Methusalem Müller. Erster Th. IV und 268 S. Zweyter Th. 254 S. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandl. 1823.

Der Uebersetzer vergleicht diesen Roman einem Gemälde in einer Gallerie, das, anspruchslos, ohne vielen Farbenschmuck, anfangs übersehen wird. Fesselte es aber nur erst für einen Augenblick das Auge, so kehrt dieß, ersättigt von den übrigen, immer öfterer und lieber auf

daſſelbe zurück und ſehnt ſich nach der ſtillen Bedeutſamkeit und unerkünſtelten Anmuth. Daß ein Ueberſetzer ſein Original gern hoch anſchlägt, iſt bekannt. Indeſſen Herr Müller dürfte bey dieſer Vergleichung nicht zu viel Gutes geſagt haben. Keine raſche Handlung, keiner der glänzenden, kräftigen Charaktere, wie ſie ſich in Walter Scotts Phantaſiegemälde geſtalten, keine künſtliche Verwickelung der Begebenheiten zeichnen dieſen Roman aus. Hier ſehen wir nur ein Opfer der unerſättlichen Ehrſucht, und der Habſucht, welche der erſtern zum Hebel dienen ſoll, in dem Grafen von Fargy. Um jener zu genügen, will er den einzigen Sohn, den ſeine herrliche duldende Gemahlin bis zum Jünglingsalter gebildet hat, aus ihrem Umgange entfernen, ihn in die große Welt einführen. Er hat das ganze Vermögen in Laws Papieren verloren. Damit iſt jeder Plan der Ehrſucht in der Habſucht untergegangen. Arm und verlaſſen vom Hofe des Regenten v. Orleans, verſpottet von den Speichelleckern, wird er wahnſinnig und der Sohn, der Liebling ſeiner Mutter, ſchwört, ſie nie wieder zu ſehn, bis ſie mit dem Vater, der durch ihren Anblick ſtets wilder wird, aus deſſen Nähe ſie fliehn muß, wieder verſöhnt ſeyn werde. Sie hatte das ihr zuſtehende Vermögen, aus Liebe zu dieſem Sohn, nicht opfern wollen, den haſſenswerthen Gatten zu retten. Sie flüchtet ſich verzweifelnd in ein Kloſter; der Sohn durchſtreift Frankreich und Italien und rettet hier der Frau von Limours das Leben, als dieſe in einem vom Feuer ergriffenen Hauſe umzukommen fürchten muß. Mit ihr kehrt er nach Frankreich zurück. Hier lernt er das Fräulein von Nançai kennen, die, ſo jung ſie iſt, die Vertraute ſeiner tief gebeugten Mutter geworden war, da ſie in dem Kloſter, wo jene Ruhe zu finden ſuchte, erzogen wurde. Er gewinnt ihre Liebe und beyde werden, als der Graf von Fargy durch die Bemühungen des berühmten Arztes Chirac wieder zu Sinnen gekommen und mit ſeiner Gemahlin ausgeſöhnt iſt, ein Paar, ein ſo glückliches Paar, wie Fargys Eltern ſtets geweſen ſeyn würden, wenn die Klippe nicht geweſen wäre, woran der Graf ſcheiterte. Dieß iſt die ganze Fabel des Romans. Daß ſie nun zwey Bände zu füllen, die über 500 Seiten halten, ziemlich ausgeſponnen werden mußte, wär' das Einzige, was ſich etwa tadeln ließe. Zum Theil liegt dieß Ausſpinnen in der häufig vorwaltenden Briefform, zum Theil in der, den Frauen ſo gewöhnlichen Breite, die ſie auch als Schriftſtellerinnen nicht verläßt. Sie wollen auch den kleinſten Umſtand nicht im Dunkeln laſſen, obſchon jeder wiſſen würde, wie es damit ſtänd. Dann könnte man wohl auch die Lobſprüche angreifen, die dem verrufenen Prinzen Regenten von Orleans, dem Verderber Ludwigs XV., gezollt werden. Der Ueberſetzer hätte dieſe Schmeicheley des Originals billig unterdrücken können. Dagegen werden dieſe kleinen Mängel durch die Treue, die Wahrheit vergütet, mit welcher uns die Charaktere des zwiſchen Vater und Mutter ſchwankenden Sohnes, der leidenden Gräfin, die aus Liebe zu dieſem Sohne nicht in die Abtretung ihres Vermögens willigt, um die tollen Mißgriffe des Vaters auszugleichen; des Herrn von Entragues, der den Vermittler zwiſchen allen Partheyen macht, beſonders aber des liebenswürdigen Arztes Chirac, entgegen treten. Gewandter, theilnehmender, mit tieferer Menſchenkenntniß ausgerüſtet, mit mehr Willen zu helfen, zu tröſten, kann kein Arzt handeln, als dieſer, der daher in dem ganzen Roman als der rettende Engel erſcheint und deſſen Kunſt den geſchürzten Knoten am Ende aufs glücklichſte zu löſen vermag. Der Ueberſetzung iſt, als ſolcher, das größte Lob zu zollen. Es wird Niemand finden, daß ſie Ueberſetzung iſt. S. 38 im 2ten Th. muß die oſtindiſche Compagnie wohl zu einer weſtindiſchen werden, inſofern von Laws Schwindeleyen die Rede iſt.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Die beyden Bräute. Trauerſpiel in fünf Akten, von Julius Körner. Leipzig b. Hartmann 1823. 164 S. 8.

Ein Roman von Auguſt Lafontaine heißt bekanntlich ebenfalls die beyden Bräute. Die Fabel dieſes Trauerſpiels hat nichts Weſentliches damit gemein, und der Verf. hätte, um alle Verwechſelung zu vermeiden, wohl gethan, einen andern Titel zu erwählen, z. B. den: Anderthalber Bräutigam; denn in der That, wenn man es mit dem Begriffe eines Bräutigams nicht allzugenau nimmt, ſo hat jede der zwey Bräute anderthalben. Eduard und Emma lieben einander. Der Vater der Emma iſt gegen die Verbindung, die Tochter will aus Liebe zum Vater derſelben entſagen, will ſogar dem Maler Franzesko die Hand geben, und die Sache ſtößt ſich nur daran, daß dieſer die Hand ohne das Herz nicht mag. Da nun der Vater S. 18. meint, das werde ſich ſchon geben; ſo kann dieſer Franzesko wohl für einen halben Bräutigam paſſiren. Bald darauf aber wirbt Eduard um Emma's Hand, und auf ihr dringendes Bitten willigt — obwohl ziemlich unwillig — der Vater ein. Das wäre denn ein ganzer Bräutigam. Aber auch Adelma, ein vornehmes Fräulein, liebt den Eduard, und da ſie früher ſchon einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht hat; ſo gelingt es ihr mit Hülfe eines vertrauten Cicisbeo (Fereskaldi), den Eduard glauben zu machen, daß Emma ihm untreu geworden ſey und den Maler zu ihrem ganzen Bräuti-

gam erkoren habe. Das bestimmt ihn denn, die Adelma zu seiner ganzen Braut zu machen, und diese hat also nun auch einen ganzen Bräutigam. Bald aber entdeckt der ganze Bräutigam zweyer Bräute (man könnt' ihn auch wohl einen Doppelbräutigam nennen), daß die zweyte Braut ihn überlistet hat, und diese (die Adelma) verspricht nun dem Cicisbeo Fereskaldi ihre Hand unter der Bedingung, daß er den Eduard umbringe. Ein solcher bedingter Bräutigam kann nicht für mehr, als für einen halben gelten, und so kommt denn auch auf sie anderthalber. Dieser arithmetische Tragödienknoten löset sich nun folgendergestalt. Anstatt daß Adelma's halber Bräutigam, Fereskaldi, ihren gewesenen ganzen umbringen soll, kehrt das Schicksal den Spieß um: Fereskaldi wird von Eduard im Zweykampfe erstochen. Während dessen aber hat die Erbraut Adelma ihre glückliche Nebenbuhlerin zum Thee eingeladen, und mit einem Pulver vergiftet, welches ihr die Zigeunerin Martha zu diesem Behufe gegeben, und S. 135. mit dem Zauberspruche gekräftiget hat:

Eule mag schrein,
Unke soll stöhnen,
Mitternacht dröhnen (!)
Todtenuhr tönen:
Gräber, nehmt ein!

Der ganze Er-Bräutigam, Eduard, nebst Emma's Vater kommen noch eben recht, die Vergiftete sterben zu sehen, und die Erbraut, Adelma, übergibt sich als Mörderin der eintretenden Wache. Vorausgesezt, daß das Criminalgericht zu Rom, welches der V. S. 164. santa Inquisitione nennt, an der Giftmischerin Gerechtigkeit übt; so kommen demnach zwey ganze Bräute, aber nur ein halber Bräutigam um. An der einen ganzen Braut und an ihrem halben Bräutigam ist nichts gelegen, beyde sind schlechte Subjecte, wie im Leben, so in der Tragödie. Aber daß auch die zweyte Braut, die ganz unschuldig und tugendhaft ist, den Tod leiden muß, das läuft gegen die bekannte Regel des Aristoteles, der am tragischen Helden einen Schuldfleck verlangt. Weit eher verdient Eduard den Tod, denn er, mit seiner Doppel- oder Wechsel-Liebe zu zwey Bräuten, ist ein ziemlicher Sünder, seiner albernen Leichtgläubigkeit gar nicht einmal zu gedenken.

Oy, wird man sagen, was kümmert der Aristoteles einen modernen Tragöden? Wir bemerken gegen diesen Einwand, daß Herr Julius Körner eine Stelle aus der Poetik des Stagyriten als Motto auf den Titel gesezt, mithin dessen Poetik anerkannt hat. Er hätt' also auch jene Regel befolgen, oder — die Ausnahme durch die That rechtfertigen müssen. Das hat er nicht bewerkstelliget; denn sein Trauerspiel ist ohne tragische Wirkung, wovon die Ursache weit mehr in der Fabel und in den Charakteren; als in der Flachheit der Diction und in der Abgeschmacktheit vieler einzelnen Stellen zu suchen ist.

Gleich auf der ersten Seite muß Emma die Blüthen zum Brautkranze mit ihren Thränen groß ziehen. Von Bäumen allenfalls läßt sich das sagen, aber nicht von Blüthen. S. 15. versinkt sie in wehmüthiges Denken. S. 20. sagt Eduard zu ihr: Bald sind wir unser. Das zeugt von einem betrübten Denken, von einer betrübten Sprachlogik.

Emma hat sich eine Phrase der Dienstfertigkeit angewöhnt, die auf's wenigste sehr unpoetisch ist. Als S. 46. Adelma eine Anwandlung von Eifersucht hat, die sie verbergen will, fragt Emma:

Was ist euch zugestoßen?
Kann ich euch nichts besorgen? sagt doch, Fräulein!

Und als S. 55. ihr Vater eben schreibt, und sie ihm gegenüber nähet, eröffnet sie das Gespräch mit den Worten:

Kann ich euch nichts besorgen, lieber Vater?

Dagegen macht sie S. 57. eine sehr poetische Anwendung von dem Sprichworte: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Und ob ein Sohn den Vater auch verließe,
Der Tochter treu'res Herz vermocht' es nicht.
Feind ist die Unnatur des Weibes Seele.
So hält der Apfel an dem Zweige fest,
Und ob des Himmels Sturm' ihn weg dort rissen,
Er fällt ganz nah am Vaterstamme nieder,
Wo er entstand, will er vergehen wieder.

Schade daß das Sprichwort nicht von der Birne spricht! Dann hätte sich das Gleichniß viel besser ausführen lassen, z. Beyspiel:

So, wenn der Sturm den Apfel reißt vom Zweige,
Rollt er, der runde, weit oft weg vom Stamm',
Allein die länglich schön geformte Birne
Bleibt liegen dicht dabey, bis sie verfault.

Daß der Ausdruck S. 134:

Von dir zu sterben, sagen nichts die Sterne —

undeutsch ist, ließe sich allenfalls der Zigeunerin Martha zu gute halten; aber S. 151. sagt Eduard, als er den Fereskaldi erlegt hat:

So sterb' ein jeder, der ein solches thut —

und bald darauf:

Todt liegt der Feind, nun gilt's hinweg zu eilen.
Sonst möchte mir das heilige Gericht
Ein Haus anweisen, wo nicht gut zu wohnen.
Doch, Emma — bey Adelma ist sie jezt.
Erst noch zu ihr, sie muß mein Fortgehn wissen.

Das Fortgehn ist auch unserm Poeten unbenommen; aber das Fortfahren (auf der tragischen Dichtbahn) müssen wir ihm widerrathen.

Sein Drama wird vergehn im Krämerladen.
So stirbt ein jedes, das ein solches ist.

Nro. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. August 1823.

Können Sie des verkrüppelten Kriegers spotten, der seine Krücke bequemer zu fassen sucht? oder des verarmten Reichen, der sich ein porzelanes Näpfchen zu seiner Bettelsuppe aufgespart hat? — Es ist etwas sehr rührendes in dem Bemühen sein Unglück zu versüßen — es ist kindlich und männlich zugleich.

Briefe der Dem. Aissé.

Aus Paris.

Gloire.

(Beschluß.)

Delavigne ist so erbost über die Plünderung des Museums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen sagt, weil er sich auch, ohne sich zu wehren, hat fortführen lassen. Er spricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf sœurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrscheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr seyd zu Hunderttausenden gewesen; euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröstet euch, so gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freylich werde ich so feine Schmeicheleyen nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir sagen, ich wäre la crême de la sculpture; aber ein stiller Seufzer ist mir auch genug. Lebt wohl!"

Mit dieser ihrer Gloire sind sie aber in der jüngsten Zeit gar sehr in die Klemme gekommen. Es versteht sich von selbst, daß ich hier blos von den Liberalen spreche; denn was die Ultra's betrifft, so sind diese guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hauswesen und ihren Familienangelegenheiten beschäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere solche Allotrien bekümmern sie sich gar nicht. Die Pariser Liberalen also hatten, seit dem Sturze Napoleons, jede Anspielung auf den alten französischen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauspielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben sie nach italienischen, egyptischen, deutschen, spanischen und russischen Alterthümern. Das Herbarium Vivum von ihren getrockneten Lorbern könnten hundert Packpferde nicht schleppen. Die arme Theater-Censur mattete sich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie strich und strich; aber wie wäre es möglich, einer so geistreichen und scharfsinnigen Nation, als die französische ist, und die ihren Geist überall in der Tasche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzustreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde sie daran festgehalten. Die französischen Komödien können so wenig, als die deutschen, der Lieutenants entbehren, und so oft sich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jezt aber kam der spanische Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete sich. Von Gloire

wollten sie nichts mehr hören, sie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß sich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und sich um fremder Völker Thun und Lassen nicht bekümmere. Es wurde also anbefohlen, ruhmvolle Anspielungen fortan mit Kälte aufzunehmen, und sich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abscheu wegzuwenden. Aber das Pariser Parterre läßt sich nicht so schnell unter einen Hut bringen, und in den ersten Tagen der neuen Ordnung klatschten die feurigen Patrioten, wie sie es gewohnt waren, bey jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein erschrecklicher Lärm, und sie logen, daß man gar nicht begreift, wo sie die Unverschämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizey angestellte Leute hätten Kriegsscenen beklatscht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizey hingegen, die Ober-Hofmeisterin der Prinzessin Europa, hat seitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauscht. Zwar hat sie durch den spanischen Krieg einige neue Aengste bekommen. So mußte eine Mamsell Mina, die in einem Kotzebue'schen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Censur jezt bessere Zeiten, und kann sich ausruhen. Von der Gloire, die ihr sonst ein Dorn in den Augen war, ist sie die beste Freundin geworden. Die Pariser Straßen sehen jezt ganz glorids aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, versteckt hinter Büchern, umstellt von Ofenschirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und selbst darauf wird nicht Rücksicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe sogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und schöne Reverbèren an den Winkeln der Vendoms-Säule aufgestellt wurden — da wo sonst keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln sehe.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

„Ich kam verkleidet in Cork an, stieg in einem Wirthshause nahe am Hafen ab, und ließ mir die Wohnung des Patrice Burke zeigen. Am folgenden Tage gegen Mittag gehe ich mit aller Zuversicht dahin; ich trete in das Wohnzimmer; eine junge Frau, es war Sophie, erblickte mich, schreit schmerzhaft auf, und fällt ohne Besinnung vor mir nieder. Ich rufe um Hülfe, und eine alte Dienerin eilt herbey. Die Erschütterung war so heftig, daß die unglückliche Sophie nur langsam wieder zu sich kam. „Wie! Sie sind es, sagte sie zu mir, was wollen Sie hier? Wollen Sie mich in meinem Unglück verspotten? Verlassen Sie mich, ich kann Ihre Gegenwart nicht ertragen."

„Sophie, sagte ich zu ihr, Sie urtheilen hart über mich, ich komme blos wegen Ihres Gatten, den ich sprechen muß."

„Mein Gatte ist nicht mehr in Irland; er hat mich wegen einer andern Frau verlassen; sie sind in Amerika; und mich sehen Sie ohne allen Schutz; ich möchte nie wagen, meine Eltern wieder zu sehen."

„Als Burke das Vermögen seiner Frau verschwendet hatte, war er nach den vereinigten Staaten gezogen. Sophie erzählte mir, wie er sie mißhandelt habe, und ich konnte mich nicht enthalten, sie zu beklagen. Ich gab ihr Geld zur Bezahlung dringender Schulden, und zur Rückkehr zu ihrer Familie. Dabey erstaunte ich, nur Mitleid für sie zu empfinden; ein anderer Gedanke hatte mich ganz umstrickt. „Sophie, sagte ich beym Abschiede, mit einem Tone, der sie zittern machte, Sie sollen gerächt werden."

„Nach der Abreise dieser unglücklichen Frau dachte ich auf Mittel, so schnell als möglich nach den vereinigten Staaten abzureisen. Ich kam über die Ueberfahrt mit Hr. Macneil, Kapitän des Handelsschiffs Triton überein. Es vergingen aber drey Wochen, bis ein günstiger Wind zur Abfahrt wehte.

„Ich fühlte mich aufs innigste ergriffen, als ich die vaterländische Küste aus den Augen verlor, und alle Scenen meiner Kindheit zogen in schmeichelnden Bildern vor meiner Seele vorüber. Wir hatten bis zu unserer Ankunft auf der Höhe der Bermudischen Inseln sehr günstigen Wind. Nun aber überraschte uns ein furchtbarer Sturm. Die Gefahr war zwar nicht dringend, aber die schnellen und unregelmäßigen Stöße des Schiffes machten mich sehr krank. Das Leben war mir so sehr entleidet, daß ich demjenigen gedankt haben würde, der mich in das Meer geworfen und von jenem unerträglichen Leiden befreyt hätte, von denen nur die Erfahrung einen Begriff geben kann. Ich ging in die Cajüte, sank fast ohne Bewußtseyn auf eine Bank, und verschloß die Augen, als mich eine wohlbekannte Stimme plötzlich aus meinem Taumel erweckte. Es war wieder die Stimme meiner armen Mutter, die sich ohne mein Wissen eingeschifft hatte.

„Erstaune nicht, mein lieber Sohn, sagte sie; ich habe von Sophie Graham erfahren, daß du zu Cork seyest, und sogleich meine Reise dahin angetreten. Dort erfuhr ich bald, daß du dich auf dem Schiffe des Kapitän Macneil nach Amerika begeben wolltest, und ließ mich unter die Zahl der Reisenden aufnehmen. In deine Gedanken vertieft, hast du mich noch nicht bemerkt. Ich bedeckte mich mit einem Segel, und erwartete die Gelegenheit, dich, ohne dir zu großen Schrecken einzuflößen, anzureden.

Aber ich habe dich krank gesehen, und konnte dem Verlangen, dir zu helfen, nicht widerstehen.“

„Ich konnte nicht sprechen, und küßte ihr blos die Hände. Sie unterstützte mein sinkendes Haupt mit ihren Knien. „Glaubst du, Heinrich, fuhr sie fort, ich könnte mich jemals von dir trennen? Weißt du nicht, daß du mein einziger Trost in meinem Leben bist? Ich will dein Betragen nicht tadeln. Fasse Muth, mein lieber Sohn; deine Krankheit hat keine Gefahr, sie wird mit dem Sturme vorübergehen.“

„Der Himmel hatte sich aufgeheitert, die See wurde ruhig; bald wehte der Wind wieder günstig. Mein Uebel hatte sich gebessert, wir fuhren den andern Morgen in die Bay von New-York ein. Meine Mutter und ich begaben uns sogleich ans Land, und nahmen eine Wohnung in der Broad-Street.

„Meine Mutter hatte sich bemüht, meinen Vorsatz zu durchschauen, den ich aber mit Geschicklichkeit zu verhüllen wußte. Ich beantwortete ihre Fragen damit, daß mir, seit dem Schicksale von Dublin, der Aufenthalt in Irland verhaßt worden sey, daß ich ein Land vorzöge, wo jeder Herr seiner Handlungen wäre, und daß ich einen bestimmten Entschluß erst nach vollkommener Kenntniß des Landes fassen würde.

„Indessen hatte ich mich ins Geheim erkundigt, ob man von keinem Irländer, Namens Patrice Burke, sprechen gehört habe, und ich hatte bald das unaussprechliche Vergnügen, zu erfahren, daß er in New-York wohne, und sich sehr zurückgezogen in einem kleinen Hause aufhalte. Ich untersuchte verstohlen die Gegend, und wollte ihm nicht die Ehre erweisen, ihn zum Duell herauszufordern. Er war sehr groß und äußerst stark; aber ich fürchtete, er würde meinen Aufruf nicht annehmen, und die Beute, die ich bis über das Meer aufsuchte, möchte dann meiner Rache entgehen. Meine Absicht war, unvermuthet vor ihm zu erscheinen, ihn zu beleidigen, zu schlagen, und zu zwingen, sich zu vertheidigen.“

„Dieser wüthende Plan wurde ausgeführt. Burke kam mit einer Frau gegen die große Straße von New-York, als ich mich vor ihn stellte. Er bebte vor Erstaunen zurück. Ich werfe mich mit Heftigkeit auf ihn, und überlade ihn mit Schimpfworten. Als er von seinem ersten Erstaunen zurückgekommen war, und mich unbewaffnet sah, so suchte er von seiner Stärke Gebrauch zu machen. Ich war eben so stark und noch gewandter als er, suche seinen Stößen auszuweichen, während jeder der meinigen seine Stelle trifft und seine Wirkung hervorbringt. Zerschlagen und mit Blut bedeckt wankt er endlich und fällt bewegungslos nieder. Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich ihn noch zertreten wollte; aber das durchdringende Geschrey der Frau, die Zeugin dieses fürchterlichen Kampfes war, hatte eine Menge Menschen herbeygezogen. Man will mich packen; in der Wuth reiße ich einen Pfosten, den ich in der Nähe sehe, aus der Erde, und schlage ohne Unterschied auf Alles, was mich umgibt. Nach langem und hartnäckigem Widerstand werde ich endlich übermannt und festgesezt. Meine Verurtheilung ließ nicht lange auf sich warten und versezte mich in die größte Wuth.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerley.

In Teneſſe und Ohia, zwey Staaten der nordamerikanischen Union, gibt es eine Pflanze, welche das Fleisch und die Milch der Kühe vergiften soll. Wer von der Milch trinkt, empfindet bald die gewöhnlichen Wirkungen des Giftes, Erbrechen, Fieber und trübe Augen, und stirbt in 6 oder 7 Tagen. Hunde und Katzen, die von dem Fleisch solcher Kühe freſſen, werden gefährlich krank.

*

In Troy auf dem Hudsonflusse, 166 englische Meilen von der Mündung des Flusses, und an einer Stelle, wo solcher 2700 Fuß breit ist, befindet sich eine merkwürdige Fähre. Ein Boot ist mit einem flachen Gerüste belegt, auf welchem sich ein horizontales Rad befindet, welches die ganze Breite des Bootes einnimmt. Dieses Rad wird durch eine besondere Einrichtung von den Hufen darauf gestellter Pferde umgedreht, und theilt seine Bewegung zwey anderen Rädern mit, die sich, wie bey den Dampfschiffen, auf beyden Seiten des Fahrzeuges drehen, und demselben statt der Ruder dienen.

*

Im Jahr 1819 hatten die 47 Schulcommissionen in der Provinz Neu-York, in den 555 Bezirken, die unter ihrer Verwaltung stehen, 5,763 Primarschulen, in welchen, aus 302,703 Kindern, von 5 bis 15 Jahren, die sich in diesen Bezirken befinden, 271,877 Unterricht empfingen. Auf diese hatte der Staat in demselben Jahre 171,151 spanische Thaler verwendet. In der Stadt Neu-York befinden sich 50 Gotteshäuser von verschiedenen Secten, die aber alle in der größten Eintracht mit einander leben. Von diesen gehören 7 den Katholiken, 5 den Reformirten, 1 den deutschen Reformiten, 1 den deutschen Lutheranern, 9 den Presbyterianern, 1 den reformirten Presbyterianern, 3 den vereinigten reformirten Presbyterianern, 2 den Getrennten (Seceders), 5 den Wiedertäufern (eigentlich Täufern, Baptisten), 1 den Waliſern, 1 den Ebenezerianern, 7 den Methodisten, 1 den Herrnhutern, 1 den Universalisten; 1 ist eine alte und 1 eine neue Versammlung der Freunde, 1 eine Synagoge und 1 eine afrikanische Täuferkapelle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juli.

Unsere Bühne ist jezt verwaist. Der Herr General-Intendant Graf Brühl befindet sich auf seinen Gütern in Sachsen und begibt sich von da nach dem Töpliger Bade zu Sr. Majestät dem Könige. — Außer dem Haupte entbehrt die dramatische Kunstanstalt auch mehrere ihrer vorzüglichsten Glieder. Herr Wolf ist, zur Herstellung seiner Gesundheit und, wie man sagt, mit unbestimmtem Urlaub, nach südlichen Gegenden; Herr Beschort nach den Seebädern; Mad. Milder nach Carlsbad und Mad. Schröck, um Gastrollen zu geben, nach dem nördlicheren Deutschland gereist. Die große Oper, das Trauerspiel und die Komödie könnten jezt einen eifernden Streit beginnen, welche dieser Gattungen den größten Verlust erlitten hätte, wenn das Ballet nicht wäre, dem man den traurigen Preis nicht absprechen kann, daß es in diesem Augenblicke seine schönste Zierde vermißt. Wir brauchen den Namen einer Künstlerin nicht zu nennen, die rühmlich als die Lieblingstochter Terpsichore's bekannt ist; ja thäten wir es, so würden wir der Huld selbst zu nahe treten. Der zweyte August ist der willkommne Tag, der uns den Chef unsrer Bühne und die Mehrzahl der abwesenden Mitglieder wieder zurückführt; indem der allerhöchste Geburtstag Sr. Maj. des Königs (der 3. August) von der größten Kunstanstalt im Staate alljährlich gefeyert wird. Wir müssen hier eine Nachricht widerrufen, die wir Ihnen in unserm lezten Schreiben gaben. Wir wollen nicht untersuchen, ob wir zu voreilig, oder der Herr General-Musik-Direktor Spontini zu langsam waren; aber dessen berühmte Oper: Milton, die einst Paris und vor vielen Jahren auch schon Berlin entzückte, wird nicht, wie es früher angeordnet war, an diesem allerhöchsten Festtage dargestellt; sondern es wird uns dieser neue Kunstgenuß bis zum nächsten Karneval konservirt, damit wir uns recht lange vorher darauf freuen sollen und künftig nicht wieder in Gedanken mitsingen, wenn in dem beliebten Liederspiele: Kanonikus Schuster, die Rede vom Karneval ist und nun beziehungsvoll angestimmt wird: „Das alte Lied! das alte Lied! u. s. w.“ Bey so bewandten Umständen wird nun, statt des Miltons, nur Gretry's Richard Löwenherz gegeben und bey Gelegenheit dieser Metamorphose hörten wir hier vielfältig sagen: „les extrêmes se touchent.“ Aber wir finden dieses Sprichwort nicht eben richtig angewendet. Ja! wenn eine Oper von Gluck gegeben würde, da möchte es passen: Glucks Musik ist ein vollständiger Gegensatz zu Spontinischer Opern; denn es ist ja allgemein anerkannt, daß Gluck mit den einfachsten und unscheinbarsten und ungesuchtesten Mitteln die größten Wirkungen hervorzuzaubern weiß. — Da wir einmal von der Zukunft sprechen, so wollen wir auch erwähnen, daß man für den nächsten Karneval auch die neueste Oper eines gefeyerten deutschen Meisters: die Euryanthe von unserm K. M. v. Weber in Vorschlag brachte. Ehre genug, daß sie wenigstens vorgeschlagen wurde; denn daß sie bis dahin gegeben werden könnte, ist, von wegen sapienti sat unmöglich. Außer dieser Weber'schen Oper, die nächsten Herbst in Wien gegeben wird, erwarten wir auf unsrer Bühne ein neues französisches Trauerspiel, das in Frankreich großes Aufsehen gemacht hat, den in Pariser Blättern vielfach besprochenen Paria nämlich. Wir können — da die Uebersetzung noch Manuskript ist — ihren Verfasser nicht nennen; aber gesezt, das er das antithetische und epigrammatische Element französischer Tragödien überhaupt, in Fabel, Charakteren, Anordnung, Gegenreden, Diktion und Metrum, treulich beybehalten hat, so kann dieses effektreiche Stück seine große Wirkung nicht verfehlen. Begieriger sind wir indessen auf eine neue Produktion des Herrn Dr. Töpfers, die wir demnächst auf unserm Theater sehen werden; nämlich: Goethe's Hermann und Dorothea. Die Aufgabe, die sich der Schauspieldichter hier gestellt hat, ist so äußerst schwierig, daß sie bereits von manchem einsichtigen Kenner der Kunst für absolut unausführbar erklärt wurde. Wir sind nicht dieser sich leicht darbietenden Meinung. Zwar ist es kühn das allerliebste Werk des Meisters, in welchem Inhalt und Form so untrennbar-harmonisch sich einen, aus dieser Form herauszureißen und neu zu gestalten; zwar ist es schwierig, eine Erzählung, schwieriger noch eine Rhapsodie oder Episode eines Epos, und beyspiellos ein ganzes episches Gedicht und überdieß Eines, dessen behagliche Ausführlichkeit nicht selten an idyllische Miniatur gränzt, dramatisch zu bearbeiten — aber so sehr wir von diesen Schwierigkeiten überzeugt sind, so halten wir sie doch nicht für unbesiegbar und verkennen nicht die anderweitigen großen Vortheile, die diese Aufgabe darbietet. Wenn der Dramatiker seinen Vorbildner nur nicht gänzlich mißverstanden hat — und wie sollte dieses der Herr Dr. Töpfer! — so werden wir ein Drama sehen, das, trotz seinem vorwaltenden, idyllischen Elemente, dennoch, indem es an die gewaltigsten Ereignisse der Zeitgeschichte geknüpft ist, sich in die Region der Tragödie erhebt. Wenn der Dramatiker nur keine eigene Erfindung dem vollendeten Gedichte Goethe's hinzufügt — und wie würde das der Herr Dr. Töpfer! — so werden wir endlich ein das vaterländisches Werk auf unserer Bühne sehen, d. h. die Bearbeitung eines Stoffes, der nicht nur in Grund und Boden durchaus deutsch ist, sondern der auch — und das ist die unerläßliche Bedingung eines vaterländischen Drama's! — bereits ein allbekanntes und geliebtes Eigenthum der Nation ward. Wie glücklich hat der epische Dichter hier dem dramatischen vorgearbeitet! Welche einfach-reine Zeichnung, welches frische Kolorit des bürgerlichen häuslichen Gemäldes, eingezaubert auf den dunkeln Grund der bewegten Zeit und des wildaufwogenden Staates, der, obgleich in tiefste Nebelferne gehüllt, dennoch das friedliche deutsche Landstädtchen aufregt: ein drohendes Feuerzeichen in dem weitesten Hintergrunde des ruhigen freundlichen Bildes. Wie bestimmt, wie fest, wie gar nicht zu verfehlen ist die Zeichnung der Charaktere! Gott Lob und Dank! Da werden wir doch endlich einmal mit Wesen verschont bleiben und Menschen zu sehen bekommen; bestimmte Individuen, keine unpersönliche Deklamirmaschinen. Einen Hermann, der keine lyrische Anwandlungen hat; eine Dorothea, die nicht für die Sünden ihrer Großmutter vom Vater züchtigt wird und selbiges in italienischen Stanzen verflucht; einen Apotheker, der mit seinem lustigen Hausverstand manchem nervenschwachen Prinzen der neuesten Tragödie den verdrehten Wahnwitz austreiben könnte, was dem supernlugen Hofmarschall nicht gelingt; einen Pfarrer, der weder für noch gegen den Katholizismus dogmatisirt, zweder eine Heidin taufe, noch eine Christin in die Beichte nimmt; den Wirth zum goldenen Löwen und seine Frau, die keiner Seele spanisch vorkommen werden; dabey einige komische Personen (der reiche Kaufmann und seine zanksüchtige Töchter), die, wenn sie Herr Dr. Töpfer anders in sein Drama eingeführt hat, wenigstens so belustigend werden können, als die lustigsten Personen unserer heutigen deutschen Lieblingsstücke, wir meinen: die französischen Vaudevilles. Kurz wir erwarten etwas Tüchtiges und Gediegenes von dem Dramatiker und sagen ihm im Voraus Dank für seine glückliche und sinnige Wahl. — So viel von der hoffnungsschwangern Zukunft.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 206.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. August 1823.

— — Denn je aufgeklärter ein Volk ist, je mehr wird es Leute unter ihm geben, welche von der Nothwendigkeit der Gesetze, dem Bedürfniß ihrer Vertheidigung überzeugt sind; um so fester, blühender, glücklicher wird auch die Gesellschaft seyn.

Las Cases Memoires.

Aus Paris.

Die Lese-Kabinette.

Im Jahr 1789 hatte Paris nur ein einziges Lese-Kabinet; jezt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freyen Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bey dem Belagerungszustande, worin sich diese jezt befindet, wäre sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen, und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß es nicht blos eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, Jeder liest. Der Miethkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthökerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen sich in den mannichfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der Eine sizt, der Andere steht, der Dritte geht, bald langsamern, bald schnellern Schrittes. Jezt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt den zweyten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Alterthumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein sonstiges Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lese-Kabinetten abonnirt man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede ein-

zelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser, und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Gagliani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht blos alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zulezt. Ich wollte schon den Satz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freyheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehrern Lese-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutsche Blätter in den Lese-Kabinetten eigens gehalten, sondern sie werden von den Pariser Zeitungs-Redaktoren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrödels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe gesteckt. Diese so gutmüthigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr leztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beylage der Wiener Hofzeitung, in der allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der östreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlornes Stück des literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de Francfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisirkamm, weil die Pariser Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerey schicken, und sich dadurch die Mühe des Uebersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lese-Kabinetten die feyerlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in musterhaften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist, noch eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzosen schweigen, so ist dieses ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist; denn bey den andern Gelegenheiten, wie an Speisetischen, machen vier Franzosen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweyten Meßwoche, mit allen seinen Gästen. Die Zeitungs-Kabinette sind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benuzt werden. Es ist dieses für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohlthätige Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen Bücher bey der Hand. Viele sind dort einheimisch, und verlassen das Kabinet blos, wenn sie zu Bette gehen. Auch sieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernst, stolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabsehen, und, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen verschmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen, und, sey es um Brod oder um Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig lesen, Auszüge machen und schreiben.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen die Vorfälle in dem Vorzimmer des Gefängnisses. Es bedurfte des ganzen Ansehens des Andenkens an eine zärtliche Mutter, um meinen Geist zu beruhigen. Ganz anders aber war die Scene dann, als man mich zur Arbeit zwingen wollte. Ich verwarf diesen Gedanken mit Entrüstung, und zog das einsame Gefängniß vor. Dort faßte ich den Entschluß, Hungers zu sterben. Drey Tage hindurch weigerte ich mich gegen jede Art von Nahrung. Meine Kräfte schwanden, aber ich blieb dennoch meinem Vorsatz getreu. Ich sah mit Entzücken die Annäherung des Augenblicks, wo ich für immer den Leiden des Lebens und der Qual der Gefangenschaft entgehen sollte. Herr Patterson, von diesem neuen Vorfall unterrichtet, besuchte und ermahnte mich, Nahrung zu nehmen. Der würdige Prediger des Gefängnisses, Herr Pownall, vereinigte sich mit ihm, aber vergebens. Eben so unbeugsam war ich gegen meine Mutter, ihre Bitten hatten kei-

nen Einfluß mehr auf mich, ihre Thränen rührten mich nicht mehr; ich wollte sterben.

„Herr Patterſon hatte meine Mutter, die von einem hektiſchen Fieber aus Kummer ergriffen worden war, angenommen. Man beſchloß, einen lezten Verſuch mit mir zu machen. Am vierten Tag meiner einſamen Verſchließung höre ich des Morgens um acht Uhr die Thüre öffnen. Meine Mutter, von einem jungen Mädchen unterſtüzt, kommt an mein Bett. Dieſes Mädchen war meine liebe Hannah. Sie erſchien mir wie einer jener Genien des Himmels, welche das Geſchick der Menſchen leiten. Nie hatte ſich das Mitleid mit dem Unglück unter reizendern Formen gezeigt, nie waren ſo viele Reize mit ſo rührenden Tugenden vereinigt.

„Heinrich, mein lieber Heinrich, rief meine Mutter, wenn du wiederum meine Bitten verwirfſt, ſo werde ich dieſen Ort des Schmerzens nicht wieder verlaſſen: wir wollen vereint ſterben. Ohne den Beyſtand dieſes lieben Kindes hätte ich keine Kraft gehabt, zu dir zu kommen. Sie beklagt mein unglückliches Schickſal, du allein haſt kein Mitleid; ſie vereinigt ihre Bitten mit den meinigen. Wir wollen ſehen, ob du ſo grauſam ſeyn kannſt, nicht nachzugeben."

„Wenn es noch Zeit iſt, ſo will ich leben!" antwortete ich mit faſt erloſchener Stimme. Bey dieſen Worten verſchwindet Hannah, und kommt bald darauf mit einem Becher Milch in der Hand zurück. Sie folgt allen meinen Bewegungen mit aufmerkſamem Blick, und als ich den Becher an den Mund ſezte, belebte ein ſanftes Lächeln ihre Züge. „Ihr Heinrich iſt gerettet!" ſagte ſie zu meiner Mutter.

„Sie, der Sie unſere Sitten kennen, werden über den Schritt der Hannah nicht erſtaunt ſeyn. Die Geſpräche des Herrn Patterſon, die rührenden Klagen meiner Mutter, die ſonderbaren Ereigniſſe, deren Opfer ich war, hatten ihr das Verlangen eingeflößt, mich zu ſehen; ſie erfüllte zugleich eine Pflicht der Wohlthätigkeit, eine Verſuchung, der ſie nicht widerſtehen konnte.

„Sobald ich den Entſchluß zu leben gefaßt hatte, wurde meine Mutter ruhig, und ihre Geſundheit bald wieder hergeſtellt. Man erlaubte ihr bis zur Herſtellung meiner Geſundheit mich oft zu beſuchen. Hannah kam nicht wieder, aber ihr Bild hatte ſich in mein Herz eingeprägt; ihre Gegenwart erhöhte meine Einbildungskraft, entzückte meine Träume. Ich ſprach von ihr mit meiner Mutter; ihr geliebter Name kam immer wieder in unſern Geſprächen. Ich weiß nicht, welcher Strahl der Hoffnung mich für die Zukunft belebte, aber ich fühlte mich beruhigt."

„Meine Mutter hatte mir geſagt, daß Miß Patterſon ſie jeden Tag um Nachrichten von mir fragte, und daß ſie erwarte, ich werde die neuen Pflichten, die mir aufgelegt werden ſollten, genau beobachten. Dieſe Worte waren mir hinreichend. So wie meine Kräfte hergeſtellt waren, nahm ich Arbeit an und erwählte diejenige, welche die meiſte Kraft und Thätigkeit erforderte. Ich wurde Schmid. Ich bewegte gerne und bearbeitete die großen Laſten. Dieß empfahl mich im Hauſe und zog mir eine Art von Achtung von Seite der anderen Gefangenen zu. Jedesmal, wenn Herr Patterſon die Aufſicht hatte, verlangte er mich zu ſehen, und ſprach mit Theilnahme mit mir; er unterhielt mich über die Vortheile eines arbeitſamen Lebens, über die Seelenruhe, welche ein regelmäßiges Betragen herbeyführt, und über das Glück, das mit der Tugend verbunden iſt. Seine Unterredungen dauerten nur wenige Augenblicke, aber ſie ließen unauslöſchliche Spuren in meinem Herzen zurück."

„Herr Powal unternahm es, ſeinerſeits mir religiöſe Empfindungen einzuflößen, die mir bisher ſehr gleichgültig geweſen waren. Ich ſah im Allgemeinen die Prieſter als ehrgeizige Menſchen an, die nur zur Befriedigung ihrer zeitlichen Vortheile von der Leichtgläubigkeit der Menſchen Gewinn zu ziehen ſuchten."

„Es gibt allerdings ſchlechte Prieſter, antwortete er auf mein aufrichtiges Bekenntniß, und ihre Zahl iſt ſo groß, daß die Moral, welche ſie lehren, freylich darunter leidet; man erkennt ſie aber an ſichern Zeichen. Sie ſind ſtolz und intolerant; ſie lieben die Einmiſchung in zeitliche Dinge; ihre Sprache iſt voll Bitterkeit und ſie wollen nur herrſchen. So iſt es aber in allen Verhältniſſen, z. B. mit den Aerzten u. ſ. w. Die Laſter und Fehler der Diener können aber nicht auf die Religion zurückfallen. Man muß ſie ſelbſt unterſuchen und urtheilen, ob ihre Vorſchriften nicht auf das Glück der Einzelnen und der Geſellſchaften zielen."

So weit erzählte mir Fitz Allan heute.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley.

Die neue von den Franzoſen in den vereinigten Staaten erbaute Ville de Joſeph ſoll bereits 3000 Einwohner haben, die meiſtens dieſer Nation angehören.

*

Zu Rio Janeiro erſcheinen ſeit der eingeführten Preßfreyheit bereits zwölf verſchiedene Zeitungen.

Der Bau der Theepflanze, unter einem gewiſſen Gomez, durch mehrere Chineſen in Braſilien, ſoll ſehr gedeihen.

*

Die lezten Zeitungen von Columbia geben ein erfreuliches Bild von dem Eifer der dortigen republikaniſchen Regierung für die Volksregierung, und wenn Kenntniß

Macht ist, so muß dieser Staat bald unter den neuen südamerikanischen Staaten die erste Stelle einnehmen, wozu ihn auch in der That schon seine glückliche Lage und der Reichthum seines Bodens berechtigt, in welchem ihm vielleicht nur Mexiko den Rang streitig machen kann. In der Hauptstadt von Columbia befinden sich zwey Lankaster'sche Schulen, wo die Lehrer für die übrigen Schulen gebildet werden. Dort werden sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, den Anfangsgründen der Erdbeschreibung, der Schnellschrift und in den Rechten und Pflichten des Bürgers unterrichtet. Diese Seminarien werden von den Einkünften der eingegangenen Klöster unterhalten. Dieser Eifer der Regierung hat sich auch Einzelnen mitgetheilt, und allenthalben bemerkt man den thätigsten Eifer zur Verbesserung des bürgerlichen Zustandes. Was die Gesetzgebung zur Befreyung der Neger gethan, ist weltbekannt, und wie gutwillig die Staatsbürger diesen edelmüthigen Absichten entgegenkommen, hat ein Herr Camilo Manrique vor Kurzem bewiesen, der neun seiner Sklaven die Freyheit gegeben, und ein Herr Fernandez Soto, der alle seine Sklaven wie freye Taglöhner behandelt und bezahlt. — Wahrlich, ein Land, das mitten unter einem vieljährigen und blutigen Bürgerkriege so viele öffentliche Tugend bewahren oder hervorbringen konnte, verdient ein glückliches Loos!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juli.

(Beschluß.)

Die Gegenwart befindet sich in magern Umständen: das einzige neue deutsche Originalstück des Tages ist Kotzebue's Epigramm, welches ein Franzose für die französische Bühne bearbeitet und ein Deutscher wieder rückwärts für die deutsche Bühne übersetzt hat. Clementine heißt dieses durch Gallomanie wieder germanisch gewordene Stück, in welchem einer Frauensperson der graue Staar gestochen wird, die aber leider nicht die deutsche Uebersetzungswuth ist, welche bekanntlich an dem unheilbarschwarzen leidet, so daß es leicht möglich ist, daß wir diese Clementine zum dritten Mal als ein neues Werk aufgetischt bekommen, sobald sich nur irgend ein Russe oder Indier entschließt, die übersezte Clementine wieder zu übersetzen, wo es dann gewiß an keinem Deutschen fehlen wird, der sie von neuem übersezt und an seiner vaterländischen Theaterdirektion, die sie sogleich auf unsere Nationalbühne bringt. — Die Vergangenheit hat uns zwey Darstellungen gebracht, die allgemein und mit Recht als vollendete gepriesen werden, 1) das unterbrochene Opferfest von Winter, worin sich alle Mitspielenden, ohne Ausnahme hervorthaten, unsere liebliche Mad. Seidler aber sich von Neuem als ein wahrer Schatz der hiesigen Bühne bewährte. Zwar sagen die Liebhaber des Großen, ihr Gesang sey nicht der sogenannte große; und doch müssen wir gestehen, daß man der Mad. Seidler, die so glockenrein, so geperlt, so untadelig vollendet singt, himmelschreyendes Unrecht thun würde, wenn man jenen großen höllischschreyenden Gesang von ihr verlangte, den die wahrhaft große Künstlerin vollkommen entbehren kann. 2) die Brüder von Terenz: eine der vollkommensten Darstellungen auf hiesiger Bühne, in welcher Herr Devrient seinen alten Ruhm erneuete und Herr Lemm das schöne Ziel der Kunst erreichte, nach welchem er zwar immer mit angestrengtem Fleiße strebt, dem er aber sehr oft mit allzupeinlicher Anstrengung vorüberfliegt. Wir ehren und achten die Liebe zu seiner Kunst, die Herr Lemm überall und immer darthut und so darf er es uns nicht übel nehmen und möge uns verstehn, wenn wir ihm sagen, daß er meist weit besser spielen würde, wenn er nicht zu gut spielen wollte. — Fremde Künstler haben uns in der lezten Zeit besucht: Herr Maurer vom Hoftheater zu Stuttgart, der als ein wohlbekanntes und geschäztes Talent von unserm Publikum aufgenommen wurde, das ihn eben so ungern verloren als freudig wiedergesehen hat. — Mad. Maurer, seine Gattin, die ebenfalls früher Mitglied unserer Bühne, wenn gleich nur eine junge Anfängerin war. Was könnten wir mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß sie in einer Prachtrolle der Mad. Stich in der Preciosa auftrat und gefiel! — Herr Devrient vom Hoftheater zu Dresden, dessen Naturgaben (eine schöne Gestalt und eine wohlklingende Stimme) die Lokalblätter seiner Stadt durch belehrende Kritik erst ausbilden mögen, bevor in einer auswärtigen Zeitschrift die Rede von ihm seyn kann. Dasselbe gilt, unseres Erachtens nach, von der Sängerin Mlle. Schröder (Tochter der berühmten Schröder). Nur müssen wir hier noch hinzusetzen, daß, obgleich uns ihre Stimme dünn, ihre Fertigkeit nichts weniger als meisterhaft und sogar ihr Unterricht nicht streng und ihre Schule nicht ächt vorkam, daß demungeachtet ein Theil des Publikums diese achtzehnjährige Sängerin für eine eminente Erscheinung im Gebiete des dramatischen Gesanges erklärte. Ja wir hören sogar, daß K. M. v. Weber eben dieser Meinung ist. Möge sie daher unter seiner Leitung — sie ist in Dresden engagirt — das werden, wofür, wie gesagt, ein Theil unseres Publikums sie schon jezt hält, und kommt sie dann wieder nach Berlin, so wollen wir mehr von ihr erzählen, als es uns jezt möglich ist. — Noch gehört zu den Theaterneuigkeiten, daß unser schönes Opernhaus auch äußerlich neu aufgefrischt wird. Auch die im Bau begriffene Schloßbrücke nähert sich ihrer Vollendung, eben so die neue Friedrichsbrücke; das Potsdammer Thor am Ende der prächtigen Leipziger Straße wird bereits niedergerissen, um einem neuen und schönen Bau Platz zu machen; mit bemerkenswerther Raschheit ist unter den Linden ein großes, einfaches und wohlgefälliges Gebäude, die Artillerie-Schule, entstanden, und von dem Militär selbst, von der Handwerkskompagnie (ein wesentlich vermehrtes und verbessertes Pionierkorps), deren jedes Armeekorps eine zählt, erbaut worden; dieselben militärischen Handwerker werden auch das Innere ohne fremde Hülfe ausführen. So vergeht kein Jahr, in welchem unsere Stadt nicht neue Verschönerungen sieht, die sie der allerhöchsten Huld unseres vielgeliebten Königs verdankt. So eben vernehmen wir, daß Se. Maj. am Geburtstage der Fürstin Clary in Tbplitz, die dort anwesenden Tänzer und Tänzerinnen der hiesigen Bühne ein Ballet aufführen und den Veteranen unserer Schauspieler, Herrn Unzelmann spielen ließen, die Einnahme den Stadtarmen bestimmten und der dortigen Direktion die Einbuße höchst liberal vergütigten.

Nr. 69.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. August 1823.

Malerey in Lyon.

Am 18. Juli wurde die von der hiesigen Société des amis des arts unter Leitung des Direktors der Akademie Chev. Artaud veranstaltete Ausstellung eröffnet. Sie fand in einem Zimmer des großen Museumgebäudes statt, worin sowohl die Kunstsammlungen, als die Unterrichts-Anstalten der Akademie, und selbst die Wohnungen der dabey angestellten Professoren vereinigt sind. Auch für den, welcher eben vom Anblick der zum Theil sehr bedeutenden Gemälde der großen Gallerie kam, mußte diese Ausstellung kleiner Bilder etwas Interessantes haben, da sie eine ganz bestimmte und ausschließliche Richtung der hiesigen Schule zu erkennen gab. Die hiesigen Maler haben sich, den einzigen jungen Künstler Maguin ausgenommen, von dem ein historisches Bild in der Gallerie hängt, alle der sogenannten Genremalerey gewidmet, einer Art von Darstellung, die zwischen der historischen und der Cestümmalerey in der Mitte, sich bald jener, bald dieser nähert, bald durch poetische Motive das Gemüth ergreift, bald durch äußerliche Wirkungen des Lichts und der Farben blos dem Auge schmeichelt, immer aber durch das Streben nach dem Gefälligen und Reizenden von dem Ernsten und Großartigen der historischen Malerey entfernt bleibt. Das wesentliche Verdienst, welches sich diese Art von Malerey erwerben kann, besteht, dünkt mich, in der naiven, charakteristischen und poetischen Auffassung der Wirklichkeit, in der treuen und lebendigen Darstellung anziehender Charaktere und Sitten, und in der Auffindung solcher Motive, die auch den höhern Sinn beschäftigen, ohne sich in das nebelhafte Gebiet der Phantasterey oder kränklicher Sentimentalität zu verlieren.

Zwey Maler, die wohl hauptsächlich in Lyon die Genremalerey emporgebracht, hatten nichts dieser Art auf die Ausstellung gegeben; es sey daher erlaubt, einiger Gemälde von ihnen zu erwähnen, die bereits der Gallerie einverleibt sind, und von ihren Leistungen und der Richtung, die sie veranlaßt, eine ziemlich richtige Vorstellung erwecken können.

Michel Grobon aus Lyon, Mitglied der Akademie und Professor daselbst, ist Genre- und Landschaftmaler zugleich, und von ihm sagt der Katalog der Gallerie: seine Gemälde weisen ihm den ersten Rang unter den Malern der Lyoner Schule an, der er den Geschmack und die köstliche Vollendung der großen niederländischen und holländischen Meister einzuflößen gewußt. Obgleich dieß Lob ihm hauptsächlich wegen zweyer Landschaften ertheilt wird, welche die römischen Aquedukte bey Lyon und die Kirche St. Jean vom Quai der Saone aus darstellen, so möchte es ihm doch eben so gut in Beziehung auf seine Genregemälde zukommen. Seine Landschaften, deren noch viele in seinem Studium zu sehen sind, meistens getreue oder etwas componirte Ansichten der Umgegend, zeichnen sich durch eine große Wahrheit im Einzelnen und durch ein warmes, vielleicht oft zu glühendes Colorit aus, und wetteifern mit denen der besten Niederländer in Transparenz und Frische der Farben. Der Wahrheit des Effekts im Ganzen mögen die kleinen glänzenden Lichter schaden, die Hr. Grobon hie und da anzubringen pflegt. Dagegen findet sich in dem kleinen Bilde des jungen Scherenschleifers, das ebenfalls in der Gallerie hängt und in einigen andern Gemälden ähnlicher Art nicht nur die glückliche Wahl eines ansprechenden Motivs, sondern auch eine so treue Darstellung des natürlichen Effekts, vereint mit so viel Fleiß und Leichtigkeit der Ausführung aller leblosen Gegenstände, daß sie bey mehr Kraft und Wahrheit, der Fleischtöne nirgends die Vorbilder von Gerhardow und Terburg verleugnen würden.

Während Hr. Grobon sich mit Darstellungen landschaftlicher Natur und des niedern häuslichen Lebens beschäftigt, hat Hr. Fleury Richard ein scheinbar höheres Feld der Genremalerey gewählt. Seine Gegenstände sind aus Gedichten und der frühern Geschichte genommen; es würde aber schwer seyn zu entscheiden, ob die Figuren oder die Accessorien darin die Hauptsache seyen. Wenigstens ist in dem einen Gemälde aus dem Vertvert, wo die zwey Nonnen sich mit dem Pavagey beschäftigen, die Architektur des Klostergangs und das Licht der Fenster von weit größerer Bedeutung als die etwas steifen kleinen Figuren. Ein zweytes Bild in der Gallerie

gehört in die Klasse der Anekdotenstücke: Montaigne, welcher den Tasso in seinem Gefängniß besucht und mit Betrübniß seine Geistesverwirrung bemerkt. Die Wahl solcher Gegenstände gehört, wie mich dünkt, zu den unglücklichsten, da das Wesentliche des Gedankens sich auf keine Weise versinnlichen läßt, die Darstellung also sich auf eine leere Repräsentation beschränkt. Weßhalb denn auch meistens diese Bilder nur durch den Glanz der Costüme und die Wirkungen der Beleuchtung zu gefallen suchen. Hr. Richard führt sehr fleißig, aber ohne die Leichtigkeit und Naturwahrheit aus, welche Hrn. Grobon eigen ist, und die Kraft seiner Farben verliert ihre Annehmlichkeit durch das Gelecte der Behandlung. — Ein Bild von seiner Hand, mit der Jahrzahl 1816 bezeichnet, findet sich im Musée Luxembourg zu Paris: die Herzogin von Montmorency, von einem Pagen des Cardinals Richelieu in der Todtenkapelle begrüßt, wo sie am Sarkophag ihres enthaupteten Gemahls, des Herzogs Heinrich von Montmorency trauert. Auch hier liegt im Gegenstand so wenig Handlung, daß er nicht als historischer Moment gelten konnte, und der Künstler hat selbst durch die Ausdehnung der architektonischen Umgebung seine Figuren als bloße Staffage erscheinen lassen.

Nebenbuhler des Hrn. Richard, in Hinsicht der Behandlungsart, und in mancher wesentlichen Dingen ihn übertreffend, ist Hr. Pierre Revoil, aus Lyon, Ehrenmitglied der Akademie, und Maler der Herzogin von Angoulême. Er führt mit eben so viel Fleiß aus und seine Werke sind eben so wenig frey vom Vorwurf der Gelecktheit, doch bemerkt man eine größere Leichtigkeit des Pinsels, und eine glücklichere Wahl und Auffassung der Gegenstände. Sein Gemälde in der Gallerie: Bertrand du Guesclin, wie er auf einem Turnier zu Rennes, nachdem er 14 Ritter überwunden, endlich erkannt und als Sieger ausgerufen wird; — ist schön und lebendig componirt, und verräth ein mehr als oberflächliches Studium der Sitten und Trachten des Mittelalters. Auch zwey Bilder im Luxembourg zu Paris — sind von ähnlicher Art, obwohl nicht von eben so viel Verdienst; das eine: wie Carl V. bey seinem Aufenthalt in Fontainebleau eine Hofdame für sich zu gewinnen sucht, indem er ihr einen Ring zum Geschenke gemacht; das andere, wie Bayard, seiner Wunde genesend, von der Wittwe und ihren Töchtern mit Gesang unterhalten wird. — Wenn zwar von den drey erwähnten Gegenständen der leztere unbedeutendste sich am besten ausspricht, so war Hr. Revoil in der Wahl derselben doch immer glücklicher als bey der kleinen Scene, die er auf die Ausstellung gebracht: Ein Ritter seinen Hund liebkosend. Der Ritter ist ein geputzter junger Geck, und der Hund ist ein Windspiel. Eine Scene, die weder dem Geist etwas zu denken, noch dem Gemüth etwas zu empfinden gibt, und selbst der oberflächlichen Schauluft, die sich an Gewändern und Geräthen freut, durch den Mangel an Charakter, bald gleichgültig werden muß.

Am meisten der Behandlungsart des Hrn. Grobon ähnlich schien ein Gemälde von Bonnefond: das Innere eines Stalls, mit einigen hübschen Figuren. Knechte, Kinder, ein armer Greis waren mit Lebendigkeit dargestellt — nur schien die Kraft der Farben nicht ganz mit der Wahrheit der Lokaltinten in Uebereinstimmung.

Hr. Biard hatte fünf Gemälde ausgestellt: 1. Zwey Kinder haben sich im Walde verirrt, der Mond ist aufgegangen, und das Mädchen sizt müd und angstvoll an einem kleinen Abhang, während der Knabe sich umsehend, plötzlich die Suchenden mit Fackeln in der Ferne erblickt und freudig es der Schwester verkündigt. 2. Im Innern eines Hauses an einer Treppe sizt eine alte Frau spinnend; eine Knabe hat sich genähert und holt, ohne daß sie es bemerkt, aus einem großen Korbe voll Kirschen, der neben ihr steht, sich eine Handvoll heraus. 3. Kinder die sich schlagen, während die Umstehenden Ruhe zu stiften suchen. 4. Die Fabel vom Fischer und dem kleinen Fisch. 5. Ein Mann in einem Hof aus einem Brunnen schöpfend. — Das erste Bild erregt Theilnahme, das zweyte ist voll Wahrheit, das dritte zieht wenig an, und das vierte und fünfte läßt gleichgültig; alle jedoch sind gut ausgeführt und angenehm, obgleich ihnen noch der Grad von Transparenz fehlt, den Grobon und die Niederländer erreicht haben.

In derselben Art malt Hr. Jacomin, übertrifft aber Hrn. Biard noch in der Wahl der Gegenstände und in der Naivetät der Ausführung. Der Abschied eines jungen Soldaten von seiner Geliebten, der Augenblick, wo er innerhalb der offnen Thüre in der Eile des Schreibens ihr den lezten Kuß auf die Lippen drückt, ist mit Wahrheit und Gefühl, ohne Künsteley und Affectation dargestellt. — Ein alter Sapeur, der, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, gedankenvoll dasizt, erinnert zwar in Stellung und Anordnung an ein durch Kupferstich bekanntes Bild von Horace Vernet, ist aber so charakteristisch aufgefaßt und so voll Ausdruck, daß die innere Originalität sich dennoch geltend macht.

Von Duclaux waren außer mehreren Landschaften einige Winterscenen zu sehen. Ein Reisender, der am Posthaus Pferde wechselt, ist aus dem Wagen gestiegen und wartet frierend bis angeschirrt ist, der Postknecht kommt mit großen Stiefeln eben aus dem Stall heraus. — Eine Vedute in der Wintercampagne. Beyde gut aufgefaßt und mit Wahrheit ausgeführt, doch eben nicht durch Laune des Inhalts besonders anziehend.

Hr. Thierriat hatte ebenfalls ein Bivouac und ein kleines Tirailleurgefecht im Schnee geliefert. Außerdem das Innere eines Klosters in Saragossa; sämmtlich

von fleißiger Ausführung, jedoch das lezte bedeutend schwächer als die übrigen.

Heinrich IV. wie er Biron verzeihend die Hand reicht, von Revershon, mag leicht unter allen eines der schwächsten seyn, da weder Zeichnung noch Auffassung, noch die übrige Ausführung strengen Anforderungen genügte.

Auch zwey Landschaften von Epinat, wovon eine die Scene aus Walter Scott's Fräulein vom See darstellt, wie Ellen über den See schifft, ließen manches zu wünschen übrig.

Als Schüler des Hrn. Richard zeigte sich Hr. Jacquaud in einem sehr geleckten Bild: das Innere eines Klostergangs mit einigen barmherzigen Schwestern. Hier war auch selbst die alterthümliche Farbe der Mauern zu Gunsten der Eleganz aufgeopfert.

Noch sah man die Ansicht eines Hofs auf der Isle Barbe bey Lyon, von Renaud de Vilback, und das Innere der unterirdischen Capelle des heil. Irenäus von Genod, ein Bild, woraus man das Talent des Künstlers nicht so erkennen konnte, wie aus einer größeren Tafel in der Gallerie Luxembourg, die mit eben so viel Laune und Wahrheit aufgefaßt, als mit Geist und Eigenthümlichkeit ausgeführt ist. Ein junger Landmann bringt seine Geliebte vor das Bett seines kranken Vaters, und erhält von ihm den Segen; das alte Mütterchen, in einer reichen malerischen Tracht steht daneben am Stabe gebückt, voll herzlicher Freude — andere Anwesende nehmen auf verschiedene Weise Theil. Dieß Bild ist wohl in jeder Hinsicht eines der besten von allen dieser Art, die in neuern Zeiten gemacht worden sind.

Schließlich erwähne ich noch eines großen Blumenstückes in Acquarell von Laurent, dem nur etwas Kraft der Schatten fehlte, um mit den Bildern von Van Dael wetteifern zu können. Das Zarte, Reine und Durchsichtige der Behandlung und die Schönheit der Zusammenstellung ließen kaum etwas zu wünschen übrig.

An Kupferstichen und Lithographieen war gar nichts aufgestellt, obgleich einige Proben aus Artaud's Werk über die bey Lyon entdeckten Mosaiken, und aus Rey's lithographirten Abbildungen der Alterthümer von Vienne wohl Jedem willkommen gewesen wären. Hr. Rey hat bereits mehrere Platten für die zweyte Abtheilung seines Werks bearbeitet, welche die noch stehenden architektonischen Reste von Vienne enthalten soll.

Schorn.

Kunstliteratur.

Ueber die Kunst- und Industrie-Ausstellung für das Großherzogthum Baden von 1823 zu Carlsruhe. Von Carl Nehrlich. 1823. 8.

Der seltsame Titel hätte wohl kaum eine poetisirende Kritik erwarten lassen, und doch wird uns eine solche hier vorgesezt, und das Publikum, meynt Hr. Nehrlich, werde sich an dem schäumenden Gebräu gütlich thun. Wir wünschen guten Vertrieb, mögen jedoch nicht bergen, daß es uns fast unmanierlich vorkomme, einem Ehrenmanne ein Zwickelbärtchen anzuschwärzen, während man andern, aus übermäßiger Devotion, das qualmende Rauchfaß mit Bücklingen unter die Nase hält.

Der Verf. beginnt sein Opusculum mit Bemerkungen über Leben und Kunst, und da zeigt sich's alsbald, daß er seinen Standpunkt außer dem Leben und der Kunst genommen. Furchtsame Gemüther dürfen sich jedoch hierüber nicht im mindesten beunruhigen, denn schwerlich wird er beyde aus ihren Angeln heben.

Die poetische Vogelperspective macht sich besonders in einzelnen Urtheilen kund. Das lesende Kind von Maria Ellenrieder (nicht Ellenritter) soll in sich vollendet und doch mit breitem Pinsel gemalt seyn. Wir gestehen, dieses „und doch" nicht wohl zu begreifen. — Kunz, versichert Hr. N. weiter, habe seine Rinder und Ziegen nach platonischen Urbildern geformt. Wir können ihm dagegen versichern, daß z. B. der herrliche Stier, auf welchen Guido Arl seine Europa hätte setzen mögen, nicht in der Akademie zu Athen, sondern im Stalle zu Gottesau gestanden und überhaupt wohl schwerlich je ein Thiermaler seine Studien im Plato gemacht habe. Eher noch im Propheten Ezechiel oder in der Apokalypse!

Kellers Carnation wird von Hrn. N. für Italienisch ausgegeben, zur Belehrung derer, die da wähnen, als sey die Natur weder Deutsch, noch Französisch, noch Italienisch. — Hrn. Bär wird der ohne Zweifel recht wohl gemeinte Rath ertheilt, sich in seine Zeit zurückzuziehen, die freylich eine gar unpoetische Zeit ist, und den Genius recht unbarmherzig zwischen Reflexion und Sentimentalität einklemmt, daß er zappelnd die Flügel hängen läßt. Völker haben, wie der einzelne Mensch, nur eine Jugend, und nur einmal blüht ihnen die Kunst aus dem Leben auf. Später ist sie das Mädchen aus der Fremde, und wer ihre Blumen und Früchte selbst pflanzen will, der muß ihr ins fremde Land hin folgen. Wohl ist in uns ein ewiges Sehnen nach der entflohenen Jugend, aber auch in den Armen einer Göttin konnte der greise Tithon dieses zu kurze Geschenk nicht wieder erhalten.

Ueber Catel und Voogd lesen wir bey Hrn. N. (incredibile dictu!) ihre Bilder schienen von einer

Hand gemalt, nur sey die Landschaft des ersten noch plastischer und — besser colorirt.

Ferner bekommen wir zu hören: in Wächters herrlichem Cäsar auf den Ruinen von Troja werde fast nicht ein richtig gezeichnetes Glied gefunden, und, sezt Hr. N. mit strenger Logik hinzu, dieser Tadel ist gerecht, weil er einen großen Künstler trifft!

Weiters erfahren wir: Dorner sey ein bequemer Manierist, der sichs leicht mache, doch stimmten seine kleinen, unruhigen Lichter zum wilden Charakter der Landschaft, und Seest habe seine beyden Bilder nach Thorwaldsen (in denen der Tag so leicht und heiter aufschwebt, die Nacht so müde niedersinkt) aus dem Malerischen ins Plastische verhallhornt. Item wird Hr. Stirnbrand als ein ächter und rechter Porträtist gepriesen, und Hr. N. scheint ordentlich verliebt in sein mit Rosenblättern wohl genährtes Fleisch, doch versichert er, ritterlich und galant, eine Dame von seiner Bekanntschaft (sic?) sey doch noch schöner als ein Rosenkonterfey des Malers.

Der weitere Zoll kommt am schlimmsten bey Hrn. N. weg, und fast scheints, er sollte dem ebengenannten Meister zur Schattenseite dienen. Wie wir hören, hat Hr. N. das von ihm so vornehm getadelte Bildniß — copirt, und nicht ganz meisterhaft. Auf jeden Fall wird sich Hr. Zoll über solchen Tadel leichter trösten, als mancher andere Meister über das erhaltene Lob.

S. 13 seines Opusculums will Hr. N. seinen Lesern ein Mährlein aufbinden, indem er erzählt, Kösters Kirchhof zu Friedelsheim sey nach einem Gedichte entworfen. Umgekehrt! das Gedicht galt dem Gemälde. Bey dieser Gelegenheit macht Hr. N. auch einen kleinen Versuch mit Witz, und zwar über den Hund des Hirten, der am Kirchhofe hinwandelt. Wir zweifeln, ob dieß seine Domäne sey. Non omnia possumus omnes! aber die zwey Trompeten der wohlbekannten Mad. La Reckommée beym Voltaire, die vordere und die hintere, bläßt er recht gemüthlich. —ber.

Kunstnachrichten aus England.

Martin, der Maler, hat den Stich seines größten Werkes: Belsazar's Fest, auf Stahl angefangen. Er selbst wird die Skizze und das Perspektive stechen, das Uebrige geschieht in Mezzotinto durch Lupton. Dieser fleißige Künstler hat ein neues Gemälde in Händen, welches, obgleich sechszehn Fuß hoch, doch in anderthalb Jahren fertig seyn soll. Der Gegenstand ist: Sardanapalus, oder der Fall von Ninive.

Ein schön gelungener Kupferstich von einem Gemälde Stothards, die jährliche Rede am St. Matthias-Tage, in dem großen Saale der Christ-Schule, ist so eben erschienen. Der Gegenstand ist sehr interessant, da die Figuren alle Porträts sind.

Ungeheure Summen sind neulich bey dem öffentlichen Verkauf von Gemälden und andern Kunstwerken erlöst worden. Von den fünfzehn Gemälden, welche Madame Murat aus dem Schiffbruch ihres neapolitanischen Königreichs gerettet, hat der berühmte Versteigerer Christie neulich dreyzehn für beynahe 4000 Guineen verkauft. Für ein Gemälde von Sir J. Reynolds wurden 1750 Guineen gegeben; für den Tod des Lord Chatham 1000 Guineen; ein Gemälde Wilkies: König Alfred in des Hirten Hütte, indem er den Verweis der Frau annimmt, weil er hat die Kuchen anbrennen lassen, wurde von einem Buchhändler für 500 Guineen auf Spekulation gekauft, in der Absicht, dasselbe stechen zu lassen. — Für Nollekins Verlassenschaft wurden große Summen gegeben, und die Kunstwerke aus des berühmten Garricks Verlassenschaft brachten 4000 Guineen ein. Hundert und dreyßig Gemälde aus der Gallerie des Herrn Watson Taylor brachten 25,000 Pf. St. ein. Nur die Gemälde des unglücklichen Haydon fanden keine Liebhaber, und zwey seiner großen Gemälde, für die er, wie ich höre, 20,000 Pf. verlangt hatte, verkauften sich, das eine für 350, und das andere für 220 Pf.; die Rahmen hatten mehr gekostet. Die Ursache aber davon war, ihre Größe, die in keinem gewöhnlichen Hause Raum für sie finden ließe. Die Käufer aber sind Spekulanten, die sie jezt für Geld sehen lassen.

Die Korporation der Stadt Liverpool hat vor Kurzem gezeigt, daß ein hochedler Stadtrath noch etwas mehr thun kann, als — zechen; sie hat nämlich dem dortigen königlichen Institut 1000 Pf. St. zum Ankauf von mathematischen und andern Instrumenten, und 150 Pf. jährlich zur allgemeinen Unterstützung der Anstalt bewilligt. Eine solche Liberalität in einer Stadt, die durchaus vom Handel lebt, verdient das höchste Lob. Das dortige Institut gedenkt nächstens eine Gemäldeausstellung von den Werken alter Meister zu veranstalten.

Die Mitglieder der Gesellschaft der Künstlerkasse (Artists-Fund) deren Absicht es ist, sich durch jährliche Beyträge zu einer gemeinschaftlichen Kasse, im Alter und Krankheit, und ihre Wittwen nach ihrem Tode gegen Mangel zu schützen, und welche bereits aus 120 Personen bestehet, sind zu dem Entschluß gekommen, zum Besten ihrer Kasse allgemein gewürdigte Gemälde in Kupfer stechen zu lassen. Mulready's „Wolf und Lamm" soll das erste seyn, und ist bereits im Werk. Die brittische Institution hat dem Bildhauer Bailey, als einen Beweis ihrer Billigung seines lieblichen Bildes der Eva, ein Geschenk von 150 Pf. gemacht — das erste, welches diese Gesellschaft an einen Bildhauer gegeben. — Von Rubens Chapeau de Paille ist ein Stich erschienen, dieser aber soll von einer Handzeichnung dieses Künstlers genommen seyn; ein anderer Stich vom Gemälde selbst wird gleichfalls in Kurzem erwartet. B—r.

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. August 1823.

Ist doch auf der weiten Erde
Nur ein Traum das ganze Leben: —
König sey er, träumt der König;
Und in diesem Wahn versenkt,
Herrscht, gebietet er und lenkt;
Alles ist ihm unterthänig.
Er erwacht, und — aus ist Alles —
Und von seinem hohen Glück
Bleibt ihm keine Spur zurück,
Als der Schreck ob seines Falles.

Das Leben ein Traum, nach Calderon, von Zahlhaas.

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

Aufenthalt in Sevilla.

(Beschluß.)

Das vornehmste Schauspielhaus ist noch nicht ganz vollendet, und keinesweges unansehnlich für Spanien. Es ist groß und bequem, und das Getäfel der Logen gut gemalt. Die Sitze im Parterre sind wie zu Madrid abgetheilt und bezeichnet, so daß man sich vorher eines gewissen Platzes versichern kann. Die einzige Vorstellung, welche ich sah, und wovon ich den Namen vergessen, ging darauf hinaus, um zu zeigen, wie man ehemals in Spanien Aemter erhielt. Ein armer Kandidat, dem man eine Stelle versprochen, findet sich auf dem Ministerium mit seiner Bittschrift ein, und hier wird er von allen Untergebenen so lange mißhandelt, bis er sie, auf den Rath seines Barbiers, der Reihe nach bestochen hat, die Männer mit Geld, die Weiber mit Kleidern. Auf diese Weise kommt er endlich vor den Minister — aber auch hier wird er zurückgewiesen, bis ihm seine hübsche Frau sogleich eine vakante Stelle findet. Dieses Lustspiel ist voller Satyre, und einige Stellen erhielten den rauschendsten Beyfall. Die Schauspieler erschienen in ganz gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, so daß die Vorstellung für einen Ausländer mehr das Ansehen einer Probe hatte. Den Beschluß machte ein militärisches Ballet, worin auch die Tänzerinnen ihre Gewehre schulterten. Diese dumme Farce erregte aber allgemeines Mißfallen. — Man hat hier keine Gallerie, und die oberen Logen sind gänzlich für Frauenzimmer bestimmt. Das Parterre war voller Herren, und hinter diesem ist ein Platz zum Stehen, wo man den niedrigsten Preis bezahlt. Ich sah weder Soldaten noch Polizeybeamte, dennoch herrschte die gröste Ordnung.

Die Kaffeehäuser sind von neuer Einrichtung, und werden nach Pariser Mustern geführt; seit Kurzem aber erst findet man Zeitungen hier. Man hat in Sevilla seit einiger Zeit ein Diario gedruckt, dieß war aber ein äußerst schlechtes Produkt. Jezt hat man die Madrider Zeitung hierher verlegt.

In der Nähe des Flusses befindet sich eine starke Mauer zur Schutzwehr gegen das Ueberströmen desselben, welches die Stadt oft großen Gefahren und Unbequemlichkeiten aussezt, indem das Wasser, den Inschriften in der Mauer nach, oft eine bedeutende Höhe erreicht hat, besonders im Jahr 1796. — Auch ist seit einigen Jahren das gelbe Fieber einheimisch geworden (?), eine Seuche, welche, bey der Enge der Straßen und der eingeschlossenen Luft, gänzlich zu verbannen schwer seyn wird.

Ungefähr anderthalb Stunden von Sevilla befinden sich die Trümmer der alt-römischen Stadt Italica, welche die Mönche Santa Iponze, und die Landleute Alt-Sevilla nennen. Das Kloster Santa Iponze wurde von den Franzosen in eine Kaserne umgewandelt, und hat jezt dieselbe Bestimmung. Dicht bey dem Dorfe gleiches Namens sah

ich einige große und feste Gemäuer römischen Ursprungs, deren Bestimmung sich aber nicht mehr erkennen läßt. Unweit davon zeigte man mir in einem Kornfelde die ziemlich erhaltenen Ueberreste eines Amphitheaters. Der Kreis war länglich, und ist nur an wenigen Stellen unterbrochen. Die steinernen Bänke erheben sich über einem Gewölbe, welches unter den untersten Bänken mit der Arena in Verbindung stand, und wahrscheinlich die Kämpfenden, entweder Thiere oder Menschen, in dieselben zuließ.

Ich sah in Sevilla zwey Stiergefechte. Das hiesige Amphitheater ist sehr groß und schön; die untern Sitze sind alle von Stein, die obern, oder die Altane, von Backsteinen, und das Dach wird von Marmorpfeilern getragen. Diese Altane und Pfeiler erstrecken sich indessen nur über die Hälfte des Kreises, indem es an Geld gefehlt, um das große Werk zu vollenden. Die andere Hälfte ist von Holz aufgebaut, und der Kreis wird durch einzelne Häuser unterbrochen, aus welchen die Bewohner das Schauspiel umsonst mit ansehen können. Das erste Stiergefecht seit Fastnacht war am Ostermontag. Vier Stiere wurden erlegt, wovon drey ungeheuern Widerstand leisteten; zwey Pferde wurden aufgeschlizt, ein Picador vom Pferde geworfen, welcher beym Falle großen Schaden litt, und ein Matador, welcher einen Fehlstoß that, wurde von dem Stiere beynahe tödtlich verwundet. Nach dem Gefechte gab eine Weibsperson eine Vorstellung von Kunstreiterey von mittelmäßiger Art. Dann wurde ein kleiner Luftballon mit einer menschlichen Gestalt in die Höhe gelassen, welche von einigen hundert Fuß Höhe in dem Boote wieder herabkam. Zum Schluß ließ man zur Unterhaltung für das Volk einen schwachen Ochsen in die Schranken, über den sich auch der Pöbel sogleich hermachte. Die Sitze waren dießmal sehr voll, und die Zuschauer schienen mit Allem sehr zufrieden, außer der Kunstreiterey, welche nicht wiederholt ward. — Bey dem zweyten Gefecht waren nur wenige Zuschauer zugegen, indem das Wetter schlecht war. Die sieben Ochsen, die man erlegte, schienen alle von einer gemeineren Zucht zu seyn und leisteten wenigen Widerstand. Am Morgen aber, als man sie auf den Kampfplatz trieb, hatte einer davon einen jungen Menschen umgebracht, der ihm zu nahe gekommen war.

Man gab Nachricht, daß der König am 10. April seinen Einzug in der Stadt halten würde. Zu diesem Ende ward eine Anzeige an alle Ecken angeschlagen, worin den Einwohnern der Straßen, durch welche der Monarch kommen sollte, befohlen ward, die Vorderseite ihrer Häuser zu verzieren. Auch wurde für die drey folgenden Nächte eine allgemeine Beleuchtung anempfohlen. Ein anderer Befehl verordnete, daß am Tage des Einzuges nach drey Uhr alle Wirthshäuser verschlossen werden sollten, um, wie es weiter hieß, die Unordnungen zu verhüten, die bey frühern Gelegenheiten durch zu häufigen Genuß des Weines verübt worden. — In den nördlichen Provinzen wird nicht viel Wein getrunken, während in Andalusien das Volk damit oft bis zum Uebermaße geht; welches indessen bey dem feuchten Klima und den köstlichen Weinen kein Wunder ist.

Der 10. April kam, brachte aber trübes Wetter und Regen mit. An mehrern Häusern waren die Altane mit Decken, meistens von blauer Seide, behangen. Die Straßen bey dem Thore von Triana waren auf einer Seite mit Soldaten besezt. Der Konstitutionsplatz hatte ein prächtiges Ansehen. Das Stadthaus war mit dunkelblauen Tapeten behangen, und die Pfeiler seiner großen Altane mit künstlichen Rosen umwunden. Im Innern der Altane, welche man vielmehr eine offene Gallerie nennen möchte, hingen acht oder zehn gläserne Leuchter, und vorne wehte die Nationalfahne über einem Panzerhemd und Helm. Auf dem Platze war eine große Menge Volks versammelt, und die Altane der Häuser waren mit Zuschauern besezt, meistens Frauenzimmern, mit natürlichen Blumen in den Haaren. Da die Häuser alle Altane haben, so waren die untern gegen den fallenden Regen geschüzt. Von dem Platz, wo eine Menge Soldaten mit Musik versammelt waren, führt eine lange Reihe enger Gassen; auch hier sah man eine Menge Zuschauer, und sobald um fünf Minuten auf ein Uhr die ersten Kanonenschüsse das Zeichen gaben, daß der Zug bey der Stadt angekommen war, wurden alle Altane mit Decken behangen, einige derselben von sehr altem geblümten Seidenzeug, einige von gelbem Zitz, andere von Damast, die meisten aber von blauer Seide. Die Soldaten waren alle auf ihren Posten. An einigen Kirchen war die Außenseite mit alten Teppichen behangen, und die Mönche der Klöster, die an dem Wege lagen, standen vor denselben gereiht. — Vor und hinter dem königlichen Wagen ritt eine starke Kavallerie-Bedeckung, welche, sobald sie durch das Thor gekommen war, Viva Riego! rief; da aber Niemand in den Ruf einstimmte, so ward er auch nicht mehr wiederholt. Ein Infanterie-Offizier lief vor dem königlichen Wagen her und rief: Viva! aber auch in diesen Ruf stimmten nur Wenige von den Altanen ein. — Ich folgte dem Zug bis zum Konstitutionsplatz, und auf dem ganzen Wege glich er einem Leichenzuge. Kein Wehen der Tücher von den Frauen, kein Vivatrufen von den Männern. Auf dem Platze selbst hörte man ein allgemeines Vivatrufen, zu welchem die Soldaten noch la Constitucion, und Andere el Rey Constitucional hinzusezten. Die Musik spielte Riego's Hymne, aber das Rufen war weder fortdauernd, noch begeistert, und die Zuschauer auf den Altanen nahmen wenig Antheil daran. Auch schienen sie eigentlich nicht zu wissen, daß der König und die Königin im ersten Wagen waren, und blickten nach den hinteren Kutschen am Ende des Zuges hin; das üble Aussehen der durchnäßten Soldaten, Wagen und Pferde möchte auch da-

zu beygetragen haben, den Volksjubel zu dämpfen. — Der König verbeugte sich leicht gegen die Zuschauer, und schien nicht sehr ermüdet von der Reise, die Königin lehnte sich zurück und war kaum sichtbar, während fast Niemand auf die Infanten achtete. Der Zug ging weiter, und eine dritte Artillerieſalve verkündigte die Ankunft des Monarchen im Schloß. Während des ganzen Zuges läuteten alle Glocken, und besonders donnerten die zwanzig Glocken der Domkirche ihre betäubenden Klänge hervor. Des Abends war die Stadt allgemein beleuchtet, und die Beleuchtung der Thurmspitze der Domkirche gab das Zeichen dazu. Diese Masse von flammenden Fackeln am Himmel hätte ein großes Ansehen. Die Gesichter der Leute, welche dieſelben anzündeten, hatten eine todtenähnliche Farbe in dieſer erleuchteten Höhe. Eine ungeheure Menge Vögel, die das ungewöhnliche Leben aus ihren luſtigen Höhen gejagt, flatterten um die Flamme her, und schienen in dem falben Lichte alle weiß.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage nach dem Frühſtück fuhr Fitz-Allan auf einem Spaziergang in ſeiner Erzählung fort:

„Durch die Einflüſſe ſolcher Männer kam ich allmählig zu einer neuen Ideenreihe, zu Anſichten und Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit. Der Prediger theilte mir auch Bücher mit, in denen Unterhaltung mit Belehrung verknüpft war. Ich las hiſtoriſche, poetiſche und moraliſche Schriften. Mein Charakter wurde allmählig milder. Ein anderer mächtiger Beweggrund feuerte mich in meinen Studien an; ich wollte mich meiner lieben Hannah würdig machen.

„Dieſes veränderte Betragen erwarb mir Schonung. Man geſtattete meiner Mutter, mich oft zu beſuchen; ſie unterhielt mich von Miß Patterſon; ſie ſprach ihr von mir. Jeden Sonntag kam Hannah in die Kirche des Gefängniſſes. Ich konnte ſie nicht ſprechen, aber ich ſah ſie wenigſtens, begegnete zuweilen ihren Blicken: ein einziger Blick gab mir Muth für die ganze Woche.

„So verfloſſen meine Tage unter abwechſelnden Arbeiten und nützlichen Erholungen. In dem Maße, als mein Geiſt gebildeter wurde, milderten ſich meine Leidenſchaften; ich ſetzte Werth auf meine Selbſtachtung und erfüllte gerne meine Pflichten.

„Meine Gefangenſchaft hatte ſchon ſechszehn Monate gedauert, als ſie durch ein unerwartetes Ereigniß verkürzt wurde. Dieſes erfolgte in einer düſtern Novembernacht, bey trockner und ſtrenger Kälte. Um zwey Uhr Morgens wurde ich durch eine außerordentliche Bewegung, wie wenn das Gefängniß der Schauplatz irgend einer großen Kataſtrophe wäre, erweckt. Ich wollte eben nach der Urſache forſchen, als eine von dem Winde getriebene Rauchwolke zu meinem Fenſter hereindrang. Das Haus brannte. Ich wollte hinaus, fand mein Zimmer geſchloſſen, und urtheilte, daß bey der allgemeinen Verwirrung Niemand an mich gedacht haben würde. Auch fiel mir bey, daß mein Geſchrey unter der Verwirrung ungehört bleiben würde. Ich waffnete mich daher mit Muth. Ein großer Hebel, der mir bey meinen Arbeiten diente, kam mir unter die Augen; ich faßte ihn und ſchlug damit wiederholt gegen die Thüre. Ich bedurfte der ganzen Fülle von Kraft, mit der mich die Natur begabt hatte, um mir eine Bahn zu bereiten. Mit meinem Hebel bewaffnet ſtürze ich mich in den Corridor, und war gerade im Begriff, die Treppe hinunter zu eilen, als ich ein Geſchrey der Verzweiflung vernahm. Es war die Stimme eines Greiſen, der gleichfalls in einer benachbarten Zelle vergeſſen worden war. So nah auch die Gefahr war, ſo konnte ich doch dem Verlangen, dieſen Unglücklichen zu retten, nicht widerſtehen. Ich ſtieß ſeine Thüre, die nicht ſo feſt als die meinige war, ein und ſah ihn bey dem Lichte der Flammen, die unter ſeinem Fenſter loderten, auf ſein Bett geſtützt und beynahe vom Rauche erſtickt. Ich rief ihm, mir zu folgen, er blieb aber, entweder aus Schrecken oder aus Schwäche unbeweglich. Nun lade ich ihn auf meine Schultern und eile die Treppen unter Rauch und Flammen hinunter. Als ich das Thor erreichte, fiel ein abgelöster brennender Balken mit furchtbarem Geräuſch hinter mir nieder. Man hatte mich für verloren gehalten. Ueberall ertönte Freudenruf bey meinem Anblick. Herr Patterſon, der herbeygeeilt war, befand ſich unter den Zuſchauern: „Heinrich, ſagte er zu mir, Sie haben eine gute Handlung verrichtet, Gott wird Sie dafür belohnen.“

Das Feuer nahm mit Heftigkeit zu, und zu allem Unglück war das Waſſer in den Behältern gefroren. Man entſchied nun, die Communikation des brennenden Flügels mit der Hauptwohnung zu unterbrechen. Ich nahm eine Axt und begab mich unter die Arbeiter. Bey großen Gefahren nimmt jeder von Natur ſeine Stelle ein und ein einſtimmiger, wiewohl ſtiller Vertrag vertraute mir die Leitung der Arbeit. Ich benahm mich mit Eifer, und es gelang unſern Anſtrengungen, das Hauptgebäude zu retten. Von den Anſtrengungen war ich ganz erſchöpft und hatte die rechte Hand ſtark verbrannt. Nach hergeſtellter Ordnung ging ich in den großen Saal, wo ich die Aufſeher des Hauſes, die erſten Magiſtratsperſonen der Stadt und den Gouverneur Clinton ſelbſt antraf. Dieſer ehrwürdige Patriot ſagte in verbindlichem Ausdrucke zu mir: „Ich kenne Ihr Betragen in dieſem Hauſe. Das Werk der Menſchlichkeit, das ſie ausgeübt haben, die Dienſte, die man Ihnen bey dieſer traurigen Veranlaſſung verdankt, werden die Ausübung des Vorrechts rechtfertigen, deſſen ich mich zu Ihren Gunſten bediene. Sie ſind

von diesem Augenblicke an frey.“ Alle Umstehenden bezeugten ihren Beyfall über diese Begnadigung und Herr Patterson, der mir die Hand drückte, sagte zu mir: „Gehen Sie zu Ihrer Mutter, sie erwartet Sie in meinem Hause.“

„Wie könnte ich die entzückenden Gefühle schildern, die mich belebten, und die Freude meiner guten Mutter, als sie mich frey an ihr Herz drückte! Sie hatte Alles vernommen; Hannah war bey ihr, und ich glaubte auf ihrem himmlischen Gesichte die Spuren geheimer Rührung zu bemerken. Als meine Mutter meine verbrannte Hand erblickte, so suchte sie eilig einen Balsam, dessen Eigenschaften sie kannte. Während dieser Zeit wollte Hannah meine Wunde untersuchen; sie senkte das Haupt, und ich fühlte eine Thräne auf meine brennende Hand fallen. O unbeschreibliche Macht einer tugendhaften Liebe, wer könnte dein Entzücken schildern! Unsere Seelen verstanden sich, unsere Herzen vereinigten sich in diesem Augenblick, um sich nur mit dem Tode zu trennen. Keine menschliche Sprache vermag eine solche Lage zu beschreiben.

„Geliebte Hannah, rief ich aus, wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, Sie zu sprechen, die gleiche Luft mit Ihnen zu athmen!“ Sie erhob ihr Haupt und sagte mit inniger Rührung: „Sie leiden!“ „Nein, antwortete ich, in Ihrer Nähe gibt es kein Leiden, Sie lösen den Schmerz, Sie sind ein Engel der Güte.“ Ich weiß nicht, welche unwiderstehliche Bewegung uns hinriß, aber unsere Lippen berührten sich, und der Himmel nahm unsern Schwur der Liebe auf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. Juli.

Der Monat Juni ward bey uns ziemlich einfach durchlebt. Noch hatten sich wenige Fremde eingefunden, da gewöhnlich erst die heißern Sommermonate die Badedurchreisenden uns zuzuführen pflegen. Doch erfreute sich die Trinkanstalt künstlicher mineralischen Wasser des Dr. Struve, der von dem Könige von Sachsen mit dem Verdienstorden beehrt worden ist, schon eines recht zahlreichen Besuchs und man war allgemein mit den Erfolgen der Kur zufrieden.

Es bliebe also für den abgewichnen Monat nur mein gewöhnlicher Bühnenbericht übrig. Doch auch dieser wird sehr kurz ausfallen, da wir nicht eben außerordentlicher, am wenigsten vieler neuen Genüsse uns erfreuen konnten. Von letztern sahen wir blos ein kleines Stück von W. Vogel nach Baron, die heimlich Vermählten, oder er wird sein eigener Richter, und Cordelka, Singspiel in einem Akte von Wolf, mit Musik von Kreuzer. Ersteres können wir sehr kurz abfertigen, da es eine höchst unbedeutende, lebenlose Kleinigkeit ist, die schwerlich auch ihr Bühnenleben über ein Paar Monate bringen wird, aber mit um so größerem Vergnügen verweile ich bey der Darstellung des zweyten. Das Singspiel selbst ist aus Wolfs dramatischen Spielen bekannt, wo es den Namen Adele von Boudey führt. Warum es umgetauft worden ist, weiß ich nicht, jedenfalls ist es ein Gewinn für die Opernbühne, wenn es mit der Virtuosität dargestellt wird, wie es hier durch Demoiselle Schröder geschah. Die junge Künstlerin bewährte darin bey kräftigem Gesang ein dramatisches Talent, welches, wenn es bey mehreren Leistungen sich ferner so entfaltet, zu den größten Erwartungen berechtigt. Der Ruf ihrer trefflichen Darstellung dieser höchstschwierigen, eine Stunde lang im Wahnsinn sich fortbewegenden Rolle war schon früher bis zu uns von Wien aus gedrungen, aber man fand seine Hoffnungen noch überboten. Es lag in dem Ganzen ein Studium und doch auch wieder eine solche Natur und Wahrheit, daß ich wohl sagen darf, es sey mir in dieser Hinsicht bey der deutschen Oper nur höchst selten ein ähnlicher Genuß zu Theil geworden. Es gehörte aber auch die ganze jugendliche Kraft und Unermüdlichkeit eines kernfesten Organs dazu, um eine Parthie auszuführen, welche nie Ruhepunkte erlaubt und fast in steter Exaltation gehalten werden muß. Besitzt eine Blume eine solche deklamatorische Sängerin, so rathe ich jeder dieses tiefergreifende Kunstwerk aufzuführen, außerdem aber sich ja davon entfernt zu halten, indem es mit dem bloßen Gesang hier, sey er auch noch so trefflich, keineswegs gethan ist, sondern die Aufgabe sich hauptsächlich aufs Spiel bezieht. Schade war es, daß Mlle. Schröder gleich darauf mit ihrem künftigen Gatten, Herrn Devrient, eine Kunstreise antrat, und wir also für jezt nur einmal dieses Kunstgenusses uns erfreut haben. Beobachtungen bey einer Wiederholung werden in mancher Beziehung eben so interessant als angenehm seyn.

Hörten wir hier in einer weiblichen Rolle ächten deklamatorischen Gesang, wie er wohl eigentlich das ächte Wesen jeder guten Operndarstellung ausmacht, so gab uns der Baßsänger, Herr Fischer, welcher in mehreren Gastrollen auftrat, auch in männlichen Rollen Stoff zu einer angemessenen Parallele. Denn obstreitig ist eben dieses das Hauptverdienst des wackern Sängers, der noch vor Kurzem Berlin wieder mit seiner Gegenwart erfreute. Erist ein sehr wackerer Darsteller, welchen der Gesang nur das ausmalende Prinzip zu seyn scheint. Daher ist es auch weniger störend, daß seine Stimme besonders in den höhern Chorden nicht mehr die frühere Frische zu haben scheint, während in der Tiefe sie noch voll und kräftig anspricht, wie er dieses besonders im Sarastro bewährte. Außer diesem Charakter, den er mit einer gewissen Zierlichkeit des jüngern Mannes-Alters, vielleicht nicht ganz zum Vortheil des guten Rufs der armen, von ihm entführten, Pamina ausstattete, für welche stets der Greis Sarastro ein sicherer Wächter bleibt, gab er noch den Michaeli im Wasserträger mit ächt nationeller Gewandtheit und Biederkeit, den Osmin in der Entführung mit einer höchst ergötzlichen Komik und den Don Juan mit einem lebenslustigen Roué-Anstande, der alle Tollheiten, denen sich der Versuchte hingibt, wohl erklärlich machte. Allgemeiner Beyfall begleitete seine Darstellungen, und man hofft ihn bey seiner Rückkehr aus den Bädern noch in einigen Rollen hier auftreten zu sehen. Dabey kann ich in Bezug auf dessen Darstellung des Don Juan den Wunsch nicht bergen, daß man uns doch endlich einmal des häßlichen Anblicks der Höllenfahrt dieses edeln Spaniers überheben, und uns lieber mit dem wirklichen Schlusse dieser Oper, wie ihn Mozart geschrieben hat, wie er zur nothwendigen und wirklichen Beruhigung in herrlichen Akkorden noch ausklingt, und nicht blos Pulver- und Schwefeldampf zum Nachtisch zurücklässt, schenken möge.

An Gastspielern sahen wir auch noch Herrn Wagner aus Breslau und Herr Rottmaier aus Frankfurt. Ersterer sang den Belmonte in der Entführung aus dem Serail, und den Don Ottavio im Don Juan; letzterer begann erst vorgestern mit dem Wind in Verlegenheit und List, und ich behalte mir daher das Nähere über ihn vor. Herr Wagner hat eine angenehme Bruststimme und wendet vielen Fleiß an. Größere Ausbildung wird ihm bey seiner Jugend gewiß künftig noch zu Theil werden.

In der italienischen Oper sahen wir eine einzige Vorstellung, le nozze de Figaro, aber eine sehr erfreuliche. Fast alle Parthieen waren zu großer Zufriedenheit besetzt und das Ganze gewährte einen höchst genußreichen Abend.

— n.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. August 1823.

Gerungen hab' ich kühn und unverdrossen
Und nicht nach Tand und wesenlosem Schaum.
Zwar blüht nicht mehr, doch Früchte trägt der Baum,
Und rings entkeimen munter, junge Sprossen.
K. Streckfuß.

Das Gefängniß von New-York.

(Beschluß.)

„Ich will Sie nicht mit Kleinigkeiten aufhalten. Durch meine Arbeiten hatte ich eine ziemlich beträchtliche Summe gewonnen, die mir übergeben wurde. Ich zog mich mit meiner Mutter in ein Haus in der Greenwich-Straße zurück, wo ich eine große Schmiede errichtete, der ich mit Erfolg vorstand. Ich hatte viele Arbeiter, und keinen Mangel an Bestellungen. Ich nährte mich redlich, und genoß in der Stadt einen gewissen Grad von Achtung. Meine in der Haushaltung erfahrene Mutter ordnete meine Ausgaben. Herr Patterson besuchte mich, und empfing mich in seinem Hause. Ich und Hannah waren im besten Einverständniß; bey meiner Unabhängigkeit war die Aussicht auf mein Glück nicht entfernt.

„Unter diesen Umständen brach das gelbe Fieber in New-York aus, machte große Verheerungen, und verursachte eine allgemeine Bestürzung. Jeder suchte diesen brennenden Heerd der Ansteckung zu fliehen. Die Stadt entvölkerte sich, und doch nahm die Zahl der Opfer täglich zu. Jedes davon betroffene Haus wurde augenblicklich verlassen. Die Familienbande schienen gelöst. Söhne verließen ihre Väter, Frauen ihre Männer, zuweilen selbst ihre Kinder; Niemand dachte an die Greisen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren wie aufgelöst. Einige muthige Aerzte und ehrwürdige Geistliche trotzten allein der Gefahr, und brachten den Angesteckten Hülfe und zuweilen Trost.

„Herr Patterson und Hannah waren unter den ersten, die angesteckt wurden. Alle ihre Diener flüchteten sich; sie blieben allein. Meine Mutter und ich eilten zu ihnen, um sie nicht wieder zu verlassen; ich besorgte Herrn Patterson, meine Mutter seine geliebte Tochter unausgesezt. Der Doktor Brown starb in diesem Zeitpunkt, und diese Nachricht erhöhte noch die Krankheit seines Freundes. Bald stellten sich schauderhafte Symptome auf seinem Körper ein. Im Zeitraum einer Nacht wurde seine Haut gelb wie Safran, und seine Augen fingen an zu erlöschen. Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor, die ich nicht bemerken lassen durfte! Ein brennender Durst, der durch kein Getränk gestillt werden konnte, eine völlige Kraftlosigkeit, Alles verkündete den traurigen Ausgang, an den ich nicht zu denken wagte. Herr Patterson sah diesen Augenblick mit Resignation sich nähern. „Mein lieber Sohn, sagte er zu mir, Ihre Hoffnungen sind eitel, und Sie setzen unnützer Weise Ihr Leben zur Rettung des meinigen aus. Fliehen Sie diesen Boden, auf dem der Zorn des Himmels ruht. Ohne Zweifel lebt meine Tochter nicht mehr; nichts zieht mich noch an die Welt, als meine Freundschaft für Sie. Leben Sie glücklich!"

„Ihre Tochter lebt, sagte ich zu ihm, meine Mutter steht ihr bey, und bürgt für ihre Rettung."

„Gut!" sagte dieser gute Vater, und ein lezter Strahl der Freude glänzte schwach in seinen Augen.

„Das Opfer ist groß, aber es muß gebracht werden. Der Wille des Himmels geschehe! Mein lieber Heinrich, mein Sohn, ich empfehle dir meine theure Hannah; sey ihr Beschützer!“

„Ich suchte seine eiskalten Hände in den meinigen zu erwärmen; ich bat ihn, der Hoffnung Raum zu geben, als seine Glieder von konvulsivischen Bewegungen ergriffen wurden. Der Tod hatte seine Beute gefaßt. Ich war in Schmerzen versunken; aber ich verließ die Reste meines Wohlthäters nicht. Ich wollte sie nicht dem traurigen Leichenwagen anvertrauen, der zweymal des Tages durch die Straßen fuhr, und auf den Kirchhof zurückkehrte, wo alle Körper ohne Unterschied in eine Grube geworfen wurden. Ich legte seinen Leichnam selbst in einen Sarg, und brachte ihn nach dem östlichen Kirchhof, wo ich ihn der Erde anvertraute. Der Platz war genau bezeichnet, und später wurde ein Denkmal, mit Bäumen und Blumen umgeben, von mir errichtet.

„Hier endigt sich meine Erzählung. Sie errathen die Folgen dieses großen Unglücks. Hannah wurde, Dank sey es der Pflege meiner Mutter, wieder hergestellt. Sie erfuhr ihren erlittenen Verlust erst nachdem sich ihre Kräfte wieder erholt hatten. Wir entschlossen uns, nun immer beysammen zu bleiben, und bald wurde unsere Heirath durch unsern ehrwürdigen Freund, Herrn Pownal, geschlossen. Der Aufenthalt in der Stadt hatte etwas Peinliches für uns. Ich kaufte dieses Gut, wo wir glückliche Tage verleben, und wo uns gesunde Luft vor dieser Ansteckung schützt, deren Andenken uns Schauder einflößt, und die wir vorzüglich für unsere Kinder fürchten würden.“

Ich dankte Fitz-Allan für seine Gefälligkeit, und wünschte ihm zu seiner Lage Glück. „Sie denken wohl nicht mehr, sagte ich zu ihm, an Ihr Irland?“ — „Ich denke noch daran, antwortete er, aber nur um die Unruhen zu beklagen, deren Beute es ist, und die brittische Intoleranz, welche einen beträchtlichen Theil seiner großmüthigen Bevölkerung ihrer gegründetsten Rechte beraubt. Hier aber ist die Erde der wahren Freyheit, das gemeinschaftliche Vaterland der Unglücklichen, der Opfer der Tyranney; dieses werde ich nie wieder verlassen.“

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Fortsetzung von Nr. 194.)

Ardrah, oder Porto novo, wie es die Portugiesen nennen, liegt zwischen Wydah und Lagos, in 6° 26′ nördlicher Breite, und 3° 42′ östlicher Länge von Greenwich, und ist etwa 25 englische Meilen vom Meere entfernt. Es ist eine volkreiche Stadt, und enthält wahrscheinlich 7—10,000 Einwohner. Sie ist unregelmäßig gebaut, wie alle afrikanische Ortschaften, und die Häuser stehen einzeln und sind aus Lehm verfertigt. Alle sind mit einer hohen Mauer versehen; worin Schießscharten enthalten sind. Die Stadt selbst ist elliptisch, und liegt an einem See, der sie von vornen beschützt. Hinter der Stadt herum ist ein tiefer Graben und eine vier Fuß hohe und vier Fuß breite Mauer gezogen, worin ebenfalls Schießscharten angebracht sind. Zwischen dem nordwestlichen Theile der Stadt und der Mauer liegen wohlbebaute Felder, welche hauptsächlich Mais und Kürbisse erzeugen. Außerhalb der Mauer ist die Heerstraße, welche nach Hio, einem großen Lande, führt, das von einer kriegerischen Nation bewohnt wird. Die Hauptstadt dieses Landes liegt etwa 180 englische Meilen in nord-nord-östlicher Richtung von Ardrah, dessen Bewohner dem Könige von Hio Tribut bezahlen, um sie vor den Einfällen der Dahomier zu schützen.

Die Bewohner von Ardrah sind betriebsam, und verfertigen Baumwollen- und Eisenwaaren. Sie machen auch Seife von Holzasche und Palmöl; Sandalen von Ochsen- und Kuhhäuten; Körbe von verschiedener Gestalt, irdene Waaren, Stühle, Nachen und Matten. In der Stadt selbst wohnen drey oder vier Schmiede, welche Hacken, Stutzsäbel, Nägel, Riegel, Thürangeln, Schießklappen und Zäume verfertigen. An Markttagen, welche gewöhnlich auf den Sonnabend fallen, ist die Stadt sehr lebhaft. In den Zugängen zum Marktplatz werden einheimische irdene Waaren, Brennholz, Schweine und Ziegen verkauft, und auf dem Platze selbst, welcher sehr geräumig ist, sind europäische und indische Manufakturwaaren, als: rothe und blaue Taschentücher von Manchester, schlesische und andere Leinwand, seidene Halstücher, Cuttances und Taffities von Madras, Tabak von Brasilien, Korallen, Kauries u. dergl. zum Verkauf ausgesetzt. Auch sieht man hier afrikanisches Tuch von Eyeo und Jaboo, gefärbte und ungefärbte Garne, gefärbte und zubereitete Ziegenfelle, Strohhüte, Stühle, Pottasche, Seife, Indigo-Blätter und Stengel, Mais, Erbsen, Yams, Bananen, Palmöl, Ananas, Enten, Hühner, Wildbrät, Ochsen- und Schweinefleisch, Honig und Palmwein. Die Bezahlung wird in Kauries gemacht.

Lagos ist eine andere ziemlich gewerbreiche Stadt, welche ungefähr 5000 Einwohner enthält. Sie ist auf einer unbedeutenden Insel, zwischen dem Meere und dem sogenannten Crabbo-See, erbaut, und hat von jeher einen großen Antheil am Sklavenhandel gehabt. Hier herrscht noch die abscheuliche Gewohnheit, alle Jahre eine junge Weibsperson lebendig zu spießen, um die Gunst der Göttin zu erlangen, welche über die regnige Jahrszeit zu gebieten hat. Dieses Opfer wird kurz nach der Frühlings-

Tag- und Nachtgleiche gebracht, und mit ihr werden Schafe und Ziegen geopfert, welche mit Yams-, Maisspitzen und Bananen neben ihr an Pfeilern aufgehängt werden. Eine andere seltsame Gewohnheit in Lagos ist die Verbannung aller männlichen Hunde nach den gegenüber liegenden Dorfschaften, und wenn unglücklicher Weise ein solches Thier sich nach Lagos verläuft, wird es gefangen, erdrosselt und aufgeschnitten, und an der Thür irgend eines vornehmen Mannes aufgehängt, wo man zuweilen ganze Reihen erwürgter Hunde sehen kann. Es sind Fetische, und man glaubt mit ihnen die Absichten des bösen Geistes zu hintertreiben.

Am östlichen Ende der Stadt stehen einige große Bäume, welche mit Schädeln von Verbrechern gleichsam bedeckt sind. Die Schädel sind nämlich an den Stamm und die Aeste genagelt, und bieten einen erschrecklichen Anblick dar. In der Stadt selbst sieht man eine unzählige Menge Wasserratten, die sich ohne Scheu in die Häuser drängen, und nicht selten beym Essen unter den Tischen umher laufen. Lagos, und einige Dorfschaften nördlich davon, haben ihren eigenen König, welcher unter dem Namen von Cootry bekannt ist. Er hat unumschränkte Gewalt, und ist im höchsten Grade tyrannisch. Adams, der Verfasser dieser Nachrichten, macht folgende Beschreibung von seiner königliche. Gnade: „Als ich ihn zum Erstenmale besuchte, hielt er gerade Lever (Levee), und vergeudete Gnadenbezeugungen an seine Hofleute mit eigener königlicher Hand, welche aus faulenden Stücken Kuhfleisch bestanden. Jeder der anwesenden Hofleute kroch auf Händen und Füßen nach dem Throne hin, und rieb gelegentlich seine Stirn im Staube, ehe er das fürstliche Geschenk empfing, und nachdem er es erhalten hatte, kroch er wieder rücklings nach seinem Sitze in derselben Stellung zurück, wie ein Bär, wenn er von einem Baume steigt. Das Zimmer war jedoch so heiß, und der Gestank des Fleisches so groß, daß ich mich eilends zurückziehen mußte, wenn ich nicht allen Anspruch auf die königliche Bekanntschaft aufgeben wollte, da ich ein heftiges Erbrechen verspürte, was allem Anstand zuwider gewesen wäre, so daß ich für diesesmal keine Gelegenheit hatte, des Königs Gnade gegen seine Hofleute ferner zu beobachten.

„Der Eingang zum Audienz-Zimmer gewährte einen seltsamen Anblick. Es war ein Gemach von beträchtlicher Länge, und hatte in der Mitte des Daches eine Oeffnung, um Licht und Luft einzulassen. Auf einer Seite standen des Königs Fetische, aus drey Elephantenzähnen bestehend, welche gegen die Wand gelehnt und mit Blut besprengt waren. In den übrigen Theilen des Gemaches lagen an der Wand herum verschiedene Handelsartikel und kostbare Geschenke, als: Tabaksrollen, Kisten mit Pfeifen und Wachholder-Branntwein, mehrere Stücke Tuch, eiserne Stangen, irdene Waaren, eine hübsche Handorgel mit zerbrochenen Pfeifen, zwey prächtige Staatssessel mit reichen karmesin-rothen damastenen Ueberzügen, ganz zerlumpt, ein hübscher Tragsessel ohne Boden, und zwey kostbare Sopha ohne Füße. Alle diese Gegenstände waren wahrscheinlich deßwegen längs des Eingangs aufgehäuft, damit diejenigen, welche sich dem Könige nähern durften, eine hohe Idee von dem Reichthum und der Größe seiner afrikanischen Majestät bekommen sollten, die sich übrigens auch gar nicht scheuete, gestohlene Güter von ihren Dienern anzunehmen. Der größte Günstling des Königs war immer der, welcher seine europäischen Gäste am geschicktesten bestehlen konnte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Matrose.

Es ist in diesem Augenblicke einer der sonderbarsten Prozesse beym Admiralitätsgerichtshof in London anhängig. Ein Weib nämlich fordert ihren Sold als Matrose, in welcher Eigenschaft es in der brittischen Marine gestanden. Der Gerichtshof hat schon so weit entschieden, daß ihr Geschlecht bey der Auszahlung ihres Soldes kein Hinderniß sey, und es scheint, daß man ihren Ansprüchen nichts mehr entgegen setzen wollte, indem ein Schiffsmeister, unter dessen Schutz die Matrosin gestanden, geschworen, daß sie seine Magd gewesen. Jezt aber hielt man bey dem Kanzleyhof um einen Befehl an, dem Prozesse Einhalt zu thun, indem der Mann falsch geschworen und das Weib seine Frau sey. Der Großkanzler meinte aber, es müsse erst bewiesen werden, daß sie seine gesetzliche Gattin sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 19. Juli.

(Beschluß.)

Die komische Oper oder das Faydeautheater litt neulich an einem sonderbaren Gebrechen; es besaß nämlich eine solche Menge von Operetten im Manuskripte, daß es nicht mehr wußte, womit es anfangen sollte; alle diese Stücke waren seit zehn oder zwölf Jahren angenommen worden und die Verfasser harrten ungeduldig, daß die Reihe an sie kommen sollte; um aber all diese Operetten aufführen zu können, hatte das Faydeau-Theater einige Jahre lang die ältern Stücke ganz aufgegeben, und nichts als neue einstudiren und aufführen müssen. Da dieß aber nicht anging, so verfuhr die Direktion eben so summarisch, wie gewisse wilde Völker, die ihre Kinder umbringen, wenn's deren zu viel gibt: der Stoß von Manuskripten wurde von neuem vorgenommen; einige wenige Stücke wurden zurückbehalten, und alle übrigen unwiderruflich verworfen. Man kann sich das Erstaunen, den Zorn, die Verzweiflung

der Dichter und Komponisten einbilden, wovon mehrere schon Jahrelang auf eine baldige Aufführung ihrer Meisterstücke gebarrt hatten und die nun mit einem Male alle Hoffnung verloren haben, jemals aufgeführt zu werden. Wäre eine zweyte komische Oper da, wie es ein zweytes Théatre français gibt, so bliebe doch noch eine Aussicht übrig; allein eine solche heilsame Anstalt ist nicht vorhanden. Das gymnase dramatique war anfangs dazu bestimmt; es hat aber besser seinen Vortheil dabey gefunden, Vaudevilles statt Operetten zu geben. Somit ist den Komponisten jeder Weg verschlossen. Da die Andachtsübungen wieder in Mode kommen, und von den Ultras stark unterstützt werden, so sollte man glauben, die Kirchenmusik müsse auch wieder in Aufnahme kommen; die französische Klerisey hat aber den alten schleppenden und eintönigen Kirchengesang mit Begleitung des Serpents genau und strenge beybehalten. Dieß nennt sie die ancienne austérité du culte. So ereignet es sich dann, daß, da alle Jahre ein auf Kosten der Regierung in Italien und Deutschland gereiseter junger Komponist zurückkommt, sich nunmehr bereits zwanzig solcher Komponisten vorfinden sollen, die Alle nichts zu thun haben, weil die komische Oper ihre Partituren nicht aufführt und die Geistlichkeit keine Kirchenmusik will. Ihnen bleibt also keine andere Aussicht, als für die Musikhändler Romanzen, Sonaten und Variationen zu komponiren, und Unterricht in der Musik zu geben, wofern sie nicht auch Instrumente spielen, und in den Theaterorchestern Anstellung finden. Für die spielenden Tonkünstler sind die Aussichten freylich viel besser; die Menge der Orchester in Paris bedarf deren eine große Anzahl, und haben sie einigen Ruf, so fehlt es ihnen nimmer an Beschäftigung. Einer der ältesten der noch lebenden französischen Operntkomponisten, Berton, hat neulich eine große Oper, Virginia, auf die Bühne gebracht, die auch ziemlichen Beyfall erhalten hat, zumal da die Operndirektion sie mit allem dem Prunke ausgestattet hatte, womit die großen Stücke auf dieser Bühne zu erscheinen pflegen. Obschon man in dieser neuen Komposition den geschickten, in der Theatermusik bewanderten Tonkünstler keineswegs hat verkennen können, so werden doch wahrscheinlich seine ältern Operetten den Vorzug vor dieser großen Oper behaupten. Der Verfasser des Textes ist der römischen Geschichte treu geblieben, und hat nur, des größern Effektes halber, das Chor der Vestalinnen hineingebracht, welche Virginia in Schutz nehmen, während Appius und Virginius um den Besitz derselben streiten. Ueber die aus Virginias Tode entsprungene Wiederherstellung Roms ist der Dichter schnell hinübergeglitten; hätte er diese allzureizend geschildert, wer weiß, ob er nicht angestoßen hätte? Von den jungen Tonkünstlern hat Herold wieder eine Operette geliefert, nämlich den Maulesseltreiber; dem Texte liegt dieselbe schlüpfrige Erzählung des französischen Fabeldichters Lafontaine zum Grunde, die in Joconde und in den Pages du Duc de Vendome schon sehr witzig und zart behandelt worden ist, und gegen den Nicolo Isouard hält Herold auch schwerlich den Vergleich aus; indessen ist seine Musik doch gefällig und angenehm und da das Stück nur einen Aufzug hat, und folglich allzukurz ist, um Langweile zu erregen, so wäre es möglich, daß es sich ziemliche Zeit auf der Bühne erhielte. Neulich wollte die komische Oper eine alte Operette Sedaines und Gretrys: den Grafen Albert wieder auffrischen, die in ihrer Neuheit außerordentlichen Beyfall erhalten hatte. Allein die Kinder oder Kindeskinder derjenigen, welche der Graf Albert entzückt hatte, müssen ihren Geschmack wohl vervollkommnet haben; denn der Graf Albert ließ sie kalt wie Eis, und sie begriffen kaum, wie eine solche Oper sonst so vielen Beyfall hatte finden können. Indessen wirken Nebenumstände so sehr auf den Erfolg eines Theaterstückes, daß unsere Vorältern oft auch über den Beyfall erstaunen würden, den die Kindeskinder diesem oder jenem Stücke zollen. Fast nicht besser als der komischen Oper ist es der großen Oper mit der Wiederaufführung der Mystères d'Isis gegangen, die seit langer Zeit nicht gegeben worden waren. Man hat es der Pariser Oper beständig zum Vorwurf gemacht, daß sie Mozarts Zauberflöte in der Mystéris d'Isis verhunzt habe, und dieser Vorwurf wird in den Journalen fast bey jeder Wiederaufführung der Mystères d'Isis wiederholt. Indessen dünkt mich doch, daß man hierin zu weit gehe. Daß die Oper Unrecht gehabt hat, aus einer Operette eine Opera seria zu machen, ist allerdings gegründet: das ist aber auch Alles, was man ihr vorwerfen kann. Die Zauberflöte konnte auf keinem Theater in Paris aufgeführt werden, als im Faydeau-Theater oder an der großen Oper; ersteres gibt aber nichts als Originalkompositionen; ein aus einer fremden Sprache übersetzter Text würde unerträglich für die Pariser Zuhörer seyn; es blieb also nichts übrig, als Mozarts Meisterstück auf die Bühne der großen Oper überzutragen, und dazu war es nöthig, mit einer verwegenen Hand an demselben zu zimmern und dem Texte eine ernsthaftere Gestalt zu geben. Da hat dann freylich sogar in der Musik etwas eingeschoben werden müssen, was zwar Mozart, aber nicht der Zauberflöte angehört. Zur Entschuldigung der Verwegenheit des Herrn Lachnith, welcher die Musik, wie's auf dem Zettel heißt, arrangirt hat, wofür er aber auch oft von den leidenschaftlichen Liebhabern der Mozart'schen Meisterstücke verwünscht worden ist, muß man bedenken, daß ohne seine Vorkehrungen eines der vortrefflichsten Stücke der deutschen Oper den Franzosen beynahe noch ganz unbekannt seyn würde. Indessen bliebe jetzt noch etwas zu thun übrig. Die italienische Oper sollte die Zauberflöte völlig wie sie ist, in der Uebersetzung aufführen und den Dialog in Recitativ setzen. Gesungene Albernheiten gehen weit leichter durch als gesprochene; in der italienischen Oper ist man auch an schlechte Texte so gewöhnt, daß wahrlich der Schikaneder'sche nicht viel Anstoß geben würde.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 202.
Schadenfreude.

Charade.

Das Erste gehört nicht unserer Sprache,
Und ist doch unverfälscht und rein;
Ich lieb es, traun! an jeder Sache,
Absonderlich am Wein.

Das Zweyte gehört nicht unserer Sprache,
Und ist doch unverfälscht und rein;
Ich lieb es, traun! an jeder Sache,
Absonderlich am Wein.

Ehrfurchterweckend ist das Ganze,
Es muß den Königsthron umzieh'n,
Und schön ist neben goldnem Glanze
Sein tiefes, wunderbares Glüh'n.
Noch schöner ist sein festlich Prangen,
Wenn es von Osten zu uns strahlt;
Am schönsten doch — wenn auf den Wangen
Der Liebe Hochgefühl sich malt.

M.

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 30. August 1823.

Geschichte.

Aelteste Geschichte von Tegernsee aus den Quellen bearbeitet von Max Freyherrn von Freyberg. München, 1822, bey Karl Thienemann. 292 S. 8.

Die Geschichte dieser uralten, an dem stillen See von himmelansteigenden Bergen umgebne, so malerisch gelegenen Abtey, jezt ein Lieblings-Aufenthalt S. M. des Königs von Bayern, wird schon der neuen Bedeutung des Ortes wegen eine erwünschte Erscheinung seyn. Doch nicht minder als den mit Treue und Liebe an seinem allverehrten Könige hängenden Bayern wird dieses kleine Werk den Freund des Alterthums, den gründlichen Forscher der Geschichte erfreuen.

Der Verfasser, der sich ganz neuerdings durch seine gekrönte Preisschrift über Bayerns ältere Rechtsgeschichte für dieses Fach rühmlichst legitimirt hat, erzählt uns hier in 7 Capiteln die Geschichte der Familie des heiligen Quirins, welche den Inbegriff sämmtlicher zur Abtey gehörigen Personen bildete. Die fünf ersteren derselben enthalten die Geschichte Tegernsee's von seiner ersten Gründung in grauer Vorzeit des Licht und Heil bringenden Christenthums, dann unter seinen verschiedenen Aebten bis in den Anfang des 14ten Jahrhunderts; das 6te beschreibt Tegernsee unter den Carolingern und das 7te die Verfassung des Klosters nach seiner Wiederherstellung.

Angehängt ist eine interessante Sammlung von Beylagen, 1) über Stamm und Geschlecht der Stifter von Tegernsee, 2) Mortylogium antiquissimum, 3) Urbarium antiquissimum, 4) Codex epistolarum.

Nur kurze Zeit ist seit Aufhebung der Klöster verflossen, und schon fühlt man, daß um dem Uebel ihrer zu großen Anzahl abzuhelfen, ein anderer Fehler begangen worden, ich meyne ihre gänzliche Aufhebung, wenigstens in so vielen Staaten. Die Bedürfnisse des Tages können nicht alles entschuldigen; die Institute aber, die zum meisten Theil mitgewirkt haben, den Zustand der Kultur herbeyzuführen, dessen die Menschheit sich jezt erfreut, hätten dennoch mehr Anerkennung, oder wenigstens Benützung ihres gleichzeitigen Strebens nach einem höheren Ziele, verdient und erheischen sollen. Allein der Zeitgeist hatte ihnen den Stab gebrochen, man sollte nichts wie Ausartung in denselben erkennen.

Der parteylose Leser erfreut sich in den ersteren Kapiteln dieser Geschichte mit Bewunderung der patriarchalischen Verwaltung des Gotteshauses und der frühesten Lebensordnung seiner Mönche von St. Benedikts Regel, der Regsamkeit ihrer Künstler-Stätten, ihres Fleißes und ihres lebendigen Verkehrs großer Ideen und fruchtbarer Entdeckungen im Gebiete des Wissens. Schon in grauer Vorzeit war Tegernsee die Wiege der geistigen Kultur in jenen Bergen und rief so manches in's Leben, was, wenn gleich oft unterbrochen, doch immer wieder mit neuer Kraft erblühte und schöne Früchte bringen mußte. In Beziehung auf Personen-, Adels- und Kloster-Recht sind besonders die lezteren Kapitel, so wie der Anhang interessant. Der pragmatische Theil ist von dem Verfasser, dem die Quellen alle zu Gebot standen, mit Urkunden belegt.

Zum Schlusse giebt sich Referent das Vergnügen, seine Leser mit beyfolgendem Auszug einen Blick in das Kloster und seine Einrichtung werfen zu lassen:

„Die Pflichten des Abtes — in geistlicher Führung des Hauses und der Seelen — waren in der Regel des Ordens verzeichnet. In weltlicher Führung dieser großen Gesammtheit von Gütern und Personen wurde nicht minder von demselben gefordert, was ein guter Haus-Vater seiner Familie schuldig ist. Dazu gehörte viele Klugheit, Weisheit und Kraft, in einer Zeit, die so vieles der Tüchtigkeit der Person anheim gab. Welchen Fleiß erforderte nicht schon der Haushalt; und wie vieler Freunde bedurfte man nicht, um hier den Eingriffen roher Gewalt die Spitze zu bieten; besonders da St. Quirins Patrimonium an der Etsch, der Donau und Isar — umgeben von gefährlichen Nachbarn — zerstreut lag. Was gaben überdieß selbst die eigenen Vögte nicht zu schaffen. Welche schwere Pflichten hatte der Abt als Hirte der Seelen, als Vater der Mönche. Und wie oft entrissen ihn nicht die Geschäfte der Kirche und des Staates, die ihn über die Alpen oder an das Hof-Lager riefen, aus der Mitte seiner Familie, wo so vieles zu besorgen war.

Wie dringend war also die Bestellung der Aemter mit tüchtigen Leuten. Diese aber übte der Abt nach dem Vorschlage der Brüder. Unter seiner Aufsicht verwalteten die Pröbste ihr geistliches Amt, so wie die Aufsicht über die Güter. Diese überkamen ihre Würde, auf Vorschlag des Abtes, durch das Kapitel. Die äußern Provisoren und Dekane standen unter ihnen. Nach der Aernte ritten sie hinaus, die Vorräthe auf den Speichern und in den Kellern zu besehen. Was über den Verbrauch des Ortes, über Abzug dessen erübrigt, was der Gastfreundschaft gewidmet war, sendeten sie in das Kloster an den Kämmerer, welcher der eigentliche Verwalter der Vorräthe und Gelder war. Von diesem empfiengen die Offizialen, was zum täglichen Verbrauche nothwendig war; und so war der Kämmerer in der Uebersicht der jährlichen Ausgaben sowohl, als der Einkünfte des Hauses. Auch die Geschenke der Freunde des Klosters, und Alles, was die Novizen mit dahin gebracht, hat er in Empfang genommen. Nur was unter einem Solidus war, wurde sogleich an den Kellerer zur Unterstützung der schwächern Mönche (delicatos) abgegeben: geopfertes Kirchen-Geräthe verblieb der Sakristey. Wohl mochte der Kämmerer Geschenke und Früchte auch für Geld verwehrten, doch war er verpflichtet, immer ein Stück des Kauf-Schillings wieder hinzugeben, damit St. Benedikts Regel „ut res nostræ semper vilius vendantur" in Erfüllung komme. In Benehmen mit Kämmerer und Prior, besorgte der Kellerer den Tisch. Unter seinem Schlüssel stand all in den Maierhöfen und Ställen befindliches Vieh und Geflügel, und aller Speise-Vorrath überhaupt; der Obst-Garten aber gemeinschaftlich mit dem Hospitar. Auch über das Gesinde übte er die Disciplin, und schwang wohl selbst oft die Geisel, jedoch nicht ohne nach der Buße dem Reuigen Wein und Brod zu reichen. Pater Congregationis, so nannten sie ihn; er führte den Hammer zur Glocke, die die Brüder an ihr Tagewerk rief. Der Granatarius, Custos vini, der Gärtner und Fisch-Meister waren seine Untergebenen. Dem Granatar hinwiederum gehorchten die Bäcker, Last-Thier-Treiber, der Wäscher und der Refectorarius. Der Custos vini wachte über den Keller, der auch seine Schlafstätte war. Der Refectorar sorgte für die Bekleidung des Tisches, und gab das Zeichen zum Anrichten. Dann kam der Abt in die Küche, um nachzusehen, ob die Portionen ohne Ansehung der Person vertheilt worden.

Der Hospitar war der Spender gastfreundlicher Gaben. Doch wurden nur reisende Brüder im Refectorium gespeist. Kamen der Gäste nur zwölf bis fünfzehn, so erhielten sie auf des Klosters Villen Quartier, und jedem wurde Brod und Bier, auch Wein einzeln zugemessen; waren ihrer aber 50—100, so wurde überhaupt eine Quantität an sie vertheilt. Bey reisenden Brüdern des Ordens hatte der Hospitar auch für die Diener und Pferde zu sorgen; und sonderbar! auch für die Todten, die zum Kloster gebracht wurden fürzusehen, war seines Amtes. Jeder, der den Abt sprechen wollte, konnte dieses nur durch ihn. Er schloß nach dem Completorium die Abtey und öffnete sie des Morgens. Kam da nun ein Fremder, so führte er ihn ein, vor allem aber vor das Bild des Kreutzes, um den Besuch mit Gebet zu beginnen. Griff der Pilger gesättigt wieder nach dem Stabe, so stimmte der Hospitar das Miserere mit ihm an, und geleitete ihn betend an das Thor. Kleriker führte er in den Speise-Saal, nachdem er ihnen Kappe und Ueberkleid gereicht. Für hohe Gäste versäumte er nicht, sich bey dem Sacristan mit Wachskerzen und Nacht-Lichtern zu versehen. Neben dem Hospitar hatte auch der Elemosinar für die Aufnahme der zu Fuße Reisenden zu sorgen. Er war es, der ihnen den ersten Tag ein Pfund Brod nebst Wein, den andern Tag ½ Pf. Brod und einen Denar zu reichen hatte. Die für Armen-Spenden bestimmten Naturalien; alle jene, von so vielen frommen Stiftern hiefür ausgeworfenen Gaben; auch was vermögliche Reisende an Geschenken zurückgelassen, stand unter seiner Verwaltung; eben so der für die Hülfsbedürftigen gesetzlich bestimmte zehnte Theil aller Renten der Kirche. Es lag in der Pflicht des Elemosinars wöchentlich hinauszugehen in die Hütten des Landes, um armen Erkrankten eine Gabe von Wein, Brod und Fleisch zu überbringen; Weibern ward diese Erquickung durch dritte gereicht. An dem Thore der Abtey wachte ein ernster, zum Lachen nicht geneigter Mann. Nie durfte dieser ein Pferd besteigen. Er empfing die in seiner Zelle absteigenden Gäste, wenn sie zu Pferde kamen, oder Brüder des Ordens waren, oder Weiber der Leute des Klosters. Sofort, nachdem sie von dem Connestabulus, der ihre Pferde besorgte, den Gruß empfangen, wurden sie zur Kirche geführt; indeß — zu Zeit des Winters — der Hospitar für warmes Fußbad besorgt war.

War einer erkrankt, so lag dem Infirmarius die schöne Fürsorge seiner Pflege ob. Besonders zugetheilte Diener giengen ihm hierin zur Hand; ein eigener Koch stand ihm zu Gebote.

Ueber des Klosters Bauten waren der Carpentarius und Adituus bestellt. Der Schatz der Kirche wurde durch den Apocrisiarius gehütet. Doch war es der Elemosinar, der in der Kirche schlief, um hier Obhut zu pflegen. Was bey jenem von frommen Schenkern an Brod und Geld niedergelegt wurde, übergab er dem Elemosinar; Eyer und Käse dem Kellerer; einiges jedoch mochte er selbst für den Schmuck und die Beleuchtung des Tempels verwenden. Auch lag ihm ob, die Lichter für das Refectorium und die Kranken zu besorgen, und zu Zeit der Nocturn das Zeichen mit der Glocke zu geben. Der Armarius war totius scripturæ magister et provisor. Je

in quadragesima wurden den Brüdern die zu lesenden Bücher vertheilt, die unter des Armars Verwahrung standen. Die Besorgung der Abschriften stand unter des Abtes eigener Revision. Regent des Chors- und Kirchen-Gesangs war nicht minder der Armarius. Sein Suffragan unterrichtete die Knaben unter seiner Aufsicht in der Musik. Aber die Sorge für die Sterbenden — das war sein ernsteres Geschäft. Auch für strenge Erfüllung der Jahres-Tage hatte er zu wachen.

Solches also war die Turne der Kleriker und Brüder, welche mit jener der Laven die Familie St. Quirins gebildet. Paßlich griff die Stellung, Eigenschaft, Thätigkeit und Würde aller einzelner Glieder in das gesammte Leben des Vereines ein. An feyerlichen Tagen traten sie alle zusammen; und in vielen Dingen wurden sie alle gehört, oder zur Zeugschaft gerufen. An solchen Tagen durfte der Abt nicht versäumen, am Hoch-Altare zu stehen, und im Refectorium zu erscheinen. Für Empfang, Bewirthung andächtiger Gäste und ihres Gefolges gebrach es dann nie an der freundschaftlichsten Fürsorge, und zu ihrer Gesellschaft wurden die Beredtesten gewählet."

Naturgeschichte.

Die Wunder des Mikroscops oder Darstellung der Weisheit des Schöpfers in verhältnißmäßig kleinen Gegenständen für Freunde des Wissens. Mit 9 Kupfern (Steinabdrücken!) Leipzig im Industrie-Comptoir, 1823. VIII und 125 S.

Eigentlich eine Uebersetzung von einem englischen Werkchen: The Wonders of the microscope. Herr D. Bergk hat dazu manche Zusätze gemacht, wie uns S. V des Vorworts lehrt, und so wurden aus 5 Kupfern des Originals neun Steinabdrücke. Es geht dem Menschen eine neue Welt auf, „wenn er sich, heißt es S. III. des Vergrößerungsglases bedient und damit die Milbe, wie den Elephanten, betrachtet." Den Elephanten möchte Ref. wohl einmal unter dem Mikroscop sehen, zweifelt aber sehr, daß ein zu diesem Behufe taugliches zu finden sey, es wäre denn etwa bey dem Riesenvolke in Gullivirs Reisen. Was aber die hier in dieser Schrift geschilderten kleinen Gegenstände anbetrifft, wie sie sich dem Auge unter dem Mikroscope darstellen, so wird jeder, der nicht schon damit bekannt ist, eben so unterhalten, als belehrt werden. Die Abbildungen sind reinlich und geben die Gestalt, wie sie sich, mehrere tausendmal vergrößert, zeigt. Eine Abhandlung über den Bau der Mikroscope und die dadurch gemachten Entdeckungen macht den Anfang. Dann folgt die Schilderung einer Nähnadelspitze, der Schneeflocken, des Punktes. Hierauf erscheint der größte Springer unter allen Geschöpfen, und gleich nach ihm tritt das sechsbeinige, langsam einherschreitende Ungeheuer des Haupres einher. Fliegen und Infusionsthierchen machen mit den Mücken und Polopen nicht weniger Aufmerksamkeit rege und so folgen noch eine Menge Gegenstände. Besonders spricht der Schluß an: Vergleichung der Werke der Kunst und der Natur, durchs Mikroscop betrachtet. Dort alles rauh, uneben, voller Furchen; die feinste Nadel gleicht einer Eisenstange. Hier alles im schönsten Glanze, im größten Ebenmaaße, ohne Riß und Ungleichheit vollendet. Die ganze Parallele empfiehlt sich besonders dadurch, daß die verglichenen Gegenstände fast alle bey der Hand sind und also, was der Verf. von ihnen sagt, unter dem Mikroscop nachgesehen werden kann.

Dichtkunst.

Dichtungen von A. C. Lindenhan. Schleswig im Taubstummen-Institut. 1822. 202 S. gr. 8.

Dichtungen und Gedichte sind nach dem herrschenden Sprachgebrauche zwey sehr verschiedene Dinge. Erzählungen z. B. (wie wir sie alljährlich Schockweise in Toiletten-Kalendern und ästhetischen Tageblättern finden), Novellen, Romane, Theaterstücke, werden häufig — zumal von den Verfassern und ihren befreundeten Recensenten — Dichtungen genannt, wie prosaisch sie auch immer gedacht und ausgeführt seyn mögen. Dagegen versteht man unter Gedichten gewöhnlich solche Erzeugnisse, welche poetisch sind in der Erfindung, oder in der Form, oder in beyden zugleich; und meistentheils giebt man diesen Collectivnamen den Musenproducten kleineren Umfanges, als da sind Lieder, Balladen, Romanzen u. s. w. In beyderley Rücksicht hätte der Verf. die vorliegende Sammlung Gedichte nennen sollen, obwohl ihre poetische Kraft eben nicht vom ersten Range ist.

Herr L., obschon durch manche Beyträge zu Winfrieds nordischem Musenalmanache bekannt, scheint ein reifer, ernster und classisch gebildeter Geschäftsmann *) zu seyn, von hellem Verstande, klarer Weltanschauung und empfänglichem Gemüthe, geübt im Technischen der Poesie, fähig, seinen Stoff dichterisch zu gestalten; aber nicht reich genug begabt mit Phantasie, um überall den Leser zu ergreifen, festzuhalten, zu erwärmen, und mit bleibenden Eindrücken zu entlassen. Der Charakter seiner Gedichte ist Ernst und Würde; Feuer, Kühnheit, Erhabenheit gehen ihnen größtentheils ab.

*) Rec. hat eine feine Nase. Herr L. ist in der That Burgemeister in Hadersleben. M.

Das Gedicht S. 36 ff., die Sprache des Menschen, Herder's Macht des Menschen im dritten Bande der Adraſtea geſtändlich nachgebildet, iſt wohl gelungen. Doch hat uns in der 10ten Strophe das Knittern der Blitze Anſtoß gegeben, und der Ausdruck S. 43: „das Frühlicht wendet" (ſtatt kehret wieder) iſt undeutſch. Die Vaterrache S. 89 ff., in der Fabel dem Julius von Tarent ähnlich, iſt in ſorgfältig gebauten achtzeiligen Stanzen geſchrieben; aber die Ausführung iſt zu gedehnt. Wenn S. 98. der meuchleriſche Brudermörder daſteht „mit mordbegier'gen Tigerblicken, in der Bruſt die Hand;" ſo malt das zwar, aber nicht klar genug, weil die Hand in der Bruſt nicht ſo verſtändlich iſt, als die Hand im Buſen (an dem Griffe des im Buſen verborgenen Dolches) ſeyn würde.

Nicht peint ihn mehr der grimme Schmerz der Wunden,

heißt es S. 102. Warum nicht peiniget? Das Beywort grimme durfte nur wegfallen, ſo war das undeutſche Zeitwort peinen (peiner) vermieden unbeſchadet des Metrum.

Der Herameterausgang S. 77: „namenloſeſte Wonne" verſtößt gegen die Sprachlogik: das Namenloſe läßt nach der Natur des Begriffes weder einen Comparativ noch einen Superlativ zu, weniger als gar keinen Namen kann ein Ding unmöglich haben. Der Sechsfüßler S. 192.

Freu dich | und ſey ge | troſt! in | dir iſt | Gott du biſt | in ihm —

iſt eine Mißgeburt: das ſey im dritten Fuße iſt eine Länge und das in im ſechſten eine Kürze. Aber —

Leicht iſt es Fehler zu ſehn, doch ſchwer, ſie ſelbſt zu vermeiden,

ſagt der V. 177. Es mag daher bey obigen Rügen bewenden. Schließen wir lieber unſere Anzeige mit der Winterlandſchaft, die uns, den Hiatus im erſten Verſe der zweyten und neunten Strophe ausgenommen, dergleichen Anſtöße nicht hat finden laſſen, und die wir für geeignet halten, den Verfaſſer denjenigen Leſern zu empfehlen, welche die Decorationsmalerey der Modepoeſie nicht unfähig gemacht hat, an Matthiſſon'ſcher Landſchaftsmalerey ſich zu ergötzen:

Es hüllt in einem weißen Todtenſchleier
Ihr Antlitz die erbleichende Natur;
Allüberall herrſcht tiefe, ernſte Feyer
Und düſt'res, wehmuthsvolles Schweigen nur.

Verheerend ſtreifte über grüne Matten
Der rauhe Nord, es fiel das Prachtgewand
Des Waldes, wo in den verſchwiegnen Schatten
Die bange Lieb' einſt Gegenliebe fand.

Vom Berge rauſcht nicht mehr die Kaskatelle
Ins ſtille Thal mit lautem Sprudelklang;
Es ſteht, vom Froſt erſtarrt, die Silberquelle
Um welche Flora Blumenketten ſchlang.

Und doch, wie reizend, o Natur! Es ſchauet
Mein Aug' entzückt das helle Schneegefild.
Den Berg, der dort in weiter Ferne blauet
Und rings Geſtalten regellos und wild.

An Baumeszweigen prangen weiße Flocken,
Wie einſt im Wonnelenz ihr Blüthenkranz.
Ein Weſthauch fächelt und die krauſen Locken
Erzittern, ſchillernd in der Sonne Glanz.

Wie roſig ſtrahlt die Flur im Wiederſcheine!
Wie laut erklingt des glatten Stroms Kriſtall.
Wie färben ſich mit Purpurgluth die Haine!
Wie funkelt, leuchtet, glänzt das weite All!

Im Schooß des ſtillen Thales ruht, umwallet
Vom zarten Nebelduft, die Stadt wie ſchön!
Und durch die ſchweigende Natur erſchallet
Der Silberſchellen fliegendes Getön.

Die Sonne ſank! Ein dichter Schleier umwebet
Mit Finſterniß das ſchimmernde Gefild,
Und in der Nacht, die ſchwarz hernieder ſchwebet,
Erblick' aufſchauernd ich des Grabes Bild.

Doch ſiehe! am azurnen Himmelsbogen
Helleuchtend dort des Mondes Angeſicht.
Er kommt mit Siegesglanz herangeflogen
Und rings verklärt die Flur ein mildes Licht.

O Zauberſchein! du ſtrömeſt ſanft und leiſe
Ins ſtille Herz Gefühl der höhern Welt.
Du lächelſt freundlich, wie im Tod der Weiſe,
Wenn dieſes Lebens Dunkel ihm ſich hellt.

Ein gottgeſandtes wunderſüßes Ahnen
Ergreift den Geiſt, der frey den Fittig regt.
Und uns, entzückt, auf lichtumſtrahlten Bahnen
Zur ſchönern, heißerſehnten Heimath trägt.

So kann Natur! dein Reiz uns nimmer alten (?)
So rührſt du ſtets mit mächtiger Magie,
Und in den raſtlos wechſelnden Geſtalten
Erkennen wir nur Ordnung, Harmonie.

Ja! dieſe öde, nackte Leichenhülle,
Die ringsumher jezt die Gefilde deckt.
Sie birgt die Kraft, die einſt in reicher Fülle
Zu ſüßem Duft die Lebensblüthe weckt.

Druckfehler.

In Nr. 52 des Lit. Bl. in d. Anz. v. d. Schweiz. S. 208. Sp. 2. erſte Zeile, muß nun ſtatt: nun u. a. d. 37ſten Zeile nach: widerlegt — wird eingeſchoben werden.

Nr. 59. in d. Anz. v. Cunows Federſtichen. S. 234, erſte Sp. Zeile 17, muß nach: finden ſich eingeſchoben werden.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

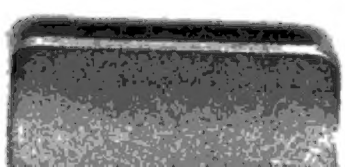
Book Slip–55m-10,'68(J4048s8)458—A-31/5

Nº 636764

AP30
M6
1823:2

Morgenblatt für gebildete Stände.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google